MITTHEILUNGEN

DER

ANTHROPOLOGISCHEN GESELLSCHAFT

IN WIEN.

REDACTIONS-COMITÉ:

HOFRATH PROF. DR. KARL TOLDT (VORSITZENDER), REGIERUNGSRATH FRANZ HEGER, SECTIONSCHEF ARTHUR FRH. v. HOHENBRUCK, CUSTOS JOSEF SZOMBATHY (BIS OCTOBER 1901), HOFRATH PROF. DR. EMIL ZUCKERKANDL, DR. L. BOUCHAL (SEIT NOVEMBER 1901).

REDACTEUR: DR. WILHELM HEIN.

XXXI. BAND.

(DER DRITTEN FOLGE I. BAND.)

MIT 4 TAFELN UND 235 TEXT-ABBILDUNGEN.

WIEN.

IN COMMISSION BEI ALFRED HÖLDER, K. U. K. HOF- UND UNIVERSITÄTS-BUCHHÄNDLER.

1901.

QH
3
D3
28.31-32

610553
4.7 55

DRUCK VON FRIEDRICH JASPER IN WIEN.

INHALT.

ABHANDLUNGEN.

Seite

Holl, Dr. M.: Mozarts Ohr. Eine anatomische Studie. (Mit 3 Abbildungen) 1
Lasch, Dr. Richard: Die Verstümmelung der Zähne in Amerika und Bemerkungen zur Zahndeformierung im Allgemeinen 13
Yamasaki, Dr. N.: Ein Besuch in den Kopfjägerdörfern auf Formosa. (Mit 24 Originalabbildungen) . 23
Herman, Otto: Die Fängigkeit der Fischzäune und Fischreusen. (Mit 23 Abbildungen) 38
Preen, Hugo von: Opferung aus Thonkopfurnen in Haselbach bei Braunau am Inn und in Taubenbach. (Mit 30 Abbildungen) 52
Kretschmer, Dr. Paul: Das Märchen vom Blaubart 62
Seler, Dr. Eduard: Die Ausgrabungen am Orte des Haupttempels in Mexico. (Mit 20 Abbildungen) . 113
— Die Huichol-Indianer des Staates Jalisco in Mexico. (Mit 22 Abbildungen) 138
Gorjanović-Kramberger, Dr. K.: Der paläolithische Mensch und seine Zeitgenossen aus dem Diluvium von Krapina in Kroatien. (Mit 4 Tafeln und 13 Textabbildungen) 164
Andrian-Werburg, Freiherr von: Die Siebenzahl im Geistesleben der Völker 225
Fuchs, Karl: Der Burzenländer-Hof. (Mit 28 Abbildungen) 275
Winternitz, Dr. M.: Die Flutsagen des Alterthums und der Naturvölker 305
Fuchs, Karl: Über das Székler Haus. (Mit 12 Textabbildungen) 334
Reinecke, Dr. P.: Die La Tène-Funde vom Gräberfelde von Reichenhall. (Mit 1 Textabbildung) . . . 340

LITERATUR-BERICHTE.

A. ANTHROPOLOGIE.

Beck G.: Der Urmensch 348
Jankó, Dr. Johann: Magyarische Typen 350
Kraitschek, Dr. Gustav: Die anthropologische Beschaffenheit der Landskroner Gymnasial-Jugend . . . 201
— Europäische Menschenrassen 349
Mahoudeau, Pierre G., et Capitan: La question de l'homme tertiaire à Thenay 206
Martin, Rudolf: Anthropologie als Wissenschaft und Lehrfach 88
Mayet, Lucien: Documents d'Anthropologie criminelle 201
Onnis, Dr. E. Ardu: Contributo all' antropologia della Sardegna 349
Pittard, Eugène: Étude de diverses séries de crânes anciens de la Vallée du Rhône 348
The Journal of the Anthropological Society of Tokyo 217
Trojanović, Prof. Dr. Sima: Die Trepanation bei den Serben 374

B. URGESCHICHTE.

Déchelette, Joseph: Le Hradischt de Stradonic en Bohème et les fouilles de Bibracte 353
Étude d'Archéologie comparée 354
Evans, Arthur J.: The Palace of Knossos 209
Forrer R.: Zur Ur- und Frühgeschichte Elsass-Lothringens 352
Heierli, Jakob: Urgeschichte der Schweiz 205
Köhler, Dr. K.: Album der im Museum der Posener Gesellschaft der Freunde der Wissenschaften aufbewahrten prähistorischen Denkmäler des Großherzogthumes Posen 205
Luschan, Felix von: Die Karl Knorr'sche Sammlung von Benin-Alterthümern im Museum für Länder- und Völkerkunde in Stuttgart 220

Seite

Mariani, Lucio: Aufidena. Ricerche archeologiche e storiche nel Sannio settentrionale 207
Milani, Luigi Adriano: Studi e Materiali di Archeologia e Numismatica 211
Mortillet, Gabriel et Adrien de: Le Préhistorique. Origine et antiquité de l'homme 112
Müllner A.: Typische Formen aus den archäologischen Sammlungen des krainischen Landesmuseums »Rudolphinum« in Laibach in photographischen Reproductionen 108
Schliz, Dr. A.: Das steinzeitliche Dorf Großgartach 202
— Der Entwicklungsgang der Erd- und Feuerbestattung in der Bronze- und Hallstattzeit in der Heilbronner Gegend 351
Szombathy Josef: Das Grabfeld zu Idria bei Bača in der Grafschaft Görz 109
Vjesnik hrvatskoga archeološkoga društva 111
Woldřich, J. N.: Lagerplatz des diluvialen Menschen und seine Culturstufe in der Generalka bei Prag 355

C. ETHNOLOGIE.

1. Allgemeines; Zeitschriften. Sammelwerke.

Bastian, A.: Die Probleme humanistischer Fragestellungen und deren Beantwortungsweisen unter den Zeichen der Zeit 357
Bulletin de l'École Française d'Extrême-Orient. Première année 366
Chamberlain, Alexander Francis: The Child 89
Colozza, G. A.: Psychologie und Pädagogik des Kinderspieles 360
Etnografičnij zbirnik 93
Lasch, Richard: Besitzen die Naturvölker ein persönliches Ehrgefühl? Ein Beitrag zur Ethik der Naturvölker 299
Lud (Das Volk) VI. Jahrgang. Lemberg 190 92
Müller, Dr. Josef: Das sexuelle Leben der Naturvölker 213
Pischel, Richard: Die Heimat des Puppenspieles 359
Prawda (Die Wahrheit) 364
Schlosser, Julius von: Zur Genesis der mittelalterlichen Kunstanschauung 212
Winternitz, Dr. M.: Völkerkunde, Volkskunde und Philologie 89
Wisła (Die Weichsel) XIV. Jahrgang 1900 361
Woermann Karl: Geschichte der Kunst aller Zeiten und Völker. 1. Band. Die Kunst der vor- und außerchristlichen Völker 358

2. Specielle Ethnographie und Volkskunde.

Andrée, Richard: Braunschweiger Volkskunde 368
Bartels, Adolf: Der Bauer in der deutschen Vergangenheit 369
Beauquier Ch.: Les mois en Franche-Comté 214
Bion von Smyrna: Adonis. Deutsch und griechisch von Ulrich von Willamowitz 373
Boesch, Hans: Kinderleben in der deutschen Vergangenheit 369
Caland W.: Altindisches Zauberritual. Probe einer Übersetzung der wichtigsten Theile des Kâuçika-Sûtra 97
Fewkes, J. Walter: A theatrical performance at Walpi 106
— The New-Fire Ceremony at Walpi 107
Foy W.: Schwerter von der Celébes-See 98
— Zur Frage nach der Herkunft einiger alter Jagdhörner aus Elfenbein: Portugal oder Benin? . . 221
— Muschelschamdeckel von Broome, Roebuck Bay, Nordwest-Australien 223
Geyer M.: Osterlandsagen. Sagen, Bilder und Geschichten aus dem Altenburger Ostkreise 371
Grisanti C.: Usi, credenze, proverbi e racconti popolari di Isnello 372
Hock, Stephan: Die Vampyrsagen und ihre Verwertung in der deutschen Literatur 370
Jong, Karl Hendrik Eduard de: De Apuleio Isiacorum mysteriorum teste 90
Jühling, Johannes: Die Thiere in der deutschen Volksmedicin alter und neuer Zeit 368
Koudelka, Florian: Lidové léčeni dobytka. (Über die volksübliche Behandlung von krankem Vieh) . 214
Melodje Ludowe Litewskie. (Litauische Volksweisen) 374
Meltzer, Hans: Die Vorstellungen der alten Griechen vom Leben nach dem Tode 373
Meyer, A. B., und Richter O.: Die Helme aus Messingblech von Celébes und den Molukken 375

Seite

Much, Dr. Rudolf: Deutsche Stammeskunde 91
Preuss, Dr. K. Th.: I. Die Hieroglyphe des Krieges. II. Kosmische Hieroglyphen der Mexicaner . . 300
Roth, Walter E.: Ethnological Studies among the North-West-Central Queensland Aborigines 223
Rouffaer G. P.: Oost-Indische Weefsels, Javaansche Batik's en Oud-Indische Meubelen 219
Sébillot Paul: Contes des landes et des grèves 94
Seler, Dr. Eduard: Das Tonalamatl der Aubin'schen Sammlung. Eine altmexicanische Bilderhandschrift der Bibliothek Nationale in Paris 100
Spencer, Baldwin M. A., und Gillen F. I.: The Native Tribes of Central Australia 222
Stoll, Otto: Die Erhebungen über Volksmedicin in der Schweiz 367
Stratz C. H.: Die Frauenkleidung 299
Wilda Johannes: Von Hongkong nach Moskau, ostasiatische Reisen 376
Zdekauer, Dr. A.: Über die Sundainseln nach Neu-Guinea und dem Bismarck-Archipel 220

NEKROLOGE.

Gustav Bancalari 71
F. Max Müller 80
Arthur Hazelius 198
Karl Weinhold 297
Wilhelm Tomaschek 345

F. Weber: Zur Abwehr 224

Autoren- und Sachregister . . . . . [I]

DRUCKFEHLER UND VERBESSERUNGEN.

Seite	16,	Zeile 22:	›anzizi‹	soll heißen	›anzisi‹.
»	36,	» 22 von unten:	›*kūdž*‹	» »	›*kūdi*‹.
»	36,	» 19 » »	›*pōkan*‹	» »	›*pōkan*‹.
»	125,	» 19 » »	›*Conatl*‹	» »	›*Conatl*‹.
»	166,	» 7:	›antiquitatis‹	» »	›Merckii‹.
»	166,	» 7:	›tichorhinus‹	» »	›megarhinus‹.
	166,	» 10: nach ›Mousterien‹ einzufügen: ‚ja dem tiefsten ›Chelléen‹'.			
»	166,	» 13:	›antiquitatis‹	soll heißen	›Merckii‹.
»	167,	» 13:	»	»	»
»	176,	» 12:	»	»	»
	179,	» 20:	»	»	»
»	179,	» 20:	›tichorhinus) Blumb.‹	»	›megarhinus) Christ.‹
»	180,	» 7 von unten:	›antiquitatis‹	»	›Merckii‹.
	242,	» 18:	›Molukken‹	»	›Malakka‹.
»	284	Abbildung 138 ist verkehrt gestellt.			

Das Inhaltsverzeichnis der separat paginierten Sitzungsberichte befindet sich am Schlusse derselben.

Mozarts Ohr.

Eine anatomische Studie.

Von **Prof. Dr. M. Holl** in Graz.

(Mit 3 Abbildungen.)

Das Mozart-Museum in Salzburg bewahrt ein Aquarell (Abb. 1), in welchem zwei Ohren (jedes ein linkes) dargestellt werden; unter dem einen Ohr steht geschrieben: »Mozarts Ohr«, unter dem anderen: »Ein gewöhnliches Ohr«.

Der Katalog[1]) führt an, dass das Aquarell ein Geschenk von Herrn Arthur Gaye sei, und erläutert dasselbe wie folgt: »Nach dem Ohr von Mozarts Sohne Wolfgang, der des Vaters feines Gehör hatte und von dem Mozart scherzend prophezeite, ‚es werde dieses Kind ein echter Mozart werden', weil der Kleine einst weinend in den Ton einstimmte, aus dem der Vater eben auf dem Clavier spielte. Selbst die Gesichtszüge waren denen des Vaters sehr ähnlich, wie dies allgemein von jenen behauptet wurde, die letzteren kannten.«

Eine Reproduction (Abb. 2) des Aquarells jedoch in lithographischer Ausführung (Kreide) bringt die von G. N. v. Nissen herausgegebene Biographie W. A. Mozarts.[2]) Eine Besprechung dieser Zeichnung gibt Nissen jedoch nur bei der Schilderung von Mozarts Sohne Wolfgang; sie lautet: »Die Gesichtszüge und Ohren des Sohnes Wolfgang sind denen des Vaters ähnlich; was außerordentlich merkwürdig zu sein scheint, ist der Bau an Mozarts Ohren, ganz verschieden von den gewöhnlichen und die, im Vorbeigehen gesagt, nur sein jüngster Sohn von ihm geerbt hat. Aus dieser beiliegenden Abbildung ist ersichtlich, worin der Unterschied besteht.«

Bild und Schrift machen also auf eine besondere und gleichartige Bildung der Ohren bei W. A. Mozart und seinem Sohne Wolfgang aufmerksam.

Ein anderer Hinweis auf Mozarts Ohren findet sich im Kataloge[3]) des Mozart-Museums gelegentlich der Erläuterung einer im »Geburtszimmer« hängenden Photographie: »W. A. Mozart als Knabe am Clavier«, nach dem im Besitze des Consuls Herrn F. Bamberg in Messina befindlichen Originale, nämlich einer, wahrscheinlich von Streicher angefertigten, minierten Bleistiftzeichnung, welche Mozart linksgewendet im Profil zeigt. Der Katalog gibt folgende Notiz: »Geschmeichelt ist dem Originale gewiss nicht, hiefür bürgt so manches Detail, wie die schroffe Form der Augenbrauen und des Ohres, welches bekanntlich bei Mozart abnorm war, wie uns Nissen versichert. Jedenfalls dürfte diese Zeichnung, ohne den höheren Anforderungen eines vollendeten Porträts entsprochen zu haben, seinerzeit dem Originale sehr ähnlich gewesen sein.«[4])

[1]) Herausgegeben von Joh. Ev. Engl. 2. Aufl., Salzburg, im Juni 1898, S. 13, Nr. 38.

[2]) Biographie W. A. Mozarts von G. N. v. Nissen: nach dessen Tode herausgegeben von Constanze, Witwe v. Nissen, früher Witwe Mozart. Leipzig 1828, S. 586.

[3]) a. a. O. 12, Nr. 29.

[4]) An dieser Stelle möge die Aussage Hyrtls »Mozart hatte bekanntlich große Ohren« Erwähnung finden. In dem 12. Jahresberichte der internationalen Stiftung »Mozarteum« in Salzburg (Salzburg 1892, S. 36) wird von Joh. Ev. Engl in dem Aufsatze: »W. A. Mozarts Schädel« unter anderem folgendes berichtet: L. A. Frankl bringt am 8. Jänner in der »Neuen Freien Presse« die folgende Beschreibung des Schädels, wie sie Hofrath Hyrtl ihm 1868 in die Feder dictierte: »... Mozart starb im 34. (richtig im 36. Lebensjahre

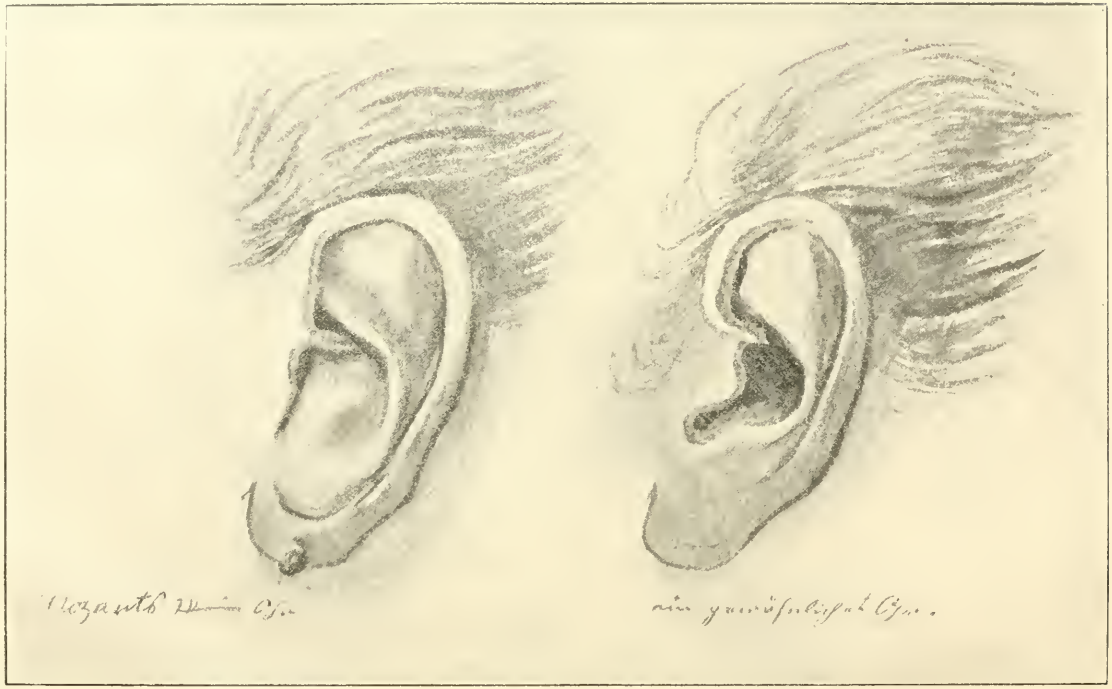


Abb. 1. Copie des im Mozart-Museum in Salzburg befindlichen Aquarelles

Mit Bewilligung der internationalen Stiftung »Mozarteum« in Salzburg reproduciert. Nachdruck verboten.

In der Nummer 22 vom 2. Juni 1898 der »Deutschen medicinischen Wochenschrift« veröffentlichte Dr. P. H. Gerber (Privatdocent in Königsberg) eine anatomische Studie: »Mozarts Ohr«; Verfasser stützt sich in seinen Ausführungen auf das im Mozart-Museum befindliche Aquarell, von welchem er eine Abbildung (Abb. 3) gibt, wie er sie nach dem Aquarelle an Ort und Stelle angefertigt hat.

Gerber, der, wie es scheint, annimmt, dass das im Aquarell dargestellte Ohr W. A. Mozarts, des Vaters, Ohr betrifft, kommt nach seinen Darlegungen zu folgendem Ergebnisse:

»Nach alledem also haben wir es in Mozarts Ohr mit einer Missbildung zu thun, die nicht nur sehr unschön — nach Massgabe der Anpassung unseres ästhetischen

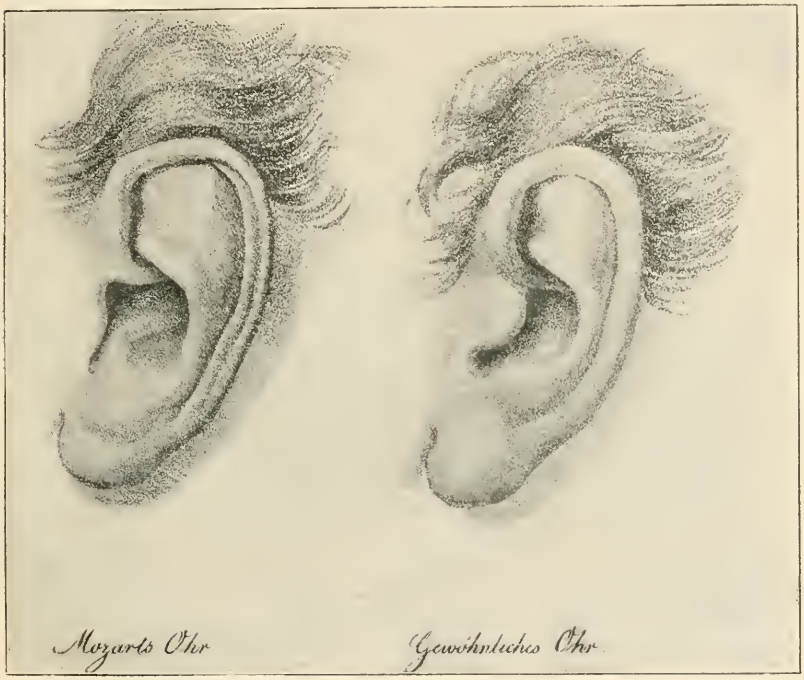


Abb. 2. Reproduction des Aquarelles in Nissens Biographie »W. A. Mozart«.

Empfindens an das gegebene Normale — sondern auch auf einer tieferen Entwicklungsstufe stehen geblieben ist. Eine eigenthümliche Ironie des Schicksals hat dem Manne, dessen

Er hatte bekanntlich große Ohren, solche hängen mit großen Gehörgängen zusammen. Diese sind an dem vorliegenden Schädel absolut weit. . .« Engl bemerkt hierzu: »Dass von einem ‚großen Ohr' (wenn darunter die äußere Ohrmuschel gemeint sein soll) von den Mitlebenden nie etwas erwähnt wurde.« Alle Biographen schildern nach Mittheilungen der nächsten Angehörigen Mozarts und übereinstimmend: »Er war von auffallend kleiner, unansehnlicher Figur, sein Kopf zwar dick, für seinen Körper verhältnismässig zu groß; Ohren, Mund, Hände, Füße waren diesem gut proportioniert, nur die Nase war in ihrer Größe in gleicher Körperschmalheit, wie nach der Verheiratung, auffallend, und im »Morgenblatt« wird er einmal der ‚enorm benaste Mozart' genannt.« Hyrtls Mittheilung erscheint belanglos, da ja einerseits große Ohren häufig genug beobachtet werden und anderseits aus einem »großen« Gehörgange nicht mit Sicherheit auf ein großes Ohr geschlossen

innerliches Ohr sozusagen die höchste menschliche Entwicklung erreicht hat, ein zurückgebliebenes und missbildetes äußeres Ohr gegeben.«

Diese Gerber'sche Mittheilung über Mozarts Ohr wird, eben weil es sich um Mozart handelt, besonderes Interesse erregen, und dies umsomehr, da dieselbe als Ergebnis einer eingehenden anatomischen Untersuchung des Mozart'schen Ohres erscheint. Es wird nicht nur die Nissen'sche Angabe bestätigt, sondern auch in anatomischer Weise erläutert, worin das Besondere und Auffallende an Mozarts Ohr bestanden habe.

Wegen der Bedeutung, die die Gerber'sche Mittheilung für sich in Anspruch nimmt, seien aus derselben folgende Einzelheiten hervorgehoben: Ein Ohr wie dasjenige Mozarts fällt auch dem Laien auf durch die Anzahl und den Grad seiner Abweichungen: 1. Während bei einem gewöhnlichen Ohr der Verlauf des äußeren Randes der Muschel, die ganze Helix (Abb. 3, *a b c*) einer schön geschwungenen Bogenlinie folgt, deren auf- und absteigender

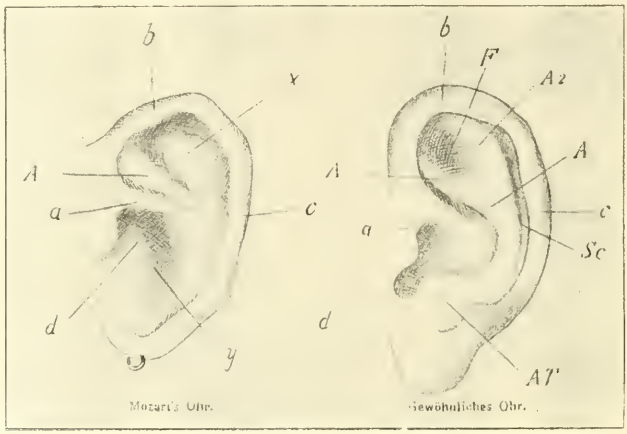


Abb. 3. Gerbers Reproduction des im Mozart-Museum in Salzburg befindlichen Aquarelles. (Abb. 1.)

Theil ein untrennbares Ganze bildet, etwa den Anfang einer Spirale, verläuft bei Mozarts Ohr die Wurzel (Abb. 3, *a*) der Helix annähernd horizontal und setzt sich dann mit einem deutlichen, nur noch wenig stumpfen Winkel gegen den aufsteigenden Schenkel (*b*) ab, und dieser wiederum geht mit einem scharfen, fast rechtwinkeligen Knick in den absteigenden Schenkel (*c*) über. Dadurch erhält der obere Theil der Ohrmuschel statt der gewöhnlichen Richtung nach vorne scheinbar eine nach hinten geneigte. Da, wo der absteigende Schenkel sich in den Ansatz des Ohrläppchens verlieren soll, bildet der äußere Rand der Helix — hier aber

werden kann und endlich darum, weil es fraglich ist, ob der in Hyrtls Besitz gewesene Schädel wirklich der Mozarts war. (Engl berichtet in dem oben angeführten Kataloge S. 16, dass nach Hyrtls Tode Mozarts Schädel wieder auf eine mysteriöse Weise verschwunden ist, wie er seinerzeit gefunden wurde. Eine nach Hyrtls Tode von Bürgermeister Zeller in Salzburg am 1. August 1894 an Hyrtls Freund und Testamentsvollstrecker Herrn V. Schöffel in Mödling gerichtete Anfrage bezüglich Mozarts Schädel wurde von diesem am 11. August dahin beantwortet, »1. dass das Testament über den mysteriösen Schädel [Mozarts] nicht die leiseste Andeutung enthält, und 2. dass weder im Thurmzimmer, wo Dr. Hyrtl seine Präparate, Schädel und Skelette in Perchtoldsdorf aufbewahrte, noch in den übrigen Räumlichkeiten dieser fragliche Schädel vorgefunden wurde, da Dr. Hyrtl seines Wissens alle daselbst aufbewahrten Gegenstände dieser Art bei Lebzeiten verschenkte«.)

nur dieser — wieder einen deutlichen Winkel durch einen kleinen Vorsprung. 2. Von der Gegenleiste (Antihelix) ist an Mozarts Ohr fast nichts mehr vorhanden als eine schmale, verkümmerte Leiste, deren oberer Theil dem unteren Schenkel der Antihelix (Abb. 3, *A*) entspricht, während ein dem oberen Schenkel entsprechender Theil überhaupt nicht existiert. Anstatt einer Fossa intercruralis oder triangularis (Abb. 3, *F*) besteht eine glatte, gar nicht weiter modellierte Ebene (Abb. 3, *x*), die diesem Theil der Muschel ein dürftiges, charakterloses Aussehen gibt. 3. Der obere Theil der Concha (Cymba conchae) ist an Mozarts Ohr ganz verlegt, da der obere Theil (Abb. 3, *A*) der Antihelix sich dicht über die Wurzel (Abb. 3, *a*) der Helix legt. 4. Es ist kein Antitragus vorhanden. 5. Die Concha ist abnorm groß, sieht glatt und charakterlos aus, einerseits weil der Antitragus fehlt und anderseits das Rudiment der Antihelix direct am Helix endet. 6. Das Ohrläppchen fehlt vollkommen; das Rudiment, das vorhanden ist, erscheint nur eben als eine Fortsetzung der Helix. 7. Die rudimentäre Entwicklung der Antihelix und des Antitragus kommt meist zusammen und besonders bei einer bestimmten Kategorie von Ohren: den Breitohren, vor. 8. Das Mozart'sche Ohr wird durch einen Index von etwa 64·5 unter die Breitohren rubriciert. Da das Breitohr anthropologisch tiefer steht als das Langohr, steht Mozarts Ohr auf einer tieferen Entwicklungsstufe. Dafür spricht noch 9. das Fehlen des Ohrläppchens, welches bei niederen Menschenrassen entschieden geringer entwickelt ist, als bei den höheren.

Die im Auszuge mitgetheilten Angaben Gerbers über Mozarts Ohr stimmen wohl mit den Befunden, wie sie an der von ihm selbst im Mozart-Museum an Ort und Stelle nach dem Aquarelle angefertigten Zeichnung (Abb. 3) wahrzunehmen sind, vollständig überein, aber nur zum geringsten Theile stimmen sie mit den Befunden, welche das Mozart'sche Ohr im Aquarell (Abb. 1) aufweist; ja gerade in den wichtigsten Punkten ist hier zwischen Beschreibung und Befund kein Einklang zu finden.

Vergleicht man die Gerber'sche Reproduction (Abb. 3) mit dem Originale (Aquarell) (Abb. 1), so zeigt sich, dass die erstere gerade in den wesentlichsten Theilen andere Verhältnisse als das Original aufweist. Die Zeichnung ist derart ungenau gehalten, dass man unmöglich von einer wirklichen Reproduction des Mozart'schen Ohres nach dem Aquarelle sprechen kann. Das von Gerber dargestellte angebliche Ohr Mozarts trägt in der That alle jene Gebrechen an sich, welche Gerber anführt.

Da nun Gerbers Beschreibung des Mozart'schen Ohres sich nicht auf das Original (Aquarell), sondern auf die von ihm selbst hergestellte, unrichtige Zeichnung bezieht, so geht hervor, dass Gerbers anatomische Darstellung des Mozart'schen Ohres hinfällig ist; ebenso hinfällig wird natürlich seine Schlussfolgerung, dass Mozart ein in der Entwicklung zurückgebliebenes und mißbildetes äusseres Ohr besessen hat.

Aus den folgenden Mittheilungen wird sich ergeben, in welchen wichtigen Punkten Gerber bei der Herstellung der Zeichnung und bei der Beschreibung sich geirrt hat.

Aus dem bisher Angeführten geht hervor, dass eine anatomische Untersuchung der Originalabbildung (Aquarell) des Mozart'schen Ohres noch aussteht, wie auch ferners die Angabe Nissens, dass Mozart von den gewöhnlichen Ohren ganz verschiedene hatte (»was außerordentlich merkwürdig zu sein scheint«, Nissen), eingehend zu erörtern ist; es ist dann schließlich darzulegen, worin denn die eigenthümliche Beschaffenheit des Mozart'schen Ohres bestanden hat. Zunächst sei bemerkt, dass es sich bei der zu gebenden Erörterung nicht um beide Ohren, wie Nissen meint, sondern nur um den Befund des einen, und zwar des linken Ohres handeln kann; denn im Aquarelle ist nur das linke Ohr Mozarts abgebildet; aus der Gestaltung dieses ist man nicht berechtigt, auf eine gleiche des rechten Ohres mit Sicherheit zu schließen.

Bevor auf die anatomische Darstellung des Mozart'schen Ohres nach dem Aquarelle eingegangen wird, muss bemerkt werden, dass als Ergänzung für die Untersuchung auch die Nissen'sche Abbildung (Lithographie) (Abb. 2) herangezogen werden kann und muss.

Einer gütigen, brieflichen Mittheilung des Vorstandes des Mozart-Museums in Salzburg, Herrn Joh. Ev. Engl, entnehme ich, dass das Aquarell als das Original anzusehen ist und dass Nissen die lithographische Abbildung (Kreide) anfertigen liess, welche letztere, wie schon früher erwähnt wurde, der Nissen'schen Biographie Mozarts beigegeben ist.

Vergleicht man Original (Abb. 1) und Copie (Abb. 2), so zeigt sich, dass die letztere keine absolut genaue genannt werden kann. Die Copie weist Abweichungen auf, welche wohl als sogenannte Freiheiten des Zeichners aufzufassen sind; so z. B. eine längs des hinteren Helixantheiles verlaufende Rinne, die im Originale nicht zu sehen ist und auch sonst nicht beobachtet wird; der Sulcus supralobularis ist am Aquarelle viel deutlicher als in der Lithographie ausgeprägt; die übrigen Abweichungen der Copie sind kaum hervorhebenswert (so fehlt u. a. in der Copie der im Originale dargestellte Ohrring). Wenn man von der Darstellung der erwähnten Rinne absieht, so muss man sagen, dass die Lithographie das Aquarell mit großer Naturtreue wiedergibt; die einzelnen Theile des Ohres sind in ersterer mit sicherer Hand kräftig und prägnant hervorgehoben, und es kann die lithographische Darstellung eine viel bessere als die mittels des Aquarells hergestellte genannt werden. Der Zeichner hat die Einzelheiten des Ohres, wie sie das Aquarell zeigt, klar und deutlich und, was die Hauptsache ist, mit großem Verständnisse wiedergegeben.

Ein Blick auf das Aquarell und die Lithographie genügt, um zu erkennen, dass das Mozart'sche Ohr sich von einem gewöhnlichen Ohr wirklich auffallend unterscheidet, und zwar in der Gegend der äußeren Ohröffnung und der sogenannten Muschel (Concha). Alle anderen vorhandenen Abweichungen, so z. B. die Form und der Verlauf der Helix, die undeutliche Ausprägung des oberen Schenkels der Antihelix und damit einhergehend die geringe Modellierung der Fossa triangularis, der Übergang der Fossa scaphoidea in den Sulcus supralobularis u. s. w., sind so geringfügiger Natur und werden so häufig beobachtet, dass sie als besondere Eigenthümlichkeiten des Mozart'schen Ohres nicht angeführt werden können.

Das von den gewöhnlichen Verhältnissen abweichende Verhalten an Mozarts Ohre besteht darin, dass 1. der Zugang zur äußeren Gehöröffnung als eine steile, enge Spalte und 2. die Muschel (Concha) eingeengt, fast ganz fehlend erscheint.[1]) Beides ist bedingt durch einen Wulst, der beim Antitragus und mit diesem verschmolzen beginnt, längs des hinteren Randes der Gehöröffnung aufsteigt und sich dann nach hinten, oben wendet, um in dem hinteren oberen Antheile der Muschel (Concha), in der Nähe des hinteren Endes des Wurzelstückes der Leiste (Crus helicis) sich zu verlieren. Dadurch, dass der Wulst knapp bei der Gehöröffnung, hinter dem Tragus aufsteigt, wird der Zugang zur äußeren Gehöröffnung steil und spaltförmig, und dadurch, dass er durch den vorderen und oberen hinteren Theil der Muschel zieht, bleibt von der meist so geräumigen, muschelförmigen Vertiefung des Ohres nur eine kleine Grube übrig, welche eben von dem Wulste, dem Antitragus und dem Stamme der Antihelix begrenzt wird.[2]) Dadurch, dass das untere

[1]) Hiermit finden die Angaben Gerbers ihre Erledigung. Es mag noch angeführt werden, dass am Mozart'schen Ohre weder der Antitragus, noch der Lobulus auriculae fehlt, wie Gerber meint. Die Concha ist nicht weit und flach, sondern im Gegentheile eingeengt. Mozarts Ohr ist auch kein Breitohr.

[2]) Ein kleiner Rest der Muschel (Concha) ist auch noch zwischen dem Wulste, dem Crus helicis vorhanden.

Ende (des Stammes) der Antihelix, wie es ja häufig der Fall ist, in den Antitragus unmerklich ausläuft (Schwalbe), dieser aber mit dem Beginne des Wulstes im Zusammenhange ist, erscheint der Antitragus unscharf modelliert, und anderseits erscheint das untere Ende (Stamm) der Antihelix, Antitragus und Wulst als eine einzige, spiralförmig verlaufende, gewulstete Leiste. Ob der Wulst mit seinem oberen Ende mit dem Wurzelstücke der Helix (dem Crus helicis) im Zusammenhange ist oder nicht, lässt sich weder aus dem Aquarelle, noch aus der Lithographie ermitteln.

Das Auftreten eines Wulstes in der Muschel (Concha) ist also die besondere Eigenthümlichkeit und das eigentlich Abnorme an Mozarts Ohr. Der Wulst ist es, der die eigenthümliche Plastik und das Auffällige an Mozarts Ohr bedingt.

Die Abnormität, welche Mozarts Ohr zeigt, ist in der anatomischen Literatur bekannt und wird mit dem nicht ganz zweckmäßigen (Schwalbe) Namen »fehlende Concha« bezeichnet. Frl. Petrona Eyle[1]) hat derartige Anomalien der Ohrmuschel zuerst abgebildet und für sie den Ausdruck »fehlende Concha« angewendet.

Das Vorkommen einer derartigen Anomalie hält das Mittel zwischen Seltenheit und Häufigkeit ein. Die Bildung ist mit Schwalbe[2]) und Gradenigo[3]) als Varietät, bedingt durch entwicklungsgeschichtliche Verhältnisse, aufzufassen; hervorhebenswert ist, dass sie sich vererben kann.

Betreffs der entwicklungsgeschichtlichen Zustände der Ohrmuschel wäre, mit Rücksicht auf den in Rede stehenden Fall, auf Folgendes aufmerksam zu machen:

His[4]) gibt an, dass etwa in der Mitte der Schwangerschaftszeit die verschiedenen secundären Verbindungen der Ohrmuschel vollzogen und alle später vorhandenen Theile scharf unterscheidbar sind. In einem Punkte jedoch weicht die Ohrmuschel zu der Zeit noch erheblich von ihrer späteren Form ab: sie besitzt noch keine irgendwie ausgedehnte Concha; sowohl die Cymba als die Cavitas conchae sind nur durch schmale Spalten repräsentiert, die Reste der früheren Fossa angularis, ebenso ist die Incisura intertragica ein sehr enger Schlitz.

Es ist nicht zu verkennen, dass diese von His gegebene Beschreibung des Entwicklungszustandes der Ohrmuschel große Ähnlichkeit mit dem Befunde der Anomalie aufweist; ja, Rohrer[5]) weist geradezu hin, »dass diese Schilderung ein vollkommen zutreffendes Bild der in der Arbeit Eyles als fehlende Concha und spaltförmige Incisura intertragica beschriebenen Bildungsanomalie gibt«. (Hierselbst auch die Bemerkung, dass diese Abnormität sich vererben kann.) Schwalbe[6]) und Gradenigo[7]) gehen auf den entwicklungsgeschichtlichen Befund und seine Beziehung zu der Abnormität näher ein; ersterer handelt den Gegenstand in dem Abschnitt »Crus helicis«, letzterer unter »Concha« ab.

Nach Schwalbe kann das Crus helicis einen sehr verschiedenen Grad der Entwicklung zeigen, unter vollständiger Trennung der Cymba und Cavitas conchae sich nach hinten mit dem Stamme der Antihelix verbinden (Féré und Séglas), eine Bildung, die sich im embryonalen Leben constant findet. Eine weitere Besonderheit kann darin bestehen, dass vom unteren Umfange des Crus helicis sich hinter dem hinteren Rande

[1]) Über Bildungsanomalien der Ohrmuschel. Zürich 1891, Fig 2, 8, 12 und 13.

[2]) Handbuch der Anatomie des Menschen, herausgegeben von K. v. Bardeleben. 6. Lief. Sinnesorgane: das äußere Ohr, von G. Schwalbe. Jena 1898, S. 136.

[3]) Über die Formanomalie der Ohrmuschel. Archiv für Ohrenheilkunde. Leipzig 1892, Bd. XXXIII, S. 25.

[4]) Anatomie menschlicher Embryonen. Leipzig 1885, Bd. III.

[5]) Über Bildungsanomalien der Ohrmuschel. Wiener medicinische Wochenschrift. Nr. 1, 1894, S.-A. S. 2

[6]) a. a. O. 126.

[7]) a. a. O. 25 und 26.

der Gehörgangsöffnung eine Leiste herabzieht. Dies ist embryonal die Regel, beim Erwachsenen selten. Eyle bezeichnet diese Varietät nicht ganz zweckmäßig als »Mangel der Concha«.

Nach Gradenigo kann die Concha folgende bemerkenswerte Varietäten darbieten: 1. Eine vorspringende Leiste in der Verlängerungsrichtung des Crus helicis nach der Antihelix hin (Processus inferior helicis hyoidalis Gradenigo[1]); sie wurde exact von Féré und Séglas beschrieben, ihre Existenz wurde von His[2]) bei menschlichen Embryonen bestätigt. Beim Menschen kommt diese Leiste regelmäßig während des embryonalen Lebens vor; sie wurde mit Unrecht als eine Verlängerung des Crus helicis gegen die Antihelix betrachtet, gleichsam als ein Processus cruris helicis ad antihelicem; vom embryologischen Standpunkte aus muss sie als ein Derivat der Helix hyoidalis angesehen werden. 2. Eine vorspringende Leiste, welche sich vom Crus helicis nach unten und hinten, längs der hinteren Umrandung des Gehörganges gegen den Antitragus hin fortsetzt. Diese beim Fötus regelmäßig vorkommende Leiste erhält sich beim Erwachsenen viel seltener als die vorhin erwähnte. Eyle stellte diese Anomalie in sehr demonstrativen Figuren dar und bezeichnet sie als Mangel der Concha. Obgleich es nun richtig ist, dass, wenn die in Rede stehende Leiste gut markiert ist, der untere Abschnitt der Concha von derselben fast ausgefüllt wird, so glaubt Gradenigo doch, dass obige Benennung zu Missverständnissen Anlass geben kann, und er möchte deshalb vorschlagen, das Leistchen Processus antitragi ad crus helicis zu nennen, da es sich seines Erachtens um eine Verlängerung des Tragus handelt, eine Verlängerung, die morphologisch zu dem von ihm beschriebenen System der longitudinalen und transversalen Streifen der Helix hyoidalis gehört.

Im Wesen deckt sich der Inhalt der Angaben Schwalbes und Gradenigos; und diese, mit den Befunden an Mozarts Ohr verglichen, ergeben, dass die Varietät an demselben durch Ausbildung einer beim Fötus regelmäßig vorkommenden, hinter dem hinteren Rande der Gehörgangsöffnung herabziehenden, die Concha durchsetzenden Leiste bedingt ist, welche nach Schwalbe vom unteren Umfange des Crus helicis herabsteigt, oder, wie Gradenigo meint, vom Antitragus zum Crus helicis zieht.

Ein, wenn auch geringer, Unterschied zwischen der Bildung am Mozart'schen Ohr und den Fällen der »fehlenden Concha« (Processus antitragi ad crus helicis Gradenigo, Processus cruris helicis Schwalbe) bleibt doch bestehen, der nämlich, dass beim Mozart'schen Ohr die Leiste mit dem Crus helicis keinen Zusammenhang aufweist, während in den bekannten Fällen die Verbindung besteht. Diesem Unterschied braucht jedoch keine besondere Bedeutung beigelegt zu werden, da ja der obere Theil der Leiste im Laufe der Entwicklung geschwunden sein kann; schwindet ja in der Regel die ganze Leiste.

Aus dem Mitgetheilten geht also hervor, dass Mozarts Ohr in der Gegend des äußeren Gehörganges und der Muschel (Concha) eine eigenthümliche Modellierung aufweist, welche in entwicklungsgeschichtlichen Vorgängen begründet ist und in der anatomischen Literatur als »fehlende Concha« bezeichnet wird. Es handelt sich um keine Missbildung, um keine niedere Entwicklung des Ohres, sondern um eine Varietätbildung, eine individuelle Variation der Ohrmuschel, welche besondere Formeigenthümlichkeit statt »fehlende Concha« mit dem Namen Mozart'sches Ohr bezeichnet werden könnte.[3])

[1]) Die Formentwicklung der Ohrmuschel. Centralblatt für die medicin. Wissenschaft. 1888.

[2]) Comptes rendus du Congrès Otologique intern. de Bâle 1884.

[3]) Rohrer (a. a. O.), welcher zwei Fälle von fehlender Concha (Crus helicis zum Antitragus sich herabwindend) in den Fig. 7 und 8 abbildet, ist der Meinung, dass in den Eyle'schen Fig. 2, 8, 12 und 13,

Es muss schliesslich auch die Frage, ob die Varietätbildung das Ohr W. A. Mozarts oder seines Sohnes oder das beider betrifft, zur Erörterung und Beantwortung gelangen.

Wie früher angegeben wurde, ist es Nissen, der von der auffallenden Bildung des Ohres bei Mozart Erörterung macht und eine Abbildung (Lithographie) nach dem Aquarelle beifügt. Die Erwähnung der besonderen Bildung des Ohres geschieht aber von Nissen bei der Beschreibung der Gesichtszüge und Ohren des Sohnes Wolfgang. Bei der Beschreibung »Mozart als Künstler und Mensch« wird von Nissen des ganzen Wuchses seines Körpers, seines Kopfes, seines Antlitzes, seiner Augen, seiner Nase, seiner Hände gedacht, seiner Ohren jedoch mit keinem Worte Erwähnung gethan. Es muss daher angenommen werden, dass sich Nissens Angabe und auch die von ihm gegebene lithographische Abbildung (und damit das Aquarell, welches das Original für die Lithographie abgab) auf die Ohren Mozarts, nicht die Ohren des Vaters, sondern seines Sohnes »Wolfgang« beziehen; weiters dass Nissen aber aus diesen einen Schluss auf die Bildung der Ohren W. A. Mozarts senior gezogen wissen wollte, indem er angibt, dass den Bau seiner Ohren nur sein jüngster Sohn Wolfgang von ihm geerbt hat.

Der Vorstand des Mozart-Museums in Salzburg, Herr Joh. Ev. Engl, ein genauer Kenner der Mozart-Literatur, hatte die Güte, mir brieflich auf eine Anfrage hin mitzutheilen, dass die Nissen'sche Abbildung sich auf W. A. Mozart junior und nicht senior beziehe; ebenso die Hinweise auf die Ohren. Nissen kannte nämlich Mozart senior nicht persönlich; er trat erst sechs Jahre nach Mozarts Tode als Wohnungsnachbar mit der Witwe Constanze in Beziehungen und schloss mit ihr 1809 seine Ehe. Die Lithographie ist auf eine Darstellung nach dem Aquarelle zurückzuführen, welches im Besitze Mozarts junior war, der darauf geschrieben hatte: »Mein Ohr« und »Ein gewöhnliches Ohr«. Nissen, der das Aquarell von Mozart junior erhalten hat, durchstrich darauf das »Mein« und schrieb mit seiner Hand: »Mozarts« und ließ es lithographieren. Der Verfertiger des Aquarells ist unbekannt; aber Veranlassung zur Herstellung desselben

sämmtliche von Eyle als »fehlende Concha« bezeichnet, es sich nicht um ganz gleiche Fälle handelt. In Fig. 8 sei die Ursache in einem Processus inferior helicis hyoidalis Gradenigo (s. oben) gelegen; in den Fig. 2, 12 und 13 handle es sich nicht um die von Gradenigo als Processus antitragi oder Crus helicis beschriebene, beim Fötus regelmäßig vorkommende Leiste, sondern um eine förmliche Infraction des Knorpels der Concha, so dass an Stelle der cranniellen Convexität desselben beim normalen Ohr in diesen Fällen eine deutliche Concavität zu constatieren ist. Nach Rohrer könne also die »fehlende Concha« auch durch eine Infraction des Knorpels bedingt sein. Ich hatte Gelegenheit, an zwei Lebenden (Medicinern) je einen Fall »von fehlender Concha« zu beobachten; wie Gradenigo angibt, zieht sich am Antitragus gegen das Crus helicis, durch die Concha hindurch eine Leiste. Eine nähere Untersuchung ergab, dass die Leiste durch eine Biegung des Knorpels der Concha, vom Antitragus bis zum Crus helicis hin, bedingt sei; entsprechend dem Leistenwulste fand sich an der medialen Seite der Concha ein tiefer, enger, von Haut überbrückter Spalt. Dieser Fall würde die Angabe Rohrers stützen, dass als Ursache einer »fehlenden Concha« auch eine Infraction des Knorpels statt einer Leistenbildung herangezogen werden kann. Es scheint dann nahezuliegen, die Bildung der Infraction auf mechanische Vorgänge (Verbiegungen des Ohres durch eigenthümliche Lagerung des Fötus, der Abbiegung der Ohrmuschel während des Geburtsprocesses u. s. w.) zurückzuführen. Es muss jedoch erinnert werden, dass auch die sogenannten »Infractionsfälle« sich vererben können. Die oben erwähnten, von mir beobachteten Fälle sind sicher im Sinne Rohrers Fälle von »Infraction«; und es besitzt in einem Falle der Onkel des jungen Mannes, in dem anderen der Vater genau dieselbe Varietät.

Die Gradenigo'sche Leiste, Processus antitragi oder Crus helicis, ist wahrscheinlich keine wirkliche Leistenbildung des Knorpels; wahrscheinlich wird auch sie durch eine Knickung (Infraction Rohrer) des Knorpels zustande gebracht, wie ja auch die Antihelix keine wirkliche Leiste ist, sondern auf einer Abbiegung des Knorpels beruht. Die Helix stellt auch nichts anderes als die freie Kante des umgebogenen Randtheiles der Ohrmuschel dar; das Crus helicis eine Biegung des Knorpels oberhalb der Concha. Es sind also keine eigentlichen Leisten, sondern in ganz gesetzmäßiger Weise erfolgende Abbiegungen des Knorpels, welche die eigenthümliche und individuell so verschiedene Plastik des äußeren Ohres bedingen.

dürfte Nissen gegeben haben. Da Nissen W. A. Mozart senior nicht kannte, von dem Bau der Ohren desselben, wie ihn nur der jüngste Sohn vererbt erhielt, jedenfalls Constanze erzählt haben wird, nachdem Nissen dieser Bau beim Sohne aufgefallen ist, so kam er offenbar auf den Gedanken, diesen Unterschied im Bilde zu bringen, zu welchem aber nur der Sohn, Mozart junior, sitzen konnte.

Nissens bildliche und schriftliche Angaben über W. A. Mozarts Ohr beziehen sich dem Gesagten zufolge auf Mozarts Sohn, daher die oben gegebene anatomische Darstellung sich auch nur auf das Ohr des letzteren beziehen kann. Insoferne aber, als Nissen angibt, dass W. A. Mozart junior den Bau des Ohres von seinem Vater vererbt erhielt und für die Möglichkeit einer solchen Vererbung die Erfahrung nicht widerspricht, ja, im Gegentheil dafür spricht, ist es gestattet, sich der Meinung hinzugeben, dass auch das Ohr des großen Künstlers W. A. Mozart dieselbe Varietätbildung, wie sie das Ohr seines Sohnes zeigt, aufwies.

Wie schon früher hervorgehoben wurde, kann sich die anatomische Darstellung der eigenthümlichen Bildung der Ohrmuschel nur auf das linke Ohr Mozarts Sohnes beziehen; denn nur dieses ist im Aquarelle dargestellt. Obwohl Nissen nicht von einem bestimmten Ohre, sondern von »Ohren« spricht, kann doch nicht mit Sicherheit ausgesagt werden, ob der anatomische Befund auch auf das rechte Ohr übertragen werden darf. Ja, nach einem im Mozart-Museum in Salzburg befindlichen Ölgemälde zu schließen, welches Karl und Wolfgang Amade Mozart (W. A. Mozarts Söhne) darstellt[1]) und des letzteren rechtes Ohr in seiner Modellierung ziemlich deutlich erkennen lässt, ist es sehr wahrscheinlich, dass das rechte Ohr Mozarts junior die eigenthümliche Bildung nicht aufwies.

Es kann noch die Frage aufgeworfen werden, ob an den vorhandenen Bildwerken W. A. Mozarts senior die eigenthümliche Ohrbildung wahrzunehmen ist oder nicht. Es sind mir vier Bilderwerke bekannt, welche in Betracht gezogen werden können. Das erste Bild: »W. A. Mozart im Galakleide an einem Clavier stehend« (Ölgemälde, Kniestück, Katalog Nr. 4), stellt den 7jährigen Mozart mit fast ganz en face gehaltenem Gesichte dar. Das zweite Bild: »W. A. Mozart als Knabe am Clavier« (Katalog Nr. 29), Photographie nach dem im Besitze des Consuls Herrn F. Bamberg in Messina befindlichen Original, nämlich einer minierten Bleistiftzeichnung, welches Mozart, im $^3/_4$ Profil von der linken Seite her, darstellt.[2]) Das dritte Bild (ein großes Ölgemälde): »Familie Mozart« (Katalog Nr. 3), zeigt den beiläufig 24jährigen Mozart im $^3/_4$ Profil von der rechten Seite her. Das vierte Bild endlich: »W. A. Mozart« (Katalog Nr. 40), Photographie nach dem Originalgemälde (Brustbild) von Fr. Aug. Tischbein, zeigt den 35jährigen Mozart im $^3/_4$ Profil von der rechten Seite her. Der Katalog erwähnt: »Das Ölbild ist nicht nur dem Verlebten (Mozart) ähnlich, sondern durch treffliche Auffassung auch äußerst sprechend zu nennen. Treue und Kunstwert zeichnen dasselbe gleichmäßig aus.« (Eine Reproduction dieses Bildes findet sich auch bei O. Jahns: W. A. Mozart. Leipzig 1867. 2. Theil.)

[1]) Nr. 12 des Kataloges. Eine Lithographie dieses Bildes ohne Angabe des Zeichners und Lithographen findet sich auch in Nissens Biographie Mozarts. »Die Witwe Constanze Mozart bezeichnet dieses Originalölgemälde in ihrem Testamente »Gemälde brüderlicher Liebe«, vom Maler Hansen aus Kopenhagen gemalt.«

[2]) Die Zeichnung dürfte, wie der Katalog des Museums erläutert, von dem Maler Franz Streicher herrühren. »Es wird die weniger künstlerische Aufnahme als sorgfältige, ja ängstliche Beschreibung des Profils der Charakteristik des Darzustellenden ziemlich realistisch nahegekommen sein. Eben weil der Künstler das Relief des Kopfes wenig zu fördern verstand, folgte er umso strenger der Silhouette. Geschmeichelt ist dem Originale gewiss nicht, hiefür bürgt so manches Detail, wie die schroffe Form der Augenbrauen und des Ohres, welches bekanntlich bei Mozart abnorm war, wie uns Nissen versichert. Jedenfalls dürfte diese Zeichnung, ohne den Anforderungen eines vollendeten Porträts entsprochen zu haben, seinerzeit dem Originale ähnlich gewesen sein.«

Das erste, zweite und vierte Bild lassen einen größeren oder geringeren Theil des unteren Abschnittes des rechten, das dritte Bild den unteren Theil des linken Ohres erkennen. Das erste und dritte Bild zeigen den unteren Antheil des Ohres einschliesslich »fast« der ganzen äußeren Gehöröffnung. Auf beiden Bildern sind die Ohren ganz verschieden dargestellt; bei Bild 1 dürfte es sich um ein sehr breites, wegstehendes, bei Bild 2 um ein schmales Ohr handeln; das erstere Ohr zeigt keinerlei Andeutung eines Ohrläppchens; das andere Ohr weist einen ziemlich langen Lappen auf. Auf beiden Bildern erscheint die äußere Ohröffnung (Concha) ziemlich weit und rundlich, namentlich am Bilde 1. Von jener eigenthümlichen Bildung des Ohres, die früher als »Mozarts Ohr« hingestellt wurde, ist sohin nichts zu bemerken. Das Gleiche gilt für das im Bilde 4 dargestellte rechte Ohr Mozarts. An diesem Bilde ist mit voller Deutlichkeit der untere Abschnitt des rechten Ohres, einschliesslich der ganzen äußeren Gehöröffnung, zu sehen (Concha sehr groß).

Das dritte Bild zeigt etwas mehr als die untere Hälfte des linken Ohres. Obwohl die Darstellung desselben eine undeutliche, die Plastik der einzelnen Theile unscharf ist, so lässt sich doch mit Sicherheit ermitteln, dass das Ohr keine normalen Verhältnisse aufweist. Die äußere Gehöröffnung (Concha?) ist als eine kleine, dunkle, rundliche Stelle dargestellt; nach hinten von derselben ist vielleicht eine flache Grube Concha (??) angedeutet, der hintere und abwärts von ihr gelegene Theil der Ohrmuschel ist ungemein wulstig, plump und sehr vorspringend gehalten; eine eingehendere Modellierung fehlt. Der Antitragus ist in dem Wulste nicht zu bemerken. Der untere Theil des Wulstes geht in das hohe angewachsene Ohrläppchen über. Wie schon erwähnt, handelt es sich um keine normalen Verhältnisse am dargestellten Ohre; die Darstellung erinnert an die eigenthümliche Bildung des Mozart'schen Ohres am Aquarelle; mit Sicherheit jedoch lässt sich dieselbe am Ölgemälde nicht nachweisen, wohl aber darf nach dem Befunde am Ölgemälde der Meinung Raum gegeben werden, dass W. A. Mozart wirklich jene Bildung des Ohres zeigte, wie sie das Aquarell an dem Ohre seines Sohnes nachweist.

Auffällig ist, dass, wie aus dem Mitgetheilten hervorgeht, von den vier vorhandenen Bildern drei Bilder, welche das rechte Ohr Mozarts darstellen, eine abnorme Bildung der Ohrmuschel nicht beobachten lassen, während das vierte Bild, welches das linke Ohr Mozarts zur Anschauung bringt, die Ohrmuschel ganz deutlich als abnorm gebildet aufweist. Auch das rechte Ohr des Bildes von Mozarts Sohne zeigt keine Abnormität. Das rechte Ohr ist also an allen Bildern Mozarts und seines Sohnes ohne jene eigenthümliche Bildung zur Darstellung gebracht, und nur das linke Ohr Mozarts (senior) weist diese Bildung auf. Da das »Aquarell« ebenfalls nur ein linkes Ohr zur Anschauung bringt, so ist die Ansicht gerechtfertigt, dass die eigenthümliche Bildung der Ohrmuschel nur am linken Ohr, sowohl bei W. A. Mozart senior als junior vorhanden war.

Schliesslich wäre noch zu bemerken, dass an jedem der früher erwähnten Bilder Mozarts (senior) der sichtbare Theil des rechten Ohres nicht in gleicher Weise dargestellt erscheint; es ist dies deshalb hervorhebenswert, da es sich ja um Porträts handelt. Anstatt das Ohr naturgetreu wiederzugeben, haben die Künstler dasselbe in schematischer Weise zur Darstellung gebracht. Eine schematische Behandlung des Ohres durch die Künstler ist hinlänglich bekannt. Langer[1]) erwähnt, dass an Porträts die Ohren nicht immer naturgetreu wiedergegeben, oft genug corrigiert auf einen allgemeinen Typus bezogen erscheinen. Begreiflich daher auch, dass sich das so wenig beachtete Ohr in Compositionen sehr häufig unter der Hand der Künstler nur schematisch entworfen gestaltet,

[1]) Über Form und Lageverhältnis des Ohres. Mittheilungen der Anthropologischen Gesellschaft in Wien. XII. Band. 1882.

und begreiflich daher auch, wie es kommt, dass auch die Darstellungsweise des Ohres charakteristisch werden kann für die Malweise der einzelnen Künstler, wie dies J. Lermolieff (recte Morelli) in seinem Werke über die italienischen Künstler 1880 dargethan hat. Unter diesen Umständen darf es auch nicht überraschen, gelegentlich ganz fehlerhafte Zeichnungen des Ohres, selbst auf ganz guten Bildern, anzutreffen. So sitzt z. B. die Öffnung des äußeren Gehörganges an dem Cupido, der den Bogen schnitzt, von F. Cammazola (gen. il Parmigianino) gerade inmitten der Concha.

Die Künstler schematisierten nicht nur die Ohren, sondern auch die Augen und die Hände. Betreffs der schematischen Darstellungsweise des Auges verweise ich auf eine Stelle des oft citierten Kataloges des Mozart-Museums. Bei Besprechung eines Ölgemäldes »W. A. Mozart im elften Lebensjahre« (Katalog Nr. 30), gemalt von dem nicht unberühmten Dominicus van der Schmissen (Schüler des bekannten, schon im 24. Lebensjahre vielgenannten Porträtmalers Balthasar Denner), heißt es: »Auffallend und ganz abweichend von der Überlieferung sind nur die rehbraunen Augen, da doch Mozart blaue Augen hatte.« Bezüglich der Darstellung der Hände sei eine Angabe Brückes[1]) erwähnt: »Man erzählt von van Dyck, dass er auf seiner Reise nach England Modelle mit besonders schönen Händen mit sich geführt habe, um nach ihnen die Hände seiner Porträts zu malen, und ich habe nie gelesen, dass über die Unähnlichkeit der Hände auf diesen Porträts geklagt worden wäre.«

[1]) Schönheit und Fehler menschlicher Gestalt. Wien 1891, S. 56.

Die Verstümmlung der Zähne in Amerika und Bemerkungen zur Zahndeformierung im Allgemeinen.

Von **Dr. Richard Lasch** in Horn (N.-Ö.).

Hermann v. Ihering hat in seiner bekannten Arbeit: »Die künstliche Deformierung der Zähne«[1]) das Wenige, welches er über die künstliche Bearbeitung des Gebisses in der Literatur über die Ureinwohner Amerikas ausfindig machen konnte, zusammengestellt. Er erwähnt Spitzfeilung in Mittel-Amerika, sowie Ausschlagen von Zähnen bei verschiedenen Stämmen. Ich beabsichtige, in den folgenden Zeilen das von ihm zusammengebrachte Material durch eine Anzahl von mir gesammelter Belege zu erweitern und über die Beziehungen zwischen der amerikanischen Zahndeformation zu den Erscheinungsweisen, in welchen der Brauch in anderen Verbreitungsgebieten (Afrika und Indonesien) auftritt, einige Bemerkungen zu machen.

1. Zahnfeilung. Eine eigenthümliche Befeilung der Zähne, welche sehr an die von unseren Dentisten geübte Abschleifung cariöser Zahnpartien erinnert, findet sich bei den amerikanischen Eskimo. Petitot sagt von einer Eskimofrau im Mackenzie-Flussgebiet: »Cette créature était la hideur même avec ses yeux sauvages bordés de rouge, son rictus sardonique aux dents limées, d'où sortait une voix..«[2]). An anderer Stelle beschreibt er vier Tschiglit-Eskimo vom Anderson-Fluss: »...bouche large et béante à lévre pendante, garnie de petites dents serrées, limées jusqu'aux gencives«[3]). Es handelt sich hier jedenfalls um Abfeilung der durch starke Abnützung uneben gewordenen Zahnkrone. Auffallenderweise thut Murdoch in seiner höchst eingehenden Beschreibung der Point Barrow-Eskimo[4]) dieser Art von Zahnfeilung keine Erwähnung, hebt aber die bereits im mittleren Lebensalter vorhandene hochgradige Abnützung der Zähne zu Stümpfen mit flacher Krone, als unter Eskimo allgemein, hervor[5]).

Jene eigenthümliche Abfeilung der Kauflächen bei den Tschiglit-Eskimo wird uns von einer anderen amerikanischen Autorität bestätigt[6]), obwohl der Wohnsitz der betreffenden Stämme nicht genau angegeben wird. Daselbst heisst es: »All have good teeth, but they are subjected to severe usage, being used for pinchers, vises and fluting-machines. The teeth are employed in drawing bolts, untying knots, holding the mouth-piece of a drill, shaping boot-soles, stretching and tanning skins. When they become uneven from hard usage, they are levelled off with a file or whetstone. A woman at the age of forty, who has done her share of the house-work generally has her front teeth worn down so low that they are useless for mechanical purposes«[7]).

[1]) Zeitschrift für Ethnologie. Bd. XIV, 1882, S. 260—262

[2]) É. Petitot, Les Grands Esquimaux. Paris 1887, S. 78.

[3]) É. Petitot, a. a. O. 23.

[4]) J. Murdoch, Ethnological Results of the Point Barrow Expedition. Ninth Annual Report of the Bureau of Ethnology. Washington 1892.

[5]) a. a. O. 36.

[6]) J. W. Kelly, Ethnographical memoranda concerning the Arctic Eskimos in Alaska and Siberia, in: Welts and Kelly, English-Eskimo and Eskimo-English Vocabularies. Washington, Bureau of Education. Circul. of Information. 2, 1890.

[7]) a. a. O. 15.

Eine Zahnfeilung aus gleicher Ursache scheint auch bei den den Eskimo benachbart wohnenden Tlinkit-Indianern im vorigen Jahrhundert geübt worden zu sein; wenigstens lässt sich La Perouses Angabe von den Eingebornen am Port des Français, »dass sie die Zähne bis ans Zahnfleisch abfeilen und sich dabei eines abgerundeten Sandsteines bedienen, welcher die Form einer Zunge hat«,[1] kaum anders deuten. Doch kann ich an dieser Stelle die Bemerkung nicht unterdrücken, dass La Perouses Angabe überhaupt vollkommen isoliert dasteht; ein genauer Kenner der Tlinkiten, wie Aurel Krause, betont sogar ausdrücklich, dass die von La Perouse beschriebene Verunstaltung sonst nirgends unter den Tlinkit beobachtet worden sei.[2] Stellen wir die Zahnfeilung der letzteren auf die gleiche Stufe, wie die der Eskimo, so verliert die Nachricht La Perouses etwas von ihrer Unglaubwürdigkeit; — ist doch die Feilung der Zähne bei den Eskimo doch fast der Mehrzahl der Beobachter ebenfalls entgangen!

Ratzel nimmt auch bei den Moundbuilders in Nord-Amerika Zahnfeilung an. Die angebliche Abnützung der Zähne bis auf die Zahnfleischränder, welche Sozinsky bei Schädeln aus Mounds in Missouri nachgewiesen hat, dürfte auf Verstümmlung zurückzuführen sein.[3] Jedenfalls haben wir es auch hier nur mit einer Abfeilung der abgenützten Kauflächen zu thun.

Eigentlicher Zahnfeilung, d. i. gewöhnlich auf die Vorderzähne beschränkter Zuspitzung, beziehungsweise Einkerbung des freien Randes, begegnen wir erst in Mittel-Amerika. In einem Grabe eines alten Tarasca (in der Provinz Michoacan des heutigen Mexico) wurde im Jahre 1886 von Francisco Plancarte ein solcher Schädel ausgegraben und von N. Leon abgebildet.[4] Die vier oberen und der erste untere Schneidezahn rechts, sowie die Eckzähne dieses Schädels zeigten eine Einkerbung oder Vertiefung in Längsrichtung, längs des freien Randes, von, wie bereits der Auffinder richtig bemerkte, schwalbenschwanzförmiger Form.

Schon im Jahre 1883 hat übrigens Hamy in einer besonderen Schrift[5] auf das Vorkommen der Zahnfeilung bei Mexikanern, Huasteken und Maya auf Grund der Gräberfunde und Nachrichten älterer Schriftsteller hingewiesen. Neuere Ausgrabungen haben seine Angaben bestätigt, und es scheinen die hiebei gemachten Beobachtungen darauf hinzudeuten, dass die Feilung mit einer Ausfüllung der durch die Feilung geschaffenen Höhlung (Kerbe) durch Metall oder Erz verknüpft wurde. Diese Sitte erinnert sehr an den Brauch, der früher auch auf den Philippinen vorkam und von Borneo und Celebes nachgewiesen ist: nämlich vorne in die Fläche des Schneidezahnes ein Loch zu bohren, das dann von denen, die es erschwingen konnten, mit Gold, von Unvermögenden aber mit unedlem Metall ausgefüllt wurde.[6] Südlich von Oaxaca, in der Nähe des Dorfes Xoxocotlan, findet sich eine Gruppe von zapotekischen »Mounds«, die »Mogotes von Xoxo« genannt. In einem derselben fand Dr. Sologüren 1886 eine Anzahl menschlicher Zähne, von denen mehrere durch die Einsetzung eines kreisförmigen Stückes Hämatit (etwa $^3/_{16}$" im Durchmesser) verziert waren; einige darunter waren auch gefeilt.

[1] La Perouse, Reise um die Welt. Aus dem Französischen. Berlin und Hamburg 1800, I, 308.

[2] A. Krause. Die Tlinkit-Indianer. Jena 1885, S. 144.

[3] F. Ratzel, Völkerkunde[1]. II, 569.

[4] N. Leon, Anomalies et mutilations ethniques du système dentaire chez les Tarasques Pré-Colombiens. Note presentée à la 8ième session du Congrès internat. des Americanistes. Morelia 1890, S. 6—7, Tafel 2 und 3.

[5] E.-T. Hamy, Les mutilations dentaires au Mexique et dans le Yucatan. Paris 1883.

[6] H. v. Ihering, Die künstliche Deformierung der Zähne. Zeitschrift für Ethnologie. Band XIV, 1882, S. 260. — Vgl. G. A. Wilken, Jets over de mutilatie der tanden bij de volken van den Indischen Archipel. Bijdragen tot te Taal- Land- en Volkenkunde van Nederl.-Indië. 5. Volgr., D. III, S. 498 ff., wo noch mehr Beispiele, auch aus anderen Theilen des Malayischen Archipels, erwähnt werden.

Diese verzierten Zähne sind die ersten derartigen, welche in Oaxaca gefunden wurden; aber viele von den Gräberurnen zeigen gefeilte Zähne, ob sie nun menschliche Köpfe oder Schlangenmasken vorstellen. Eine Kriegerstatue, welche Marschall H. Saville im Mound Nr. 8 in Xoxocotlan ausgrub, zeigte, wie die Graburnen, die Zähne weiß bemalt und gefeilt. Derselbe amerikanische Archäologe sagt: »The custom of filing and inlaying the teeth was practiced, and the use of hematite as an inlay was found for the first time. This ancient custom can now be traced from the Pueblo region of Arizona to southern Central America.« [1]) Leider unterlässt Saville, Beweise für diese weite Verbreitung der Sitte beizubringen.

Von den Maya wird nur die Sitte der Zahnfeilung, nicht aber die der Ausfüllung der gefeilten Höhlungen berichtet. Landa sagt: Sie (die Indianerinnen von Yucatan) hatten die Gepflogenheit, sich die Zähne in Form einer Säge abzufeilen, was sie dann als ein Zeichen besonderer Schönheit ansahen. Gewisse alte Weiber beschäftigten sich besonders damit, diese Operation auszuführen, wobei sie sich zur Zahnfeilung eines besonderen Steines und des Wassers bedienten. [2])

Dass die Sitte vieler Indianer von Panama, die Schneidezähne keilförmig spitz zuzufeilen, [3]) mit dem oben erwähnten Brauche der Mayavölker gemeinsamen Ursprung hat, lässt sich nicht mit Sicherheit behaupten; doch halte ich es für wahrscheinlicher, als die Annahme, dass wir es mit einer Entlehnung aus den Sitten der als Sclaven in das Land gebrachten, die Zahnfeilung übenden Neger zu thun haben. Der reinrassige Indianer verachtet den Neger zu tief, als dass er dessen Sitten und Gewohnheiten sich aneignen würde. Außerdem ist die Sitte der Zahnfeilung in Amerika, wie bereits die Beispiele von den Tarasca und Maya beweisen, schon vor der Conquista einheimisch gewesen und ganz sicher nicht erst aus Afrika importiert worden.

Tschudi bemerkt im Anschlusse an die eben citierte Stelle: »Diese Sitte (die Zahnfeilung) theilen sie (die Indianer von Panama) mit mehreren Horden peruanischer Indianer und mit einigen Negerstämmen.« Welche Horden peruanischer Indianer damit gemeint sind, ist uns unbekannt. Unsere Quellen sprechen wohl vom Zahnausbrechen unter verschiedenen Völkern des Inkareiches; der Zahnfeilung wird jedoch nirgends nur mit einem Worte erwähnt. Vermuthlich liegt hier eine Verwechslung zwischen den beiden gewöhnlichsten Formen der Zahndeformierung vor.

Mit Sicherheit nachgewiesen ist die Zahnfeilung in Süd-Amerika nur von den Mbaya am Paraguay. Dieselben feilen sich die Zähne der oberen Reihe von einem Eckzahn zum anderen und machen sie dreieckig wie die Zacken einer Säge. Der Berichterstatter meint, dass es sich nur um eine Verzierung handelt. [4]) Endlich berichtet Martius von den Miranha, die am oberen Jçá und Yapurá im Amazonengebiet hausen, dass das Zuspitzen der Eckzähne bei ihnen vorkomme. [5]) Möglicherweise jedoch ist aber die Sitte hier von der portugiesischen Mischlingsbevölkerung entlehnt, in deren Adern viel Negerblut fließt und von welcher Poeppig bereits das Spitzigfeilen oder richtiger Spitzigbrechen der Schneidezähne, dem »sich aus thörichter Gefallsucht selbst die halbweißen Frauen am Amazonas

[1]) H. Saville, Exploration of Zapotecan tombs in Southern Mexico. American Anthropologist. N. Ser. Bd. I, 1899, S. 354, 357, 361—362.

[2]) Diego de Landa, Relation des choses du Yucatan. Ed. par Brasseur de Bourbourg. Paris et London 1864, S. 182.

[3]) J. J. v. Tschudi, Reisen durch Südamerika. Leipzig 1869, V, 402 (nach Dr. Kratochwill).

[4]) G. Boggiani, I Caduvei. Viaggi d'un artista nell' America meridionale. Roma 1895, S. 105.

[5]) K. F. Ph. Martius, Beiträge zur Ethnographie Amerikas. Leipzig 1867, I. 536.

unterwerfen«. Erwähnung macht.[1]) An der brasilianischen Küste ist die Zahnfeilung, von den Negersclaven übernommen, eine Zeit lang sehr in Mode gewesen. Namentlich die aus Pernambuco stammenden Brasilianer weisen häufig gefeilte Zähne auf. »Der muss aus Pernambuco sein«, heißt es gelegentlich: denn er hat gefeilte Zähne. Dies ist wohl auch der einzige Fall, wo die Zahnfeilung auf eine Nachahmung der bei den als Sclaven importierten Negern verbreiteten Sitte der Zahnfeilung zurückzuführen ist.[2]) In den anderen Fällen jedoch ist die Sitte wohl als einheimisch zu betrachten.

2. Ausbrechen der Zähne. Einige Stämme der Eingebornen von Central-Amerika pflegten den Kriegsgefangenen einen Vorderzahn auszubrechen, um sie so als Sclaven zu kennzeichnen.[3]) Nach Gomara war dies besonders unter den Indianern von Darien üblich, welche sich selbst auch das Gesicht vom Munde abwärts, ihren Sclaven aber von da aufwärts mit Farbe anstreichen ließen.[4]) Nach Garcilasso[5]) ließ der Inka Huayna Capac den Caziken einer rebellischen Nation die Zähne ausnehmen und befahl, dass diese Strafe auch auf die Nachkommen übergehen solle. Nach Martius scheint das Ausziehen der Zähne bei den alten Peruanern eine nicht seltene Strafe gewesen zu sein.[6]) Möglicherweise erklären sich dadurch auch die Zahndefecte an einem Chanka- und einem Aymaraschädel, von welchen Ihering spricht.[7])

Einem anderen Motive entsprang das Ausbrechen der Zähne bei den Guancavilca zur Zeit des Inkareiches (im heutigen Gouvernement Guayaquil). »Gl'Indiani usavano cavarsi tre denti di sopra tre di sotto di bocca, si come ho detto altre uolta, i padri li cauano à i figliuoli quando erano piccoli, non credendo di commettere in questi alcun peccato, anzizi dauano à credere di fare grato saerificio à i lor Dei.«[8]) Hier finden wir also einen wichtigen Beleg für die bekannte Hypothese von Wilken, wonach die Zahndeformation ursprünglich eine Opferhandlung war und später erst zu einer Trauerceremonie sich herausbildete.

Hermann v. Ihering erwähnt eine nicht näher belegte Mittheilung, wonach Skyring gefunden habe, dass den Patagoniern der obere Schneidezahn fehlte.[9]) Die Richtigkeit dieser Angabe lässt sich nicht feststellen; Musters, der die Tehueltschen[10]) und Poeppig, welcher die Moluche und Pehuenchen[11]) ausführlich schildert, wissen über das Ausbrechen der Schneidezähne nichts zu berichten. Iherings Annahme, dass als Motiv wohl Trauerverstümmlung zu Grunde liegen dürfte, findet durch die bekannte Preuß'sche Monographie über die letztere Sitte und ihre Verbreitung in Amerika[12]) keine Bestätigung.

3. Zahnfärbung. Zum Schlusse will ich noch der Sitte des Färbens der Zähne kurz gedenken. Schon die ältesten Berichte über Amerika theilen mit, dass die alten Cumanesen mit gewissen Pflanzensäften und Ätzkalk die Zähne schwarz zu färben

[1]) E. Poeppig, Reise in Chile, Peru, und auf dem Amazonenstrome während der Jahre 1827—32. Leipzig 1835, I, 466.

[2]) H. v. Ihering, Die künstliche Deformierung der Zähne. Zeitschrift für Ethnologie. Bd. XIV, 1882, S. 215.

[3]) H. H. Bancroft, The Native races of the Pacific States of North America. Leipzig 1875, I, 764.

[4]) F. L. de Gomara, La Historia general de las Indias. Anvers 1554, Cap. 68.

[5]) Garcilasso de la Vega, Comentarios Reales. Lissabon 1609. La Prima Parte. Lib. IX, Cap. 3.

[6]) K. F. Ph. v. Martius, Beiträge zur Ethnographie Amerikas. I, 72.

[7]) H. v. Ihering, a. a. O. 261.

[8]) Pedro de Cieza de Leon, La prima Parte dell'Istorie del Peru. Venezia 1556, S. 99 und 105b.

[9]) Zeitschrift für Ethnologie. Bd. XIV, 1882, S. 260.

[10]) G. Ch. Musters, Unter den Patagoniern. Aus dem Englischen von J. C. A. Martin. Jena 1873.

[11]) E. Poeppig, Reise in Chile, Peru, und auf dem Amazonenstrom. Leipzig 1835, I, 466 ff.

[12]) K. Th. Preuß, Menschenopfer und Selbstverstümmlung bei der Todtentrauer in Amerika. Berlin 1896. Sonderabdruck aus der Festschrift für Adolf Bastian zu seinem 70. Geburtstag.

pflegten. Nach Gomara übten diesen Brauch namentlich die Frauen, und zwar beim Tode ihres Gatten[1]); es handelte sich also um eine Trauerceremonie. Der Brauch soll sich auch bei den Arawaken oder Aruak Guayanas finden[2]); dagegen wissen die Chayma-Indianer, die Nachkommen der alten Einwohner Cumanas, nichts mehr davon und erhalten ihre Zähne schön und weiß.[3])

Von den Miranha am Yapurá berichtet Martius, dass sie bisweilen alle Zähne schwärzen[4]); leider ist nicht gesagt, ob ein besonderer Anlass (etwa der Tod eines Stammesgenossen) hiefür erforderlich ist. Die Piros oder Chontaquiro am Ucayali haben den letzteren Namen von ihrer Gewohnheit, die Zähne mit der Wurzel der Chontapalme schwarz zu färben (*chonta* = Palme, *quiru* = der Zahn, beides Kechua-Wörter).[5])

Endlich wird noch berichtet, dass die Goajiro vom Rio Hacha die Zähne durch das Kauen von Reizmitteln schwärzen[6]), obwohl in neueren Nachrichten über die Goajiro sich eine Bestätigung für das Vorkommen dieser Sitte nicht ausfindig machen lässt.[7]) Vielleicht ist der Brauch, wie so viele andere, durch den sogenannten civilisatorischen Einfluss der benachbarten Hispano-Amerikaner in der neueren Zeit gänzlich abgekommen.

Hiemit wäre dasjenige, was ich über das Vorkommen der Deformation der Zähne in Amerika an Thatsachen und Belegstellen sammeln konnte, erschöpft. Versuchen wir, nachzuforschen, ob und in welcher Richtung sie zu der Kenntnis der Entstehung und Verbreitung der Zahnverstümmlung im allgemeinen einen Beitrag liefern können.

Als Motive der Zahnfeilung finden wir 1. hygienische Momente, welche zur Abschleifung der abgenützten Kauflächen bei Eskimo, Tlinkiten, vielleicht auch bei den Moundbuilders, Veranlassung gaben. Wenn die Zähne, wie der oben angeführte Bericht Kellys lehrt, nicht bloß zum Kauen, sondern auch als technische Werkzeuge (zum Ausziehen von Nägeln, Halten von Bohrern u. dgl.) verwendet werden, so ist es leicht denkbar, dass frühzeitig die Krone abgenützt wird und dass namentlich Stücke der Krone ausbrechen. Der also auf traumatische Weise beschädigte Zahn ragt mit den scharfen Kanten ins Zahnfleisch hinein und verursacht dadurch Schmerzen und entzündliche Schwellung der Gingiva. Das Verfahren der Abfeilung der Kanten, beziehungsweise der Randfläche erscheint daher als ein vollkommen sachgemäßes, um die angeführten üblen Folgen zu beseitigen. Meines Erachtens liegt hier eine vom medicinisch-hygienischen Standpunkte interessante Erfindung von Naturvölkern vor, welche jedoch zu der aus anderen Gründen unternommenen Zahnfeilung in keinerlei Beziehung steht.

Die Feilung der Zähne bei den alten Mexikanern (Zapoteken), welche mit Ausfüllung der gemachten Kerben durch Hämatit verbunden ist, scheint wohl, wie die ähnliche Sitte in Malayisch-Indien, einen kosmetischen Charakter zu besitzen; möglicherweise ist aber die Ausfüllung der Höhlen secundären Ursprungs und verdankt ihre Übung der Beobachtung, dass die durch Feilung geschaffenen Höhlen sehr leicht cariös erkranken und dadurch Anlass zur raschen Zerstörung des Zahnes geben. Durch die Ausfüllung der

[1]) F. L. de Gomara, La Historia general de las Indias. Anvers 1554, Cap. 73. Rochefort, Histoire naturelle et morale des Iles Antilles². Amsterdam 1716, S. 440.

[2]) K. F. Ph. v. Martius, Beiträge zur Ethnographie Amerikas, I, 691.

[3]) Alexander v. Humboldts Reise in die Äquinoktial-Gegenden des neuen Kontinents. Deutsch von H. Hauff. Stuttgart 1859, II, 12.

[4]) K. F. Ph. v. Martius, Beiträge zur Ethnographie Amerikas, I, 536.

[5]) A. Raimondy, Apuntes sobre la provincia litoral di Loreto. Lima 1862, S. 116.

[6]) Th. Waitz, Anthropologie der Naturvölker, III, 373.

[7]) Vgl. die Berichte von W. Sievers, H. Candelier, de Brettes, Polko u. a.

Höhle (Kerbe) mit Metall, ein Verfahren, das unserer Plombierung entspricht, wird der Gefahr nun vorgebeugt.

Für die Ursache der Zahnfeilung bei den Maya gibt die Angabe Landas, die Feilung geschehe zu Schönheitszwecken, hinreichenden Aufschluss, und es trägt diese Angabe bei, meine am Schlusse dieser Arbeit aufgestellte Theorie über die Entstehung der Zahndeformierungen zu stützen. Auffallend jedoch ist, dass im Bereiche des Gebietes, wo in Amerika Zahnfeilung vorkommt, wir nicht das Geringste über gleichzeitige oder frühere Ausbrechung der Zähne vermeldet finden.

Das Ausbrechen der Zähne ist in Amerika mit Sicherheit nur von den Stämmen in Darien, im alten Peru und bei den Guancavilca (im heutigen Ecuador) mit Sicherheit nachgewiesen. Während in Darien und in Peru das Ausbrechen der Zähne symbolisch zum Zeichen der Unterwerfung des betreffenden Individuums erfolgte, scheint die Sitte in Peru auch eine Strafe (ähnlich wie Nasen- und Ohrenabschneiden und andere Verstümmlungen) gebildet zu haben. Bei den Guancavilca erfolgte das Ausbrechen angeblich zu Opferzwecken, war wahrscheinlich aber eine Pubertätsceremonie. Zahnfeilung lässt sich in den Gebieten, wo Zähne ausgebrochen wurden, nicht nachweisen.

Die Zahndeformation in Amerika bereichert die Zahl der Motive, aus welchen Manipulationen am Gebisse vorgenommen werden, um zwei, nämlich die Abfeilung der Kauflächen und Kanten aus hygienischen Gründen und die Extraction der Zähne als Strafe. Beide sind bisher in den anderen Gebieten, wo die Zahndeformierung vorkommt, nicht beobachtet worden. Dagegen fehlt die Form des Ausbrechens der Zähne als Zeichen der Trauer in Amerika gänzlich, und es ist Ausbrechen der Zähne als Pubertätsceremonie nur einmal angegeben, Zahnfeilung als solche nur einmal, und zwar da nur vermuthet (in Yucatan).

Es stimmt dies nicht recht mit der Hypothese Uhles, »wonach die rohere Form des Ausbrechens der Zähne allenthalben der gemilderten Form der Zahnfeilung vorangegangen sein muss«.[1] In Amerika bestehen beide Formen selbständig und vollkommen getrennt von- und nebeneinander; es ist auch gar nicht einzusehen, warum Zahnfeilung nicht primär bei einem Volke geübt werden könnte. Die Abfeilung der abgenützten Zähne im späteren Lebensalter beweist, dass die Zahnfeilung in der Chirurgie der primitiven Völker bereits eine große Rolle spielt und ganz gut später zu anderen, nicht ärztlichen Zwecken angewendet werden konnte.

Von diesen wäre die Verschönerung des eigenen Körpers, das Bedürfnis nach Schmuck, in erster Linie zu nennen. Dass die Zahnfeilung ebenso wie die Durchbohrung der Ohrmuscheln, die verschiedenen Arten des Lippenschmuckes, Narbenzeichnungen, und vor allem die Tätowierung wohl einen eminent kosmetischen Charakter besitzt, darüber kann bei genauer Betrachtung der Anschauungen, welche von den die Zahnfeilung übenden Völkern darüber gehegt werden, kein Zweifel obwalten. Es sind daher Uhle, welcher die malayische Zahnfeilung im Pubertätsalter als einen ursprünglichen Kasteiungsgebrauch auffasst[2], und Wilken, welcher sie ebenso wie das Zahnausbrechen als eine Opferhandlung deutet, deren gottesdienstliche Bedeutung in späterer Zeit jedoch verloren gegangen ist[3], bei den Erklärungsversuchen der Zahnfeilung irrige Wege gewandelt. Die vor

[1] M. Uhle, Über die ethnologische Bedeutung der malayischen Zahnfeilung. Berlin 1887, S. 17.

[2] M. Uhle, a. a. O. 17.

[3] G. A. Wilken, Iets over de mutilatie der tanden bij de volken van den Indischen Archipel. Bijdragen tot de Taal-, Land- en Volkenkunde van Nederlandsch-Indië. 5^e Volgreeks, Deel III, S. 488. — Uhle scheint übrigens später (Veröffentlichungen aus dem kgl. Museum für Völkerkunde, Berlin 1889, I, 29) die Theorie Wilkens zu acceptieren.

15 Jahren von Ratzel ausgesprochene Anschauung, dass der Zahnfeilung im malayischen Archipel vorwiegend ein kosmetischer Charakter zukomme[1]), steht auch gut im Einklange mit dem, was wir über das Vorkommen der Sitte bei den Afrikanern wissen.

Auch die Zahnfärbung, welche Wilken als eine Milderung der Sitte der Zahnfeilung und des Zahnausbrechens auffasste und ihr den Zweck zu Grunde legte, die Zähne, welche ausgebrochen oder gefeilt hätten werden sollen, so viel als möglich dem Auge zu entrücken, unkennbar zu machen[2]), wird von Ratzel jedenfalls richtiger als ebenso kosmetischer Natur erklärt, aber ursprünglich aus dem Wunsche hervorgegangen, durch Auftragen eines dauerhaften Harzes die Verderbnis der angefeilten Zähne aufzuhalten.[3]) Meines Dafürhaltens verwechselt jedoch Ratzel das primäre mit dem secundären Motiv, da doch der kosmetische Zweck wahrscheinlicher früher beabsichtigt wurde und hygienische Momente erst später sich geltend machen konnten. Auch spricht das Vorkommen der Zahnfärbung in Gebieten, wo Zahnfeilung erwiesenermaßen niemals geübt wurde, dafür, dass das von Ratzel als primär angesehene Motiv secundär ist und überhaupt nur dort, wo gleichzeitig Zahnfeilung geübt wird, aufkommen konnte. Ich will zur Begründung des Gesagten auf das Vorkommen der Zahnschwärzung in Japan, wo die Sitte erst im Jahre 1870 den Männern verboten wurde und unter den Frauen erst durch den Einfluss der jetzigen Kaiserin abkam[4]), hinweisen. Auch die Birmanen, sowohl männlichen als weiblichen Geschlechtes, pflegten am Anfange des XIX. Jahrhunderts noch ihre Zähne, Augenwimpern und Augenbrauen schwarz zu färben.[5]) Die Nicobaresen schwärzen ihre Zähne vom Pubertätsalter an, und diese Entstellung wird vom weiblichen Geschlechte mit so günstigen Blicken betrachtet, dass ein Weib sich verächtlich machen würde, wenn es die Huldigungen eines Mannes, der weiße Zähne wie ein Schwein oder Hund besitzt, annimmt.[6]) Roepstorff beschreibt die Zähne der Schombeng, der Bewohner des Innern von Groß-Nicobar, ebenfalls als schwarz gefärbt.[7]) Die Singhalesen sehen weiße Zähne als unschicklich und für eine Verunstaltung des menschlichen Gebisses an.[8]) Die Inder haben einen Abscheu vor weißen Zähnen. Auf den Sulu-Inseln ist die Sitte bemerkenswert, die Zähne schwarz zu färben.[9]) Die Tinguianen auf Luzon[10]) und die alten Bewohner der Visayas-Inseln brännten oder färbten ihre Zähne schwarz.[11]) Bei den Eingebornen von Neu-Pommern, Neu-Mecklenburg und Neu-Lauenburg (Bismarck-Archipel) lieben es die Weiber, besonders ihre Zähne zu färben. »Im allgemeinen ist eine gründliche Schwärzung der Zähne ganz chic, hat indessen eine Kanakenschönheit den unab-

[1]) F. Ratzel, Völkerkunde[1], II, 395—396.

[2]) G. A. Wilken, a. a. O. 497—498.

[3]) F. Ratzel, a. a. O. 396.

[4]) v. Kudriaffsky, Japan. Vier Vorträge. Wien 1874, S. 47. — B. H. Chamberlain, Tbings Japanese. London 1898, S. 58.

[5]) M. Symes, Gesandtschaftsreise nach dem Königreiche Ava im Jahre 1795. Aus dem Englischen von Dr. Hager. Hamburg 1800, S. 291 und 340. — Malcom, Travels in the Burman Empire. Edinburgh 1840, S. 57.

[6]) E. H. Man, A brief account of the Nicobar Islanders. Journal of the Anthrop. Inst. of Great Britain. Vol. XV, S. 441.

[7]) F. A. de Roepstorff, Über die Bewohner der Nicobaren. Zeitschrift für Ethnologie, Bd. XIV, 1882, S. 53 und 55.

[8]) R. Percival, Reisen auf der Insel Ceylon. Übersetzt von Bergk. Wien 1804, S. 207. — Pridham, Historical and polit. account of Ceylon. London 1849, I, 261.

[9]) F. Blumentritt, Versuch einer Ethnographie der Philippinen. Dr. A. Petermanns Mittheilungen. Ergänzungsband XV, Nr. 67. Gotha 1882, S. 52.

[10]) F. Blumentritt, Die Tinguianen (Luzón). Mittheilungen der k. k. Geographischen Gesellschaft in Wien. Bd. XXX, 1887, S. 12.

[11]) J. de los Reyes, Las Islas Visayas en la epoca de la Conquista. Manila 1889, S. 15.

weislichen Drang, höchst modern zu sein, so färbt sie die Zähne der rechten Hälfte des Oberkiefers und der linken des Unterkiefers, oder umgekehrt, schwarz, während die anderen Hälften weiß bleiben . . . Knaben färben ihre Zähne um die Zeit der Pubertät, das einmal vollendete Verfahren bedarf keiner Erneuerung, da die Zähne ihre schwarze Farbe dauernd behalten.« Männer färben ihre Zähne nicht, da diese durch das fortgesetzte Betelkauen einen unangenehmen, röthlichen Schimmer erhalten.[1]) Hockin erwähnt die Sitte des Zahnschwärzens bei beiden Geschlechtern auf den Palau-Inseln[2]). Hernsheim das Schwarzbeizen der Zähne bei den Mädchen auf Yap (Karolinen) beim Eintritte der Pubertät.[3]) Auf Vanikoro fanden die Gelehrten des »Vincennes« die Zähne der Eingebornen wahrscheinlich durch den Gebrauch von Beizmitteln schwarz gefärbt.[4]) Die Jabim-Leute in Finschhafen (Deutsch-Neu-Guinea) färben mit einer schwarzen Erde ihre Zähne schwarz.[5]) Diese Sitte scheint nach einer anderen Quelle fast über ganz Deutsch-Neu-Guinea sich zu erstrecken, mit Ausnahme der Salomo-Inseln. »Bloß die Mädchen, sowie einige jüngere und ärmere Frauen, die weder die Kosten des Schwarzfärbens noch auch des ebenfalls entstellenden Betelkauens erschwingen können, haben hübsche weiße Zähne.«[6]) Die Tanálastämme auf Madagaskar benützen eine schwarze, *laingo* genannte Pasta zur Verschönerung der Zähne; gewöhnlich bestreichen sie nur die hinteren Zähne damit und lassen die vorderen weiß; doch kommt es auch nicht selten vor, dass sie die Zähne der ganzen unteren Reihe abwechselnd schwarz und weiß halten.[7]) In Adamaua in Afrika kommt Röthlichfärbung der Zähne bei den Weibern mittelst einer unechten Art der Kolanuss, welche *hanurua* oder *hauerua* genannt wird[8]), und mit Tabaksblüten (*furé* in der Haussasprache[9]) vor.

Alle angeführten Beispiele sind durchwegs Gebieten entnommen, wo die Zahndeformation sowohl als Feilung, als auch als Ausbrechen der Zähne, gar nicht, oder nur vereinzelt vorkommt. Der kosmetische Charakter der Zahnfärbung ist in fast allen Fällen deutlich zu Tage tretend, und es lässt sich wohl kaum ein Moment ausfindig machen, welches darauf hindeutet, dass ursprünglich ein anderes Motiv der Sitte zu Grunde lag.

Dagegen unterliegt es keinem Zweifel, dass die ursprüngliche, rein kosmetische Bedeutung der Zahnfeilung und der Zahnfärbung manchenorts in den Hintergrund gedrängt wurde, in Vergessenheit gerieth, und dass secundäre Momente im Volksbewusstsein die Erklärung des Brauches nunmehr bilden. Da die Operation der Zahnfeilung ebenso wie der Zahnfärbung aus praktischen Gründen erst nach beendetem Zahnwechsel vollzogen wird, ferner das Bedürfnis nach Schaffung kosmetischer Anziehungsmittel und körperlicher Reize für das andere Geschlecht sich naturgemäß beim Eintritte der Geschlechtsreife am ersten und meisten fühlbar macht, erscheint es ganz begreiflich, dass man die Operation erst mit dem Eintritte der Pubertät vornahm. Im Laufe der Zeit konnte es sogar so weit kommen, dass durch die Ausführung der Operation absichtlich ein sichtbares Zeichen des Eintretens der Mannbarkeit nach außen hin geschaffen wurde und dass die bekannte Form der Pubertätsweihe durch Zahnfeilung oder -Färbung sich heranbildete und im Volksbrauch befestigte. Aber ein Kasteiungsritus ist in dieser Pubertätsceremonie nicht

[1]) J. Graf Pfeil, Studien und Beobachtungen aus der Südsee. Braunschweig 1899, S. 50.

[2]) Hockin, Bericht von den neuesten Reisen nach den Palau-Inseln. Weimar 1805, S. 50.

[3]) F. Hernsheim, Südsee-Erinnerungen (1875—1880). Berlin, S. 26.

[4]) Die Expedition in die Seen von China, Japan und Ochotsk. Deutsch von W. Heine. Jena 1858. I, 23.

[5]) O. Schellong, Beiträge zur Anthropologie der Papuas. Zeitschrift für Ethnologie. Bd. XXIII, 1891, S. 165.

[6]) H. Zöller, Deutsch-Neu-Guinea. Stuttgart 1891, S. 235—256.

[7]) J. Sibree, Madagaskar. Leipzig 1881, S. 235.

[8]) P. Staudinger, Im Herzen der Haussaländer. Berlin 1889, S. 653.

[9]) P. Staudinger, a. a. O. 654. — S. Passarge, Adamaua. Berlin 1895, S. 433.

zu erblicken, und auch der Gedanke an ein durch Ausführung des Brauches an ein göttliches Wesen gebrachtes Opfer war niemals vorhanden.

Mit Bezug auf die Sitte des Zahnausbrechens jedoch ist ein Zurückführen aller Fälle, wo Zähne ausgebrochen werden, auf eine gemeinsame Ursache nicht denkbar. Zunächst müssen wir die Form des Zahnausbrechens als Zeichen der Trauer ausscheiden, welche bekanntlich im malayischen Archipel und in Polynesien vielfach vorkam. Wilkens Erklärung dieses Brauches als eine Art Opfer an die Seele des Verstorbenen (ähnlich dem Haaropfer, Opfer von Fingergliedern u. s. w.) ist im allgemeinen plausibel, obwohl auch hiegegen Preuß[1]) auf Grund der von den amerikanischen Völkern gewonnenen Ergebnisse seine Stimme erhoben hat, und in der äußerlichen Trauerbezeugung durch Ablegung oder Vernachlässigung eines Schmuckgegenstandes (als solcher wird ja das Haar angesehen) oder Verstümmlung des eigenen Körpers behufs Besänftigung des zuschauenden und rachebegierigen Todten, und in der Beruhigung des eigenen Gewissens die wahren tiefsten Gründe und Zwecke der Sitte erblicken will. Ich kann dem nicht ganz beipflichten und glaube, dass äußere Motive, wie die Günstigstimmung des Geistes des Dahingeschiedenen, bei Naturvölkern stets das Übergewicht über die inneren (wozu Preuß die Beruhigung des Gewissens rechnet) erlangen müssen. Es wird daher sich empfehlen, für das Zahnausbrechen zur Trauer auch weiterhin bei der Wilken'schen Erklärung zu verbleiben.

Anders jedoch steht es mit dem Zahnausbrechen im Pubertätsalter. Ratzel[2]) und Wilken behaupten, dass die bekannte, oft beschriebene Ceremonie der Australier beim Eintritte der Mannbarkeit ein Opfer vom eigenen Körper ist. Hartland erblickt in dem Ausbrechen der Schneidezähne, sowie der Deponierung derselben in der Gabelung des obersten Zweiges eines Eucalyptusbaumes, der sodann *tabu* wird, die Absicht, ein Lebenszeichen für den Knaben in dem Baum zu schaffen, dessen Schicksal auf diese Weise mit dem Wohle des Knaben eng verknüpft wird.[3])

Meines Erachtens liegt jedoch mehr als eine Opferhandlung vor. Der Brauch war von verschiedenen anderen eigenthümlichen Handlungen begleitet.[4]) Ich weise ferner darauf hin, dass alle Berichterstatter einstimmig die besonders schmerzhafte Weise, in welcher das Ausschlagen der Zähne erfolgt, hervorheben. Man betrachte es als einen Beweis von dem Muthe des betreffenden Jünglings, wenn er diese schmerzliche Probe mit unerschütterter Standhaftigkeit bestand.[5]) Es ist daher nicht unmöglich, dass wir es mit einem Kasteiungsritus zu thun haben, und dass die Idee der Opferhandlung secundären Ursprunges ist. Schmerzhafte Einweihungs-Ceremonien bei der Pubertätsfeier sind ja auch bei vielen anderen Völkern, namentlich bei den Indianern Süd-Amerikas[6]), in Übung. Jedenfalls ist das Zahnausbrechen viel eher eine Prüfung der Mannesreife, als die harmlose Zahnbefeilung.

Aber auch die Sitte des Ausbrechens der Zähne kann an vielen Orten ihren kosmetischen Charakter nicht verleugnen. Die große Zahl der afrikanischen Völker, wo der Brauch zu Hause ist, übt ihn sicher nur aus dem erwähnten Grunde, während der Gedanke an ein Opfer oder an einen Kasteiungsritus sich kaum wo nachweisen lässt. Die häufige Combinierung mit der Feilung, welche für eine große Zahl der nilotischen Rasse angehörigen Völker geradezu charakteristisch ist, deutet ebenfalls darauf hin, dass es Schönheitszwecke

[1]) K. Th. Preuß, Menschenopfer und Selbstverstümmlung bei der Todtentrauer in Amerika, S. 30.
[2]) F. Ratzel, Völkerkunde[1]. II, 83.
[3]) Hartland, Legend of Perseus. II, 39.
[4]) Siehe darüber Näheres bei: H. Ploß, Das Kind in Brauch und Sitte der Völker[2]. Leipzig 1884, 413 ff.
[5]) J. Turnbull, Reise um die Welt in den Jahren 1800—1804. Hamburg 1806, I, 72.
[6]) H. Ploß, a. a. O. II, 426 ff.

sind, welche der Neger bei der Zahndeformation zu erfüllen beabsichtigt. »Die bei den Oromó (Galla) beliebten und absichtlich erzeugten breiten Zahnlücken dienen nicht sacralen Zwecken, sondern zur Befriedigung der Eitelkeit«.[1] Bei den Ovaherero soll das Individuum ohne die dreieckige Zahnlücke sogar des sexuellen Reizes entbehren.[2] Pure Eitelkeit ist auch die Ursache des Ausbrechens der vorderen Schneidezähne bei den Makalaka und Matonga am Sambesi.[3] Begreiflicherweise konnte das Zahnausschlagen, sowie die Zahnfeilung erst dann vorgenommen werden, nachdem die Milchzähne durch das Dauergebiss ersetzt waren; so fiel dann die Vornahme der Operation gewöhnlich mit dem Eintritte der Pubertät zusammen. Nichtsdestoweniger finden wir den Charakter einer eigentlichen Pubertätsceremonie dem Brauche nur bei wenigen Völkern in Afrika aufgedrückt, und bei denselben ist es häufig der Einfluss der benachbarten, die Beschneidung als Mannbarkeitsceremonie κατ' ἐξοχήν übenden Mohammedaner, welcher der Ausführung der Zahndeformierung eine besonders den mohammedanischen Riten nachgeahmte Feierlichkeit verleiht.

Ich glaube daher nicht fehl zu gehen, wenn ich die Zahnverstümmlung, also Zahnausbrechen, Zahnfeilung und Zahnfärbung, als ursprünglich rein kosmetische Bräuche der Völker, bestimmt, Anziehungsmittel für das andere Geschlecht zu schaffen, erkläre. Die anfänglich dem Belieben des Individuums überlassene Ausführung der Sitte wurde nach und nach bei vielen (nicht bei allen) Völkern ein mit dem Eintritte der Pubertät zusammenfallender und deshalb oft ceremoniös gefeierter Ritus. In seiner weiteren Ausgestaltung wurde er bei den Australiern auch zu einer Kasteiungssitte. Die Zahnverstümmlung als Zeichen der Trauer ist ein Volksbrauch, welcher mit der ersten Form nichts zu thun hat, und religiösen, beziehungsweise animistischen Beweggründen entsprungen ist. Dass die Zahnverstümmlung in Afrika stellenweise ein Stammesmerkmal geworden ist, lässt sich durch die Möglichkeit der verschiedensten Combinationen, welcher die Sitte fähig ist, ausreichend erklären. Die als am schönsten befundenen und von den momentan die Herrschaft besitzenden Völkern ausgeführten Muster wurden von den unterworfenen Stämmen häufig nachgeahmt; auch durch die Wanderzüge der afrikanischen Völker wurden die verschiedenen Typen und Moden der Zahndeformierung fast im ganzen Erdtheil verbreitet, ohne dass ihnen jedoch jene Bedeutung als Rassenmerkmal zukommt, welche Hermann v. Ihering ihnen zugeschrieben hat.[4] Zahllose Übergänge von einer Form zur anderen kommen vor, und der Laune des einzelnen sind oft in der Art der Ausführung der Operation keine Schranken gesetzt. Jedenfalls gehört — es sei mir diese Wiederholung zum Schlusse noch gestattet — die Zahndeformierung zu jenen Volkssitten, deren Erklärung bisher, aber mit Unrecht, mit Vorliebe durch mythologische und sociale Momente versucht worden ist, während die zunächst liegende Ursache, als zu einfach, bei Seite geschoben oder höchstens als ein secundäres, somit bedeutungsloses Motiv angesehen worden ist. Dabei wurde übersehen, dass die menschliche Eitelkeit die Triebfeder zu ganz ähnlichen Verunstaltungen des eigenen Körpers auch bei Culturvölkern abgab und noch abgibt (es sei nur an die Verstümmlung der Füsse der Chinesinnen erinnert) und dass daher der gleiche Grund auch bei den primitiven Völkern zur Erklärung der in diesem Aufsatze behandelten Sitte vollkommen genügen konnte.

---

[1] Ph. Paulitschke, Ethnographie Nordost-Afrikas. Bd. II. Die geistige Cultur der Danâkil, Galla und Somâl. Leipzig 1896, S. 54.

[2] P. H. Brincker, Heidnisch-religiöse Sitten der Bantu, speciell der Ovahérero und Ovámbo. Globus, Bd. LXVII, 1895, S. 289.

[3] E. Holub, Sieben Jahre in Südafrika. Wien 1881, II. 294.

[4] Hermann v. Ihering, Die künstliche Deformierung der Zähne. Zeitschrift für Ethnologie. Bd. XIV, 1882, S. 239.

Ein Besuch in den Kopfjägerdörfern auf Formosa.

Von **Dr. N. Yamasaki** (aus Japan).

(Mit 24 Originalabbildungen.)

Vor drei Jahren machte ich mit Prof. Kotō (von Tokio) eine geologische Forschungsreise auf der Insel Formosa (Taiwan), die uns rund um die Insel durch verschiedene Landschaften führte und mit manchen Stämmen der Eingebornen bekannt machte, namentlich mit den tätowierten Kopfjägern, die unser besonderes Interesse erweckten.

Die Insel wird von Malayen und Chinesen bewohnt. Die ersteren, welche die Ureinwohner sind, wurden von den Chinesen nach den Berggebieten getrieben, während diese selbst sich nach und nach in der fruchtbaren westlichen Ebene sesshaft machten und dort viele Niederlassungen gründeten.

Die Malayen zerfallen in verschiedene Stämme. Diejenigen, welche die nördliche Hälfte des Centralgebirges der Insel bewohnen, nennen sich selbst meistens Taiyal, werden aber von den Chinesen als Seiban oder rohe Barbaren bezeichnet. Sie sind blutdürstig, und die Chinesen, welche ihre Erbfeinde sind, fallen ihnen oft zum Opfer. Ein Charakteristikon der Taiyal ist die Tätowierung ihres Gesichtes, und daher nennt man sie häufig Yūgei-ban oder tätowierte Eingeborne. Es ist auffallend, dass diese Tätowierten zum Theil gegen die Japaner freundlich sind; doch liegt der Grund darin, dass die letzteren ihre Feinde überwunden haben. Wir besuchten mehrere Dörfer derselben, haben sogar in ihren Hütten geschlafen und an ihren Mahlzeiten theilgenommen.

Am 2. December 1896 hatten wir Taichū — chinesisch Tai-wan-fu — eine kleine, von zerstörten Mauern umgebene Stadt, verlassen. Wir giengen südlich durch die Meierei und durch Felder, welche mit Zuckerrohr, Bataten und Reis bepflanzt waren. Das Frühstück nahmen wir in einem Dorfe, Adamu, ein, wo sich prachtvolle Wohnungen und ein parkartiger Garten befinden, die einem reichen Landwirt namens Lin gehören. Wir giengen noch weiter durch die Ebene, und nach einer Reise von ungefähr fünfundzwanzig Kilometern kamen wir am Abend in ein kleines Dorf, Kiautau, am Eingange des Berggebietes, wo wir ein schmutziges Gasthaus fanden.

Am nächsten Morgen marschierten wir in Begleitung des Postboten und einiger Soldaten längs eines Flusses, Hokkō-kei oder Pakan-kei, und zwischen Bergen hin, welche dicht mit verschiedenen tropischen Pflanzen bewachsen sind. Einige chinesische Hausierer, welche auch nach derselben Richtung gehen wollten und sich vor den Eingebornen fürchteten, warteten auf uns an der Seite des Weges, um sich uns anzuschließen. So bestand unser Zug aus ungefähr dreißig Personen; außerdem begleiteten uns zwei Hunde. Als wir uns zwischen dem chinesischen und dem unabhängigen Gebiete befanden, bemerkten wir viele kleine Hütten der eingebornen Soldaten, welche ungefähr dreihundert Meter auseinander lagen. Diese Soldaten sind im Privatdienste der Landwirte, um sie gegen die Kopfjäger zu schützen. Wenn eine Wache irgend eine Person in der Entfernung erblickt, gibt sie ein Signal mit ununterbrochenen Schlägen auf eine Bambustrommel, welches von den anderen Posten wiederholt wird. Man sagt, dass die Trommel für die Bezeichnung von Eingebornen, Chinesen oder Japanern in verschiedener Weise geschlagen wird.

Nach der ermüdenden Reise durch die Wälder und über den steilen Bergpass Hachiman-tōge kamen wir am Abend in die kleine Stadt Polisha in einer von Bergen umgebenen beckenförmigen kleinen Ebene, welche ehemals ein See bedeckte.

Es ist sehr schwer und gefährlich in das Gebiet der Eingebornen zu kommen, wenn man nicht einen Führer aus ihrer Mitte hat. Der Director des Colonisationsamtes zu Polisha hat es verstanden, sich die Eingebornen geneigt zu machen, und alle, welche unter seiner Verwaltung stehen, sind damals sehr freundlich gegen uns gewesen. Als wir dort waren, sandte er eine mündliche Botschaft an den Häuptling durch einen Eingebornen, der damals in die Stadt gekommen war. Er beanspruchte, dass seine Brüder in das Gebirge gehen dürften, um Quarz zu suchen, und ließ fragen, an welchem Tage es ihm passen würde. Am nächsten Morgen schon erhielten wir seine gefällige Antwort. Wir unterließen nicht, den Eingebornen viele Geschenke mitzubringen, wie *pekie* (rothes Tuch), Nähnadeln, Scheren, Messer, Glasknöpfe u. s. w. Am festgesetzten Tage verließen wir am frühen Morgen, von einem Officier des Amtes begleitet, die Stadt und kamen nach einer Wanderung von ungefähr fünf Kilometern in das Dorf Gyakalun, wo wir eine große Hütte fanden; diese bildet einen Tauschplatz für die Eingebornen, welche aus den Bergen kommen und nicht weiter gehen dürfen. Sie vertauschen dort Pelze, Nesselfaser (Bast der Bochmeria nivea) und vielerlei sonstige Erzeugnisse gegen Salz, Tuch und andere nützliche Gegenstände.

Dort sahen wir viele Eingeborne, alte und junge, Männer und Frauen. Ihr Körper ist nicht größer als derjenige der Chinesen. Sie haben ein dunkelbraunes Gesicht, welches tätowiert ist, und glattes, schwarzes Haar, welches oft hinter dem Kopfe zusammengebunden ist. Ihre Kleidung ist sehr einfach, und die Füße sind ganz nackt. Viele Männer waren stark betrunken von dem chinesischen Brantwein, und die anderen waren noch bei ihrem Frühstück, welches aus Schweinefleisch und Reis bestand und für sie außerordentlich wohlschmeckend ist. Als die Mahlzeit beendigt war, verließen wir mit ungefähr dreißig Eingebornen die Hütte. Die Männer und Kinder tragen auf ihrem Rücken ein Netz mit verschiedenen Sachen, welche sie in der Hütte gegen andere Gegenstände eingetauscht haben, während die Frauen dieselben in ein Tuch legen, welches von ihrer Stirn herab bis auf den Rücken fällt. Die männlichen Eingebornen sind außerdem mit allerlei Waffen, wie z. B. Gewehren, Speeren, Säbeln und dergleichen mehr, ausgerüstet. Ihre Gewehre sind gegen viele kostbare Sachen eingetauscht oder auch den Chinesen geraubt worden. Der Schaft jener Gewehre ist sehr schmal und halbmondförmig gebogen. Der Lauf ist ganz poliert und mit Messingdraht umwunden, und es ist sehr auffallend, dass sie alle Visire abgenommen haben. Ihre Säbel sind kurz und flach, und eine Seite der Scheide ist durchbrochen und mit Eisendraht bezogen. Die Speere bestehen aus langen, blattähnlichen Eisenspitzen an Bambusschäften und sind stumpf und etwas rostig.

Wir giengen in dem Thal Baikei durch viele mit Gras bewachsene Sümpfe und waren gezwungen, einigemale den Strom zu überschreiten, dessen Wasser oft so tief war, dass es bis zu unseren Knien reichte. Auf dem Wege lagen manchmal große Felsstücke, über welche die Eingebornen gleichgiltig hinwegschritten, wobei sie ihre Gesänge mit lauter Stimme ertönen ließen. Sie sind an steile Wege und an Gefahren gewöhnt und so geschickt wie Affen; auch sind sie so unschuldig wie Kinder und waren immer sehr freundlich, als sie mit uns zusammen giengen.

Das Thal war lang, eng und sehr einsam. Wir trafen nur eine einzige Hütte an. Nach einer nordöstlichen Wanderung von ungefähr drei Stunden kamen wir an eine mit Gras bedeckte Klippe, auf welcher wir unser Frühstück verzehrten, während die Eingebornen auch ihre Bataten und Hirseklöße aßen. Das Thal zweigt sich dort in

zwei Schluchten ab. Einige Personen trennten sich von uns und wandten sich nach links: wir dagegen bogen in die rechte Schlucht ein, deren Eingang uns schon als eine »verbotene Grenzwache« bezeichnet worden war. Die Schlucht wurde plötzlich ganz eng; die Felswände von paläozoischem Thonschiefer ragten viele hundert Meter hoch über uns empor. Es wurde allmählich dunkel und kühl, und nur das Brausen des schäumenden Wassers und die Gesänge der Eingebornen unterbrachen die Stille. Nach einem halbstündigen Marsch in dieser Schlucht befanden wir uns wieder in einem etwas weiteren Thal, welches wir in nordöstlicher Richtung durchschritten, wobei wir die ersten Dörfer der Eingebornen auf den hohen Bergabhängen erblickten.

Nach einiger Zeit stiegen wir die rechte, sehr steile Klippe hinan und waren sehr überrascht, auf der Anhöhe Felder der Eingebornen vorzufinden. Sie sind wirklich nicht so uncivilisiert, wie man immer glaubt. Einige Bäuerinnen waren dabei, die Bataten in ihren Korb zu sammeln, und außerdem gab es noch andere Ernten, wie z. B. Hirse, Reis, Erdnüsse (Arachis hypogaea) und einige Arten von Bohnen, Erbsen und Kartoffeln. Apfel-

Abb. 4. Hütte und Vorrathshaus in Hógō.

sinen, Pompelnüsse und Dattelpflaumen waren zu der Zeit ganz reif, und blühender Hahnenkamm, welcher nicht wild wächst, diente als Schmuck eines kleinen Gartens an dem Rande des Ackerfeldes. Als wir den Rücken der Bergkette noch weiter entlang giengen, erblickten wir unter uns die ganze Ausdehnung des großen Thales, durch das der Oberlauf des Dakusui-kei, eines großen, rauschenden Stromes, fließt. Darüber, am jenseitigen Ufer des Flusses, erheben sich hintereinander die riesenförmigen und felsigen Gipfel der Centralkette über 3000 *m* hoch.

Um vier Uhr nachmittags kamen wir in dem Dorfe Hógō an, wo wir vom Häuptling und vielen Eingebornen herzlichst empfangen wurden.

Es gibt ungefähr dreißig oder vierzig Hütten in diesem Dorfe, welche sich auf dem ziemlich sanften Abhang gruppieren. Um das ganze Dorf zieht sich eine grobe Umzäunung *naran* von Bambus und Holz hin, damit die Hausthiere, besonders die Schweine, nicht weglaufen können. Einen großen Unterschied in dem Aussehen und in der Bauart der Hütten zwischen denjenigen des Häuptlings und der anderen Eingebornen findet man in solchen Dörfern nicht; sie sind alle äußerst einfach (Abb. 4). Um eine Hütte *shappa* zu bauen, zieht man in rechteckiger Form einen Graben von 10 *m* Länge, 3 *m* Breite und 1 *m* Tiefe

und richtet darin, dicht am Rande desselben, hölzerne Pfosten *uruts* auf, welche 1 *m* von einander entfernt stehen. Die Zwischenräume dieser Pfosten werden mit übereinanderliegenden, kleinen Balken aus Holz oder Bambus ausgefüllt, welche die Wände bilden. Die unteren Theile dieser Hütte werden von außen mit einer Art von Steinmauer umgeben. Der Dachstuhl ist auch aus langen Holz- und Bambusstangen verfertigt und hauptsächlich mit Schilfblättern bedeckt; eben so oft werden Thonschieferplatten als Ziegel zu dem Dachvorsprung verwendet. Vor jeder Wohnung sieht man neben dem Eingang ein kleines Hühnerhaus *kadurodzu* von ähnlicher Gestalt und Bauart wie die Haupthütte, dessen hohe Pfosten bis zur Höhe des Hüttendaches hinaufreichen. Die Wohnungen haben weder Fenster noch Oberlicht, nur einen Eingang in der Mitte der Längsseite, und daher ist es darin sehr dunkel. Der Boden liegt etwas tiefer als der Eingang und wird von diesem über eine Treppe erreicht. Als wir dieselbe hinuntergegangen waren, haben wir weder Teppich noch Matte auf dem Boden gefunden, sondern nur vier lange Bambusstühle, von denen in jeder Ecke einer befestigt war; auf diesen sitzen, schlafen und essen die Eingebornen (Abb. 5). Zwischen den zwei Stühlen der Schmalseite findet man einen Ofen, welcher aus nur drei gutgeformten Steinblöcken besteht und zu gleicher Zeit zum Heizen, Erleuchten und Kochen dient (vgl. Abb. 6). In der Mitte der Hütte unter der Decke hängt ein großer unten offener Hohl-Cylinder, dessen Mantelfläche zahlreiche, lose an einem Reifen hängende Schnüre bilden, an welchen der ganzen Länge nach kleine Scheiben der Aralia papyrifera H. dicht aufgereiht sind; unten an den Schnüren hängen ausgeschnitzte Menschen-, Thier- und andere Figuren. Dieser in Abb. 5 flüchtig skizzierte Hohl-Cylinder scheint als Schmuck des Wohnraumes zu dienen. Die Eingebornen nennen diese Aralia *riūjin* und den Cylinder *kanna*. An der Wand sieht man einige Gestelle, auf welchen verschiedene Waffen, wie Gewehre und Säbel, liegen und an denen Netze hängen. An anderen Stellen sind auch lange schmale Bretter angebracht, auf denen viele Werkzeuge, Geschirr und Esswaren sich finden, darunter einige große und kleine Thontöpfe, welche mit Wasser, Branntwein und manchmal mit gepökeltem Fleisch gefüllt sind.

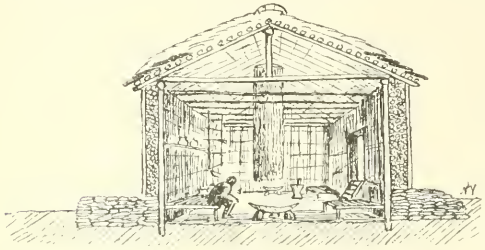


Abb. 5. Inneres eines Wohnhauses in Hōgo.

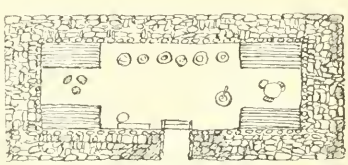


Abb. 6. Grundriss eines Wohnhauses in Hōgō.

Außer diesen Hütten gibt es auch ein Vorrathshaus *reppum*, ganz in der Nähe derselben. Es ist aus Holz gebaut und mit Schilfblättern bedeckt wie die Hütten, jedoch hat es eine besondere Bauart. Der Fußboden ist ungefähr $1\frac{1}{2}$ *m* hoch über der Erde, und der untere Raum bleibt offen und leer; daher sind Getreide und alle Waren in dem Speicher ganz frei von Feuchtigkeit. Zwischen den Fußboden und die Pfosten legt man tellerförmige Platten von $\frac{1}{2}$ *m* Durchmesser mit der concaven Seite nach unten, damit die Mäuse oder Schlangen, welche an den Pfosten hinaufkriechen, nicht weiter können (Abb. 8 und 4 links). Nicht nur in Polynesien, sondern auch in Japan kann man noch heutzutage solche primitive

Gebäude finden, wie z. B. auf der Inselgruppe Schitsitō oder in den Dörfern der Aïnu[1]) in Hokkaidō. Um das Vorrathshaus wird manchmal von einer kleinen Steineinfassung ein Hof gebildet, in welchem sich die Schweine aufhalten.

Die größte Sehenswürdigkeit in diesem Dorfe bildet die öffentliche Ausstellung der den Feinden, vorzüglich den Chinesen, abgeschlagenen Köpfe. Die sogenannte Kopfjagd können die Eingebornen nicht ganz aufgeben. Wenigstens zweimal im Jahre, zur Hochzeitsfeier im Frühling und zur Erntefeier im Herbst, brauchen sie einige Köpfe und gehen daher auf die Jagd. Sie kommen von den Bergen herunter und lauern auf die Chinesen in dem hohen Gras. Der Kopf des armen Opfers wird dann in ihr Netz eingepackt und mit Siegesgeschrei nach ihrem Dorfe getragen. In jedem Dorfe gibt es immer ein hohes Gestell aus Bambus- oder Holzstangen, in dessen Mitte ein Bambusrohr steht, das die andern weit überragt und durch daran regelmäßig befestigte Blätter geschmückt ist. Dieses Bambusrohr heißt *shimbaru*. Zwischen den Stangen liegt ein Brett, auf welchem wenigstens fünfzehn Todtenköpfe als Jagdbeute in einer Reihe stehen (Abb. 7). Einige davon sind noch frisch und mit Fleisch und Haaren bedeckt, während andere schon sehr alte ausgetrocknete Schädel sind. Die neueste Beute liegt in der Mitte des Brettes, mit einem kleinen Grasdeckel bedeckt, und davor eine gekochte Batate, welche diesem Todtenkopf als Nahrung angeboten wird. Man kann auch noch viele andere alte Schädel finden, welche früher auf dem Brett gelegen waren und später an den Wänden des Vorrathshauses außen aufgehängt wurden (vgl. Abb. 8).

Abb. 7. Schädelgerüst in Hōgō.

Als wir in die Hütte des Häuptlings, namens Chili, gekommen waren und uns auf die langen Bambusstühle gesetzt hatten, kamen viele Eingeborne, wahrscheinlich der größte Theil der Bewohner im ganzen Dorfe, zu uns, um die seltenen Gäste anzusehen. Einige von ihnen befühlten unsere Anzüge und zogen an den Knöpfen, während die anderen unser Gepäck untersuchten. Es war wirklich ziemlich lästig, aber es gab uns auch die beste Gelegenheit zur Beobachtung ihrer Sitten.

[1]) Ainu ist die allein richtige Schreibung; die bisher übliche Schreibung Aïno ist eine irrthümliche.

Am meisten fiel uns die Tätowierung ihres Gesichtes auf. Alle männlichen Mitglieder dieses Volkes tätowieren Stirn und Kinn. Die Figuren bestehen aus vielen kurzen Linien, welche treppenartig übereinander liegen (Abb. 9 *a*). Natürlich haben die Kinder weniger Linien, während wir auf der Stirn eines alten Mannes außer diesen genannten Linien noch sechs symmetrisch angebrachte Ringe bemerkten (Abb. 9 *b*). Die Tätowierung der Frauen ist noch verwickelter als die der Männer, und der größte Theil ihres Gesichtes erscheint ganz wie mit dunkelblauer Farbe bemalt. Sie haben viele treppenförmige Figuren auf der Stirne, und wenn sie erwachsen sind, tätowieren sie den unteren Theil ihres Gesichtes von einem Ohr bis zum anderen (Abb. 9 *c*). In Abb. 10 gebe ich zum Vergleiche die Gesichtstätowierung einer Frau, die ich in Taikokan (Nord-Formosa) aufgenommen habe. Die Augenbrauen dieser Frau, die zu Tauschzwecken in die Stadt gekommen war, sind bis auf eine ganz schmale Linie abrasiert. Das Muster der Mittelgesichts-Tätowierung besteht, wie die Abbildung zeigt, aus zwei kreuzweise gestreiften Bändern, welche von drei Systemen von je vier gestrichelten Linien begrenzt werden. In Hōgō nennt man die Tätowiermuster, sowie jedes andere Muster und jede Zeichnung *pūūsh*. In der Entfernung macht es den Eindruck, als ob die Frauen einen Schleier trügen, der den Mund verhüllt. Nicht nur in dem Gesichte, sondern auch an ihren Armen und Beinen befindet sich manchmal eine Tätowierung. Außerdem kann man noch eine andere Eigenthümlichkeit in ihrem Gesichte finden. Die meisten Eingebornen, vorzüglich alle Frauen, ziehen immer ihren zweiten Eckzahn aus.

Abb. 8. Vorrathshaus in Hogō mit Schädeln.

Viele Männer tragen auf dem Kopf einen harten, halbkugelförmigen Hut, welcher aus dem Calamus gemacht ist (Abb. 9 *b*). Die Haare aller Frauen sind glatt gekämmt und hinter dem Kopf zusammengebunden. Sie tragen gewöhnlich eine Kopfschnur *shinunuf*, welche aus längsdurchbohrten Muschelschalenplatten und Glasknöpfen besteht; auch lieben die beiden Geschlechter Ohrgehänge *berikku*, welche meistens aus einigen langen Muschelplatten und Glasperlen gemacht sind. Manchmal jedoch nehmen die Knaben anstatt der Ringe nur Hölzchen, Bambusstücke oder Tuch. Alle schmücken sich mit Halsketten *beyu*, die gewöhnlich aus verschiedenen Sachen, wie z. B.

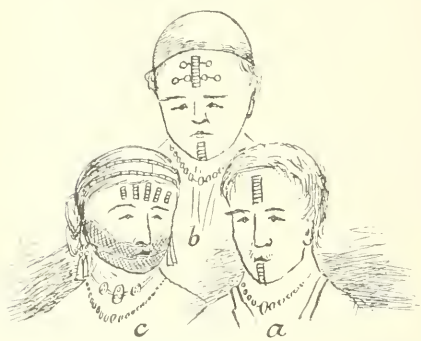


Abb. 9. Einwohner von Hogo. *a*, *b* Männer, *c* ein Weib.

Abb. 10. Gesichtstätowierung einer Frau aus der Umgebung von Taikokan (Nord-Formosa).

Muschelschalen, Münzchen, Glas- und Porzellanknöpfen, bestehen. Außerdem haben wir auch solche gesehen, welche aus Zähnen und Paternostererbsen (Abrus precatorius *L.*) verfertigt waren.

Ihre Kleidung ist dem tropischen Klima entsprechend ganz einfach. Der Rock der Männer ist etwas ähnlich der europäischen Jacke, hat jedoch keine Knöpfe. Um die Lenden winden die Männer nur ein schmales Tuch, welches vorne gebunden wird und etwas herunterhängt. Außerdem binden sie vorne noch ein dickes Tuch vor den Körper, was ihnen besonders nützlich bei dem Durchschreiten der hohen, schilfbewachsenen Felder ist. Sie haben weder Beinkleider noch Strümpfe, und ihre Füße sind ganz nackt. Die Kleidung der Frauen ist nicht so einfach als die der Männer. Ihre Brust ist nicht so offen, und die Ärmel sind noch länger als diejenigen der männlichen Kleidung. Um den unteren Theil des Körpers wickeln sie ein großes Tuch. Sie tragen auch Beinschienen, aber ihre Füße sind ganz nackt.

Das Material für die Kleidung besteht haupsächlich aus Nesseltuch, japanisch *karamushi*, chinesisch *tschou-ma* (Boehmeria nevia). Sie säen, bleichen und spinnen den Nessel-

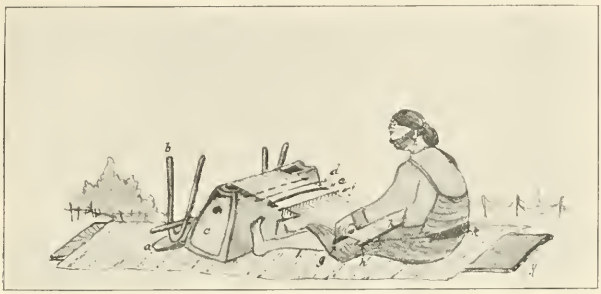


Abb. 11. Webstuhl in Hōgō.

a resei, b reshaen, c ubun, d bunnuru, e breffun, f regasshai, g bueda, h kekt, k wakau.

hanf selbst. Bei schönem Wetter errichten die Frauen ihren Webstuhl auf dem Boden vor den Hütten. Er ist natürlich sehr einfach, wie die Abbildung 11 zeigt. Es gibt gewöhnlich zwei Arten von Leinwand, die eine ist sehr dick und grob, während die andere dünn und fein ist. Sie verstehen es recht gut sie zu färben. Die Wurzelknollen einer mir unbekannten Pflanze kochen sie mit Wasser und verfertigen so aus ihnen einen braunen Farbstoff. Außer der Nesselleinwand haben sie auch Baumwollzeug und *pekie*, eine Art von rothem Kamlot, welches sie auf dem Tauschplatz erworben haben. Sie machen ihre Kleidung aus diesem Tuche ohne jede Veränderung, aber es ist sehr sonderbar und auffallend, dass sie gewöhnlich zuerst alle Fäden dieses rothen Kamlots ausziehen und sie dann wieder in ihre Leinwand einweben. Das Muster des Gewebes erinnert an das auf den Philippinen gebräuchliche. Manchmal kann man eine wunderbare Geschicklichkeit in der Handarbeit finden, welche niemand diesem Volke zutrauen würde. Gewöhnlich verzieren sie den Ärmelaufschlag und den unteren Theil der Jacke mit schönen Mustern, während die kostbare Kleidung des Häuptlings und einiger anderer Personen ganz mit diesen rothen Fäden durchwebt ist. Die Farbe der weiblichen Kleidung ist meistens schwarz; doch ist diese auch aus rothem Tuch zusammengesetzt. Im allgemeinen tragen die Eingebornen prachtvolle Kleidung, und es ist wirklich eine Sehenswürdigkeit, einen ganzen

Zug solcher Menschen zu erblicken. Da sie keine Utensilien für die Schneiderei machen können, nahmen sie die Scheren und Nadeln, welche wir ihnen als Geschenk mitbrachten, mit großer Freude entgegen.

Am Abend, als wir unsere Mahlzeit einnehmen wollten, schickte der Häuptling uns freundlicherweise einen Hahn und viele Bataten. In diesem Dorfe gibt es keinen Brunnen. Das Trinkwasser wird durch Bambusrohre von einer entfernt liegenden Quelle in einen vor der Hütte stehenden Trog geleitet (Abb. 4). Später haben wir in einem anderen Dorfe, wo man keine solche Quelle findet, die Leute mit großen Bambuskrügen die steilen Klippen heruntersteigen gesehen, um Wasser zu schöpfen. Sie machen ihre Füllkelle aus Flaschenkürbissen, welche der Länge nach halb durchgeschnitten werden. Wir kochten den Reis, welchen wir mitgebracht hatten, und den Rest davon ließen unsere Wirte sich gut schmecken. Ihre gewöhnlichen Nahrungsmittel sind Bataten und Hirse, und außerdem haben sie noch einige Arten von Erbsen und Gemüsen. Sie pökeln auch ihre Jagdbeute ein; aber niemand von uns hätte ein Stückchen Hirschfleisch, welches der Häuptling uns liebenswürdigerweise anbot, seines schlechten Geruches wegen essen können. Ihre Speisen werden in einem großen, eisernen Kessel gekocht. Sie benutzen weder Teller, noch Gabel und Messer zum Essen, und die ganze Familie, die um den Kessel sitzt, isst mit den Fingern. Da sie sehr gern rauchen, so säen sie Tabak in dem Garten. Ihre Pfeifen sind aus Bambus gemacht und haben manchmal einige grobe Schnitzereien. Einige Eingeborne brachten uns Apfelsinen und Dattelpflaumen (Diospyros Kaki *L.*), während die Frau des Häuptlings Erdnüsse röstete, um ihre seltenen Gäste damit zu bewirten. Wir haben mit vielen der Leute an dem Feuer sehr lustig geplaudert; natürlich konnten wir ihre Sprache nicht verstehen, und unsere ganze Conversation bestand daher nur aus Geberden. Ich habe einige Vocabeln von ihnen gelernt, welche ich später am Ende dieser Schrift zusammenstellen werde.

Außerdem habe ich viele Skizzen in mein Heft gemacht, welche die Eingebornen mit großer Aufmerksamkeit betrachteten. Sie wollten auch mit dem ihnen ganz seltsamen Bleistift etwas schreiben, was ich ihnen mit Vergnügen erlaubte. Ich bat sie auch, einige Bilder zu machen, irgend etwas, was sie wollten. Sie zeichneten darauf Menschen, Thiere und Muster, einige davon füge ich diesem Berichte bei. Es ist sehr interessant, ihre Geschicklichkeit und ihren Geschmack zu beobachten; beide sind ganz einfach und kindlich. Auch wir können an den Straßenmauern unserer Städte ähnliche Kritzeleien von Kindern erblicken. Diese Bilder sind gewöhnlich sehr komisch. Einige Figuren haben sehr große Köpfe und Gesichter, während ihre Körper und ihre Glieder ganz klein, kurz und vielfach vernachlässigt sind. Unsere Kinder malen besonders immer die Theile des menschlichen Körpers und der Kleidung, welche sie sehr genau beobachten, wie z. B. Augen und Bart, oder die Decoration der Soldatenmütze und der Galauniform. Die Bilder der erwachsenen Eingebornen sind ganz ebenso gemacht wie diejenigen unserer Kinder. Die Abbildungen 12—17 stellen Menschen dar. Die sechs Punkte des oberen Theiles in Abbildung 12 und 13 bedeuten Ohren, Augen und Nasenlöcher. Hände und Füße werden nie ausgelassen, obschon die Zahl und Anordnung der Finger nicht immer richtig ist. Der Mann in Abbildung 12 trägt einen Hut, während der in Abbildung 13 ein Gewehr in der Hand hat und von einem Knaben begleitet ist. In Abbildung 15, welche ziemlich gut gezeichnet ist, kann man einen Säbel und eine Tätowierung an der Stirn finden. Es gibt noch eine übertriebene Tätowierung in Abbildung 16. Abbildung 17 ist am interessantesten und ganz eigenthümlich. Man kann leicht zwei Hände, Füße, Augen, Nasenlöcher, einen Mund mit Zähnen und die Tätowierung an der Stirn erkennen, aber über die verwickelten Muster zu beiden Seiten des Körpers konnte uns niemand eine Erklärung geben. Natürlich haben

wir sie auch nicht verstanden, bis die Künstler uns erzählten, dass sie die Tätowierungen in dem Gesicht ihrer weiblichen Genossen (Abb. 9 *c*) bedeuten, welche mit der größten Übertreibung und Genauigkeit gezeichnet sind. Es gibt auch zwei Hunde in den Abbil-

Abb. 12.

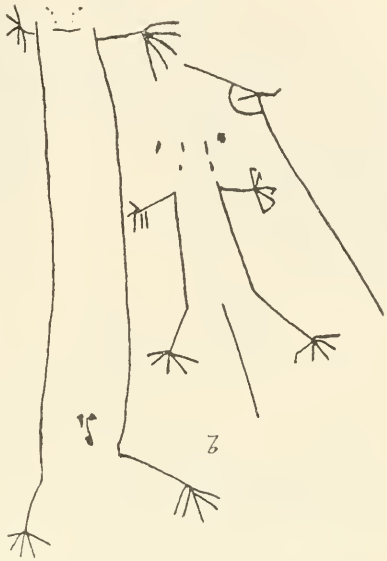


Abb. 13.

Abb. 14.

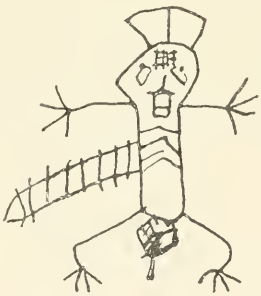


Abb. 15.

Abb. 16.

Abb. 12—16 Zeichnungen der Eingebornen.

12. Mann mit Hut. — 13. Mann mit Gewehr, von einem Knaben begleitet. — 14. Eine Frau. — 15. Mann mit Schwert. — 16. Mann mit übertriebener Tätowierung.

dungen 18 und 19, die von zwei verschiedenen Männern gezeichnet sind. Es ist eine Eigenthümlichkeit der Bilder dieses Volkes, dass dieselben die Gegenstände, wie von oben gesehen, darstellen. Der Hund in Abbildung 18 ist ziemlich mager, seine Rippen sind auch

gezeichnet. Es ist äußerst auffallend, dass diese Eingebornen, wenn sie Augen, Ohren, Nasenlöcher u. s. w. zeichnen, immer mit dem Bleistift eine Vertiefung in das Papier

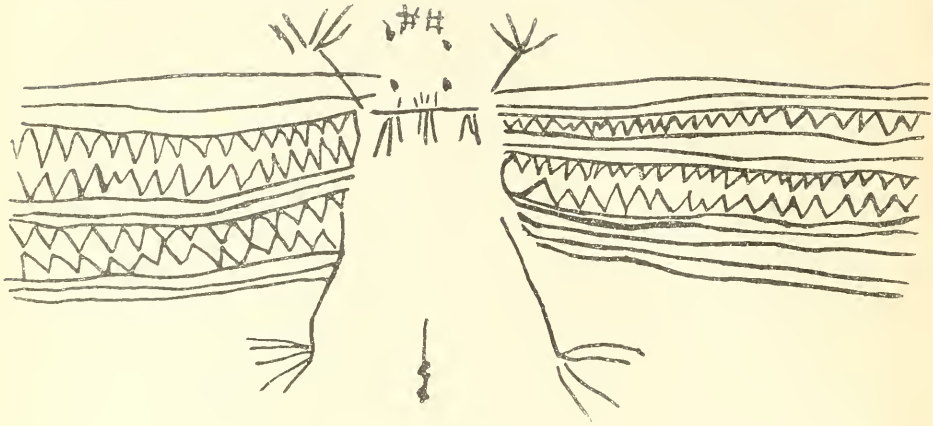


Abb. 17.

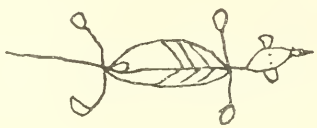


Abb. 18.

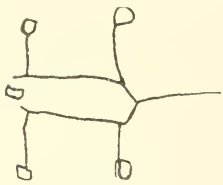


Abb. 19.

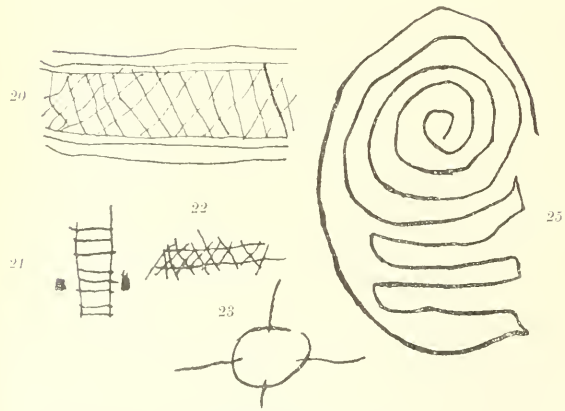


Abb. 17—25. Zeichnungen von Eingebornen.
17. Tatowirte Frau. — 18. Ein Hund. — 19. Ein Hund. — 20—22. Tätowiermuster — 23—25. Zeichnungen von Eingebornen.

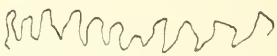


Abb. 21.

machen. Die Muster in den Abbildungen 23—25 sind von einem Knaben gezeichnet. Die Muster in Abbildung 26 sind keine Bleistiftzeichnungen der Eingebornen, sondern Stoffmuster, die ich in dem schwarzen Anzug eines Mädchens gesehen habe, in welchen sie mit weißen Fäden eingearbeitet waren.

Unsere Freunde plauderten mit uns bis Mitternacht, wo sie allmählich anfiengen sich zurückzuziehen. Einige Mädchen steckten unterwegs ein Stückchen Kiefernholz anstatt einer Laterne an.

Am nächsten Morgen, als ich fortgieng, um frische Luft zu schöpfen, sah ich einige Knaben, welche sich mit einer eigenthümlichen Schaukel vergnügten. Diese bestand aus einem starken spanischen Rohr statt eines Seils. Am oberen Ende war dasselbe an einem Ast befestigt, während es unten mit einem Ring endete. Der Schaukelnde stellte sich mit den Füßen in den Ring und hielt sich mit den Händen am Seil. Das Schaukeln ist hierbei viel schwieriger als bei uns; aber die kleinen Naturmenschen sind sehr geschickt und können sich hoch in die Luft schwingen

In Abbildung 27 gebe ich in Seiten- und in Vollansicht eine Maultrommel *tabu*, wie ich solche in Hōgō spielen sah. Sie besteht aus Bambus und hat auf der convexen Seite zwei Zungen aus Messing aufgelegt. Man hält sie horizontal mit der concaven Seite nach innen an die Zähne und zieht während des Spielens an der Schnur.

Als das Frühstück beendigt war, giengen wir noch weiter durch das Thal, um eine heiße Quelle in dem Orte Kaiden zu besuchen. Wir wurden von einigen Männern und Knaben begleitet. Einer von ihnen sammelte unterwegs die Stengel einer Pflanze und nahm sie mit; zu welchem Zweck, sollten wir später erfahren. Der Weg führte an einem Abhang entlang, und nach ungefähr einer Stunde Marsches fiengen wir an, den Abhang hinunter zu steigen. Wir kamen jetzt an das Ufer des großen, rauschenden Stromes, dessen Wasser ganz klar und so tief war, dass es bis an unsere Lenden reichte. Es war ziemlich schwer ihn zu durchschreiten, aber unser Gefolge kannte diesen Weg ganz genau. Die warme Quelle, welche aus den Felsspalten des Thonschiefers am anderen Ufer des Flusses sprudelt, hat eine sehr hohe Temperatur und einen salzigen Geschmack. Alle Steinstückchen in deren Umgebung sind mit einer weißen, salzigen Masse überzogen. Man hat schon ein Bad in die Felsen gegraben, und die Eingebornen, die es benutzen, sehen dabei sehr fröhlich aus. Einer derselben zerschlug die Pflanzenstengel mit einem Stein und wusch mit dem herausquellenden, schäumenden Saft seinen Kopf. Obgleich sie keine Seife haben, lieben sie die Reinlichkeit doch mehr als die Chinesen.

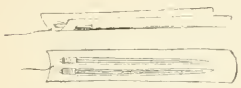


Abb. 27. Seiten- und Vollansicht einer Maultrommel *tabu* von Hōgō.

Mittags kamen wir nach Hōgō zurück, und nach dem Essen giengen wir nach dem Dorfe Päran. Unterwegs passierten wir ein kleines Dorf, wo gerade eine Feier stattfand. Viele der Theilnehmenden tranken und tanzten und sahen sehr vergnügt aus. Die Art und Weise des Trinkens ist ganz sonderbar. Als Zeichen der Freundschaft trinken zwei Personen den Brantwein zu gleicher Zeit aus einem großen Becher, der aus einem Flaschenkürbis besteht. Als wir in dem Dorfe Päran angekommen waren, trafen wir den Häuptling, namens Piposabo, der zugleich auch der Chef der Häuptlinge aller Dörfer jenes Gebietes ist, nicht zu Hause an. Aber wir sahen seinen Bruder, der mit einem rothen Anzuge bekleidet war und einen Hut trug, welcher aus dem Halsstück eines Bärenfelles gemacht war; an diesem hieng hinten ein Zopf, welchen man einem Chinesen abgeschnitten hatte. Abends kam der Häuptling zurück. Sein Körper war groß und kräftig, und er sah sehr ehrwürdig aus. Von seinem Betragen, welches uns sehr angenehm berührt hat, möchte ich hier nur ein Beispiel geben. Als wir ihm nämlich unsere Geschenke gegeben hatten, theilte er dieselben zuerst unter seine Unterthanen, welche dort gruppiert

Abb. 26. Stoffmuster.

waren, aus, und dann nahm er den Rest für sich und stellte die Sachen auf ein Wandbrett. Die Sitten dieses Dorfes gleichen denjenigen von Hōgō, welche ich schon beschrieben habe.

Den nächsten Morgen reisten wir, von vielen der Eingebornen begleitet, von dort ab und erreichten auf demselben interessanten Marsch wie auf dem Hinwege unsere Station in Polisha wieder.

Wörterverzeichnis der in Hōgō gesprochenen Mundart.

(*j* ähnlich dem mal. *dj* oder dem jap. *s* in *Fusiyama*; *ch* = tsch; *sh* = sch; *z* = ß; *dz* = dß; *ai* = a + i; *ei* = e + i; *ou* = o + u.)

Hauptwörter.

Deutsch	Taiyalisch
Mensch	*weiwa*
älterer Bruder od. ältere Schwester	*basoran*
jüngerer Bruder oder jüngere Schwester	*soadai*
Säugling	*rakkei*
Büffel	*rappa*
Hund	*ūruk*
Hündchen	*kōjin*
Schwein	*babui*
Huhn	*roudoko*
wilde Gans	*tabuk*
Schwalbe	*pirawai*
Eidechse	*chirū*
Ameise	*tachai*
Floh	*makkoi*
Grille	*shioshi*
Wasserjungfer	*ptaushi*
Krebs	*borun*
Schmetterling	*prarai*
Baum	*honni*
Aralia papyrifera H.	*rūjin*
Kiefer	*kwairun*
Namen v. Bäumen, deren Species dem Verfasser unbekannt blieb	*shūdō* *rabin* *tsanmai*
Gras	*ruppi*
Bambus	*btakkan*
Stengel	*tsuggukko*
Wurzel	*gammi*
Zweig	*mora*
Ast	*shida*
Blatt	*washau*
Blume	*heppaha*
Frucht	*heppana*
Zapfen	*harum*
Farn	*wirri*
Schilf	*behengeri*
Hirse	*uldao*
Erbse	*piryak*
Batate	*bungwa*
Kürbis	*karian*
Ingwer	*uttik*
Dattelfeige	*rukkun*
Apfelsine	*muddo*
Kopf	*tsuuunuf*
Schädel	*pūti*
Wirbel	*wau*
Gesicht	*dōrak*
Auge	*doryak*
Augenbraue	*ūbal*
Mund	*pdankwak*
Zahn	*ruppum*
Zunge	*hemma*
Nase	*mofhen*
Ohr	*byuräts*
Schläfe	*kwerri*
Genick	*peirn*
Hals	*rudden*
Achselhöhle	*baren*
Arm	*hekkor, bara*
Oberarm	*hekkori*
Unterarm	*kuryo*
Finger	*baga, kethili*
Daumen	*bakke*
Zeigefinger	*tiyu*
kleiner Finger	*waiwa*
Nagel	*kukkoho*
Oberschenkel	*buterak*
Unterschenkel	*pūpak*
Knie	*pumu*
Fuß	*parparkka*
Leib	*bnzassi*
Brust	*terau*
Brustwarze	*nonno*
Haar	*nuuuf*
weißes Haar	*kūdi*
Rücken	*bukni*
Tätowierung	*pūtash*
Wunde	*rokka*
Schwanz	*gnungo*
Flügel	*ubari*
Feder	*parrit*
Schnabel	*oakka*
Geweih	*ūrun*
Hütte	*shappa*
Dach	*karaga*
Dachfirst	*kunura*
Feuerherd	*rakaida*
Umgebung, der freie Platz um das Haus	*muro*
Brett	*paga*
Vorrathshaus	*reppum*
Hühnerhaus	*kadurodzu*
Umzäunung	*naran*
Hauspfosten	*uruts*
Bambusstange beim Schädelgerüst	*shimbaru*
Wasserleitungsrohr	*shiya*
Schaukel	*dodai*
Ziercylinder, von der Wohnungsdecke herabhängend (vgl. Abbildung 5)	*kanna*
Säbel	*madat*
Speer	*sprang, putshi*
Bogen	*buddi*
Gewehr	*tsumebu*
Netz	*tokan*
Löffel	*tak*
Kessel	*ribbo*
Brennholz	*tahat*
Tabakpfeife	*pōkan*
Maultrommel	*tubu*
Münze	*bangan*
Hacke	*daun*
Theetasse	*pagyara*
Mütze	*bunnoch*
Hemd	*rukoshi*
Umlegetuch	*panna*
rothes Tuch	*pekie*

Deutsch	Taiyalisch
Hanf	*nokka*
Kamm	*tiyupuni*
Kopfschnur	*shinuuuf*
Nadel	*kommi*
Webstuhl	*tnimum*
Einzelne Webstuhltheile (vgl. Abb. 9)	*resei*
	reshaeu
	ubun
	bunnuru
	breffun
	regasshai
	bueda
	kekt
	wahau
Beinschiene	*ragitti*
Lendengurt	*tawak*
Halskette	*maran, beyu*
Ohrring	*tarrau*
Ohrgehänge	*berikku*
Armband	*komurū*
Ring	*kaitun*
Strohsandale	*tsappit*
Stein	*tunnuf*
Flint	*putton*
Gebirge	*hōni, rigidak*
Weg	*elū*
Salz	*temo*
Himmel	*kūrat*
Sonne	*robyon, hido*
Wasser	*kashiya*
Nebel	*rabu*
Wolke	*ruddum*
Rauch	*karengun*
Hitze	*meterufa*
Abend	*ita*
Feuer	*puonyak*

Zeitwörter.

trinken	*mimmo*
essen	*mukkan*
gehen	*tsumadan*
dahinkommen	*mahadaya*
fortgehen	*musha*
vorrücken	*tonno*
laufen	*meshūtari*
schlafen	*pokkui*
anstarren	*remekkan, shirun*
fangen	*bukayan*
ziehen	*mangan*
beten	*mokko*
wachsen	*kirun*
liegen	*uttakkai*
schreiben, zeichnen	*pūtash*
gähnen	*mushowakka*
bitte!	*ishū-ishū*

Eigenschaftswörter.

blind	*buru*
dumm	*saikun*
müde	*bushukan*
kalt	*shekkui*

Zahlwörter.

eins	*uni, kiyan*
zwei	*dahha, sajin*
drei	*terū*
vier	*sepatchi*
fünf	*rimma*
sechs	*materu*
sieben	*pitū*
acht	*mesepat*
neun	*magari*
zehn	*mahari*

Andere Wörter.

was?	*manno*
nicht	*okke*

Zahlwörter aus der Umgebung von Taikokan.

eins	*koto*
zwei	*sajin*
drei	*tuga*
vier	*kutok*
fünf	*mangar*
sechs	*pičju*
sieben	*pitū*
acht	*shipat*
neun	*taisio*
zehn	*waipo*
zwanzig	*sajin-po*
dreißig	*tuga-po*
hundert	*koto kamhol*

Zahlwörter aus der Umgebung von Taiko, südlich von Taikokan.

eins	*udo*
zwei	*saiin*
drei	*paiye*
vier	*tenan*
fünf	*magan*
sechs	*pie*
sieben	*to*
acht	*pa*
neun	*su*
zehn	*pon*

Zahlwörter aus der Umgebung von Tōseikaku, südl. von Taiko.

eins	*oto*
zwei	*sajin*
drei	*tsuwan*
vier	*pajat*
fünf	*magara*
sechs	*tayu*
sieben	*pitō*
acht	*sapatta*
neun	*ishura*
zehn	*pun*

Taiyalisch-deutsches Wörterverzeichnis der Mundart von Hōgō.[1])

babui — Schwein
boga — Finger
bakke — Daumen
bangan — Münze
bara — Arm
baren — Achselhöhle
basora — älterer Bruder oder ältere Schwester
behengeri — Schilf
berikku — Ohrgehänge
beyu — Halskette
borun — Krebs
breffun — Webstuhlbestandtheil
btakkan — Bambus
buddi — Bogen
bueda — Webstuhlbestandtheil
bukayan — fangen
bukui — Rücken
bungwa — Batate
bunnoch — Mütze
bunnuru — Webstuhlbestandtheil
buru — blind
bushukan — müde
buterak — Oberschenkel
buzassi — Leib
byuräts — Ohr
chirū — Eidechse
dahha — zwei
daun — Hacke
dodai — Schaukel

[1]) Bei den Zahlwörtern aus anderen Mundarten ist die Localangabe in Klammern beigesetzt

dorak — Gesicht
doryak — Auge
ebū — Weg
gammi — Wurzel
gaungo — Schwanz
harum — Fruchtzapfen
hekkor — Arm
hekkori — Oberarm
hemma — Zunge
heppaha — Blume
heppana — Frucht
hido — Sonne
hōjin — Hündchen
hōni — Gebirge
honui — Baum
iddao — Hirse
ishū-ishū — bitte!
ishura — neun (Tōseikaku)
ita — Abend
kadurodzu — Hühnerhaus
kaitun — Ring
kanna — Ziercylinder (vgl. Abb. 5)
karaga — Dach
kārat — Himmel
karengun — Rauch
karian — Kürbis
kashiya — Wasser
kekt — Webstuhlbestandtheil
kethihi — Finger
kiyan — eins
kirun — wachsen
kommi — Nadel
komurā — Armband
koto — eins (Taikokan)
koto kamhol — hundert (Taikokan)
kudz — weißes Haar
kukkoho — Fingernagel
kunura — Dachfirst
kuryo — Unterarm
kutok — vier (Taikokan)
kwairun — Kieferbaum
kwerri — Schläfe
madat — Säbel
magau — fünf (Taiko)
magara — fünf (Tōseikaku)
magari — neun
mahadoya — dahinkommen
makari — zehn
makkon — Floh
mangan — ziehen
mangar — fünf (Taikokan)
manno — was?
maron — Halskette
materu — sechs
mesepat — acht
meshōtari — laufen
meternfa — Hitze
mimmo — trinken
mofheu — Nase
mokko — beten
moro — Zweig
muddo — Apfelsine
mukkan — essen
muro — Umgebung, der freie Platz um das Haus
musha — fortgehen
mushowakka — gähnen
naran — Umzäunung
nokka — Hanf
nonno — Brustwarze
nunuf — Haar
oakka — Schnabel
okke — nicht
oto — eins (Tōseikaku)
pa — acht (Taiko)
paga — Brett
pagyara — Theetasse
paiye — drei (Taiko)
pajat — vier (Tōseikaku)
panna — Umlegetuch
pāpak — Unterschenkel
parparkka — Fuß
parrit — Vogelfeder
pātāsh — schreiben, zeichnen, Tätowierung
pūti — Schädel
pdankwak — Mund
peiru — Genick
pekie — rothes Tuch
pie — sechs (Taiko)
pijju — sechs (Taikokau)
pirawai — Schwalbe
piryak — Erbse
pitō — sieben (Tōseikaku)
pitū — sieben
pōkān — Tabakpfeife
pokkui — schlafen
pon — zehn (Taiko)
prarai — Schmetterling
ptaushi — Wasserjungfer
punu — Knie
pun — zehn (Tōseikaku)
puonyak — Feuer
putshi — Speer
putton — Flintstein
rabin — eine Baumart
rabu — Nebel
rayitti — Beinschiene
rakaida — Feuerherd
rakkei — Säugling
rappa — Büffel
regasshai — Webstuhlbestandtheil
remekkan — anstarren
reppun — Vorrathshaus
resei — Webstuhlbestandtheil
reshaen — Webstuhlbestandtheil
ribbo — Kessel
rigidak — Gebirge
rimma — fünf
riūjin — Aralia papyrifera H.
robyon — Sonne
rokka — Wunde
roudoko — Huhn
rudden — Hals
ruddun — Wolke
rukkun — Dattelfeige
rukoshi — Hemd
ruppi — Gras
ruppun — Zahn
saiin — zwei (Taiko)
saikun — dumm
sajin — zwei
sajin-po — zwanzig (Taikokan)
sapatta — acht (Tōseikaku)
sepatchi — vier
shappa — Hütte
shekkui — kalt
shida — Ast
shimbaru — Bambusstange beim Schädelgerüst
shinunuf — Kopfschnur
shioshi — Grille
shipat — acht (Taikokan)
shirun — anstarren
shiya — Wasserleitungsrohr
shūdō — eine Baumart
soadai — jüngerer Bruder oder jüngere Schwester
sprang — Speer
su — neun (Taiko)
tabuk — wilde Gans
tachai — Ameise
tahat — Brennholz
taisio — neun (Taikokan)
tak — Löffel
tarran — Ohrring
tawok — Lendengurt
tayu — sechs (Tōseikaku)
temo — Salz
teran — Brust
terū — drei
tenan — vier (Taiko)
tiyu — Zeigefinger
tiyupuni — Kamm
tminum — Webstuhl
to — sieben (Taiko)
tokan — Netz
tonno — vorrücken
tsanmai — eine Baumart
tsappit — Strohsandale
tsuggukko — Stengel

tsumadan — gehen
tsumehu — Gewehr
tsunnuf — Kopf
tsuwan — drei (Tōseikaku)
tubu — Maultrommel
tuga — drei (Taikokan)
tuga-po — dreißig (Taikokan)
tunnuf — Stein
ūbal — Augenbraue
ubari — Flügel
ubun — Webstuhlbestandtheil
udo — eins (Taiko)
uni — eins
ūruk — Hund
ūrun — Geweih
uruts — Hauspfosten
uttakkai — liegen
uttik — Ingwer
wahan — Webstuhlbestandtheil
waipo — zehn (Taikokan)
washan — Blatt
wau — Wirbel, Scheitel
wawa — kleiner Finger
wewa — Mensch
wirri — Farn

Die Fängigkeit der Fischzäune und Fischreusen.

Von **Otto Herman.**

Mit 23 Abbildungen.[1])

In einer ebenso objectiven, ausführlichen als scharfsinnigen Besprechung, welche Fischereigeräthe nebst daran geknüpften genetischen und etymologischen Fragen kritisch erörtert, hat Hofrath Prof. Dr. Hugo Schuchardt in den »Mittheilungen der Anthropologischen Gesellschaft in Wien« (Bd. XXX, 1900, S. 158—167) den sehr berechtigten Wunsch ausgedrückt, es möge doch seitens der Fischereikundigen für jene, die in der Praxis nicht bewandert sind, aber für ihre etymologischen und genetischen Arbeiten das Wesentlichste doch kennen müssen, Auskunft gegeben werden:

1. Worin die Fängigkeit, also das Wesentlichste eines gegebenen Fischereigeräthes, besteht?

2. Welches der Weg des Fisches ist, um in den fängisch[2]) gestellten Theil des Geräthes zu gelangen und dort gefangen zu werden?

Aufgeworfen sind diese zwei Fragen besonders hinsichtlich des Fischzaunes und der Fischreuse.

Schuchardt hat nun sowohl in seinen »Romanischen Etymologieen II«[3]), als auch in der angeführten Besprechung mein Buch über ungarische Fischerei[4]) einer sehr ehrenden Aufmerksamkeit für würdig erachtet, was für mich umso wertvoller ist, als er die magyarische Sprache vollkommen beherrscht; er hat mich aber gerade hiedurch auch gewissermaßen verpflichtet, das Wesen der Fängigkeit, soweit ich es vermag, zu erörtern und klarzulegen.

Es ist dies auch höchst nothwendig und wirklich im Interesse der Wissenschaft gelegen, weil sonst die Gefahr entsteht, dass die an die irrige Form geknüpften genetischen Deductionen zu großen Irrthümern führen.

Eine ganz besondere Beachtung muss den Fischzäunen gewidmet werden, weil diese durchgehends aus Ruthen oder Rohr, also aus sehr handlichem Materiale bestehen, ungemein einfach beginnen und gewiss mit vollem Rechte der Urfischerei zugezählt

[1]) Die Zinkstöcke zu den Abbildungen wurden freundlichst vom Herrn Verfasser zur Verfügung gestellt. Die Red.

[2]) Dieser deutsche Kunstausdruck, welchen ich in den deutschen Texten über Fischerei angewendet habe, wurde in Frage gestellt, weil er weder bei Grimm noch bei Sanders zu finden ist; er kommt aber, und zwar ganz in meinem Sinne, in Riesenthals »Jagdlexikon« (Leipzig 1882) vor. Ich verdanke die Andeutung Herrn Conservator E. Büchner in St. Petersburg. Ferner machte mich Prof. Schuchardt darauf aufmerksam, dass dieses Wort in einem Aufsatze G. v. Almásys über Fischereiverhältnisse in der Dobrudscha (Mittheilungen des österreichischen Fischereivereines, XVIII. Jahrg., Nr. 5, 1898) vorkomme; in dieser mir vom Verfasser freundlichst zugesendeten Abhandlung heißt es auf S. 96: »die fängisch gestellten Rensen«; überdies theilt mir v. Almásy mit, das Wort sei als Kunstausdruck der lingua venatoria seit jeher adoptiert, es sei gewiss schon bei Dietrich aus dem Winckell, sicher in Dietzls, Domhrowszkys u. A. Arbeiten enthalten.

[3]) Sitzungsberichte der kaiserlichen Akademie der Wissenschaften, Phil. Hist. Classe, Bd. CXLI, III, 1899.

[4]) »A magyar halászat könyve.« Bd. I und II, 1887. (Königlich ungarische naturhistorische Gesellschaft.)

werden müssen. Sie sind umso wichtiger, als sie mit Absperrungen, Leitungen und Irrgängen verknüpft sind und sich als geeignet erweisen, uns einen guten Begriff über das Thun und Lassen des Urmenschen zu geben, der ja schon aus der Configuration der Zwischenräume der Rohrbestände, oder der Bülten u. dgl. angeleitet wurde, derartige Fischfänge aufzurichten, sobald er den Fisch als Nahrungsmittel erkannte und sein Treiben zu beobachten begann.

Aber auch die Reuse verdient volle Aufmerksamkeit, weil sie ja — nach Schuchardts scharfsinniger Bemerkung — in letzter Consequenz mit dem Fischzaune analog und in ihren primitiven Formen ebenfalls aus Ruthen geflochten ist, mithin auch eine Urform bildet.

Den Gebrauch des Wortes »Urform« versuche ich, wie folgt, zu begründen. Die Alterthumskunde liebt es auch heute noch, die Zeitalter menschlicher Cultur als Stein-, Bronze- und Eisenzeit zu bezeichnen, wobei noch zwischen Stein und Bronze eine Kupferperiode eingeschaltet wird. Das scheint mir aber doch gewiss, dass die Behandlung des Steines, seine Bearbeitung selbst in die roheste paläolithische Form, eine größere Erfahrung und Befähigung bedingte, als sie der Urmensch auf der niedersten Stufe überhaupt besitzen konnte.

Dagegen scheint es sehr natürlich, dass der Urmensch die Eigenschaften der Pflanzen inmitten der Urnatur sehr bald und an sich selbst erfahren konnte. Das Emporwinden der Schlingpflanzen, die Greiforgane derselben, die Hindernisse, welche sie dem Urmenschen in den Weg stellten, mussten viel früher und intensiver seine Aufmerksamkeit erregen, auf seine Fassungskraft früher einwirken, als eine gewisse Steinart — Flint oder Feuerstein — und deren besondere Eigenschaft sich durch genaue, abgewogene und angewendete Schläge formen zu lassen.

Die Fischerei mit zaunartigen Absperrungen gehört mithin annehmbar zu den ältesten Methoden; man könnte sagen, sie entstamme der Holzperiode, von welcher uns aber aus sehr natürlichen Gründen keine Urdenkmäler blieben, wie wir solche aus der Stein- und Metallperiode besitzen. Da nun aber der Fisch und das Fischen stets in allerengster Beziehung zum Menschen standen, weil es sich ja um die Nahrung handelte, so kann die Möglichkeit nicht absolut ausgeschlossen werden, dass sich die Urformen durch continuirliche Überlieferung oder Vererbung im wesentlichen doch bis auf unsere Tage erhalten haben, dass uns also Fischzaun und Ruthenreuse einen annehmbaren Begriff von einem Theile der Urfischerei zu geben geeignet sind.

Es ist hier nicht der Ort, die Beziehungen der Geräthe der Urfischerei zum menschlichen Leibe und seinen Theilen des Näheren zu beleuchten, wie z. B. dass bei gewissen primitiven Völkern eine Art von Kesseltreiben besteht, wobei der Leib der Treiber schließlich einen, durch vorgehaltene Palmblätter verdichteten, geschlossenen Kreis bildet und wo die in den Kreis eingeschlossenen Fische auf das Trockene »herausgetrippelt« werden, welcher Vorgang sämmtliche wesentliche Momente des Fanges mittelst Einkreisnetzes vereinigt; ferner, wie in einigen Gegenden Ungarns noch in unseren Tagen eine Treibfischerei bestand, wobei sich die Weiher in den Bach setzten, ihre Füße in eine ⋀⋀⋀-Linie ordneten und die zugetriebenen Fische im Schoße ergriffen, was ja wieder den Leitwänden und den Fischkammern der Fischzäune, aber auch den Flügelreusen und der Wade entspricht; ich lasse diese Erörterungen für jenes Werk, womit ich meine Thätigkeit abzuschließen gedenke. Ich musste aber dies hier doch berühren, um den Beweis zu erbringen, dass die überkommenen Urformen der Fischerei von allergrößter Wichtigkeit sind, weil sie von großem Einfluss auf die Entwicklung jener Wissenszweige, wie Urgeschichte, Anthropologie, Ethnologie — im tiefsten Sinne des Wortes — sind, welche

ihre Beweise und Sätze auf positiver Grundlage, auf genetischem Wege zu erbringen und aufzustellen bestrebt sind.

Weil ich mich aber in den folgenden Erörterungen hauptsächlich auf ungarisches Materiale zu stützen habe, so will ich auch ganz kurz die historischen Beziehungen der beiden Geräthe und ihrer Formen hier berühren.

Der Fischzaun, magyarisch *rejsze*, war Gegenstand königlicher Schenkungen — donationes — und wird im lateinischen Texte der betreffenden königlichen Urkunden meistens *laqueus*, auch *clausura* genannt, begrifflich jedoch stets durch Anfügung des ungarischen, volksthümlichen Namens präcisiert, und zwar dem orthographischen Usus der verschiedenen Perioden gemäß als: *weiz*, *weyz*, *wyz*[1]); in Verbindung mit dem Orte, als: *weizhel*; endlich in Verbindung mit Personen, als: *coneweyzi*, *jacoweyzi*, d. i. Königs Fischzaun, Jakobs Fischzaun; und schließlich nach der Art der Einrichtung, als: *ikerweyzi*, d. i. Zwillingsfischzaun. Die Wichtigkeit der Fischzäune geht z. B. daraus hervor, dass König Béla IV. im Jahre 1268 in einer einzigen Localität sechzehn Fischzäune verschenkt hat.

Die Fischreuse ist geschichtlich eben so alt; sie wird als Henkelreuse *ansa* genannt, kommt geschichtlich als solche schon im Jahre 1001 vor und wird gelegentlich der Erneuerung des Statutes im Jahre 1380 des näheren als »*ansa*, *Worsa* plena piscibus« angeführt. Als Henkelreuse *ansa* lebt die Form auch heute unter dem Namen *varsa* (spr. warscha) fort.

Und nun möge die ganz sachliche Erörterung folgen.

Der Fischzaun.

Zunächst werde ich den Begriff »Fischzaun« feststellen, dann seine Einrichtung entwickeln und schließlich die Hauptbedingung der Fängigkeit darstellen.

Der Fischzaun ist eine fixe, nicht transportable Vorrichtung zum Fange der Fische, welche aus Rohr- oder Ruthenwänden gebildet, meist durch Pflöcke gefestigt wird und das Fischwasser oder dessen Theile zweckmäßig absperrt. Die Absperrung bewirkt die zaunartige Leitwand, deren Aufgabe eine doppelte ist: sie theilt das Gewässer in Theile oder Abschnitte und zwingt dadurch den ziehenden Fisch, einen Durchgang zu suchen oder umzukehren; zweitens hat sie den Fisch in einer gewissen Richtung zu leiten. Hierauf ist die Fängigkeit des Fischzaunes gegründet. Zu letzterem Behufe werden meist in gleichen Distanzen Durchgänge freigelassen, welche jedoch nicht in das Wasser jenseits der Leitwand, sondern in den eigentlichen Fangapparat führen, worin der Fisch mit Rücksicht auf die Eigenheit seiner Bewegung gefangen bleibt. Dieser Fangapparat besteht im einfachsten Falle aus der Fischkammer, in deren Inneres eine fängisch gestellte Kehle führt.

In Abb. 28 sehen wir den Grundriss eines einfachen Fischzaunes — der raitzischen Form — mit wechselständigen Kammern, richtiger Kehlen, mit einem Theil der Leitwand zum Absperren, beziehungsweise Theilen des Gewässers — *L* links — und zwei Theilen zum Absperren und Leiten der Fische zur Kehle *V* und in die Busen *Ö*, *Ö*, *Ö*, *Ö* der Kammern *F*, *F*. Die zwei geflügelten Pfeile zeigen die Richtung der ziehenden Fische an. Diese Fischzäune sind in stehenden Gewässern gebräuchlich. Der Durchmesser der Kammern aller ungarischen Formen beträgt gewöhnlich 1 *m* oder etwas darüber.

Wir sehen also, dass der Zaun das zum Fischen geeignete Gewässer entweder in gerader Linie oder im Zickzack absperrt oder abtheilt und es ermöglicht, die Kehlen der

[1]) »*Laqueos* piscium, qui vulgo *weizhel* vocantur«, z. B. 1303; aber abwechselnd auch *clausura*, das letztere jedoch meist als Fischwehre.

Fischkammern nach verschiedenen Richtungen fängisch zu stellen, so dass der ziehende Fisch unbedingt gefangen wird, wenn er seine Richtung beibehält.

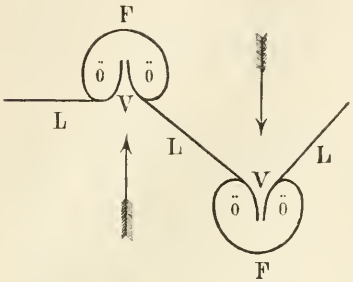


Abb. 28. Grundriss eines Fischzaunes, »Raitzische« Form.

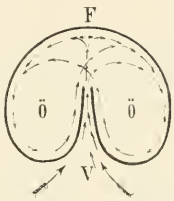


Abb. 29. Rundliche Fischkammer.

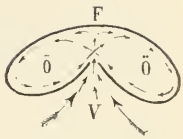


Abb. 30. Nierenförmige Fischkammer.

Wir wollen nun untersuchen, worin eigentlich die Fängigkeit besteht. Sie gründet sich auf die Eigenschaft der meisten Fische, dass sie scharfen Wendungen abgeneigt sind und im ganzen die Richtung auch dann noch verfolgen, wenn die richtunggebende Wand zu Ende ist. Abb. 29 und Abb. 30 zeigen nun ganz deutlich die Art, wie der Sperrfischer diese Eigenschaften der Fische zu seinem Vortheile ausnützt. Vor allem sehen wir, dass es zwei Kammerformen gibt: die mehr rundliche (Abb. 29) und die mehr nierenförmige Form (Abb. 30). In beiden Abbildungen sind *F*, *F* die Fischkammern. *V*, *V* die Kehlen, *Ö*, *Ö* und *Ö*, *Ö* die Busen; die geflügelten Pfeile zeigen die Ziehungsrichtung der Fische; die kleinen Pfeile den Eintritt der Fische in die Fischkammer und die Bewegungsrichtungen derselben innerhalb der Kammer. Damit jedoch jede Möglichkeit eines Missverständnisses ganz ausgeschlossen werde, dazu dienen Abb. 31 und Abb. 32.

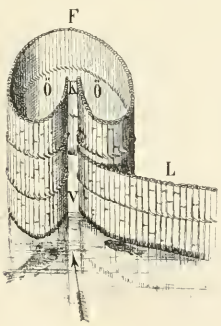


Abb. 31. Fischkammer und halbseitige Leitwand.

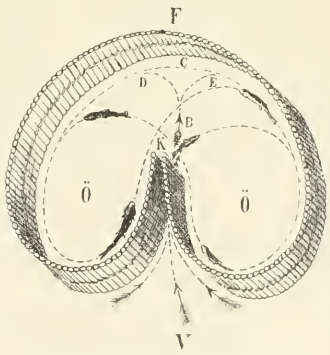


Abb. 32. Fischkammer mit kreisenden Fischen.

Abb. 31 zeigt uns deutlich, wie sich das Verhältnis zwischen Fischkammern und Leitwand gestaltet und wie sich zu beiden das Ziehen der Fische verhält. Die Bezeichnungen bleiben wie vor: *F* = Fischkammer, *V* = Kehle, *L* = Leitwand. *Ö*, *Ö* = Busen.

Abb. 32 hat zu erläutern, wie sich das Kreisen der durch die Kehle *V* eintretenden Fische in der Kammer gestaltet.

Der geflügelte Pfeil *B* zeigt die Richtung des eingetretenen Fisches, welcher nach *C* schwimmt, dort die Kammerwand erreicht, um dann nach *D* oder *E* abzuweichen, worauf er, längs der Wand ziehend, schließlich aus dem einen Busen *Ö* in den anderen *Ö* geräth und fortan eine ∿-Figur beschreibt, was besonders deutlich in Abb. 30 ersichtlich ist.

Man könnte fragen, wie es denn kommt, dass der Fisch den Punkt des Eintrittes *K* nicht sucht und nicht findet? Die Sache ist ganz einfach die, dass der Fisch der fortwährenden Leitung der Wand folgend seiner natürlichen Neigung nachgibt und stets in die ∿-Bewegung geräth; trifft es sich aber zufälligerweise doch, dass der Fisch zum Eintritt *K* in Stich zu stehen kommt, so bleibt er, besonders ein größerer, dennoch gefangen, weil das Auseinandertreiben der Kehle nur von außen leicht möglich ist, wo der Kopf des durchschlüpfenden Fisches als Keil wirkt. Und nun sind wir beim letzten Moment angelangt.

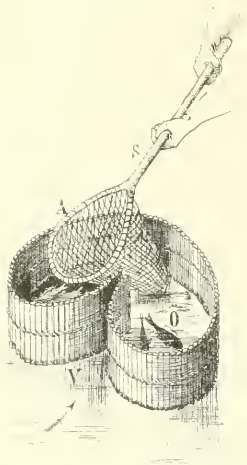


Abb. 33. Herausheben der Fische aus der Fischkammer.

Es fragt sich: Wie wird der in die Kammer gerathene Fisch herausgenommen?

Die Bezeichnungen in Abb. 33 entsprechen jenen in den vorhergehenden Abbildungen, nur kommt das Schöpfnetz *S* hinzu. Der Kopf oder Rahmen *A* des Schöpfnetzes entspricht der Rundung der Busen *Ö*, *Ö*. Mit dem in Abb. 33 deutlich ersichtlichen Griff schöpft der Fischer den einen Busen aus, wendet das Schöpfnetz unter Wasser scharf um und übergreift in den anderen Busen.

Schon hieraus können wir entnehmen, dass die Entstehung der Fischkammer aus zwei durch eine lange Leitwand verbundenen Hälften nicht gedacht werden kann, weil die Hälften für sich nicht fängisch wären, mithin keinen Zweck hätten. Demnach sind Schuchardts Worte — a. a. O. 160 —: »Aber das« — nämlich die Zusammenziehung zweier Kammerhälften und der Ausfall der Verbindungswand, wie dies vorausgesetzt wurde — »ist eine reine Hypothese; und zwar erscheinen mir der Wegfall der langen Verbindungswand und die Herstellung eines einzigen Einganges« — der Kehle *V* — »an Stelle zweier nur auf dem Papier als sehr einfache Vorgänge«, vollkommen zutreffend.

Damit ist das Wesentlichste der Fängigkeit in den mehr rundlichen und mehr nierenförmigen Fischkammern (Abb. 29 und Abb. 30) abgehandelt, und es kann die Erörterung an bestehenden Fischzaunformen folgen, wobei ich bemerke, dass ich den Abbildungen eine ausgeglichenere Form gab, weil ja die nur formalen[1]) Unterschiede zwischen rundlich und nierenförmig die Fängigkeit nicht berühren.

Schon in Abb. 28 haben wir gesehen, dass die Leitwand bald absperrend, bald auch leitend wirken kann und dass durch abwechselnde Einstellung der Kehlen die von verschiedenen Seiten heranziehenden Fische unfehlbar in die Fischkammer gerathen. Sobald sich jedoch die Verhältnisse der Fischgewässer derart gestalten, dass die Fische am

[1]) Ich glaube, man soll die Morphologie der Zootomie oder höheren Biologie überlassen und dieselbe auf Fischzäune und Netzsteine nicht anwenden, und zwar schon lege prioritatis nicht.

Zaune auch vorbeiziehen könnten, schaltet der Fischer, von der Kehle ausgehend, eine dritte Leitwand (Abb. 34, L_{III}) ein, wodurch der folgende Vorgang bewirkt wird: Die Fische werden durch die eingeschaltete Leitwand (L_{III}) von rechts und links am Vorbeischwimmen gehindert, vielmehr zur Kehle der Kammer (F) geleitet, wie dies die geflügelten und kleinen ungeflügelten Pfeile anzeigen. Die Leitwände L_I und L_{II} sperren das Gewässer nach jenseits der Kehle, also nach A, B ab, von woher also der Zuzug nicht stattfinden kann; es sei denn zur benachbarten Kehle, beziehungsweise Fischkammer, falls ihre Kehle gegen A, B offen steht.

Wenn aber die Verhältnisse des Fischwassers derartige sind, dass die abwechselnde Stellung der Kehlen nicht möglich oder nicht zweckmäßig ist, so lässt der findige Fischer zwischen Kammer und Leitwand einen Durchgang offen (Abb. 35), wodurch der Zuzug nicht nur von beiden Seiten der eingeschalteten Leitwand (L_{III}), sondern auch von jenseits der Leitwände L_I und L_{II}, also von A, B der Abb. 34 erfolgen kann, wie dies durch die Pfeile klar gemacht wird. Das ist der Fischzaun aus den Riedresten unterhalb Geszt im Comitate Bihar, wobei ich bemerke, dass bei dieser Form die Fischkammern gewöhnlich sehr nierenförmig sind.

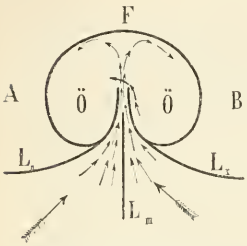


Abb. 34. Fischzaun mit eingeschalteter dritter Leitwand L_{III}.

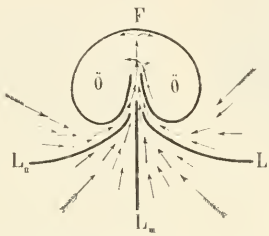


Abb. 35. Fischzaun mit vier Zugängen.

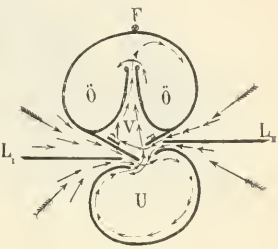


Abb. 36. Magyarischer Fischzaun mit Vorhof.

Damit sind diejenigen ungarischen Fischzäune abgehandelt, welche keine Vorhöfe besitzen. Ehe ich jedoch weiterschreite, habe ich zu bemerken, dass manche Fischer der Kehle auch nach innen eine gewisse Ausweitung geben, wodurch sie es erreichen, dass die gefangenen Fische in den Busen $\ddot{O}$, $\ddot{O}$ fortwährend kreisen und nur seltener die $\sim$-Form einhalten, aber aus oben angedeuteten Ursachen auch leichter entschlüpfen können.

Der primitivste Fischzaun ist der sogenannte »raitzische« — magyarisch *rácz-vejsze* — (Abb. 28), welchen jedoch auch Magyaren und Rumänen bauen.

Ich gehe nun zur Form mit Vorhof über und beginne mit jener, die man als »magyarischer Fischzaun« — magyarisch *magyar vejsze* — bezeichnet. Obzwar auch dieser Fischzaun von vier Seiten fängisch ist und in dieser Beziehung dem vorgehenden (Abb. 35) entsprechen würde, ist er doch sehr wesentlich anders eingerichtet, und nur die Fischkammer bleibt dieselbe (Abb. 36, F, $\ddot{O}$, $\ddot{O}$ und V).

Die Leitwände (L_I und L_{II}) sind gegen das Gewässer absperrend und führen zu zwei Kehlen, welche theils durch Einschaltungen vom Äußeren der Busen $\ddot{O}$, $\ddot{O}$ abzweigend, theils durch neue Elemente gebildet werden; davon ist die größere Einschaltung P länger, die kleinere p kürzer: zur Kehle werden aber die Einschaltungen nebst Leitwand erst durch den Hof U, das neue Element, welches den Abschnitt einer Spirale bildet. Wir

sehen nun, wenn wir die ungeflügelten Pfeile verfolgen, dass die von L_I einschwimmenden Fische zumeist in den Vorhof gelangen, dort eine Tour machen, um dann durch die freiere Öffnung zwischen $P.\ p$ in die Kehle V und schließlich in die Fischkammer F selbst zu gelangen. Die von L_{II} kommenden Fische gerathen zumeist sofort in den Raum $P.\ p$ und weiter durch V in die Kammer.

Aus allem, was bis jetzt entwickelt wurde, geht der Natur der Sache gemäß unzweifelhaft hervor, dass der Verlauf der Leitwände gegen die Kehle glatt zu geschehen hat, keine Knickungen und noch weniger tiefe Winkel bilden darf.

Um dieses noch des näheren zu beweisen, führe ich hier vor allem in Abb. 37 eine Fischkammer F mit angeschlossener Leitwand L, L aus Gmelins Werk[1]) an, auf welche Schuchardt seinen Wunsch basierte: man möge die Sache doch auch durch Einzeichnen von Fischen klar machen

Die Fischkammer der *zabojka* — Gmelin schreibt mit deutscher Orthographie *sabojka* — entspricht vollkommen jenen, welche ich bis jetzt als Hauptbestandtheil der Fischzäune entwickelt habe; der Anschluss der Leitwände jedoch ist offenbar verfehlt, weil dadurch die tiefen Winkel D, D entstehen.

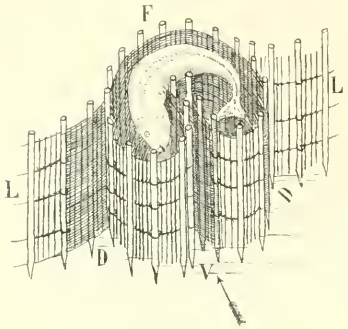


Abb. 37. Russische *zabojka* nach Gmelin.

Die Fischkammer der *zabojka* hatte nach Gmelin einen Umfang von 6 wahrscheinlich russischen Faden *sašen*, etwa 12·8 *m*, mithin einen beiläufigen Durchmesser von 4 *m*, worin 7—12 Spannen, also 2—3 *m* lange Hausen oder Störe gut unterkommen konnten, nicht ganz so, wie in Abb. 37, welche lebhaft an die bekannte Anekdote von der russischen Biene und dem engen Flugloche erinnert.

Ein Missverständnis, welches hinsichtlich der *zabojka* entstanden ist, entsprang dem Umstande, dass Gmelin bei der Fischkammer die Busen (in den Abbildungen 28—36 immer Ö) mit dem Worte Winkel bezeichnet. Gmelins Text lautet wörtlich:

»Wann dann also die Fische den Strom heraufkommen, wann sie sich in den Eingang der Kammern (also in die Kehlen V) begeben und ferner entweder auf der rechten oder linken Seite **die Winkel** erreichen (mithin links und rechts den Busen und nicht die äußeren Winkel D, D der Abb. 37), so ist es wegen dem schmalen Raum der letzteren (d. i. der Busen) nicht möglich, dass sie sich wieder dahin zurückwenden könnten, wo sie hergekommen (nämlich zum Innern der Kehle), vielmehr sind sie gezwungen in demjenigen Zustand zu verbleiben, in den sie durch die Beschaffenheit der Seiten-Theile und Winkel ihres Gefängnisses (also unzweifelhaft der Kammerwand und der Busen, wie in Abb. 37!) versetzt worden sind, wenigstens versteht sich dieses von den großen Fischen« (wie die Gmelin'sche Abb. 37 dieses auch ad oculos demonstriert).

Gmelins Text entspricht also genau meiner Definition der Fängigkeit. Jedoch, wie gesagt, das Wort »Winkel« gab zu Missverständnissen Anlass, und ich wünsche diesbezüglich jeden, auch den geringsten Zweifel zu beseitigen, und zwar durch den Grundriss (Abb. 38) und die Darlegung der übrigen Verhältnisse der *zabojka*.

[1]) S. G. Gmelin, Reise durch Russland, 1774, Bd. II, S. 199 ff., Tab. 35.

Die Abb. 38 erklärt sich auf Grund der bisherigen Ausführungen so ziemlich von selbst; doch füge ich noch das Folgende aufklärend bei. Die geflügelten Pfeile zeigen die Zugrichtung der Fische an, die kleinen Pfeile die möglichen Bewegungen derselben; der quergestrichene, kolbige Pfeil zeigt die Strömung an. Hiernach ist die volle Linie *A F B F C* der Verlauf der Leitwand nach Gmelins Zeichnung (Abb. 37); dadurch würden aber die tiefen, spitzen Winkel *D, D, D, D* entstehen und es bewirken, dass die bei *A, B, C* die Leitwand erreichenden Fische nach den Winkeln *D, D, D, D* ablenken, mithin den Durchgang dort suchen würden; ja, wenn sie den Versuch aufgeben und sich rechts (oder links) wenden, gerathen sie unbedingt in den nächstbenachbarten Winkel! In die Kehlen *V, V* würden nur jene Fische gerathen, welche zufälligerweise — wie auf Gmelins Bild — die Richtung dahin genommen haben, mithin nicht dahin geleitet wurden. So etwas kann man aber von einem par excellence Fischervolk, wie die Russen, nicht voraussetzen.

Es unterliegt, auch piscatorisch genommen, gar keinem Zweifel, dass die Leitwand der *zabojka* in der – – – – Linie (Abb. 38) *E V G V H* verlief, wodurch alle an-

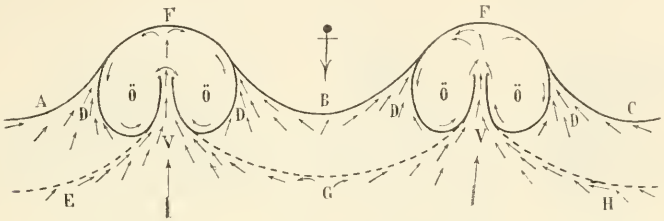


Abb. 38 Grundriss der *zabojka*.

langenden Fische, sie mögen die Leitwand wo immer erreicht haben, unbedingt zu einer der Kehlen geleitet wurden, wie dies die kleinen Pfeile auch klar andeuten.

Wir können nun getrost zur Darstellung typisch abweichender und zum Theile auch complicierterer Formen übergehen.

Es ist eine große Merkwürdigkeit, dass sich am südwestlichsten Ende des Plattensees (Balaton), nächst Keszthely, und sozusagen im Schatten eines der herrlichsten Herrenschlösser, jenes des Oberstmundschenks des Königs von Ungarn, Grafen Tassilo Festetics[1], ein Stück Urfischerei bis auf unsere Tage erhalten hat, welche heute aber freilich schon im vollsten Niedergange begriffen ist. Einbäume bis zu 8 *m* Länge, zum Theil durch Feuer ausgehöhlt, von birnförmigem Querschnitt und mit hoch aufgeworfenem, spitzem Schnabel gab es noch im Jahre 1897 neun Stück. Der Doyen der letzten noch vegetierenden Fischer, der alte Böröczy, zeichnete, von mir nach Fischzäunen befragt, in mein Tagebuch zwei Fischzaungrundrisse aus älterer Zeit, welche nicht nur nach Finnland, sondern — wie wir sehen werden — noch viel weiter verweisen.

Abb. 39 ist die einfachere Form; sie besteht aus der Kammer *F*, dem Hofe *U*, dem »Stückhofe« *darabudvar D* und der Kehle zu den Höfen, mit eingeschalteter Leitwand *T*. Die Pfeile erklären den Zuzug und Einfall der Fische bis in die Fischkammer.

[1]) Ich sage Sr. Excellenz Dank für die mir geliehene Unterstützung und die Erlaubnis zu Untersuchungen; ich danke auch den Herren Professoren Georg v. Vutskits und v. Varga, endlich Herrn Stuhlrichter v. Csák für alle Vorkehrungen, welche die Lösung meiner Aufgabe wesentlich erleichterten.

Abb. 40 ist im wesentlichen dieselbe wie Abb. 39, jedoch schon eine complicirtere Form, mit abgetrenntem Stückhof *D*, Hof *U*, Kammer *F*; jedoch schon mit zwei Zugangskehlen, mit eingeschalteten Leitwänden *T*, *T*. Wir sehen, dass auch hier der Hauptbestandtheil: die Fischkammer *F*, unverrückbar die nämliche Form, die wir schon seit Abb. 28 kennen, beibehält; ja, dass auch die Höfe nebst Zugängen auf Grund des nämlichen Principes theilweise fängisch werden!

Was nun das finnische Analogon anbelangt, so fand ich im finnischen Pavillon der Weltausstellung von Paris vom Jahre 1900 ein gutes Modell eines Fischzaunes »*katsa* von Tavastland«, dessen Grundriss die Abb. 41 darstellt. Wir sehen hier die zwei Fischkammern *F*, *F* durch einen symmetrischen Vorhof *U* verbunden, in letzteren führt eine Zugangskehle mit eingeschalteter Leitwand *L*-*T*. Die Pfeile deuten, wie in den bisherigen Abbildungen den Zuzug und Einfall der Fische an. Wenn wir nun die tavastländer *katsa*, wie dies die ..... Punkte anzeigen, asymmetrisch machen, so erhalten wir die einfachere Form des Fischzaunes von Keszthely (vgl. Abb. 39).

Abb. 39. Fischzaun der Uferfischer von Keszthely.

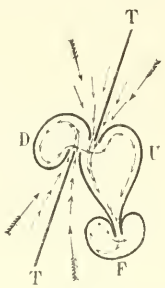


Abb. 40. Fischzaun der Uferfischer von Keszthely.

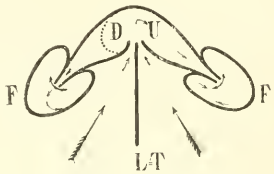


Abb. 41. Finnische *katsa* von Tavastland.

Und diese Formen sind es, welche uns zu den zum Theile höchst complicierten Formen des Neusiedler Sees (Fertő) leiten.

Abb. 42 zeigt uns den Fischzaun *kürtő* der Magyaren, *kerté* der Deutschen. Der Name stammt gewiss vom griechischen κύρτος = Reuse und ist genetisch höchst wichtig, und zwar für den Rauchfang der Magyaren, welche die aus Ruthen geflochtene primitive Form desselben ebenfalls *kürtő* nennen, offenbar wegen der Ähnlichkeit mit der, gewöhnlich höher hervorragenden Fischkammer der Fischzäune des Neusiedler Sees und anderer, woraus folgt, dass der Fischzaun älter als der Gebrauch des primitivsten Schornsteines ist, selbst dann, wenn der magyarische Fischer das griechische Wort im Mittelalter von Mönchen irgend einer Abtei, welcher er tributär war, erhielt.

Auch ist es erwiesen, dass die Fischzäune des Sees stets von Magyaren gebaut wurden, weil das Fischen für den Deutschen meist Nebensache ist und war, die Landwirtschaft aber Hauptsache. Wir sehen nun in Abb. 42 alle Elemente der Abb. 39, 40 und 41 vereinigt und auch entwickelt; unwandelbar ist nur die Fischkammer *F*.

Wir sehen den hier schon symmetrischen Stückhof *N*, einen zweiten Stückhof *K K*. Als neues Element treten jedoch die Abzweigungen *P*, *P* der Leitwände *L*, *L* hinzu, welche das Thor zu dem Hofe, eigentlich dem Vorhofe *U* bilden. Den Zuzug, Einfall und das Kreisen der Fische erklären die Pfeile genügend; ich muss jedoch bemerken, dass das Ausheben der Fische mittelst Schöpfnetzes bei dieser Form auch aus den Stück-

höfen *K*, *K* (magyarisch *kiskotrócza*), *N* (magyarisch *nagykotrócza*) möglich wird, weil der Zugang eine Kehle ist und auch Busen gebildet werden. Unter Beibehaltung der Elemente, die ich mit Abb. 39 zu erörtern begonnen habe, erreicht diese Form ihre höchste Complication im Fischzaun vom Neusiedler See, wie derselbe speciell für Karpfen durch den alten Fischer Kertész für die Millenniumsausstellung 1896 erbaut wurde, und in Abb. 43, worin auch die Varianten vereinigt sind. Der typischste Theil, mit Rücksicht auf den misstrauischen, verschlagenen Karpfen gebaut, ist der rechtsstehende, wo *S* zeigt, wie unvermeidliche Winkel »geglättet« werden müssen, damit der Fisch kein Unheil wittert und sich glatt hineintastet. Auf der entgegengesetzten Seite ist die Glättung nicht nothwendig, weil die Winkelung dem Zuge des Fisches in den Hof und weiter nicht entgegengesetzt ist. Indem ich beifüge, dass in Abb. 43 *K* das Thor, *U* den Hof — eigentlich Vorhof — bedeutet, wird alles übrige durch Bezeichnung und Erklärung der seit Abb. 39 vorgeführten Formen klargemacht.

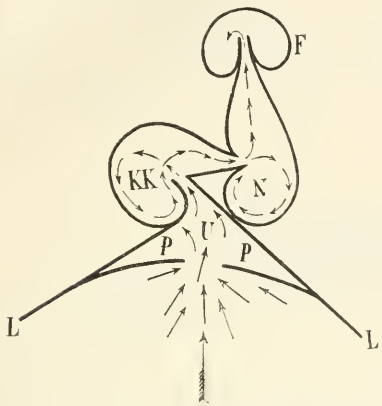


Abb. 42. Fischzaun *kürtö* (deutsch *kertè*) vom Neusiedler See.

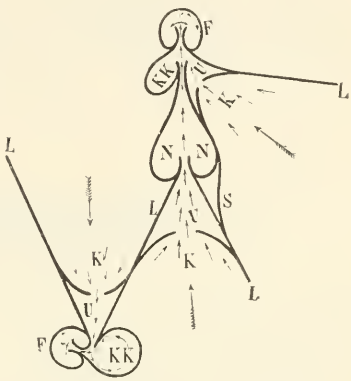


Abb. 43. Karpfen-Fischzaun vom Neusiedler See.

Diese Formenreihe beschließt endlich der vielfach strittige japanische Fischzaun *yeri*, welchen ich in Abb. 44 vorführe, und zwar nach einem aus dem Museum für Völkerkunde in Berlin stammenden Grundrisse, den ich hier nur in piscatorischer Beziehung correcter wiedergebe, und zwar hauptsächlich hinsichtlich der Einmündung der Vorhöfe *K V* in die Fischkammern *F*.[1])

Der *yeri* zeigt nebst vollkommenster Dichotomie in allen Theilen (*AB*—*CD*) sämmtliche Elemente der Abb. 39—43 durch einen gemeinsamen Vorhof *GV* vereinigt. Dieser große Vorhof ist ebenfalls dichotom-symmetrisch, mit Einfallsöffnung und eingeschalteter Leitwand *L*. Den Einfall der Fische und ihre Circulation zeigen die Pfeile an. Das mittlere Thor, *MV* gegenüber, erinnert an den Neusiedler *kürtö*; die acht Fischkammern *F* nebst kleinen Vorhöfen *KV* entsprechen der finnischen *katsa* (vgl. Abb. 41), beziehungsweise der Plattenseeform, und auch der Typus des Ganzen entspricht den vorhergehenden, soeben genannten Formen.

[1]) In der Berliner Zeichnung bilden die kleinen Vorhöfe *KV* zur Wand der Kammer einen stumpfen Winkel, was bei weniger gewiegten Fischern oft vorkommt. Tiefe Winkel sind durch die Natur der Sache ausgeschlossen.

Was nun aber den *geri* für die Geschichte der ungarischen Fischerei ganz besonders wert erscheinen lässt, das ist der Umstand, dass wir durch denselben zum mindesten einen Begriff davon erhalten, was denn die Geschichte der ungarischen historischen

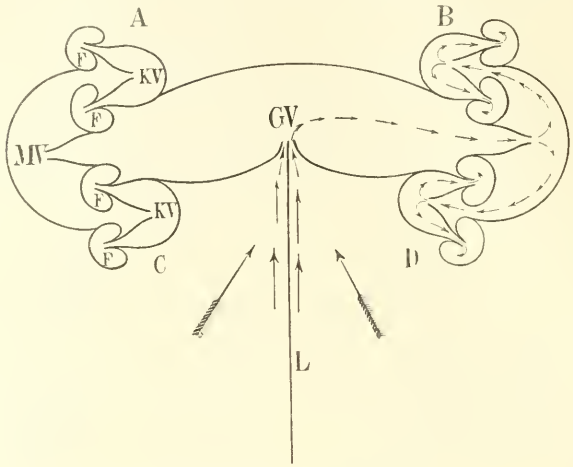


Abb. 44. Japanischer Fischzaun *geri*.

Fischerei unter *ikerweizy* (Zwillingsfischzaun) verstanden haben mochte. Die Form und, wie es scheint, auch die Benennung ist im Kreise der recenten Volksfischerei Ungarns ausgestorben oder scheint es zu sein.

Den Beschluss hinsichtlich des Fischzaunes und seiner Formen, soweit ich diese geben konnte, mögen hier entsprechende Theile der formal sehr abstechenden Fischzäune der Chinesen bilden, wie sie der ungarische Chinaforscher Eugen v. Cholnoky dargestellt hat.

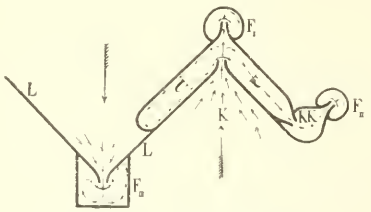


Abb. 45. Fischzaun von China. Zusammengesetzt.

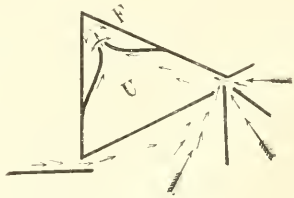


Abb. 46. Theil eines Labyrinthes von China.

Abb. 45[1]) ist der Grundriss eines zusammengesetzten chinesischen Fischzaunes, und es sagt uns schon der erste Blick, dass die Fischkammern F_I und F_{II}, ferner an letzterer der Vorhof KK sich von unseren Fischzäunen, richtiger deren Kammern nicht unterscheiden; auch die Höfe L, L sind nur anders geformt, d. i. mit parallel laufenden

[1]) Ich habe in dieser Abbildung verschiedene Formen zusammengesetzt, um verschiedene Fischkammern vorzuführen.

Wänden, wesentlich aber nicht verschieden. Wir finden auch die zickzackförmige Anordnung der Leitwände nebst abwechselnd gestellten Kehlen bei chinesischen Fischzäunen vor. Dagegen ist die Fischkammer F_{III} ein typisch ganz neues Element, weil sie zwar eine regelrechte Kehle hat, im übrigen aber recht- und spitzwinkelig ist.

Abb. 46 zeigt die eine Ecke eines chinesischen Labyrinthes, worin nur die Kehle mit jenen unserer Fischkammern übereinstimmt, die Kammer selbst aber der Form einer, mit zwei Widerhaken versehenen Pfeilspitze entspricht.

Ich glaube, es wird auf Grund dieser Erörterungen nicht schwer sein, auftauchende Formen richtig aufzufassen.

Die Fischreuse.

Nach Schuchardt beruht, wie schon angedeutet, die Fängigkeit des Fischzaunes und der Fischreuse auf ein und demselben Principe und kann präcis wie folgt ausgedrückt werden: »Der Fischzaun ist eine fixe, im Senkrechten kehlig-schlitzartig geöffnete Reuse, die Reuse ist ein transportabler, trichterförmig vertiefter, mit kreisrunder Öffnung versehener Fischzaun.«

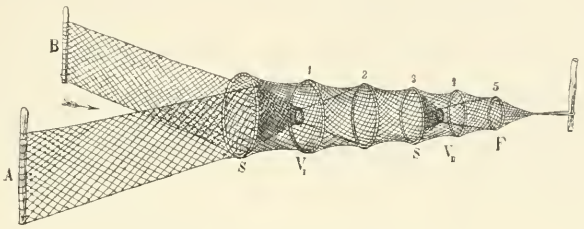


Abb. 47. Geflügelte, mit zwei Kehlen ausgestattete Netzreuse.

Das ist auch richtig. Die geknüpfte, mit mehreren Abtheilungen ausgestattete, doppelkehlige Flügelreuse (Abb. 47) ist ganz geeignet, die Richtigkeit dieser Definition zu beweisen. Die Flügel *A*, *B* entsprechen der Leitwand des Fischzaunes, und zwar der Form und der Bestimmung nach; die hintereinander stehenden beiden Kehlen V_I, V_{II} entsprechen den mit fängischen Vorhöfen ausgestatteten Fischzäunen, und die Analogie wird selbst durch die aus Ruthen geflochtenen Bisgurn (Cobitis fossilis)-Reusen, welche keine Flügel haben, nicht alteriert, weil bei diesen der aufgeworfene Damm (magyarisch *lábó*), worin sie eingestellt werden, die Leitwand bildet.

Die Fängigkeit ist leicht erklärt; die Flügel, beziehungsweise der Erddamm, leiten die Fische in der Richtung des Pfeiles (Abb. 47) zur Kehle V_I und weiter zu V_{II}. Die Fische trachten seitlich zu entkommen, was aber nicht möglich ist; und findet auch ein Fisch aus der eigentlichen Kammer *F* durch den Kehlring[1]) V_{II} den Rückweg, so bleibt er zwischen V_I und *S* (gegen V_{II} gemeint) wieder gefangen. Die Herausnahme ist ganz einfach. Der Fischer löst die Spannfäden der Kehle bei 2 und 5 ab, hebt die Reuse heraus, wodurch sie schlaff zusammenfällt, kehrt sie mit der Mündung gegen den Boden, worauf die Kehlen herausgestülpt werden und die Fische durch den Ring herausfallen.

[1]) Die Kehlringe sind hier betont; in Wahrheit sind es meist nur Öffnungen, welche durch Spannfäden offen gehalten werden. Diese gestatten es dann auch dem größeren Fisch sich einzudrängen.

Abb. 48 stellt den Durchschnitt der aus Ruthen geflochtenen Bisgurn (Cobitis fossilis)-Reuse, auch Korb (magyarisch *kas*) genannt, dar, welche mit der Kehle abwechselnd in den Erddamm *lábó* eingestellt wird. Die Pfeile deuten die Richtung des Zuzuges und die Bewegung der eingefallenen Fische deutlich an, und ich habe hier nur zu bemerken, dass die Herausnahme anders als bei der geknüpften Flügelreuse erfolgt. Die Ruthenreuse wird mit der Spitze gegen den Boden gekehrt, dann der Pfropf *D* herausgezogen, worauf die Fische herausfallen. In Abb. 48 bedeutet *S* die Mündung, *V* die Kehle, eigentlich den Kehlring, *F* die Kammer.

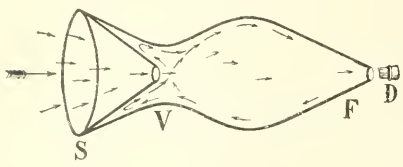


Abb. 48. Durchschnitt einer aus Ruthen geflochtenen Bisgurn-Reuse.

Es ist nun ganz gleich, ob wir eine geknüpfte Reuse von fünf und mehr Abtheilungen, eine Trommelreuse mit Eingang von beiden Enden, oder gar eine norwegische Holzreuse mit allen möglichen Eingängen vor uns haben: wir werden nach diesen Erörterungen hinsichtlich der Fängigkeit nicht in Verlegenheit gerathen und auch alles jenes sofort unterscheiden können, was auf einem anderen Principe beruht.

Ich habe schon bemerkt, dass ich die Ruthenreuse als zur Urfischerei gehörend betrachte.

Ich glaube hiemit dem sehr berechtigten Wunsche Schuchardts und gewiss auch jener, die sich mit dem Gegenstande beschäftigen oder demselben Interesse entgegenbringen, entsprochen zu haben. Ehe ich jedoch schließe, will ich noch eine kleine Beigabe

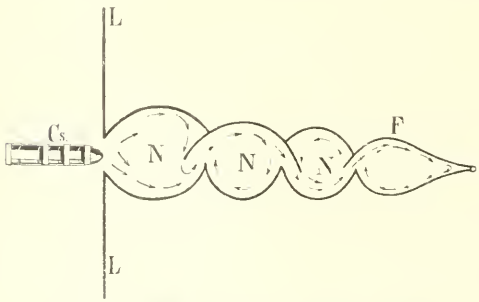


Abb. 49. Grundriss des Fischzaunes der virginischen Indianer.

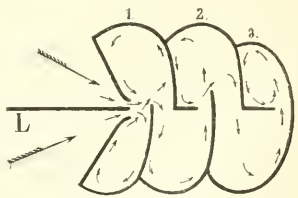


Abb. 50. Der Grundriss des *corral* nach Otto Herman.

erledigen, welche uns einen Begriff von der Vielseitigkeit zu geben geeignet ist, und zwar handelt es sich um amerikanische Formen.

Schurtz führt in seinem Buche »Die Urgeschichte der Cultur«[1]) nach Hariot einen Fischzaun der virginischen Indianer an, dessen Grundriss ich hier in Abb. 49, so gut als es die Schurtz'sche kleine Abbildung gestattet, gebe.

Der erste Blick lehrt uns sofort, dass dieser Fischzaun hinsichtlich der Fängigkeit auf einem anderen Princip beruht. Statt der Kehlen unserer Fischzäune ist hier ein System von Engen und Busen herrschend, welches auch durch Ineinanderschieben der

[1]) Dr. H. Schurtz, Die Urgeschichte der Cultur. Leipzig 1900, S. 217. Den Nachweis dieser Stelle verdanke ich Herrn Professor Schuchardt.

Wände gebildet wird. In Abb. 49 sind *L*, *L* die Leitwände, welche jedoch nicht leitend, sondern absperrend sind. Die drei Busen *N*, *N*, *N* verjüngen sich, und der letzte *F* endigt als Fischkammer spitz. Beim Ausschöpfen der Fische verstellt der Kahn *Cs* den Eingang zum ersten Busen, wodurch die Fische gescheucht werden und, wie die Pfeile andeuten, zu wirbeln beginnen.

Es ist natürlich, dass die erschreckten Fische die engen Durchgänge umsoweniger finden, weil sie ja seitwärts zu entkommen trachten müssen; so werden sie dann durch die Form der Wandungen zum Wirbeln gezwungen, und dieses benützt der Fischer.

Sehr interessant ist der Umstand, dass das Ausschöpfen mit einem Schöpfnetze geschieht, welches dem unsrigen vollkommen zu entsprechen scheint, wenigstens nach der Abbildung, die Schurtz gegeben hat.

Der Form nach abweichend, aber im Princip mit dem Indianer-Fischzaun übereinstimmend, ist der südamerikanische *corral*, welchen ich in Abb. 50 gebe.[1])

Der *corral* besitzt sechs Buchten, welche paarig angeordnet (1, 2, 3) durch die Zwischenwände ineinander greifen. Von den Zwischenwänden sind zwei (1, 2) winkelig umgebogen, offenbar zu dem Zwecke, um die Fische in Wirbel zu versetzen; der Eingang wird durch eine Kehlenleitwand *L* in zwei Theile getheilt; alles übrige erklären die Pfeile.

Der Text im amtlichen Berichte belehrt uns, dass der *corral* an jenen Stellen des Meeresstrandes erbaut wird, welche der Flut und Ebbe besonders ausgesetzt und auch sonst geeignet sind. Während der Flut dringen die Fische in die Buchten des *corral*; da aber die Ebbe sehr rapid verläuft, finden die hineingerathenen Fische den ziekzackförmigen Ausweg nicht, werden durch die winkeligen Umbiegungen noch mehr daran gehindert und verwirrt, bleiben also nach Ablauf der Gewässer im *corral* auf dem Trockenen.

Das bleibt für mich eine sogenannte offene Frage, ob die mit Kehlen versehenen Fischzäune für die östliche, die mit Buchten und Engen ausgestatteten dagegen für die westliche Hemisphäre charakteristisch sind.

Soviel glaube ich aber doch erreicht zu haben, dass in Hinkunft der Fängigkeit der Geräthe die ihr gewiss gebürende Aufmerksamkeit zugewendet werden wird.

[1]) Amtlicher Bericht der internationalen Fischerei-Ausstellung zu Berlin 1880. Berlin 1881, Bd. II, S. 241. Der Grundriss ist nicht ganz genau zu entnehmen.

Opferung aus Thonkopfurnen in Haselbach bei Braunau am Inn und in Taubenbach.

Von **H. v. Preen.**

Mit 30 Abbildungen.

Schon längst war mir die Opferung aus Thonköpfen in Haselbach, einem kleinen Wallfahrtsorte unweit von Braunau am Inn, bekannt; allein ich konnte mich nicht entschließen, eine Beschreibung dieses Cultes zu liefern, weil mir das erkundbare Material zu geringfügig vorkam. Doch will ich im Hinblick auf das rasche Schwinden dieses Brauches in Folgendem das Wenige, was ich erkunden konnte, zusammenstellen, um für eine weitere Bearbeitung dieses Gegenstandes einen kleinen Beitrag zu liefern.

Ehe ich auf die Sache selbst eingehe, schicke ich eine kleine Beschreibung der Kirche und ihrer Lage voraus.

Von Weiden umschlossen, die den Stadtbach zieren, inmitten von Obstgärten und malerischen Bauernhäusern erhebt sich die alte, mit spitzem Thurm versehene Wallfahrtskirche.

Die vielen forellenreichen Gewässer, die der Gegend etwas Lebendiges geben, theilen sich in unmittelbarer Nähe der Kirche. Während der Stadtbach Braunau zufließt, wendet sich ein anderer Quellbach, der Pfaffenbach, der nahen Mattig zu, mit der er vereint in kurzer Zeit bei Höft den Inn erreicht.

Man könnte fast sagen, dass der Bau auf einem grünen Eiland sich erhebt, von so viel Gewässern ist er umgeben. Während die Außenseite der Kirche einen altersgrauen, verwetterten Eindruck macht, ist das Innere das reine Gegentheil. Heiterer Barockstil tritt uns hier allenthalben an Altären und Deckengemälden, welche das Leben des Schutzpatrons St. Valentin verherrlichen, entgegen. Hier geht die Sage, dass der heilige Valentin die erste Kapelle erbaut hat, und von ihm soll auch die auf der Westseite der Kirche gelegene, mit Tuffsteinen gefasste Quelle herrühren.[1]) Dass der heilige Valentin wiederholt nach Passau kam, ist gewiss, nicht minder, dass er seine Wanderung durch die ringsum dicht bewaldete Gegend auf der römischen Heerstraße machen musste, welche an Haselbach vorüberführte; dort bestand nämlich eine römische Niederlassung, wie der einst daselbst der nun zu Ranshofen aufbewahrte Votivstein bewies. Es ist daher möglich, dass sich im Munde des Volkes durch Jahrhunderte die Tradition von der einstigen Anwesenheit des heiligen Valentin in Haselbach erhalten hat, was vielleicht auch die Ursache von der späteren Errichtung der St. Valentinskapelle war. Leider ist es mir bisher nicht gelungen, in Haselbach eine Römerstraße aufzufinden; es unterliegt aber keinem Zweifel, dass, den Straßen- und Gewannamen nach zu schließen, dieser Ort an einem Verbindungsweg Altheim-Braunau-Ranshofen gelegen war.

Ich halte es hier für empfehlenswert, ehe ich zur Beschreibung des für diesen Ort charakteristischen Cultes übergehe, einen Rundgang zu unternehmen, der uns eine Vorstellung von der verschiedenartigen Gestaltung des hier herrschenden Wallfahrtsgebrauches geben soll. Durch das Südthor betreten wir die Kirche, wo gleich über dem Weihbrunnkessel ein kleines Bild St. Valentins aus dem vorigen Jahrhundert gleichsam als Ein-

[1]) C. Meindl, Geschichte der Stadt Braunau.

leitung für das Ganze angebracht ist. Von hier wenden wir uns zur Nordseite der Kirche, wo in einer Fensternische auf einem Wandgestell ein Mariahilfbild in einem Glaskasten, flankiert von Papierblumen, zu sehen ist. Als Opfer finden wir die bekannten Formen aus Wachs: ein Kind, eine Frau und ein Augenpaar. Unter dem Bild hängt die bei jedem Wallfahrtsbild vorkommende Gebettafel, die für uns kein weiteres Interesse bietet. In unmittelbarer Nähe steht der linke Seitenaltar, dessen Bild leider durch eine Marienstatue verdeckt ist. Das Gegenstück, der rechte Seitenaltar, Magdalenenaltar genannt, ist nur zum kleinen Theil durch ein St. Leonhardsbild verdeckt. Dieses steht auf einem Glaskasten, in dem ein Wickelkind untergebracht ist. Auf diesem Glaskasten findet eine Anzahl von aus weißem Wachs gegossenen Kühen mit Kälbern ihren Platz. Weiter auf der linken Kirchenseite hängt am ersten Presbyteriumspfeiler gegenüber der Kanzel ein Crucifix, und unter der Kanzel steht der in jeder Kirche vorkommende eiserne Kerzenständer. Am zweiten Pfeiler der linken Seite finden wir wieder eine Marienstatue und ihr gegenüber eine solche des heiligen Nepomuk. Die letzten Pfeiler rechts und links vom Hauptaltar werden durch schmiedeeiserne Wandleuchter, die mit Wachskerzen besteckt sind, geziert. Das Bild des Hauptaltars stellt den heiligen Valentin dar, wie er die verschiedensten, aus weiter Ferne herbeigeeilten Kranken jeden Standes heilt. Rechts vom Altar über der Sakristei hängen unter einem vergitterten Fenster große und kleine, zum Theil reich verzierte alte und neuere Wachskerzen.

Links vom Hauptaltar, fast anschließend an die Rückwand der Kirche, ist eine plastische Arbeit zu bemerken, die den heiligen Valentin in Wolken von Engeln gehalten darstellt, auf beiden Seiten von Reliquien in Glaskasten abgeschlossen. Das Ganze ist höchstens einen Meter hoch und zwei Meter breit und steht auf einem schreinartigen Gestell.

Unter den Reliquien ist auch ein Stück mit »St. Valentin« beschrieben. Vor dem Bilde sind Wachsgegenstände postiert, wie Männer, Arme und Füße, auch eine Kuh. Der eiserne Opferkasten, der in die Wand eingelassen ist, trägt die Aufschrift »Opfer zum heiligen Valentin«. Hier ist auch die Gebettafel angebracht, wo man mit Hinweglassung der unwesentlichen Sätze Folgendes lesen kann: »— — alle ersten Sonntag eines jeden Monats ein heil Lob und Bittamt zur Ehrung des Heil. Valentin und der allerseligsten Jungfrau Maria des guten Rathes um Abwendung aller bösen Krankheiten, Krieg, Hungersnoth und aller schädlichen Ungewitter, auch um Erlangung einer glücklichen Sterbestunde halten zu lassen und Gott dem Herrn aufopfern.«

Die Wände des Presbyteriums zwischen den Pfeilern und hinter dem Hauptaltar schmücken sechs große Ölgemälde, die den Inhalt des Lebens St. Valentini in Wort und Bild behandeln. Von den Versen will ich nur einige wiedergeben:

4. Vers: Sanct Valentin nach Passau wallt
Von Rom sein Heerd zu weiden.
Zierd mit bischöflicher Gewalt;
Der Satan wollt's nicht leiden.
Von Menschen treibt er Teufel aus,
Den Götzendienst abschaffet,
Sein Lehr den Bösen ist ein Grauß,
Mit Fraiß Gott Spötter strafet.

9. Vers: Es ist ein Ort, genannt Haselbach,
Nächst Braunau und Ranshofen
Sanct Valentin hat Brunn, Zell und Dach
Vor Zeit da, Gott zu loben.

Nun steht ein würdig Gotteshaus hie
Sanct Valentin zu Ehren:
Viel Kranke biegen ihre Knie,
Erhalten was begehren.

Die obengenannten Bilder und Altäre stammen aus dem Anfang des XVIII. Jahrhunderts, während die Deckengemälde später entstanden sein mögen.

Hinter dem Hauptaltar an seiner Rückseite, sowie ihr gegenüber concentriert sich der für diese Kirche charakteristische Cult der Opferung aus Thonköpfen oder Kopf-

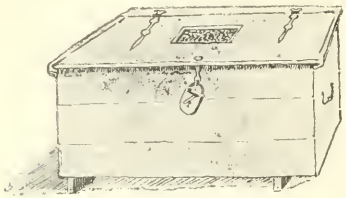


Abb. 51. Opfertruhe von Haselbach.

Abb. 52 u. 53. Vorder- und Seitenansicht einer Kopfurne von Haselbach.

urnen. An der Rückwand der Kirche, unterhalb der Nische, bemerken wir eine Holztruhe (Abb. 51), auf der die zur Opferung bestimmten Thongefäße ihren Platz haben. Der Holzkasten ist $^3/_4\,m$ hoch, $^1/_2\,m$ breit und $1\,m$ lang, mit Beschläg und Schloss versehen und enthält die geopferte Getreidefrucht, welche der Messner durch das auf dem Deckel angebrachte Drahtgitter hineinschüttet. Leider haben sich nicht viele Gefäße bis auf unsere Tage erhalten; aber die wenigen, die noch den Kasten zieren, verdienen ent-

Abb. 54—56. Vorder-, Seiten- und Rückenansicht einer Kopfurne von Haselbach.

schieden einem größeren Kreis nicht vorenthalten zu werden. Es sind nur mehr die hier abgebildeten sechs Urnen vorhanden.

Abb. 52 und 53: Kopfurne, aus lichtem Thon hergestellt; sie misst in der Höhe 27 *cm* und am oberen Rand 24 *cm*. Dieses Stück ist meiner Ansicht nach das interessanteste und einzige Exemplar, das oben ganz offen ist und mit Recht den Namen Kopfurne verdient.

Ein ähnliches Exemplar habe ich im benachbarten bayrischen Wallfahrtsort Taubenbach, das reich an derartigen Gefäßen ist, nicht entdecken können.

Abb. 54—56: Kopfurne, von röthlicher Farbe, ähnlich jener der Blumengeschirre, stellt einen Mädchenkopf dar, ist 27 *cm* hoch und mit sehr kleiner, höchstens 4 *cm* breiten Kopföffnung versehen. Dieser Kopf mit reichem Flechtenschmuck ist gut modelliert bis auf die Nase, die dem Bildner doch etwas zu stumpf gerathen ist. Das Alter dieses Gefäßes ist schwer anzugeben; ich glaube aber, dass es nicht über den Beginn des XIX. Jahrhunderts hinausreicht, also jedenfalls viel jünger ist, als die vorbeschriebene Urne. Trotz alledem steht dieser Frauenkopf als Original einzig da.

Abb. 57 u. 58. Vorder- und Seitenansicht einer Kopfurne von Haselbach.

Abb. 57 und 58: Kopfurne, aus lichtem Thon geformt, ist 26 *cm* hoch und hat eine 8 *cm* breite Kopföffnung.

Abb. 59—61: Kopfurne, aus demselben Material, ist 12 *cm* hoch und hat eine 3 *cm* breite Kopföffnung. Das Profil ist anders als bei den bisherigen Urnen, und am Hinterkopf, sowie auf der schmalen Stirne sind durch große Striche Haare angedeutet.

Abb. 62: Kopfurne, aus demselben Material geformt, ist 13 *cm* hoch und hat eine 3 *cm* breite Kopföffnung. Dieses Exemplar zeichnet sich, sowie das folgende von den anderen durch etwas flottere Behandlung aus; man sieht, dass der Fabrikant schon einige Übung erlangt und sich ein eigenes Schema gebildet hatte.

Abb. 59—61. Vorder-, Seiten- und Rückenansicht einer Kopfurne von Haselbach.

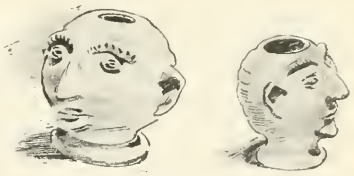


Abb. 62 u. 63. Kopfurnen von Haselbach.

Abb. 63: Kopfurne, aus demselben Material, ist 12 *cm* hoch und hat eine Kopföffnung von 5 *cm* Durchmesser. Sie unterscheidet sich von den anderen darin, dass am Hinterkopf horizontale, parallel laufende kleine Wülste sichtbar sind. Die beiden letzten Kopfurnen dürften gewiss über 100 Jahre alt sein.

Es war nicht leicht, aus dem Gewirre der Aussagen, welche die verschiedensten Personen über die Wunderkraft des heiligen Valentin zum besten gaben, klug zu werden. Die einen behaupteten, dass die Thonköpfe nicht in Verbindung mit dem heiligen Valentin stehen, und die anderen sagten wieder das Gegentheil. Jedenfalls ist nicht leicht an-

zunehmen, dass in unserer Zeit, denn um diese handelt es sich vorderhand, die Thonkopfopferung ohne Anrufung irgend eines Heiligen vor sich geht. Im Gegentheil glaube ich, dass die vielen Votivtafeln hinter dem Altar des heiligen Valentin, also in unmittelbarer Nähe des Getreidekastens, mit diesem Cult zusammenhängen.

Man sieht an der Rückseite des Altars die verschiedenartigsten Votivbilder (vgl. Abb. 64), circa 50 an der Zahl; alle haben in der Mitte einen Nagel, an dem die Zeugen von durch die Fürbitte Valentins glücklich überstandenen Krankheiten oder Operationen hängen, wie hohle Zähne, Wurzeln abgefressener Zahnkronen, Kinderzöpfe, Kinderhäubchen (vgl. Abb. 65); sogar aus Holz geschnitzte Nachbildungen von Lunge, Leber und Herz (vgl. Abb. 66) hängen über die Bilder herab. Es unterscheidet sich das Gesammtbild dieser Rückwand in nichts von jenem in anderen Wallfahrtsorten. Dessen ungeachtet lasse ich doch noch einige Charakteristika folgen, die zur Illustration des ganzen beitragen. In den meisten Votivbildern schwebt St. Valentin vom Himmelsstrahl

Abb. 64. Votivbild von Haselbach.

Abb. 65. Votivbildchen mit aufgehängtem Kinderhäubchen von Haselbach.

Abb. 66. Hölzerne Votivlunge von Haselbach.

beleuchtet, unter ihm knien Eltern mit einem Kind. Nur vereinzelt variiert dieses Thema, wie z. B. bei einem aus dem Jahre 1863, wo Valentin mit Christus und dem heiligen Sebastian im Himmel thront; unter ihnen betet eine Frau und rechts von ihr ist »ex voto 1863« zu lesen. Wieder ein anderes zeigt Christus mit dem Kreuz und St. Valentin, unter der Gruppe kniet ein Bauer, daneben steht die Jahreszahl 1815. Von den Inschriften hebe ich nur folgende hervor, die zu den längsten gehören; sonst begnügt man sich mit dem einfachen »Ex voto«:

»Zwei gewisse Eheleute haben sich allhierher verlobt wegen ihren Sohn der hinfallenden Fraiß durch Fürbitt des Hl. Valentin bei Gott geholfen.« Eine andere Inschrift sagt kurz: »Thekla Brammel danket Maria. 1863.«

Bevor ich zu dem Schwesterwallfahrtsorte Taubenbach in Niederbayern übergehe, schildere ich den Cult, aus Thonköpfen zu opfern, wie er in Haselbach sich äußert. Vor allem betone ich, dass hauptsächlich die Opferung von Getreide, das von neunerlei Orten zusammengebettelt sein muss, gegen Kopfweh hilft. Auch ist mir gesagt worden, dass zur Getreideopferung gerne noch drei Eier gegeben werden. Natürlich kann dies nur bei den offenen Kopfurnen der Fall gewesen sein; denn in den kleinen wäre wohl für ein, geschweige drei Eier kein Platz gewesen.

Dies ist das Einzige, was ich über die Köpfe in Erfahrung brachte. Niemand konnte mir mehr sagen.

Bei der anderen Krankheit, dem Zahnweh, ist Folgendes zu beobachten: Der mit Schmerz Behaftete geht zum heiligen Quell unweit der Kirche, taucht die Hand ins Wasser und bestreicht die Wange, wo der schmerzende Zahn ist, vom Ohr angefangen abwärts, ja nicht umgekehrt, mehreremal mit der nassen Hand; dann wird er gesund, aber nur, wenn er den festen Glauben hat, dass St. Valentin ihm helfen wird. Merkwürdig bei dieser Sache ist, dass hier der heilige Valentin eigentlich die Heilung verrichtet, die der Zahnheiligen, der Apollonia, zugehört. Ein zweites Beispiel von Vielseitigkeit des Heiligen ist auch der Fall, dass eine Wachskuh dem heiligen Valentin geopfert ward, obgleich der heilige Leonhard einen Specialaltar in dieser Kirche zur Verfügung hat. Der schon besprochene heilige Quell außerhalb der Kirche dient auch zum Augenwaschen. In diesem Falle verspricht man sich der heiligen Maria, und die geopferten Wachsaugen legen Zeugnis von dem Gesagten ab.

Um noch einen Beweis zu liefern, wie sehr die einzelnen Heiligen keine streng gesonderte Wunderkraft besitzen, sei noch erwähnt, dass in der Kapelle »zum Herrgott im Thal« bei Braunau meist Votivbilder zu finden sind, die geheilte Thiere darstellen. Es geht aus all dem Gesagten hervor, dass im Laufe der Jahrhunderte die Wunderkräfte der einzelnen Heiligen sich immer mehr vermischten.

Über die Wallfahrtszeiten in Haselbach ist Folgendes mir zur Kenntnis gekommen: Ganz selbstverständlich spielt der Valentinstag eine Hauptrolle, wo aus der ganzen Umgegend, besonders aus Bayern, die Leute in Haselbach zusammenströmen. An diesem Tage lassen die Bauern mit ihrem Fuhrwerk ihre Dienstboten dorthin fahren. Außer diesem Tage ist noch an allen ersten Sonntagen der Monate und am Kirchweihtag ein größerer Besuck dieses Ortes zu bemerken.

Thonkopfopferung in Taubenbach.

Von Braunau kommt man über Simbach, an dem Wallfahrtskirchlein Stadelegg vorbei, dann über den Leonhardiwallfahrtsort Julbach und über Buch nach Taubenbach. Das schöne reizende Thälchen des Taubenbachs währt nicht lange, und nach zweistündiger Wanderung kann man schon die alte gothische, mit herrlichem, gut erhaltenem Kirchthurm versehene Kirche von Taubenbach erblicken. Der kleine Ort und die an den Berghang gelehnte Kirche gewähren einen malerischen Anblick. Rings um die Kirche dehnt sich, von einer alten Mauer umsäumt, der Friedhof aus, in dem auch die durch einen Gang mit der Kirche verbundene alte Albanuskapelle liegt. Ein Stück weiter, an die Friedhofmauer angeschlossen, erblicken wir den alten Zehentkasten, der jetzt Pfarrhaus ist. Alle diese Gebäude scheinen im Mittelalter befestigt gewesen zu sein, wenigstens bemerkt man noch gegen das Thal hin künstliche Erdaufhäufungen. Kaum fünfzig Schritte gegen das Thal stößt man nächst dem Pfarrgarten auf den heiligen Quell in Gestalt eines Brunnens, der im vorigen Jahrhundert durch einen kapellenartigen Bau geschützt wurde. Der Brunnen hat eine Weite von 50 *cm*, ist rund gemauert und mit einem Ziegelsteinkranz versehen. In der Kapelle ist weiter nichts zu bemerken, als ein Bild des heiligen Alban, unter dem zu lesen ist: »Durch Albans Fürbitte wird geheilt Fraiß, Kopfweh und Gliedersucht.«

Beim Betreten der Albankapelle fallen dem Besucher sofort die auf einem Tische in großer Anzahl aufgehäuften Thonköpfe auf und an den Wänden die Ex voto-Bilder, ganz wie in Haselbach. Unweit des Tisches steht die Truhe mit der vergitterten Öffnung,

in die das Getreide geschüttet wird. An der Ostseite der Kapelle ist natürlich der Albanusaltar angebracht. Der kleine Raum ist mit allerlei ausgefüllt, was nicht direct mit dem Cult in Verbindung steht, überhaupt scheint die Benützung der Albankapelle, wie mir auch der Pfarrer bemerkte, keine große mehr zu sein, nur ab und zu wird Getreide geopfert; dessenungeachtet aber sieht der Herr Pfarrer darauf, dass kein Thongefäß fortgeschleppt wird.

Abb. 67.

Abb. 68.

Abb. 69.

Abb. 70.

Abb. 71.

Abb. 72.

Abb. 73.

Abb. 74.

Abb. 75.

Kopfarmen von Taubenbach.

Ehe ich die Wirksamkeit und die Legende des heiligen Alban einer Betrachtung unterziehe, versuche ich in Kürze die meiner Meinung nach bezeichnendsten Formen unter den 40 Köpfen hier vorzuführen.

Alle diese Gefäße sind aus gewöhnlichem Thon, der etwas ins röthliche spielt, gefertigt, und zwar sind die Fabrikanten dieser Dinge gar nicht so weit von Taubenbach entfernt gewesen.

Abb. 67: Ein ganz originelles Gefäß, 10 *cm* hoch, mit einer Kopföffnung von 12 *cm*, das neben den eingedrückten Augen noch je zwei solcher Eindrücke aufweist.

Abb. 68: Kopfurne, 12 *cm* hoch, mit einer Kopföffnung von 8 *cm*.

Abb. 69: Kopfurne, 12 *cm* hoch, mit einer Kopföffnung von 10 *cm*, gelb glasiert; die Augen sind gleich geformt, wie in Abb. 67. Die Urne unterscheidet sich von den anderen durch den fehlenden Sockel.

Abb. 70: Kopfurne, 12 *cm* hoch, mit einer Kopföffnung von 3 *cm*, ohne Ohren.

Abb. 71: Kopfurne, 10 *cm* hoch, mit einer Kopföffnung von 3 *cm*.

Abb. 72: Kopfurne, 14 *cm* hoch, mit einer Kopföffnung von 8 *cm*. Dieses ebenfalls ohrenlose Stück ist entschieden eine Abnormität.

Abb. 73: Kopfurne, 10 *cm* hoch, mit einer Kopföffnung von 4 *cm*.

Abb. 74: Kopfurne, 12 *cm* hoch, mit einer Kopföffnung von 5 *cm*, gleichfalls ohne Ohren.

Abb. 75: Kopfurne, 10 *cm* hoch, mit einer Kopföffnung von 6 *cm*. Dieser Kopf, wohl einer der kleinsten, mit Geschick gemacht, ähnelt in seiner Mache dem in Abb. 62 dargestellten aus Haselbach.

Mein erster Gang in Taubenbach galt dem dortigen Pfarrer, der viel Interesse für mein Vorhaben zeigte, aber leider nur noch weniger sagen konnte, als ich über Haselbach bereits erfahren hatte. Von ihm, wie von verschiedenen anderen Leuten konnte festgestellt werden, dass gleichwie in Haselbach neunerlei Getreide geopfert wird gegen diejenigen Leiden, die auch St. Valentin in Haselbach heilt. Von Opferung dreier Eier ist hier gar nicht die Rede. Der Pfarrer war zuerst der Meinung, dass die Opferung aus Thonköpfen, die man schlechtweg »Köpfe« nennt (das Wort »kedere Köpfl«[1]) ist hier wie in Haselbach nicht bekannt), deshalb dem heiligen Alban zugeschrieben wird, weil die Legende von ihm erzählt, dass er nach seiner Enthauptung den Kopf noch eine halbe Stunde weit trug. Diese Meinung ist aber schon durch das über Haselbach Gesagte entkräftet. Zudem gibt es noch zwei Heilige, den heiligen Dionysius und den heiligen Eusebius, von welch letzterem mir Folgendes aus Tirol geschrieben ward: »Der heilige Eusebius, ein Schottländer, Conventuale des Stifts St. Gallen, lebte um das Jahr 850, war ein Freund Kaiser Karls des Dicken und erlitt in der Brederis bei Rankweil durch heidnische Landleute den Martertod. Nach der Sage trug er sein Haupt auf den Victorsberg hinauf, was Anlass zur Gründung des dortigen, 1782 aufgelassenen Klosters gab.« Von einer Opferung aus Thonköpfen bei den obengenannten Heiligen war nie die Rede.

Beim Verlassen der Kapelle fiel mir noch eine Abnormität auf. Man sieht auf einem Votivbilde des heiligen Alban einen Mann mit drei Gesichtern, unter welchem Bild zu lesen ist, dass er von dieser höchst eigenthümlichen Krankheit geheilt wurde. Weiter ist nichts Bemerkenswertes über die Tafeln zu berichten. Auch hier hängen in der Mitte Zähne und Zöpfe an Seidenfäden über die Bilder herunter.

Ich bin mit der Beschreibung dieses Cultes und aller Umstände, die mit demselben in Zusammenhang stehen, zu Ende. Es drängt sich dem Leser jetzt natürlich die Frage auf, welchen Ursprung diese Opferung hat und wie weit ins Alterthum sich dieser Gebrauch verfolgen lässt. Selbstverständlich ist es nicht meine Aufgabe, hierin ein endgiltiges Urtheil zu fällen; aber es möge mir gestattet sein, das, was ich ausfindig machen konnte über die Provenienz oben besprochener Gefäße, hier niederzulegen.

Ungefähr vor 20 Jahren hatte ich eine Haselbacher Kopfurne als Decorationsstück in meinem Münchener Atelier aufgestellt. Der Sohn des bekannten Malers Hausmann, welch letzterer mit dem Archäologen Lindenschmit befreundet war, sah das Gefäß und

[1]) Ich verweise auf eine Abhandlung über kedere Köpfl in Österreich, welche Marie Eysn in Weinholds Zeitschrift des Vereines für Volkskunde (in Berlin) demnächst veröffentlichen wird.

fragte mich, wo ich es ausgegraben hätte; es interessiere ihn, da sein Vater auch eines aus einem Römergrab aus der Mainzer Gegend besäße. Dieser Umstand, dass mein Freund den Haselbacher Thonkopf für römisch hielt, ließ mich schließen, dass zwischen beiden eine auffallende Ähnlichkeit bestehe.

Meine Vermuthungen in dieser Hinsicht wurden durch eine Unterredung mit Dr. W. M. Schmid am Nationalmuseum in München bestätigt und dadurch präcisiert, dass er kurzweg die Opferung aus Thonköpfen für phallischen Cult erklärte.

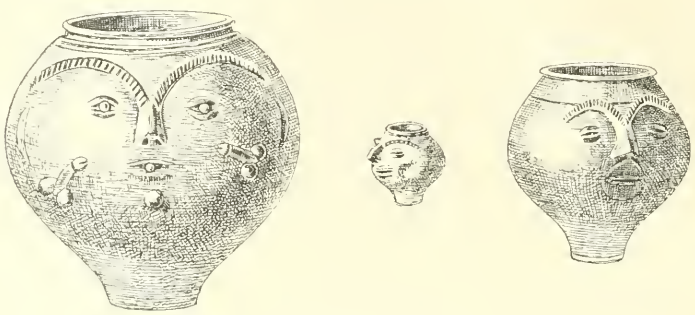


Abb. 76—78. Kopfurnen aus Lindenschmits Werk.

Herrn Regierungsrath Dr. M. Much verdanke ich den Hinweis auf die von Lindenschmit publicierten Kopfurnen.[1]) deren Abbildungen ich hier wiedergebe; bemerkenswert ist, dass bei einem Stück (Abb. 76) auf jeder Seite der Backe ein Phallus abgebildet ist. Ich wiederhole hier zu den Abbildungen Lindenschmits Angaben:

Abb. 76: Gelbrother Thon mit der phantastischen Darstellung eines menschlichen Kopfes, auf dessen beiden Wangen zwei Phallen, gegen Mund und Nase gerichtet, angebracht sind. Fundort ungenannt. — Museum der Universität Bonn (bei Lindenschmit Nr. 7).

Abb. 79 u. 80. Kopfurnen aus dem Museum zu Karlsruhe.

Abb. 77: Braungefärbter Thon wie Nr. 7, verzerrte Darstellung eines menschlichen Kopfes. Fundort: Umgegend von Mainz. — Museum daselbst (bei Lindenschmit Nr. 10).

Abb. 78: Braungefärbter Thon wie Nr. 7 und Nr. 10. Aus einem Grabe bei Castel, Mainz gegenüber. — Museum zu Wiesbaden (bei Lindenschmit Nr. 13).

Auch Glasköpfe sollen von dieser Art gefunden worden sein. Auch in Tulln, Niederösterreich, wurden solche Gefäße, wie mir Regierungsrath Dr. M. Much mittheilte, ausgegraben.

Im Jänner dieses Jahres (1901) fand ich im Museum zu Karlsruhe zwei Kopfurnen, die als eine Ergänzung zu den von Lindenschmit abgebildeten gelten können.

Die eine Kopfurne (Abb. 79) ist $20^1/_2\,cm$ hoch, aus gelblich-röthlichem Thon. Sie wurde im Jahre 1898 von Prof. Schuchmacher im römischen Zwischencastell zu

[1]) L. Lindenschmit, Die Alterthümer unserer heidnischen Vorzeit, Mainz 1858, VI. Heft, Tafel 6, Nr. 7, 10, 13.

Rinschheim, Amt Buchen, in Baden gefunden. Herrn Geheimrath E. Wagner danke ich für die gütige Erlaubnis, diese Urne für die vorliegende Publication abbilden zu dürfen. Die andere Kopfurne (Abb. 80) gehört zum älteren Bestand der großherzoglichen Sammlung. Ihre Herkunft ist unbekannt. Das kleine, 12 *cm* hohe Gefäß, hat bemerkenswerterweise einen Zinnrand und einen Zinnfuß. Die Farbe ist ein starkes Kasseler Braun. Beide Gefäße zeigen dieselbe Mache. Was nun das erstere Gefäß anbelangt, so kam ich auf den Gedanken, ob nicht in der Gegend, wo es gefunden wurde, ein Wallfahrtsort ist, wo ebensolche Opferungen wie in Haselbach vorkommen. Die nächste Wallfahrt ist das bekannte uralte Waldüren; ich konnte aber bis jetzt nichts von derartigen Opferungen dort erfahren.

Nach dem oben Gesagten unterliegt es keinem Zweifel, dass wir in beiden Orten, in Haselbach und in Taubenbach, die Fortsetzung eines alten Cultes finden, von dem nur die äußere Form bis auf unsere Tage sich erhalten hat.

Das Märchen von Blaubart.

Vortrag, am 13. November 1900 in der Anthropologischen Gesellschaft gehalten

von **Paul Kretschmer.**

Das Märchen von Blaubart gehört zu dem nicht sehr großen Kreise von Märchen, welche jedem Gebildeten geläufig sind. Diese Berühmtheit verdankt es in erster Linie dem Umstande, dass es zu den acht von Charles Perrault im Jahre 1697 herausgegebenen Märchen zählte. Diese kleine Sammlung, betitelt »Contes de ma mère l'oye«, ist bekanntlich die erste eigentliche Märchensammlung und erfreute sich schon im vorigen Jahrhundert großer Beliebtheit. Der Gang der Erzählung ist kurz folgender:

Ein reicher Schlossherr, von seinem unheimlichen blauen Bart *La barbe bleue* genannt, bewirbt sich um eine der beiden schönen Töchter einer Dame. Erst lehnen beide seinen Antrag ab, weil Blaubart schon mehrere Frauen gehabt hat, ohne dass man wusste, was aus ihnen geworden. Endlich willigt die Jüngste ein und wird seine Frau. Nach einem Monat muss Blaubart verreisen und händigt ihr beim Abschied alle seine Schlüssel ein, damit sie seine Schätze betrachten könne. Nur einen kleinen Schlüssel, der zu einer Kammer führt, verbietet er ihr auf das Strengste zu benützen. Als Blaubart weg ist, ladet seine Frau ihre Schwester zu sich ein, um mit ihr all die Herrlichkeiten zu bewundern. Sie selbst aber kann sich nicht enthalten, das verbotene Gemach zu öffnen: zu ihrem Schrecken erblickt sie darin die Leichen der früheren Frauen Blaubarts ermordet und den ganzen Fußboden mit Blut bedeckt. Der Schlüssel entfällt ihr, sie hebt ihn auf, und als sie das Zimmer wieder geschlossen, bemerkt sie, dass er einen Blutfleck hat, der sich durch kein Mittel wieder abwaschen lässt. Abends kommt Blaubart vor der Zeit von der Reise zurück, fordert seiner Frau die Schlüssel ab, bemerkt an dem einen den Blutfleck und erklärt ihr in furchtbarem Zorne, dass sie sterben müsse. Sie bittet ihn, ihr nur Zeit zum Beten zu lassen und steigt mit ihrer Schwester auf den Thurm des Schlosses, um auszuschauen, ob ihre Brüder, die sie auch eingeladen hatte, noch nicht kämen. Während sie oben angstvoll harrt, schreit Blaubart ihr wiederholt zu, sie solle endlich herabkommen. Als ihre Schwester die Brüder heransprengen sieht, steigt sie endlich herab und überliefert sich dem Blaubart; aber in dem Augenblick, wo er ihr den Todesstreich versetzen will, sind ihre Brüder da, stürzen sich auf den Wütherich und durchbohren ihn mit ihren Schwertern.

In anderen französischen Fassungen wird die letzte Scene noch viel dramatischer als bei Perrault erzählt. Während die Frau mit der Zofe auf dem Thurm ist, steht Blaubart unten im Hof und schleift sein Messer, indem er beständig singt:

J'aiguise, j'aiguise mon couteau,
Pour tuer ma femme qu'est en haut.

Währenddem fragt die Frau angstvoll ihre Dienerin, die auf der Spitze des Thurmes ausschaut: »Bergerette, liebe Bergerette, was siehst du von der Spitze des Thurmes?«

»Madame, von der Spitze des Thurmes sehe ich die strahlende Sonne. Ich sehe das Meer. Ich sehe die Berge und die Thäler.«

Da steigt die Frau bebend noch sieben Stufen höher. Unten singt wieder Blaubart sein grausiges Lied, und die Frau richtet wieder dieselbe Frage an Bergerette. Dies

wiederholt sich, bis die Brüder herannahen, und Blaubart, der inzwischen mit dem Schleifen fertig geworden, mit donnernder Stimme zu ihr emporruft:

»Komm herab, Canaille, oder ich komme hinauf.«

»Liebe Bergerette,« ruft wieder die Frau, »was siehst du von der Spitze des Thurmes?«

»Madame, Ihre Brüder sind schon ganz nah, ganz nah. Retten Sie Ihr Leben, wenn Sie können!«

Endlich stürmt Blaubart, sein Messer schwingend, die Treppe herauf mit seinen drei Doggen, die so groß und stark wie Stiere sind. Im selben Augenblick sind auch die Brüder auf der Plattform des Thurmes, und nun entspinnt sich ein heißer Kampf zwischen ihnen und Blaubart mit seinen Doggen, in welchem der Wütherich unterliegt.

So wirkungsvoll und abgerundet die Erzählung in diesen Fassungen ist, so zeigt sie doch eine gewisse Ungereimtheit, welche nicht ursprünglich sein kann. Die Handlungsweise Blaubarts ist im Grunde unverständlich. Tödtete er die Frauen aus reiner Mordlust, so war die Gehorsamsprobe überflüssig. Tödtete er sie dagegen, weil sie sein furchtbares Geheimnis geschaut hatten und ihn hätten verrathen können, so versteht man nicht, warum er ihnen dann überhaupt den Schlüssel zu der Mordkammer anvertraut hatte. Dass er sie aber bloß wegen des Ungehorsams bestraft, nachdem er erst ihre Neugier gereizt und sie so zur Übertretung seines Verbots verleitet hat, wirkt unwahrscheinlich. Wer so mordgierig ist, bedarf gar keines Vorwandes.

Solche Unebenheiten sind nun allerdings in den Märchen sehr häufig, aber es zeigt sich auch bei genauerer Untersuchung fast immer, dass sie auf Entstellung der ursprünglichen Fassung beruhen. Um die Urform eines Märchens festzustellen, ist die Vergleichung aller seiner Versionen das wichtigste Mittel. Das Märchen von Blaubart ist in mehr oder weniger abweichender Fassung über ganz Europa verbreitet, über Frankreich, England, Spanien, Italien, Griechenland und die nördliche Balkanhalbinsel, Russland, Skandinavien, Deutschland und Österreich. Die Unterschiede dieser einzelnen Versionen bestehen hauptsächlich in drei Punkten:

1. In der Gestalt der Hauptfigur, die bald ein dämonisches Wesen, der Teufel, ein Orco, oder dergleichen, bald ein Ritter, ein Räuber oder ein Hexenmeister ist;

2. in der Gehorsamsprobe, und

3. im Schlusse der Erzählung, die nicht immer so endet wie das Perrault'sche Märchen.

Nach dem zweiten Motiv, also der Gehorsamsprobe, zerfallen die Versionen in zwei Classen. Die eine Classe hat gleich der Perrault'schen Fassung das Motiv von der verbotenen Kammer. Die andere Classe, aus Griechenland, Rumänien, Sicilien und Tirol belegt, will ich zunächst in der sicilianischen Fassung vorlegen (Gonzenbach n. 23).

Ein armer Holzhacker, der drei sehr schöne Enkeltöchter hatte, musste sich sehr plagen, weil er gar keinen Verdienst hatte. Als er einst im Walde Holz sammelte, ward er so müde, dass er sich auf einen Stein setzte und aufseufzte: »Oh weh!« oder, wie es im Sicilianischen heißt: »*Ohimè!*« Sofort stand ein großer Mann vor ihm, der ihn fragte: »Warum rufst du mich?« »Ich habe Euch nicht gerufen,« sagte der Holzhacker ganz erschrocken. »Hast du nicht *Ohimè* gerufen? Das ist mein Name,« sprach der große Mann. Er verspricht sodann dem Holzhacker, ihm zu helfen und ihn reich zu beschenken, wenn er ihm seine älteste Enkeltochter senden wolle, damit sie seiner Frau als Magd diene. Der Arme geht darauf ein und trifft sammt seiner Enkelin im Walde mit Ohimè zusammen. Dieser geht mit dem Mädchen davon und führt es vor einen Felsen, der sich alsbald öffnet. Drinnen waren prachtvolle Säle mit den herrlichsten Schätzen, und Ohimè zeigte ihm alles.

Aber wo ist die Patrona?« fragte das Mädchen. »Die Patrona bist du,« erwiederte Ohimè, denn wenn du mir gehorchst, sollst du meine Frau werden.« Zuletzt kamen sie in einen Saal: da lagen viele ermordete Mädchen. »Siehst du,« sprach Ohimè, »alle diese haben mir nicht gehorcht und deshalb ihre Strafe bekommen; lass dich dadurch warnen!« Nachdem das Mädchen einige Tage bei Ohimè gewesen war und es gut gehabt hatte, erklärte dieser, er müsse auf drei Tage verreisen. Beim Abschied gab er ihr ein Todtenbein und sagte: »Das musst du essen, und wenn du meinen Befehl nicht erfüllst, so geht es dir schlimm.« Das Mädchen kann sich natürlich nicht entschließen, die grausige Speise zu verzehren, sondern wirft das Todtenbein zum Fenster hinaus. Als Ohimè nach Hause kommt, fragt er sie sofort, ob sie ihm gehorcht habe, und als sie es bejaht, ruft er laut: »Bein, wo bist du?« Da antwortete das Bein: »Hier bin ich,« und kam herbeigelaufen. Da schleppte Ohimè das ungehorsame Mädchen in den Saal mit den Leichen und ermordete es. Dann gieng er wieder in den Wald, traf dort den Holzhacker und erklärte, er wolle auch seine zweite Enkelin in Dienst nehmen. Dieser ergeht es nun ebenso wie der Ältesten; und Ohimè nimmt schließlich auch die dritte, die schöne Maruzza, in Dienst. Diese entgeht aber dem Schicksal ihrer Schwestern, indem sie den Todtenarm, den ihr Ohimè zu essen gegeben hat, zu Kohle verbrennt, die Kohle zu Pulver zerstößt und dieses in einem Läppchen um den Leib bindet. Als Ohimè dann fragt: »Arm, wo bist du?« antwortet der Arm: »Ich bin in Maruzzas Leib.« Da ist er zufriedengestellt und macht die Maruzza zu seiner Gemahlin. Den Schluss des Märchens kann ich übergehen.

Wie ist diese sonderbar grausige Erzählung zu verstehen, namentlich das schreckliche Motiv des Leichenverzehrens, und wer ist vor allem der Ohimè selbst? Die Antwort hierauf gibt uns eine griechische Version, die von der Insel Milo stammt. Sie trägt den Titel: *Τοῦ κάτω κόσμου ὁ ἀφέντης*, d. h. der Herr der Unterwelt. Der Oweh oder Ohimè ist also der Dämon des Todes, der Herr der Todtenwelt. Der Name ist eine volksthümliche Bezeichnung des Todes, so wie man bei uns den Teufel als den Gottseibeiuns bezeichnet. Also der Dämon der Unterwelt und des Todes holt sich eine Braut nach der anderen — denn vor den drei Schwestern hat Ohimè ja schon viele Mädchen zu sich geholt — und tödtet sie, bis er eine findet, die ihm Gehorsam leistet und die ekle Leichenspeise, die er ihr vorsetzt — wenigstens scheinbar — verzehrt.

Es sind echtgriechische Vorstellungen, aus denen sich diese Erzählungsmotive erklären und verstehen. Griechisch ist zunächst die Vorstellung, dass auch der Tod eine Gemahlin hat. Dem *Charos*, wie bekanntlich der Todesdämon bei den heutigen Griechen heißt, steht eine *Charóndissa* zur Seite, wie schon dem antiken Unterweltsgotte Hades die Persephone. Griechisch ist aber auch die grausige und abstoßende Vorstellung, dass beide sich mit den Leichen der Opfer, die Charos geraubt hat, sättigen. Ein neugriechisches Volkslied von der Insel Ithaka (B. Schmidt n. 26) beginnt:

»Nie lass bei Sonnenuntergang ein Klagelied erschallen!
Denn Charos mit seiner Charóndissa, die speisen dann zu Abend.
Die Teller stehn umgekehrt, schwarz sind die Servietten,
Und seine Tafel ist besetzt mit Köpfen kleiner Kinder,
Der Tapfren Hände dienen ihm als Messer und als Gabel.«

Auch diese Anschauung ist bereits antik. Auf dem Unterweltsbilde des Polygnot zu Delphi war nach Pausanias X. 28, 7 ein Dämon des Hades, *Eurynomos*, dargestellt, wie er das Fleisch der Leichen verzehrt und nur die Knochen übrig lässt. Eurynomos ist aber, wie sein Name »der Weithinherrschende« zeigt, nur eine Hypostase des Hades, des Herrschers der Unterwelt selbst. Es ist begreiflich, dass man, sobald man sich Hades

als einen König der Schatten dachte und verehrte, die hässliche Vorstellung des Leichenverzehrens von ihm abtrennte und auf einen niederen Höllendämon übertrug. Doch heißt es bei Sophokles einmal noch vom Hades, er habe wohl begehrt, der Klytaimnestra Kinder zu schmausen (Elektr. 542 f.). In einem späteren Grabepigramm (Kaibel n. 647, 16) steht schon Charon an seiner Stelle: der Todte wird da »ein grausiges Mahl für Charon« genannt. Auch die Todesgöttin Hekate wird bluttrinkend (αἱματόεις) und leichenverzehrend (σαρκοφάγος, ἀωροβόρος) gedacht — eine Vorstellung von Todesdämonen, die übrigens nicht auf die Hellenen beschränkt ist.

Damit haben wir alle Elemente beisammen, aus denen unsere Erzählung sich entwickeln konnte. Es ist eine weit verbreitete Metapher, ein früh, vor der Hochzeit dahingeschiedenes Mädchen als »dem Tode vermählt«, als »Braut des Todes« zu bezeichnen. Dass Hades sich seine Gemahlin von der Erde raubt, ist bekanntlich eine antike, auf Sicilien localisierte Sage. Nun sterben ja aber unzählige Mädchen: warum holt sich der Tod eine Braut nach der anderen und wird nie zufriedengestellt? Unsere Erzählung antwortet auf diese Frage: »Weil keine seine Gemahlin werden und sein trauriges Mahl mit ihm theilen will.« Darum mordet er erbarmungslos eine nach der anderen hin.

Nachdem wir so die Wurzel, oder richtiger eine der Wurzeln des Blaubartmärchens gefunden haben, müssen wir nun zu ermitteln suchen, wie sich daraus die ziemlich abweichende Version bei Perrault und die damit verwandten Fassungen entwickeln konnten. Namentlich die Verschiedenheit der Gehorsamsproben, hier das Gebot des Leichenessens, dort das Verbot des Zimmeröffnens, bleibt zu erklären. Eine rumänische Variante und eine griechische von der Insel Kypros bilden hier den Übergang, indem sie die beiden Motive der Gehorsamsproben vereinigen. In dem rumänischen Märchen (Ausland, 1856, 473) steht an der Stelle des griechischen Unterweltsdämons der christliche Teufel. Im Anfang gleicht die Erzählung der sicilianischen Fassung. Als dann die dritte Schwester durch die bekannte List ihrem Gatten, dem Teufel, den Glauben beigebracht hat, dass sie die Leichentheile verzehrt habe, vertraut ihr dieser die Schlüssel zu allen seinen Kammern an und verbietet ihr nur, eine gewisse Kammer zu öffnen, denn sonst sei ihr Leben zu Ende. Sie öffnet natürlich dennoch diese Kammer, in der die Seelen der Todten eingeschlossen sind, und — so heißt es in dem Märchen — da schwebten die Seelen wie Nebel aus der Kammer und dankten ihr für ihre Befreiung — eine ganz antike Anschauung; denn die christliche Lehre stellt sich ja die Sünder in der Hölle mit Fleisch und Bein vor, nicht als Rauch, wie die Seelen im griechischen Hades.

Anders erscheinen in der kyprischen Version die beiden Motive verbunden. Der blutdürstige Gatte, Trimatos genannt, verbietet seiner Frau ein gewisses Zimmer zu öffnen. Sie thut es dennoch, betritt das fast ganz leere Zimmer und schaut durch das Fenster auf die Straße. Da erblickt sie einen Leichenzug und sieht der Bestattung der Leiche zu. Als die Leute sich entfernt haben, sieht sie ihren Mann kommen und in das Grab steigen; sein Kopf vergrößerte sich und bekam drei Augen, und seine Hände wuchsen, als wollten sie die ganze Welt umfassen, und er begann die Leiche mit den Nägeln auszugraben und zu verzehren. Die arme Frau, die den grausigen Vorgang mit ansieht, fällt in Ohnmacht. Und als ihr Gemahl nach Hause kommt, wieder in seiner früheren Gestalt, merkt er sofort, dass sie ihm ungehorsam gewesen, und schickt sich an sie zu tödten. — Die Fortsetzung der Erzählung, wie sie seinem Zorn entrinnt, geht uns hier nicht weiter an.

Diese Versionen zeigen uns, wie die spätere Perrault'sche Fassung aus der älteren entstehen konnte. Das abstoßende und unverstandene Motiv des Leichenverzehrens wurde schließlich fallen gelassen, und nur das Motiv von der verbotenen Kammer, das übrigens

in verschiedenen anderen Märchen wiederkehrt, blieb übrig. Auch die Gestalt des alten Unterweltsdämons, die der Märchenpoesie anderer Länder fremd ist, wurde entweder in andere dämonische Gestalten, wie den Teufel verwandelt oder vermenschlicht.

Immerhin ist der Abstand zwischen der alten chthonischen Erzählung und dem modernen Rittermärchen ein ziemlich bedeutender. In der That zeigt sich, wenn wir die weiteren Parallelen des Blaubartmärchens heranziehen, dass diese Umwandlung nicht spontan erfolgt ist, sondern eine von Haus aus verschiedene Erzählung in die vom Todesdämon eingemischt worden ist. Diese zweite Erzählung ist in sehr vielen von einander abweichenden Fassungen überliefert, und zwar theils in Märchen und Sagen, theils in Volksliedern. Ihr wesentlicher Unterschied von der ersten Erzählung besteht in dem völligen Fehlen der Gehorsamsprobe, die dort das Motiv für die Ermordung der Frauen bildet. Wir haben es daher im zweiten Falle mit einer einfachen Mordgeschichte zu thun, in der der Frauenmord sich aus gewöhnlichen verbrecherischen Motiven erklärt.

Am einfachsten liegt diese Geschichte in den Volksliedern vor. Es gibt eine über ganz Europa verbreitete Volksballade von einem Ritter, der ein Mädchen nach dem andern in einen Wald lockt und dort dem Tode weiht, bis ihm endlich das Handwerk gelegt wird. Ich führe als Beispiel ein steirisches Volkslied an (Erk-Böhme, Liederhort, I, S. 129, n. 41*g*):

1. Es war einmal ein Rittersmann,
Der ritt wohl in ein schönes Land;
Er ritt über grünende Auen.
Da thät er ein Fräulein schauen.

2. Er nahm es wohl in seinen Schoß
Und schwang es auf sein hohes Ross,
Sie ritten so schnell und so balde
Wohl in einem finstern Walde.

3. Sie ritten vor ein Holderstaud'n;
Da schauten heraus zwei Turteltaub'n,
Sie thaten so wunderlich girren:
»Jungfräulein, lass dich nicht verführen!«

4. Sie stiegen herab vom hohen Ross
Und setzten sich ins weiche Moos.
»Jungfräulein, thu du mich lausen,
Mein goldfarben Haar aufkrausen.«

5. Und als sie's Haar auseinander that,
Da fieng sie gleich zu weinen an.
Er schaut ihr unter die Augen:
»Jungfräulein, was thust du bedauern?

6. Bedauert dich dein stolzer Muth,
Bedauert dich deines Vaters Gut,
Bedauert dich dein Treu und Ehr,
Jungfräulein, dein Treu und Ehr?«

7. »Ich bedaure nit den stolzen Muth,
Ich bedaure nit meines Vaters Gut.
Ich bedaure die selben Tannen,
Wo elf Jungfrauen hangen.«

8. »Jungfräulein, o liebes Jungfräulein,
Das darf dir gar nicht seltsam sein;
Die zwölfte, die musst du heut werden,
Im Wald dahier musst du heut sterben.«

9. »O Ritter, liebster Ritter mein,
Drei Schrei erlaube mir zu schrei'n!«
»Drei Schrei, die erlaub ich dir gerne,
Ist niemand im Wald, der dich höret.«

10. Den ersten Schrei, ja den sie schreit,
Den schreit sie ihrer Mutter zu:
»Mutter, komm eilends und balde,
Sonst muss ich sterben im Walde!«

11. Den zweiten Schrei, ja den sie schreit,
Den schreit sie ihrem Vater zu:
»Vater, geh eilends gekommen,
Sonst wird mir mein Leben genommen!«

12. Den dritten Schrei, ja den sie schreit,
Den schreit sie ihrem Bruder zu:
»Bruder, komm eilends zu wenden,
Sonst muss ich mein Leben jetzt enden!«

13. Ihr Bruder war ein Jägersmann,
Der alle Thierlein schießen kann;
Sein Schwesterlein hörte er schreien,
Sein Hündchen hieß er schweigen.

14. Er kam und spannte seinen Hahn
Und schoß den schönen Ritter zusamm':
»Hast wollen mein Schwesterlein hangen,
Jetzt hast du den Lohn schon empfangen.«

15. Dann nahm er sie bei ihrer Hand
Und führte sie ins Vaterland:
»Jetzt Schwester, thu hausen und bauen,
Keim Ritter darfst du nit mehr trauen!«

Wie populär dieses Volkslied ist, geht daraus hervor, dass es auch als Kinderspiel, als eine Art Reigenspiel, gleichsam aufgeführt wird. Ein Kind setzt sich in die Mitte, die andern bilden einen Reigen und singen dabei:

»Lieb Anna saß auf einem Stein,
Sie lockte sich ihr goldenes Haar« u. s. w.

In Schwaben ist dieses Kinderspiel noch dramatischer gestaltet. Das Mädchen, das hier *Bertha* heißt, läuft hin und her: es hat sich im Walde verirrt. Zur Seite steht ein Kind, das den Räuber darstellt. *Bertha* redet den Räuber an: »Weißt du nicht, wer in diesem Wald ist?« — *Der Räuber:* »Nein.« — *Bertha:* »Sieh, es steht mit blutigen Buchstaben an deiner Stirn geschrieben.« — *Der Räuber:* »Besinne dich! Auf Tod oder Leben?« — *Bertha:* »Auf Tod! Darf ich noch drei Schreie thun?« — *Der Räuber:* »Ja!« Die Bertha kniet nun und sagt:

»Den ersten Schrei, den ich nun thu,
Den thu ich meinem Vater zu« u. s. w.

Zuletzt ergreift sie der Räuber und ersticht sie.

Die Ballade ist, wie gesagt, über fast alle Länder Europas verbreitet. Ihr Held führt die verschiedensten Namen. In Frankreich heißt er *Renauld* oder *Dion*, bei den Wenden in der Lausitz *Holdrušk*, bei den Tschechen *Indriasch*, in Serbien *Thomas* u. s. w. In englischen Versionen ist der Mörder kein Mensch, sondern ein Elfenritter, in den niederländischen ein Zauberer *Heer Halewijn*. Auf diese Abart will ich hier nur hinweisen, aber nicht weiter eingehen. In Deutschland ist das Volkslied schon aus dem XVI. Jahrhundert belegt. Der Ritter heißt in diesen alten Fassungen *Ulinger* oder *Adelger*, in den modernen oft *Schön Ulrich*.

In der vorgetragenen steirischen Version steht das Lied dem Blaubartmärchen noch am nächsten. Daneben bestehen noch zwei andere, besonders im Schluss abweichende Formen: in der einen rettet sich das Mädchen selbst durch eine List und tödtet den Ritter; in der anderen wird es umgebracht und von dem zu spät kommenden Bruder gerächt oder der Ritter findet seinen Tod durch den Henker (Erk-Böhme, I. S. 137):

Schön Ännelein kriegte ein schönes Grab,
Schön Heinrich, der kam aufs höchste Rad.
Schön Ännelein klangen die Glocken nach,
Schön Heinrich schrien die Raben nach.

In diesen Fassungen weicht das Volkslied vom Blaubartmärchen so bedeutend ab, dass man zweifeln könnte, ob es mit diesem überhaupt etwas zu thun hat — wenn es nicht eben viele Versionen gäbe, die die Vermittlung zwischen beiden Erzählungen bilden. In einer magyarischen Fassung der Ballade (Child, I. S. 45 f.) wird die Frau, die hier *Molnár Anna*, d. i. Anna Müller heißt und verheiratet gedacht ist, von dem Verführer in einen grünen Wald geführt in den Schatten eines vielästigen Baumes. Er legt sein Haupt in ihren Schoß, warnt sie aber, in den Baum empor zu blicken. Als er schläft, thut sie es doch und sieht in den Zweigen des Baumes sechs schöne Mädchen hängen. Da denkt sie: er will mich zur siebenten machen; und eine Thräne von ihr fällt auf das Antlitz des schlafenden Ritters und weckt ihn auf. Er herrscht sie an: »Du hast in den Baum hinauf geschaut.« »Nein,« antwortet sie, »drei Waisen giengen vorüber: da dachte ich meines Kindes.« Er fordert sie auf, auf den Baum zu steigen. Sie bittet ihn voranzugehen und schlägt ihm dabei hinterrücks mit seinem eigenen Schwert das Haupt ab. Wie man sieht, erinnert das Verbot schon etwas an die Gehorsamsprobe des Blaubartmärchens. In anderen Versionen fehlt das Verbot, und das Mädchen sieht nur die Leichen an den Bäumen hängen und ahnt, welches Schicksal ihm zugedacht ist.

Sehr viel näher kommen nun dem Blaubartmärchen die dem Volksliede verwandten Sagen und Märchenversionen. So gibt es in der Auvergne eine Sage, deren Held direct »*Barbe-Bleue*«, Blaubart, heißt (Sébillot, Litt. or. de l'Auv., S. 50). Es ist ein allgemein gefürchteter Ritter, der auf einem einsamen Schlosse haust. Er heiratet nicht die Frauen, wie der Perrault'sche Blaubart, sondern er raubt sie, wenn er sie allein antrifft, und ermordet sie, wenn er ihrer überdrüssig ist. Die letzte entflieht ihm, wobei ihr die Seelen der früheren Frauen behilflich sind. Blaubart selbst findet seinen Tod drei Monate nachher durch einen Werwolf. Man sieht, dieser Blaubart ist ein einfacher Lustmörder, der Frauen raubt, verführt und dann ermordet. Die charakteristische Gehorsamsprobe fehlt ganz.

Dasselbe gilt von einer norwegischen Variante (Asbjørnsen n. 35). Hier gerathen drei Schwestern nach einander in die Gewalt eines »Bergmannes«, der den ältesten beiden, weil sie sich weigern, seine Liebsten zu werden, den Kopf abschlägt und sie in den Keller wirft. Wie im Volksliede, bemerkt die dritte Schwester die Leichen ihrer Schwestern und

entkommt dem Unhold, indem sie eine Strohpuppe zurücklässt, die der zurückkehrende Bergmann für sie selbst hält. Ihre Schwestern hat sie vorher durch eine Wundersalbe ins Leben zurückgerufen und in Säcken versteckt durch den Bergmann selbst nach Hause tragen lassen. Damit sind wir bei der Erzählung angelangt, die unter dem Titel »Fitchers Vogel« jedem aus Grimms Märchen bekannt ist. In »Fitchers Vogel« ist nur noch die Gehorsamsprobe hinzugefügt, d. h. das Motiv vom verbotenen Zimmer, zu dem die Mädchen den Schlüssel erhalten und in dem ihre Leichen nachher im Blute liegen. Hiermit ist die Anähnlichung an das Perrault'sche Märchen vollendet.

Wir sehen also, man kann das Blaubartmärchen weder von dem Ulingerliede, noch von dem alten Mythus vom Unterweltsdämon trennen, und anderseits kann man doch nicht gut den Stoff der Ballade aus dem Mythus ableiten oder gar umgekehrt diesen aus jener. Wir müssen vielmehr zwei von Haus aus verschiedene Stoffe zugrunde legen, einen Mythus und eine gewöhnliche Mordgeschichte. Der Stoff der Ballade ist einfach ein Lustmord, wie er recht wohl wirklich vorkommen konnte und leider überall und zu allen Zeiten vorgekommen ist. Der Schluss von der Hinrichtung des Bösewichts in manchen Liedern legt die Annahme nahe, dass das Lied auf Grund einer wirklichen Mordthat und der Hinrichtung des Übelthäters entstanden ist. Dass gerade auf diese Weise Volkslieder entstehen konnten, lässt sich ja aus den sogenannten »Fliegenden Blättern« ersehen, in denen erst in Prosa über ein Verbrechen und die Bestrafung des Mörders berichtet wird und darauf ein Lied über die eben geschilderte Unthat folgt. Der Ulinger des deutschen Volksliedes kann also sehr wohl eine historische Persönlichkeit gewesen sein und ebenso *Comorre*, von dem eine bretonische Volkssage ähnliches erzählt. Solche schaurige Mordthaten leben eben allenthalben lange in der Erinnerung des Volkes fort, wobei mit ihrer Gestalt immer mehr sagenhafte Züge verwoben werden.

Ein derartiger historisch bezeugter Unmensch war *Gilles de Laval*, ein bretonischer Edelmann, genannt Marschall de Rais, der im XV. Jahrhundert unter Karl VII. bei Orléans gegen die Engländer focht. Er stand im Bunde mit einem italienischen Arzt, der sich für einen Hexenmeister ausgab, und lockte angeblich hunderte von Mädchen zu sich und schlachtete sie ab, um ihr Blut zu abergläubischen Zwecken zu benützen. 1440 wurde er bei Nantes gehenkt. An den Ruinen seines Schlosses Chantocé haftet noch heute im Volke die Erinnerung an seine Mordthaten. Ich erwähne dies nur deshalb, weil der Abbé Bossard gerade auf diese historische Persönlichkeit, den Marschall Gilles de Rais, das Blaubartmärchen zurückgeführt hat. Das ist in dieser Form eine durchaus unerwiesene und haltlose Annahme. Das Blaubartmärchen ist, wie wir gesehen haben, nicht bloß französisch, sondern in ganz Europa verbreitet, und Mörder wie den Marschall de Rais hat es viele und überall gegeben. Es liegt gar kein triftiger Grund vor, gerade diese historische Persönlichkeit aus der Masse derartiger Übelthäter herauszugreifen. Der Stoff des Volksliedes ist ein so allgemein menschlicher, dass er sich nicht local fixieren lässt.

Das Perrault'sche Blaubartmärchen — zu diesem Resultat kommen wir also — ist aus der Verschmelzung, der Contamination zweier verschiedener Erzählungen entstanden, eines Mythus vom Unterweltsdämon und einer in Volksliedern und Sagen lebenden Mordgeschichte. Beide Erzählungen zogen sich gegenseitig an und assimilierten sich, weil sie zufällig ein Motiv mit einander gemein hatten, den Frauenmord.

In der Perrault'schen Version stammt die Gehorsamsprobe aus dem Mythus, der Anfang und der Schluss des Märchens dagegen, d. h. die Gestalt des Ritters Blaubart und nachher die Scene auf dem Thurm, die an die drei Hilferufe im Volkslied erinnert, und der Tod Blaubarts durch die Brüder stammen aus der Mordsage. Ohne die Ge-

horsamsprobe wäre die ganze Erzählung kein Märchen, sondern eine einfache Mordgeschichte; aber andererseits ist auch dadurch, wie ich anfangs hervorgehoben habe, eine gewisse Unebenheit in den Gang der Erzählung hineingekommen.

Zum Schluss nur noch eine Bemerkung über den Namen »Blaubart«, der wohl richtig von K. Hofmann (Rom. Forsch. I, S. 434) erklärt worden ist. Er weist darauf hin, dass in den Sprichwörtersammlungen des XVI. Jahrhunderts *Blaubart* einen Mann mit bläulich schimmerndem schwarzen Bart bedeutet und ein solcher Schwarzbart für einen Don Juan und Mädchenverführer galt. Schon Perrault hat aber den blauen Bart so verstanden, wie wir dies in der Regel thun, d. h. ihn für etwas Abnormes und Unheimliches angesehen. Er schreibt: » . . . . par malheur, cet homme avait la barbe bleue; cela le rendait si laid et si terrible qu'il n'était ni femme ni fille qui ne s'enfuît de devant lui«. Ein ostpreußisches Märchen (Lemcke, Volksthümliches in Ostpreußen, II, 52 ff.) hat gar aus dem Blaubart einen *Grünbart* gemacht.

NEKROLOGE.

Gustav Bancalari.

Am 13. Mai v. J. ist Gustav Bancalari, k. u. k. Oberst im Ruhestande, in seinem Domicil in Linz, wohin er sich seit seiner Pensionierung (1889) zurückgezogen hatte, plötzlich aus dem Leben geschieden. Mit ihm verliert die österreichische Hausforschung einen der eifrigsten und geistvollsten Vertreter, und es ist wohl hier am Platze, seine verdienstvolle Thätigkeit auf diesem Gebiete eingehender zu besprechen. Was er als Soldat geleistet, besonders aber seine fruchtbare schriftstellerische Thätigkeit auf militärischem Gebiete, wurde an anderer Stelle geschildert.[1]) Uns obliegt es hier, von diesem seltenen Manne nur eine kurze Lebensskizze zu geben und auf seine Bedeutung als seine der Bahnbrecher der österreichischen Hausforschung hinzuweisen.

Bancalari wurde als der Sohn eines Gubernialrathes im Jahre 1842 in Linz geboren. Vor Ausbruch des Krieges im Jahre 1859 unterbrach er seine Gymnasialstudien und trat in die österreichische Armee ein, in welcher er bald zum Lieutenant befördert wurde. Er hatte jedoch damals keine Gelegenheit, diesen Krieg mitzumachen, da er nach Mainz in Garnison kam. Im Mai 1866 zum Oberlieutenant im Regiment König der Belgier ernannt, machte er die Schlacht bei Königgrätz und das Treffen bei Blumenau mit und erhielt nach Beendigung des Krieges für hervorragende Tapferkeit und vorzügliche Leistungen das Militär-Verdienstkreuz mit der Kriegsdecoration. Später besuchte er die Kriegsschule und wurde nach der Absolvierung derselben dem Generalstabe zugetheilt, wo er hauptsächlich kriegsgeschichtlichen Studien oblag. Während des deutsch-französischen Krieges begab er sich als Kriegscorrespondent der Wehrzeitung ins französische Lager, wurde im belagerten Paris eingeschlossen und verweilte dann bei der deutschen Armee. Seine damaligen Erfahrungen legte er in einer vielbesprochenen Schrift unter dem Titel »Kriegsberichte eines Unbefangenen« von Karl Albani nieder.

Nach seiner Rückkehr aus Frankreich wurde er zum Hauptmann im Generalstabe befördert, kam dann nach Prag und Pilsen, wurde 1878 Major, 1880 Generalstabschef in Kaschau und kam von da 1882 als Oberstlieutenant nach Sarajevo und 1885 als Oberst und Commandant des 94. Infanterie-Regiments nach Josefstadt. Im Jahre 1889 trat Bancalari in den Ruhestand, bei welcher Gelegenheit er mit dem Orden der eisernen Krone III. Classe ausgezeichnet wurde, und verlegte seinen ständigen Wohnsitz nach Linz.

Von da an beginnen seine jährlichen Fußwanderungen, die oft monatelang dauerten, und auf welchen Bancalari den größten Theil der östlichen Alpenländer bis zur Poebene im Süden, dann auch die Schweiz und die französischen und italienischen Alpen kennen lernte. Mit Vorliebe wandte er sich dann nach seinem Lieblingslande Italien. Durch seinen Aufenthalt als österreichischer Officier in Venetien der italienischen Sprache vollkommen mächtig, war ihm der Verkehr mit dem Volke, das er kannte, wie wenige, ein förmliches Bedürfnis. Mit Vorliebe hielt er sich dann längere Zeit in Florenz und Rom auf, wo er kunstgeschichtliche Studien trieb. Seine Tagebücher sind voll der treffendsten Bemerkungen über Land und Leute; namentlich interessierten ihn aber in Italien die Kirchenbauten. In Rom studierte er mit größtem Eifer sämmtliche Kirchen, über deren Bauweise und Ausstattung er ein umfangreiches Memoire zurückgelassen hat. Deutschland besuchte er auf einer längeren Tour im Jahre 1893; der Thüringerwald, Franken, die Rheingebiete und Schwaben waren damals die Hauptgegenden seiner Studien.

Schon auf seiner ersten Reise im Jahre 1889 wendete er dem Bauernhause seine Aufmerksamkeit zu. Mit einem scharfen Blicke für das Volksthümliche begabt, mit offenen Augen die praktische Seite der Wohnungsanlagen des Landbewohners verfolgend, verfiel er dabei nie in theoretische Speculationen, sondern wusste immer gleich das Typische von dem Localen herauszufinden. Namentlich hatte er ein glückliches Auge für die oft localen Zweckmäßigkeitsgründe einer baulichen Anlage, und ließ sich durch oft über große Gebiete verbreitete Einrichtungen nicht über ihren wahren Wert für die Forschung täuschen. Dieser sichere Blick für alles Typische machte ihn gerade für die Hausforschung ganz besonders geeignet. Dazu kam noch eine große Sicherheit in der Handhabung des Zeichenstiftes, welche ihm gestattete, in wenigen Minuten den

[1]) Siehe eine der Nummern der »Vedette« vom Mai 1900, der wir einige der biographischen Daten entnehmen.

Grundplan und Aufriss eines Hauses anschaulich und correct zu Papier zu bringen. Rechnen wir dazu noch seine eminente Fähigkeit, mit der Bauernbevölkerung umzugehen, die Fragen an die Leute in der klaren, denselben sofort verständlichen Form zu stellen, das Allgemeine nicht mit dem Detail zu vermengen, so begreift man, wenn er, wie kaum ein Zweiter, geeignet war, die wichtigsten Daten an Ort und Stelle zusammenzusammeln und mit den richtigen allgemeinen Bemerkungen seinem Tagebuche einzuverleiben.

In den Wintermonaten gieng er dann in Linz mit Eifer an die Ausarbeitung seiner im Sommer gemachten Beobachtungen. Ehe ich die wichtigsten seiner wissenschaftlichen Schriften, die alle in einem selten klaren Stil abgefasst sind, anführe, ist es für das Verständnis derselben nicht unwichtig, zuerst die Reiserouten kennen zu lernen, welche er in den Jahren 1889—1897 zurückgelegt hat. Es werden sich dann etwaige Lücken von späteren Forschern leicht ausfüllen lassen.[1])

1889. Vom 13. September bis 22. December.

Fußtour: Radstadt, Tweng, St. Michael, Gmünd, Millstatt, Sachsenburg, Weißensee, Hermagor, Bleiberg, Villach (Klagenfurt), Stiel, Tarvis, Flitsch, Tolmein, Görz. Diese Fußreise dauerte vom 13. September bis zum 4. October. Dann folgt: bis 12. October Görz, Fahrt nach Fiume (bis 22. October), Fahrt über Triest, Nabresina nach Bologna (bis 26. October), Florenz (bis 29. October), Rom (bis 7. December), Neapel (bis 18. December). Zurück über Ala, Salzburg.

1890. 14. Juni bis 24. October.

Jenbach, Achensee, Pertisau, Reutte, Innsbruck, Bregenz, Überlingen, Chur, Bellinzona, Locarno, Como, Bergamo, Mailand, Pavia, Brescia, Riva, Verona, Ala, Rovereto, Trient, Asiago, Vicenza, Venedig, Bassano, Primolano, Feltre, Belluno, Longarone, Pieve di Cadore, Cortina d'Ampezzo, Landro, Toblach, Bruneck, Franzensfeste, Gossensass, Brenner, Matrei, Hall, Rattenberg, Wörgl, Kitzbühel, Saalfelden.

1891. I. Vom 8. bis 18. August.

Weitersfeld, Liebenau, Rosenau, Zwettl, Waidhofen a. d. Thaya, Heidenreichstein, Groß-Eberhards, Gmünd, Weitra, Walterschlag, Gerungs, Arbesbach, Gr.-Perthenschlag, Isperthal, Dorf Isper, Marbach, Linz.

II. Vom 11. bis 23. September.

Klaus, Hinterstoder, Windischgarsten, Spital am Pyhrn, Liezen, Admont, Gesäuse, Hieflau (Eisenerz), Palfau, Wildalpen, Weichselboden, Höll, Mariazell, Lilienfeld.

III. Vom 26. bis 29. September.

Zwettl (im Mühlviertel), Leonfelden, Helfenberg, Haslach, Rohrbach, Neufelden, Ottensheim.

IV. Vom 8. bis 9. October.

Altenberg, Gallneukirchen, Kefermarkt, Freistadt.

V. Vom 19. bis 23. October.

Lambach, Gmunden, Ebensee, Weißenbach, Mondsee, Salzburg.

1892. Vom 26. Juni bis 1. October.

Salzburg, Groß-Gmain, Unken, Reichenhall, Ober-Rain, Unken über Lofer nach Waidring, Erpfendorf, Kitzbühel, Kirchberg, Hopfgarten, Wörgl, Kufstein, Kirchbichl, Breitenbach, Brixlegg, Kohlsass, Hall, Innsbruck, Zirl, Stams, Silz, Brennbichl, Landeck, Ried, Tschuppach, Nauders, Mals, Glurns, Trafoi, Franzenshöhe, Bormio, Tirano, Edolo, Ponte di Legno, Fucine, Cles, Mendel, Kaltern, Tramin, Margreid, Mezzo-Lombardo, Trient, Alla Sarche, Alle Archi, Tione (Mad. di Campiglio), Storo, Riva, Gardasee, Rovereto, Gisbente, Vallarsa, Schio, Asiago, S. Giacomo di Lusiana, Demonella, Tiene, Fahrt nach Vicenza, Padua, Rovigo, Venedig (21. bis 27. August), Triest, Pola, Lussin grande (28. August bis 13. September), Triest, Adelsberg, weiter zu Fuß nach Präwald, Wippach, Schwarzenberg, Idria, Sairach, Bischoflack, Krainburg, Kanker, Seeland, Völkermarkt, St. Andrä, Wolfsberg, St. Gertraud, Preblau, St. Leonhard, Reichenfels, Judenburg, Zeltweg, Leoben, Mautern, Trieben, Lietzen, Unter-Grimming, Aussee, Hallstatt, Linz.

1893. Vom 2. Juli bis 17. September (Deutsche Reise).

Aigen, Holzschlag, Bayrisch-Häusel bei Kuschwarda, Außergefild, Innergefild, Bergreichenstein, Eisenstein, Neuern, Furth, Taus, Eger, Hof, Lobenstein, Schleitz, Saalfeld, Rudolstadt, Jena, Weimar, Erfurt, Gotha, Eisenach, Sonneberg, Lauscha, Gehren, Neustadt, Schmiedefelde, Suhl, Tambach, Rennsteig, Inselsberg, Ruhla, Eisenach, Markt Suhl, Vacha, Zella, Theobalds-Hof, Tanna, Fulda, Gersfeld, Kissingen, Schweinfurth, Würzburg (Rothenburg a. d. Tauber), Frankfurt am Main, Mainz, Rheinfahrt Köln, Andernach, Heidelberg, Stuttgart, Donaueschingen, Tuttlingen, Sigmaringen, Ertingen, Riedlingen, Munderskingen, Dettingen, Ulm, Lauingen, Donauwörth, Ingolstheim, Solnhofen, Eichstädt, Hienheim, Kehlheim, Regensburg.

[1]) Verfasser ist der Witwe des Verstorbenen, Frau Josefine Bancalari in Linz, für die Überlassung der Tagebücher über diese Reisen zu bestem Danke verpflichtet. Aus denselben sind auch die im Folgenden angeführten Routen zusammengestellt. Die meisten der 18 kleinen Bände sind deutlich mit Tinte geschrieben und wurden immer am Schlusse eines jeden Tages ausgeführt. Die Durchsicht derselben war für den Berichterstatter ein hoher Genuss, da er Schritt für Schritt den voll feiner Aperçus und treffenden Bemerkungen steckenden Aufzeichnungen des geistvollen Mannes folgen konnte.

1894 I. Vom 12. bis 18. Juli.

Aigen, Ober-Plan, Höritz, Wallern, Eleonorenhain, Kubany, Zablat, Prachatitz, Linz.

II. Admont, Windischgarsten, Klaus.

III. Vom 7. August bis über Mitte October.

Engelhartszell, Braunau, Uttendorf, Gmunden, Haberau, Admont, Bregenz, Innsbruck (Anthropologen-Versammlung), Meran, Bozen, Waidbruck,[1]) Kastelruth, Seiseralm, Campitello, Vigo di Fassa, Predazzo, Paneveggio, San Martino di Castrozza, Fiera di Primiero, Feltre, Belluno, Serravalle, Treviso, Venedig (8. bis 17. September), Ravenna, Bologna, Florenz.

1895. Vom 8. August bis 13. October.

Kammer, Weyregg, Unterach, St. Georgen, Schafberg, Ischl, Weißenbach, Weyregg, Seewalchen, Goisern, Hermagor, Kötschach, Menke, Plecken, St. Jacob, St. Lorenzen, Karfitsch, Innichen, Bruneck, Bozen, Waidbruck, St Christina (Gröden), Wolkenstein, Corvara, Pedratsches, Bruneck, St. Vigil, Corvara, Buchenstein, Pieve, Andraz, Caprile, Alleghe-See, Fedajapass, Caprile, Nuvolao, Ampezzo, Auronzo, Pieve di Cadore, Suppada, Comeliano, Udine, Cividale, Resia, Chinsaforte, Pontebba, Tarvis, Luschari, Raibl, Flitsch, Caporetto, Tolmein, Canale, Görz, Grado, Triest, St. Kanzian, Windisch-Feistritz, Fiume, Monte Maggiore, Lupaglava, Mitterburg (Pisino), Rovigno, Parenzo, Pirano, Capodistria, Triest (über Laibach zurück).

1896. Vom 1. April bis 5. Mai.

Linz, Salzburg, Innsbruck, Trient, Bologna (Ferrara), Pistoja, Lucca, Pisa, Viareggio, Carrara, Sarzana, Spezzia, Chiavari, Genua, Mailand, Riva, Innsbruck, Linz.

1897. Vom 12. Juli bis 1. October.

Salzburg, Landeck, Finstermünz, Nauders, Schuls, Süs, Fluela, Davos, Chur, Schaufigg, Strelapass, Davos, Zugenstraße nach Tiefenkastl, Albula, Bergün, Chur, Thusis, Schynpass, Julier, Silvaplana, Pontresina, Casaccia, Chiavenna, Splügen, Vals, Peidenbad, Ilanz, Dissentis, St. Gotthard-Hospiz, Andermatt, Wasen, Altdorf, Rigi, Luzern, Göschenen, Furkapass, Meiringen, Lauterbrunnen (Thun), Fruttigen, Schwarzenbach, Meiringen, Brieg, Simplon, Turin, Ivrea, Aosta, Bussoleno, Modane, Genf, Cuneo, Col di Tenda, Ventimiglia, Nizza, Villafranca, Turbia, Bordighera, Mentone, S. Remo, Diano Marino, Cervo, Marina di Andorra, Genua, Voghera, Piacenza, Parma, Guastalla, Ala, Verona.

Ich will nun im Folgenden sämmtliche Schriften Bancalaris in der Reihenfolge, in welcher dieselben erschienen sind, anführen und einzelne erläuternde Bemerkungen an dieselben knüpfen. Sie geben uns ja im Zusammenhange mit den oben angeführten Reiserouten ein gutes Bild von dem Entwicklungsgange der Forschungen dieses Mannes, wie nicht sobald einer wieder kommen wird.

1. Die umfangreichste Arbeit erschien in den Jahren 1890—1893 in der seither aufgelassenen Zeitschrift »Ausland« in 24 Capitoln unter dem Titel: Forschungen über das deutsche Wohnhaus, in 20 Aufsätzen.

63. Jahrgang (1890), S. 467 ff. I. Beschreibung des kärntnerschen Haustypus (11 Textbilder). S. 485 ff. II. Modificationen und Verbreitung des Kärntnerhauses. *a*) Eigene Beobachtung (9 Textbilder). *b*) Fremde Beobachtung (2 Textbilder). — Beschreibung eines küstenländischen Haustypus (2 Textbilder). S. 528 ff. III. Bedenken gegen die volksthümliche Entstehung und Entwickelung des Halbwalmdachtypus (2 Textbilder). IV. Schlussfolgerungen.

Charakteristisch für die Art und Weise, wie Bancalari seine Beobachtungen wiedergab und seine Haustypen aufgefasst wissen wollte, ist gleich die Einleitung zu dem ersten dieser Aufsätze. Es heißt da (S. 467): »Vor allem sei betont, dass ich mit dem Namen ‚Kärntnerhaus' keinen Gesammtbegriff verbinden, sondern nur sagen will, dass ich den von mir zu schildernden Haustypus eben im nordwestlichen Kärnten zum erstenmal erblickt habe. Es wäre möglich, dass ich einen anderen, etwas modificierten Typus als Grundlage meiner Studien gewählt hätte, wenn ich, anstatt von Radstadt, etwa von Agram oder Graz ausgehend, das Kärntnerland betreten hätte.«

In einer Fußnote bemerkt Bancalari, dass Meitzens lichtvolle und höchst anregende Schrift »Das deutsche Haus in seinen volksthümlichen Formen«, Berlin 1882, ihn zu seinen Forschungen angeregt hat.

Dieses Kärntnerhaus charakterisiert nun Bancalari als ein Haus, in dem die Wohnräume, Ställe und Vorrathsräume unter einem Dache vereint sind. Dieses Dach ist ein steiles, genageltes Satteldach aus Brettern und Schindeln, vorne, über dem »Söller« oder »Balkon«, mit einem halben oder Drittelwalm; es wird von den Eingeborneu »Tschopf« genannt. Die Wohnräume und der Stallraum haben gesonderte Eingänge, der Stall trägt die Bezeichnung »Hof«. Aus der Flur kommt man in das Wohn-, Koch- und Esszimmer mit dem offenen Herd, über den sich der sogenannte »Kogel« wölbt, der die Funken abhält. Der Rauch entweicht

[1]) Die Fußtour von Waidbruck bis Feltre war es dem Berichterstatter gegönnt, mit Bancalari zusammen zu machen. Unvergessen bleiben diese schönen Tage, an denen unterwegs fortwährend Hausforschung getrieben wurde.

durch die Thür; es ist daher ein richtiges Rauchhaus. Hinter dem Wohnzimmer liegt das Schlafzimmer. Der Söller oder Balkon dient nur zum Trocknen des Getreides und der Wäsche. Der hohe Dachraum dient als Vorrathskammer für das Heu und die Frucht. Die Häuser bestehen entweder ganz aus Holz, oder der vordere Theil ist untermauert. Es wird ferner eine Alpenhütte, ebenfalls mit Walmdach, vorgeführt, sowie die höchst eigenthümlichen Fludermühlen zum Mahlen des Getreides.

Der Begriff des Hofes fehlt bei diesem Einheitshaus und ist auf den Stall übertragen. Charakteristisch ist das steile Walmdach und das Fehlen des Rauchfanges (richtiger Schornsteines); daher Rauchhaus. Südlich von Flitsch verkümmert dieser Typus; der Stall ebenerdig, die Wohnräume und der Vorrathsraum darüber. Das Haus bleibt aber Rauchhaus mit Schopfdach. Der Hausflur wird zur Küche. Bancalari glaubt die niedrigen, ebenerdigen Häuser den Slawen zuschreiben zu sollen; das deutsche Haus in den Alpen ist immer höher.

Die Stallräume liegen an der Bergseite; der Söller gegen Süden. In Gegenden mit Maisbau dient derselbe zum Trocknen der Kolben. Beschreibung der »Harpfe« oder »Heugeige«, eines Gerüstes mit Schindeldach zur Aufnahme der Fruchtvorräthe. Bancalari hält dieselbe für slawisch und vergleicht sie mit dem bosnischen Fruchtwerkmagazin.

In dem Capitel: »Fremde Beobachtung« ist ein oberösterreichisches Bauernhaus, ein slovenisches Bauernhaus in Südsteiermark und ein Haus mit getrenntem Wirtschaftsgebäude aus dem Lungau aus dem Kroupriuzenwerke besprochen und abgebildet. Alle drei Beispiele haben schon Rauchfänge.

Im Isonzothal und Küstenland ist der Walm vorne abgeändert; der Dachfirst springt weit vor und schützt den oberen Haustheil vor Regen.

In dem Capitel »Bedenken« u. s. w. kommt Bancalari zu dem Schlusse, dass das Tschopfhaus einen sehr alten Typus repräsentiert.

In den »Schlussfolgerungen« kommt Bancalari zu dem Resultate, dass sein Kärntnertypus dem fränkischen Typus beizugesellen sei. Er schlägt dafür den Namen »Schopfhaus« als den am wenigsten verfänglichen und treffendsten vor. Seine Ausführungen über die Benennung der verschiedenen Haustypen sind so bezeichnend und treffend, dass sie hier unverändert Platz finden mögen (»Ausland«, 1890, S. 532).

»Wenn man bei einem Typus ein ausnahmslos erscheinendes Merkmal technischer oder anderer Natur entdeckt, so scheint mir dies zu den Typennamen zu gehören.

Landschaftliche Namen sind nicht immer, aber meistens unbrauchbar; denn wenige Landschaften haben eine eigene, ungemischte, mit der Landschaft verwachsene Hausform. Das ‚Salzburgerhaus' sagt z. B. nichts als: ‚die verschiedenen im Salzburgischen auffindbaren Typen und ihre Varietäten'.

Nationalnamen sind gut, aber erst dann, wenn die Resultate der Forschung abgeschlossen sind. Die Wohnungsforschung hat unter anderem das Ziel, jedem Typus seine nationale Zugehörigkeit zu ermitteln. Die Nomenclatur soll der Forschung nicht voreilen, weil sie sonst vorgefasste Meinungen verschuldet.

Technisch beschreibende Namen verdienen dem oben Gesagten nach den Vorzug. Hallenhaus für das sächsische, Vorhallenhaus für das nordische, Hoftypus für das neufränkische und Halbwalmhaus für das Kärntner und für Meitzens ‚alemannisches', also nach meiner Meinung für das altfränkische Haus, würde die Typen bezeichnen, ohne irgendwie die Begriffe zu binden und zu verwirren.«

64. Jahrgang (1891).

V. Alpine Typen im allgemeinen. S. 607 f.

VI. Alpine Typen in Südbayern, Nordtirol, Vorarlberg, Liechtenstein. S. 608 ff., S. 623 ff. (19 Textbilder).

VII. Alpine Typen in Graubünden und Tirol. S. 646 ff. (23 Textbilder).

VIII. Was ist an einem Haustypus national? Über Erfahrungseinrichtungen und ihre Correlationen im allgemeinen. S. 670 f.

IX. Die Erfahrungseinrichtungen des Daches und ihre Correlationen. S. 671 ff.

X. Erfahrungseinrichtungen bezüglich der Zusammenstellung der Hauselemente und ihrer Verbindung. S. 697 ff. (4 Textbilder).

XI. Einflüsse des Baumaterials. S. 709 ff. (11 Textbilder).

XII. Die Anordnung der eigentlichen Wohnräume. S. 721 ff.

XIII. Die Zusammengehörigkeit sämmtlicher oberdeutschen Haustypen und ihre Ableitung. S. 723 ff.

Das fünfte Capitel enthält eine Erläuterung der verschiedenen Alpenhaustypen nach Henning, Meitzen, Hunziker und Virchow. Es bringt dann die Erfahrungen des Forschers auf seiner 1011 *km* langen Fußtour quer durch die Alpen im Jahre 1890 (siehe Routenverzeichnis).

Capitel VI zeigt zuerst ein Haus vom Achenseetypus, der auch weiter westlich und nordwestlich, ferner im ganzen Unterinnthal und hinauf bis zum Arlberg vorherrscht. Es stimmt auch mit Prinzingers »altbayrischem Gebirgshause« der flachen und gebirgigen Gegenden Salzburgs überein und entspricht auch dem »Tegernseehaus« Virchows. Vom Arlberg an beginnt das Vorarlbergerhaus. Alle diese Häuser gehören noch zum Einheitshaus.

Capitel VII. Vollkommene Änderung des Haustypus in den welschen Theilen von Graubünden. Kein Einheitshaus mehr, dagegen große Holzscheuern mit Steinunterbau, die sogenannten *Clavaos*. Beginn einer Hofbildung. Im deutschen Gebiet (Ansiedler) des Oberrheins wieder eine Änderung des Charakters der Haus- und Dorfanlage. System der detachierten Ställe und Scheuern (sogenannte Stallscheuern). Holzarmut, daher zum Theile Steinbau und Dächer aus Schieferplatten. Vermauerte Typen mit städtischem Comfort in der Hauseinrichtung. Hinter dem Bernardinopass, welcher die deutsche Zunge strenge von der italienischen scheidet, beginnt die Welt der Tessiner Bergställe. »Wir sehen hier eine merkwürdige Wirtschaft, welche gewiss anderwärts vielen ständigen Besiedelungen vorangegangen ist« (S. 649). Aus Almen oder »Malghen« wurden durch die fortschreitende Cultur im Laufe der Zeit Städtchen (siehe Asiago). Im Sommer weilt die Bevölkerung in den Almwirtschaften hoch oben, die dann belebt erscheinen, während die eigentlichen Orte unten wie ausgestorben sind. Viele dieser Bergställe sind schon gemauert. Der Charakter des Schweizerhauses reicht nach Süden bis Bellinzona. Von Misocco an herrscht auch der italienische Kamin, d. h. ein offener niederer Herd mit darüber angebrachtem richtigen Rauchfang, auf italienisch: *Nappa* oder *Cappa del Camino*. Die Häuser am Luganersee bestehen zwar schon ganz aus Mauerwerk. Bancalari konnte aber beim Anblicke derselben nie den Eindruck des »Alpinen« loswerden, ohne sich darüber eine genauere Rechenschaft geben zu können.

Die folgenden Capitel erörtern eine Reihe theoretischer Fragen. Zur Beantwortung der Frage, was an einem Haustypus national sei, muss man von demselben 1. alles Untypische, 2. alles auf den Erfahrungseinrichtungen basierende ausscheiden. Bancalari erörtert dann diesen Weg an dem Beispiel des oberdeutschen Hauses, das die fränkisch-oberdeutsche Bauart Hennings zusammenfasst, also das fränkische, bayrische, alemannische, Schweizer-, Tiroler-, Kärntner- und Engadinerhaus.

Bei den weiteren Detailausführungen kommt Bancalari zuerst auf das Dach zu sprechen, als »das auffallendste, ursprünglichste, das eigentlich hauserzeugende Bauelement«. Das Flachdach scheint ihm die ältere, ursprünglichere Form zu sein. Dass es gewissen localen Eigenthümlichkeiten entspricht, steht außer Zweifel. »Wenn ein Volk, welches bloß den Gebrauch von Steildächern kennte, etwa in Carlopago oder Zengg, am kahlen Ostufer des Quarnero sich ansiedelte, so würde es nach dem ersten ernsthaften Anfalle der Bora die Trümmer der zerschmetterten und weit hinansgeschleuderten hohen Steildächer in Flachdächer umarbeiten und diese mit Steinen beschweren.« Dagegen ist das Steildach weit dauerhafter und gibt einen weit größeren Bodenraum. Da das Strohdach gewiss sehr alt ist, muss es auch das Steildach seiu; es erfordert aber kein Holz, darum ist es die uralte Bedeckung des Bauernhauses in holzarmen Gegenden. Die Form des Daches ist daher im wesentlichen eine Erfahrungseinrichtung.

Diese Erfahrungseinrichtungen haben wieder gewisse Correlationen im Gefolge. Ein Steildach führt zu schmalen Häusern mit seitlichem Eingang und Querflur, ein Flachdach zu breiteren Häusern mit Zugang von der Giebelseite und Längsflur. Die Richtung der Tenne, ob in der Firstachse oder der Quere nach hängt auch von verschiedenen Verhältnissen ab.

Bei der Besprechung der Erfahrungseinrichtungen bezüglich der Zusammenstellung der Hauselemente meint Bancalari, dass im primitiven Hause eine Vergrößerung nicht einen Umbau, sondern stets einen Anbau bedeutete.

In dem Capitel über die Einflüsse des Baumaterials führt Bancalari manche bisherige Annahmen auf ihr richtiges Maß zurück. So z. B. Hunzikers Ausspruch: »Der Romane baue, soweit man weiß, bloß in Stein, der Deutsche ursprünglich bloß in Holz und wesentlich in Blockbau.« Ebenso bekämpft er die Anschauung, die Römer hätten den Steinbau, das gemauerte Haus, in Rhätien, Noricum und sonstwo importiert. Dort, wo sich leicht verwendbare Steine, Platten u. dgl. fanden, hat man sie eben auch beim Hausbau verwendet. S. 710 steht dann auch zu lesen: »Ich glaube, dass die Vermauerung der Holzhäuser hauptsächlich mit der Waldlichtung zusammenhängt; dass sie daher nicht mit nationalen Eigenthümlichkeiten, auch nicht mit dem Culturzustande zusammengebracht werden darf.«

Auf dem Wege von Bassano nach Ampezzo wurde ihm die Einheit des »alpinen« und des »oberitalienischen« Hauses klar; der Unterschied ist bloß jener zwischen Holz- und Steintechnik.

XII. Capitel (S. 721). »Während sich in der Anordnung der Hauselemente die Beziehung zur Wirtschaft ausdrückt, so kann man im Grundrisse des Wohntractes die Beziehung der Familienglieder zu einander und zu den Dienstboten als maßgebend annehmen«; und weiter unten: »Wenn in den meisten anderen Stücken äußere, natürliche Verhältnisse entscheiden, so drückt sich im Wohntracte die Volkssitte, das Maß der Cultur, die Art des Familienlebens, das Verhältnis zu Knecht und Magd, die Beschäftigungsweise u. s. w. aus.« In der Ausgestaltung des Wohntracts betritt die Hausforschung das Feld der Culturgeschichte.

Weiters wird über den Herd, die Fenster und den Söller gehandelt.

Besonders lehrreich ist Capitel XIII, in welchem die Zusammengehörigkeit sämmtlicher oberdeutscher Haustypen trotz ihres oft so verschiedenartigen Aussehens unter Berücksichtigung der obigen Verhältnisse

nachgewiesen wird. »Ein gemeinsamer Zug geht durch das gesammte Gebiet, durch die geschlossene Masse desselben Grundtypus vom Apennin bis an die niedersächsische, friesische und ostgermanische Stilgrenze, eine Masse, welche in der Gegenwart strahlenartig hinausgreift auch in die nordslavische Welt, und zwar die eigenartige Ausgestaltung des Wohntracts, welcher aus dem Herdraum (im deutschen Gebiete meist zur Flur, zum ‚Vorhaus' verkümmert, in Italien zum Familiencentrum entwickelt) und den ein- oder zweiseitig angegliederten Stuben und Kammern besteht und stets vom Wirtschaftstracte (welcher im abtrennbaren Hinterhause oder in abgetrennten Hofgebäuden oder im entfernten Vorwerke) auftritt, organisch getrennt ist.«

»So steht das oberdeutsche Haus mit allen anderen deutschen Typen in unlösbarem Gegensatze.«

Der bestimmte Einfluss der Römer auf diesen Haustypus scheint Bancalari unverkennbar.

65. Jahrgang (1892).

XIV. Haustypen Österreichs ob der Enns und angrenzender Typenbereiche nördlich der Donau. S. 246 ff., S. 294 ff. (28 Textbilder).

XV. Haustypen im westlichen Theile Oberösterreichs, nördlich der Donau im oberen Mühlkreise. S. 297 ff. (9 Textbilder).

XVI. Haustypen Österreichs ob der Enns südlich der Donau, gegen die bayerische Grenze. S. 311 ff. (11 Textbilder).

XVII. Haustypen im südlichen Theile Oberösterreichs und jenseits der Grenze von Obersteiermark. S. 313 ff., S. 328 ff. (16 Textbilder).

XVIII. Haustypen im südwestlichen Oberösterreich. Das Mondseer Einheitshaus. S. 344 f. (2 Textbilder).

XIX. Übersicht der ermittelten Benennungen im oberösterreichischen, im Waldviertler- und im obersteirischen Hause. S. 345 ff.

Das Ganze bildet eine einheitliche, zusammenfassende Studie über das Bauernhaus Oberösterreichs, das eigentliche Specialgebiet Bancalaris. Zur endgiltigen Feststellung der einzelnen Typen wurde von ihm im Jahre 1891 noch eine Anzahl von Excursionen unternommen (siehe Verzeichnis der Marschrouten).

Ein kleines Musterstück ist vor allem die Schilderung der Verhältnisse im Waldviertel, wo der Bauer in unaufhörlicher emsiger Arbeit dem harten Granitboden einen nicht immer reichen Ertrag abtrotzt. So vermag nur jemand in knapper Form zu schildern, der Land und Leute vom Grund auf versteht und mit nüchternem, aber doch liebevollem Blick betrachtet.

Hier fand Bancalari jene Hausform, die er als den Vogelweidertypus bezeichnete (nach einem Hause, dem Vogelweiderhof benannt). Dieses Gehöft ähnelt jenem Typus, welchen Meitzen mit »fränkischer Hof« bezeichnet. Er steht zu dem bekannten oberösterreichischen Vierkant in keinem Gegensatz, da sich letzterer aus ersterem in jüngerer Zeit entwickelt hat. Diese beiden oberösterreichischen Haustypen werden nun im XIV. Capitel ausführlich besprochen und die Ableitung des Vierkants aus dem ersteren dargethan. Die Darstellung ist klar und lichtvoll; sie zeigt, wie dieser oft so spröde Stoff behandelt werden soll. Von besonderem Interesse ist das über den so vielbesprochenen Vierkant Gesagte. Derselbe kommt immer nur in den reicheren Gegenden vor; er ist der Ausdruck des bäuerlichen Protzenthums, das in folgendem Satze seinen richtigen Ausdruck findet: »Das Grundgesetz des ausgebildeten Vierkants ist Rammverschwendung.« Die Charakteristik dieser Hausform findet ihre treffende Beschreibung durch folgende Worte: »In der Geschlossenheit und Einheit des Daches, dessen vier Firste meistens in derselben Horizontalebene liegen, in der quadratischen Geschlossenheit des ganzen Hofgebäudes, dessen vier Tracte nicht wie verschiedene individuelle Hauselemente, sondern kasernartig auftreten, liegt die Charakteristik des reinen Vierkants.« Diese Vierkante erreichen oft eine enorme Größe.

Eine besondere Besprechung erfahren die Giebelaufsätze, meist von Kelchform, in einigen versteckten Gegenden aber auch die uralten Pferdeköpfe. Mitunter kommen beide auf einem und demselben Hause nebeneinander vor. Daran schließt sich noch die Schilderung einiger einfacher Rauchhäuser aus Holz in Obersteiermark.

In Capitel XV wird die östliche Grenze des Flachdachbezirkes, welche der bayrischen Grenze in einem breiten Streifen vorliegt, genauer ermittelt. Es kommt hier auch der charakteristische Getreidekasten des westlichen Mühlviertels zur Besprechung, der anscheinend von dem Vogelweider und Vierkant stellenweise verdrängt wurde und an der Schwelle der Alpen (bei Windischgarsten) wieder auftaucht. Im obersteirischen Ennsthale ist derselbe ein gewöhnlicher Bestandtheil der dortigen Haufenhöfe.

Capitel XVI bespricht die Häuser im südwestlichen Niederösterreich, welche zu dem reinen Vogelweider des Wald- und östlichen Mühlviertels in einem Gegensatze stehen.

Capitel XVII behandelt die im südöstlichen Oberösterreich beginnende Loslösung der einzelnen Bestandtheile der Gehöfte aus dem engeren Verband, welche in dem genauer geschilderten Sturmhoftypus (auch Haufenhoftypus) ihren Ausdruck findet, als einem ausgesprochenen Gruppen- oder Haufenhof. In Obersteier fehlt das Einheitshaus. Die Stellung der Gehöftelemente ist ganz ohne System. Einen slawischen Charakter

vermag Bancalari im Haufenhofe nicht zu erblicken; dagegen weist er den vorhin aus Kärnten beschriebenen Fludermühlen einen slawischen Ursprung zu.

Capitel XVIII bringt eine Schilderung des Mondseer Einheitshauses, dem einzigen Vertreter dieser Art in Oberösterreich. Es ist mit dem südbayrischen Einheitshause, zu dem auch der Achenseetypus und das Nordtirolerhaus gehört, identisch. Seine Verbreitung in Oberösterreich erstreckt sich vom Attersee westwärts bis zur salzburgischen Grenze.

Capitel XIX bringt eine Anzahl Benennungen, welche im oberösterreichischen, Waldviertler und obersteirischen Hause gebräuchlich sind.

Das letzte Capitel (XX) bringt endlich eine Übersicht der ermittelten sechs Haustypen Oberösterreichs nebst einigen Bemerkungen über deren gegenseitige Beziehungen.

66. Jahrgang (1893).

XXI. Gegenwärtiger Stand der Hausforschung und ihrer Ergebnisse in den Ostalpen. S. 677 ff.

XXII Salzburg, Reichenhall, Lofer, Kitzbüchl, Wörgl, Innsbruck (15 Textbilder).

XXIII. Oberinnthal, Vintschgau, Valtelin, Val Camonica, Tonalepass (18 Textbilder).

XXIV. Südtirol westlich der Etsch (23 Textbilder).

Das XXI. Capitel gibt eine zusammenfassende Darstellung. Es wurden in den Ostalpen fünf Typen unterschieden: 1. Das Achenseehaus, auch südbayrisches, bajuvarisches Haus oder »eigentliches Tirolerhaus« genannt; 2. das Ostschweizer und Westtiroler Haus; 3. das Vorarlberger Haus; 4. das Colonistenhaus Innerösterreichs; 5. der Bereich verwelkter Typen in Südtirol, Oberitalien, Istrien, Küstenland, Dalmatien und in mehreren Theilen der Südschweiz, das, was Meitzen »städtische Formen« nennt. Bezüglich der Gehöftanlage gilt, dass der Haufenhof das eigentliche Gehöfte der Alpen ist. Schon hier wirft Bancalari die Frage auf, was denn eigentlich »Nationales« am Hause sei. Bei Berücksichtigung der Erfahrungseinrichtungen, der Einflüsse des Banmaterials nnd ihren Correlationen kommt man zu einer unerwarteten Einförmigkeit der ostalpinen Haustypen.

Die folgenden Capitel geben die Resultate der Fußreise im Jahre 1892 (siehe Marschroute).

Capitel XXII handelt über das sogenannte »eigentliche Tirolerhaus«. Auf S. 695 findet sich der folgende fundamentale Satz: »Je älter und primitiver, je näher also dem anzunehmenden Urtypus eine Hansform, desto größer wird jedesmal der Kreis der vergleichungsfähigen Nachbartypen. Dies deutet auf die gleichartige Urform aller betreffenden Typen hin. Die meisten Unterschiede sind später erworben.«

Im Bereiche des Oberinnthals (Capitel XXIII) wechselt der Haustypus, aber in schwer fassbaren Unterschieden. Excurs über die aus der Hauswand hervorragenden Backöfen.

Capitel XXIV. Die Bergställe heißen in Südtirol Masi. »Das System der Futterbewahrung oberhalb des Stalles, wodurch eine einmalige Arbeit des Hinaufschaffens das bequeme Herabwerfen durch die Lucken während der ganzen übrigen Zeit ermöglicht und noch dazu eine warmhaltende Decke des Stalles gewonnen wird, scheint allen älteren, typischen, landwirtschaftlichen Bauten gemeinsam zu sein im ganzen Bereiche der Alpen.«

In den verwahrlosten Rauchlöchern der Häuser Südtirols glaubt Bancalari die unterste Entwicklungsstufe des Kamins zu sehen.

Die Wanderungen in Südtirol im Jahre 1892 brachten Bancalari zu folgender Erkenntnis: »Das ‚italienische Haus' der Alpenthäler und ausgedehnter oberitalienischer Gegenden ist in den letzten 50 bis 80 Jahren von einer Bauform mit meist einem Stockwerk und sehr hohem, steilem Strohdache zur heutigen Form übergegangen. Die Reste der verdrängten Bauweise existieren noch.«

Verdrängung des Strohdaches aus diesen Gebieten. »Die Strohdächer sind aber an den Getreidebau gebunden.«

2. Die Hausforschung und ihre Ergebnisse in den Ostalpen. Wien 1893. Mit 102 Abbildungen.

Diese zusammenfassende Arbeit erschien zuerst in der Zeitschrift des Deutschen und Österreichischen Alpenvereins und bildet eigentlich einen geordneten Auszug aus den vorerwähnten grundlegenden Aufsätzen. Die Abbildungen sind auf fünf Tafeln vertheilt; davon ist Tafel I (Abb. 1—14) neu und gibt eine Darstellung der Haustypen Europas. Dazu gehört das Textcapitel auf S. 7 ff.: »Das deutsche Haus im allgemeinen Umrisse«, sowie S. 13 f.: »das Gehöfte im allgemeinen Umrisse«. Die Tafeln II—IV zeigen das oberdeutsche oder Flurhallenhaus der Ostalpen im besonderen (Text S. 14—46), mit den aus dem »Ausland« bekannten Abbildungen; Tafel V zeigt in Abb. 79—102 die bereits bekannten sechs Haustypen Oberösterreichs. Das ganze Werk ist als eine abgerundete Studie wie auch zur Orientierung über den Gegenstand von großem Werte.

3. Vorgang bei der Hausforschung. Mittheilungen der Anthropologischen Gesellschaft in Wien. Bd. XXII (1892), Sitzungsberichte S. [57]—[66]. (Auch als Separatabdruck in Kl. 8° auf 30 Seiten erschienen.)

Gibt in Kürze eine treffliche Anleitung zur Hausforschung. Gerade diese kleine Arbeit, welche von der Anthropologischen Gesellschaft in hunderten von Exemplaren unentgeltlich vertheilt wurde, dürfte der Hausforschung manchen Freund zugeführt haben.

4. Ausflug, veranstaltet von der Wiener Anthropologischen Gesellschaft zum Zwecke der Hausforschung am 5. und 6. Juni 1892. (Mit 4 Textbildern.) Ebenda S. [85]—[89].

Dieser Ausflug fand von Salzburg aus statt und gieng über Mattsee nach Weng. Die Abbildungen sind vom Franzlbauerhaus in Seeham, einem Einheitshaus mit altem Herd und später eingefügtem hölzernen Rauchfang, der aber innerhalb des Daches endet.

5. Über seine Hausforschungsfußreise in Tirol, Oberitalien und Innerösterreich. Ebenda S. [89] f.

Eine Ausführung der Marschroute mit Bemerkungen über die wichtigsten Beobachtungen.

6. Die Hausforschung in Österreich, ihre Ergebnisse und ihre weiteren Ziele. Vortrag, gehalten auf der gemeinsamen Versammlung der Deutschen und der Wiener Anthropologischen Gesellschaft in Innsbruck am 28. August 1894. Publiciert in den Mittheilungen der Wiener Anthropologischen Gesellschaft. Bd. XXIV (1894). Sitzungsberichte S. [170] ff., sowie im Correspondenzblatt der Deutschen Anthropologischen Gesellschaft vom Jahre 1894.

7. Das ländliche Wohnhaus in den Südalpen. »Globus«. Bd. LXV (1894), S. 137 ff. (Mit 12 Textbildern.)

Bringt namentlich Haustypen aus dem südöstlichen Tirol und den angrenzenden Theilen Oberitaliens, darunter auch Abbildungen der merkwürdigen Casoné aus der Gegend von Padua mit dem riesig hohen steilen Strohdache.

8. Das ländliche Wohnhaus in Krain, Ostkärnten und Nordsteiermark. Ebenda S. 349 ff. (Mit 12 Textbildern.) Eine Ergänzung zu den Aufsätzen im »Ausland« mit einer guten Einleitung über die Abstammung der Bewohner dieser Gebiete Innerösterreichs und einem zusammenfassenden Überblick über die dort vorkommenden Hausformen.

9. Das süddeutsche Wohnhaus »fränkischer« Form. Ebenda Bd. LXVII (1895), S. 201 ff. (Mit 15 Textbildern.)

10. Thüringer Haustypen. Ebenda S. 350 ff. (Mit 14 Textbildern.)

11. Das ländliche Wohnhaus der Schwaben und Bayern zwischen Donaueschingen und Regensburg. Ebenda Bd. LXVIII (1895), S. 152 ff. (Mit 14 Textbildern.)

Die drei Aufsätze bringen die Resultate einer längeren Fußreise zur Darstellung, welche Bancalari im Jahre 1893 nach Mittel- und Süddeutschland unternommen hat. Aus dem zweiten Aufsatze ist der folgende Satz (über die Hausformen in Thüringen) bemerkenswert: »Auch hier decken sich nicht Stammesgrenze und Haustypengrenze.«

12. Forschungen und Studien über das Haus.

1. Rauchhaus, Herd, Ofen, Rauchfang, Kamin. Mit 55 Textbildern.

Mittheilungen der Anthropologischen Gesellschaft in Wien. Bd. XXVI (1896), S. 93—128.

2. Gegensätze des »oberdeutschen« Typus und der ländlichen Häuser Frankreichs. (Mit 19 Textbildern.) Ebenda Bd. XXVII (1897), S. 193—209.

3. Volksmäßige Benennungen von Gegenständen der Landwirtschaft. Ebenda Bd. XXVIII (1898), S. 35—44.

4. Nachtrag zu 3. Ebenda Bd. XIX (1899), S. 138—139.

5. Volksmäßige Benennungen an und im Haus. Ebenda S. 139—168.

6. Volksmäßige Benennungen der Geräthe. Ebenda Bd. XXX (1900), S. 1—23.

Diese Studien, welche gewissermaßen Bancalaris Schwanengesang auf dem Gebiete der Hausforschung bedeuten, gehören zu dem Besten, was er geschrieben. In den letzten Jahren war ihm der frühere Glaube, die nationalen Eigenthümlichkeiten des Wohnhauses herauszufinden, dasselbe mit den ethnographischen Grenzen in Einklang zu bringen, immer mehr geschwunden. Die Macht der Thatsachen hat hier wieder einmal über alte Vorurtheile gesiegt. Bancalari war nun einer der ersten Vertreter dieses, ich möchte sagen, negativen Resultates, das die Hausforschung in Österreich ergeben hat. Und dieses negative Resultat ist auch ein Resultat, und zwar ein sehr wichtiges, weil eben in der Wissenschaft alles wichtig ist, was der Wahrheit entspricht. Man wollte ehedem das bäuerliche Wohnhaus nationalisieren, mit den ethnographischen Eigenthümlichkeiten einzelner Volksstämme in Einklang bringen, alles selbstverständlich in dem guten Glauben, dass der so eingeschlagene Weg der richtige sei. Wohin kam man aber damit? Zu einem Wirrsal von Typus und Namen, die weder mit den bekannten geschichtlichen Daten, noch mit den heutigen Völkerverhältnissen übereinstimmten. Bancalari hat noch mit seinem scharfen Blick und seiner vorurtheilslosen Kritik das dichte Gestrüpp der bereits hoch aufgeschossenen Urwaldmasse wie mit einer schneidigen Axt

kraftvoll durchschlagen und uns hiemit den Weg zu einer neuen Erkenntnis gebahnt. Der frühere Glaube an das nationale Haus ist geschwunden, und dies bewirkt zu haben ist nicht zum Geringsten sein Verdienst gewesen. Er hat aber damit das Haus auf eine viel höhere culturgeschichtliche Stufe gehoben; es ist vom ethnographischen Element zu einem Factor der allgemeinen Menschencultur geworden. Wieder einmal ist der von dem Referenten schon seit lange verfochtene Satz, dass man ethnographische Fragen und Culturfragen nie vermengen darf, da beide aus verschiedenen Wurzeln entspringen, siegreich geblieben.

Diese letzten Aufsätze Bancalaris zeigen uns nun schon ganz deutlich diesen seinen veränderten Standpunkt. Er wendet jetzt den Details des Hauses seine Aufmerksamkeit zu. Da waren es vor allem die Feuerungsanlagen, die ihn interessierten und die ja einen der wichtigsten Bestandtheile des Hauses bilden. Die Studie darüber ist von außerordentlicher Einfachheit und Klarheit, ebenso wie die zweite, welche die Gegensätze des ihm so wohlbekannten »oberdeutschen Typus« mit den Bauernhäusern Frankreichs auf Grund des großen, vom französischen Unterrichtsministerium herausgegebenen Werkes: »Enquête sur les conditions de l'habitation en France, les maison-types, avec une introduction de M. A. de Foville, Paris 1894.« in lichtvoller Weise zur Darstellung bringt. Nur jemand, der den Stoff so beherrschte wie er, konnte auf wenigen Seiten eine so übersichtliche Darstellung eines so großen Materiales geben.

Die letzten Abschnitte über die volksmäßigen Benennungen alles dessen, was mit dem Bauernhause zusammenhängt, bringen ein überreiches, auf langen Reisen gesammeltes und mit Sorgfalt erkundetes Material, das unsere Sprach- und Dialectforscher noch wiederholt beschäftigen wird. Der Schluss dieser Arbeit erschien erst kurz vor seinem Tode.

Außerdem finden sich in den Mittheilungen der Anthropologischen Gesellschaft in Wien mehrere Literaturberichte Bancalaris über einschlägige Werke.

Von 1898 an bleiben die großen Fußreisen aus. Ein heftiges Herzleiden hatte sich bei ihm herausgebildet, das ihn nöthigte, die so liebgewordenen Fußreisen aufzugeben und statt derselben Badereisen zu unternehmen. Von Nauheim kam er kränker zurück, als er hingegangen; ein langer Winteraufenthalt auf Lussin piccolo befriedigte ihn ebensowenig. So entschloss er sich den Winter 1899/1900 in seinem geliebten Linz zuzubringen, wo er zahlreiche Freunde besaß, in deren Kreise er geistige Anregung fand. Ein großer Schmerz war es für ihn, wenige Wochen vor seinem Tode seinen Schwiegersohn, Oberstlieutenant von Schuschnigg im 38. Lebensjahre zu verlieren, einen überaus talentierten Officier, der zu großen Hoffnungen berechtigte, der Mann seiner einzigen Tochter. Mit unerschütterlicher Ruhe fügte er sich ins Unvermeidliche, dadurch sein starkes Gehirn bekundend. Sein tiefer Schmerz drückte sich aber in den wenigen Worten aus, welche er als Antwort auf einige Condolenzworte des Schreibers dieser Zeilen gab: »Musste doch der Tod dieses junge, thatendurstige Leben dahinraffen, während er mich alte baufällige Ruine verschont!« Lange sollte diese Schonung nicht dauern; wenige Wochen später machte ein heftiger Herzanfall seinem thatenreichen Leben ein Ende. Mit ihm gieng einer der besten Menschen dahin, ein allseitig gebildeter, hochbegabter Mann, ein edler, hingebungsvoller Freund und, was namentlich zu beklagen ist, einer jener echten »Ritter vom Geiste«, welche heute so selten mehr anzutreffen sind. Die Anthropologische Gesellschaft wird ihm, als einem ihrer treuesten Anhänger, immer ein ehrendes Angedenken bewahren.

Franz Heger.

F. Max Müller †.

Am 28. October 1900 um 12·35 mittags verschied in Oxford F. Max Müller, Professor der vergleichenden Sprachforschung an der Oxforder Universität. Er erlag einem Leberleiden, welches schon seit längerer Zeit seine Gesundheit erschüttert hatte, ohne seine unermüdliche Schaffenslust und Arbeitskraft zu lähmen.

Unmittelbar unter dem Eindruck der Todesnachricht schrieb ich die folgenden Zeilen[1]): »So nachdrücklich es auch betont werden muss, dass Max Müller auch ein emsiger Forscher, ein genialer und origineller Denker und scharfsinniger Gelehrter war, so ist doch nicht zu leugnen, dass es nicht diese seine Gelehrtenthätigkeit war, welche seinen Namen zu einem der bekanntesten in der ganzen gebildeten Welt gemacht hat. Dass der Name Max Müller zu jenen gehört, deren Kenntnis geradezu ein Erfordernis der allgemeinen Bildung ist, hat er nur durch seine rastlose Thätigkeit als populär-wissenschaftlicher Schriftsteller bewirkt. Vom dem, was Max Müller als Forscher geleistet hat, wird manches bleiben und eine dauernde Bereicherung der Wissenschaft bilden, noch mehr wird als unrichtig verworfen oder berichtigt werden. Aber unbestritten für alle Zeit bleibt sein Verdienst, dass er wie kein Zweiter daran gearbeitet hat, weite Kreise für Wissenschaften zu interessieren, welche bis dahin selbst den Gebildeten nur ein mitleidiges Achselzucken abnöthigten, weil sie sich nicht denken konnten, dass dieselben irgend etwas Wertvolles von allgemein menschlichem Interesse zu verkünden haben könnten. Wer hatte vor Max Müller eine Ahnung von einer Wissenschaft der Sprache, welche irgend jemand außer den Grammatiker und Philologen von Fach interessieren könnte! Wer hatte eine Ahnung, dass in den Werken der Sanskritliteratur, dass in dem Schriftthum der alten Inder Gedanken verborgen liegen, welche auch für uns in Europa von Bedeutung sind! Wer hatte eine Ahnung, dass in den Religionen der Völker des Orients, in all dem, was man mit dem einen Wort ‚Heidenthum' genügend gekennzeichnet glaubte, etwas stecken könne, was für jeden Gebildeten von vitalem Interesse sein muss! Erst Max Müller hat gezeigt, und zwar auch dem gebildeten Laien, dass es mit Hilfe der Sprachwissenschaft, der Religionswissenschaft und der orientalischen Philologie möglich sei, in die fernste Urgeschichte der Menschheit, in das Dunkel der Geschichte unseres eigenen Geschlechtes hineinzuleuchten. Tausende von Gebildeten aller Länder wurden erst durch Max Müller auf jene Wissenschaften aufmerksam, und mehr als Einer, der später als Fachgelehrter sich um Sprachwissenschaft oder orientalische Philologie verdient gemacht hat, wurde zuerst durch Max Müllers ‚Essays' (4 Bände, Leipzig 1869—1876) angeregt.«

Ich schicke diese Worte voraus, weil man dem Schaffen Max Müllers unmöglich gerecht werden kann, wenn man sich nicht auf jenen höheren Standpunkt stellt, von dem aus betrachtet die Wissenschaft nicht bloß Sache von ein paar Fachgelehrten, sondern eines der höchsten Güter der ringenden Menschheit ist, an dem möglichst vielen reichlicher Antheil gewährt werden sollte. Und wer ein Menschenalter hindurch daran gearbeitet hat, die Resultate der Forschung den breiten Schichten der Gebildeten aller Länder zugänglich zu machen und für die mühevollen Forschungen der Fachgelehrten das Interesse weiterer Kreise zu erwecken, verdient schon darum den Dank auch der Fachgelehrten, was immer seine sonstigen Verdienste um die Forschung gewesen sein mögen.

Als Fachgelehrter war nun Max Müller auf drei Gebieten thätig: auf den Gebieten der Indologie, der allgemeinen Sprachwissenschaft und der Religionsforschung. Und wenn wir »Anthropologie« im weitesten Sinne des Wortes als die Wissenschaft vom Menschen fassen, so war Max Müller vor allem »Anthropolog«: denn die drei Wissensgebiete der Indologie, Sprachwissenschaft und Religionsforschung waren ihm stets nur drei Wege zu einem und demselben Ziele, der Wissenschaft vom Menschen. Sagte er doch selbst in einem zu Dresden im Jahre 1877 gehaltenen Vortrag »Über alte Zeiten und alte Menschen«: »Jeder Mensch macht sich seinen Lebensplan, jeder Gelehrte muss zu einer Armee gehören und einen Schlachtplan im Kopfe führen, der ihn bei der Wahl seines eigenen Marsches bestimmt und leitet. Ich gehöre zu denen, die mit Pope sagen: „The proper study of mankind is man" (der Menschheit wahres Studium ist der Mensch). Und das Wort von Pope ist ja schließlich das Motto jedes Anthropologen.

[1]) Beilage zur Bohemia, Nr. 301. Prag, 31. October 1900.

So würde denn eigentlich das ganze Schaffen Max Müllers nicht aus dem Rahmen unserer »Mittheilungen« fallen; dennoch dürfte es sich empfehlen, uns hier auf Max Müllers Beziehungen zu den anthropologischen Disciplinen im engeren Sinne zu beschränken.

Als im Jahre 1891 die »British Association« in Cardiff tagte, wurde Max Müller zum Präsidenten der Anthropologischen Section gewählt. In der Rede, mit welcher er die Verhandlungen der Section eröffnete[1], setzte er selbst in den Hauptpunkten sein Verhältnis zu den anthropologischen Wissenschaften auseinander.

Er berührt hier zuerst die Frage nach dem Ursprung des Menschen, eine Frage, welche eigentlich in das Gebiet der physischen Anthropologie gehört, der er aber vom sprachphilosophischen Standpunkt aus näher trat. Schon viele Jahre vorher hatte er in seinen berühmten »Vorlesungen über die Wissenschaft der Sprache« den Satz aufgestellt, dass die Sprache eine unüberbrückbare Kluft zwischen Mensch und Thier bilde, eine Kluft, über welche uns alle somatologischen Argumente der Evolutionstheoretiker, welche den Stammbaum des Menschen auf den Affen zurückzuführen suchen, nicht hinweghelfen könnten. »Worin liegt nun aber,« fragte er[2], »der Unterschied zwischen dem Thiere und dem Menschen? Was kann der Mensch thun, wovon wir keine Zeichen, keine rudimentären Ansätze in der ganzen Thierwelt finden? Ich antworte ohne Zögern: die einzige hohe Schranke zwischen dem Thiere und dem Menschen ist die Sprache. Der Mensch spricht, aber kein Thier hat je ein Wort hervorgebracht. Die Sprache ist unser Rubikon, und kein Thier wird wagen, ihn zu überschreiten. Dies ist unsere auf den Thatsachen beruhende Antwort, die wir denen ertheilen, welche von Entwicklung reden, welche wenigstens die Rudimente aller menschlichen Fähigkeiten im Affen zu entdecken vermeinen, und welche gern die Möglichkeit offen halten möchten, dass der Mensch nur ein begünstigteres Thier, der triumphierende Sieger in dem uranfänglichen Kampfe ums Dasein sei. Die Sprache ist etwas Handgreiflicheres als eine Falte des Gehirns oder ein Winkel des Schädels. Sie lässt keine Spitzfindigkeiten zu, und kein Process natürlicher Auswahl wird jemals aus dem Vogelgesang oder dem Thiergeschrei bedeutungsvolle Wörter entwickeln.« Diese Auffassung, die er sein Leben lang festhielt, brachte ihn in Gegensatz zu Darwin und noch mehr zu den Darwinianern. Mit Charles Darwin selbst hat er sich sowohl mündlich als schriftlich auseinandergesetzt, und die Polemik zwischen den Beiden, welche seinerzeit in England nicht geringes Aufsehen machte, wurde stets in vornehmem Tone geführt. In überaus bescheidener oder — wie Max Müller glaubt — mehr launiger Weise schrieb ihm Darwin einmal: »In Bezug auf unsere Differenzen muss ich sagen, dass ich mich von Ihren Bemerkungen, die zum Theil trotz ihrer anmuthigen Form sehr tief gehen, berührt fühle, wie der Mann in der Fabel, der sich rühmte, von einem Herzog ausgepeitscht worden zu sein.« Dass Max Müller für Darwin die größte Verehrung hegte und mehr den Darwinismus als Darwin selbst bekämpfte, beweisen auch die Worte, mit denen er in seinen »Lebenserinnerungen«[3] des großen Naturforschers gedenkt. Übrigens verwahrte sich Max Müller immer dagegen, dass er ein Gegner der Entwicklungstheorie sei; nur will er von einer Evolution, welche einen Schöpfer ausschließt, nichts wissen. Das wird man Max Müller jedenfalls zugeben müssen, dass bis jetzt die Brücke noch nicht entdeckt worden ist, welche von den lautlichen Äußerungen der Thiere zur vernunftgemäßen menschlichen Sprache hinüberführt. Aber wer möchte behaupten, dass in dieser Frage schon das letzte Wort gesprochen ist?

Auch die zweite Frage, welche Max Müller in der erwähnten Rede vor der »British Association« berührt[4] und über welche er sich auch sonst oft und oft geäußert hat, bringt ihn mit den Evolutionstheoretikern in Conflict, und nicht nur mit diesen, sondern mit der weitaus größten Mehrzahl der Ethnologen. Das ist die Frage, ob die Culturzustände der heutigen Wilden uns etwas über die früheste Cultur der Menschheit lehren können, oder — mit anderen Worten — ob die noch lebenden oder vor kurzem ausgestorbenen Naturvölker in der Culturentwicklung zurückgebliebene Menschen und daher Vertreter älterer Culturstufen, oder aber herabgekommene, degenerierte Menschen sind. Es ist bekannt, dass Max Müller immer die letztere Ansicht vertreten hat. Wir wissen ja nicht, sagt Max Müller, ob diese Völker sich »im ersten Stadium der Entwilderung oder im letzten Stadium der Verwilderung« befinden. Der Wilde als eine lebende Species, sagt er, ist ja aller Wahrscheinlichkeit nach nicht um Einen Tag jünger als wir selbst.[5] Er glaubt in den Sprachen, Mythologien und Religionen der Naturvölker »Überreste höchster Kunst und Künstlichkeit« und selbst Bruchstücke von erhabeneren religiösen Anschauungen zu entdecken, welche auf eine lange Vergangenheit hinweisen. Der Fehler Max Müllers ist, dass er gerade jene Culturelemente zum Ausgangspunkt seiner

[1] Abgedruckt im Journal of the Anthropological Institute of Great Britain and Ireland, Bd. XXI (1892), S. 172—192.

[2] Die Wissenschaft der Sprache. Neue Bearbeitung der in den Jahren 1861 und 1863 am königlichen Institut zu London gehaltenen Vorlesungen. Deutsche Ausgabe (Leipzig 1892), Bd. I, S. 465 f.

[3] Alte Zeiten, alte Freunde. Lebenserinnerungen von F. Max Müller. Autorisierte Übersetzung von H. Groschke. Gotha 1901, S. 153—161.

[4] Journal Anthr. Inst., a. a. O. 176.

[5] Hibbert, Lectures on the Origin and Growth of Religion. London 1878, S. 66.

Untersuchungen nimmt, bei denen es am schwierigsten ist, über die Entwicklungsfragen einig zu werden. Wenn er z. B. den Worten Bunsens, dass die Sprachen der Wilden »degraded and decaying fragments of nobler formations«[1]) seien, emphatisch beistimmt, so ist es doch klar, dass jeder Sprachforscher darüber, was »nobler formations« sind, seine eigene Meinung haben kann. Und wenn nach Max Müller der Fetischismus »die allerletzte Stufe in der abwärts schreitenden Entwicklung der Religionen« ist, so lässt sich a priori ebenso wenig oder ebenso viel für diese Behauptung sagen, wie für die Behauptung von Th. Achelis, wenn er uns sagt:[2]) »Es bedarf wohl kaum der Versicherung, dass re vera sich die Sache gerade umgekehrt verhält, und dass wir im Fetischismus insbesondere eine so universelle Durchgangsstufe des religiösen Bewusstseins vor uns haben, dass er sich mit leichter Mühe unter sehr durchsichtiger Verhüllung z. B. noch in unserer Religion in sehr bedeutsamen Rudimenten nachweisen lässt.« Hier haben wir einfach eine Behauptung gegen eine andere; denn über den Gang der Entwicklung in der Religion, wie in der Sprache, lässt sich kräftig streiten, und wo der Eine einen Fortschritt sieht, kann der Andere einen Rückschritt sehen, und was dem Einen als ein Überlebsel aus längst vergangener Zeit erscheint, kann für den Anderen ein deutlicher Fall von Entartung sein. Das, wovon wir ausgehen müssen, wenn wir beweisen wollen, dass die Naturvölker in der That Vertreter einer frühen Culturepoche sind, kann nur die sogenannte »materielle Cultur« sein. Wenn wir bei den sogenannten Naturvölkern die Verehrung von Bäumen, Thieren, Steinen und Klötzen finden, so wäre es a priori nicht unmöglich, dass diese Culte die letzten Stufen der Entartung eines ursprünglichen reinen Gottesglaubens darstellen. Wenn wir aber bei einem heute lebenden Naturvolk rohe Steinwerkzeuge finden, wie der Prähistoriker sie in den frühesten geologischen Schichten der Erde nachweist, oder einfache Feuerapparate, wie sie nach literarischen Urkunden bei den Völkern des grauesten Alterthums im Gebrauche waren, so haben wir denn doch ein Recht anzunehmen, dass dieses Naturvolk denselben Culturzustand repräsentiert, wie jene prähistorischen oder jene alten Völker. Es ist denkbar, dass ein Volk eine ethisch höher stehende Religion gehabt hat und zu roheren Glaubens- und Cultformen herabgesunken ist, es ist möglich, dass Völker im Verlaufe ihrer Geschichte so herunterkommen, dass rohe und schlechte sociale Einrichtungen an die Stelle von besseren, einer höheren Culturstufe angehörigen treten; aber es scheint nicht gut denkbar, dass Völker, welche sich einmal des Eisenhammers bedient haben, davon abgekommen und wieder zum Gebrauch des rohen, ungeglätteten Kiesels zurückgekehrt seien; oder dass Völker, welche heute in Felsenhöhlen und Pfahlbauten wohnen, früher einmal in gemauerten Häusern und Palästen gewohnt hätten; oder dass Menschen, die einmal mit Kanonen und Schießgewehren bewaffnet waren, wieder zum Blasrohr, zum Tomahawk und zu Bogen und Pfeil zurückgekehrt sein sollten. Wenn aber die Naturvölker in Bezug auf die sogenannte »materielle Cultur«, die ja doch nur immer ein Erzeugnis des menschlichen Geistes ist, unstreitig einen früheren Culturzustand repräsentieren, so werden wir auch im allgemeinen berechtigt sein, die Religionsformen, die Sitten und Bräuche und socialen Einrichtungen, die wir bei den Naturvölkern finden, als einer frühen Culturstufe angehörig zu bezeichnen. Es ist merkwürdig, dass Max Müller auf diese Argumente nie näher eingegangen ist.

Wenn aber Max Müller theoretisch den Standpunkt der meisten Ethnologen in Bezug auf die Naturvölker nicht theilt, so hat er doch praktisch sein Interesse an der »Agriologie«, wie er das Studium der wilden Völker (mit einem nicht gerade zu empfehlenden Terminus) bezeichnet, oft genug bekundet. Er war es, der zuerst die Aufmerksamkeit eines größeren Publicums auf die Forschungen E. B. Tylors, des größten englischen Ethnologen, hingelenkt hat[3]); und ich weiß, dass ihm Tylor dafür stets dankbar gewesen ist. Er war es auch, der sich ungemein für die wirklich wissenschaftlichen und nicht bloß dilettantischen Arbeiten von Missionären wie Bischof Callaway u. A. interessierte. Er unterhielt eine lebhafte Correspondenz mit Missionären in allen Weltgegenden, und seine Bibliothek ist reich an kostbaren und seltenen ethnographischen Werken. »Ich habe den Vortheil gehabt,« schreibt er in einem seiner letzten Werke[4]), »Männern wie Bischof Callaway, Dr. Codrington, Rev. W. W. Gill, Dr. Hahn und anderen zuzuhören, mit ihnen zu arbeiten und mit ihnen zu correspondieren, so oft ich Auskunft wünschte. Ich habe mein Interesse an ihren Studien dadurch bewiesen, dass ich bei der Veröffentlichung von Dr. Hahns ‚Tsuni-Goam, the Supreme Being of the Khoi-Khoi' (1881) eifrig mithalf und eine Vorrede zu W. W. Gills ‚Myths and Songs from the South Pacific' (1876) schrieb. Dies zeigt jedenfalls, dass ich nicht der Verächter der Ethnologie bin, zu dem einige Ethnologen mich so gern machen möchten.«

Im Grunde war Max Müller nie ein Gegner der anthropologisch-ethnologischen Methoden in der Erforschung der frühesten Geschichte der Menschheit, sondern nur ein Gegner der falschen und missbräuch-

[1]) Journal Anthr. Inst., a. a. O. 176.
[2]) Ausland, 1891, S. 523.
[3]) Essays. II. 223—254.
[4]) Beiträge zu einer wissenschaftlichen Mythologie. Aus dem Englischen übersetzt von H. Lüders. Leipzig 1898, Bd. I, S. 31.

lichen Anwendung dieser Methoden. So befürwortete er — und gewiss mit Recht — eine »reinliche Scheidung« zwischen Anthropologie und Sprachwissenschaft, zwischen Rasse und Sprache. »Die Wissenschaft der Sprache,« sagt er[1]), »und die Wissenschaft der Ethnologie[2]) haben beide sehr darunter zu leiden gehabt, dass man sie mit einander vermengt hat. Die Classification der Rassen und die der Sprachen sollten gänzlich von einander unabhängig sein. Rassen können ihre Sprachen verändern, und die Geschichte bietet uns verschiedene Beispiele, in denen eine Rasse die Sprache einer anderen angenommen hat. Verschiedene Sprachen können daher von ein und derselben Rasse, und dieselbe Sprache kann von verschiedenen Rassen gesprochen werden, so dass jeder Versuch, die Classification der Rassen und der Sprachen in Übereinstimmung zu bringen, nothwendiger Weise fehlschlagen muss.« Etwas vorsichtiger drückt er sich in seiner Rede vor der »British Association« aus[3]), indem er es nicht für ausgeschlossen hält, dass es mit dem Fortschritt der Wissenschaften einmal möglich sein werde, die beiden Classificationen der Menschheit — die somatologische und die linguistische — in Einklang zu bringen. Aber bei dem jetzigen Stand unseres Wissens müssen die beiden streng auseinandergehalten werden. »Von einem arischen Schädel zu sprechen, ist eine ebenso große Ungeheuerlichkeit, als von einer dolichocephalen Sprache.« Dass wir überhaupt sprechen, kann mit Recht als eine Natursache bezeichnet werden, aber dass wir diese oder jene Sprache reden, ist Sache unseres eigenen Beliebens. Wenn man daher sagt, dolichocephale Schädel hätten irgend etwas mit arischer Sprache, mesocephale Schädel mit semitischer oder brachycephale mit turanischer Sprache zu thun, so ist das der reine Unsinn (»the wildest random thought«). »Wer würde es wagen, einen Schädel herzunehmen und zu sagen: Dieser Schädel muss eine arische Sprache gesprochen haben, oder eine Sprache herzunehmen und zu sagen: Diese Sprache muss von einem Langschädel gesprochen worden sein?«[4]) Das mögen sich jene Herren gesagt sein lassen, welche in neuerer Zeit so gerne mit dem »blonden Arier« hantieren und schließlich Alles — Intelligenz, Moral, Religion, ja sogar politische Gesinnung[5]) — von der Rasse, von Schädelform und Haut- und Haarfarbe abhängig machen wollen. Als ob wir auch nur die geringste Berechtigung zu der Annahme hätten, dass die Vorfahren der heutigen »arischen« d. h. indogermanische Sprachen redenden Völker blonde Langköpfe gewesen sein müssen!

Die vielumstrittene Frage nach der Urheimat der Arier (Indogermanen) wird von Max Müller mit Recht genauer formuliert als die Frage nach der Urheimat »der Sprecher arischer Sprachen«. Woraus folgt, dass nur die Sprache über diese Frage Aufschluss geben kann. Die Frage nach der Urheimat einer blauäugigen, blondhaarigen, langköpfigen und hellfarbigen Rasse kann nur vom Naturforscher, die nach der Urheimat der arische Sprachen redenden Völker kann nur vom Sprachforscher beantwortet werden. Ein Compromiss zwischen den beiden ist ausgeschlossen. »In Bezug auf die Urheimat der Arier« — so fasst Max Müller seine Ansicht über die von ihm schon 1887 in seinem Buch »Biographies of Words and the Home of the Aryas« eingehend behandelte Frage in seiner Präsidentenrede[6]) kurz zusammen — »wird kein ehrlicher Sprachforscher nur einen Schritt über die Behauptung hinaus zu gehen wagen, dass die unbekannten Völker, welche arische Sprachen redeten, zu irgend einer Zeit vor ihrer endgiltigen Trennung irgendwo in Asien wohnten. Das mag ein schwacher Trost scheinen, aber vorläufig ist das Alles, was wir zu sagen berechtigt sind. Selbst dies kann nur mit Einschränkungen gesagt werden, die ja, wie jeder wahre Forscher weiß, für Speculationen über Dinge, die vor etwa fünf- bis zehntausend Jahren gewesen sind, gelten müssen. In Bezug auf Hautfarbe, Haar und Augen dieser unbekannten Sprecher arischer Sprachen sagt der Forscher nichts; und wenn er von ihrem ‚Blute' spricht, so weiß er, dass er das Wort nur im metaphorischen Sinne gebraucht. Treten wir aber einmal aus dem engen Bereiche der Wissenschaft in die endlose Wildnis bloßer Behauptungen hinaus, dann kommt nichts darauf an, was wir behaupten. Wir können mit Penka sagen, dass alle Arier dolichocephal, blauäugig und blond sind, oder wir können mit Piétrement sagen, dass alle Arier brachycephal, braunäugig und schwarzhaarig sind. Es ist kein Unterschied zwischen den beiden Behauptungen. Sie sind beide ganz und gar nichtssagend. Sie sind vox et praeterea nihil.« Für die Behauptung, dass die Arier »irgendwo in Asien« ansässig waren, beruft sich Max Müller darauf, dass nur der nordwestliche Zweig der Indogermanen ein gemeinsames Wort für »Meer« hat, während dem südöstlichen Zweig ein solches Wort fehlt; ferner dass es kein gemeinsames indogermanisches Wort für »Fisch«, aber zwei für »Schlange« gibt; dass im allgemeinen nichts gegen die asiatische, manches aber gegen die skandinavische Herkunft der Arier spreche. Über Schraders Hypothese von der Urheimat der Indogermanen in Süd-Russland hat sich Max Müller nicht mehr geäußert. Das Eine aber wird man zugeben müssen, dass man sich in einer so schwierigen Frage kaum vorsichtiger und umsichtiger ausdrücken kann, als es Max Müller gethan hat.

[1]) Die Wissenschaft der Sprache. I, 434 f.
[2]) Max Müller gebraucht hier den Ausdruck »Ethnologie« im Sinne von »physischer Anthropologie«.
[3]) Journal Anthr. Inst., a. a. O. 185.
[4]) Journal Anthr. Inst., a. a. O. 180—183.
[5]) So behauptet ein Herr Hansen, dass in Norwegen die Langköpfe immer liberal, die Kurzköpfe conservativ wählen! Siehe Beilage zur Allgem. Zeitung, Nr. 30, 7. Februar 1901.
[6]) Journal Anthr. Inst., a. a. O. 184 f.

Was Max Müller in einem scheinbaren Gegner der Ethnologie machte, ist der Umstand, dass er seiner innersten Neigung nach und seiner in deutscher Schule gewonnenen philologischen Bildung entsprechend vor allem andern Alterthumsforscher war. Ihm schien es, dass die Durchforschung der ältesten literarischen Denkmäler der Menschheit die fruchtbarste Methode des Menschenstudiums« sei. Nur die Resultate schienen ihm sicher, die sich aus philologisch durchgearbeiteten Texten nach streng philologischen Grundsätzen und Methoden gewinnen ließen. Darum verschmähte er aber auch nie die Wege der ethnologischen Forschung. Nur bestand er darauf, dass die ethnographischen »Texte«, auf welche die Ethnologen ihre Schlussfolgerungen aufbauen, die Reisebeschreibungen, Missionsberichte und Völkerschilderungen auf ihre Zuverlässigkeit eben so strenge geprüft und untersucht werden sollten, wie die literarischen Texte von den Philologen. Er wusste, wie schwer es oft für den geschultesten classischen Philologen oder Orientalisten ist, eine richtige Anschauung von den religiösen Meinungen alter Schriftsteller oder gar alter Völker zu gewinnen; wie viel gar oft von der richtigen Lesung einer einzigen Stelle im Homer oder Pindar, im Veda oder Avesta abhängt; und wie schwer es oft für den besten Kenner der alten Sprachen ist, einen Vers im Homer oder im Mahabhârata, in der Bibel, im Koran oder im Veda richtig zu übersetzen und zu verstehen. Da wollte es ihm denn nicht in den Sinn, dass er in Bezug auf die Religionen oder Bräuche von Völkern, welche zufällig keine Literatur hinterlassen haben, sich auf die Berichte des ersten besten Reisenden verlassen sollte, der nicht einmal die Sprache der Menschen, über welche er berichtet, versteht, der vielleicht nur ein paar Wochen oder gar nur ein paar Tage mit den Leuten verkehrt hat, deren Culturzustände er uns schildert. Darum ist er wiederholt gegen die Ungenauigkeit und Unzuverlässigkeit ethnographischer Zeugnisse zu Felde gezogen.[1]) Er stellte daher die Forderung auf, gegen die sich (wie ich glaube) schlechterdings nichts einwenden lässt, »dass künftighin Niemand als Autorität über die Sitten, Traditionen und namentlich über die religiösen Ideen uncivilisierter Völker citiert werden sollte, der nicht mit der Sprache derselben hinlänglich vertraut ist, um sich mit ihnen über diese schwierigen Gegenstände ungezwungen unterhalten zu können.« So wie man, wenn es sich um die Sitten und Gebräuche und Religionen der Griechen, Römer, Inder, Araber, Chinesen u. s. w. handelt, nur zu demjenigen Vertrauen hat, der die Sprachen dieser Völker kennt, so sollte man sich auch auf keinen Ethnographen verlassen, der nicht die Sprache des von ihm geschilderten Volkes kennt. Wie leicht Ethnographen, die keine Sprachkenntnisse besitzen, irre gehen können, illustriert Max Müller treffend in folgender Weise: »Nehmen wir an, ein Reisender wäre durch eine Wüste gekommen und hätte dort ein Volk von Wilden völlig nackt um ein in Erz gegossenes Bild, das sie ihren Gott nannten, tanzen gesehen. Gesetzt, diese Wilden wären nach einiger Zeit mit einander in Streit gerathen, und der Reisende hätte mit angesehen, wie ihre Orgien mit einem Gemetzel endeten von etwa dreitausend Mann, deren Leichen sich in ihrem Blute wälzten. Was für einen Bericht hätte er von jenem Volke gegeben? Würde er es nicht als ärger als die Neger von Dahomey beschrieben haben? Und doch waren diese Wilden das Volk Gottes, das Bild war das goldene Kalb, der Priester war Aaron, und der Häuptling, der das Gemetzel anbefahl, war Moses. Wir lesen freilich das 32. Capitel des Exodus in ganz anderem Sinne. Der gelegentliche Reisende aber, falls er nicht mit Moses und Aaron hätte sprechen können, hätte nur das beschreiben können, was er gesehen, und der Ethnologe, der seine Autorität als zuverlässig kannte, würde natürlich die Israeliten unter die Niedrigsten aller wilden Völker gestellt haben.«[2]) An dem Beispiele der Tasmanier und der Mincopie zeigte Max Müller, wie widerspruchsvoll und unzuverlässig die Berichte von Ethnographen sind, denen es an den nöthigen Sprachkenntnissen fehlt. »Ich glaube,« sagt Max Müller[3]), »die Zeit wird kommen, wo kein Anthropologe es wagen wird, über irgend etwas das innere Leben des Menschen betreffend zu schreiben, ohne selbst eine Kenntnis der Sprache, in welcher dieses innere Leben seinen wahrsten Ausdruck findet, zu besitzen.« Und ferner: »Wenn die Anthropologie ihre hohe Stellung als eine wirkliche Wissenschaft bewahren und nicht eine bloße Sammlung von unterhaltenden Anekdoten sein soll, so kann ihre Verbindung mit linguistischen Studien nicht enge genug sein. Ihre schwächsten Punkte sind immer da gewesen, wo sie sich auf die Angaben von mit der Sprache und der Sprachwissenschaft nicht vertrauten Autoritäten verließ. Ihre größten Triumphe sind errungen worden von Männern wie Dr. Hahn, Bischof Callaway, Bischof Colenso, Dr. W. W. Gill und Mr. Man, welche die Genauigkeit des Philologen mit dem Weitblick des Anthropologen verbanden und so imstande waren, den Schlüssel der Sprache zu gebranchen, um die Schwierigkeiten der Gebräuche, der Gesetze, der Legenden und insbesondere der Religionen und Mythologien der Wilden aufzuschließen.«[4])

Wenn man aber auch nicht behaupten kann, dass Max Müller sich um die Forschungen der Ethnologen nicht gekümmert habe, noch dass er denselben feindlich gegenübergestanden, so ist er doch zuweilen —

[1]) Vgl. besonders Anthropologische Religion. Gifford-Vorlesungen. Aus dem Englischen übersetzt von M. Wintermitz Leipzig 1894. S. 142—176, 413—433. — Journal Anthr. Inst. XXI, 186—192.

[2]) Anthropologische Religion, 147 f.

[3]) Journal Anthr. Inst. XXI, 187.

[4]) a. a. O. 191 f.

namentlich in seinen mythologischen Forschungen — den ethnologischen Methoden nicht immer gerecht geworden. Er hat z. B. die vergleichende Methode der Ethnologie durchaus unterschätzt. So lange er jener Art von vergleichender Ethnologie entgegentritt, welche von dem Geist zügelloser Vergleichung beseelt, »indem sie alles vergleicht, alles verwirrt.«[1]) wird man ihm gewiss Recht geben. Wenn er aber manchmal von der Vergleichung wie von einer Art ganz interessanten, aber wenig lehrreichen Spielerei redet, wenn er meint, die Vergleichung müsse sich vor allem auf die miteinander verwandten Völker beschränken, und erst, wenn dies uns nicht zu einer Erklärung helfe, sei es an der Zeit, »einen liebevollen Blick auf das Folklore unverwandter und uncivilisierter Rassen zu werfen«[2]), so übersieht er, dass die Vergleichung für die Ethnologie ebenso wichtig ist, wie das Experiment für die Naturwissenschaft; denn die Vergleichung ist ja nichts anderes, als das Zusammenbringen möglichst vieler gleichartiger Thatsachen des Völkerlebens, um deren psychologische Gründe und die Gesetze ihrer Entwicklung zu erforschen. Dabei geht der Ethnologe von der bewiesenen Thatsache der Einheit des Menschengeschlechtes aus, welche ihm gestattet, für dieselben Erscheinungen bei den verschiedensten Völkern der Erde einen psychologischen Grund zu suchen. Wenn daher Max Müller sagt, wir dürfen nicht glauben, »dass die alten Opfer in Indien dasselbe waren wie die Opfer, die wir bei den Juden, Griechen und Römern finden, oder vielleicht gar den Opfern und Orgien uncivilisierter und wilder Völker glichen«[3]), oder wenn er behauptet, dass der Schlangencult Afrikas und Amerikas uns für die Erklärung des arischen Schlangencultes nichts helfen könne[4]), so weicht er allerdings toto coelo von dem modernen Ethnologen ab; denn dieser glaubt, dass keine Theorie über den Ursprung und die Grundbedeutung des Opfers einen Wert hat, wenn sie nicht zur Erklärung der Opfer bei allen Völkern dienen kann. Der Ethnologe hofft, durch Vergleichung des Schlangencultes bei allen Völkern die psychologischen Motive für diesen Cult ergründen zu können. Max Müller sagt[5]): »So lange wir die Vergangenheit oder die Gründe oder den Zweck eines Gebrauches oder eines Glaubens nicht kennen, sind alle Vergleichungen und selbst Zusammenstellungen vergeblich und können sogar Unheil anrichten.« Die moderne Ethnologie sieht im Gegentheil in der Vergleichung und Zusammenstellung den ersten und wichtigsten Schritt zur Erforschung der Motive eines Gebrauches oder Glaubens, ja die Vergleichung schließt oft schon die Hälfte der Erklärung in sich. Wenn sich Opfer bloß bei den Indern fänden, so wäre das eine interessante Thatsache für die Eigenart des indischen Volkscharakters, und wir müssten dieselbe vom rein indischen Standpunkt aus beurtheilen und zu erklären suchen. Wenn wir aber Opfer in den Religionen aller Völker finden, so werden wir allerdings Max Müller zugeben haben, dass sich das Opfer in Indien der indischen Eigenart entsprechend anders entwickelt hat, als bei anderen Völkern, aber das wird uns nicht hindern, denselben Ursprung des Opfers für die Inder wie für die Griechen und Römer, die Semiten und die nichtcivilisierten Völker anzunehmen.

Wenn aber Max Müller in diesem Punkte der modernen ethnologischen Forschung nicht gerecht geworden ist, so haben sich die Ethnologen ihrerseits noch weniger bemüht, den mythologischen Forschungen Max Müllers gegenüber Gerechtigkeit walten zu lassen. Dem Umstand ist es wohl zuzuschreiben, dass Max Müller sich manchmal in einen Eifer gegen die Ethnologen hineingeredet hat, welcher nicht ganz mit seinen sonstigen Äußerungen übereinstimmt. Es ist zur landläufigen Phrase geworden, dass Max Müllers mythologische Forschungen »veraltet« seien, dass sie einer »alten Schule« angehören, mit welcher die neueren Ethnologen nichts zu thun haben wollen. Und man hat dabei das Kind mit dem Bade ausgeschüttet. Von dem, was Max Müller als die leitenden Grundsätze der vergleichenden Mythologie, wie sie von ihm und von Männern, wie Adalbert Kuhn, Jakob Grimm u. A., getrieben wurde, hinstellt, sind zwei Sätze jedenfalls heute noch ebenso giltig, wie vor vierzig Jahren, nämlich: 1. dass die verschiedenen Zweige der arischen Sprachenfamilie vor ihrer Trennung nicht nur gemeinsame Wörter, sondern ebenso gemeinsame Mythen besaßen, und 2. dass das, was wir Götter der Mythologie nennen, hauptsächlich die Mächte waren, die man sich als hinter den großen Erscheinungen der Natur wirkend dachte. Nur wenn Max Müller weiter behauptet, dass die Namen der arischen Götter und Helden den wichtigsten Arbeitsstoff für Forscher in der Mythologie bilden, und »dass die beste Lösung der alten Räthsel der Mythologie in einer etymologischen Analyse der Namen von Göttern und Göttinnen, Helden und Heldinnen zu suchen ist«[6]), so wird man darin eine Übertreibung der Wichtigkeit der etymologischen Forschung und eine Überschätzung ihrer wirklichen und möglichen Resultate sehen dürfen. Die Etymologie ist gewiss nicht der einzige Schlüssel zur Mythologie, aber auch die Ethnologie gibt uns diesen Schlüssel nicht in die Hand. Die Festung der alten

[1]) James Darmesteter in Sacred Books of the East. Bd. IV, S. XXVI.
[2]) Beiträge zu einer wissenschaftlichen Mythologie. II, 23.
[3]) Beiträge zu einer wissenschaftlichen Mythologie. II, 27.
[4]) a. a. O. II, 166.
[5]) a. a. O.
[6]) Beiträge zu einer wissenschaftlichen Mythologie. I, 19 ff.

Gedankenwelt ist eben mit vielen Schlössern verschlossen, und ein Schlüssel wird nie genügen, sie alle zu öffnen.

Sowohl Max Müller als auch seine Gegner unter den Ethnologen haben oft Eines übersehen. Den Hauptgegenstand von Max Müllers Untersuchungen bildeten immer die mythologischen Vorstellungen der indogermanischen Völker. Diese Gebilde der Mythologie gehören aber einer Culturstufe an, welche weit abliegt von der der rohesten Naturvölker, bei denen die Erscheinungen des Animismus, des Fetischismus und des Totemismus überwiegen und nur erst schwache Ansätze zu einer Mythologie vorhanden sind. Die Ethnologen beriefen sich auf die Naturvölker, um auch in den Religionen und Mythologien der indogermanischen Culturvölker des Alterthums die Spuren von Animismus, Fetischismus und Totemismus zu entdecken, während Max Müller vom Standpunkte der indogermanischen Mythologie die Ursprünglichkeit dieser Religionsformen nicht anerkennen wollte. Eine Einigung war da nicht zu erzielen. Aber ein Verdienst wird man Max Müller, glaube ich, in Bezug auf diese Grundfragen der Religionswissenschaft nicht absprechen können. Er hat so oft und so heftig gegen die missbräuchliche und unklare Anwendung der Begriffe Animismus, Fetischismus und Totemismus in ethnologischen Werken geeifert, dass er zur Klärung dieser Begriffe nicht wenig beigetragen hat. Man braucht sich wahrlich nicht zu den Max Müller'schen Theorien über den Ursprung der Religion zu bekennen und kann doch wünschen, dass seine Ausführungen namentlich über den Fetischismus und den Totemismus auch von den Ethnologen mehr berücksichtigt würden: denn darin hat er gewiss Recht, wenn er sich immer wieder dagegen auflehnt, dass man alles Mögliche und Unmögliche als »Fetisch« oder als »Totem« bezeichnet, ohne von diesen Begriffen je eine klare Definition zu geben, und dass man dann mit den verschwommenen und undefinierten Schlagwörtern »Fetischismus« und »Totemismus« ohneweiters die Anfänge der Religion erklärt zu haben glaubt.

Wenn wir aber fragen, was ein Mann Positives geleistet hat, so denken wir nicht an die Hypothesen, welche er aufgestellt, an die Anschauungen, welche er vertreten hat. Diese wechseln im Strome der Zeiten fortwährend; — das, was besteht, sind die Impulse, welche er gegeben, die Thatsachen, welche er gesammelt, die Interessen, welche er erweckt, die Anregungen zur Weiterentwicklung der Wissenschaft, welche er gegeben hat. Und von diesen Gesichtspunkten aus ist das Verdienst Max Müllers um die Religionswissenschaft nicht hoch genug anzuschlagen. Man denke nur an die Sacred Books of the East, jene herrliche Serie von Übersetzungen der wichtigsten religiösen Schriften des Orients, für welche Max Müller die besten Orientalisten aller Länder als Mitarbeiter und die materielle Unterstützung der Oxforder Universität und der indischen Regierung gewann, und der er als Herausgeber und zum Theil auch Übersetzer viele Jahre seines Lebens gewidmet hat. Niemand kann heute über Religionswissenschaft schreiben, ohne diese großartige Sammlung der heiligen Bücher der Inder, Perser, Chinesen und Araber zu benützen. Und nicht nur für die Religionswissenschaft, sondern für die gesammte orientalische Alterthumskunde sind diese 49 Bände[1]) ein unentbehrliches Hilfsmittel.

Auf dem Gebiete der Sanskritforschung und Indologie hat Max Müller nicht minder sich dauernde Verdienste erworben. Seine Ausgabe des Rigveda mit dem Commentar des Sâyana, 1849 begonnen und 1875 beendet, 1888—1892 in neuer, verbesserter Auflage erschienen, ist ein Werk, welches nie veralten wird. Es war mir beschieden, an der Herausgabe der zweiten Auflage dieses Werkes in den Jahren 1888—1892 mitzuarbeiten. Und als sein Assistent kam ich in jenen Jahren fast täglich mit ihm in Berührung und hatte manche rein philologische Fragen mit ihm zu besprechen. Da hatte ich vielfach Gelegenheit zu beobachten, wie sehr ihm die philologische Kleinarbeit von der Hand gieng, wenn er sich auch viel lieber mit den großen literarischen und historischen Fragen der Indologie beschäftigte. Er konnte oft lange über eine Lesart oder über die Interpretation einer schwierigen Stelle sich den Kopf zerbrechen und debattieren, freilich — nicht allzu lange. »So weit und nicht weiter,« pflegte er zu sagen; »wir müssen uns ein bestimmtes Zeitmaß festsetzen, um eine textkritische oder sonstige philologische Detailfrage zu entscheiden; kommen wir innerhalb dieser Frist zu keinem Resultat, so müssen wir eben die Facta geben und uns bescheiden. Vielleicht werden andere herausbringen, woraus wir nicht klug werden konnten. Es gibt ja noch wichtigeres zu thun.« Sein Sinn war eben immer auf die großen und allgemeinen Fragen gerichtet. Schon im Jahre 1859, als nur erst wenige Werke der altindischen Literatur gedruckt und allgemein zugänglich waren, gelang es ihm, mit wahrhaft genialem Blick das Chaos der altindischen Literaturgeschichte zu entwirren, eine gewisse Ordnung in dieselbe hineinzubringen und in großen Zügen eine Geschichte der altindischen Literatur zu entwerfen. Diese »History of Ancient Sanskrit Literatur«, obwohl vor vierzig Jahren erschienen, ist noch heute ein von Fachgelehrten viel benütztes und geschätztes Werk.

[1]) Der 48. Band ist noch nicht erschienen. Band 50 und 51, die die Serie vervollständigen sollen, werden einen von mir bearbeiteten Gesammtindex enthalten.

Max Müllers »Lectures on the Origin and Growth of Religion as illustrated by the Religions of India« (Hibbert Lectures 1878), seine »Gifford Lectures«[1]) und seine zahlreichen Essays über indische Religion und Philosophie haben das Interesse für die alten Religionen Indiens in England und Amerika, in Indien selbst, ja auch in Japan mächtig angeregt. Max Müller, der nie im Orient gewesen ist, war doch wie wenige Europäer von den Orientalen gekannt, geliebt und verehrt. Mehrere seiner religionswissenschaftlichen Werke sind in indische Volkssprachen übersetzt, und die indischen Pandits betrachteten ihn als Einen der Ihren. Mit Stolz zeigte er mir einmal die prachtvollen Śrāddha-Geschenke, die man ihm aus Indien geschickt hatte. Nach uralter indischer Sitte beschenken nämlich reiche Hindus, welche ein Todtenopfer *śrāddha* darbringen, fromme Brahmanen, welche Kenner des Veda sind. Da Max Müller den Rigveda herausgegeben hatte, galt er den Indern als ein Veda-Kenner, der beim *śrāddha* beschenkt zu werden verdiente. Wenn ein Inder, ob Raja oder Brahmane, ob Hindu oder Mohammedaner, Buddhist oder Parsi, nach England kam, so war es selbstverständlich, dass er nach Oxford zu Max Müller wallfahrtete, bei dem jeder Orientale stets der liebenswürdigsten Aufnahme sicher war. Merkwürdig ist es, dass er, der es in seinen Schriften nie versäumte, sein Christenthum stark zu betonen, von Anhängern aller nichtchristlichen Bekenntnisse wie ein Freund und Vertheidiger angesehen wurde. Man hat es ihm im Orient eben nie vergessen, dass er stets mit wahrer Liebe und seltener Unparteilichkeit in den verschiedenen Religionen der Inder, Perser und Chinesen das gute und sittlich Erhabene hervorzuheben bemüht war.

Weder in England und Amerika noch in Indien und Japan wird Max Müllers Andenken so bald vergessen sein. Während der schweren Krankheit, welche dem Leben des seltenen Mannes ein Ende machen sollte, versammelte sich das Britische Comité des Indian National Congress und fasste folgende Resolution:[2]) »That this Committee desires to record its deep concern on account of the illness of Professor Max Müller, the revered friend of India, and while expressing its admiration and gratitude, earnestly trusts that he will soon be restored to health.« In Oxford, der Stätte seines langjährigen Wirkens, hat sich bald nach seinem Ableben ein Comité aus Vertretern der Universität gebildet, um das Andenken des Verstorbenen durch Aufstellung einer Büste oder eines Porträts und Stiftung eines Fonds, welcher der Förderung indischer Studien gewidmet sein soll, zu ehren.[3]) Aus Amerika kommt die Nachricht, dass anlässlich des Hinscheidens Max Müllers im Festsaale der Columbia University eine Trauerversammlung abgehalten wurde, in welcher hervorragende Gelehrte dem Verstorbenen ehrende Nachrufe widmeten.[4]) Und aus Japan schreibt mir mein Freund und ehemaliger Schüler Dr. Jyun Takakusu, Professor des Sanskrit und der Sprachvergleichung an der Universität Tokio, dass sich daselbst zum Andenken an Max Müller eine Gesellschaft zur Förderung indischer Studien gebildet habe, die sich die Aufgabe gestellt hat, alle in China, Japan und Korea vorhandenen buddhistischen Bücher zu durchforschen.

Ebenso wenig, wie in England, Amerika, Indien und Japan, wird der Name Max Müllers in seiner alten Heimat vergessen werden. Deutsche Wissenschaft war es, welche Max Müller nach England trug und durch alle Länder verbreitete, wo die englische Sprache verstanden wird, und in der Geschichte der deutschen Wissenschaft gebürt seinem Namen ein Ehrenplatz für alle Zeit.

M. Winternitz.

[1]) Natural Religion. London 1889. — Physical Religion. London 1890. — Anthropological Religion. London 1892. — Theosophy or Psychological Religion. London 1893. — Alle auch in deutscher Übersetzung bei Engelmann in Leipzig erschienen.

[2]) The Times. October 23, 1900.

[3]) The Times. December 19, 1900.

[4]) The Athenaeum. December 8, 1900.

LITERATURBERICHTE.

1.

Martin, Dr. Rudolf: Anthropologie als Wissenschaft und Lehrfach. Eine akademische Antrittsrede. Jena 1901. 8°. 30 S.

Der Verfasser, welcher vor Jahresfrist zum a. o. Professor für Anthropologie an der Universität Zürich ernannt wurde, hat einfach, klar und übersichtlich Wesen und Ziele der Anthropologie als Wissenschaft und Lehrfach gekennzeichnet. Er unterscheidet die physische und psychische Anthropologie; die eine betrachtet den Menschen als Individuum der zoologischen Species Homo, während sich die andere mit dem geistigen Leben und seinen Producten der einzelnen menschlichen Gruppen beschäftigt und als Ethnologie oder Völkerkunde bezeichnet wird. In den Rahmen dieses Zweiges der Anthropologie gehört, wie der Verfasser mit Recht bemerkt, auch die Prähistorie, welche die primitive Culturentwicklung des vorgeschichtlichen Menschen untersucht und sich von der Ethnologie nur dadurch unterscheidet, dass sie die Frage nach der Volkszugehörigkeit der von ihr behandelten Gegenstände unbeantwortet lassen muss, sonst aber nach Inhalt und Methode die gleichen Wege wandelt, wie die Ethnologie. Die Ethnographie (Völkerbeschreibung) gehört nach des Verfassers Meinung, je nachdem sie die physischen oder psychischen Merkmale einer menschlichen Gruppe behandelt, dem einen oder anderen Zweige der Anthropologie zu. Wollte man sie bloß auf die psychische Anthropologie beschränken, so müsste man folgerichtig nach F. Schmidt auch von einer Somatographie als des rein beschreibenden Theiles der physischen Anthropologie sprechen.

Mit vollem Nachdruck bekämpft der Verfasser die schon von englischen Forschern widersprochene Meinung, dass Rasse und Volk synonym wären. Rasse ist der Ausdruck eines physischen Typus, während Volk als Sprachfamilie) den ergologischen Typus darstellt. Es wäre demnach ebenso thöricht, von einem arischen Schädel zu sprechen, wie von einer kurzköpfigen Sprache. Es hat übrigens Friedrich Müller bereits in seiner Allgemeinen Ethnographie« (S. 5) betont, dass Rasse ein streng anthropologischer (im physischen Sinne), Volk dagegen ein streng ethnographischer Begriff sei. Doch hat er in seiner bekannten Eintheilung der Menschheit nach der Beschaffenheit des Haares in vier Hauptrassen, in büschel-, vlies-, straff- und lockenhaarige Rassen, denen er bestimmte Sprachgruppen (d. h. Völker zuweist, einen missglückten Versuch gemacht, Rassen und Völker miteinander in Einklang zu bringen. Dadurch hat er seinem eigenen System von vorneherein den Todesstoß versetzt. Es liegt auf der Hand, dass die Menschheit nach verschiedenen physischen Merkmalen in verschiedene Rassenreihen, die sich ganz und gar nicht decken, eingetheilt werden kann; es ließen sich sonach Rassen nach der Schädelform, nach der Beschaffenheit der Haare, der Augen u. s. w. feststellen, die durchaus zu einander in keinem bestimmten Verhältnis stehen. Es kann daher irgend ein Volksangehöriger mehreren verschiedenen Rassen angehören, und es kann andererseits eine bestimmte Rassenreihe (z. B. die nach der Schädelform festgestellte) vollständig bei einem Volke erscheinen. Es ist freilich auch sehr misslich, den Begriff Volk« durch »Sprachgruppe« decken zu wollen. Damit allein findet man nicht das Auskommen. Man muss wohl oder übel, wenn man auch die Sprache als Haupteintheilungsprincip festhält, die Gesammtheit der ergologischen Erscheinungen ins Auge fassen, um eine einigermaßen erträgliche Classificierung der Menschheit in Völkergruppen vorzunehmen. Es lassen sich eben scharfe Grenzen nicht ziehen, weil sie thatsächlich auch nicht bestehen.

Die Methode, welche bisher in der physischen Anthropologie befolgt wurde und noch für lange hinaus voraussichtlich befolgt werden wird, ist allerdings dieselbe wie in allen Naturwissenschaften; doch hat die Messung der einfachen Beschreibung gegenüber die Oberhand gewonnen, weil eben feinere Rassenunterscheidungen ohne sie nicht durchführbar sind. Doch hält der Verfasser dafür, dass eine Unsumme von Maßzahlen, die sich nicht mehr bildlich vor- oder darstellen lassen, ein wertloser Ballast ist. Es war ein sich selbst aufdrängendes Bedürfnis, in den vorzunehmenden Messungen, um sie miteinander vergleichbar zu machen, eine gewisse Einheitlichkeit durchzuführen, die im Jahre 1882 in der sogenannten Frankfurter Verständigung« zum Ausdruck kam; sie sollte freilich nur provisorisch sein, »aber aus dem Provisorium ist de facto ein Definitivum geworden, woraus eine unerfreuliche Starrheit der Methodik resul-

tierte«. Der Verfasser redet mit Recht einer freien Weiterentwicklung der Messmethoden das Wort und meint, dass die nothwendige Einheit in den principiellen Punkten der Technik von selbst kommen wird, »wenn wir erst einmal an allen unseren Hochschulen einen systematischen anthropologischen Unterricht haben und wenn in fachmännisch geleiteten Laboratorien sich jeder diejenige technische Fertigkeit aneignen kann, die er bis jetzt meist als Autodidact sich aus Büchern erwerben musste«.

W. Hein.

2.

Winternitz, Dr. M.: Völkerkunde, Volkskunde und Philologie. (Globus. Bd. LXXVIII, 1900, S. 345—350, 370—377.)

Der Verfasser zeigt unter Vorführung der Aussprüche anerkannter Autoritäten, wie eines Theodor Waitz, Oskar Peschel, Edward B. Tylor, Adolf Bastian, Friedrich Ratzel und anderer, wie verschieden der Begriff der Ethnologie oder Völkerkunde aufgefasst wurde. Er selbst versucht es, eine scharfe Umgrenzung und Bestimmung desselben zu geben und definiert ihn als die Wissenschaft vom psychischen und socialen Menschen. Die Ethnologie beschäftigt sich daher mit dem Menschen als einem geistigen und zu einem gesellschaftlichen Verbande gehörenden Individuum und mit diesen Verbänden selbst. Dieser gesellschaftliche Verband ist das, was wir Volk nennen. »Da aber das, was ein Volk ausmacht, hauptsächlich Gemeinsamkeit der Sprache, der Religion, der Sitten und Gebräuche, der socialen Verhältnisse, der Künste und Wissenschaften, überhaupt Gemeinsamkeit des Kulturbesitzes ist, — da ferner das geistige Leben der Menschheit wesentlich in der Schaffung und Entwickelung derjenigen Güter besteht, welche wir mit dem Namen ‚Kultur' bezeichnen, so betrachte ich es als die eigentliche Aufgabe der Völkerkunde, die Völker der Erde mit Bezug auf ihren Kulturbesitz und ihre Kulturentwickelung zu erforschen.«

Als unentbehrliche Hilfswissenschaften der Völkerkunde betrachtet er die Ethnographie, welche den Culturbesitz der lebenden Natur- und Halbculturvölker erforscht und schildert, die Volkskunde, welche die Reste älterer Cultur und die volksthümlichen Culturelemente bei den modernen Culturvölkern erforscht, und die Philologie und Alterthumskunde, insofern sie uns mit den Culturen der Völker des Alterthums bekannt macht.

Jedenfalls verdienen die eingehenden Erörterungen, welche Winternitz den namentlich in neuerer Zeit sich unabweisbar aufdrängenden Fragen über das Wesen der Völkerkunde angedeihen lässt, aufmerksame Beachtung, umsomehr als diese jüngste aller Wissenschaften sich bereits endgiltig einen Platz als Lehrfach an mehreren Universitäten erobert hat und gebieterisch eine Klarstellung ihrer Disciplin fordert.

In manchen Dingen wird man dem Verfasser nicht beipflichten können, besonders wenn er vom Aberglauben und abergläubischen Meinungen spricht. Der Begriff des Aberglaubens ist ein rein theologischer. Der Ethnologe darf ihn nicht anwenden, außer er stellt sich auf den Standpunkt eines bestimmten Glaubensbekenntnisses, was wohl im Interesse einer objectiven Forschung nicht wünschenswert ist.

W. Hein.

3.

Chamberlain, Alexander Francis: The Child. A Study in the evolution of Man. London 1900, 8°, XII, 498 S.

A. F. Chamberlain, Docent für Anthropologie an der Clark-University in Worcester (Mass., Nordamerika), veröffentlichte bereits im Jahre 1896: »The Child and Childhood in Folkthought«. Während er in diesem Buche, welches dem bekannten Werke von Ploß (Das Kind in Brauch und Sitte der Völker. 2. Aufl. 1884) inhaltlich sehr verwandt ist, dasselbe auch mancherorts ergänzt, das Kind und das äußere Kindesleben vom ethnographischen und volkskundlichen Standpunkte aus behandelt, ist sein neuestes Werk[1]) der Darstellung des physischen und psychischen Lebens des Kindes mit besonderer Berücksichtigung der evolutionistischen Lehre gewidmet. Die Anlage des Buches ist eine compilatorische, doch besitzt letzteres wegen der umfassenden Literaturkenntnis des Verfassers (das am Schlusse angefügte Verzeichnis der benützten Werke und Aufsätze umfasst 696 Nummern!), sowie wegen der im Buche enthaltenen gesunden Kritik der Anschauungen und Theorien der verschiedenen Forscher einen nicht unbedeutenden Wert. Vereinzelt finden sich

[1]) Es bildet einen Band der von Havelock Ellis im Verlage von W. Scott in London herausgegebenen »Contemporary Science Series«. In dieser wissenschaftlichen Bibliothek ist noch eine Reihe von für den Ethnologen und Anthropologen höchst interessanten und hierzulande wenig bekannten Werken erschienen, auf die ich hier kurz aufmerksam machen will. Es sind dies Bd. III (The Origin of the Aryans, by Dr. J. Taylor), Bd. VI (The Village Community, by G. L. Gomme), Bd. XII (Primitive Folk, by El. Reclus), Bd. XXVIII (The Origins of Invention, by O. T. Mason) und Bd. XXX (Evolution in Art, by A. C. Haddon).

auch ethnographische Beobachtungen, welche von einem längeren Aufenthalt des Verfassers unter den Kutani-Indianern in Britisch-Columbia herstammen. Im allgemeinen wendet sich das vorliegende Werk weniger an die Anthropologen als an die zünftigen Vertreter der Philosophie, insbesondere der experimentellen Psychologie und Pädagogik. Die von Chamberlain über die Entstehung der Sprache vorgetragenen Anschauungen (Cap. 5) erscheinen durch die neuesten scharfsinnigen Lehren Wundts[1]) überholt.

Dr. Rich. Lasch, Horn (N.-Ö.).

4.

de Jong, Karl Hendrik Eduard: De Apuleio Isiacorum mysteriorum teste. Lugduni Batavorum. MDCCCC. 8°, 152 S.

de Jong hatte sich in vorliegender Studie ein sehr originelles Thema gewählt und es — man kann es getrost zugestehen — in gründlicher und durchaus wissenschaftlicher Form behandelt.

Der Verfasser geht von der bekannten Stelle des Apuleius (Metamorphoseon libri XI, 23) aus: »Accessi confinium mortis et calcato Proserpinae limine vectus per omnia elementa remeavi. Nocte media vidi solem candido coruscantem lumine. Deos inferos et deos superos accessi coram et adoravi proxumo.«

Auf Grund einer umfangreichen und erschöpfend benützten Quellenliteratur wird in dem ersten Theil (bis S. 98), dem kritischen Theil, das Wesen der isischen Mysterien sowohl nach den Zeugnissen der Alten, der Kirchenschriftsteller und den Ansichten der Neueren erläutert und untersucht.

Der Wert dieses Buches ist für alle, die sich mit dem interessanten Studium der Mysterien befassen, nicht zu unterschätzen; denn es enthält eine fast vollständige Literaturangabe über diesen Gegenstand. Mit großem Fleiß und ebensolchem Geschick bringt der Verfasser eine Menge von beweiskräftigen Stellen, wodurch es ihm auch gelingt, von den isischen Mysterien ein der Wahrheit ziemlich nahestehendes Bild zu entwerfen, sie vor allem von den eleusinischen Mysterien zu unterscheiden und sich eine feste wissenschaftliche Basis zur richtigen Interpretierung der classischen Stelle zu schaffen.

Letzteres bildet den Gegenstand des zweiten Theiles der Studie. Hier folgt der Verfasser im wesentlichen der Auffassung des geistreichen du Prel:[2])

»Ich gieng bis zur Grenzscheide zwischen Leben und Tod — somnambule Ekstase; ich betrat die Schwelle der Proserpina, und nachdem ich durch alle Elemente gefahren — Wasserprobe, Feuerfestigkeit, Erheben in die Luft — kehrte ich wiederum zurück. Zur Zeit der tiefsten Mitternacht sah ich die Sonne in ihrem hellsten Lichte leuchten — mystische Lichtphänomene. Ich schaute die unteren und die oberen Götter von Angesicht zu Angesicht — Materialisationen — und betete sie in der Nähe an.« Diese für einen Spiritisten wie du Prel nicht näher zu beweisende Interpretation sucht de Jong durch philologische Gründe zu stützen, was ihm nach meiner Ansicht auch vollkommen gelingt. Nur in der Interpretation des letzten Satzes (deos inferos et deos superos accessi coram et adoravi proxumo) weicht de Jong von du Prel ab, indem er die »Materialisationen« der Spiritisten nicht gelten lässt und einfach Visionen annimmt.

Der Versuch de Jongs, dem Spiritisten du Prel zu folgen, war kühn, so kühn, dass er gewiss das Missfallen der Philologen, Schulmeister und Zeitungsphilister erregen wird, die alles, was über ihren engen Gesichtskreis hinausgeht, für Gaukeleien und Schwindel halten oder mit irgendeiner hausbackenen oder trivialen Auslegung bei der Hand sind.

Unter du Prels und de Jongs Lupe erweitert sich der Einblick in die classische Stelle des Apuleius und in das Leben und Denken der Alten! Es ist ja gewiss bequem, alle wunderbaren, mysteriösen Ereignisse als plumpe Täuschung einer kritiklosen Menge hinzustellen; aber war die »Menge« wirklich so »kritiklos«, hat unser großstädtischer Vermögens- und Geistesproletarier mehr Intelligenz als der athenische Bürger? Oder konnten nicht einige Priester wirklich höhere Kenntnis der Naturkräfte gehabt haben als wir? Sollten die Erfinder und Entdecker wirklich erst seit dem XV. Jahrhundert vom Himmel herabgeregnet worden sein? Gerade das Gegentheil ist wahrscheinlicher. Mit dem Fortschreiten der Naturwissenschaften, deren erste Vertreter ja alle »Gaukler« waren — nämlich in den Augen jener Skeptiker —, Astrologen, Alchymisten, Medicinmänner, Wahrsager und Priester, wird uns so manche Stelle in den Religions- und Geschichtsbüchern der Alten klarer werden.

Nur wurden früher die Entdeckungen und Erfindungen nicht durch Zeitungen und Bücher ausposaunt, die Wissenschaft war geistlich und esoterisch, während sie jetzt profan und exoterisch ist; mit jedem

[1]) W. Wundt, Völkerpsychologie. Eine Untersuchung der Entwicklungsgesetze von Mythus, Sprache und Sitte. Bd. I: Die Sprache. Leipzig 1900.

[2]) Die Mystik der Griechen, S. 105.

Vorstoß der Naturwissenschaften in das große Wunder der Natur bröckelt ein Stück der Wunder der Religion ab! Aber andererseits, wie oft erwiesen sich die Berichte der Religions- und Geschichtsbücher durch Ausgrabungen als wahre Berichte, allen Skeptikern zum Trotz, ja sogar die Drachen und Lindwürmer der Märchen haben wir in den Sauriern wieder gefunden!

Um auf vorliegenden Gegenstand zurückzukommen, so wissen wir heute schon mehr über Somnambulismus, wenn auch noch vieles dunkel ist, doch die alles leugnenden Skeptiker haben auf diesem Gebiet eine entschiedene Niederlage erlitten. Wasserprobe und Feuerprobe sind auch bereits erklärte Phänomene. Was die mystischen Lichtphänomene anbelangt — sie sind geradezu typisch für alle »Wundererscheinungen« (brennender Dornbusch, Lichtwolke, Feuersäule des Moses, die Lichterscheinung bei Pauli Bekehrung u. s. w.) —, so scheinen mir gerade unsere Kenntnisse in der Optik sehr rudimentär zu sein; erst in allerneuester Zeit gelang es Maxwell durch seine geniale Hypothese hier ein ganz neues und unabsehbares Gebiet zu eröffnen. Hertz und Tesla haben den Vorhang von einem Heiligthum der Natur weggerissen!

Ihre Entdeckungen werden der Leitfaden für die Zukunft sein, nicht der Weg des verflossenen Jahrhunderts, den Faraday erschloss, der Elektromagnetismus und der darauf basierende Wunderbau der Elektrotechnik war der große Hauptpfad zu dem Allerheiligsten der Natur, er war ein Seitenpfad, der abbricht; unsere ganze Elektricitätslehre und unsere Elektrotechnik mit ihren schweren massiven Motoren war ein — Provisorium! Im leichten, unwägbaren, unmessbaren Äther sitzt die Kraft, Maxwells und Teslas Versuche sind die Markierungen des Hauptweges, auf allen Gebieten des Wissens wird das starre Princip der Statik gebrochen, und das fließende Princip der Dynamik und Energetik bricht sich Bahn. »alles fließt«, es fließen die Farben unserer modernen Maler, die Töne unserer modernen Musik, die Zahlen und Größen unserer Mathematik, überall der Fluss der Entwicklung, überall Kraft sowohl beim Einzelindividuum wie bei den Arten, bei den einzelnen Thier- und Pflanzengattungen, ebenso wie bei den gewaltigen Himmelskörpern, überall sehen wir die Urlinie, die Kreis- und Wellenlinie, in den Bewegungen unserer Erde, des Äthers und — der Geschichte des Denkens; keine gerade aufsteigende Linie, wie es die Skeptiker wollen, keine gerade absteigende, wie es die Dogmatiker wollen. Sie sehen nur die Componenten der einen richtigen Resultierenden!

de Jong ist in seiner bescheidenen und durchaus nicht anspruchsvollen Art dem hohen, für unsere heutige Auffassung vielleicht noch zu hohen Flug du Prels bis zur — Materialisation gefolgt! Soweit ihm die Werkzeuge unserer heutigen Wissenschaft zu Gebote standen, folgte er ihm, bei der Materialisation aber bleibt er stehen und sagt: »atque de hisce miraculis (i. e. Materialisation) reverane fiant, inter viros doctos **nondum** convenit«! Ja, haben wir denn schon alles gelernt? Kann vielleicht doch noch die Zeit kommen, wo wir auch das begreifen lernen werden? Gewiss wird sie kommen. Tesla betrat bereits den Pfad. Wir müssen alle statischen Begriffe über Bord werfen, die Materie, den Glauben, wir müssen dynamisch denken lernen, dann werden die »Wunder« zur Naturkraft werden. Aber täuschen wir uns nicht, der Mikrokosmus wird doch immer »stilla in situla« bleiben; denn wenn wir alle »Wunder« auf die Natur reduciert haben werden, die Natur, der Makrokosmus, wird uns dann erst recht als das größte und einzige — Wunder erscheinen!

J. Lanz-Liebenfels.

5.

Much. Dr. Rudolf: Deutsche Stammeskunde. (Nr. 126 der Sammlung Göschen.) Leipzig 1900. 8°, 146 S. Mit 2 Karten und 2 Tafeln.

In sehr übersichtlicher und knapper Form gibt der Verfasser ein getreues Bild von den Germanen im allgemeinen und ihren vielen Stämmen im besonderen. In allem und jedem spricht aus dem Werkchen der ausgezeichnete Sprachforscher, der es aber nicht verschmäht, dort, wo es keine sprachlichen Zeugnisse mehr gibt, die von der Urgeschichte gelieferten Behelfe heranzuziehen. Diese sind unter Umständen, wie der Verfasser selbst zugibt, ergebnisreicher und auch aussichtsvoller, namentlich, wo es sich um die Frage der Urheimat der Indogermanen handelt, die man »am ehesten innerhalb des Stromgebietes der Donau einschließlich der diesem gegen Norden vorgelagerten Länder suchen müssen« wird.

Der Name *Germāni* ist wahrscheinlich keltisch. »Gewiss aber ist, dass sich die Germanen selbst nicht mit diesem Namen benannten, und wahrscheinlich hat es überhaupt eine für ihre Gesammtheit geltende Bezeichnung in ihrer Sprache nicht gegeben. Dies muss allerdings auf den ersten Blick auffallen gegenüber den für die Nachbarvölker bei ihnen üblichen Namen, wie Finnen, Walchen, Wenden, Aisten. Doch erklärt sich dieser Unterschied daraus, dass dem außerhalb einer zusammengehörigen Stammgruppe Stehenden viel mehr die Hauptzüge, also das für sie Kennzeichnende, ihr Gemeinsame, auffallen, so dass er leicht, wie dies in so vielen Fällen geschehen ist, den Namen der ihm zunächst liegenden kleineren Völkerschaft auf alle ihre Sprachgenossen überträgt, während anderen Zweigen seines eigenen Volksstammes gegenüber sein Blick für

das sie von ihm selbst Trennende, wenn auch oft Nebensächliche, geschärft ist.« Dies ist eine ganz allgemein giltige Regel, die sich wohl auf alle Völker der Erde anwenden lässt. Die Gesammtbezeichnung für ein Volk wird zumeist von dessen Nachbarn erfunden und angewendet. Besonders tritt diese Erscheinung bei den sogenannten Naturvölkern zutage, die sich selbst als die »Menschen« im wahrsten Sinne des Wortes zu bezeichnen pflegen und oft für ihre nächsten Stammverwandten Benennungen anwenden, die diesen zunächst unbekannt sind, aber später häufig übernommen werden. So ist z. B. manches von den Europäern für die Indianer aufgebrachtes Schimpfwort heute zu einem von ihnen selbst gebrauchten Volksnamen geworden. Auch entwickelt sich manchmal ein Stammesname zur Bezeichnung des ganzen Volkes, manchmal auch überträgt sich der Name eines fremden Stammes auf ein Volk. In ganz irrthümlicher Weise geschah dies mit dem Namen der Teutonen, die gar keine Germanen waren, sondern einen kleinen keltischen Stamm im Maingebiete bildeten.

Auf die vielen verschiedenen germanischen Stämme, welche der Verfasser in dankenswerter Übersichtlichkeit behandelt, brauche ich hier nicht des näheren einzugehen, wohl aber möchte ich wünschen, dass der Verfasser die Bezeichnung »Rasse« nicht im selben Sinne wie »Volk« gebrauche. Wenn er z. B. sagt: »Rasse und Sprache stehen ja nicht nothwendigerweise miteinander in Beziehung« oder »Eine Sprachgenossenschaft kann sich zu verschiedenen Zeiten ihres Bestandes aus verschiedenen Rassenelementen zusammensetzen«, so sind dies zwei Sätze, die freilich ganz unanfechtbar sind, weil sich die Richtigkeit für den vom Verfasser gemeinten Begriff »Volk« sowohl, wie für den physischen Begriff »Rasse« in gleicher Weise ergibt. Wenn er aber sagt: »Je weiter wir zurückgreifen, desto mehr dürfen wir hoffen, eine bestimmte Sprache mit bestimmten Rassenmerkmalen verbunden zu finden, wie dies ja auch heute noch bei Naturvölkern meistens der Fall ist«, so irrt sich der Verfasser sicherlich; denn dies würde, um die Sache recht augenfällig zu machen, bedeuten, dass alle Kurzköpfe eine Sprache gesprochen hätten. Es liegt jedenfalls der Wahrheit näher, wenn wir sagen, dass sich eine bestimmte Sprache desto mehr mit einer bestimmten Gruppierung von Volksmerkmalen verbunden findet, je weiter wir in der Geschichte des betreffenden Volkes zurückgehen. Es ist auch der Ausdruck »indogermanische Rasse«, den der Verfasser gebraucht, entschieden abzulehnen; wir können nur von einer indogermanischen Völkergruppe oder im besten Falle von einem indogermanischen Urvolk sprechen; in diesem Sinne lässt es sich auch gut verstehen, dass dieses selbst schon das Ergebnis einer Mischung gewesen sein kann. Übrigens bleibt uns der Verfasser die Antwort auf die Frage, welches die Merkmale des indogermanischen Urvolkes gewesen sein mögen, schuldig. Sie lässt sich auch gar nicht entscheiden, weil uns dazu so ziemlich alle Behelfe fehlen.

Wilh. Hein.

6.

Lud (Das Volk). VI. Jahrgang. Lemberg 1900.

Mit dem ersten Bande, den ich seinerzeit in diesen »Mittheilungen« besprochen habe, verglichen, bewährt sich der sechste Band des »Lud« als viel reichhaltiger. Es hat sich demnach meine Hoffnung verwirklicht, dass die junge Zeitschrift schließlich per aspera ad astra gelangen wird.

Die weitaus größte Mehrzahl der Artikel besteht aus Materialien. Es gibt darunter einige, die sehr gut aufgefasst und geordnet sind. Insbesondere kann dies von den Arbeiten Gustawicz' (»Das Volk aus der Umgegend von Dukla«), Schnaiders (»Aus dem Huzulenlande«) und Kryczyńskis (»Osterlieder aus Podhajce«) gesagt werden. Auch eine Anzahl kleiner Beiträge (Magiera: »Die Schmiede in Sulkowice«, Rybowski: »Aus dem polnischen Volksglauben«, Mazur: »Krutylo, ein Volksspiel«, Zdziarski: »Ein Himmelsbrief«) sind recht interessant.

Einen ganz eigenthümlichen Charakter haben die Arbeiten Dr. F. Krčeks. Krček ist sozusagen der Anreger der Leser und Mitarbeiter des »Lud«. Er publiciert Fragebogen auf Fragebogen, er sammelt Antworten ein und streut in alle Nummern Bemerkungen oder Anregungen bezüglich dieser oder jener folkloristischen Frage. Vor einigen Jahren hat er an mehr als hundert Mitglieder des »Towarzystwo ludoznawcze« (»Ethnographische Gesellschaft«), dessen Organ »Lud« ist, Fragen über die Ostereier versendet, und die Antworten, die ihm zugekommen sind und die er in einer besonderen Abhandlung bearbeitet hat, verdienen Beachtung. Hübsche Resultate hat er auch mit seinem Fragebogen über Johannisfeuer in Westgalizien erzielt. Im sechsten Bande veröffentlicht Krček Fragen über Kinderreime, Thierrufe, Gestirne, die Nomenclatur der Wirtschaftsgeräthe. Ich brauche kaum zu betonen, wie dankenswert eine derartige Arbeit ist.

Einen guten Weg scheinen mir Pazdro und Dr. Semkowicz betreten zu haben. Sie geben aus alten Actenstücken Beiträge zur Geschichte des Volksglaubens in Polen heraus. J. Witort bringt hie und da manches neue aus slavischem und nordasiatischem Folklore in seinem Aufsatze über Animismus.

Interessant ist auch die Übersicht der Geschichte des »Towarzystwo ludoznawcze«, die Dr. Kalina, Professor an der Lemberger Universität und zugleich einer der Gründer der Gesellschaft, liefert. Am

9. Februar 1895 wurde die Gesellschaft gegründet, sie zählte anfangs 64 Mitglieder. Am Schlusse des Jahres war die Zahl der letzteren schon auf 194 gestiegen. Anfangs 1900 aber gehörten dem »Towarzystwo ludoznawcze« über 400 Personen an. Die Bibliothek wuchs zu 1000 Bänden heran, und in sechs Provinzialstädten, nämlich in Buczacz, Wieliczka, Krakau, Tarnów, Tatarów und Chrzanów (l. Chschanuw) wurden Filialen der Gesellschaft gegründet. Dieselben halten alle Monate ihre Versammlungen und wirken sehr anregend.

Als ein besonderes Verdienst ist der »Ethnographischen Gesellschaft« die Bildung der volkskundlichen Section auf dem dritten Congress der polnischen Geschichtsschreiber (1900, Krakau) anzurechnen. Dreißig ethnographisch-folkloristische Vorträge wurden bei dieser Gelegenheit angemeldet, und wenn nicht alle wegen Zeitmangels stattgefunden haben, so sind auch die vorgelesenen doch sehr nennenswert. Die wichtigsten theile ich nach dem Bericht Dr. Kalinas, S. 372—385, kurz mit:

S. Zdziarski, ein junger, hoffnungsvoller Forscher, las »über den bisherigen Zustand der ethnographischen Forschungen in Polen und über die Richtung, die sie künftighin einschlagen sollen«. Der Referent räth, man möge sich den Volksbräuchen, dem Volksglauben und der Trachtenkunde, die im Verschwinden begriffen sind, besonders eifrig zuwenden. Auch drückt er den Wunsch aus, die Universitäten mögen der Volkskunde mehr Aufmerksamkeit widmen

J. Świętek, von dessen vorzüglicher Monographie über die Rechtsbräuche des polnischen Volkes an der Raba ich in den »Mittheilungen« gesprochen habe, las »von den bisherigen, den polnischen Volksglauben betreffenden Forschungen und von den diesbezüglichen Postulaten für die Zukunft«. R. Zawiliński handelte über die Nothwendigkeit einer ethnographischen Karte Polens, Alfons J. Parczewski über die Erforschung des polnischen Volksthums an den Grenzgebieten. Dr Krček wies darauf hin, wie nöthig ein Atlas der polnischen Dialecte wäre. Professor Kalina behandelte ebenfalls diese Frage vom linguistischen Standpunkt. Seweryn Udziela verfocht die Sache der Volksornamentik und ihrer Bedeutung für die Kunst und die Landesindustrie.

Professor Dr. Polivka las über die Bedeutung der Erforschung der Volkserzählungen. N. Sikorski widmete seinen Vortrag den Familiennamen des Tarnower Volkes, Dr. Michael Żmigrodzki theilte die Ergebnisse seiner langjährigen, sorgfältigen Studien über das Swastika mit.

Mit Ausnahme der zwei letzten Vorträge bezogen sich alle anderen auf die volkskundliche Methodik. Es ist dies eine charakteristische Thatsache, sie entspricht übrigens völlig dem Zustande der Volkskunde in Polen. Eine reiche Fülle Volksmaterialien wurde dort schon angesammelt, es handelt sich nun erstens um die Ausfüllung der hie und da durchscheinenden Lücken, zweitens um die Verarbeitung des schon Herbeigeschafften. Dies letztere kann die volkskundlichen Forschungen noch eingreifender fördern.

Paris.

W. Bugiel.

7.

Etnografičnij zbirnik. Herausgegeben von der ethnographischen Commission der wissenschaftlichen Gesellschaft »Ševčenko« in Lemberg. 8°.

Diese strebsame ruthenische Gesellschaft veröffentlicht seit acht Jahren sehr brauchbare und für die slavische Ethnologie und Philologie überaus wichtige Beiträge, meist mit vergleichenden, alle indoeuropäischen Völker umfassenden Bemerkungen. Im ersten Theile beschreibt M. Kramarenko die Bräuche in den Weihnachtsfeiertagen am Schwarzen Meer, J. Rozdolskij veröffentlicht galizische Volkserzählungen aus Berlin im Bezirke Brody und O. Šimčenko ukrainische Volksräthsel. Im zweiten Theile erörtert W. Gnatjuk in einer gründlichen Abhandlung die *lyrniki* (singende Musikanten, welche auf der Lyra spielen und singen), ihre Gesänge, Gebete, Wörter u. s. w., aus dem Bezirke Buczacz; Georg Žartkovič bringt Bemerkungen über die ungarischen Ruthenen und Mitrofan Dikariv Volkserzählungen und Anekdoten vom Schwarzen Meere. Der dritte und der vierte Theil enthalten von W. Gnatjuk gesammelte ethnographische Materialien aus den von den Ruthenen besiedelten Gegenden in Ungarn (Legenden, Erzählungen, historische Geschichten, Novellen, Fabeln und Anekdoten). Im fünften Theile veröffentlicht M. Dikariv Volkstraditionen von den Königskrönungen, F. Kolessa behandelt den Volksglauben an den *pidgirja* im Dorfe Chodowice im Bezirke Stryj, wozu der unermüdliche Dr. Ivan Franko einige Ergänzungen anfügt, und P. Kaindl veröffentlicht einige Materialien und Bemerkungen aus der ruthenischen Folkloristik. Im sechsten Theile publiciert W. Gnatjuk galizisch-ruthenische Anekdoten. Im siebenten Bande befindet sich die Fortsetzung (Nr. 26—77) der galizischen Volksmärchen, welche Josef Rozdolskij gesammelt hat. Derselbe Autor hat auch die galizischen Novellen im achten Bande gesammelt und im Jahre 1900 veröffentlicht. Wladimir Gnatjuk bringt im neunten Theile (1900) die dritte Abtheilung seiner ethnologischen Forschungen in den von Ruthenen besiedelten Comitaten Ungarns: Traditionen von der Zips und anderen westlichen, zum Theile ruthenischen Comitaten und mit Parallelen versehene Materialien vom Bács-Bodroger Comitat.

Außerdem veröffentlicht die Ševčenko-Gesellschaft in Lemberg »Etnografični Materiali« mit Illustrationen. Der erste Theil enthält die Beschreibung der paläolithischen Funde in der Kyrillsgasse zu Kiew in Russland und die Schilderung des Lebens der ukrainischen Fischer in der Dobrudscha von Chv. Vovk, dann jenes der Töpfer im Dorfe Olešni bei Černigiwščina; W. Gnatjuk schildert die Speisen der Ruthenen, O. Griša die Heiratsbräuche bei Poltawa und Maksimovič bringt die bei solchen Gelegenheiten in Soromiki üblichen Gesänge, Vovk beschreibt die Ostereier vom galizischen Wolhynien. Im zweiten Theile beschreibt und illustriert Wladimir Šuchevič das Leben der Huzulen in den Karpaten.

Klim. Čermák.

8.

Paul Sébillot: Contes des landes et des grèves. Rennes 1900. 308 S.

Es ist dies der zweiundzwanzigste Band der Volksmärchen und der Volksmaterialien, die Paul Sébillot, Redacteur der »Revue des traditions populaires« und zugleich einer der regsten französischen Folkloristen, veröffentlicht. Wie die Mehrzahl seiner Publicationen, bezieht sich auch die letztere auf die Bretagne.

Die Sammlung besteht aus 41 Nummern; zwei Drittel gehören zur Kategorie der Märchen, ein Drittel zu jener der Schwänke. Beinahe alle wurden in den Departements Côte du Nord und Ille-et-Vilaine niedergeschrieben.

Selbstverständlich begegnen wir hier vor allem den alten Bekannten. So ist das erste Märchen »Le père Décampe« (Vater Machdichfort) dem Märchen »Von einem, der auszog das Fürchten zu lernen« in vielen Beziehungen ähnlich. Ich sage »in vielen Beziehungen«; denn andererseits flechten sich hier neue Episoden ein. »Le petit oiseau« ist eine Fassung des Märchens vom Vogel, der goldene Eier legt. Im bretonischen Texte begegnen wir gleichfalls sehr interessanten Zuthaten und Veränderungen; hervorzuheben ist darunter der sonst in Märchen so seltene tragische Schluss. »La fille du Sarrazin« (Die Tochter des Zauberers) erzählt die weitverbreitete Geschichte von der Tochter des Zauberers, die sich in den (meist unwillkürlichen) Gast ihres Vaters verliebt, ihm die ihm auferlegten Arbeiten zu vollbringen hilft und dann mit ihm entflieht. »Le renard doré« (Der vergoldete Fuchs) bildet eine Variante des »Gestiefelten Katers«, »La fiancée du lion« (Die Braut des Löwen) gehört zum Cyclus von verwunschenen Prinzen. »La petite toute belle« hat manches mit »Frau Holle« (Grimm Nr. 24), manches aber mit »Sneewittchen« gemein. Im »Le filou de Paris et le filou de Madrid« finden wir neben mehreren sehr interessanten Diebsstreichen die Geschichte vom Rhampsinitschatze wieder. Die Polyphemsage führt hier den Titel »Le géant qui n'avait qu'un oeil« (Der Riese, der nur ein Auge hatte), die Geschichte von dem armen und dem reichen Bruder heißt hier »Les deux soldats«. »Gevatter Tod« erscheint im »Le compère de la mort« wieder, schließlich erinnert »La princesse délivrée« (Die entzauberte Prinzessin) an das schaudervolle Märchen, welches den Hintergrund des Gogolschen »Königs der Erdgeister« (Wij) bildet.

Abgesehen vom Interesse, welches diese Fassungen für die vergleichende Märchenforschung bieten, kann man hier noch sehr schätzbaren Beiträgen zum Volksglauben begegnen. So z. B. in der »Tochter des Zauberers«. Am Vorabend der Flucht lässt das Mädchen auf ihr Bett drei Tropfen ihres Blutes fallen. Morgen Früh werden sie es sein, die der Zauberin anstatt ihrer Tochter antworten. »Johanna, steh auf,« spricht die Alte. »Ja, ja,« entgegnet der erste Blutstropfen. Bald darauf ruft die Mutter wieder: »Johanna, steh auf!« »Ich thue es,« erwidert der zweite Tropfen. In demselben Augenblick spricht das flüchtende Mädchen zum Prinzen: Es bleibt nur ein einziger Blutstropfen; mein Vater und meine Mutter werden uns bald nachsetzen. Einen Augenblick später sagt die Mutter: »Johanna, willst du nicht aufstehen?« »Ich bin schon auf,« antwortet der dritte Blutstropfen. Aber da die Mutter die Tochter nicht sieht, geht sie zu ihrem Bett und, als sie hier dieselbe nicht findet, heißt sie ihren Mann aufsitzen und ihr Kind verfolgen.

Es tritt hier ganz deutlich der hie und da verzeichnete Volksglaube auf, nach welchem die Seele im Blut ihren Sitz hat. Ich meine nicht die Seele nach dem christlichen Begriff, wohl aber die Seele als Lebensfunke. Paracelsus, welcher die Lebenskraft im Blute localisierte, fußte hierin völlig auf dem Volksglauben.

Ein anderer verwandter Charakterzug: In vielen Ländern Europas glaubt das Volk, dass die Thiere nicht bloß einen Verstand wie Menschen besitzen, sondern dass sie hierin dieselben in mancher Beziehung übertreffen. Ein prophetischer Sinn wohnt ihnen häufig inne. So z. B. ahnt ein Pferd (bei den Ruthenen des Gouvernements Tschernigow) »12 Tage vorher eine Hochzeit oder das Frühjahr, es ahnt auch sein Unheil und arbeitet dann ganz schlecht«.[1]) Dieser Volksglaube tritt im bretonischen Märchen »Petits yeux voient clair« (Kleine Augen sehen hell) ganz deutlich zutage. Die Feenkönigin hält einen Knaben zur Taufe; nachdem er größer geworden ist, lehrt sie ihn die Sprache der Thiere und der Vögel verstehen. Der Knabe zieht

[1]) Hrinczenko, Etnograficzeskije Matieriały. Tschernigow 1896, Bd. II, S. 6.

in die Welt, und die Mehrzahl seiner Erfolge verdankt er dieser Sprachkenntnis; denn überall ahnen die Thiere die Ereignisse vorher und künden sie an. In einem Schlosse bellen und brüllen die Thiere schon seit drei Tagen. Warum? Weil in kurzem das Schloss von Räubern geplündert werden soll. Der Held des Märchens zieht durch einen Wald. Er möchte noch heute abend in der benachbarten Stadt sein, aber die Thiere warnen ihn: »Übernachte im Walde; denn die Räuber haben den Waldausgang mit Wachen bestellt, um dich zu tödten.« »Petits-Yeux« kommt dann nach einem Schloss, wo der Prinz, sowie seine Mutter und seine Schwester krank darniederliegen. Niemand weiß aber sie zu heilen. Der junge Abenteurer kümmert sich darum nicht. »Gibt es im Schlosse irgendwo Vögel oder sonstige Thiere?« fragt er. Man führt ihn in den Hühnerstall; da ergreift er einen Hahn und spricht zu ihm: »Schöner Hahn, sag mir, warum es Kranke im Schlosse gibt.« »Du weißt es nicht?« antwortet der Hahn krähend. »Es gibt da eine Unke unter dem Bett, die macht alle drei krank.« Die Heilung geht nun ganz leicht vonstatten.

Im Märchen »La petite toute belle« begegnen wir dem alten Begräbnisbrauche, für welchen Liebrecht in seiner Ausgabe der »Otia imperialia« von Gervasius v. Tilbury mehrere historische Parallelen mitgetheilt hat. Es handelt sich, den Sarg mit der Leiche den Wellen anzuvertrauen. Die kleine Allerhübsch verfällt in den scheinbaren Todesschlaf, die drei Dragoner, welche ein brüderliches Gefühl für sie nähren, wissen nicht, dass sie erwachen könnte, wenn man ihr bloß das ihr von ihrer Feindin geschenkte Kleid abnähme. Sie verfertigen einen Sarg, thun das Mädchen hinein und legen hierauf den Sarg am Meerestrand nieder. »Während der Flut wurde der Sarg von den Wellen emporgehoben, und er begann auf dem Wasser einem Nachen gleich zu wogen. Solange die Dragoner ihn sahen, blieben sie auf dem Strand und weinten. Bald verschwand er ihnen aus dem Gesicht.« Diese Schilderung erinnert lebhaft an die Beschreibung diesbezüglicher primitiver Begräbnisbräuche.

Alter medicinischer Aberglaube (damit der König genese, müsse er das Gehirn eines frisch getödteten Menschen verspeisen) kommt im »Filou de Paris et filou de Madrid« vor; ein Abderitenschwank (ein dummes Volk kauft Sonnenlicht ein) befindet sich im »Renard doré«.

Noch interessanter scheint mir die zweite Gruppe. Hier sind die Märchen eigentlich Ortssagen oder besser, sie fußen auf localem Volksglauben. Die Bretagne ist ein Land der Seeleute, so lebt dann dort der Glaube an Seegeister. Der Meeresstrand ist außerdem an Höhlen und Grotten *houles* überreich. Diese bevölkert der bretonische Landmann mit männlichen und weiblichen Feen *fée*, *féetaud*. Sie greifen gar oft in sein alltägliches Leben ein, und allerliebste Volkserzählungen entsprießen dieser Weltanschauung.

Sehr interessant ist in dieser Beziehung das Märchen »Die Fische und der Fischer«. Ein kleiner goldiger Fisch, welcher Fischkönig ist, geräth ins Netz. Um die Freiheit wiederzuerlangen, verspricht er dem Eigenthümer des Netzes einen immer reichen Fang, wird nach der Gewährung der Bitte sein Freund und ladet ihn einmal während des Seesturmes in seine Hauptstadt. Die Beschreibung dieser Hauptstadt, volksthümlich und naiv, möchte ich (obwohl sie gewiss ganz unabhängig ist) in künstlerischer Beziehung mit der verwandten Schilderung Somadevas in dem stofflich ganz verschiedenen »Sattvaçilas Lohn« [1]) vergleichen.

Die Seefeen treten auch im »Wunderschiff« auf. Ein vom Sturme überraschter Fischer wird von der Bemannung eines versinkenden Schiffes um Rettung angegangen. Selbst in Verlegenheit, leistet der brave Mann Gewähr, nimmt die mit dem Tode Bedrohten auf sein Boot und wird hierauf von ihnen — denn es waren lauter *fées* und *féetauds* — reichlich belohnt.

Die Feen halten Menschenkinder zur Taufe (Petits yeux voient clair. Filleul de la *fée*) und beschenken sie mit Wundergaben. Im allgemeinen sind sie dem Menschengeschlecht nicht abhold, nur fordern sie für sich Ehrerbietigkeit. Charakteristisch in dieser Beziehung ist eine Episode der Erzählung »La fée de la Corbière«: Landleute arbeiten in der Nähe der Corbièregrotte, da hören sie eine Stimme: »Teig in den Ofen, Mägdlein, er ist schon glühend heiß!« Es sprachen dies augenscheinlich die Feen. Ein Ackersmann rief nun: »Backet auch mir einen Kuchen.« Zehn Minuten nachher erblickte er vor sich einen frischen, goldigen Kuchen. Als er aber ihn aufschnitt, fand er drinnen lauter — Borsten. Es kam hierauf ein armer Fischer, Mignette, und nachdem er erfahren hatte, wie die Bitte des andern gelautet hatte, hub er an zu rufen: »Verehrte Frauen, schicken Sie uns gefälligst einen Kuchen!« Der Kuchen erschien sogleich, frisch, goldig und diesmal schmackhaft über alle Maßen.

Die Fülle an interessanten Motiven ist in den »Contes des landes et des grèves« so bedeutend, dass ich des Raumes wegen nur die wichtigsten und dies in aller Kürze angehen will. In dem Märchen »La couleuvre« (Die Schlange) begegnen wir dem Volksglauben, dass auch eine Fee verzaubert werden kann. »La souris grise« zeigt uns eine rachsüchtige Fee, die sich in eine graue Maus verwandelt, um in dieser Gestalt einem Menschen, welcher ihren Feind vom Bisse einer von ihr gesandten Schlange gerettet hatte, zu schaden. Sie sieht es hauptsächlich auf seine Tochter ab, und interessant ist, dass ihre Macht für dieselbe gefährlich zu sein, am Tage, wo das Mädchen achtzehn Jahre alt wird, endigt.

[1]) Friedrich von der Leyen, Indische Märchen. Halle a. d. S. 1897, S. 53—65.

Schwungvoll und phantastisch ist das Märchen »Le vaisseau noir« (Das schwarze Schiff). Ein bretonischer Schiffer hört von einer mit Gold bedeckten Insel und unternimmt eine Reise dahin. Die Beschreibung der Insel, welche »wie eine Feuersbrunst über dem Meer glüht« und von Schiffen bewacht wird, die jeden, der sich ihr nähern möchte, zugrunde zu bohren bereit sind, ist knapp, wie alle Schilderungen der echten Volksmärchen. »Le rat marin« (Die Seeratte) verdient Beachtung wegen der Modernisierung des Stoffes. Ein zwölfjähriger Junge wurde von einem *fétaud* in eine Ratte verwandelt; diese Gestalt muss er zehn Jahre lang bewahren. Er ist aber ein geborner Schiffer, und auch seine Metamorphose hat ihn auf einem Schiffe ereilt. Er hatte nämlich beim *fétaud* als Schiffsjunge gedient, und nur weil er die Misshandlungen des überirdischen Vorgesetzten nicht ertragen wollte, entfloh er und zog sich dessen Rache zu. Ein Schiffscapitän, welcher nach China geht, begegnet nun auf einer Straße der Stadt Nantes der armen Ratte und wird von ihr gebeten, er möchte sie als Schiffsjungen an Bord nehmen. Der Vorschlag wird angenommen, das Schiff lichtet den Anker, und die Ratte erntet bald wegen ihrer Flinkheit und Behendigkeit reiches Lob. Darauf folgt der Aufenthalt des Schiffes in China, wobei der chinesische Charakter und die chinesischen Verhältnisse treffend geschildert werden. Dieses Hineinflechten der ganz modernen Umstände in ein Märchen, dessen Grundmotive so alterthümlich sind, sticht sehr eigenthümlich ab. Dank glücklicher Umstände wird die Ratte noch vor der Rückkehr nach Frankreich entzaubert und heiratet die Tochter des Capitäns.

Das uns schon bekannte Märchen »La fée de la Corbière« enthält eine beachtenswerte Verjüngungsperiode. Der höfliche Mignette gefällt so sehr einer Fee, dass sie ihn fragt, ob er sie heiraten möchte. »Gewiss«, antwortet Mignette. Weil er aber schon alt ist, so heizen die Feen einen Ofen glühend roth und werfen Mignette hinein. Nachdem er zur Asche geworden ist, nimmt eine der Feen dieselbe heraus, macht sie zum Teig ein, formt aus dem Teig einen jungen Mann, legt ihn ins Bett, und eine halbe Stunde später erwacht Mignette als schöner Jüngling. Weil er diesmal nicht getauft wurde, so kann er mit der Fee die Ehe eingehen und lebt fortan glücklich.

Im »L'homme et la couleuvre« bildet das Grundmotiv der Glaube, dass die Verspeisung des Schlangenfleisches die Gabe verleiht, die Sprache der Vögel zu verstehen. Im »L'homme qui vendit sa peau au diable« zeigt sich der Teufel auf die Menschenhaut lüstern und spendet Schätze einem Bauer, welcher ihm seine Haut verschreibt. Natürlich wird der Teufel nach des Bauern Tode geoppt.

Die Bretagne gehört zu denjenigen französischen Provinzen, welche von den auswärtigen Culturverhältnissen am wenigsten beeinflusst wurde. So wundert es uns nicht, wenn wir dort einer Volkserzählung begegnen, welche einen ausgesprochen mittelalterlichen Charakter hat. Es ist dies die Geschichte von drei Ärzten (Les trois docteurs). Drei Ärzte sind eifersüchtig aufeinander und wollen Beweise ihres Wissens liefern. Sie beschließen also, sich selbst den schwierigsten Operationen zu unterwerfen. Sie kommen in einem Zimmer zusammen, und hier nimmt sich der eine das Auge, der andere das Herz aus, der dritte schneidet sich den Arm ab. Hierauf gehen alle spazieren. Nach ihrer Rückkehr wollen sie alles wieder anheilen. Während ihrer Abwesenheit schleicht sich die Katze in das Zimmer, wo sie sich ihrer Körpertheile beraubt hatten, und verzehrt alles. Als die Magd dies bemerkt, tödtet sie die Katze und legt ihr Auge auf den Platz des verzehrten. Sie erwirbt sich hierauf einen Arm, den man einem auf dem Diebstahl ertappten Diebe just abgeschnitten hat. Schließlich sticht sie ein Schwein ab und ersetzt mit seinem Herzen das verzehrte. Die Ärzte kommen zurück und vollführen ihr Meisterstück. Ihre Gesundheit bleibt unerschüttert; aber als sie einander etwas später begegnen, erfahren sie, dass der eine immer Lust hat, Unsauberkeiten zu essen, dass beim anderen der angeheftete Arm alles wegstibitzt, und dass der dritte mit seinem einst herausgenommenen Auge nichts bei Tage sehe, bei Nacht aber die Mauern durchdringe. Sie entdecken schließlich, dass die Magd daran schuld ist. Sie schneiden ihr also den Arm ab, nehmen das Auge und das Herz heraus und ersetzen sie durch den Diebesarm, das Katzenauge und das Schweinsherz. Dafür eignen sie sich die genannten Körpertheile der Magd an. Da ändern sich die Dinge: der diesmal angeheftete Arm des einen der Ärzte stiehlt nicht, das neu eingelegte Auge des andern sieht bei Tage, doch der Arzt, welcher das Herz der Magd in seine Brust eingebettet hatte, ist auch diesmal nicht sehr gut bedacht. Er wird »neugierig und geschwätzig wie eine Frau«. Dieses wunderbare dreimalige Umwechseln der Körpertheile, die Macht, welche das Volk den Ärzten zuschreibt, das Localisieren der Eigenthümlichkeiten des Menschen in einzelnen Gliedmaßen, alles dies wirkt unheimlich. Man begreift, dass das mittelalterliche Volk, wenn es solches von Ärzten glaubte, sich gegen die Ärzte empörte und ihnen die Schuld beimaß, wenn eine Seuche ausbrach. Darum fanden in Frankreich noch im Jahre 1848 während der Cholera derartige Unruhen statt.

Einem genauen Beobachter wird auch der demokratische Hauch, der aus mehreren Märchen der Sébillot'schen Sammlung weht, nicht entgehen. Im »Wunderbaren Schiff« schenkt der vom Teufel verfolgte Prinz dem Boten des Belzebub zwei Matrosen, um nur selbst glücklich zu entgehen. Hierauf kehrt er nach Frankreich zurück. Aber die Matrosen kommen beinahe zu derselben Zeit heim; denn »sie trugen gehenedeite Gegenstände bei sich, und jedesmal, wenn der Teufel sie anrührte, verbrannte er sich daran, so dass er sie

schließlich nach Frankreich bringen musste«. Der Volkssinn stattet demnach die schlichten Leute mit genügender Wehr gegen den Teufel aus; den Prinzen lässt er unbewaffnet. Aber hier schließt die Geschichte nicht ab. Am Strande angekommen, erheben die Matrosen ein wüthendes Geschrei; sie erzählen das Geschehene, der Prinz wird festgenommen und bald darauf — erschossen. Von demselben Demokratismus sind im »Schwarzen Schiff« die Worte des Capitäns Jean durchdrungen. »Ich muss,« sagt er, »das Abenteuer unternehmen; ich werde mein Schiff mit Gold beladen und dann meine Matrosen damit beschenken, so dass sie bis ans Ende ihrer Tage wie große Herren leben werden.«

Die liebenswürdige Naivetät, welche uns in den Märchen so oft entzückt, kommt hier gleichfalls vor. Einer der Helden des »Petit oiseau« erblickt ein wunderhübsches Vöglein. Er ist schon alt, dreier Kinder Vater, dessenungeachtet verbringt er einen halben Tag damit, das Vöglein anzuschauen. Ein anderer geht seinen Bruder suchen, welcher König von Spanien geworden ist. Er zieht an vielen Schlössern vorüber, kein einziges aber schien ihm »schön genug zu sein, um einem König von Spanien anzugehören«. Die Riesen, welche in mehreren Märchen vorkommen, sind mit köstlicher Naivetät geschildert. Und auch die Märchenschlüsse gehören in dieselbe Kategorie. Gab's irgendwo ein Fest ohnegleichen (womit gewöhnlich die Märchen abschließen), so heißt es: »Die Spanferkel liefen in den Gassen herum, ganz gebraten, eine Gabel im Rücken. Wer nur da wollte, schnitt sich davon ein Stück ab. Der König aß an diesem Tage soviel Fleischgerichte, trank soviel Wein und Liqueur, dass er an verdorbenem Magen starb.« Gewiss handelt es sich hier nicht um die Lobsprüche eines der Gefräßigkeit huldigenden Menschen, sondern um eine witzige und schlichte Darstellung eines Gelages.

Ich bedaure sehr, den ebenfalls interessanten und reichhaltigen Theil, welcher Schwänke und Thiermärchen enthält, beiseite lassen zu müssen. Er ist, wie überhaupt das ganze Buch, in volksthümlichem und zugleich literarischem Ton gehalten, dessen glänzendstes Beispiel die Brüder Grimm gegeben haben.

W. Bugiel.

9.

Caland W.: Altindisches Zauberritual. Probe einer Übersetzung der wichtigsten Theile des Kâuçika-Sûtra. (Verhandelingen der Koninklijke Akademie van Wetenschappen te Amsterdam. Afdeeling Letterkunde. Nieuwe Reeks. Deel III, No. 2.) Amsterdam. Johannes Müller. 1900.

Ein ausgezeichneter holländischer Indologe und specieller Kenner des altindischen Rituals, W. Caland, bietet hier in deutscher Übersetzung einen ungemein reichhaltigen, mit interessanten, vergleichenden Anmerkungen ausgestatteten vedischen Text, welcher für die Kreise der Ethnologen, insbesondere für alle, die sich mit dem primitiven Zauberwesen, dem sogenannten Schamanismus, beschäftigen, von unschätzbarem Wert ist. Was die altindische, speciell die vedische Literatur für einen Reichthum des Materials in dieser Hinsicht besitzt, ist wohl noch nicht hinreichend bekannt, so wichtig und wertvoll auch die bezüglichen Darlegungen von Oldenberg, Hubert und Mauss ohne Zweifel sind. Caland eröffnet nun in dem vorliegenden Buche allen Forschern, die sich für diese Fragen interessieren, die Möglichkeit, direct an der Quelle zu schöpfen. Er hat von dem sogenannten *Kâuçika-Sûtra* den größeren, mit dem Zauberritual sich beschäftigenden Theil (Cap. 7—52) in sorgfältiger Übersetzung mit Einleitung, Anmerkungen und Indices dem Publicum vorgelegt. Das wird gerade heutzutage, wo das vergleichende Studium der Sitten und Bräuche, die comparative Ethologie, immer mehr Interesse und Beachtung findet, sicherlich in weiten Kreisen willkommen sein.

»Wer sich daran gewöhnt hat — sagt Caland mit Recht — »die alten Inder als ein hochgebildetes Culturvolk zu betrachten, berühmt durch seine philosophischen Systeme, durch seine dramatische Poesie, durch seine epischen Gedichte, wird überrascht sein, wenn er mit ihrem Zauberritual Bekanntschaft macht, und er wird einsehen, dass er das altindische Volk nur von einer Seite kennen gelernt hatte. Er wird finden, dass er hier auf die untersten Strata der vedischen Cultur stößt, und betroffen sein durch die Übereinstimmung des altvedischen Zauberrituals mit dem Schamanismus der sogenannten wilden Völker. Lässt man die eigenthümlich indischen Ausdrücke und Termini technici weg und denkt man sich an der Stelle des ‚Brahman' einen Schamanen, so könnte man fast meinen, das Zauberbuch des einen oder anderen nordamerikanischen Rothhautstammes vor sich zu sehen.« (a. a. O. IX.)

Speciell hat Caland neben den Sitten und Bräuchen indogermanischer Völker namentlich die von James Mooney im Jahre 1891 beschriebenen »Sacred formulas of the Cherokees« ausgiebig zum Vergleich herangezogen. Und er hat dies mit gutem Bedacht gethan, weil ihm nichts gefährlicher scheint, als ein Versuch, jetzt schon zu bestimmen, welche dieser Bräuche unter die Rubrik »Indogermanisch« unterzubringen sind (S. XII). Die Gefahr scheint mir jetzt, wo wir über das Allgemein-Menschliche eines starken Stratum an Sitten und Bräuchen bereits sicher orientiert sind, nicht mehr sehr groß zu sein; aber die Heranziehung

nichtindogermanischer, womöglich ganz abgelegener Völker, wie es z. B. ein Indianervolk ist, bleibt darum doch immer besonders lehrreich und instructiv. Wenn wir jetzt durch die Vergleichung gewisse Bräuche als indogermanisch wahrscheinlich machen, so werden wir uns immer schon klar darüber sein, dass damit noch nicht gesagt ist, jene Bräuche seien specifisch indogermanisch in dem Sinne, dass sie wo anders nicht vorkämen. Das »Indogermanische« nachzuweisen, ist ebenso berechtigt, wie der Nachweis des Semitischen, Finnisch-Ugrischen, Indianischen, ja des Indischen, Griechischen, Deutschen u. s. w. Wie viel von dem »Indogermanischen« auch zugleich allgemein-menschlich ist, wie viel ihm speciell und specifisch zugehört, wird die vergleichende Forschung schon ausweisen. Die Erbitterung gewisser Ethnologen, wie auch gewisser Specialisten (Indologen, Gräcisten u. s. w.) gegen das »Indogermanische« ist aus vergangenen Verhältnissen erklärlich, hat aber nicht die geringste Berechtigung. Von den Sitten und Bräuchen der Deutschen, der Griechen und der Inder ist auch sehr vieles allgemein-menschlich, darum bleibt es doch immer auch deutsch, griechisch und indisch. Und so wenig es besonders gefährlich ist, das Deutsche, Griechische und Indische feststellen zu wollen, so wenig ist es besonders gefährlich, das »Indogermanische« festzustellen. Man braucht sich da nicht von jedem Lärm gleich ins Bockshorn jagen zu lassen.

Die Menge der in dem vorliegenden Werke behandelten altindischen Zauberhandlungen ist so groß, dass ich auch von einer flüchtigen Übersicht derselben absehen und den Leser auf das Buch selbst verweisen muss. Die Anmerkungen bieten ihm außer Erläuterungen auch viel interessante Vergleichungen, die oft ungemein frappieren; z. B. S. 19 den Zauber mit den Lerchenzungen in Indien und Böhmen (um das Hersagen des Gelernten, respective das Sprechen überhaupt bei dem Kinde zu fördern); der Zauber mit dem Dachstroh zum Heilen von Krankheiten in Indien und Deutschland, respective auch bei nichtindogermanischen Völkern (S. 82, 182); das Lösen aller im Hause befindlichen Knoten zur Erleichterung der Geburt in Indien, und das Aufmachen aller Schlösser im Hause an Thüren und Kisten im Voigtlande und in Mecklenburg (S. 108); die Sturmbeschwörung in nacktem Zustande in Indien und bei den Huzulinnen (S. 128) u. dgl.

Einige Versehen im Deutschen wird man dem holländischen Gelehrten nicht zum Vorwurf machen. Er verdient unseren warmen Dank, dass er sein Buch deutsch veröffentlicht hat, und für den wesentlichen Inhalt des Werkes sind diese Dinge belanglos.

L. v. Schroeder.

10.

Foy, W.: Schwerter von der Celébes-See. Mit 6 Tafeln in Lichtdruck. — Anhang: Über den Namen Celébes. (Publicationen aus dem königlichen Museum zu Dresden. Bd. XII.) Dresden 1899. Fol. IV, 18 S.

In einer außerordentlich genau durchgeführten Untersuchung, die sich auf das im königlichen Museum zu Dresden und in der Literatur vorliegende Material stützt, behandelt der Verfasser den in der Gegend der Celébes-See heimischen Schwerttypus, dessen Haupteharakteristika folgende sind: »eine sehr lange, einschneidige, nach der Spitze zu verbreiterte, dort nach der Schneideseite abgeschrägte und ursprünglich stets mit Widerhaken versehene oder ausgezackte Klinge; ein großer Holzgriff mit einer sehr großen, im allgemeinen trapezoëderförmigen Barrière-Stange, einer längeren, mehr oder weniger gegen den Knauf abgesetzten Griffstelle und einem flachen, zumeist rachenförmigen Knaufe, der auf der Schneideseite fast gerade ansteigt und dort mit zwei Reihen (manchmal verloren gegangener) Büschel versehen ist; eine sehr einfache Scheide.« Das Ergebnis seiner Prüfung dieser Schwerter fasst Foy dahin zusammen, dass sie in drei Gruppen zerfallen, »von denen die älteste und feinste in der Gegend von Nord-Borneo und Sulu aus älteren Schwerttypen entwickelt und nur dort angefertigt worden ist, während die beiden anderen davon abgeleitet worden sind, die eine auf den Talaut-, die andere auf den Sangi-Inseln. Nach Nord-Celébes, woselbst keine Schwerter unseres Typus fabriciert worden zu sein scheinen, sind Exemplare aller drei Gruppen gelangt.« Im besonderen ergibt sich folgende Eintheilung der Schwerter:

»Der behandelte Schwerttypus zerfällt in zwei Hauptgruppen. Die eine (*A*) hat einen zierlicheren, zumeist auch reicher ornamentierten Griff und eine dünnere, elastischere Klinge; die andere (*B*) einen plumperen, meist auch wenig und roh ornamentierten Griff und eine dicke, unelastische Klinge.

Die erste Hauptgruppe (*A*) zerfällt wiederum in zwei Abtheilungen, von denen die eine (*Aa*) durch stumpfe kleine Widerhaken an der Klingenspitze, feinere Ornamentik und Holzscheiden, die andere (*Ab*) durch dreispitzige kleine Widerhaken, rohere Ornamentik und Bambusscheiden charakterisiert ist.

Gruppe *Aa* ist entwicklungsgeschichtlich die ursprünglichste, die Gruppen *Ab* und *B* sind davon abgeleitet.

Der Griff der Gruppe *Aa* geht auf Simhagriffe zurück; zu seiner ursprünglichsten Form gehört ein Knauf von Rachenform mit einer Art Rosette in der Mitte und mit einem bestimmten Ornamentstreifen längs der Haarbüschelseite, ferner eine 8-kantige Griffstelle.«

Zur selben Zeit als Foys Untersuchung erschien, hatte ich meine Abhandlung über »Indonesische Schwertgriffe« (Annalen des k. k. naturhistorischen Hofmuseums, Bd. XIV, S. 317—358) abgeschlossen, in welcher ich einige Schwerter des besprochenen Typus in Bezug auf die Griffbildung untersuchte und als deren Heimat Mindanao feststellte. Mit Foy stimme ich darin überein, dass der Griff dieser Schwerter zu den Rachengriffen gehört; doch halte ich es noch nicht für ausgemacht, dass der Griff sich aus dem Simhagriffe, wie er für Sulu und Java typisch ist, direct entwickelt hat, schon deshalb nicht, weil bei unseren Griffen der Rachen sich auf der Klingenrückenseite befindet, während die Simhaköpfe nach der Schneidenseite gewendet sind. Auf die Ähnlichkeit der Ornamentbänder möchte ich kein besonderes Gewicht legen. Das, was man auf den ersten Blick für den Rachen zu halten geneigt sein könnte, bezeichne ich als Scheinrachen, als eine ganz secundäre Bildung, die allerdings für unsere Schwertgriffe typisch ist, wenn wir die reguläre Form im Auge behalten. Ich habe Foys Buch in meinem Colleg »Ethnographische Übungen« in diesem Sommersemester ausführlich erörtert und gefunden, dass seine Eintheilung völlig einwandfrei ist; sie muss in Hinkunft als richtunggebend betrachtet werden.

Es erübrigt mir nur noch, da ich auf die Einzelheiten doch nicht eingehen kann, zur Kennzeichnung unserer beiderseitigen Meinungen, die im wesentlichen dieselben sind, hier die Bemerkungen Foys anzuführen, die er mir in einem Briefe vom 2. Februar 1901 mittheilte:

»Sie suchen die ursprüngliche Heimat des von mir behandelten Schwerttypus auf den Philippinen und fügen hinzu: ‚wiewohl Foy zu dem Ergebnisse kommt, dass diese Schwertgruppe in der Gegend von Nord-Bórneo und Sulu aus älteren Schwerttypen entstanden und nur dort verfertigt worden ist' (S. 348). Einmal ist dies insofern nicht richtig, als ich nur die älteste Gruppe meines Schwerttypus dort verfertigt sein lasse, während zwei weitere davon abgeleitete auf den Talaut- und auf den Sangi-Inseln zu Hause sind (wofür ich jetzt weitere Beweise in Händen habe). Sodann verstehe ich nicht die Adversativpartikel ‚wiewohl'; denn wenn ich die ältesten Schwerter in der Gegend von Nord-Bórneo oder Sulu-Mindanao entstanden sein lasse, so halte ich sie doch ebenso wie Sie für einen Philippinentypus; nördlicher als bei den Piratenstämmen von Sulu und Mindanao (die ich immer als einen Begriff gefasst habe, vgl. S. 2, 5[b]) können sie keinesfalls zu Hause sein, und dafür sprechen Sie selbst sich ja auch nicht aus. Sie scheinen nur spezieller Mindanao als Heimat der betreffenden Schwerter anzusehen (S. 349 oben)[1]), wofür ich aber keinen Anhalt finde: es ist immer zu bedenken, dass die Piratenstämme von Nord-Bórneo, Sulu und Mindanao eine noch unzerlegbare ethnographische Einheit bilden, wie es bei ihrem gegenseitigen Verkehre nicht anders zu erwarten ist, und daher weisen Sie selbst an anderer Stelle (S. 357) mit Recht unsern Schwerttypus einem Gebiete Sulu-Mindanao-Nord-Bórneo zu, genau so wie ich (z. B. S. 6[b] f.).

Die runden ornamentierten Holzschilde, die bei den Dusun (Sundajak) ebenso wie unsere Schwerter angetroffen worden sind, stammen ebenfalls von den Piratenstämmen Sulu-Mindanaos (vgl. Mus. Dresden Nr. 11682/3; Worcester, Philippine Islands, 1898, S. 161, 170) und sind vielleicht durch die Hände der Lanuns dahin gekommen. Die Herknuftsangabe des Wiener Stücks, ‚Moros auf Luzon', beruht wohl nur auf einem Versehen, denn da sind in letzter Zeit, soviel ich weiß, gar keine Moros mehr ansässig gewesen, und früher waren es dieselben Leute, die auf Sulu, Mindanao und Nord-Bórneo sitzen.

Zu S. 348 Ihrer Abhandlung bemerke ich, dass ich wohl auf die Entwicklung des Griffs Rücksicht genommen habe (S. 8 ff.). Ich habe nicht nur die Entwicklung des Griffs innerhalb meiner Gruppen genauer besprochen, sondern auch durch die Ornamentik erwiesen, dass der Griff auf einen Simhagriff zurückgehen muss. Der genauere Weg dieser Entwicklung lässt sich nur bei ganz intimem Eingehen in sämmtliche Schwertformen Indonesiens festlegen, doch werden Sie recht haben, wenn Sie meinen, dass die Schnitzerei auf der Klingenrückenseite auf den Rachen eines Simhagriffes zurückgeht (der scheinbare Rachen hat sich dann aus der Oberkante des Simhagriffes sammt Protuberanz entwickelt).

S. 357 Ihrer Abhandlung haben Sie übersehen, dass ich die Schwerter der Timorgruppe ausführlicher behandelt habe (S. 4 f. mit Tafel VI). Das zu unserem Schwerttypus gehörige Schwert von Timor im Berliner Museum ist wirklich dort erworben, stammt aber schon deshalb sicherlich von Sulu, weil die Klinge ebenso wie die typischen Sulu-Krisse mit pfeilspitzenförmigen Gebilden in Silber eingelegt ist. Das von Holland aus dem Dresdner Museum zum Kauf angebotene ‚Timor'-Schwert ist jetzt im Leidener Museum (vgl. Rijks Ethn. Mus. te Leiden, Verslag Jan. 1897 bis Sept. 1898, S. 9).«

---

[1]) Ich verlegte eben die eigentliche Heimat, den Ursprung dieses Schwerttypus nach Mindanao und suchte darzuthun, dass er von dort aus nach Süden gewandert sei; darauf bezog sich das Wörtlein »wiewohl«, das durch ein besseres hätte ersetzt werden können. Mindanao-Sulu-Nord-Bórneo bezeichnet doch nur das heutige Verbreitungsgebiet im allgemeinen.

Im selben Briefe gibt Foy folgende schätzenswerte Ergänzungen zu seinen und meinen Ausführungen:

Die bei Ihnen abgebildeten Schwerter unseres Typus, Fig. 75—77, gehören zu meiner ersten Gruppe heimisch in Sulu-Mindanao-Nord-Borneo) wegen der Feinheit und Form der Griffschnitzerei, Fig. 77 auch wegen der Form der Klingenspitze und Fig. 76 wegen der Auszackung mit Messingeinlage an der Klingenspitze, was speziell sogar nach Borneo weist, ebenso wie die lose befestigte Rosette sammt Metallglocke am Griffknaufe und die Scheide. Dazu gehört auch das bei Belcher, Narrative of the voyage of H. M. S. Samarang I (1848) zu S. 266—67 abgebildete Schwert.

An weiteren Abbildungen von Schwertern des in Frage stehenden Typus notierte ich mir:

Free Museum of Science and Art., Dep. of Arch. and Paleont. Univ. Pennsylv., Bulletin II (1899), S. 98, Fig. 54: Schwert von den Moros auf Mindanao.[1])

Meyrick, Abbildung und Beschreibung von alten Waffen und Rüstungen. Aus dem Englischen von G. Fincke. 1834. Pl. CXLVII. Fig. 5 und 6 (sehr ähnlich Nr. 3 in meiner Abhandlung, also von den Moros, nur unten gezackt wie die typischen Schwerter daher).

F. H. Sawyer, The Inhabitants of the Philippines (1900), Tafel zwischen S. 362/3 (Schwerter von den Moros, undeutlich).

Wilkes, U. S. Exploring Expedition V, 306 (angeblich von Manilla, gehört aber zu meiner ersten Gruppe, vgl. die Klingenspitze). Dahin gehört auch Knight, Ann. Rep. Smiths. Inst. 1879, S. 263, Fig. 90c.

Eine erste Bestätigung meiner Vermutung, dass Schwerter unseres Typus auch auf den Molukken zu finden sein werden (S. 11[b] bei mir), kommt durch Kükenthal, Im Malayischen Archipel, Forschungsreise in den Molukken und in Borneo (1896), S. 186: ‚Dass auch längere, eigentliche Schwerter nicht fehlen (nämlich auf den Molukken), zeigt das aus dem Distrikte Galela stammende Schwert, welches Tafel V, Fig. 34, abgebildet worden ist. Es ist gestreckt, oben (d. i. vorn) etwas breiter und auch beträchtlich schwerer, so dass der Hieb eine ganz besondere Wucht erlangt, und am Rande ist es mit einigen Löchern versehen.' Die Klinge des Schwertes kann nur von unserem Typus, und zwar von seiner ersten Gruppe stammen, darauf weisen schon die Löcher, während die Widerhakenpartie verstümmelt ist; der Griff ist ein Simbagriff und sekundär dazu geschnitzt (auf den Molukken? oder im Heimatslande der Klinge?).

Eine weitere Bestätigung meiner Vermutung kann man, glaube ich, darin sehen, dass in einem alten Buch von Bartholomæo Leonardo d'Argencola vom Jahre 1609, deutsch als ‚Beschreibung der Molukischen Insel' 1710 erschienen, S. 31 die Rede davon ist, dass die Insulaner Säbel, ‚welche sie Campilanen nennen und schwer und schneidend genug sind', fabrizieren. Der Name Campilan ist typisch nur für die Schwerter unseres Typus von Sulu-Mindanao-Nord-Borneo (vgl. in meinen ‚Schwertern', S. 2 f.), und so wird es sich nur um eingetauschte Schwerter von dort handeln.«

In einem weiteren Schreiben vom 28. Februar 1901 fügt Foy noch folgende Ergänzungen bei, die ich ebenfalls in vollem Wortlaut wiedergebe:

»Zwei Schwerter des Typus aus der Celébes-See sind auch abgebildet in: ‚Photographs from the collections of the British Museum, taken by S. Thompson, First Series', Nr. 56. Das eine gehört sicher zu meiner ersten Gruppe (wegen der Widerhakenpartie an der Klingenspitze und wegen der Grifform sammt Ornamentik), und zwar wird es spezieller von Borneo stammen (wegen der Rosette — wie am Schwert Nr. 1 in meiner Arbeit — und wegen der gleichartigen Scheide); das andre Schwert gehört ebenso sicher zu der Sangi-Gruppe (wegen der nur roh losgerissenen Widerhaken an der Klingenspitze und wegen des roheren Griffs sammt sekundärer Ornamentik).

Auf derselben Photographie sind auch drei Schwerter aus der Timorgegend abgebildet.

Dass man erwarten darf, auf den Molukken Schwerter des von mir behandelten Typus zu finden, ergibt sich auch daraus, dass nach einer alten Urkunde der König von Siao 1677 an den König von Ternate 50 Schwerter als Buße entrichten musste (vgl. BTLV. (3) 1867, Bd. II, S. 301).«

Indem ich im vorstehenden so viel als möglich Herrn Foy selbst sprechen ließ, glaube ich der Sache mehr gedient zu haben, als wenn ich diese schätzbaren Mittheilungen in eine längere Besprechung eingeflochten hätte.

Wilh. Hein.

11.

Seler, Dr. Eduard: Das Tonalamatl der Aubin'schen Sammlung. Eine altmexikanische Bilderhandschrift der Bibliothèque Nationale in Paris (Manuscrits Mexicains Nr. 18—19). Auf Kosten Seiner Excellenz des Herzogs von Loubat herausgegeben. Mit Einleitung und Erläuterungen. Berlin 1900. Querfolio. VIII. 146 S. Text.

Diese altmexikanische Bilderschrift aus der Bibliothèque Nationale in Paris ist auf Kosten des Herzogs von Loubat, des unermüdlichen Förderers altamerikanischer Studien, in Paris facsimiliert worden und, mit einer Einleitung und Erläuterungen von Dr. Eduard Seler versehen, in Berlin 1900 erschienen.

[1]) Schon von mir in meiner Abhandlung angeführt.

Schon vor vielen Jahren wurde für die »Anales del Museo Nacional de México« eine Copie hergestellt, bei der aber nur zwei Blätter coloriert waren. Eine solche Copie hat seinerzeit Seler benützt, um im Jahre 1888 auf dem Amerikanisten-Congress in Berlin eine größere Arbeit über dieses interessante Tonalamatl vorzulegen, die in dem Compte rendu jenes Congresses, S. 521—735, erschienen ist. Damals handelte es sich um ein noch wenig erforschtes Gebiet, in das Seler bahnbrechend eindrang, auf dem er freilich auch später immer vorangeblieben ist. Mancher eingeschlagene Pfad mag sich als ungangbar erwiesen haben, die von ihm eröffneten Hauptwege sind aber geblieben, nur dass sie uns heute überall geebnet erscheinen und weite und klare Ausblicke gestatten, wo früher die Fülle des zusammengetragenen Materials zuweilen behindernd wirkte.

Für die jetzige Umarbeitung war es für Seler besonders wichtig, dass ein dem Aubin'schen sehr ähnliches Tonalamatl des Palais Bourbon in Paris, der sogenannte Codex Borbonicus, im Jahre vorher ebenfalls facsimiliert erschienen war. Derselbe ist viel besser gezeichnet als der Aubin'sche und viel reichhaltiger in der Symbolik, so dass manches, das in dem Aubin'schen nur flüchtig und unvollständig hingeworfen ist, hier erst zum Verständnis kommt. Außerdem enthält derselbe einen wichtigen Anhang mit Darstellungen der 18 Monatsfeste. Ich brauche wohl nicht zu sagen, dass außer diesem Codex alles, was sonst noch zur Erklärung dienen kann, vergleichend herangezogen ist.

Das Aubin'sche Tonalamatl hat ehedem zu der berühmten Boturini'schen Sammlung gehört, doch fehlen ihm leider, wie auch dem Borbonicus, die ersten beiden Blätter. Seler gibt über das alles im ersten und zweiten Abschnitt der Arbeit eingehende Auskunft, während im dritten Abschnitt die Bedeutung dieser Art Bilderschriften erläutert wird, die man früher irrthümlicherweise Ritualkalender nannte und für die Seler mit Recht die Bezeichnung »Schicksalsbuch« oder »das Buch der guten und bösen Tage« vorschlägt. Die erste, kürzere Bezeichnung ist wohl annehmbarer, denn das Tonalamatl diente ja thatsächlich zu augurischen Zwecken.

Seler bringt dann im vierten und fünften Abschnitt die Erläuterung der 20 Tageszeichen und der sie begleitenden Zahlen 1—13, welche die erste Reihe im Tonalamatl bilden. Über den Ursprung des Tonalamatl von 260 Tagen und der Zahl 13 stellt Seler eine neue Hypothese auf, die ich wörtlich folgen lasse. Er geht (S. 17[1]) davon aus, dass das Sonnenjahr der Alt-Mexikaner zu 365 und der Venusumlauf zu 584 Tagen in einem Verhältnis zu einander von 8 zu 5 stehen, und fährt dann fort: »Sucht man nun in dieser größeren Periode, in der Sonnenjahr- und Venusperiode gleicherweise aufgehen, sowohl die 8, als die 5, zu sondern, so findet man, dass diese größere Periode $= 5 \times 8 \times 73$ Tagen, das Sonnenjahr $= 5 \times 73$, die Venusperiode $= 8 \times 73$ Tagen ist. Ich glaube nun, dass die alten Mexikaner — oder wem sonst die Erfindung des Tonalamatl zuzuschreiben ist — aus dem Sonnenjahr und der Venusperiode eine Einheit gemacht haben, die $5 \times 73 + 8 \times 73$ oder 13×73 Tage umfasst haben würde. Nimmt man diese Periode als Einheit an, so würde die nächst höhere Periode, gemäß dem vigesimalen Zahlensystem der Mexikaner, die Periode von $20 \times 13 \times 73$ gewesen sein. Das ist der bekannte Cyklus von 52 Jahren, die mexikanische Aera. Vergleicht man nun diese Aera mit dem Sonnenjahr und mit der Venusperiode, so sieht man, dass hier die Zahl 260 der Fünf des Sonnenjahres und der Acht der Venusperiode entspricht. In dieser Weise, durch Zusammenlegung des Sonnenjahres und der Venusperiode, sind, wie ich glaube, die Mexikaner, oder wer sonst den Kalender erfunden hat, auf die Zahl 13 und auf das Tonalamatl von 260 Tagen gekommen.«

Seler scheint hiernach anzunehmen, dass vor der Erfindung des Tonalamatl der bekannte mexikanische Kalender von 365 Tagen mit seiner Grundlage von 20 Tageszeichen und 13 Begleitzahlen noch nicht bestanden hat. Mir ist diese Annahme nicht verständlich, denn um solche rechnerische Operationen und Combinationen vornehmen zu können, wie er sie voraussetzt, mussten doch schon genaue Beobachtungen der betreffenden astronomischen Vorgänge nicht nur gemacht, sondern auch durch längere Zeiträume hindurch registriert worden sein, beziehungsweise man muss eine Zeitrechnung, einen Kalender gehabt haben. Wie ein solcher beschaffen gewesen sein kann, ohne jene Grundzahlen 20 und 13, vermag ich mir nicht recht vorzustellen, d. h. für Alt-Mexico.

Sehr ansprechend und klar erscheinen mir dagegen die in den Abschnitten 6—9 gegebenen Auseinandersetzungen über die Verwendung der 9 und 13 Gottheiten im Tonalamatl und ihr Parallelismus mit den 9 Nacht- und 13 Tagesstunden, wie es schematisch auf Seite 31 dargestellt ist. Diesem Parallelismus gesellt sich dann noch der weitere mit den 9 Unterwelten und den 13 Himmeln hinzu. Merkwürdigerweise sind die 13 Tagesherren in der reihenförmigen Anordnung des Tonalamatl nur in dem von Aubin und in dem Borbonicus vertreten, und denselben ist sogar noch eine vierte Reihe von 13 liegenden Wesen hinzugefügt (Reihenfolge: 6 Vögel, 1 Schmetterling, 6 Vögel), die für sich allerdings auch im Codex Borgia zu finden sind. Im Aubin'schen Tonalamatl erscheinen diese gefügelten Wesen als die Verkleidung mehr weniger deutlich erkennbarer Gottheiten, deren theilweise Identificierung durch Seler gelungen ist, die aber nur theilweise Übereinstimmung mit den 13 Tagesherren darbieten, so dass ihre Bedeutung an dieser Stelle und in dieser Form noch nicht recht klar ist.

Im Abschnitte 10 kommen dann die Gottheiten zur Besprechung, welche die 20 sogenannten Wochen von je 13 Tagen regieren und die, umgeben von bezüglichen Symbolen und meist auch begleitet von einer zweiten Gottheit, das Hauptbild auf jeder Seite des Tonalamatl bilden. Diese Regenten entsprechen denen der 20 Tageszeichen, nur fällt der 11. der letzteren, *Macuil xochitl*, in der Reihenfolge aus, für den am Ende der Reihe eine andere Gottheit angefügt wird.

Bei der Reichhaltigkeit der Götterwelt der in Mexico ansässigen Stämme in der vorspanischen Zeit und bei der, besonders durch Wanderungen, theils friedlich, theils durch Eroberung erfolgten Durchmischung dieser Stämme ist es nicht zu verwundern, wenn das Bild der einzelnen Gottheit nach den Überlieferungen zuweilen etwas verworren erscheint. Die spanischen Überlieferer waren oft gar nicht in der Lage, die ihnen gewordenen Auskünfte kritisch zu prüfen, beziehungsweise zu sondern. Ich gebe nun ohne weiteres zu, dass Seler nach dieser Richtung hin schon viel Klarheit geschaffen hat, aber es liegt in der Schwierigkeit der Aufgabe, dass noch viel Unklarheit vorliegt, und dass man im Einzelfalle verschiedener Ansicht sein kann. Die Reichhaltigkeit des im Abschnitt 10 zusammengetragenen Materials für die Deutung der verschiedenen Gottheiten und ihrer Symbole kann ich nicht im einzelnen besprechen; ich will nur ein Beispiel anführen, aus dem sowohl die in Betracht kommenden Schwierigkeiten, wie auch die Möglichkeit einer verschiedenen Deutung hervorgeht. Doch ehe ich das thue, muss ich meinen Standpunkt über die Benutzung der einschlägigen Bilderschriften darlegen, weil schon darin ein Anlass zu abweichender Beurtheilung liegen kann.

Die Bilderschriften lassen sich nach ihrem ethnisch verschiedenen Ursprung, wie Seler das schon mehrfach gethan hat, ohne große Schwierigkeit in einige große Gruppen bringen, von denen hier nur die sogenannte mexikanische Gruppe in Frage kommt. Zu ihnen gehören zunächst das Tonalamatl Aubin, der Codex Borbonicus und der Telleriano-Remensis, beziehungsweise die Copie vom letzteren, der Vaticanus A. Schon diese drei zeigen unter sich, wenn auch weniger in ihrem allgemeinen Charakter, als in der Art der Ausführung Verschiedenheiten, von denen ich nicht entscheiden möchte, ob sie nur einer Verschiedenheit des Könnens ihrer Verfertiger entspringen, oder ob sie auch localen Ursprungs sind. Diesen reiht Seler nun in der vorliegenden Arbeit auch die unter einander dem Charakter, wenn auch nicht der Ausführung nach zusammengehörigen Codices Borgia und Vaticanus B an, die er als Borgia-Gruppe zusammenfasst. In seiner schönen Arbeit über »die Wandmalereien in Mitla« hat Seler in überzeugender Weise dargelegt, dass die Verfertiger des Codex Borgia zu den Naua-Völkern gehört haben müssen, aber nicht zu dem Zweige, der auf dem Hochplateau Mexicos ansässig war, sondern zu einem südlicher ansässigen Theile dieser Völker, der als Träger der sogenannten Tolteken-Cultur gekennzeichnet wird. In der vorliegenden Arbeit erklärt nun Seler (Seite 73[1]), dass die Verfertiger der Borgia-Gruppe mexikanisch redende Leute gewesen sein müssen, weil in diesen Codices das Symbol *teoatl tlachinolli* vorkommt, das einer Phrase entspricht, die nur in der mexikanischen Sprache als symbolischer Ausdruck für »Krieg« bekannt ist. Ich komme noch auf diese Beweisführung zurück, möchte aber bemerken, dass das Wort »mexikanisch« leicht zu Missverständnissen Anlass geben kann. Weil die Mexica oder Azteca zur Zeit der Eroberung die machthabende Stellung einnahmen, hat man die Sprache »mexikanisch« anstatt richtiger *nauatl* genannt. In Wirklichkeit bestand doch jener Theil der auf dem Hochplateau wohnenden Naua aus recht verschieden gearteten Völkern, und es wäre sehr verkehrt, wollte man für Fragen, wie die hier behandelten, die verschiedenen Culturcentren wie Tenochtitlan, Chalco, Tezcuco u. s. w. unter der Bezeichnung »mexikanisch« zusammenfassen. Auf die Bilderschriften zurückkommend, geht Seler beispielsweise zur Erklärung gewisser Fragen gerne von dem reichhaltigeren und besser gezeichneten Codex Borgia aus, der für mich aber ein weit höher entwickeltes, reicheres Culturleben vertritt als z. B. der in seiner Art auch besser gezeichnete Codex Borbonicus (gegenüber dem Tonalamatl Aubin). Trotz mancher Übereinstimmungen möchte ich beide doch strenge auseinanderhalten und gerade auf Grund solcher Verschiedenheiten, deren genaue Feststellung und Bedeutung im einzelnen noch aussteht, halte ich es in bestimmten Fragen für gefährlich, Beispiele aus den verschiedensten Bilderschriften heranzuziehen, sofern sie nicht absolute Übereinstimmung zeigen, wie das aus der nunmehr folgenden Besprechung hervorgehen dürfte, der ich die 9. Woche *ce coatl* zu Grunde lege.

Der Regent der 9. Woche und des 9. Tages *atl* ist *Xiuhtecutli*, der Feuergott. Wie Seler richtig bemerkt, bestehen zwischen dem Wochenzeichen »Schlange« und dem Tageszeichen »Wasser« natürliche Beziehungen. Seler sagt nun Seite 71 f., dass es scheine, als ob auch hier der Feuergott rein seiner Gegensätzlichkeit halber Regent dieser Zeichen geworden wäre; das sei aber nicht der Fall, weil die Mexikaner bei *atl* »Wasser« nicht bloß an das bewegliche Element gedacht hätten. Er fährt dann fort: »*Atl* ‚Wasser' selbst ist erst ein abgeleiteter bildlicher Ausdruck, der ursprünglich etwa ‚das Schießende' bedeutet. Abgeleitet von einem Zeitworte *a*, das in dem Sinne von ‚schießen, Speerwerfen' in der That gebraucht wurde.« Als Ableitungen von diesem Zeitworte werden angeführt *atlatl*, »womit man schießt«, »das Wurfbrett«, *atic mitl* »der geflügelte Pfeil«, ferner auch das Nomen *atl* »das Speerwerfen«, »das zwar in dieser Bedeutung allein, wie es scheint, nicht mehr gebraucht wurde, wohl aber in der Verbindung *atl tlachinolli*, Speerwerfen und Verbrennen der

Felder', einem bekannten, viel gebrauchten, symbolischen Ausdruck für Krieg«. Seler fügt noch hinzu, dass für diesen symbolischen Ausdruck auch häufig *teoatl tlachinolli* gesagt wird, dass aber die Silbe *teo* hier »echt« bedeuten soll, also das echte, das wahre Wasser, d. h. Speerwerfen. Zum Beweis dafür, dass man bei dem 9. Zeichen *atl* nur diese Bedeutung im Sinne gehabt habe, weist Seler noch darauf hin, dass der Interpret des Codex Vaticanus A (einer Copie des Telleriano-Remensis) den Feuergott ausdrücklich als »advocato della guerra« bezeichnet hat. Diese ganze Beweisführung Selers lässt sich dahin zusammenfassen, dass die Phrase *atl-* oder *teoatl tlachinolli* mit Speerwerfen und Feldbrand zu übersetzen ist, mithin Krieg bedeutet, und dass dies als Symbol bei dem Feuergotte *Xiuhtecutli*, der auch ein Kriegsgott ist, sehr wohl am Platze ist.

Da Seler die mexikanische Sprache beherrscht, so muss ich seine sprachlichen Auseinandersetzungen als richtig annehmen, nur möchte ich zu der Übersetzung der Silbe *teo* bemerken, dass mir selbst aus den von ihm angeführten Beispielen nicht die Nothwendigkeit hervorzugehen scheint, sie mit »echt« zu übersetzen, anstatt mit »göttlich« oder »kostbar«, wie es bei vielen anderen damit zusammengesetzten Wörtern geschehen muss. Doch das ist ziemlich nebensächlich, wichtiger ist mir die Deutung des Feuergottes zugleich als Kriegsgott. Die angeführte Notiz des Interpreten des Codex Vaticanus A ist für mich nicht beweiskräftig, denn meiner Ansicht nach hat ihn nur das *xiuhatlatl* (das Türkiswurfbrett) in der Hand des Gottes dazu verleitet, weil ein solches nicht nur bei echten Kriegsgöttern wie *Uitzilopochtli*, sondern auch bei anderen, wie z. B. *Quetzalcouatl*, vorkommt. Es soll doch in solchen Fällen wohl nur andeuten, dass der Gottheit auch den Menschen schädigende, verheerende Eigenschaften inne wohnen, was ja beim Feuergotte leicht verständlich ist. Außerdem glaube ich aber nachweisen zu können, dass das Symbol *atl tlachinolli* in den herangezogenen Darstellungen nicht zu *Xiuhtecutli* gehört.

Die Phrase *teoatl tlachinolli* oder *atl tlachinolli* ist nach Molinas Wörterbuch eine Metapher für Krieg oder Schlacht, und bei dem Worte *atl* steht allerdings unter anderen Bedeutungen auch das Wort »Krieg«, wodurch Selers Ableitung Bestätigung findet. Das Wort *tlachinolli* bedeutet »angebranntes Feld«, also kürzer »Feldbrand«, und seine Anwendung in der besagten Phrase ist leicht verständlich, weil man das Abbrennen der Felder nicht nur zur Vorbereitung der Aussaat, sondern auch zur Schädigung des Feindes ausübte. Die Anwendung des Wortes *atl* oder *teoatl* ist nach Selers Deutung auch ohne weiteres verständlich; es könnte nur das Bedenken auftreten, wie man denn bei der Darstellung die verschiedenen Bedeutungen des Wassers kennzeichnen konnte. Seler führt an anderer Stelle als Beweis für seine Deutung des Wortes *atl* in der Phrase *atl tlachinolli* noch an, dass dazu das Anbringen von Pfeilen oder Speeren in der Zeichnung des Wassers benützt ist. Wie aus meiner eingehenden Besprechung der Abbildungen hervorgeht, ist das da, wo das Symbol zusammenhängend dargestellt ist, nicht der Fall, sondern nur da, wo es getrennt vorkommt Daraus ziehe ich den Schluss, dass die verbundene Darstellung von Wasser und Feldbrand ein für allemal nur für jene Metapher für »Krieg« galt, also auch keines besonderen Kennzeichens bedurfte, dass hier das Wasser Speerwerfen bedeuten soll. Da es nun für Krieg ein eigenes Wort *yaoyotl* und eine eigene Hieroglyphe »Schild mit Obsidianschwert oder Speeren« gibt, so drängt sich zunächst die Frage auf, ob nicht in der Bedeutung des eigentlichen Wortes für Krieg und der Metapher *teoatl tlachinolli* ein Unterschied liegt, eine Frage, die um so berechtigter ist, als ja die symbolischen Darstellungen durchaus verschieden sind. Ich möchte nun diese Verschiedenheit der Bedeutung wie folgt präcisieren. *Yaoyotl* ist der allgemeinere Begriff »Krieg«, während die Metapher etwas Besonderes mit dem Kriege Verknüpftes bezeichnet. Schon Preuß[1]) macht im Anfange seiner unten bezeichneten Arbeit darauf aufmerksam, dass in der Regel die Hieroglyphe für *yaoyotl* in den Codices historischen Inhalts, das Symbol *teoatl tlachinolli* in denen religiösen Inhalts vorkommt. Im besonderen meine ich nun folgendes: Abgesehen von den äußeren Veranlassungen zum Kriege und den aus demselben hervorgehenden Gebietserweiterungen, dem Auferlegen von Tributen und der allgemeinen Machterweiterung, was Alles den Krieg im allgemeinen kennzeichnet, wurde noch der besondere Zweck verfolgt, Kriegsgefangene zu machen, um den Göttern Opfer darbieten zu können, eine Gepflogenheit, die besonders von den Azteken zu einer so erschreckenden Höhe gebracht worden ist. Das war ein ausschließlich religiöser Zweck, für den man sehr wohl auf die Idee kommen konnte, in den religiösen Bilderschriften, wo es gerade angebracht war, nicht das allgemeine, sondern ein besonderes Symbol anzuwenden. Warum man dazu gerade jene Metapher, das *teoatl tlachinolli*, benützte, mag dahingestellt bleiben; die Frage hat auch weniger Bedeutung. Prüfen wir nun einmal, wie sich die von Seler herangezogenen einzigen Beispiele aus den Bilderschriften zu dieser meiner Annahme verhalten.

Zuerst hat Seler meines Wissens das betreffende Symbol in »Die Mexikanischen Bilderschriften Alexander von Humboldts«, Berlin 1893, Fragment III und IV, nachgewiesen. Diese Fragmente bilden, wie Seler daselbst nachweist, Theile einer großen Bilderschrift aus der Sammlung Boturinis, die aus Huamantla,

[1]) Dr. K. Th. Preuß, Die Hieroglyphe des Krieges in den mexikanischen Bilderhandschriften. Zeitschrift für Ethnologie, XXXII, 1900, Heft IV.

Provinz Tlascallan, stammen soll und eine Schlacht zwischen einheimischen Stämmen darstellt; es soll darauf auch die Ankunft von Cortez gezeichnet gewesen sein, so dass diese Bilderschrift wohl kurz nach der spanischen Eroberung oder während derselben angefertigt ist. Auf dem größeren Fragment sieht man zunächst zwei verschlungene Bänder, deren eines blau, mit den bekannten schwarzen Wirbel- und Linien-Zeichnungen des Wassers und an den Seiten und am Ende mit Ausläufern versehen ist, an denen weiße Scheiben (Tropfen?) und Schneckengehäuse hängen. Dies ist genau die in den Bilderschriften übliche Darstellung für Wasser. Das andere Band ist abwechselnd in graue und gelbe Felder getheilt, die reihenweise hufeisenförmige Figuren und Punkte in respective Schwarz und Roth enthalten. Es endet in eine blütenkelchartige, rundlich ausgezackte Figur. Das Feld oder der Acker wird ebenso dargestellt, nur pflegen dann die gelben Felder grünlich oder bräunlich zu sein. Die gelbe Farbe mit rother Zeichnung bedeutet immer »brennend« oder »mit Feuer in Verbindung stehend«, so dass die Übersetzung dieses Bandes mit »Feldbrand« wohl unantastbar ist. Ich füge noch hinzu, dass bei der Hieroglyphe Feld oder Acker die hufeisenförmigen Figuren häufig die Form eines spitzen Winkels annehmen und dass auch die Punkte zuweilen ganz fehlen oder allein vorhanden sind. Das sind Abweichungen, die wohl mit mehr weniger flüchtiger Zeichnung zusammenhängen. Dies Symbol steht auf dem betreffenden Blatte dreimal senkrecht untereinander. Rechts davon steht ebenfalls senkrecht untereinander eine Reihe Krieger in kämpfender Stellung, und Pfeile oder Speere kommen von der linken Seite des Symbols auf sie zugeflogen, so dass man annehmen muss, dass auch dort Krieger, d. h. die feindliche Partei, gestanden sind. In der That sieht man auf dem Reste des hier abgerissenen Blattes noch Spuren von nach rechts gerichteten und von rechts kommenden Pfeilen oder Speeren. Ich bemerke dazu, dass diese Pfeile oder Speere das Symbol selbst nicht berühren. Hinter den Kämpfenden sieht man noch Krieger, die Gefangene fortführen u. a., was hier nicht erörtert zu werden braucht. Die Darstellung ist so für sich selbst sprechend, dass das Hinzufügen eines Symbols, welches Krieg bedeutet, ziemlich überflüssig erscheint; es geschieht das in den historischen Codices auch sonst nicht, wo der Kampf dargestellt wird, sondern man zeichnet die Kriegshieroglyphe nur da, wo man den Krieg andeuten will. Hier ist nun das Symbol *atl tlachinolli* zwischen die Kämpfenden eingefügt, und zwar, wie ich hervorheben will, in besonders deutlich und schön ausgeführter Form, die wohl als typisch gelten kann. Es mag das bedeuten sollen, dass in diesem Kriege viele Kriegsgefangene gemacht wurden, die ja auch gezeichnet sind, und in dem begleitenden Texte Selers steht in dem Katalog, der die Boturinischen Handschriften kurz nach ihrem Inhalt beschreibt, unter anderem, dass in der completen Handschrift durch die eingezeichneten Blutströme nicht nur die Grausamkeit des Krieges, sondern auch die Opferung der Gefangenen angedeutet ist. Eine andere Deutung möchte ich noch anführen, die möglich wäre, auf die ich aber kein besonderes Gewicht legen will, denn die Beglaubigung dafür ist bestritten und bestreitbar. Ixtlilxochitl erwähnt in seiner Historia de los Chichimecas, cap. 41, und wohl nach ihm Duran in seiner Historia, cap. 28, jenes merkwürdige Abkommen der guerra sagrada oder florida, d. h. der heilige oder blühende Krieg. Der Anlass dazu war folgender: Erst war eine große Überschwemmung, verursacht durch starken Schneefall, dann folgten anhaltende Dürre und im Gefolge Hungersnoth (1450—1454), worauf ein sehr fruchtbares Jahr kam. Die mexikanischen Priester hatten, um den Zorn der Götter zu besänftigen, mehr Menschenopfer verlangt, und darauf wurde zwischen den Königen von Mexico, Tezcuco und Tlacopan einerseits und Tlascallan, Huexotzinco und Cholollan anderseits jenes Abkommen getroffen, auf vereinbartem Terrain und in bestimmten Zwischenräumen Kriege zu veranstalten. Sie sollten für den Sieger keinerlei Gebietserweiterungen oder sonstige Vortheile bringen, sondern hatten den ausgesprochenen Zweck, die Jugend für den Krieg auszubilden und frische und genügende Opfer für die Götter in den Kriegsgefangenen zu bekommen. Da keine anderen Autoren aus jener Zeit die Sache erwähnen und die bekannten historischen Codices wie der von Mendoza und der Telleriano Remensis derartiges auch nicht verzeichnen, so hat man die Sache bestritten. (Vgl. auch Orosco y Berra, Historia de Mexico, Bd. III, S. 286—289.) Wäre dieses Abkommen auch nur bedingterweise wahr, so würde das hier besprochene Blatt, das ja aus der Provinz Tlascallan stammt, vielleicht die Darstellung eines solchen Kampfes sein, und auch das Symbol *teoatl tlachinolli* könnte in seiner Bedeutung nicht unschwer darauf zurückgeführt werden. Das *atl* entspräche der Überschwemmung oder dem Regen, der in der Folge das fruchtbare Jahr hervorbrachte, während *tlachinolli* der Dürre, beziehungsweise der Hungersnoth entspräche.

Im Tonalamatl Aubin sieht man unzweifelhaft dasselbe Symbol, nur kleiner und etwas einfacher gehalten, aus dem Kopfe des Gottes der Morgendämmerung, des Morgensterns (Venus), *Tlanizcalpan tecutli* hervorkommen, der in der 9. Woche dem Feuergotte *Xiuhtecutli* gegenüber gestellt ist. Seler will, wie ich schon sagte, das Symbol auf die kriegerischen Eigenschaften des *Xiuhtecutli* beziehen, während es hier sich doch zweifelsohne auf *Tlanizcalpan tecutli* bezieht. Dieser Gott gilt unter ähnlichen Formen, wie er hier dargestellt ist, d. h. besonders gekennzeichnet durch die Sternennacht-Maske, den *Tlaskalteken* als Jagd- und Kriegsgott, so dass das *atl tlachinolli*-Symbol, wenn es nur »Krieg« bedeutet, hier ganz gut angebracht wäre. *Tlanizcalpan tecutli* soll hier aber nach Selers Ansicht der Gott der Morgendämmerung sein,

wie das Seite 80 sehr hübsch entwickelt und belegt wird. In seine Gewandung waren die geopferten Krieger gekleidet, die ja nach ihrem Tode Begleiter der Sonne bei deren Aufgang bis Mittag werden, so dass hier *Tlauizcalpan tecutli* insbesondere »Kriegertod« bedeuten soll. Diese Deutung Selers passt nun, wie mir scheint, ausgezeichnet zu meiner Annahme, dass das Symbol *atl tlachinolli* dem besonderen Zwecke des Krieges, Gefangene zu machen, beziehungsweise Opfer für die Götter zu gewinnen, entspricht.

Zwischen den beiden Gottheiten befindet sich nun außerdem unter anderen Symbolen nochmals allein das unverkennbare *tlachinolli*-Symbol, dem an einer Kante noch zur Verdeutlichung Feuer-, beziehungsweise Rauchzungen angefügt sind. Das soll meiner Ansicht nach nur das Kriegertod-Opfer dem Feuergotte näher bringen, wie das noch deutlicher aus der parallelen Darstellung im Codex Borbonicus hervorgeht, die ich nunmehr besprechen will. Das verschlungene Symbol befindet sich hier nicht am Kopfputze des *Tlauizcalpan tecutli*, sondern getrennt davon; allerdings in ungefährer Richtung, als ob es demselben entspränge, ist ein gewöhnlicher Wasserstrom gemalt, in dem nur zwei Pfeile gewissermaßen den raschen Lauf und die Richtung andeuten. Dann schließt sich dem herabhängenden Ende der Schambinde des *Tlauizcalpan tecutli* das dem Feldbrand entsprechende Band an, das, sich nach oben biegend, zwischen die beiden Gottheiten zu stehen kommt. Es ist auf beiden Seiten mit Rauch-, beziehungsweise Feuerzungen besetzt, sonst ebenso gezeichnet wie im Aubin, wird aber oben unterbrochen durch einen Thronsessel *teoicpalli*, auf dem Federballen liegen. Auf diesem Sessel steht eine Opferblutschale *quauhxicalli*, aus der Kasteiungsinstrumente und ein in den Feuerfarben gehaltener Schmetterling mit dem Kopf nach oben hervorragen. Das eigentliche Ende des Feldbrandsymbols ist meiner Ansicht nach nicht der Schmetterling, wie Seler will, sondern man sieht es deutlich an der linken Seite des *quauhxicalli* hervorragen. Dieses Ende hat in allen Darstellungen beider Codices eine weniger blütenkelchartige Form, wie die des Humboldt-Manuscriptes, sondern eine mehr flammenartige Form, weil die Zacken länger und zugespitzt sind. Seler nennt es Seite 72[2] eine stilisierte Flammen-Feuerblüte *tlexochtli* und hält auch den Schmetterling für ein Synonym. Ich meine, die Sache liegt so, dass die Zeichnung im Humboldt-Manuscript die correctere ist und für die Flamme eine Blume gibt, also »Feuerblüte«. Durch Ideenverbindung fügt man solchen Blüten auch zuweilen einen feurigen Schmetterling an, weil ja Blume und Schmetterling auch für jene Völker ein unzertrennlicher Begriff waren. Auf der hier besprochenen Darstellung ist die Sache fraglich; dagegen sieht man auf dem Bilde der 18. Woche im Codex Borbonicus am Hinterkopfe der Göttin *Chantico* oder *Quaxolotl* das *atl tlachinolli*-Symbol, bei dem das »Feldbrandband« in eine blütenkelchartige Figur endet, und erst auf dieser sitzt der Feuer-Schmetterling. (Nebenbei gesagt kommt das Symbol bei derselben Göttin auch in den Codices Aubin und Telleriano Remensis vor, und seine Bedeutung wird wohl eine verwandte sein.) Um auf die Darstellung des Symbols zurückzukommen, so ist auch hier im Codex Borbonicus dasselbe in directe Beziehung zu *Tlauizcalpan tecutli* gebracht, und die getrennte Darstellung ist eine Variante, beziehungsweise sie entspricht einer Freiheit, die sich der Künstler genommen hat. Der Thronsessel und das Opferblutgefäß mit Kasteiungsinstrumenten bedeuten wohl nur eine Vermehrung der dem Feuergotte dargebrachten Opfer.

Das von Seler herangezogene Bild der 9. Woche im Codex Borgia enthält nun nicht das vermeintliche *atl tlachinolli*-Symbol, wenigstens nicht in den bisher unverkennbaren und unter sich sehr ähnlichen Formen. Die Reproduction dieses Blattes gibt Seler auf Seite 72. *Xiuhtecutli*, der Feuergott, sitzt vorgebeugt auf seinem Thronsessel und lässt sich gewissermaßen den Geruch eines von unten schräge zu ihm emporsteigenden Gebildes in die Nase ziehen, das aus einer Doppelreihe von nach rechts und links sich kräuselnden Rauch-, beziehungsweise Feuerzungen besteht. Von diesem Gebilde zieht sich treppenförmig nach links hinauf ein Wasserstrom, der an seinen Ausläufern anstatt mit Tropfen und Schneckengehäusen mit gelben Figuren besetzt ist, die, wie Seler richtig bemerkt, dem Symbol *cuitlatl* ähnlich sehen. In der Mitte des Stromes sieht man den Scorpion, ebenfalls ein Feuersymbol, und außerdem sind zweimal, quer über den Strom liegend, Pfeile gezeichnet. Die entsprechende Darstellung im Codex Vaticanus B ist identisch. Es fehlt in dieser Darstellung ganz entschieden das *tlachinolli*-Feldbrand-Symbol, und auch das Wasser *atl* oder *teoatl* ist anders beschaffen, d. h. charakterisiert. Der äußeren Anordnung nach findet man eine dem *atl tlachinolli*-Symbol ähnlichere Figur auf Blatt 50 desselben Codex in der Hand der Göttin *Teteo innan*. Es sind zwei, an der Basis verschlungene Gebilde, von denen das eine blau und deutlich als Wasser charakterisiert ist, während das andere gelb mit weiß berandet und mit Ansläufern versehen ist, die Federdaunenballen tragen. Also auch hier fehlt der Feldbrand. Eine dementsprechende Zeichnung fehlt im Codex Vaticanus B. Bei der Göttin *Chantico* in der 18. Woche fehlt ein derartiges Symbol überhaupt in der Codex Borgia-Gruppe. Ich will dagegen noch aus dieser Gruppe die Darstellung der Symbole bei *Nauhtecutli* als Regenten des 19. Tages anführen, die Seler auch heranzieht. Man sieht oben ein brennendes Haus, in dem ein Mensch liegt. Von der Basis des Hauses geht rechts ein Wasserstrom ab, der winkelig nach oben gebogen ist und in dem drei Figuren stehen, die wohl Rauch- und Flammenzungen bedeuten sollen. Es decken sich in der Codex Borgia-Gruppe also die Bilder und Symbole *Nauhtecutlis* von dem 9. Tage und der 9. Woche insoferne, als Wasser und Feuer dabei vertreten sind, das

eigentliche *tlachinolli*-Symbol fehlt aber wie gesagt, und auch das Wasser ist anders charakterisiert. Darnach muss es mir fraglich erscheinen, dass den Verfertigern der Codex Borgia-Gruppe von Bilderschriften die Phrase *teoatl tlachinolli* bekannt gewesen sei, wenn ich auch sonst die Verwandtschaft mit der mexikanischen Gruppe in vielen Beziehungen anerkenne. Erwähnen will ich noch, dass *Tlauizcalpan tecutli* auch hier dem Feuergotte gegenüber sitzt, dass aber jene Zeichnung von Feuer- und Wasser-Symbolen nicht direct mit ihm in Verbindung gebracht ist, so dass es auch deshalb fraglich erscheint, ob hier das Kriegertodopfer überhaupt zum Ausdruck gebracht ist.

Wie getheilt die Ansichten über derartige Fragen sein können, das beweist die schon erwähnte, an sich sehr interessante und nach manchen Richtungen hin belehrende Arbeit von Preuß, die ja im wesentlichen auf die Vorarbeiten Selers begründet ist. Es ist hier nicht der Ort, diese Arbeit eingehender zu besprechen; ich will nur dasjenige, was hier besonders interessiert, hervorheben. Preuß übergeht die eigentliche Bedeutung des Wortes *tlachinolli* = Feldbraud, wie sie aus den herangezogenen Darstellungen unzweifelhaft ist. Er hebt vielmehr die darin vorkommenden Zeichen, die er »kleine Häkchen« nennt, hervor und führt dieselben unter Zuhilfenahme verschiedener anderer Zeichen zu Entwicklungsreihen, deren Endergebnis ein Schmetterling ist. Derselbe Schmetterling, der, wie ich gezeigt habe, nur zuweilen dem Ende des *tlachinolli*-Symbols hinzugefügt ist, und den Seler der Bedeutung »Feuerflamme« als gleichwertig zur Seite stellt. Das Feuer ist ihm also die Hauptsache, und zwar, wie es scheint, das vulcanische Feuer, so dass er am Schlusse seiner Arbeit zu folgenden Thesen kommt, die ich für nicht richtig halte.

1. *atl tlachinolli* bedeutet Wasser und — wahrscheinlich — von vulcanischem Feuer durchzogene oder getränkte Erde. Gelegentlich tritt für das zweite Element die Bedeutung »dürre Erde« ein.

2. Symbol dafür ist ein Wasserstrom und der Schmetterling in ausgeführter oder rudimentärer Gestalt (als Halbmond, Häkchen u. s. w.).

3. Das Symbol umfasst alle Seiten in der Thätigkeit der Erdgottheiten, respective Erde, sowohl Fruchtbarkeit, wie Dürre und Krieg.

Er fügt dann noch hinzu, dass jeder Theil des Symbols für sich das ganze Symbol ausdrücken kann, hält es aber für nicht sicher entschieden, wenn auch wahrscheinlich, dass in den wenigen Fällen, wo das Symbol vollständig auftritt, die Bedeutung »Krieg« vorliegt. In dem Falle müsse der Krieg als vornehmste Thätigkeit der Erde gegolten haben, die möglicherweise auf das vulcanische Feuer gegründet sei. Ich übergehe die übrigen Theile der Ergebnisse, weil sie mit der hier erörterten Frage nichts zu thun haben.

Ich muss diese etwas langathmige Besprechung der wie immer gewissenhaften und gedankenvollen Arbeit Selers hier abschließen, und wenn ich auch keinen Anspruch erhebe, mich solchem Schaffen und solchem intimen Verständnis wie das Selers zur Seite zu stellen, so weiß ich doch, dass ihm und der Sache mehr damit gedient ist, abweichende Ansichten zum Ausdruck zu bringen, als kritiklos anzuerkennen. Ich will nur noch den Wunsch aussprechen, dass es Seler gelingen möge, die im Schlusscapitel der hier besprochenen Arbeit aufgeworfene Frage zu lösen, die Frage nämlich, die ich hier nur kurz dahin zusammenfassen will: Wo der Ursprung des Kalenders zu suchen ist, ob bei den Maya, oder bei den Völkern, die Urheber der Codex Borgia-Gruppe von Bilderschriften sind?

Ende Jänner 1901. Hermann Strebel.

12.

Fewkes, J. Walter: A theatrical performance at Walpi. (Proceedings of the Washington Academy of Sciences. 1900. Bd. II. S. 605—629.) Mit 3 Tafeln.

Im Frühling 1900 war es dem unermüdlichen Erforscher des Lebens und der Bräuche der Hopi-Indianer möglich, das Schauspiel der großen Schlange zu Walpi in Arizona zu beobachten, dessen sechs Acte er in der vorliegenden Schrift ausführlich beschreibt. Fewkes bezeichnet diese Aufführung als Drama und nicht als religiöse Ceremonie, weil die Abzeichen *tiponi* der religiösen Bruderschaften fehlten, weil es keine Altäre gab, auf welchen die *tiponi* aufgestellt werden, weil keine federgeschmückten Stäbe *paho* zur Verwendung kamen und weil auch keine »Medicin« gemacht wurde. Die Darsteller waren nicht auf Mitglieder einer bestimmten Bruderschaft beschränkt, und es konnten alle Männer, Weiber und Kinder zusehen mit Ausnahme der schwangeren Frauen; allerdings durfte kein Weib irgend einen Theil der Darstellungen der großen Schlange berühren. Die bei den Aufführungen verwendeten »Paraphernalia« waren nicht alt, ja zwei neue Schlangenfiguren waren erst im Berichtsjahr gemacht worden. Dies alles entkleidet die beschriebene Aufführung des rein religiösen Charakters, obwohl ceremoniöses Wesen das ganze Leben der Hopi durchdringt und also selbstverständlich auch hier zum Ausdruck kommt. Bemerkenswert ist, dass die weiblichen Rollen mit Ausnahme eines Actes von Männern gegeben wurden.

Die große Schlange, deren Abbilder in der besprochenen Schaustellung die größte Rolle spielen, ist ein übernatürliches Wesen, das mit der Sintflutsage der Hopi in innigster Verbindung steht. In alten Zeiten,

als die Hopi noch im fernen Süden an einem Orte Palatkwabi wohnten, erhob sich einmal mitten aus dem Dorfplatze eine Schlange gegen den Himmel und zog eine große Flut hinter sich, welche die Hopi zur Auswanderung nach dem Norden zwang. Diese Begebenheit wird im sechsten Act in Erinnerung gebracht, wenn plötzlich aus zwei Kürbissen mittels feiner Schnüre zwei mächtige Schlangen emporgezogen werden.

Fewkes neigt der Ansicht zu, dass die heutige Schlangenaufführung der Hopi mit jener der alten Tolteken einen gemeinsamen Ursprung habe. Die Tolteken, welche als die Träger des Schlangencults betrachtet werden können, stammten aus dem nördlichen Mexico, wo sie an einem Orte Tlapallan, Platz des rothen Landes, wohnten. Die Hopi wohnten, wie die erwähnte Sintflutsage berichtet, im fernen Süden, also wohl im nördlichen Mexico, an dem Orte Palatkwabi, dessen Name aus *palampû* roth und dem Locativ *obi* zusammengesetzt ist. Tlapallan und Palatkwabi sind demnach Synonyme. Fewkes glaubt übrigens auch Rudimente des altmexikanischen Quetzalcoatlcults in dem Hopidrama der großen Schlange zu finden.

Dies des näheren zu untersuchen, wäre Sache der Specialisten; es lässt sich aber schon jetzt mit Sicherheit annehmen, dass die Hopi mit den alten Tolteken in einem ganz nahen Zusammenhang stehen.

Wilh. Hein.

13.

Fewkes, J. Walter: The New-Fire Ceremony at Walpi. (The American Antropologist. [Neue Serie.] New York 1900, Bd. II. S. 80—138.) Mit 5 Tafeln.

Eine der wichtigsten Ceremonien ist die alljährlich im November veranstaltete Entzündung des neuen Feuers, die alle vier Jahre mit einer größeren Reihe von religiösen Vorgängen verknüpft ist, deren bedeutendster die Aufnahme von Novizen in eine der vier an der Neufeuer-Ceremonie betheiligten Bruderschaften ist. In diesem Falle heißt sie *naacnaiya* (*c* = sch). Die vier Bruderschaften, deren jede einen Vorsitzenden hat, sind die *Tataukyamû*, *Wüwütcimtû*, *Aaltû* und *Kwakwantû*, die in besonderen Versammlungsräumen *kiva*, in die man von oben auf einer Leiter hinabsteigt, die Ceremonie feiern. Auffällig ist, dass sie in den Jahren 1892, 1893 und 1898, in welchen sie beobachtet wurde, immer an denselben Tagen stattfand, und zwar am 8. November die Rauchversammlung *tcotcoñyuñya*, am 9. die Ankündigung *tiyuñava*, am 13. die Versammlung *yuñya*, am 14. die allgemeine Ruhe *sockahimû*, am 15. das Holzsammeln *komoktotokya*, am 16. das Hauptfest *totokya* und am 17. das Puddingfest *tihuni*.

Bei der Rauchversammlung, die in einem alten Hause stattfand, zündete Anawita, der Führer der *Kwakwantû* und Repräsentant des Feuergottes, die Pfeife an, aus welcher jeder einige Züge machte und sie dann dem Nachbar weitergab. Dem Verfasser fiel dabei auf, dass sie einer mit der Anrede *inaa* »mein Vater« dem Nachbar gab, der um etwa zehn Jahre jünger war; dieser sagte zum älteren in Erwiderung *itii* »mein Sohn« und gab die Pfeife dann dem anderen Nachbar, den er mit *ikwa* »mein Großvater« ansprach. Eine Erklärung wird dafür nicht gegeben; es ist aber wohl leicht möglich, dass hier die Verwandtschaftsnamen im Sinne der Bezeichnung von Generationsreihen gebraucht werden, wo dann ein jüngerer Bruder des Vaters, der mit diesem in derselben Generationsreihe steht, ganz gut um zehn Jahre jünger sein kann, als der Sohn; gleichwohl wird er von diesem als Vater bezeichnet. Ob diese bei den Australiern fast allgemein geübte Art, Verwandte oder schlechtweg Stammesangehörige zu benennen, hier zutrifft, weiß ich freilich nicht.

Die »Ankündigung« am 9. November erfolgt durch den Nachtwächter, der am frühesten Morgen die Bewohner des Dorfes aus dem Schlafe ruft. Sein Ruf richtet sich an die Götter, damit sie Schnee, Eis und Regen zur Bewässerung der Felder senden, und endet mit der Aufforderung an die Frauen, auf die *Wüwütcimtû*, welche am 15. November ihren Tanz ausführen, Wasser zu schütten. Dies erinnert lebhaft an den auch in Europa üblichen Brauch der Weiber, bei Beginn des Pflügens die Männer mit Wasser zu begießen. Dass die *Tataukyamû* nackt, mit phallischen Symbolen bemalt und mit Vulvabildnissen in den Händen ihren Tanz aufführen, beweist eben nur zu deutlich, dass die Wasserbeschüttung, dieser Tanz, dann das gegenseitige Begießen mit Urin nur symbolische Handlungen sind, die das beginnende Jahr mit dem keimenden Wachsthum einleiten. Wir haben es hier gewiss nicht mit besonderen Religionsformen zu thun, mit Vorstellungen eines bestimmten ausgebildeten Götterkreises, sondern mit ganz allgemein menschlichen Übungen, die auf der Erkenntnis beruhen, dass die Feuchtigkeit die Vorbedingung alles Wachsthums ist. Die Ceremonie der Entzündung des neuen Feuers fand am Tage der Versammlung *yuñya* (am 13. November) in der *moñ-kiva*, dem Versammlungsraum der *Tatukyamû*, statt. Dort vereinigten sich unter Führung ihrer Vorstände alle vier Bruderschaften, und während Anawita als Feuergott den übrigen verborgen hinter einem vorgehängten Mantel saß, wurde das neue Feuer auf zwei Stellen mittelst Reibens von Hölzern erzeugt. Von diesem heiligen Feuer aus wurden dann die übrigen entzündet. Dieses Feuer muss dann während der ganzen Dauer der noch folgenden Ceremonien unterhalten werden. Ein beständiges — ewiges — Feuer scheint nicht gebrannt zu werden. Der beschriebene Vorgang erinnert lebhaft auch an europäische Vorkommnisse. So schreibt, um

nur einige Beispiele anzuführen, Fräulein Marie Eysn[1]) von der Feuerweihe in den Orten Rauris und Bucheben am Sonnwendtage: »Auf dem Friedhofe wird durch Schlagen mit Feuerstein und Stahl ein kleiner Haufen dürren Holzes entzündet, dies darf aber nicht mit einem Streichhölzchen geschehen. Von jedem Gehöfte kommen die Burschen mit an einem Stock befestigten Bündel Erlenhölzer, die durch einen Reifen zusammengehalten werden. Sobald das Feuer geweiht, brannte jeder sein Bündel an, um mit dem neugeweihten Feuer ein neues auf dem Herde seines Heims zu entzünden.« Von den Huzulen berichtet R. F. Kaindl[2]), dass am 24. December a. St. — 5. Jänner n. St. mittelst Reibens zweier Hölzer das lebendige Feuer angefacht wird, »und dieses wird bis zum heiligen Dreikönigstage ohne Unterbrechung unterhalten. An dem lebendigen Feuer darf keine Tabakspfeife angezündet werden«. Es ist dies genau ebenso wie bei den Hopi. Schließlich mag auch daran erinnert werden, dass in den römisch-katholischen Kirchen zu Ostern das ewige Licht erneuert wird. Es ist nicht nöthig, auf die weiteren Einzelheiten einzugehen, die Fewkes mit der größten Genauigkeit schildert. Er hat auch, was für die genaue Erkenntnis dieser Ceremonien von größtem Belange ist, die Bemalung des Körpers, die Symbole u. dgl. gewissenhaft aufgenommen, wofür ihm gewiss der Dank nicht ausbleiben wird. Jeder, der sich künftighin mit dem in unseren Alpenländern üblichen Perchten- und Huttlerlaufen, mit dem Schmeckostern, Aufkindeln u. dgl. beschäftigt, wird mit Erfolg die Hopi-Neufeuer-Ceremonie zum Vergleich heranziehen.

W. Hein.

14.

Müllner A.: Typische Formen aus den archäologischen Sammlungen des krainischen Landesmuseums »Rudolphinum« in Laibach in photographischen Reproductionen. Laibach 1900. 57 photographische Tafeln im Formate 17 *cm* — 23 *cm* mit begleitendem Texte. 10 Seiten. 4°.

Der um das Laibacher Museum hochverdiente Karl Deschmann hat kurz nach der Einrichtung des neuen Museumsgebäudes im Anfange der Achtzigerjahre eine Serie von 44 photographischen Octavtafeln der archäologischen Sammlung des Laibacher »Rudolphinum« herausgegeben. Diese kleine Publication, die dem Fachmanne eine vortreffliche Unterstützung beim Studium der krainischen Funde gewährte, wurde durch den starken Zuwachs der Sammlungen bald überholt und war in den letzten Jahren gar nicht mehr zu haben. Es wird daher die neue, dem gegenwärtigen Stande der Sammlungen entsprechende und in größerem Maßstabe ausgeführte Photographieserie von allen Fachmännern wärmstens begrüßt werden.

Diese Tafeln bringen mehr als 1100 Sammlungsgegenstände zur Darstellung. Den neolithischen Funden aus dem Laibacher Pfahlbau sind 8 Tafeln gewidmet, den kupfer- und bronzezeitlichen Funden aus dem Laibacher Moore und anderen Orten 3 Tafeln, den Gräberfunden der Hallstattperiode 22 Tafeln, den La Tène-Funden 8 Tafeln, den römischen Funden 15 Tafeln und jenen der Völkerwanderungszeit 1 Tafel. In gewissen Punkten, wie z. B. in der Vorführung zahlreicher Thon- und Bronzegefäße der Hallstattperiode, zeichnet sich die für das neue Werk getroffene Auswahl vortheilhaft von den Deschmann'schen Tafeln aus, wenn auch zugegeben werden muss, dass kein voller Ersatz für die letzteren geschaffen worden ist, da diese in einigen Gruppen mehr Objecte als die neuen Tafeln abbilden und den für das Fachstudium nicht unerheblichen Vorzug haben, das Material ohne Künstelei, nach den Fundorten geordnet, vorzuführen.

Wer das Laibacher Museum nicht aus eigener Anschauung kennt, wird über den aus den Tafeln entgegentretenden Reichthum an gut erhaltenen Fundstücken staunen. Es dürfte kaum eine zweite Provinzialsammlung in Mitteleuropa geben, die sich einer annähernd so großen Zahl untadeliger Objecte neben relativ wenigen schadhaften erfreut. Das ist das Resultat der eklektischen Aufsammlungsmethode, die von den jeweiligen Museumsvorständen in Laibach bis auf den heutigen Tag geübt wird. In einem Lande, welches einen so erstaunlichen Reichthum an Alterthümern beherbergt, wie Krain, ergibt diese Art zu sammeln sehr schöne Resultate, die zweifelsohne den Laien, von welchen die Verwaltung großentheils abhängt, Freude machen. Aber — einmal muss das doch gesagt werden — wissenschaftlich ist diese Methode nicht. Die Lebensaufgabe der Provinzialmuseen ist, jedes Fragmentchen zur Vorgeschichte ihrer Provinz mit archivalischer Treue vor dem Untergange zu bewahren. Und was ist in Krain nicht schon gegen diese heilige Pflicht des Landesmuseums gesündigt worden. Jedes der vielen Hunderte von Thongefäßen und Metallobjecten, die bei der landesüblichen »Forschungsmethode« schon auf den Ausgrabungsplätzen wegen stärkerer Beschädigung als »unbrauchbar« zurückgelassen wurden oder die erst im Museum weggeworfen wurden, weil sie unscheinbar oder schwer zu restaurieren waren, jedes bedeutet ein unsühnbares Vergehen gegen Pflicht und Wissenschaft. Und

[1]) M. Eysn, Aus vergangenen Tagen. Siebenter Jahresbericht des Sonnblickvereines für das Jahr 1898. Wien 1899, S. 7.

[2]) R. F. Kaindl, Die Huzulen. Wien 1894, S. 71.

so ist denn dieses Album, welches den Reichthum des Landes in einer solchen Fülle von durchwegs schönen Anticaglien darzustellen vermag, zugleich auch ein Monument für die Sünden der Archäologen im Lande.

Der begleitende Text beschränkt sich auf einige populäre Bemerkungen über die archäologischen Culturstufen und auf kurze Angaben über die Fundorte. Er ist jedoch ungenügend und manchmal geradezu verkehrt. So gibt er z. B. beim Magdalenenberg nichts an, als »prähistorische Eisenschmelzen«. Von diesen ist jedoch im Album nichts abgebildet und auch an Ort und Stelle eigentlich nichts zu sehen. Dagegen bleiben ganz unerwähnt der Ringwall am Magdalenenberg, die Flachgräber und die riesigen Tumuli, aus welchen die abgebildeten Funde stammen.

Die Gruppierung der ausgewählten Stücke lässt wiederholt die erforderliche Sachkenntnis vermissen. Diese lässt sich nicht ersetzen durch Willkürlichkeiten, wie z. B. die unbefugte Aufstellung neuer Termini: »Chalkeuten« für »Hallstattperiode«, »Typen von St. Michel« für die vielleicht vom Autor noch nicht sicher genug erkannten frührömischen Waffen auf Tafel XXXIV u. s. w. Hieher gehören auch Neuerungen, wie die Fundortsbezeichnung »Lukovic« bei dem Bronzehelm von Egg (im Bezirke Stein), der früher im Museum unter letzterer, genauerer Bezeichnung ausgestellt war und unter dieser auch bereits in die Literatur Eingang gefunden hat.

Übrigens scheint es nicht ausgeschlossen, dass bei einer oder der anderen Fundortsangabe thatsächlich ein Irrthum mit unterlief. Beispielsweise fiel mir beim Durchblättern auf, dass eine schlanke Certosa-Armbrustfibel mit stark gehörntem Widderkopf am Fuße, die ich mir einmal von »Slepschek bei Nassenfuß« notiert habe und die auch auf den Deschmann'schen Photographien, Blatt 27, bei dieser Nekropole abgebildet ist, bei Müllner, XXIII, 4, mit »St. Magdalena« bezeichnet ist. Oder dass bei den Helmen, Tafel XXXIII, infolge eines Druckfehlers steht: »5. Gorenje selo. 6. St. Barthelmä . . .«, während es heißen soll: »5. Gorenje selo bei St. Barthelmä. 6. und 7. Watsch . . .«. Sollten sich bei einer genauen Revision, zu der wir den Herausgeber anregen wollen, mehrere solcher Correcturen ergeben, so wären wir für eine Veröffentlichung derselben sehr erkenntlich.

Die Ausführung der Tafeln ist geradezu als eine Meisterleistung des photographischen Ateliers J. Kolar in Laibach zu bezeichnen. Die Gegenstände sind im geeigneten Maßstabe und in richtiger Beleuchtung aufgenommen, jede Aufnahme von tadelloser Schärfe, die Negativretouche, wo sie überhaupt nothwendig war, maßvoll und zweckrichtig und die Abdrücke dem Anscheine nach vollkommen dauerhaft. Wir beglückwünschen Herrn Kolar zu dieser tüchtigen Arbeit.

J. Szombathy.

15.

Szombathy Josef: Das Grabfeld zu Idria bei Bača in der Grafschaft Görz. (Mittheilungen der prähistorischen Commission der kais. Akademie der Wissenschaften. Wien 1901. Bd. I. Nr. 5. S. 291—363. mit 231 Textfiguren.)

Keines unserer Alpenthäler hat in den letzten Jahren so viele und so reiche prähistorische Funde geliefert, als das liebliche Isonzothal mit seinen Nebenthälern. Die Reihe Hügel und sanft ansteigender Vorberge, welche nur allmählich zu den unwirtlichen Höhen der Alpenkolosse emporsteigen, gewähren eine ausgedehnte Zone fruchtbaren Landes, welche ein Ackerbau und Viehzucht treibendes Volk mächtig anlocken musste, seinen dauernden Sitz dort aufzuschlagen. Die nur sehwer zu übersteigenden Alpenpässe, welche nach Norden führten und die Thäler vor feindlichen Anfällen von Seite der Kärnten und Krain bewohnenden Völkerschaften schützten, trugen besonders zur friedlichen Entwicklung eines relativen Wohlstandes bei, so dass blühende Ortschaften nicht nur längs der Ufer des Isonzo und seiner Nebenflüsse, sondern auch auf den schwerer zugänglichen Hochebenen der Berge entstanden.

Schon am Ende der Steinzeit drangen die ersten Ankömmlinge hier ein und suchten die hie und da in das Kalkgebirge sich öffnenden Höhlen auf. Wandernde Händler durchstreiften das Land bereits in der Bronzezeit, wovon der Depotfund von Gargaro im Chiapovanothal Zeugnis ablegt. Aber der Aufschwung begann besonders in der langen Hallstattzeit mit der Ankunft der Veneter und erreichte seinen Höhepunkt gegen die Mitte des ersten Jahrtausends vor unserer Zeitrechnung. Die ausgedehnten Grabfelder von S. Lucia und Karfreit, in welchen bereits über 7500 Gräber aufgedeckt wurden, die uns ein sehr reiches und mannigfaches archäologisches Material lieferten, sind ein beredtes Zeugnis von der hohen Cultur und dem vorgeschrittenen Kunstsinn jener friedlichen Alpenbewohner. Neben den Producten der ziemlich stark entwickelten localen Industrie finden wir importierte Gegenstände, die auf mehrfache Handelsbeziehungen mit mehr oder weniger entlegenen Gegenden hinweisen.

Wenn aber die obgenannten Grabfelder uns über die Verhältnisse des Landes während der ersten Eisenzeit genügend unterrichtet hatten, herrschte über die darauffolgende La Tène-Periode noch ziemliche Dunkelheit, die durch die kleineren Nekropolen von Casarsca und Slap, sowie die wenigen in jenen von

S. Lucia und Karfreit eingestreuten späteren Gräber und die hier und dort gemachten Einzelfunde nur unvollkommen beleuchtet werden konnte. Wir müssen deshalb Herrn Custos Szombathy für die eingehende Beschreibung sehr dankbar sein, die er uns über die vor etlichen Jahren ausgegrabene Nekropole von Idria bei Bača liefert. Mit besonderem Lobe sei die wissenschaftlich systematische Gruppierung der einzelnen Gräber hervorgehoben, deren Funde durch zahlreiche in den Text eingeschaltete vorzügliche Abbildungen illustriert werden, so dass der Leser ein klares, übersichtliches Bild des gesammten Grabinventars erhält

Das Grabfeld liegt kaum 4 *km* von S. Lucia entfernt, und obgleich es nur aus 47 Gräbern bestand, enthüllt es uns eine Fülle höchst interessanter Objecte, die verschiedenen während eines vollen Jahrtausends sich folgenden Culturen angehören. Verhältnismäßig arm zeigen sich die 14 der Hallstattzeit zugeschriebenen Gräber, welche mit Ausnahme eines einzigen, das eine Knotenfibel enthielt, in die jüngere Stufe einzureihen sind. Von der reichen Serie Gewandnadeln, die uns in S. Lucia mit ihrer Zahl und Mannigfaltigkeit überrascht, sind nur noch Certosa- und Armbrustfibeln, also die am längsten überlebenden und bis tief in die La Tène-Zeit hineinreichenden Formen vorhanden, während von sonstigen Schmucksachen die Ohrringe in relativ größerer Zahl auftreten. Bezeichnend für das späte Alter dieser Gräber ist auch das häufige Vorkommen von Eisenwaffen, die in den früheren Stufen unserer Grabfelder äußerst selten sich zeigen. Das interessanteste in diesen Gräbern gefundene Stück ist wohl eine Figur aus Bronze, über deren zeitliche Stellung jedoch ich mir einige Bedenken erlauben möchte, umsomehr da das Grab nicht durch Szombathy selbst, sondern vom Grundeigenthümer ausgebeutet wurde, so dass eine Mischung der betreffenden Beigaben leicht stattgefunden haben kann. Sie stellt einen mit einem kurzärmeligen Leibrocke gekleideten und mit einem Helmhute bedeckten Mann dar und erinnert lebhaft an jene zahlreichen Figuren, die im Fondo Baratela bei Este gefunden wurden (vgl. Ghirardini: La collezione Baratela di Este, Rom 1888). Nebenbei sei hier bemerkt, dass die Form der Kopfbedeckung ganz gleich mit einem ebenfalls in dieser Nekropole, und zwar in einem der La Tène-Zeit angehörigen Grabe gefundenen Helme ist.

Ungleich wichtiger und mannigfaltiger sind die in den 22 der zweiten Eisenzeit angehörigen Gräbern gesammelten Beigaben. Es würde mich zu weit führen, die einzelnen Objecte hier durchzugehen. Neben den Schmucksachen, unter welchen mehrere recht anmuthige reichverzierte Fibelformen hervorzuheben wären, sind besonders eiserne Waffen, wie Schwerter, Dolche, Lanzen, Beile, Helme, Schildbuckel u. s. w. reich vertreten. Noch interessanter und merkwürdiger sind die verschiedenen Ackerwerkzeuge, Messer, Hacken, Äxte, Sensen, Sicheln, Meißeln, Spitzhauen, Schaufeln, dreizinkige Gabeln, Pflugscharen u. s. w., die unter den Beigaben auftreten und uns einen sehr belehrenden Einblick in das Leben jener vorrömischen Bevölkerung gewähren. Die wenigen Thontöpfe sind bereits alle auf der Drehscheibe verfertigt. Auch fand man mehrere Bronzegefäße, und zwar cylindrische, konische und bauchige Eimer, Schalen und Näpfchen.

Nicht nur in den Grabfeldern des Isonzothales, sondern im ganzen Küstenlande vermisste man bisher jede Spur vorrömischer Inschriften, die doch in so großer Zahl in Este, Padua und selbst auf den entlegensten Hühen der karnischen Alpen gefunden wurden. Herrn Szombathy gehört das Verdienst, die ersten archaischen Inschriften in unserem Lande entdeckt und bekannt gemacht zu haben. Es sind davon zwei beinahe identische, welche auf zwei bronzenen Gefäßen, und eine dritte, die auf einer Bronzelamelle eingeritzt sind. Obzwar sie viele Analogien mit denen von Este zeigen, so sind doch einige Abweichungen in der Form einzelner Buchstaben zu erkennen, die Szombathy schwankend machen, sie den altvenetischen Inschriften einzureihen. Er wäre daher geneigt, in ihnen ein Alphabet, das zwischen dem Etruskischen und seinen griechischen Vorbildern, dem Chalkidischen und dem Boeotischen liegt, zu sehen. Ich kann natürlich in diesem kurzen Referate nicht weiter darauf eingehen und erdreiste mich auch nicht, in dieser paläographischen Frage ein Urtheil zu fällen. Bedenkt man jedoch, dass die altvenetischen Inschriften oft namhafte Unterschiede zeigen, so dass bereits mehrere Alphabete davon aufgestellt wurden (und selbst die Inschriften von Bača zeigen unter sich einige Varianten), so kann man wohl keinen zu großen Wert auf kleinere Abweichungen legen, die vielleicht auf locale Eigenthümlichkeiten in der Schreibweise, wenn nicht auf Ungeschicklichkeit oder Unwissenheit des Schreibers zurückzuführen wären. Übrigens kommt auf altvenetischen Inschriften neben der gewöhnlichen Form des h ||| auch die etruskische ⋈ vor, so auf zwei Grabstelen von Este und auf einer von Conevedo in der Nähe derselben Stadt, auf zwei Trachytsteinen und einem Thongefäße von Padua u. a. Möglicherweise ist auch das für ein t gehaltene T nur ein l, ähnlich wie auf einer Inschrift des M. Berico bei Vicenza. So wären die Hauptzweifel über den venetischen Charakter unserer Inschriften behoben; denn die anderen Buchstaben zeigen keine so namhaften Abweichungen, dass man genöthigt wäre, für sie Analogien in den Alphabeten entfernterer Gegenden zu suchen. Wenn aber auch die Deutung dieser Inschriften verschieden ausfällt, je nachdem man sich an die Methode der Lesung von Pauli oder von Cordenons hält, welch letzterer bekanntlich in den zwischen den einzelnen Buchstaben liegenden Punkten und Strichen ausgelassene Vocale sieht, so bleibt doch die Auffindung derselben von der größten Wichtigkeit als ein neuer Beweis für die ethnographische Stellung der damaligen Bevölkerung unseres Landes.

Noch eine vierte Inschrift wurde daselbst auf der Krämpe eines ehernen Helmes eingeritzt gefunden, die jedoch bereits eine starke Einwirkung des lateinischen Alphabetes bekundet.

Unser Grabfeld zeigt einen allmählichen Übergang in die römische Zeit, in welcher neben den neueren mehrere alterthümliche Formen überleben. Dieses Überdauern älterer Formen, welches überhaupt in den verschiedenen La Tène-Stufen zu verzeichnen ist, macht natürlich die chronologische Anordnung der einzelnen Gräber manchmal etwas unsicher. Der aus zehn Gräbern bestehende Theil der Nekropole, welcher bereits in die geschichtliche Periode des Landes fällt, gibt uns interessante Belege für die Sitten des entlegenen Alpenthales, wohin die römische Cultur aus Aquileja nur spärlich und langsam einzudringen vermochte. Das jüngste Grab reicht bis an das Ende des 4. Jahrhunderts n. Chr., wie durch eine zwischen den Zähnen eines Skelettes gefundene Münze des Valentinianus bewiesen wird.

Es ist zu wünschen, dass in unserem österreichischen Küstenlande recht viele solche Funde gemacht und über dieselben so exacte Monographien, wie die vorliegende des Herrn Szombathy publiciert werden, wodurch über eine hochwichtige Periode der Vorgeschichte unseres Landes, wo an seinen Grenzen bereits die historische Zeit aufzudämmern begann, Aufklärung gegeben würde. Sie würden gewiss ein helles Licht auf die vorgeschrittenen Verhältnisse seiner Einwohner werfen, welche am Anfange des 2. Jahrhunderts v. Chr. imstande waren, den römischen Eroberern durch mehrere Jahre tapfer zu widerstehen und ihren gewaltigen Legionen so manche blutige Niederlage beizubringen.

Dr. Marchesetti.

16.

Vjesnik hrvatskoga arheološkoga društva. Organ arheološkoga odjela narodnoga muzeja u Zagrebu. Redaktor Dr. Josip Brunšmid. (Neue Serie, IV. Bd. 1899—1900.) Agram 1900, gr.-8°, 238 S.

Nebst einigen ethnologischen, numismatischen, historischen und anderen Berichten begegnen wir in diesem Bande auch einigen Aufsätzen aus der Prähistorie, die zumeist aus der Feder des bewährten Fachmannes Dr. J. Brunšmid stammen.

Von hohem Interesse ist der Bericht über die bronzezeitliche Ansiedlung bei Novigrad an der Sau, von wo der Autor durch seine Forschungen in den Besitz einer ganzen Reihe von Gegenständen aus Knochen und Geweihen von Hirsch und Reh gelangte, von Werkzeugen und Verzierungen aus Bronze, nebst Gußformen für Bronzegegenstände und einer ganzen Reihe von charakteristischen Scherben oder Gefäßen u. a. Auch einige Spinnwirtel aus Thon gehören zu diesem Inventar. Von Gegenständen aus Stein wurden bei Novigrad wenige gefunden. Derselbe Autor beschreibt weiters einige prähistorische eisenzeitliche Gegenstände aus Sarengrad im Syrmier Comitate. Diese Gegenstände aus Eisen und Bronze gehören dem Ende der Hallstatt-Periode an. Aus demselben Fundorte führt der Autor auch ein Schwert aus der La Tène-Periode an und bringt auch dessen Abbildung.

Ein weiterer Aufsatz Brunšmids »Colonia telia Mursa«, der sich auf historische Belege stützt, ist ebenfalls ein sehr interessanter Beitrag zur Existenz der römischen Periode. Aus der Colonie Mursa, die einst am unteren Theile der jetzigen Stadt Essegg stand, stammt eine Reihe von wertvollen römischen Funden, so z. B. einige Marmorstatuetten des Herakles, theils vollkommen erhalten, theils nur deren Fragmente, nebst Reliefen, Grabsteinen u. dgl.

Ferner veröffentlicht Brunšmid den dritten Theil seiner archäologischen Notizen aus Dalmatia und Pannonia. Er beschreibt hier eine Reihe von Gegenständen aus der römischen Periode, die von verschiedenen Fundorten herrühren. Außerdem referiert derselbe Autor über die Ansiedlungen an der Vuka zwischen Nuštar und Gabos, von wo er ebenfalls einige Funde anführt, und endlich über einige prähistorische Alterthümer aus der Umgebung von Ruma.

Josef Purić berichtet über die Ausgrabung auf dem römischen Friedhofe in Stenjevec und setzt seinen Bericht mit der Beschreibung einer ganzen Reihe von Gräbern und deren Inventars (Gegenstände aus Glas, Bernstein, Bronze, Eisen u. a. m.) fort.

Milan Turković referiert über einige prähistorische Funde aus der Umgebung von Kutjevo.

Stjepan Osterman bringt einen Bericht über den paläolithischen Menschen und seine Zeitgenossen aus dem Diluvium in Krapina in Kroatien. Dieser interessante Bericht ist auf Grundlage neuerer Erforschungen des Prof. Dr. K. Gorjanović-Kramberger geschrieben.

Vorliegender Band des »Vjesnik« des Musealvereines in Agram bringt auch eine Reihe von gelungenen Textillustrationen, die zumeist sich auf archäologische und prähistorische Fundgegenstände beziehen. Endlich enthält er verschiedene kleinere Berichte und Literaturberichte.

J. V. Želizko.

17.

Gabriel et Adrien de Mortillet: Le Préhistorique. Origine et antiquité de l'homme. (Bibliothèque des sciences contemporaines VIII.) 121 figg. dans le texte. Troisième édition entièrement refondue et mise au courant des dernières découvertes. Paris. C. Reinwald. 1900. XXII. 709 S. 8°.

Wenn es in einer jungen Wissenschaft altberühmte Bücher geben kann, so ist dieses eins: und wenn man bei Werken über Urgeschichte des Menschen den Nutzen in Anschlag bringt, den sie gestiftet haben, so ist dieses vor allen zu nennen. Nachdem die zweite Auflage (1885) der ersten (1883 — die Grundlagen seines Systems entwickelte G. de Mortillet schon 1869) rasch gefolgt war, verstrichen 15 Jahre, ehe es zur dritten kam, mit deren Vorbereitung Gabriel de Mortillet in seinen letzten Lebensjahren beschäftigt war, und die nun sein Sohn Adrien erscheinen ließ. Er überreichte sie, als würdige Erinnerung an seinen Vater, der 12. Versammlung des internationalen Congresses der Prähistoriker zu Paris 1900, jenes Congresses, dessen Gründung im Jahre 1865 ebenfalls zu den Verdiensten Gabriels de Mortillet gehört.

Nicht neue Ideen, sondern ein großer Zuwachs an Material und andere Werke, welche der Verfasser schrieb, schoben sich zwischen die zweite und dritte Auflage des »Préhistorique« ein. Der Unterschied zwischen beiden rührt daher, dass das Buch aus einem Brennpunkt anthropologischer Arbeit in Europa, aus der Beschäftigung französischer Urgeschichtsforscher mit dem Quartär ihrer Heimat hervorgegangen ist; denn diese Arbeit hat seit 15 Jahren kolossale Fortschritte gemacht, und man kann nicht einmal sagen, dass diesen Fortschritten in dem Buche überall der gebührende Platz eingeräumt worden ist.

In erster Auflage umfasste das Buch 642 Seiten, wovon etwa ein Viertel dem Hiatus und der jüngeren Steinzeit eingeräumt war. Der neue Band ist um 67 Seiten stärker und beschränkt sich ganz auf die paläolithischen Zeiträume. (Die neolithische und die Bronzezeit sollen in einem eigenen Specialwerk »La Palethnologie« vorgetragen werden, wie es der Bedeutung dieser Perioden zukommt.) Als Verfasser erscheint neben Gabriel, Adrien de Mortillet. Die Zahl der Figuren ist verdoppelt, und neu ist ferner eine die Geschichte und den gegenwärtigen Stand der Frage nach dem Alter der Menschheit kurz zusammenfassende Vorrede.

Der dem Tertiär gewidmete erste Theil ist, mangels größerer, neuer Entdeckungen, nicht umfangreicher geworden. Dagegen hat der den Quartärmenschen behandelnde zweite Theil um 230 Seiten zugenommen, und auch seine Gliederung ist neu. Früher standen die bekannten vier Perioden des Mortillet'schen Systems voraus; jetzt zerfällt dieser Theil in folgende Abschnitte: 1. Industrie (das Urwerkzeug, Kennzeichen der Echtheit, Entwicklung des Urwerkzeuges, jüngere Formen, Beinwerkzeuge, andere Gegenstände, Kunst, Gesammtentwicklung [zwischen Chelléen und Moustérien wird das Acheuléen, zwischen Magdalénien und Hiatus das Tourassien eingeschoben]); 2. der Mensch (Name der Urrasse, die neanderthaloiden Schädel, Unterkiefer, zweifelhafte und fälschliche Zeugnisse, die Skelette von Spy, die Neanderthalrasse [Zusammenfassung und Folgerungen], der Olmoschädel, der Mensch der oberen Quartärstufe [Rasse von Laugerie oder Chancelade], die Entwicklung der paläolithischen Menschheit); 3. Fauna (Affen, Handflügler, Insectenfresser, Raubthiere, Dickhäuter, Equiden, Wiederkäuer, Nager, Vögel, Reptilien und Fische, wirbellose Thiere, Gesammtbetrachtung); 4. Flora (Lagerstätten, Übersicht, Gesammtbetrachtung); 5. Geologie (Bodenbewegungen, Austiefung und Anfüllung der Thäler, Gletscherwirkungen, Grotten und Höhlen, Allgemeines); 6. Geographie (räumliche Vertheilung der Stufen von Chelles, St. Acheul, Moustier, Solutré, La Madeleine und La Tourasse). Den Schluss bilden chronologische und allgemeine Folgerungen. Auch ein gutes alphabetisches Register, welches früher fehlte, ist nun da.

Wie man sieht, hat sich »Le Préhistorique« in seiner dritten Auflage zu einer vollständigen naturwissenschaftlichen und archäologischen Darstellung der paläolithischen Ära entwickelt. Die Hauptideen des Buches sind so sehr Gemeingut, dass es nicht nöthig ist, ihrer bei diesem Anlass wieder zu gedenken. Alle Vorzüge, die »Le Préhistorique« früher besaß, sind ihm geblieben: die klare und kurzgefasste Darstellung, die Schärfe der Folgerungen, die umfassende Behandlung des vielseitigen Stoffes. Diese Eigenschaften haben dem Werke seinen Wert als unübertroffenes, besonders zur Einführung in den Gegenstand wie kein zweites geeignetes Lehrbuch erworben. Wer wollte dabei leugnen, dass man auch manches an dem Buche, früher und jetzt, aussetzen könne? Wenn die Darstellung zu subjectiv, die Folgerungen zu apodiktisch und oft zu kühn, wenn neben Frankreich die anderen Länder Europas zu wenig berücksichtigt sind, so hängen diese Schattenseiten mit jenen Vorzügen aufs engste zusammen und waren vielleicht unvermeidlich. Der zweite Autor und gegenwärtige Herausgeber ist von jenen Fehlern umsomehr freizusprechen, als die Pietät ihm gebot, dem Werke jenen eigenthümlichen Charakter zu erhalten, den ihm sein erster Schöpfer gegeben hatte.

M. Hoernes.

Die Ausgrabungen am Orte des Haupttempels in Mexico.

Von Professor **Dr. Eduard Seler** in Berlin.

(Mit 20 Abbildungen.)

Vor etwa einem halben Jahre erschien in der »Schlesischen Zeitung« ein Bericht von einer in der Hauptstadt Mexico lebenden deutschen Dame, augenscheinlich auf Grund von Mittheilungen, die die dortigen Tagesblätter gebracht hatten, verfasst, der von großartigen Funden Kunde gab, die am Orte des alten Tempels in Mexico gemacht worden seien. Es werden jetzt in der Hauptstadt Mexico, zum Zwecke der Entwässerung und Sanierung des Untergrundes, nach umfassenden Plänen Canalisationsarbeiten vorgenommen. Im Verlaufe dieser Arbeiten war man in der *Calle de las Escalerillas*, die an der Hinterseite der Kathedrale entlang führt, damit beschäftigt, einen tiefen Graben für eines der Hauptsammelrohre zu graben. Dabei stieß man auf Steinfiguren, auf bunte Thongeräthe, steinerne Opfermesser und — was nicht zum wenigsten Eindruck machte — auch auf Goldschmuck. Das Interesse der wissenschaftlichen Kreise und der gesammten Bevölkerung wurde durch diese Funde auf das höchste erregt. Und das hat die erfreuliche Folge gehabt, dass bei der Fortführung dieser Canalisierungsarbeiten von der Regierung beauftragte Beamte und Gelehrte zur Stelle waren, um zu verhüten, dass durch Unachtsamkeit der Arbeiter ein Fundstück verloren, oder ein etwa zutage tretendes Monument beschädigt würde, und dass man überhaupt den Entschluss gefasst hat, im weiteren Umkreise dieser wichtigen Stelle in rationeller Weise Ausgrabungen vorzunehmen. Über das, was in diesen letzten Monaten zutage gekommen ist, sind in den mexikanischen Zeitungen eine ganze Menge Berichte erschienen und zum Theil auch Abbildungen gegeben worden. Sind nun diese Arbeiten auch noch keineswegs abgeschlossen, und steht auch zu erwarten, dass vielleicht noch mancher wichtige Fund gemacht werden wird, so wird eine Mittheilung über das bisher Gefundene und über die Bedeutung der Stelle doch vielleicht von Interesse sein.

Es ist nicht gerade leicht, sich über die genaue Lage der Baulichkeiten der alten Aztekenstadt klar zu werden. Denn es hat wohl kaum je eine andere Hauptstadt eines alten Culturreichs gegeben, die so gründlich und so systematisch zerstört worden ist, wie Mexico. Die alte Stadt war inmitten der Salzwasserlagune, auf kleineren Inseln, zum Theil auf künstlichen Auffüllungen zwischen in den Boden des Sees gerammten Pfählen erbaut. Drei Dämme führten von Süden, von Westen, von Norden, durch das Wasser des Sees, von denen der eine, der an der Südseite, nach dem Festlande zu sich gabelte. Überbrückte Canäle durchbrachen an verschiedenen Stellen diese Dämme, und Canäle durchzogen auch die Stadt. Insbesondere war der nordwestliche Theil, das außerhalb der fünf Hauptquartiere der eigentlichen Stadt Mexico gelegene *Tlatelolco*, ganz von Canälen durchschnitten, »so dass beinahe jedes Haus eine Insel im Wasser war«. Einbäume vermittelten den Hauptverkehr vom Festlande zur Stadt und innerhalb der letzteren. Wo die gemauerte Wasserleitung, die das Trinkwasser zur Stadt führte, nothgedrungenerweise — da die Mexikaner den Gewölbebau nicht kannten — an einem der zahlreichen Canäle haltmachen musste, da wurde das süße Wasser in offenen hölzernen Rinnen hinüber-

geführt, und das waren die Stellen, wo das Trinkwasser der Leitung entnommen und von wo es durch Bootsleute nach den Häusern gebracht wurde. Als Cortes am Freitag nach Corpus Christi des Jahres 1521 mit seinen in *Tetzcoco* erbauten dreizehn Brigantinen vor der Stadt erschien, gelang es ihm, gleich beim ersten Ansturm auf den südlichen Damm, die *Calzada de Iztapalapa*, da wo derselbe sich nach dem Festlande zu gabelt, an einer Stelle, die von den Mexikanern *Acachinanco*[1]) genannt wurde, festen Fuß zu fassen. Von hier bis zur Mitte der Stadt hatte er drei Brücken zu überschreiten, beziehentlich zu erstürmen. Die eine in *Xoloco*[2]) an der südlichen Stadtgrenze, die zweite in *Uitzillan* in der Nähe des heutigen Hospitals Jesus Nazareno, die dritte an der Südseite der großen Plaza, an der Stelle, die man *Quauhquiauac*, die »Adlerpforte« nannte, wo in einer Art Palasthof ein Steinbild eines Adlers, *quauhtli*, zu sehen war, zwischen zwei anderen, deren eines einen Jaguar, *ocelotl*, das andere einen *cuetlachtli*, einen Wickelbär, darstellt, und wo auch bis in den Anfang des vorigen Jahrhunderts ein mit Einbäumen befahrener Canal bestand. Zahlreichere und breitere Durchbrüche hatte Pedro de Alvarado auf dem Damme, der auf der Westseite, in der Fortsetzung der Calle de Tacuba, die Stadt mit dem Festlande verband, zu überwinden. Und als Cortes nach tagelangen wiederholten Stürmen die Mexikaner aus dem südlichen Theil der Stadt vertrieben und, der Ungeduld seiner Leute nachgebend, von der Mitte der Stadt und der Calle de Tacuba aus auf drei Straßen in das von Wasserstraßen durchschnittene Tlatelolco einzudringen wagte, kam er zwischen den Canälen in so schwere Bedrängnis, dass ein Theil seiner Leute abgeschnitten wurde, er selbst nur unter größter eigener Lebensgefahr die Truppen wieder herausziehen konnte und das ganze vorher eroberte Stadtgebiet dem Feinde überlassen musste. Um nun ein solches Missgeschick zum zweitenmale unmöglich zu machen, gab Cortes Befehl, die Häuser in die Canäle zu werfen, in jedem Theile der Stadt, den man erobert, zunächst die Canäle zuzuschütten und die Häuser niederzureißen, die den Vertheidigern eine Deckung bieten konnten. So ist durch wochenlange systematische Arbeit vieler Tausend Hände der größte Theil der Stadt dem Erdboden gleichgemacht worden. Auf dem geebneten Boden führten nachher die Spanier ihre Stadt auf. Neue Dämme wurden durch die Lagune geführt. Das durch den tiefer eindringenden Pflug gelockerte Erdreich wurde durch die sommerlichen Regengüsse in viel größeren Massen in die Lagune gespült, so dass allmählich, wenigstens in der trockenen Jahreszeit, das gesammte, die Stadt umgebende Gebiet landfest geworden ist, und nur noch der Canal de la Viga, der das Wasser des Süßwassersees von Xochimilco zur Stadt und weiter nach der Lagune führt, uns das bewegte Bild mit Stangen vorwärts bewegter beladener Einbäume vor Augen führt, wie es den Eroberern im ganzen Umkreis der Stadt und überall im Innern derselben sich darbot.

Den Mittelpunkt der alten Stadt bildete die hohe, in fünf Stufen aufsteigende Pyramide, die auf ihrer oberen Plattform die Heiligthümer des Stammgottes *Uitzilopochtli* und des Regengottes *Tlaloc* trug. Der alten Sage nach war sie an einer Stelle, oder nahe einer Stelle, errichtet worden, wo inmitten des Röhrichts des Sees eine klare Quelle süßen Wassers emporsprudelte. Diese Quelle — *Tozpalatl*, »Wasser von der Farbe gelber Schmuckfedern« genannt — spielte an den Festen und bei den Ceremonien eine große Rolle. Sie wurde von den Spaniern zugeschüttet, aber 1528 wieder aufgemacht und ist an dem heute Empedradillo genannten Plätzchen vor der Westseite der Kathedrale lange Zeit in Gebrauch gewesen, später aber wieder zugemacht worden. Auch jetzt, bei den Arbeiten in der Calle de las Escalerillas, wieder ist in 7 *m* Tiefe ein reichlich sprudelnder

[1]) Hernan Cortes. III. Carta Relacion (1522), ed. Gayangos, S. 228.

[2]) Auf Orozco y Berras Karte fälschlich *Xoloc* bezeichnet.

Quell trinkbaren klaren Wassers gefunden worden. Diese in der Mitte gelegene Pyramide war nicht die einzige, die es in der Stadt gab. Eine gleich hohe, ja vielleicht höhere,

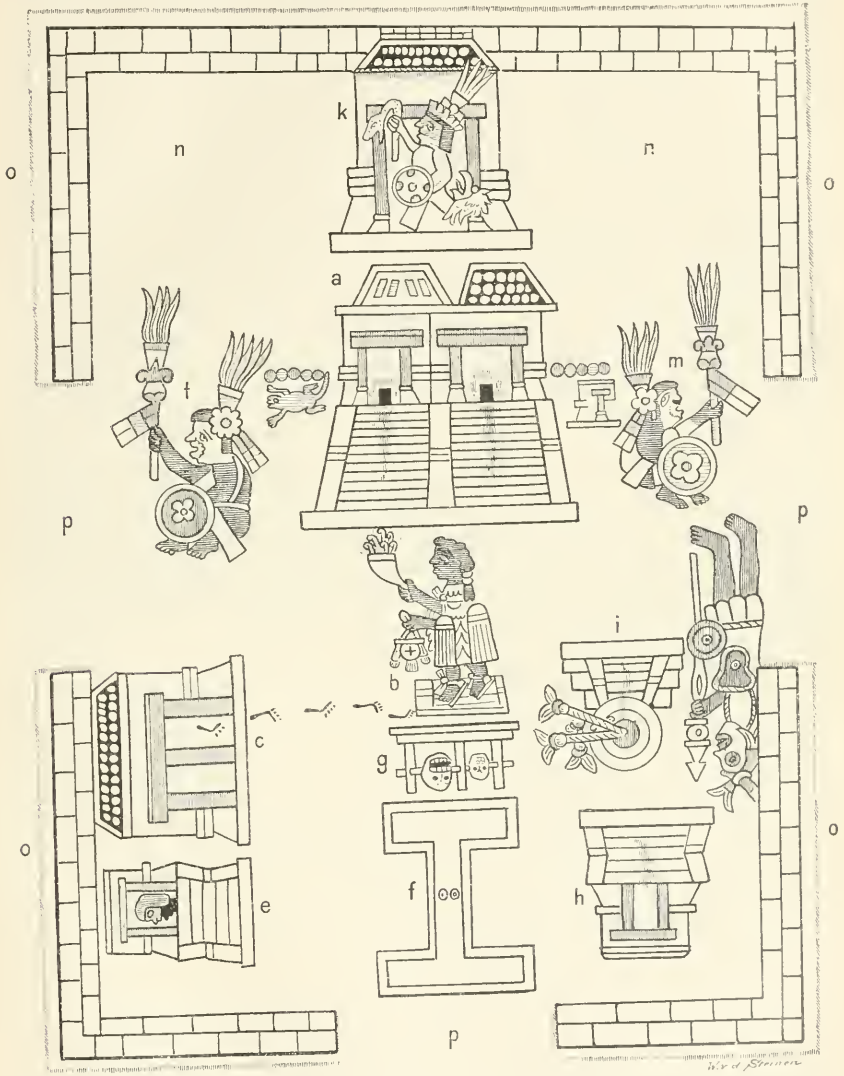


Abb. 81. Plan des Haupttempels von Mexico und seiner Baulichkeiten. (Sahagun-Manuscript der Biblioteca del Palacio in Madrid.)

stand auch in Tlatelolco. Das war die Pyramide, nach der die Spanier von Motecuhçoma vier Tage nach ihrer Ankunft in Mexico geführt wurden, und von wo aus sie die Stadt

und das Thal und den großen Marktplatz von Tlatelolco überblickten. Auch sie trug auf ihrer oberen Plattform zwei Heiligthümer, deren eines das Idol des Regengottes *Tlaloc* enthielt, das andere aber drei Idole: eines, das von Bernal Diaz als *Uitzilopochtli* bezeichnet wird, das der Beschreibung nach aber mehr an das große Steinbild der Erdgöttin, die sogenannte *Teoyaomiqui*, richtiger als *Couatlicue* zu bezeichnen, erinnert; ein zweites, das als der Page *Uitzilopochtlis* bezeichnet wird, und endlich das Idol *Tezcatlipocas*. Andere Tempelpyramiden befanden sich in den anderen Stadtgegenden. Eine Aufzählung, die in der spanischen Ausgabe des Sahagun, im dritten Paragraphen des Anfanges zum zweiten Buche von den »Baulichkeiten des großen Tempels in Mexico« gegeben wird,[1] nennt 78 verschiedene »Baulichkeiten«, darunter allein 25 Tempelpyramiden nebst 5 »oratorios«, verschiedene Fastenhäuschen, vier napfförmige Steine *(quauhxicalli)*, einen scheibenförmigen Stein *(temalacatl)*, einen großen Stufenaltar *(teccalco)*, eine Sternsäule, 7 Schädelgerüste, 2 Ballspielplätze *(tlachtli)*, 2 eingehegte Bezirke, einen Brunnen und 3 Badeplätze, 2 kellerartige Räume *(netlatiloyan)*, einen Tanzplatz, 9 Priesterhäuser, Gefängnis für die Götter der unterworfenen Nationen, Arsenale, Arbeitsstätten u. s. w. Diese Aufzählung bezieht sich aber wohl auf die verschiedenen in den Stadtgegenden zerstreuten Tempel und ihre Nebengebäude. Denn es kommen unter den dort genannten »Baulichkeiten« Namen vor, wie *Uitznauac, Acatliyacapan, Tezcacouac, Quauhquiauac*, die zweifellos besondere Stadtquartiere oder außerhalb des großen Tempels gelegene Gebäude bezeichnen.

Eine andere Aufzählung begegnet uns in dem aztekischen Originalmanuscript der Biblioteca del Palacio in Madrid. Hier werden in einem besonderen Paragraphen, der, wie es scheint, in die Reinschrift, und jedenfalls in die spanische Übersetzung nicht aufgenommen wurde, nur kurz unter der Überschrift *in tlein itotoca catca iceceeni tlacatecolocalco* »welches die Namen der verschiedenen Teufels- oder Zauber-Häuser waren«, die verschiedenen Baulichkeiten oder Gebäudetheile, die zu dem großen Tempel gehörten, aufgeführt. Es sind nur fünfzehn, und zwar die folgenden:

[a] *tencalli* [der Tempel].
[b] *quauhxicalli* [die Adlerschale].
[c] *calmecatl* [das Priesterwohnhaus].
[d] *yxmomoztli* [Vorder- oder Außenaltar].
[e] *quauhcalli* [das Adlerhaus, das Kriegerhaus].
[f] *teutlachtli* [der Ballspielplatz des Gottes].
[g] *tzumpantli* [das Schädelgerüst].
[h] *yopico teucalli* [der Tempel Yopico, der Tempel Xipes].
[i] *temalacatl* [der scheibenförmige Stein].
[k] *colhuacan teucalli* [der Tempel Colhuacan].
[l] *macuil cuetzpalli* [der Gott »Fünf Eidechse«].
[m] *macuil calli* [der Gott »Fünf Haus«].
[n] *ytoalli* [der Tanzplatz oder Tempelhof].
[o] *coatenamitl* [die Schlangenmauer].
[p] *teuquiyauatl yc excan callacovaya* [die Gottesthür, durch sie geht man an drei Seiten hinein].

Die Lage und die Art dieser Baulichkeiten werden gleichzeitig in einer Art Grundriss

[1] Auf diese Stelle bezieht es sich, wenn in den Beschreibungen des Tempels und jetzt auch wieder in den Fundberichten, von den 78 »Kapellen« des großen Tempels die Rede ist. Wie man aus der oben im Text gegebenen näheren Aufzählung ersieht, handelt es sich hiebei um Bauwerke sehr verschiedenen Charakters, und die Annahme, dass diese alle zum großen Tempel gehört haben sollen, ist überhaupt irrig.

zur Anschauung gebracht, die ich hier in der Abb. 81 wiedergebe, wobei ich nur die Buchstaben *a*—*p*, entsprechend den oben in Klammern gesetzten, hinzugefügt habe.

Hier bezeichnet [a] *teocalli* die große Stufenpyramide, die auf ihrer oberen Plattform Wand an Wand die beiden Heiligthümer des Nationalgottes *Uitzilopochtli* und des Regengottes *Tlaloc* trug. Wir sehen diese beiden Heiligthümer auch auf unserem Bilde angegeben und sehen zugleich, dass zu jedem derselben gesondert eine Stufenreihe hinaufführt. Ich kann gleich hinzufügen, dass nach den bestimmten Angaben der Crónica mexicana des Tezozomoc[1]), man zu der oberen Plattform der Pyramide auf drei Seiten hinaufstieg, und dass die Hauptfront des Tempels dem Süden, also dem Platze, der noch heute den Mittelpunkt der Stadt bildet, zugekehrt war. Dem entspricht es, dass auch der Tempelhof, wie Tezozomoc angibt, und wie sich auch aus unserer Abbildung ergibt, an drei Seiten durch Öffnungen oder Thore in der Umfassungsmauer zugänglich war. Damit erledigt sich die Angabe Durans, der in seiner Beschreibung des großen Tempels[2]) fälschlich von vier nach den vier Hauptrichtungen hinausführenden Thüren spricht.

Die Anzahl der Treppenstufen sollte, nach Tezozomoc, der Anzahl der Tage des Jahres entsprechen, d. h. 360, also auf jeder Seite 120, betragen haben. Das wird von Cortes bestätigt, der an verschiedenen Stellen seines Eroberungsberichtes[3]) erzählt, dass es »ciento y tantas gradas« bis zur Höhe des Tempels gewesen wären. Das Gleiche berichtet Motolinia.[4]) Genauer gibt der Conquistador Andrés de Tapia an[5]), dass die Zahl der Stufen 113 betragen habe, »de à mas de palmo cada una«. Auch an dem Haupttempel der Schwesterstadt Tlatelolco zählte Bernal Diaz 114 Stufen bis zur Höhe.[6]) Rechnet man die Höhe einer Stufe zu 10″ oder 25 *cm*, was etwa dem entspricht, was man an noch vorhandenen Tempelpyramiden beobachtet, so würden 120 Stufen eine Gesammthöhe von 100′ ergeben. Darauf ist vielleicht auch die räthselhafte Angabe im Tezozomoc[7]), dass der Tempel »mehr als 160 Mannslängen« hoch gewesen sei, zu reducieren, indem wir einfach 16 für 160 setzen. Die Schätzung des Cortes dagegen, dass die große Pyramide von Mexico noch höher als der Thurm der Kathedrale von Sevilla gewesen sei,[8]) ist übertrieben; denn für die Giralda werden 114 *m*, das ist 360′, angegeben. Es müsste also darnach jede der 120 Stufen 3′ oder beinahe 1 *m* hoch gewesen sein.

Auch über den Flächenraum, den die Pyramide einnahm, können wir uns nach einigen Stellen in der Chronik des Tezozomoc und den Berichten der Conquistadoren einen Begriff machen. Nach Tezozomoc[9]) hätten die Baumeister des älteren Motecuhçoma, als sie die Fundamente für den neuen Tempel legten, beschlossen, ihm eine Seitenlänge von 125 Ellen zu geben. Das ergibt, da die gewöhnliche Elle zu 3′ zu rechnen ist, ein Quadrat von 375′ Seitenlänge. Das stimmt wiederum ziemlich genau zu den Angaben, die Bernal Diaz über die Größe des Haupttempels der Schwesterstadt Tlatelolco macht, der ja in jeder Beziehung dem Haupttempel von Mexico ähnlich gewesen zu sein scheint. Er sagt nämlich, dass der Flächenraum, den diese Pyramide bedeckte, etwa sechs sehr großen Baustellen, wie man solche in der spanischen Colonie Mexico abzumessen pflegte, gleich gewesen sei. Wir wissen nun aus den Verhandlungen der Stadtverwaltung von

[1]) Cap. 30.

[2]) Historia de las Indias de Nueva España. Tratado 2°, cap. 2.

[3]) Cartas y Relaciones de Hernan Cortés, edid. Gayangos, S. 131, 218.

[4]) Tratado I., cap. 12.

[5]) Relacion S. 582.

[6]) Historia verdadera de la conquista etc., cap. 92.

[7]) Crónica mexicana, cap. 50.

[8]) a. a. O. 106.

[9]) Crónica mexicana, cap. 37.

Mexico, dass man als kleine Baustellen ein Quadrat von 141′ Seitenlänge, als große und normale Baustellen ein Quadrat von 150′ Seitenlänge zuzumessen pflegte.[1]) Sechs solcher Baustellen gegen einen Flächenraum von 135.000 Quadratfuß, das entspricht genau einem Quadrat von 367½ Fuß Seitenlänge.

Die Pyramide stieg in fünf ziemlich steil geneigten Absätzen auf, wie wir wiederum bestimmten Stellen der Briefe des Cortes[2]) und der Historia verdadera des Bernal Diaz[3]) entnehmen können. Zwischen je zwei Absätzen zog sich ein schmaler Umgang von eines Schrittes Breite um die Pyramide. Diese Absätze und diese Umgänge spielen in einer bestimmten Phase des Kampfes zwischen den Spaniern und den Mexikanern eine Rolle. Als die Mexikaner sich gegen den nach Mexico zurückgekehrten Cortes erhoben hatten und ihn in seinem Quartier bestürmten, versuchte am vierten Tage Cortes sich einen Weg zu den Thoren zu bahnen, indem er seine Spanier unter verschiebbaren Deckungen, beweglichen hölzernen Schutzdächern, vorgehen ließ. Er wurde aber zurückgeworfen, und die Mexikaner drängten bis an die Thore des befestigten, von den Spaniern bewohnten Palastes nach. Um nun auch den hinter den Mauern des Palastes geborgenen Spaniern zusetzen zu können, erstieg eine Anzahl der hervorragendsten mexikanischen Krieger, an 500, die große Tempelpyramide, der das Quartier der Spanier benachbart lag, und entsandten von dort ihre Geschosse in die von oben offenen Höfe des Palastes. Die Lage wurde kritisch. Da wandte wieder einmal Cortes durch eigene persönliche Tapferkeit das Geschick des Tages zu Gunsten der Spanier. Nachdem er sich den Schild an den verwundeten linken Arm hatte festbinden lassen, erstürmte er mit einigen beherzten Genossen die Pyramide. Nach kurzem Kampfe wurden die Mexikaner von der Plattform vertrieben und mussten über die steilen Wände der Pyramide hinab auf die schmalen Umgänge flüchten — *auh in tlacavan, nāmen ie ic calmotepeoa in itlamamatlaioc teucalli, iuhquin tlilazcatl calmotepeoa* — »und die Häuptlinge springen nach allen Seiten herunter auf die Stufenumgänge der Tempelpyramide; wie schwarze Ameisen klettern sie auf allen Seiten herunter« —, wie es in dem aztekischen Berichte über diese Kämpfe im zwölften Buche des Sahagun heißt. Und auf diesen schmalen Umgängen wurde, aber erst nach einer Blutarbeit von mehreren Stunden, den fünfhundert Tapferen der Garaus gemacht.

Von diesem terrassenförmigen Aufbau sehen wir in unserer Abbildung nichts, die von der ganzen Pyramide nur die beiden dicht nebeneinander angebrachten Treppenaufgänge der südlichen Hauptseite zeigt. Die beiden Sacrarien aber auf der Höhe der Plattform sind angegeben. Wir sehen die von der hölzernen Oberschwelle und den beiden hölzernen Seitenpfosten umrahmten Thüröffnungen — Schwelle und Pfosten, wie die Holztheile häufig, mit rother Farbe angegeben. Was dazwischen wie zwei kleine dunkle Eingangspforten aussieht, bezeichnet zweifelsohne die beiden Opfersteine *(techcatl)*, die oben hart am Treppenrande und vor dem Eingang zu den Sacrarien sich befanden. Die Simse der beiden Heiligthümer sind in unserer Abbildung verschieden ornamentiert. Das zur Linken vom Beschauer, das wir ohne Bedenken als das des Regengottes *Tlaloc* ansprechen können, ist mit vier senkrechten blauen Feldern, dem Symbol des aus den vier Himmelsrichtungen kommenden Regens verziert. Genau ebenso ist im Festkalender des Codex Borbonicus, wo der Regengott in seinem Tempel dargestellt ist, der Sims des Tempels mit vier breiten Rechtecken in blauer Farbe bemalt. Das zur Rechten vom Beschauer gezeichnete Sacrarium aber, das das des Stammgottes, des kriegerischen *Vitzilopochtli*, sein muss, zeigt auf schwarzem Grunde weiße Scheiben, eine Ornamentierung, die in der

[1]) Actas de Cabildo, 9. Februar 1537. (Vgl. Joaquin Garcia Icazbalceta, Obras, I, 419—421.)
[2]) a. a. O. 131.
[3]) Cap. 92.

Bildermalerei der Mexikaner als Ausdruck des gestirnten Himmels galt. Eine solche Simsverzierung scheint bei den Mexikanern sehr beliebt gewesen zu sein. Wie man an den noch heute stehenden Resten des alten Palastes von *Huexotla* bei Tezcuco sehen kann, wurde sie in einfacher Weise dadurch zustande gebracht, dass man keilförmige, am breiten Ende kugelig geformte Steine in mehreren übereinander angebrachten Reihen in Mörtel einbettete, dergestalt, dass die kugeligen Enden gleichmäßig weit aus der Mörtelmasse hervorragten. Statt dieser Steine wurden bei Cultusgebäuden auch die Schädel der Geopferten in gleicher Weise verwendet.

Die beiden Figuren [l] und [m], die in unserer Abbildung zu beiden Seiten des Haupttempels gezeichnet sind, heißen *Macuil cuetzpalli* »Fünf Eidechse« und *Macuil calli* »Fünf Haus«, wie man an den beigesetzten Hieroglyphen sieht. Das sind Namen, die eigentlich bestimmte Tage des Kalenders bezeichnen. Aber mit den Namen von Tagen wurden auch, in gewissen Gegenden ganz allgemein, die Personen bezeichnet, die an ihnen geboren waren. Und dementsprechend auch die Götter, indem auch für sie ein bestimmter Tag als Geburtstag oder ein ihrem Wesen entsprechender Tag angenommen wurde. Die fünf die Zahl *macuilli* »fünf« in ihren Namen enthaltenden Tage, *Macuil cuetzpalli* »Fünf Eidechse«, *Macuil cozcaquauhtli* »Fünf Geier«, *Macuil tochtli* »Fünf Kaninchen«, *Macuil xochitl* »Fünf Blume«, *Macuil malinalli* »Fünf Besen«, die in dem in fünfgliedrige Säulen geordneten Kalender oder Tonalamatl dem vierten Viertel, also der Himmelsrichtung des Südens, angehören, waren bezeichnend für gewisse Gottheiten, deren Prototyp *Macuil xochitl* ist, die als Gottheiten der Lustbarkeiten und Festlichkeiten, der Musik, des Tanzes und des Spiels galten. Die gemeinsame Eigenthümlichkeit dieser Gottheiten ist, dass sie in der Verkleidung des *coxcoxtli*, eines in der Morgendämmerung singenden, mit Scheitelfederkamm versehenen Vogels auftreten, dass also — nach der bei den Mexikanern üblichen Darstellung — ihr Gesicht aus dem aufgesperrten Rachen dieses mit Scheitelfederkamm versehenen Vogels hervorsieht. In dieser Art sehen wir den Gott *Macuil xochitl* in der bunt bemalten Thonfigur dargestellt, die wir in Teotitlan del camino erwerben konnten und die ich auf der letzten Tafel meiner »Wandmalereien der Paläste von Mitla« abgebildet habe. Sehr häufig ist von diesem ganzen Vogelkopf nur ein Scheitelkamm und ein Paar, die Augen und Flügel vertretende Rosetten mit herunterhängenden Bändern, oder auch nur eine Andeutung derselben, übrig geblieben. In dem k. k. naturhistorischen Hofmuseum befinden sich eine ganze Anzahl größerer und kleinerer Steinbilder und sogar ein Holzbild und auch ein kleines Thonfigürchen, die uns den Gott in dieser Gestalt zeigen. Und genau in gleicher Weise sind auch in unserer Abb. 81 die beiden mit den Namen *Macuil cuetzpalli* und *Macuil calli* bezeichneten Gestalten gekennzeichnet. Eine andere Eigenthümlichkeit der Gottheiten dieser Classe, eine den Mund umgebende weiße Zeichnung, die bald die Umrisse einer Schmetterlingsfigur, bald die einer menschlichen Hand wiedergibt, ist in den genannten beiden Gestalten unserer Abb. 81 nur in Andeutung vorhanden. Dagegen führt uns das Symbol, das sie in der Hand halten, erkennbar und deutlich den *Yollo-topilli*, den »Stab mit dem Herzen«, vor Augen, das auch in dem Göttertrachten-Capitel des Sahagun-Manuscriptes dem Gotte *Macuil xochitl* als Abzeichen in die Hand gegeben ist.

Die beiden Gestalten repräsentieren hier die beiden sitzenden Steinfiguren, die, wie wir aus der Beschreibung des P. Duran wissen,[1]) auf der oberen Plattform des großen Tempels, unmittelbar am Ende der Treppenwangen, aufgestellt waren, und die als Halter der Federbanner dienten, welche man an den Tagen, wo man dem Gotte ein Fest feierte,

[1]) Tratado 2º, cap. 2.

als Zeichen dieser Festfeier aufsteekte.[1]) Es ist nicht unwahrscheinlich, dass die Steinfigur, die in Mexico unter dem Namen »*El Indio triste*« bekannt ist (Abb. 82), die gegen Ende des XVIII. Jahrhunderts auf dem Terrain des Majorats der Familie Mota gefunden wurde, wonach die dort vorbeiführende Straße heutzutage den Namen »Calle del Indio triste« führt, den einen dieser beiden Bannerträger darstellt, also ehemals auf der oberen Plattform der großen Pyramide gestanden hat.

Von den anderen Gebäuden, die der Grundriss (Abb. 81) uns vor Augen führt, erwähne ich zunächst [k] das sicher mit dem im Text *Colhuacan teocalli*, »Tempel von Colhuacan« genannten Gebäude zu identificieren ist. *Colhuacan* war der Name einer kleinen Stadt am Nordwestende des Sees von Xochimilco, zwei Leguas von der Hauptstadt Mexico entfernt und zugleich der Name einer Urheimat, an dem jenseitigen Ufer des Wassers, das die Mexikaner zu überschreiten hatten, gelegen, wo der Sage nach die Mexikaner mit den ihnen sprachlich verwandten nauatlakischen Stämmen zusammentrafen, und wo sie auch ihren Gott *Uitzilopochtli* erhielten. Wenn wir nun in dem in dem Plane (Abb. 81) mit [k] bezeichneten Gebäude in der Thüröffnung das Bild des Gottes *Uitzilopochtli* sehen, mit dem *Xiuhatlatl*, dem blauen (mit Türkis incrustierten) Wurfbrett in der Hand, dessen Ende in Gestalt eines Schlangenkopfes gebildet war, und mit einem Vogelkopf hinter sich, der jedenfalls den Colibri (*uitzitzilin*), die Verkleidung (*naualli*) dieses Gottes, darstellen soll, so werden wir nicht zweifeln dürfen, dass dieses Gebäude [k] den »Tempel *Colhuacan*«, den alten Tempel *Uitzilopochtlis*, bezeichnen soll, der erst unter dem fünften mexikanischen Könige, dem älteren Moteeuhçoma, mit dem Zunamen Ilhuicamina genannt, durch den Neubau der großen Pyramide ersetzt wurde.

Auf der Vorderseite des großen Tempels sind auf unserem Plane drei Baulichkeiten in einer Linie angegeben, die zweifellos ursprünglich in dieser Reihe zwischen dem Haupteingang in den Tempelhof und der Haupttreppe zur Pyramide einander folgten. Das sind [b] *quauhxicalli*, »die Adlerschale«, [g] *tzompantli*, »das Schädelgerüst« und [f] *teotlachtli*, »der Ballspielplatz des Gottes«.

Mit dem Namen *quauhxicalli*, »Adlerschale«, wurden die Gefäße bezeichnet, in denen man das Blut der Opfer dem Gott darbrachte. Es wurden dazu mehr oder minder kostbare, aus Stein gefertigte Schalen gebraucht, die auf dem äußeren Rande mit in Relief gearbeiteten Adlerfedern verziert waren und auf der Innenseite des Bodens das Bild der Sonne, auf der Außenseite (Unterseite) ein Abbild der Erdkröte, die ein Steinmesser aus ihrem Rachen entlässt, das Symbol der aufgehenden Sonne, trugen.[2]) Für die beseheidenen Verhältnisse kleinerer Cultverbände, in denen ein Menschenopfer gewiss nur selten vorkam, genügten Schalen von kleinen Dimensionen. Und solche sind in mehreren Exemplaren erhalten. Das königliche Museum für Völkerkunde in Berlin besitzt eine derartige Schale, und eine zweite ganz ähnliche ist mit der Beeker'schen Sammlung in das k. k. naturhistorische Hofmuseum gekommen. Für die größeren Tempel aber mussten sie von ansehnlicherem Umfang gemacht werden. Und da damit die Möglichkeit wegfiel, sie vor das Angesicht des Idols zu tragen, so wurde ihnen ein bestimmter Platz unmittelbar vor dem Hauptaufgang zum Tempel angewiesen. Auch von diesen größeren *quauhxicalli* sind verschiedene uns erhalten. In den »Anales del Museo Nacional de Mexico«[3]) hat Jesus Sanchez zwei derselben abgebildet und beschrieben, die in dem genannten Museum aufbewahrt werden. Als *quauhxicalli* für den Haupttempel von Mexico hat wahrscheinlich der große scheibenförmige Stein gedient, den der Pater Duran noch nahe der nach

[1]) Vergleiche die Bilderschrift der Biblioteca nazionale von Florenz, Tafel 58.

[2]) Vergleiche hierüber meine Abhandlungen in »Ethnologisches Notizblatt«, Bd. II, Heft 1, S. 14.

[3]) Bd. III, S. 134 und 296.

Westen sich öffnenden Hauptthür der alten Kathedrale von Mexico gesehen hat.[1]) der später dort vergraben und am 17. December 1791 bei den auf dem großen Platze vorgenommenen Pflasterarbeiten wieder aufgefunden wurde.[2]) Er ist, wie bekannt, auf der Oberseite mit dem Bilde der Sonne und auf dem Cylindermantel mit Gruppen von Kriegern, die einen Gefangenen am Schopf halten, geschmückt. Eine kleine napfförmige Vertiefung in der Mitte des Sonnenbildes charakterisiert das Werkstück als »Schale« *(xicalli)*. Und die Krieger sind die Adler *(quauhtin)*. Durch sie wird das Stück zur »Adlerschale« *(quauhxicalli)* gemacht. Der Stein ist unter dem Namen »Stein *Tiçocs*« bekannt, weil der Führer dieser Kriegergruppen durch die beigesetzte Hieroglyphe als der König dieses Namens gekennzeichnet ist.

Dieser Stein ist nun allerdings an der Stelle [b] des Grundrisses, Abb. 81, nicht zu sehen. Wohl aber der terrassenförmige Aufbau, auf dem er stand. Und die Stelle ist außerdem durch die Figur eines Priesters im Ornat gekennzeichnet, mit der Tabaktasche *(yequachtli)* auf dem Rücken, in der linken Hand die Kopaltasche *(copal-xiquipilli)*, in der rechten die Räucherpfanne *(tlemaitl)* mit den glühenden Kohlen, auf denen der Kopal verbrannt wurde, haltend. Denn der *quauhxicalli* war die Stelle, wo die Priester dem Gotte zu räuchern pflegten.

Das *tzompantli* war ein Gerüst, aus aufrechten und durch Querstangen verbundenen Pfählen bestehend, das auf einem quergestellten, langen, schmalen Terrassenbau errichtet war. Auf ihm wurden mittels der Querstangen, die von Schläfe zu Schläfe durchgestoßen wurden, die Schädel der Geopferten aufgereiht. Man sieht, dass dieses Gerüst an der durch den Buchstaben [g] bezeichneten Stelle in dem Grundrisse, Abb. 81, dargestellt ist. Es muss übrigens innerhalb der Umfassung des großen Tempels mehrere solcher Schädelgerüste gegeben haben. Das hier dargestellte ist natürlich das *Uei tzompantli*, das große Schädelgerüst, das, wie Sahagun im Anfang zum zweiten Buche angibt, vor dem großen Tempel *Uitzilopochtlis* sich befand, an dem die Schädel der an dem Hauptfeste dieses Gottes, dem *Panquetzaliztli*, Geopferten aufgesteckt wurden. Aus der Beschreibung im Duran könnte man schließen, und der Geschichtsschreiber Veytia hat das in der That auch so verstanden, dass dieses *tzompantli* sich außerhalb der Umfassungsmauer des großen Tempels befunden habe. Dem widerspricht aber, wie man sieht, unser Plan, Abb. 81, und es ist auch aus anderen Gründen nicht recht wahrscheinlich.

An dem Hauptfeste *Uitzilopochtlis*, am *Panquetzaliztli*, wurden am Fuße dieses Pfahlgerüstes, auf der Höhe der Terrasse, die das Pfahlgerüst trug, die zum Opfer bestimmten, in Reihen aufgestellt. Und dann kam *Painal*, der »Eilige«, der Vorläufer *Uitzilopochtlis*, mit dem Idol des Gottes in den Armen, von der Höhe des Tempels herab. Unten angekommen, stieg er zuerst die Stufen in die Höhe zu dem *quauhxicalli* und auf der anderen Seite wieder hinunter und dann die Stufen hinauf zu dem *tzompantli*, wo die zum Opfer Bestimmten aufgestellt waren. Jedem einzelnen zeigte er das Idol und führte dann die Reihe der Unglücklichen hinauf zu der Stelle, wo sie geopfert werden sollten. Das erzählt der Pater Duran in dem wiederholt angeführten Capitel, das von dem großen Tempel in Mexico handelt. Die Beschreibung lässt über die gegenseitige Lage von Tempelpyramide *quauhxicalli* und *tzompantli* keinen Zweifel übrig und beweist, dass an den von mir mit den Buchstaben [b] und [g] bezeichneten Stellen des Grundrisses in der That *quauhxicalli* und *tzompantli* zu suchen sind. Die gleiche Aufeinanderfolge *tzompantli, quauhxicalli teocalli* ist augenscheinlich auch in den Opferscenen angenommen, die in dem Sahagun-

[1]) Duran, Tratado 2°, cap. 2 und cap. 9.

[2]) Gama, Dos Piedras, II. 46.

Manuscript der Biblioteca del Palacio zur Erläuterung der achtzehn Jahresfeste abgebildet sind.

Mit *tlachtli* wurde der Ballspielplatz bezeichnet, auf dem das Spiel mit dem Kautschukball, der nicht mit den Händen, sondern mit den Hüften fortgeschnellt werden musste, gespielt wurde. Das Spiel war eine Unterhaltung der Großen. Und deshalb musste auch der Gott sein *teo-tlachtli* haben. Die Form des Ballspielplatzes ist aus den Angaben der Historiker, aus den Hieroglyphen der Städte, die die Silbe *tlach* in ihrem Namen haben, und aus den noch in verschiedenen alten Ruinenstädten erhaltenen Umfassungsmauern solcher Plätze bekannt. Und es unterliegt keinem Zweifel, dass an der Stelle [f] unseres Grundrisses das *teo-tlachtli* gezeichnet ist.

Beziehentlich der übrigen, auf dem Grundrisse, Abb. 81, dargestellten Baulichkeiten kann ich mich kürzer fassen. An der Stelle [e] ist zweifellos das im Text genannte *calmecatl*, das »Priesterhaus« zu suchen. Denn aus seiner Thür führen die Fußspuren zu dem *quauhxicalli*, wo wir den Räucherpriester in Function sehen. Die Priesterwohnungen bestanden vermuthlich aus einer Anzahl in einer Reihe nebeneinander geordneten Gemächern. Das gibt auch Cortes ausdrücklich an, der in seinem zweiten Briefe erzählt, dass längs der ganzen Umfassungsmauer auf der Innenseite sich Wohnräume hingezogen hatten, große Säle und Gänge, in denen die Priester gewohnt hätten. Und das besagt schließlich auch der Name *calmecatl*, der etwa mit »Hauslinie«, »Hausreihe« zu übersetzen ist. Darum zeigt auch unsere Abbildung in dem Gebäude [e] zwei Thüren nebeneinander.

Nicht mit gleicher Sicherheit wage ich das auf dem Plane mit [e] bezeichnete Gebäude mit dem *quauhcalli* des Textes zu identificieren. Immerhin kann ich verschiedene Thatsachen namhaft machen, die für die Richtigkeit dieser Identification sprechen. *Quauhcalli* heißt das »Adlerhaus« oder das »Kriegerhaus«, kann aber auch das »Sonnenhaus« oder der »Sonnentempel« bedeuten. Denn die Sonne war der *Quauhtleuatl* oder *Quauhtleoanitl*, der »aufliegende Adler«. Und wir wissen aus Duran[1]), dass der Sonnentempel, in dem in einem Gemach, zu dem man 40 Stufen in die Höhe stieg, an der Wand auf eine Leinwand gemalt das Bild der Sonne zu sehen war, *Quaquauhtinchan*, »das Haus der Adler« genannt wurde. Dieser Sonnentempel aber lag nach Duran an der Stelle, wo zu der Zeit, wo er schrieb, die Kathedrale von Mexico erbaut wurde. Das war, wie wir sehen werden, die südwestliche Ecke des alten Tempelbezirkes, und gerade da ist auf unserem Plane, Abb. 81, das *quauhcalli* eingezeichnet. Ferner aber gibt Duran an, dass dieser Sonnentempel an den Hof stoße, in dem nebeneinander die beiden scheibenförmigen Steine *quauhxicalli* und *temalacatl*, jeder auf einem Unterbau, zu dem man auf vier Seiten hinaufstieg, ihre Stellen hatten, und in dessen Hintergrund das *Yopico teocalli*, der Tempel Xipes lag. Diese Beschreibung leidet an einer gewissen Unklarheit. Aber wir können uns vorstellen, dass der Gewährsmann Durans den Platz im Sinne hatte, wo der große *quauhxicalli* lag, und wo — ohne Zweifel auch nicht weit entfernt davon, wie wir sehen werden — der *temalacatl* seine Stelle hatte. Und das ist die Mitte des vorderen (südlichen) Theiles des großen Tempelhofes. Über diesem Theil des Hofes erhob sich in der That auf der einen Seite der Sonnentempel, auf der anderen Seite, wie der Plan unserer Abb. 81 zeigt, das *Yopico teocalli*.

Denn dass der an der Stelle [h] gezeichnete Tempel als *Yopico teocalli* zu bestimmen ist, ist zweifellos. Den Namen *Yopico* trug der Tempel *Xipe Totecs*, »unseres Herrn, des Geschundenen«, des Gottes, der in eine abgezogene Menschenhaut gekleidet einhergieng.

[1]) Tratado 2°, cap. 10.

und dem im ersten Frühjahre das Fest *tlacaxipeualiztli*, »das Menschenschinden«, gefeiert wurde. Und eben diesen Gott sehen wir in voller Figur, mit seinem *chicauaztli*, dem »Rasselstab«, in der Hand unter dem an der Stelle [h] gezeichneten Tempel angegeben.

Mit derselben Sicherheit ist an der Stelle [i] des Planes der *temalacatl*, der »scheibenförmige Stein« zu suchen, auf dem am *tlacaxipeualiztli* der zum Opfer bestimmte Kriegsgefangene festgebunden wurde und sich mit stumpfen Waffen gegen Angreifer mit scharfen zu vertheidigen hatte, bis er, niedergeschlagen und vertheidigungsunfähig, den Priestern zur Vollziehung des Opfers überantwortet wurde. Der runde Stein, der an der Stelle [i] auf dem terrassenförmigen Aufbau gezeichnet ist — er liegt natürlich horizontal auf diesem Aufbau und ist nur, um ihn voll zu zeigen, von dem Zeichner gewissermaßen auf die hohe Kante gestellt worden — ist durch das aus seiner Mitte hervorkommende, mit Reiherfedern verzierte Seil deutlich als der *temalacatl* gekennzeichnet. Das Seil ist eben das *aztamecatl*, »Reiherfederseil« genannte Seil, welches zum Anbinden des Gefangenen auf dem Steine diente. Der Pater Duran identificiert diesen *temalacatl*, ob mit Recht lasse ich dahingestellt, mit dem sogenannten »Kalenderstein«, dem großen runden Stein, der in seiner Mitte das Bild der Sonne, nebst den vier prähistorischen Sonnen, darum die 20 Tageszeichen und an der Peripherie zwei Jahresschlangen oder Türkisschlangen *(xiuhcouatl)* mit dem Zeichen *matlactli omei acatl*, »dreizehn Rohr«, dem Geburtsjahr der Sonne, zeigt und den der Pater Duran noch auf dem großen Platze liegend sah, nahe am Canal, der an der Südseite dieses Platzes vor dem Portal de las Flores entlang floss. Der Stein wurde später dort vergraben und am 3. December 1790 bei Pflasterungsarbeiten wieder aufgefunden.[1])

Der Tempelhof oder Tanzplatz [n], *itualli* oder *teo-itualli*, wurde von einer Mauer umgeben [o], die ganz in der Gestalt von ineinander verschlungenen steinernen Schlangen gearbeitet war und daher *coatenamitl*, »Schlangenmauer« genannt wurde. In ihr waren die drei Thore [p] *teoquiauatl*, »Gotteshüren« oder »Tempelthüren« angebracht, ein breites Hauptthor an der Südseite, zwei weniger breite in der östlichen und westlichen Mauer — *yc excan callacovaya*, »durch die man von drei Seiten hineingieng« — wie es in unserem Paragraphen heißt, oder wie an einer Stelle im zwölften Buche der Geschichte Sahaguns gesagt ist: *in izquican quixoaia calacoaia in quauhquiiavac tecpantzinco acatl yiacapan tezcacoac*, »an allen Aus- und Eingängen, wo man nach der Adlerpforte und dem Palastquartier, dem (im Nordosten gelegenen) Quartier ‚am Rohrvorsprung', dem (im Nordwesten gelegenen) Quartier ‚an der Spiegelschlange' kam«.

Was den Raum betrifft, den der ganze Tempelbezirk einnahm, so haben wir über seine Größe leider nur sehr summarische Schätzungen. Cortes gibt in seinem zweiten Briefe an, dass man in dem von der Tempelmauer umschlossenen Raum eine ganze Stadt von 500 Bürgern würde bauen können. Und in seinem dritten Briefe kommt er auf diese selbe Angabe zurück, spricht aber dabei nur von einer Stadt von 400 Bürgern. Der Pater Duran andererseits sucht einen Begriff von der Größe des Raumes zu geben, indem er erzählt, dass an dem verhängnisvollen Tage, wo Pedro de Alvarado die zur Begehung des *Toxcatl*-Festes versammelten waffenlosen Mexikaner, die Blüte der Nation, verrätherischerweise überfallen und abschlachten ließ, 8600 Mann auf dem Tempelhofe, am Tanze theilgenommen hätten und somit dem Schwerte der Spanier zum Opfer gefallen wären.

In welcher Weise die gewaltige Steinmasse, die der große Tempel darstellte, abgetragen wurde, darüber gibt es keinen genaueren Bericht. Er diente vermuthlich als

[1]) Gama, Dos Piedras, I, 10, 11.

Steinbruch bei dem Bau der neuen spanischen Stadt, denn die Bausteine, mit denen seine ganze Oberfläche bedeckt war, boten ein schon in Form gebrachtes, sofort zu verwendendes Material. Und die Massen von Erde und Steinen, die den Kern der Pyramide bildeten, werden zur Zuschüttung der Canäle und zur Erhöhung des Bodens verwendet worden sein. An der Südgrenze des alten Tempelbezirkes erbauten die Franziskaner, die im Jahre 1624 als erste Apostel herbeikamen, ihr Kloster, gaben den Grund und Boden aber schon im Jahre darauf für den Bau der Kathedrale her, der ersten christlichen Kirche, die in den neueroberten Landen errichtet wurde, anfangs als Klosterkirche dem heiligen Franciscus, später Nuestra Señora de la Asuncion geweiht. In den Grundmauern dieser Kirche wurden, das wird von verschiedenen Autoren bezeugt, eine ganze Anzahl Idole und namentlich eine Menge Bruchstücke der großen Schlangenmauer vermauert.[1] Diese erste Kirche wurde im Jahre 1626 durch eine neue größere ersetzt. Das ist die, welche noch heute steht. Der nach Westen gelegene Haupteingang der alten Kirche, die sogenannte »Puerta del perdon«, ist heute der im vorderen Theil der Kathedrale, an der Seite des Chores gelegene »Altar del perdon«.[2]

Ein anderer Theil des alten Tempelgrundes war verschiedenen Bürgern der neuen spanischen Stadt zur Bebauung überwiesen worden. Und da eine Anzahl dieser »frontero del Uchilobos«, d. h. im vorderen Theile des Tempelbezirkes oder vor der Hauptpyramide gelegenen Bauplätze unbebaut geblieben war, so wurden sie durch besonderen Beschluss der Stadtverwaltung am 8. Februar 1527 von neuem vertheilt. Auf diesem von privaten Gebäuden eingenommenen Terrain etwas nördlich und östlich der Kathedrale haben wir auch die Stelle zu suchen, wo der eigentliche Tempel, die große Pyramide mit den Sacrarien *Uitzilopochtlis* und des Regengottes *Tlaloc*, stand. Das wird von Tezozomoc ausdrücklich angegeben: »Este templo y cerro estaba punto adonde fueron las casas de Alonso de Avila y Don Luis de Castilla, hasta las casas de Antonio de Mota en cuadra.«[3] Der Name der Familie Mota ist bis in spätere Zeit dem Häuserviertel zwischen der heutigen Calle 1ª de Relox und der 2ª del Indio triste haften geblieben, so dass wir also das Centrum der alten Pyramide in der Calle de las Escalerillas und ihre äußere Begrenzung bis nahe an die Calle del Relox heran anzunehmen hätten.

Über den Verlauf der alten Schlangenmauer liegen keine directen Zeugnisse vor. Trotzdem ist nach drei Seiten ihre Begrenzung mit ziemlicher Sicherheit anzugeben. Auf der Südseite blieb der Haupttheil der heutigen Plaza mayor, der ganze Raum zwischen dem Portal de los Mercaderes und dem Palacio Nacional, außerhalb. Das geht aus den Angaben der Crónica Mexicana des Tezozomoc mit ziemlicher Bestimmtheit hervor. Und auf der westlichen und östlichen Seite ist die Begrenzung auch durch die Frontlinien des alten und des neuen Palastes Motecuhçomas gegeben, die bekannt sind, da diese beiden Paläste durch königlichen Erlass vom 6. Juli 1529 dem Cortes als Privateigenthum verliehen wurden. Der alte Palast umfasste das Häuserviereck zwischen dem heute Empedradillo, in älterer Zeit Placeta del Marques genannten kleinen Platze und den Straßen Tacuba, Don José el Real und der ersten und zweiten de Plateros. In ihm hatten in der ersten Zeit die Audiencias und die Vicekönige ihren Sitz, da die Krone diesen Palast zu erwerben beabsichtigte und schon eine Anzahlung darauf geleistet hatte. Später fand es aber die Krone passender, den neuen Palast, das Terrain des heutigen Palacio Nacional, als Regierungsgebäude zu erwerben, der in der That im Jahre 1562 gegen eine Kauf-

[1] Duran, Tratado 2°, cap. 2 und 9. — Vetancurt, Teatro Mexicano, Pte III, Pr. III, cap. III, No. 81, 82.
[2] Joaquin Garcia Icazbalceta, Obras, I, 422, 423.
[3] Crónica Mexicana, cap. 70.

summe von 34.000 Castellanos in den Besitz der Regierung übergieng.[1] Nicht mit gleicher Bestimmtheit ist im Norden die Grenze des alten Tempelbezirkes zu ziehen. Die mexikanischen Archäologen Alaman und José Fernando Ramirez haben die Calle de Cordobanes als solche angenommen. Und das wird ungefähr zutreffend sein; denn es ist wahrscheinlich, dass der ganze Tempelbezirk, wie die Pyramide, quadratische Gestalt hatte.

Die ersten Jahrhunderte der spanisch-christlichen Herrschaft hatten für die aus der altmexikanischen Zeit stammenden Denkmäler nur ein feindliches Empfinden. Man zerstörte sie, wo es nur angieng, in der Meinung mit ihnen auch die Dämonen zu vernichten, die in ihnen angebetet worden waren. Als mit der Zeit aber das Christenthum auch in der eingebornen Bevölkerung immer festere Wurzeln fasste, auch ihr immer mehr in Fleisch und Blut übergieng, schwand allmählich diese Feindseligkeit, und ein archäologisches Interesse gewann unter der gebildeten Bevölkerung und in gelehrten Kreisen immer mehr die Oberhand.

Bedeutendere Funde von Alterthümern sind in der Umgegend des alten Tempels gegen Ende des XVIII. Jahrhunderts gemacht worden. Zuerst wurde, und zwar am 13. August des Jahres 1790, bei Ausschachtungen zum Zwecke der Herstellung einer gemauerten Wasserleitung auf der Südseite des Hauptplatzes, fünf Ellen nördlich des Canals, der damals noch dort vor dem Portal de las Flores entlang floss, und 37 Ellen westlich vom Regierungsgebäude das Kolossalbild der Erdgöttin gefunden, das von den mexikanischen Archäologen *Teoyaomiqui* genannt wurde, richtiger aber, wie schon Alfredo Chavero erkannte, als *Conatl icue*, »die Göttin mit dem Schlangengewand« zu bezeichnen ist. Es ist das die Sculptur, die wegen ihrer Größe und ihrer Sonderbarkeit am allermeisten Eindruck gemacht hat. In allen populären Werken über Mexico findet man sie abgebildet, und kleine Copien in Gips, in Wachs, in Kautschukmasse und anderen Materialien sind zu Hunderten angefertigt und an Liebhaber und an Sammlungen verkauft worden. Einen Abguss derselben in Originalgröße, der seinerzeit für die historisch-amerikanische Ausstellung in Madrid vom Jahre 1892 hergestellt worden war, besitzt das königliche Museum für Völkerkunde in Berlin. In einem kleinen Aufsatz über die großen Steinsculpturen des Museo Nacional de México[2] habe ich auf ein anderes kleineres Steinbild der *Conatl icue*, das aus Tehuacan in das Museo Nacional de México gekommen ist,[3] hingewiesen und bemerkt, dass dieses uns als Schlüssel für die Deutung des wunderlichen Kolossalbildes, der sogenannten *Teoyaomiqui* dienen könne. Die Erde war den Mexikanern, wie allen Völkern, die große Mutter, die alles Lebendige aus ihrem Schoße gebiert, dem Himmel als Vater gegenübergestellt. Aber sie war auch, und diese Seite ihres Wesens tritt bei den Mexikanern besonders in den Vordergrund, das Ungeheuer, das die Sonne verschlingt, das Himmelswasser versickern lässt und allem Lebendigen ein Grab bereitet, die Göttin des *Tlillan*, des Reiches des Dunkels. In dieser Auffassung wurde sie mit einem Todtenkopf dargestellt, in der Haltung eines sprungbereiten Raubthieres und mit Jaguarpranken und mit einer aus Klapperschlangen geflochtenen Enagua bekleidet. So sehen wir sie in dem Steinbild von Tehuacan, und so auch in dem Kolossalbild der sogenannten *Teoyaomiqui*. Nur ist bei letzterer der Kopf abgeschlagen gedacht, und aus der Wundfläche kommen, wie zwei Blutströme aus den Aorten, zwei Schlangen hervor, die, sich nach innen biegend, in der Mittellinie der Figur ihre Schnauzenenden zusammenstoßen. So entsteht gewissermaßen als ein neuer Kopf ein Schlangendoppelgebilde, das vorne und hinten denselben Anblick gewährt und einheitlich erscheint, weil die Augen

[1] Joaquin Garcia Icazbalceta, Obras, VI, 285—287.

[2] Ethnologisches Notizblatt, Bd. I, Heft 1, S. 19—31.

[3] Vergleiche Hamy, Decades Americanae, II, 13 (Paris 1884), S. 90 ff.

und die Zähne der beiden Schlangen sich symmetrisch vertheilen und auch die Hälften der gespaltenen Zungen sich zu einer Schlangendoppelzunge zusammenschließen. Wie der Kopf, so sind auch die Hände der Kolossalfigur abgeschlagen gedacht, und aus den Stümpfen kommt in gleicher Weise eine Schlange hervor, die sich nach vorne biegt, so dass das Schnauzenende in der Vorderansicht zu sehen ist. Aus einer Notiz in der Chronik des Torquemada müssen wir entnehmen, dass in altmexikanischer Zeit an der Südseite des großen Hauptplatzes, gerade jenseits des Canals, der an der Südseite des großen Platzes floss, ein ganz schwarz angemaltes Haus sich befand, das den Namen *Tlillancalco* führte, und das wir wohl als ein Heiligthum der Erdgöttin, der *Couatl icue*, aufzufassen haben, da es als Amtslocal der Persönlichkeit, die den officiellen Titel *Cinacouatl* — das ist ein anderer Name der Erdgöttin — führte. Denn Tezozomoc identificiert[1]) dieses *Tlillancalco* mit der »Casa de la Moneda«. Und aus dem 1554 geschriebenen lateinischen Dialog des Francisco Cervantes Salazar, den der verstorbene Joaquin Garcia Icazbalceta in spanischer Übersetzung veröffentlicht hat[2]), wissen wir, dass im Jahre 1554 in der That dort, am Portal de las Flores, zwischen dem Cabildo und dem Hause der Doña Marina sich die »Casa de la fundicion« befand. Da das Kolossalbild der sogenannten *Teoyaomiqui* nur fünf Ellen nördlich des Canals und etwa gerade vor dieser Casa de la fundicion gefunden wurde, so können wir wohl es als höchst wahrscheinlich betrachten, dass es ehemals in dem alten *Tlillancalco* gestanden ist, dass es das Idol dieses Heiligthumes war.[3])

Am 12. December dieses selben Jahres 1790 wurde bei Fortsetzung der Pflasterungsarbeiten etwa in der Mitte des großen Hauptplatzes, 37 Ellen nördlich vor dem Portal de las Flores, gerade in der Höhe des zweiten Portals des Palacio Real, 80 Ellen westlich desselben, eine zweite große Steinsculptur gefunden. Der scheibenförmige Stein, der auf seiner Oberfläche das Bild der Sonne in dem Zeichen *naui olin*, die Symbole der vier prähistorischen Sonnen auf den vier Armen des *Olin*-Zeichens, darum die 20 Tageszeichen und an der Peripherie die Bilder zweier großer Türkis- oder Jahresschlangen *(xiuhcouatl)* und das Datum *13 acatl*, das Geburtsjahr der Sonne, zeigt, und der als der »Calendario azteca« in der Literatur bekannt ist.[4]) Duran identificiert, wie ich oben schon erwähnte, diesen Stein mit dem *temalacatl*, dem »spinnwirtelartig gestalteten Stein«, auf dem beim Sacrificio gladiatorio der Gefangene festgebunden wurde, und wo er sich gegen ihn mit scharfen Waffen Angreifende zu vertheidigen hatte. Dagegen spricht aber eigentlich alles, was wir über den *temalacatl* aus Abbildungen und Beschreibungen wissen. Der *temalacatl* scheint freilich, gleich dem Calendario azteca und gleich den *quauhxicalli* mit dem Bilde der Sonne auf seiner Oberfläche geschmückt gewesen zu sein, aber er

[1]) Crónica Mexicana, cap. 56.

[2]) Obras, VI, 286.

[3]) Vor kurzem ist von meiner Collegin auf dem Gebiete der mexikanischen Archäologie, der eifrigen Forscherin und glücklichen Finderin, Frau Zelia Nuttall, in dem zweiten Bande der »Archaeological and Ethnological Papers of the Peabody Museum« eine umfangreiche Arbeit veröffentlicht worden, in der sie ihren Gedanken über die Entstehung der alt- und neuweltlichen Culturen, über den Ursprung weitverbreiteter Symbole und Vorstellungen Ausdruck gibt. In dieser Arbeit beschäftigt sie sich S. 260—262 auch mit der oben besprochenen Kolossalstatue der *Couatl icue*, die sie als »but a variation of the native philosophical theme of ‚Divine Twain' or *Quetzalcouatl*« erklärt, indem sie gleichzeitig den letzteren mit dem Herrn der Zeugung *Ometecutli Omecinatl* zu identificieren scheint. Leider ist diese ganze von so viel Fleiß und Belesenheit zeugende Arbeit nur als ein Gewebe mehr oder minder interessanter Speculationen zu bezeichnen, denen aber überall der reale Boden fehlt. So braucht man wohl kaum in ernsthafter Weise einen Nachweis dafür zu führen, dass eine Figur mit Weiberbrüsten und Weiberrock mit dem, was die Mexikaner unter *Quetzalcouatl* verstanden, nicht gut in Einklang zu bringen ist.

[4]) Gama, Dos Piedras, I, 10, 11.

hatte, worauf ja auch sein Name hindeutet, was aber sowohl dem Calendario azteca, wie dem *quauhxicalli* vollständig fehlt, ein Loch in der Mitte, aus dem das Seil hervorkam, mit dem der Gefangene auf den Stein festgebunden wurde. Ich habe in der oben angeführten Abhandlung über diese Monumente es als möglich angenommen, dass die eigenthümliche Rinne, die auf dem Steine *Tiçoc*s, das Sonnenbild auf der Oberfläche durchschneidend, genau an der Hinterseite des Steines, d. h. der Reliefigur des Königs gerade entgegengesetzt, angebracht ist, vielleicht als Führung für ein Seil zu denken ist, mit anderen Worten, dass dieser in der Regel und auch oben von mir als *quauhxicalli* gedeutete Stein der vielgenannte *temalacatl* gewesen sei. Ich bin indes von dieser Ansicht zurückgekommen und glaube jetzt, dass der *temalacatl* des großen Tempels von Mexico überhaupt nicht mehr vorhanden oder noch nicht gefunden worden ist. Für den Calendario azteca möchte ich eine andere Deutung vorschlagen, die im wesentlichen mit der von Orozco y Berra angenommenen, übereinstimmt.

Ich habe oben erwähnt, dass in der südwestlichen Ecke des Tempelbezirkes sich der Tempel der Sonne befand, für den Duran den Namen *Quaquauhtinchan* angibt, und der auf dem Plane, Abb. 81, als [e] gezeichnet und im Text als *quauhxicalli* bezeichnet zu sein scheint. Duran erzählt uns[1], dass am Tage *naui olin*, »vier Bewegung«, das ist der der (gegenwärtigen) Sonne geweihte Tag, der Sonne ein Opfer gebracht wurde. Ein für diesen Zweck besonders erlesener Gefangener wurde mit Wanderstab und Reisebündel ausgerüstet und als Bote an die Sonne abgeordnet, indem ihm die Botschaft, die er der Sonne zu überbringen hatte, vorgesagt wurde. Er stieg dann, so heißt es, selbst die (40) Stufen zu dem Gemach empor, in dem das Bild der Sonne, auf Leinwand gemalt, sich befand. Langsam stieg er die Stufen empor, nach jeder Stufe ausruhend, wie die Sonne langsam am Himmelsgewölbe emporsteigt. Oben angekommen, stieg er, wie es heißt, auf den Stein *quauhxicalli*, der auf seiner Oberfläche das Bild der Sonne trägt. Dort sagte er, theils an das Sonnenbild an der Wand, theils an das Tagesgestirn selbst sich wendend, seine Botschaft her und wurde darauf von den Priestern ergriffen, seiner Reiseeffecten entkleidet und dort auf dem *quauhxicalli* selbst geopfert. Duran identificiert diesen *quauhxicalli* mit dem großen *quauhxicalli*, dem Steine *Tiçoc*s, der vor dem Aufgange zur großen Tempelpyramide *Uitzilopochtli*s steht. Es geht aber aus der ganzen Beschreibung Durans hervor, dass dieses Opfer auf der Höhe des Sonnentempels, unmittelbar vor der Zelle mit dem gemalten Wandbild der Sonne stattfand, es muss also auch dieser *quauhxicalli* dort auf der Höhe des Sonnentempels und nicht vor dem Aufgang zu der Pyramide *Uitzilopochtli*s gestanden sein. Außerdem zeigt das Bild dieses Steins, das von Duran als Illustration zu diesem Capitel gegeben ist, eine ganz andere Zeichnung als auf dem *quauhxicalli Tiçoc*s zu sehen ist. Wir sehen auf dem von Duran gegebenen Bilde des *quauhxicalli*, auf dem der Bote an die Sonne geopfert wurde, in der Mitte das Zeichen *naui olin*, »vier Bewegung«, das Symbol der gegenwärtigen Sonne, umgeben, wie es scheint von einem Ringe, in dem die zwanzig Tageszeichen eingezeichnet sind. Davon steht nichts auf dem Steine *Tiçoc*s, aber es ist genau das, was auf dem großen scheibenförmigen Stein, dem Calendario azteca, der im December 1790 in der Mitte des Hauptplatzes der Stadt Mexico gefunden wurde, zu sehen ist. Man wird füglich nicht zweifeln dürfen, dass der Calendario azteca der *quauhxicalli* war, der auf der Höhe des Sonnentempels in der Südwestecke des zu dem großen Tempel gehörigen Bezirkes stand.

Das dritte große Fundstück wurde am 17. December 1791 gegenüber dem Empedradillo (früher »Placeta del Marques«) genannten Seitenplätzchen, genau an der Stelle,

[1] Tratado 2⁰, cap. 10.

wo die alte Mauer des zu der Kathedrale gehörigen Friedhofs eine Ecke macht, zutage gefördert.[1]) Es ist der scheibenförmige Stein, den Duran noch nahe dem nach Westen sich öffnenden Hauptthor der alten Kathedrale von Mexico gesehen hat, der große Stein *Tiçoc*, der auf der Oberseite mit dem Bilde der Sonne, auf dem Cylindermantel mit Gruppen von Kriegern, die einen Gefangenen am Schopfe halten, geschmückt ist. Nach den Erörterungen, die Orozco y Berra in den »Anales del Museo Nacional de México« veröffentlichte[2]), können wir es wohl als festgestellt ansehen, dass dieser Stein der große *quauhxicalli* gewesen ist, der vor dem neuerbauten großen Tempel *Uitzilopochtli's* seine Stelle hatte, da dieser in der That, wie wir aus der Chronik des Tezozomoc wissen, unter König *Tiçoc* vollendet und unter dessen Nachfolger *Auitzotl* feierlichst eingeweiht worden sein muss. Ich habe oben angegeben, dass das Relief, das auf dem Cylindermantel dieses Steines zu sehen ist, in der That auch in gewisser Weise den Namen *quauhxicalli* zum Ausdruck bringt.

Abb. 82. El Indio triste.

Die drei im obigen beschriebenen Fundstücke haben wegen ihrer Größe und wegen des Interesses, das die Darstellungen auf ihnen erweckten, besonderes Aufsehen gemacht. Auch ich glaubte ihnen eine besondere Besprechung widmen zu müssen. Es sind nun aber im Laufe der Zeiten am Orte oder in der Umgebung des großen Tempels noch eine große Menge anderer Stücke gefunden worden, von denen doch die größere Zahl gerettet und dem »Museo Nacional de México« einverleibt worden ist. Leider fehlt es bisher an einer actenmäßigen Darstellung der Herkunft der verschiedenen monumentalen Stücke, die gegenwärtig das genannte Museum bilden. Ich will deshalb nur zwei hervorheben, weil sie viel genannt und abgebildet worden sind, und weil ich sie bestimmen zu können glaube.

Das ist einmal der sogenannte »*Indio triste*« (Abb. 82), die Figur eines sitzenden Indianers, der in dem an der Ostseite des alten Tempelbezirkes gelegenen Häuserquartier, das das Majorat der Familie Mota bildete, gefunden worden ist, und nach dem die dort vorbeiführende Straße noch heute »Calle del Indio triste« genannt wird. Der »Indio triste« wurde er genannt, weil er anscheinend in trübseliger Haltung dasitzt. Gama hielt ihn für ein Abbild des Pulquegottes, weil er meinte, dass die Figur eigentlich einen Becher in den Händen gehabt hat. Richtiger urtheilte Chavero, dass die Figur einen Fackel- oder Bannerträger darstelle. Ein solcher ist es ohne Zweifel, und zwar ist es, wie meiner Ansicht nach mit Bestimmtheit anzunehmen ist, eine der beiden Steinfiguren, die auf der oberen Plattform der großen Pyramide *Uitzilopochtli's* am Ende der Treppenwangen standen, in denen man am Tage des Festes die Banner aufsteckte, Figuren, die, wie ich oben angab, auf unserem Plane, Abb. 81, als Festgötter und mit dem Namen *Macuil calli*, *Macuil cuetzpalin* bezeichnet sind.

[1]) Gama, Dos Piedras, II, 46.
[2]) Bd. I (México 1877), S. 3.

Das zweite Stück, das ich hier noch erwähnen möchte, das ist der fein gearbeitete große Kopf, Abb. 83. Er ist auf demselben Terrain des Majorats der Familie Mota, auf einem Grundstück, das für das Kloster der Nonnen de la Concepcion gekauft worden war, gefunden und im Jahre 1829 auf Bustamantes Bitte von der Abtissin dieses Klosters dem Museo Nacional überwiesen worden. Bustamante hielt diesen Kopf für ein Abbild des *Temazcalteci*, der »Großmutter der Schwitzbäder«, einer Form der alten Göttermutter, der Erdgöttin, weil er das sonderbare Gebilde auf den beiden Backen als ein Pflaster ansah, wie solches, der Beschreibung nach, aus Kautschuk gemacht, die alte Erdgöttin auf den Backen trug. Es ist aber hier, bei diesem Kolossalkopf, kein einfaches rundes Pflaster, sondern in Relief ausgearbeitet, wie man deutlich sieht, die Hieroglyphe *teocuitlatl*, »Gold« und darunter die Figur einer Schelle *(coyolli)*. Ich glaube darnach mit Bestimmtheit annehmen zu können, dass das der Kopf der *Coyolxauhqui* sein sollte, der feindlichen älteren Schwester *Uitzilopochtlis*. Denn dieser Name *Coyolxauhqui* bedeutet: »die im Gesicht mit Schellen bemalt ist«. Nach der Legende griffen die *Centzonuitznaua*, die »vierhundert Südleute«, die Brüder *Uitzilopochtlis*, unter Führung ihrer älteren Schwester

Abb. 83. Kopf der *Coyolxauhqui*.

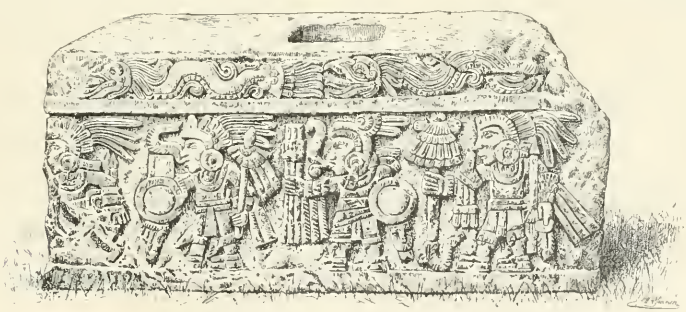


Abb. 84. Sculpierter Stein, 1897 an der Ecke des Portal de los Mercaderes gefunden.

Coyolxauhqui, den *Coatepetl*, den »Schlangenberg« an, um ihre Mutter *Coatl icue*, die unverheiratet (von einem Federball) schwanger geworden war, zu tödten. *Uitzilopochtli* aber entsteigt in Wehr und Waffen dem Leibe seiner Mutter, er schlägt mit dem *xiuhcoatl* der *Coyolxauhqui* den Kopf ab, der auf dem *Coatepetl* liegen blieb, während ihre

Glieder, einzeln, nach unten fielen, und jagt die *Centzonuitznaua* den Berg herunter und viermal um den Berg herum, viele derselben tödtend und ihre Habe an sich nehmend. Mit dem *Couatepetl*, dem »Schlangenberg«, auf dem *Uitzilopochtli* geboren wurde und auf dem er seine erste und Hauptheldenthat verübte, wurde die große Pyramide *Uitzilopochtlis* identificiert, die in der Chronik Tezozomocs wiederholt direct als *Couatepetl* bezeichnet wird. Auf dieser musste also auch der Kopf der *Coyolxauhqui* sich befunden haben, und ich glaube annehmen zu dürfen, dass der auf dem Grundstück des Klosters de la Concepcion gefundene Kolossalkopf eben dieser Kopf der *Coyolxauhqui* war.

Schließlich erwähne ich noch einen bedeutsamen Fund, der vor wenigen Jahren gemacht wurde. Als man im Frühjahr des Jahres 1897 im Südwesten des großen Hauptplatzes das Gebäude, das an der Ecke des Portal de los Mercaderes und der Calle de Tlapaleros steht, niederriss, um auf dem Grundstück ein neues großes Warenhaus zu errichten, fand man, in die Fundamente vermauert, den großen sculpierten Stein, von dem ich hier in Abb. 84 eine Seitenansicht wiedergebe. Es ist, wie man sieht, ein vierkantiger Stein, der in der Mitte seiner Oberfläche eine Vertiefung hat. Auf den übrigen Theilen der Oberseite scheinen auch Sculpturen gewesen zu sein. Sie scheinen aber gänzlich verwischt, oder in dem Abklatsch, den ich studieren konnte, nicht zum Ausdruck gekommen zu sein. Die Seitenflächen zeigen oben ein schmales Band, auf welchem Federschlangen, und zwar auf jeder Seite zwei, dargestellt sind, die auf der Hinterseite einander abgekehrt, auf der Vorderseite die offenen Mäuler und die Schlangenzungen einander zugekehrt haben. Unter diesem Bande ist auf der Vorderseite ein leider ziemlich zerstörtes Relief zu sehen, das das Bild des Feuers, darin Agave-Blattspitzen mit Blumen (d. h. Blut) an den Enden, ein Symbol der Selbstpeinigung, Kasteiung, der Blutentziehungen, die die Mexikaner zu Ehren der Götter vorzunehmen pflegten, und einige andere nicht mehr entzifferbare Zeichen dargestellt zu haben scheint. Auf den anderen Seitenflächen sind, wie die Abb. 84 zeigt, Kriegerfiguren abgebildet, die Speerbündel, Handfahnen, Wurfbrett oder einen mit Feuersteinspitze bewehrten und mit einer Federquaste geschmückten Spieß in der Hand halten. Es ist, wie man sieht, ein archaisches Stück, das an die Sculpturen, wie wir sie aus Tula und Tlaxcala kennen, erinnert. Die Vertiefung in der Mitte der Oberseite und die Kriegerfiguren auf den Seitenflächen lassen vermuthen, dass das Stück auch ein *quauhxicalli*, eine Opferblutschale, ähnlich dem oben erwähnten Stein *Tizocs* darstellen sollte.

Ich komme nun zu dem, was eigentlich das Hauptthema der gegenwärtigen Mittheilung sein sollte, zu den Funden, die im vergangenen Herbst und Winter in der *Calle de las Escalerillas* gemacht worden sind, einer Straße, die in der Fortsetzung der Calle de Tacuba, an der Hinterseite der heutigen Kathedrale oder Iglesia mayor entlang führt und in der That den alten Tempelbezirk, ziemlich in der Mitte, in der Richtung von Westen nach Osten durchquert. Ich werde die Funde nicht nach ihrer zeitlichen Folge, sondern nach Classen von Gegenständen geordnet, aufführen und bemerke nur, dass die ersten Funde am 16. October gemacht worden sind, und dass man bei den Aussehachtungsarbeiten in der Richtung von Westen nach Osten vorschritt.

Von Resten an Bauwerken ist nicht viel zum Vorschein gekommen, aber das Wenige, was aufgedeckt worden ist, ist merkwürdig genug. Es handelt sich, abgesehen von einigen Stufen und Mauerzügen, im wesentlichen um zwei Bauwerke; einen Thurm von der Gestalt eines abgestumpften Kegels, und einen altarähnlichen Aufbau.

Der kegelförmige Thurm, auf dessen obere Fläche man am 20. October in 8 *m* Tiefe stieß, ist auf dem halben Umfang seines oberen Randes mit Zinnen umsetzt (vergleiche Abb. 85) und hat in der Mitte seiner Oberseite ein kreisrundes Loch, so dass die

Beschauer das Bauwerk zunächst für eine Cisterne erklärten. Die Wände des Thurmes sind aus Mauerwerk und mit Mörtel bekleidet. Im Innern fand man, nachdem die Erde, die die Öffnung füllte, weggeräumt war, in 1 *m* Tiefe eine Mörtelschicht und unter derselben wieder Erde, viel schwarzen Staub und darunter ein kleines Idol aus rothem Stein, außerdem Obsidianmesser und eine Menge Schädelfragmente und andere menschliche Knochenreste. Ich bin der Ansicht, dass das eines der *Netlatiloyan* genannten Baulichkeiten war, d. h. kellerartige Räume oder Höhlen, in denen man die Häute, die man an gewissen Festen den Opfern abzog, und die an dem Feste von gewissen Personen getragen wurden, schließlich niederlegte. An diesen Häuten müssen, wie man den Abbildungen entnehmen kann, die ganzen Hände mit den Handknochen, vielleicht auch die Füße mit den Fußknochen gehangen sein. So erklärt es sich, dass man in jenem Thurme außer schwarzem Staub auch eine Menge menschlicher Knochenreste fand. Und man wird, um den üblen Geruch zu beseitigen, nachdem die Häute deponiert waren, eine Mörtelschicht darüber ausgebreitet haben, wie sie in der That in jenem runden Thurm gefunden wurde. Nach den Angaben Sahaguns im Anhange zum zweiten Buch, hätte es zwei solcher *Netlatiloyan* gegeben, eines, in dem man die Häute der am *Tlacaxipeualiztli*, dem Feste *Xipes*, Geopferten und ein anderes, in dem man die Häute der am Feste der Erdgöttin, am *Ochpaniztli*, Geopferten zur Ruhe brachte. In der That will man in der Calle de las Escalerillas 18 *m* von dem ersten entfernt und von ihm durch zwei Mauern getrennt, noch die Spuren eines zweiten ähnlichen runden Thurmes gefunden haben.

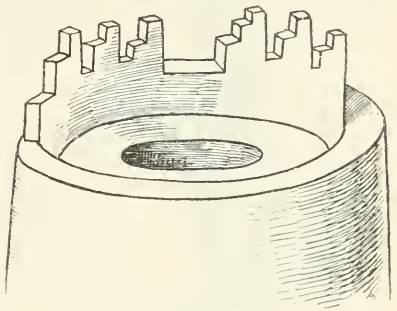


Abb. 85. *Netlatiloyan.*

Der altarähnliche Bau wurde am 20. November des vergangenen Jahres an der Nordseite des in der Calle de las Escalerillas ausgehobenen Grabens aufgefunden. Es ist ein Viereck aus Tezontle, 0·88 *m* hoch, 1·22 *m* breit, 1·95 *m* lang. An der Seite sieht man aus dem Stein sich hervorhebend zwei Reihen von fünf und zwei Reihen von sechs in Profil gestellten Schädeln, abwechselnd mit ebensovielen gekreuzten Todtenbeinen. Die Oberseite ist mit Stuck bekleidet, und darauf sind mit blauer Farbe ebenfalls Schädel und gekreuzte Todtenbeine gemalt. An der Ostseite erhebt sich über diesen vierseitigen Unterbau eine 37 *cm* hohe Mauer. In einer kleinen, aus Steinplatten gebildetn Nische fand man halb verbrannte menschliche Gebeine. Es ist nach dem ziemlich unvollständigen Fundberichte schwer, sich eine Meinung über die Natur dieses Monumentes zu machen.

Von Steinbildern sind gleich am ersten Tage einige gefunden worden, die besonderes Aufsehen machten. Das ist erstens ein Bild des Windgottes *Quetzalcouatl*, an dem man besonders auffällig fand, dass eine Bemalung des Körpers in rother, schwarzer und gelber Farbe noch wohl erhalten war. Ich gebe in der Abb. 86 dieses Bild wieder. Man sieht, es ist eine in archaischer Manier ausgeführte Figur, die in den schnabelartig verlängerten Mundtheilen die echten Merkmale des Windgottes *Quetzalcouatl* zeigt. Was aber interessanter ist, das ist die Haltung, in der der Gott hier dargestellt ist, und die die einer Karyatide ist. Wir kennen solche Karyatiden aus Tula. In der Sammlung des Herrn Perfecto Espinoza daselbst befindet sich eine Karyatide, die in Penafiels „Monumentos del Arte Mexicano Antiguo“, Bd. I, Taf. 148—150, abgebildet ist, die eine männliche Gestalt

darstellt. Der Leib ist mit einer Art Federschurz, nach Art des »Zapoteröckchens« *Xipes* umgürtet, und der Kopf sieht aus dem geöffneten Rachen einer Schlange hervor, deren Leib und Schwanzende auf der Hinterseite der Figur bis auf den Boden herabhängen. Zwei andere, die gleich dem Windgott der Calle de las Escalerillas noch eine wohlerhaltene verschiedenfarbige Bemalung tragen, erwarb der verstorbene Philipp J. J. Becker in Tlaxcala, und sie befinden sich mit dessen Sammlung in der altamerikanischen Abtheilung des k. k. naturhistorischen Hofmuseums. Die eine dieser beiden Figuren stellt einen männlichen Gott von rother Körper- und Gesichtsfarbe dar, der, gleich der Karyatide von Tula, mit einer Art Federschurz umgürtet ist und hinten einen mächtigen Kreuzspiegel *(cuitlatezcatl)* nach Art der Chichen itza-Figuren zeigt. Die zweite Karyatide der Becker'schen Sammlung ist eine weibliche Gestalt, gelb, mit der Farbe der Weiber gemalt, und das Gesicht aus dem Rachen eines Reptils hervorsehend, das blau gemalt ist und am Kopf und Rücken einen rothen Kamm aufweist. Eine ganze Reihe von Karyatiden endlich hat Teobert Maler in Chichen itza in einem von ihm aufgedeckten, mehrere hundert Schritt ostsüdöstlich der großen Hauptpyramide gelegenen Tempel, den er »el Templo del Dios recostado« nennt, gefunden.[1]) Es sind zweimal sieben Karyatiden, die in der ganzen Haltung der rothen männlichen Karyatide der Becker'schen Sammlung auffallend gleichen, auch wie diese rothbraun, die Zieraten in blauer oder grünblauer Farbe bemalt sind, und die zum Theil in ähnlicher Weise, wie die Becker'sche Karyatide und wie die Karyatide von Tula mit einem Federschurz, zum Theil, an Stelle dessen, mit einem Tuche umgürtet sind. Diese Chichen itza-Karyatiden dienten, in zwei Reihen, zusammen mit einer dritten hintersten Reihe kurzer Säulchen, als Träger einer viereckigen Platte von 3 *m* Länge und 1·50 *m* Breite, die an der Hinterwand der eigentlichen Tempel-Cella stand. Da die Figuren verschieden groß (zwischen 64—38 *m*) sind, so sind die Unterschiede dadurch ausgeglichen worden, dass manche tiefer im rothgeglätteten Stuckboden eingelassen waren, andere weniger. Ich habe in einer früheren Arbeit[2]) darauf hingewiesen, dass die Chichen itza-Sculpturen, wie wir sie in dem Castillo, in dem Tempel am Ballspielplatz, in dem Tempel »del Dios recostado« und anderen sehen, die deutlichen Merkmale an sich tragen, dass sie von Mexikanern und nicht von einer Maya sprechenden Bevölkerung gefertigt worden sind, dass überhaupt eine enge Beziehung zwischen diesen Sculpturen und der archaischen mexikanischen Kunst nachweisbar ist. Es wird daher vielleicht nicht zu gewagt erscheinen, wenn ich die Verwendung der Karyatiden, wie sie in Chichen itza von Teobert Maler nachgewiesen worden ist, auch zur Erklärung der Karyatiden von Tula und Tlaxcala und der neu aufgefundenen, des Windgottes der Calle de las Escalerillas heranziehe. Ich glaube, dass diese Karyatiden, die in allen Fällen Götterfiguren zu sein scheinen, als Träger des Himmels gedacht sind, wie wir solche Götterfiguren, und darunter

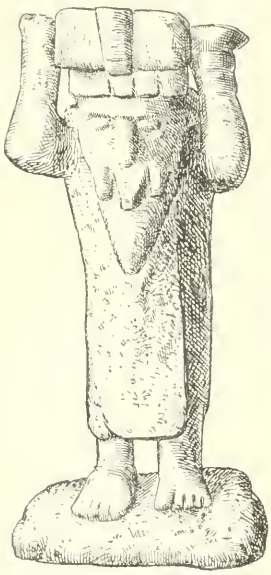


Abb. 86. Karyatide *Quetzalcouatl*.

[1]) Globus, LXIII, 279—281, October 1895.

[2]) »Quetzalcouatl-Kukulcan in Yucatan«, Zeitschrift für Ethnologie, XXX (1898), S. 379—416.

gerade auch *Quetzalcouatl*, als Träger des Himmelsgewölbes in den Bilderschriften — Codex Borgia 49—52 (Kingsborough 66—63) und Codex Vaticanus B. 19—22 (Kingsborough 67—70). und auch vereinzelt in der Bilderhandschrift der k. k. Hofbibliothek, Blatt 47 — abgebildet finden. Im Codex Borgia und im Vaticanus B. sind als solche Himmelsträger vier, den vier Himmelsrichtungen entsprechend, dargestellt. Es sind: 1. *Tlauizcalpan tecutli*, die Gottheit des Morgensterns; 2. eine besondere Form *Xiuhtecutlis*, des Feuergottes; 3. *Quetzalcouatl*, der Windgott, und 4. *Mictlantecutli*, der Todesgott. Und sie wechseln ab mit vier anderen, die das *chicauaztli*, das Rasselbrett, in der Hand halten und vielleicht als die Träger der Erde gedacht sind: 1. *Xipe Totec*, dem Geschundenen; 2. *Mictlantecutli*, dem Todesgott; 3. einem Gotte der Blumen, und 4. *Cinteotl*, dem Maisgott. Ich kann nicht unterlassen, darauf hinzuweisen, dass in der Chronik des Tezozomoc, wo von dem Bau des großen Tempels die Rede ist, gesagt wird, dass zur Vollendung desselben die *Tzitzimimẽ Ilhuicatzitzquique* »ángeles de aire, sostenedores del cielo«, die man auch *Petlacotzitzquique* »tenedores del tapete de caña« nenne, die sechs »tenedores y sustentadores del cielo« noch fehlen[1]), — die *Tzitzimimẽ* die »dioses de los aires que traian las lluvias, aguas, truenos y relámpagos y rayos, y habian de estar à la redonda de Huitzilopochtli«[2]), — und dass man nachher diese »dioses, signos y planetas«, die man *Tzitzimimẽ* nenne, auf die Höhe des Tempels gebracht.[3]) und sie um das Idol *Uitzilopochtlis* herum an ihre Stelle gesetzt habe. Ich bemerke ferner, dass unter diesen *Tzitzimimẽ* zweifellos Sterngottheiten zu verstehen sind, die nur, weil bei einer Sonnenfinsternis die Sterne am Tageshimmel sichtbar werden, zu Dämonen der Finsternis wurden, von denen man annahm, dass sie bei dem Weltuntergang vom Himmel herunterkommen würden, dass endlich an den beiden Stellen, wo der Interpret des Codex Telleriano Remensis eine Anzahl der *Tzitzimimẽ* mit Namen nennt, jedesmal darunter auch *Tlauizcalpan tecutli* und *Quetzalcouatl* genannt werden. Es ist daher höchst wahrscheinlich, dass 1. in dem Sacrarium *Uitzilopochtlis* sich Karyatiden befanden, vielleicht als Träger eines Unterbaues, über dem das Idol des Gottes sich erhob; 2. dass eine dieser Tragfiguren der Gott *Quetzalcouatl* war. Und es ist deshalb auch als wahrscheinlich zu bezeichnen, dass die gefundene Karyatide nicht aus einer »Kapelle des Windgottes«, sondern aus dem Sacrarium des Hauptgottes *Uitzilopochtli* selbst stammt.

Die in der Calle de las Escalerillas aufgefundene *Quetzalcouatl*-Figur, unsere Abb. 86, hat mich zu einigen Abschweifungen veranlasst. Ich gehe weiter zu einem zweiten, schon gleich in den ersten Tagen gefundenen Steinbild, der Figur, die ich in Abb. 87 wiedergegeben habe. Batres, der von amtswegen diese Ausgrabungen zu überwachen hatte, scheint den Berichterstattern, die ihn ausfragten, die Auskunft gegeben zu haben, dass dies eine Parallelfigur zu der oben in Abb. 82 wiedergegebenen Figur des »Indio triste« sei. Nach der oben von mir gegebenen Deutung dieser letzteren Figur muss ja in der That eine Parallelfigur zu ihr vorhanden gewesen sein. Das Steinbild Abb. 87 aber hat mit dem »Indio triste« nichts zu thun. Es ist allerdings auch eine sitzende oder vielmehr hockende Figur. Aber diese Gestalt hat die Arme einfach übereinandergelegt, während der »Indio triste« mit seinen Händen augenscheinlich einst einen Stab umspannte. Das Gesicht der Figur, Abb. 87, ist auch ein ganz anderes. Es hat die Falten und die beiden vorstehenden Zähne des alten Gottes *Ueueteotl*, des Feuergottes, wie wir diesen in den ein Feuerbecken auf dem Kopfe tragenden Steinbildern, die in Teotihuacan gefunden worden sind, abgebildet sehen. Die beiden hornartigen Aufsätze auf dem Scheitel sind wohl als Andeutung oder

[1]) Crónica Mexicana, cap. 38.

[2]) ebenda, cap. 59.

[3]) ebenda, cap. 66.

Träger der *ome quammamalitli* oder beiden Feuerhölzer, die der Feuergott in seinem Kopfschmucke trägt, anzusehen.

Eine dritte in ähnlicher Weise sitzende Figur, von der mir bisher nur eine ziemlich rohe Zeichnung in der Tageszeitung zu Gesicht gekommen ist (Abb. 88), wird in den Zeitungen, wahrscheinlich ebenfalls auf Grund einer Identification des Herrn Batres, als Abbild *Macuelxochitls* bezeichnet. Es hat aber die Nackenschleife *(tlaquechpan)* der Regen- und Berggötter und dürfte also vielmehr in diese Verwandtschaft zu beziehen sein.

Dagegen ist die Figur Abb. 89, die am 13. December aufgefunden wurde, die 1·05 *m* hoch und roth bemalt ist, ein echtes Bild des Gottes der Lustbarkeiten, des Tanzes und Spieles, den man *Macuil xochitl*, »Fünf Blume«, oder *Auiatl*, »Lustbarkeit«, nannte. Er ist hier ganz in der Weise, wie ich das oben beschrieben habe, dargestellt. Das heißt, von der Figur des *coxcoxtli*-Vogels, der eigentlich seine Verkleidung oder seine Helmmaske darstellt,

Abb. 87. Steinbild des alten Gottes, des Feuergottes.

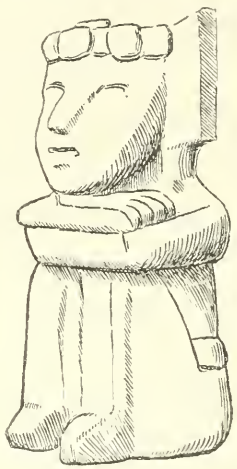


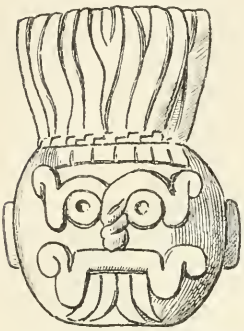
Abb. 88. Steinbild eines Berggottes?

Abb. 89. Steinbild *Macuil xochitls*, des Gottes der Spiele und der Lustbarkeiten.

ist nur der Scheitelfederkamm als hochaufragende Pyramide, eine Andeutung von Augen und Flügeln in Gestalt zweier Rosetten mit heraushängendem Band, und eine Andeutung des Schwanztheiles in Gestalt einer Hinterhauptrosette mit darunter herabhängendem, 78 *cm* langen Haarzopf erhalten, wie solcher ganz genau ebenso an verschiedenen Figuren der Sammlung des k. k. naturhistorischen Hofmuseums zu sehen ist. *Macuil xochitl* pflegt in hockender Gestalt dargestellt zu werden, da es Brauch war, sein Bild gewissermaßen als Zuschauer, auf dem Ballspielplatz anzubringen. Wir wissen aus dem in Abb. 81 gegebenen Plan, dass innerhalb der Umfassungsmauer des großen Tempels, und zwar gerade in der Mitte vor dem Haupteingang, sich ein Ballspielplatz *(tlachtli)* befand. Es mag sein, dass das *Macuil xochitl*-Bild, Abb. 89, das bei den vorjährigen Ausgrabungen gefunden wurde, dort seinen Platz hatte.

Im übrigen erwähne ich von den in der Calle de las Escalerillas gefundenen Steinfiguren noch zwei Stücke mit dem Gesichte des Regengottes *Tlaloc* (Abb. 90 und 91), zwei

Schlangenköpfe, die aber vermuthlich nicht von der Schlangenmauer stammen, und einige Bruchstücke von Hieroglyphen. Auch buntbemalte, aus Steinen und Mörtel hergestellte Figurenbruchstücke, wie wir solche von den Mayabauwerken, insbesondere von Palenque kennen, sind gefunden worden. Ich habe aber bisher noch keine Abbildungen von solchen Bruchstücken gesehen.



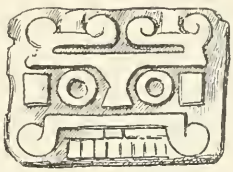


Abb. 90 und 91. Steinsculpturen mit dem Gesichte des Regengottes.

Abb. 92. Idol aus Kopalharz.

Auch kleinere Figuren aus Grünstein und anderen eine Politur annehmenden Steinen und Steinperlen sind gefunden worden, sowie Steingefäße. Unter letzteren ein viereckiges, mit Deckel versehenes, welches 17 Steinmesser verschiedener Größe, eine Menge Grünsteinperlen, Knochenreste, ein kleines Thonköpfchen und drei Steinkugeln, von denen eine blau, die anderen roth bemalt waren, enthielt.

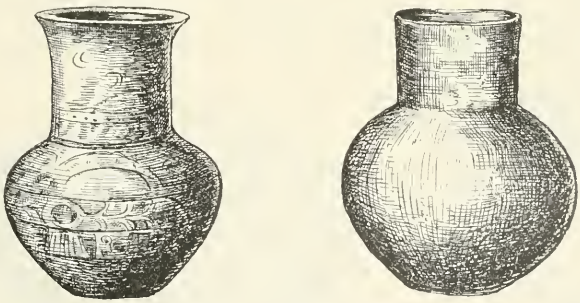


Abb. 93 und 94. Zwei feinbemalte Thongefäße.

Merkwürdig ist eine kleine 14 *cm* hohe Figur aus Kopal (Abb. 92). Aus dem Berichte Sahaguns über das *Etzalqualiztli*-Fest wissen wir, dass man den Kautschuk, den man zu Ehren der Götter an diesem Feste verbrannte, zum Theil zu Kugeln formte, zum Theil in die Gestalt von Figuren brachte, die man *olteteô*, »Kautschukgötter«, nannte. Einem ähnlichen Brauch wird wohl auch die Kopalfigur Abb. 92 gedient haben.

Von Thongeräthen sind zunächst zwei feine buntbemalte Gefäße bemerkenswert, von denen ich leider nur die Umrisszeichnungen geben kann (Abb. 93 und 94), da die Photo-

graphien, die ich bis jetzt gesehen habe, nur eine kümmerliche Andeutung von den in bunten Farben auf ihnen dargestellten Figuren und Symbolen zeigen. Nächstdem sind zwei Räucherlöffel *(tlemaitl)* der gewöhnlichen Form, mit hohlem, rasselndem Griff zu erwähnen, dessen Ende bei dem einen in Gestalt eines Schlangenkopfes, bei dem anderen in Gestalt eines Adlerfußes gebildet ist (Abb. 95 und 96). Ferner eine glänzend schwarz polierte viereckige Urne (Abb. 97), durch einen Deckel mit einem kreisrunden Loch in der Mitte verschlossen; und eine andere kugeliger Gestalt (Abb. 98), die in ähnlicher Weise mit einem Deckel verschlossen war, und deren ganzer Oberfläche man eine warzig-höckerige Beschaffenheit gegeben hatte.

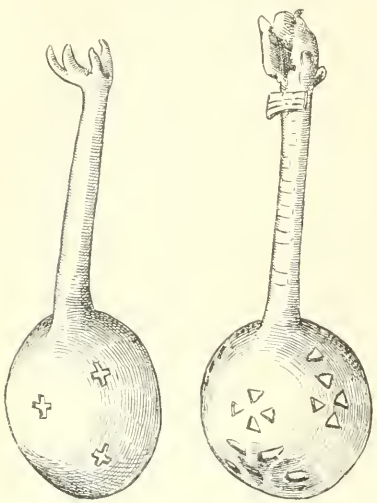


Abb. 95 und 96. Zwei thönerne Räucherpfannen (*tlemaitl*).

All diese Thonsachen sind in den ersten Tagen (16., 17. October) gefunden worden. Eine ganze Anzahl anderer, von denen ich aber keine Abbildungen geben kann, ist bei der Fortführung der Ausgrabungen Anfangs December zum Vorschein gekommen.

In denselben ersten Octobertagen ist auch eine Anzahl Metallgegenstände von den Arbeitern aus dem Erdreich aufgelesen worden: Kupferschellen, von denen nach und nach bis zu 150 zusammengekommen sind, und Goldsachen, zwei feinpolierte goldene Scheiben (Abb. 99) von 20 *cm* Durchmesser, mit kleinen Durchbohrungen für eine Schnur, vier Ohrscheiben aus Goldblech und ein Nasenschmuck, den ich in $^3/_4$ der natürlichen Größe nach der von den Zeitungen gebrachten Abbildung in Abb. 100 wiedergebe. Goldscheiben

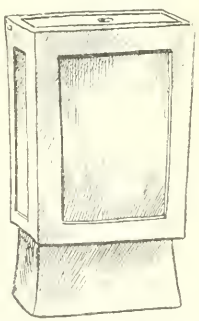


Abb. 97. Schwarze Aschenurne aus Thon.

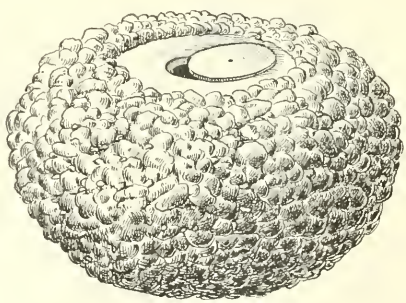


Abb. 98. Aschenurne aus Thon.

(teocuitla-comalli) wurden von den Fürsten und von den Idolen an einem breiten aus Grünsteinperlen zusammengefügten Halsband auf der Brust getragen. Nasenplatten von der Art der Abb. 100 von henkel- oder schmetterlingsartiger Gestalt, *yaca nicolli* oder

yaca papalotl genannt. waren das besondere Abzeichen des Pulquegottes, der Erdgöttinnen und der Nation der Huazteken. Gerade diese Goldfunde sind von Interesse, nicht nur der Kostbarkeit des Materials halber, sondern weil uns sonst fast nichts von der vielgerühmten Goldschmiedekunst der alten Mexikaner erhalten ist, da die Conquistadoren für den künstlerischen Wert dieser Dinge kein Verständnis hatten und fast alles in den Schmelztiegel wandern ließen.

Zahlreiche Gegenstände der Kleinkunst, geschnitzte Holztrommeln *(teponaztli)*, Muscheltrompeten, die zum alten Tempeldienst gehörten, Thonpfeifen, Masken, Muschelschmuck u. dgl. kann ich hier nur erwähnen. Interesse haben diese Dinge nur, wenn man sie im Original oder in guten Abbildungen studieren kann.

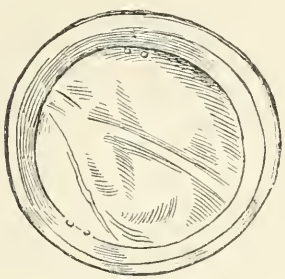


Abb. 99. Goldscheibe (*teocuitla comalli*), Brustschmuck.

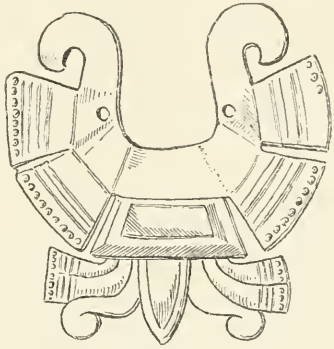


Abb. 100. Goldene Nasenplatte (*teocuitla yaca papalotl*). $\frac{1}{2}$ n. Gr.

Das ist im wesentlichen alles, was bis zu Anfang dieses Jahres über diese Funde bekannt geworden ist. Für die alte Topographie des Tempels und für die mancherlei Dinge, die man in Bezug auf ihn wissen möchte, sind die Ergebnisse der Ausgrabungen bisher noch wenig von Bedeutung gewesen. Die hochgespannten Erwartungen haben sich in dieser Beziehung nicht erfüllt. Aber immerhin sind eine Menge interessanter Dinge zum Vorschein gekommen, und die Bedeutung der Funde ist durch die Stelle, an der sie gefunden worden sind, gewiss erhöht. Seither scheint in neuerer Zeit die praktische Nothwendigkeit der Durchführung der Canalisierungs- und Sanierungsarbeiten mehr in den Vordergrund getreten zu sein. Doch steht zu erwarten, dass trotzdem das einmal geweckte wissenschaftliche Interesse weiter fortwirken wird, und dass in rationeller Weise fortgeführte Ausgrabungen auch im alten Mexico eine auf sicheren Daten sich aufbauende Kenntnis vorgeschichtlicher Verhältnisse und vorgeschichtlicher Vorgänge ermöglichen werden.

Nachtrag. — Erst nachdem diese Mittheilung im Druck fertig vorlag, erhielt ich eine Anzahl vorzüglich gelungener Photographien, die Herr Dr. Walter Veit die Güte hatte, im Museo Nacional de México von den Fundstücken aus der Calle de las Escalerillas für mich aufzunehmen. Aus ihnen ergibt sich, dass außer den oben beschriebenen doch noch eine ganze Anzahl anderer Sculpturstücke bei den Ausgrabungen gefunden worden sind: — Eine Platte mit einer prächtigen Adlerfigur, ein Binsensitz mit dem rauchenden Spiegel *Tezcatlipocas* u. a. — Ferner sieht man erst an diesen Aufnahmen, dass die oben Abb. 95 und 96 abgebildeten Räucherpfannen und andere ähnliche alle fein bemalt waren, auf der Vorderseite der Unterseite das Bild des Regengottes *Tlaloc* und andere Symbole trugen.

Die Huichol-Indianer des Staates Jalisco in Mexico.

Von Professor **Dr. Eduard Seler** in Berlin.

(Mit 12 Abbildungen.)

Im nordwestlichen Theil des Staates Jalisco bildet die Sierra Madre, die den westlichen Rand des großen mexikanischen Centralplateaus darstellt, eine wilde Berglandschaft, die in verschiedenen Stufen bis zu einer durchschnittlichen Höhe von 2000—2500 *m* aufsteigt, von breiteren Thälern umsetzt ist und durch zahlreiche, zu schauerlicher Tiefe abstürzende, steilwandige Schluchten in eine Reihe theils ganz getrennter, theils durch mehr oder minder breite Streifen mit einander verbundener Bergtafeln zerschnitten wird. Diese Gebirgslandschaft, für die man wohl im weiteren Sinne, aber eigentlich unrichtig, den Namen Sierra del Nayarit anwendet, ist die Heimat des südlichsten Zweiges der großen Gruppe der sogenannten Sonorischen Stämme, die sich von da bis an die Grenzen von Californien und Arizona erstrecken.

Genauer bekannt ist schon seit längerer Zeit der als Nayarita im engeren Sinne bezeichnete Stamm, der die Cora genannte Sprache spricht. Ihnen nahe verwandt waren wahrscheinlich schon die Bewohner der westlich angrenzenden Tierra Caliente von Acaponeta, mit denen die Spanier bei ihrem ersten Eindringen in dies Land in Berührung kamen.[1]) Die Nayarita selbst wurden im Jahre 1722 durch D. Juan Flores de la Torre unterworfen. Ihr Tempel auf der hohen Mesa del Tonati wurde verbrannt, die Heiligthümer, der reichgeschmückte, eingetrocknete Leichnam eines alten Propheten und ein mit dem Bilde der Sonne geschmücktes Steingefäß, dem in jedem Monat ein Kind geopfert worden sein sollte, wurden nach Mexico gesehafft und der Geistlichkeit zur Vernichtung übergeben.[2]) Die besiegten Indianer selbst wurden in den offenen Thälern in Dörfern vereinigt, die unter Leitung von Missionären der Gesellschaft Jesu standen. Ihre Sprache wurde von diesen Missionären studiert. Und einem derselben, dem P. Josef Ortega, verdanken wir ein ziemlich reichhaltiges Vocabular dieser Sprache nebst einigen kurzen Bemerkungen über Dialecte und grammatische Eigenheiten, das im Jahre 1732 in Mexico gedruckt wurde.[3])

Kaum bekannt indes war es bis vor Kurzem, dass in dem Hinterlande der Cora, in dem Bergland östlich der Mesa del Tonati, d. h. östlich der Sierra del Nayarit in engerem Sinne, ein anderer verwandter Stamm seinen Wohnsitz hat, der von den spanisch redenden Mexikanern mit dem Namen Huichol bezeichnet wird. Zu ihnen waren von Osten her, von Colotlan, Franziskanermönche gekommen und hatten unter ihnen eine Anzahl Kirchdörfer gegründet. Als aber mit der Vertreibung der Jesuiten das Missionswerk in jenen Gegenden überhaupt zum Stillstand kam, waren die Huichol gleich den benachbarten Cora, offen wieder zu ihren alten Religionsgebräuchen und ihrer alten Lebensweise zurückgekehrt. Ihr Name, ihre Wohnsitze und Einiges über ihr Treiben

[1]) Vgl. den Bericht des Capitäns D. Francisco Pantecatl in Fr. Antonio Tello, Libro segundo de la Crónica Miscelanea de Jalisco, cap. III.

[2]) Vgl. »Gaceta de México«, No. 2, Februar 1722.

[3]) Vor einigen Jahren in Tepic, der Hauptstadt des Territoriums gleichen Namens, neu abgedruckt.

waren den Bewohnern der angrenzenden Districte und den Behörden des Staates bekannt. Capitän Basil Hall sah sie in Tepic. Capitän Lyon [1]) traf eine Anzahl von ihnen auf dem Markte von Bolaños, wohin sie Salz von den Salinen der pacifischen Küste zum Verkauf brachten. Ihr Äußeres wird von diesen Reisenden beschrieben und auch einiges von ihren Sitten angegeben. Aber über ihre Sprache z. B. konnte Orozco y Berra, als er seine »Geografia de las lenguas y carta etnográfica de México« schrieb, nichts erfahren. Das erste Vocabular dieser Sprache, ein paar Dutzend Wörter, wurde 1874 von Francisco Pimentel in der zweiten Auflage seines »Cuadro descriptivo y comparativo de las Lenguas Indígenas de México« veröffentlicht. Es ergab sich aber in der That, schon aus diesen wenigen Wörtern, die nahe Verwandtschaft der Huichol mit den benachbarten Cora. Auf diesen merkwürdigen Volksstamm wurde der Reisende Karl Lumholtz, der im Auftrage des American Museum of Natural History in New-York zu wiederholten Malen die Gegenden des nordwestlichen Mexico zum Zwecke von Sammlungen und Studien bereist hatte, von dem Gouverneur des Staates Jalisco aufmerksam gemacht. Es gelang Lumholtz, nachdem er zwei Monate bei den Cora auf der Sierra del Nayarit zugebracht, sich auch bei den Huichol Eingang zu verschaffen und ihr Vertrauen zu gewinnen. Er hat beinahe zehn Monate an verschiedenen Orten ihres Landes gelebt und hat während dieser Zeit sehr eingehende Studien über ihre Sitten und Gebräuche und ihre Anschauungen machen und eine sehr reichhaltige Sammlung von Trachtstücken, Geräthen und insbesondere von Cultusgegenständen zusammenbringen können. Über die Ergebnisse seiner Sammlungen und Studien liegen zwei Berichte in den Veröffentlichungen des New-Yorker Museums vor.[2]) Diese Berichte sind an sich von hohem Interesse, da sie uns eine Fülle von Material über die Sitten, die Verhältnisse und die Anschauungen eines noch in ziemlich ursprünglichen Zuständen lebenden und bisher fast völlig unbekannten Volksstammes bringen. Und sie sind umsomehr von Interesse, als sich aus diesen Berichten ergibt, dass die Gebräuche und die Anschauungen dieses Volkes mancherlei Parallelen zu dem enthalten, was uns die Historien von den alten Mexikanern erzählen. Gerade mit Berücksichtigung dieses letzteren Punktes wird es vielleicht nicht unerwünscht sein, wenn ich hier das Wichtigste von den Beobachtungen Lumholtz' wiedergebe und zu besprechen und zu deuten versuche.

Die Huichol-Indianer beschreibt Lumholtz als Leute mittlerer Statur und hellröthlichbrauner Hautfarbe, das einzig abgebildete Individuum zeigt ziemlich breite, plumpe Gesichtszüge, den Typus der Gebirgsindianer. Capitän Lyon glaubte eine besondere Ähnlichkeit mit Eskimophysiognomien feststellen zu können. Das Haar wird in der einen Gegend lang herabfallend getragen, in der anderen hinten zu einem Zopf geflochten, von dem Quasten bis auf den Gürtel herabhängen. Die Männer tragen, aus käuflichem Baumwollstoff oder aus Wollgewebe gefertigt, ein Hemd, das die Mönche überall statt der Schambinde und der Decke, der alten einheimischen Kleidung, eingeführt haben. Die Weiber haben die alte mexikanische Kleidung. Um die Hüften ist, rockartig, ein Tuch, die Enagua, gewickelt. Die obere Hälfte des Leibes ist nicht mit dem Huipil, dem ärmellosen Hemd, sondern mit einem pellerinenartigen Gewand bekleidet, das die

---

[1]) Journal of a Residence and Tour in the Republic of Mexico in the year 1826.

[2]) Karl Lumholtz, The Huichol Indians of Mexico. (Bulletin of the American Museum of Natural History. Vol. X. Article I, New-York, January 21, 1898.) 14 S. 8°, mit einer Textabbildung und zwei Lichtdrucktafeln.

Karl Lumholtz, Symbolism of the Huichol Indians. (Memoirs of the American Museum of Natural History. Vol. III. Anthropology II, New-York, May 1900.) 228 S. Groß-4°, mit einer Karte, vier zum Theil farbigen Lichtdrucktafeln und 291 Textabbildungen.

Mexikaner *quechquemitl* nannten und das mit einem Zipfel nach vorn, dem anderen nach hinten fallend getragen wird. Nach dem Interpreten des Codex Vaticanus A war dies die besondere Tracht der huaztekischen Weiber. Doch sind in den Bilderschriften z. B. der Codex Borgia-Gruppe die Göttinnen nahezu ausnahmslos in dieser Tracht dargestellt. Die Huichol-Weiber pflegen solcher *quechquemitl* so viele übereinander zu tragen, als die Mittel des Herrn Gemahl oder seine Zärtlichkeit es gestatten. Doch ist auch diese Weiberkleidung in ihrer Vollständigkeit vielleicht erst späterer mönchischer Import: denn in dem Bericht über die Eroberung der Provinz Nayarit lesen wir, dass der Erlös aus dem Verkauf der Rinder und Maulesel, die man den Nayarita abgenommen hatte, auf Antrag des Leiters der Expedition zur Beschaffung von Kleidern für die Indianerinnen verwendet worden sei — »*por la indecencia con que andaban desnudas*«.[1]) Gürtel und Haarbänder, die von den Weibern in eigenartigen, zum Theil wohl alten Mustern aus Wolle gewebt werden, werden ebenso, wie ähnlich gemusterte Umhängetaschen, von beiden Geschlechtern getragen. Knotenschnüre, die bei ihnen in Gebrauch sind, um z. B. die Anzahl der Tagereisen zu markieren, die auf einem bestimmten Wege zurückzulegen sind, oder die ein Bote auszubleiben hat, oder die, ganz nach Art der noch heute in Peru und Bolivien gebrauchten Kipu, Register darstellen über den Bestand an Ochsen, Kühen und Kälbern, an Maulthieren und Pferden, sah Capitän Lyon bei den Männern an dem unteren Saum ihrer ledernen Kniehosen befestigt. Als Schmuck für Halsketten und Ohrgehänge werden heute fast ausnahmslos blaue und weiße Glasperlen verwendet. Die Mumie des todten Häuptlings oder Medicinmanns, die, wie ich oben angab, bei der Eroberung der Mesa del Tonati im Jahre 1722 in die Hände der Spanier fiel, war nach dem Bericht in der »Gaceta de México« vom Februar jenes Jahres mit grünen Steinperlen *(chalchihuites)*, Schneckengehäusen, Federkronen, einem silbernen Stirnband und einem drei Finger breiten silbernen Gürtel geschmückt.

Die Lebensweise der Huichol-Indianer ist die gleiche, wie die der übrigen ackerbautreibenden Stämme Mexicos und Centralamerikas. Ein Stück Buschwald oder mit Busch und hoch aufgeschossenem Unkraut bedeckten Brachfelds wird geklärt, die niedergeschlagenen Stengel und Äste verbrannt, und mit der Coa, einem an einem Ende zugespitzten, am anderen mit dreieckiger Schaufel versehenen Pfahl Löcher in den Boden gemacht, in die man die Samenkörner legt. Man nennt das *coamillar*, d. h. mit der *Coa* (wohl von mexikanisch *quauhtli*, Cora *couyet-* »Pfahl, Baum, Holz« abzuleiten[2]) einen Acker (mexikanisch *milli*) machen. Gebaut werden Mais, Bohnen und Kürbisse. Und Mais und Bohnen bilden, wie allgemein bei den mexikanischen Indianern, und in derselben Zubereitung wie bei diesen, nahezu die ausschließliche Nahrung der Bevölkerung. Rinder und Schafe werden gehalten, und von den zahlreich in den Kieferwäldern der höheren Theile des Landes lebenden Hirschen werden viele in Schlingen gefangen. Aber das Fleisch sowohl der Hirsche, wie der Rinder, spielt nur bei Opfern und Festen eine Rolle. Von der spanisch-mexikanischen Mischbevölkerung haben die Huichol gelernt, eine Art Brantwein oder *Mezcal* aus dem fleischigen Stamme der »Sotol« genannten Agave-Art, — der zunächst zwischen heißen Steinen gebraten und dann mit Wasser zerrührt, der Gährung überlassen wird — zu brennen. Lumholtz bildet S. 12 seiner ersten Mittheilung den primitiven Apparat, der dieser Destillation dient, ab. Und aus Mais wird eine Art süßen Biers gebraut. Aber die eigentliche der Berauschung oder Narkotisierung

[1]) De la Mota Padilla, Historia de la Nueva Galicia, cap. 90, S. 479. — Angenscheinlich giengen in alter Zeit die Cora- und Huichol-Frauen und -Mädchen nur mit der Enagua bekleidet und mit entblößtem Oberkörper und entblößten Brüsten, wie das Idol der Maisgöttin, das Lumholtz abbildet.

[2]) Die eigentliche technische Bezeichnung für dieses Werkzeug ist im Mexikanischen *uictli*.

dienende Substanz ist der merkwürdige — *peyotl* von den Mexikanern, *hikuli* von den Huichol und den Tarahumara genannte — Erdeactus *Anhalonium Lewinii Hennings*. von dem schon Sahagun berichtet,[1]) — »*es comun manjar de los chichimecas, pues los mantiene y da ánimo para pelear, y no tener miedo, ni sed, ni hambre, y dicen que los guarda de todo peligro*« —, und in Bezug auf den er an einer anderen Stelle[2]) bei Beschreibung der Sitten und Gebräuche der *Teochichimeca* oder »echten Chichimeken« Folgendes erzählt: —

yehoantin in tlaximach yn mitoa peyotl

»ihnen ist der sogenannte Peyote bekannt«

inique im ic quiqua yn peyotl octli ipan quipoa manoço nanacatl

»diejenigen, die von dem Peyote essen, gebrauchen ihn an Stelle von Pulque (des berauschenden aus der Maguey-Agave gewonnnenen Getränks) oder an Stelle des (ebenfalls von den Mexikanern zum Zwecke der Narkotisierung genossenen) giftigen Pilzes«

mocentlalia cana ixtlavacan monechicoa

»sie kommen an einem bestimmten Orte der Steppe zusammen«

cuecan mitotia cuica ce yoval cem ilvitl

»tanzen dort die ganze Nacht, den ganzen Tag«

Auh in imoztlayoc occeppa mocentlalia, choca cenca choca

»und am anderen Tage kommen sie wieder dort zusammen und weinen, weinen sehr.«

quil mixpava ic quichipava in imixtelolo

»man sagt, dass sie damit (mit den Thränen) sich die Augen auswaschen, die Augen reinigen (d. h. wieder zu Verstand kommen, wieder klar sehen).«

Unter den *Teochichimeca* sind jedenfalls Stämme verstanden, die, nicht weit von der Gegend der Huichol, in Theilen der heutigen Staaten Jalisco, Aguas Calientes und Zacatecas wohnten. Das, was hier die Gewährsmänner des P. Sahagun von diesen alten Stämmen zu berichten wissen, entspricht ziemlich genau dem, was Lumholtz heute bei den Huichol beobachtet hat.

Wie bei den alten Mexikanern das aus dem Saft der Maguey-Agave gewonnene berauschende Getränk, der Pulque, nicht zu beliebiger Consumption freigegeben war, sondern als etwas Religiöses, Heiliges, Zauberkräftiges unter dem Schutze besonderer Götter Stehendes betrachtet wurde und nur unter Beobachtung bestimmter Ceremonien und im allgemeinen nur an den großen Festen getrunken wurde, die man, wenn die Ernte eingebracht war, und Lebensmittel in Fülle vorhanden waren, feierte,[3]) so ist auch der Peyote den Huichol etwas Heiliges und wird im allgemeinen nur an dem großen Feste genossen, das — eine Art Erntefest — nach Einbringung der Ernte, nachdem auch eine genügende Menge Hirschfleisch zusammengebracht und zu Tesaje verarbeitet worden ist, nachdem endlich man auch für das neue Jahr vorgesorgt hat, indem man auf einem neuen Stück Land das Buschwerk und das Unkraut niedergeschlagen hat, im Monat December oder Jänner gefeiert wird, und das als Erntefest auch dadurch sich kundgibt, dass es in enger Verbindung mit dem Fest des gerösteten, d. h. wohl des troekenen, des reifen Maises *(raki)* steht, und selbst als *Rarikira* bezeichnet wird.

[1]) Buch 10, cap. 7, § 1.

[2]) Sahagun 10, cap. 29, § 2. Manuscript der Academia de la Historia f. 178.

[3]) Das wird von dem Interpreten der Bilderhandschrift der Biblioteca Nazionale in Florenz bei der interessanten Reihe der Pulquegötter, die diese Handschrift bringt, ausdrücklich bemerkt: — Esta fiesta es de un demonio que está aqui que se llama *papaztac* que era unos, de quatro ciento dioses, borrachos, que los yndios tenian de diversos nombres, pero en comun se llamavan todos. *totochti* que quiero dezir conejos, y quando los yndios tenian segado & coxido sus mahizes se enborrachaban y bailauan invocando a este demonjo, y a otros destos quatro cientos e ansi de las figuras que van adelante hazian lo mismo, f. 36 verso.

Der Peyote wächst nicht in der ziemlich regenreichen Bergregion des Huichol-Landes, sondern auf den weiter nach Osten gelegenen trockenen Hochsteppen des Binnenlandes. Um ihn einzusammeln, sind daher besondere Expeditionen nöthig, die mit Hin- und Rückreise einen Zeitaufwand von 43 Tagen benöthigen. Man bricht zu dieser Reise schon im September oder October auf. Die Huichol haben die Vorstellung, dass auch ihre Götter in alter Zeit in gleicher Weise frischen Peyote-Vorrath holen giengen. Die Theilnehmer an einer solchen Expedition werden daher als Abbilder dieser Götter betrachtet und sind mit Abzeichen derselben versehen. Ihr Führer mit Abzeichen des obersten, des ältesten Gottes, des Feuergottes. Alle sind außerdem, da sie auf einem heiligen Wege begriffen sind, als Priester ausstaffiert, d. h. sie tragen eine mit allerhand Abzeichen bemalte Tabakkalabasse. Wir werden weiterhin noch zu erwähnen haben, dass die Tabakkalabasse eines der wesentlichsten Trachtstücke auch der altmexikanischen Priester war. Aus gleichen Gründen haben die Peyote-Sucher auf diesem Wege sowohl, wie auch weiterhin bis zum Feste, ein strenges Fasten zu beobachten, das in seinen Besonderheiten wiederum genau mit dem altmexikanischen Fasten übereinstimmt, indem es im wesentlichen in der Enthaltung von Salz und Paprika und in der Enthaltung vom Coïtus besteht. Da der Beginn der Sitte des Peyote-Suchens jedenfalls in die Zeit zurückverlegt wird, wo die Huichol noch als Jägerstämme von den Thieren des Feldes lebten, sind die Peyote-Sucher mit Pfeil und Bogen ausgerüstet, und der Peyote selbst wird mit dem Pfeil erlegt. Sobald die Peyote-Sucher auf dem Terrain angelangt sind, wo der Peyote wächst, legen sie den Pfeil auf den Bogen, spannen und zielen nach allen Himmelsrichtungen. Der Peyote ist, nach der Anschauung der Huichol, aus den Fußspuren entstanden, die ein Zauberhirsch oder eine Gottheit in Hirschgestalt hinterlassen. Dass man den Peyotepflanzen nahe ist, zeigt also der Führer der Truppe dadurch an, dass er ruft: »das ist der Hirsch«. — Und nun gehen sie in einer Reihe mit gespanntem Bogen und aufgelegtem Pfeil weiter. Sobald einer einen Peyote sieht, schießt er einen Pfeil zur Rechten und einen anderen zur Linken von der Pflanze in den Boden. Das wiederholt er fünfmal, denn fünf, die Zahl der Himmelsrichtungen, ist die heilige Zahl bei den Huichol. Darnach ersteigen sie zuerst die hohe Mesa und bringen dort Opfer dar, und dann erst kehren sie zurück und nehmen ihre Pfeile wieder auf, und nun beginnt das Peyote-Sammeln. Sind sie mit der Ladung glücklich nach Hause zurückgekehrt, und sind darnach alle übrigen Vorbereitungen so weit getroffen, so findet, wie erwähnt, im December oder Jänner das Fest selbst statt. Die getrockneten Peyote-Pflanzen werden, mit Wasser vermischt, auf dem Mahlstein zerrieben, und so ein braunes, dickliches Getränk hergestellt, das in kleinen Quantitäten, aber in häufigen Intervallen, allen Festtheilnehmern serviert wird. Männer und Weiber trinken davon. Die Wirkungen sind berauschend, die Kräfte belebend, Hallucinationen erzeugend. Im übrigen besteht das Fest in Tänzen, zu denen die Peyote-Sucher sich das Gesicht mit allerhand Emblemen in gelber Farbe bemalen; denn gelb ist alles, was auf den Peyote Bezug hat. Die Tänzer, Männer und Weiber, haben geschnitzte und mit Kohle angemalte Bambusstöcke in der Hand, die eine bestimmte Schlangenart repräsentieren sollen und haben kleine Handbesen *escobillas*, wie sie von den Indianern zum Kämmen des Haares gebraucht werden, am Gürtel hängen. Die männlichen Tänzer halten einen Hirschschwanz in der Hand.

Die Häuser (Huichol: *ki* oder *iki*; Cora: *chi-[ti]*) sind kreisrund, aus Steinen und Erde aufgeführt und mit Stroh gedeckt. Der Hausrath ist ärmlich: — Mahlstein, Kochtöpfe, Wasserkrug, Kürbisschalen, die als Trinkgefäße dienen, Körbe. Ein besonderes Erzeugnis ihrer Industrie sind tamburinartige Sessel oder Stühle (Huichol: *ipali*, Cora: *eupuári-[ti]*) aus zwei hölzernen Reifen bestehend, die durch kreuzweis angebundene

starke Stücke gespaltenen Bambusrohrs mit einander verbunden sind. Über den oberen Reifen, der etwas größer ist als der untere, wird ein Netz von starkem Baumbast und darüber ein Geflecht von dünnen Bambusstreifen gespannt, das als Sitzfläche dient, und die Peripherie derselben noch mit einem Ringpolster aus zusammengebundenen Agave-Blattstreifen versehen. Für den Gebrauch von Häuptlingen und Priestern werden solche Sessel noch mit einer Lehne versehen. Das Gestell der Lehne wird von zwei durch Bambus-Querstücke mit einander verbundenen Gabelhölzern gebildet. Die Gabelenden berühren den Boden und dienen als Füße. Eine Flächenfüllung wird durch Anbinden von Reifen und Schleifen aus Bambus zu Stande gebracht.

Der Bogen, *tōpí* von den Huichol, *tunamoa-[ti]* von den Cora genannt, ist bei den Huichol der östlichen Hälfte des Landes aus dem hellröthlichbraunen Holz des »Tepemezquite«, d. h. also einer Akazienart, gefertigt. Bei den Leuten von San Andrés, den Bewohnern der westlichen Hälfte des Landes, aus dem dunkelmahagonifarbenen Brasilholz. Der Pfeil (*ūlú* in der Huichol-, *eurû-[ti]* in der Cora-Sprache) hat einen Schaft aus Bambusrohr, der an seinem hinteren Ende in der Regel nur eine einfache Kerbe hat, nur selten mit einem die Kerbe tragenden Pflock versehen ist. Nahe dem hinteren Ende sind zwei oder drei Federn, mit ihrer Oberseite dem Schaft anliegend, mit Sehnen festgebunden. Dem vorderen Ende des Schaftes ist eine lange Spitze aus Akazien- oder Brasilholz eingefügt, die stets nur einfach zugespitzt, niemals mit Widerhaken bildenden Einschnitten versehen ist. Die Pfeile sind in der Regel bunt bemalt. Insbesondere findet sich ganz regelmäßig an dem befiederten hinteren Ende des Schaftes ein breites farbiges Querband, das mit längsverlaufenden Zickzacklinien, abwechselnd mit längsverlaufenden schmalen geraden Linien verziert ist. Lumholtz glaubt in Erfahrung gebracht zu haben, dass die Pfeile von den Huichol als fliegende Vögel angesehen werden, und dass dieser bemalte Theil an dem hinteren Ende des Schaftes als das Herz des Pfeiles betrachtet wird. Die Zickzacklinien (*šulikia*) sollen ein Bild des Blitzes und ein Symbol für die Schnelle und Stärke des Pfeiles sein, die schmalen geraden Linien den Weg (*hâye*) des Pfeiles bedeuten.

Von Musikinstrumenten ist bei den Huichol eine Trommel oder Fellpauke (*têpo*) in Gebrauch, ganz ähnlich dem altmexikanischen *ueuetl*. Rasseln (*kaítsa*) werden aus der Frucht des Kalabassenbaums gefertigt, die man auf einen kurzen Stock steckt und mit kleinen Steinen füllt. Muscheltrompeten (*kúra*), große Gehäuse der an den Küsten des Pacifischen Oceans lebenden Schnecke Murex (Phyllonatus) radix Gmelin, spielen bei dem Fest der sogenannten »tamales de maiz crudo« eine Rolle. Knochenrasseln (*kalatsikí*), mit Einschnitten versehene Röhrenknochen des Hirsches, die mit einem Schulterblattknochen desselben Thieres gestrichen werden — ein Instrument, das genau dem altmexikanischen *omichicauaztli* entspricht[1]) — werden besonders in der Nacht vor dem Aufbruche zur Jagd in Thätigkeit gesetzt und sollen die Kraft haben, die Hirsche in die Schlingen zu locken. Auch das eigenthümliche Saiteninstrument, das *Gubo* der Kaffern, das unter dem Namen *Caramba, Carimba* oder *Quijongo* bei den Indianerstämmen Mittelamerikas eine weite Verbereitung hat,[2] ist auch bei den Huichol und Cora, sowie den benachbarten Tepehuana in Gebrauch. Die Huichol nennen es einfach *topí* »Bogen«. Lumholtz will aus der Thatsache, dass er dieses Instrument bei den Huichol vorgefunden hat, schließen, dass es einheimisch amerikanischen Ursprungs ist. Aber auf denselben Wegen, auf welchen die Huichol zum Besitz von Schafen, Rindern, Mauleseln und zum

---

[1]) Vgl. meine Abhandlung »Altmexikanische Knochenrasseln«. Globus 74, S. 85—93.

[2]) Vgl. meine Abhandlung »Mittelamerikanische Musikinstrumente«. Globus 76, S. 109—112.

Gebrauch eines Destillierapparats gekommen sind, werden sie wohl auch dieses Musikinstrument, das zweifellos afrikanischen Ursprungs ist, erhalten haben können.

Die Tempel der Huichol, *tokïpa* genannt, sind von der gleichen Form, wie die Wohnhäuser, nur größer.[1]) Der Eingang befindet sich auf der Ostseite, und darüber ist in der Mauer ein rundes Loch angebracht, *nealíka* »Gesicht (leuchtende Fläche oder Spiegel)« genannt, dem ein gleiches an der gegenüberliegenden Seite entspricht. Im Innern sieht man in der Mitte den Feuerherd (*aro*) und auf der westlichen, d. h. hinteren Seite desselben eine Scheibe aus vulcanischem Tuff (*tēpali*), die mit allerhand symbolischen Figuren bedeckt ist. Hinter ihr nimmt der Priester mit seiner Trommel Platz, wenn er in dem Tempel singt. Idole findet man in den Tempeln nicht. Lumholtz erfuhr, dass in dem Haupttempel des Landes, dem Tempel des Feuergottes in Toapuli bei Santa Catarina, unter der eben erwähnten Steinscheibe sich eine Höhlung befindet, die ein altes Idol des Gottes, auf einer Steinscheibe ähnlich der oberen stehend, und allerhand zu dem Idol gehörige Ausrüstungsstücke und Weihgaben birgt. Das Gleiche soll auch in den anderen Tempeln des Landes der Fall sein. Und in kleinen Nachbildungen des Tempels von Toapuli, die für einen bestimmten Zweck gemacht wurden, hatte man auch auf die obere Steinscheibe, die, welche den Verschluss der unterirdischen Höhlung bildet, ein Idol gestellt. Es könnte demnach scheinen, und Lumholtz nimmt das in der That auch an, dass diese Scheiben (*tēpali*) eigentlich und überall als Basis eines Idols gedacht sind, und dass man nur deshalb keine Idole auf ihnen findet, weil vielleicht in der Zeit, wo die Mönche im Lande waren, und die staatliche Gewalt den Wünschen der Mönche Nachdruck verlieh, man nicht wagte, irgendwo offen ein Idol aufzustellen. Nach allem, was Lumholtz über diese Objecte anführt, glaube ich indes, dass diese Steinscheiben eine besondere Bedeutung für sich beanspruchen, dass sie vielleicht eine ähnliche Rolle spielten wie die mexikanischen Opferblutschalen (*quauhxicalli*) und die großen scheibenförmigen Steine, welche die alten Mexikaner an Stelle von Opferblutschalen verwendeten und mit gleichem Namen *quauhxicalli* benannten, oder dass sie an Stelle eines Idols standen, ein Bild der Sonne darstellten, und dass sie nur je nach dem Tempel, in dem sie aufgestellt waren, mit besonderen der Natur des Ortes oder der Localgottheit angemessenen Symbolen versehen wurden. Es kommen in der That unter diesen Steinscheiben solche vor, für die die besondere Benennung *tanóra* angegeben wird, die gleich den mexikanischen *quauhxicalli* mit einer napfförmigen Vertiefung in der Mitte der Oberseite versehen sind, und die deshalb geradezu als *Tatéuali aikútsi* »Trinkschale unseres Großvaters (des Feuergottes)« bezeichnet werden. Und Lumholtz fand bei einigen derselben, insbesondere denen, die der alten Göttermutter, der Erdgöttin, geweiht waren, dass man in diesen Höhlungen Bier oder Chocolade geopfert hatte. Das »Idolo esculpido en un vaso de marmol en forma de barril de irregular ticreza«[2]), das im Jahre 1722 in dem Heiligthum der Cora auf der Mesa del Tonati angetroffen wurde, das an einer andern Stelle desselben Berichts als »Sol en la figura que se dize arriba, esculpida en el Vaso, à quien llamaban *Tonati*« und als »idolo *Tonati*, y vaso del sacrificio« bezeichnet wird, dem nach derselben Quelle in jedem Monat ein Kind geopfert worden sein sollte, kann füglich kaum etwas anders als ein dem mexikanischen *quauhxicalli* in Form und Bedeutung ähnliches Object gewesen sein. Sind ja auch diese letzteren nahezu ausnahmslos Abbilder der Sonne oder mit dem Bilde der Sonne oder Elementen und Symbolen derselben geschmückt. Schließlich kann ich geradezu eine Parallele dazu in

[1]) Ein paar Photographien von Tempeln giebt Lumholtz in seiner zweiten größeren Mittheilung, a. a. O. Tafel I.

[2]) »Gaceta de México«, No. 2, Febrero 1722.

dem Gebiet aufweisen, das ich vor einigen Jahren archäologisch durchforschte, in der Gegend von Chaculá an den Grenzen von Chiapas und Guatemala. Auch dort fand ich selten Figuren, aber überall an oder auf den Tempeln kreisrunde Steine, von denen einige in Relief unverkennbar ein Bild der Sonne aufwiesen, die meisten allerdings gegenwärtig ohne jeglichen figürlichen Schmuck sind, das letztere aber vielleicht nur deshalb, weil die Bilder nur auf den Stein gemalt waren und längst durch den Regen abgewaschen worden sind.

Idole sowohl, wie Steinscheiben, namentlich aber letztere, werden noch heute von den Huichol nach den Angaben ihrer Priester angefertigt und mit theils eingeschnittenen, theils farbig aufgemalten Figuren versehen, um einem bestimmten Gotte, für einen bestimmten Zweck als Weihgeschenk dargebracht zu werden. Die Figuren und Symbole auf diesen Steinscheiben, von denen sich Lumholtz eine ganze Anzahl anfertigen ließ, sind sehr mannigfaltig und stellen ein wichtiges Material zur Beurtheilung dessen dar, was die Huichol sich als zu dem Wirkungsbereich einer bestimmten Gottheit gehörig vorstellten. Trotz ihrer durchgängig sehr kümmerlichen Zeichnung wird doch manchmal die Wiedergabe eines natürlichen Objects Beachtung finden. Ich erwähne z. B., dass der Adler oder ein anderer Vogel, wenn er en face gesehen werden soll, immer doppelköpfig gezeichnet wird.

Außer den Idolen und den die Stelle von Idolen vertretenden Steinscheiben spielt nun aber noch eine Anzahl anderer Objecte in dem Cultus der Huichol eine große Rolle, deren eingehender Beschreibung der größte Theil der Lumholtz'schen Mittheilung gewidmet ist. Das sind

1. Votivpfeile *(ūlú)*.

2. Runde oder viereckige Schilde, aus Stäben längs zerspaltenen Bambusrohrs bestehend, die mit bunten Baumwoll- oder Wollfäden in der Weise umsponnen sind, dass der Bambusstab gewissermaßen die Kette, der Baumwoll- oder Wollfaden den Einschlag eines Gewebes bilden. Sie werden als »Gesicht« *(nealika)*, Matte *(nama)* oder Bett *(itáli)* bezeichnet.

3. Kreuze aus Bambusstäben oder Grashalmen, die mit einem Rhombus aus bunten Fäden übersponnen sind, — Gegenstände, die man schon lange aus den peruanischen Gräbern kennt; die Huichol bezeichnen sie als Auge *(sikuli)*.

4. Votiv-Trinkschalen *(rukúli)* und einige andere.

Die hervorragendste und wichtigste Classe dieser Votivgegenstände sind die Pfeile *(ulú)*. Sie werden als eine Art Boten an die Gottheit betrachtet, und bei jeglicher Angelegenheit, die irgend von Belang ist, wendet sich in dieser Weise der Huichol mit einem Pfeil an die Gottheit, indem durch besondere Bemalung oder durch allerhand dem Pfeil angebundene Gegenstände die Natur der Gottheit und die Art des Anliegens, wegen dessen man den Schutz oder die Hilfe des Gottes anruft, zum Ausdruck gebracht werden. Der Pfeil ist in dieser Weise einfach zum Symbol des Anliegens geworden. Und so verstehen wir es, wenn bei Gelegenheit des Feldzuges vom Jahre 1722 berichtet wird, dass ein Häuptling, der seine Unterwerfung anbietet, zum Zeichen dessen dem spanischen Capitän einen Pfeil übersendet.[1]) Die Huichol stecken die Pfeile an dem Orte, wo die Gottheit anwesend gedacht wird, einfach in den Boden, oder im Innern des Tempels in das Stroh des Tempeldachs.

Die runden, aus Bambusstäben und bunten Fäden gewebten Schilde — *nealika*, »Gesicht« genannt, — sind wohl auch ursprünglich einfach als Abbilder der Sonne gedacht. In der That bemerkt Lumholtz, dass diese Schilde hauptsächlich für den

[1]) De la Mota Padilla, a. a. O., cap. 90. S. 479.

Sonnengott und für die Wassergöttin des Ostens angefertigt wurden. In Form und Art ähneln sie dem Gebilde, das Fewkes im 15. Annual Report of the Bureau of Ethnology, Taf. CVIII, an einer Katšina-Maske der Hopi abbildet (Abb. 101) und als Bild einer Kürbisblüte erklärt. Sie unterscheiden sich von dem letzteren aber dadurch, dass dieses in der Mitte der Scheibe eine knopfförmige Erhöhung hat, die *nealika*-Schilde der Huichol dagegen in der Regel in der Mitte eine Öffnung aufweisen, die in den meisten Fällen in deutlicher Weise durch einen Ring begrenzt ist. Nach der Anschauung der Huichol ist, wie Lumholtz erfuhr, die Sonne ein Mann, der in alten Zeiten von den Priestern und Zauberern geschaffen wurde. Jedesmal, wenn sie im Osten aufgeht, sehen wir ihr *nealika* »das durch die Votiv-*nealika*, die man heute für sie anfertigt, repräsentiert wird«. Der mittlere, immer durch einen Ring abgegrenzte Theil eines Votiv-*nealika*, »stellt das Loch dar, durch das der Gott sieht«. — Man ist bei dieser Beschreibung in der That genöthigt, an das bekannte Ausrüstungsstück des mexikanischen Feuergottes und des

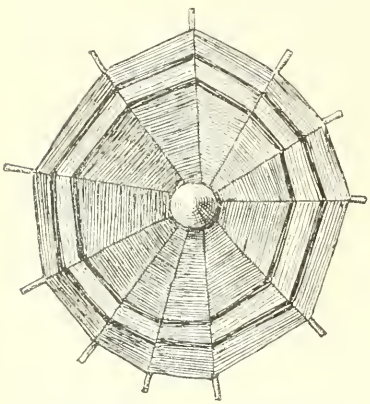


Abb. 101. Kürbisblüte an einer Kat-ina-Maske der Hop. (15. Annual Report of the Bureau of Ethnology, Taf. CVIII.)

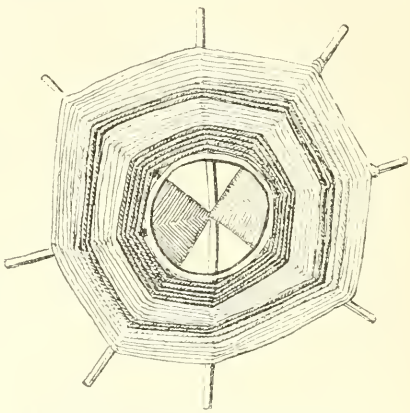


Abb. 102. *nealika* Gesicht des Sonnengottes. (Lumholtz, Symbolism of the Huichol Indians, 123.)

mexikanischen Gottes *Tezcatlipoca* zu denken, das Sahagun unter dem Namen *tlachieloni* oder *itlachiaya* »Schwerkzeug« beschreibt und das aus einer auf einem Stabe getragenen Scheibe mit einem Loch in der Mitte bestand. Vgl. Abb. 102 und 103. Wie die Steinscheiben haben sich auch die *nealika* in der Weise weiter entwickelt, dass sie nicht einfach mehr Bilder der Sonne sind, sondern Scheiben oder Schilde, auf denen in bunter Farbe allerhand Figuren und Embleme, die auf den Gott oder auch auf das besondere Anliegen an den Gott Bezug haben, angebracht sind.

Ausschließlich der letzteren Art sind die in ganz gleicher Weise wie die *nealika* verfertigten, aber viereckigen Schilde, die als »Matte« (*nama*) bezeichnet werden. Es sind gewissermaßen Bilderschriften, vergleichbar den sogenannten *teteuitl*-Papieren, die die altmexikanischen Priester in gewissen Fällen anfertigten und mit Bildern oder Emblemen der Gottheit in Kautschuk bemalten. — Briefe an die Gottheit, die freilich in den meisten Fällen nicht mehr als die Adresse enthalten. Lumholtz ist allerdings geneigt, ihnen eine andere und prägnantere Bedeutung zuzuschreiben. Da in einer bestimmten Sage, die er hörte, davon die Rede ist, dass in alter Zeit die »Mütter« sich damit gegen die Sonnenstrahlen schützten, so entwickelt er die Theorie, dass man in alter Zeit zwei

Schilde zum Schutz, ein rundes vorn und ein viereckiges hinten, getragen habe. Eher mag man an eine Matte oder ein Stück Zeug denken, das man über den Kopf nahm, und das *nama*, seinem Namen entsprechend, als »Matte« deuten.

Diese Deutung wird gestützt durch den Namen *itáli* »Bett«, »Unterlage«, mit dem eine andere, vierte Art von Votivgegenständen bezeichnet wird, die in den Formen den vorigen gleichen, aber in der Regel aus weicherem lockerem Material gefertigt werden und daher nicht in der künstlichen Weise, wie die vorigen, mit Figuren und Emblemen versehen werden können. Es werden für den gleichen Zweck indes auch beliebige Stücke Gewebe verwendet.

Die fünfte Classe von Votivgegenständen, die mit einem Rhombus von bunten Fäden überspannten Rohrkreuzchen (Abb. 104), möchte ich nur als eine einfachere Form der oben beschriebenen *nealíka* genannten Scheiben betrachten und ihnen die gleiche Bedeutung wie jenen zuschreiben. Sie sind auch bei anderen Eingebornenstämmen des westlichen Mexico in Gebrauch. Die Huichol nennen sie *síkuli* »Auge«, und Lumholtz meint, dass der Darbringende mit ihnen den Wunsch ausspricht, der Gott möge über ihm ein Auge haben (!). Ich hatte oben erwähnt, dass Gebilde, ganz ähnlich den *nealíka* genannten, aus Bambusstäben und bunten Fäden gewebten Scheiben der Huichol, auch bei den Hopi von Arizona an Tanzmasken getragen werden und dort als Kürbisblüte erklärt werden. Es ist gewiss eine auffallende Thatsache, dass auch die *síkuli* der Huichol, von denen ich annehmen muss, dass sie nur eine einfachere Form der *nealíka* genannten Scheiben darstellen, ihre Hauptverwendung an dem Fest der jungen (oder neuen) Kürbisse haben und dort ebenfalls als männliche Kürbisblüte erklärt werden.

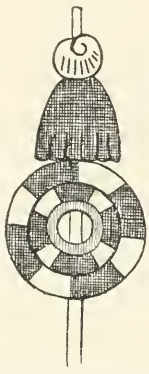


Abb. 103. *itlachuaya* »Sehwerkzeuge« des Gottes *Tezcatlipoca*. (Bilderhandschrift der Biblioteca Nazionale in Florenz F. 21.)

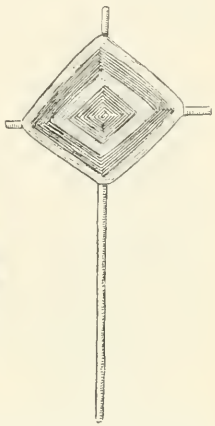


Abb. 104. *síkuli* »Auge«, am Fest der jungen oder neuen Kürbisse von den Kindern im Stirnband getragen. (Lumholtz, Symbolism of the Huichol Indians, 157.)

Das Fest der jungen oder neuen Kürbisse wird gefeiert, wenn es frische Kürbisse gibt. Es ist ein Fest der Kinder, und *Taté Naaliwámi*, die Göttin der jungen, d. h. der aufgehenden Sonne, die Wassergöttin des Ostens, die die Kürbisse und alle Blumen aufsprießen lässt und die besondere Schützerin der Kinder ist, ist die Gottheit dieses Festes. Zwei Dinge treten neben der Thatsache, dass sämmtliche Kinder und eigentlich nur diese an dem Feste theilnehmen, als Besonderheiten desselben hervor. Das ist erstens die Rassel *(kaítsa)*, denn aus dem Kürbis wird die Rassel gemacht. Die sämmtlichen Kinder, die an dem Fest theilnehmen, haben eine Rassel in der Hand, und ebenso die beiden Priester, welche die Hüter der Kinder sind. Und wenn ein Kind zu klein ist, um die Rassel halten zu können, so hält statt seiner die Mutter die Rassel in der Hand. Der Priester, der die Ceremonie leitet, hat allein keine Rassel in der Hand, aber er macht einen Lärm wie mit der Rassel. Vom Tagesanbruch bis zum Untergang der Sonne sitzt er auf seinem Stuhl und schlägt die Trommel und singt dazu. Die zweite Besonderheit dieses Festes sind eben die *síkuli*, die »Augen«, die mit bunten Fäden überspannenen Rohrkreuze, die männliche Kürbisblüten darstellen. Jedes Kind trägt ein

solches *sikuli* aufrecht eingesteckt in dem um die Stirn gehenden Band, mit dem die Haare festgehalten werden. Größere *sikuli* der Art werden auf den Feldern neben den Kürbissen in den Boden gesteckt.

Sonnenscheibe, Gesicht, Auge, Spiegel, geöffnete Blüte, das sind verwandte Begriffe. Die Sonnenscheibe, die über dem Horizont auftaucht, ist dem Huichol ein *nealika* »Gesicht«, und *nealika* nennt er auch die runden Spiegel, die er bei dem mexikanischen Krämer kauft. Der Mond, so hörte Lumholtz, ist ein *sikuli* »Auge«, und dieses Wort *sikuli* — so sagte derselbe Indianer, der dem Reisenden das erzählte — bedeute soviel als »Spiegel«.

Bemalte Kürbisschalen *(rukúli)*, die als Trinkgefäße dienen, werden ebenfalls häufig den Göttern als Opfer gebracht. Sie sind in diesem Falle in der Regel auch mit Figuren und Emblemen geschmückt, die auf die Gottheit, der man sie bringt, Bezug haben. Man bringt diese Verzierungen gern in der Weise an, dass die betreffende Figur mit Glasperlen ausgelegt wird, die in Wachs eingedrückt werden. Das ist augenscheinlich ein moderner Ausläufer der altmexikanischen Mosaiktechnik.

Eine besondere Art von Fetischen, deren wesentlicher Bestandtheil ein Stück Bergkrystall ist, werde ich zum Schluss noch zu erwähnen haben. Zuvörderst will ich indes von den verschiedenen Göttergestalten, die, nach den Erkundigungen Lumholtz', bei den Huichol noch heute verehrt werden, eine kurze Übersicht geben.

Als der älteste und vornehmste Gott gilt *Ta-tévali* »unser Großvater«, der Gott des Feuers, des Herdfeuers. Wie das Herdfeuer in der Mitte der Hütte brennt, so hat auch der Feuergott seine Stelle in der Mitte der Welt, das gilt für den Feuergott der Huichol[1]) ebensogut wie, bekanntermaßen, für den altmexikanischen Feuergott *Ueueteotl Ixcoçauhqui*. Und so steht auch der Tempel des Feuergottes, zugleich der Haupttempel des Landes, in *Toapuli* bei Santa Catarina auf einer allerdings der Osthälfte des Landes angehörenden, d. h. östlich vom Rio Chapalagana sich erhebenden, aber so recht eigentlich in der Mitte des Huichol-Gebietes gelegenen Mesa.

Der Feuergott ist der alte Gott, denn das Feuer war eher da als die Sonne. Darum ist er der »Großvater«. Und darum heißt er *uêuê teotl* »der alte Gott« bei den Mexikanern und genau ebenso *kúmkē wêême*, »der alte Häuptling« bei den Huichol.

Das Feuer ist das wärmende und belebende Princip. Zugleich aber auch — das tritt in der Anschauung der meisten mittelamerikanischen Völker deutlich hervor — die »Wärme, vermöge deren die Kinder im Leibe der Mutter sich erzeugen«.[2]) Darum ist er der Lebengebende. Und deshalb und wohl auch, weil er als der alte »langes Leben« bedeutet, ist er es vornehmlich, zu dem die Huichol um Leben und Gesundheit beten. Und darum ist er auch der Medicinmann, der Arzt *(saulírika)*, von dem die ganze, auch bei den Huichol zahlreiche und einflussreiche Classe der Medicinleute und Doctoren ihre Kraft hat.

Gleich dem mexikanischen Feuergott ist er aber auch der der Krieger und Jäger. Darum wird er auch von denen angerufen, die Bogen und die Schlingen und Netze — und nicht bloß Jagdnetze, sondern auch Fischnetze und Netze für den Transport von Lasten, Mais u. a. — anzufertigen beabsichtigen.

Von Thieren sind ihm die geweiht, die die Kraft und die Natur des Feuers versinnbildlichen: — der rothe Arara, der Königsadler, der Cardinalfink, der Jaguar, der Puma und das Opossum.

[1]) »Grandfather Fire, who is in the middle« (Lumholtz, Symbolism, 20).

[2]) Sahagun, 10, cap. 29, § 1.

Lumholtz veröffentlicht die Zeichnung eines Idols, das eine Copie des Idols sein soll, das in dem unterirdischen Raum unter dem Feuerplatz in dem Tempel von Toapuli sich befinden soll, und das ihm ein befreundeter Mann von Santa Catarina anfertigte, nebst einer Zeichnung der Steinscheibe *(tûpali)*, auf der das Idol stehen soll. Das letztere zeigt auf der Oberseite in schwarzen Linien das Bild eines Adlers und darüber, klein, das Bild eines Hirsches; auf der Unterseite in rothen Linien eine Strahlensonne. Auf der Oberseite sind außerdem, nahe dem unteren Rande, 18 schwarze Punkte und, ein Stück davon entfernt von diesen, nahe dem oberen Rande, ein neunzehnter Punkt zu sehen. Es wäre nicht unmöglich, dass damit die 18×20 Tage und die 5 überflüssigen Tage, die zusammen das Jahr ausmachen, ausgedrückt sein sollen. Der Rand der Ober- und der Unterseite ist mit Kerben versehen, und auf dem schmalen Cylindermantel ist in Roth eine Zickzacklinie angegeben, die, nach der Interpretation, die Lumholtz erhielt, die Zickzacklinie der am Horizont aufragenden Bergspitzen wiedergeben soll.

Andere Steinscheiben des Feuergottes zeigen auf der Oberseite ein Kreuz von Perlschnüren und vier im Kreuz gestellte Augen, — ein Sinnbild der vier Himmelsrichtungen oder der vier Sonnen, in deren Mitte das Feuer sich befindet —; auf der Unterseite: Hirsch, Adler, Habicht, ein Bild des Erdrunds und angeblich das eines Melonencactus (vgl. Abb. 105). — Andere zeigen den Hirsch des Nordens und Südens, und wiederum andere allerhand Thiere, die dem Feuergott geweiht sind: Arara, Adler, Habichte, Blauracke (mulato real?), Jaguar, Hirsche und die giftige Eidechse Heloderma horridum.

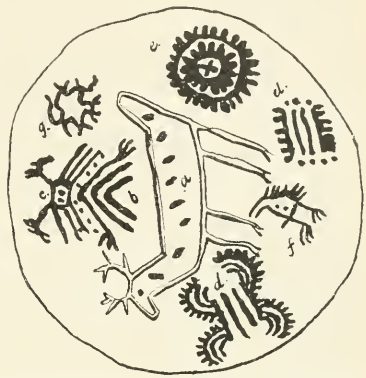


Abb. 105. Unterseite der Steinscheibe des Feuergottes im Tempel von Pochotita. (Lumholtz, Symbolism, 32.) *a*. Hirsch; — *b*. Adler (en face, daher doppelköpfig); — *c*. Herz des Adlers (en face, daher doppelt); — *d*. Adlerfedern; — *e*. Bild der Erde; — *f*. Falke; — *g*. *huisnaga*, Melonencactus (?).

Eine sonderbare Gestalt ist der Gott, den Lumholtz an zweiter Stelle anführt, *Tatotsi Mára Kwári* »Unser Urgroßvater Hirschschwanz«. Lumholtz nennt ihn den zweiten Feuergott und den Haupthirschgott, und er gibt an, dass er von den Huichol als der ältere betrachtet werde. *Ta-totsi* »unser Urgroßvater« sei der Funke, der aus dem Feuerstein springe, und *Ta-tʻvali* »unser Großvater« das Feuer, das mit Holz genährt werde. Man wird sich erinnern, dass der amerikanische Hirsch einen schwarzen Schwanz hat, und dass diese Schwarzschwänzigkeit auch in den Sagen anderer indianischer Stämme, z. B. des Nordwestens, als verbrannte Stelle betrachtet wird. Ich habe den Eindruck, dass in diesem Gott eine ältere oder vielleicht local verschiedene Form des Feuergottes vorliegt. Er hat seinen Tempel bei San Sebastian im südöstlichen Theil des Huichol-Gebietes.

Er gilt insbesondere als der Gott des die Ceremonien leitenden Priesters, des »singing shaman« und wird daher von den Leuten angerufen, die Kürbisse aussäen, aus denen die Tabakkalabassen gemacht werden sollen. Denn die Tabakkalabasse *yúkwai* ist bei den Huichol, genau ebenso wie bei den alten Mexikanern die Tabakkalabasse *(ye-tecomatl)* oder das Tabaktäschchen *(ye-quachtli)*, das nothwendige und Hauptausrüstungsstück der Priester.

Außerdem wird er in besondere Beziehung zum Peyote gesetzt, und sein Idol trägt auch die gelbe Gesichtsbemalung der Peyote-Sucher und auf der Brust als sein »Gesicht«

(*Tatutsi nealikaiya*) eine gelbe Bemalung, die, der Interpretation nach, die Peyote-Pflanze selbst darstellen soll.

Der weißschwänzige Falke (Buteo albicaudatus) ist ihm geweiht, und dieser Vogel ist deshalb auch auf seiner Steinscheibe (*tépali*) dargestellt.

Von hervorragender Bedeutung im Leben der Huichol ist ferner der Sonnengott, den die Huichol *Ta-yaú* oder *T-aú* »unser Vater« nennen, entsprechend der Cora-Bezeichnung *Ta-yao-pa* und dem mexikanischen *Totá*. Die Mexikaner freilich wandten den Namen *Totá* insbesondere auf den Feuergott an. Doch wird gelegentlich von ihnen auch der Sonnengott so genannt: — *in tonan, in tota, in tlaltecutli, tonatiuh,* »unsere Mutter, unser Vater, der Herr der Erde, die Sonne«.[1] Ein anderes Huichol-Wort für den Sonnengott ist *Ta-vêrica*, das heißt jedenfalls »unser Adler«, denn *vêrica* ist zweifellos dasselbe Wort wie *vêlica* »Königsadler«.

Über die Geburt der Sonne hörte Lumholtz eine Sage, die auffällig an die von Sahagun uns überlieferte mexikanische Erzählung erinnert. Die Huichol erzählen, dass die Priester und Zauberer der alten Zeit die Sonne machten, indem sie den jungen Sohn der Maisgöttin, — oder, nach Anderen, den jungen Sohn der Adlerjungfrau, einer Göttin, die, wie wir sehen werden, die fünfte (sechste) Himmelsrichtung, den gestirnten Himmel, bezeichnet — in vollem (priesterlichen) Putz, mit Sandalen, Umhängetasche (für Räucherwerke?) und Tabakkalabasse ausgerüstet, und Pfeil und Bogen in der Hand haltend, ins Feuer warfen (— oder genauer, in einen Ofen, d. h. in ein Erdloch, in welchem die Huichol mittelst glühender Steine Fleisch und anderes zu braten pflegen). Von diesem Ofenloch aus wanderte der Knabe unter der Erde weiter und stieg dann im Osten als Sonne empor.

Ein weitberühmtes Heiligthum des Sonnengottes befindet sich in San José, nordwestlich von San Andrés Coamiata, im nordwestlichen Theile des Huichol-Landes nahe dem westlichen Rande dieser Mesa. Daher gilt das ganze Gebiet von San Andrés Coamiata als unter der Herrschaft der Sonne stehend, die Leute von San Andrés Coamiata als »Sonnenleute«. Es ist das indes vielleicht erst eine spätere Übertragung. Die Leute von San Andrés Coamiata sind eines Stammes mit denen von Guadalupe Ocotan, das im Süden des Huichol-Landes, südlich von San Sebastian, liegt.

Der Sonne geweihte Thiere sind vor allem der Truthahn und das Kaninchen, der Jaguar, der rothschwänzige Falke (Buteo borealis), die Wachtel, der (eine rothe Federhaube tragende) Riesenspecht und die drei Vögel: Schwalbe, der rothbrüstige Singvogel *tankúkoy* und der Cardinalfink. Endlich das graue Eichhörnchen, das »der Gefährte der Sonne« genannt wird, denn es vertheidigte den Sonnengott am Tage seiner Geburt gegen die vielen Thiergötter, die ihm feindlich waren. In dem ebenfalls im Süden des Huichol-Gebietes gelegenen Ratontita flicht man Thierfiguren aus Blattstreifen der Sotol genannten Agave, darunter den Truthahn und das Kaninchen, die Thiere des Sonnengottes. Im Monat Mai — das ist die Zeit, wo die Sonne auf ihrer nach Norden gerichteten Wanderung über dem Huichol-Lande im Zenith zu stehen kommt —, opfern die Huichol ihr einen Truthahn. Das entspricht dem mexikanischen *Toxcatl*-Feste, an welchem im alten Mexico das Abbild *Tezcatlipocas* geopfert wurde. Und es ist wiederum ein merkwürdiges Zusammentreffen, dass bei den alten Mexikanern der Truthahn als Abbild *Tezcatlipocas* galt.

Als Abbild der Sonne wird in dem der Sonne geweihten Tempel an der heiligen Stätte in der Schlucht von Tèakáta bei Santa Catarina ein kugelförmiger rother Stein verehrt.

Die Steinscheibe *tépali* der Sonne, von der Lumholtz auf Tafel II eine farbige Abbildung gibt, zeigt auf der Oberseite das Bild der Sonne mit ihren Strahlen, die als

[1] Sahagun, Buch 3, cap. 4.

die Pfeile der Sonne erklärt werden. Punktierte Strahlen dazwischen deutet der Gewährsmann Lumholtz' als Maiskörner. An dem äußeren Rande dieser Strahlen sieht man an einer Stelle ein rothes Kreuz, das der Gewährsmann als *tomini* »Geld« erklärt, von dem er aber gleichzeitig angibt, dass es die aufgehende Sonne bedeute. Es ist deshalb wohl natürlicher, sich dieses Kreuz als Bild des Morgensterns vorzustellen. Diese Strahlensonne wird von einem rothen Ring umgeben, an dessen innerer Seite rothe Dreiecke vorspringen, während auf der äußeren ihm schwarze, mit rothen und gelben Punkten überzogene Dreiecke aufsitzen. Diese letzteren werden als mit Mais bepflanzte Hügel erklärt. So dürfte der ganze rothe Ring vielleicht die Erde vorstellen sollen. Gelbe Kreuze, die im Innern dieser Dreiecke angegeben sind, werden von dem Gewährsmanne wiederum als »Geld« gedeutet. Außerhalb dieser Zone endlich bildet den äußeren Rand ein mit dunkler Farbe gemalter und weiße runde Flecke einschließender Ring, der als *tahêima* »Himmel« erklärt wird. Seiner Innenseite aufsitzende rothe und blaue Dreiecke sollen Wolken bedeuten. Kreisrunde weiße Flecke auf schwarzem Grunde bezeichneten auch die alten Mexikaner als Sternzeichnung *(cicitlallo)*, beziehungsweise als Bild des Sternhimmels oder Nachthimmels.

Eine noch complicirtere Bemalung zeigt die Unterseite dieser Steinscheibe. Man sieht fünf durch die Arme eines Kreuzes verbundene Strahlenscheiben, die die fünf »Gesichter« der Sonne, d. h. die Sonne in den fünf Himmelsrichtungen, in der Mitte, im Osten, Norden, Westen, Süden, darstellen sollen. An einer Seite, und zwar in SW., ist ein rother Stern, der diesmal ausdrücklich als *Tonoami* »der Sänger«, d. h. der Morgen- und Abendstern erklärt wird, der aber hier auf der Unterseite der Scheibe, und da er in SW. angegeben ist, wohl den Abendstern bezeichnen soll. Zwei rothe Kreuze in NO. oder NW. wurden wiederum als Geld gedeutet, bezeichnen aber vielleicht auch Sterne. Außerdem sieht man auf dieser Seite allerhand Thiere, die der Sonne geweiht sind, den männlichen und weiblichen rothschwänzigen Falken, den männlichen und weiblichen Scorpion, die Schwalbe, den rothbrüstigen Singvogel *taukúkoy* und den Cardinalfink. Endlich rothe und blaue Linien, die Blitz und Regen bedeuten sollen und, mit bunter Farbe gemalt, die Schlange *Taté Ipou*, das ist, wie an einer anderen Stelle erklärt wird, die doppelköpfige Schlange, die die Erde umgibt, und zwischen deren beiden Köpfen die Sonne hindurchgehen muss, wenn sie untergeht. Auch das weist darauf hin, dass auf der Oberseite dieser Scheibe die aufgehende, auf der Unterseite die untergehende Sonne dargestellt sein soll. Den äußeren Rand bildet auf der Unterseite, wie auf der Oberseite, der mit dunkler Farbe gemalte und kreisrunde Flecke einschließende Ring, der den Himmel (eigentlich den Sternhimmel) bezeichnen soll.

Über die, *nealíka* »Gesicht« genannten, aus Bambusstäben und bunter Wolle in farbigen Mustern gewebten Scheiben, die hauptsächlich der Sonne gewidmet werden und die wahrscheinlich als Abbilder der Sonne gedacht sind, habe ich oben schon gesprochen. Ich bemerke hier nur noch, dass die Muster zum Theil in weiter nichts als in farbigen Ringen, farbigen Strahlen oder Wirbelarmen bestehen, zum Theil in allerhand Figuren von Thieren und anderen Dingen, die zu der Sonne in Beziehung stehend gedacht sind.

Mit der Sonne bringt Lumholtz eine vierte Gottheit in unmittelbare Verbindung, die die Huichol *Sakaimóka* oder *Tayau Sakaimóka* »unser Vater S.« nennen, die von ihnen als »der Begleiter der Sonne« bezeichnet werde, und die Lumholtz seinerseits als die untergehende Sonne erklärt. *Sakaimóka* oder *Sakaimóta* ist der Name, den die Huichol der *Sierra del Nayarit*, der *Mesa del Tonati* der Chronisten, beilegen. Und auf dieser Mesa, oberhalb des von Cora-Indianern bewohnten Dorfes, das noch heute den Namen Sierra del Nayarit oder Mesa del Tonati führt, steht das Idol dieses Gottes, mit dem

Gesicht nach Mexico, d. h. nach der Tierra Caliente, nach Westen, gekehrt. Denselben Namen *Sakaimóka* trägt auch eine dort gelegene Höhle, wo die Cora und die Huichol Votivpfeile und andere Opfergaben niederlegen.

Es ist demnach der alte Hauptgott der Cora, der von den Huichol unter dem Namen *Sakaimóka* verehrt wird. Als eigentlicher Name würde ihm der Name *Nayarit* zukommen. Was für besondere Vorstellungen die Cora mit diesem Gotte verknüpfen, ist nach den spärlichen Nachrichten, die wir über die Cora haben, schwer zu entscheiden. Der Name *Tonatí*, den die Chronisten anwenden, ist das mexikanische Wort für Sonne. Nach dem P. Alegre[1], dessen Nachrichten aus einer Zeit stammen, wo man die engste Fühlung mit den Cora hatte, hätten diese Indianer drei Gottheiten verehrt: — *Tayaopa, Taté* und *Cuanamoa*. *Tayaopa* heißt »unser Vater« und war der Cora-Name für den Sonnengott. *Taté* ist, wie das entsprechende Huichol-Wort, mit »unsere Mutter« zu übersetzen, und bezeichnet ohne Zweifel eine Göttin der Erde, des Wassers und der Feldfrüchte. *Cuanamoa* möchte ich *Cuainamoa* oder *Cuainame* lesen und mit »der Weiße« übersetzen. Ich komme auf das Wort weiterhin noch einmal zu sprechen. In einem anderen älteren Bericht, dem des Kaziken von Acaponeta, D. Francisco Pantecatl, den der Pater Tello uns erhalten hat[2], wird gesagt, dass die Stämme dieser Gegend als Hauptgott einen Gott in der Gestalt eines Kindes *Teopiltzintli* verehrt hätten, dass sie außerdem die Vorstellung von einem obersten Himmels- und Schöpfergott gehabt hätten, sowie von einer ewig jungen Himmelsjungfrau, von der alle Menschen Fleisch (= *tonaca* »Lebensmittel«?) bekommen hätten, und endlich dass ein weiser Indianer, Namens *Cuanemeti* ihnen den Gott *Teopiltzintli* kennen gelehrt hätte. Derselbe *Cuanemeti* wird weiterhin als ein Orakelgott bezeichnet, aber wunderbarer Weise als Führer der durchziehenden Mexikaner hingestellt. Ein dritter Bericht endlich, der auf denselben Kaziken Pantecatl zurückgehen soll, der aber nur noch in der Wiedergabe in dem Geschichtswerk des Lic. De la Mota Padilla uns erhalten ist[3], erzählt, dass die Stämme von Nueva Galicia ganz allgemein drei Idole verehrt hätten, alle drei in menschlicher Gestalt, deren Namen *Teopiltzintli*, *Heri* und *Nayarit* gewesen wären. Der Erste hätte die Gestalt eines Kindes gehabt, und man hätte ihn für den Gott der Stürme (dios de sus temporales) angesehen. Der zweite *(Heri)* sei der Gott der (geheimen) Wissenschaften (also der Orakelgott) gewesen, den sie bei der Entscheidung ihrer Angelegenheiten um Rath gefragt hätten, der dritte endlich, *Nayarit*, hätte Pfeil und Bogen in der Hand gehabt und sei der Gott ihrer Schlachten gewesen.

Es ist nach diesen verschiedenen Angaben wirklich schwer, sich ein Bild davon zu machen, was die Cora etwa unter ihrem Gott *Nayarit* sich vorgestellt haben. Verehrt wurde auf der Mesa del Nayarit, wie schon die Chronik des P. Tello uns erzählt[4], die Mumie eines alten Häuptlings. Und auf einem Stein vor dem Tempel sollen, nach demselben Bericht, in jedem Monat fünf Jungfrauen geopfert worden sein. Ich habe oben schon erwähnt, dass die erobernden Spanier in dem Heiligthum auf der Mesa del Tonati in der That die reichgeschmückte Mumie eines Indianers, nebst zwei anderen Mumien, vorfanden, und dass die erstere, nebst einem mit dem Bilde der Sonne geschmückten Opferblutgefäß, das demselben Tempel entnommen wurde, von dem Vicekönig nach Mexico geschickt und dort feierlich verbrannt wurde.

[1] Historia de la Compañia de Jesús, Lib. 10.
[2] Segundo libro de la Crónica Miscelanea de Jalisco, cap. 3.
[3] Historia de la Conquista de la Nueva Galicia cap. 1.
[4] a. a. O., cap. 8.

Wie es nun aber auch mit dem alten *Nayarit* sich verhalten haben mag, was die Huichol von heute sich unter dem Gotte der Sierra del Nayarit, ihrem *Sakaimúka*, sich vorstellen, scheint einfach auf einen Gott des Berges, den Wolkensammler, eine Art Regen-, Sturm- und Gewittergott, vergleichbar dem mexikanischen *Tlaloc*, hinauszugehen. Das wird meiner Ansicht nach durch die Steinscheibe *(tépali)*, die diesem Gotte gewidmet ist, deren Ober- und Unterseite Lumholtz in farbiger Wiedergabe auf der Tafel II seiner Mittheilung bringt, klar bewiesen. Denn auf dem Rand dieser Scheibe ist der Gott *Sakaimúka* selbst als blaue Schlange, mit blauen und rothen Federn auf dem Kopf dargestellt, und der Gewährsmann, der Lumholtz diese Figuren deutete, berichtet dazu, dass in früherer Zeit dieser Gott der »Pfeil der Sonne« gewesen sei. Federn von Wasservögeln, Schwimmkäfer und Trinkschalen sind auf der Oberseite dieser Scheibe; Erd-, Wasser- und Himmelsschlange, Mais, Bohnen und Kürbisranke auf der Unterseite derselben dargestellt. Und Trinkschalen, Jicaras, wurden nach demselben Gewährsmann diesem Gotte dargebracht. Ich halte demnach die Lumholtz'sche Bezeichnung »the setting Sun« für diesen Gott für durchaus irrthümlich und meine, dass die Indianer dem Reisenden diesen Gott nur als den im Westen des Huichol-Gebietes wohnenden Gott, aber nicht als den Gott des Westens, nicht als den die untergehende Sonne verkörpernden Gott bezeichnen wollten.

Eine nicht minder interessante Gestalt ist der fünfte Gott, für den die Namen *Tamáts Pálike Tamoyéke* gegeben werden, der aber auch vielfach schlechtweg *Tamáts* genannt wird. Dieser erste und Hauptname bedeutet, nach Lumholtz, »unser älterer Bruder«. Den zweiten Namen erklärt der Autor in seinen beiden Mittheilungen verschieden. In der früheren übersetzt er *Pálike* mit »walking at day break«, in der späteren mit »big peyote«. Für den vollen Namen *Tamoyéke* gibt er die Bedeutung »every where«. Der verschiedenen Deutung des zweiten Namens entsprechend erklärt Lumholtz einmal diesen Gott als »Gott der Morgenröthe«, das andere mal — man weiß eigentlich nicht recht, auf Grund welcher Thatsachen — als Wind- oder Luftgott. An beiden Stellen indes wird als für den Gott kennzeichnend angegeben, dass er die Gestalt eines Hirsches annimmt und dass er der Gott des Peyote sei, beziehungsweise dass der Peyote in Gestalt eines Kreuzes auf seinem Gesicht, seinen Händen, seinen Füßen wachse.

Ich möchte die frühere Deutung Lumholtz' für die richtigere ansehen, denn das Huichol-Wort *Tamáts* ist augenscheinlich dasselbe wie das Cora *Tabatzí*, und letzteres bezeichnet den Morgenstern. Der P. Ortega bemerkt dazu, dass man diesen Stern so genannt habe, weil man ihn für den Sohn der Sonne gehalten habe, denn die Sonne selbst habe man *Tayaohpa* »unser Vater« genannt. Aus dieser Bemerkung geht klar hervor, dass der Pater das Wort *Tabatzí* genau so übersetzt, wie Lumholtz das Huichol-Wort *Tamáts*, nämlich mit »unser älterer Bruder«. In der That wird verschiedenes von dem, was Lumholtz über den Gott *Tamáts Pálike Tamoyéke* angibt, ohne weiteres verständlich, wenn man weiß, dass dieser Gott eigentlich den Morgenstern bezeichnet, z. B. dass er im Osten wohnt, dass er der »Bote der Götter« genannt wird, der die an die Götter gerichteten Lieder und Gesänge zunächst in Empfang nimmt, und dass ihm der Haushahn geweiht ist. Der Haushahn nämlich, so hörte Lumholtz, verfolgt den Lauf der Sonne und wisse immer, wo die Sonne sei. Und jedesmal, wenn er krähe, zeige er *Tamáts* den Stand der Sonne an. Haushähne werden diesem Gotte auch öfters geopfert. Für den Morgenstern gibt Lumholtz den besonderen Namen *Tonoámi*, der »Sänger«, und erzählt von ihm, dass es ein Schamane, d. h. ein Priester, sei, der fortwährend singe, und dass er der Wächter der Sonne sei. Der Sänger, der singende Schamane, das ist

der die Ceremonie leitende Priester. Auch dies passt wieder auf *Tamáts*. Denn von ihm heißt es, dass die Häuptlinge in der alten Zeit ihn baten, den Tag über, wo sie zur Jagd auszogen, zu singen. Als Priester trägt *Tamáts* denn auch gleich *Tatotsi Máxa Kwáxi* die Tabakkalabasse, das Abzeichen priesterlichen Standes oder priesterlicher Function. Auch das Wort *Pálike*, den zweiten Namen dieses Gottes, möchte ich mit Lumholtz in seiner ersten Mittheilung auf den Morgen beziehen. Es ist ja natürlich immer sehr gewagt, in einer Sprache, von der man so wenig Material hat, Etymologien zu versuchen. Aber ich glaube doch, dass man das Cora-Wort *parez-t* »Knabe« zur Deutung wird heranziehen können. Lumholtz erklärt in seiner zweiten Mittheilung das Wort *Pálike* oder *pali, wapali* als großer Peyote. In der That heißt *Paliatsia* das Land, wo der Peyote wächst. Aber vielleicht doch nur deshalb, weil dieses Land, die Hochsteppen in der Nähe von San Luis Potosí, für die Huichol das im Morgen gelegene Land, das Land des Morgensterns ist. In der That berichtet Lumholtz, dass man für *Tonoámi*, den Sänger, den Morgenstern, Votivpfeile einerseits in dem Land des Peyote, andererseits in der See niedergelegt habe, d. h. im Osten und im Westen, welche beide Himmelsrichtungen diesem Gestirn, welches ja gleichzeitig der Abendstern ist, zukommen. Die besondere Beziehung zum Peyote, die *Tamáts* nachgesagt wird, erklärt sich aus diesem Sachverhalt, oder vielleicht — wie bei *Tatotsi Máxa Kwáxi* — einfach aus seiner priesterlichen Natur. Wenn endlich *Tamáts* als der besondere Gott der Jäger bezeichnet wird und geradezu in Hirschgestalt erscheint, so scheint es, dass wir hier eine Entwicklung von Vorstellungen vor uns haben, ganz gleich derjenigen, die auch *Tlauizcalpan tecutli*, die Gottheit des Morgensterns der alten Mexikaner, in enge Verbindung mit *Mixcouatl-Camaxtli*, dem Jagdgotte der Mexikaner, und mit den Göttern des Krieges gebracht hat.

Von dem Morgenstern — so erzählten die Huichol Lumholtz — erhalten sie die Kraft, Regen zu machen. Von ihm lernen sie zaubern. Von ihm bekommen sie, wie Lumholtz das wiedergibt, ihre Wissenschaft (the star from which they gain knowledge). Und natürlich, er ist ja der Sänger, d. h. der Priester, der Schamane, der Zauberer. So erscheint denn auch *Tamáts*, der sicher in dieser Beziehung, wie in allen anderen, mit dem Morgenstern sich deckt, in den Sagen überall als der Wissende, der Erfinder, der Culturheros, eine auffällige Parallele zu dem mexikanischen Priestergott, dem Windgott *Quetzalcouatl*. *Tamáts* hat zuerst gelehrt, die Pfeile aus Bambus zu machen, er hat zuerst Sitze und Stühle für die Götter gemacht, und er ist auch derjenige, der von den Frauen für alle Arbeiten, die eine gewisse Kunstfertigkeit verlangen, wie Weben, Sticken und dergleichen, angerufen wird.

In diesen Culturarbeiten hat *Tamáts* übrigens einen Genossen, der auch *Tamáts Kauyumali* »unser älterer Bruder«, aber *Tamáts Kauyumali* »unser älterer Bruder K.«, oder auch *Tcrali Kauyumali* »Großvater K.« genannt wird, der Sohn der *Naaliwámi*, der Göttin des Ostens. Er ist, nach Lumholtz, der Zauberer und der eigentlich schaffende Gott, der Erfinder und der Lehrer der Vorfahren der Huichol. Aber er repräsentiert gewissermaßen eine ältere Cultur. Er ist der Erfinder der Pfeile, aber nur einer älteren, wenig brauchbaren Art von Pfeilen. Er steigt, in Gestalt eines Hirsches, in die Unterwelt hinab, wird dort erschossen, aber von *Tamáts Pálike Tamoyeke* wieder lebendig gemacht.

Lumholtz veröffentlicht die Zeichnung eines Idols, das die Copie des Idols des Gottes *Tamáts Pálike Tamoyeke* sein soll, das in Pochotita, im Norden von Santa Catarina sich befindet. Es ist schwarz gemalt, das rechte Bein aber zur Hälfte roth, das linke zur Hälfte gelb, und rothe und gelbe Streifen sind auch im Gesicht und auf den Armen angebracht. Auf der Brust ist in gelber und rother Farbe das Bild des Falken *piwámi*, auf der linken Schulter vorn in Roth das Bild einer Eule, auf dem Rücken, ebenfalls in

rother Farbe, das Bild des Habichts *šulíkwai* zu sehen. Und unter den Armen trägt er, wie *Tatotsi Mára Kwári*, auf jeder Seite eine Tabakkalabasse *(yákwai)*, das Abzeichen priesterlicher Function.

In einem anderen Tempel bei Guayavas, ebenfalls im Norden von Santa Catarina, aber auf der Westseite des Flusses gelegen, wird der Gott durch einen in Lumpen gewickelten grünen Stein repräsentiert.

Die Gegenstände, die ihm geopfert werden, haben meist Bezug auf Jagd und Fang von Thieren. Auf aus Bambusstäben und Fäden gewebten Matten sieht man in rother Farbe das Bild eines Hirsches und einer Hirschschlinge dargestellt. Pfeile, die ihm dargebracht werden, zeigen in einem Viereck von Pfeilschaftstücken eine Hirschschlinge, und Diminutivbogen und eine Schnur, wie sie für Anfertigung von Hirschschlingen dient, sind an den Schaft gebunden. Als sein »Gesicht« *(nealíka)* wird ein Dreieck aus drei Bambusrohrstücken bezeichnet, die nach Art des (die Seele des Pfeiles darstellenden) hinteren, befiederten Pfeilschaftendes bemalt sind.

Unter den weiblichen Gottheiten, die bei den Huichol in Verehrung stehen, ist an erster Stelle *Takútsi Nákawé* »unsere Großmutter *Nákawé*« zu nennen. Lumholtz erklärt *Nákawé* mit »Wachsthum«. Ich kann nicht recht beurtheilen, ob er das als Übersetzung gibt, oder ob er das nur als Bezeichnung der Natur der Gottheit gelten lassen will. Es ist die alte Göttin der Erde, die Mutter der Götter, die tief im Innern der Erde lebt und die Pflanzen, die Bäume, die Sträucher und alle Lebensmittel, Mais, Bohnen, Kürbisse aus ihrem Schoße emporwachsen lässt. Die alten Pflanzen, der Bambus, der »die älteste Pflanze der Erde« ist, der Feigenbaum *piní* und der weiße Haare tragende Pochote (= Bombax sp.) sind dieser Göttin geweiht. Und ebenso die alten Thiere, die Erdthiere, das Armadill, das Peccary (mit dem faltigen Gesicht) und der Bär. Wie zu dem alten Gott, dem Feuergotte, beten auch zu ihr, der alten Göttin, die Huichol um langes Leben.

In einer Schlucht bei Santa Catarina befindet sich ihr Haus, eine Höhle, und ein Wasserpfuhl, in dem jeder Huichol einmal im Jahre baden muss. Dort steht auch ein Idol von ihr, ziemlich roh, aus dem Holze des Feigenbaumes *piní* geschnitzt, der Kopf mit weißen Haaren aus Pitahaya-Faser bedeckt. Der Leib weiß, mit schwarzen, rothen und gelben Punkten, die den schwarzen, rothen und gelben Mais bezeichnen sollen. Das Gesicht zeigt auf der einen Hälfte die Zeichnung eines Maisfeldes, auf der anderen die eines Maiskolben (?) und einer Bohnenranke. Eine Enagua aus einem Gewebe von Ixtle-Faser, mit rothen und schwarzen Längsstreifen und verschiedene *quechquemítl* übereinander, das untere aus einem schwarz und weiß gemusterten Wollgewebe, das obere aus Ixtle-Gewebe, mit Längsreihen schwarzer und weißer Pochote-Wollflocken, bilden ihre Kleidung. Das merkwürdigste aber sind vier Stäbe aus Bambus, von denen zwei ihr in die beiden Hände gegeben sind, und zwei andere in ihr Gewand, in den Brusttheil und den Rückentheil, eingesteckt sind. Die ersteren zwei sind aus den unteren Enden eines Bambusrohres in der Weise hergestellt, dass das Wurzelende mit seinen Verzweigungen zu einer Art Thierkopf mit Ohr und Schnauze umgestaltet ist. Die beiden anderen Stäbe laufen an beiden Enden spitz zu. Alle vier sind bunt, aber in verschiedener Weise bemalt, und sind jeder mit dem Namen einer bestimmten Schlange benannt. Sie sollen zu zwei und zwei den Himmelsrichtungen, dem Osten und Westen, beziehungsweise dem Norden und Süden, entsprechen (Abb. 106). Ähnliche aus den Wurzelenden eines Bambus geschnitzte, an dem einen Ende zu der Andeutung eines Thierkopfes umgestaltete Stäbe (Abb. 107) werden dieser Göttin und einer anderen verwandten Gestalt, der *Taté Tulírikita* »Unsere Mutter, das Haus der Kleinen«, die als die Göttin der

Geburten gilt, auch als Opfergaben gebracht. Sie erinnern in auffallender Weise an gewisse, mit einem Thierkopf am oberen Ende versehene Stäbe, die man in dem mexikanischen Codex Borbonicus bei den beiden alten Leuten *Oxomoco* und *Cipactonal*, den ersten Zauberern, Medicinleuten und Wahrsagern, den Erfindern des Kalenders (vgl. Abb. 108), abgebildet sieht.

Das oben beschriebene Idol der alten Huichol-Göttermutter steht auf einer Scheibe (*têpali*), die etwas ungleich gearbeitet ist, und deren Unterseite auch etwas kleiner ist, so dass die ganze Scheibe eine etwas konische Gestalt erhält. Auf dem Kegelmantel sieht man eine rothe Zickzacklinie, mit von den Winkeln derselben ausgehenden verzweigten Gebilden. Die Zickzacklinie soll eine Bohnenranke, die verzweigten Gebilde die Blüten der Bohne darstellen. Die Oberseite der Scheibe zeigt, ebenfalls in Roth, eine Anzahl

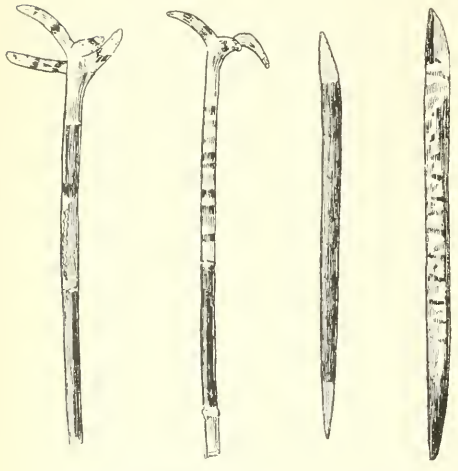


Abb. 106. *Nākawê kwalelê*, die vier, den vier Himmelsrichtungen entsprechenden, aus Bambus geschnitzten Schlangenstäbe der alten Göttermutter. (Lumholtz, Symbolism, 44.)

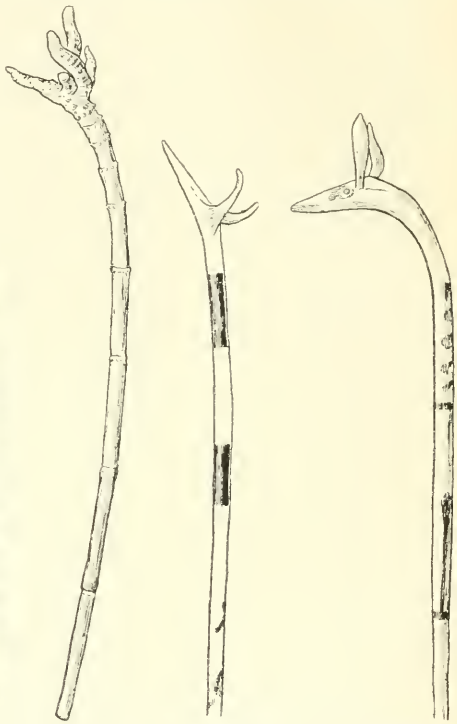


Abb. 107. *Nākawê kwalelê*, aus dem Wurzelende von Bambusrohren geschnitzte Schlangenstäbe der alten Göttermutter. (Lumholtz, Symbolism, 51.)

verschiedener Figuren. Ein Kreuz und ein Zackenring in der Mitte werden als Auge und Maisfeld gedeutet. Außerhalb derselben sieht man rechts eine menschliche Gestalt, die als »singender Schamane« bezeichnet wird. Davor drei Sterne. Sodann einen jungen Hirsch, eine Kuh, einen Truthahn, eine Kürbisranke (?) und einen Arara. Das Ganze wird umgeben von zwei Zickzacklinien, die wieder Bohnenranken darstellen sollen. Die Unterseite der Scheibe zeigt zwei Schlangen; in der Mitte, in Gelb und Roth, eine Federschlange; außen, in blauer Farbe gemalt, eine Schlange ohne Federn, die als »fliegende Schlange« (Wolke?) erklärt wird. — Lumholtz deutet die ganze Scheibe als ein Gebet um Regen und gedeihliche Ernten, ein Gebet, das durch die Thätigkeit des Schamanen und das Opfer eines Hirsches und einer Kuh unterstützt werde.

Vor dem Idol steht eine Trinkschale *(rukuli)*, die einen gezackten Rand hat und auf der Innenseite, ähnlich wie die Oberseite der oben beschriebenen Scheibe, in der Mitte mit einem Auge und einem Ring, und darum mit Figuren singender Schamanen, Hirschen, Kühen, Vögeln bemalt ist, während die Außenseite Radialstreifen in rother, blauer und gelber Farbe aufweist, die eine der Göttin geweihte Liane, deren Frucht essbar ist, darstellen sollen.

Endlich ist noch rechts und links von dem Idol je ein mit allerhand Flecken von Pochote und anderem Material versehenes Geflecht aus zerspaltenem Bambusrohr zu sehen, die als das nördliche und südliche Bett *(ituli)* der alten Göttermutter erklärt werden.

Da *Takútsi Nākawé* die alte Göttin der Erde ist, so gehören ihr auch allerhand Materialien, die aus der Erde stammen, z. B. die Malfarben, die ja fast ausschließlich verschieden gefärbte Erden sind. Lumholtz führt noch eine besondere »Earth Mother« an, die *Taté Yulianaka*, die die Herrin der verschiedenen Arten irdenen Geschirrs sei, da diese aus Erde gemacht werden. Diese Göttin dürfte aber mit der alten Göttermutter identisch sein.

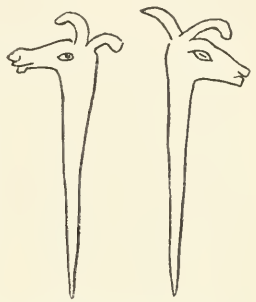


Abb. 168. Stabe der beiden alten Medicinleute und Zauberer *Oxomoco* und *Cipactonal*. (Codex Borbonicus, 21.)

Nur die alte Göttermutter wird *Takútsi* »unsere Großmutter« genannt. Alle anderen weiblichen Gottheiten führen die Bezeichnung *Taté* »unsere Mutter«. Ich nenne zunächst *Taté Oteganáka*, oder vollständiger *Taté Ikú Oteganáka*, die, wie der letzte Name besagt, die besondere Gottheit der Maisfrucht *(ikú)* ist. Im Gegensatz zur alten Göttermutter wird diese Göttermutter als junge Frau gedacht, gleich der mexikanischen *Cinteotl*. Sie ist im Osten, der Region der aufgehenden Sonne, zu Hause, und Opfer werden ihr am Morgen gebracht. Außer der Maisfrucht gehören ihr noch Kürbisse, Bohnen und das Kleinvieh (Schafe). Ferner all die Blüten und die Thiere, die im Sommer, in der Regenzeit in der Zeit des Maiswachsthums erscheinen: — Schmetterlinge, die *watóra* genannten Insecten, und die rothen Zacken *taté mútoli* (oder *taté maútuli* im Huichol, *muatet* im Cora genannt), sowie die gelben Blumen *póali*. Letzteres sind wohl die *cempoualxochitl* der Mexikaner, die Tagetes-Arten und Verwandte, die im Sommer blühen, das typische Unkraut der mexikanischen Äcker.

Ein Steinbild, das Lumholtz abbildet, stellt diese Göttin mit nacktem Oberkörper dar, die untere Hälfte des Leibes mit gefelderter Enagua bedeckt — die alte Frauentracht bei diesen Stämmen. Auf den Backen sind zwei sternförmige Figuren angegeben, die als *nealika* »Gesicht« (d. h. Spiegel, Wasserspiegel?) bezeichnet werden. Am Hals und auf der Brust sind ein Schmetterling und das Insect *watóra*, auf der Enagua eine Kuh, auf dem Nacken eine eingerollte Federschlange in rother Farbe gemalt.

Die Scheibe *(tēpali)* der Maisgöttin zeigt auf der Oberseite allerhand Symbole, die sich auf die Regenzeit beziehen: — in der Mitte einen rothen Zackenring, der als Quelle oder Wasserpfuhl (d. h. Ursprungsstelle der Regenwolken) bezeichnet wird. Darum ein schwarzer Ring, von dem schwarze Pfeilspitzen nach innen vorspringen; das sollen die Regenschlangen, d. h. die Wolken sein, die bereit sind, als Regen niederzufallen. Außerhalb dieses Ringes eine Anzahl Regenschlangen »noch in ihren Wasserpfühlen«. Darum eine blaue Zickzacklinie, die Schlange *Hakwíaka*. Rothe Pfeilspitzen in den inneren Winkeln dieser Zickzacklinie sollen Blitze bedeuten. Das Ganze wird umgeben von einer schwarzen Schlange, das soll *Taté Oteganáka* selber sein. Nach außen davon sind in

gelber Farbe Symbole von Trinkschalen *(rukuli)* und Hakenkreuze angegeben, während vorne zwischen dem Kopf und dem Schwanzende der schwarzen Schlange ein breiter grüner Strom, mit schwarzen und rothen geschlängelten Linien erfüllt, nach unten fällt. Das soll die blitzschwangere Gewitterwolke sein. Auf der Unterseite sieht man in der Mitte einen schwarz und weiß gefleckten Fisch *(mūri yūci)*, der sprachlich mit dem jungen Maiskolben *(ikuri)* identificiert zu werden scheint. Daneben, in rother Farbe, einen Scorpion (ein Bild des Sternbildes dieses Namens?). Das ganze wird umgeben von einer schwarzen Schlange, die wieder die Schlange *Hakwiaka*, aber in schwarzer Farbe, darstellt. Das soll eine Wassersehlange sein, die in einem Wasserpfuhl im Lande, wo der Peyote wächst, d. h. im Osten, lebt und die mit dem Mais, d. h. wohl mit der Maisgöttin, identificiert wird. Eine Menge weißer und schwarzer Linien auf ihrem Rücken sollen wieder junge Maiskolben *(ikuri)* darstellen.

Fünf andere weiblich gedachte Gottheiten wurden Lumholtz als die Vertreterinnen der fünf Himmelsrichtungen, des Ostens, Westens, Südens, Nordens und der Richtung oben genannt. Die vier ersten mit der besonderen Bezeichnung als »Wasser- und Regensehlange«, also als die in den vier Himmelsrichtungen wohnenden Gottheiten, die von dorther die Wolken und den Regen schicken.

Die erste ist *Taté Naaliwámi*, die im Osten wohnt. Es ist eine rothe Sehlange. Aus Frühlingsblumen besteht ihre Enagua (vgl. mexikanisch *Xochitl icue*), und sie hält den Blitz als Stab in der Hand, wie der mexikanische Regengott *Tlaloc*, und gewisse mexikanische Berggottheiten *(Couatl icue Iztac ciuatl)*. Der Ostwind ist in dem Tropen- und Subtropengebiet des westlichen Continents der Hauptregenwind. Der Wohnsitz dieser Göttin ist in einer tiefen höhlenreichen Schlucht bei Santa Catarina. Speise, Opfergaben werden ihr in der Nacht gebracht, das bedeutet wohl (wie das mexikanische *yoaatzinco*), noch vor Sonnenaufgang, im Morgengrauen, in der Morgenfrühe. Sie ist die Erzeugerin der Kürbisse und aller Blumen, die Göttin des Festes der jungen oder neuen Kürbisse, und die Kinder stehen unter ihrer besonderen Obhut. Ein Tempel dieser Göttin befindet sich in der Nähe von Guayavas. Dort sieht man hunderte von Votivpfeilen, mit einem Lappen von Ixtle-Fasergewebe daran befestigt. Das sind alles Gebete um die Gesundheit von Kindern, die man an diese Göttin richtet.

Taté Kyewimóka (oder *Kyewimóta*) ist die Göttin des Westens. Es ist eine weiße Schlange und erschien in einer weißen Wolke. Sie bringt Regen vom Westen, ist aber auch der Morgennebel des Herbstes, der manchmal das Getreide durch Frost tödtet. Sie ist, wie Lumholtz sich ausdrückt, die Aphrodite der Huichol-Indianer. Das ist ein Ausdruck der Vorstellungen, denen wir auch bei den Mexikanern begegnen. Den alten Mexikanern war der Westen des *ciuatlampa*, die Gegend oder das Land der Weiber, wo die *Ciuateteo* oder *Ciuapipiltin* hausten, die gespenstigen Weiber, die Seelen der im Kindbett gestorbenen Frauen, das Gefolge der Erdgöttin, und von wo sie an bestimmten Tagen zur Erde herabkommen, die Kinder mit Epilepsie schlagend und die Männer zu Unzucht und Sünde verleitend. Der Wohnsitz und das Hauptheiligthum dieser Göttin befindet sich im Westen, jenseits des Flusses von San Juan Peyotan (des Rio Nayarit der alten Chroniken), in der Nähe des Pueblo San Francisco, in schon von Cora-Indianern bewohntem Gebiet. Speise und Opfergaben werden dieser Göttin zur Zeit des Sonnenunterganges gebracht.

Taté Rapawiyema ist die Göttin des Südens. Es ist eine blaue Sehlange, und sie bringt Regen vom Süden. Sie erschien in einem See, mit dem sie auch identificiert wird, der Laguna de la Magdalena, im District Tequila, an der Straße von Guadalajara nach Tepic, vier Tagereisen südwärts des von den Huichol bewohnten Gebiets. Sie wird

auch mit einer Art Wassereidechse (*imùkoy*), die 30 *cm* lang, gefleckt und sehr glatt sein soll, identificiert und soll in besonderer Beziehung zu den Priestern stehen. Speisen und Opfergaben werden ihr zur Mittagstunde gebracht.

Taté Haútse Kūpíri »Mutter Nebel-Flocke« ist die Göttin des Nordens. Sie lebt in dem See Haulipa, in den Bergen im Norden des Huichol-Gebiets und wird mit dem gefleckten Wels (*kiútsu riêvi* oder *šiévi*) identificiert.

Die Göttin der fünften Himmelsrichtung endlich, der himmlischen Höhe, ist *Taté vêlika uimáli* »unsere Mutter die Adlerjungfrau«. Sie ist (nach dem einen Bericht) die Mutter des Sonnengottes. Sie hält die Welt in ihren Fängen und bewacht alles von oben, wo sie wohnt. Die Sterne bilden ihre Enagua, sie ist also nicht der Tag-, sondern der Nachthimmel, gleich der mexikanischen *Citlalin icue*, und aus der Nacht wird in der That auch der Sonnengott geboren. Speise und Opfergaben werden ihr in der Nacht gebracht.

Von dieser Göttin erhielt Lumholtz eine Steinscheibe *(têpali)*, die er auf S. 56—57 seiner zweiten Mittheilung in Zeichnung wiedergibt, die in höchst interessanter Weise das Wesen dieser Gottheit zur Anschauung bringt. Auf der Oberseite sieht man nämlich, groß und en face, also doppelköpfig gezeichnet, den Adler *(vêlika)* mit Flügeln, Beinen und Schwanz. Unter dem Adler, in Gelb und Roth, eine Federschlange, die als *haiku taruye* »gelbe Wolkenschlange« bezeichnet wird. Um das Ganze eine rothe Zickzacklinie, die die Erde *(kwîe)* mit ihren Bergen und Thälern darstellen soll. In den inneren Winkeln dieser Zickzacklinie sieht man von gelben Linien gebildete, von rothen Punkten umgebene Dreiecke, das sollen die Maisfelder auf den Bergabhängen sein. In den äußeren Winkeln der rothen Zickzacklinie dagegen grüne rankenartige Gebilde. Das soll die Vegetation der Barrancas sein. Das Ganze also der Oberseite zeigt den über der Erde und der Wolkenregion seine Schwingen breitenden Adler, das obere Himmelsgewölbe.

Noch interessanter ist die Malerei auf der Unterseite dieser Scheibe. Hier sieht man nämlich in rothen und grünen Flecken und Punkten eine ganze Sternkarte. In der Mitte groß und auffallend das Sternbild des Scorpions *(tamáts têalúka)*. Ein großer Stern in der Mitte wird als Herz *(iyáli)* des Scorpions erklärt. Der Scorpion bezeichnet auf der Scheibe die Ostwestrichtung; denn an seinem Schwanzende ist der Morgenstern *(tonoámi)*, zwischen seinen Scherenspitzen der Stern *rawá* oder *rawámi* angegeben, ein großer Stern des Westens, der so groß wie der Morgenstern sein soll und mit *Tatotsi Mára Kwári*, dem Gotte »Urgroßvater Hirschschwanz« identificiert wird. Dieser Weststern ist, wie Lumholtz hörte, immer am Himmel, und zur Zeit des Monats October vereinigt sich der Morgenstern mit ihm. Das Sternbild des Scorpions, der Morgenstern und der Stern *Rawá* theilen die ganze Scheibe in zwei Hälften. Auf der Nordseite dieser Linie sind folgende Hauptsternbilder angegeben:

Die Plejaden *(semanir)*.

Neben ihnen Hirsch und Hund.

Darunter ein compliciertes Sternbild, das als »schwangere Frau« erklärt wird, im Huichol *niveli úrte* (= »Geburt der Pfeile«?).

Daneben der Hahn *(wakana)*, das ist der »carro« (Wagen) der Spanier, die Ursa major.

Darunter ein Sternbild in der Form einer winkelig gebrochenen Linie. Das wird als »Besenplatz« bezeichnet und mit dem »Arado« (Pflug) von den Spaniern genannten Sternbild identificiert.

Auf der Südhälfte der Scheibe werden als besondere Sternbilder: Bienenstock, Colibri, Süßwasserkrabbe und Waschbär genannt.

Ein großer Stern im Norden und ein großer Stern im Süden heißen der »blaue Großvater« *(tévali youíci)* und der »südliche Großvater *(tévali šeliúkami)*. Sie werden als die Wächter des Himmels bezeichnet.

Lumholtz ist im Recht, wenn er den Entwurf dieser Karte als sehr anerkennenswerte Leistung der Huichol-Indianer ansieht. Doch ist vermuthlich weder die Feststellung dieser Sternbilder ihre eigene Erfindung, noch die Kenntnis derselben auf die Huichol beschränkt. Das Cora-Vocabular des P. Josef Ortega vom Jahre 1732 z. B. gibt, außer dem allgemeinen Wort für »Stern« und dem oben besprochenen Namen für den Morgenstern, noch die Namen drei verschiedener Sternbilder, die sicher nicht die einzigen diesen Indianern bekannten Constellationen waren:

urcapuazt »el carro« (= Ursa major);

tzicurícat »las estrellas que llaman las tres Marias«;

neupacatzi »las estrellas que llaman ojos de Santa Lucia«.

Hier ist *tzicurícat* wohl von *tzicùri* »escorpion« abzuleiten, könnte also — vielleicht — mit dem Scorpion, dem *tamáts têaluka* der Huichol zusammenfallen.[1]) Es wäre sehr zu wünschen, dass diesen Dingen noch genauer nachgegangen würde, dann wäre vielleicht Hoffnung vorhanden, dass man auch über die altmexikanische Himmelskunde — ein Gebiet, das bisher zu den dunkelsten der mexikanischen Archäologie gehört — etwas Genaueres erführe.

Im Anschluss daran erwähne ich noch, dass, wie im alten Mexico, der Mond auch bei den Huichol nur eine unbedeutende Rolle spielt. Man nennt ihn *Takútsi Mêtsaka* »unsere Großmutter, der Mond« und betrachtet ihn als eine Göttin, die gleich dem Feuergott, sich als Leuchte in der Nacht dem Menschen nützlich macht, außerdem von gewissem Einfluss auf die Bierbrauerei sein soll — vermuthlich deshalb, weil die Trinkgelage nach Sonnenuntergang bei Mondschein stattfanden. Ein Cultus wird ihr aber nicht gewidmet, und weder Pfeile, noch andere Opfergaben ihr gebracht.

Außer den eben genannten, wohl charakterisierten Gestalten, die in bestimmten Bildern und Symbolen angeschaut, an bekannten Plätzen und unter zum Theil wechselnden Formen verehrt werden, kennen die Huichol aber noch zahllose andere mythische Wesen, Thiergötter, Ahnengötter, Localgötter und Fetische der verschiedensten Art.

Die Regenwolken, die von fernher über das Land ziehen, werden als Schlangen betrachtet. Wenn Lumholtz aber recht berichtet ist, werden auch die Rauchwolken, die aus dem Verbrennen der Felder aufsteigen, als Schlangen angesehen und mit den Regenwolken identificiert. Alle haben ihren Ursprungsort, Quelle oder Pfuhl *(kutsâla)* in einer der fünf Himmelsrichtungen, der Mitte und den vier anderen, über welche der Feuergott und die oben genannten anderen Gottheiten die Herrschaft haben, und den verschiedenen Himmelsrichtungen entsprechend, haben diese Wolken oder Schlangen verschiedene Farbe. Alle aber sind mit Schwingen versehen oder als Federschlangen gedacht, da sie über das Land fliegen. Das Wort für Schlange scheint *ko, ku* oder *kou* zu sein, entsprechend dem mexikanischen *couatl*. Diese Wurzel findet man wenigstens als Element in den Namen, die für die verschiedenen Schlangen angegeben werden. Das vielfach von Lumholtz genannte Wort *haíku* bedeutet darnach einfach »Wolkenschlange« (= mexikanisch *mixcouatl*). Aber auch der Blitz und das Feuer und der Wirbelwind sind Schlangen. Die Flüsse und die Wogen sind Schlangen. Die See selbst ist eine große Schlange, die die Erde umgibt. Sie hat zwei Köpfe, zwischen deren offenen Rachen die Sonne hindurch

[1]) Die Sache ist nicht ganz zweifellos, da unter »escorpion« im nordwestlichen Mexico eigentlich das Gila monster, die giftige Krustenechse Heloderma horridum verstanden wird. Der Scorpion, spanisch »alacran«, ist Cora *teaxca* = Huichol *tealuka*.

muss, wenn sie im Westen versinkt. Wer wird nicht bei dieser Beschreibung an den großen sogenannten Kalenderstein in Mexico denken müssen, auf dem man das Bild der Sonne sieht, umrahmt von zwei Schlangen, die die Köpfe einander zugekehrt haben. Diese doppelköpfige Schlange wird von den Huichol *Taté Ipou* genannt und wird, nach Lumholtz, mit der buntgefärbten Pituophis pleurostictus Dum. et Bibr. identificiert. Sie soll ihr Haus in der Nähe des Dorfes San Andrés gehabt haben und von dort erst zur Küste herübergewandert sein.

Aber nicht nur die Wolken, Blitz, Feuer und die See sind Schlangen. Auch z. B. die Schlingen, die man auslegt, um Hirsche zu fangen, wurden als Schlangen betrachtet, und die Namen bestimmter Schlangen angerufen, wenn man Hirsche fangen will.

Raubvögel, Adler, Falken verschiedener Art werden auch mit den Göttern und den verschiedenen Himmelsrichtungen in Verbindung gebracht. Die Vögel, so hörte Lumholtz, besonders die Adler und Falken, fliegen im Wind umher und hören alles. Darum sind sie die Boten der Götter und die Boten an die Götter. Und nicht nur die Vögel selbst, sondern auch ihre Federn, und deshalb wohl auch die Pfeile, die als Vögel gedacht werden.

Vor allem aber sind es die Hirsche, die bald direct mit gewissen Gottheiten identificiert, bald selbständig als Gottheiten aufgeführt werden. Während aber Schlangen, und auch Raubvögel, gleichmäßig mit den verschiedenen Himmelsrichtungen in Verbindung gebracht werden, werden die Hirschgottheiten hauptsächlich im Süden und im Norden wohnend gedacht. Auch hier liegen Vergleiche mit altmexikanischen Vorstellungen nahe.

Chalcedone scheinen, vielleicht wegen ihres traubigen Aussehens, als Abbilder von Wolken angesehen zu werden und gewinnen deshalb mystische Bedeutung. Es sind regenmachende Fetische. Dafür werden sie ausdrücklich von den Indianern erklärt, und darauf beruht es wohl, dass man auf Haufen solcher Chalcedone allerhand Diminutivgegenstände aus Thon, Thierfiguren und Hausgeräthe als Opfergaben findet. Auch im alten Mexico wurden die Regengötter, die Berggötter als Zwerge gedacht und ihnen allerhand Gaben, namentlich auch Teller, Schüsseln, Krüge, in Spielzeuggröße gebracht.

Schließlich berichtet Lumholtz noch, dass kleine Stücke Bergkrystall, in ein Stück Zeug gewickelt und an das das Herz des Pfeils repräsentierende Fiederende eines Pfeilschaftes gebunden, als die Seelen verstorbener Jäger gelten, mit dem Namen *tévali* »Großvater« (im Plural *tevalír*) bezeichnet und als Jagdfetische im Hause aufbewahrt werden. »Hirschjäger«, so bemerkt Lumholtz, »werden nach ihrem Tode *tevalír* und begleiten die Sonne auf ihren Wegen. Sie leben, wo die Sonne aufgeht, welcher Ort *hai tonólipa* »sich erhebende (sich loslösende) Wolken« genannt wird. In jener Gegend glaubt man, gibt es viele Wolken, die gleich Federn sich loslösen. Wolken wurden als Federn gedacht. Setzt man hier für »Hirschjäger« das Wort »Krieger« und für »Tod« das besondere Wort »Opfertod«, so haben wir in dieser Bemerkung den genauen Ausdruck altmexikanischer Vorstellungen.

Als Ergänzung zu diesen Mittheilungen über die Mythologie und den Glauben der Huichol-Indianer würde man nun noch wünschen, auch über die Feste der Huichol etwas Genaueres zu erfahren. Leider enthalten darüber die beiden oben angeführten Veröffentlichungen Lumholtz' nicht allzuviel. In dem wenigen, was er berichtet, findet man aber doch wiederum manches, was gerade im Vergleich mit dem, was wir von den alten Mexikanern wissen, von besonderem Interesse ist.

Die Mexikaner pflegten im Anfang des Jahres, bis die Regenzeit voll einsetzte, den regensendenden Gottheiten an Punkten, die als die Wohnsitze derselben galten, Bergspitzen, Höhlen, Felsen, Lagunen, Opfer darzubringen. In gewisser, im Laufe der Jahre

allmählich stehend gewordener Zahl, unter normalen Verhältnissen; in größeren Mengen, wenn der Eintritt der Regenzeit sich hinauszögerte, oder irgendwelche andere Umstände die Saaten ungünstig zu beeinflussen drohten. Die Opfer bestanden, außer den gewöhnlichen Gaben von Speisen und Räucherwerk, in Darbringung von sogenannten *teteuitl*, in Gestalt von schürzenartigen Gewändern geschnittenen Papieren, die in verschiedener Weise bemalt und mit Kautschuk betropft waren, je nach der Natur der Localität, wo man sie darbrachte. Endlich und vor allem in der Opferung von Kindern, denn die Regengötter, die Berggötter wurden als die Kleinen gedacht, die *Tepictoton*, und dementsprechend mussten auch ihre Opfer Kinder sein.

Abb. 109. *papalotlaxcalli* und *xonecuilli*, Opferkuchen für die Regen- und Berggötter (*Tepictoton*). (Bilderhandschrift der Bibl. Nazionale Florenz. F. 69.)

Genau ebenso bringen die Huichol im Ausgang der Trocken- und im Beginn der Regenzeit, und auch im Verlauf der letzteren, wenn irgendmal auch nur zwei oder drei Tage die Regen aussetzen, den regenbringenden Gottheiten Opfer dar. Die Opfer bestanden ursprünglich jedenfalls auch in Kindern: denn gerade das wird von dem P. Tello und von Berichterstattern aus dem Anfang des XVIII. Jahrhunderts inbetreff des dem *Nayarit* auf der Mesa del Tonati gewidmeten Cults erzählt. Die christliche Nachbarschaft hat solche Opfer jetzt außer Übung kommen lassen. Statt eines Kindes wird eine Kuh geschlachtet. Aber symbolisch wenigstens werden auch bei den Huichol noch heute Kinder dargebracht. Denn bei diesen Regenbittfesten sind die eigentlichen Acteure zwei Kinder — *ákeli* oder *aíkeli* genannt, was angeblich aus dem spanischen »ángelos« sich ableiten soll — die in vollem priesterlichen Putz die Procession leiten, in Schalen Opfergaben, Chocolade und Tortillas, und oben auf der Schale das Messer tragen, mit dem der Ochse geschlachtet werden soll.

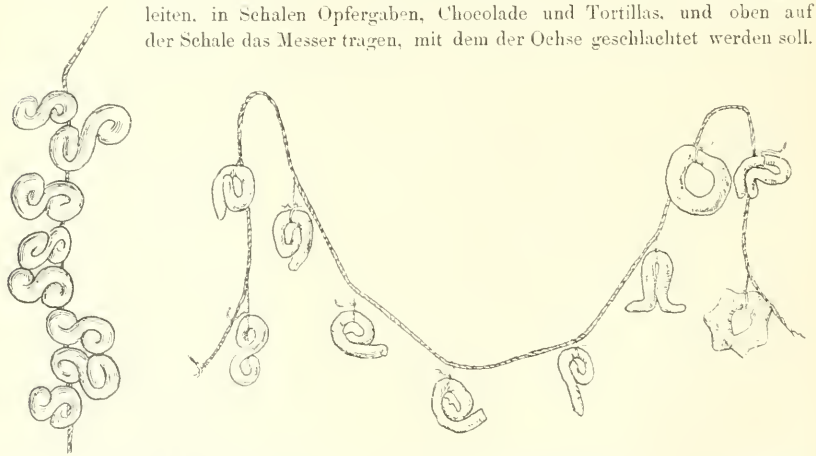


Abb. 110 und 111. *pápa tuli* »kleine Tortillas« auf Schnüre gereiht, Opferkuchen für Regenbittfeste gemacht. (Lumholtz, Symbolism, 18[1].)

Noch in einer anderen Einzelheit tritt eine merkwürdige Übereinstimmung zwischen noch heute von den Huichol beobachteten und altmexikanischen Bräuchen hervor. An allen den Regengöttern, den Berggöttern gewidmeten Festen spielten bei den alten Mexikanern gewisse hartgebackene Kuchen, in Form von Schlangen, von Kringeln, von Schmetterlingen (*papalotlaxcalli*) und insbesondere von S-förmig gekrümmten Formen (*xonecuilli*), die die Gestalt des Blitzes imitieren sollen, eine Hauptrolle. Wir sehen solche

Gebäcke auf Blatt 69 der Bilderhandschrift der Florentiner Biblioteca Nazionale neben Binsenmatten, verschieden bemalten und mit Kautschuk betropften *teteuitl*-Papieren und einer Pulqueschale abgebildet (Abb. 109). Genau ebenso machen die Huichol aus Mais kleine hartgebackene Kuchen (*pápa tulíl* genannt) in Form von Schlangen, Schnecken, Ringen, Augen und insbesondere von der Form des mexikanischen *xonecuilli*, die, auf Schnüre gereiht, an den Regenbittfesten den Göttern dargebracht werden (vgl. Abb. 110 bis 112).

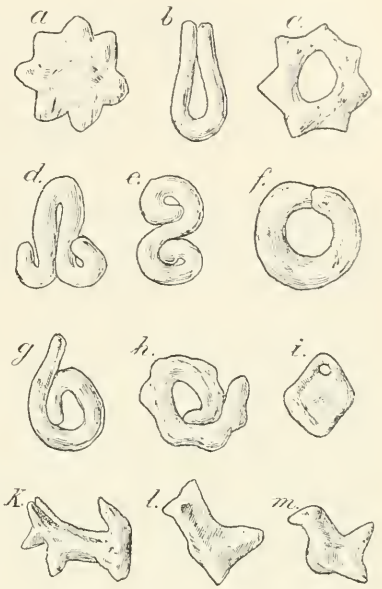


Abb. 112. *pápa tulíl*. Opferkuchen für die Regengötter. *a. máka* (»Peyote« ?); — *b. tautsu* Feuerstuhl; — *c. Kutupu* Schnecke; — *d. ukatoten*. Waldblume; — *e.* vgl. mexikanisch *xonecuilli*; — *f. nealika* Gesicht (»Ringscheibe«, »Schwerkzeug«, vgl. mexikanisch *tlachieloni*); — *g.* Schlange; — *h.* Federschlange; — *i. sikuli* Auge; — *k., l., m.* Hund, Hahn, Henne.

Über die Peyotefeste, beziehungsweise das Fest des gerösteten Maises, und über das Fest der neuen Kürbisse habe ich oben schon gesprochen.

Noch ein weiteres Fest scheint im Leben der Huichol bedeutsam zu sein, das Lumholtz als das »Fest der tamales de maiz crudo« bezeichnet, und das unter anderem mit einem Wettrennen der Knaben und der Mädchen verbunden ist. Lumholtz hat bisher nur wenig von seinen Beobachtungen über dieses Fest mitgetheilt. Aber schon der bloße Name dieses Festes der »tamales de maiz crudo« gibt die Vergleiche mit dem Altmexikanischen an die Hand. Denn gerade diese aus rohgemahlenen, nicht vorher mit Ätzkalk gekochten Maiskörnern hergestellten Speisen waren auch bei den Mexikanern die Signatur gewisser Feste. Das »feast for eating corncakes made from ground whole corn baked in an oven (tamales de maiz crudo)« kann geradezu mit *atamalqualiztli*, dem Namen eines der Hauptfeste der Mexikaner, übersetzt werden.

Ich habe in dem Vorstehenden das Wesentlichste von den Beobachtungen Lumholtz' über die Huichol-Indianer von dem Gesichtspunkte aus, der mir besonders wichtig erschien, wiedergegeben. Ich bin überzeugt, dass andere, die nach anderen Gesichtspunkten diese Mittheilungen durchsehen, auch ihrerseits vieles Interessante finden werden. Hoffentlich werden in nicht zu ferner Zeit und noch ehe der verhängnisvolle Wendepunkt eintritt, der in früherer oder späterer Zeit auch für diese Indianer einmal kommen wird, diese Untersuchungen von neuem und womöglich auf noch breiterer Grundlage aufgenommen. Und hoffentlich erhalten wir auch einmal von den Traditionen dieser Indianer, ihren Festliedern, Gebeten und Gesängen die Texte aufgezeichnet. Erst dann wird sich erst recht zeigen, von welcher Bedeutung dieses Fossil alten Volkslebens und alten Volksglaubens, das eine besonders glückliche Verknüpfung von Umständen in den Bergen von Jalisco uns erhalten hat, auch für die altmexikanische Forschung und alle damit verknüpften Fragen ist.

Der paläolithische Mensch und seine Zeitgenossen aus dem Diluvium von Krapina in Kroatien.

Von Dr. Karl Gorjanović-Kramberger,
k. u. ö. Professor der Geologie und Paläontologie in Agram.

(Mit 4 Tafeln und 13 Textabbildungen.)

Einleitende Bemerkungen.

Die diluvialen Bildungen Kroatiens, von denen ich im allgemeinen bloß diejenigen, welche Überreste der damaligen Fauna enthalten, in Kürze in Betracht ziehen möchte, verdanken verschiedenen Agentien ihr Dasein. Hauptsächlich sind es Flussausfüllungen, die in dieser Beziehung in erster Linie in Betracht kommen, und zwar nicht so sehr wegen der Ausdehnung der entsprechenden Sedimente, als durch die Überreste fossiler Säugethiere, welche darin stellenweise in sehr reichlicher Menge anzutreffen sind. In dieser Beziehung erwähne ich die Sau-Niederung mit ihren tegelig-sandigen Gebilden, und insbesondere die Orte Alt-Gradiska, Svinjar, Brod, Županja, Mitrowitz, wo der Saufluss aus seinen Ufern fast unaufhörlich prächtig erhaltene Skelettheile von *Elephas primigenius, Rhinoceros tichorhinus, Bison priscus, Cervus alces, Cervus elaphus* und *Cervus euryceros* herauswäscht, welche dann von den Fischern gelegentlich des Fischfanges mit den Netzen aus dem Flussbette herausgezogen werden. — Ähnliches geschieht an der nördlichen Grenze Kroatiens, wo der Draufluss unweit von Ferdinandsdorf (Ferdinandovac) gegenüber von Vizvár aus den dortigen Flussufern Reste der erwähnten diluvialen Thiere herausspült. — Aus den soeben besprochenen diluvialen Bildungen besitzt das geologisch-paläontologische Nationalmuseum in Agram eine prächtige Collection.

Nicht nur in den diluvialen Bildungen der erwähnten beiden, das Königreich Kroatien begrenzenden Flussläufe, sondern auch im ganzen inneren Lande finden wir petrefactenführende diluviale Bildungen. Abgesehen von dem genugsam verbreiteten Löß, in welchem bisher nur vereinzelte Funde gemacht wurden (bei Surduk ein Incisiv von *Elephas primigenius*; Angabe des Herrn Prof. Dr. Brunšmid), sind es auch ältere Bachanschwemmungen, in denen man Thierreste gefunden hat. Diesbezüglich wäre insbesondere die Fundstelle am Bache Mihovljan nordwestlich von Sutinsko hinter der Strugača zu erwähnen, an welcher der Gutsbesitzer Herr J. Golub im Jahre 1885 eine prächtig erhaltene Tibia von *Elephas primigenius* fand. Die Ufer des erwähnten Baches lassen folgendes Profil erkennen: Zu oberst ein gelblicher etwas sandiger Humus, darunter grauer Tegel mit *Limnaeus* und *Unio* und endlich hinter diesem — Schotter, als die Lagerstätte des Elephas. Bemerkt möge noch werden, dass diese Fundstelle 10·5 *km* (Luftlinie) südöstlich von Krapina liegt.

Merkwürdig ist ferner das Vorkommen diluvialer Säuger im Agramer Gebirge nördlich von Vrabče in einer absoluten Höhe von etwa 400 *m*, und zwar in einer Breccie, welche im dortigen Leithakalke, Spalten ausfüllend, vorgefunden wurde, und in welcher außer Bovidenresten (Zähne, Canon u. s. w.) auch ein kleiner Molar von *Elephas primigenius* gefunden wurde, gewiss ein merkwürdiges Vorkommen von Elephas in jenem gebirgigen Terrain!

Nicht minder bemerkenswert ist auch die Fundstelle Warasdin-Teplitz bei der Kapelle zum heiligen Geist, welch letztere auf geschichtetem Kalktuff, also auf dem Sedimente jener bekannten Therme aufgebaut ist. Gelegentlich des theilweisen Absprengens jenes Tuffes wurden Kieferstücke mit Zähnen von *Rhinoceros tichorhinus Blumb.* vorgefunden. Jene Therme inundierte seinerzeit ein ziemliches Areal, welches mit einer üppigen Sumpfflora bedeckt war (man sieht davon im Tuffe Abdrücke), die den Rhinoceroten einen ganz erwünschten Aufenthaltsort darboten.

Endlich ist wohl die wichtigste Fundstelle diejenige bei Krapina, welche eben das Materiale zu dieser Arbeit lieferte. Es war dies, wie ich es noch eingehender beschreiben will, eine durch den Krapinicabach ausgewaschene Höhle, die nachher durch das Eluvium, d. h. durch die Verwitterungsproducte der überhängenden mürben Sandsteine allmählich ausgefüllt wurde und die Überreste der jeweilig hieher einkehrenden diluvialen Säugethiere, als auch diejenigen des Menschen mit einschloss.

Die petrefactenführenden diluvialen Ablagerungen Kroatiens sind also entweder Absätze größerer Gewässer (Sau- und Drau-Niederung), Bäche (Mihovljanbach im nördlichen Kroatien) und Thermen (Warasdin-Teplitz) oder spaltenausfüllende Breccien (Agramer Gebirge), äolische Ablagerungen (Löß von Surduk) oder endlich Ablagerungen von Gesteinsverwitterungsproducten (Krapina).

Diese allgemeinen Bemerkungen über die verschiedene Bildungsweise des Diluviums in Kroatien habe ich nothwendigerweise machen müssen, weil es sonst scheinen könnte, dass der Fundort Krapina überhaupt ein ganz isoliertes Vorkommen in Kroatien wäre. Da aber im ganzen mittleren Theile des Landes — insbesondere in Slavonien — diluviale Säugethiere sehr reichlich vorkommen, so darf es nicht Wunder nehmen, wenn hie und da irgend eine der sonst ganz gewöhnlichen Typen nicht angetroffen wird. Freilich müssen stets die localen Terrainverhältnisse mit in Betracht gezogen werden, um das Fehlen dieses oder jenes Typus in gewissen Gegenden zu erklären. So z. B. das Vorkommen des Rhinoceros im sumpfigen Gebiete von Warasdin-Teplitz und dem schmalen bewässerten Thale von Krapina bei gleichzeitigem Mangel an Mammut; dasselbe tritt dagegen in Gesellschaft mit Rhinoceros und den oben erwähnten Cerviden sehr häufig in den weiten, mit theilweise ausgedehnten Weideplätzen ausgestatteten Niederungen des Sau- und Drauflusses auf, wo wir aber kaum Spuren von *Ursus spelaeus* antreffen. Dieses Raubthier wählte zu seinem Aufenthaltsorte ein ganz anderes, und zwar waldiges, gebirgiges und an Höhlenbildungen reiches Gebiet, wie dies gerade in Krapina der Fall war, wo deshalb auch Überreste von Höhlenbären zahlreich gefunden wurden.

Nach diesen, die Entstehungsweise und die Verbreitung der diluvialen Faunen Kroatiens betreffenden kurzen Bemerkungen, gehe ich zur Fundstelle Krapina selbst über.

Der Marktflecken Krapina liegt im nördlichen Kroatien, in einem schmalen, vornehmlich von marin-miocänen Bildungen (s. darüber im geologischen Abschnitte) eingesäumten Thale, in welches der Bach Krapinica sein Bett eingeschnitten hat, und zwar so, dass er sich in seinem rechten Ufer, an welches er seinerzeit anprallte, eine Höhlung auswusch und sein grobes Gerölle, welches ganz demjenigen des heutigen Baches gleicht, am Boden jener Höhle ablagerte. Der Höhenunterschied zwischen dem Bette des heutfließenden Baches und dem damaligen beträgt bei 25 *m*, ein Unterschied, welcher uns gleichzeitig den Erosionsbetrag vom Diluvium (der Interglacialzeit) an bis auf jetzt veranschaulicht. Ober dem erwähnten Gerölle beobachtete man in besagter Höhle einen aus gelbem Sand bestehenden Schichtencomplex, dessen einzelne Schichten durch schwärzliche, graue und röthliche, verschieden dicke, mehr weniger parallele Streifen — die sogenannten Culturschichten — markiert waren. Der Inhalt des ganzen, durch Verwitterung der über-

hängenden miocänen mürben Sandsteine entstandenen Eluviums, bestehend aus thierischen Knochen, Überresten des menschlichen Skelettes, dann sehr primitiv bearbeiteten Stein- und Knochengeräthen, belehrte mich auf das unzweifelhafteste, dass wir es hier mit einer diluvialen, oder — auf den Menschen und dessen Cultur Bezug nehmend — mit einer paläolithischen Fundstelle zu thun haben. Da nun aber die paläolithische Ära aus mehreren Abtheilungen besteht, so konnte ich nach den vorgefundenen Überresten der bereits ausgestorbenen Thiere, also des *Rhinoceros antiquitatis* (oder *tichorhinus*), *Ursus spelaeus*, *Bos primigenius* u. s. w., und nach den primitiven Stein- und Knochengeräthen den Fundort Krapina in genannter Ära einem tieferen, beziehungsweise älteren Abschnitt, und zwar der Mortillet'schen Eintheilung entsprechend, dem sogenannten »Moustérien« zuweisen.

Die Fundstelle Krapina ist erst einige Jahre bekannt. Im Jahre 1895 erhielt ich von dort die ersten Reste von *Rhinoceros antiquitatis* und *Bos primigenius*. Im August des Jahres 1899, als ich die Fundstelle selbst in Augenschein nahm, fand ich sie ziemlich entblößt, so zwar, dass der ganze Schichtencomplex aufgedeckt war. Bei dieser Gelegenheit wurden jene Culturschichten mit Asche, Holzkohle, angebranntem Sand und Gesteinsabfällen, Geräthe und ein menschlicher Molar gefunden. Sämmtliche Culturschichten, die uns neun Zonen darstellten, lagen mehr weniger horizontal übereinander und enthielten stellenweise auch große Sandsteinblöcke, die vom Höhlengewölbe herabgestürzt und durch die Verwitterungsproducte des Sandsteines verdeckt waren. Am 2. September desselben Jahres begab ich mich in Begleitung meines Assistenten S. Osterman nach Krapina, um den Plan, nach welchem die Ausgrabungen der diluvialen Reste stattfinden sollten, festzustellen. Den ganzen Schichtencomplex theilte ich in neun Zonen, die sämmtlich mit Nummern bezeichnet wurden. Nun begann die Ausgrabung mit der höchsten Zone, wobei wir jeden aufgefundenen Gegenstand mit der Nummer der betreffenden Zone versahen, um nachher zu untersuchen, ob in dem über 8 *m* mächtigen Schichtencomplex, welcher zu seiner Bildung gewiss einen bedeutenden Zeitraum benöthigte, irgend welcher faunistische oder culturelle Wechsel zu verzeichnen wäre.

Das Ergebnis der Ausgrabung war ein sehr ausgiebiges; denn es wurden gegen 2000 verschieden erhaltene Knochenstücke und über 600 Steinabfälle mit einigen Geräthen gefunden. Von menschlichen Knochen, die bloß auf zwei Culturschichten der unteren Abtheilung des Schichtencomplexes beschränkt waren, wurde Folgendes ausgehoben: Der Körpertheil des linken Unterkiefers mit fünf Zähnen, ein solcher mit sechs Zähnen, ein Körpertheil des Oberkiefers mit vier Zähnen, ferner 80 von verschieden alten Individuen herrührende Zähne, über 50 verschieden große Gehirnschalenstücke, acht Temporalstücke mit Proc. mastoideus, fünf Fossa glenoidalis, sechs verschiedene Gelenkköpfe des Unterkiefers, zwei Radiusfragmente, Wirbel, Rippen, Finger u. s. w. Bemerkt muss werden, dass viele dieser Knochen zerbrochen und angebrannt vorgefunden wurden. Über diese meine Ausgrabung hielt ich im December des Jahres 1899 in der Anthropologischen Gesellschaft zu Wien einen Vortrag, welcher in der Zeitschrift dieser Gesellschaft gedruckt wurde.[1]) Überdies veröffentlichte Herr Prof. Dr. Ranke ein offenes Schreiben, in welchem ich ihn über diese Entdeckung benachrichtigte. In diesem Schreiben ist zugleich ein schematisches Profil der Fundstätte mit den nöthigen Erläuterungen abgebildet.[2])

Im Sommer des Jahres 1900 begab ich mich in Begleitung meines Assistenten Osterman abermals nach Krapina, um den noch zurückgebliebenen Rest der einstigen Höhle nach Möglichkeit ganz auszubeuten. Hauptsächlich dachte ich dabei an die dritte

[1]) Mittheilungen der Anthropologischen Gesellschaft in Wien. Bd. XXIX, 1889, Sitzungsberichte 65—68.

[2]) Correspondenzblatt der Deutschen anthropologischen Gesellschaft. Nr. 3. 1900.

Zone, nämlich an die Culturschichte mit den Knochenresten des *Homo sapiens*. Die Aufgabe war diesmal sehr schwierig, weil die überhängenden mürben Sandsteinblöcke beständig herabzustürzen drohten, weshalb ich zur Absprengung derselben mittels Dynamits, schreiten musste. Nachdem die allernothwendigsten Sprengungen beendet waren, begann ich mit der Abgrabung von oben nach unten, und zwar mit der Zone des *Ursus spelaeus*, wobei ich so viel als möglich die innere Grenze der Höhle zu erreichen trachtete, welches Vorhaben zwar durch eine reichliche Ausbeute an sehr gut, ja vollständig erhaltenen Bärenknochen belohnt war, indessen uns die dadurch freigewordenen Sandsteinmassen abermals mit dem Einsturze drohten. Es gelang uns also durch wechselweises Absprengen des Sandsteines, Abtragung der in der Eluvialmasse eingebetteten Blöcke u. s. w. allmählich immer näher zur dritten Zone herabzugelangen. Dabei wurde eine größere Anzahl von Feuerherden mit theilweise ganz verbrannten Bärenknochen, dann Partien mit Resten von *Bos primigenius* und *Rhinoceros antiquitatis* u. s. w. durchfahren. Die dritte Zone selbst wurde nun gänzlich aufgedeckt, jedoch zu meinem Leidwesen als schon sehr reduciert vorgefunden. Der kleine Raum des einstigen sehr großen Feuerlagers enthielt nur noch wenige menschliche Knochen, aber dieselben erwiesen sich als äußerst wichtig. Außer einem Schulterblattstücke, Humerusfragment, Wirbelbogen, Schädeldachknochen, Zähnen, Oberkieferfragment mit zwei Zähnen u. a. wurde eine mit stark gegen die Augenränder hin ausgeschweifte Stirne und mehrere Supraorbitalränder von bedeutender Dicke und Protraction gefunden, wie ich dies bei der Beschreibung der entsprechenden Knochenstücke zeigen werde.

Und so wurde die Ausbeutung dieser höchst interessanten Fundstelle durch zusammen 64 Tage unter theilweise sehr gefährlichen Umständen durchgeführt und beschlossen. Es verblieben noch so manche schöne Bärenknochen in den obersten Schichten, jedoch in den Vertiefungen des mürben und zerklüfteten Sandsteines, wo man dieselben ohne sichere Gefährdung des Lebens nicht erreichen kann. Bei einem derartigen Versuche entkamen wir knapp der Lebensgefahr, als die überhängenden Sandsteinmassen unter Gekrach einstürzten und den ganzen Raum mit Schutt und Blöcken bedeckten. Dies war gleichsam zum Schluss der Ausgrabungen.

Die Ausbeute im Jahre 1900 war zwar quantitativ nicht so groß wie die erste des Jahres 1899, qualitativ indessen entschieden wichtiger. Außer der erwähnten Stirne und den oberen Augenrändern des Menschen waren einige thierische Überreste, die bisher in Krapina nicht bekannt waren, entdeckt worden. Wichtig ist insbesondere die Auffindung von *Arctomys marmotta* Schreb. — des Alpenmurmelthieres —, welches bisher aus Kroatien nicht bekannt war und für die annähernde Bestimmung des diluvialen Abschnittes, während welches der Mensch in Krapina lebte, von nicht geringer Wichtigkeit ist. Ferner fanden sich: einige Cervidenreste, ein Kieferstück von *Mustella*, ein solches von *Cricetus*, Schildkrötenreste, Adlerknochen und Klauen u. s. w.; insbesondere müssen hervorgehoben werden Reste des *Ursus arctos*, dann die vorzüglich erhaltenen Knochen von *Ursus spelaeus*, und zwar: ein Schädel, mehrere Unterkiefer, isolierte Eckzähne und Molaren, verschiedene Wirbel, Becken, vordere und hintere Extremitätenknochen, mehrere Os penis, dann viele Gesteinsabfälle und einige Knochengeräthe. Eine kurze Mittheilung dieser zweiten Ausgrabung wurde in der Zeitschrift der Wiener Anthropologischen Gesellschaft[1]), dann im Fachblatt der kroatischen Ärzte gemacht.

Krapina ist nicht nur der erste Fundort diluvialer, beziehungsweise paläolithischer Überreste des Menschen in Kroatien, sondern zugleich der südöstlichste bisher bekannte

[1]) Mittheilungen der Anthropologischen Gesellschaft. Bd. XXX. 1900. Sitzungsberichte 203.

derartige Fundort überhaupt. Dr. Bončev in Sofia beschreibt in seiner Schrift (bulgarisch mit französischem Auszug): »Materiaux pour l'âge préhistorique en Bulgarie. La grotte du village Goliama-Jeliezna (arrondissement de Troyan)«[1]) Überreste von Thieren und Menschen nebst Geräthen aus Feuerstein und anderen Gesteinen, von Knochen, Horn, Zähnen und Kupfer, dann ornamentierte Gefäße und meint (auf S. 21 des Sonderabdruckes) im Resumé: »C'est la prémière Station de l'époque paléolithique en Bulgarie«. Ich kann mich indessen dieser Meinung Dr. Bončevs nicht anschließen, da unter den thierischen Resten wenige typische Vertreter des Diluviums vorhanden sind, vielmehr die Fauna, dann die ornamentierten Gefäße auf neolithisches Alter hinweisen. Bezüglich des Menschen (siehe auf S. 15 am Schlusse des Capitels »B. Überreste des Menschen«) zweifelt Dr. Bončev selbst daran, ob die Knochen des Menschen als Überreste der Zeitgenossen der Thiere oder als solche einer nachträglich die Grotte bewohnenden Familie zu betrachten seien. Somit verbleibt Krapina — für jetzt — der südöstlichste, aber auch gleichzeitig einer der classischesten diluvialen Fundorte menschlicher Überreste, da wir es hier mit einer ganz normalen Auflagerung, also keiner nachträglichen Anschwemmung zu thun haben, wie man dies gewöhnlich bei anderen Fundorten beobachtet.

Die folgende Abhandlung enthält den geologischen Abriss der Gegend um Krapina nebst deren hydrographischen Verhältnissen; die Beschreibung (Zusammensetzung und Entstehungsweise) der Lagerstätte; die Beschreibung der thierischen und menschlichen Skeletreste; die Stein- und Knochengeräthe; die Lebensweise des diluvialen Menschen von Krapina und endlich eine chemische Analyse der diluvialen Knochen von Krapina, welche Herr Prof. Dr. S. Bošnjaković, Vorstand des chemisch-analytischen Laboratoriums in Agram, bereitwilligst durchführte.

Sehr zu Danke verpflichtet fühle ich mich Herrn Szombathy, Custos am k. k. naturhistorischen Hofmuseum in Wien, für die mir freundlichst zum Vergleiche bewilligte nähere Besichtigung der reichhaltigen craniologischen Sammlung. In gleicher Weise schulde ich Dank dem Herrn Prof. Dr. A. v. Török in Budapest, dann meinem Freunde Herrn Dr. Max Schlosser in München, welcher die Bestimmung der kleineren Säugethiere bereitwilligst übernahm. Lobend muss der Eifer meines Assistenten Herrn St. Osterman hervorgehoben werden, den er nicht nur bei der Aufsammlung der Knochen in Krapina, sondern auch bei der Präparierung derselben bekundete. Ferner habe ich auch dem Assistenten Malćević des zoologischen Nationalmuseums und insbesondere meinem Freunde Prof. F. Šandor in Agram für die photographischen Aufnahmen einiger menschlicher Knochen und Zähne zu danken.

Endlich sei hier mein innigster Dank den Behörden des Ortes Krapina und seinen biederen Einwohnern ausgedrückt, welche bei jeder Gelegenheit dieses wissenschaftliche Unternehmen förderten. Hauptsächlich sind es der Bezirksvorstand Herr V. Šmit, der Bürgermeister V. Sluga und Ingenieur Kos, sowie auch die Herren v. Simić und Ingenieur Kiepach, welch letztere dem geologischen Nationalmuseum in Agram ihre Sammlungen diluvialer Überreste von Krapina gütigst überließen.

I. Die geologischen und hydrographischen Verhältnisse um Krapina.

Der Marktflecken Krapina liegt im Erosionsthale des Baches Krapinica (kleine Krapina) (siehe Specialkarte 1:75.000, Zone 21, Col. XIV), am südlichen Abhange der Vorberge jenes Theiles des Ivanščica-Gebirges, welcher den Namen Strahinščica trägt. Die

[1]) Trudove na Bulg. prirodoizpitateljno družtvo, I, 1900.

Umgebung von Krapina ist wegen ihrer Oroplastik sehr romantisch; im Hintergrunde oder im Norden des Ortes erhebt sich die 847 *m* hohe Strahinšćica mit den einzelnen Punkten Gorjak, dann Sakolja (vielleicht Zakolje oder Sukulja) 740 *m* mit dem Sattel Prevaja. Der westliche Rand der Strahinšćica ist zerbrochen; der höchste Punkt dieses abgetrennten Theiles ist der Berg Brezovica mit 531 *m*. Parallel zur Strahinšćica verläuft ihr südliches Vorgebirge, und zwar in der Richtung von Westen nach Osten. Dasselbe ist von der Strahinšćica durch leicht erodierbare Ablagerungen getrennt und erreicht ganz ansehnliche Höhen, und zwar: Tri Kralji mit 415 *m*, Sušelj breg 441 *m*, Ćuk 446 *m* u. s. w. An dem Südhange des soeben besprochenen Vorgebirges lehnen wellige Hügel, besäet mit Culturen und Dörfern.

Die Ivanšćica beginnt in der Steiermark mit der sogenannten Rudenza, welche, den Fluss Sotla überschreitend, sich nach Kroatien fortsetzt, und zwar in der für dieses Gebiet als auch für die nachbarlichen Theile der Ostalpen charakteristischen Weise. Der Ivanšćica-Zug nämlich ist von der Rudenza an bis gegen Warasdin-Teplitz hin in mehrere, mit besonderen Namen belegte Stücke zerbrochen, von denen eines die Strahinšćica ist. Ihr westliches Ende ist — wie schon bemerkt — in zwei ungleich große Trümmer zerlegt, von denen ich einen, und zwar die Brezovica, bereits erwähnt habe.

Die geologische Beschaffenheit (vgl. Abb. 113) dieses Gebirgsfragmentes ist nicht einfach; die Basis, beziehungsweise die ältesten Gebilde stellen uns Sandstein und Schiefer des Carbonsystems vor, welche aber hier sehr untergeordnet auftreten. Man beobachtet sie indessen am nördlichen Abhange der Brezovica um die Cote 352. Bezeichnend ist gleichsam der Umstand, dass man neben diesen paläozoischen Bildungen fast immer auch Eruptivgesteine antrifft, ein Umstand, den wir an den Bruchrändern der Ivanšćica sehr häufig begegnen. Der übrige Stock der Strahinšćica besteht aus Dolomiten, Schiefern und dunklen Kalksteinen der Trias. Am südlichen Rande der Brezovica und des benachbarten östlichen Bruchstückes und unter dem Gorjak gibt es grüne Eruptivgesteine in Begleitung von Opalen und Jaspisen.

Südlich und bis zur Strahinšćica zieht sich in westöstlicher Richtung eine schmale, stark ausgewaschene, aus geschichteten Sanden, Mergeln und Thonen bestehende Zone des älteren Miocän, beziehungsweise des oberen Oligocän mit guter Glanzkohle, welche auch daselbst gewonnen wird. Diese Ablagerungen sind marinen Ursprunges und enthalten: *Cardium turonicum, Mytilus, Cytherea Pedemontana* u. s. w., als auch häufig Krebse. Auf diesen kohleführenden Ablagerungen ruhen die mediterranen Kalke, Sandsteine und Conglomerate, welche nun jenen langen, parallel der Strahinšćica verlaufenden Vorgebirgszug bilden, der sich bis zur Höhe von 400 *m* und darüber erhebt. Am südlichen Rande und im Thale zwischen Tri Kralji und Sušelj, also in der mediterranen Zone, liegt der Ort Krapina. Die erwähnten Ablagerungen der Vorberge sind zum größten Theil typische Meeresstrandbildungen; insbesondere gilt dies für die Conglomerate, welche man unterwegs nach Petrovsko außerordentlich entwickelt vorfindet. Auch in Krapina selbst, und zwar in der Umgebung der alten Burg sehen wir Conglomerate und groben Sandstein, welcher in dicken Bänken gesondert auftritt. Diese Bildungen streichen von Westen nach Osten und fallen nach Süden unter einem Winkel von 22° ein. Versteinerungen sind wohl selten in diesen, vornehmlich aus Geröllen (Quarz) zusammengesetzten Conglomeraten anzutreffen; doch findet man hie und da einen *Pecten* oder eine *Ostraea*. Weiter östlich, gegen die Mala gora schreitend, ist diese Strandbildung kalkig und mit zahlreichen marinen Schalthieren erfüllt.

Insbesondere mag hervorgehoben werden, dass in den Conglomeraten der Umgebung von Krapina (alte Burg) Höhlen und verschieden große ausgewaschene Vertiefungen, welch letztere insbesondere an den Schichtflächen zu beobachten sind, auftreten.

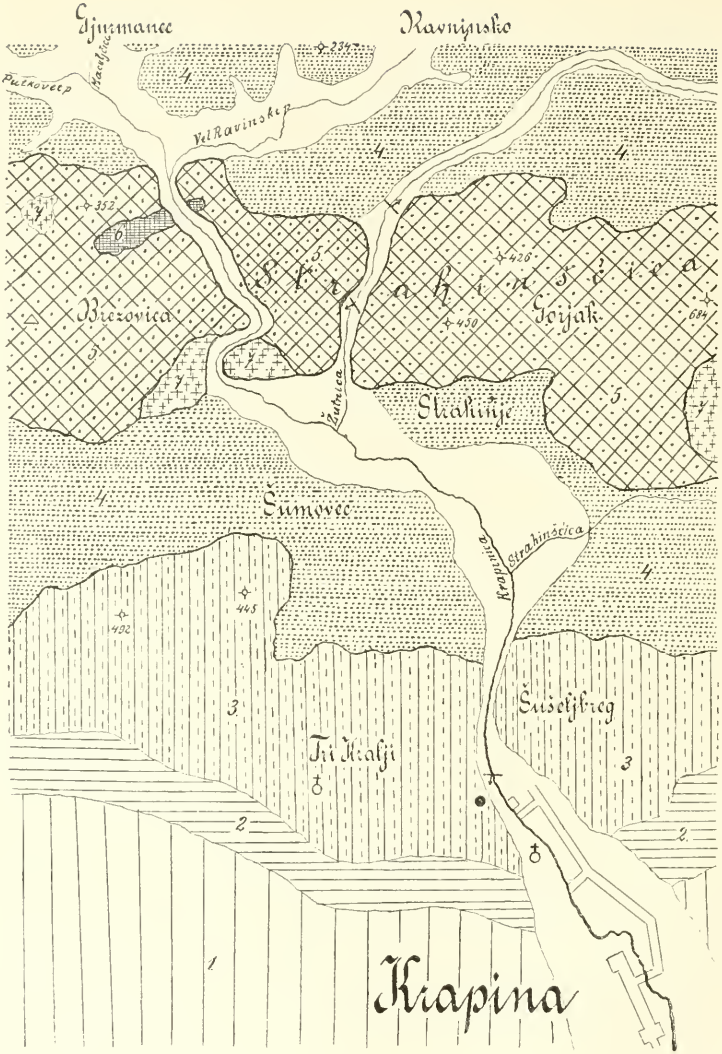


Abb. 113. Geologische Übersichtskarte der Umgebung von Krapina.

(1 : 25.000.)

Zeichenerklärung:

1 = Pontische Bildungen = Pliocän.
2 = Sarmatische Bildungen } Miocän.
3 = Marine Sandsteine und Konglomerate }
4 = Sande und Mergel = Ob. Oligocän.
5 = Triasdolomit.
6 = Carbonische Schiefer und Sandsteine.
7 = Eruptivgesteine.
$\frac{7}{7}$ = Streichen und Einfallen.
● = Diluviale Lagerstätte des Menschen u. s. w.

Diese mediterranen Ablagerungen gehen in helle, graue, zähe Mergel ohne Versteinerungen, und diese wieder in die brackisch-miocänen sogenannten sarmatischen Mergel über. Man beobachtet dieselben unterwegs nach Trzkivrh; typisch sind sie in der weltberühmten und nahe liegenden Fundstelle fossiler Fische, Insecten und Pflanzen in Radoboj entwickelt.

Auf den sarmatischen Ablagerungen liegen die pontischen (Congerienschichten), bestehend aus Mergeln und Sanden. Sie stellen gleichsam das mächtigste Sediment, welches in einigen Etagen entwickelt ist, dar. Ich erwähne davon den unterpontischen »Lycea-Horizont«, dann die oberpontische Etage der »Congeria rhomboidea«, endlich die gelben Sande, als Fortsetzung der vorerwähnten bloß faciell verschiedenen Etage.

Das Diluvium endlich ist hier entweder in Form von älteren Anschwemmungen des Baches, oder als Eluvium entwickelt, worüber noch ausführlicher gesprochen werden soll.

Was die tektonischen Verhältnisse betrifft, so habe ich — abgesehen von der Strahinšćica — bezüglich der älteren miocänen oder oberoligocänen Bildungen bloß zu erwähnen, dass diese zick-zack gebogen, die jüngeren mediterranen und sarmatischen Bildungen normal gegen Süden einfallen, die pontischen Ablagerungen endlich noch in weitgestreckte leichte Falten geworfen erscheinen.

Die hydrographischen Verhältnisse sind jedenfalls bemerkenswert (siehe die geologische Karte). Diesbezüglich ist an erster Stelle wohl der Bach Krapinica mit seinen Zuflüssen: Žutnica-, Maceljčica- und Putkovec-Bach zu nennen. Die Bäche Putkovec und Maceljčica vereinigen sich vor dem nördlichen Abhange der Brezovica, durchfließen dann in südöstlicher Richtung das schmale Thal des hier zerbrochenen Stockes der Strahinšćica, machen in der Eruptivpartie dieses Gebirgsstückes eine bezeichnende Biegung gegen Westen, um endlich wieder in die ursprüngliche südöstliche Richtung überzugehen. Unweit des südlichen Grundgebirgsrandes fließt der Žutnica-Bach zu, welcher ebenso das schmale Thal unter dem westlichen Ende der Strahinšćica, jedoch in südsüdwestlicher Richtung, durchfließt. Ich bemerke, dass die Richtung des Maceljčica-Baches der Streichungsrichtung der entsprechenden Triasablagerungen folgt, während die Richtung des Žutnica-Baches mehr dem Einfallen der respectiven Ablagerungen Rechnung trägt. Der Bach Strahinšćica fließt parallel mit dem Stock der Strahinšćica, und zwar in jener niederen, erodierten Zone, welche sich zwischen dem Grundgebirge und dem mediterranen Stock des Šuseljberges hinzieht. Der Krapinicabach endlich durchfließt in südsüdöstlicher Richtung auch diese miocäne Partie, um dann, sich vielfach krümmend, in das leicht erodierbare pliocäne Gebiet zu gelangen, wobei er immer bis zu seiner Mündung in den Krapinafluss seine südsüdöstliche Richtung beibehält.

Der Bach Krapinica, sowie dessen Zuflüsse Maceljčica und Žutnica durchfließen in Querthälern die zerbrochenen Theile der Ivanšćica. Obwohl die Quellen der Krapinica und ihrer Zuflüsse im tertiären Terrain liegen, so durchbrechen diese Bäche dennoch oftmals die viel älteren und festeren carbonischen und triadischen Gesteine, aber immer nur dort, wo der Bach auf bereits vorhandene, durch tektonische Verhältnisse, beziehungsweise durch die Zertrümmerung dieses alpinen Ausläufers, geöffnete Wege stieß, die er sich dann weiter erodierte. Wo es keine derartigen präexistierenden Wege gibt, dort fließen die Bäche parallel dem entsprechenden triadischen Stock. Dass aber diese Durchbrüche wirklich tektonischen Verhältnissen ihr Dasein verdanken, beweisen uns auf das unzweifelhafteste die häufig zu beobachtenden, mehr weniger horizontal gestreiften und geglätteten Verschiebungsflächen. Die respectiven Gebirgsschollen nämlich wurden an ihren Contactflächen durch außerordentlichen Druck zuerst zur Breccie zertrümmert und dann durch die wieder-

holten Querbewegungen zu »Harnischen« poliert. (In der Očura und an anderen Stellen der Ivanščica zu beobachten.)

Noch habe ich hier eines wichtigen Umstandes zu gedenken, den ich übrigens schon in Kürze betont habe, nämlich, dass wir imstande sind, den Erosionsbetrag des Baches Krapinica vom Diluvium, beziehungsweise der paläolithischen oder Interglacialzeit an bis auf heute mit 25 *m*, und zwar in den Conglomeraten und Sandsteinen des Mediterran im Orte Krapina zu bestimmen. Diese Erosion geschah und geschieht senkrecht auf die Streichungsrichtung entsprechend dem Einfallen jener marinen Strandbildungen. In jener Höhe nämlich hinterließ der Krapinicabach seine Sedimente in Gestalt von grobem Gerölle und schlammigem Sand, was ich später noch genauer besprechen werde.

II. Die Lagerstätte der diluvialen Überreste.

a) Lage, Zusammensetzung und Entstehungsweise der Lagerstätte.

Ich sagte bereits, dass das Diluvium von Krapina zweierlei Ursprunges ist: Eine Bachanschwemmung und eine Auflagerung von Verwitterungsproducten — Eluvium. Es wird in diesem Abschnitte sowohl der eine als der andere Ursprung besprochen werden; interessant ist es jedenfalls, dass wir beiden Ausbildungsformen an einer und derselben Stelle begegnen. Nur den günstigen Verhältnissen ist die Erhaltung dieser sonst mürben Gebilde zu danken. Ihr Alter bestimmten uns außer den geologischen Momenten noch die in denselben conservierten Überreste gewisser ausgestorbener Thierarten.

Gehen wir vom Krapinaer Hauptplatz in nordwestlicher Richtung bis zur St. Florians-Kapelle und wenden wir uns dann nach links, so schauen wir gerade in den einige hundert Schritte entfernt stehenden, abgedeckten, gelben, sandigen Abhang unter dem Berge Hušnjakovo, welcher gleichzeitig unsere Lagerstätte ist.

25 *m* ober dem heutigen Krapinicabache sehen wir auf dem genannten Berge eine etwas nach Südosten hängende, durch Sand ausgefüllte Vertiefung, welche sich in dem bereits erwähnten mediterranen Sandsteine, von welchem ich sagte, dass er von Westen nach Osten streichend, d. h. das Krapinicathal verquerend, unter dem Winkel von 22° nach Süden einfällt, befindet. Nachdem jener Sand zu Bauzwecken im Orte verwendet wird, hat man bereits eine größere Partie der erwähnten Sandmasse abgetragen und dadurch einen Theil des einstigen Höhlenbodens bloßgelegt. Den Boden dieser höhlenartigen Vertiefung und die übrige Ausfüllungsmasse derselben untersuchend, fand ich, dass bei ihrer Bildung zwei Factoren thätig waren. Der eine war, wie bereits erwähnt, der Krapinicabach selbst, welcher in jenen miocänen Sandsteinen und Conglomeraten, als er noch 25 *m* höher floss, die Höhle auswusch und zuerst seine groben Gerölle, bestehend aus mehr weniger abgerundeten Leithakalkstücken, Sandsteinen und Feuersteinen mit Sand vermengt, hinterließ. Als sich die Bachströmung von seinem rechten Ufer entfernte, lagerte das nunmehr ruhiger fließende, zuweilen auch stehende Wasser schlammig-sandige oder bloß schlammige Sedimente ab. Lange nachher erreichte der Bach nicht mehr den Boden der Höhle; denn wir sehen, dass die vorhin erwähnten Bachsedimente durch ein ganz anderes Gebilde, nämlich einen gelben Sand ersetzt sind. Bei stattgehabten großen Überschwemmungen indessen bespülte der Bach hie und da wieder den Boden unserer Höhle, welchen er auch abermals mit seinen charakteristischen Absätzen bedeckte. Und so zeigt unsere Höhle in ihrem ersten Stadium der Anfüllung zuerst gröbere und feinere Bachsedimente, dann eine Wechsellagerung dieser, mit Producten der Verwitterung der überhängenden Sandsteine. Dieser interessante Schichtencomplex, welcher in dem Profile (Abb. 114) mit *I* bezeichnet ist, war über 1 *m* dick und enthielt sehr bezeichnende Überreste,

welche nebst den petrographischen Charakteren auch ihrerseits die Genesis desselben erklären. Außer *Limnaeus* sp. — also einer Wasserschnecke — fanden sich darin die meisten Überreste von *Castor Fiber L.*, eines Säugethieres, welches vornehmlich neben dem Wasser lebt.

Der ganze übrige, aus gelbem Sande bestehende und die Zone 2 bis 9 enthaltende Complex ist eluvialer Herkunft und entstand, wie schon des öfteren bemerkt, durch die Verwitterung der überhängenden mediterranen Sandsteine. Die ungleich dicken Schichten des Eluviums sind untereinander eigentlich nur durch die darin eingeschlossenen Überreste von Knochen und Culturschichten getrennt. Die terrestrische Entstehungsweise beweisen uns noch übrigens die im Eluvium vorgefundenen Landschnecken: *Helix pomatia, Fruticicola, Campylaea* und *Zonites.*

Ich erwähnte bereits, dass die erste Zone der Höhle — also das tiefste, vornehmlich durch Wasser abgelagerte Sediment — nach Südost hängt; dasselbe beobachten wir auch

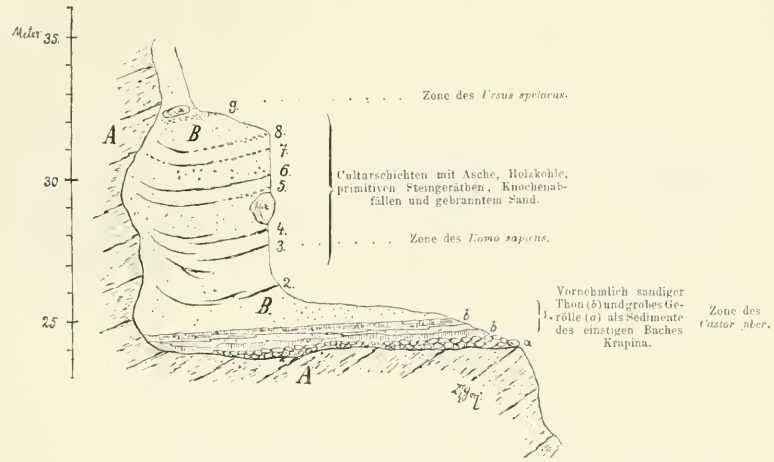


Abb. 114. Berg »Hušnjakovo« in Krapina, die Lagerstätte des diluvialen Menschen u. s. w.
A = Miocän-mariner Sandstein, *B* = Eluvium von *A*; λ = abgefallene Stücke von *A*.

an den eluvialen, beziehungsweise Culturschichten, jedoch mit dem Unterschiede, dass die einzelnen Schichten gegen die Höhlenwand zu aufgebogen erscheinen; ein Umstand, welcher durch das Nachsinken der mittleren, von der Felswand — also der Anhaftstelle — entfernteren Partie erklärlich ist. Die Neigung der Sedimente der ersten Zone beträgt 12°, und es drängt sich unwillkürlich der Gedanke auf, dass diese Strata durch nachträglich stattgehabte Bewegungen aus ihrer ursprünglich horizontalen in die genannte geneigte Lage versetzt wurden.

Die Höhle scheint nicht hoch gewesen zu sein, und ihr Boden erhöhte sich, wenn auch langsam, so doch unaufhörlich, durch die Abwitterung des überhängenden Sandsteines. Außer diesen Verwitterungsproducten fielen auf den jeweiligen Boden der Höhle auch große, losgelöste Sandsteinblöcke, die dann häufig die unter ihnen lagernden Knochen deformierten (so den Schädel des *Ursus spelaeus*, dessen Schädeldach eingedrückt und überdies noch seitwärts gequetscht erscheint). Außerdem war es oft schwierig, die Grenze zwischen Eluvium und der Höhlenwand festzustellen, weil gewöhnlich diese letztere all-

mählich in jenes übergieng. Endlich schien die Höhle keine gleichmäßige, sondern wenigstens durch eine Sandsteinsäule getrennte Vertiefung gewesen zu sein. Dessen belehrten mich die vorigjährigen Ausgrabungen zwischen der ersten und siebenten Zone, wo wir an einer Stelle eine continuierliche taube, unverwitterte, indessen vom hinteren Höhlenrande durch Petrefacten führendes Eluvium getrennte Sandsteinmasse, welche in dicke Schichten gesondert war, abräumen mussten.

b) Die Culturschichten.

Nachdem wir uns nun mit der Entstehungsweise der diluvialen Gebilde am Berge Hušnjakovo vertraut gemacht haben, bleibt uns noch übrig, einiges über die Culturschichten unseres Diluviums, die sich — wie gesagt — theils durch Färbung, theils durch Knochen und Steinabfälle verrathen, näher ins Auge zu fassen. Neben den Knochen, die wir auch zwischen den dunkler gefärbten Schichten vorfinden, sind gerade diese dunklen, stellenweise röthlichen Schichten besonders wichtig, weil sie sich bei näherer Besichtigung als von Holzkohle, Asche, angebranntem Sand mit scharfkantigen Gesteinsabfällen, zerbrochenen und vielfach angebrannten und verbrannten Knochen zusammengesetzt erwiesen. Alle diese Überreste weisen ganz bestimmt auf ein Wesen, welches Feuer legte, feuer-

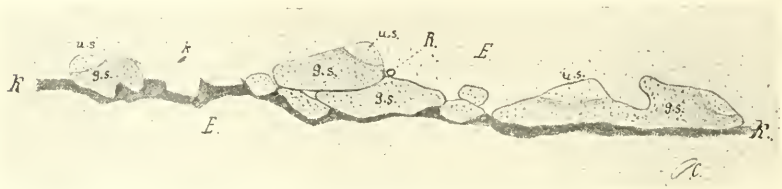


Abb. 115. Eine Feuerstatte im Eluvium von Krapina (1 *cm* = 1 *m*).
b = Eluvium (gelber Quarzsand); *K* = Holzkohlenschichte der Feuerstätte; *g s* = rothgebrannter Sandstein; *u s* = ungebrannt gebliebener Theil des Sandsteines; *k* = ein Rhinoceros-Molar; *k* = Holzkohlenstück; *C* = ein Rippenfragment.

steinartige Gesteine zerbrach u. s. w., also auf den Menschen hin. Man benannte auch derartige Schichten, in denen man Überreste der menschlichen Thätigkeit findet, »Culturschichten«.

Die einzelnen Culturschichten nun liegen entweder nebeneinander in demselben Niveau — also als gleichzeitige oder vertical übereinander — also als zeitlich getrennte Lagerstätten. Ihre Ausdehnung und Dicke ist, da von der Größe des jeweiligen Feuerherdes abhängend, eine sehr schwankende. Gewöhnlich keilen sie sich gegen ihre Ränder aus, gleichen also sehr flachen linsenartigen Einlagerungen. Die der Höhlenwand zugekehrten Ränder der Feuerlager sind jetzt zumeist aufgebogen, da sich ihr entfernterer Theil durch die aufgelagerte Sandpartie absetzte. Stellenweise — und zwar immer entfernter von der Höhlenwand — sind die Feuerlager, wo der Druck durch die überlagernden Massen stärker zum Ausdrucke kommen konnte, einem Verwerfer ähnlich abgebrochen.

Um zu zeigen, wie ein derartiges Feuerlager beschaffen war, habe ich in Abb. 115 eines davon aus der Zone des *Ursus spelaeus* nach der Natur aufgezeichnet. Dasselbe ist 1·37 *m* lang und die verkohlte Schichte 3·5 *cm* dick gewesen. Die Feuerstätte ist in ihrer Erstreckung im verticalen Sinne etwas verworfen. In der Stätte selbst sehen wir einige 7—21 *cm* lange und 5—8·5 *cm* dicke Sandsteinstücke liegen, die an der dem Feuer zugekehrten Seite rothgebrannt sind. Nicht alle Feuerlager waren so beschaffen. Einige bestanden bloß aus Holzkohle, rothgebranntem Sand und Asche ohne irgend welche andere Überreste.

Andere wieder enthielten scharfkantige Feuersteinbruchstücke, dann wieder beobachtete man solche, in welchen nebst Gesteinsabfällen noch ganze oder mehr weniger zerbrochene und gebrannte Knochen lagen. Oft fand ich in der »Zone des *Ursus spelaeus*« zu Spodium verbrannte Höhlenbärenknochen, darunter einige ganze Unterkiefer. Die interessanteste Feuerstätte war zweifelsohne diejenige der dritten Zone; denn dieselbe bestand aus einem einzigen großen Feuerlager, in welchem fast ausschließlich menschliche, von verschieden alten Individuen herrührende Knochen, welche mehr weniger zerbrochen und angebrannt waren, vorgefunden wurden.

III. Überreste von Thieren.

Allgemeines. Die Krapinaer Fundstelle kann als eine sehr reiche bezeichnet werden. Es wurden da einige Tausend Knochenstücke, darunter auch trefflich erhaltene Skelettheile aufgesammelt. Nur war der Erhaltungszustand der aus dem Sande ausgehobenen Knochen ein äußerst delicater; sämmtliche Knochen waren so mürbe, dass man sie nicht einmal mit einer weichen Bürste abstreifen durfte, wollte man sie nicht gleichzeitig gefährden. Die Knochen mussten vorerst an der Sonne trocknen, damit die überschüssige Feuchtigkeit verdunstete, wodurch sie etwas resistenter wurden und eine Reinigung zuließen; darauf aber mussten sie sogleich mit einer Auflösung von Schellack in Alkohol imprägniert werden, um auf die Dauer haltbar zu sein.

Die Farbe der Knochen ist verschieden, je nachdem das betreffende Thier ein Höhlenbewohner oder ein im Freien lebendes Thier war. So sind beispielsweise sämmtliche Knochen und Zähne von *Rhinoceros, Bos, Ursus arctos, Sus* und des *Homo*, die nur gelegentlich in die Höhle einkehrten, weiß, während diejenigen des *Ursus spelaeus* und *Arctomys* grau und jene des *Castor* gelb (rostfarbig) sind.

Bemerkenswert ist auch die Art und Weise, wie die Knochen angetroffen wurden. Wie schon bemerkt, wurden viele zerbrochen und angebrannt entweder in den Feuerlagern oder auch isoliert im Sande zwischen den Culturschichten angetroffen. Am zahlreichsten und am besten erhalten wurden indessen Skelettheile des Höhlenbären gefunden, wogegen von anderen Thieren, beispielsweise von *Rhinoceros* und *Bos* wohl Zähne ziemlich häufig, die übrigen Skelettheile jedoch seltener und stets fragmentär gefunden wurden. Dasselbe gilt von *Sus* und den *Cerviden*, und es scheint demnach, dass von diesen Thieren (insbesondere *Rhinoceros* und *Bos*) bloß einzelne Körpertheile des erlegten Thieres in die Höhle hineingebracht wurden. Der Höhlenbär dagegen verschied häufig in der Höhle selbst und zwar an Alter oder an Knochenkrankheiten, gelegentlich wurde er auch erlegt. Es war mir aufgefallen, dass ich außer einer zusammenhängenden Partie von fünf Lendenwirbeln sonst niemals ein ganzes Skelet des Bären antraf; vielmehr waren die zahlreichen Knochen immer zerstreut, wie absichtlich herumgeworfen. Am zahlreichsten und am besten erhalten habe ich dieselben stets knapp bei der Höhlenwand und einzelne ganze Kiefer — wie bemerkt — auch in den Feuerstätten gefunden.

Übersicht der gesammelten Thierreste.

Meinem sehr geehrten Freunde Herrn Dr. Max Schlosser in München verdanke ich die Bestimmung mehrerer kleiner Thierreste, weil ich zu diesem Zwecke kein Vergleichsmaterial besitze; auch bestimmte er mir einige Fötalknochen, welche sonst unbekannt geblieben wären. Nach alledem beläuft sich die Fauna von Krapina — mit Ausnahme des Menschen — auf 16 Säugethiere, 1 Reptil und 3 Vögel.

A. Reptilia.

1. *Emys* (oder *Testudo*), linker Humerus.

B. Aves.

1. *Gallinidae* (nicht näher bestimmbare Knochen, und zwar Coracoid, Metatarsus).
2. *Oscinidae* (?) (Coracoid).
3. ? *Aquila* (mehrere Krallen, ein Zehenglied, dann das Oberende des Radius und ein solches von der Fibula).

C. Mammalia.

Canidae:
1. Canis lupus Lin.

Ursidae:
2. Ursus arctos Lin.
3. Ursus spelaeus Blumb.

Mustelidae:
4. Mustella foina Erxl.
5. Lutra (?) vulgaris Erxl.

Felidae:
6. ? Felis.

Sciuridae:
7. Arctomys marmota Schreb.

Castoridae:
8. Castor fiber Lin.

Cricetidae:
9. Cricetus frumentarius Lin.

Equidae:
10. Equus caballus L.

Rhinocerotidae:
11. Rhinoceros antiquitatis Blumb.

Suidae:
12. Sus scrofa ferrus L.

Cervinae:
13. Cervus elaphus L.
14. Cervus capreolus L.
15. Cervus euryceros Aldr.

Bovinae:
16. Bos primigenius Boj.

Canidae:

1. Canis lupus L.

Vom Wolf liegen Kieferstücke, isolierte Zähne und Extremitätenstücke vor, und zwar: rechtes Oberkieferfragment mit zwei Prämolaren, dann ein Oberkieferfragment mit dem letzten Prämolar; ferner vorletzter und letzter Milchzahn P_3 und P_4; ein Stück des linken Oberkiefers mit P_3 und P_4, dann der M_1 der linken Seite, fünf Canine von oben und unten und endlich ein unterer, rechter Incisiv.

Von den Extremitäten wurden gefunden: ein rechter Radius, ein linker Humerus, eine rechte Tibia, zehn Stück Metacarpalia und Metatarsalia nebst sieben Phalangen der ersten und zweiten Reihe, ein Calcaneus, einige Wirbel und Rippen.

Die Reste von *Canis lupus* stammen aus den oberen Partien des Sandcomplexes; die Knochen sind zum Theile grau.

Ursidae:

2. Ursus arctos Lin.

Der braune Bär war auch in Krapina vorhanden, indessen liegen von ihm verhältnismäßig nur wenige Reste vor, welche sich auch durch ihre weiße Färbung von jenen des Höhlenbären unterscheiden lassen. Außer einem gut erhaltenen linken Unterkieferast (mit dem vorletzten stark angekauten M und den C), welcher durch das Vorhandensein der Alveole für den P_1 ausgezeichnet ist, besitze ich noch ein linkes Oberkieferfragment mit $P_4 M_1$, sehr stark abgekaut, dann $P_4 M_1$ ebenso vom linken Oberkiefer, ferner M_1 und M_2 des linken Oberkiefers; $M_1 M_2$ des linken und M_1 des rechten Unterkiefers; 3 I und 6 C. — Von Extremitäten erwähne ich neun Metacarpalia und Metatarsalia, einige Phalangen, eine Fibula, zwei distale Bruchstücke von Humerus, ein Scapholunatum, ein Hamatum, ein Sesambein, zwei Klauen, 16 Verbindungsstücke zwischen den Rippen und Sternalgliedern, die wegen des Alters des Thieres verknöchert sind. Dem *Ursus arctos* dürften noch andere Skeletfragmente angehören (Radius, oberes und unteres Gelenkende), die indessen zu mangelhaft erhalten sind, um näher bestimmt werden zu können.

3. Ursus spelaeus Blumb.

Der Höhlenbär hinterließ die zahlreichsten Skeletreste; zwar wurde ein vollständiges Skelet weder gefunden noch beobachtet, doch wurden so manche ganze Knochen gesammelt. Die schönsten davon befanden sich in den Vertiefungen der Höhlenwand; mehrere wurden — wie schon bemerkt — in den Feuerlagerstätten verbrannt angetroffen; im ganzen aber lagen sämmtliche Bärenknochen ganz regellos, wie absichtlich herumgeworfen, so zwar, dass keinmal beispielsweise bei einem Schädel auch der dazu gehörende Unterkiefer lag. Ganze Schädel aus dem Sande herauszupräparieren war fast unmöglich, da alle mehr weniger durch Druck deformiert und zersprungen waren, beim Herausheben nachgaben und in mehrere Theile zerfielen. Und dennoch gelang es uns, wenn auch nur einen einzigen Schädel ganz zu erhalten. Er ist zwar nicht normal, weil er durch den verticalen und seitlichen Druck zu leiden hatte; aber gerade deshalb ist er umso interessanter. Das Schädeldach ist, wie ich dies erwähnte, beiläufig um den Betrag eines Centimeters in die Schädelhöhle eingedrückt, und der ganze Schädel überdies noch nach links, nämlich in der Richtung der Schichtenneigung des diluvialen Sandcomplexes verschoben.

Bemerkenswert ist, dass außer alten Individuen auch Skelettheile von jugendlichen Exemplaren (Humerus, Radius, Femur 15·5 *cm* lang) gefunden wurden. Sämmtliche Höhlenbärenknochen als auch Zähne sind grau. Endlich konnte noch festgestellt werden, dass der Höhlenbär auch cariöse Zähne hatte, und dass er an Knochenüberwucherung und Knochenfraß litt. Diesbezüglich liegen einige Wirbel, ein Unterkiefer und ein Humerus vor.

Es wurden — ausgenommen eine ansehnliche, weit über 1000 Stück Fragmente zählende und weggelegte Menge Knochen — folgende, zumeist gut erhaltene Stücke zusammengebracht:

1	ganzer Schädel (deformiert) mit Zähnen,			
3	Schädelhintertheile,			
32	größere und kleinere Schädelstücke.			
4	Paar Oberkiefer,			
30	Stück Unterkiefer (13	ganze und	17	Bruchstücke)
185	Wirbel von verschiedenen Körperabschnitten,			
4	Schulterblätter,			
13	Stück Humerus (7	ganze und	6	Bruchstücke),
15	» Radius (11	»	4	»),
13	» Ulna (10	»	3	»),
39	Carpalknochen,			
55	Metacarpalia,			
48	Phalangen,			
210	Rippen,			
10	Becken (2	ganze,	8	Bruchstücke),
5	Os sacrum,			
8	Os penis,			
17	Femur (11	ganze und	6	Bruchstücke),
11	Tibia (6	»	5	»),
1	Fibula,			
51	Tarsalia,			
80	Metatarsalia,			
15	Phalangen,			

11 Patella und
17 Klauen.
Im ganzen 707 Stück.

Mustelidae:

4. Mustela foina Erxl.

Von dieser Marderart besitze ich bloß den linken Unterkiefer, dessen Länge 60 *mm* bei einer Höhe (unter der Zahnreihe) von 9·6 *mm* beträgt.

5. (?) Lutra vulgaris Erxl.

Dieser Thierart dürfte eine rechte Ulna angehören, deren Länge ohne das abgebrochene Olecranon 66·5 *mm* erreicht.

Felidae:

6. (?) Felis sp.

Bloß die obere Hälfte des rechten Radius.

Sciuridae:

7. Arctomys marmotta Schreb.

Von dieser bisher aus Kroatien unbekannt gewesenen Art liegen mehrere Skelettheile vor, von denen ich vorerst zwei Unterkiefer nenne, wovon der eine mit sämmtlichen Zähnen bewaffnet ist, wogegen dem anderen leider alle Backenzähne mangeln. Ferner ist beiden der Proc. condyloideus abgebrochen. Trotzdem kann von dem bezahnten und gleichsam besser erhaltenen Unterkiefer Folgendes bestimmt werden:

Rechter Unterkiefer:

Länge des Kiefers vom unteren Rande des Angulus mandibularis bis zum Schneidezahn	61·5 *mm*
Dieselbe Kieferlänge inclusive dem Schneidezahn	72·3
Höhe des Kiefers zwischen M_1 und M_2	16·0
Länge der Molarreihe	29·5

Sämmtliche Zähne sind sehr gut erhalten; von dem P kann noch erwähnt werden, dass er dreiwurzelig ist, was übrigens für diese Art bezeichnend ist.

Der andere Unterkieferast ist linksseitig, etwas kürzer als der vorige, und es mangeln ihm, wie gesagt, außer dem Schneidezahn sämmtliche Mahlzähne als auch der größte Theil des Ramus mandibulae.

Von den übrigen Skelettheilen erwähne ich, und zwar von den vorderen Extremitäten: eine theilweise erhaltene rechte Scapula, drei rechte und einen linken Humerus, einen rechten Radius, eine rechte und eine linke Ulna.

Von den hinteren Extremitäten: den linken Beckentheil, ein rechtes und ein linkes Femur, dann eine rechte und eine linke Tibia, das fünfte Metatarsale des rechten Fußes, endlich einen Rückenwirbel und eine Rippe.

Castoridae:

8. Castor fiber Lin.

Von dieser noch jetzt in Europa vereinzelt vorkommenden Thierart wurden in Krapina ziemlich häufig Überreste vorgefunden, und zwar hauptsächlich in den vom Bache abgesetzten Sedimenten, die häufig durch Eisenoxyd gelb gefärbt sind und von welchem auch die Knochen des Bibers zum großen Theile imprägniert wurden. Von den Schädelknochen sind hauptsächlich die kräftigen Kieferstücke mit ihren Zähnen, dann Extremitäten und Wirbel zu erwähnen, und zwar:

1 Oberkiefer mit beiden Molarreihen.
8 linke Unterkiefer, zwei davon mit Processus condyloideus,
5 rechte » » » » » »
einige Beckenstücke.
6 linke und 1 rechtes Femur.
1 linke und 3 rechte Tibia.
1 linker und 1 rechter Humerus.
2 Ulna und 5 Wirbel; ferner
17 Incisivi, 43 Molares, 17 Kieferfragmente mit oder ohne Zähne.

Einige Biberknochen wurden auch in den höheren Schichten gefunden, wohin sie wahrscheinlich von dem Menschen verschleppt worden sind.

Cricetidae:

9. Cricetus frumentarius Lin.

Im ganzen liegt bloß der linke Unterkiefer, die obere Hälfte des linken Femur und der untere Theil des Humerus vor.

Equidae:

10. Equus caballus Lin.

Davon liegt nur der 3. Molaris des linken Unterkiefers vor.

Rhinocerotidae:

11. Rhinoceros antiquitatis (= tichorhinus) Blumb.

Das Nashorn war in der Umgebung von Krapina allem Anscheine nach ziemlich häufig. Besonders sind es Zähne verschieden alter Individuen, die durch den ganzen Sandcomplex hindurch gefunden wurden. Sämmtliche Zähne sind fast schneeweiß, aber sehr spröde. Im ganzen liegen etwa 106 isolierte Zähne, dann zwei Unterkieferfragmente mit je einem Zahn, ein Oberkieferfragment mit drei Alveolen und eine Menge Zahnbruchstücke vor. Von anderen Schädelknochen liegen bloß Fragmente des *Processus zygomaticus, Condylus occipitalis*, ein Hinterhauptfragment und der hintere Theil des Unterkiefers mit dem Gelenkkopfe vor.

Ferner wurden mit Mühe einige Gelenkstücke von Extremitäten conserviert, und zwar: zwei Femurfragmente, zwei obere Gelenkstücke der Ulna, Radius (proximales Ende), Gelenkkopf des Humerus, distale Gelenksfragmente des Humerus, Astragalus, ein Halswirbel, Wirbelapophysen, Processus styloideus, Lunatum und einige nicht näher bestimmbare Bruchstücke. Bemerkenswert ist es, dass auch Rhinocerosknochen sehr stark angebrannt gefunden wurden, und zwar Humerusgelenkköpfe.

Von besonderem Interesse dürfte die Thatsache sein, dass auch Knochen von ganz jugendlichen Thieren gesammelt wurden: so einige Metatarsalstücke, dann ein Femur, welches bloß 19·0 *cm* lang ist (ohne die mangelnden Gelenkstücke).

Die Knochen dieser unentwickelten Thiere sind äußerst zart.

Es scheint, dass die erlegten oder gefangenen Thiere stückweise von dem Menschen in die Höhle geschleppt wurden, und zwar zumeist die Extremitäten, da von den übrigen Skeletpartien nur selten Überreste gefunden wurden.

Suidae:

12. Sus scrofa ferrus Lin.

Vom Wildschwein wurden bloß ein Incisiv, zwei obere und zwei untere Canines, das vierte Metatarsale der rechten Seite und ein Cuboid (sin.) gefunden.

Cervinae:

13. Cervus elaphus Lin.

Von diesem Thiere liegt bloß der untere linke P_2 vor.

14. Cervus capreolus Lin.

Im ganzen besitze ich den vorderen Theil des rechten Unterkiefers mit dem P_2 nebst einem isolierten rechten M_1 und einen Canon des Hinterfußes.

15. Cervus euryceros Aldr.

Davon liegt bloß der linke P_4 vor.

Bovinae:

16. Bos primigenius Boj.

Sämmtliche Knochen dieses Thieres sind weiß und mit Ausnahme der gut erhaltenen Zähne zumeist in Bruchstücken vorhanden. Nie konnte ein größerer Knochen ganz aus dem Sande präpariert werden, weil sie bis zum Zerfallen mürbe waren. Bloß Gelenktheile einiger Extremitäten, dann einige wenige Phalangen sind verhältnismäßig gut erhalten geblieben. Es möge noch hervorgehoben werden, dass die Knochen von Bos häufig zerbrochen und oft angebrannt gefunden worden sind.

Von isolierten Zähnen wurden im ganzen 103 Stück, wovon 12 Incisive, 22 obere und 26 untere P, dann 23 obere und 18 untere M verschieden alter Individuen gefunden.

Von Extremitäten erwähne ich: einen angebrannten Gelenkkopf des Femur, fünf distale Gelenkstücke der Tibia, vier Fibularudimente, vier Sesambeine, einen Astragalus, ein Calcaneum, fünf proximale Radiusstücke, Humerusfragmente, einige Wirbel, Rippen, Patella u. s. w. Ferner zehn Stück Metacarpalia (3 + 4 = Canon), und zwar distale Gelenkköpfe, zwei Phalangen der ersten Reihe des vorderen Fußes, eine solche der zweiten Reihe, zwei Stück Hufe, dann ein Schulterfragment, ein Cuneiforme tarsi (sin.), Magnum trapezoid. (sin.) und ein Lunatum.

Von Schädelknochen liegen nur spärliche Überreste vor, so: der hintere Theil der rechten Mandibula mit dem Capitulum und zwei Symphysisstücke des Unterkiefers.

Die Überreste von *Bos primigenius* wurden hauptsächlich in den oberen Zonen (8—7) gefunden.

IV. Faunistische Schlussfolgerungen über den Charakter und das Alter der Krapinaer Reste.

Die fossile Fauna von Krapina gehört nach der soeben dargestellten Übersicht in die Kategorie der sogenannten reinen Faunen, die uns nämlich ein getreues Bild der damaligen Bewohnerschaft zeigen, eine Fauna also ohne Vermengungen mit jüngeren, etwa nachträglich hinzugekommenen oder eingeschwemmten Resten, wie man solche so häufig an Höhlenfaunen beobachtet.

Die Fauna von Krapina ist zusammengesetzt aus bereits ausgestorbenen Typen, wie *Rhinoceros antiquitatis*, *Ursus spelaeus*, *Bos primigenius* und *Cervus euryceros*, dann aus Typen, welche bisher aus Kroatien überhaupt nicht bekannt waren, wie: *Castor fiber* und *Arctomys marmotta*, welch letztere Thierart besonders wichtig ist und bloß während des Diluviums bis in unsere relativ tiefen Gegenden kam. Freilich waren es auch gewichtige physikalische Ursachen, welche das Murmelthier aus jenen hohen alpinen Regionen herabzwangen. Diese Ursache war die Eiszeit, während welcher die Gletscher an Ausdehnung gewannen, infolge dessen auch das Murmelthier seinen gewöhnlichen Standort verließ und sich in Gegenden,

welche außer dem Bereiche der Vergletscherung lagen, flüchtete. Das Murmelthier lebte demgemäß in Krapina während der Glacialzeit, da Kroatien, soviel mir bekannt ist, in keinem Theile vergletschert war.[1])

Die übrigen Thiere der Krapinaer Fauna sind gewöhnliche Repräsentanten der diluvialen Faunen, jedoch solcher, die in keiner Weise etwa auf ein kaltes Klima hinweisen würden (*Cerviden, Sus scrofa ferrus, Canis lupus, Ursus arctos, Castor fiber*), wie dies ebensowenig die mitvorkommenden Landschnecken der noch heute in Kroatien lebenden Arten der Gattungen: *Helix, Campylaea, Fruticicola* thun. Die Fauna von Krapina entspricht fast genau jener von Taubach bei Weimar, was auch mein sehr geehrter Freund Dr. M. Schlosser nach Durchsicht der ihm zugesandten Knochenreste mit folgenden Worten aussprach: »Dem Erhaltungszustande und anscheinend auch den Arten nach ist diese Fauna der von Taubach äußerst ähnlich; ich zweifle daher nicht, dass sie ein relativ sehr hohes Alter hat.« Nun aber ist die Fauna von Taubach als »interglacial« befunden (Penck) und einer Zeitperiode mit wärmerem Klima zugetheilt worden, eine Ansicht, mit welcher auch meine Ausführungen bezüglich der Krapinaer Fauna gut im Einklange stehen.

V. Reste des menschlichen Skelettes.

Wie bemerkt, rühren die vorliegenden Überreste von verschieden alten Individuen her. Es kann dies nach der Abgenütztheit der Zähne, dem Vorkommen von Milch- und Ersatzzähnen, dann den verschieden dicken Schädeldachknochen, den Supraorbitalrändern u. s. w geschlossen werden. Außer Zähnen aus der Periode des Zahnwechsels, also zwischen dem 6. und 13. Jahre, gibt es ferner nur mäßig abgenützte Zähne von Individuen zwischen 20—30 Jahren, und dann wieder stark abgekaute, von bereits alten Exemplaren herrührende Zähne. Sämmtliche Skelettheile gehörten normal entwickelten Individuen an und weisen so manche interessante Eigenthümlichkeiten auf. Diesbezüglich nenne ich jene, welche dem Gerüste der Ernährungsfunction angehören, weil sie den damaligen schwierigeren Lebensbedingungen Rechnung tragend, sich nothwendigerweise denselben anpassen mussten. Wir treffen auch demgemäß neben einem kräftigeren Kieferapparat auch die mit demselben im Zusammenhange stehenden Knochen des *Os temporale* verstärkt an. Alles dies sind indessen nur Adaptionseigenthümlichkeiten, die in keiner Weise den Krapinaer Homo von dem recenten Menschen in einer durchgreifenden Weise unterscheiden würden.

Bloß zwei Momente sind es, die einzig und allein auffallend und charakteristisch hervortreten, und diese bestehen einmal in den sehr verdickten und hervortretenden Oberaugenrändern, ein Merkmal, das wir an einigen der bisher bekannten fossilen Schädel beobachten, welche man aber als pathologisch bezeichnet, ein Vorgehen, welches gewiss theilweise seine Berechtigung haben dürfte, da man in ganz ähnlicher Weise entwickelte Schädel auch heutzutage (im Nordwesten Deutschlands, in Belgien u. s. w.) beobachtet. Das andere Moment liegt in den zahlreichen Schmelzfalten der Molaren, eine Erscheinung, welche, wie wir dies an entsprechender Stelle näher zeigen werden, von hervorragendem entwicklungsgeschichtlichen Werte ist.

[1]) Die seinerzeit von weiland Prof. Dr. Pilar aufgestellte Ansicht über die Vergletscherung des Agramer Gebirges (»Tragovi oledbe na podnožju zagrebačke gore.« — »Rad« jugoslavenske akademije. Zagreb [Agram]. XXXIX, 1877) kann nicht aufrecht erhalten werden, weil die vermeintlichen Gletschergeschiebe am südlichen Abhange des Agramer Gebirges keine solchen, sondern Absätze der sich langsam ganz aussüßenden pontischen Seebildungen, die allmählich in sandige Lehme des Diluviums übergehen (die Terrasse in und bei Agram), oder Absätze der einstigen Bachläufe sind. Die von der Sauebene abstoßende Vorhügelreihe ist vielmehr vornehmlich eine mehrfach erodierte diluviale Terrasse, die ihr Dasein Paraklasen verdankt.

Indem sich der Homo von Krapina von allen bisher bekannten derartigen Funden noch durch seine anders gestaltete Stirne unterscheidet, so unterlasse ich eine Vergleichung der Krapinaer Funde mit den bereits bekannten, will aber trachten, eine genaue Beschreibung derselben durchzuführen, da sich ja alle ihre Eigenheiten und Differenzen im Gegenhalt zu den bereits beschriebenen Schädelresten von selbst ergeben werden.

Die Knochen des Schädels.

Vor allem ist der Obere Augenrand in erster Reihe bemerkenswert, weil er in einer derartig kräftigen und stark hervortretenden Form kaum beobachtet wurde. Zwar sind die oberen Augenränder einiger diluvialer Schädel auch bedeutend verdickt und vorgezogen, doch nicht so sehr, wie beim Krapinaer Menschen. Selbst der *Pithecanthropus erectus Dubois* aus Java kann sich diesbezüglich nicht mit unseren Resten messen. Wichtiger noch ist ein weiterer Umstand, welcher den Homo von Krapina für jetzt ganz eigenthümlich erscheinen lässt und ihn von den bekannten diluvialen Menschenresten unterscheidet, und dies ist der Umstand, dass wir beim Krapinaer Menschen den verdickten und vorgezogenen Augenrand in Verbindung mit einer hohen Stirne beobachten, wogegen die übrigen bekannten diluvialen Schädel mit stark vorgezogenen und verdickten Supraorbitalrändern gewöhnlich eine niedere, fliehende Stirne besitzen. Stark verdickte und gleichsam rohrartig vorgezogene Augenränder kommen am prägnantesten bei den anthropoiden Affen, jedoch in Verbindung mit einer ganz anders formierten Stirne vor. Trotzdem erblicke ich in den vorgezogenen und verdickten Augenrändern des diluvialen Menschen unzweifelhafte pithecoide Merkmale, die einmal mit einer flachen, ein anderesmal mit einer hohen Stirne verbunden auftreten. Daraus folgt aber auch unzweifelhaft, dass bereits im Diluvium mehrere Menschenrassen vorhanden waren, und ferner, dass der Mensch viel früher, also bereits im Tertiär, — wie dies auch allgemein angenommen wird — existierte.

Es liegen folgende Supraorbitalränder vor:

1. Rechtsseitiger Orbitalrand vom *Processus zygomaticus* an bis über die *Incisura frontalis* (Tafel I, Abb. 2). Gesammtlänge 52·5 *mm*. An der inneren (der Orbitalseite) sieht man, und zwar vor der Incisura, einen rundlichen Höcker; die Incisura selbst ist nicht jäh eingeschnitten, sondern sanft eingebuchtet. Die gerade Entfernung vom *Processus zygomaticus* bis zur Incisura (über den Höcker) = 36·7 *mm*; die maximale Dicke des Randes beim Ende der *Linea temporalis* = 12·5 *mm*; ober der Incisura fast = 15·5 *mm*; in der Mitte = 11·6 *mm*.

2. Rechtsseitiger Orbitalrand mit einer geringen Stirnpartie. Die *Linea temporalis* ist beim *Processus zygomaticus* sehr rauh. Dicke des Randes an der *Linea temporalis* = 11·4 *mm*; mittlere Dicke = 10·1 *mm*.

3. Ebensolches Fragment mit sehr rauher *Linea temporalis*. Mittlere Dicke = 10·0 und 13·2 *mm* beim Ende der *Linea temporalis*.

4. Rechtsseitiger Orbitalrand, 10 *mm* im Mittel dick.

5. Linker Augenrand mit rauher *Linea temporalis* circa 48 *mm* lang. Maximale Dicke vor dem *Processus zygomaticus* = 11·0 *mm*; mittlere Dicke = 10·3 *mm*.

6. Linker Orbitalrand 44·2 *mm* lang, ohne *Processus zygomaticus*, mit verhältnismäßig weiter und nur sehr mäßig eingebuchteter Incisura ohne Vorsprung. Die mittlere Dicke des Randes = 11 *mm*.

7. Linkes Orbitalrandfragment mit sehr rauher *Linea temporalis*. Maximale Dicke = 11·3; mittlere Dicke = 9·5 *mm*.

8. Linker Orbitalrand ohne *Processus zygomaticus* mit noch einem Theile der sehr flach eingebuchteten *Incisura frontalis*. Mittlere Dicke = 10 *mm*.

9. Linker Orbitalrand mit rauher *Linea temporalis*. Maximale Dicke = 9·6 *mm*; mittlere Dicke = 9·1 *mm*.

10. Linker Augenrand bis zum *Processus zygomaticus* 40·3 *mm* lang; maximale Dicke = 9·4 *mm*; mittlere Dicke = 6·5 *mm*.

Außerdem liegen noch zwei Bruchstücke von Supraorbitalrändern vor.

Alle besprochenen oberen Augenränder nach ihren Dickenausmaßen zusammengestellt, und hierzu noch jene zwei Supraorbitalbruchstücke hinzugefügt, ergeben zusammen 13 Orbitalränder (eines davon mit der Stirne), die wenigstens zehn verschieden alten Individuen mit stark verdickten und vorgezogenen Augenrändern angehörten.

Rechtsseitig		Linksseitig	
maximale Dicke	mittlere Dicke	maximale Dicke	mittlere Dicke
13·2	10·0		
12·5	11·6		
12·0	11·5		
11·4	10·1		
—	10·0	11·3	9·5
		11·0	10·3
		—	11·0
		—	10·0
		9·6	9·1
		9·4	6·5

Was die Protraction des *Margo supraorbitalis* betrifft, so kann dieselbe schwer genau bestimmt werden: früher habe ich dafür die Entfernung des Randes von der concavsten Stelle gemessen. Dieses Ausmaß ist indessen zu groß und drückt uns nicht den verticalen Abstand des Augenrandes von der Stirnfläche — also die wahre Protraction — aus, da sich beide Beträge wie beiläufig 19 (oder gar 23) zu 8 *mm* verhalten, wobei uns 8 den genannten verticalen Abstand, die anderen Zahlen aber die Länge der Protraction anzeigen.

Die Stirne. Von diesem wichtigen Knochen besitze ich bloß ein größeres Stück, zu welchem der rechtsseitige *Margo supraorbitalis* mit einem Theile der Temporalseite und einem schmalen Stirnstreifen gehört. Dies ganze, aus zwei Bruchstücken bestehende Stirnstück, wurde zu zwei Malen gesammelt. Im Jahre 1899 fand ich zuerst jenes mit dem Oberaugenrande versehene Fragment, welches wegen seiner auffälligen Eigenschaften anfangs unbestimmt blieb. Im Jahre 1900 fanden wir nun in derselben Culturschichte (dritte Zone), in welcher jenes Randstück gefunden wurde, das in Rede stehende Stirnbein. Letzteres ist an seiner Innenseite angebrannt, während das mit dem Orbitalrande versehene und zur Stirne gehörende Stück vom Feuer fast unberührt blieb.

Die Gesammthöhe des Stirnfragmentes (Tafel I, Abb. 1. 1 *a*) beträgt 69·3 *mm*; die Stirne selbst ist indessen, nach dem Verlaufe der *Crista frontalis* zu urtheilen, weit höher gewesen. Die Breite des Stirnbeines beträgt 78 *mm*. Die größte Dicke des Knochens (oben) 7·3 *mm*. An der vorderen Stirnfläche ist die deutlich wahrnehmbare Stelle der einstigen *Sutura frontalis* bemerkenswert. Nach unten zu, d. h. gegen die Augenränder hin, schweift die Stirne rasch nach vorne aus, woraus man schon sicher auch ohne die Augenränder auf einen eigenthümlichen Bau dieses Knochens schließen kann.

Erst nach beendeter Ausgrabung kam ich, von der geschilderten Ausschweifung der Stirne geleitet, auf den Gedanken, den bereits erwähnten Zusammenhang derselben mit den vorliegenden Augenrändern eventuell in Einklang zu bringen. Bei dieser Gelegenheit erkannten wir nun das zur Stirne gehörende Orbitalstück.[1]) Dasselbe ist ein 64 *mm* langes Knochenstück, dessen Supraorbitalrand 39·2 *mm* lang ist. Durch die Mitte desselben zieht sich die ziemlich rauhe *Linea temporalis*, welche sich tief einbiegend gegen den *Processus zygomaticus* wendet. Beiläufig 15 *mm* vor dem erwähnten Processus sieht man knapp und rechts bei der *Linea temporalis* eine ziemlich große ovale Vertiefung. Der obere Augenrand ist stark und vorgezogen; seine maximale Dicke beim *Processus zygomaticus* gleicht 12 *mm*, sonst variiert sie zwischen 10·6 und 11·5 *mm*. Beide Stücke zu einem Ganzen verbunden ergeben für die Stirnbreite, gemessen von der concavsten Stelle der *Linea temporalis* bis zur *Sutura frontalis*, den Betrag von 55·7 *mm*, woraus sich die Gesammtstirnbreite von 111·4 *mm* ergibt.

Außer der beschriebenen Stirne liegt noch ein angebranntes 52·3 *mm* langes Frontalstück eines jüngeren Individuums vor, an welchem ebenfalls die *Sutura frontalis* sichtbar ist.

Endlich besitze ich noch ein drittes Fragment der mittleren unteren Stirnpartie, welches auch etwas angebrannt ist. Außer der *Crista frontalis* ist noch die Ausschweifung gegen den Supraorbitalrand deutlich sichtbar.

Das linke *Os parietale* ist ein ziemlich vollständig erhaltener Knochen, an dem beide *Linea temporalis*, dann die radial zum *Margo squamosus* verlaufende, furchig gestreifte untere Partie, als auch der *Margo occipitalis* und *Margo frontalis* mit noch theilweise vorhandener Naht hervortreten, während die obere, gegen den *Margo sagittalis* gekehrte Partie abgebrochen (primärer Bruch) ist. — Die Breite des Knochens vom *Margo frontalis* zum *Margo occipitalis* gemessen beträgt 105·7 *mm*. Der Knochen ist etwas angebrannt. — Es liegen davon mehrere sowohl rechts- als linksseitige Fragmente vor, die ich nicht näher beschreiben brauche.

Schädeldach. Davon wurden zahlreiche Bruchstücke gesammelt. Ich erwähne bloß das best erhaltene Paar davon, nämlich die beiden Parietalstücke neben der *Sutura sagittalis* und bis zur *Sutura coronalis* (rechterseits). Beide Stücke wurden lose vorgefunden. — Die Gesammtbreite des Fragmentes beträgt 95 *mm*, die Länge bei 78·5 *mm*, die maximale Dicke an der *Sutura coronalis* 9·6 *mm*. An der inneren Seite dieses Knochenpaares sieht man ziemlich starke und breite *Sulci arteriosi* nebst tief eingeprägten *Foveolae granulares*. — Das Schädeldach war ziemlich flach und ist ebenfalls angebrannt.

Das Hinterhauptbein *(Os occipitale)*. Es liegen zahlreiche Fragmente von verschieden alten Individuen vor. Die innere als auch die äußere Fläche derselben ist sehr charakteristisch durch die stark ausgeprägten Sulci, Protuberantien und Nuchallinien. — Sämmtliche Fragmente sind sehr dick, mehrere davon angebrannt und primär zerbrochen. — Ich erwähne noch ein linksseitiges Occipitalstück, an welchem das entsprechende Stück des *Parietale* und der *Pars mastoidea* haftet, und welches sich insbesondere durch die tiefen Furchen und Vertiefungen der letzteren auszeichnet. Sonst zeigt der Knochen primäre Bruchränder, ist stark angebrannt und wurde nachträglich zusammengestellt, da auch dieses Schädelfragment stückweise gefunden wurde.

[1]) Ich habe wohl gezweifelt, ob das in Rede stehende Orbitalstück zur besprochenen Stirne gehört, und zwar gerade deshalb, weil das eine Stück theilweise, das andere aber kaum angebrannt ist. Die beiden sich deckenden vorderen Bruchränder passten indessen so gut aneinander, dass ich mich wohl überzeugen musste, dass von einem Zufalle nicht die Rede sein konnte, und dass beide Fragmente von einem und demselben Individuum herrühren. — Ich habe sie übrigens im kroatischen Ärzte- und Naturforscher-Vereine vorgewiesen.

Im ganzen besitze ich 115 Fragmente von den bisher besprochenen Schädelpartien. Ein bewanderter Anthropologe würde aus der vorliegenden Stirne, der Schädeldecke, dem linken Parietale und den Hinterhauptknochen gewiss einen ganz normalen Kopf herausfinden, an welchem bloß die dicken und vorgezogenen Supraorbitalränder befremdlich erscheinen würden.

Das *Os temporale*. Vom Schläfenbein liegen mehrere Bruchstücke vor, und zwar die wichtigsten Theile, nämlich: Die *Pars mastoidea, tympanica*, dann der *Processus zygomaticus* mit der *Fossa mandibularis*.

Von der *Pars mastoidea* liegen acht rechte größere und kleinere und fünf linksseitige Fragmente vor. An fünf rechtsseitigen Stücken ist der *Processus mastoideus* gut erhalten und zeichnet sich durch seine geringe Ausbildung aus; an einigen Exemplaren ist er kaum wahrnehmbar, da er bloß eine Knochenschwellung bildet; an anderen sieht man einen sehr reducierten Zapfen. Es kann sein, dass die geringe Ausbildung des *Processus mastoideus* mit dem individuellen Altersunterschiede im Zusammenhange steht.

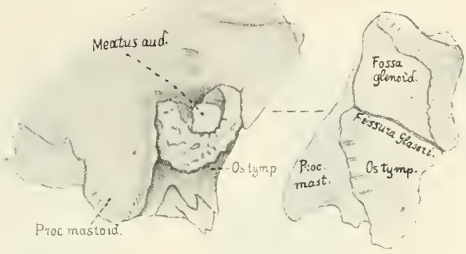


Abb. 116 (dext $^1/_1$).

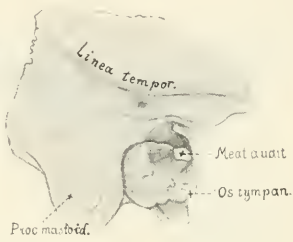


Abb. 117 (dext $^1/_1$).

Processus mastoideus und Os tympanicum. (Tafel I, Abb. 4—8.)

da ja dieser Knochenzapfen überhaupt ein sehr variabler Knochentheil ist; dennoch muss für die Krapinaer Reste betont werden, dass der *Processus mastoideus* sehr reduciert ist (s. Tafel I, Abb. 4 bis 8 und die Textabbildungen 116 and 117). Dem gegenüber ist die *Pars tympanica* geradezu auffallend verdickt (s. die erwähnten Textabbildungen); sie umkleidet zum größeren Theil den *Meatus auditorius* und erreicht bei der *Fissura tympano-mastoidea* eine Dicke von 7·5 *mm*, die sich bei der *Fossa glenoidalis (mandibularis)* auf 4·5 *mm* verringert. Durch diese Verdickung des *Tympanicum* ist aber der *Processus mastoideus* zurückgedrängt. — Derartige Verhältnisse beobachtet man auch an recenten Schädeln, und zwar — wie es mir scheint — häufiger an jenen von Naturvölkern. — Es möge noch bemerkt werden, dass die *Fossa mastoidea* eine gut bemerkbare Einsenkung bildet, während die *Spina supra meatum* schwach entwickelt und mit der Größe der Fossa abzunehmen scheint.

Durch die ziemlich prägnante *Fissura petro-tympanica* getrennt und in der Verlängerung der *Linea temporalis* sehen wir den Fortsatz des Schläfenbeines, nämlich den *Processus zygomaticus* mit der Gelenkfläche für den Unterkiefer, die *Fossa glenoidalis* oder *mandibularis*. Die Fossa ist etwas über die *Fissura Glaseri* erhöht und zieht sich längs dieser — wie dies an unserem abgebildeten Exemplare, Abb. 116, ersichtlich ist — ziemlich weit hin. Die abgebildete *Fossa glenoidalis* mit dem *Processus zygomaticus* (Abb. 118 und

Tafel I. Abb. 9) zeigt uns recht gut die Beschaffenheit der Gelenkfläche: sie ist quer stark verlängert, da ja der Knochen hier — von außen bis zur inneren Sutura — nicht weniger als 32·3 *mm* misst, wovon auf die Gelenkfläche selbst circa 20—21 *mm* entfallen. Demgemäß ist auch die Basis des *Processus zygomaticus* breiter und der Bogen desselben weiter, da der Processus vom *Tuberculum articulare* unter einem Winkel von über 90° abbiegt. Daraus ließe sich auf einen breiten Schädel, beziehungsweise ein solches Gesicht schließen. — Außer dem abgebildeten Exemplare besitze ich noch acht Fragmente (vier rechte und vier linke) mit theilweise erhaltener *Fossa glenoidalis*.

Das Jochbein (*Os zygomaticum*) (Abb. 119). Außer dem unteren abgebrochenen Theile dieses Knochens, der sich mit dem Oberkiefer verbindet, und dem fehlenden *Processus zygomaticus* ist derselbe sonst gut erhalten. Er zeichnet sich außer seiner Breite besonders durch die bedeutende Anzahl der Gefäßöffnungen an seiner Oberfläche aus. — Die maximale Breite des oberen Knochentheiles (und zwar über der Biegung) beträgt 14·5 *mm*. Seine *Superficies facialis* ist bezeichnend durch ihre acht ungleich großen Gefäßöffnungen. Vor allem machen sich zwei längliche, paarige Löcher (*a*), welche nebeneinander und schräge nach abwärts liegen, bemerkbar. Sie sind durch eine bloß schmale

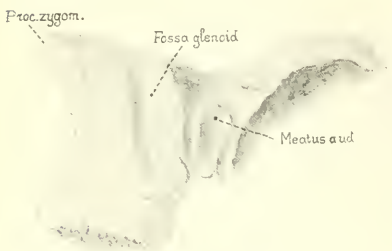


Abb. 118. Os temporale (sin. $^1/_1$).

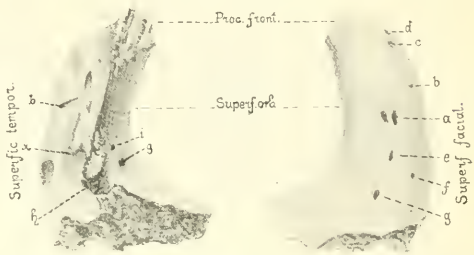


Abb. 119. Os zygomaticum (dext. $^1/_1$).

Knochenbrücke geschieden, unter welcher sich eine gemeinsame Öffnung befindet, welche links in eine kleine, unter der Brücke indessen in eine verhältnismäßig große, nach abwärts gerichtete Öffnung übergeht. Über den erwähnten sehen wir beim hinteren Rande weitere drei Öffnungen (*b, c, d*), von denen die untere (*b*) den Rand durchbrechend in einen schräg nach aufwärts, die obere (*d*) in einen breiteren nach abwärts gerichteten Canal und Sulcus an der Temporalseite übergeht. An der Seite dieses letzteren Canals beobachtet man einen nach abwärts gerichteten hakenförmigen Fortsatz (*x*). Die mittlere von den drei Öffnungen (*c*) verliert sich in einen geschlossenen Canal der Temporalseite.

Unter jenen paarigen Öffnungen (*a*) sehen wir noch drei Löcher: Das tiefste davon (*g*) — der *Canalis zygomaticus* — welcher mit einer größeren Öffnung an der Orbitalseite endet, dann eine ebenso große Öffnung über jener (*e*), welche schräg nach abwärts in den Knochen führt, und endlich eine kleine abseits liegende Öffnung (*f*).

An der Temporalseite wäre außer jenen sich kreuzenden Sulci noch einer größeren Gefäßöffnung unter jenem hakenförmigen Fortsatze zu erwähnen (*h*). Endlich sieht man noch an der Orbitalfläche schräge über der Öffnung des *Canalis zygomaticus* eine kleine Öffnung (*i*).

Die Kiefer. Von diesen sehr wichtigen Skelettheilen besitze ich wohl einige zwar unvollständige, aber insoferne gut erhaltene Stücke, als sie noch mit einer theilweisen

Zahnreihe besetzt sind und überdies noch einige interessante Eigenthümlichkeiten aufweisen, die man sonst gewöhnlich nicht beobachtet.

Der Oberkiefer *(Os maxillare)* (Tafel II. Abb. 1, 2). Davon liegen drei Fragmente vor, und zwar: zwei linksseitige und ein mittleres.

a) Der linke Oberkiefer mit einem Theile des rechten Kiefers (Tafel II, Abb. 1. 1 *a*) mit sechs Zähnen, und zwar: dem *Incisiv* des rechten, den beiden *Incisivi,* dem *Canin* und den beiden *Praemolares* des linken Kiefers. Die Zähne sind nicht stark abgekaut und dürften von einem kräftigen, in den Dreißigerjahren stehenden Individuum herrühren. Bezüglich der Incisiven wären die stark entwickelten Schmelzfalten der Lingualseite hervorzuheben. Der Kiefer zeichnet sich durch seine bedeutende Höhe aus; denn er misst vom Alveolarrand bis zur *Spina nasalis* 27·7 *mm,* oder mit den Incisiven 35·0 *mm.* Bemerkenswert ist die beiderseits der besagten *Spina* und ober den Incisiven befindliche breite und starke Einbuchtung, nämlich die beiden *Fossa praenasalis.* Hinter den ersten Incisiven befindet sich das große *Foramen incisivum* ohne Septum, welches 13·5 *mm* hinter der *Spina nasalis* mit nur einer Öffnung, dem *Canalis naso-palatinus,* der sich innerhalb der *Crista nasalis* fortzieht, endet. Gewöhnlich münden die beiden, jederseits der *Crista* liegenden und gegen den Gaumen hin convergierenden Canäle in eine gemeinsame Öffnung, das *Foramen incisivum.* Die Breite des linken Gaumens von der Sutura und knapp hinter dem Foramen bis zum 2. P gleicht etwa 22 *mm,* woraus sich die Gesammtbreite des *Processus palatinus* mit 44 *mm* ergibt; oder die Krone des genannten P mit eingerechnet 32·5 *mm,* wonach die totale Breite des Oberkiefers bis zu den Rändern des 2. P 65 *mm* betragen würde. Zu bemerken hätte ich nur, dass die Zähne vollkommen gesund sind, und dass der 2. P zweiwurzelig ist, die Wurzeln indessen mittelst einer Verbindungslamelle miteinander verwachsen sind.

b) Der linke Oberkiefer bis zur *Sutura palatina mediana* mit vier Zähnen, und zwar: 2 P und 2 M in zusammenhängender Reihe (Tafel II, Abb. 2). Die Zähne sind sehr gut erhalten, da nur wenig abgekaut. Ihre Wurzeln sind fast alle untereinander verwachsen, bloß beim 1. P sind die Wurzeln frei. Die Länge der Zahnreihe beträgt 40 *mm.* Der *Processus palatinus* reicht bis zur Sutura, und in dieser sehen wir die Hälfte des *Canalis naso-palatinus.* Auch dieses Kieferstück ist hoch; denn die Länge des erwähnten Canalis beträgt 23 *mm*; er war offenbar in der Crista situiert. Die Gaumenbreite war fast dieselbe wie beim vorigen Kieferstück.

c) Das vordere Oberkieferfragment mit zwei rechten Incisiven und drei Alveolen der linken Seite. Die Zähne dieses Kieferstückes sind etwas kleiner, indessen stärker abgekaut als bei den vorigen Kiefern. Auch ist die Höhe der Maxillen etwas geringer. Vom *Processus palatinus* ist die vordere zu den Incisiven gehörende Partie vorhanden und das *Foramen incisivum,* welches gerade so beschaffen ist, wie bei den vorigen Kieferstücken.

Der Unterkiefer — Mandibula (Tafel II, Abb. 3 *a, b,* 4, 5, 6). Am Unterkiefer sind zwei Theile zu unterscheiden, nämlich das *Corpus* mit den Zähnen und die beiden Äste — *Ramus.* Ich werde diese beiden Theile beschreiben, und zwar aus dem Grunde, weil ich keinen ganzen Unterkiefer besitze, sondern bloß Stücke dieser beiden Knochenabschnitte. Im ganzen wurden gefunden: ein Körpertheil des linken Unterkiefers mit fünf Zähnen in zusammenhängender Reihe; der hintere Körpertheil des linken Kiefers mit der Alveole des letzten und einem Theile des vorletzten Molaris; ein größeres Stück des rechten Kieferastes; ein kleineres Stück des rechten Kieferastes; ein Fragment des linken Astes; ein ebensolches des rechten *Angulus mandibulae;* sechs verschiedene gut erhaltene *Capitulum* des Unterkiefers und ein Stück knapp unter dem Capitulum. Im ganzen also 13 Bruchstücke.

a) Das Corpus des linken Unterkiefers mit fünf Zähnen (Abb. 120 und Tafel II. Abb. 3 *a, b*). Das vorliegende Kieferstück stellt uns die Partie von der Symphysis bis zur zerbrochenen Alveole des zweiten Molaris vor. Von den Zähnen sehen wir eine zusammenhängende Reihe, und zwar vom 2. I bis zum 2. M, im ganzen also fünf Zähne. Dieselben sind nur mäßig abgekaut und kräftig und dürften einem Individuum von etwa 30 Jahren angehört haben. Die Höhe des Unterkiefers fällt nach rückwärts zu ab; vorne und zwar gleich hinter dem 2. I gleicht sie 30·5 *mm* (gemessen von innen, weil der äußere Alveolenrand nicht ganz ist); beim 1. M aber beträgt dieselbe 27·2 *mm*. Die größte Dicke der Mandibula beträgt vorne 13·6 *mm*, hinten 14·5 *mm*.

Das vorliegende Kieferstück besitzt kein Kinn, sondern ist etwas nach vorne gezogen, so zwar, dass die Symphysis mit der Basis des Kiefers einen Winkel von circa 94·6° einschließt (gemessen mit dem Török'schen Goniometer).

Falls wir uns über die Zahnreihe eine Ebene gelegt denken, so tangiert dieselbe bloß die zwei endstehenden Zähne, nämlich den I_2 und M_1; die Zahnreihe ist nämlich leicht concav.

Abb. 120. Linker Unterkiefer ($^1/_1$).
A = Ansicht von außen; *B* = von innen; *C* = von unten; *a* = Foramen mentale; *b* = Fovea submaxillaris; *Fs* = Fovea sublingualis; *Fd* = Fossa digastrica.

An der äußeren Kieferseite ist besonders bemerkenswert das *Foramen mentale*, und zwar nicht nur wegen seiner Größe, sondern insbesondere seiner Lage halber. Dasselbe liegt nämlich 3·4 *cm* hinter der Symphyse oder unter dem 1. M. An der inneren Kieferseite wäre hervorzuheben die tiefe, scharf eingeprägte *Fovea submaxillaris*, welche nahe dem unteren Kieferrand liegt und sich nach vorne verschmälernd bis zum 2. P hinzieht. Die *Spina mentalis* fehlt; an ihrer Stelle sind bloß starke Rauhheiten für den *Musculus genioglossus* und *Musculus geniohyoideus* und eine Gefäßöffnung *(G. O.)*. Ferner wäre zu erwähnen die sehr flache *Fovea sublingualis*, die markante *Fossa digastrica* und neben ihr (nach außen) ein scharfer Kiel *(K)*, welcher sich nach rückwärts zu verliert.

Bemerkung: An diesem Kieferstück sind als eigenthümliche Erscheinungen das weiter rückwärts gelegene *Foramen mentale*, welches sonst beiläufig 1 *cm* weiter vorne liegt, und die tief eingeprägte *Fovea submaxillaris* zu nennen.

b) Der hintere Corpustheil der linken Mandibula (Tafel II. Abb. 6). Dieser Kiefertheil enthält die Alveole des letzten und eine Partie jener des vorletzten M und ist schräge nach vor- und abwärts gebrochen, so zwar, dass noch die ganze *Fovea sub-*

maxillaris der inneren Kieferseite zurückblieb. Vergleichen wir nun diesen mit dem vorher beschriebenen Kieferstück, und zwar von beiden die Gegend der genannten *Fovea*, so sehen wir, dass dieser Kiefer etwas höher (= 29·2 *mm*), seine Dicke indessen etwas geringer ist (besonders unten). Die Dicke des Kiefers beim letzten M beträgt bei 18·0 *mm*. Der Unterschied wird aber bedeutender, wenn wir die *Fovea submaxillaris* vergleichend in Betracht ziehen. Diese ist bei der vorerwähnten Mandibula tief und scharf in den Kiefer eingeprägt und liegt nahe dem unteren Rand, beim vorliegenden Stück ist die Fovea zwar auch tief, indessen nicht scharf eingedrückt, etwas breiter und liegt etwas höher.

c) Ein Stück des rechten Unterkieferastes (Tafel II, Abb. 5). Auf diesem Kieferstück sind die Hälfte des letzten Molars, der knotige *Angulus mandibularis*, das *Foramen mandibulae* und der *Sulcus mylo-hyoideus* sichtbar. Die Höhe des Kiefers beim letzten M gleicht fast 28 *mm*, die Dicke bei der Alveole 14·6 *mm*. Der *Sulcus mylo-hyoideus* ist sehr gut ausgeprägt; dies möge insbesondere für das linke Unterkieferfragment (Tafel II, Abb. 4) hervorgehoben werden, weil uns bei diesem statt des *Sulcus* ein *Canal* mit einem großen *Foramen mandibulare* entgegentritt. Im letzteren sehen wir zwei Öffnungen: eine größere des *Canalis mandibularis*, welcher mit dem *Foramen mentale* endet, und die zweite knapp unter der Oberfläche befindliche — des *Canalis mylo-hyoideus*. Dieses interessante Kieferstück ist hinter der Alveole des letzten Molars 35 *mm* hoch.

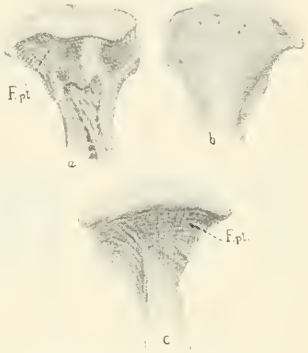


Abb. 121. (1/1) Processus condyloideus. *a* = Linker Gelenkkopf von vorne, *b* = desgleichen von rückwärts. *c* = Rechter Gelenkopf von vorne. *F. pt.* = Fovea pterygoidea.

d) Processus condyloideus. Von diesem Kiefertheile liegen sieben Stück: vier linke und drei rechte vor (dem einen davon fehlt das Capitulum). Das *Capitulum* ist bemerkenswert durch seine Größe; der kleinste Gelenkkopf misst 22 *mm*, der größte 26·5 *mm* in der Länge. Die Breite wechselt zwischen 10—13·6 *mm*. Auf dem aufgezeichneten Exemplare (Abb. 121 *a*) tritt besonders der tiefe Muskeleindruck des *Musculus pterygoideus* hervor.

Isolierte Zähne des Menschen (Tafel II, Abb. 9; Tafel III, Abb. 1—15). Es wurden außer den erwähnten in den Kiefern stehenden Zähnen noch 115 lose Exemplare gesammelt, die verschieden alten Individuen und verschiedenen Kieferpartien entstammen. Es liegen nämlich Zähne von Kindern als auch Zähne erwachsener Personen, deren Kauflächen mehr oder weniger abgenützt sind, vor. Von besonderer Wichtigkeit sind aber Zähne von Kindern, die noch nicht functioniert haben, als auch Zähne erwachsener Individuen (Weisheitszähne), die kaum hervorgebrochen waren und nur kurz im Gebrauche standen. Außer *Incisivi* (und von diesen insbesondere die oberen, auch stark abgenützten) sind es hauptsächlich die *Molares*, welche ich näher beschreiben werde, weil sie wegen ihrer reichlichen Schmelzfalten an ihren Kauflächen (bei den Molaren) oder an ihrer Innenseite (Incisiven) in hohem Maße bemerkenswert sind.

Es liegen vor:

a) Milchzähne 13 an der Zahl, und zwar: 3 I, 2 C, 3 obere M mit drei und 4 untere M mit zwei Wurzeln. Sämmtliche Milchzähne sind bereits stark abgekaut und lassen nur theilweise eine stärkere Schmelzrunzelung erkennen.

b) Die Ersatzzähne (Tafel III, Abb. 1—6), sind besonders instructiv, da sie noch nicht aus den Kiefern hervorgebrochen waren und demzufolge ihre wurzellosen

Kronen völlig intact blieben. Ich werde der Reihe nach diese Zähne bildlich vorführen und mit einigen Worten erläutern.

Im ganzen besitze ich zehn Zähne aus der zweiten Dentitionsperiode, nämlich: 4 I, 1 C, 2 P und 3 M.

α) Incisivi. Von den Schneidezähnen sollen hier bloß die oberen mittleren berücksichtigt werden, weil sie sehr markante Schmelzfalten aufweisen. An der Zahnschneide gewahrt man zunächst zwei leichte Einkerbungen (*E*) und neben dem Rande undeutliche radiale kurze Furchen (*F*) oder Vertiefungen. Von der Kronenbasis der inneren Zahnseite erheben sich 3—4 konische Schmelzfalten (*Sf*), welche nach oben in 2—3 leichte Längsfalten übergehen, die indessen vor der Zahnschneide anostomosieren und einen etwas crenierten, mit der Schneide parallel verlaufenden Wulst bilden. Die Kronenbreite des inneren Incisiven ist bei einer Höhe von 10 *mm* fast 10·4 *mm*.

β) Linker Canin (Abb. 122 und Tafel III, Abb. 2). Am Rande der lingualen Seite des Zahnes bemerkt man kurze, unregelmäßig radiär gestellte Runzeln; im übrigen bietet dieser Zahn keine weiteren bemerkenswerten Eigenthümlichkeiten.

γ) Die Prämolaren (Abb. 122 und Tafel III, Abb. 3). Davon erwähne ich den P_1 des rechten Unterkiefers, an welchem außer den zwei Grübchen, welche durch die quer

I_1 Innerer Schneidezahn. — C Eckzahn. — P_1 Erster unterer Prämolar. — M_1 Erster unterer Molar, von oben und unten.

Abb. 122. Schmelzfalten an noch nicht hervorgebrochenen Dauerzähnen des Menschen von Krapina, in $^7/_1$facher Vergrößerung.

verlaufende, den Außen- mit dem Innenhöcker verbindende Leiste entstanden, noch zarte, radial gestellte Fältchen, welche sowohl den Kronenrand als auch die mittelständige Leiste zieren, zu bemerken sind.

δ) Die Molaren (Abb. 122 und Tafel III, Abb. 4—6) sind, was die Schmelzfalten anlangt, am besten und markantesten ausgestattet. An der Kaufläche des abgebildeten M_1 des linken Unterkiefers sieht man nebst der quergerunzelten *Fovea anterior* fünf Höcker, drei äußere und zwei innere, und zwischen diesen zur Mitte der Kaufläche radiär im Zickzack verlaufende Haupt- und mehrere secundäre Einschnitte, durch welche die Schmelzdecke der Kaufläche in ziemlich complicierte Fältchen zerlegt wird. An der unteren, concav ausgehöhlten und scharfrandigen Krone gewahrt man fünf (je nach der Zahl der Höcker) leichte Vertiefungen, welche sich an der Stelle der Höcker befinden, d. h. durch die Ausbiegung derselben entstanden sind. — Der Längsdurchmesser des abgebildeten Zahnes beträgt 13·4 *mm*, der Querdurchmesser 12·3 *mm* bei einer Höhe von 9 *mm*.

Es möge noch bemerkt werden, dass an der Zahnkrone dieser jugendlichen Dauerzähne auch hie und da kleine Löcher zu beobachten sind.

Zähne erwachsener Individuen (Tafel II, Abb. 9; Tafel III, Abb. 7—15). Ich habe bereits bemerkt, dass nicht nur an ungebrauchten Zähnen jugendlicher, sondern auch an allen Zähnen erwachsener Individuen Schmelzfaltungen zu beobachten sind, soferne dieselben nicht bereits abgekaut sind. Besonders schön sind sie an den Molaren.

dann Prämolaren und Incisiven ausgeprägt. Ich werde dieselben mit einigen Abbildungen erläutern und kurz beschreiben.

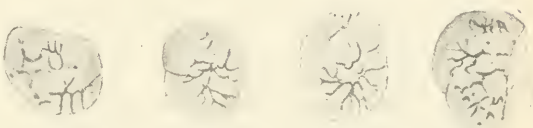
1. Zähne des Oberkiefers (Tafel II, Abb. 9; Tafel III, Abb. 7, 8, 9, 10, 13).

α) *Incisivi* (Abb. 123). Bezüglich der Schneidezähne bemerke ich, dass ich davon 22 obere und 7 untere besitze. Ich werde hauptsächlich die oberen in Betracht ziehen, weil an ihnen die Schmelzfalten sehr gut ausgeprägt sind, und zwar an der inneren Zahnseite. Doch besteht auch zwischen den oberen Schneidezähnen bezüglich der Fältelung ein Unterschied: an den I_1 sind sie reichlicher, während sie bei den I_2 reduciert (was ihre Anzahl betrifft) auftreten. Die Schmelzfalte ist anfänglich, d. h. an der Kronenbasis stark entwickelt und wird bei den I_1 gegen die Zahnschneide zu durch drei bis vier Einschnitte in vier bis fünf Falten zerlegt, die sich gegen die Schneide zu verlieren. An den I_2 sieht man eine oder auch eine getheilte Längsfalte auftreten. Bei diesen letzteren Zähnen kann sich indessen die Schmelzfalte derartig stark entwickeln, dass sie sich von dem eigentlichen Zahn theilweise loslöst und eine Art Talon bildet, der beim Kauen mithalf. Den etwas beschädigten Zahn dieser Art habe ich auf Tafel III, Abb. 10, abgebildet und bemerke, dass ich zu dieser extremen Schmelzfaltenbildung Übergänge besitze.

Ein längster I_2 misst 35·5 *mm*.

I_1 I_2 I_2

Abb. 123. Schmelzfalten an Incisiven erwachsener Individuen, in $^4/_1$facher Vergrößerung.



M_1 r. o. u. M_1 r. u. M_1 M_3

Abb. 124. Schmelzfalten an Molaren erwachsener Individuen in etwa $^3/_1$facher Vergrößerung.

β) *Canini*. Die Eckzähne sind ähnlich den Schneidezähnen durch eine ziemlich starke Entwicklung der inneren Schmelzfalte ausgezeichnet, weshalb auch ihr Breitenindex etwas größer als gewöhnlich wird.

γ) Die Prämolaren und Molaren liegen in einer größeren Anzahl vor (24). Bezüglich der Schmelzfalten der letzteren mögen folgende Skizzen wenig abgenützter Zähne dienen (Abb. 124 vgl. auch Tafel II, Abb. 9; Tafel III, Abb. 11—15).

Abgesehen von den einwurzeligen Incisiven und Caninen wäre in Betreff der oberen Prämolaren zu bemerken, dass die beiden Wurzeln entweder zusammengewachsen und durch eine Lamelle verbunden, oder bloß am unteren Ende getrennt, oder auch, wie dies an zwei Exemplaren sichtbar ist, bis etwas ober die Wurzelmitte getrennt sind. — Bezüglich der Wurzeln der oberen Molaren mag bemerkt werden, dass drei davon dreiwurzelig sind; diese Dreitheilung reicht indessen kaum bis zur Mitte der Wurzel hinauf. Bei den übrigen Molaren sind dieselben mehr weniger verwachsen und entweder zweitheilig, oder unten bloß gelappt; bei einem sind die Wurzeln zum großen Theile zu einem Prisma verschmolzen.

Die Kronenausmaße (außer der Kronenhöhe) sämmtlicher Oberkieferzähne erwachsener Individuen habe ich mit den entsprechenden der recenten Menschenzähne verglichen. Diese letzteren Ausmaße entnahm ich der Arbeit des Prof. Dr. Branco (S. 44 und 45), in welcher sie von Blake zusammengestellt wurden.[1])

[1]) Branco, Die menschenähnlichen Zähne aus dem Bohnerz der schwäbischen Alb. Stuttgart 1898.

		Diluvialer Mensch von Krapina: Länge	Breite				Recenter Mensch nach Blake: Länge	Breite			
I_1	mittel	**10·4**	**8·9**				**9·0**	**7·0**			
	größte	11·0	9·5				10·0	8·0			
	kleinste	10·0	8·1				8·0	7·0			
I_2	mittel	**8·6**	**8·9**				**6·4**	**6·0**			
	größte	9·0	11·2				7·0	7·0			
	kleinste	8·4	8·2				5·0	5·0			
C	mittel	**9·13**	**9·86**				**7·6**	**8·0**			
	größte	9·8	10·5				9·0	9·0			
	kleinste	8·4	9·3				7·0	7·0			
P_2	mittel	**8·2**	**10·36**				**7·2**	**9·1**			
	größte	8·3	11·3				8·0	10·0			
	kleinste	8·1	10·2				7·0	8·0			
P_1	mittel	**8·2**	**11·13**				**6·8**	**8·8**			
	größte	8·6	11·55				8·0	10·0			
	kleinste	8·0	10·4				6·0	7·5			
				Länge	:	Breite			Länge	:	Breite
M_1	mittel	**12·26**	**10·7**	100	:	88·0	**10·7**	**11·8**	100	:	110·3
	größte	12·6	15·0				12·0	12·0			
	kleinste	11·6	12·5				9·0	11·0			
M_2	mittel	**10·46**	**13·1**	100	:	124·3	**9·2**	**11·5**	100	:	125
	größte	11·8	13·2				10·0	12·5			
	kleinste	9·8	12·9				7·0	10·0			

2. Zähne des Unterkiefers (Tafel III, Abb. 11, 12, 14, 15). Von Unterkieferzähnen werde ich ebenso wie früher sämmtliche mit den Blake'schen Ausmaßen vergleichen. Ich bemerke noch, dass ich, wo mir irgendwelche Zahnart fehlte (von isolierten Zähnen nämlich), die Ausmaße derselben den an den Kiefern stehenden entnommen habe. — Bezüglich der M_3 bin ich nicht ganz sicher, ob sie dem Unterkiefer entstammen; aber ihre Größe und Form machen dies wahrscheinlich.

		Diluvialer Mensch von Krapina: Länge	Breite	Recenter Mensch nach Blake: Länge	Breite
I_1	mittel	**7·45**	**8·2**	**5·4**	**6·0**
	größte	7·5	8·2	6·0	6·5
	kleinste	7·4	8·2	5·0	5·5
I_2	mittel	**7·93**	**9·0**	**5·9**	**6·4**
	größte	8·6	10·0	6·5	7·5
	kleinste	6·6	7·1	5·0	6·0
C		8·2	8·2	—	—
P_2	mittel	**8·46**	**9·27**	**6·9**	**7·7**
	größte	9·2	10·0	8·0	8·0
	kleinste	7·8	8·4	6·0	7·0
P_1	mittel	**8·13**	**9·6**	**7·1**	**8·0**
	größte	9·0	10·0	8·0	9·0
	kleinste	7·0	9·2	6·5	7·0

		Diluvialer Mensch von Krapina:					Recenter Mensch nach Blake:				
				Länge	:	Breite			Länge	:	Breite
M_1	mittel	**10·73**	**11·5**	100	:	107·1	**11·2**	**10·3**	100	:	92
	größte	13·6	12·6				12·0	11·5			
	kleinste	11·2	10·5				11·0	10·0			
M_2	mittel	**12·19**	**11·3**	100	:	92·7	**10·7**	**10·1**	100	:	94·4
	größte	12·6	11·55				11·0	10·5			
	kleinste	11·3	11·0				10·0	9·5			
M_3	mittel	**11·65**	**11·2**	100	:	96·1	**10·7**	**9·8**	100	:	91·6
	größte	12·1	11·4				12·0	10·5			
	kleinste	11·2	11·0				8·0	9·0			

Die Zähne des diluvialen *Homo* aus Krapina sind im allgemeinen größer als die entsprechenden des recenten Menschen, und dabei sind — wie bereits gesagt — die *Incisivi* und *Canini* (hauptsächlich die oberen) wegen der Entwicklung der inneren Schmelzfalten etwas breiter. — Die Molaren (besonders M_3) weisen an ihrer Kaufläche stets eine deutliche *Fovea anterior*, ferner ziemlich tief eingeschnittene verästelte Furchen auf, von denen besonders eine an der Außenseite des Zahnes bis zur Hälfte der Krone herabreicht und gewöhnlich mit einem Grübchen endet. Grübchen, als auch leichte Längsfalten werden mehrfach an der Krone beobachtet. Die Falten zieren namentlich den äußeren Zahnrand, die Grübchen kommen sowohl an der Kaufläche, als auch an der Peripherie derselben vor.

Die gemachten Beobachtungen an den Zähnen des Krapinaer diluvialen *Homo* haben uns belehrt, dass er bezüglich der Schmelzfaltenbildung an Incisiven, besonders aber an Molaren jugendlicher als auch erwachsener Individuen, Analogien mit entsprechenden Zähnen der anthropomorphen Affen, insbesondere mit jenen des Orangutans und Schimpanses aufweist. Freilich sind die Zahnfaltungen dieser letzteren complicierter und anders gestaltet, deshalb auch von denen der Krapinaer diluvialen Menschen sofort unterscheidbar. Ich verweise diesbezüglich auf das Werk Prof. Dr. Selenkas »Menschenaffen«,[1]) wo auf S. 82, 83, dann 126, 127 u. s. w. diese Eigenthümlichkeiten durch vorzügliche Abbildungen verschiedener Affen- und Menschenzähne veranschaulicht sind.

Schmelzfaltungen beobachtet man ferner andeutungsweise auch an Zahnkronen des recenten Menschen. Diesbezüglich erwähne ich die Abb. 3, Tafel I, und Abb. 9 und 10, Tafel II, in der Branco'schen Arbeit »Die menschenähnlichen Zähne aus dem Bohnerz«, weil insbesonders der sub Abb. 9 (M_3 von unten links) abgebildete Zahn eines Zigeuners sehr stark an unsere diluvialen Zähne erinnert. Fassen wir nun auch die Zähne der Anthropomorphen aus den Bohnerzen ins Auge, so gelangen wir etwa zu folgenden Ergebnissen:

Die Zähne des diluvialen *Homo* von Krapina (Incisiven und Molaren jugendlicher und erwachsener Individuen) weisen an ihren Kronen Schmelzfaltelungen auf, wie solche bei den Anthropomorphen (Schimpanse, Orangutan) in analoger, jedoch reichlicherer Weise zu beobachten sind. Die Schmelzfalten diluvialer Menschen entsprechen indessen jenen an Zähnen des recenten Menschen zu beobachtenden, nur sind sie dort zahlreicher. Sie erinnern ferner lebhaft an die entsprechenden Zähne aus den miocänen Bohnerzen der schwäbischen Alb *(Dryopithecus)*, weil die diluvialen Zähne (Molaren) außer einer deutlichen vorderen Querfurche (bei einem ungebrauchten Ersatzzahn M_1 auch die hintere Furche vorhanden) auch tief eingeschnittene Schmelzfurchen, wovon gewöhnlich eine an

[1]) »Menschenaffen«. Lief. 1 und 2. Wiesbaden 1898—1899.

der Außenseite weit herabreicht und oft mit einem Grübchen endet, aufweisen. Grübchen beobachtet man, wie schon bemerkt, auch an der Kronenfläche, indessen hauptsächlich an noch nicht abgekauten Zähnen.

Aus der großen Übereinstimmung im Baue der Zähne des diluvialen und dem hie und da zu beobachtenden Baue an Zähnen des recenten Menschen mit solchen des miocänen, aus den Bohnerzen herrührenden anthropomorphen Affen (Dryopithecus) ist eine sehr analoge Entwicklung zu erkennen, welche die oft ausgesprochene Vermuthung, der Mensch hätte sich bereits im Tertiär von gewissen anthropomorphen Affen abgezweigt, zu bekräftigen scheint.

Die Zähne des diluvialen Menschen besaßen — nach dem Krapinaer *Homo* zu urtheilen — gewiss noch allgemein reichlichere Schmelzfalten (besonders im Jugendstadium), eine Eigenthümlichkeit, welche ihn in unzweifelhafter Weise zu seinen Vorfahren zurückführt, und zwar zu einer Gruppe, welche jenen miocänen Anthropomorphen der schwäbischen Alb ziemlich nahe gestanden sein musste. Der Umstand, dass die Schmelzfalten des recenten Menschen nur mehr sporadische Erscheinungen sind, spricht deutlich dafür, dass diese Eigenthümlichkeit, welche in den früheren Zeitperioden eine allgemeine war, sich bereits verliert. Dass neben dem Gibbon und Gorilla, deren Zähne keine Schmelzfalten besitzen, gleichzeitig Genera wie Schimpanse und besonders Orangutan mit sehr reichlichen Falten bestehen, lässt uns vermuthen, dass auch im Miocän neben *Dryopithecus* noch andere mit reichlicheren Schmelzfalten versehene Formen existierten, die eventuell schon dem damaligen *Homo* angehörten. Der *Dryopithecus* dürfte diesbezüglich schon reducierter gewesen sein, immerhin aber dem muthmaßlichen ersten *Homo* sehr nahe gestanden sein. Da sich eine große Ähnlichkeit des *Dryopithecus* auch mit den Gibbonen nicht verkennen lässt, so könnte es wohl möglich sein, dass ersterer der Vorfahre der heutigen Gibbonen wäre.

Diverse menschliche Skeletreste.

Außer den beschriebenen Schädelknochen liegen noch Bruchstücke verschiedener Theile des Knochengerüstes jugendlicher Individuen vor. Von der Wirbelsäule sind es einige Wirbelkörper und Apophysen mit Gelenkköpfen der cervicalen Partie, dann einige vordere Rippen. Von Extremitäten erwähne ich zuerst die Clavicula (links) und eine rechte Scapula als Theile des Brustgürtels, dann zwei Humerus, wovon ein linker uns die untere Knochenhälfte, jedoch ohne Gelenkkopf, der andere (ebenfalls ein linker) den unteren Gelenkkopf darstellt. Zwei Radius (rechts), Proximalstücke, dann zwei obere Ulna-Fragmente (rechts und links), ferner das zweite Glied des ersten Fingers der linken Hand (siehe Tafel II, Abb. 8), und endlich Phal. 1 und 2 des Tarsus.

VI. Die Geräthe des Menschen.

(Tafel IV, Abb. 1—10.)

Sowohl in den Culturschichten, als auch im ganzen eluvialen Schichtencomplex von Krapina wurden Abfälle verschiedenartiger Silicatgesteine vorgefunden. Da sämmtliche Abfälle scharfkantig sind und auch betreffs ihrer Größe bedeutend von dem Korne der den Sandcomplex zusammensetzenden Elemente abweichen, so sind diese Bruchstücke zweifelsohne an Ort und Stelle gemacht worden, und zwar aus Gesteinen, die in dem anstehenden mediterranen Sandsteine und dessen Verwitterungsproducten nicht vorkommen. Derartige Gesteine finden sich indessen im Bache Krapinica, welche derselbe aus der nördlichen Gegend, und zwar aus dem Ivanščicagebirge (Strahinje) herabrollte. Man beobachtet nämlich am südlichen Rande des erwähnten Gebirges des öfteren Eruptivgesteine

und in ihrer Nähe verschiedene verkieselte Gesteine: Jaspise, unreine graue, grünliche und dunkle Feuersteine u. dgl. Aus derartigem Gerölle machte sich der Krapinaer Mensch seine sehr primitiven Geräthe. Dass dem so war, beweisen viele Abfälle, an denen man noch die äußere Geröllfläche sieht. Das Gestein war indessen nicht sehr günstig zur Anfertigung von Geräthen, demgemäß fanden sich auch unter der großen Menge von Abfällen nur sehr wenige Geräthschaften. Alle tragen genau den Typus des Mustérien und können als Schaber, Spitzen und Messer angesprochen werden. Zumeist wurden grünliche, unreine und graue Feuersteine dazu verwendet. Sehr selten Quarz, Opal, Chalcedon (bloß ein Schaber); auch von Jaspis liegen nur einige wenige Geräthe vor.

Außer Steingeräthen fand ich auch zwei Knochengeräthe, nämlich eine Axt (Tafel IV, Abb. 1), welche von einem größeren — wie es scheint — Tibiastück abgeschlagen wurde. Dasselbe ist 117·2 *mm* lang, an der Schneide 17·2 *mm* breit und am oberen, abgebrochenen Ende 61 *mm* breit und 25·5 *mm* dick. Dass diese Axt gebraucht wurde, beweisen die glatt abgerundeten Bruchränder der Schneide und der einen dünneren Seite. Ferner besitze ich noch ein spitzes Knochenwerkzeug, welches ebenfalls von einem Extremitätenknochen herrührt. Es ist 109 *mm* lang (die Spitze selbst ist abgebrochen) und dreikantig; sämmtliche Kanten sind durch Gebrauch geglättet (siehe Tafel IV, Abb. 2).

Es scheint mir sehr wahrscheinlich, dass auch einige Ursusknochen, wie zum Beispiel Bruchstücke von Femur und Humerus mit Gelenkköpfen, zu irgend welchem Zwecke verwendet wurden. Es liegen nämlich zwei distale linke Humerusstücke vor (circa 22 und 26 *cm* lang), welche mehr weniger schräge abgebrochen sind, während die Bruchränder glatt sind, was nur vom Gebrauche herrühren kann. Übrigens bildete die Gelenkrolle eine sehr gute Handhabe für dieses wohl recht primitive Geräth.

Abb. 125. Schlagmarken oder Bissrisse an einem nicht näher bestimmbaren Thierknochen. In nat. Größe.

Endlich scheint es mir, dass der *Homo* von Krapina auch Scherben von Rhinocerosmolaren verwendete; denn wir haben davon eine ansehnliche Menge in den Culturschichten gefunden.

Auch möchte ich noch eines kleinen, von einem jungen Thiere stammenden Extremitätenknochens Erwähnung thun, an welchem fünf, zumeist paarig auftretende, ungleich weit stehende, quere Einschnitte zu beobachten sind, von denen man nicht bestimmt sagen kann, ob sie Schlagmarken oder Bissrisse sind. Jedenfalls sind sie verhältnismäßig scharf und primär (Abb. 125).

VII. Muthmaßliche Lebensweise des diluvialen Menschen von Krapina.

Aus manchen Anzeichen lässt sich annehmen, dass der diluviale Mensch von Krapina kräftig gebaut war. Dies lehrten uns theilweise die beschriebenen Schädelknochen, insbesondere jene, welche mit dem Kauapparate im Zusammenhange standen. Denn die breiten Gelenkköpfe des Unterkiefers verlangten — wie wir dies bereits erwähnten — jene ausgebreitete *Fossa glenoidalis*, diese wieder eine kräftigere Stütze durch das verdickte *Os tympanicum*, bei einer gleichzeitigen Reduction des *Processus mastoideus*. Mit der vergrößerten *Fossa glenoidalis* sehen wir gleichzeitig auch einen kräftigeren und weiteren *Processus zygomaticus*, ferner zahlreichere Gefäßöffnungen, stark ausgeprägte Muskelansatzstellen, alles Einrichtungen zur Bewältigung der damaligen, sehr primitiven und schwierigen Lebensbedingungen. Der diluviale Mensch war ein Jäger, bewaffnet mit den einfachsten, bloß aus Stein oder Knochen erzeugten Waffen. Er musste vielfach die Unzulänglichkeit

derselben mit seinen physischen Kräften ersetzen, um im Kampfe ums Dasein siegreich hervorzugehen, denn er hatte es ja mit Raubthieren, wie dem braunen und Höhlenbären, zu thun und dann mit Rhinocerotiden und Boviden, die er sämmtlich zur Nahrung erlegte oder einfieng. Wie er immerhin primitiv lebte, so verstand er wohl auch das Fleisch jugendlicher Individuen des Bären und des Rhinoceros zu würdigen. Zu Jagdzwecken streifte unser *Homo* in jener Gegend vielfach herum, kehrte indessen häufig in die Höhle zurück, wo er sich stets sein Feuer anlegte, sein Mahl zubereitete und seine Geräthe herstellte.

Die Knochen der älteren Höhlenbären, die in der Höhle offenbar auch selbst zugrunde giengen (es liegen bis zur Wurzel abgekaute Zähne vor, die gewiss von sehr alten Individuen herrühren; ferner krankhafte Knochen: löcherige Unterkiefer, viele mit zahlreicher Knochenwucherung versehene Wirbel, Fibula, Rippen), warf der Mensch herum, um sich Platz zu machen, denn die meisten und best erhaltenen Knochen fanden sich knapp an der Höhlenwand. Niemals wurde ein ganzes oder wenigstens eine größere Skelettpartie im Zusammenhange vorgefunden. Häufig beobachteten wir in den Feuerlagern einzelne verbrannte Skeletstücke, die der Mensch vielleicht auch zur Feuerung benützte. Außer Fleisch von jungen Bären und Rhinoceroten aß er auch solches vom *Bos primigenius*, insbesonders aber zerschlug er gerne die markführenden Knochen des letzteren, wie uns dies zahlreiche mit primären Bruchflächen versehene Knochenstücke lehren.

Sehr merkwürdig ist die Thatsache, dass in keiner der Culturschichten bis zur vierten und hauptsächlich zur dritten herab eine Spur des menschlichen Skelettes gefunden wurde. In der dritten Culturschichte indessen tritt uns eine ganz merkwürdige Erscheinung entgegen: die ganze Schichte nämlich stellt uns einen einzigen großen Feuerherd vor, in welchem fast ausschließlich Menschenknochen, die fast sämmtlich zerbrochen und mehr oder weniger angebrannt oder auch verbrannt waren, gefunden wurden. Die Knochen gehörten wenigstens zehn verschieden alten Individuen (Kindern und Erwachsenen) an. Es liegt der Gedanke sehr nahe, dass der diluviale Mensch unter Umständen Cannibalismus trieb; denn das gleichzeitige Vorkommen von zerbrochenen Knochen verschieden alter Individuen im Feuerherde kann man schwierig anders erklären, als dass diese Ansiedlung hier auf gewaltsame Art zugrunde gieng, dass man ihre Leichen verbrannte und ihre Knochen zertrümmerte, um sie auf analoge Weise, wie man dies mit Bos oder anderen Thieren that, zu verzehren.

Außer den erwähnten primitiven Stein- und den ebenso einfachen Knochengeräthen finden wir im ganzen eluvialen Schichtencomplexe, welcher zu seiner Auflagerung gewiss einen langmächtigen Zeitraum in Anspruch nahm, absolut keine Anzeichen irgend welcher Art, die auf eine höhere Cultur des Menschen, wenigstens auf eine Vervollständigung seiner nur zu primitiven Waffen, oder auf irgend welche Kunsterzeugnisse hindeuten würden. Nichts von alldem. Der diluviale Mensch von Krapina blieb während der ganzen Dauer der Ablagerung jenes Sandes auf derselben tiefen Culturstufe.

Anhang.

Die chemische Analyse der diluvialen Knochen von Krapina.

Die nachfolgende Analyse verdanke ich meinem Freunde Herrn Dr. S. Bošnjaković, Vorstande des chemisch-analytischen Landesinstitutes in Agram.

A. Carnot war es, der den Versuch machte (Comptes rendus, CXV, 337), das geologische Alter fossiler Knochen auf Grund chemischer Analysen zu ermitteln. Carnot kam nämlich zum Schlusse, dass je älter die Knochen sind, sie auch umsomehr

Fluor enthalten. Auf jene Menge der Phosphorsäure nämlich, auf die bei alten Knochen 1 Theil Fluor kommt, entfallen in tertiären Knochen 0·64, in diluvialen 0·35, in recenten Knochen endlich 0·05 bis 0·06 Theile Fluor.

J. M. van Bemmelen (Zeitschrift für anorganische Chemie. 15, 84) bestätigt, dass er in einem speciellen Falle das Carnot'sche Princip zutreffend fand, hebt indessen hervor, dass nicht allein die Zeit der ausschließliche Factor bei der Metamorphose der Knochen sei, dass also die Zusammensetzung der Knochen nicht nur vom geologischen Alter derselben, sondern auch von der Beschaffenheit der Schichten, in denen sie liegen, und von der Zusammensetzung und Circulation des Wassers, welches mit jenen in den Erdschichten in Berührung kommt, abhängt.

Die Verhältniszahlen, die Carnot anführt, erhielt er durch die Division des Verhältnisses des Fluor zur Phosphorsäure mit 0·0892. (Die letztere Zahl stellt uns das Verhältnis des Fluor zur Phosphorsäure im Apatit vor.)

Die Krapinaer Knochen enthalten (Mittelwerte zweier Analysen) in Procenten:

Glühverlust	6·38
SiO_2	0·57
$Fe_2O_3 + Al_2O_3$	0·55
MgO	0·33
CaO	49·74
P_2O_5	35·75
Fl	0·73
Cl	0·02
CO_2	4·96
K_2O	0·36
Na_2O	0·14
Zusammen	99·53.

Daraus ergibt sich das Carnot'sche Verhältnis: 0·23, welches dem oben erwähnten, den diluvialen Knochen zukommenden 0·35 sehr nahe kommt, und somit kann auch in diesem Falle das Carnot'sche Princip als bestätigt betrachtet werden.

NEKROLOGE.

Artur Hazelius.

Artur Hazelius ist todt. Freilich war es in einem kleinen Lande, weit oben im Norden, wo er lebte und wirkte, aber — in der Museumswelt haben wohl wenige Namen einen solchen Klang gehabt als der Name Artur Hazelius. Seine Bedeutung für sie ist außerordentlich und fruchttragend gewesen, nicht nur in seinem eigenen Lande, sondern auch weit außerhalb der Grenzen desselben. So haben mehrere andere Länder sein in Stockholm gegründetes »Nordiska museum« mit der Freiluftabtheilung »Skansen« zum Vorbild ähnlicher Institutionen genommen, wie z. B. das »Dansk Folkemuseum« in Kopenhagen 1879, das »Deutsche Museum für Trachten und Geräthe« in Berlin 1888, das »Norsk Folkemuseum« in Kristiania 1894, das »Tschechoslavische Museum« in Prag 1896 u. s. w. Wie dann am zweiten Pfingsttage morgens die unerwartete Todesbotschaft kam und verkündete, dass Artur Hazelius nicht mehr lebe, da wurde ganz Schweden in tiefe Trauer versenkt. Solch eine Trauer ist wohl selten einem privaten Manne zutheil geworden. Aber sein Volk fühlte, was es in ihm verloren hatte — vielleicht sah es erst in diesem Augenblicke völlig seine unermessliche Bedeutung für das Land ein; denn sein Werk war nicht nur das des Gelehrten, der für sein Museum sammelt. Doctor Hazelius hat es auch verstanden, das ganze schwedische Volk dafür zu interessieren und das Resultat seiner Arbeit für die große Menge populär und beliebt zu machen. Er hat im reichsten Mabe dem Volke die Bedeutung des Wahlspruches, den er seinem Museum gegeben hat: Kenne dich selbst, gelehrt. Was ihm am meisten ermöglichte, so weit zu kommen, ein Werk zu vollenden, das, wie es scheinen sollte, mehr als ein Menschenalter erfordern musste, war die brennende Vaterlandsliebe, die ihn beseelte, und sein optimistischer Glaube an den Willen und die Kraft seines Volkes. Er wurde auch darin nicht betrogen; es war selten, dass man nein sagte, wenn Artur Hazelius für Museumszwecke etwas verlangte; wie hätte man ihm auch widerstehen können! Seine gewinnende Persönlichkeit machte es schwer, ihm eine Bitte abzuschlagen. Er hat in hohem Grade die Vaterlandsliebe und Opferwilligkeit seines Volkes entflammt. — Wer einmal Gelegenheit gehabt hat, Artur Hazelius kennen zu lernen, der bewahrt die Erinnerung an ihn als eine seiner besten und schönsten.

Artur Hazelius wurde den 30. November 1833 in Stockholm geboren. Sein Vater war der auch als Publicist bekannte General J. A. Hazelius. Im Jahre 1854 bezog er die Universität zu Upsala, wurde 1861 zum Doctor der Philosophie promoviert und zum Lehrer der schwedischen Sprache an einer Schule in Stockholm ernannt. Im Jahre 1868 gab er diese Anstellung auf, um sich literarischen Arbeiten zu widmen, in welchen er einige Jahre für die Reinheit seiner Muttersprache eintrat. Er entwickelte hierbei eine bedeutende Wirksamkeit, besonders für die Reformierung der Orthographie. — Nachdem er sein Museum gegründet hatte, gab er eine Menge für die Ethnographie sehr bedeutungsvolle Publicationen heraus, welche allen, die mit »Nordiska museet« in Verbindung stehen, wohlbekannt sind, z. B. »Minnen från Nordiska museet 1880—1892, »Bidrag till vär odlings häfder« 1881—1892, »Samfundet för Nordiska museets främjande. Meddelanden utgifna af Artur Hazelius« 1881—1891, »Afbildningar af föremål i Nordiska museet« 1888, »Bilder från Skansen« 1890—1899, »Vinterbilder från Skansen« 1900, »Sommarbilder från Skansen« 1901 u. s. w. — Seine Wirksamkeit als Pädagog und Schriftsteller war für ihn eine gute Vorbereitung zu seinem künftigen Lebenswerke.

Das Jahr 1872 wurde ein bedeutungsvolles Jahr in seinem Leben. Im Sommer dieses Jahres machte er nämlich eine Reise in Dalekarlien, wo die Einwohner ihre alten Trachten und Sitten am treuesten bewahrt haben. Aber auch hier waren dieselben in Abnahme begriffen; schon während seiner vorigen Reisen hatte er dies mit Bedauern wahrgenommen, und jetzt erwachte in ihm der Gedanke, von den alten Trachten, Hausgeräthen, Gebräuchen u. s. w. seines Volkes zu retten, was noch zu retten sei. Er schritt sofort zur Ausführung seines Gedankens, und als Nr. 1 des Verzeichnisses von Gegenständen des »Nordiska museum« ist ein in Dalekarlien angekaufter Frauenrock angeführt, der zu einer schon längstabgelegten Tracht gehört. Das war der erste anspruchslose Anfang seiner nachher so weltberühmten Sammlungen. Am 24. October 1873 wurde die »erste Abtheilung des Museums, welches zuerst »Skandinavsk etnografiska samlingen« genannt wurde, in dem

sogenannten »Südlichen Pavillon« eröffnet. Dieser Name wurde im Jahre 1880 gegen ›Nordiska museet‹ vertauscht. — Jetzt entwickelte sich das Museum rasch, im Jahre 1874 wurde noch eine Abtheilung im »Nördlichen Pavillon« eröffnet, 1875 eine dritte und 1877 eine vierte. Das Jahr 1878, in welchem Dr. Hazelius nach unerhörten, sowohl ökonomischen, als auch vielen anderen Schwierigkeiten, an der Weltausstellung in Paris theilnahm, brachte ihm einen großen Erfolg. Die ethnographische Ausstellung des Dr. Hazelius war eine der größten Anziehungskräfte der Weltausstellung. Wer dieselbe damals besuchte, erinnert sich gewiss noch der eigenartigen Stubeninterieurs des schwedischen Bauernlebens. Hier sah man ein Museum mit Wirklichkeit und Leben und nicht allein die trockene wissenschaftliche Anordnung mit eng zusammengepferchten Gegenständen. Dies war eine praktische Weise, Ethnographie zu betreiben. Wenn man auch schon früher den Gedanken darauf gerichtet hatte, so ist es doch, so weit ich erfahren habe, das unvergängliche Verdienst Hazelius', denselben ins Werk gesetzt und ausgeführt zu haben. Er hat dadurch die Völkerkunde in eine neue Entwicklungsperiode geleitet, indem er den todten Dingen Leben gab.

Dass sein Museum auch populär geworden ist, das kann man aus einigen statistischen Aufstellungen ersehen. Von der Eröffnung am 24. October 1873 bis zum Ende des Jahres 1900 ist »Nordiska museet« von 607.726 Personen besucht worden. Die Anzahl der Personen, welche die Freiluftabtheilung »Skansen« vom 11. October 1891 bis Ende 1900 besucht haben, beläuft sich auf 2,932.214. Die Summe der Besucher aller Abtheilungen zusammen während dieser Jahre beträgt also nicht weniger als 3,529.940.

Als Hazelius aber nicht mehr mit eigenen Mitteln dem Museum die Entwicklung, die er sich dachte, geben konnte, bot er dasselbe dem schwedischen Staate als Geschenk an. Vieler Ursachen zufolge lehnte indessen der Staat dieses Anerbieten ab. Da fertigte Dr. Hazelius einen Überlassungsbrief auf das ganze Eigenthum des Museums aus, wodurch »Nordiska museet« für alle Zukunft als eine selbständige Anstalt unter eine eigene Direction gestellt wurde. Vom 28. April 1880 an war das Museum als das Eigenthum des ganzen schwedischen Volkes anzusehen. Beim Tode des Dr. Hazelius umfasste es nicht weniger als etwa 100.000 Gegenstände, worunter die Münzen- und Stichsammlungen u. dgl. nicht inbegriffen sind. Die erste Abtheilung umfasste Interieurs und Gegenstände, die den Bauernstand und dessen Lebensweise beleuchten, da das volkliche Element den Ausgangspunkt des Museums bildete. Hierzu kam ferner eine reichhaltige Handwerker- und Zunft-Abtheilung, eine Abtheilung für die höheren Stände und eine historische Abtheilung. Das Hauptziel des Museums ist, der Wissenschaft zu nützen, gleichzeitig will es aber auch die Vaterlandsliebe und das Selbstgefühl des Volkes wecken und entflammen, weshalb es Erinnerungen an hervorragende nordische Persönlichkeiten sammelt und pflegt.

Um aber einen Gegenstand genau studieren zu können, muss man denselben mit anderen, damit verwandten, vergleichen. Hazelius sah es auch ein, dass er manche Lehren bei seinen Stammverwandten zu finden hatte, und so wurden Sammlungen von Norwegen, Finnland, den Ostseeprovinzen, Dänemark, Island und Grönland mit denjenigen des Museums vereinigt. Die reichhaltige norwegische Abtheilung enthält sehr bemerkenswerte Gegenstände und ist eine wirkliche Zierde des Museums. Als Vergleichungsmaterial enthält dieses auch viele Gegenstände aus Deutschland, unter welchen man besonders die reiche Sammlung von Zunftgegenständen, namentlich die aus Bayern stammenden, zu beachten hat.

Alle diese großen Sammlungen sind bis jetzt an mehreren verschiedenen Stellen untergebracht, aber Dr. Hazelius hatte auch dafür gesorgt, ihnen ein würdiges Heim zu bereiten, und sie warten jetzt nur darauf, in dem bald fertigen großartigen Palaste auf dem von König Oskar II. geschenkten, in »Djurgården« gelegenen Gebiete ›Lejonslätten« aufgestellt zu werden. Dem Gründer wurde es nicht vergönnt, diesen stolzen Augenblick zu erleben.

Doch ehe er zu der ewigen Ruhe gieng, hatte er eine Lebensthat vollenden können, welche seinen Namen für alle Zeiten bewahren wird. — Seine Arbeitskraft war erstaunlich. Im Anfang hatte er nur eine Hilfe in seiner Gemahlin, die ihm in allem treu zur Seite stand, sie war sein erster »Amanuens«. Erst nach 1886 stellte er eine größere Anzahl von Secretären an, und seinen »Amanuensen«, die meistentheils Damen waren, verstand er in ungewöhnlichem Grade Liebe und Interesse für sein Werk einzuflößen.

Was vielleicht am meisten dazu beigetragen hat, seinen Namen in die Welt hinauszutragen, ist »Skansen«.

Schon früh war der Gedanke an ein Freiluftmuseum in Hazelius erwacht, und bereits 1885 hatte er ein altes kleines Haus in Dalekarlien und Einrichtungen typischer Bauernhäuser erworben. Im Jahre 1891, am 2. März, konnte er endlich seinen Plan verwirklichen, indem der erste Theil (29.493 m^2) von »Skansen« gekauft wurde, welches Gebiet ein typisches Stück skandinavischer Erde darstellt und oft mit dem Wiener Prater verglichen worden ist. Von Jahr zu Jahr wurde »Skansen« vergrößert, so dass es jetzt 278.972 und, wenn man das 1890 vom Graf v. Hallwyl geschenkte Gebiet Frammäs mitrechnet, 284.356 m^2 umfasst; hier wurde den 11. October 1891 das erste folkloristisch-culturhistorische Freiluftmuseum eingeweiht. In dieser Freiluftabtheilung hat man Gegenstände von der Art, die nicht gut innerhalb der Wände eines

Museumsgebäudes ausgestellt werden können, wie Gebäude, Ackergeräthe u. s. w., untergebracht. Der ethnographisch-culturhistorischen Abtheilung wurde nachher eine naturwissenschaftliche beigefügt, welche das Thier- und Pflanzenleben, sowie das Mineralreich umfasst. Der Zweck »Skansens« ist, ein lebendes Museum zu sein. Es will das Volksleben alter schwedischer Zeiten zeigen, und man kann dort alte Volkstänze tanzen sehen, Volkslieder und Gesänge in ihren Mundarten ausführen hören und malerische Trachten in Augenschein nehmen. Mit der typischen Natur, den Glockenthürmen und kleinen Häusern mit ihren Einwohnern in Nationalcostümen, den Lappländern mit ihren Schlitten und Renthieren hat man ein Bild vom alten Schweden in Miniatur. — Hazelius hat seinem Volke manche gute Lehre durch »Skansen« gegeben. Er zeigt dort, wie einfach seine Vorfahren lebten und wie sie den unerhörten Luxus unserer heutigen Tage entbehren konnten. Durch die auf »Skansen« angeordneten nationalen Feierlichkeiten und Zerstreuungen hat er das Volk gelehrt, edle und gesunde Vergnügen zu suchen. »Skansen« ist der Lieblingsplatz und der Stolz der Stockholmer geworden, und die Fremden, welche »Skansen« besuchen, haben nicht Worte genug, um ihre Bewunderung über das eigenartige Freiluftmuseum auszudrücken. — Hier war es, wo Artur Hazelius seinen letzten Seufzer aushauchte, und hier hat er auch seine letzte Ruhestätte erhalten.

Aus der Ehe mit seiner früh vorstorbenen Gemahlin Sofia Grafström, der Tochter eines schwedischen Dichters, hinterlässt er einen einzigen Sohn, phil. cand. Gunnar Hazelius, der sich dem Werke seines Vaters widmet und jetzt der Vorsteher »Skansens« ist. Möge das Werk des Verstorbenen blühen und gedeihen, und möge das schwedische Volk sein unschätzbares Erbe mit Liebe und Dankbarkeit hegen und pflegen!

Stockholm. Louise Hagberg.

LITERATURBERICHTE.

18.

Kraitschek, Dr. Gustav: Die anthropologische Beschaffenheit der Landskroner Gymnasialjugend. (Jahresbericht des k. k. Staats-Obergymnasiums in Landskron. 1901.)

An 173 deutschen Schülern (ausschließlich der Juden) aus der Gegend von Landskron (Nordostböhmen), Zwittau und Mährisch-Trübau (Mähren) wurden diese Untersuchungen angestellt, welche sich auf Augen- und Haarfarbe, die größte Länge und Breite des Kopfes, Breite und Höhe des Gesichtes, Form, Länge und Breite der Nase und auf die Körperlänge beziehen.

Es ergaben sich lichte Augen 58 Procent (28 Procent blaue und 30 Procent graue), mischfärbige (graubraune und grüne) 21 Procent und braune 20 Procent; für die Haarfarbe 3 Procent rothe, 20 Procent blonde, 36 Procent hellbraune und 40 Procent braune; schwarze fehlen gänzlich.

Die Mischtypen (alle Typen nach des Referenten Eintheilung) überwiegen bei weitem (68 Procent) die reinen Typen (32 Procent), unter welch letzteren jedoch der helle Typus (19 Procent) stärker vertreten ist, als der dunkle (13 Procent).

Wie schon andererseits beobachtet, combinieren sich blonde Haare vorzüglich mit lichten (91 Procent), darunter mehr blauen (51 Procent) als grauen Augen (40 Procent), braune Haare mit braunen und mischfärbigen Augen (je 32 Procent), selten mit blauen (15 Procent), endlich hellbraune Haare wieder mit lichten Augen (70 Procent), freilich öfter mit grauen (40 Procent), als blauen (30 Procent).

Der Längenbreitenindex des Kopfes schwankt in den weiten Grenzen von 78—92, jedoch kam kein einziger dolichocephaler, bloß drei mesocephale (2 Procent), dafür aber 170 brachycephale (98 Procent) vor; demnach herrscht fast ausnahmslos Brachycephalie, sogar mit mehr hyperbrachycephalen (97 = 56 Procent) als brachycephalen Individuen (73 = 42 Procent).

Noch mehr schwankt der Gesichtsindex (Verhältnis der Jochbreite zur Gesichtshöhe, von 66—90), und es besitzt eine geringe Mehrzahl (39 Procent) Indices von 75—79, 26 Procent solche von weniger als 75 und 35 Procent solche, von mehr als 80, unter welch letzteren sich 7 Procent ausgesprochene Breitgesichter mit Index über 85 finden.

Die meisten Naseu (67 Procent) haben geraden Rücken, bloß wenige (12 Procent) convexen, etwas mehr (21 Procent) concaven. Das Verhältnis zwischen Nasenlänge und Nasenbreite ist äußerst schwankend (von 50—98), wiewohl sichtlich eine Neigung zur Schmalnasigkeit vorherrscht.

Bei der Körperlänge ist leider die Anzahl der Individuen für die einzelnen Altersstufen nicht angeführt, und es sei nur hervorgehoben die auffallende Körpergröße der Jünglinge von 17 (170 *cm*), 18 (172 *cm*) und 19 Jahren (174 *cm*), wahrscheinlich verursacht durch die geringe Individuenzahl.

Obwohl nach diesen Untersuchungen die dortige deutsche, männliche Jugend brachycephal, mehr lichtäugig, dafür aber mehr braun- und hellbraunhaarig ist und nur selten den reinen Typen, überwiegend den Mischtypen angehört, so gibt es doch keinen einheitlichen Typus unter ihr, sondern nur intensive Vermischung der beiden Grundtypen, nämlich des großen, blonden, langköpfigen mit dem kleinen, braunen kurzköpfigen.

Diese recht interessante Abhandlung ist, trotzdem sie sich nur auf geringes Materiale stützt, mit lebhafter Freude zu begrüßen und möge andere Fachgenossen des Verfassers zu weiteren, ähnlichen Aufnahmen veranlassen.

Wünschenswert behufs weiterer Benützung wäre die Beigabe einer Tabelle der Einzelmessungen und die Angabe der Mittelmaße jeder Gruppe gewesen.

Dr. Weisbach.

19.

Mayet, Lucien: Documents d'Anthropologie criminelle. A. Rey et Comp. Éditeurs. Lyon 1901. — L'Indice céphalique des Épileptiques. Association typographique. Lyon 1899.

Es wird noch lange dauern, bis in der Biologie, also auch in der Psychologie, die ein Theil der Biologie ist, richtige Denkmethoden die absolute Herrschaft errungen haben werden. Das zeigt sich auch in der

Criminal-Anthropologie, zu der ohne alle innere Nöthigung zwei Schulen eine »oppositionelle« Richtung verfolgen, während eigentlich beide ganz parallel zu arbeiten bestimmt sind. Die italienische Schule beschäftigt sich vorwaltend mit jenen angeborenen Eigenschaften und Defecten, welche die Menschen für verbrecherische Thaten prädisponieren, während die französische die Entwicklung und vor allem die aus dem Milieu hervorgehenden begünstigenden Umstände berücksichtigen. Von den Juristen repräsentieren Tarde und von den Medicinern Lacassagne in Lyon vorzugsweise diese französische Richtung, und aus der Schule Lacassagnes ist Mayet hervorgegangen.

Ein etwas tiefer blickender Menschen- und Verbrecherkenner weiß, dass es gegen die angeborenen Eigenschaften überhaupt keine Entwicklung gibt und dass diese wieder hauptsächlich von den angeborenen Eigenschaften abhängt. Daher ist die angeborene »Anlage« der wichtigste Factor in der seelischen Gleichung, der in erster Linie zum Dichter sowohl, als zum Mörder, zum Dieb und Vagabunden macht.

Ein mächtig einwirkendes Milieu kann zu einer günstigen oder verhängnisvollen »zweiten Natur« führen, die hin und wieder zu Thaten und Leistungen führt, die der eigentlichen Natur des Menschen zuwider zu sein scheinen können. Eine mangelhaft angelegte Natur kann aber das Milieu selten zu einer halbwegs hervorragenden und nie zu einer bedeutenden Leistung anregen, und eine gutangelegte Natur wird es mit seltenen Ausnahmen verhindern, dass ein Individuum ein professioneller und unverbesserlicher Verbrecher werde.

Bei tieferer Einsicht wird man also die Unvollständigkeit der Nachweise und die übertriebenen Deutungen der italienischen Schule richtig zu beurtheilen wissen und anderseits die Ergebnisse der Franzosen richtig würdigen, ohne deren Berechtigung anzuerkennen, aus ihnen die Bedeutung des »geborenen Verbrechers« leugnen zu können.

Die erste Untersuchung von Mayet betrifft den Einfluss der Jahreszeiten auf die Criminalität. In Bezug auf die Eigenthumsverbrecher zeigt sich die Culmination im Winter, während im Sommer das größte Abnehmen stattfindet. Diese Differenz übersteigt aber nicht 5%. Die Verbrechen gegen Personen sind im Sommer am zahlreichsten und am geringsten im Winter. Hier beträgt die Differenz 7—14%. Am auffallendsten ist die Differenz speciell bei den Sittlichkeitsdelicten, die im Frühjahre am wenigsten zahlreich sind und am häufigsten im Sommer mit einer Differenz von 22%. Bedenkt man aber die verschwindend kleine Anzahl z. B. der Sittlichkeitsverbrecher zur Anzahl der Bevölkerung, so wird man sich gestehen müssen, dass die Gluthitze des Juni denn doch nur bei besonders dazu Veranlagten zur Verletzung der Sittlichkeit führt, dass also die Macht der Anlage zum Gelegenheitsreize des Verbrechens sich verhält, wie die enorme Anzahl der Geschlechtsreifen zur verschwindend kleinen Zahl der betreffenden Verbrecher, dass also der Saison ein verschwindend kleiner, absolnter ätiologischer Antheil zukommt.

Ein zweiter Abschnitt studiert den Einfluss des Alters auf die Criminalität. Die Verbrechen gegen das Eigenthum erreichen die größte Zahl ums 20. Lebensjahr, und ihre Zahl ist noch beträchtlich bis zum 30. Die Verbrechen gegen Personen sind auch in derselben Epoche am häufigsten, zeigen aber ums 50. eine neue Steigerung. Diese Steigerung hat ihren Hauptgrund darin, dass die Delicte gegen die Sittlichkeit ums 40. Lebensjahr am häufigsten vorkommen und auch ums 50. noch häufiger sind, als in jeder Epoche um das 40.

Interessant ist, dass die Sittlichkeitsverbrechen vorwaltend an Kindern verübt werden und im Greisenalter ausschließlich an Kindern. An Erwachsenen werden die relativ meisten Sittlichkeitsattentate von Verbrechern ums 20. Lebensjahr herum verübt. Da die Lebenseigenschaften der verschiedenen Alter angeborene sind und nicht das Ergebnis des Milieu, so zeugt Mayet durch diese Untersuchung des Einflusses des Alters gegen seine exclusive »Milieu-Schule«.

Die Untersuchung des Breiten-Index der Epileptiker ergibt, dass dieser nach beiden Richtungen von den Mitteln stark abweicht. Die Epileptiker sind aber die biologischen und psychologischen Vettern der Geisteskranken und Verbrecher, und für sie hat Mayet ein abnormes Verhalten nachgewiesen.

Benedikt.

20.

Schliz, Dr. A.: Das steinzeitliche Dorf Großgartach, seine Cultur und die spätere vorgeschichtliche Besiedelung der Gegend. Mit 1 Karte, 12 Tafeln und 24 in den Text gedruckten Abbildungen. Stuttgart. Verlag von Ferdinand Enke. 1901, gr. 4°. IV, 52 S.

Hofrath Dr. A. Schliz hat in einem Seitenthale des Neckar, in Großgartach bei Heilbronn, eine an bandkeramischen Funden sehr reiche neolithische Dorfruine untersucht und selbständige Studien über die Zeitstellung dieses Wohnplatzes angestellt. Wie man weiß, bildet die chronologische Eintheilung der jüngeren Steinzeit für die Prähistoriker Deutschlands eine Art Tagesfrage, ein eifrig behandeltes Discussionsthema, und wichtiges neues Material zu dieser Frage wird momentan von allen Seiten doppelt willkommen geheißen. So kommt die stattliche Publication über Großgartach, welcher Schliz in den »Fundberichten aus

Schwaben«. VIII (1900), ein Resumé vorausgeschickt hatte, zur rechten Zeit, und wir wollen nicht unterlassen, darüber kritisch zu referieren.

Ein Friedhof mit Bandkeramik fehlte an dem neuen Fundort, wie bei sovielen bandkeramischen Stationen Deutschlands und Österreich-Ungarns. Dagegen fand sich ein Grabhügel mit einem Skelet und schnurkeramischen Beigaben: einem großen »Becher« und zwei Flachbeilen mit rechteckigem Querschnitt (S. 17, Fig 9). Daraus folgert Schliz, dass die im allgemeinen ältere Schnurkeramik auch im Zeitalter der Bandkeramik zu sepulcralen Zwecken gedient habe, während letztere die Keramik der Wohnstätten gewesen sei. Ähnliches habe ich selbst früher geglaubt; aber die seither so stark vermehrten Gräberfunde von Worms lassen doch das Gegentheil als richtig erkennen. Ich zweifle nun nicht mehr, dass man dort, wo Erdgräber mit keramischer Ausstattung überhaupt gebräuchlich waren, in der bandkeramischen Periode auch Gefäße mit typischer Bandverzierung — nicht schnurverziert, die man noch gar nicht besaß — als Beigabe verwendete. Ebenso verfuhr man in der Periode der Schnurkeramik. Die jüngere Steinzeit ist noch nicht die Zeit einer eigenen Sepulcralkeramik, wie die Hallstattperiode.

Bekanntlich debutierte das Studium der neolithischen Keramik Mitteleuropas mit der stilistischen Unterscheidung zwischen »Bandkeramik« und »Schnurkeramik«, die nur ein erster, noch sehr unzureichender Schritt zur Entwirrung verwickelter Verhältnisse war. Aber schon die gegenseitige Zeitstellung dieser beiden Gruppen blieb controvers und erfuhr seitens namhafter deutscher Forscher die verschiedenste Auffassung. Könen, Köhl, Schumacher für das Rheingebiet, Heierli für die Schweiz, Buchtela für Böhmen erklärten die bandverzierten Gefäße für älter, die schnurverzierten für jünger. Aber Götze u. a. zuletzt Schliz, halten gerade umgekehrt diese für älter, jene für jünger. Ich selbst folgte in meiner »Urgeschichte der bildenden Kunst« der Ansicht Götzes; doch konnte mir mancher Umstand nicht entgehen, der für eine verhältnismäßig späte Zeitstellung der Schnurkeramik spricht. Ich bemerkte die Ähnlichkeit schnurkeramischer Motive nicht nur mit den Ornamenten des Dipylonstiles (a. a. O. 261), sondern auch mit solchen des Laibacher Moores (a. a. O. 306), und aus dem evidenten Zusammenhang der »Glocken«- oder »Zonenbecher«, welche von den meisten Forschern an das Ende der jüngeren Steinzeit gesetzt werden, mit der Schnurkeramik, folgerte ich (a. a. O. 275), dass auch die letztere nicht in ihrer Gänze einem älteren Abschnitt der neolithischen Zeit angehören könne. Seither sind meine Bedenken gegen jene Aufstellung immer stärker geworden, und ich halte jetzt mit Köhl, Schumacher u. s. w. das Gegentheil für richtig. An anderer Stelle werde ich mit besonderer Rücksicht auf das noch wenig behandelte österreichisch-ungarische Fundgebiet den Beweis für die Priorität der Bandkeramik erbringen und zeigen, wie man namentlich deshalb irre gieng, weil man vieles mit der echten alten Bandkeramik (der Butmirstufe Bosniens) zusammenwarf, was evident einer jüngeren Zeit angehört, wie z. B. die Pfahlbaufunde aus dem Laibacher Moor, dem Attersee und Mondsee, welche viel eher der Zeitstufe (natürlich nicht der Gruppe) der Schnurkeramik angehören. Auf alle Fälle verrathen die diametral entgegengesetzten Datierungen der beiden keramischen Hauptgruppen die Schwierigkeit der Aufgabe, die jüngere Steinzeit Mitteleuropas mit Hilfe der Thongefäße in kürzere Zeitabschnitte zu zerlegen.

Das Werk von Schliz zerfällt in drei Abschnitte: die früheren Funde aus der Steinzeit im Heilbronner Boden, das steinzeitliche Dorf Großgartach und die spätere prähistorische Besiedlung der Gegend. Der erste und der dritte Abschnitt sind verhältnismäßig kurz; unser Interesse concentriert sich auf den zweiten. Der Neckar strömt bei Heilbronn durch ein weites Thal, das von fruchtbaren Lößhügeln umsäumt ist und in prähistorischer Zeit wahrscheinlich ein Seebecken war. Rings um diese Thalfläche, dicht am Rande der Uferhügel ziehen sich die neolithischen Wohnstätten hin, während die alten Ansiedlungsplätze auf allen zurückliegenden Hügeln der Bronzezeit, La Tène- oder Römerzeit angehören. Schliz vergleicht die Ebene bei Heilbronn mit dem Sarajevskopolje bei Butmir. Während aber dort die beweglichen Funde viel reicher waren, sind hier die Wohnstätten selbst nach Grundriss (siehe Fig. 4—8) und Bau (bis auf Wandverputz und Wandmalerei, siehe Taf. IV) bedeutend interessanter, und von Knochenartefacten (Taf. V) und animalischen Nahrungsresten ist viel mehr erhalten. Die beliebtesten Hausthiere waren Rind und Schwein; unter den Jagdthieren überwiegen Ur und Hirsch. Pferd und Hund fehlen; von Sämereien, die in Butmir häufig angetroffen wurden, scheint hier nichts gefunden worden zu sein. Die Steinsachen sind gewöhnliche Typen; das Hauptinteresse unter den beweglichen Funden nehmen die Thongefäße in Anspruch.

Die Wohnstättenkeramik von Großgartach ist theils unverziert, theils verziert. Jene betrachtet Schliz mit Recht als Küchengeschirr; diese zerlegt er wieder in zwei Gruppen: 1. schwarze Gefäße mit weiß ausgefüllter Stich- und Strichreihenverzierung (vgl. Taf. I. II. VIII. XI. XII, vier Typen, darunter der »Rössener«- und der »Hinkelsteintypus«): Zier- und Luxusgefäße, die kein Abwaschen vertragen, also höchstens zur Aufbewahrung trockener Gegenstände gedient haben können;[1]) 2. Gefäße von verschiedener Farbe mit ver-

[1]) Doch dürften die neolithischen Europäer mit dem Reinigen ihrer Gefäße nicht viel Zeit und Wasser verschwendet haben. Viele Naturvölker, z. B. rinderzüchtende Negerstämme, waschen ihre Milchgefäße nie:

tiefter, nicht weiß ausgefüllter Linearverzierung (Winkel- und Bogenmustern [Spirallinien, Spiralbändern, »Mäandern« und »Arcadenbogen«] in Linien- und Punktstichtechnik, vgl. Taf. VII, IX): zur Aufnahme von Flüssigkeiten geeignet und somit wahrscheinlich Gebrauchsgeschirr für den Haushalt. Diese Gefäße sind aus blauem oder braunem Thon, hartgebrannt (klingend), dünnwandig und außen ohne Rücksicht auf das Ornament mit einer grellen Farbschicht (roth, gelb, weiß oder schwarz) überzogen. Die Decoration ist »einfache Hausmacherarbeit«, setzt aber eine lange Gewöhnung des Auges an die herkömmlich angewendeten Kunstformen voraus. Zu dieser Keramik gehören plastische Versuche (S. 34. Fig. 19), welche Schliz als »Spielerei« betrachtet. Die stichverzierten Gefäße der ersten Gruppe führt er auf ausgesprochene Kunsttöpferei zurück, auf eigentliche keramische Kunstwerkstätten, deren Erzeugnisse auch jetzt noch als hervorragende kunstgewerbliche Erzeugnisse gelten und theuer bezahlt werden würden.

Es entsteht nun die Frage: Sind diese beiden Gruppen bandverzierter Keramik gleichzeitig oder nicht, und wenn nicht, welche von ihnen ist die ältere? Schliz entscheidet sich kurzweg für die erstere Annahme. Er sagt (und die Untersuchung einer einzigen Localität scheint uns keine genügende Grundlage für diese Behauptung): »Eine Scheidung der Bandkeramik in Winkelband und Bogenband ist in keiner Weise aufrecht zu erhalten, und ich bin überzeugt, dass die Wohnstätten mit Bogenbandkeramik, welche Köhl auf der Hinkelsteiner Höhe entdeckt hat,[1]) wirklich ein Theil der zu diesem Friedhof gehörigen Niederlassung waren, wenn sich auch dort keine Ziergefäße vom Grabfeldtypus fanden. Die große Mannigfaltigkeit der Formen auf unserem Untersuchungsfeld ist dadurch zu erklären, dass hier nordische und südeuropäische Einflüsse zusammenstoßen. Die ganze Gruppe der Bandkeramik jedoch, wie sie sich bei uns darstellt, wahrscheinlich die ganze nordwestliche Provinz dieser Keramik (von Nordfrankreich und Belgien über Deutschland bis Böhmen und Mähren), ist eine einheitliche, und chronologische Scheidung der einzelnen Erscheinungen innerhalb derselben nicht zulässig.«

In so entschiedenem, für alle zukünftigen Entdeckungen absprechendem Ton möchten wir diese Folgerung nicht äußern. Die bandkeramische Stufe hat, gleichviel, ob sie der Schnurkeramik vorhergieng oder nachfolgte, jedenfalls lange gewährt, und trotzdem will ihr Schliz nur eine einzige complicierte Erscheinungsform zuschreiben. Die Unterschiede zwischen den Gruppen und Untergruppen in jenem ausgedehnten Gebiet beruhen für ihn nicht auf zeitlichen Verschiedenheiten, sondern auf einer sehr ausgedehnten Differenzierung der industriellen Arbeit und ihrer Producte. Diese Auffassung hat bis zu einem gewissen Grade zweifellos große Berechtigung und empfiehlt sich im ganzen besser, als das Extrem der entgegengesetzten Auffassung, welche nach bewährten Mustern aus jeder Varietät in Stein, Thon oder Bronze eine eigene Culturperiode — und sei's auch nur eine solche von 50 Jahren — constuiert. Aber auch jene andere Ansicht darf nicht auf die Spitze getrieben werden. Eine so weitgehende Specialisierung des Gewerbes, wie Schliz für Großgartach annimmt, lässt sich der neolithischen Periode noch kaum zuschreiben. Der Schluss aus der ornamentalen Technik auf die praktische Verwendung der Gefäßgattungen darf nicht vom Standpunkt unserer Cultur gezogen werden, wie schon oben bemerkt wurde. Wenn Schliz meint, dass den Todten bei Worms bloß »Ziergefäße« in die Gräber mitgegeben worden seien, so widerspricht dem wohl der Geist jener frühen Zeit, welche die Todten mit wirklichen Gebrauchsgegenständen ausgestattet haben wird. Eine Sepulcralkeramik, wozu auch Schliz auch das Nachleben der Schnurkeramik gehört haben soll, gab es damals wohl noch kaum, und jene vermeintlichen »Ziergefäße« charakterisieren vielleicht einen bestimmten Abschnitt der bandkeramischen Stufe. Es fragt sich dann freilich: welchen? und wir vermuthen mit Köhl, dass es eine jüngere Phase dieser Stufe war, und dass die zweite Gruppe, die der Gefäße mit krummer oder gerader Linearverzierung ohne weiße Einlagen, die ältere Phase repräsentiert. Bewährt sich diese Vermuthung, dann stimmt die Entwicklung der altneolithischen Keramik im Westen mit der Stufenfolge überein, welche für Mähren Palliardi erkannt und geschildert hat, und welche nach meiner Überzeugung bei fortgesetzten Untersuchungen für ein noch weit größeres südöstliches Culturgebiet Geltung erlangen wird. M. Hoernes.

sie überlassen den eintrocknenden Flüssigkeitsresten sogar die Dichtung ihrer Töpfe. Jene feine Verzierung der Außenseite spricht also an sich nicht gegen den Gebrauch als Flüssigkeitsbehälter, Trinkgeschirr u. dgl.

[1]) Köhl unterscheidet (Correspondenzblatt des Gesammtvereines der deutschen Geschichts- und Alterthums-Vereine 1900) für Südwestdeutschland und das mittlere Rheingebiet folgende drei Phasen der Bandkeramik, die auch für ihn die altneolithische Stufe bildet: *a*) ältere Winkelbandkeramik (»Hinkelsteintypus«), *b*) Bogenbandkeramik, *c*) jüngere Winkelbandkeramik. Man sieht aber nicht recht ein, warum sich die Bogenbandkeramik zwischen die beiden Stufen der Winkelbandkeramik, welche durch Continuität der Entwicklung verbunden sind, eingeschoben haben soll. Ihre Überreste stammen nicht aus den bekannten Skeletgräbern, sondern aus einem 1900 bei Worms entdeckten Wohnplatz, zu dem bisher noch keine Gräber aufgefunden sind, der also vielleicht einer noch nicht »erdbestattenden« Entwicklungsphase angehört. Wahrscheinlich ist also die Bogenbandkeramik vielmehr an den Anfang als in die Mitte der bandkeramischen Stufen im mittleren Rheinland zu setzen, wofern sie wirklich eine eigene Zeitstufe repräsentiert, was eben Schlitz bezweifelt.

21.

Köhler, Dr. K.: Album der im Museum der Posener Gesellschaft der Freunde der Wissenschaften aufbewahrten prähistorischen Denkmäler des Großherzogthums Posen. Heft II. Posen 1900. 21 Tafeln und 47 Seiten Text. Folio.

Mit großem Vergnügen begrüßen wir den schlanken Folioband, der das im Jahre 1893 von Dr. Köhler und Dr. B. Erzepki begonnene Unternehmen der Veröffentlichung der reichen prähistorischen Funde Posens fortsetzt. Während im ersten Hefte neolithische und bronzezeitliche Funde zur Darstellung kamen, bringt das vorliegende zweite Heft neben einer Anzahl älterer Bronzen hauptsächlich die der Hallstattperiode im großen und ganzen zuzuzählenden Funde aus den Urnengräberfeldern, besonders von Nadziejewo im Kreise Schroda, Manieczki im Kreise Schrimm, Dobieszewko im Kreise Schubin und Palczyn im Kreise Wreschen. Die sachgemäße, einfache Art und Weise der Publication sowie der bedeutende Aufwand, welchen sich die Posener Gesellschaft der Freunde der Wissenschaften mit der Herausgabe dieses Albums auferlegt, sind gleicherweise auf das rühmendste anzuerkennen.

J. Szombathy.

22.

Heierli, Jakob: Urgeschichte der Schweiz. Mit 4 Vollbildern und 423 Textillustrationen. Verlag von Albert Müller. Zürich 1901.

Heierli erzählt in diesem Werke in schlichter Weise, doch in warmem, ansprechendem Tone das Stück menschlicher Culturentwicklung, das sich in seinem Heimatlande von der tiefsten Stufe der Gesittung, auf der wir den Menschen überhaupt kennen gelernt haben, bis zum Aufleuchten der Geschichte abgespielt hat. Es gibt wenige Länder und gewiss keines von gleich geringer Ausdehnung, wie die Schweiz, in denen sich diese Entwicklung so lückenlos und stetig und so vollinhaltlich vollzogen hat, wie hier, und so bot sich dem Verfasser, indem er es unternahm, uns diese Entwicklung in Wort und Bild vor Augen zu führen, eine zwar schwere, aber dankenswerte Aufgabe. Schwer wegen der ungewöhnlichen Fülle des Stoffes, dankenswert wegen dessen weit über die Grenzen der Schweiz hinausreichender Bedeutung. Wir werden ja stets der Thatsachen eingedenk bleiben, dass wir die eigenthümliche Sitte des Wohnens auf Pfahlbauten und eine scharf gekennzeichnete Culturperiode, die La Tène-Zeit, zuerst in der Schweiz kennen gelernt haben, und wir bringen schon deshalb dem Buche ein warmes Interesse entgegen.

Die Vollständigkeit des dem Verfasser von seiner Heimat gebotenen Materials gestattete ihm also, den Spuren des Menschen schon zur Zeit des Diluviums zu folgen; er geht sodann zu den Pfahlbauten und sonstigen Überbleibseln des jüngeren Stein- und des Bronzealters, endlich zum Eisenalter über und schließt, immer dem zeitlichen Verlaufe der Entwicklung folgend, mit dem Beginne der Römerherrschaft, die er als bereits im Glanze der Geschichte erscheinend betrachtet.

Es muss diese kurze Anzeige des behandelten Stoffes genügen, da es bei dessen Fülle unmöglich ist, auf die Einzelheiten einzugehen, und der Verfasser selbst gezwungen ist, manches nur in knapper Form zu besprechen. Dennoch beschränkt er sich nicht etwa auf eine trockene Aufzählung und Beschreibung der Funde; diese verwendet er vielmehr dazu, um aus ihnen, aus Wohnungen und Gräbern, aus Waffen, Werkzeug und sonstigem Geräth, aus Kleidung und Schmuck und aus den Gebeinen auf den jeweiligen Zustand der Cultur, auf die Höhe der Lebensführung und Lebensfürsorge, auf Handel und Verkehr, auf die geistige Cultur und die religiösen Vorstellungen, insbesondere auch auf die Anfänge der Kunst, auf die gesellschaftlichen Zustände, auf die körperliche Beschaffenheit und die Bewegungen und Verschiebungen der Rassen und Völker seine Schlüsse zu ziehen. Daraus ergibt sich der große Vorzug des Werkes, dass es die todten und an sich meist ja recht unscheinbaren Dinge nicht als den eigentlichen Gegenstand der Untersuchung betrachtet, sondern nur als Quelle benützt, um aus ihnen ein warmes Lebensbild der Menschen vergangener Zeitalter zu gewinnen.

Aus der Richtung der Gesammtarbeit des Verfassers, wie sie sich aus seiner bis ins kleinste gehenden unmittelbaren Kenntnisnahme aller prähistorischen Fundorte und Funde der Schweiz und aus seiner großartig angelegten, reich mit Bildwerk und Literaturvermerken ausgestatteten, vorläufig nur im Manuscripte angelegten Topographie dieses Landes, in die ich mit Bewunderung Einsicht genommen habe, zu erkennen gibt, geht hervor, dass es ihm zunächst um ein Werk der Heimatkunde zu thun war. Aus diesem Grunde vermeidet offenbar der Verfasser, zu vielen strittigen Meinungen, z. B. über den tertiären Menschen, über den Hiatus, über die Herkunft der europäischen Rassen und Hausthiere u. a., entschieden Stellung zu nehmen, wiewohl er sie an den betreffenden Orten zur Sprache bringt.

Da sich, wie schon bemerkt wurde, die vorgeschichtliche Entwicklung der europäischen Menschheit in kaum einem anderen Lande mit solcher Stetigkeit und Klarheit vollzog, wie in der Schweiz, so ist

Heierlis Buch, abgesehen von seiner heimatkundlichen Aufgabe, zur Einführung in das urgeschichtliche Studium an der Hand thatsächlich erfolgter Erscheinungen ganz besonders geeignet; aber auch jenen, die zum besseren Verständnis der Verhältnisse ihres Landes den Blick darüber hinaus richten wollen, kann es auf das wärmste empfohlen werden.

Für ein mehr in die Tiefe und Breite gehendes Studium wird der Wert durch den gänzlichen Mangel der Literaturnachweise beeinträchtigt; denn wenngleich die reiche und vortreffliche Fachliteratur der Schweiz in der Hauptsache als bekannt vorauszusetzen ist, so ist doch auch viel einschlägiger Stoff in älteren und schwerer zugänglichen Werken und Zeitschriften zerstreut, auf die der Verfasser hätte aufmerksam machen sollen. Es fällt ferner auf, dass Heierli sein Buch mit der Zeit der Römerherrschaft abgeschlossen hat. Freilich werden die großen politischen Ereignisse schon durch zahlreiche geschichtliche Nachrichten erhellt, allein um die Culturzustände selbst dieser Zeit und ihren Zusammenhang mit der Vergangenheit zu erkennen, sind wir doch noch immer an die Quellen und die Methode der Urgeschichte gewiesen. Noch mehr gilt dies von dem folgenden Zeitalter der Sesshaftmachung der deutschen Stämme in der Schweiz, über das wir uns weniger aus schriftlichen Nachrichten, als aus den sonstigen Denkmälern zu unterrichten vermögen. Zu diesen Ergänzungen und zu einer, wenigstens zum Theile unseren etwas anspruchsvoller gewordenen Wünschen, aber mit ihnen auch gewachsenem Können entsprechenderen Ausstattung mit bildlichen Beigaben wird eine zweite Ausgabe Gelegenheit geben.

M. Much.

23.

Mahoudeau, Pierre G. et Capitan, L.: La question de l'homme tertiaire à Thenay (Die Frage des Tertiärmenschen zu Thenay). Revue de l'École d'Anthropologie de Paris, XI. Mai 1901. S. 129—153.

Die Frage nach dem tertiären Alter des Menschengeschlechtes hat — kurz nachdem sich die Majorität der Prähistoriker über das diluviale Alter des Menschen geeinigt hatte — von Thenay ihren Ausgang genommen. Im Jahre 1867 machte Abbé Bourgeois dem Congresse für prähistorische Anthropologie und Archäologie die erste Mittheilung über seine Silexfunde in den Tertiärschichten von Thenay (Loir et Cher) und suchte aus ihnen die Existenz des Menschen zur Zeit der Ablagerung dieser Schichten zu beweisen. Seit jener Zeit haben wir uns zwar vollkommen vertraut gemacht mit dem Gedanken, dass im Tertiär vielleicht schon die Species Homo sapiens selber, jedenfalls aber ihre unmittelbaren, ganz menschenähnlichen Vorläufer gelebt haben. Die theoretische Nothwendigkeit dafür ist in der paläontologischen Entwicklung der gesammten Thierwelt gegeben. Aber die genaue Nachprüfung der einzelnen Thatsachen, welche wir dazu beibringen können, bleibt doch eine stete Pflicht der naturwissenschaftlichen Forschung, ganz besonders da, wo es sich um ein tertiäres Wesen handeln soll, welches sich bereits des Feuers und steinerner Werkzeuge bedient hat.

Den neuesten Nachprüfungen gegenüber haben die Funde von Thenay nicht Stand gehalten.

Die Fundschichten, um welche es sich handelt, bleiben unangezweifelt. Es sind an mehreren einander benachbarten Stellen gut aufgeschlossene Schichten plastischer und sandiger Thone von 50 *cm* bis 1 *m* Mächtigkeit, welche oben und unten von grauen Mergeln eingeschlossen und sammt diesen von festen Kalkbänken überlagert sind. Dieser Schichtencomplex gehört dem Oligocän (Aquitanien inférieur) an und ist nach Bourgeois' Untersuchungen wiederholt, unter anderen 1884 von d'Ault du Mesnil, genau studiert worden. Die relativ besterhaltenen Feuersteinsachen finden sich im untersten, plastischen Antheile der Lehmschichte, während in den oberen sandigen Theilen die Silexobjecte zu kleinen Splittern zerbrochen und so stark zersetzt sind, dass viele unter der Hand in kleine Theile auseinander gehen.

Die Fundumstände sind also ganz sicher. Aber die von Bourgeois herrührende Deutung der Funde wird angefochten. Es handelt sich um drei Punkte. Nämlich um mehr oder weniger unregelmäßig gebrochene Flintlamellen mit quasi Randretouchen oder mit Formen, welche sie als Schaber, Kratzer, Messer, Bohrer u. s. w. verwendbar erscheinen lassen; ferner um oberflächliche Risse u. dgl. an den Flintstücken, welche als Einwirkungen des Feuers aufgefasst wurden, und endlich um dunkle Adern in den Fundschichten, welche als Spuren von Feuerstellen galten.

Bereits d'Ault du Mesnil ist nach besonders genauen geologischen Studien zu dem Resultate gekommen, dass die Feuersteine in den oligocänen Lehmschichten von Thenay ohne Zuthun des Menschen dahin gekommen sein müssen. Mahoudeau und Capitan haben 1900 große Aufsammlungen in Thenay gemacht und sowohl Proben der Fundschichte, als auch eine Menge von Feuersteinen (bei 2500 Stück) zur Untersuchung gebracht.

Bezüglich der angeblichen Feuerspuren haben die genauen Untersuchungen Adolf Carnots, des Directors der École des Mines, ergeben, dass die schwarzen Adern im Lehm nicht von kohliger Substanz, sondern von Eisen-, Mangan- und Kobalt-Oxyden herrühren, ferner, dass die Flintproben sich bei Erhitzung

ganz anders verhalten, als die Fundstücke sich repräsentieren, und dass diese nicht im Feuer gelegen waren, sondern durch andere natürliche Einflüsse ihren jetzigen Zustand erlangt haben.

Die Silex-Objecte hat Capitan genau untersucht. Unter den 2500 Stücken kam er zu einer Auslese von etwa 300 besser charakterisierten Stücken, von welchen er 30 typische zu genauerer Beschreibung auswählte, die er nun in 7 Gruppen bespricht. Er findet aber, dass es unter diesen besten Stücken, wenn man auch das eine oder andere davon mit einem bestimmten Namen belegen könnte, doch keine fest beabsichtigten Formen gibt und dass die bei verschiedenen Stücken auftretenden randlichen Absplitterungen kein Merkmal aufweisen, welches mit wissenschaftlicher Sicherheit erlauben würde, sie von solchen Absplitterungen zu unterscheiden, welche von absolut natürlichen Ursachen hervorgebracht werden. Sobald eine solche Unterscheidung sicher gemacht werden könnte, fügt Capitan hinzu, würde er der erste sein, die Thenay-Industrie anzuerkennen. Aber es würde ein aus unzureichender Beobachtung hervorgegangener Irrthum sein, wenn man beim gegenwärtigen Stande unserer Kenntnisse die Feuersteine von Thenay als Zeugen einer absichtlichen Bearbeitung anerkennen wollte.

Mit gleicher Gründlichkeit ist bisher noch kein Angriff gegen diesen heiß umstrittenen Fundort geführt worden. Der vieljährige Kampf, über den bei Reinach, Antiquités nationales, I, 102—105, und Mortillet, Le Préhistorique[3], 70—80, das Wichtigste zusammengefasst ist, scheint sich nun gegen die Beweiskräftigkeit der Feuersteine von Thenay zu entscheiden.

Die ganze tertiäre Époque Thenaysienne ist hauptsächlich auf den einen Fundort aufgebaut, und nach den letzten Untersuchungen müssen wir diese Fundstelle mit einem großen Fragezeichen versehen. Sie ganz definitiv aus der Tabelle wegzustreichen, ist vielleicht verfrüht; denn in einzelnen Punkten reicht die vorhandene Darstellung der natürlichen Ursachen für das Vorkommen der anscheinend bearbeiteten Feuersteine von Thenay nicht aus, um die von Mortillet erhobenen Einwendungen im einzelnen vollkommen zu beseitigen. Die Angaben Capitans sind noch zu allgemein gehalten. Es müsste an jedem wichtigeren Stücke für sich untersucht werden, warum es gerade die auf eine Benützung durch ein intelligentes Wesen deutbare Stelle ist, welche den supponierten natürlichen Angriffen ausgesetzt war, und welcher Art diese waren.

J. Szombathy.

24.

Mariani, Lucio: Aufidena. Ricerche archeologiche e storiche nel Sannio settentrionale. Rom 1901, gr. 4°. 440 Sp. mit 15 Tafeln und 100 Abbildungen im Text. (Estr. Mon. ant. Acc. Linc. X.)

Ungefähr in der Längsmitte Italiens strömt der Sangro (röm. Sagrus) in einem breiten, tief eingeschnittenen Thale, das die Scheide zwischen dem mittleren und dem südlichen Appenin bildet, nach Osten zur Adria. Nördlich liegt das rauhe Kettengebirge der Abruzzen, der alte Wohnsitz der sabellischen Stämme; südlich verbreitert sich das Gebirge zu einem Plateau mit flachen Kuppen und wenigen Hochgipfeln, dem alten Samnium, dessen bäurische und kriegerische Bewohner in ihrer Mittelstellung zwischen den Küstenebenen Apuliens und Campaniens diese beiden gleichmäßig bedrohten und bedrückten, bis Rom den Kampf zwischen städtischer Cultur und ländlicher Kraft, aus der es selbst hervorgegangen war, endgiltig zu Gunsten der ersteren entschied.

Die einzige namhafte Stadt des Sagrusthales war im Alterthum Aufidena (j. Alfedena) im äußersten Nordwesten von Samnium, ungefähr mitten zwischen Adria und Tyrrhenermeer, etwa 165 *km* östlich von Rom. Diese Gegend des Hochappenin war dem antiken Verkehr, namentlich von Westen her, schwer zugänglich und theilt mit anderen Gebieten Mittel- und Ostitaliens das Schicksal langdauernder cultureller Rückständigkeit. Hier, im Schoß der Gebirge, hielt sich prähistorische Cultur noch in voller geschichtlicher Zeit. Das war auch der Eindruck, welchen man schon früher aus den kurzen Berichten über das vorclassische Gräberfeld von Aufidena (Not. Sc. 1877, 1879, 1882, 1885) empfieng. Nicht mit Unrecht meinte Helbig (Hom. Epos[2], 44), dass jene Metropole in verhältnismäßig späte Zeit herabreichen müsse, vielleicht sogar bis in das vierte oder dritte Jahrhundert v. Chr., und dass die dortige Bevölkerung, abgeschnitten von den größeren Handelswegen, mancherlei Typen, die ihr in älterer Zeit aus Tarent oder anderen griechischen Colonien zugekommen seien, viele Generationen hindurch festgehalten habe.

Jetzt sind die Alterthümer von Aufidena in der oben genannten, höchst gründlichen Bearbeitung vollkommen bekannt gemacht. Das Werk Lucio Marianis, Professors der Archäologie an der Universität zu Pisa, lässt der rigorosesten Kritik nichts zu wünschen übrig und reiht sich würdig an die in den gleichen Monumenti erschienenen Publicationen Barnabeis, Cozzas und Pasquis über Narce, Brizios über Novilara, an die es (namentlich an die letztere) auch sachlich anknüpft. Mit solchen Monographien über die Culturstätten einer Zeit gesonderten Stammeslebens ehrt Italien sich selbst und die Welt, welche seiner Urgeschichte ein so hohes Interesse entgegenbringt.

Aufidena war nach dem Zeugnis seiner Gräber und Befestigungen in vorrömischer Zeit ein wichtiges, wenn auch geschichtlich fast unbekanntes Centrum jener Berggegend. Es blühte im sechsten bis vierten Jahrhundert. Dank dem Einfluss des Handels zwischen Griechenland und den adriatischen Küstenländern, der auch im Sagrusthale belebend aufwärts wirkte. Gegen das dritte Jahrhundert hin verfiel und erlosch die Localcultur der samnitischen Caracener, und als die Römer das Land eroberten, war ihre Blüte längst vorbei. Das Volk romanisierte sich rasch, zunächst in der durch die Nekropole von Corfinium bezeugten Zwischenform einer aus localen und hellenistisch-römischen Elementen zusammengesetzten Mischcultur. Allein soweit reicht das Gräberfeld von Aufidena nicht; es endet mit verhältnismäßig armen Bestattungen aus der letzten Zeit der nationalen Unabhängigkeit.

Die Nekropole von Aufidena gehört also einer vorgeschrittenen Phase der vorrömischen Eisenzeit an. Die Waffen sind sämmtlich, die Schmucksachen häufig aus Eisen. Die Gräber sind »fosse« mit Skeletten, wie in ganz Italien nach der Periode der Brandschachtgräber der ersten Eisenzeit. (In manchen Theilen Italiens, z. B. in Picenum, ist allerdings die Leichenverbrennung nie durchgedrungen, weder in der Bronze- noch in der ersten Eisenzeit.) Bemalte griechische Thongefäße fehlen gänzlich, dafür erscheinen einzelne Bronzevasen des siebenten bis fünften Jahrhunderts, und die localen Thongefäße sind nach dem Muster griechischer Metall- und Thonware geformt. Auch die altitalische Villanova-Urne und die Gefäße mit halbmondförmigem Henkel fehlen. Die Verhältnisse sind also denen in unseren Ostalpen- und dinarischen Balkanländern ähnlich. Zu den negativen prähistorischen Charakterzügen des Gräberfeldes gehört auch — im Gegensatz zu Etrurien — das Fehlen von Grabinschriften, obwohl die Schrift nach dem Zeugnisse vorrömischer Inschriften öffentlichen Charakters (in einer dem oskischen Idiom verwandten Sprache) nicht unbekannt war. Aus alledem und besonders aus den relativ jungen Fibelformen schließt Mariani, welcher (S. 184 ff.) auch eine gründliche Kenntnis der bosnisch-herzegowinischen Parallelen bekundet, die Hauptperiode der Nekropole von Aufidena sei gleichzeitig mit den jüngeren Gräbern (Fondo Servici) von Novilara in Picenum und mit den bosnischen Gräbern aus der Übergangszeit von der rein-illyrischen (Hallstatt-) zur illyrisch-keltischen (La Tène-)Periode, d. h. sie falle zusammen mit dem sechsten bis fünften Jahrhundert v. Chr.

Die Zahl der bis jetzt untersuchten Gräber beträgt circa 1400, und wenn sie in den übrigen Theilen der Nekropole ebenso dicht liegen, kann man ihre Gesammtzahl auf 12600 schätzen. Die »fosse« sind 70 bis 200 *cm* tief, mit Steinen ausgelegt, mit Platten überdeckt, und Gruppen von Gräbern waren oft, vielleicht regelmäßig, oberflächlich mit Steinkreisen (»Cromlechs«, an den berühmten Plattenring Mykenäs erinnernd) umstellt, welche vielleicht den Ruheplatz einer blutsverwandten Gemeinschaft abgrenzten. Die Leichen lagen auf dem Rücken; sie waren von mittlerer Größe, doch fehlten auch nicht sehr hochgewachsene Personen. Die Schädel sind lang, zuweilen überlang, von constantem Typus: schöne Köpfe, manchmal von besonders elegantem Bau, nach Sergi, der 40 derselben untersuchte, treffliche Vertreter seines »mittelländischen Stammes«. Die langen Gesichter harmonieren mit dem langen Hirnschädel, und die schwache Prognathie stört nicht den Eindruck einer hochveredelten Menschenform. Noch heute bildet das Samnitenland ein Übergangsgebiet zwischen den alpinen Breitköpfen Oberitaliens und den mittelländischen Langköpfen Unteritaliens.

Die Beigaben sind so constant, dass man der ganzen Nekropole, die doch sehr lang in Verwendung gestanden sein muss, nur eine kurze Dauer geben möchte. Es sind hauptsächlich Thongefäße, Eisen- und Bronzesachen, seltener sind Gold, Silber, Elfenbein, Bernstein, Bein, Holz u. s. w. Die Männer haben Waffen bei sich, die Frauen Schmuck, und zwar mehr, als sie im Leben auf einmal getragen haben können. Deshalb liegt der Schmuck nicht immer an den betreffenden Körperstellen, sondern über dem Leib oder daneben aufgehäuft. Manchmal sind die Beigaben auch in eigenen, aus Steinplatten erbauten Behältern neben dem Kopf der Leiche niedergelegt. Die kleinen, etwas seichter angelegten Kindergräber sind meist sehr reich an Beigaben und enthalten auch Schmucksachen Erwachsener. Die Töpfe sind theils gröberes, locales, theils importiertes, feineres Fabrikat (unteritalisch-griechische Ware und etruskische Buccherogefäße); Bronzevasen sind selten. Die gegossenen Bronzeschmucksachen zeigen sehr charakteristische und mannigfache Formen. Die Männer trugen Goldringe, was sonst in Italien nicht so häufig ist, wie in Mitteleuropa, hier namentlich bei den Galliern, aber auch dort bei den sabellischen Stämmen und den Anwohnern der Adria ein eigenthümliches Kennzeichen archaischer Tracht in vorgeschrittener Zeit bildet. Der Armschmuck besteht gewöhnlich aus Spiralschienen an den Oberarmknochen. Fibeln fehlen nicht einmal in den ärmsten Gräbern, sind fast öfter aus Eisen, als aus Bronze und bieten nicht viele Varietäten. Neben einer vorherrschenden Localform mit rechteckig gekrümmtem Bügel erscheinen Certosafibeln und besonders häufig eine gewisse Übergangsform zwischen Certosa- und Früh-La Tène-Fibel, die auch in den Ostalpen, namentlich im dinarischen Bergland eine große Verbreitung besitzt. Im nordwestlichen Bosnien (Jezerina u. s. w.) scheinen diese Fibeln geradezu die Früh-La Tène-Stufe zu vertreten.

Das merkwürdigste und für Aufidena speciell charakteristische Schmuckstück ist eine oft vorkommende lange Kette aus kunstvoll gewundenen Bronzedrahtgliedern, welche zwischen je zwei großen Spiraldisken

Reihen förmiger Schlingen bilden und oben mit einem bügelförmigen Gliede abschließen, unten reich durchbrochene Zierscheiben (an La Tène- und noch jüngere Phalerä erinnernd) oder Ähnliches tragen. Mariani nennt sie »Châtelaines«; denn es waren keine Gürtel, wofür man die ohne nähere Fundangabe in verschiedenen Sammlungen (z. B. Karlsruhe) aufbewahrten Exemplare bisher gehalten hatte. Der ganze Schmuckapparat zeigt die adriatische Ausprägung des Hallstattstiles, wie sie in Ostitalien und dem Nordwesten der Balkanhalbinsel vorkommt, charakterisiert durch eine reiche, weil lange ungestörte Entwicklung alterthümlicher Motive in relativ junger Zeit. Diese Erscheinung, welche durch die parallelen Actionen auf italischem und bosnischem Boden gegenwärtig in helles Licht gerückt wird, lehrt uns die Culturbedeutung des Westens höher anschlagen, als bisher.

In den Männergräbern fanden sich nur wenige Schutzwaffen. Helme, die ja überall nicht häufig sind, fehlen ganz. Häufig sind nur Blechgürteldecken mit zuweilen sehr schönen Haken und Attachen griechischer Arbeit, darunter ein Stück mit figuralen Graffiti im Stil des vierten bis dritten Jahrhunderts. Als Panzer dienten häufig runde Brustplatten. In einem Stück sind drei derselben zu einem completen, Brust- und Nabelgegend deckenden Kürass verschmolzen, dem typisch samnitischen Panzer, wie er aus unteritalisch-griechischen Vasenbildern bekannt ist. Die Angriffswaffen sind hauptsächlich Lanzen, seltener kurze Schwerter (35 bis 77 *cm* lang) mit geraden Parierstangen. Die Messer erinnern an bekannte Früh-La Tène-Typen der Alpenländer.

Sehr wertvoll sind die vielfach noch unedierten Analogien aus nahen und ferneren Gebieten, welche Mariani (Sp. 163—187) beibringt, um aus den Funden von Aufidena eine Geschichte der sabellischen Cultur zu gewinnen. Er erkennt ihre ursprüngliche Abstammung aus der äneolithischen Stufe Italiens und ihre specifische Entwicklung durch vorübergehenden Contact mit griechischen Einflüssen und namentlich durch lange Berührung mit dem illyrischen Gegengestade, wo dieselben Einflüsse ein seltsames Nachleben höchst alterthümlicher, zuletzt auf mykenische Grundlagen zurückführender Culturformen erzeugt haben. Es ist unmöglich, der umsichtigen Untersuchung Marianis in all ihren Theilen zu folgen. Einer derselben behandelt ausführlich die Chronologie des Gräberfeldes (Sp. 188—196), ein anderer die historisch-topographischen Probleme des Locals. Die genaue Beschreibung der einzelnen Gräber füllt beinahe 200 Spalten des Textes; Prof. Sergi beschreibt die Schädel, Prof. de Petra die Münzfunde von Aufidena. Ansichten, Pläne, Abbildungen ganzer Gräber und einzelner Objecte im Text und auf Tafeln sind in reicher Fülle gegeben. So tränkt die archäologische Forschung die blassen Schemen der geschichtlichen Überlieferung mit Blut und Leben und bringt mit Glück auch jene »dunklen« Völker zum Reden, die erst bei ihrer Berührung mit dem verzehrenden Römerthum vorübergehend aufflammten und dann erloschen.

Prof. M. Hoernes.

25.

Evans, Arthur J.: The Palace of Knossos. Summary report of the excavations for the year 1900. Reprinted from the »Annual of the British School at Athens«. 1899 bis 1900, Bd. VI, 70 S. mit 2 Tafeln, 2 Plänen und 12 Abbildungen im Text, 8°.

— — — **The Mycenaean Tree and Pillar Cult** and its Mediterranean relations. With illustrations from recent Cretan finds. Bd. XII, 106 S. mit 1 Farbentafel und 70 Abbildungen im Text, 8°. London, Macmillan and Co., 1901.

Diese beiden Arbeiten hängen untereinander eng zusammen. Die culturgeschichtliche Untersuchung wurzelt in der an erster Stelle genannten Ausgrabung, und beide sind in letzter Linie Früchte der neugeschaffenen politischen Ordnung auf Kreta, d. h. des beruhigenden Eingreifens europäischer Großmächte im Südosten Europas. In ähnlicher Weise verdanken wir die archäologische Erforschung Bosniens der Pacification dieses Landes durch das europäische Mandat an Österreich-Ungarn. Evans ist auf kretischem Boden der Nachfolger Schliemanns, auf dessen bahnbrechenden Arbeiten er auch sonst erfolgreich weiterbaut. Seitdem uns durch jene das gigantische Räthsel der mykenischen Cultur aufgegeben ist, sind die Blicke europäischer Forscher mehr oder weniger platonisch auf Kreta gerichtet, und man erinnert sich wohl noch an Milchhöfers Erwartungen in dessen vieldiscutiertem Buche über die Anfänge der Kunst in Griechenland. Schliemann selbst plante methodische Untersuchungen an der Ruinenstelle von Knossos, in den Trümmern der Residenz des Zeussohnes Minos, an dessen Namen die Alten ihre Berichte über die Vorherrschaft Kretas im ägäischen Meere knüpften. Aber die Zustände auf der Insel waren seinen Absichten nicht günstig. 1894 besuchte Evans zum erstenmal Knossos und sammelte vielversprechende Materialien, die er in seinen Studien über die vorphönikische Bilderschrift in Griechenland verwertete. Nach endlosen Schwierigkeiten erwarb er, da kein anderes Mittel half, das Grundeigenthum der Ruinenstätte; doch erst 1900 konnten die Ausgrabungen beginnen. Sie währten vom 23. März bis 2. Juni und lieferten ein äußerst reiches Erträgnis, über welches in Kürze schon vor Jahresfrist P. Wolters (Arch. Anz. 1900, S. 141 ff.) berichtete. Dank der geringen Tiefe der jüngeren Ablagerungen wurde ein Raum von circa 115 *m* nordsüdlicher Länge und 70 *m* westöstlicher

Breite aufgedeckt. Im zweiten Plane der erstgenannten Publication übersicht man die geleistete Arbeit und erkennt auf den ersten Blick ein höchst merkwürdiges Pendant zu den bisher untersuchten mykenischen Fürstenpalästen. Es kann hier nicht in die Details der Anlage eingegangen werden, die so compliciert ist, dass Evans nach dem Vorgange Stillmans darin das Substrat der jüngeren Sagen vom kretischen Labyrinth gefunden zu haben glaubt. In diesem Namen selbst sieht Evans (mit Mayer, Myken. Beitr., II. Jahrb., Arch. Inst., Bd. VII. S. 191) eine dialectische Form des nach der Doppelaxt »Labrys« benannten karischen Gottes Zeus Labraundos, und thatsächlich findet sich jenes Symbol häufig an Pfeilern der Ruine von Knossos eingehauen.

Aus vormykenischer Zeit stammen zahlreiche Überreste einer ausgedehnten neolithischen Ansiedlung: schwärzliche, an der Oberfläche geglättete Handtöpferei, deren geometrische Ornamente mit weißen Einlagen gefüllt sind, wie in den älteren Schichten von Hissarlik, Flachbeile und durchbohrte Äxte aus Serpentin, Jadeit, Hämatit und anderen Gesteinen, Nuclei und Messer aus Obsidian, Thonwirtel, Massen von Beigeräth, endlich auch eine primitive weibliche Thonfigur mit weiß ausgefülltem Ornament. Ein Probeschacht zeigte, dass diese vormetallische Schicht unter dem mykenischen Palast enorm in die Tiefe gieng, was auf sehr lange und starke ältere Bewohnung schließen lässt. Die jüngeren Theile dieser Schichte gehören der Kupferzeit an; die Töpferei hat abweichenden Charakter und erinnert an gewisse ägyptische Ware aus Gräbern der 12. bis 13. Dynastie.

Auffallend ist das gänzliche Fehlen der Spiraldecoration, und Evans schließt daraus, dass diese neolithische Schicht älter sei, als die Periode, in welcher sich, unter ägyptischem Einfluss, die Spiraldecoration auf Kreta und im ägäischen Meer ausbreitete. Er bemerkt den scharfen Contrast gegenüber der Keramik von Butmir, welche die Fortwirkung spiralverzierter, ägäischer Steatit- und vielleicht auch Metallreliefs auf eine noch nicht zum Metallgebrauch vorgeschrittene binnenländische Bevölkerung verräth. Einige andere Gefäße sind auf dunkelbraunem Grund weiß und bunt bemalt und zeigen directe Übertragung der eingeritzten neolithischen Decoration in Farben.

Die ferneren Capitel behandeln der Reihe nach die einzelnen, bisher aufgedeckten Räume und Raumgruppen des bronzezeitlichen Fürstensitzes. Die meisten Mauern sind aus Bruchsteinen mit Lehmmörtel erbaut, außen mit Lehm ausgeglichen und mit Kalkmörtel überzogen, welcher zuletzt bemalt wurde. Mauersockel, Bodenplatten und Unterlagen der Säulen und Pfeiler bestehen aus gesso duro; kunstreich gefügte Quadermauern, die hie und da vorkommen, stammen vielleicht aus einer etwas jüngeren Bauperiode. Doch geht kein Theil der Anlage über die mykenische Periode hinaus; ja der ganze Bau scheint ausschließlich der Blütezeit dieser Cultur (XVI.—XIV. Jahrhundert) anzugehören und nach seinem Untergang (durch eine große Feuersbrunst) nicht renoviert worden zu sein. Alle wertvollen Objecte wurden bei jener Zerstörung entführt; doch fand sich noch gerade genug, die Zeitstellung genau zu ermitteln; ein Stück von einem Bronzeschwert, und ganz wenig, bezeichnenderweise als Schmuck verwendetes Eisen. Auf die Bronzezeit deuten auch die gelb gemalten Lanzenspitzen der Krieger in den Wandgemälden. Alles jüngere fehlt, selbst die geometrisch verzierte Keramik, ja sogar die Arbeiten im jungmykenischen Stil der »Kriegervase« und der »Kriegerstele« aus der Unterstadt von Mykenä. Die zahlreich vorgefundenen Scherben bemalter Gefäße zeigen die älteren Stufen der mykenischen Firnismalerei. Evans will demnach den Zeitpunkt der Zerstörung des Palastes nicht über das XIII. Jahrhundert herabrücken. Nach der mehrfach wiederholten Ausplünderung der Ruinen blieben diese völlig ungestört liegen. Nur wenig Erde lagerte sich darüber ab; kein Baum wuchs darauf, ja stellenweise kann nicht einmal eine Pflugschar über den Grund gegangen sein, so völlig intact hatten sich Wandmalereien, Gefäße und anderes nur wenige Centimeter unter der Oberfläche erhalten.

Trotz aller Zerstörung und Plünderung zeugt aber noch jeder Fußbreit Raum von der Prachtliebe, dem Reichthum, Kunstsinn und culturellen Hochstand der Bewohner. Einige Daten müssen genügen, dies zu erhärten. Im Westen lag ein großer Hof mit angrenzendem Corridor, der mit lebensgroßen Menschenfiguren (Jünglingen, welche einer Frau Gaben darbringen) und einer Stiertigur geschmückt war. Andere Wandgemälde sind wahre Miniaturen und zeigen in colorierter Umrisszeichnung eine Versammlung zahlloser Frauen, deren Oberkörper nur mit halblangen, am Rücken zusammengefügten Ärmeln kokett bekleidet ist. Die Frauenversammlung ist von einer dichtgedrängten Männerschar umgeben, und außerdem erscheinen im Bilde religiöse Baulichkeiten, wonach vielleicht auf eine Cultscene zu schließen ist. Jedenfalls ist die Ausführung höchst eigenthümlich anziehend und manches daran von ganz unerwarteter Neuheit.

An die berühmten Darstellungen der Goldbecher von Vaphio erinnert, in einem anderen Raum, ein bemaltes Steinrelief mit Rindern und einem Baum. Die Zeichnung der lebhaft bewegten Thiere ist voll Geist und Naturtreue, und Evans findet, dass in der Thierdarstellung die ganze spätere Kunst der Griechen nichts Bedeutenderes hervorgebracht habe. Die häufige Wiederkehr von Stierbildern mahnt an das totemistische Wahrzeichen des hier verehrten kretischen Zeus, an die Urbedeutung des stiergestaltigen Minotaurus und an den tieferen Sinn der Unterwerfung jener gewaltigen Thiere durch Männer, aus denen die spätere Sage den Athener Theseus gemacht hat.

An einen großen Mittelhof schließt sich in nördlicher Richtung eine lange Gallerie mit zahlreichen, seitlich anstoßenden schmalen Magazinsräumen. Darin waren riesige Vorrathsgefäße (Pithoi) mit Cerealien in zwei Reihen aufgestellt; zwischen diesen befand sich ein schmaler Gang, in dessen Boden bleigefütterte Steinbehälter, vielleicht Schatzkisten, eingelassen waren.

Ein Raum von größter Bedeutung, mit offenem Vorraum und Hinterraum, enthielt einen steinernen Thronstuhl zwischen Steinbänken, gegenüber einem vertieften Wasserbassin, das wohl kein Bad, sondern (nach Wolters) eine Art Impluvium war.

In einzelnen Räumen lagen — ursprünglich wohl in hölzernen Truhen geborgen — Aufschreihungen, die vielleicht einst den wertvollsten Theil des ganzen Fundes bilden werden. Es sind an 2000 Thontäfelchen, zum Theile zerbrochen, im feuchten Thon mit spitzem Griffel beschrieben und durch den Brand des Palastes gehärtet, wahrscheinlich Verzeichnisse der in den betreffenden Räumen verwahrten Objecte, Abrechnungen u. dgl., die kein competenterer Forscher entdecken konnte, als gerade A. J. Evans. Andere bezeichnete Thonstücke sind Siegelabdrücke, mit Löchern für Bindfäden, nach Art unserer »Plomben« zum Verschlusse von Behältern verwendet. Außerdem lieferte die Ausgrabung viele Steingefäße, Steinschalen, Thongefäße u. s. w. und als besonders wichtigen kleinen Fund das Untertheil einer ägyptischen Figur aus der Zeit der 12. oder dem Anfang der 13. Dynastie an drei Seiten mit Hieroglypheu beschrieben.

Knossos, wo seit 1878 hin und wieder vereinzelte Funde gemacht wurden, ist nun mit einem Schlag in die allererste Reihe der mykenischen Fundplätze gerückt. Der flache Hügel hat sich als wahre Schatzkammer entpuppt, und das geplante neue Museum der Stadt »Herakleion«, wohin die Funde gebracht werden sollen, erlangt dadurch plötzlich große Bedeutung.

Mit der zweiten oben genannten Arbeit über den Baum- und Pfeilercult der Mykenäer, welche zuerst im »Journal of Hellenic Studies« erschienen ist, hat Evans gleich einen Theil der Summe wissenschaftlicher Ergebnisse gezogen, welche die Ausgrabungen in Knossos erheblich bereichert haben. Noch schwebt Dunkel über Stamm und Herkunft, Sprache, Sitte und Cult der mykenischen Bewohner Griechenlands; aber die stets sich mehrenden Bildwerke, kleinen und größeren Umfanges, reden eine eindringliche, wenn auch nicht völlig deutliche Sprache, und es gehört mehr, als bloß kaltes Blut dazu, mit den Erklärungen zurückzuhalten, die sie uns in den Mund legen wollen. Wie man sich dabei täuschen kann, zeigt das Beispiel des vortrefflichen, leider für diese Studien viel zu früh dahingeschiedenen Wolfgang Reichel, dessen geist- und gehaltvolle Arbeit über vorhellenische Götterculte von der falschen Deutung eines Cultobjectes auf einem mykenischen Goldring ausgeht. Er sah einen leeren Stuhl, wo ein vom Tabernakel umschlossener heiliger Pfeiler und die Krönung des Aufbaues durch einen hornartigen Aufsatz zu erkennen ist. Demnach glaubte er, die Mykenäer hätten sich ihre Götter als menschlich gebildete, aber unsichtbare Wesen von kolossaler Größe gedacht, die sie nicht im Bilde darzustellen unternahmen. Evans zeigt dagegen — und die polychrome Darstellung eines kleinen Heiligthums an einer Wand des Königspalastes von Knossos bildet für ihn gleichsam den Brennpunkt der gesammelten Lichtstrahlen —, dass die mykenischen Griechen zwar keine großen Cultbilder, aber an ihrer Stelle anikonische Cultobjecte, d. h. eben den heiligen Baum und den heiligen Pfosten, hatten, und dass sie in kleinen Bildern oft genug auch die Gottheit in leibhaftiger Menschlichkeit neben ihren anikonischen Äquivalenten darstellten. Hierher gehört auch der oft abgebildete mykenische Goldring mit der unter einem Baume sitzenden, von Frauen verehrten Göttin, jenes allbekannte Bildwerk, in dem man hartnäckig eine Genrescene sehen wollte, und das auch Reichel nicht mit wünschenswerter Sicherheit auf eine Cultscene beziehen zu können erklärte. Evans hat nun die zahlreichen und höchst übereinstimmenden Zeugnisse für den Baum- und Pfeilercult jener Periode gesammelt, die ja bekanntlich auch in jüngeren Zeiten viele Spuren hinterlassen hat (auf Kreta z. B. in der heiligen Platane von Gortys). Ihre Zusammenstellung aus dem reichen Material, über das der Autor verfügt, wirkt schlagend, und vieles Altbekannte, wie z. B. die mykenischen »Taubentempelchen«, tritt jetzt erst in helles Licht. Die nordischen Analogien zu den in S. 37 ff. behandelten »horns of consecration« (aus der Schweiz und Ungarn) kennt oder berücksichtigt Evans nicht; dagegen hält er im mittelländischen Culturkreis Umschau bis zur modernen Pfeilerverehrung in Macedonien. Der mykenische Olymp und das mykenische Sacralwesen erweisen sich formenreicher, gefestigter und vor allem zugänglicher, als man bisher glaubte. Noch ist vieles zweifelhaft; aber es sind doch feste Grundlagen für die Erklärung zahlreicher Einzelheiten in den Bildwerken gewonnen, und das ist mindestens ein hoffnungsreicher Ausgangspunkt für weitere Wege der Untersuchung.

M. Hoernes.

26.

Milani, Luigi Adriano: Studi e Materiali di Archeologia e Numismatica pubblicati per cura di L. A. M. Vol. I, con oltre 330 figure nel testo e VIII tavole. Firenze, Tipogr. di G. Barbèra, 1899—1901. gr. 4°. VIII, 330 S.

Zeitschriften, welche speciell der classischen Archäologie und der antiken Numismatik gewidmet sind, enthalten sonst nur ausnahmsweise Beiträge von directem Bezug auf die Urgeschichte und die vergleichende Culturgeschichte der Menschheit. In für uns erfreulicher Weise hat sich das obengenannte Organ weitere Grenzen gezogen, und namentlich der eben erschienene zweite Halbband bringt mehrere große Abhandlungen aus dem Grenzgebiet der Anthropologie und der historischen Alterthumskunde. Der rühmlichst bekannte Herausgeber Prof. L. A. Milani, Director des archäologischen Museums in Florenz, will neben der classischen namentlich der orientalischen Archäologie Raum geben und, sehr mit Recht, insbesondere die Religionswissenschaft pflegen, welche bisher von den Archäologen und Mythologen insgemein vernachlässigt wurde, jedoch bestimmt ist, die Grundlage einer neuen Hermeneutik der Denkmäler zu werden.

In eigenster Durchführung dieses Programmpunktes gab Milani schon im ersten, 1899 erschienenen Halbband u. a. zwei Studien über die Bronzen der idäischen Zeusgrotte als älteste Denkmäler hellenischer Religion und Kunst (S. 1—33 mit 2 Doppeltafeln und 30 Textbildern) und über hetitische Sculpturen (Nota esegetica sulla stele di Amrit e sul principal rilievo rupestre di Jasilikaia. Saggio di teogonia hetea, 33 bis 52, mit 20 Textbildern). Im zweiten Halbband publiciert er (S. 161—234 mit circa 100 Abbildungen) den ersten Theil einer umfangreichen Monographie über vorhellenische Kunst und Religion im Lichte der kretischen Höhlenfunde und der hetitischen Denkmäler, sowie über hetitisch-mittelländische Ideographie. Dieser erste Theil behandelt ikonische Darstellungen, Mythogenie und Poesie, von bekannten Denkmälern besonders die figurale goldene Haarnadel aus dem III. mykenischen Schachtgrabe, das figurale Gehänge aus dem Goldschatz von Ägina, die Täfelchen von Siteia auf Kreta und das Silberdiadem von Syra, die Gemme des Kasseler Museums und andere geschnittene Steine mit Darstellungen der πότνια θηρῶν, den berühmten mykenischen Goldring mit Darstellung der Verehrung einer Frau durch andere Frauen, das Wandgemälde aus einem Hause der Akropolis von Mykenä und verwandte Bildwerke, in welchen er stets Darstellungen der Rhea und ihrer »Koren« erblickt, endlich die Figuren der sogenannten »mykenischen Astarte«, in welchen er die hetitisch-mykenische Göttin des Himmels und des Meeres sieht. Diese Untersuchung berührt sich im Gegenstande vielfach mit A. J. Evans' gleichzeitig erschienener Studie über den mykenischen Baum- und Pfeilercult, verfolgt aber andere Ziele als diese.

Von Arbeiten anderer möchte ich besonders den ersten Theil einer ebenfalls groß angelegten Untersuchung von G. Karo über die Goldarbeiten aus Vetulonia anführen (S. 235—283, mit 4 Tafeln und 50 Textbildern). Er behandelt die Fibeln, Nadeln, Schließen und Gürtel und enthält einen eigenen Abschnitt über die figurale Arbeit in lavoro granulato, die bei jenen kostbaren Schmucksachen eine so bedeutende Rolle spielt. Das von anderen Mitarbeitern beigebrachte neue etruskische und griechische Material stammt ebenfalls ausschließlich aus Italien. Sehr dankenswert ist auch der »museographische Anhang«, in welchem Milani zwei ins archäologische Museum gelangte Depotfunde von Waffen und andere Votivsachen aus Telamon und G. Pellegrini die Terracotten des Museums Chigi in Siena bespricht. M. Hoernes

27.

Schlosser, Julius v.: Zur Genesis der mittelalterlichen Kunstanschauung. (Sonderabdruck aus den »Mittheilungen des Instituts für österreichische Geschichtsforschung«. Ergänzungsband VI, S. 760—791.)

Diese kleine, aber gehaltvolle Abhandlung bestieht uns durch einen Zug, den wir auf dem Gebiet historischer Forschung oft mit Bedauern vermissen: durch die verständnisvolle, nicht bloß äußerliche Anknüpfung an die Ergebnisse anthropologischer Untersuchung, hier speciell an die Arbeiten über primitive Kunst. In geistreicher, hauptsächlich an Münzbildern sich fortspinnender Betrachtung zeigt der Verfasser, wie die Urgeschichte der bildenden Kunst in Europa bis zum Beginne der griechischen Sonderentwicklung auch für die Genesis der mittelalterlichen Kunstanschauung von größter Bedeutung ist. Die Antike ist eine reife, männliche, aber darum, wie alles Fertige, auch beschränkte Kunst, die den Völkern des Ostens und des Nordens nur äußerlich aufgedrängt wurde, ihrem inneren Wesen aber fremd, unverstanden, ja unheimlich blieb. Nach ihrem Ausleben, nachdem die »Selbstverneinung antiker Sinnesweise und Cultur, deren Anfänge bis auf Sokrates und Plato zurückgehen«, siegreich auch auf die sichtbare Welt der plastischen Form übergegriffen hatte, tauchte der alte, einst auch über die griechische Erde gebreitete »orientalisch-nordische« oder »barbarische« Untergrund der Entwicklung wieder empor und wurde das Fundament einer neuen großen Kunstperiode. Nicht einfach um »Verfall« und »Entartung« handelt es sich, sondern um etwas Positives. Neues, um einen Wechsel, eine »Veränderung in den Anschauungen, in den geistigen und psychischen Principien . . . Orientalische und barbarische Weltanschauung sind die großen, geistigen Mächte der Zukunft . . . Symbol und Inhalt haben über die Form gesiegt, der Geist über den Körper, die Gattung über

das Individuum.« Diese Verneinung der Natur findet der Autor ausgesprochen auch in dem mächtigen Zuge zum Decorativen schlechthin, wie er als volksthümliche Reaction gegen die exclusive, hoch empor gediehene mykenische Kunst schon in den geometrischen Stilarten auf griechischem Boden sich Bahn bricht. Die germanisch-keltische Welt des Nordens hat zur Zeit ihres Eintretens in die Geschichte einen eigenthümlichen Decorationsstil entwickelt, der aus den Tiefen aller Kunstanfänge, aus geometrischer Phantasie und dunkler, pictographischer Symbolik hervorgewachsen ist und das heraudrängende Fremde, Höhere sich immer wieder assimiliert hat. Sehr feinsinnig verweist v. Schlosser mit einem Wort Montaignes darauf, dass die Spiele der Kinder gar keine »Spiele« sind, wofür wir sie in unserem unverständigen Hochmuth erklären, und darauf, dass die Kinder in ihrer Kunst geborene Antinaturalisten sind, die sich sträuben, direct die Natur zu copieren. Sie wollen eben mehr, als eine bloße Nachbildung. Was ist ihnen »Kunst«? Sie wollen, womöglich, das beseelte Object selbst bannen: das ist der Zweck ihrer Arbeit. »Kunst« ist Beschränkung auf Ziele, die man anfangs gar nicht sucht, weil sie dem strebenden Geist zu niedrig vorkamen. Daher vermuthet der Verfasser mit Recht in den Äußerungen kindlicher Kunst, die uns bloß »unvollkommen« erscheinen, ein Widerstreben gegen die bildmäßige Form überhaupt. Ähnliche Gedanken haben sich mir bei der Darstellung der prähistorischen »Kunstwerke« Europas auf Schritt und Tritt aufgedrängt, und ich sehe mit Freude, dass der Scharfblick des Kunsthistorikers an dem gleichen Material dieselbe Entdeckung gemacht hat.

Die classicistische Kunstauschauung unserer Archäologen und Philologen ist geneigt, in jener Grundlage das reine »Nichts« zu sehen und in der Antike das erste »Etwas« auf dem Gebiete der europäischen Kunst. Bis zu einem gewissen Grade ist dies ja richtig. Aber die Correctur einer zu weit getriebenen Unterschätzung jener Elemente, des pictographischen und des rein decorativen, verschafft uns ein Blick auf die Kunst des Mittelalters, ihren wahren Ursprung und ihre wahre Bedeutung. »Die blonden Enaksöhne des Nordens, wie die braunen Beduinen Arabiens berühren sich in der gewollten Abwendung von der realen Natur, die ihnen fremd und unheimlich und nur in der Umformung, die aus den Grundströmungen aller primitiven Kunst entspriugt, erträglich ist. Auge und Hand dieser jungen Völker haben das Neue in die Kunst gebracht, weil sie unter dem Zwang elementarer Instincte handelten; sie wollten nicht anders sehen und bilden, weil sie nicht kounten.«

M. Hoernes.

28.

Müller, Dr. Josef: Das sexuelle Leben der Naturvölker. Zweite stark vermehrte Auflage. 8°. VIII. 74 S.

Das Buch, welches laut Vorrede den Anfang zu einer »umfassenden Geschichte der sexuellen Ideen und des sexuellen Lebens der Menschheit« bilden soll, bietet in gedrängter Kürze eine Darstellung der Eheformen und des Geschlechtslebens vorwiegend der Naturvölker der Gegenwart in Verbinduug mit historischen Rückblicken. Der Anlage nach zerfällt es in zwei Haupttheile: Die Ehe und Geschlechtliche Disciplin vor und in der Ehe.

Im ersten Haupttheil behaudelt der Verfasser die verschiedenen Formen der Ehe. Zunächst beschäftigt er sich mit der Promiscuitätshypothese, welche für die primitiven Culturstufeu und Völker eine völlig gesetz- und regellose Befriedigung des Geschlechtstriebes annimmt. Diese Theorie stützt sich auf die Erzählungen antiker Schriftsteller, z. B. Herodots und Strabos, und auf die Berichte moderner Reisender. Mutterfolge, Totemismus und Gruppenehe, Rechtsinstitutionen, die sich bei den verschiedensten, oft territorial sehr getrennten Nationen finden, werden aus dieser Hypothese erklärt. Der Verfasser wendet sich sehr energisch gegen diese Theorie und lehut sie in ihrer Gänze ab. Sehr überzeugend sind jedoch seine Gegenargumente nicht, und was speciell die Eheform bei den Australnegern anbelangt, so kann man wohl nicht umhin, aus den noch jetzt bei ihnen bestehenden Zustäuden auf einen ursprünglichen promiscuen Geschlechtsverkehr zu schließen.

Nach Besprechung der Promiscuitätshypothese wendet sich der Autor einer zweiten primitiven Eheform, der Polyandrie, zu. Der Verfasser gibt zu, dass wir uns hier schon auf positiverem Boden befinden, verwahrt sich aber dagegen, dass diese Form des geschlechtlichen Zusammenlebens zur Construction irgendwelches Entwicklungsschemas verwertet werde. Er schildert eine Reihe von polyandrischen Ehezuständen aus den verschiedensten Zeiten und Zonen, darunter auch das sehr merkwürdige Eheleben der Kriegerclasse der Naïren in Malabar, wo der Mann nur der Ernährer, niemals aber der eigentliche Gatte seiner Frau ist. Am Schlusse dieses Abschnittes wird auch das Levirat besprochen, jene Rechtsinstitution, zufolge welcher die Witwe auf den Bruder ihres Mannes übergeht.

Im dritten Abschnitt, der sich Polygamie und Monogamie betitelt, kommt der Autor erst zu jenen Verhältnissen, welche mit Recht die Bezeichnung Ehe tragen. Alles bisher Besprochene war ja das gerade Gegentheil von dem, was wir unter dem Begriff Ehe verstehen. Der Verfasser behandelt nun ziemlich ausführlich die verschiedenen, bei einer festen Ehe in Betracht kommenden Fragen und Momente, wie Ehe-

schließung, Ehescheidung, Ehebruch, Ehehindernisse. Mit der Erwähnung des bei vielen Naturvölkern vorkommenden Brauches, dass die Defloration der Braut nicht von dem neuvermählten Gatten, sondern von einem anderen, manchmal sogar gedungenen Individuum vorgenommen wird, und der Schilderung mehrerer moderner und antiker, cultlicher Orgien schließt der erste Haupttheil.

Der zweite Haupttheil betitelt sich: Geschlechtliche Disciplin vor und in der Ehe.

Die jugendliche Keuschheit genießt, wie der Autor nachweist, fast bei allen Völkern höchste Wertschätzung. Ja, bei vielen Nationen ist noch die Jungfernprobe in Gebrauch. Arge Sittenverwilderung ist in vielen Fällen auf europäische Einflüsse zurückzuführen. Einen weiteren Abschnitt widmet der Verfasser den Mannbarkeitsproben und der Ascese in der Ehe. Durch qualvolle Martern, denen sich sehr häufig sogar beide Geschlechter unterziehen, muss bei den Naturvölkern die Vollgiltigkeit innerhalb des Stammes oder der Horde erkauft werden, und mannigfaltig sind die Enthaltungsvorschriften in der Ehe. Besonders rühmt der Verfasser, dass bei vielen Naturvölkern das Verbot herrscht, den Coitus zur Zeit der Gravidität auszuführen. Überhaupt gelten die Geschlechtsfunctionen, Beischlaf, Menstruation und Geburt, bei vielen Naturvölkern als unrein und sündhaft, weswegen auch das Cölibat bei den primitiven Nationen nicht allzu selten ist.

Ein kurzes Resumé, in welchem der Verfasser nochmals seine Ansicht, dass die Monogamie die Urform der Ehe sei, betont, beschließt die Arbeit.

Die Aufstellungen des Verfassers basieren meist auf den Ansichten Westermarcks, wenn auch andere Werke herangezogen sind; selbständiges Quellenstudium scheint in vielen Fällen zu fehlen. Seltsam berührt es, dass der Herr Verfasser an mehreren Stellen mit theologischen Argumenten operiert.

Emerich Kohn.

29.

Koudelka, Florian: Lidové léčení dobytka. Vyškov 1901. (Über die volksübliche Behandlung von krankem Vieh. Vortrag, gehalten am 27. Mai 1901 in der III. Versammlung böhmischer Naturforscher und Ärzte in Prag. Wischau 1901.) 8°. 16 S., Selbstverlag des Verfassers.

Gleichwie sich gewisse abergläubische Gebräuche noch aus der heidnischen Vorzeit bis auf unsere Tage erhalten haben, ebenso herrscht noch im Volke bei Viehkrankheiten mannigfacher Aberglaube, der vielleicht ebenfalls heidnischen Ursprunges ist. Als der Mensch zu prähistorischen Zeiten die ersten Thiere zähmte und züchtete, erwuchs ihm auch schon die Sorge um ihre Gesundheit. In der damaligen Unwissenheit betrachtete der Mensch nicht nur seine eigenen, sondern auch die Krankheiten seiner Hausthiere als eine Strafe höherer, ihm feindselig gesinnter Wesen und Mächte und glaubte durch allerhand Beschwörungen und Opfer diese Mächte versöhnen und die Krankheiten hiermit verbannen zu können. Auf diese Weise entstand die Behandlung kranker Thiere mittelst Beschwörungen, magischen Formeln und Gebräuchen, sowie Gebeten. Diese Gebräuche sind nun in Mähren vielfach bis auf den heutigen Tag noch üblich, da der Glaube noch nicht ganz erloschen ist, dass gewisse geheimnisvolle Mächte durch böse Menschen, namentlich Hexen, dem Vieh Schaden zufügen können. Hierfür bringt der Verfasser Belege aus eigener Erfahrung und führt einige, sowohl in früherer Zeit, als auch noch gegenwärtig in Mähren gebräuchliche Beschwörungsformeln und sympathetische Heilmittel bei Thierkrankheiten an. Unter den mit geheimnisvollen Heilkräften ausgestatteten Fetischen nehmen die Donnersteine oder Wettersteine — prähistorische Steingeräthe — einen hervorragenden Platz ein.

Eine große Rolle in der Thierpathologie des Volkes spielt das sogenannte Verschauen oder Versehen, die Wirkung des bösen Blickes, und der Verfasser bespricht die hierüber herrschenden Anschauungen, sowie die dagegen angewendeten Volksmittel.

Koudelka

30.

Beauquier, Ch.: Les mois en Franche-Comté. Paris 1900. Maisonneuve und Lechevalier.

Das genannte, beinahe 200 Seiten zählende Buch bildet eine sehr interessante und recht gut bearbeitete Monographie. Sein Verfasser, seit lange Präsident der »Société des traditions populaires«, war völlig imstande, die von ihm unternommene Arbeit auszuführen; denn seit mehr als 15 Jahren beschäftigt er sich mit der Volksliteratur, den Volkssitten und den Volksbräuchen seiner Provinz. Man hat von ihm mehrere diesbezügliche Veröffentlichungen. Am wichtigsten sind: »Chansons populaires recueillies en Franche-Comté«, »Blason populaire de Franche-Comté« und »Vocabulaire des provincialismes usités dans le département du Doubs«.

Les mois en Franche-Comté« zeichnen sich durch eine gedrängte sachliche Darstellung, sowie durch reiche Materialienfülle aus. Natürlich bilden die Bräuche den Hauptbestandtheil des Buches. Hie und da aber

werden, gelegentlich verschiedener Festtage, Volkslieder und Volkssagen eingestreut; auch fügte Beauquier jedem Monate die auf ihn bezüglichen und in der Franche-Comté gebräulichen Redewendungen und Sprichwörter hinzu.

Das Buch beginnt mit dem in der Franche-Comté sehr feierlich begangenen Neujahrsfeste. In allen Dörfern erwartet die sämmtliche Jugend den Schlag der Mitternachtsstunde. Hierauf stimmt sie das Neujahrslied *(Chanson du bon an)* an. Es enthält vornehmlich Glückwünsche, denen nachher höfliche Bitten um Geschenke angefügt werden. Es wird unter den Fenstern der bedeutendsten Häuser des Dorfes vorgesungen und verfehlt seinen Zweck nur selten. Im großen und ganzen erinnern diese Volkslieder an die polnischen und ruthenischen *Szczedrówki*, von denen ich hier seinerzeit umständlich gesprochen habe, ihrem Gehalte nach stehen sie jedoch den letzteren wesentlich nach.

Zahlreiche Volksmeinungen knüpfen sich an diesen Tag. Auch spendet man am Neujahrsfest reichlich Almosen; denn es ziemt sich nicht, an der Schwelle des neuen Jahres knauserig zu sein. Eingedenk dieses Umstandes gehen an diesem Tage verunglückte Leute um und bitten um Unterstützungen; sie ernten immer eine kleine Summe ein. Auch im Liebesleben spielt der Neujahrstag eine Rolle. Verliebte Burschen feuern aus Pistolen und Büchsen Schüsse vor den Häusern ihrer Auserwählten ab. Jünglinge, welche im kommenden Jahre sich stellen sollen, bringen den in demselben Jahre wie sie geborenen Mädchen (die sie *nos conscrites* nennen) Zuckerwerk und werden von den Eltern derselben oftmals bewirtet.

Sechs Tage nachher kommt das Dreikönigsfest. Das traditionelle Gastmahl mit der Wahl des Königs wird in den meisten Dörfern der freien Grafschaft abgehalten, auch dem Umzug der als drei Könige vermummten und ein dem Neujahrslied im wesentlichen ähnliches Dreikönigslied singenden Dorfburschen begegnet man beinahe überall. Interessant ist, dass man in einigen Orten am Vorabend des Festes den König Herodes seine wilde Jagd in den Lüften abhalten lässt. Sichtlich handelt es sich hier um eine Translocation der sonst dem Spätherbst und insbesondere dem Allerseelentag eigenen wilden Jagd.

Am 17. Jänner (Sct. Antoniustag) werden während der Messe Hafer, Mais, Heu, Salz und sonstige Viehnahrung gesegnet und dann unter das Vieh ausgetheilt in der Meinung, dass es dann während des ganzen Jahres vor jeder Krankheit bewahrt bleibe.

Im Februar ist das Fest der Reinigung Mariä von großer Bedeutung. Da Maria den Frauenherzen, und insbesondere den jungen, gewogen ist, so wenden sich vor allem diese an sie. Während der neun Tage, welche dem Feste vorangehen, halten die Mädchen eine Novene ab; am Vorabend legen sie auf den in ihrem Zimmer befindlichen Tisch zwei Gedecke nieder, fügen Wein, geweihtes Brod und zwei geweihte Buchsbaumzweige hinzu und gehen schlafen. Nachts werden sie im Traume gewiss den künftigen Gemahl sehen.

An demselben Tage lässt man Kerzen weihen, und das Wachs, aus dem sie hergestellt wurden, leistet später bei wichtigen Gelegenheiten gute Dienste. Erkrankt z. B. ein Thier, so lässt man drei bis vier Tropfen davon in seine Nahrung fallen, dann wird es gesunden. Hat eine Hexe der Kuh ihre Milch geraubt, so bohrt man ein kleines Loch in eines der beiden Hörner und gießt einen Tropfen von diesem Wachs hinein; das Thier wird dadurch entzaubert. Will ein Waidmann einen Werwolf erlegen, so braucht er nur einen Tropfen Wachs auf den Schaft seiner Flinte fallen zu lassen. Sein Gewehr wird dann gewiss nicht (wie es sonst in diesen Fällen immer geschieht) fehlschießen.

Die Wachskerze wird bei allen feierlichen Anlässen gebraucht. Die Kinder, welche zum erstenmal zum heiligen Abendmahl gehen, halten sie in den Händen. Man gibt sie auch dem Sterbenden zu halten. Man segnet damit neuangekaufte Viehstücke, bevor sie den Stall betreten. Und im ständigen Gebrauch ist sie während des Sommers. Gibt es einen Sturm und fürchtet man Donnerschläge, so zündet man die *Chandeleur*-Kerze an und geht damit in alle Zimmer. Wer sich persönlich vor Donnerschlag schützen will, der umkreist sich dreimal mit einer angezündeten Lichtmesskerze.

Von den Februarfesten nenne ich nur die Fastnacht, den Aschermittwoch und den ersten Sonntag der Fastenzeit. Der satirische Witz des Volkes feiert an diesen Tagen Triumphe. So werden z. B. zur Fastnacht die im Dorfe neulich vorgefallenen scandalösen Ereignisse mittels Mimik und dazu eigens gereimter Lieder satirisch behandelt. Schade, dass Beauquier kein solches Liedchen angeführt hat. Am ersten Fastensonntag greifen die Bewohner einiger Dörfer des Departements Haute-Saône zu einem anderen Brauch, der *le döner* (das Verschenken) genannt wird. Die Spottvögel des Dorfes legen eine Liste der zu verheiratenden Burschen und Mädchen an und schenken dann den ersteren Frauen, den zweiten Männer. Dabei lässt sich aber der Volkswitz ganz frei aus. Man verschenkt verheiratete Männer an junge Mädchen, Witwen an kaum herangewachsene Knaben. Oft steckt viel Ironie dahinter, und da die Verfasser der Liste sich nicht gerne bloßstellen wollen, so bedienen sie sich eines kleinen Dorfjungen. Dieser ersteigt dann einen Baum, und einer der drunten stehenden ruft ihm zu: *Jube Domine*, wen beschenkst du? Der Kleine, der seine Schenkungen auswendig weiß, ruft dann: Ich verschenke *(je döne)* den Franz X an Dorothea Y u. s. w. Ist der Genannte

mit der ihm zugewiesenen Ehehälfte zufrieden, so begibt er sich vor ihr Haus und feuert dort eine Flinte ab.

Derselbe Sonntag wird in vielen Dörfern *Dimanche des brandons* (Feuerbrandsonntag) genannt. Der Name kommt von der Sitte, abends auf den Hügeln außerhalb des Dorfes große Feuer anzuzünden. Ihre Analogie mit den Johannisfeuern ist zweifellos. Mädchen und Burschen sammeln gemeinsam Reisig zum Scheiterhaufen, tanzen ums Feuer, hüpfen darüber und laufen hierauf mit zu Ende brennenden Feuerbränden längs der Feldstücke und Gärten, wobei sie Funken auf den Erdboden schleudern. Das soll Fruchtbarkeit bringen. Je nach den Gegenden geschieht es am Neujahrsfeste, am genannten Sonntag, am Johannistage, am Weihnachtsabend. In einigen Dörfern zündet man sie bloß an einem dieser Tage, in anderen an mehreren an.

März und April sind Ostermonate. Im ersteren hat man den Palmsonntag und die Charwoche, im zweiten das Osterfest. Der Palmsonntag wird in der Franche-Comté, wie überall in Frankreich, durch das Weihen der Buchsbaumäste *(bois bénit)* gekennzeichnet. Denselben schreibt man eine segensreiche Kraft zu. Man streut Bruchstücke davon in den Feldboden, um sich einer guten Ernte zu versichern, man bringt ein Ästchen im Stall unter, damit das Vieh sich wohlbefinde, man verbrennt einige Blätter davon, wenn ein Sturm losgebrochen ist und man den Donnerschlag vermeiden will.

In Broye les Pesmes, Etray und einigen anderen Dörfern gehen die Frauen nach der Messe auf den Kirchhof, beten dort an den Gräbern der Ihrigen und pflanzen auf die Grabhügel ebenfalls Buchsbaumästchen.

Im Laufe der Charwoche verreisen die Glocken (wie auch anderswo) nach Rom. Sie kehren erst Samstag zurück, zur Zeit ihrer Abwesenheit bedient man sich der *rainettes* (Ratschen).

Am Gründonnerstag beobachtet man in einigen Dörfern einen interessanten Brauch. Die Gläubigen begeben sich in die Kirche, und jeder hält einen hölzernen Hammer in der Hand. Bei einer Stelle des Evangeliums wirft der Priester das Buch zu Boden, und alle Anwesenden beginnen auf die Bänke und die Sessel mit Hämmern loszuschlagen. Das nennt man *tuer les Juifs* (die Juden tödten).

Am heiligen Freitag soll niemand die Wäsche waschen, wenn er nicht seiner Familie ein Unglück zuziehen will. Jungen Müttern empfiehlt man, die Säuglinge an diesem Tage zu entwöhnen.

Für den Ostertag bereitet man gefärbte, oft auch mit Zeichnungen geschmückte Eier. Wie in anderen Ländern, wo dieser Brauch vorkommt (z. B. in Polen), geben sie Anlass zu einem Spiel, welches hier *le taquer, la chiche* oder *la roque* heißt. Zwei Burschen oder Mädchen schlagen ihre Ostereier aneinander; wessen Ei zerbricht, der verliert es an den andern. Merkwürdigerweise knüpfen sich keine anderen Bräuche an das Osterfest.

Im März feiert man noch unter anderen den Sct. Josefstag. An diesem Tage zog zur Jugendzeit Beauquiers in einigen Juradörfern die »Procession der unglücklichen Ehemänner« (*la procession des cornards* [von *corne*, Horn]) umher. Ein Hornstoss rief die Dorfbewohner herbei, sie scharten sich zu einem Trupp zusammen; der, welcher vorangieng, trug eine zweizackige Heugabel. Man machte vor den Häusern der namhaftesten *cornards* Halt und zwang sie, die Mitte der Heugabel zu küssen. Bei dieser Gelegenheit ergaben die beiden Zacken einen entsprechenden Kopfschmuck. Seine Ehehälfte aber, die sich natürlich dagegen sträubte, musste sich loskaufen. Alles dies gieng selbstverständlich nicht ohne Zank und Schlägereien ab.

Im April begeht man in der Umgegend von Montbéliard das Fest der Feldglöckchen *(fête des campenottes)*. Die Dorfjugend der beiden Geschlechter strömt auf die Felder hinaus. Man sammelt die Schlüsselblumen und macht davon Kränze; dann zieht man auf die Wiesen, worauf sich die Dorfmusik einstellt und Tänze beginnen. Man kehrt abends heim, und alle Straßen ertönen von Gesängen.

In anderen Gegenden feiert man ähnliche Feste im Monat Mai. In Lors-le-Saulnier, Château Châlon, im Bressethal und im Val d'Ajol wird von den Mädchen sogar eine Maikönigin gewählt. Diese Frühlingsfeste bilden die wichtigsten Feierlichkeiten des Blumenmonats. Es ist noch hier das Pflanzen des Maibaumes, welches in der Franche Comté ziemlich gut erhalten blieb, zu nennen.

In den Juni fallen das Frohnleichnamsfest, der Sct. Medardtag (an welchem gewöhnlich die erste Heumahd beginnt) und der Johannisabend. Der Juli hat zwei schlimme Heiligentage: am Annatag (26.) muss nach dem in Broye-les Pesmes obwaltenden Volksglauben immer ein Sturm losbrechen, zu Sct. Germanus (31.) hagelt es auf die Weinberge.

Ein hübsches Fest wurde indes in der Mitte Juli, am zweiten oder dritten Sonntag, noch ganz unlängst an der Schweizer Grenze in Saut du Doubs gefeiert. Tausende von Personen, den beiden Staaten zugehörig, stellten sich im reizenden Thale der Doubs ein. Man schlug Zelte auf, eine Unzahl von Barken erschien auf dem Flusse, und an den beiden Ufern belustigte man sich unter Musik und Gesang. In einem Augenblick ertönte die Trompete, und von beiden Flussufern ruderte je eine Flotille, die schweizerische und die französische, ab. Sie begegneten einander in der Mitte des Flusses, machten Halt, und die officiellen Reprä-

sentanten der beiden Länder brachten sich gegenseitig Grüße und Beglückwünschungen dar. Auch alle an den Ufern Versammelten brachten Toaste aus, und hierauf wurden die Unterhaltungen bis in die späte Nacht fortgesetzt.

Im August begeht man das Erntefest; leider ist es jetzt im Aussterben begriffen. Am Sct. Bartholomäustag (24.) lässt man die eingeheimsten Kornfrüchte einsegnen. Im September knüpft sich mancher Volksglaube an den Geburtstag Mariä (8.), welcher sehr feierlich begangen wird. Im October begegnen wir der Weinlese, dem Sct. Dionystage (9.), an welchem die Kühe von den Bergtriften zurückkommen, dem Sct. Remoberttage, welcher von allen jenen feierlich begangen wird, welche ihr Vieh von der Seuche und allerlei Krankheiten frei zu sehen wünschen.

Das Allerheiligenfest und der Allerseelentag eröffnen die Reihe der Festtage im November. Der Abend des ersteren wird durch den im Departement Doubs sehr und im Departement Haute-Saône ziemlich verbreiteten Brauch gekennzeichnet, Hirsebrei zu bereiten. Der Sct. Katharinatag ist ein Fest der Mädchen. In vielen Dörfern vereinen sich dieselben zu einem Gelage. Zu Sct. Andreas werden von ihnen Orakel bezüglich ihrer künftigen Heirat angestellt.

Wie Sct. Katharina von der weiblichen, so wird Sct. Nicolas von der männlichen Jugend geehrt. Insbesondere von den Schulkindern wird sein Fest gefeiert. Etwa drei Wochen später kommt das Weihnachtsfest, und hier finden sich wieder viele alte Bräuche. Da begegnen wir dem großen Holzscheit *(la tronche)*, welches, bevor es völlig verbrennt, ausgelöscht und im Familienschrank sorgsam bis zum nächsten Weihnachtsfeste aufbewahrt wird. An diesem Abend spendet das Christuskind, in einigen Gegenden (Montbéliard) aber »die Tante Arie« dem Kindervolk Gaben, an diesem Abend spricht das Vieh die Sprache der Menschen, und die Franche-Comté kennt ebenfalls die Geschichte vom Landmann, der das Gespräch seiner Ochsen belauscht hat und daraus erfuhr, dass ihm ein naher Tod bevorstehe. Er starb auch bald.

Mancher an das Weihnachsfest bezügliche Glaube und Brauch ist mit dem das Neujahr betreffenden identisch. Beauquier hebt es deutlich hervor. Zum Schlusse erwähne ich noch der Weihnachtsspiele, welche ich in Besançon unter dem Namen *la crèche* (die Krippe) erhalten haben. Ihr bissiger, witziger Held Barbizier ergötzt noch immer die Landbevölkerung.

Dr. W. Bugiel (Paris).

31.

The Journal of the Anthropological Society of Tokyo. Bd. XVI. Nr. 176. 177. Tokio 1900. und Nr. 178. 1901.

Unter den verschiedenen Abhandlungen in diesen Heften möchte ich zuerst den Bericht von Prof. Tsuboi, dem Präsidenten der Anthropologischen Gesellschaft zu Tokio, in der 16. Jahresversammlung dieser Gesellschaft erwähnen. Geschäftlich theilt er mit, dass gegenwärtig die Gesellschaft 311 Mitglieder zählt, um 21 mehr als im vorigen Jahre. Dem internationalen anthropologischen Congress in Paris 1900 wohnte als der Vertreter unserer Gesellschaft Prof. Koganei bei, der gleichzeitig dort die japanische Regierung vertrat. Während des letzten Jahres erschienen in unserer Zeitschrift zahlreiche Abhandlungen und Mittheilungen über anthropologische, anatomische, philologische, archäologische und ethnographische Themata, von welchen die folgenden besondere Erwähnung verdienen:

1. Torii, R.: Verschiedene Berichte von der Insel Formosa (Taiwan);
2. Torii, R.: Verschiedene Berichte von den Kurileninseln (Chishima);
3. Adachi, B.: Abnormale Muskelentwicklung der Japaner;
4. Yoshiwara, S.: Tätowierung der Frauen auf den Riukiu-Inseln und auf Oshima;
5. Yokochi, J.: *Haniwa* (Thoncylinder) aus der Provinz Iyo;
6. Yagi, S.: Eine cylindrische *Haniwa*-Figur;
7. Yagi, S.: *Haniwa* einer weiblichen Figur mit Geschlechtsorgan;
8. Ono, N.: *Magatama* (alter Steinschmuck) und seine Imitation aus Thon;
9. Hayashi, G.: Ein Beweis über die Benützung der alten Gold- und Silberringe;
10. Sato, D.: Vorkommen des Augit in dem Materiale für alte Steininstrumente auf den Riukiu-Inseln.

Außerdem hat Tsuboi selbst auch eine Abhandlung über Steinhaufen (Cairn) geschrieben.

Die anfreibenden Forschungsarbeiten von Torii, die genauen Aufnahmen von Dr. Yoshiwara und die glücklichen Feststellungen von Yagi verdienen vollste Anerkennung. Eine sehr schöne Arbeit über das Becken der Aïnu und der Japaner wurde von Prof. Koganei und Osawa in der Zeitschrift der kaiserlichen Universität veröffentlicht.

Prof. Tsuboi hielt an dem anthropologischen Institut der Universität zu Tokio Vorlesungen über Anthropologie und Archäologie. Zum erstenmal trat in dieses Institut im vorigen Jahre ein Fachstudent ein. Außerdem hielt Prof. Tsuboi Vorlesungen in Shigaku-kan (Lehranstalt für Geschichte) und im historischen

Seminar von Tokio-Senmon-Gakko, und noch eine specielle Vorlesung für vorgeschrittene Hörer im anthropologischen Verein an jedem Samstag. In der Stadt Matsumoto hielt Prof. Tsuboi einen Sommercurs über die Elemente der Anthropologie ab.

Außer in Tokio findet man bisher noch sieben andere anthropologische Gesellschaften, nämlich in Sapporo, Ou, Hokuroku, Chugoku, auf Shikoku, auf den Rinkiu-Inseln und auf Formosa. Im vorigen Jahre wurde eine neue Gesellschaft in Matsumoto gegründet. Es gibt also jetzt im ganzen neun anthropologische Gesellschaften im Kaiserreich Japan. Unsere Mitglieder, die Herren Yamanaka und Okumura, haben einen neuen ethnographischen Verein gegründet.

Um die anthropologischen Kenntnisse zum Gemeingut der gebildeten Kreise zu machen, beginnt man im Schulunterricht Anschauungsmaterial zu verwenden. Zu diesem Zwecke begann die Firma Tōyōsha in Hongō, Tokio, eine bekannte Lehrmittelanstalt, archäologische Schulsammlungen zu verkaufen. Diese wurden von dem Mitglied unserer Gesellschaft Herrn Nonaka wissenschaftlich bestimmt und zusammengestellt, so dass die Lehrer und Freunde der Archäologie sie mit Sicherheit benutzen können. Zum Schluss gab Prof. Tsuboi seiner Freude Ausdruck, dass auch der Adel und die Damenwelt sich an den Verhandlungen der Gesellschaft zu betheiligen beginnen, und dass somit auch in diesen Kreisen das Interesse für unsere Wissenschaft Eingang gefunden hat.

In Nr. 176 berichtet ferner Kawasumi seine ethnographischen Beobachtungen in Korea. Kusano schreibt über die Reste der Steinzeit und alte Gräber in Südhitachi, Numata über einige Funde von derselben Provinz. Der letztere hat auch zu der von K. Shimada (Shimamura?) aufgerollten Frage über die mit prähistorischen Gegenständen aufgefundenen Haifischzähne Stellung genommen. K. Shimada (Shimamura?) nämlich bestimmt die Zähne als solche von *Carcharodon Megalodon* Ag. und glaubt daher annehmen zu müssen, dass der Steinzeitmensch nicht nur in der Diluvialzeit, wie man glaubt, sondern auch am Ende der Tertiärzeit gelebt hat. Im Gegensatz zu ihm betrachtet Numata die Zähne als Fossilien, welche der Steinzeitmensch in Tertiärschichten gefunden und in Gebrauch genommen hat. Der Frage, ob der Mensch schon im Tertiär gelebt hat, geht er aus dem Wege.

G. Hayashi berichtet über einen Muschelring aus einem alten Grab bei Takenami in der Provinz Buzen (Abb. 126). Derartige Ringe, welche in anderen Ländern ziemlich häufig vorkommen, sind aber in Japan sehr selten. Hayashi vergleicht ihn mit anderen Funden und kommt zu der Vermuthung, dass er vielleicht von anderen Ländern eingeführt und als Armring gebraucht wurde.

In dieser und in den folgenden Nummern gibt Torii ein Wörterverzeichnis vom Mushastamm bei Horisha (Formosa), das er einem tätowierten Eingebornen (einem Taiyal) verdankt. Unter den verschiedenen kleinen Mittheilungen ist die Bibliographie über den bekannten Fundort Kamegaoka von Dr. D. Sato bemerkenswert.

In Nr. 177 berichtet Dr. D. Sato über die chemische Zusammensetzung eines Bronzeschwertes aus einem alten Grab in Kanamaru, Provinz Chikuzen. Nach der Analyse von Tsujimoto kennt man die folgende Zusammensetzung:

Sn	8·923
Pb	9·830
Cu	83·125
Ag	Spur
	99·878

Der Brief Yagis aus Korea ist von geringer wissenschaftlicher Bedeutung, doch ist es sehr bemerkenswert, dass nach seinen Forschungsergebnissen die großen Steinbauten *Ko-yo-seki* auf der Insel Kiushiu in Japan, deren Benützung noch unklar war, alte Festungen waren. Die Bauart der alten koreanischen Festung ist mit jener der *Ko-yo-seki* ganz gleich. Zweifellos ist sie schon vor 1600—1700 Jahren von Korea nach der benachbarten Insel Kiushiu eingeführt worden.

Matsumura und Hayashi geben eine Skizze ihrer eintägigen Excursion in die Umgebung von Tokio am 10. November 1900. In den Muschelhaufen von Mine-mura und Shimonumabe-mura haben sie sieben geschliffene Steinäxte, über 40 geschlagene Äxte, zwei Steinschalen und viele Thonwarenstückchen gesammelt. Unter letzteren waren auch ein Kopf und ein Bein einer Menschenfigur. Den nächsten Sonntag besuchten sie Magome-mura, und trotz des regnerischen Wetters konnten sie 21 Äxte aufsammeln. Welch großer Unterschied zwischen der Möglichkeit Funde zu machen an der Donau und am Sumida!

In den kleinen Mittheilungen schreibt Ono über Funde aus *Yoko-ana* in Namerikawa, Provinz Shimosa. Sie bestehen aus eisernen Pfeilen, Messern, Schwertern, Steigbügeln, Pferdetrensen und einigen Thonwaren und gehören selbstverständlich der alten historischen Zeit an. Über verschiedene Funde von Stein- und Thonwaren aus Iyo machten K. Hayashi und Yokochi Mittheilungen (mit Abbildungen).

In Nr. 178 beschreibt (mit Abbildungen) Prof Tsuboi eine Frauenfigur aus einem Seethierzahn (Abb. 127). Er hat schon lange eine große Ähnlichkeit in verschiedenen Punkten zwischen den Eskimo und den Bewohnern Japans der Steinzeit bemerkt. Doch gibt es noch einige Unterschiede; einen solchen glaubte er in dem Mangel an Zahnschnitzereien, welche doch sehr häufig bei den Eskimo vorkommen, zu finden. Aber durch die Entdeckung einer Frauenfigur aus einem Seethierzahn ist diese Lücke ausgefüllt. Die Figur wurde auf der Insel Rüshiri bei Hokkaido gefunden, wo schon früher verschiedene Steinwerkzeuge gefunden wurden. Sie ist hellbraun, 80 *mm* hoch und zeigt mit den Eskimoarbeiten große Ähnlichkeit.

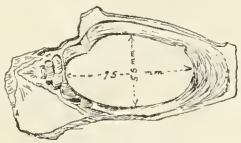


Abb. 126. Muschelring aus einem alten japanischem Grabe.

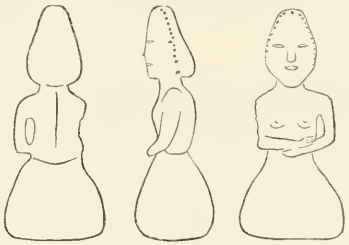


Abb. 127. Frauenfigur aus einem Seethierzahn.

Torii berichtet über die Thonwarenmanufactur einer Frau des Aristammes im Dorfe Tappan auf Formosa.

Torakichi Kawasumi hat 70 Beispiele aus dem japanischen Volksglauben gegeben. Von diesen übersetze ich die folgenden:

1. Wenn eine Schwalbe ihr Nest im Zimmer baut, folgt Glück, beim Sperling Unglück.
2. Wenn man in der Jugendzeit graue Haare hat, wird man reich.
3. Am 9. September soll man die Früchte der Eierpflanze essen, damit die Winterkälte keinen Schaden anrichtet.
4. Wenn eine kinderlose Familie die Theeblätter auf dem Boden liegen lässt, wird sie mit Kindern gesegnet.
5. Wenn ein Kind sich nicht gesund entwickelt, soll man kleine Tuchstückchen von 33 Familien sammeln, bei welchen die Kinder sehr gesund sind, und welche noch kein Kind verloren haben, und davon für das Kind ein Kleid machen.
6. Man darf nicht seine Nägel schneiden, wenn man ausgehen will, sonst wird man auswärts beschimpft.
7. Wenn man mit einem Löffel auf den Kopf geschlagen wird, lebt man keine drei Jahre.
8. Wenn man sich am 1., 15. und 28. eines Monates wäscht, wird man von niemand mehr geliebt werden.
9. Wenn es drei Tage nach einem Feuer nicht regnet, so kommt es wieder.
10. Wenn ein Wiesel den Weg kreuzt, folgt Unglück.

N. Yamasaki.

32.

Rouffaer, G. P.: Oost-Indische Weefsels, Javaansche Batik's en Oud-Indische Meubelen. (»Oost en West.« Tentoonstelling van Indische Kunstnijverheid. Groep III.) Juli 1901. 's-Gravenhage. 8°. 60*, 104 S.

Vom 24. Juli bis 1. October 1901 ist im gothischen Saal des Palastes auf dem Kneuterdijk im Haag eine Ausstellung der Erzeugnisse ostindischen Kunstfleißes eröffnet, deren dritte Gruppe Gewebe, javanische Batikstoffe und Möbel enthält. Der vorliegende Katalog, der vom besten Kenner dieses Gebietes verfasst wurde, besitzt in seiner Einleitung einen bleibenden wissenschaftlichen Wert. Besonderes Gewicht möchte ich auf die ausführliche Darlegung des »Ikatten« (von mal. *ikat*, Bindung, Umwindung; davon *menĝikat*, binden, umwinden), legen, welches zum erstenmale Prof. A. R. Hein in seinem Buche »Die bildenden Künste bei den Dayaks auf Borneo« (Wien 1890) mit Anführung des terminus technicus und mit richtiger Angabe der Farbenfolge beschrieben hat. Vollständig neu ist aber die Thatsache, dass es Gewebe gibt, bei welchen zuerst die Schuss- und nicht die Kettenfäden durch vorausgehendes Ikatten gefärbt werden. Das sind die *kain patola* genannten Stoffe von Gorontalo (Nord-Celebes). Diese von G. P. Rouffaer gemachte Entdeckung verdient ausdrücklich festgestellt zu werden und sollte an Ort und Stelle zu weiteren Untersuchungen Veranlassung geben.

Selten ist wohl ein Katalog in so wissenschaftlicher Art auf Grund von umfassenden Literaturstudien bearbeitet worden, wie es von Rouffaer geschah. Das aus Anlass dieser Ausstellung im Haag zusammengebrachte Material wurde Stück für Stück eingehend untersucht und beschrieben, und so ergaben sich hie und da ganz überraschende Resultate, von denen man vorher keine Ahnung hatte. Außerdem konnte der Verfasser feststellen, wo weitere Untersuchungen einsetzen müssen, und welche Fragen noch der Lösung harren. Es ist daher sehr zu bedauern, dass entgegen der sonst in Holland herrschenden Liberalität das ethnographische Museum in Rotterdam, das einen köstlichen Schatz von Geweben und Batikstoffen besitzt, diese Ausstellung nicht beschickte, für deren wissenschaftliche Bedeutung der Name Rouffaer allein schon bürgte. Wilh. Hein.

33.

Zdekauer. Dr. A.: Über die Sundainseln nach Neu-Guinea und dem Bismarck-Archipel. Trautenau 1899. 91 S.

Der Verfasser beschreibt in der vorliegenden Broschüre eine Reise über Bombay, in dessen Umgebung Ausflüge gemacht wurden, und Singapur nach Java. Nach verschiedenen Kreuz- und Querfahrten auf dieser Insel (Borobudur) gieng es über Makassar, Ambon u. s. w. bis Berlinhafen, Friedrich Wilhelmshafen und Erima (Deutsch-Neuguinea). Es folgt eine kurze Beschreibung der Eingebornen von Kaiser Wilhelmsland. Von Erima gieng die Reise weiter nach Neubritannien, wo längerer Aufenthalt zur Anlegung zoologischer Sammlungen gemacht wurde, und Ausflüge nach Mioko und ins Innere Neubritanniens unternommen wurden. Der vom Verfasser in der Anthropologischen Gesellschaft in Wien gehaltene Vortrag über die ethnographischen Verhältnisse Neubritanniens ist auszugsweise in die Broschüre aufgenommen. Bezüglich der S. 70 erwähnten Trepanation vgl. den Aufsatz des Verfassers in den Sitzungsberichten der Gesellschaft für 1900. Die Rückreise nach Europa wurde über Australien ausgeführt. Für die Eingebornen finden wir S. 37 den Ausdruck »Kanaker« gebraucht. Wenn schon »Kanakas« oder »Kanaken» eine völlig deplacierte, aber leider sehr eingerissene Bezeichnung der Eingebornen irgendeiner Insel ist, so ist vollends eine Pluralbildung »Kanaker« schon ganz zu verwerfen. Bloß dies eine möchte ich bemerkt haben. Leo Bouchal.

34.

Luschan. Felix v.: Die Karl Knorr'sche Sammlung von Benin-Alterthümern im Museum für Länder- und Völkerkunde in Stuttgart. Im Auftrage des Vorstandes beschrieben. Mit 72 Abbildungen auf 12 Tafeln und im Text. (Sonderabdruck aus dem XVII. und XVIII. Jahresbericht des Württembergischen Vereines für Handelsgeographie.) 1901. 8°. IV, 96 S.

Hier an dieser Stelle über den Wert und die Bedeutung der Alterthümer von Benin zu sprechen, ist überflüssig. Fast jedes nur einigermaßen größere Museum besitzt einen Antheil von jenem kostbaren Schatz, der durch das beispiellos rücksichtslose Vorgehen der Engländer bei der Eroberung von Benin eine für die Wissenschaft nicht mehr gut zu machende Einbuße erlitten hat. Die herrlichen geschnitzten Elephantenzähne wurden als »schadhaftes Elfenbein« (!) verkauft, und die praehtvollen Gusswerke, Zeugen einer alten afrikanischen Kunstübung, wurden in alle Welt vertragen. So kommt es, dass Berlin, wo man für die Aufgaben der Völkerkunde das richtige Verständnis hat, heute die weitaus größte und bedeutendste Sammlung von Benin-Alterthümern besitzt, während man in London nur einen Bruchtheil für das weltberühmte Britische Museum zu retten verstand. »Das steht«, sagt Luschan in vollster Würdigung der beschämenden Verhältnisse in England, »mit der unbegreiflichen und nahezu frevelhaften Geringschätzung im Zusammenhang, welche der Völkerkunde und der ethnographischen Abtheilung des Britischen Museums gegenwärtig seitens der britischen Regierung zutheil wird. Die Mahnrufe eines so ausgezeichneten Forschers und so hochverdienten Beamten wie C. H. Read werden in den Wind geschlagen, und die oberste Leitung des Britischen Museums selbst scheint die ethnographische Abtheilung nur als ein lästiges Anhängsel zu betrachten, das in jeder Weise niedergedrückt und klein erhalten werden muss.« Wir finden dank der unbegreiflichen Verständnislosigkeit der englischen Behörden für wissenschaftliche Aufgaben, soweit es das Mutterland England selbst betrifft, mehr oder weniger größere Benin-Sammlungen in den Museen von Basel, Berlin, Dresden, Hamburg, Köln, Leipzig, München, Stuttgart und Wien, ein geschnitzter Elephantenzahn liegt in der Vorhalle des Kongo-Museums in Tervueren bei Brüssel; in England selbst scheinen nur die Museen von Liverpool, London und Oxford verhältnismäßig nennenswerte Sammlungen von Benin zu besitzen »und besonders auf englischen Landsitzen dürfte manches Wertvolle unbeachtet bleiben und allmählich zugrunde gehen«.

Das Museum für Länder- und Völkerkunde in Stuttgart verdankt seine 52 Nummern zählende Sammlung der Großherzigkeit und dem raschen Eingreifen des Herrn Kommerzienrathes Karl Knorr in Heilbronn.

Herr v. Luschan, der gegenwärtig an der Veröffentlichung des für die ganze Benin-Frage ausschlaggebenden Materials von Berlin arbeitet, hat mit der hier vorliegenden Beschreibung der Stuttgarter Sammlung den Weg gewiesen, den alle Vorstände der vorhin aufgezählten kleineren und größeren Museen hätten gehen sollen. Gerade für ein Werk, wie das von Luschan vorbereitete, das die größte Sammlung zum Gegenstand hat und das naturgemäß auf alle nur erdenklichen Fragen einzugehen gezwungen ist, läge es nur im allgemeinen Interesse, wenn es sich auf das gesammte, schon vorher publicierte Material stützen könnte. Leider liegen aber heute nur die ausgezeichneten Publicationen der Sammlungen von London und Oxford vor. In eben dieser Hinsicht hätte es sich empfohlen, wenn der Verfasser ebenso wie die beiden im Privatbesitz des Herrn Knorr befindlichen Rundfiguren auch die übrigen Benin-Gegenstände, welche das Stuttgarter Museum von anderer Seite erhalten hat, beschrieben und abgebildet hätte.

Abgesehen von der Einleitung, in welcher Luschan in wünschenswerter Übersichtlichkeit die Art der dargestellten Gegenstände, den Stil, die Technik, das Material und den Erhaltungszustand der Alterthümer behandelt, lege ich den Hauptwert der vorliegenden Veröffentlichung in die glücklich durchgeführte Beweisführung, dass die Benin-Platten von einheimischen Künstlern und nicht von Europäern modelliert wurden. Gerade an den Platten, welche Europäer darstellen, lässt sich dieser Beweis mit Leichtigkeit erbringen. Aus Anlass der Beschreibung der beiden derartigen Platten in der Knorr'schen Sammlung führt Luschan Folgendes aus:

»Es ist wohl ganz einwandfrei, dass es sich hier um eine Tracht handelt, wie sie in Europa dem Ende des XVI. und dem Anfange des XVII. Jahrhunderts angehört, die aber hier auf unserer Platte durchaus missverstanden ist — ich verweise nur auf die in Europa unmögliche Beinbekleidung und auf die Knöpfe ohne entsprechende Knopflöcher. Eine derartige Behandlung der europäischen Tracht schließt mit positiver Sicherheit die Annahme aus, dass sie von einem europäischen Künstler herrührt, und zwingt uns zu der Erkenntnis, dass es sich hier um die Schöpfung eines einheimischen Meisters handelt, dem die europäische Tracht nur oberflächlich und vom Sehen bekannt war. Ich würde auf diese Beobachtung keinen Wert legen, wenn sie vereinzelt wäre — aber ich kenne über 50 Benin-Platten mit Darstellung von Europäern, und bei jeder einzelnen kann die gleiche Beobachtung von neuem gemacht werden; Tracht und Bewaffnung sind stets völlig missverstanden, und auch das übertrieben lange und schlichte Haar und die fast stets bis zur Caricatur übertrieben große, schmale und hochrückige Nase lassen klar erkennen, dass es sich um die Arbeit von Künstlern handelt, denen der Europäer als solcher fremdartig war. Dies fällt umso schwerer ins Gewicht, als auf den Platten, auf denen Neger dargestellt sind, deren ganze Kleidung und Bewaffnung stets mit geradezu peinlicher Sorgfalt und Treue behandelt ist. Überhaupt kann in dieser Beziehung das thatsächliche Verhältnis so formuliert werden, dass auf allen bisher bekannten Kunstwerken aus Benin der Neger stets so dargestellt wird, wie er ist, der Europäer aber stets so, wie er scheint.«

Von den vielen anderen Fragen, die von Luschan eine neue Beleuchtung erhalten, möchte ich zum Schlusse nur auf die Frage nach der Bedeutung der Köpfe verweisen, die fälschlich als »Maskeu« oder als Ständer für die Elephantenstoßzähne bezeichnet werden. Der Verfasser vermuthet, dass sie als Ersatz für Menschenopfer anzusprechen sein dürften. Die ausführliche Begründung behält er sich für eine spätere Gelegenheit vor. In diesem Sinne erhält der turbanartige Gegenstand (Abb. 65), zu dem nicht nur die Berliner, sondern auch die Wiener Sammlung ein Gegenstück besitzt, die sich von selbst ergebende Bedeutung eines wirklichen Turbans, der »als Ersatz für den abgeschnittenen Kopf eines Turbanträgers, also wohl eines Muhammedaners auf dem Grabe eines Benin-Königs aufgestellt« wurde.

Zum erstenmale erfahren die eigenthümlichen Köpfe mit dem hornartig aufgebogenen Kopf- oder Haarschmuck die bestimmte Deutung als Frauenköpfe, gegen die nichts eingewendet werden kann.

Es ist selbstverständlich, dass der scharfsinnig beobachtende Verfasser noch manche Frage vorläufig und vielleicht für immer unbeantwortet lassen muss, da uns alle Möglichkeit benommen ist, die Sache an Ort und Stelle untersuchen zu können, und da die Engländer es bei der Hast, den König von Benin und sein Volk recht gründlich zu bestrafen, unterlassen haben, für spätere wissenschaftliche Untersuchungen irgend welche Aufnahmen oder Anfzeichnungen zu machen. Wilh. Heiu.

35.

Foy W.: Zur Frage nach der Herkunft einiger alter Jagdhörner aus Elfenbein: Portugal oder Benin? (Anhang: Bibliographie über Benin.) [Abhandlungen und Berichte des Königlichen Zoologischen und Anthropologisch-Ethnographischen Museums zu Dresden. 1900/1. Bd. IX. S. 20—22.]

Die letzten drei Jahre, beginnt Foy seine kurze Auseinandersetzung, die sich hauptsächlich gegen Read und Dalton, Antiquities from the city of Benin, wendet, »hat Benin im Vordergrunde des ethno-

graphischen Interesses gestanden. Dadurch ist es begreiflich, dass, wie mir scheint, die Bezeichnung ‚Benin' zum Theil missbraucht worden ist: einmal beim Vertriebe von weniger charakteristischen Objecten aus Westafrika, um höhere Preise zu erzielen; sodann aber auch in der Wissenschaft, in der man geneigt ist, manche ältere Elfenbeinschnitzereien ohne Grund für Benin-Arbeiten zu erklären.« Dieser Mahnruf ist thatsächlich sehr begründet, oder war es vielmehr; denn jetzt hat der in der Geschichte der Ethnographie ganz einzig dastehende Wettbewerb der Museen nach Erlangung von Benin-Alterthümern nachgelassen und einer kritischen Beurtheilung derselben Raum gegeben. Die Jagdhörner aus Elfenbein, die sich in manchen Museen aus alter Zeit her befinden, namentlich in Kunst- oder Waffensammlungen, sind ganz gewiss europäische, und zwar portugiesische Arbeit. Foy macht allerdings das Zugeständnis, dass möglicherweise »Neger, die schon in jungen Jahren nach Portugal herübergebracht wurden (was in jener Zeit häufig geschah), dort, unter stark europäischem Einflusse, jene Hörner geschnitzt hätten«.

Zur Ergänzung der schon publicierten derartigen Kunstwerke europäischen Ursprungs, aber halbafrikanischen Charakters, theile ich mit, dass ich im Jahre 1899 in der Sammlung der Armería zu Turin ein Jagdhorn aus Elfenbein sah, das in einen Krokodilskopf ausläuft, der im geöffneten Rachen das konisch ausgearbeitete Endstück festhält; unter dem Kopfe ist eine Schraubenwindung eingeschnitzt; an einer (der concaven) Seite der Mantelfläche befinden sich zwei in Relief geschnitzte Krokodile, auf der entgegengesetzten Seite zwei Menschenfiguren, ebenfalls in Relief, mit gestrichelten Hosen, ähnlich wie sie Heger, Mittheilungen der Anthropologischen Gesellschaft, Bd. XXIX, Taf. IV, Abb. 1 und 4, abbildet. Die Etikette trug folgenden Vermerk: »Q 10 Corno da caccia, ricco lavaro Portoghese eseguito circa il 1525«. Im Museo Kircheriano zu Rom befindet sich ein Elfenbein-Blashorn mit dicht eingeschnittenen Mäandern und ein dem von Heger a. a. O. abgebildeten Elfenbeinschnitzwerk ähnlicher Deckelbecher mit zwei weiblichen und zwei männlichen zwischen Kreuzen sitzenden Figuren; die weiblichen Figuren sind mit Schürzen bekleidet. Im Museo civico zu Bologna sah ich einen derselben Art angehörenden Becher, der ebenfalls Figuren zeigte; die männliche hatte Hosen. Wilh. Hein.

36.

Spencer, Baldwin, M. A. and Gillen, F. J.: The Native Tribes of Central-Australia. London, Macmillan and Co. 8°. XX. 672 S. Mit 133 Abbildungen und 2 Karten.

Die beiden Verfasser, von denen der eine Professor für Biologie an der Universität zu Melbourne, der andere Sub-Protector der Eingebornen zu Alice Springs in Süd-Australien ist, haben in diesem Werke eine einzig in ihrer Art dastehende Monographie des Arunta-Stammes, der sonst unter dem Namen Antakerrinya bekannt ist, geschaffen. Die mit den Arunta nahe verwandten Luritscha, Ilpirra, Walpari, Kaitisch, Iliaura, Waagai und Warramunga finden, so weit es den Verfassern möglich war, ebenfalls Berücksichtigung. Die am Nord- und Westufer des Eyresees wohnenden Urabunna, die im Gegensatze zu der Aruntagruppe Mutterfolge haben und mit den Diyerie in nächster Verbindung stehen, werden schon infolge ihres von jenem der Arunta ganz abweichenden Classensystems eingehend behandelt. Die Verwandtschaftsverhältnisse, Totemeintheilungen und Einweihungsceremonien werden in geradezu erstaunlich genauer Beschreibung vorgeführt. Die Abbildungen sind photographische Aufnahmen, die allerdings manchmal starke Ergänzungen erlitten haben müssen; so macht das Bild, welches die *Intitschiuma*-Ceremonie des *Unjiamba*-Totems (Fig. 31) darstellt, entschieden den Eindruck einer weitgehenden Nachbesserung, die mit dem Text nicht in Einklang zu bringen ist; dort wird einem jungen Manne eine Ader im Arme geöffnet, damit das Blut einen bestimmten Totemstein berieselt; auf dem Bilde aber strömt das Blut in gewaltiger Flut aus einer klaffenden Wunde des linken Oberschenkels über den Stein. Außerordentlich dankenswert sind die sehr genau wiedergegebenen Traditionen aus der *Altscheringa*, der australischen Vorzeit, aus welcher sich auch der Gebrauch der mit dem Totemzeichen versehenen *Tschuringa* aus Stein oder Holz herschreibt. Diese *Tschuringa*, die theils als Botenstäbe, theils als Schwirrhölzer in der Literatur bekannt geworden, theils auch unter dem recht billigen Namen von Zauberinstrumenten zu finden sind, werden uns erst in dem vorliegenden Werke zum richtigen Verständnis gebracht.

Bis auf die Sprache, deren Bau keine Darlegung erfährt, ziehen die Verfasser alles, was nur irgendwie beobachtet werden konnte, in den Kreis ihrer Schilderungen. Selbst eine Tabelle von Körpermaßen von 20 Männern und 10 Frauen, welche bei jedem Individuum 24 Maße am Kopfe und 32 sonstige Maße, außerdem die Haut- und Augenfarbe angibt, ist in dem Werke enthalten. Den Schluss bilden ein Verzeichnis der von den Eingebornen gebrauchten Bezeichnungen sammt den nöthigen Erklärungen und ein Index, so dass das Buch allen wissenschaftlichen Anforderungen in vollem Umfange gerecht wird.

Nur über einen Punkt möchte man recht gerne Aufschluss haben: Wann und unter welchen Umständen die photographischen Aufnahmen gemacht wurden, die ja doch zum größten Theile Scenen behandeln, die einem Uneingeweihten ängstlich verborgen gehalten werden. Hie und da ein Wort darüber würde manchen Zweifel beheben. Auch sollte im Texte stets auf die Bilder verwiesen werden. Wilh. Hein.

37.

Roth, Walter E.: Ethnological Studies among the North-West-Central Queensland Aborigines. Brisbane, London 1897. 8°. XVI, 200 S. Mit einer Karte und 438 Illustrationen auf 24 Tafeln.

Das vorliegende Werk muss als ein Quellenwerk allerersten Ranges bezeichnet werden, da es auf einer dreijährigen Thätigkeit des Verfassers bei den Eingebornen selbst beruht. In 13 Capiteln behandelt es die Sprache in Form einer Elementargrammatik nebst einer vergleichenden Tabelle von bestimmten Bezeichnungen in verschiedenen Dialecten, das sehr schwierige Classen- und Verwandtschaftssystem, die sehr ausgebildete Zeichensprache, Nahrung, Geräthe, Schmuck, Tänze, Spiele, Handel und Verkehr, Kampf und Waffen, Krankheit, Tod, Cannibalismus, Regenmachen und endlich im Capitel »Ethno-Pornography« die Einweihungsceremonien, Heiraten, Beschneidung u. a.

Das Werk ist sehr knapp, in Paragraphenform, gehalten und macht nicht den geringsten Anspruch, mehr zu sein als es ist: ein durch und durch ernstes und wissenschaftliches Buch, das nicht im Salon aufgelegt sein will, aber in keiner wissenschaftlichen, wenigstens keiner ethnographischen Bibliothek fehlen sollte.

Für das Verwandtschaftssystem stellt der Verfasser neue Bezeichnungen auf, welchen man zwar ihre Berechtigung nicht absprechen kann, die aber doch etwas zu weit gehen. Er unterscheidet Patro-nym, Gamo-matro-nym, Paedo-matro-nym, Hetero-nym und Genea-nym. Jedenfalls sind seine Untersuchungen über das australische Classensystem von bleibendem Wert.

Außerordentlich wichtig sind auch die im Capitel »Ethno-Pornography«, dessen Überschrift übrigens den Engländer nicht verleugnet, zusammengestellten Thatsachen. Dass Walter E. Roth als Engländer, die ja bekanntlich in ihrer puritanischen Art bald etwas shoking finden, ohne viel nach Wissenschaft zu fragen, diesen mit dem Wesen der Eingebornen innig verschmolzenen Dingen seine Aufmerksamkeit widmete und sie auch niederschrieb, sichert ihm den wärmsten Dank aller Ethnographen.

Die Abbildungen sind zwar durchwegs nur schematisch, aber sehr lehrreich. Ein Index und Glossar, ebenso wie die stete Verweisung auf die numerierten Paragraphe gestalten das Werk zu einem äußerst brauchbaren. Wenn alle australischen Stämme in dieser Art behandelt würden, bekämen wir eine wertvolle Ethnographie dieses Erdtheils, der uns noch so viele Räthsel bietet. W. Hein.

38.

Foy, W.: Muschelschamdeckel von Broome, Roebuck Bay, Nordwest-Australien. Mit einer Tafel. (Abhandlungen und Berichte des Königlichen Zoologischen und Anthropologisch-Ethnographischen Museums zu Dresden. 1900/1, Bd. IX, S. 27—31.)

In dieser belangreichen, auf einer gründlichen Literaturkenntnis fußenden Arbeit behandelt der Verfasser eine Anzahl, dem Dresdner Museum von Herrn A. Suffert als Geschenk übergebene ornamentierte Muschelschamdeckel, die in europäischen Museen sehr selten und selbst in Fachkreisen nur wenig bekannt sind. Sie kommen nur in einem eugbegrenzten Gebiet Nordwest-Australiens vor und werden nur von Männern getragen. Sehr richtig bemerkt der Verfasser, dass es durchaus nicht angeht, über die Bedeutung der Ornamente an verschiedenen Gegenständen die Eingebornen zu befragen. Was insbesondere Australien anbelangt, steht uns bislang noch zu wenig Material zu Gebote, um selbst an eine Entwicklung der Ornamentik schreiten zu können. »Der Sinn, der ihr heute von den Eingebornen beigelegt wird, ist nicht mehr der ursprüngliche, auf naturalistische Darstellungen zurückgehende, sondern ein secundärer: jener ist den Eingebornen selbst verloren gegangen; da sie aber gleichwohl das Bedürfnis haben, sich die Zeichen zu erklären, und da ihr ganzes Leben vom Totemismus durchdrungen ist, so versteht man, dass die secundären Deutungen zum Totem des Besitzers oder Geistes des ornamentierten Gegenstandes in naher Beziehung stehen. Daher kommt es auch, dass dieselben Ornamente in Bezug auf verschiedene Totems verschiedene Bedeutung haben.«

Wilh. Hein.

Zur Abwehr.

In Heft 6, Jahrgang 1900 dieser Zeitschrift, erließ der königl. bayrische Intendanturseeretär a. D. Dr. M. v. Chlingensperg eine Entgegnung auf Paul Reineckes Publication: Studien über Denkmäler des frühen Mittelalters, in welcher ein persönlicher Ausfall gegen mich enthalten ist.

Da der Sachverhalt in dieser »Entgegnung« für alle Herren, welche die von mir in den Beiträgen zur Anthropologie und Urgeschichte Bayerns, Bd. XIII, Heft 4, veröffentlichte Studie nicht gelesen haben, unvollständig und deshalb irreführend dargestellt ist, bin ich vorerst zur Klarstellung derselben in kurzem genöthigt.

Ich habe die auch anderwärts längst beobachtete Thatsache, dass spätere Friedhöfe häufig über früheren angelegt wurden, auch für oberbayrische Gräberfelder in Anspruch genommen und hierfür beispielsweise — die Beispiele ließen sich noch vermehren — auf die Reihengräber von Allach, Fridolfing und Reichenhall Bezug genommen. Für Allach hinterliegen die Beweisstücke in der vorgeschichtlichen Staatssammlung in München; hinsichtlich Fridolfings habe ich auf den von mir aufgefundenen, in Heft 3/4 des Jahrganges 1900 der »Altbayrischen Monatsschrift« veröffentlichten Bericht Wiesends mit Abbildungen verwiesen, bezüglich Reichenhalls endlich auf die von Herrn Dr. P. Reinecke in seiner eingangs erwähnten Publication niedergelegten Wahrnehmungen mich berufen.

Diesen letzteren Umstand benützt v. Chlingensperg, unter Übergehung der übrigen Daten meiner Ausführungen, zu seinem Angriff und nennt diese Bezugnahme »ein Nachschreiben falscher Voraussetzungen« mit dem Zusatze, dass, wenn solche wie in den Beiträgen zur Anthropologie und Urgeschichte Bayerns nachgeschrieben und als Bausteine für die weitere Forschung ohne Bedacht verwendet werden, letzterer mehr geschadet als genützt wird«.

In sachlicher Hinsicht bedarf der allgemeine Theil meiner Ausführungen bei seiner Notorietät und da er auch wohlweislich nicht angegriffen wurde, keiner weiteren Worte; die specielle Berufung auf Dr. Reineckes Urtheil, welcher die Reichenhaller Funde in Berlin eingehend zu studieren Gelegenheit hatte, erfolgte meinerseits zwar nicht »ohne Bedacht«, aber ohne Bedenken in Kenntnis der wissenschaftlichen Qualität dieses Herrn, und seine Antwort auf die »Entgegnung« wird mir vollauf Recht geben.

In persönlicher Richtung habe ich nur beizufügen, dass ich auf den in beleidigender Form gegen mich gerichteten, an sämmtliche Mitglieder der Münchener anthropologischen Gesellschaft, die historischen Vereine Bayerns u. s. w. als Separatabdruck versendeten Angriff nicht geantwortet hätte, wenn er nicht in diesem angesehenen Organ erschienen wäre. Und zwar nicht, einmal in Berücksichtigung der Beurtheilungen des Textes des in seinem bildlichen Theil ja vortrefflichen »Gräberfelds von Reichenhall« in den Beilagen zur Allgemeinen Zeitung vom 31. Juli 1890, Nr. 210, und vom 16. Februar 1897, Nr. 37, aus denen zur Genüge hervorgeht, wie wenig Anerkennung jener in hiesigen und auswärtigen wissenschaftlichen Kreisen gefunden hat; sodann in Erwägung, dass, wenn jemand unersetzliche Landesalterthümer um theures Geld außer Landes verkauft, er sich des Rechtes begeben hat, als Hüter der vaterländischen Forschung aufzutreten und als solcher angesehen zu werden.

München, im Juni 1901.

F. Weber.

Die Siebenzahl im Geistesleben der Völker.

Von Ferdinand v. Andrian.

Die Anregung zu vorliegender Arbeit gab ein Aufsatz von Herrn Prof. Dr. Kluge über den Ursprung des seltsamen Ausdruckes »Die böse Sieben«.[1]) Er schrieb die Erfindung desselben dem Holsteiner Joachim Rachel zu, dessen Satire »Das poetische Frauenzimmer oder böse Sieben« im XVII. Jahrhundert erschien. Rachel steht aber auf den Schultern des Jambographen Simonides aus Amorgos (um 625 v. Chr.), dessen großes Spottgedicht auf die Weiber erhalten ist. Das Zwischenglied zwischen dem deutschen und dem griechischen Gedicht bildet nach H. Klenz das von Rachel benützte Gynaeceum poeticum von Friedrich Taubmann, welches eine Bearbeitung der Satire des Simonides darstellt. Da aber Simonides und Taubmann von neun bösen Weibern sprechen, erschien der Anspruch Rachels auf die Urheberschaft »der bösen Sieben« unbestreitbar.

Demgegenüber betonte der ausgezeichnete Volksforscher Herr Prof. John Meier, dass zwei Jahre vor dem Erscheinen der Satire von Rachel eine Schrift von Balthasar Kindermann über die böse Sieben zu Wittenberg 1662 gedruckt wurde. Die böse Sieben kommt nach Meier bei Rachel nun als Nebentitel in dessen Gedicht gar nicht vor. Außerdem hat aber Reinhold Böhler eine 1672 erschienene deutsche Übersetzung von Shakespeares Taming of the shrew herausgegeben, in welcher ganz deutlich auf die Vertreibung des Teufels aus der Hölle durch sieben böse Weiber angespielt wird. Herr John Meier ist durch verschiedenartige Erwägungen zu der Ansicht gelangt, dass die genannten Schriftsteller die »böse 7« nicht erfunden, sondern aus der Volkssage geschöpft haben.

Dieser Standpunkt führt die Frage nach dem Ursprunge der bösen 7 auf das Gebiet der Ethnologie. Vom ethnologischen Gesichtswinkel aus erweitert sich die Fragestellung nach der Rolle der Siebenzahl im Geistesleben der Völker. Als Grundlage jeder weiteren Erörterung erschien es nöthig, eine, wenn auch nicht erschöpfende, doch möglichst vielseitige Übersicht über den positiven Sachverhalt an der Hand ethnographischer Gedankenstatistik zu erhalten. Die comparative Ethnologie liefert allerdings ein buntes Material, zu welchem die verschiedensten Völker und die heterogensten Culturstufen beigetragen haben. Aus der Statistik allein lässt sich daher die Entwicklung nicht ohne weiters ablesen. Trotzdem bietet, wie ich zeigen zu können hoffe, die Ethnologie die einzige verlässliche Grundlage für eine befriedigende Lösung des so vielfach erörterten Problems. Dass sich an die anthropologische Behandlung desselben noch andere weittragende völkerpsychologische Ausblicke knüpfen, dürfte eine nähere Prüfung des beigebrachten Vergleichungsmaterials darthun.

Bezüglich der westeuropäischen Völker glaubte ich mich auf Stichproben beschränken zu können, deren Ergänzung verhältnismäßig bequem ist. Mein wärmster Dank gebürt den Herren Professoren Polívka und Šišmanow, ferner Dr. Murko und Dr. Bugiel für ihre freundliche Mittheilung besonders wichtigen slavischen Materials. Etwas aus-

[1]) Die hierauf bezügliche Discussion ist in der Beilage zur Münchner »Allgemeinen Zeitung«, Jahrgang 1899, Nr. 65, 92, 98, 131, enthalten.

führlicher mussten die Asiaten behandelt werden, deren ethnische Wechselwirkungen eines der anziehendsten Capitel der Ethnologie bilden. Im dritten Theile wurde versucht, den genetischen Zusammenhang der Vorstellungen von der mystischen 7 mit Hilfe der reichen Ergebnisse der modernen Orientalistik nachzuweisen.

I.

Babylonier.

Die ältesten und eifrigsten Verehrer der heiligen 7 sind bekanntlich die Babylonier. Die Geschichte dieser Vorstellung lässt sich allerdings noch nicht klar überblicken. Doch ist dieselbe von den Babyloniern selbst aus der Beobachtung der Gestirnwelt, besonders der Planeten abgeleitet worden. Unter der allgemein menschlichen, primitiven Voraussetzung einer Identität der himmlischen und der irdischen Verhältnisse wurden von den Babyloniern zuerst die Bewegungen der großen Wandelsterne als Äußerungen göttlicher Wesen und diese beseelten Himmelskörper selbst als Träger der unwandelbaren Ordnung des gesammten Kosmos aufgefasst. Die Planetenzahl diente ihnen nicht bloß zur schematischen Darstellung der Welt. Sie findet auch als magische Zahl, als Kraftquelle, Aufnahme in die großen Mythen. Als Niederschlag einer auf gelehrter Speculation beruhenden, einzig in ihrer Art dastehenden Zahlenmystik, welche offenbar eine lange Entwicklung voraussetzt, ist die mystische Auffassung der 7 in das Volksbewusstsein der Babylonier und Assyrier gedrungen.[1])

Die Babylonier construierten demgemäß 7 Planeten, 7 Paarsterne, 7 Himmelszonen und Welttheile, 7 Flüsse, 7 Winde, 7 Metalle, 7 Farben. Der Aralu und die Unterwelt sind nach derselben Zahl gegliedert.[2]) Die 7 Töne stehen im Zusammenhang mit den 7 himmlischen Planetensphären. Ein Symbol des aus dem Chaos hervorgegangenen Kosmos dürfte die 7köpfige kosmische Schlange sein.[3]) Um König Sargons Zeit (1600 v. Chr.) soll, nach Boscawen, die 7tägige Woche die bis dahin gebräuchliche fünftägige Woche verdrängt haben. Jedes 7. und 49. Jahr soll heilig gewesen sein.[4])

Nach Jensen wird im Königstitel das Wort kissatu = die ganze Erde wiederholt durch 7 symbolisiert.[5]) Diese Zahl gelangt auch an öffentlichen Bauwerken, den Mauern

[1]) Jastrows Behauptung (Bab.-assyr. Rel. 620), »dass die 7theilige Gliederung der Welt u. s. w. aus dem Volksbewusstsein in die gelehrte Astrologie gedrungen und nicht vice versa«, muss als gefährlicher Irrthum zurückgewiesen werden, der auf einer ungenügenden Kenntnis der »Elementargedanken« beruht.

[2]) Jensen, Kosmologie der Babylonier, an vielen Stellen. — Winkler, Geschichte Israels, II, 103, Anm. 6 über die tuhkât des Weltenraums gegen Jensen. — Für die 7 Flüsse vgl. Lenormant, Magie der Chaldäer, 190.

[3]) Siba qaqqada, Lenormant, Fragm. Cosmog., 388. Diese für Vergleichungszwecke sehr wichtige Vorstellung beleuchtet ein accadischer Dithyrambus, der einem Gotte (Ea? oder Marduk) in den Mund gelegt wird (W. A. J., II, 19):

Wie die gewaltige 7köpfige Schlange ihre Köpfe heftig schüttelt,
So schwinge auch ich die 7köpfige (Waffe),
Wie die Schlange, die die Wogen des Meeres peitscht, ihren Feind von vorn (angreift),
So führe auch ich die Verheererin im tobenden Schlachtengetümmel, die
Beherrscherin von Himmel und Erde, die 7köpfige Waffe.

Lenormant, Magie und Wahrsagekunst der Chaldäer, 227.

[4]) Boscawen, Babyl. Orient. Rec., IV, 35 f. Außerordentlich wichtig ist die Entdeckung der 5tägigen Woche durch die Herren Jensen und Winkler; vgl. Jensen, Siebentägige Woche, Z. f. deutsch. Wortforschung, 1900, S. 150; Winkler, Altorientalische Forsch., II, 91. Nach Jensen und Zimmern hätte auch eine Verquickung beider Systeme stattgefunden, a. a. O. 154. Den Wochentagsnamen schreibt Jensen a. a. O. 160 ganz späten Ursprung zu.

[5]) Jensen, Kosmologie, 174.

von Erech (Uruk), einigen Ziggurats, zur Darstellung. Der berühmte Ziggurat von Borsippa trägt den bezeichnenden Namen »Haus der 7 Richtungen des Himmels und der Erde« (Jastrow, a. a. O. 619). Er, sowie jener von Khorsabad[1] trugen 7 Stockwerke.

Bezüglich der Mythen verweise ich auf die von G. Smith entdeckten Schöpfungsberichte, auf die Cultursage von den 7 fischartigen Culturträgern,[2] auf Istars Höllenfahrt, Adapa und den Südwind, vor allem auf das Gilgamis-Epos.[3] Der Verkehr von Eabani mit Ukhab, dem Freudenmädchen, die Vorwürfe, welche Gilgamis der Göttin Istar wegen ihres treulosen Verhaltens gegenüber ihren früheren Liebhabern entgegenschleudert, die Antwort des Anu auf die Bitte der verschmähten Istar, einen Himmelsstier zu schaffen, welcher Gilgamis umbringen soll — bilden lauter Belege für die Verwendung der 7. Wir finden sie auch in der dem Epos eingefügten Version der Sintflutsage. Gilgamis, der das Leben, d. h. die Unsterblichkeit sucht, soll 6 Tage und 7 Nächte nicht schlafen, was ihm nicht gelingt. Er wird mittelst 7 magischer Brote verwandelt und aufgeweckt. Jensen verdanken wir auch die Übersetzung eines Fragments einer zweiten Version der Sintflutsage, in welcher die Mitwirkung von 7 Klugen bei dem Aufbau der Mauer von Erech und daher deren Haltbarkeit in Frage gestellt erscheint[4] In einem anderen Bruchstück ist von 7 Männlein und 7 Weiblein die Rede, welche die Göttin Mami von je 7 Frauen bilden lässt.[5] Lenormant theilt ein Bruchstück aus der Bibliothek von Assurbanhabal mit, welches eine dem Schöpfungsbericht des Beroses sich nähernde Erzählung enthält. Nach demselben hatte vor der eigentlichen Schöpfung Thiamat aus dem Chaos sechstausend Ungeheuer geschaffen, welche das Licht nicht ertragen und kein klares Wasser trinken konnten. Sie wurden von 7 Königen regiert.[6]

In den Fundamenten des Sargonpalastes zu Dûr-Sarukîn-Khorsabad sind 7 Tafeln mit einer Gründungsurkunde gefunden worden. Auf jeder von ihnen wird der Stoff genannt, aus dem sie gefertigt sind (Gold, Silber, Bronze, Zinn, Blei, Antimon, Alabaster).[7] Das hethitische Relief des Berliner Museums, als »Löwenjagd von Saktschegözü« bezeichnet, zeigt den Kampf der 7 Planetengötter mit einem als Löwen dargestellten Ungeheuer (Winkler, Geschichte Israels, II, 96, Anm. 1).

Ein accadischer Bußpsalm mit assyrischer Interlinearübersetzung (W. A. J., IV, 3, Col. 1) enthält[8] folgende Verse in vierfacher Wiederholung:

> Göttin, die Du das Verborgene kennst,
> meine Sünden sind 7 × 7, vergieb meine Sünden!

In der Zauberliteratur ist (neben 3) die 7 wichtig bei dem Knüpfen von Zauberknoten, bei Einreibungen, bei Beschwörungen des wohlthätigen Feuergottes.[9]

Eine besondere Rolle spielen die 7 bösen Geister. Es gab nach Lenormant verschiedene Gruppen derselben zu je 7 Geistern. Unter diesen nehmen die 7 Masku, die Schlingenleger, die Feinde der Planeten, den obersten Rang ein. Sie werden als zerstörende Wirbelwinde gedacht, deren eigentlicher Sitz die unterirdische Tiefe ist.[10] Smith, Sayce,

[1] Jastrow, a. a. O. 617, Anm. 4, nach Perrot und Chipiez, Hist. of Art in Chaldaea, I, 388.
[2] Sayce, Relig. anc. Babylon, 82, Anm. 2.
[3] Jensen, Assyr.-babyl. Mythen, 83, 95, 122, 171, 173, 201, 209, 241, 245.
[4] Jensen, a. a. O. 225.
[5] Jensen, a. a. O. 274.
[6] Lenormant, Magie der Chaldäer, 125, Anm.
[7] Winkler, Altorientalische Forschungen, II, 160.
[8] Lenormant, a. a. O. 67.
[9] Tallquist, Assyr. Beschwörungsserie Maglu, 47, 71, 101. — Sayce, Relig. anc. Babylon, 52.
[10] Lenormant, a. a. O. 24.

Jastrow u. a. haben auf dieselben bezügliche Texte übersetzt. Im Schöpfungsmythus Inuma ilis. Taf. IV. schafft Marduk für den Kampf mit der Tiāmat:

»Einen Orkan, einen bösen Wind, einen Sturm, ein Wetter,
einen Vierwind, einen Siebenwind, einen Wirbelwind, einen nicht einzuholenden Wind,
ließ die Winde hinausfahren, die er geschaffen, die sieben;
um Mittlings-Tiāmat zu verwirren, erheben sie sich hinter ihm.«[1])

Im J(U)ra-Mythus schenkt Anu, nachdem er das Schicksal der bösen 7 bestimmt hatte, dieselben dem J(U)ra; sie sollen an seiner Seite gehen und seine grimmen Waffen sein, wenn es ihm gelüstet, ein »Niederstrecken« anzurichten.[2])

Der Volksglaube hielt die bösen 7 für die Urheber der Mondfinsternisse. Aber auch auf Erden sind sie überall: »gleich Schlangen« schlüpfen sie durch Riegel, Thürpfosten und Röhren und bringen jedes Unheil.[3]) Bemerkenswert ist besonders die von Lenormant aus W. A. J.. IV. 5. Col. 1. Z. 14—15 geschöpfte Vorstellung, welche den einen der 7 bösen Geister als Menschenfresser (Werwolf utag-gal) bezeichnet.[4])

Lenormants Gott der Siebenzahl Sabi[5]) dürfte identisch sein mit dem Gotte Sibi, welchen Jastrow als Personification der 7 bösen Geister auffasst.[6]) Jastrow lässt demgemäß in einem von ihm veröffentlichten Fragment der Diparralegende den »Gouverneur« Ishum mit Hilfe des unvergleichlichen Kriegers Sibi den Berg Khikhi zerstören. Doch wendet Jensen (Assyr.-bab. Mythen, 67) in der Übersetzung der betreffenden Stellen den Plural an. Für den, welcher den obigen Mythus in dem durch Jensen zuerst hergestellten Zusammenhange betrachtet, muss die Deutung des Sibi auf das Siebengestirn, welche F. v. Luschan (Sendschirli, 22), Stucker (Astralmythen, I, 3—6), Winkler (Geschichte Israels, II, 45, 83) vertreten, immerhin zweifelhaft erscheinen.

Die Babylonier hatten auch »böse Tage«, den 7., 14., 21., 28., 19. je des Monats, an welchen der König sich bestimmter Dinge zu enthalten und bestimmte Opfer darzubringen hatte (Jensen, 7tägige Woche, 153).

Eranier.

Herodot berichtet, dass die Gemahlin des Xerxes in vorgerückten Jahren 14 Kinder aus den ersten persischen Geschlechtern zu Ehren des Erdgottes lebendig eingraben ließ.[7]) Die Magier werden durch 7 Verschworene gestürzt, welchen der Anblick von 7 Sperberpaaren im siegreichen Kampf mit zwei Geierpaaren Muth verlieh.[8])

In der eranischen Heldensage ist die 7 die Lieblingszahl. Sie kennt 7tägige Festgelage, 7tägige Schlachten, einen Weg von 2×7 Tagereisen, 7tägiges Gebet, 7tägige Jagden, 7tägige Hochzeitsfeier, eine Dürre von 7 Jahren, Chai Kosru wird durch 7 Jahre gesucht. Auch der 7köpfige Drache kommt vor. Es ist von 70, 63 Söhnen die Rede, 7 Gefährten bei wichtigen Unternehmungen. Man beachte die 7 Abenteuer des Rustem und Isfendiar. Interessant ist Feriduns Schwur bei 7 heiligen Gegenständen.[9])

[1]) Jensen, Babyl.-assyr. Mythen, 25.
[2]) Jensen, ebenda, 59.
[3]) Jastrow, a. a. O. 264 f.
[4]) Lenormant, Magie der Chaldäer, 173.
[5]) Lenormant, Com. Fragm. Cosm. Berose, 389.
[6]) Jastrow, a. a. O. 523. — Zimmern, Beschwörungstafel Sarpa, 23, 41.
[7]) Herodot, VII, 114.
[8]) Herodot, III, 125.
[9]) Nach Schack, Heldensagen des Firdusi. Die Zahl 7 kommt an circa 40 Stellen vor. Vgl. Spiegel, Er. Alt., II, 194.

Die Eranier kennen 7 Amesha-çpentas, 7 oberste böse Devas neben Angro Mainyus. Einer der letzteren, Aeshma Daeva, der Dämon des Zornes = Asmodeus besitzt 7 Künste, um dem Menschen zu schaden.[1]) Nach dem Sadder Bundehesh muss Çraosha jede Nacht 7mal mit ihm kämpfen.[2])

Die ursprünglich ein Ganzes bildende Welt ist unter dem Einflusse der bösen Devas in 7 Theile (keshwars) zersprungen, deren einer unsere Erde ist. Sie wird in 7 Klimas getheilt. Nach der Ansicht einiger kommt in jedem Keshwar ein Fluss vor (Darmesteter, Zend-Avesta, I, 14, Anm. 42). Aus 7 großen Bergen sind die übrigen gewachsen.[3])

Nach dem Mainyo-i-Khard (VI. Jahrh. n. Chr.) entstammen 7 Metalle dem Körper des Urmenschen Gayumart.[4]) Aus Gayumarts Samen erwuchs 40 Jahre nach seinem Tode das erste menschliche Zwillingspaar, welches anfänglich die Gestalt einer Raivaspflanze, später die von Menschen erhielt. Diese Zwillinge lassen von dem Baume Kunar und Samsir, nach Anweisung der himmlischen Yazatas, Feuer herabsteigen, welches sie anblasen und mit 7 Arten Holz ernähren. Nach 50 Jahren erzeugen sie 7 Menschenpaare.[5])

Nach dem Mainyo-i-Khard sind die 12 Constellationen des Zodiaks die 12 Commandanten auf Seite des Ormuzd, die 7 Planeten, von denen jedes Übel kommt, auf Seiten des Aharman.[6]) Der Bundehesh stellt den 7 bösen Planeten 7 Fixsterne entgegen.[7])

Der Ahuna vairya, das mystische Gebet par excellence (Darmesteter), ist nach mazdeischer Anschauung älter als die materielle Schöpfung. Der ganze Avesta stammt von ihm ab; jeder der 21 Nasks ist aus den 21 Worten dieses Gebetes hervorgegangen. Ahura Mazda sprach dasselbe aus, als Ahriman das ewige Licht und dessen Schöpfung angriff. Nachdem er die ersten 7 Worte gesprochen, krümmte Ahriman seinen Körper; nach dem zweiten Drittel des Gebetes stürzte er auf die Knie; als das ganze hergesagt war, fiel er machtlos in die Hölle zurück.[8])

Ahriman hat die 7 Arten von Schreibekünsten verborgen, welche Tahmurath wieder ans Licht brachte.[9])

Die Ahnenreihe des Zoroaster zählt nach dem Dhup-nereng 14, nach dem Bundehesh nur 13 Glieder.[10]) Zoroaster soll in Asarbaijan 7 Zusammenkünfte mit den Amesha-çpentas gehabt haben.

Aus 7 ausgezeichneten und frommen Männern wird Virâf ausgesucht, um mittelst eines Narcoticums in Verbindung mit der übernatürlichen Welt zu treten. Er schläft 7 Tage und Nächte hindurch, von seinen 7 Schwestern behütet, welche zugleich seine Frauen sind.[11])

Auch in der romantischen Poesie ist die 7 verwertet worden. So hat der berühmte Dichter Nizâmi (1141—1203) eine ältere persische Sage aus der Zeit des Sassanidenkönigs Bahramgûr (420—438) unter dem Titel Haft Daikar = die 7 Schönheiten,

---

[1]) Bundehesh, ed. Justi, XXIX, 7.

[2]) Spiegel, Er. Alt., II, 132.

[3]) Spiegel, Avesta III, Einleit. LIII, anders im Bundehesh, XI, 12. Für die Berge vgl. Bundehesh, XII.

[4]) Mainyo-i-Khard, Ed. West, XXVII, 18.

[5]) Bundehesh, XV, 1. — Windischmann, Zoroastr. Stud., 222 f.

[6]) Mainyo-i-Khard, VIII, 17.

[7]) Bundehesh, V.

[8]) Bundehesh, I.

[9]) Mainyo-i-Khard, XXVII, 23.

[10]) Spiegel, Er. Alt., I, 687.

[11]) Arda Viraf, ed. Haug, 148—152.

d. h. die 7 Lieblingsfrauen des Schahs, poetisch verarbeitet. Es ist darin von einem Palaste mit 7 Domen die Rede, welche den 7 Himmelsgegenden entsprechen, aus welchen die Prinzessinnen gebürtig sind. Sie sind für die 7 Tage der Woche, nach dem Einflusse der Planeten, mit 7erlei Farben drapiert und mit 7erlei Edelsteinen ausgeschmückt.[1]) Die »Reise des Prinzen von Serendipe«, welche auch in europäische Sprachen vielfach übersetzt wurde (Peregrinaggio), enthält eine Erzählung von dem Bau von 7 verschiedenfarbigen Palästen, für 7 Prinzessinnen.[2]) Hakim Julali schrieb 1616 unter dem Titel »die 7 Planeten« 7 im Orient sehr beliebte Mathnavīs.[3])

Nach dem Avesta soll jemand, welcher in bewusster Lüge sich auf ein Gottesurtheil beruft, mit 2×700 Peitschenhieben bestraft werden.[4])

In die nördlichsten Gegenden der iranischen Cultur führt uns die Sage über den Wiederaufbau des Schlosses von Bocchara durch den Fürsten Bendur, dessen Regierung mit der muhammedanischen Ära zusammenfällt. Das Schloss stürzte nach dem Aufbau immer wieder zusammen, bis man auf den Rath der 7 Weisen steinerne Säulen darin anbrachte. Das Schloss blieb stehen; kein Herrscher wurde darin besiegt und keiner ist darin gestorben.[5])

Der indische Parse legt nach vollendetem 7. Lebensjahre die von der Frau des Feuerpriesters gewebte Schnur an.[6])

Die Tadjik von Wakan hängen 7 Fruchtkapseln des Krautes *ispand* an den Hals ihres Reitpferdes, um dasselbe vor dem bösen Blick zu schützen.[7])

In den Märchen der turkisierten Eranier, der Sarten, verspricht ein König, der sich Kinder wünscht, einer ihm dazu behilflichen Hexe, ihr seinen jüngsten Sohn nach Ablauf von 7 Jahren zu übergeben. Ein Sultan setzt seinen Vesir für 7 Tage auf den Thron und ergötzt sich ebensolang an der Schönheit eines dem Vesir gehörigen Mädchens. In einem anderen Märchen ist von einem Div mit 7 Köpfen die Rede. Andere erzählen von 7tägigen Kämpfen und Schmausereien, von 7 Himmeln, 7 Erden, 7 Höllen, in welchen Iblis, Gott dienend, 72.000fache Buße thut. Auch in Sprichwörtern und Räthseln kommt die 7 vor.[8])

Die Sartenfrauen von Ferghana bleiben 6—7 Tage nach der Geburt eines Kindes im Bette liegen. Eine geschiedene Frau darf nur die Kinder unter 7 Jahren mit sich nehmen. Sowie sie 7 Jahre alt sind, gehen sie zum Vater.[9])

Armenien.

Nach armenischem Volksglauben geht die Seele eines Verstorbenen gleich nach Schluss des Begräbnisses oder am folgenden Tage nach dem Ort des Gerichtes. Die Reise

[1]) Dr. Ethé, Neupers. Lit. Grundr. Iran. Phil., II, 243. — Benfey, Orient und Occident, III, 240f.

[2]) Benfey, a. a. O.

[3]) Ethé, a. a. O. 249.

[4]) Vendidad, IV, 55.

[5]) Vambéry, Geschichte Boccharas, 3.

[6]) King, Gnostics, 401. Dies ist eine spätere Anpassung an die brahmanische Sitte, welche die Einführung für das 8. Lebensjahr nach der Empfängnis vorschreibt. (Vgl. Agastamba, Gautama.) Früher galten andere Zahlen. Vgl. Spiegel, Avesta, II, XXI f. Nach Spiegel, a. a. O. XXII, und Darmesteter, Zendavesta, II, 243, bestand der Kosti aus 72 Fäden.

[7]) Stenin, Geburts- und Hochzeitsgebr. der Wachiëtschi, Globus, LXXVIII, 79.

[8]) N. F. Osstrumoff, Die Sarten, III. Lief., Taschkent 1895. (Russisch.)

[9]) Nach Herrn Dr. Bugiels Auszug aus dem russischen Werke: Očjerk byta žewščiny asjedlowa tuzjemnowa nasjeljenja Fjergany, Kasan 1886. Sitzungsberichte der Anthropologischen Gesellschaft in Wien, 1890, 8 [102].

dauert 7 Tage. Besondere Cultushandlungen werden in der Zeit bis zum Begräbnisse, am Tage nach demselben, am 7., 40., und nach einem Jahre vollzogen. In einigen Gegenden hält man den »Schmaus des Siebengesetzes«, den 7tägigen Leichenschmaus.

Der Himmel heißt bei den Armeniern die »unschätzbare Stadt«. Sie ist mit hohen Steinmauern umgeben (wie viel wird nicht angegeben). Die durch einen Feuerstrom vom Himmel getrennte Hölle ist in 7 Stockwerke getheilt.

Der Glaube an den Einfluss der 12 Constellationen und der 7 Planeten ist wohl von den Iraniern übernommen. Wenn auch ein eigentlicher Sterncult traditionell nicht festgehalten erscheint, wird doch der Schicksalsglaube (Bacht) mit der Umdrehung des Himmelsrades, d. h. des gestirnten Himmels, verknüpft. Alles Gute und Böse bleibt abhängig von dem Schicksalssterne, unter welchem der Mensch bei der Geburt stand.

Bei dem von jungen Frauen und Mädchen gespielten Schicksalsspiel oder »Loos« sammeln einige Mädchen Blumen, andere gehen von 7 Quellen (Flüssen, Brunnen) im Geheimen Wasser »stehlen«. Dieses Wasser wird in ein Gefäß (Hagvir) zusammengeschüttet, dann kommen 7 Steine hinein. Jede wirft einen Gegenstand als ihr Schicksalszeichen hinein. Eine Puppe dient als »Loos« (Vičak). Ein 7jähriges Mädchen fungiert als deren Stellvertreterin und zieht, von einem rothen Schleier bedeckt, nach jeder Strophe der von den Mädchen gesungenen Schicksalslieder ein Schicksalszeichen aus dem Hagvir heraus.

Im armenischen Volksglauben spielt der Wolf eine hervorragende Rolle. Er wird für 7 Tage unschädlich, wenn man unter Aussprechen »der Gebete der Wolfsfesselung« 7 Knoten in die Schnur einer Fußbekleidung knüpft, dieselbe zwischen die Zähne eines Wollkamms und darüber ein Beil legt.

Ein armer Sänger bewirbt sich erfolglos um ein reiches Mädchen. Ehe er in die Welt hinauszieht, um sich Vermögen zu erwerben, sagt er ihr, sie möge den andern von ihrem Vater begünstigten Bewerber heiraten, wenn er nach 7 Jahren nicht zurück sei. Auf der Rückkehr aufgehalten, kann er den Termin nur mit Hilfe des Windgottes Surb-Sargis einhalten.[1])

Weitere Belege enthält die Sammlung armenischer Märchen von Prof. Chalatianz in Moskau. In den Erzählungen werden Hochzeitsmahle erwähnt, welche 7 Tage und Nächte dauern, 7malige Bekreuzigung, 7jähriger Hirsenbau. Die Besitzerin der wunderbaren Nachtigall schläft 7 Tage und wacht 7 Tage. In dem Märchen »Der Traumscher« herrscht die 7 und 21. 7 Jahre trauert Sassun nach Abamcliks Tode. Davids Frau Chandud-Chanum hat 7 Zöpfe. Man vergleiche die Sprüche: »Der Esel kennt 7 Weisen zu schwimmen, sieht er aber das Wasser, so vergisst er alle. Ein zahmes Kalb saugt an 7 Kühen.«[2])

Indien.

Im Rigveda findet sich bekanntlich vielfach die 7. Die Sonnengötter Agni mit 7 Strahlen. Mitra-Varuna fahren mit 7 Rossen; Agni mit 7 Zügeln, 7züngigen Rossen; Soma-Puschan haben einen 7räderigen Wagen oder einen Wagen mit 7 Strängen. Vayu fährt mit $3 \times 7 \times 70$ Rossen, Brihaspati mit 7 Rindern (X. 47). Agni wird von 7 himmlischen Strömen genährt (III. 1, 4), von 7 Priestern gesalbt, ihm zu Ehren ertönen 7 Töne des heiligen Liedes. I. 1—7 enthält 7 Lieder an Agni von je 7 Versen. Er hat 7 Opferstätten gesetzt (X. 8). Wie bei dem Agnicult werden auch die 7 heiligen

[1]) Sämmtliche vorstehende Angaben sind der Dissertationsschrift des Herrn Manuk Abeghian, Der armenische Volksglaube, Leipzig 1899, S. 18, 23, 28, 51, 52, 62—65, 91, 115, entnommen.

[2]) Gribor Chalatianz, (Armenische) Märchen und Sagen, S. 123, 9, 10, 11, 96, 128, 141, 146 u. s. w

Bräute (7 Schwestern) und die 7 Sänger bei der Somabereitung öfters erwähnt; einigemale die 7 Milchströme Somas. 7 Kühe der höchsten Himmelsräume (IX, 66. IX, 70. IX, 86). Einmal kommen die 7 Maruts vor mit 7 Speeren, 7 Schützen, 7 Schmuckarten (VIII, 28). Indra-Agni öffnen das Meer, welches 7 Böden hat (VIII, 40). Indra durchbohrt den auf 7 Bergen liegenden Vrtra (IV, 19), die 3×7 vereinten Berggipfel (VII, 45), er ist der Feind der »7«, die sich feindlos dünkten (VIII, 85); er hat 7 Burgen zerstört (I, 63), bekämpft 7 Dämonen (X, 120), ist von 3×7 Helden begleitet (I, 133, 6). Sehr häufig wird der 7 irdischen und himmlischen Ströme gedacht. 7 Aditya (X, 72), die Açvins öffnen den donnernden Stall, der 7 Thore hat (X, 40). Vishnu schreitet durch die 7 Stätten der Erde (I, 22). Die 7 Ṛshis, die Stammväter der Brahmanengeschlechter, sind Ausgangspunkte der religiösen Ordnung.

Eine weit geringere Rolle scheint unsere Zahl in den Hymnen des Atharva-Veda zu spielen. In den von Bloomfield[1]) übersetzten Theilen desselben finde ich sie, wenn man von den 7 Ṛshis absieht, nur 6mal. In IV, 16, 6 werden die unheimlichen 3×7 Schlingen des Varuna, II, 12, 7, die 7 Hauche, XIII, 1, 3, die 3×7 Maruts erwähnt. Rohita hat 1007 Geburten (XIII, 1, 37). Kala (die Zeit) wird als Stute mit 7 Zügeln aufgefasst (XIX, 53, 1). IX, 1, 22 preist die 7 Süßigkeiten der Honigpeitsche der Açvins.

Ganz anders als in den Atharvahymnen liegen die Verhältnisse im Kausika-Sutra, in welchem die magische Kraft der 7 und der 3×7 reichlichst ausgenützt wird. Ich verweise auf die Vorschriften XIII, 4, 6 zur Erzielung von Lebenskraft, XIV, 20 um ein feindliches Heer zu verwirren, XXII, 7 um 7 Dörfer zu erwerben, XXV, 17 gegen Harnverhaltung, XXV, 37 gegen Wassersucht, XXI, 11 um die Kühe gedeihen zu lassen, XXIII, 8 um in einer neuen Wohnung Glück zu haben, XXVIII, 8 gegen eine beliebige Krankheit, XXIX, 24 gegen Würmer, XXXIII, 7 um eine leichte Geburt zu bewirken, XXXIV, 17 um einen Gatten zu erwerben, XXXV, 23, 28 um sich der Liebe einer Frau zu versichern, XXXVII, 3 um den Ausgang einer Sache zu erfahren, XXXVIII, 21 um bei Gericht zu obsiegen, LII um Verlorenes zu finden.[2])

Im Grhyaritual gibt es außer dem täglichen Opfer 7 pakayajñas (Kochopfer).[3]) Bei dem Hochzeitsopfer findet die Ceremonie der 7 Schritte statt, bei welcher 7 Sprüche gesprochen werden.[4]) Um einen Sohn zu erhalten, genießt die Gattin den zerstoßenen Zweig eines Nyagrodhabaumes, der um 3×7 Gerstenkörner oder Bohnen gekauft wird.[5]) Bei Errichtung eines Grabmals für den Todten (Pitrmedha) werden im Norden desselben 7 Furchen (nach den Kausitaki Brahm. 7 Flussläufe) hergestellt, welche mit Wasser gefüllt werden.[6]) Das Srautaritual enthält 7 Haviryajñas und die 7 Somaopfer.[7]) Die Grundform der letzteren bildet das Agnistoma, bei welchem die Kuh, um welche Soma gekauft wird, 7 Schritte macht. Die 7. Fußspur derselben wird mit Butter opfernd übergossen, theilweise vergraben, ein Drittel derselben verschenkt.[8]) Bei der Abendpressung

---

[1]) Bloomfield, Hymnus of Atharvaveda (S. B. E., Bd. XLII), S. 88, 90, 207, 211, 224, 52.

[2]) Caland, Altindisches Zauberritual, 10, 25, 28, 58, 55, 60, 70, 73, 88, 94, 109, 103, 118, 126, 131, 180.

[3]) Hillebrandt, Ritualliteratur, 41.

[4]) Hillebrandt, a. a. O. 66. Im Pantschatantra heißt es: Freundschaft, wie die Weisen sagen, entsteht durch 7 Schritte schon. — Benfey, Pantschatantra, II, 165.

[5]) Hillebrandt, 62.

[6]) Hillebrandt, 92.

[7]) Hillebrandt, 41.

[8]) Hillebrandt, a. a. O. 126.

wird ein mystischer Spruch aus 7 Wörtern hergesagt.[1]) Bei dem Somaopfer Vajapeya (Krafttrunk, Oldenberg) kommt vorzugsweise die 17 neben der 7 vor.[2]) Dasselbe auch bei der Weihe des Königs (Rajasuya).[3]) Beim Pferdeopfer (Asvamedha) werden an 3×7 Opferpfosten 21 Thiere dem Agni-Soma geopfert. Bei einer späteren Phase der Ceremonie werden 17 Opferthiere gebraucht.[4]) Bemerkenswert ist die reichliche Vertretung der 7 und deren Componenten bei dem Agnicayanam (Schichtung des Feueraltars). Am Schlusse desselben wird für die 49 Winde geopfert.[5])

Auch in den Dharmasutren spielt unsere Zahl eine Rolle. Uneingeweihte Brahmanen müssen täglich baden und dabei die 7 Pavamânîs hersagen.[6]) Die Einweihung findet gewöhnlich im 7. Lebensjahre statt.[7]) Bei der Bitte um Nahrung ist eine aus 7 Silben bestehende Formel zu gebrauchen.[8]) Zur Reinigung von Händen und Füßen hat der Brahmane 7mal Erde mit Flussand gemischt anzuwenden.[9]) Wer verbotene Speise gegessen hat, muss durch 7 Tage fasten.[10]) 7tägiger Genuss von Gerstenschleim allein, oder von einer Mischung von Gerstenschleim, geläuterter Butter und Honig nimmt alle Sünden hinweg.[11]) 7tägige Ernährung durch Gerstenschleim in Mischung mit Kuhurin, flüssigem Kuhdünger, saurer Milch, Butter, löscht die Sünde verbotenen Geschlechtsverkehres des Brahmanen mit Sudrafrauen aus.[12]) Wer durch 21 Tage unter Beobachtung gewisser Ceremonien früh, mittags, abends je hundertmal die Aghamarshanahymne betet und nur nachts etwas Gerstenschleim genießt, überwindet selbst die Verbrechen des Mordes eines gelehrten Brahmanen, die Befleckung des Ehebettes eines Guru u. s. w.[13]) Ein Brahmanenmörder muss durch zwölf Jahre in 7 Häuser gehen, um Nahrung zu erbitten, und dabei sein Verbrechen verkünden.[14]) Dasselbe muss ein Student des Veda, welcher das Gebot der Keuschheit verletzt hat, durch ein Jahr verrichten.[15]) Es ist eine Sünde, wenn ein Student des Veda durch 7 Tage die Feueropfer und das Betteln versäumt.[16]) Wer durch 21 Tage Schleim und Gerstenkörner genießt, welche durch den Leib einer Kuh hindurchgegangen sind, erblickt die Ganas und den Herrn der Ganas (Gott und Göttin des Studiums).[17]) Wer durch sechs Mahlzeiten nichts zu essen gehabt hat, darf bei der 7. das Unentbehrliche von jemanden annehmen, welcher seine religiösen Pflichten vernachlässigt.[18]) Verunreinigte Töpfe müssen durch 7 Tage und Nächte gänzlich in Kuhurin eingetaucht gehalten werden.[19])

[1]) Hillebrandt, a. a. O. 133.
[2]) Hillebrandt, a. a. O. 142.
[3]) Hillebrandt, a. a. O. 145.
[4]) Hillebrandt, a. a. O. 151.
[5]) Hillebrandt, a. a. O. 161—165.
[6]) Apastamba, transl. Bühler, Sacr. B. East, II, 5.
[7]) Vasishta, tr. Bühler, S. B. E., XIV, 56. — Mann, II, 36.
[8]) Baudhâyana, tr. Bühler, S. B. E., XIV, 151.
[9]) Vasishta, S. B. E., XIV, 37.
[10]) Apastamba, S. B. E., II, 86.
[11]) Baudhâyana, S. B. E., XIV, 326, 299.
[12]) Baudhâyana, S. B. E., XIV, 328. Dieser Ritus, durch 3×7 Tage ausgeübt, heißt Mahâsamtâpana Krikkhra, S. B. E., XIV, 325. Die obige Sünde kann auch durch 7maliges Verhalten des Athems an je 7 auf einander folgenden Tagen gesühnt werden. XIV, 313.
[13]) Baudhâyana, S. B. E., XIV, 296.
[14]) Baudhâyana, S. B. E., XIV, 211.
[15]) Gautama, S. B. E., II, 286.
[16]) Gautama, S. B. E., II, 286.
[17]) Baudhâyana, S. B. E., XIV, 299.
[18]) Gautama, S. B. E., II, 270. — Manu, XI, 12.
[19]) Baudhâyana, S. B. E., XIV, 190.

Eine Abänderung der Kaste nach auf- oder abwärts wird erst in der 7. Generation erreicht.[1]) Es gibt 7 gesetzliche Arten, Eigenthum zu erwerben. Es gibt aber auch 7 Arten von Meuchelmördern. Zu einer derselben zählt, wer eine tödtliche Beschwörung des Atharvaveda hersagt. (Bloomfield, Grundriss, II, 1, 26 nach dem Visnu-Smṛti.) Nach dem Kâtyâyana gilt ein dem Zeugen binnen 7 Tagen nach seiner Beeidigung zustoßendes Unglück als Zeichen von Meineid.[2])

Die letztgenannte Rechtsauffassung führt uns zu den Ordalien. Ein vollwichtiges Beispiel hiefür gibt eine Art der indischen Feuerprobe. Nach den meisten Gesetzbüchern muss der zu Prüfende sich die Hände mit 7 Feigenblättern verbinden lassen und eine glühende Eisenkugel durch 7 Kreise tragen.[3]) Diese Form des Feuerordals ist in dem VI. bis VIII. Jahrhundert unserer Ära in Hinterindien eingeführt worden; ihre letzte Anwendung fand 1782 statt.[4]) Man vergleiche auch eine indische Eidesformel, welche 13 kosmische Mächte nebst dem Dharma, in Summa 14 Mächte als Zeugen anruft.[5])

Eine interessante Ergänzung des aus den Sutren geschöpften Materials bietet das Samavidhânabrahmana. Dasselbe behandelt die magische Kraft der 7 Töne des Samans.[6]) Nach demselben muss man 3 Nächte fasten, dann in der 14. Nacht des hellen Halbmondes das Saman von »den dreimal 7 Milchkühen« beten und dabei opfern, um Reichthum zu erlangen.[7]) Bevor der König in die Schlacht zieht, soll er 7 Nächte fasten, dann unter Nennung der Namen der 7 Vornehmsten des feindlichen Reiches und Absingen des Saptahasamans 1000 Spenden von Senföl opfern. Nach 7 Nächten existieren diese nicht mehr.[8])

Die unklaren kosmologischen Vorstellungen der älteren Vedenzeit weichen allmählich einer systematischen Weltauffassung. In der Taittiriya Samhita finden sich bereits die Namen der Planeten und der 27 Nakshatra.[9]) Sieben Welten gegenüber der weit häufigeren Annahme von drei Welten enthält unter anderen die Mundaka-Upanishad, welche nach Deussen zur Abfassung des Taittiriya Aranyaka 10 gedient hat.[10]) Eine Aufzählung der 7 Welten enthält zuerst das Taittiriya Aranyakam 10, 27—28.[11]) In der Aruneya-Upanishad des Atharvaveda werden die 7 oberen und die 7 unteren Welten aufgezählt.[12])

In den Epen und Puranen, wie in der buddhistischen Literatur behauptet die Vorstellung vom Meru als Mittelpunkt von 7 concentrischen durch 7 Meere getrennten Dwipas das Feld.[13]) Die Brahmanen kennen 7 Himmel; die 21 Höllen des Manu deuten auf eine ursprüngliche Gliederung der Unterwelt nach der 7. Die Buddhisten nehmen

[1]) Apastamba. S. B. E., II. 196. Die Sapindaverwandtschaft endet mit dem 5. oder 7. Ahnen. — Gautama, S. B. E., II, 247.

[2]) Jolly, Grundriss der indo-arischen Philologie, II, 8, 142, auch andere Zahlen je nach der Schwere der Anklage. — Jolly, a. a. O. 144.

[3]) Kaegi, Alter und Herkunft des germanischen Gottesurtheils (Festschrift zur XXXIX. Versammlung deutscher Philologen, Zürich 1887, S. 40 ff.). Wohl später sind 9 Kreise gemacht worden, von denen aber nur 7 durchschritten wurden. — Kaegi, a. a. O. 48.

[4]) Gerini, Asiat. Quart. Rev., N. S., IX. 415.

[5]) Benfey, Pantschatantra, II, 42, 117, Anm. 179.

[6]) Konow, Samavidhânabrahmana, 33.

[7]) Konow, a. a. O. 69.

[8]) Konow, a. a. O. 75.

[9]) Zimmer, Altindisches Leben, 356.

[10]) Mundaka-Upan., II, 1, 8; in Deussen, Sechzig Upan., 551, 552.

[11]) Nach Deussen, a. a. O. 548. Weber versetzt dieses Werk ans Ende der Vedenzeit.

[12]) Deussen, a. a. O. 692.

[13]) Vgl. meinen Höhencultus, 17 ff. Bezüglich des Ramayana vgl. den dritten Theil dieser Arbeit.

dagegen 26 Himmelsstufen und 8 Höllen an.[1]) Dafür kennen sie in jedem der vier außerhalb der Erde gelegenen Continente einen Kieferbaum, dessen Stamm 7 Yojanas misst.[2]) Auch die 7 irdischen und himmlischen Flüsse sind in den Epen bekannt. Auf die zahllosen Abänderungen dieses Systems im Verlaufe seiner Ausbreitung und sectarischen Entwicklung kann hier nicht eingegangen werden. Es sei nur noch daran erinnert, dass die Darstellung des auf der 7köpfigen Schlange (Ananta) ruhenden Vishnu ein beliebtes Thema der indischen Kunst ist.[3]) Bezüglich der 7köpfigen Schlange im Buddhismus vergleiche man die Reliefs am Steinzaun von Amarâvâti und am östlichen Thore von Sanchi.[4]) Später ist daraus die 1000köpfige Sesha geworden. Çiva hat 7 Frauen, welche unter dem Collectivnamen Devî zusammengefasst werden. (Milloué, Guide illustré du Musée Guimet, 1897, S. 76.) Der große Criringam auf der gleichnamigen Insel besteht aus 7 Umwallungen, welche durch 7 Höfe getrennt sind (ebd., 81).

Buddhismus.

Der nördliche Buddhismus kennt 7 heroische Buddhas (Tathâgatas), 21 weibliche Bodhisats, 14 Arten böser Geister, 7 weltentzückende Kennzeichen, 7 persönliche Kleinode.[5]) Bei jeder an irgend eine lamaitische Gottheit gerichteten Ceremonie gibt es 7 »anerkannte« Verrichtungen und 7 »wesentliche« Opfergegenstände.[6]) Die Todtenfeier der lamaitischen Tibetaner dauert 49 Tage.[7])

Beim Aufwachen muss der Bikshu je 7mal zwei Mantras aus gewissen Sutren beten. Bei jeder der beiden vorgeschriebenen Prüfungen hat der Lama-Candidat je 7 kanonische Bücher auswendig herzusagen, außerdem muss er an den Disputierübungen theilnehmen, von welchen es 7 Grade gibt.[8])

Sogleich nach der Geburt machte der Bodhisattwa (Buddha) 7 Schritte nach Norden.[9]) 7 Tage nach Buddhas Geburt stirbt seine Mutter Mâyâ (Grünwedel, a. a. O. 102). Er bereitet sich nach Erreichung des Buddhathums 7 Wochen hindurch auf die Verkündung seiner Lehre vor.[10]) 7 Jahre nach seiner Flucht besucht er wieder seine Vaterstadt.[11]) Er heißt der Besitzer der 7 überirdischen Schätze.[12]) Kämpfend mit dem Naga erzeugt er eine 7fach stärkere Flamme als dieser. Er nimmt Knaben und Mädchen von 7 Jahren zu Schülern an. Ihm zu Ehren werden 7 Kubits hohe Dagobas und 7 Stock hohe Paläste erbaut.[13]) Unmittelbar vor seinem Tode beantwortet Buddha 42 Fragen.[14]) 7 Tage nach

[1]) Köppen, Buddhismus, I, 232 ff.

[2]) Beal, Catena of Buddhist scriptures from the Chinese, 35—40.

[3]) Vgl. die schönen Abbildungen, Moor, Hindoo Pantheon, T. III, IV. In einigen Avataren des Vishnu (Kurmâvatâra, Krishna-avatâra) ist die Schlange fünfköpfig. Als Errungenschaft der erstgenannten gelten 14 Artikel, die 14 Edelsteine genannt. Moor, a. a. O. 111.

[4]) Fergusson, Tree and Serpent worship, T. LXII. — Grünwedel, Buddh. Kunst, Abb. 5, 28. An denselben Monumenten kommen auch fünfköpfige Schlangen vor.

[5]) Waddell, Buddhismus in Tibet, 345, 360, 369, 391. Dazu kommen noch die 7 Edelsteine des Cakra-cartu Râja. — Waddell, 389.

[6]) Waddell, a. a. O. 424.

[7]) Waddell, a. a. O. 497.

[8]) Waddell, a. a. O. 213, 183, 18.

[9]) Kern, Buddhism., I, 31 (nach dem Salita vistara nach den vier Weltgegenden).

[10]) Kern, a. a. O. I, 93 ff.

[11]) Hardy, Man. Buddh., 212

[12]) Hardy, a. a. O. 211.

[13]) Hardy, a. a. O. 194, 212, 239, 213, 225; solche Paläste sind noch vorhanden. — Waddell, 243.

[14]) Beal, Catena, 137. In China wurde 7 v. Chr. eine Sutra der 42 Abtheilungen eingeführt. — Beal, 189.

dem Tode bleibt Buddha aufgebahrt. Weitere 7 Tage nehmen die vergeblichen Versuche, seine Leiche zu verbrennen. 7 Könige belagern Kusinara, um Reliquien Buddhas zu erlangen.[1])

Nach einigen Legenden[2]) soll die Asche seines Körpers in 7 Stupas, welche in 7 Städten lagern, vertheilt worden sein. Buddha wird häufig in seinen 7 Hauptstellungen abgebildet (Milloué. Guide du Musée Guimet. 119).

Damit ist allerdings das Auftreten der Siebenzahl in den Buddhalegenden durchaus nicht erschöpft, wie aus Hardys Manuel entnommen werden kann (a. a. O.). Eine Lieblingszahl derselben ist auch die 84. Eine unbestimmt große Zahl wird durch 84 Ninnahutas ausgedrückt. Ein Ninnahuta ist gleich 100.000 Nahutas.[3])

Im westlichen Tibet beim See Mansarowar werden, nach Landor, die Leichen der niederen Classen auf einem Hügel ausgesetzt, 7mal von den Leidtragenden umgangen und dann den wilden Thieren preisgegeben. Nachdem dieselben den Leichnam nahezu völlig zerstört haben, kehrt die Begleitung zu ihm zurück, umgeht ihn neuerdings 7mal von links nach rechts[4]) und verspeist unter Führung und Betheiligung der Lamas die noch übrig gebliebenen Weichtheile.

Birmanen.

Obgleich die Birmanen 8 Planeten zählen, haben sie doch an der 7fachen Umgürtung ihres Riesenbergs Mienmo und an der 7tägigen Woche festgehalten, deren Tage nach den Planeten benannt sind. Eigenthümlich ist ihnen die Vorstellung von einer großen Stadt Mahasudassana, welche im zweiten Himmel der Nats (sie zählen deren sechs) auf dem Gipfel des Mienmo liegt, von 7 Wällen und Gräben umgeben. Hier befindet sich auch der Elephant mit 33 Köpfen. Jeder Kopf hat 7 Zähne von einer Länge von 50 juzanas. In jedem Zahne sind 7 Seen, in jedem See 7 blühende Bäume, an jedem Baume 7 Blüten, in jeder Blüte 7 Blätter, auf jedem Blatte 7 Throne, in jedem Throne 7 Gemächer, in jedem Gemache 7 Betten, in jedem Bette 7 Tanzmädchen der Nats. Der Kopf, auf dem der Himmelskaiser sitzt, ist zehnmal größer als die übrigen.[5])

Die Birmanen nehmen 11 Höllen an, die Talapoin Kambodjas dagegen 8. Aus 7 derselben gibt es noch Rettung, aus der achten nicht mehr.[6]) Die Benur (Banar) lassen böse Menschen am 7. Tage nach ihrem Tode von Gespenstern verzehrt werden.[7])

Osturalier.

Von den östlichen Uraliern seien zuerst die Mordwinen betrachtet. Das mordwinische Volk sagt: Die Sieben (Götter) und der Regen ernähren den Menschen.[8]) Am 7. Tage des ersten Sommermonats wird dem Gott der Linden eine Opferfeier dargebracht.[9]) 49 Tage nach dem Tode eines Menschen geht seine Seele herum, um von

[1]) Hardy, a. a. O. 360.

[2]) Blochet, Rev. hist. Relig., XXXVIII. 40.

[3]) Vgl. den Auszug aus dem Great cloud-wheel Rain-asking Sutra bei Beal, Catena, 420. Ein Nahuta ist 10.000.000.000.000.000.000.000.

[4]) Landor, Auf verbotenen Wegen. Die Bon-po gehen in umgekehrter Richtung.

[5]) Buchanan, Rel. Litt. Burmas, Asiat. Res., VI. 205—211.

[6]) Journ. Ind. Arch., Bd. VI (1852), S. 609.

[7]) Newbold, Polit. Statist. Acc. Brit. Settlem. Straits of Malacca. Lond. 1839, Bd. II, S. 290.

[8]) Mainof, Les restes de la Mythologie Mordwine, I. 31 (Journ. Soc. Finno-Ougrienne, V).

[9]) Mainof, a. a. O. 21.

allen Bekannten Abschied zu nehmen.[1]) Am 3. und 49. Tage nach dem Tode finden Erinnerungsfeste statt.[2]) So lange dauert auch die Trauerzeit.[3]) Bei dem Feste der »alten Frauen« werden 7—9 Hennen verzehrt.[4])

Bezüglich der Rolle der Sieben in den Volkstraditionen der Mordwinen sei vor allem auf die von Mainof gesammelten Gesänge (Pazmoro) verwiesen.[5]) Auch die Lieder und Märchen der Erzianen (Gouv. Simbirsk) dienen als Beleg hiefür.[6]) Besonders hervorgehoben sei hier das Auftreten der 7köpfigen Schlange.[7]) Die Erzianen kennen aber auch noch andere 7köpfige menschenfressende Wesen, Mekeres, sowie einen reichen 7köpfigen Karjas, der in der Mitte seines Hofes 7 Scheiterhaufen aus feuchtem Eichenholz besitzt.[8]) Auch 77 kommt vor. (Der Fuchs rühmt sich, 77 Auswege zu besitzen.[9]) Gewisse Krankheiten gelten als das Werk von 7 Dämonen. Sie werden durch 7 Zauberer (Ahnen) bekämpft, welche die Krankheit wegblasen und wegspueken.[10]) Mit Hilfe der Vorfahren wird die Behexung von den 77 Gelenken weggetrieben.[11]) Von 7 Liedern, 7 Himmeln und 7 Gewässern ist öfters die Rede.[12]) Ebenso von 7 Söhnen.

In den von Volmari Porkka gesammelten Überlieferungen der Tscheremissen habe ich nur die 77 und einmal die seltene Combination 7×9 gefunden.[13])

Die Zaubersprüche der zur permischen Familie gehörenden Wotjaken sprechen von 70 Seen, 77 Teufeln, 77 Sternen. Sie fordern den Krankheitsdämon heraus, 77 Badstuben zu heizen und 77 Ambosse zu zertrümmern, ehe sie den Menschen angreifen.[14]) Bezüglich weiterer Belege sei auf die von Yrjö Wichmann gesammelten Zaubersprüche im jelabugaschen Dialecte hingewiesen.[15]) Nach Wichmann sind die Sonntagsschuhe der Wotjaken aus 9 Baststreifen geflochten, die Alltagsschuhe aus 7 Streifen.[16]) Die 7 dient bei ihnen zur Bezeichnung einer größeren Anzahl.[17]) Die mythologischen Vorstellungen derselben, welche Aminoff und Pervuchin gesammelt haben, enthalten gewiss noch viel reicheres Material. Dasselbe ist mir leider dermalen unzugänglich.

Altaier.

Wir wenden uns nun zu den Altaiern. Wie bereits erwähnt, stilisieren die Kalmüken den Sjumer Oola nach der 8-Zahl. Außer den 8 Welten nehmen sie in ganz verschwommener Weise noch 7 andere Wohnplätze an (Pallas). Sie zählen 8 Meere und 18 Höllen. Die Welt wird nach ihrer Anschauung durch 7 Feuerepochen und

[1]) Mainof, a. a. O. 56.
[2]) Mainof, a. a. O. 66, 76. Später auf den 40. Tag gesetzt in einigen Orten. S. 56. 80.
[3]) Mainof, a. a. O. 70.
[4]) Mainof, a. a. O. 109.
[5]) Mainof, a. a. O. 45 ff.
[6]) Paasonen, Proben der Mordwinischen Volksliteratur, Bd. I, II. (Journ. Soc. Finno-Ougr., Bd. IX, XII.)
[7]) Paasonen, II, 126.
[8]) Paasonen, II, 127, 139.
[9]) Paasonen, II, 143.
[10]) Paasonen, II, 13. — Abercromby, Magic songs of the Finns, II, 10.
[11]) Paasonen, II, 16.
[12]) Paasonen, I, 101, 27.
[13]) Volmari Porkkas Tscheremissische Texte. Herausgegeben von Arvid Genetz. Journ. Soc. Finn.-Ougr., XIII, 1, 78, 79, 82, 83, 99.
[14]) Abercromby, II, 10, 14, 17, 18.
[15]) Yrjö Wichmann, Wotjakische Sprachproben. Journ. Soc. Finn.-Ougr., XI, 185 ff.
[16]) Yrjö Wichmann, a. a. O. 12.
[17]) Wichmann, a. a. O. 132.

durch 7 Fluten zerstört. denen noch eine letzte Vernichtung durch einen Orkan folgt. Eine fürstliche Leichenfeier dauert 49 Tage; ebensolang die sehr streng gehaltene Trauerzeit im Volke.[1])

Die bekannte Stammessage der Mongolen lässt die Nachkommen zweier Familien einen Berg aus Eisenstein mittels Blasebälgen schmelzen, welche aus den Häuten von 70 Pferden und Kühen gefertigt sind.[2]) Ihr Sümmeroola (Meru) ist in verticaler Richtung nach der 4-Zahl gegliedert. Dagegen kennen sie noch die 7 goldenen Gebirge und die 7 Meere, sowie den Eisenabschluss des Weltsystems.[3]) In ihren Gebeten anlässlich ihrer Brandopfer wird öfters der 77 niederen Brandopfer gedacht, aus welchen das gegenwärtige Feuer aufgeht.[4]) Ihre wichtigsten Feste, das Frühlings- und das Sommerfest, dauern 7 Tage, die feierliche Wasserweihe macht das Wasser für 7 Tage heilig und heilkräftig (Pallas, II, 190—192, 198 ff, 203).

Bemerkenswert ist das häufige Vorkommen der 7 in den kalmükischen Märchen,[5]) sowie in den von Castrèn mitgetheilten tatarischen Heldensagen,[6]) sowie in den Heldensagen der Abakan-Tataren, welche Radloff am Flusse Sē gesammelt hat. (Aus Sibir., I, 384 ff.) Sie enthalten 7 und 70. Auch die von dem letzteren aufgeschriebene Beschwörung eines Baksa enthält unter einem bunten Gallimathias (neben der 40) die 17 Kame der Berge und Flüsse, 7 Hasen, 7 Hacken, 7 Kessel. (Aus Sibir., II, 63—66.)

Bei den Kazaken muss der Kalym (Entgelt) für ein Mädchen auf 7 hinauslaufen (700, 77, 67, 47, 37, 17 zu gebende Gegenstände).[7]) Bei Kirgisen, Turkomannen findet das 7tägige Hauptmahl am ersten Jahrestage nach dem Tode eines Stammoberhauptes statt.[8]) Die Baschkiren feiern ihre Todtenmahle am 3., 7., 40. Tage nach dem Ableben (v. Stenin, Globus, LXXX, 155). Nach kirgisischem Gewohnheitsrechte wird für die Tödtung eines Sultans den Verwandten der Kun (Sühngeld) von 7 Menschen gezahlt = 700 Pferde oder 7000 Schafe.[9])

Wir verdanken Radloff die Entdeckung des 7köpfigen Dämons Jälbägän bei den Altaiern. Ein Saisan der Schwarzwald-Tataren erzählte ihm, der Jälbägän habe schon oft den Mond verzehrt, sei aber allemal von Ülgün gezwungen worden, denselben von sich zu geben. Auch die Sterne soll er anbeißen und die abgebissenen Stücke auf die Erde ausspucken. In anderen Altaimärchen tritt Jälbägän als auf der Erde lebender 7köpfiger Menschenfresser auf.[10]) Das Verhältnis dieser mythologischen Gestalt zu der von den Altaiern verehrten 6köpfigen Schlange Amirga (mongol. Abirga), deren Abbildungen auf den Mützen der Schamanen prangen,[11]) bedarf noch weiterer Aufklärung.

Nach Vambéry sollen die Türken ursprünglich ein Siebenzahlsystem gehabt haben. Die Ahnen der Kirgisen heißen die 7 Väter. Die altaische Sage spricht von 7 Wölfen, die in 7 Tagen kamen. Der böse Geist Erlik hat 7 Throne vor seiner Thüre.[12])

---

[1]) Pallas R., Versch. Prov. Russlands, I, 334—339.

[2]) Blochet, Rev. hist. Relig., XXXVIII, 54.

[3]) Pallas, Mongolen, II, 329, 333 f.

[4]) Pallas, Mongolen, II, 18—29, 42 f.

[5]) Jülg, Mongol. Märch., 13, 34, 57, 81, 106.

[6]) Castrèn, Ethnol. Vorles., 181 ff.

[7]) Vambéry, Türkenvolk, 230; Über Abweichungen bei den Özbogen, 569.

[8]) Vambéry, a. a. O. 254 f. Radloff spricht auch von einer Gedächtnisfeier am 7 Tage nach dem Tode bei den Kirgisen. Aus Sibirien, I, 407.

[9]) Radloff, Aus Sibirien, I, 923.

[10]) Radloff, Aus Sibirien, I, 372 f.

[11]) Vambéry, Türkenvolk, 125, nach Potanin, Skizzen aus der nordw. Mongolei, II, 83.

[12]) Vambéry, Primit. Cultur des turko-tatarischen Volkes, 11 f.

Aus Radloffs lichtvoller Darstellung des tungusischen Schamanismus ersieht man, dass derselbe 17 obere Himmelsschichten kennt und 7 (oder 9) Stufen der Unterwelt. In der dritten Himmelsschichte in der Nähe des milchweißen Sees Süt-ak-köl ist der Berg Sürö, der Sitz der 7 Kudai (jätti kudai = 7 Götter) und das Paradies. Auf die 17 höchsten Berggipfel werden die 17 hohen Chane, die Personification der irdischen Welt (Jär-su), gesetzt.[1])

In der Schöpfungssage der Gold am Amur lassen die ersten drei Menschen drei Tauchervögel und drei Schweine auf den Meeresgrund hinabtauchen, um Erde, Sand, Steine heraufzuholen. Nach 7 Tagen tauchen sie wieder herauf und bringen das Gewünschte mit, woraus die Erdoberfläche gebildet wird.[2])

Die Jakuten (Namschen Ulus) erzählen, Gott habe die Menschen aus Holz erschaffen. Die Frau gebar 7 Mädchen und 8 Knaben, der jüngste bekam somit keine Frau. Als er sich deshalb an Gott wandte, rieth ihm dieser, sich bei einer seiner Schwägerinnen im geheimen zu entschädigen. Eine junge Jakutin musste sich früher durch 7 Jahre vor den sämmtlichen männlichen Verwandten ihres Mannes verstecken. Ihr Jagdgott Najnaj hat 7 Genossen. Sie kennen außerdem 7 Feuergötter, die zugleich Brüder sind. Auch in ihren Märchen kommt die 7 (neben 9) vor.[3])

Die Irtysch-Ostjaken kennen ein heiliges Wasser mit 7 Quellen und Schlünden, ferner einen Himmel mit 7 Spalten (Gott ist der Mann des 7spaltigen Himmels). Sie nehmen 7 und 49 Weltgegenden an. Ein volles Opfer erfordert 7 Thiere. Man macht dabei 7 Kopfbeugungen vor den Götterbildern. Ein Hain von 7 alten Bäumen gilt als heilig. Man wünscht sich 7 Söhne. Der Schamane isst, um sich zu berauschen, 7, 14, 21 Fliegenschwämme. In den Sagen der Ostjaken tritt die 7 vielfach auf.[4])

Nachdem die Ostjaken (bei Tobolsk, Sibirien) einen Bären erlegt haben, gehen sie an das Hautabziehen. Bevor sie die Haut anschlitzen, legen sie dem todten Thiere 7 trockene Holzstücke auf den Bauch. Im Augenblicke, wo sie die Haut durchschneiden, brechen sie das erste Holzstück und sagen zum Bären: Da siehst du, wir knüpfen dir den ersten Knopf auf. Gleichzeitig feuern sie einen Schuss ab. So geht es bis zum 7. Holzstücke. Nachdem dieses gebrochen worden, schneiden sie die Haut des Brustkastens auf und erklären: Endlich, ehrwürdiger Greis, haben wir dir die Weste aufgeschlitzt.[5])

In den Märchen der Samojeden finden wir besonders häufig die 7 als Gebrauchs- wie als magische Zahl. So werden z. B. gewisse Gegenstände, welche durch Verwandlung in bedeutende natürliche Hindernisse ihren verfolgten Besitzern Schutz gewähren, nur für 7 Tage verwandelt.[6])

Chinesen.

Die Schriften des chinesischen Buddhismus zeigen, soweit dies aus Beals Catena beurtheilt werden kann, neben theilweisem Festhalten an der traditionellen 7 und ihrer Derivate und neben der buddhistischen 8, eine unverkennbare Vorliebe für die 9, wo-

[1]) Radloff, Aus Sibirien, II, 3, 7. Hier wären vielleicht auch die 17 Brüder der türkischen Stammessage heranzuziehen. (Tomaschek, Krit. der ält. Nachr. skyth. Nord. Sitzungsber. der Akad. der Wiss. Wien, phil.-hist. Cl., CXVII, 64.)

[2]) Dr. Laufer (Jesup. Exp.) Amer. Anthrop. N. S., I, 749.

[3]) Sieroszowski, Dwanascie lat w kraju Jakutow (12 Jahre im Lande der Jakuten) Warschau 1901, S. 335, 341, 390.

[4]) Patkanow, Irtysch. Ostjaken, 39 f.

[5]) E. Majewski, Bärencultus in Drobne prace (kleinere Schriften). Warschau 1897, S. 22 (Bugiel).

[6]) Castrèn, Ethnol. Vorles., 132 ff.

durch die älteren kosmischen Auffassungen und Cultuseinrichtungen vielfach abgeändert erscheinen. In Details kann hier nicht eingegangen werden.

Dass unabhängig vom Buddhismus die 7 schon früher nach China gedrungen ist, ersehen wir aus der Bezeichnung der 7 Planeten (Tsi-tching) und der 7 Herrscher im Shu-king.[1]) Ferner aus den rituellen Vorschriften des Li ki, von welchen ein Theil bis auf die Dynastie der Tschou zurückgeht. In den kaiserlichen Riten spielt die 7 eine auffallende Rolle. So verehren der Kaiser beim Ahnendienst 7, die Lehensfürsten 5, die Ta-fu (Großen) 3 Generationen. Infolgedessen umschloss der Ahnentempel des Kaisers 7 kleinere Tempel, jener der Lehensfürsten 5, der Ta-fu 3 Ahnentempel.[2]) Die Kaiser opferten im Namen des Volkes auf 7 Altären den 7 wichtigsten Geistergruppen (Tsi-ssee), die Feudalfürsten hatten 5 Laren ihres Reiches, die Ta-fu 3, die höheren Beamten 2, das übrige Volk 1 zu berücksichtigen.[3])

Nach dem Li ki wurde in alter Zeit der verstorbene Himmelskaiser am 7. Tage eingesargt, im 7. Monat begraben. Für Feudalfürsten war in dieser Beziehung 5, für alle übrigen 3 maßgebend. Von der Han-Dynastie an soll bezüglich der Bestattung größere Freiheit eingetreten sein.[4]) Gegenwärtig bilden die ersten 7 Tage hiefür eine theoretische Grenze, welche nur glückliche Tage umschließt. Außerhalb derselben müssen die für eine Bestattung tauglichen Tage durch künstliche Berechnungen der Astrologen ermittelt werden.[5])

In alter Zeit war der Sarg eines Himmelssohnes 7fach, der eines Feudalfürsten 5fach, eines Großofficiers 3fach, aller Übrigen 2fach.[6])

7 Tage nach dem Tode des Himmelssohnes begann die Trauer in den königlichen Domänen. Durch 7 Tage blieb der Marktplatz geschlossen; der Markt wurde auf den Straßen abgehalten.[7]) Die Klage um einen verstorbenen Himmelssohn dauert an einer außerhalb des Trauerhauses gelegenen Station 9, für einen Feudalfürsten 7 Tage.[8]) Eine andere Trauerkundgebung, »das Springen«, fand nach dem Tode des Herrsehers an 7 aufeinanderfolgenden Tagen statt.[9]) Die Klage um einen Lehensfürsten endete im 7. Monate. 7 Todtenopfer wurden für die letzteren dargebracht [Li ki (Legge), II, 164].

Während der Trauer um die Eltern wurde manchmal in den ersten 7 Tagen weder Wasser noch flüssige Nahrung genommen.[10]) Um Verwandte, welche im Alter von 12—15 Jahren verstorben sind, wurde 7 Monate getrauert.[11])

Gegenwärtig scheinen die chinesischen Leichenfeierlichkeiten meistens 49 Tage zu dauern.[12])

Nach den größtentheils noch gegenwärtig aufrecht erhaltenen Vorschriften der Ming enthält das Mausoleum eines kaiserlichen Prinzen ersten Ranges eine Opferhalle

---

[1]) Schlegel, Uranographie Chinoise, I, 596.

[2]) Li ki, transl. Legge, I, 596. Den Keim des Li ki bilden nach Legge, a. a. O. I, 6, die von 70 Schülern des Confucius gesammelten »131 phien von Ki«.

[3]) Li ki (Legge), II, 206 f.

[4]) de Groot, Relig. Syst. China, I, 245—266.

[5]) de Groot, a. a. O. I, 103.

[6]) Legge, Writings of Kwang-tze. Sacr. B. of the East, XL, 219.

[7]) Li ki (Legge), I, 133.

[8]) Li ki, II, 143.

[9]) Li ki (Legge), III, 373. Es fand im Trauerhause und am Grabe statt, das Antlitz war dabei nach Norden gekehrt

[10]) Li ki (Legge), I, 133.

[11]) Li ki (Legge), II, 20.

[12]) Rev. Hampden C. Du Bose, Dragon Image Demon, 438 ff.

mit 7, eine Küche mit 5, eine Schlächterei mit 3 Gemächern, einen Verbrennungsofen u. s. w. Später (1448) scheinen die Prinzen dieser Rangstufe auf eine Opferhalle mit 5 Gemächern herabgesetzt worden zu sein.[1])

Vor den großen Opfern dauert die mäßige Enthaltsamkeit 7, die große 3 Tage. Erstere heißt die lockere, letztere die vollständige Ordnung des Geistes behufs Eröffnung des Verkehrs mit den Geistern.[2]) Dem Unterrichtsminister oblag früher die Abhaltung von 7 Vorlesungen über die Tugend.[3])

Die 7 scheint, soweit man urtheilen kann, besonders bei den Taoisten sehr beliebt gewesen zu sein. Nach dem »Buche des großen Hagels« erfolgte die »Einsetzung der Männer vom Wege« durch verschiedene Herrscher der Han-Dynastie gemäß den Zahlen 7, 21, 35, 49.[4]) Wir lesen daselbst von unbestandenen 7 Prüfungen des »Buches des nördlichen Flusses«.[5]) Wer in den Taoismus aufgenommen werden oder die Unsterblichkeitspflanze auf den Berghöhen pflücken wollte, betete und hütete sich (fastete) 7 Tage.[6]) Tsusge P'usa, ein taoistischer Gott, wohnte 49 Jahre in den Bergen und wurde dann unsterblich.[7]) 7 Weise bestiegen einen Wagen, um den Ta-kwei (Personification des großen Tao, Legge) zu besuchen.[8]) Auch vom 7fachen Sonnenglanz ist die Rede.[9]) Der »König der Medicin« kostete, um »die 10.000 Krankheiten zu heilen, an einem Tage 70 Gifte.[10]) Bedeutsam ist Kwang-tzes Definition des Himmels als eines Complexes von 7 großen geistigen Qualitäten, zu deren Erkenntnis der Tao führt.[11]) Das Zah Yung King (Classic of the Directory of a Day, Legge) zählt die 7 kostbaren Organe des menschlichen Organismus auf, deren Pflege und Reinhaltung Myriaden von Geistern den Aufstieg zur Unsterblichkeit ermöglicht.[12]) Bezüglich weiterer Belege für die Häufigkeit der 7 in den taoistischen Legenden sei auf das vielgenannte Werk des großen Sinologen Legge verwiesen.[13])

In dem classischen Stil der Chinesen wird das Herz eines Weisen als »Herz mit 7 Löchern« bezeichnet. Es gibt Belege aus dem Jahre 1123 v. Chr. für diesen Volksglauben.[14]) Für unseren Ausdruck »er ist ganz außer sich«, sagen die Chinesen: die 3 Denkgeister und die 7 Lebensgeister sind ihm entflohen.[15])

Es sei endlich auf den Ausspruch aufmerksam gemacht, dass, wer einem Menschen das Leben rettet, ein größeres Verdienst erwirbt, als wenn er eine Dagoba (Fo-t'ou) mit 7 Stockwerken erbaut.[16]) Dieselbe wirft Licht auf die ursprünglich verticale Gliederung der gewöhnlich 8stufigen Dagoba in China.

[1]) de Groot, a. a. O. 449 f., 953.

[2]) Li ki (Legge), II, 240.

[3]) Li ki (Legge), I, 230, 248.

[4]) Pfizmayer, Lösung der Leichname und Schwerter. Sitzungsber. d. phil.-hist. Cl. d. Ak. d. Wiss. Wien 1870, 38. Sep.

[5]) Pfizmaier, a. a. O. 40.

[6]) Pfizmaier, a. a. O. 58, 60.

[7]) Du Bose, a. a. O. 384 f.

[8]) Legge, Writ. Kwang-tze, S. B. E., XL, 96. Die sieben Weisen spielen eine gewisse Rolle in der chinesischen Literatur. Vgl. Netto-Wagener, Japan. Humor, 33.

[9]) Pfizmaier, a. a. O. 62. Sep.

[10]) Du Bose, a. a. O. 399.

[11]) Legge, Writ. Kwang-tze, S. B. E., XL, 112.

[12]) Legge, S. B. E., XL, 272.

[13]) Legge, a. a. O. 39, 78, 96, 118, 188.

[14]) Erh-Tou-Mei, übers. v. Piry, II, 193. In Anm. 2 wird eine hierauf bezügliche Erzählung von Kaiser Tschen-hsin, dem letzten Herrscher der Schang Dynastie, mitgetheilt.

[15]) Erh-Tou-Mei, I, 230, Anm. 2.

[16]) Erh-Tou-Mei, II, 56, Anm. 1.

Malayen.

Die Erschließung des überaus reichen Materials über den Zahlaberglauben der malayischen Völker ist durch Herrn Dr. Leo Bouchal eingeleitet worden. Derselbe wird eine eigene Arbeit hierüber veröffentlichen. Ich kann mich daher beschränken, einige von Dr. Bouchal mir sammt den literarischen Nachweisen mitgetheilte Thatsachen zu verzeichnen.

Die 7fache Gliederung der Himmel und der Unterwelt bildet eine der verbreitetsten Vorstellungen der Malayen. Die Olo Ngadju haben nur 5 Himmel. Die Battak glauben an eine 7köpfige Schlange, welche die Welt trägt, an 7 Götter des Donners und Unwetters, an 7 Wassernymphen.[1] Auch auf Flores wird nach Jacobsen die 7köpfige Naga verehrt. Die Kalang (Java) betrachten die 7 als eine heilige Zahl.

Die Sarawaker glauben an ein 7faches Leben; der Mensch hat nach ihrer Ansicht 7 Seelen.[2] Auch die Minangkabauer (Central-Sumatra) glauben, wie die Philippiner (nach Worcester, Philippine Isl., 111) an eine 7malige Wiedergeburt.[3] Die Olo Ngadju behaupten, im Jenseits 7mal so lange zu leben, als im Diesseits.[4] In ihren Stammessagen, wie in jenen der Minahassaer, spielt die 7 eine große Rolle.[5] In Südcelebes kommt angeblich jeder Mensch mit 7 Brüdern (7 Schwestern) zur Welt.[6] Nach den Pawangs (Molukken) geht die Seele am 7. Tage nach dem Tode in einen Tiger.[7]

Eine Hauptrolle spielt die 7 beim Liebeszauber von Atjeh,[8] beim Krankheitszauber der Dayak (neben 3),[9] der Bewohner von Buru,[10] beim Fruchtbarkeitszauber auf Babar, bei der Anrufung der Sangiangs,[11] bei den Opfern für Radja ontong, den König des Glücks.[12]

Weitverbreitet sind die Opfermahle im 7. Monate der Schwangerschaft, wenn das Kind 3, 5, 7 Napans (à 35 Tage) alt ist, ferner bei den Todtenfesten am 3., 7., 40., 100. Tage nach dem Tode. Bei den Opfermahlen, Todtengebräuchen, bei Hochzeits-, Schwangerschafts- und Geburtsgebräuchen in Atjeh, S. Celebes, N. Borneo u. s. w. spielt die 7 stets ihre Rolle. In S. Celebes vollzieht sich die Haarsehur bei Prinzen ersten Ranges mit 3×7, bei minderen mit 2×7 und 1×7 Scheren. Die untersten Classen müssen sich mit einer Schere begnügen.[13]

Beim Wahrsagen gelten 3 und 7 als Glückszahl (Dayak, Baduwi). Im sundanesischen »Kuda Gandar« legt Kuda Gandar die Leichen der im Kampfe Gefallenen zusammen und läuft unter Beschwörungen 7mal um dieselben herum, worauf die Todten wieder lebendig aufstehen.[14]

---

[1]) Kroesen in Tijdschr. v. Ind. Taal-, Land- en Volkenk, 1899. — Grabowsky, Int. Arch. Ethn., V, 126.

[2]) Ling Roth, Nat. of Sarawak, I, 218.

[3]) van Hasselt, Volksbeschr. van Midden-Sumatra, 71.

[4]) Grabowsky, Int. Arch. Ethn., II.

[5]) Grabowsky, Int. Arch. Ethn., V, 118, 121.

[6]) Matthes, Ethn. v. Zuid-Celebes, 154.

[7]) J. Ind. Archipel., III, 116.

[8]) Jacobs, Familie en Kampongleven of Groot Atjeh, I, 33.

[9]) Grabowsky, a. a. O. I.

[10]) Riedel, Sluik en kroesharige Rassen, 25.

[11]) Riedel, a. a. O.

[12]) Grabowsky, a. a. O. V, 122 f., 131.

[13]) Matthes, a. a. O. 67.

[14]) v. Ende in Bd. XIX der Mitth. d. Anthr. Ges. in Wien.

Polynesier.

Von dieser reichen Entwicklung sind nur sehr schwache Spuren zu den Polynesiern gedrungen, auf welche bereits Schirren in seinen »Wandersagen der Polynesier« aufmerksam gemacht hat. Zur Fahrt nach Neuseeland werden 7 Boote gebaut.[1] In einer anderen Sage segelt Ngatoro, von 140 Kriegern begleitet, 7 Tage und Nächte von Taupo nach Hawaiki, um seinen Schwager Manaia zu bekriegen.[2] Marutuahu erschlägt mit 140 Gefährten einen ganzen Stamm, der seinen Vater verflucht hat.[3] Auf Samoa erzählt man, Tangaloa sei mit 7 Leuten auf einem Kahn gekommen und habe sich in einem Busche versteckt.[4]

Wenn auch die Geheimlehren der Neuseeländer 10 Himmel und ebensoviel Abtheilungen der Unterwelt, und die Mythen anderer Polynesier, nach Gill, 10 Himmel und 6 Unterwelten annehmen, muss doch früher eine andere Vorstellung in Polynesien geherrscht haben. In einer von Moerenhout auf Otahaiti gesammelten Kosmogonie wird geschildert, wie Taaroa »die 7 Himmel ausbreitete«, wodurch das Licht entsteht und der ganze Kosmos in die richtige Ordnung rückt.[5]

Charakteristisch ist die Gründungssage der Areoi-Gesellschaft. Sie knüpft an Oro, den Sohn Taaroas an, welchem seine Brüder ein Schwein schenkten. Dasselbe warf 7 Junge. Sie entsprechen den 7 Graden der Areois.[6] Nach P. Matthias soll das Minimum von Menschenopfern bei den Apotheosen auf den Marquesas 7 gewesen sein.[7]

Endlich wäre noch der Opfer Tau-tau zu gedenken, welche die Tonga-Insulaner von anfangs November jeden 10. Tag 7—8mal dem Wettergott A'lo-A'lo darbringen, um günstiges Wetter und Fruchtbarkeit zu erlangen.[8]

Semiten.

Nach der älteren arabischen Genealogie hatte Saba, der Stammvater der Sabäer, 7 oder 14 Söhne. Der von Rais abstammenden Tobba-Dynastie der Himarjiten (200—525 n. Chr.) werden 70 Könige zugeschrieben. Die Königin Bilkis herrschte 70 Jahre über die Himarjiten. Auch spielte in den Sagen 70.000 eine gewisse Rolle (Kremer, Südarab. Sage, 29, 60, 67, 84). Die himarjitische Hauptstadt Zafâr hatte 7 Thore (D. H. Müller, Burgen und Schlösser Südarab. nach dem Iklil des Hamdâni, I, 37).

Nach den muhammedanischen Schriftstellern Masûdi, Dimeschqî haben in sehr alter Zeit die Araber nach der Weise der Sabier die 7 Planeten angebetet.[9]

Bei feierlichen Eiden wurden unter Anrufung des Urotal 7 Steine mit dem Blute der Schwörenden beschmiert.[10] Eine des Ehebruchs verdächtige Araberin musste auf einem Kameel zwischen zwei Düngerhaufen sitzend in der Kaaba 70 Eide schwören.[11] Nach Robertson Smith bedeutet das hebräische Wort »schwören« wörtlich: unter den Einfluss

[1] Grey, Polyn. Myth., 130.

[2] Grey, a. a. O. 170. — Taylor, Te Ika a Mani, 250.

[3] Grey, a. a. O. 170. Diese Zahl tritt noch in vier anderen Maorilegenden auf. Vgl. Schirren, a. a. O., mit den nöthigen Belegen, und Shortland und Grey.

[4] Turner, Samoa, 53.

[5] Moerenhout, Voyage, I, 421—432.

[6] Gerland-Waitz, Anthr. Naturv., VI, 363 ff.

[7] Citiert bei Schirren, a. a. O. 202.

[8] Mariner, Nat. of Tonga Isl., II, 205.

[9] Chwolson, Sabier, II, 405, 647 ff. — Krehl, Rel. vorislam. Arab., 56.

[10] Herodot, III, 8.

[11] Robertson Smith, Lect. Rel. Semit. N. E., 180. Anm.

von 7 Dingen kommen. Bei der feierlichen Bekräftigung des Bundes zwischen Abraham und Abimelech stellt Abraham 7 Lämmer hin.[1]) Eine besondere Heiligkeit legten Juden wie Araber den Gruppen von 7 Brunnen bei. Noch gegenwärtig lassen die Syrier angeblich verhexte Kinder von 7 Brunnen oder Cisternen trinken.[2]) Im Mittelalter zeigte man den Reisenden am Sakrabfelsen (in Palästina?) 7 Fußspuren Abrahams.[3])

Die erste am häufigsten gebetete Sure des Koran besteht aus 7 Versen. Über die 7fache Art, dieses heilige Buch zu lesen, sind viele Bände geschrieben worden.[4])

Bei der Wallfahrt nach Mekka wird die Kaaba 7mal umwandelt. Darnach ziehen die Pilger über Mosdalifah nach Mina, woselbst sie bei Sonnenaufgang am Opfertage 7 Steine gegen den Berg Alahkabah werfen. Dies wird nach dem Opfer noch mehrmals wiederholt. Man wirft gewöhnlich 49 Steine; doch sollen eigentlich 70 Steine geworfen werden.[5])

In der Kaaba stand unter 360 Idolen die Statue von Hobal aus rothem Agat. Sie hielt 7 Pfeile in der Hand. Es gab auch ein derartiges Orakel an der Grenze von Jemen, im Tempel des Gottes Dhu-l-koloçah, in welchem mit 3 Pfeilen gelost wurde.[6])

Diese letztere Angabe führt uns auf das besonders beliebte Meisirspiel mit Pfeilen, welchem eine orakelhafte Bedeutung zugeschrieben wurde. Nach Freitag wurden nur 7 Theilnehmer mit 7 Pfeilen als berechtigte Spieler dabei anerkannt. Waren mehr Pfeile vorhanden als 7, so galten nur die ersten 7. Es wurde 7mal gezogen. Nur der 3. und der 7. Pfeil scheinen gewonnen zu haben. Ausgespielt wurde ein in 28 gleiche (oder in 10 ungleiche den 28 äquivalente) Theile zerlegtes Kameel. Der 3. Pfeil brachte seinem Eigenthümer 3, der 7. Pfeil 7 Theile des geschlachteten Thieres.[7])

Die alten Araber klagten (wie die Juden, Prof. D. H. Müller) durch 7 Tage nach dem Begräbnisse. Sie riefen dabei den Namen des Verstorbenen aus mit dem Zusatze: »Sei nicht ferne.«[8])

Herrn Dr. Geyer verdanke ich den Hinweis auf den Artikel über die 7 in Freitag, Lexicon Arabico-Latinum, II, 279. Nach demselben heißt der Ort der Auferstehung am letzten Tage »die 7«, »der Tag der 7«. Ein bestimmter Festtag der vormuhammedanischen Zeit hieß »Tag der 7«.

Eins von 7 heißt ein wichtiges Geschäft. Will man sagen, dass jemand hart bestraft wurde, heißt es: er hat ihn 7mal hergenommen. 7mal jemandem etwas anthun, bedeutet im Altarabischen jemanden beschimpfen.[9]) (Freitag, a. a. O.) Dieselbe Quelle enthält noch andere Beispiele einer häufigen Anwendung der 7 als Gebrauchszahl ohne mystische Bedeutung.

Über die Rolle der 7 bei der Behandlung der Syphilis durch die Araber in Algier vergleiche man A. Robert im Correspondant médical. Paris 1900. Nr. 149.

Das Tell-el-Amarna-Archiv enthielt Briefe von kleinen phönikischen Duodezherrschern, welche in der Furcht vor den sich damals (1500 v. Chr.) ausbreitenden Hebräern

[1]) Robertson Smith, Lectures, 182. I. Mos., 28—30.

[2]) Nähere Belege bei R. Smith, Lectures, N. E., 181 ff., Anm.

[3]) O. Neill, Night of the Gods, 630, nach Pal. Pilgrims Text Soc. 1888, S. 47.

[4]) Freitag, Einl. Stud. arab. Sprache, 389.

[5]) Freitag, a. a. O. 420—428. Dies könnte in Beziehung stehen zu den 7 Himmeln, von denen im Koran soviel die Rede ist.

[6]) Pococke, Spec. hist. Arab., S. — Lenormant, Magie der Chaldäer, 431 ff.

[7]) Freitag, Einleitung in das Studium der arabischen Sprache, 173—177.

[8]) Wellhausen, Reste arabischen Heidenthums, 160.

[9]) Vielleicht in Verbindung mit dem Wetfluchen der arabischen Zauberer, welchem große Kraft zugeschrieben wurde. Jacob, Altarabisches Beduinenleben, 205, nach Goldziher, Abh. zur arabischen Philologie.

sich an den Pharao, ihren nominellen Oberherrn, um Hilfe wandten, sich »7 und 7mal zu dessen Füßen werfend« (Niebuhr, Amarna-Zeit, 20).

Die Juden nahmen, wie die Araber, 7 Himmel und 7 Höllen[1]) an. Sie benannten die Woche nach den 7 Erzengeln, welche Gunkel mit den Planeten = den Amesha-çpentas (?) identificiert.[2]) Der 7armige Leuchter ist ein Symbol derselben. Die Seele des Menschen, sagt Rabbi Chasda, träumt nach dem Tode über sich selbst 7 Tage lang.[3]) Im Sterbezimmer befinden sich 7 Tage nach dem Tode ein brennendes Lämpchen, eine Schale mit Wasser und ein mit Wein getränkter Lappen, damit die Seele sich waschen kann.[4])

Allgemein bekannt ist das Auftreten der 7 und ihrer Componenten 70, 77 in der Bibel. Am auffallendsten ist dies in der apokalyptischen Literatur, deren Genesis von Prof. Hermann Gunkel wesentlich aufgehellt wurde. Die 7 Engel vor Gottes Thron, das Lamm mit 7 Augen, die 7 goldenen Leuchter um Christus, die 7 Sterne auf seiner Hand, das mit 7 Siegeln verschlossene Buch, alle diese Vorstellungen symbolisieren nach Gunkel die 7 Planeten.[5]) Ap. Joh., XII, 3, spricht vom Drachen mit 7 Köpfen und 10 Hörnern.[6]) Man vergleiche die Prophezeiung des Henoch, der als der 7. in der ersten (Welt-) Woche geboren wird, über Wachsen und Verfall des Glaubens innerhalb der 7 Wochen. Am Ende dieser Zeit werden die Gerechten und Auserwählten von der ewigen Pflanze der Gerechtigkeit belohnt werden, indem ihnen 7fältige Belehrung gegeben werden wird über die ganze Schöpfung.[7])

7 Tage vor dem Versöhnungstage wird der Hohepriester aus seinem Hause nach der Halle der Rathsbeisitzer geführt.[8]) Was im 7. Jahre wächst, wird zum Essen, Trinken, Salben freigegeben. Auch die Darlehen werden mit Schluss des Jahres (des 7.) freigegeben.[9]) Der Sclave ist nach einer Dienstzeit von 7 Jahren frei; wünscht er nach dieser Zeit weiter zu dienen, wird ihm ein Ohrring in ein Ohrläppchen eingesetzt.

Die Heiligkeit der 7 wird im »Daniel« und der Apokalypse Johannis auf die »gebrochene 7« = $3^1/_2$ gewissermaßen übertragen. Gunkel hat treffend ausgeführt, dass diese Zahl nicht gut geschichtlich zu erklären ist. In den meisten Fällen bezeichnet sie die Dauer einer Schreckensherrschaft des Bösen. Sie beruht aber auch nicht auf freier Erfindung, sondern auf einer mythischen Tradition, welche ursprünglich dem Judenthum fremd ist.[10])

Die 7 Vocale αεηιοουω spielten bei den jüdischen Mystikern die bedeutendste Rolle. Man hielt sie für geeigneter als die Consonanten zur Bezeichnung des die Welt beherrschenden Göttlichen. Aus ihnen sind 7 Buchstaben umfassende Götternamen gebildet worden (ιαωουηι u. s. w.). Man nennt sie auch die magischen Vocale. Sie treten auch in die Zusammensetzung von Gottesnamen ein, welche aus 12, 42, 72 Buchstaben bestehen und wunderthätig wirken.[11])

Die Rabbiner lehrten: Aus der männlichen Otter wird nach 7 Jahren eine Fledermaus. Aus dieser nach 7 Jahren ein Vampyr. Aus diesem nach 7 Jahren ein Distel-

---

[1]) Brecher, Das Transcendentale im Talmud, 9 ff. — Gunkel, Schöpfung und Chaos, 309.

[2]) Gunkel, a. a. O. 299—301.

[3]) Brecher, a. a. O. 66, auch Sabb., 152a.

[4]) Mündliche Mittheilung von Herrn Dr. med. Rifczes.

[5]) Gunkel, a. a. O. 294—298.

[6]) Abweichend von Gunkel möchte ich auf die babylonische 7köpfige Schlange als Quelle hinweisen.

[7]) Buch Henoch, Übersetzung Dillmann, 67ff.

[8]) Wünsche, Babylonischer Talmud (Tractat Jona), 340.

[9]) Wünsche, Babylonischer Talmud, I, 111.

[10]) Gunkel, Schöpfung und Chaos, 266 ff.

[11]) Blau, Altjüdisches Zauberwesen, 130, 142, 144.

straueh. Aus diesem naeh 7 Jahren ein Dornstraueh. Aus diesem naeh 7 Jahren ein Sehed (Dämon).[1])

Die Kabbala hielt an den 7 Himmeln fest; im übrigen spielt die 7 darin eine sehr geringe Rolle. So wird in dem »zum Metatron erhobenen Henoch« des Werkes von Akiba erwähnt, dass Moses auf dem Berge Sinai die Thora, die Propheten, die Hallachot, die Hagiographen, die hallaehischen Überlieferungen, die haggadischen Zusätze, alles naeh den 70 Gesichtspunkten der 70 Sprachen erlernte, jedoeh am Ende der 40 Tage innerhalb einer Stunde alles wieder vergaß, so dass Gott ihm zur Erinnerung die Thora schenkte.[2])

Gegen das tägliehe Fieber wird am Ufer eines Flusses ein mit dessen Wasser gefüllter Krug 7mal um den Kopf umhergewendet, naeh rüekwärts ausgegossen und dabei der Fluss besprochen.[3])

Gegen das dreitägige Fieber nimmt man 7 Zweige von 7 Bäumen, 7 Späne von 7 Balken, 7 Nägel aus 7 Brücken, 7erlei Asche aus 7 Öfen, 7erlei Staub aus 7 Thürangeln (andere übersetzen: aus 7 Gräbern), 7erlei Peeh aus 7 Schiffen, 7 Kümmelkerne, 7 Haare aus dem Barte eines alten Hundes. Dies Alles binde mittelst einer Haarfleehte in die Halsöffnung des Hemdes.[4])

Gegen Tagblindheit muss der Kranke 7 Stücke Milz von 7 Rindern auf einem Aderlassscherben einem außerhalb des Zimmers stehenden Menschen zu essen geben. Der letztere muss, naehdem er dies gegessen, den Scherben zerbrechen, damit er nieht selbst erkranke.[5])

Gegen Milzanschwellung werden 7 getroeknete Blutegel in Wein gelegt und getrunken.[6])

Afrika.

Soweit sieh aus dem vorhandenen Material sehließen lässt, bleibt bei den halbeivilisierten Völkern Afrikas das Auftreten der 7 auf die Aetionssphäre des Muhammedanismus beschränkt. So erwarten die Somali Großes von einem 7monatlichen Kind. Sie beschneiden die Knaben mit 7 Jahren. 7 Tage naeh der Bestattung hindurch lesen Priester im Hause des Verstorbenen den Koran. Nach 7 Tagen findet die Theilung seines Nachlasses statt. Aueh in Somalimärchen tritt 7 als Gebrauchszahl auf.[7])

Bei den Suaheli sind die Geburtsgebräuche nach Arobaini (7 Tage) geregelt. Sie erreichen ihr Ende mit dem vierten Arobaini (28 Tage). Die Trauerfeier der Suaheli dauert 7 Tage naeh dem Begräbnisse.[8])

Naeh Mansfield Parkyas spielt die 7 bei den Hochzeitsgebräuchen der Kubbabseh-Araber in Kordofan eine hervorragende Rolle.[9])

Aus Laurenço Marques ist durch arabische Händler die Erzählung vom »Jungen und der 7köpfigen Schlange« zu den Baronga gekommen.[10])

[1]) Brecher, Das Transcendentale im Talmud, 48.

[2]) Th. Bloeh, Geschichtliche Entw. Kabbala, 12.

[3]) Blau, Altjüdisches Zauberwesen, 73 ff., naeh Sabbath, 66.

[4]) Blau, a. a. O. 73.

[5]) Blau, a. a. O. 83 (naeh Gittin, 69a).

[6]) Blau, a. a. O. 84.

[7]) Reinisch, Somalisprache (S.-Arab. Exp.), I, 109, 110, 131, 201, 214, 217.

[8]) Velten, Sitten und Gebräuche der Suaheli. Mitth. d. Semin. f. orient. Sprachen, Berlin 1894, S. 53 ff.

[9]) Journ. Geogr. Soc., London 1851, S. 274.

[10]) Jounod, Chants et contes des Baronga, 314 ff.

Dass die bei den geheimen Ceremonien der Ewe-Völker beobachtete 7-Zahl aus arabischer Quelle stammt, kann vorläufig nur vermuthet werden.[1])

Die Festlichkeiten nach vollzogener Ehe dauern 7 Tage bei den Berbern von Algier. Der Schwiegervater des Gatten hat während dieser Zeit für die Bewirtung der Gäste zu sorgen, erhält jedoch am 7. Tage von seinem Schwiegersohne ein Geschenk (Gaudefroy-Demombynes, Ceremonies du mariage chez les indigènes de l'Algérie, 72, 76).

Anders liegt die Sache bei den Ägyptern. Bei aller einem Laien auferlegten Reserve sei auf einige bewährten Autoritäten entnommene Thatsachen hingewiesen, welche vermuthen lassen, dass trotz der hervorragenden Stellung der Neun in dem Glauben der alten Ägypter auch die 7 nicht gänzlich vernachlässigt war. So hatte die Sonne 7 Seelen und 14 Ka.[2]) In den ägyptischen Märchen spielen die 7 Hathors, die jungen schönen Schicksalsgöttinnen, die Rolle unserer Feen.[3]) Maspéro bildet eine thebanische Enneade ab, welche aus 14 Göttern und Göttinnen besteht.[4]) Nach heliopolitischer Tradition schifft sich der Sonnengott[5]) mit 6 Gliedern seiner göttlichen Truppe in der ersten Stunde des Tages ein, um den Himmel zu durchfahren.

Chnum wird in einer Siebenzahl himmlischer Baumeister vorgestellt, die dem Weltschöpfer Ptah zur Seite steht und den von Thot entworfenen Weltenplan zur Ausführung bringt.[6])

Die alten Ägypter verlegten früher den Aufenthaltsort der abgeschiedenen Seelen auf eine allseits vom Ocean umgürtete Insel. Das Todtenbuch der thebanischen Epoche, welches Naville herausgegeben hat, spricht dagegen von 14 Inseln des Amentit, welche im ausgezeichneten See des Westens« liegen. Sie scheinen Oasen gebildet zu haben in dem traurigen Schattenlande Amentit, zu welchem man nur mittelst mächtiger Zauber und Talismane gelangte. Es ist von ihnen auch unter den Namen »Gefilde der Opfergaben« und »Gärten von Jalu« (Aaru, Aala, Wiedemann) die Rede. Das dort wachsende Getreide war 7 Ellen hoch, von denen 2 auf die Ähren kamen.[7])

Es gab 14 Capitel im Todtenbuch, welche die Seele in den Stand setzen, bei Tage nach Belieben das Grab zu verlassen und sich im Freien zu erfrischen.[8])

Beim ägyptischen Todtengericht sitzen vor Osiris 42 Todtenrichter aus allen Städten des Reiches, um über die 42 Sünden des Todten abzuurtheilen.[9]) Zum Palast des Osiris führen 21 Straßen, von welchen jede einzeln von der zu richtenden Seele angerufen wurde. Zu diesem Behufe wurde das »Buch von den Wegen« der Mumie in den Sarg beigelegt. Herr Amélineau hat 1898 in der Nekropole von Abydos das Grab des Osiris entdeckt, welches 14 Gemächer und eine Stiege enthält.[10]) Eine auffallende Rolle spielt die 7 in der Darstellung der Osirissage durch Plutarch.[11])

Seit den ältesten Zeiten wurden die Leichname der Wohlhabenden mit 7 Gattungen wohlriechender Essenzen behandelt. Später wurde die Zahl auf 9 und selbst auf 10 erhöht.[12])

[1]) Frobenius, Masken und Geheimbünde Afrikas.

[2]) Maspéro, Cont. popul. de l'Egypte ancienne, 316. — Über die Bedeutung des Ka vgl. Maspéro Et., Myth. Arch., I, 47—51, 77—91.

[3]) Maspéro, Cont. pop., LXVI.

[4]) Maspéro, Hist. des Peuples de l'Orient class. Egypte et Chaldée, 151.

[5]) Maspéro, a. a. O. 161.

[6]) Brugsch, Relig. u. Mythol. Ägypt., 298.

[7]) Maspéro Et., Myth. Arch. Egypt., I, 341, 348.

[8]) Maspéro Et., Myth., 352—355.

[9]) Wiedemann, Rel. alt. Ägypt., 131 ff.

[10]) Amélineau, Rev. d. deux mondes, 1900, S. 687.

[11]) De Iside et Osiride, 12. — Wiedemann, a. a. O. 109 ff.

[12]) Maspéro Et., Myth., I, 316.

Nach Eusebius besteht die erste Königsdynastie aus 7 göttlichen Gliedern. Eusebius hat aus Manetho, dieser aus memphitischer Quelle geschöpft.[1])

Plutarch erwähnt eine ägyptische Legende, welche Typhon aus der »Schlacht der Götter« auf einem Esel fliehen lässt. Er reitet 7 Tagreisen, ohne zu rasten, bis er nach Palästina gelangt.[2])

In einer Beschwörung des Papyrus Harris, um sich gegen Krokodile zu schützen, heißt es: »Der Rachen derselben möge sich schließen, wie da geschlossen sind die 7 Siegel einer unvergänglichen Versiegelung.« In einer anderen Beschwörung zu demselben Zwecke wird das Krokodil, der Sprosse des Set, mit den Worten angerufen: »Der Speer der 77 Götter gehört in dein Auge.« Derselbe Papyrus enthält einen förmlichen beschwörenden Befehl »an Num, dessen Namen ich kenne, der du 77 Augen und 77 Ohren besitzest, eile zu mir!«[3])

II.

Europa.

Die ältere Epik der Griechen liefert nur eine geringe Ausbeute für unsere Zwecke. 7 Städte streiten sich um die Ehre, Homers Geburtsort zu sein. In der Ilias wird nur von dem 7häutigen Schilde des Ajax und von 7 dreifüßigen Kesseln, 7 untadeligen Weibern, 7 wohlbevölkerten Städten gesprochen, welche Agamemnon vergeblich dem erzürnten Achilles zur Versöhnung anbietet. In der Odyssee glaube ich die 7 sechsmal gezählt zu haben. Die Fahrt von der Insel der Kalypso nach dem Phäakenlande dauert 17 Tage (Od. V, 278). Der Priester Apollos, der über Ismaros waltet, schenkt dem Odysseus 7 Talente Goldes (Od. IX, 202). Am 7. Tage landet Odysseus, von Aeolus verjagt, im Lande der Lästrygonen (Od. X, 81). Mythologisch am bedeutungsvollsten sind wohl die »7 Rinder- und 7 Schafherden des Helios« (Od. XII, 129 ff.). Die verhängnisvolle Schwelgerei der Gefährten dauert 6 Tage, am 7. wird ausgelaufen und das Schiff durch Poseidon vernichtet (Od. XII, 400 ff.).

In Hesiods Theogonie kommt, wie bei Homer, die 9 vielfach vor. Die 7 fehlt, dagegen wird in dessen »Hauslehren« der 7. Monatstag unter die heiligen Tage gezählt (V, 770). Am 7. der Monatsmitte (17.) muss geopfert werden (V, 805).

Am 7. Tage nach der Geburt trug man die Neugeborenen um den Altar der Hestia und gab ihnen Namen. Am 7. Tage nach der Geburt des Meleager kommen die Moeren zu seiner Mutter Althaea und prophezeien ihm den Tod, wenn ein auf dem Herde brennendes Scheit verbrannt sein werde.[4]) Die Hauptpersonen der Argonautensage, Jason und Medea, haben 7 Knaben und ebensoviel Mädchen. Die dem »Kampfe der 7 gegen Theben« zugrunde liegenden Sagen haben die griechische Dichtung in ihrer Glanzzeit viel beschäftigt. Um die 7 Weisen, die 7 weisen Söhne des Helios (Pindar) ist, mit Christ zu reden, ein ganzer Kreis von Weisheitssprüchen gruppiert.[5]) Auch an die 7 Weltwunder sei erinnert.

Brandis verdankt man eine scharfsinnige, allerdings noch vielfach bestrittene Beleuchtung des kosmischen Hintergrundes der 7 Thore Thebens.[6]) Ebenso bedeutsam

[1]) Maspéro Et, Myth., II, 293.
[2]) Plutarch, De Iside, 31.
[3]) Lenormant, Magie der Chaldäer, 98, 104.
[4]) Preller, a. a. O. II, 307.
[5]) Christ, Griechische Literaturgeschichte, 129.
[6]) Brandis, Bed. der 7 Thore Thebens, Hermes, II, 259 ff.

tritt die 7 im Apollocult hervor. Nach Kallimachus kommen vor Apollos Geburt heilige Schwäne und ziehen ihre Kreise 7mal um Delos herum. Apollo wird geboren als Kind des 7. Monatstages.[1])

Brandis versetzt die Kenntnis der 7 Planeten bei den Griechen in die Zeit des Pythagoras. Die Benennung sämmtlicher Planeten nach den bekannten Gottheiten hat erst Aristoteles vollständig durchgeführt. Noch später wurde die Benennung der Wochentage nach den Planeten eingeführt.[2])

Eine tiefere Wertschätzung der 7 knüpft ebenfalls die pythagoreische Schule an, welche diese Zahl als die »richtige (die Stufenjahre der Organismen bestimmende) Zeit« betrachtet.[3]) Sie spielt ihre Rolle in der Lehre von der Zeugung, welche als der wichtigste Theil der pythagoreischen Physiologie gilt.[4]) Den Zahlen 6 und 7 wird von ihm »die Gesundheit« zugewiesen.[5]) Nach dem Vorbilde der Babylonier belegten die Pythagoräer die Zahlen und Figuren mit Götternamen, wobei die 7 den Namen »Pallas« erhielt.[6])

Nach Hippokrates misst ein 7 Jahre alter Knabe die Hälfte der Statur seines Vaters. Ausführlich hat einer seiner berühmtesten Nachfolger, Diokles von Karystus (IV. Jahrh. v. Chr.), den Einfluss der 7 auf die Physis des Menschen zu begründen versucht.[7])

Noch geringer ist die Rolle der 7 bei den Römern. In der Mythologie scheint sie so gut wie nicht vertreten. Dagegen finden wir sie im Volksglauben. So fällt man am besten Bäume in den 7 Tagen nach dem Vollmond.[8]) Der dies lustricus, an welchem den Kindern der Name für die Familie gegeben wurde, stand unter dem Schutze der Dea Nundina. Es war bei Knaben der 8., bei Mädchen der 7. Tag nach der Geburt.[9]) Plinius, welcher, nach dem Vorgang der Babylonier, die ungeraden Zahlen überhaupt ad omnia vehementiores nennt, behauptet, dass alle Insecten nach einer durch 7 theilbaren Tageszahl leben, z. B. die Spinnen 4×7 Tage. Bis 3×7 Jahre wächst, nach Plinius, der Mensch. 7mal gereinigtes Wasser fault nach Epigenes nicht.[10]) Cicero legt dem Scipio Africanus die Worte in den Mund, dass die 7 im großen und ganzen der Knoten aller Dinge ist.[11]) Bekannt ist Senecas Ausspruch: Licet aescias, quare septimus quisque annus aetati signum imprimat (De benef., VII, 1).

Nach Mommsen kommt die Benennung der Planeten nach Gottheiten und der Wochentage nach den Planeten in der späteren republikanischen Zeit vor.[12]) Bis tief in die Kaiserzeit hinein war die 8tägige neben der 7tägigen Woche im Gebrauch. Eine sehr merkwürdige, vorläufig noch nicht völlig aufgeklärte Thatsache bildet das Vorkommen der 7tägigen Woche bei den Sabinern vor der römischen (8tägigen) Woche.[13])

---

[1]) Preller, Griechische Mythologie, I, 186.

[2]) Brandis, a. a. O. 260 ff., 270. Vgl. Thumb in Z. f. d. Wortforschung, I, 165.

[3]) Zeller, Gesch. griech. Phil., I, 289—293.

[4]) Sprengel, Ält. Gesch. Medic., I, 260.

[5]) Zeller, a. a. O. 289—293.

[6]) Plutarch, De Iside et Osiride, c. 76.

[7]) Sprengel, a. a O. I, 265 ff.

[8]) Huschke, Das alte römische Jahr, 294.

[9]) Belege bei Huschke, 294.

[10]) Plinius, H. N., XXVIII, 23; XI, 85; XI, 216; XXXI, 74.

[11]) Cicero, Somnium Scipionis.

[12]) Mommsen, Röm. Chron.[2], 313 f. Gundermann, Namen der Wochentage bei den Römern, Z. f. d. Wortforsch., 1900, S. 175.

[13]) Mommsen, Calend. Sabin. I. L. A., 302. Dass Mommsens Anschauung von einer hier vorliegenden Reception der orientalischen Woche richtig ist, scheint mir unzweifelhaft, trotz der Einwürfe von Huschke, a. a. O. 294.

Man wird wohl zugeben, dass die ältere Ablagerungsschichte der 7 bei den Römern nur schwach angedeutet ist. Die meisten der beizubringenden Belege stammen aus der Kaiserzeit; es bleibt immerhin zweifelhaft, ob sie durchwegs Altes wiedergeben. Der eigentliche Aufschwung in der Verehrung der 7 gehört sicherlich einer jüngeren Epoche an, zu deren Betrachtung wir jetzt übergehen.

Aus den mannigfachen Berührungen des späteren Hellenismus mit den alten Culturen des Orients erwuchs die alexandrinische Mischcultur mit ihren synkretistischen religiös-speculativen Systemen. Jüngere philologische Forscher, Boll, Schmekel, Dieterich u. a. haben sich um die Erforschung dieser über 600 Jahre wissenschaftlich ausschließlich maßgebenden Geistesproducte mit großem Erfolge bemüht. Dank ihren und anderen methodischen Arbeiten ist die anfänglich langsam, später in rascherem Tempo erfolgte Infiltration orientalischer Astrologie, Magie und des derselben Quelle entspringenden Wort- und Zahlaberglaubens in das Geistesleben der Griechen von Pythagoras ab durch die Lehre der Stoiker, Orphiker bis zu ihrer Culmination in der Gnostik, den semitischen Büchern und dem Neuplatonismus zu verfolgen. Für unsere Zwecke genügt es, auf die speculative Neubelebung und Ausspinnung der mystischen Auffassung der 7 in der Magie der Gnostiker hinzuweisen, welche aus der Aufnahme des orientalischen Planetencultus hervorgieng. Ist doch nach den neuen Forschungen von Jensen, Nöldeke, Thumb u. a. wahrscheinlich die Übung, die Tage der semitischen Woche nach den Planeten zu benennen, den gnostischen Kreisen entsprungen. Sie wäre dann, mit Thumb zu reden, ein relativ junges Product ägyptisch-hellenistischer Astrologie (A. Thumb, Namen der Wochentage im Griechischen, Zeitschr. f. deutsche Wortforschung, 1900, S. 171).

Eine äußerst charakteristische Probe aus der gnostischen Literatur hat Herr Dr. Dieterich[1]) geliefert in seiner Ausgabe eines magischen Papyrus aus dem II. Jahrhundert n. Chr. Derselbe führt den Titel: Βίβλου ἱερὰ ἐπικαλουμένη Μονὰς ἢ ὀγδόη Μουσέως περὶ τοῦ ὀνόματος τοῦ ἁγίου. Der darin enthaltene Schöpfungsbericht lässt die 7 kosmischen Götter durch 7maliges Lachen des Schöpfers (des Sonnenlichts), die Menschen und andere Wesen durch dessen Weinen entstehen. Der in der Sonnenbarke sitzende Sperber begrüßt die aufgehende Sonne mit 7maligem χι und ruft nach Nahrung τιπ ebenso oft. Ohne auf Dieterichs Nachweis der Provenienz dieser Ideen aus Ägypten[2]) und auf dessen scharfsinnige Erörterungen über ältere Anklänge an dieselben bei den griechischen Orphikern eingehen zu können, sei nur bemerkt, dass der Inhalt des Buches auf Zauber durch das feierliche Aussprechen des aus 7 Vocalen gebildeten göttlichen Namens oder durch Hersagen der »großen Beschwörung«, d. h. die κοσμοποιία gerichtet ist, wozu es umständlicher Vorbereitungen bedarf. Bei den damit verbundenen Riten und Buchstabenspielereien ist die 7 auf das reichlichste vertreten.[3])

Der Verfasser der Pistis Sophia preist begeistert im § 378 die 49 Kräfte der 7 Vocale, welche aber in ganz besonderer Weise ausgesprochen werden müssen. Kein Name ist erhabener als der, in welchem die 7 Vocale, alle Namen, alle Lichter, alle Kräfte, alle Zahlen vereinigt sind (King, a. a. O. 201 f.). Dieterich hat nachgewiesen, dass die »Lichtjungfrau« παρθένος φωτός der Pistis Sophia und die sie begleitenden 7 Jungfrauen die Mondgöttin und die 7 Planeten bedeuten, welch letztere als die 7 Stufen (Thore) des Mithrasdienstes vielfach gepriesen werden.[4]) Simon der Magier spricht von der schlechten

[1]) Dieterich, Abraxas, 20, 22, 28, 30, 32, 24, 42, 154—166.

[2]) Vgl. Maspéro, Creation by the Voice and the Hermopolitan Ennead, As. Quart. Rev., N. S., III, 365 ff.

[3]) Die Gnostik kennt allerdings noch andere mystische Zahlen (3, 5, 9), deren Discussion hier unterbleiben muss. Doch ist die 7 jedenfalls die eigentliche gnostische Zahl.

[4]) Dieterich, Abraxas, 101—107.

Regierung der ἄγγελοι κοσμοκράτορες.[1]) von den 7 geistigen Kräften, welche der Schöpfung der Welt vorausgehen.[2]) Nach der Lehre der Ophiten umhüllt Iris das Glied des Osiris in ein 7faches dunkelblaues Gewand.[3]) Saturninus versetzt den Judengott und seine 6 Archonten (die Genien der Planetensphären) in die Mitte zwischen der höchsten Göttertetrade und der Dämonenwelt des Satans.[4]) Noch tiefer ist die Stellung der Planetengeister bei den späteren Ophiten. In dem Diagramm derselben besteht die untere Welt aus 7 abgesonderten, von der Schlange Leviathan umschlossenen kleinen Kreisen, den Sphären der Daemones mundales. Sie erscheint durch einen dicken schwarzen Strich, den φραγμὸς κακίας, von den beiden oberen Welten getrennt.[5]) Die 7 Planetenregionen müssen von der durch den Tod befreiten Seele durchlaufen werden, um zur himmlischen Mutter zu gelangen. Um dem Satan Ophiomorphos zu entgehen, bedarf es der »Kenntnis« und besonderer Gebete an die Planetengeister.[6]) Euphrates, der Stifter der Peraten, lehrte, dass, wer der wahren und vollkommenen Schlange vertraue, von den Schlangen der Wildnis, d. h. von den Planeten der vergänglichen Geburt, der Quelle alles Verderbens, nicht geschädigt werden könne.[7]) Die älteren Hermetiker lassen den Gott des Feuers und des Hauchs 7 oberste Minister schaffen, welche die Schicksale der sichtbaren Welt bestimmen.[8]) Durch die Vereinigung des Abbildes von Gott mit der weiblichen Erde entstehen 7 Menschen beiderlei Geschlechts.[9]) Die späteren Schriften (Discours d'initiation) setzen die Stellung der 7 Schicksalsgötter bedeutend herab gegenüber den überkosmischen Göttern.[10]) Bleiben somit auch die Grundlagen dieser Systeme im wesentlichen dieselben, so drückt doch diese Verschiebung zu Gunsten der übersinnlichen Götter eine zunehmende Vertiefung der religiösen Speculation aus.

Die alten ägyptischen Zaubersteine[11]) und Amulette mit dem Agathodämon (der Schlange Chuphis) gelangten im Gnosticismus zur höchsten Wertschätzung und Benützung für medicinische Zwecke. Auf grünem Jaspis (manchmal auf Jade) ist eine Cobraschlange mit einem Löwenkopfe eingraviert, der 7 (auch 12) Strahlen trägt. Über oder zwischen denselben stehen oft die 7 Vocale des griechischen Alphabets. Die Mithrasgemmen zeigen entweder die 7 Sterne oder die heiligen Vocale. Die späteren Secten bringen den Namen Gottes in 7 Vocalen oder mit mehr Buchstaben in griechischer Schrift an. Ebenso häufig kommt der Name Abraxas vor. Wahrscheinlich noch jünger sind die längeren Inschriften mit griechischen und himjaritischen Lettern. Die lateinische Sprache kommt niemals, die griechische selten vor. Sehr häufig dagegen die syrische, am häufigsten die hebräische Sprache. Nach der Meinung des Jamblichus lieben es die Götter in ägyptischer oder in assyrischer Sprache angerufen zu werden, welche mit ihrer eigenen am nächsten verwandt sind.[12]) Die zahlreichen, ethnologisch theilweise höchst inter-

[1]) King, Gnostics nach Hippolitus, 60.
[2]) King, Gnostics, 61, 62.
[3]) King nach Hippolitus, 8.
[4]) Lipsius, Ophit. Syst., Z. wiss. Theol. 1863, S. 446 ff.
[5]) Lipsius, Ophit. Syst., Z. wiss. Theol. 1864, S. 37—57.
[6]) King, a. a. O. 332.
[7]) King, a. a. O. 225.
[8]) Ménard, Hermes Trismégiste, 6, 8.
[9]) Ménard, a. a. O. 9.
[10]) Ménard, a. a. O. 139.
[11]) King, Gnostics, 274—279, 280—302, 305—329.
[12]) King, a. a. O. 283 f.

essanten Abänderungen dieser weit verbreiteten Producte können hier nicht weiter verfolgt werden.[1])

Von den Europäern haben besonders die Germanen die Vorstellungen über die mystische 7 sehr mannigfaltig ausgebildet. Dies scheint jedoch im wesentlichen für die Südgermanen zu gelten. In der Edda finden wir allerdings diese Zahl ziemlich häufig. Die Voluspa weist auch 21 und 42 auf. Doch tritt die kosmologische und mystische Bedeutung der 9 weit mehr in den Vordergrund (9 Welten, 18 Zaubersprüche im Hovamol, 9 Zaubergesänge im Grogaldr). Auch in den Sagen und religiösen Bräuchen der alten Norweger scheint die 9 entschieden bevorzugt zu sein. Dagegen enthalten die von den H. Moe und P. Chr. Asbjörson gesammelten norwegischen Volksmärchen die 7 im ganzen circa 16mal. Weit weniger kommt die 9 vor. Der 3-, 6-, 9köpfige Drache erscheint besonders bemerkenswert.

Für die Südgermanen ist die 7 die bedeutungsvollere Zahl. Wuttkes Deutscher Volksaberglauben bleibt neben Grimm der verlässlichste Führer. Andere Quellen werden besonders citiert.[2])

Wir verzeichnen vor allem den Ausdruck 7 Sachen = 7 Zwetschken = gesammte fahrende Habe. Die charakteristische Bezeichnung 7gescheit = überklug sei mit Folgendem verglichen: Mit 7blättrigem Klee werden alle Verblendungen durchschaut (Schwaben 98). Eine Hexe muss 3×7 Jahre lernen, bis sie den »bösen Blick« erhält (Tirol 47). Auf einem Schemel von 7erlei Holz sitzend, kann man in der Christmette den Teufel am Altar sitzen sehen (Österr. 241). 7 Sträucher als Mädchenorakel (Erzgeb. 226). Man erhält Siebenmeilenstiefel oder ein Strumpfband mit derselben Fähigkeit durch Anschreiben von 7 Wörtern mit Blut auf einem Streifen von Wolfshaut.[3]) Ein Pflaster aus 7 Unzen verschiedener Substanzen leistet denselben Dienst.[4])

Eine besondere Rolle spielt die 7 im Leben der Kinder. Ein nach 7 Monaten geborenes Kind ist besonders leicht aufzuziehen.[5]) Es kann aber auch übernatürliche Eigenschaften haben, wie der »Daumendick« bei Grimm. Der 7. Sohn oder die 7. Tochter einer Mutter sind Dämonen (allgemein). Dämonen entstehen aus dem 7. Ei einer schwarzen Henne oder aus dem Ei eines 7jährigen Hahns (Grimm, D. M., 454; Wuttke, 50). Hat ein Mädchen 7 uneheliche Kinder geboren, wird sie wieder Jungfrau (Oldenburg, Thüringen, 341). Die Nabelschnur wird nach 7 Jahren verbrannt (Bayern 357). 7jährige Kinder, die sich im Flachs herumwälzen, werden schön (Böhmen 290).

Einem Knaben darf man vor dem 7. Jahre die Haare nicht schneiden, sonst bekommt er keinen Muth (Wetterau 91). Das Kind erbt den 7. Theil der Haupteigenschaften seiner Pathen (Thüringen 365). Unschuldige Kinder bis zum 7. Jahre haben besondere Begabung für Wahrsagung und gutartigen Zauber. Ein Baum wird fruchtbar, wenn ein solches Kind die erste Frucht abpflückt (Oldenburg, Voigtland, Schlesien 400). In gefährlichen Krankheiten trinkt man von einem 7 Jahre alten Kinde geschöpftes Wasser (Hessen 322). Bei 7jährigen steigert sich diese Begabung oft (138).

Wir haben bisher die 7 immer als Glückszahl kennen gelernt. Doch findet sich auch eine andere Auffassung. In Tirol gelten die Monatstage, die eine 7 haben, 7, 17, 27 als

[1]) Neuerliche systematische Durchforschung und Beschreibung dieser gnostischen Gemmen und Ringe würde zweifelsohne wertvolle Anhaltspunkte für die Beurtheilung der lebhaften Beziehungen zwischen Orient und Occident im I. Jahrtausend unserer Ära liefern.

[2]) Wuttke wird im Texte bezüglich der Provenienz und der Seitenzahl seines Werkes (ältere Auflage) citiert.

[3]) Clavicula Salomonis (1202), 83.

[4]) Grand Grimoire (a. d. Deutschen übers.), 84.

[5]) Dr. Nassauer, Beil. Münch. Allg. Z. 1898, Nr. 51.

unglücklich; man darf an ihnen nicht säen (Wuttke 65). In Bayern sind besonders gefürchtet das 63. und 77. Jahr (das Galgenjahr).[1])

Krankheiten treten meist in der 77 auf (Miasma, Gicht, Rheuma, Krämpfe, Stechen, Blutungen, Fieber). Sie werden mit derselben Zahl beschworen oder mit Mitteln in der gleichen Zahl bekämpft. 77 Kräuter als Schutz gegen Behexung, Gewitter (Oberpfalz 93). Schutz gegen Gicht durch 17 erbettelte Kupferkreuzer (Pfalz 335). Auch die 7 ist manchmal in dieser Combination wirksam (315).

Will die Milch beim Buttern nicht zu Butter werden, muss man 7 Hexen des Dorfes beim Namen nennen (420). Wer eine Katze ertränkt, ist durch 7 Jahre unglücklich (120). Wenn 7 Frauen auf einem Kreuzwege stehen, gibt es Regen (Oldenburg 695). Von einem Vertrage mit dem Teufel kommt man los, wenn man sich 7 Jahre weder kämmt noch wäscht (Grimm, D. M., III, 455. Volksmärchen: Wuttke, 244).

Dass sich der Mensch alle 7 Jahre ändert, ist wohl eine der verbreitetsten Vorstellungen der europäischen Völker (le septennaire).

Mythologisch wichtig ist die Vorstellung von 7köpfigen Drachen in dem Märchen »Die zwei Brüder« (Grimm). Ferner der Heerwagen (Rolandwagen).[2])

Misslingt die Hebung eines Schatzes oder die Erlösung einer armen Seele, kann der nächste Versuch erst in 7 Jahren stattfinden (Allgemein, 453, 386). Daher erscheinen wohl verwünschte Seelen alle 7 Jahre.[3])

Für vergleichende Zwecke sei des »Siebent« gedacht, des 7. Tages nach dem Begräbnisse, an welchem der zweite Gottesdienst für den Verstorbenen gehalten wird. Der Name blieb auch in dem Falle, als derselbe (wie meistens) nicht gerade am 7. Tage stattfand.[4]) Der Siebente ist wohl an die Stelle der uralten germanischen Opfermahle am 7. und 30. Tage nach der Beerdigung getreten (Dr. Höfler, Globus, LXXX, 93).

Die »7 Sprüng« war ein altdeutscher Tanz, der sich abwechselnd im Dreiviertel- und im Zweivierteltacte bewegte. In Buchers Vorspiel zur Passionsaction tanzen die 7 Todsünden die »7 Sprüng«.[5])

Am Anfang dieses Jahrhunderts wanderten am St. Vitustage (15. Juni) viele Landleute des nördlichen Böhmens nach den 7 Quellen der Elbe am Schneeberg im Riesengebirge. Unter Gebeten wurden schwarze Hennen in denselben ertränkt. Das den Quellen entnommene Wasser wurde zum Waschen des Viehs verwendet (Wuttke, 274. nach Grohmann, 51, 74).

Aus einem von Herrn Dr. W. Hein mir freundlichst zur Verfügung gestellten Verzeichnis von Ortsnamen mit der Zahl 7 ist zu entnehmen, dass in Cisleithanien der Name Siebenbrunn (sette fontane) relativ häufig ist.[6]) Nicht minder bedeutsam erscheinen

[1]) Lammert, Volksmed. in Bayern, 96.

[2]) Dr. Rich. Kunze, Deutsche Sternkunde. Beil. Münch. Allg. Z. 1900, Nr. 182.

[3]) Herrn Dr. W. Hein verdanke ich eine diesbezügliche Zusammenstellung aus Fr. Daumer, Geheimnisse d. christl. Alterthums, II, 184, 187, 188, 191.

[4]) Schmeller, Bayr. Wörterb., II, 208.

[5]) Schmeller, a. a. O. Bd. III, citiert in Dr. Werle, Almenrausch, 45.

[6]) Niederösterreich: Ober-Siebenbrunn, Unter-Siebenbrunn, Siebendürfling, Siebenhaus, dreimal Siebenbirten, Siebenhöf, Siebenlinden. Oberösterreich: Siebenbrunn, Siebenmaiern. Steiermark: Siebenbirken, Siebenbrünn, Siebenbrunn, Siebendorf, Siebeneichen, Siebeneichenberg, Siebenscheindorf, Siebensee. Kärnten: zweimal Siebenaich, Siebending. Tirol: Siebeneich, Sette Fontane. Böhmen: Siebenbergen (Sedmihory), viermal Siebenhäuser, Siebenthan (Symtany, vermuthlich Siebentannen!), Sedmihorky (Siebenberg, heißt deutsch Wartenberg), Sedmipany (Siebenherren, wird von den Deutschen Sedumpan genannt). Mähren: zweimal Siebenhöfen (Sedm dvorů). Schlesien: Siebenhufen (Sedm lánů, Siedem łanów). — Vgl. ferner: Sette Comuni, Settefrati (It., Prov. Caserta), Sette Lagaos (Bras.), Sevenbergen (Zevenbergen, Holl.), Seven-Eeken (Belg.), Sevenhampton (Engl.), Seven Heads (Klippen an der Küste Irl.), Sevenhill (Austr.)

mir die so häufig vorkommenden Siebenbach, Siebeneichen, Siebenlinde, Siebenbirken u. s. w. Ferner die Siebenberge, die Siebensee (Steiermark), die seven heads an der Küste Irlands, Siebenstern (Preußen), endlich Siebenplaneten (Preußen). Der ausgezeichnete Geschichtsforscher Prof. Rob. Rössler betrachtet allerdings Sieben in den Ortsnamen als geographischen Eigennamen; er lehnt dessen Bedeutung als Numeral ab (Anf. d. wallach. Fürstenth., 32). Er hätte diese Anschauung vielleicht weniger entschieden vertreten, wenn er Wuttkes Werk, abgesehen vom asiatischen Material, gekannt hätte. Steht doch den Namen mit 7 eine nicht unbedeutende Anzahl von solchen mit 9 gegenüber. Wenn auch zugegeben werden muss, dass in solchen Fragen die Etymologie ein kräftiges Wort mitzureden hat, ist doch wohl in vielen der hier angezogenen Ortsnamen ein Zusammenhang mit Vorstellungen von der mystischen 7 nicht zu verkennen.

In den Traditionen der Bretagne ist die 7 vielfach vertreten. So kann der 7. Knabe einer Familie die Scropheln heilen.[1]) In einem Märchen von 7 Brüdern und ihren Schwestern werden die ersteren in 7 Hirsche verwandelt.[2]) Man vergleiche auch die Seemannserzählung »les douze pairs de France«. Sehr häufig kommt nach Sebillot die 7köpfige Schlange vor.[3]) Nicht minder interessant ist die Erzählung der Seeleute von St. Cast, wie die Winde aus dem Windlande in geschlossenen Säcken geholt werden, vor denen der mit dem Südwest gefüllte Sack wider das Gebot des Capitäns geöffnet wird, worauf das Schiff zertrümmert wird und die übrigen Säcke platzen. Seitdem blasen die 7 Winde.[4]) Eine andere Erzählung berichtet von der Empörung der 7 Winde gegen ihren Capitän, den Nordwind, weil er ihnen nach langem Blasen einen kurzen Urlaub verweigert.[5]) Andere Motive sind die Siebenmeilenstiefel in verschiedenen Varianten, große Leistungen von Kindern von 7 Jahren, Kinder von 7 Jahren an den Teufel verkauft u. s. w. In anderen Fällen ist die 7 zu einer conventionellen Gebrauchszahl geworden.[6])

Die an der Riviera von Herrn Andrews gesammelten Erzählungen enthalten das monstre à 7 têtes oder à 7 queues, das »über 7 Bergen von 7 Riesen« gehütete Schneewittchen, ein 7jähriges dem Teufel verkauftes Kind, die Mutter der 7 Winde.[7])

Für die Provence bezeugt kein Geringerer als Mistral den allverbreiteten Glauben »an die Zauberkraft der 7, welche Zahl für die Felibres bedeutungsvoll ist«.[8])

Die Sammlung sicilianischer Märchen von Frau Gonzenbach erwähnt unsere Zahl circa 40mal. Darunter befinden sich die folgenden Motive: Kinder, welchen im 7. oder 14. Lebensalter besondere Schicksale zustoßen, Verwünschungen auf 7 Jahre,

Seven Hills (Austr.), Seven Islands (Inseln bei Canada), Seven Mile (Ohio), Sevenoaks (Engl.), Siebenbach (Preuß.), Siebenbäumen (Preuß.), Siebenbeuthen (Preuß.), Siebenborn (Preuß.), Siebenbrod (Ung.), Siebenbrunn (Sachs.), Siebenbürgen, Siebenecken (Bayern), Siebeneich (Württ., Schweiz), Siebeneichen (Preuß.), Siebenellen (Bayern), Siebengebirge (am Rhein), Siebenhäuser (Preuß.), Siebenhöfen (Preuß., Sachs., Lippe), Siebenhuben (zweimal Preuß.), Siebenhufen (zweimal Preuß.), Siebenknie (Württ.), Siebenlehn (Sachs.), Siebenlinden (Ung.), Siebenplaneten (Preuß.), Siebenschlösschen (Preuß.), Siebensiefen (Preuß.), Siebenstern (Preuß.), Siebenzach (Schweiz), Zevenbergsebenhoek (Holl.), Zevenhoven (Holl.), Zevenhuizen (Holl.).

[1]) Sebillot, Tradit. Superstit. Haute-Bretagne, I, 13.

[2]) Sebillot, a. a. O. II, 94.

[3]) Sebillot, a. a. O. II, 91. Contes popul. Haute-Bretagne, 79, 125, 165.

[4]) Sebillot, Contes des Marins, 220f.

[5]) Sebillot, Legendes de la Mer, II, 192ff.

[6]) Sebillot, Contes popul. Haute-Bretagne, 4, 41, 93, 94, 134, 154, 171, 189. Ferner: Sebillot, Contes des Paysans et Pêcheurs, 66, 84, 105, 137, 139, 147, 158, 164, 195, 198, 212.

[7]) Andrews, Contes Ligures, 48, 76, 83, 164, 174, 231, 255, 257.

[8]) Nach einem von Mistral an die Kölnische literarische Gesellschaft am 12. September 1900 gerichteten Dankschreiben. Berliner Tagblatt, 21. September 1900.

7 Monate, 7 Tage, die 7 Zahl bei Zauberpräparaten u. s. w. Besonders häufig tritt der 7köpfige Lindwurm auf. Ein beliebtes, sehr merkwürdiges Motiv ist das Mädchen mit 7 Schleiern, die Fata morgana mit 7 Schleiern, das Schicksal eines Mädchens mit 7 Decken bedeckt.[1])

In den Abruzzen wird der Hagel durch 7maliges Hersagen eines Spruches beschworen, in welchem der Hagel gesegnet wird. Dabei werden 7 Kreuze nach der Richtung des Unwetters gezogen.[2])

Zur Beschwörung von Stürmen sind besonders solche geeignet, welche im 7. Monate geboren sind.[3])

Eine Anspielung auf das mythische Sonnenpferd scheint mir mit Recht Pitré in dem nachfolgenden Kinderreim aus Lanciano (Abruzzen) zu erblicken:

Cucena, lucena, calla, calla,
Sette carrozz' e ssètte cavalle.
Sette cavalle de lu rré:
Cucena, lucena, vién' a mmé.[4])

Die Leute aus der Bretagne sagen: wenn eine Schlange durch 7 Jahre kein menschliches Wesen erblickt hat, verwandelt sie sich in einen geflügelten 7köpfigen Drachen. Dies wird auch in Sicilien behauptet.[5])

Herrn Professor G. Polívka verdanke ich den Hinweis auf eine polnische Parallele aus dem Gouvernement Rielce. Die Schlange darf während der 7 Jahre weder ein menschliches noch ein thierisches Auge erblickt, noch das Läuten einer Glocke gehört haben.[6]) Ebendaselbst kommt ein Volksmärchen vor, in welchem der 7köpfige Drache mit einem Löwen kämpft (Kolberg, Lud., XVIII, 215, Bugiel).

Weitere Belege für unsere Zahl bei den Polen hat mir Herr Dr. Bugiel geliefert. Vor allem die Erzählung über den Thurm Babilot in der Türkei. Er ist 7 Meilen hoch, darunter sitzt die Sibylle von einem Heer von Schlangen und Lurchen umgeben, welche den Eingang in den Thurm wehren. Wenn jemand durch Zaubermittel doch hinauf gelangt, muss er nach dem Herabsteigen mit der Sibylle Karten spielen. Gegen das Ende des Spieles muss er der Alten einen Schlag ins Gesicht versetzen und sich dann gleich aufs Pferd schwingen. Zur Flucht sind 7 Pferde nöthig. Der Flüchtling wird von den Schlangen 7 Meilen weit verfolgt (Umgegend von Krakau).[7])

Ein von seiner Mutter beseitigtes uneheliches Kind kommt alle 7 Jahre an die Stelle, an welcher es begraben wurde, und ruft dreimal: Taufe, Taufe, Taufe (Westgalizien).[8])

Frauen, die kein Glück haben (mali kowata), verlieren ihre Männer innerhalb der ersten 7 Jahre nach der Hochzeit[9]) (Andrychów).

---

[1]) Laura Gonzenbach, Sicilian. Märchen, Bd. II.

[2]) Pitré, Curiosità populari, VII, 34.

[3]) Pitré, a. a. O. 34.

[4]) Pitré, a. a. O. 39.

[5]) Sebillot, Tradit. Superstit. Haute-Bretagne, II, 223. Castelli, Credenze ed usi popolari siciliani, II, 223, von Sebillot, a. a. O. citiert. Eine Variante davon ist wohl die in Canada verbreitete Meinung, dass Leute, welche durch 7 Jahre kein Sacrament empfangen haben, Werwölfe (loup-garous) werden. Beaugrand, La chasse Galerie, legendes Canadiennes, Montreal 1900 (Bugiel).

[6]) Lud, XIX, 201 ff. (Polívka).

[7]) Lud, VII, 25 (Bugiel).

[8]) Rybowsky, Lud, 1900, S. 197 (Bugiel).

[9]) Gonet, Lud, 1897, S. 140 (Bugiel).

Nach einer slovakischen Volkssage wird der berüchtigte Räuber Janošik in einem Schlosse eingesperrt, dessen Ausgang von 7 Kisten verrammelt ist. Seine Wunderaxt durchhaut wohl die Wände seines Gefängnisses, kann jedoch nichts gegen die 7 Kisten ausrichten. Er stirbt somit von Henkershand.[1])

Eine polnische Volkserzählung berichtet von einem Bauern, welcher ein böses Weib hat. Durch Verspeisung von Zaubertränken erlernt er die Sprache eines vielbeweibten Hahnes und wird dadurch zu einem energischen Verfahren angespornt. Der Hahn spricht nämlich zu seinen Hennen:

»Ich habe euer 7 und komme mit euch aus; er aber hat nur eine und kann es nicht.«[2])

Wie der 10. Juli ist, werden die 7 darauf folgenden Wochen sein.[3])

Die Polen Westgaliziens behaupten, dass die Schlangen »Landtage halten«. Der Schlangenkönig hat 7 goldene Köpfe.[4])

Nach polnischem Volksglauben zeigen sich die Wassernixen oft unter der Gestalt hübscher 7jähriger Mädchen.[5])

Die Ruthenen in Südostgalizien glauben, dass ein Kuckuck nach 7 Jahren zu einem Habicht wird.[6])

Gegen Uterusschmerzen empfiehlt der Ruthene im Gouvernement Minsk 7 Vaterunser zu beten.[7]) Gegen das Fieber gibt es 77 Arzeneien; oder der Kranke isst 77 ungekochte Erbsen und spricht dabei den Wunsch aus, dieselben mögen den 77 ein Frühstück sein. Auch die Fütterung der 77 durch ein gekochtes Ei, welches Sonnabend vor Sonnenaufgang in den Fluss geworfen wird, ist durch Kolberg bezeugt.[8])

In ruthenischen Märchen bekommt ein Knecht 7 Roggenkörner, ein Held 7 Laibe Brot als Nahrung.[9])

In russischen Märchen kommt, nach der Erinnerung des bewährten Kenners derselben, Herrn G. Polívka, das 7köpfige Ungeheuer nicht vor; es hat dort gewöhnlich 3, 6, 9, 12 Köpfe. (Bei den Kleinrussen 2, 3, 4.)

Dagegen ist nach G. Polívka das großrussische Märchen von den 7 Semionen ein Analogon von Grimms »4 kunstreichen Brüdern«. Nur die griechische Version desselben soll nach seiner Angabe 7 Brüder ebenfalls enthalten.

Goldschmidts »Sammlung russischer Märchen« gibt den »Stern der Zarewna«. In demselben ist von der Schlange Gorinitsch die Rede, welche auf einer großen Insel hinter 7 Schlössern und 7 Thüren die goldmähnige Stute mit diamantenen Hufen hütet. Dieselbe Sammlung bringt das Märchen von den 7 Brüdern. Das letztere findet sich auch in der alten Sammlung von Dietrich, welche außerdem die 7 (7tägiger Hochzeitsschmaus) in dem Märchen von Ljubim Zarewitsch, ferner in dem »vollständigen Märchen von dem berühmten Helden Bowa Korolewitsch« (ein Pferd, welches 7 Werst mit einem

[1]) P. Sochan, Janošik [Slovenske Pohlady 1897] (Bugiel).

[2]) Bugiel nach Wisla, II, 475, und Zbiór wiad., XI, 43.

[3]) Kolberg, Pokucie, III, 223 (Bugiel).

[4]) K. Matyas, Nasze siolo (Unser Dorf), Wisla, 1893, S. 109 (Bugiel).

[5]) K. W. Wojcicki, Phantastische Volksgestalten Klosy (Ähren), Warschau 1865, Nr. 5 (Bugiel).

[6]) Zbior wiad. do antropologii krajowej (Sammlung der Landesanthropologie, Krakauer Akad. d. Wiss.), V, 145 (Bugiel).

[7]) Werénko Przyczynek do lecznictwa (Beitr. z. Volksmedicin), I, 114 (Bugiel).

[8]) Kolberg, Pokucie, III, 170, 171 (Bugiel).

[9]) Kolberg, Pokucie, III, 175, 176, 177—185. Wegen anderer Märchen mit der 7 vgl. Kolberg, a. a. O. III, 190—94, 238—41.

Sprunge durchmisst) enthält. Dagegen habe ich in dem »Recueil des Contes populaires Slaves« von Louis Leger die 7 nicht gefunden.

Dieser überaus dürftige Thatbestand aus den mir zugänglichen Quellen findet seine Ergänzung durch die gütige briefliche Mittheilung des Herrn Prof. Polívka, dass in den russischen Märchen die 7 nur sehr schwach vertreten ist.

Im Liederkreis von Wladimir kommt (im Gegensatz zu dem häufigen Auftreten der 3 und 9) die 7 nur einmal (eine magische Peitsche aus 7 Seidenfäden) vor. In den übrigen von Hapgood mitgetheilten Epen habe ich sie nicht gefunden. Dagegen spricht in dem Volksepos, welches den Kampf des Ilija Murometz mit seinem Sohn (Tradition von Woronesch) besingt, Ilija nach seinem Unglücksfalle: »Ich bin in 7 Kämpfen gewesen, in 77 Kämpfen . . . . doch jetzt ist Gott der Herr erzürnt.«[1]) In der Sage von Ilija Murometz und dem bösen Solowej (Sammlung Danilow) hat der letztere einen Hof im Umfange von 7 Werst. Er ist mit einem eisernen Zaune umfriedet; auf jedem Zaunpfahl steckt der Kopf eines Helden. Die Anzahl der Kinder des Solowej ist theils 7, theils 9. Herr Dr. Bugiel theilte mir eine ruthenische Variante dieser Sage mit, in welcher das Kindesalter des Helden folgendermaßen verläuft: 7 Jahre lang kann der Knabe sich nicht von der Stelle rühren, jeden Tag aber verspeist er 7 Brote und trinkt allen Milchvorrath, den 7 Kühe täglich geben. Erst nach 7 Jahren spürt er Kraft in seinen Füßen und beginnt zu gehen. (Hrinczenko. Etnograficzeskije matieriały. Tchernigoff 1896, Bd. II, S. 269.)

Die russischen Zaubersprüche dagegen enthalten, soweit ich aus dem mir zugänglichen spärlichen Material urtheilen kann, die 7 und 77. Herr Vsev. Miller[2]) citiert nach Majkow einen Hymnus an den König Feuer, welcher 77 Wurzeln, 77 Zweige der Eiche verzehrt. Er möge von dem Sclaven des Herrn N. N. die Krankheiten von 77 Gelenken und 77 Adern verbrennen. In einem Liebeszauberspruche begegnet der unglücklich Liebende die 7 Brüder, die 7 stürmischen Winde und beschwört sie, den grämenden Kummer von der ganzen Welt abzunehmen und denselben in das Herz seiner spröden Schönen einzupflanzen. Nach einem anderen Spruche steht auf der Insel Bujan im Ocean ein Baum, auf welchem 70 Vögel sitzen. Sie pflücken die Zweige ab, welche zum Satan Satanovic gebracht werden. Mittelst dieser sollen Herz, Leber, alle Gelenke einer spröden Jungfrau für den N. N. entzündet werden. Ein von Abercromby aus dem Gouvernement Perm gesammelter Zauberspruch flüstert 77 Brüdern zu, welche auf einer Insel sitzen und Stahlpfeile schmieden, sie mögen ihm den heißesten und leichtesten ihrer Pfeile geben, damit er ihn in die linke Brustwarze, Lunge, Leber des Mädchens N. N. schieße. Sie soll nach ihm klagen Tag und Nacht.[3])

Dr. Bugiel theilt mir freundlichst auf meine Anfrage mit, dass im allgemeinen bei den Polen und Ruthenen die 9 wohl fünf- bis zehnmal häufiger vorkommt, als die 7.

Ebenso spärlich ist unsere Zahl in den serbischen Märchen vertreten. Bei Vuk Karadschitsch kommt sie fünfmal vor. (7 Verhüllungen der Kraft eines Drachen, Schlossbau und Erzeugung trinkbaren Weines in 7 Tagen, verwünschte Schwiegermutter

[1]) Herr Prof. Polívka hat mich auf die Arbeit von Orest Miller »Ilija Murometz und das Kiewer Heldenthum« aufmerksam gemacht, die Verdeutschung der angeführten Stellen verdanke ich Herrn Fesl.

[2]) Vsev. Miller, Die assyrischen Beschwörungen und die russischen Zaubersprüche in der Zeitschrift »Ruskaja mysl«, Bd. XVII (1896), Juliheft, S. 66—99. Den Hinweis auf diese Abhandlung verdanke ich ebenfalls Herrn Dr. Polívka. Herr Fesl hat unter Leitung und wesentlicher Antheilnahme von Dr. Murko die uns besonders interessierenden Erörterungen des Verf. über die russischen Zauberformeln übersetzt. Sie werden in den Sitzungsberichten der Wiener Anthropologischen Gesellschaft zur Mittheilung gelangen.

[3]) Abercromby, Pre- and Proto-historic Finns, II, 30 f.

isst 7mal den Schweinen das Futter weg, eine Vila spricht von den 77 Quellen eines Berges.)[1])

Herr Professor Dr. Šišmanow in Sofia, an den ich mich um nähere Auskünfte über südslavische Verhältnisse wandte, hatte die Güte, mir seine umfangreiche Abhandlung »Chanson du Frère mort«[2]) mitzutheilen. Er ist der uns hier beschäftigenden Frage seit langer Zeit nachgegangen und gibt S. 27 eine interessante statistische Zusammenstellung über die Zahlenverhältnisse in den Traditionen einiger südeuropäischer Völker. In den größeren Sammlungen von Vuk Karadschitsch kommt 7 an sechster und fünfter Stelle vor (hinter 3, 4, 9, 2 in Bd. I, 3, 30, 4, 2, 9 in Bd. III). In Miladinows bulgarischen Liedern erscheint 7 (77) an achter Stelle hinter 3, 9, 2, 300, 12, 70, 4. In der Sammlung rumänischer Lieder von Jarnik-Barseanu kommt 7 an fünfter Stelle hinter 3, 2, 9, 10. Aus der Sammlung rumänischer Märchen von Scheinianow wird die Reihenfolge 3, 2, 9, 12, 4, 7, 5 abgeleitet. In den aromunischen Liedern kommen vor[3]): 3 in neun, 5 in sechs, 9 in sechs, 7 in drei Liedern; ferner 6, 8, 12, 40, 300, 1000 in je einem Liede (Šišmanow).

Noch seltener ist die 7 in den neugriechischen Liedern. Passows Sammlung enthält dieselbe an 18. Stelle (Šišmanow).

Nach Hahn[4]) sind die bedeutungsvollsten Zahlen in Mittelalbanien 3, 9, 40; bei den Christen tritt noch 12, bei den Türken 7, 77 hinzu. Sie figurieren in Gebräuchen und Märchen. Šišmanow hat aus der Hahn'schen Sammlung[5]) folgende Verhältnisse ermittelt: 3 kommt vor in drei Märchen, 7, 9, 20, 700 in je einem Märchen, 40 in zwei Märchen.

Von südslavischen Gebräuchen sei nur einer Parallele mit den altdeutschen Todtenmahlen gedacht.

Bei den Slovenen, wie bei den bosnischen Oriental-Orthodoxen heißt das Haupttodtenmahl sedmina. Es wurde somit am 7. Tage nach der Bestattung gefeiert. In Gacko findet man diese Sitte noch häufig; doch ist sie nicht mehr obligatorisch. In den meisten Ortschaften ist an deren Stelle das Četrdesetniea am 40. Tage getreten, doch wird häufig auch noch ein Mahl am 7. Tage (ebenso wie am 3. und am Jahrestage) abgehalten. Die strenge Trauer dauert 40 Tage. Bei den Katholiken sind die Todtenmahle abgeschafft.

Bei den bosnischen Muhammedanern ist das Tewhid-Gebet (Preis der Einheit Gottes) an die Stelle der Todtenmahle getreten. Es findet am Begräbnistage, am 7. und 40. Tage, ein halbes und ein Jahr nach dem Begräbnis statt. An den ersten 7 Tagen und am 40. Tage nach dem Begräbnis werden die Kefarets vertheilt, d. h. soviel Geld, dass sich ein Mensch einmal sattessen kann.[6])

Mein verehrter Freund Dr. Murko hat in meinem Interesse das kroatische (oder serbische) von der südslavischen Akademie herausgegebene Wörterbuch durchsucht, ferner das Pleteršnik slovensko-nemsky slovar (1894) und Duvernois' russisch-bulgarisches Wörterbuch. Das Resultat ist, abgesehen davon, dass das kroatische Wörterbuch noch nicht bis sedam vorgerückt ist, vollständig negativ, während die 9 in diesen Werken

[1]) Vuk Karadschitsch, Volksmärchen der Serben (1854), S. 68, 98, 101, 125, 150. In den beiden Bänden der Sammlung von S. Kapper kommt die 7 zwölfmal vor. Die 3 und 9 überwiegen auch hier.

[2]) Šišmanow, Chanson du Frère mort (Sbornik d. Minist. f. Volksaufklär., Bd. XV).

[3]) Weigand, Aromunen, Bd. II.

[4]) Hahn, Alban. Stud., 200.

[5]) Hahn, Griech. u. alban. Märch., 1864.

[6]) Lilek, Famil. u. Volksl. Bosn.-Herzeg., Z. f. österr. Volksk. VI, 64—67.

ziemlich reichlich bedacht ist (neun Welten!). Die geringe Rolle der 7 im Volksbewusstsein der Slaven erhält somit von dieser Seite neue Bestätigung.

Nach dem Volksglauben der Litauer blüht der Žálmedis (eine Artemisie), wenn er 7 Jahre alt ist.[1] Gegen Sodbrennen und gegen Schlucken sind gewisse Formeln 7mal zu sprechen.[2] Der Púkys (feuriger Drache) entsteht aus dem Ei eines 7jährigen Huhns, der Kauks, ein kornbringender kleiner Geist, aus dem Hoden eines 7jährigen Ebers.[3]

In den Mythen der Zamaiten finden wir einigemale die mystische 7. Der König der Zamaiten, welcher in einem Berge auf einem goldenen Sessel sitzt, um ihn sind 7 seiner Feldherren. Ein Dorf wird vor der Pest geschützt, wenn man mit dem Pfluge 7 Furchen um dasselbe zieht; tugendhafter Lebenswandel während 14 Tagen befreit die Einwohner eines Dorfes von schwerer Krankheit. Ferner 7 Himmel. Ein Feuer über einem vergrabenen Schatz brennt alle 7 Jahre. Die Erzählung von den 7 schlafenden Brüdern. Ein Geist, der verschwindet, so wie es 7 Uhr abends schlägt. Eine Prinzessin, welche nur alle 700 Jahre erlöst werden kann.[4]

Wenden wir uns nun zu den Finnen im engeren Sinne. Hier ist zu constatieren, dass in jenem Theile der Lönnrot'schen Sammlung magischer Gesänge der westlichen Finnen, welche John Abercromby ins Englische übertragen hat, die 7 fast gar nicht vorkommt. Wiedemanns Darstellungen aus dem Volksleben der Esthen enthält nur drei wenig typische Belege hiefür. Als Mittel gegen das Fieber muss man auf einem Besenstiele an 3 Mittwochen und 4 Donnerstagen herumreiten und dabei 9 Worte sprechen.[5] Außerdem treffen wir an die allgemein europäischen Vorstellungen von dem Einfahren des Donnerkeils 7 (auch 9) Faden tief in die Erde bei einschlagendem Blitze und von der meteorologischen Bedeutung des Siebenschläfertages (27. Juni) oder des Siebenbrüdertages (10. Juli).[6]

Die kleine mir zur Verfügung stehende Sammlung esthnischer Märchen und Sagen von Harry Jannsen enthält drei interessante Formen der mystischen 7: ein Vertrag mit dem Teufel kann nur auf 7 oder 14 Jahre geschlossen werden; der Teufel entwendet dem Pikne, dem Donneralten, seine Sackpfeife, mit welcher er den Donner macht. Sie wird in der Hölle hinter 7 Schlössern verwahrt. Pikne gelingt es, durch List die Pfeife wiederzugewinnen, wodurch nach 7 Monaten Dürre erquickender Regen erzeugt wird.[6]

Nach Wiedemann, a. a. O. 397, glauben die südlichen Esthen, dass auf der Universitätsbibliothek zu Dorpat ein 6. und ein 7. Buch Mosis aufbewahrt werden, welche wegen der darin enthaltenen mächtigen Zaubersprüche verborgen bleiben müssen.

Anders verhält sich die Sache in dem Kalewala,[7] welcher die 7 ungefähr 20mal enthält. Die Beziehungen dieser Zahl sind zum Theile höchst bedeutsam. So legt in der ersten Rune die ins Meer geflogene und von dem Winde und den Wogen geschwängerte Tochter der Luft 7 Eier, welche sie 700 Jahre in ihrem Leib herumgetragen hatte (I, 139, 212). Aus diesen entsteht der Kosmos. Wäinämoinen, der Erfinder des Ackerbaues, säet 7 Gerstenkörner aus (II, 290). Beim Zimmern eines Bootes aus der Spindel der Jungfrau des Nordens verwundet sich Wäinämoinen am Knie. Aus der Wunde fließen

[1] Bezzenberger, Litauische Forsch., 76.

[2] Bezzenberger, a. a. O. 74.

[3] Bezzenberger, a. a. O. 62, 64. — Etwas anderes bezüglich der Kauks (Kaukas) bei Veckenstedt, Mythen, Sagen, Legenden der Zamaiten, II, 143.

[4] Veckenstedt, a. a. O. I, 113, 247, 249, 277; II, 138, 143, 184, 203, 233.

[5] Wiedemann, Aus dem inneren und äußeren Leben der Ehsten, 338, 400, 457, 337.

[6] Harry Jannsen, Märchen und Sagen der Ehsten, 13, 45, 46.

[7] Ich citiere nach A. Schiefners Übers. des Kalewala die betreffenden Runen und deren Einzelnverse.

7 Boote voll Blut (IX, 17). Eine Biene saugt Honig aus 7 Kräutern zum Härten des Stahles (IX, 228). Die Jungfrau des Nordlandes strahlt von den Schultern das Licht des Bären aus und trägt auf dem Rücken 7 Sterne (X, 92). An den Riemen des Jochs vom Schlitten, mit welchem Ilmarinen ausfährt, um die Jungfrau vom Norden zu freien, oder an dem Kummet des Pferdes (XXII, 481) singen 7 blaugefärbte Vögel (XVIII, 605). Der furchtbare Hecht aus dem Todtenreiche hat einen 7 Boote breiten Rücken (XIX, 230). Der zum Hochzeitsschmause von Pohjola geschlachtete Ochse gibt 7 Boote voll Blut (XX, 115). Aus dem Speichel der bösen Syöjätär, welcher 7 Jahre hindurch auf dem Meere gesehaukelt wurde, entstand eine furchtbare Schlange des Nordlandes (XXVI, 700). Der Gesang von Lemminkäinen wird weiter als 7 Meere gehört (XLII, 292). Wäinämoinen macht sich aus einer Birke eine neue Harfe; eine Jungfrau gibt ihm auf seine Bitte 7 ihrer weichen Haare als Saiten (XLIV, 228).

Abercromby hat einen Gesang vom Erdgeist Sämsä Pellervoinen mitgetheilt. Derselbe schläft im Winter mit 7 Kreuzen am Rücken, 10 Fingerringen in der Stube. Er wird im Sommer durch den männlichen Sommerjüngling aufgeweckt.[1])

Die von Poestion gesammelten Traditionen der Lappen enthalten die 7 nur dreimal. Ein Mann kämpft 7 Jahre mit einem Riesen, der ihm seine Frau nimmt. In der Polyphemsage vom betrogenen Riesen tritt die 14 auf. Ein Riese wird durch einen jungen Lappen im Zweikampf beim dritten Schlag 7 Klafter weit zurückgetrieben und bleibt todt liegen.[2])

Amerika.

Der Sachverhalt bezüglich der 7 in Nordamerika bedarf einer Specialuntersuchung. Die bekanntesten Sammlungen nordamerikanischer Traditionen sagen darüber so gut wie nichts, und doch fehlt es nicht an Andeutungen einer mystischen Auffassung dieser Zahl in gewissen geheimen Gesellschaften der Sioux, der Nation der »7 Rathsfeuer«,[3]) ferner in den Kornmythen und den Traditionen der »Gesellschaft vom Bogen«, der Zuñi. Auch eine Legende der »Schlangengesellschaft« der Hopi käme hier in Betracht.[4]) Endlich sei an die Nahuatradition erinnert, welche die 7 Stämme der Nahua aus den 7 Höhlen Chicomoztoc hervorgehen lässt. Zu einzelnen Zügen, welche die Sioux mit den Creekvölkern verbinden, tritt auch die Wertschätzung der 7. Nach der einen Version der Wandersage der Creek hatte jeder ihrer 7 Stämme eine ihm gehörige heilige Pflanze.[5]) Allerdings spricht die andere Version von Chekili von 4 heiligen Pflanzen, wie denn in beiden Versionen die 4 immer wiederkehrt.[6]) Doch spielt in dem feierlichen 8tägigen jährlichen Fasten der Creek (púskita) die Bereitung eines Zaubertrunks aus 14 Pflanzen eine große Rolle.[7]) Die Wandersage (Version Chekili) erzählt auch, dass der tapferste Stamm der Creek, die Cussitaw, einen Löwen tödtete, welcher jeden 7. Tag die Stadt Coosaw überfallen und Einwohner derselben getödtet hatte. Zum Andenken an diese That fasten die Creek vor Betreten des Kriegspfades durch 6 Tage und brechen am 7. Tage auf.[8]) Die Cherokee, deren Zugehörigkeit zu den Algonkin von Horatio Hale[9]) bewiesen

[1]) Abercromby, Pre- and Proto-historic Finns, I, 305.
[2]) Poestion, Lappländische Märchen, 81, 125, 207.
[3]) Dorsey.
[4]) Fewkes, Tusayan snakes ceremonies, Rep. Bur. Ethn., XVI, 302 f.
[5]) Gatschet, Creek migration legend, I, 223.
[6]) Gatschet, a. a. O. II, 11.
[7]) Gatschet, a. a. O. I, 178 f.
[8]) Gatschet, a. a. O. II, 15.
[9]) H. Hale, Indian migrations, Amer. Antiqu., V, 18—23, 104—124.

wurde, standen auch in prähistorischen Beziehungen zu den Creek.[1]) Sie nehmen 7 Himmel an und messen der 7, neben der 4, eine heilende Kraft bei. Allerdings lassen die bisher veröffentlichten Zauberformeln der Cherokee, wie bereits erwähnt, diesen Gesichtspunkt nur in beschränktem Maße hervortreten. Besonderes Interesse verdient die Angabe von Leon Douay über einen Brauch der Mogexs-Indianer der Provinz Cauca in Columbien. Jeder Erwachsene hat die Verpflichtung, sich durch 7 Jahre während des Faschings zu verkleiden. Stirbt er früher, so muss Jemand aus seiner Familie diese Aufgabe zu Ende führen, damit seine Seele Ruhe finde.[2])

III.

Für die genetische Erklärung der Vorstellung von der heiligen 7 ist ein nicht gerade sehr reichhaltiger rationalistischer Apparat aufgeboten worden. Der h. Cyprian sieht in der 7 die Vereinigung der h. Dreieinigkeit mit der Idee von der Welt. Diese Auffassung ist in der christlichen Welt maßgebend geblieben. Eine moderne Variante derselben bietet Buckland mit der Behauptung, die 7 sei durch Aufpfropfung einer Dreieinigkeit auf eine ältere Religion entstanden, welche in den 4 Cardinalpunkten die mythischen Himmelsstützen suchte.[3]) Radloff ist geneigt, die 17 Himmel der Tungusen aus dem Anblicke der Gebirgsschichten abzuleiten.[4]) Den Vogel hat zweifelsohne ein vergleichender Mythologe abgeschossen, welcher die Erzählungen von der Abwesenheit gewisser Persönlichkeiten und deren Aufenthalt an unbekannten Orten (Unterwelt u. s. w.) während 7, 8, 9 Jahren (Chants de retour) als Sonnenmythen deutet. Der Sonnengott soll im hohen Norden 9, in gemäßigten Breiten 7 Monate abwesend sein! Wenn ein Ritter bei seiner Abreise seiner Frau aufträgt, auf ihn 7 Jahre zu warten, so bedeutet dies die 7 Wintermonate. Ist er 15 Jahre abwesend, so ist dies eine poetische Reduplication der 7 Wintermonate u. s. w.[5])

Die älteren Germanisten Schmeller, K. Rudel zogen gerne »die Siebner« (Schiedsrichter oder Sachverständige in den Gemeinden) zur Erklärung einzelner Redensarten heran, was für »siebengescheidt« ganz plausibel klingt.[6]) Bezüglich der »bösen 7« erklärte man sich allgemein als incompetent. Richard Meyer erklärt aus dem in der altnordischen Poesie sich steigernden Zahlenbedürfnis die typische Ausbildung der 7. Reihe in derselben.[7]) Die mit Vorliebe festgehaltene Ableitung aus dem Volksglauben setzt, um beweiskräftig zu sein, die Erklärung voraus, wie der Volksglaube zu einer Wertschätzung der 7 gekommen ist.

Selbst die Gegner der anthropologischen Behandlung völkerpsychologischer Probleme dürften zugeben, dass gegenüber der großen Mannigfaltigkeit von Rassen und Culturstufen, welche eine magische 7 anerkennen, die angeführten Erklärungen unzureichend sind. Der Casualist, welcher die spontane Entstehung der gedachten Vorstellung für jedes Volk rationalistisch begründen oder gar nach Brintons berühmtem Muster die 7 unter die Elementargedanken einreihen wollte, wird über die Thatsache nicht hinwegkommen können, dass im größten Theil von Afrika, Amerika, in Melanesien, Neu-Guinea

[1]) Gatschet, a. a. O. I, 24.

[2]) Leon Douay, Contr. à l'Américanisme du Cauca. Compt. Rend. Congr. Intern. Amér. Berlin 1888, S. 770.

[3]) Buckland, J. Anthr. Inst., Lond., Bd. XXV, S. 101.

[4]) Radloff, Aus Sibirien.

[5]) Pineau, Vieux chants populaires Scandinaves, 248 ff.

[6]) Schmeller, Bayer. Wörterb., II, 208.

[7]) Rich. M. Meyer, Die altgerm. Poesie nach ihren formelhaften Elementen beschrieben, 85.

und Australien die »gute wie die böse 7« unbekannt sind und dass sogar europäische Völker derselben so gut wie keine Bedeutung schenken.

In weit befriedigenderer Weise lässt sich der statistisch erhobene Thatbestand durch Diffusion erklären. Die kosmisch-mystische 7 strahlt von den ältesten Cultursitzen in Mesopotamien nach den verschiedensten Weltrichtungen aus. Wir müssen dieselbe als eine Pièce de résistance des asiatisch-europäischen Culturschatzes betrachten. Ihre Domäne erstreckt sich aber noch weiter, nach Ägypten, an die Ostküste Afrikas und sogar nach Polynesien. Die Grenzen und die Intensität ihres Auftretens sind nicht misszuverstehender Weise an den Verkehr mit den asiatischen Culturvölkern, erst in zweiter Linie an die Berührung mit europäischem Christenthum geknüpft.

Unaufgeklärt bleibt vorläufig das Auftreten der 7 in einem relativ kleinen Völkerkreis von Nord- und Mittelamerika. Den amerikanischen Ethnologen bleibt die Begründung desselben überlassen. Dass die ethnologischen Auffassungen der nordamerikanischen Völkerverbände sehr complicierte Gebilde sind, geht aus den meisterhaften Arbeiten unserer amerikanischen Fachgenossen klar hervor. Für die Mogexs-Indianer in Columbien ist christlicher Einfluss nicht unwahrscheinlich.

Selbst die frühesten prähistorischen Wanderungen der 7 von Asien nach Europa können nicht mehr als rein hypothetisch gelten, seitdem man untrügliche, der frühesten europäischen Bronzezeit angehörige Spuren ägyptischer und babylonischer Handelsbeziehungen kennen gelernt hat.[1]) Als das Product dieser orientalischen Einflüsse erscheint die mykenische Mischcultur, deren Umfang nach Hoernes nur verstanden werden kann, wenn man annimmt, dass lange vor deren Culminationspunkt im XV. Jahrhundert v. Chr. ägäische Ansiedlungen im Nillande und an der syrischen Küste die Assimilierung fremder Künste und Ideen eingeleitet haben.[2]) Es ist gar nicht nöthig, hier die Frage nach der Nationalität und dem Culturzustande der pelasgischen und lelegischen Urbevölkerung Griechenlands heranzuziehen, deren nächste Verwandte Tomaschek u. a. in Kleinasien suchen. Denn die Prähistorik und die classische Archäologie liefern täglich neue Anhaltspunkte, um das Vorkommen der 7 im homerischen Epos durch den Culturaustausch zwischen Griechenland und Kleinasien zu erklären.[3])

Weit bedeutungsvollere Einwirkungen orientalischer Weisheit spiegeln sich in den Lehren der Pythagoräer. Die Kenntnis der Planeten, der mächtige Aufschwung der Mathematik und Zahlenmystik bilden die Signatur dieser Schule. Zur Beurtheilung ihrer Abhängigkeit von Babylon sei auf die Cap. III, VI, VII von Cantors Geschichte der Mathematik hingewiesen. Es lässt sich nicht verkennen, dass sehr wichtige Züge der pythagoräischen Mystik der Zahlen und der mathematischen Figuren der babylonisch-chaldäischen Zahlenmystik vollkommen entsprechen und von ihr erborgt sein müssen. Auch für die pythagoräische Lehre von der Seelenwanderung ist vielfach, und zwar nicht ohne Berechtigung, orientalischer Ursprung angenommen worden.

Mit den Pythagoräern stehen die Orphiker in inniger Verbindung. Die orphische Seelenlehre ist aber ebenso wie der orgiastische Cult des Dionysius und der Kybele heftig abweichend, nach Rhodes (Psyche, II, 22) Ausdruck, von der traditionellen

[1]) Über babylonische Gewichte und Zahlzeichen vgl. Lindemann, Sitzb. d. bayr. Ak. d. W. 1896, S. 625 ff.; 1899, S. 75 ff. — Dir. J. Mestorf, Über oriental. Perlen. Mitth. d. Anthr. Ver. Schleswig-Holstein, 1900, Heft 13. — Auch Montelius' Orient u. Europa wäre heranzuziehen.

[2]) Hoernes, Urgesch. bild. Kunst in Europa, 126—128. Bekanntlich sind zahlreiche Spuren solcher Ansiedlungen in Ägypten gefunden worden.

[3]) Nach Christ, Gesch. griech. Lit.[3], 51, Anm. 2, beweisen die Κιμμέριοι (λ 14) wie die Κῆτειοι (λ 520) = Chethiter der Odyssee, dass die Griechen Kleinasiens mit den Reichen am Orontes und Euphrat [illegible]

griechischen Religionsweise. Dass der Orphismus im VII. und VI. vorchristlichen Jahrhundert als Vermittler orientalischer Impulse zu gelten hat, erkennen Gruppe und Dieterich unumwunden an.[1]) Letzterer betrachtet die orphischen Kosmogonien als Vorläufer der Gnosis. Orphik und Gnosis stammen wohl aus derselben Quelle. Dass eine der wichtigsten Quellen der Gnostik in der babylonischen Religion liegt, haben Lenormant[2]), besonders aber Kessler[3]) mit großem Nachdruck, behauptet. Der durch Prof. Joel (1880) und Prof. Weingartner (1882) gelieferte Nachweis gnostischer Ideen bei Platon und Aristoteles[4]) ergibt weitere Belege für die Annahme speculativer Zusammenhänge zwischen dem Orient und Occident. Von diesem Gesichtspunkte aus lässt sich auch die platonische und stoische Lehre von den 7 Theilen der Seele verstehen, welche der orientalischen Gliederung des Kosmos nachgebildet sind. War doch den Stoikern die menschliche Seele ein körperlich aufgefasster Absenker der Weltseele.

Der Einfluss der vor- und nachchristlichen Gnostik auf die europäische Cultur muss gegenwärtig weit höher geschätzt werden, als zu jener Zeit, in welcher, wie Herr Guimet versichert, viele Conservatoren die auf europäischem Boden gefundenen Isisfiguren aus der Thätigkeit alter Curiositätensammler ableiteten! Das Vorkommen derselben ist, nach Guimet, entschieden an die mitteleuropäischen Flussläufe geknüpft. Die Isis war die Schutzpatronin der Handelsleute und Schiffer.[5]) Auch mit den römischen Heeren drangen die Culte der Isis, des Mithras und des Serapis (als Weltseele) in die europäischen Provinzen des Weltreiches ein. Damit war aber zugleich eine Ausbreitung der Vulgärgnosis (Dieterich), einer überreichen Zauberliteratur verbunden, deren Überreste sich noch heute erhalten haben. Werden doch in einzelnen katholischen Erbauungsbüchern der Jetztzeit die Planetengeister als gefallene Engel bezeichnet. Die Anfertigung der Abraxasgemmen reicht, nach King, bis ins XVII. Jahrhundert herab. Ihre ursprüngliche Herkunft ist durch die hebräische Sprache und die griechischen Buchstaben ihrer Inschriften genügend gekennzeichnet. Desgleichen erscheinen auch in unserer magischen Literatur des XVI. und XVII. Jahrhunderts wohl hebräische und griechische, aber keine deutschen Teufelsnamen.[6]) Auch das für den westeuropäischen Volksaberglauben so charakteristische Zaubern mit dem göttlichen Namen stammt zweifelsohne aus dieser Quelle.

Auf jüdisch-gnostische und christlich-gnostische Einflüsse werden wir endlich die mystische 7 im Neuen Testament, in den katholischen Riten, Gebeten, Bußen, sowie in den westeuropäischen Volkstraditionen zum großen Theile zurückzuführen haben.

Ein gnostisches Manuscript in koptischer Sprache, wahrscheinlich aus dem VI. Jahrhundert stammend, welches die »Geheimnisse der Buchstaben des Alphabets« behandelt, erklärt die 7 als die Vollendung. Christus wird durch die 7 symbolisiert; ebenso die Kirche. Die Vollkommenheit und Bedeutsamkeit der 7, 14, 70 wird darin vielfach erörtert.[7])

Im Jahre 1541 fand ein Landmann in Varsay (Umgegend von Perigord) beim Ausgraben eines Loches für einen Baum eine Kiste aus Blei, welche in einem Steinsarge

[1]) Gruppe, Griech. Culte und Mythen, 672. — Dieterich, Abraxas, 126.

[2]) Lenormant, Origines de l'histoire (1880), S. 529 ff.

[3]) Kessler, Über Gnosis und altbabyl. Relig. V. Internat. Orientalisten-Congr. Berlin, S. 289.

[4]) Citiert bei Kessler, a. a. O. 289.

[5]) Guimet, L'Isis Romaine, 3, 5.

[6]) Über den Namen Mephistopheles in der Beil. z. Münchner Allgemeinen Zeitung, 1901, Nr. 103.

[7]) Amélineau, Traités gnostiques d'Oxford. Rev. Hist. Relig., XXI, 279, 281. — Hebbelynck, Les myst. des lettres Grecques d'après un manuscript copte-arabe. Museon, Nouv. S., I, 273.

ruhte. Als man deren Deckel lüftete, stieß man auf ein menschliches Skelet, welches sofort zu Staub zerfiel. Außerdem fand sich ein dünnes Goldblech, auf welchem die 7 Vocale des griechischen Alphabets auf 7 Linien in folgender Weise angeordnet waren:

Α Ε Η Ι Ο Υ Ω
Ω Υ Ο Ι Η Ε Α
Ε Η Ι Ο Υ Ω Α
Υ Ο Ι Η Ε Α Ω
Η Ι Ο Υ Ω Α Ε
Ο Ι Η Ε Α Ω Υ
Ι Ο Ε Ω Α Υ Η [1])

Man darf auch nicht vergessen, dass die Schule von Alexandrien die Wissenschaft durch das ganze Mittelalter hindurch beherrschte. Selbst die edelste Frucht alexandrinischer Weisheit, der Neuplatonismus, blieb abhängig von orientalischer Naturmystik und hat trotz speculativer Verwertung der mystischen 9 immerhin noch für die Anerkennung unserer Zahl gewirkt.[2])

Auf die gnostische Auffassung der Planeten als Quelle alles Übels, welche das Christenthum in abstracter Weise (7 Greuel, 7 Todsünden) weitergebildet hat, wäre meiner Meinung nach die böse 7 der Volkstraditionen in letzter Linie zurückzuführen. Ihre Übertragung auf den Teufel im Karnüffelspiel oder auf ein böses Weib sind Derivate dieser Auffassung.

Wir wollen nun die Wanderungen der mystischen 7 bei den asiatischen Völkern näher ins Auge fassen.

Seit der Entdeckung der Thontafeln von el-Amarna müssen die alten Legenden von der Abgeschlossenheit der asiatischen Reiche, besonders Ägyptens, als beseitigt gelten (Winkler, Gesch. Babyl. Ass., 104). Diese Documente verstärken jedenfalls die Stellung jener, welche, wie neuerdings Morgan in seinen epochemachenden Recherches sur les origines de l'Egypte, die Entwicklung Ägyptens als von Babylon beeinflusst ansehen. In weit höherem Grade stand ganz Vorderasien, somit auch Palästina, spätestens im II. Jahrtausend v. Chr. unter dem Einflusse babylonischer Cultur und Wissenschaft. Die erweiterte Kenntnis der babylonischen Sagen und der wohl zuerst von Prof. Gunkel gelieferte Nachweis von der Befruchtung der israelitischen Tradition durch die babylonische lassen jede Controverse über den Ursprung der 7 im Judenthum als überflüssig erscheinen. Auch Arabien hat zweifelsohne uralte Berührungen mit den Euphratländern gehabt und daher viel empfangen. So ist z. B. das Wahrsagen mit Lospfeilen eine babylonische Übung gewesen (Lenormant, Magie d. Chaldäer. D. Üb., 432). Für die vorislamitische Zeit ist der im wesentlichen babylonische Gestirndienst aus den Schriften von Masudi,

[1]) Jodocus Sincerus (Zinzerling, ein Deutscher, † 1618), Voyage dans la vieille France, 1590, trad. Th. Bernard. Paris 1859, S. 160. Der Verfasser bemerkt hiezu: Je laisse à deviner de tels secrets aux Pythagoriciens. Ich verdanke diese Notiz dem unermüdlichen und verständnisvollen Volksforscher Dr. Bugiel. Sie ist umso wertvoller, als sie uns die Bedeutung der 7 auf anderen Gräbern, wie z. B. auf dem Grabstein eines Mercurius im Coemeterium in Chiusi (Kraus, Realencyklop. d. christl. Alterth., II, 999) enthüllt.

[2]) Trithemius hat Maximilian I. seine Schrift De septem secundeis (die Planetengeister) gewidmet. Auch die Bücher über die 7 Pflanzen der 7 Planeten blieben lange im Schwunge. Abraxas, 157. Anm. 1. Die Alchemie nimmt 7 Metalle an, entsprechend den 7 Planeten. Ebenso entstammen dem alexandrinischen Gesichtskreise die 7 Klimate des Eratosthenes. Über die 42 Unglückstage des Jahres vgl. Lammert, Volksmedicin in Oberbayern, 95.

Dimeshqui, Shahrastâni durch Chwolson nachgewiesen.[1]) Man beachte Chwolsons Bericht über die von Shahrastâni bekämpfte Überlieferung, dass die Kaaba ursprünglich ein Tempel des Saturn war.[2]) In südarabischen Sagen wird unter anderen Dû-el-Karnein als eifriger Astrolog gepriesen.[3]) Vielleicht bezieht sich die Benennung des in der Nähe der himjarischen Hauptstadt Zafâr gelegenen Schlosses Kaukabân = Sternschloss, welches von Dämonen erbaut sein soll, auf die Pflege der Astrologie.[4]) Prof. Hommel leitet den südarabischen Sterndienst direct aus Babylon ab; doch konnte er bis jetzt nur die Namen von 4 Planeten aus den Inschriften nachweisen.[5])

Die babylonischen Einflüsse erstrecken sich aber weiter nach Norden (Armenien) und nach Osten. In Elam, dem Vorläufer der persischen Weltmacht, herrschte eine aus Babylon entlehnte Cultur.[6]) Von Medien müssen wir dasselbe voraussetzen. An den Stammvater des medischen Königshauses knüpft bekanntlich die Sage den Bau des mit 7 Mauern umgürteten Ecbatana.[7]) Nach der Eroberung Babylons tritt Kyros als Wiederhersteller der altbabylonischen Localcultur auf.[8]) Dieses Ereignis hat überhaupt eine bunte Vermischung aller westasiatischen Völker zur Folge gehabt.[9]) Die neuen Ausgrabungen beleuchten immer deutlicher die Abhängigkeit der persischen Cultur von der babylonischen. Fr. Windischmann und Prof. Spiegel haben in der eranischen Sagengeschichte und Religion sehr alte semitisch-babylonische Entlehnungen nachgewiesen.[10]) Es fehlt nicht an Andeutungen, dass zu diesen Entlehnungen auch die magische 7 gehört. Sie tritt in auffallender Weise in den persischen Geschichtssagen auf, welche Herodot überliefert hat, ferner in einzelnen persischen Einrichtungen, wie z. B. in den 7 obersten Richtern der Achämeniden.[11]) In dem sassanidischen, wie in den älteren iranischen Reichen hielt man an der Siebenzahl der vornehmsten Geschlechter fest (Nöldeke, Iran. Nationalepos. Grundr. Indo-Iran. Ph., II, 171). Auch in den Todtengebräuchen einiger eranischer Völker finden sich wenigstens Spuren derselben. So hatten die Parther theilweise die babylonische Bestattungsweise in irdenen Särgen angenommen. In einem solchen Sarge fand Loftus 7 verschieden gefärbte Glasgefäße.[12]) Bekanntlich ist auch das Grab des Kyros mit 7 Stufen babylonischen Gebäuden nachgebildet.[13]) Die Derbiker schlachteten und verzehrten 70 Jahre alte Männer (Strabo, XI. 11). Die Kaspier ließen dieselben verhungern und legten sie in die Wüste (Strabo, XI. 10. 11).

---

[1]) Chwolson, Sabier, II, 647–670.

[2]) Chwolson, a. a. O. 673.

[3]) Kremer, Südarab. Sage, 71, betrachtet diese Stammessage des Kahtânischen Geschlechts als ursprünglich jüdischen Ursprungs.

[4]) Ich verdanke Herrn Dr. Hein den Hinweis auf die betreffende Stelle des Iklil in D. H. Müller, Burgen und Schlösser Südarabiens nach dem Iklil des Hamdâni, I, 37 f.

[5]) Hommel, Gestirndienst d. alten Araber, 10.

[6]) Hugo Winkler in Helmholtz' Weltgesch., III, 1, 92.

[7]) Spiegel, Eran. Alterth., II, 250. Die Zinnen derselben trugen die Farben der Planeten. — Justi, Gesch. alt. Pers., 6. — Anders fasst Prášek, Medier u. d. Haus des Kyaxares, 37, den Ursprung der Stadt auf: für die vorliegende Frage ist dies von keiner Bedeutung.

[8]) Winkler, Gesch. Babyl. u. Assyr., 318.

[9]) Hilprecht in Babyl. Exp. Univers. Pennsylv., IX, 28.

[10]) Spiegel, Er. Alterthk., I, II, an vielen Orten. — Windischmann, Zoroastrische Studien, 210, bezüglich der Tahmurafsagen.

[11]) Justi, a. a. O. 61.

[12]) Justi, a. a. O. 85. Die Parther ließen sich in Warka (Erech) begraben. Noch heute bringen bemittelte Perser ihre Todten nach Kerbela, westlich von Babylon.

[13]) Justi, a. a. O. 111.

Weitere Belege für eine sehr frühe Anerkennung der mystischen 7 entnehmen wir der eranischen Heldensage. Man wird kaum die so häufig vertretene Zahl insgesammt als späteres Einschiebsel betrachten dürfen. Die 7köpfige Schlange auf Rustems Schild im Schahname scheint mir älteren Ursprungs zu sein, als die Vorstellung vom 3köpfigen Dahâk im Avesta. Feriduns Schwur bei den 7 heiligen Sachen klingt weit alterthümlicher als die Eidesformel im Sôgand Nâma, welche die 6 Amesha-çpentas, den Fravashi des Zarathustra, das göttliche Wort (den Avesta) und die Fravashis aller Gerechten der Gegenwart und Zukunft anruft.[1]) Auch die 7tägige Todtenklage dürfte der 3tägigen, welche der Avesta kennt, vorhergegangen sein. Nun verdammt aber der Mazdeismus, in Übereinstimmung mit der Auffassung der Mandäer,[2]) die Todtenklage überhaupt auf das schärfste, und schon der Avesta belegt dieselbe mit der Strafe des Meineids.[3]) Die drei- bis siebentägige Todtenklage ist eben eine alte babylonische Einrichtung, welche im persischen Volksleben den Vorschriften des Mazdeismus siegreich Stand gehalten hat.[4]) Auch die 7 Berge (Himmel) und die 7 Keshwars dürften zu den primitiven Entlehnungen gehören.

Wie in Europa hat aber auch in Westasien die Gnostik das Material für die bei den Juden, Arabern und Eraniern auftretenden jüngeren Formen der mystischen 7 geliefert. Die Ausbreitung derselben ist wesentlich an das kosmopolitische Judenthum geknüpft, welches gegen das Ende der vorchristlichen Ära Persien in geistiger Richtung, Mesopotamien und Arabien sogar politisch beherrschte. Die jüdische Dynastie in Südarabien dauerte 200 v. Chr. bis 526 n. Chr.[5]) Nach dem Falle des himjarischen Reiches steht Südarabien unter dem Protectorate der Sassaniden. Der Eranist Herr Blochet hat die Beeinflussung des primitiven Islams durch Iran nach der persischen Eroberung, und zwar theils durch directe Entlehnung, theils durch Vermittlung der gnostischen Secten erörtert.[6]) Eine vergleichende Darstellung der gnostischen Kosmologien unter Heranziehung der interessanten Mandäer ist leider noch nicht vorhanden. Doch genügt wohl eine allgemeine Orientierung über den gnostischen Gedankenkreis, um die Überzeugung zu erwecken, dass ohne Berücksichtigung derselben die eranische Kosmologie, die Auffassung der Planetengeister als böse Geister, ferner die Rolle der 7 im Avesta wie in der Pehlevi-Literatur ihrer genetischen Bedeutung nach unverständlich bleiben. Herr Prof. Weber hat jüngst mit vollem Rechte betont, dass die heilige 7 im Avesta gegenüber der indischen 7 entschieden secundär und jüngeren Alters ist.[7]) Diese Auffassung schließt jedoch keineswegs die Annahme des babylonischen Ursprungs der eranischen 7 aus. Abgesehen von den angeführten, allerdings spärlichen, jedoch charakteristischen Belegen einer älteren directen Entlehnung aus dem westasiatischen Culturkreise ist ja die Gnostik selbst, wie bereits erwähnt, als secundäres Destillationsproduct babylonischer, jüdischer und griechischer Ideen von der neuen Forschung anerkannt worden. Übrigens hat schon Spiegel auf gnostische Einflüsse, wie z. B. auf die Vorstellung vom »göttlichen Verstand« Aen Khard aufmerksam gemacht.[8]) Darmesteter betrachtet den Amshaspand Vohu Mâno als identisch mit dem Logos der Neuplatoniker, und die Vorstellung der Amshaspand im ganzen als postalexandrinisch oder gnostisch.[9])

[1]) Darmesteter, Zend-Avesta, II, 64, Anm. 47.
[2]) Brandt, Mandäische Religion, § 42.
[3]) Nathan Söderblom, Les Fravashis, 26, nach dem Dimkard, IX, XVII, 4.
[4]) Jastrow, Relig. Babyl. Assyr., 604, nach Hagen, Cyrus-Texte, Beitr. z. Assyriologie, II, 219, 223.
[5]) Winkler, Das alte Westasien, 228, 247.
[6]) Revue de l'histoire des Religions, XXXVIII, 26—61; XL, 1 ff.; XL, 203 ff.
[7]) Weber, Z. Ind. Religionsgesch., 6.
[8]) Spiegel, Eran. Alterth., II, 34.
[9]) Darmesteter, Zend-Avesta, III, LV.

Durchsichtiger ist die Sachlage in Indien, dessen arische Bevölkerung ihre nationale Eigenart viel ungestörter entwickelt hat, als dies bei den Eraniern der Fall war. Bergaigne hat die Arithmetik des Rigveda sehr eingehend behandelt. Er hat die interessante Thatsache hervorgehoben, dass der Gebrauch der 7 als mythologischer Zahl der Zeit nach weit der Einführung der 7tägigen Woche vorangeht.[1] Dies deutet doch wohl auf den Import dieser Zahl aus der Fremde. Bergaigne hält es für »sehr möglich«, dass unsere Zahl ursprünglich eine valeur mythologique indépendente gehabt habe.[2] Er verwirft die noch immer auftauchende Meinung, dass sie (nebst den anderen Zahlen) eine bloße unbestimmte Vielheit ausdrücke. Sie bedeutet vielmehr ein Ganzes, die Gesammtheit der Welten.[3] Sehr wichtig erscheint seine Deutung von R. V., VIII. 46. 5 (das Meer mit 7 Böden). Deutet man das Meer als die Atmosphäre, so ergibt sich aus den 7 Böden die Vorstellung von 7 übereinanderliegenden Welträumen. Dieselbe Vorstellung scheint ihm im R. V., IV. 19, 3, gegeben, wo von 7 Bergen die Rede ist, was Bergaigne mit 7 pentes (Abhänge) übersetzt.[4] Nun hat Zimmer längst auf das allerdings relativ junge Lied (R. V., IX. 114, 3) aufmerksam gemacht, in welchem von 7 durch verschiedene Sonnen erleuchtete Weltgegenden die Rede ist.[5] während anderseits dieselbe Zahl auf irdische Verhältnisse übertragen wird (R. V., I. 22, 16).[6] Nehmen wir hiezu die 7 irdischen und himmlischen Flüsse, die 7 Töne des heiligen Liedes, die 7 Adityas nach der geistreichen Deutung von Oldenberg,[7] so dürfen wir behaupten, dass die wichtigsten Elemente der babylonischen Kosmologie im Rigveda, allerdings in sehr verworrener und unzusammenhängender Weise und in stetem Kampfe mit anderen Auffassungen, vertreten sind. Auch der reichliche Gebrauch der 7 in den Hymnen an Agni und Soma und an die Sonnengötter hängt offenbar zum großen Theile mit deren kosmischem Charakter zusammen. Der noch heute in den Pagoden des Isvara vorfindliche Sonnenwagen des Surya wird von einem 7köpfigen grünen Pferde gezogen.

Das im ersten Theile beigebrachte indische Material beleuchtet wohl genügend ein mit der Ausbildung des Seeverkehrs zwischen Ost- und Westasien verstärktes Eindringen der mystischen 7 in das Zauberwesen, wie in die Ritual- und Rechtsgebräuche der jüngeren Vedenzeit.

Dass das Mahabharata die westasiatische Kosmologie enthält, wurde bereits erwähnt. Dagegen scheint die Thatsache übersehen worden zu sein, dass auch das Ramayana eine deutliche Spur derselben aufweist. Nach Alberûni, India, I, 306, liegt Lânka an den beiden Enden der bewohnten Welt. Hier hat sich Râvana verschanzt, als er die Gemahlin des Râma raubte. Diese labyrinthische Festung heißt bei den indischen Muslim Yâvanakoti. Der von Alberûni beigefügte Grundriss derselben weist 7 concentrische Kreise auf, in deren Mittelpunkt die Burg des Râvana liegt. Hiemit stimmt der im dritten Buche des Mahabharata (Vanaparvan) eingeflochtene Abriss des Ramayana, welcher die Befestigung der Dämonenstadt beschreibt. Sie ist mit 7 tiefen Gräben umgeben, welchen

[1] Bergaigne, Relig. Védique, II, 131.

[2] Bergaigne, a. a. O. II, 127.

[3] Bergaigne, a. a. O. II, 156.

[4] Bergaigne, a. a. O. II, 140.

[5] Zimmer, Altind. Leb., 359. — Grassmann, Rigveda, II, 465.

[6] Bergaigne, a. a. O. II, 143.

[7] Oldenberg, Rel. d. Veda, 185 ff. Die von dem Herrn Professor angenommene ursprüngliche Identität derselben mit den Amshaspand muss fallen gelassen werden, wenngleich diese letzteren allerdings ein secundäres Product des babylonischen Sterndienstes darstellen dürften. Über die Kenntnis der 5 Planeten zur Vedenzeit vgl. Thibaut, Grundr. Indo-Ar. Philol., III, 9, 6. — Zimmer, Altind. Leb., 355.

ebensoviele Wälle entspreehen müssen. Wird somit die Wolkenburg Râvanas zu einem abgeblassten Abbild des Meru, so kann wohl über die kosmisehe Bedeutung der Râmasage kaum mehr ein Zweifel bestehen. Jacobis geistreiche Deutung Râmas als einer Variante von Indra erfährt dadurch eine glänzende Bestätigung.[1]) Naeh RV., IV. 19, bekämpft Indra den auf 7 Bergen liegenden Vṛtra!

Durch die Einführung des Buddhismus in China (I. Jahrh. n. Ch.), in Tibet (VII. Jahrh.), bei den Mongolen unter Chubilai (XIII. Jahrh.) ist der Weiterverbreitung der mystisehen 7 jedenfalls Vorschub geleistet worden. Wenn diese Wirkung weniger intensiv war, als man vielleicht erwarten würde, so mag dies zum Theile darin begründet sein, dass der Buddhismus schon verhältnismäßig früh noch andere Zahlen, besonders die 8, später die 9 bevorzugt, welche schon im tibetanischen Buddhismus in offenbarem Wettkampfe mit der 7 begriffen sind. Den buntesten Synkretismus finden wir in den Gebräuehen, Zaubereien und Kosmologien der Westmongolen. In dem Gesetzbuehe der Mongolen und in den Gebräuehen der Mandschu behauptet die 9 nahezu vollständig das Feld. Wer etwa a priori die buddhistischen Märchen als wichtigste Träger der Diffusion unserer Zahl nach Osten und Westen betrachtet hat, muss sich durch die Thatsache einigermaßen enttäuseht fühlen, dass sich diese Märchen bezüglich der 7 höchst verschieden verhalten. Die Erzählungen des Siddhi-Kür enthalten die 7 in höehst charakteristischer Weise. Dagegen habe ich diese Zahl in der Übersetzung der 70 Erzählungen der Sukasaptati von B. Sehmidt vergeblich gesucht. Auch im Pantsehatantra ist sie sehr untergeordnet.[2]) Als bloße Gebrauehszahl kommt sie gar nieht darin vor. Die Geschichte der Ardschi Bordschi Chan verhält sich in dieser Hinsicht ungefähr so, wie der Siddhi-Kür. In der von Herrn Fr. v. d. Leyen gegebenen Übersetzung einiger Märehen und dem Katha Sarit Sâgara des Somadeva tritt die 7 einmal als Gebrauehszahl ohne mystische Bedeutung auf. Auch die Übersetzung der ersten fünf Bücher dieser großen aus dem XII. Jahrhunderte stammenden Sammlung von Professor Herm. Broekhaus enthält diese Zahl nur 7mal (worunter einmal 7×9). Dagegen dreht sich die Erzählung von den Sindbad, den 7 weisen Meistern, ganz um die Siebenzahl. Eine eindringendere Behandlung dieses Verhältnisses gehört der Literaturgeschiehte an. Naeh dem mir zugänglichen Thatbestande müsste jedenfalls der Antheil dieser Erzählungen an der Verbreitung der 7 sehr gering angeschlagen werden. Die von Stan. Julien aus dem Chinesischen übersetzten Avadânas scheinen diese Annahme zu bestätigen.

In Nord- und Mittelasien ist jedoch sicherlich die aus dem Buddhismus hervorgegangene Sehiehte der 7 die relativ jüngere. Ältere Formen derselben gehen von der iranischen Bevölkerung aus, welche seit Kyros die 20. Satrapie und Nordostmark des persischen Reichs bildet. Die Skythen bildeten durch mehr als ein Jahrtausend das wichtigste ethnische Element vom Zweistromland bis zum Pendjab und bis in das Tarimbecken hinein.[3]) Sie sind seit uralter Zeit die Nachbarn der Altaier, mit denen sie Handelsbeziehungen unterhielten.[4])

---

[1]) Jacobi, Ramayana, 139.

[2]) Wir finden dieselbe in der indischen Eidesformel zweimal, Benfey, Pantschatantra, II, 42, 117; eine Königstochter, welche einen Palast mit 7 Stockwerken bewohnt, a. a. O. 50; 7 Schritte erzeugen Freundschaft (a. a. O. 155); eine Erdkugel, auf welcher 7 Inseln sammt Meeren und Bergen abgebildet sind (a. a. O. 224).

[3]) Die wichtigste Quelle für centralasiatische und osteuropäische Völkerverhältnisse ältester Zeit bildet die ausgezeichnete Arbeit von Prof. W. Tomaschek, Kritik der ältesten Nachrichten aus dem skythischen Norden. Bd. I. II. (Sitzungsber. d. Phil.-hist. Cl. der k. Akad. d. Wiss. Wien. Bd. CXVI. CXVII.)

[4]) Ujfalvy, Mém. s. les Huns blancs. Anthropologie, 1898, S. 259 ff.

Nach Herodot. IV. 25. gebrauchten die östlichen Skythen für ihre Geschäfte mit den kahlköpfigen Argipäern (einem Turkvolke nach Tomaschek)[1]. 7 Dolmetscher in 7 Zungen. Von der vollen Wucht der vom II. Jahrhundert n. Chr. an hereinstürmenden Turko-Tataren getroffen, wurden die iranischen Organisationen vernichtet, verdrängt und unterjocht. Diese Kämpfe führten zu einer physischen und eulturellen Annäherung zwischen Iraniern und Altaiern. So nahm das türkisch-iranische Mischvolk, die Yue-tschi (130 v. Chr. bis 425 n. Chr.) nach der Eroberung von Baktrien (120 v. Chr.) persische Sitten an. Die Hoa (Ye-ta = Ephtaliten) wurden Feueranbeter (425—557 n. Chr.).[2] Die Aufnahme von Gebräuchen und Mythen des älteren und jüngeren Mazdeismus durch Türken und Mongolen hat neuerdings Herr E. Blochet erörtert.[3] Er hebt besonders die Verehrung des Feuers und die Aussetzung der Leichen auf hohen Plätzen bei den Mongolen hervor. Hieher gehören auch die 77 Brandopfer der Mongolen. Die Karakirgisen verneigen sich vor dem Feuer, indem sie Fett in dasselbe gießen.[4] Über persische Einflüsse auf die Volksdichtung der Kirgisen vgl. Radloff im Bd. IX der Zeitschrift für Völkerpsychologie.

Ein sichtbares Zeichen dieser Beziehungen ist das bei den Altaiern gebräuchliche Wort Kudai für Gott, welches mit dem persischen Chuda identisch ist.[5] Bei den Tungusen kommen aber, wie wir gesehen haben, 7 Kudai vor, welche wohl den 7 Feuergöttern der Jakuten entsprechen und einigermaßen an die Planetengeister erinnern. Von den Tu-kiu (Türken), welche um das V. Jahrhundert n. Chr. in Hochasien mächtig waren, erzählen chinesische Annalen, dass sie das Zelt, in welchem ein Verstorbener liegt, 7 mal umreiten, sich das Gesicht mit einem Messer zerschneiden und jammern; diese Ceremonie wird 7 mal verrichtet und dann der Leichnam zusammen mit dem Reitpferde des Verstorbenen verbrannt.[6]

Friedliche Beziehungen haben die Eranier auch mit ihren nördlichen Nachbarn in Europa und Asien, den Finno-Ugrern unterhalten. Die Mordwinen, Permier, Ugrer zeigen in ihren Sprachen uralte arische, besonders eranische Elemente. Kein Wort spricht so deutlich, sagt Tomaschek, für die unmittelbare Nachbarschaft eranischer und permisch-ugrischer Stämme in vortürkischer Zeit, wie perm. *zarny*, mordw. *sirnä* = zend *zaranya*, osisch *zarinä* = Gold. Solche Wörter treten bei Völkern auf, welche seit eineinhalb Jahrtausenden von den Eraniern (Osen) durch weite, jetzt ausschließlich von Türken bewohnte Strecken getrennt sind (Tomaschek). Weit weniger scheinen die westlichen Finnen diesen Einflüssen ausgesetzt gewesen zu sein.[7]

Damit deckt sich einigermaßen der Sachverhalt bezüglich der 7. Soweit man aus Abercrombys »Magischen Gesängen« und Wiedemanns »Volksleben der Esthen« urtheilen kann, kommt bei den Westfinnen die 7 sehr spärlich vor. Das mir zur Verfügung stehende Beweismaterial stammt fast ausschließlich von den östlichen Finnen.

Der Kalewala schließt sich bezüglich seiner reichen und originellen Formen der magischen und kosmischen 7 an die ostfinnischen Verhältnisse an. Dies ist umso auffallender, als der berufenste Kenner der traditionellen Poesie der Finnen, Domenico Comparetti, die Runenpoesie ausschließlich für die westlichen Finnen in Anspruch

[1] Tomaschek, a. a. O. II. 57.

[2] E. Blochet. Influence de la réligion mazdéenne sur les croyences des peuples Turcs. Rev. hist. Relig., XXXVIII, 26 ff. Über den mongolischen Chormazda ebd. 41

[3] Ujfalvy, a. a. O.

[4] Radloff, Aus Sibirien, I. 528.

[5] Vambéry, Primitive Cultur des turko-tatarischen Volkes, 292 f.

[6] Radloff, Aus Sibirien, I. 130, offenbar die altpersische, bezw. altbabylonische Todtenklage.

[7] Tomaschek, a. a. O. II, 41, 23.

nimmt und höchstens germanische, sowie russische Einflüsse zugibt. Dabei hält jedoch Comparetti daran fest, dass die Rune zuerst an der Dwina aufgetreten ist, an dem Sitze eines mächtigen permischen Volkes, welches nach Sjögren und Smirnow das weite Gebiet zwischen Moskau, dem Ural und dem weißen Meere beherrschte. Von unserem Standpunkte aus erscheint die von Ahlquist vertretene Auffassung annehmbarer, welche die Bjärmen als Karelen und diese letzteren als Urheber der traditionellen Runen betrachtet.[1]) Wenn sie selbst keine Permier waren, wie Fr. Müller anzunehmen scheint,[2]) mussten sie doch über eine permische Bevölkerung geherrscht haben, welche am stärksten von den Eraniern beeinflusst war.[3])

Auch im Kalewipoeg kommt die 7 vielfach vor. Leider ist durch das willkürliche Verfahren des Dr. Kreuzwald das darin verarbeitete, an und für sich gewiss wertvolle Material für wissenschaftliche Zwecke unbrauchbar geworden. Dies ist umsomehr zu bedauern, als sich darunter für uns hochinteressante Dinge finden, wie z. B. ein Schwert aus 7 Eisensorten, an dem 7 Jahre geschmiedet wird unter Absingen von 7 geheimen Gesängen an 7 Brunnen; eine Ruthe, die 7 Wunder wirkt, 7 unterirdische Welten u. s. w.[4])

Geradezu unerklärlich wäre das massenhafte Auftreten der 7 in den Traditionen der Samojeden, wenn wir nicht wüssten, dass dieses Volk einst an der eranischen Contactzone, nämlich am Altai, gelebt hat.[5]) Es ist vor den einbrechenden Kirgisen zur Küste des Eismeeres geflohen. So dient uns dieses Überlebsel als schlagender Beleg für die hier verfochtene Diffusionstheorie.

Die frühesten Einflüsse der westasiatischen Culturländer auf China werden gewöhnlich in das Ende des II. Jahrhunderts v. Chr. versetzt, dabei wird jedoch die Vermittlerrolle der handeltreibenden Eranier, welche die Städte Ostturkestans bevölkerten, unterschätzt. Auf solche uralte Quellen deutet das Vorkommen der 7 Planeten im Sehu-king. Rev. Chalmers betrachtet dieselben als Importartikel aus dem Westen (Schlegel, Uranographie Chinoise, 696). Außerdem bestanden maritime Verbindungen mit Westasien seit dem VII. Jahrhundert v. Chr. unter Sennacherib. Sie sind durch das aus dieser Zeit stammende babylonische Geld in der Form von Bronzebeilen, welche in Kiao-tschao gefunden wurden, bezeugt. Der Wert derselben wurde durch die Fürsten von Tsi und Tsu reguliert.[6]) Wie in Indien war der Tauschverkehr Chinas mit dem Westen von der Einführung westasiatischer Astrologie und Zauberei begleitet. Nach der Ansicht der meisten Sinologen fanden diese Elemente den günstigsten Nährboden im Taoismus. Cantor[7]) und Sayce[8]) haben auf die große Ähnlichkeit zwischen babylonischer und chinesischer Mystik der Zahlen und der geometrischen Figuren aufmerksam gemacht. Der methodische Kanon dieser mystisch-kosmologischen Anschauungen in China ist der allmächtige Feng-shui, welcher die geraden Linien als unheilvoll perhorresciert, wie dies in Babylon der Fall war. Die Geschichte des Feng-shui ist, mit Eitel[9]) zu sprechen, die Geschichte der chinesischen Philosophie.

---

[1]) Comparetti, Kalewala, 240—247.

[2]) Müller, Ethnogr., 384.

[3]) Tomaschek, a. a. O. II, 19, 23.

[4]) Kalewipoeg ed. Reimann 1900, XI, 460—76, XIV, 360—364. Im ganzen kommt die 7 circa 23mal vor.

[5]) Tomaschek, a. a. O. II, 66, nach Fischer, Sib. Gesch., 120.

[6]) Lacouperie, The Yh-king, 115. — Kennedy, Early Commerce of Babylon with India, J. R. Ar. Soc., 1898, S. 264—286.

[7]) Cantor, Mathematische Beiträge zum Culturleben der Völker, 102. — Cantor, Geschichte der Mathematik, I, 57.

[8]) Sayce, Babyl. Augury, Trans. Soc. Bibl Archeol., IV, 202—310.

[9]) E. Eitel, Feng-Shui, 61.

Dass die Chinesen die Erfindung dieser Dinge zum guten Theil ihren Kaisern Fuhi und Vuhang zuschreiben, wiegt nicht sehr schwer zu Gunsten ihres beanspruchten Autorrechtes

Die Übertragung der mystischen 7 in die Malayenwelt als Folgeerscheinung der indischen und muhammedanischen Staatengründungen bedarf keiner weiteren Erörterung. Dass die Malayen dieselbe weiter nach Polynesien getragen haben, ist wohl wahrscheinlich, doch lässt sich darüber vorläufig nichts Näheres aussagen.

Für die Annahme, dass unsere Zahl von einem Culturcentrum aus zu den verschiedensten Völkern gedrungen ist, bietet die weite Verbreitung von bestimmten Formen der kosmischen oder mystischen 7, welche in letzter Linie auf Babylon zurückgehen, zweifelsohne eine kräftige Stütze. Die 7köpfige Schlange kennen die Babylonier, Inder, Eranier, Altaier, Malayen, Araber, Juden, Germanen, Romanen, Rumänen, Polen. In der Bretagne sagt man noch heute, dass alle Schlangen gegen Ende ihres Lebens nach Babylon gehen, dort einen sehr hohen Thurm besteigen und beim Ertönen einer Glocke in ein Loch herunterfallen.[1]) In Europa ist, wie es scheint, die Vorstellung weit verbreitet, dass jede Schlange unter gewissen Voraussetzungen zur 7köpfigen Schlange werden kann. Die babylonische Vorstellung von den 7 Winden kommt in der Bretagne, bei den Großrussen, ferner im indischen Agnicayana (Schichtung des Feueraltars) vor, an dessen Schlusse den 7×7 Winden geopfert wird. Hieher gehört auch die weite Verbreitung der 7tägigen Todtenklage. Von den bösen 7 der Babylonier ist der eine ein Werwolf. Die Europäer erklären von 7 derselben Mutter entstammenden Knaben oder Mädchen den 7. für einen bösen Dämon. An die 7 Flüsse der Babylonier, Eranier, Inder erinnern die 7 den Semiten heiligen Quellen, welche so häufig auch in unseren Ortsnamen auftreten. Auch die 7 weisen Männer kommen zuerst in Babylon vor.

Der merkwürdige Name einer preußischen Ortschaft »Siebenplaneten« führt direct auf die ursprüngliche Bedeutung der 7.

Es soll übrigens durchaus nicht in Abrede gestellt werden, dass für den Gebrauch der 7 in den Volkslegenden auch noch andere auffallende Sterngruppen, wie z. B. der große und kleine Bär, die Plejaden, in einzelnen Fällen als Untergrund dienen.[2]) Die mythische Verwertung des Sternenhimmels, das was Byron die Poesie des Himmels nennt, ist weder auf die Planeten, noch auf einzelne Völker beschränkt. Doch hat die animistische Auffassung der Fixsternenwelt niemals zu einer so universellen Form der Zahlenmystik geführt, wie wir sie im vorhergehenden verfolgt haben. Diese letztere ist aus der speculativen Auffassung der himmlischen Wandelkörper als Ordner des Weltalls und aus dem geistigen Zusammenhange der Culturen des Orients und des Occidents hervorgegangen.

Die 7 hat jedoch in den Volkstraditionen nicht immer eine kosmische oder magische Bedeutung. Die deutsche Tagesliteratur liefert zahlreiche Belege für einen gewohnheitsmäßigen oder sprichwörtlichen Gebrauch derselben ohne jeden mystischen Hintergedanken. Dies lässt sich ebenso häufig in den Traditionen der verschiedensten Völker beobachten. Eine schablonenhafte Deutung solcher Erzählungen, man denke z. B. an die 7 Schwaben, auf kosmische Beziehungen, wäre ganz verkehrt. Allerdings erweckt ein solches Gewohnheitsverhältnis von vorneherein den Verdacht auf einst vorhandene mystische Vorstellungen. Allerdings kann dasselbe innerhalb sehr enger Grenzen auf bloßem Import aus der Fremde beruhen. Dass sich solche Producte einer rein mechanischen Nachahmung auf lange Zeit lebensfähig erhalten, ist unbestreitbar. In den überwiegend meisten Fällen jedoch kann der gewohnheitsmäßige Gebrauch der 7 als ein Überlebsel einer früher bestandenen mystischen Auffassung dieser Zahl nachgewiesen werden.

[1]) Sébillot, Trad. Haute Bretagne, II, 218.

[2]) Kunze, Beil. Allg. Z., München 1900, Nr. 181

Auf Grund dieser Betrachtungen ergibt sich für den Zahlaberglauben folgende Entwicklungsreihe: kosmische Zahl, magische Zahl, bloße Gebrauchs- oder Lieblingszahl. Dies soll hier zwar nur für die 7 gelten. Doch lässt sich eine analoge Entwicklung auch für andere Zahlen nachweisen.

Wer die Verbreitung der mystischen 7 als Function der europäisch-asiatischen Culturgemeinschaft anerkennt, wird die Bedeutung der Thatsache nicht unterschätzen, dass diese Zahl, wie die slavischen Forscher einstimmig berichten, bei Nord- und Südslaven (mit Ausnahme der Polen), bei den Balkanvölkern, Neugriechen, Albanesen, Rumänen nur untergeordnet auftritt. Tomaschek hat (Sitzb. Ak. d. Wiss., Wien. CXVII. 6) aus dem Umstand, dass die Neuris, das älteste Verbreitungsgebiet der Slaven im heutigen Polen, mit dem sokolotischen (eranischen) Steppengebiete nur auf einer ganz kleinen Stelle zusammenstieß, die Erklärung für den Mangel skythisch-eranischer Elemente im gemeinsamen slavischen Sprachschatze abgeleitet. Nach dieser Anschauung hätten somit schon in vorhistorischer Zeit die Bedingungen für eine Aufnahme der mystischen 7 aus primärer Quelle bei den Slaven gefehlt. Das sporadische Auftreten derselben wäre eher auf spätere Berührungen der slavischen Welt mit den Altaiern und mit Westeuropa zurückzuführen. Die Slaven haben das Christenthum erst zu einer Zeit empfangen, in welcher die Stellung der mystischen 7 durch die 9 hart bedrängt war. Der Mangel der 7 in den Volkstraditionen Südosteuropas scheint aber auch ein helles Licht zu werfen auf die verheerenden Wirkungen der Völkerwanderung, welche in Pannonien, Mösien, Illyrien den Zusammenhang mit der classischen Cultur gänzlich vernichtet hat. Nur auf diese Weise erklärt sich die Anomalie, dass gerade den Bewohnern der Landbrücke zwischen Asien und Europa jene geistigen Bindeglieder nahezu fehlen, welche die westeuropäischen Traditionen noch vielfach bewahrt haben.

Eine sorgfältigere Ausführung dieses hier nur in den äußersten Umrissen angedeuteten Problems überschreitet das Gebiet der vergleichenden Ethnologie. Sie bleibt aber auch abhängig von einer Geschichte der Neunzahl, welche bei den Osteuropäern im Vordergrund steht und auch bei den Westeuropäern eine immerhin wichtige Rolle spielt. Zur vorläufigen Orientierung sei nur bemerkt, dass im Brahmanismus die 7 Welten früher auftauchen, als die 9 Welten. Im Rigveda ist nur von den 7 Welten die Rede. Im Atharvaveda werden (XI, 9, 14) 9 Welten erwähnt. Herr Bloomfield bemerkt hiezu, dass diese Stelle einzig in ihrer Art ist. Der Talmud macht ausgiebigen Gebrauch von der mystischen 7. In den älteren kabbalistischen Schriften scheint dieselbe noch vertreten zu sein.[1]) Dagegen enthalten die mir bekannt gewordenen Theile des Zohar, dessen Abfassung gegenwärtig in das XIII. Jahrhundert versetzt wird, nur wenige Spuren davon. Die Planetengeister sind in den zehn Sephiroths aufgegangen. Eine hervorragendere Rolle spielen dagegen 9, 18, 36, 72.[2]) Der Koran kennt ursprünglich die 7 Himmelssphären, die spätere arabische Wissenschaft 9 und 11. Im Neo-Mazdeismus ist, wie im nördlichen Buddhismus, die 9 zur Herrschaft gelangt. Diesem späteren Entwicklungsstadium werden wohl auch die 9 Welten der Edda und der Slaven zugerechnet werden müssen.

Gegen diese Auffassung lässt sich der Einwand erheben, dass die 9 schon im homerischen Epos das Übergewicht über die 7 hat. Hesiod erkennt in den »Werken und Tagen«, V, 810—18, ausdrücklich den glückbringenden Charakter der 9 an. In der pythagoräischen Zahlenlehre nimmt die 9 eine wichtige Stelle ein (Zeller, I. 289ff.). Nach

[1]) Bloch, Gesch. Entw. Kabbala, 12, 18.

[2]) Mac Gregor Mathers, Kabbala unveiled, Drei Bücher des Zohar, XXIV, 157, 158, 169, 205, 207, 219, 327.

Varro »de re rustica«, III, 9, 12, wirken 3×9 Wespenstiche tödtlich. Über die 9 und 3×9 bei den sibyllinischen Ceremonien sei auf Diels »Sybillinische Blätter« (S. 40—46 nebst den Anm.) gewiesen.

Griechenland hat somit unzweifelhaft als sehr altes Centrum für die Anerkennung der mystischen 9 gewirkt. Vielleicht wurden unter dessen Einfluss westasiatische, ursprünglich auf die 7 bezogene Vorstellungen entsprechend abgeändert.[1]) Der mystischen 9 erwuchs jedoch durch das neuerliche Eindringen der 7 unter altgnostischer Flagge ein bedeutender Gegner. Trotz des unerschütterlichen Glaubens des Volkes wie der Gebildeten an die sybillinische Geheimkunst und an die mystischen 3, 9, konnte Cicero dem Scipio Africanus die Worte in den Mund legen, die Zahl 7 sei der Knoten aller Dinge. Ein neuerlicher Umschwung zu Gunsten der 9 wird wohl auf Rechnung der neuplatonischen Philosophie zu setzen sein, welche eine neue Ära der Zahlenmystik begründet und die Zahl 9 außerordentlich begünstigt hat. Dies gät besonders von der jüngeren neuplatonischen Schule, deren Einfluss vor allem Persien und Arabien traf, jedoch, mit Dr. Kirchner (Philos. d Plotin. 216) zu sprechen, »bis in die fernsten Tiefen Asiens« hineinreichte. In dem Systeme des Gründers dieser syrischen Schule spielen die Triaden und Enneaden die Haupt-, die 7 eine Nebenrolle. Aus dem endgiltigen Siege des Neuplatonismus über die Gnostik einerseits, wie dessen engerer Verbindung mit religiösen und theurgischen Bestrebungen anderseits, lässt sich sehr wohl das verstärkte Eindringen der 3 und der 9 in das allgemein-menschliche Zauberinventar und in die Vorstellungen der Europäer, besonders der nördlichen Germanen, der Perser, Araber und der ostasiatischen Völker erklären.

Namhafte Forscher haben einen indogermanischen Ursprung der mystischen 9 angenommen. Sie kommt aber im Rigveda kaum vor. Die allerdings öfters vertretene 99 kann nicht ohne weiters als ein Analogon der 9 gelten. Man könnte sie auch in 3×33 auflösen. Diese Hypothese trägt aber auch nicht der starken Verbreitung der 9 bei Mongolen, Tibetanern, Chinesen, Mandschu u. s. w. genügende Rechnung. Ich hoffe überdies bei nächster Gelegenheit darthun zu können, dass primitive Völker, wie z. B. die Indogermanen, welche von höheren Culturströmungen unberührt geblieben sind, überhaupt keine Zahlenmystik kennen. Wollte man Bastians Nomenclatur anwenden, so müsste man sagen, die Zahlenmystik ist nicht Elementar-, sondern Völkergedanke.

Sehen wir uns nach einem Culturvolke um, bei welchem die Vorstellung von der mystischen 9 endemisch war, so gerathen wir sofort auf die Ägypter Brugsch, besonders aber Maspéro,[2]) haben nachgewiesen, dass die große Enneade der heliopolitanischen Priesterschule eine sehr alte Grundlage der ägyptischen Religion bildet. Sie besteht aus 3 Enneaden, deren dritte wahrscheinlich die Geschicke der Abgestorbenen im Jenseits bestimmte.[3]) Auch die hermopolitanische Enneade war ursprünglich auf die 9-Zahl aufgebaut. Sie behielt noch später ihren Charakter als Enneade bei, als sie 13 und 15 Götter umfasste (Maspéro, 385). Maspéro bildet sogar eine thebanische Enneade ab, welche aus 7 Göttern und Göttinnen besteht.[4]) In Ägypten ist somit die 7 offenbar jünger als die 9. In der größtentheils magischen Medicin spielt

[1]) 7 Musen auf Lesbos. Preller, Gr. Myth. Ed. Robert. I, 491, Anm. 5. Die 9köpfige Schlange erinnert lebhaft an ihr 7köpfiges babylonisches Analogon. Dasselbe gilt von der 9tägigen Todtenfeier in Homer, gegenüber der 7tägigen der Westasiaten.

[2]) Maspéro, Sur l'Ennéade Et. Myth. Arch. Egypt., II, 337—392.

[3]) Maspéro, a. a. O. II, 353.

[4]) Maspéro, Egypte et Chaldée, 151.

die 4 × 9 eine Rolle.[1]) Wenn der Gott der Unterwelt, Thoth, »das Buch des Propheten« dem Ra vorlesen will, muss er sich vorerst an 9 Tagen Reinigungen unterziehen; die Priester und die übrigen Menschen müssen dasselbe thun.[2]) Die Trauer um den Pharao dauert 8 × 9 Tage; dieselbe Trauerzeit gilt auch für die übrigen Stände.[3]) Ein am 9. des Monats Paophi geborenes Kind erreicht ein hohes Alter (Chabas, Papyrus magique Harris, 148) u. s. w.

Zahlreiche, allerdings erst neuestens von den Ägyptologen gewürdigte Thatsachen beweisen, dass schon zur Zeit der Abfassung der Pyramidentexte durch den Einfluss der Priester von Heliopolis die mystische 9 vollständig ins Volksbewusstsein gedrungen war. In der historischen Zeit gab es keine einzige Localreligion, welche nicht ihre eigene Enneade nach dem Muster von Heliopolis besessen hätte (Maspéro, a. a. O. II, 371). Dies eröffnet uns die Möglichkeit, die mystische 9 der Griechen als sehr alten Importartikel aus Ägypten zu erklären. Herodots Angabe, dass die 9tägigen eleusischen Mysterien aus Ägypten kamen, stimmt auffallend mit unserer Hypothese. Ohne den so eifrig verfochtenen griechischen Charakter der neuplatonischen Speculation anzutasten, wird man doch der Enneade des Jamblichus, »der neuen Einheit, dem Princip aller Identität und Vollkommenheit«, ägyptischen Ursprung zuschreiben dürfen. Auf eine weitere Besprechung der einschlägigen Verhältnisse muss hier verzichtet werden. Jedenfalls wird durch die Beseitigung des indogermanischen Vorurtheils das Problem der mystischen 9 einer ethnologischen Behandlung erst zugänglich, wozu aber allerdings vor allem eine in diesem Falle besonders schwierige Materialbeschaffung gehört.

[1]) Wiedemann, Rel. d. alt. Egypt., 147.

[2]) Naville, La destruction des hommes par les Dieux, Transact. Soc. Bibl. Archéol., IV, 1—18.

[3]) Wilkinson, Manners and Customs of ancient Ägyptians, V, 408, 425.

Der Burzenländer Hof.

Von Prof. Karl Fuchs in Kronstadt in Siebenbürgen.[1])

(Mit 28 Textabbildungen.)

Das Land und seine Bewohner.

Das Burzenland (das Waldgebirge abgerechnet) ist eine Ebene von etwa $444\,km^2$ in der südöstlichen Ecke von Siebenbürgen, in der Höhe von etwa $270\,m$ über dem Meere. Im Osten setzt sich die Ebene als das lange, schmale, sehr arme Széklerland fort. Im übrigen ist die Ebene von allen Seiten von Waldgebirge umgeben. Im Süden befindet sich ein Hauptzug der Karpaten (mit dem Butschetsch).

Bären kommen mitunter in die unmittelbare Nähe der Ortschaften, auch bis nach Kronstadt; Wildschweine sind eine Plage der am Fuße der Waldgebirge Wohnenden; Luchse sind nicht selten, und die Gemsen des Butschetsch und des Königssteins sind ein beliebtes Jagdthier der Kronstädter Herren.

Der Hauptfluss des Burzenlandes ist der Alt, der aus dem Széklerlande kommt (vgl. Abb. 128). Er bildet aber die Ostgrenze; durchflossen ist das Land in erster Linie von der Burzen, magyarisch Barcza, die der Ebene den Namen gegeben hat. Der Boden ist fruchtbar, nur der centrale Theil ist feucht. Der Winter ist klar und sehr kalt; der nicht heiße Sommer kommt spät und unvermittelt; der Herbst ist lang und heiter. Regen fällt aber oft und viel. Wein und empfindlichere Obstsorten gedeihen heute im Burzenlande nicht.

Nach den prähistorischen Funden des Herrn Julius Teutsch ist das Burzenland uralter Culturboden, und nach der Meinung von Fräulein Sophie Torma ist in der heute rumänisch sprechenden Bevölkerung der Rest der vor den einwandernden Sachsen und Magyaren in den Waldgebirgen ansässig gewesenen älteren Bewohner zu suchen. Diese meist arme Bevölkerung ist heute an Kunstsinn dem Székler und namentlich dem Sachsen weit überlegen.

Die Sachsen, die ausschließlich das Flachland bewohnen, stammen nach dem Zeugnis ihrer Sprache aus der Moselgegend. Man nimmt an, dass sie in der Mitte des XIII. Jahrhunderts eingewandert sind, und dass dabei der deutsche Ritterorden ein Hauptfactor war. Vor kurzem hat Melich, ein jüngerer Philologe, nachgewiesen, dass alle Wörter, die die magyarische Sprache in alter Zeit aus dem Deutschen aufgenommen hat, aus Nordwestdeutschland stammen, nicht aus den Alpenländern, dass also in ganz Ungarn die alten deutschen Ansiedler vom Niederrhein stammen. Daher kommt es wohl, dass die alten deutschen Bauweisen in ganz Ungarn und Siebenbürgen verwandte Züge zeigen.

Die östlichen Nachbarn der Sachsen sind die Székler, die ebenfalls das Gebirge nicht lieben. Von magyarischer Seite wird in neuerer Zeit aus philologischen Gründen angenommen, dass sie in unbekannter Zeit aus dem südwestlichen Ungarn eingewanderte Magyaren seien. Da ihnen das entlegenere und schlechtere Land zutheil wurde, können sie später als die Sachsen eingewandert sein. Sie waren immer militärische Grenzwächter

[1]) Im XXIX. Bande, S. 190—231, der vorliegenden Zeitschrift befindet sich eine Arbeit von J. R. Bünker über das siebenbürgisch-sächsische Bauernhaus. Da derselbe verhindert war, das Burzenland so genau zu durchforschen wie das Nösnerland, und ich schon seit mehreren Jahren in Kronstadt wohne, will ich es versuchen, Bünkers Arbeit einigermaßen zu ergänzen.

mit ganz exceptionellen Statuten. Sie bauen etwa wie die Sachsen, können dies aber auch in Westungarn gelernt haben.

An der Südgrenze des Burzenlandes am Fuße des Gebirges wohnen in sieben kleinen, miteinander verschmolzenen Dörfern, den Sieben-Dörfern, magyarisch Hétfalu, die sehr armen Csángó, Tschangonen, mit minimalem Grundbesitz. Ihr bester Kenner, A. Horger, ein junger Philologe, hält sie für einen Székler Nachschub; sie hätten den letzten Rest des Bodens erhalten.

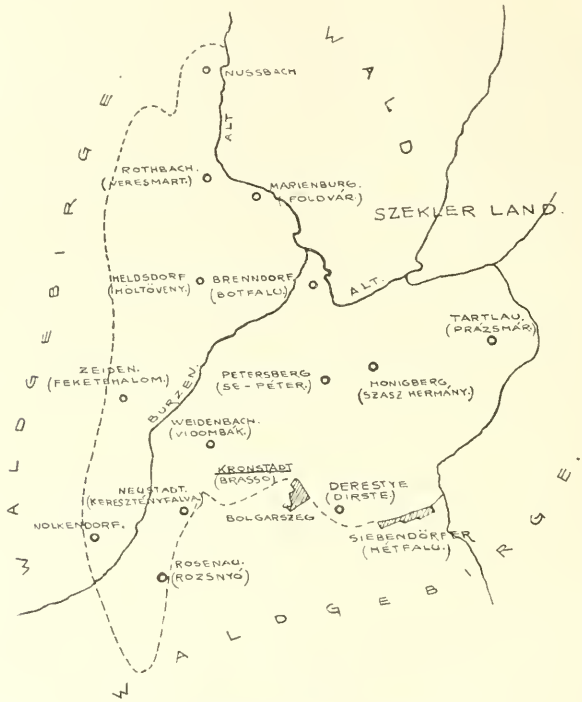


Abb. 128. Situationsskizze der Ebene des Burzenlandes.

Die heute in den Dörfern immer mehr überhand nehmenden, überaus gelehrigen Rumänen sind ursprünglich Bewohner des Waldgebirges, namentlich Hirten gewesen.

Im Quellengebiet der Burzen, das ein römisches Castrum enthält, haben fast alle Ortschaften (Bran, Sohodol, Tohán, Zernest) und viele Rieden slavische Namen, und der Flussname Bareza selbst scheint slavisch zu sein. Die nach slavischer Art auffallend liebenswürdigen, aber an lateinischen Wörtern armes, an keltischen Wörtern reiches Rumänisch sprechenden Bewohner wohnen oft in festungsartigen hölzernen Einzelhöfen von altrömischem Typus (in der Mitte ein kleiner, gepflasterter, ringsum überdachter Hof). Diese, keinen Anschluss an die Burzenländer Bauweise zeigenden Häuser bespreche ich an dieser Stelle nicht.

Als das interessanteste Volk des Burzenlandes erscheint mir das in zwei zur Stadt Kronstadt gehörigen Niederlassungen wohnende und heute rumänisch sprechende Völkchen

von vielleicht bulgarischem Ursprung. Diese Bewohner der »oberen Vorstadt« (magyarisch Bolgár-szeg, d. h. Bulgarenwinkel) und der Dirste (*dirste* heißt im Rumänischen die Walkmühle) haben eine merkwürdige Holztechnik.

Ich theile die Vermuthung der deutschen Forscher, dass Haus und Hof all dieser Nationalitäten im wesentlichen altsächsisch sind, und vermuthe, dass sie altsächsische Formen bewahrt haben, die die Sachsen schon vor Jahrhunderten durch neuere Formen ersetzt haben. Ich will es aber nicht verhehlen, dass die magyarischen Forscher, unseres Wissens mit einziger Ausnahme des Dr. J. Jankó, ungefähr der entgegengesetzten Ansicht sind, wie einige neuere Polemiken erwiesen haben.

Das Burzenland hat nur eine Stadt, das ist Kronstadt, welche heute 30.000 Einwohner: 10.000 Sachsen (die Intelligenz), 10.000 Rumänen und 10.000 Magyaren (zumeist Dienstleute), besitzt; um 1700 war Kronstadt mit 23.000 Einwohnern die volkreichste Stadt Ungarns. Es war immer der geistige Mittelpunkt des Burzenlandes, eine reiche Industriestadt, und hatte sehr weit reichende Verbindungen nach Deutschland und dem Oriente. Der Habitus der Häuser scheint sich in jeder Zeit nach der jeweiligen Art Deutschlands gerichtet zu haben; von Kronstadt aus scheinen sich Baumoden in die Dörfer fortgepflanzt zu haben; daneben hatten die Dörfer aber ihre Localmoden.

Kronstadt mit seinen bulgarischen Vororten war für meine Forschungen die reichste Fundstätte. Glücklicherweise werden die alten Häuser nach Möglichkeit erhalten, weil sie sich als schon vorhanden weit besser verzinsen, als Neubauten, die erst bezahlt werden müssten.

Andere Burzenländer Ortschaften sind Heldsdorf (Höltövény), Zeiden (Feketehalom), Marienburg (Földvár), Tartlau (Prázsmár) u. a.

Die Sachsen waren nie Leibeigene, hatten keinen Adel, unter ihnen wohnten keine Magyaren, vor allem keine adeligen Grundherren. Die Macht der Comitate, die sich an den Zipser Städtchen als unheilvoll erwiesen hat (während die polnische Wirtschaft die Städtchen gedeihen ließ) hat hier nie gewaltet.

Das traditionelle Existenzminimum der Sachsen ist ein sehr hohes. Wer es nicht erreichen zu können hofft, der wandert aus, in ein Nachbarcomitat, nach Rumänien oder nach »Ungarn«, und an seine Stelle tritt der anspruchslose Rumäne. Immer größer werden die rumänischen Viertel am Ende der sächsischen Orte. Diese rumänischen Höfe sind aber meist klein.

In Kronstadt gibt es nur Székler Mägde und Székler und rumänische Knechte. Wohl aber geht des sächsischen Bauern Sohn auf einige Jahre als Knecht auf den Hof eines befreundeten Bauern, um zu lernen, wie er einst den eigenen Hof führen soll. Im sächsischen Dorfe gab es keinen Herrenhof, aber auch keine besitzlosen Armen am Ende des Dorfes.

In seinem Hause formt der Sachse alles correct und bequem. Er verwendet keinen Balken, den er nicht regelrecht glatt und rechtwinkelig gezimmert hätte, und er schleppt nicht keuchend das Wasserfass, sondern führt es auf einem besonderen Räderpaare. Um bequem und stattlich zu wohnen, baut er gerne und oft und ohne Rücksicht auf traditionelle unbequeme Formen. Wohl aber folgt er mit Ambition den Baumoden seines Ortes. Die Sachsen haben bis vor kurzem Dreifelderwirtschaft getrieben.

Die Dorfanlage.

Ich kenne nur eine sächsische Ortschaft, die die ursprüngliche Anlage, welche dahin geht, die Gassen orthogonal zu ordnen und die Gesammtanlage der Rechteckform zu nähern, bis zum heutigen Tage bewahrt hat, und das ist Mühlbach im Altland, also nicht

im Burzenland (vgl. Abb. 129). In der Mitte liegt die rechteckige Kirchenburg, von deren vier Eckthürmen heute nur mehr der »Schulthurm« steht, in dem während der Belagerungen Schule gehalten wurde. Die Kirchenburg liegt in der Mitte des sehr langen, rechteckigen Marktplatzes. Um diesen liegen die Höfe, die Häuser dem Platze, die Gärten der Mauer zugekehrt, in vier Vierteln. Die Stadt ist von einem Mauerrechteck umgeben, das größtentheils heute noch steht. Um das Rechteck lief ein Graben, um diesen ein heute kaum erkennbarer Wall, und um diesen lagen rings um die Stadt die vielen Fischteiche, die heute zumeist zu Gemüsegärten geworden sind; der Rest eines der Teiche ziert den heutigen Stadtpark. Heute hat die Stadt mehr Gassen als die Abbildung zeigt, die dargestellten Gassen werden aber von Dir. Baumann in Mühlbach als die ursprünglichen bezeichnet.[1])

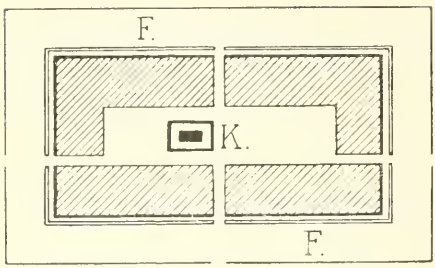


Abb. 129. Plan des alten Mühlbach (*K* = Kirchenburg, *F* = Fischteiche).

Die Hofanlage.

Der Burzenländer Hof ist in der Regel ein breites, sehr langes Rechteck. Gegen die Gasse steht das Wohnhaus. Hinter der quer gestellten Scheune befindet sich ein Garten, in den man durch eine Lücke zwischen der linken Hofgrenze und der Scheune gelangt, da die Burzenländer Scheune keine Durchfahrt hat. In mehreren Ortschaften, wie in Tartlau, in Petersberg, in Marienburg, befindet sich aber ziemlich regelmäßig auch vor der Scheune ein Garten, der gegen den Hof durch einen leichten Staketenzaun abgegrenzt

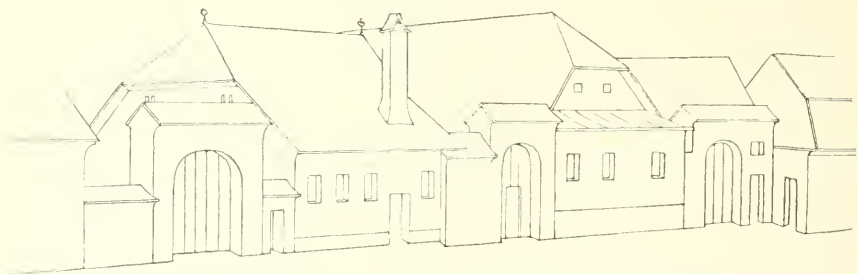


Abb. 130. Ansicht der Häuser Nr. 25, 26 und 27 in der Hinteren Gasse in der Altstadt in Kronstadt.

ist. In Marienburg ist dieser Platz allerdings zuweilen wüst und eine riesige Düngerstätte. Die Scheune scheint ursprünglich nicht im eigentlichen Hofe, sondern inmitten des Gartens gestanden zu sein. Während also in anderen deutschen Gegenden, wie im

[1]) Die Zipser sind Verwandte der Sachsen. Die Stadt Leutschau, die am Ende des XIII. Jahrhunderts in einem Jahre planmäßig angelegt wurde, hat eine ähnliche, aber größere Anlage. Dort scheinen die Höfe den langen Hauptplatz nicht in einem, sondern in zwei concentrischen Rechtecken umfasst zu haben, die durch ein Gassenrechteck geschieden waren. Der innere Ring scheint der Ring der Reichen gewesen zu sein. Die Kirche ist, wie auch in Kaschau, quer über den Platz gestellt.

Wieselburger Comitat. zwischen Scheune und eigentlichem Hof, wohl der leichteren Zufuhr wegen, eine Straße eingeschoben, und so die Scheune vom Hof ganz abgeschnitten wurde, hat der Sachse umgekehrt die Scheune zu einem Gliede des Hofes gemacht.

In jedem Dorfe gibt es Höfe mit voller Breite und Höfe mit halber Breite. Die volle Breite scheint in verschiedenen Dörfern etwas verschieden zu sein. Annähernd fand ich in Zeiden 16 *m*, in Weidenbach 17 *m*, in Brenndorf 19 *m* u. s. w., doch kann ich mich geirrt haben. Die Höfe von halber Breite findet man in den Gassen zumeist streckenweise (Abb. 130).

Auf die Anlage einzelner Bauernhöfe übergehend, will ich mit der Beschreibung der Situation eines Széklerhofes beginnen, da ich diesen für altsächsisch halte (vgl. Abb. 131).

Der Zaun wird nach der Gasse zu nur vom pompösen, bis gegen 6 *m* weiten und hohen Thor durchbrochen. Das mit einem Walmdach gedeckte Wohnhaus steht im Hofe meist links, eine Schmalwand der Gasse zugekehrt, vollkommen frei, den Zaun nicht unterbrechend. Das Haus steht mit der Rückwand vom Zaun um etwa 1—1·5 *m*, mit der schmalen Seitenwand um noch mehr ab. Die Fenster der Schmalwand würden den Ausblick lediglich in den erwähnten Zwischenraum, diesen Staub-, Schmutz- und Schuttfangapparat gewähren, wenn die Székler Hofumfriedung gegen die Gasse nicht meist niedrig und zierlich durchbrochen gehalten und oft geradezu künstlerisch behandelt wäre. Das Vordach längs der ganzen Langseite des Hauses ragt weit vor und wird von zierlichen Säulen getragen. Zwischen den Säulen läuft eine Brüstung, die nur vor dem Eingang in der Mitte der Front unterbrochen ist, so dass vor dem Hause eine freundliche Gallerie liegt. Diese Gallerie und der Abstand vom Zaune machen, dass das Haus einen sehr großen Theil des Hofes belegt. Diese Gallerie längs der Front findet sich übrigens fast überall im ungarischen Flachland, so in Arad, in der Gegend von Pest, in Komorn, in Städten, die noch vor kurzem ganz deutsch waren, ebenso wie im Széklerland.)

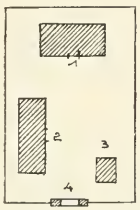


Abb. 131. Disposition des Székler Hofes. (1 = Scheune, 2 = Wohnhaus, 3 = Feuerhaus, 4 = Thor.)

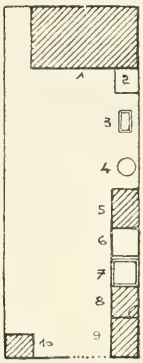


Abb. 132. Breiter Hof in Zeiden aus dem Jahre 1847. (1 = Scheune, 2 und 6 = Garten, 3 = Schweinestall, 4 = Düngerhaufen, 5 = Stall, 7 = Kammer, 8 = Vorhaus, 9 = Stube, 10 = Feuerhaus.)

Rechts vom Hofthore, vom Zaune überall weit abstehend, steht das kleine Feuerhaus, den Backofen enthaltend. Das Wohnhaus enthält keine Küche, weil angeblich Sommer und Winter im Feuerhaus gekocht wird. Hiezu muss ich aber bemerken, dass die Székler, die ich fragte, ob sie auch im Winter im Feuerhause kochten, einfach lachten und mir den Herd im Hause zeigten, wo sie im Winter kochen. Die Sitten scheinen also nicht so einheitlich zu sein, wie sie dargestellt werden. Die im Hintergrund des Hofes quergestellte Scheune enthält oft auch den Stall, selbst den Schupfen, da die Székler sehr wenig Aekerland haben. An der dem Hause gegenüberliegenden Seite habe ich die großen Maiskörbe stehen sehen.

Auf die Sachsenhöfe übergehend, sei die Anlage derselben im folgenden etwas näher beschrieben.

Abb. 132 zeigt einen breiten Hof aus der Hauptstraße von Zeiden, aus dem Jahre 1847. Die linke Seite ist ausnahmsweise ostentativ leer gemacht. Normal ist die Kammer, wenn sie vorhanden ist, nicht in den Zwischenraum zwischen Wohnhaus und Wirtschafts-

haus eingeschoben, sondern an die andere Hofseite gebaut. Auch der Düngerhaufen liegt meist auf der entgegengesetzten Seite.

Dem Sachsen ist es um einen freien imponierenden Hof zu thun. Das Wohnhaus ist ganz in die eine, zumeist rechte Vorderecke des Hofes gerückt und unterbricht mit einer Schmalwand die Hofmauer; die Säulen des Vordaches sind entfernt. Das Feuerhaus ist ebenfalls an die Wand gerückt. Das Wirtschaftshaus, aus Stall, Schupfen und Heuboden bestehend, steht an derselben Hofseite wie das Wohnhaus, ist an den Zaun gerückt und sowohl vom Wohnhaus als auch von der Scheune durch einen oft beträchtlichen Zwischenraum getrennt. Die Scheune ist quergestellt und enthält sehr selten eine Durchfahrt; sie stößt aber an der Gebäudeseite des Hofes an den Zaun und lässt auf der anderen Seite einen Durchgang in den Garten. Die Feuerhausseite des Hofes ist ziemlich frei. Keine Maiskörbe stehen dort, wohl aber Holz oder Baumaterial, oder altes Geräthe oder irgendein Hilfsgebäude (Kammern); gegen die Scheune zu befindet sich der Düngerhaufen, der vor der Commassation sehr groß war (bis zu 40 Fuhren). Der Schweinestall ist oft an die Vorderseite der Scheune an der Düngerhaufenseite angefügt. Der Brunnen steht meist in der Nähe des Feuerhauses, auf der freien Hofseite.

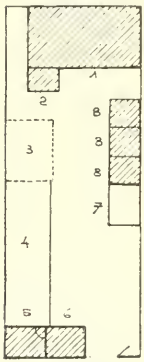


Abb. 133. Breiter Hof in Weidenbach, Mühlgasse Nr. 123. (1 = Scheune, 2 = Schweinestall, 3 = Düngerstätte, 4 = Garten, 5 = Wohnhaus, 6 und 8 = Stall, 7 = Schupfen.)

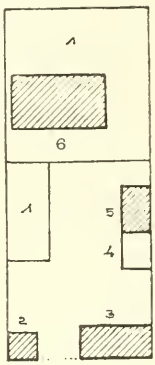


Abb. 134. Breiter Hof in Petersberg aus dem Jahre 1783. (1 = Garten, 2 = Feuerhaus, 3 = Wohnhaus, 4 = Schupfen, 5 = Stall, 6 = Scheune.)

Dieser breite Sachsenhof macht den Eindruck, als wäre er für die Wirtschaft viel zu groß; er sieht leer aus, und man hat die Empfindung, als wäre irgend etwas weggeräumt. Ich glaube, in der That ist vor allem der Gartentheil vor der Scheune cassiert.

Abb. 133 zeigt einen breiten Hof aus Weidenbach, Mühlgasse Nr. 123. Gegen die Regel steht das Wohnhaus nicht auf derselben Seite wie das Wirtschaftshaus. Das Haus zeigt der Gasse eine Langseite. Das ist bei älteren Häusern (außer in Petersberg und Honigberg) der seltenere Fall.

Im schmalen Hof ist alles auf eine Seite gerückt. Das Feuerhaus findet zwischen Thor und Hofseite kaum Platz und ist meist in die Lücke zwischen Wohnhaus und Wirtschaftshaus eingeschoben.

Abb. 134 zeigt einen breiten Petersberger Hof. Petersberg gilt für besonders alterthümlich. Dort glaubt man, die Stellung des Hauses mit der Langseite nach der Gasse sei altsächsisch. In Petersberg ist oft nicht nur hinter, sondern auch vor der Scheune ein Garten, über die ganze Breite des Hofes, durch einen leichten Zaun vom Hofe geschieden.

Weil die Sachsenhöfe, die etwa aus dem Anfang des verflossenen Jahrhunderts stammen, gar so leer aussehen, vermuthe ich, dass in alten Zeiten Wohnhaus und Feuerhaus wie bei den Széklern von der Einfriedung abstanden; dass am Wohnhaus die Säulen des nie fehlenden Vordaches nicht entfernt waren; dass im Hofe auch den Székler Maiskörben entsprechende Gefäße gestanden sein mögen, und dass die Scheune nicht vor, sondern in dem Garten stand. Solche Sachsenhäuser gibt es aber heute nicht. Feldfrüchte werden nicht im Freien, sondern etwa im Keller, oder, wo die Kirchenburg noch ge-

brauchsfähig ist, in der Kirchenburg, die inwendig wie eine riesige, ringförmige Honigwabe aussieht, deren Zellen die Fruchtkammern der einzelnen Höfe sind, aufbewahrt. Das gebräuchlichste Gefäß für Kornfrucht ist ein sehr hohes, nicht weites eichenes Fass, in diesen Fässern wurde früher der Wein aus Rumänien gebracht. Es sollen einst aber auch Fässer aus Weidengeflecht, also analog den Székler Maiskörben, nicht aber aus Stroh, im Gebrauch gewesen sein.

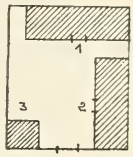


Abb. 135. Situation des Hofes in der Gasse Pe tocile in der oberen Vorstadt (Bolgárszeg). (1 = Wirtschaftshaus, 2 = Wohnhaus, 3 = Kammer.)

Nun will ich von rumänischen (vielleicht bulgarischen) Höfen in der oberen Vorstadt sprechen. Die »Vorstadt« liegt in lange Arme ausgezogen im weitverzweigten Thal hinter Kronstadt. Eine klare Disposition zeigen in erster Linie die kurzen Höfe in der Gasse Pe tocile. Die anderen Höfe sind sehr stark verbaut und meist durch das Terrain stark beeinflusst. Abb. 135 zeigt den Typus, wie ihn etwa 20 Häuser nach der Reihe zeigen. Eine Scheune braucht man nicht, weil die Leute in der Vorstadt keine Felder haben und bis vor kurzem besonders Wollindustrie übten. Durch die enge Lücke links vom Wirtschaftshause geht man in den Garten, der sich hinter dem Hofe den Berg hinaufzieht. Die Kammer fehlt nicht selten. Die Lücke zwischen Wohnhaus und Wirtschaftshaus ist öfters verbaut.

Wenn man, wie es den thatsächlichen Verhältnissen an vielen Orten entspricht, die Scheune der Sachsen als im Garten gelegen, also nicht zum eigentlichen Hof gehörig ansieht, dann erscheint der eigentliche Hof der Sachsen fast so klein, wie der Hof des Rumänen oder Széklers.

Die Umfriedung.

Nach der Gasse hat der breite sächsische Hof immer eine hohe Mauer, die aber nicht eben schön sein will; Thor und Pforte sind immer geschlossen; im Gegensatz zum Székler will der Sachse nicht, dass man in seinen Hof sehe.

Zwischen den Höfen befindet sich meist eine einfache Plankenwand. Die verticalen, rechteckigen Pfosten sind oft oben und unten durch je einen horizontalen Balken verbunden und oben schräg abgeschnitten und oft durch ein Brettchen gegen Nässe geschützt. Die Bretter laufen immer horizontal. Auf wessen Seite die Pfosten stehen, dem gehört die Planke.

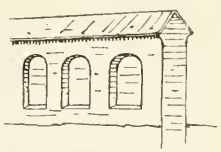


Abb. 136. Mauernischen in einer Umfriedungsmauer in breiten sächsischen Höfen.

Der Reiche isoliert sich gerne von den Nachbarn durch eine ziemlich hohe, stets tadellos (wie alles Sächsische) beworfene und geweißte Mauer. Die Mauer hat auf der Seite des Besitzers zumeist tiefe, hohe, breite Nischen, die nicht bis zum Boden reichen und (abgesehen von der Materialersparnis) die Öffnungen zwischen den Balken der Planke entfernt nachahmen (vgl. Abb. 136). Die Mauer gehört dem, auf dessen Seite die Nischen sind.

In diesem Sinne war die Mauernische, ob groß oder klein, einst ein juridisches Symbol der Sachsen, dessen sich aber heute nur die Alten erinnern. Auch in den alten Stadthäusern wahrte der Besitzer gemeinsamer Wände sein Eigenthumsrecht durch kleine Nischen in allen Zimmern und Kammern seines Hauses. Auch sonst sieht man im Hofe allenthalben kleine Nischen, die aber nur ermöglichen sollen, kleine Dinge, die man momentan weglegen will, nicht auf die Erde legen zu müssen. In Zeiden sind in alle Mauern in Hof und Garten große Holznägel eingeschlagen, um allerlei Geräthe momentan oder dauernd hinhängen zu können. Im Gegensatz zum Zipser mag der Sachse nichts auf die Erde legen.

Selten, und nur bei Wiesen oder wenig gepflegten Gärten, habe ich Zäune aus wagerecht oder schräg auf senkrechte Pflöcke geflochtenen Weiden gefunden. Was der Sachse macht, soll dauern und keiner Reparatur bedürfen. Einen lebendigen Zaun habe ich im Burzenlande noch nicht gesehen, das barbarische Lycium überhaupt nicht.

In Ungarn kenne ich kein Volk, das die störende Außenwelt so kategorisch von sich ferne hielte, wie der Burzenländer. Sogar exponierte Ackerfelder umgibt er zuweilen mit soliden Bretterplanken von mehreren hundert Metern Länge.

Selbst die Zugänge mancher Dörfer sind durch lange Planken mit Thor gegen die Felder abgeschlossen, so dass nachts bei geschlossenem Thor kein anständiger Mensch ins Dorf gelangen könnte, wenn kein Thorwart da wäre.

Das Thor.

Das typische Burzenländer Thor hat drei Formen aufzuweisen, welche aus der Abb. 130 ersichtlich sind.

Die erste Form ist eine schmucklose rechteckige Mauer, oben durch ein schmales Satteldach geschützt; die Thoröffnung mit halbkreisförmigem Bogen ist wie mit einem Messer ausgeschnitten. Zwischen Thor und Haus eingeklemmt steht die Pforte. In der zweiten Form enthält das Mauerrechteck Thür und Thor, und über der Thür ein blindes Fenster. In der dritten Form ist die Thür ins Thor geschnitten. Auffallend ist, dass der Thorbogen oft (selbst bei sehr alten Stadthäusern) ein Fünfachtelkreis, also gleich dem arabischen Bogen ein übermäßiger Kreis ist. Dieser Fünfachtelbogen ist charakteristisch für das (wahrscheinlich fälschlich so genannte) hölzerne Székler Thor, wie es in einem Exemplare auch heute noch selbst in der Inneren Stadt von Kronstadt steht. Der übergroße Thorausschnitt soll wahrscheinlich die Fruchteinfuhr erleichtern.

Der Sachse legt, wie der Székler, ein befremdendes Gewicht auf die Größe des Thores. 5 *m* Firsthöhe sind häufig, und selbst 6 *m* habe ich wiederholt gesehen. Hausfirst und Thorfirst zeigen bisweilen nur etwa 1 *m* Höhenunterschied.

Die ältere Construction, auch in der Stadt, zeigt nur einen ungeheuren Thorflügel, der rechteckig ist und sich nicht in die Thoröffnung fügt, sondern die Öffnung wie ein Kistendeckel ein Loch zudeckt. Die Achse des Thores ist ein Balken. Unten trägt er einen Eisenzapfen und stützt sich auf einen in die Erde vergrabenen Pfosten, der den Eisenzapfen aufnimmt. Dieser eingegrabene Pfosten heißt — Arsch. Das obere cylindrische Ende der Achse geht durch ein Loch in einem dicken Brett, das (in manchen Orten schräg) durch die Mauer geht, und auf der Gassenseite durch einen langen, starken Holzkeil festgehalten wird. Der Keil ist seinerseits durch ein schräges Brett gegen Regen geschützt. Oft wird das Achsenende auch durch ein Eisenband gehalten. Oft schließt der Thorflügel auch nur die untere Hälfte der Thoröffnung, wie bei den Széklern, und lässt den Bogen offen. Die Firstdecoration[1]) ist nur in Tartlau üblich.

Nur in Zeiden habe ich einen alten Mann gefunden, der sich erinnerte, dass in seiner Kindheit noch einige Holzthore vorhanden waren.

Wenn man das sächsische Thor mit dem hölzernen Thore der Székler und Rumänen vergleicht, dann kommt man zu ungeahnten Analogien, die aber besonders behandelt zu werden verdienen. Ich will hier nur das Resultat aussprechen. Es scheint, dass die Sachsen noch vor 200 Jahren hölzerne Thore hatten, die Taubenhäuser trugen. Einige derartige Thore stehen noch in Kronstadt, zu tausenden stehen sie aber im Széklerland und heißen dort Taubenthore *(galambbugos kapu)*. Noch früher scheinen die Sachsen germanische

[1]) Siehe die Abbildung derselben Nr. 88 in Bünkers Aufsatz am angegebenen Orte.

Thore gehabt zu haben, die nicht ein Taubenhaus, sondern eine Lugstube auf dem Rücken trugen, und ein solches über 100 Jahre altes Thor steht heute noch in der Dirste bei Kronstadt.

Die Scheune.

Vor allen Burzenländer Bauwerken verdient die Scheune besonderes Interesse. Strohgedeckte Scheunen zu bauen, ist schon lange verboten; doch ist es erlaubt, strohgedeckte Scheunen zu erhalten, so lange man kann. Die alten Scheunen mit ihren Bretterwänden werden aber von den Sachsen weit höher geschätzt als Scheunen mit Ziegelwänden und Ziegeldach, und zwar wegen der besseren und gleichmäßigeren Durchlüftung.

An den alten Scheunen fällt vor allem die bedeutende Größe auf. »In guten Jahren wird meine Scheune ganz voll«, sagte mir einst ein wohlsituierter Sachse. Die alte Scheune enthält beträchtliche Räume, die nie Frucht aufnehmen und auch gar nicht dazu geeignet sind. Der ganze Raum über der Tenne scheint ebenfalls selten benützt zu werden; denn ich habe dort selten Raffen und Dielen gesehen.

Ich beschreibe zuerst die Scheune des Kronstädter Archäologen Herrn Julius Teutsch. Kronstadt, Altstadt, Hintergasse Nr. 44, weil sie datiert ist und ich sie am bequemsten aufnehmen konnte (vgl. Abb. 137). In den linken Ständer des Thores ist geschnitten:

RENOVA
TUMAN
NOV 784
AS· BE·

Da die Scheune aber seit mehr als hundert Jahren keine zweite Renovierung erfordert hat, und von der Erbauung bis zur ersten Renovierung gewöhnlich mehr Zeit vergeht, als von der ersten Renovierung bis zur zweiten, so darf man ihr Alter auf etwa 200 Jahre veranschlagen.

Zweimal vier Pfosten von 3·5 *m* Höhe tragen zwei parallele ungestückelte Balken von 13·5 *m* Länge. Diese sind durch vier aufgelegte Querbalken von 10 *m* Länge gebunden. So entsteht der Rahmen, der das Dach trägt. Jede Walmfläche hat sieben Sparren, die hintere Sattelfläche elf Sparren, die durch zwei Diagonalbalken versichert sind. In jeden Ecksparren münden drei Walmsparren und ein Sattelsparren, woraus ersichtlich ist, dass die Walmflächen viel steiler sind, als die Sattelflächen. In den Seitenflügeln haben die drei Außenseiten in jedem rechten Winkel doppelte Versteifung. Die Planke ist 0·9 *m* hoch. Einen imposanten Eindruck machen die Streben, die das Dach in der Gegend des größten Winddruckes stützen. Sie sehen aus, als würde die Scheune von zwei Baumstämmen mit gegabelten Hauptästen getragen. Sie sind aber beim Fruchteinladen hinderlich, und man kommt heute mit Kehlbalken ganz gut aus.

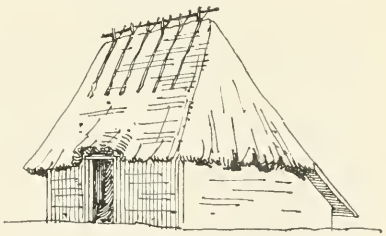


Abb. 137. Scheune des Herrn Julius Teutsch in Kronstadt, Altstadt, Hintergasse Nr. 44. (Typus der im Burzenlande am häufigsten vorkommenden Scheunenform.)

Die Scheune hat aber auch noch ein Hinterschiff. Die Hinterwand der Scheune steht nämlich 2 *m* hinter den Hinterpfosten und ist nur 1 *m* hoch. Auf Rahmen und Hinterwand sind nun besonders Sparren gelegt, die den Dachsparren seitlich anliegen, und das Dach fließt von den Hauptsparren continuierlich über die Hilfssparren und noch

über die Hinterwand hinaus. Es ist somit unmöglich, durch die Scheune hindurch zu fahren. Wohl aber kann die Mitte der Hinterwand ausgehoben werden, um in der heißen Dreschzeit den Dreschenden Luftzug zu gewähren. Das Hinterschiff macht, dass die Seitenwände fünfeckig sind.

Das Scheunenthor ist eine Tafel, die Achse links, und über ihr befindet sich ein Vordach, das von den vorragenden Querbalken und aufgelegten Hilfssparren getragen wird.

An der ganzen Vorderwand lässt das Dach eine Spalte offen, deren Construction durch Abb. 138 erläutert wird. Die aufgekämmten Sparren ragen etwas vor, und auf sie ist ein noch weiter vorragender Holzkeil genagelt, der den Dachrand trägt. Bei alten sächsischen und rumänischen Wohnhäusern fehlt diese Spaltenconstruction niemals. Wir haben hier offenbar die Rauchspalte von Häusern, deren Herdraum keine Decke hatte. In einem solchen Hause in Zernest habe ich noch den Rauch durch die Spalte abziehen sehen.

Der Kehlbalken sitzt bedeutend über der halben Sparrenlänge, der Hahnenbalken natürlich noch höher. Das Aussehen der Scheune wird dadurch hallenartiger.

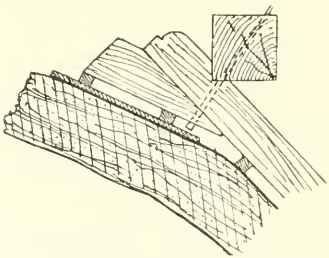


Abb. 138. Construction der Ventilationsspalte zwischen Dachfläche und Hauptbalken.

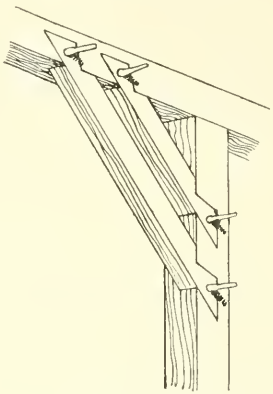


Abb. 139. Doppelte Versteifung der Burzenländer Scheune.

Alle rechten Winkel der Wände der Viertel (Flügel) der Scheune sind mit doppelten Schräghölzern versteift, wie Abb. 139 zeigt.

Die Schräghölzer sind durchaus mittelst verkehrt keilförmigen Blattes eingesetzt und in der Teutsch'schen Scheune durch einen, in anderen Scheunen durch zwei daumendicke Holznägel festgehalten. Nun stehen aber diese Nägel etwa 1 *dm* hoch vor und wirken ausgezeichnet decorativ. Nur im Burzenlande habe ich gesehen, welche große decorative Macht in den langen Nagelköpfen liegt.

Die Wände der Scheune sind, nach sächsischer Art, durchwegs horizontale Bretter, die sich weder decken noch verfälzt sind, also das Regenwasser in die Scheune leiten. Im Gegensatz zum Rumänen ist der Sachse ein Fanatiker des horizontalen Holzes.

Der Mittelraum ist Tenne, wird aber auch als Remise benützt. Die Flügel nehmen die Frucht auf, haben aber keine Dielen auf dem Rahmen. Nur über die Tenne sind öfters einige Raffen und Dielen gelegt. Ins Hinterschiff kommt nie Frucht, sondern nur die Spreu, das Kuef. Seine Flügel sind vom Tennenraum zuweilen durch Schranken oder Thüren geschieden.

Die Flügel sind selten so kurz wie in der Teutsch'schen Scheune; meistens müssen unter den Rahmen noch ein, auch zwei Ständer in jede Längsstrecke eingeschaltet werden,

so dass die vielen Ständer, in Verbindung mit den Rahmen, den Eindruck von Arkaden machen, besonders bei der sofort zu besprechenden Petersberger Scheune.

Die zweite Scheune, die ich beschreiben will, ist die Petersberger Scheune (vgl. Abb. 140). Die Exemplare, die ich gesehen habe, waren, wahrscheinlich als unrettbar, von den armen Besitzern dem Verfalle preisgegeben. Am sichersten zu finden ist die Scheune des Wegräumerhauses auf halbem Weg zwischen Kronstadt und Petersberg. Formell unterscheidet sie sich von der Kronstädter Scheune allerdings nur dadurch, dass nicht nur die hintere Seite eine Gallerie hat, sondern die Gallerie im Rechteck um die ganze Scheune läuft und nur durch das Thor unterbrochen wird. Das Thor erscheint dann in den Bau versenkt. Die Scheunenwand ist nur etwa 1·2 *m* hoch und läuft vorne und hinten im Abstand von 2 *m*, rechts und links im Abstand von 1 *m* um die den Rahmen tragenden Pfosten. Über die Gallerie sind auf Rahmen und Wandkante besondere Sparren gelegt, und über die läuft das Dach noch ziemlich tief und steil über die Wand hinaus. Die Dachwand befindet sich also ringsum nur wenige Spannen über dem Erdboden, und die Scheune sieht von ferne wie ein ungeheures, bodenständiges Zelt aus.

Diese Form scheint älter zu sein als die Kronstädter Form, und zwar nicht nur darum, weil die Petersberger besonders zäh am Alten halten. Die meisten Petersberger Höfe sind bedeutend breiter als die Kronstädter Höfe. In Kronstadt scheint man wegen Platzmangels die Seitengallerien weggelassen zu haben, die Vordergallerien aber auch aus anderen Gründen. Die fünfeckigen Seitenwände der Kronstädter Scheunen sehen durchaus nicht wie eine ursprüngliche Construction, sondern wie das unbeabsichtigte Ergebnis einer Reduction aus.

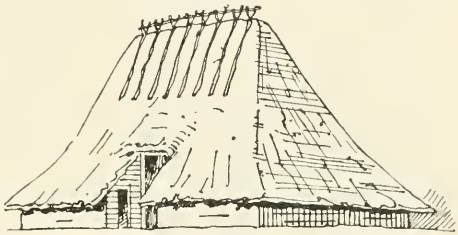


Abb. 140. Petersberger Scheune.

Der hintere Gang der Gallerie dient auch hier, wie im ganzen Burzenland, nicht zur Aufnahme von Frucht, sondern nur für Spreu; der Mitteltheil der Hinterwand kann auch hier, wie im ganzen Burzenland, behufs Lüftung, ausgehoben werden. Die Seitengänge sind wegen der großen Steilheit der Walmflächen zu schmal (1 *m*), um verwendet werden zu können. Vorne sind rechts und links vom Thor je ein Halbschiff. Oft hat wenigstens eines derselben an seiner Seitenwand, ans Thor anstoßend, eine Thüre, so dass man ins Thor keine Thür zu schneiden braucht. Diese Halbschiffe nehmen ebenfalls keine Frucht auf, sondern es wird in ihnen allerlei Geräthe aufbewahrt.

Der Székler legt in die Säulenebenen sogar Halbwände in Form einer Brüstung. Diese Bauweise erinnert mich an die Holzkirchen, die ich in Wallachisch-Meseritsch und in Palacký's Geburtsort, Hotzendorf in Mähren, gesehen habe: dort läuft rings um die Kirche eine Gallerie, gleich der Székler Gallerie, und zwar kaum zu einem anderen Zweck, als um den wunden Punkt des Baues, die Basis der Kirchenwände, möglichst trocken zu erhalten.

So wendete denn der Petersberger Baumeister zur Bedeckung einer großen Bodenfläche in primitiver Weise dasselbe Princip an, das alle Kuppelbaue seit Erbauung der Omar-Moschee in Jerusalem zeigen, und das wir meines Wissens auch bei Negern und Polynesiern finden: er legt eine Gallerie um einen Centralbau.

Von der Petersberger Scheune zur skandinavischen Stabkirche ist principiell nur ein Schritt. Gleichwie sich die Burzenländer Scheune vom Hause formell dadurch unter-

scheidet, dass die Pfosten des Rahmens bedeutend höher sind, so ergibt sich die Stabkirche, indem man die Pfosten von Centraldach und erster Gallerie noch höher macht, und mit wiederholter Anwendung des Principes eine zweite Gallerie zum Schutze der ersten und zur Gewinnung weiteren Raumes um die erste Gallerie führt. Allerdings hat die Stabkirche ein abgestuftes Dach.

Diese auffallenden Analogien mit so entlegenen germanischen Constructionen machen es wahrscheinlich, dass die Petersberger Scheune thatsächlich eine sehr alte Construction ist, die der altdeutschen Technik entspringt. Ich halte sie für die älteste Scheune des Burzenlandes, trotzdem sie die complicierteste ist.

Über den ästhetischen Eindruck, den das Innere des fensterlosen, hallenartigen Zipser Hauses ältester Construction macht, habe ich an anderer Stelle geschrieben. Ungleich großartiger ist der ästhetische Eindruck, den die ebenfalls, gleich der Stabkirche, fensterlose Petersberger Scheune macht. Ich will ihn zu charakterisieren versuchen. Schon von außen macht die Burzenländer Scheune den Eindruck eines Herrenhauses der Urzeit. Wenn man eintritt, glaubt man in einer Halle zu stehen, in einer himmelhohen Halle, um die, durch einen Säulenkranz getrennt, eine Gallerie läuft. Namentlich die durch den schwarzen Raum dahinfahrenden Streben wirken außerordentlich kräftig. Der Eindruck des Riesigen wird nicht nur durch die Steilheit der Dachflächen (die übrigens in der ebenfalls alterthümlichen Tartlauer Scheune größer ist), sondern noch mehr durch die Dunkelheit hervorgerufen. Namentlich die obersten, dunkelsten Regionen wirken stark auf die Phantasie, und die Wirkung wäre noch stärker, wenn Rauch vorhanden und die Dachflächen und Balken von Rauch geschwärzt wären. Dieselbe Poesie des Schwarzen habe ich in der Zips bemerkt, und sie ist aus den nicht gemalten gothischen Kirchen bekannt.

Ich habe wohl nicht die mindeste Andeutung finden können, dass bei den Sachsen je die heutige Scheune als Herrenhaus gedient hätte, und man kann nur constatieren, dass die Erbauer der Scheune etwas ästhetisch sehr Wirksames geschaffen haben, also jedenfalls tiefen Kunstsinn hatten. Instructiv ist es, nachträglich eine moderne sächsische Scheune zu besuchen. Der Unterschied ist scheinbar gering; der Rahmen ist relativ enger und höher, und die Sparren sind nicht gestückelt; dennoch ist alle Poesie dahin; man kommt auch nicht auf den Gedanken, eine Gallerie zu sehen.

Das Tiefästhetische in allen alten Schöpfungen der Sachsen ist überraschend; heute sind sie extrem nüchtern und allen Kunstsinnes bar (ausgenommen Musik!).

Ich will nun über Abarten der Burzenländer Scheune sprechen. Sehr mannigfaltig werden die beiden Vorderhalbschiffe verwendet. In Zeiden, wo die Scheunen gemauert sind, communicieren die Halbschiffe mit dem Inneren der Scheune nicht, sondern das eine ist ein kleiner Stall, das andere eine Kammer; sie kehren einander die Thüren zu, so dass auf einem viereckigen Vorraume das Thor und zwei Seitenthüren sich begegnen. In Weidenbach wird nur das linke Halbschiff gebaut und dient als Schweinestall. Zuweilen sind die Halbschiffe lediglich säulengetragene Vordächer, die als Schupfen benützt, theilweise auch verschalt werden. Die kleine Scheune hat weder Hinter- noch Vorderschiffe und enthält nur den durch den Rahmen bestimmten Raum. Sie hat darum vier hohe, rechteckige Wände. Am höchsten sind die Wände bei den Szeklern der Csik.

Zuweilen ist das Dach des Halbschiffes gegen das Scheunendach abgesetzt, so dass es wie nachträglich angebaut aussieht. Endlich werden oft thatsächlich kleine Baulichkeiten an die Scheune an Stelle der Gallerien angebaut, wie an der Teutsch'schen Scheune, vorne, hinten, an den Seiten.

Man fühlt überall den Instinct heraus, die Scheune als einen Centralbau anzusehen, an den sich concentrisch Zubauten lehnen, und das kann einen

Fingerzeig geben, wie die so schöne, so einheitlich erscheinende Petersberger Scheune eventuell durch künstlerische Ausgestaltung eines ehemaligen Conglomerates entstanden sein konnte. Derselbe germanische Instinct zeigt sich in den Kapellen zwischen den Strebepfeilern der gothischen Münster. Auch die Vorliebe für riesige, dämmerige, von Fackeln schwach erleuchtete Hallen scheint urgermanisch zu sein.

Nicht ohne Absicht sage ich, dass die Burzenländer Scheune mit kindlicher Naivetät betrachtet werden muss. Wer als moderner Culturmensch ein Werk betrachtet, das vor Jahrhunderten etwas Großes war, der fühlt so wenig, wie wer die Edda mit modernen Maßen misst.

Das Wirtschaftshaus.

Die Burzenländer Scheune ist für den armen Mann viel zu groß. Ich will zeigen was alles der Arme aus der Scheune machen kann.

1. Die erste Székler Ortschaft an der Straße ins Széklerland ist Köküs, ein armer, verfallener Ort, eine ethnographische Fundgrube. Man rühmt dem Székler nach, dass er sich alles selber mache. Die Köküser Bauwerke sprechen dafür, denn sie sind technisch unvollkommen, besonders die Verbindungen schlecht. Eine Ebene scheint dort eine Fläche zu sein, auf der man keine Gerade ziehen kann. Mindestens das Skelet der Scheunen, oft auch das Ganze, ist rein sächsisch. Ob aber das, was die Ärmeren aus der großen Scheune gemacht haben, von den Köküsern oder überhaupt von Széklern, frei ersonnen, oder durch Hineintragen von echt Székler Elementen entstanden, oder aber altsächsisch ist, das weiß ich nicht.

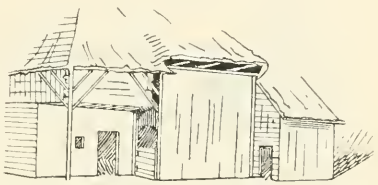


Abb. 141. Scheunenform aus Köküs.

Zunächst ist die Tenne zumeist der allgemeine Arbeitsraum, und zuweilen fehlt überhaupt das Thor. Sodann ist ins linke Viertel ein horizontal gedeckter Stall gebaut, der aber lange nicht bis an die Höhe des Rahmens reicht (vgl. Abb. 141). Da die ganze Tiefe der Scheune für den Stall überflüssig groß ist, ist die Vorderwand des beworfenen und getünchten Stalles zuweilen gegen die Vorderwand der Scheune um mehr als 1 *m* hineingerückt. Die Thür ist vorne. Der Stall trägt dann aber in Blockbau eine bis zur Rahmenhöhe reichende, vorne bis in die Ebene der Scheunenvorderwand vorragende Gallerie. Auf den Stall kommt Heu oder Frucht, und die Gallerie soll das Herabgleiten hindern. Das rechte Viertel ist häufig Schupfen oder Kammer. Nicht selten fehlt die Vorderwand, oder auch die Seitenwand, ja auch die Hinterwand, oder die eine oder andere ist durch schlechtes Weidengeflecht ersetzt. Zwischen Tenne und rechtem Viertel ist etwa eine Wand gezogen. Dieser Schupfen ist aber nicht selten nach vorne erweitert, wie ja auch die Sachsenscheune oft vorne ein niederes Halbschiff hat, und der Eingang ist seitlich. So zierlich, ich möchte sagen poetisch, der Székler auch schnitzt, construiert er doch mangelhaft (in beiden Richtungen im Gegensatz zum Sachsen), und darum halte ich ihn nicht für den Lehrer des Sachsen im Hausbau. In Ungarn stehe ich allerdings mit dieser Auffassung ziemlich einsam da.

2. Ich will nun das sächsische Wirtschaftshaus beschreiben, das in Kronstadt, Altstadt, Mittergasse Nr. 35, steht, und von welchem Abb. 142 eine kleine Skizze liefert. Von außen glaubt man eine niederere Scheune vom Typus der Teutsch'schen Scheune zu sehen. Innen sieht man aber, dass die Hinterwand höher, nämlich 1·70 *m* hoch ist und

der Rahmen in dieser Höhe liegt. Im rechten Viertel liegt auf dem Rahmen eine geschlossene Decke; der Raum darunter ist durch eine Zwischenwand in eine vordere Kammer mit dem Tennentheil zugekehrter Wand und Thür und in eine hintere Kammer ohne Wand gegen die Tenne getheilt. Ob eine dieser Kammern einst Stall war, weiß ich nicht; die hintere ist heute Holzkammer. Ins linke Viertel ist im Blockbau ein Schweinestall, mit der Öffnung gegen den Hof, eingebaut. Zwischen der Hinterwand des Stalles und des Hauses ist ein gangbarer Zwischenraum, entsprechend dem Sprengang. Die linke Stallwand tritt gegen die Pfosten des Gerüstes etwa 3 *dm* zurück, und die Vorderwand fällt in die Ebene der Vorderwand des Hauses. Die Decke liegt in gleicher Höhe mit dem Rahmen. Über den Tennenraum sind einige Raffen und Dielen gelegt, so dass durch den ganzen Raum sich eine vollständige, zur Noth gangbare Decke zieht.

Vorne sind wahrscheinlich in neuerer Zeit an das Haus links ein Vordach, rechts eine Kammer gebaut, und ihre Pultdächer sind gegen das Hausdach abgesetzt. Das Thor reicht nicht bis an das Dach.

Hier ist also ein scheunenartiger Bau theils durch Einziehen von Wänden in die natürlichen Ebenen des Gerüstes (rechts), theils durch Einbau vorwiegend nach den natürlichen Ebenen des Gerüstes (links) zu einem Wirtschaftshaus zurechtgemacht.

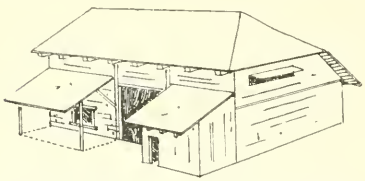


Abb. 142. Wirtschaftshaus Mittergasse Nr. 35 in Kronstadt.

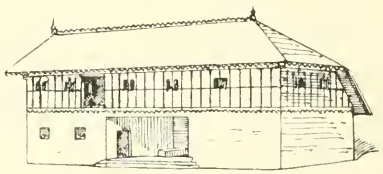


Abb. 143. Rumänisches Wirtschaftshaus in der oberen Vorstadt.

Das Heu kann in den Bodenraum durch sächsische Klappfenster an der 3 *m* breiten Gassenseite zur Noth eingeführt werden. Das ganze Gebäude ist, gleich der Scheune, durchaus in Holz ausgeführt, mit horizontalen Verschalungen. Dieses Gebäude wird kaum jünger sein als die Teutsch'sche Scheune.

3. An diesen ziemlich rohen sächsischen Bau schließt sich das rumänische Wirtschaftshaus von der oberen Vorstadt an (Abb. 143). Es ist einfach die veredelte Form des letztbesprochenen sächsischen Baues. Der Theil unter dem Rahmen ist gemauert, der Theil über dem Rahmen ist zierliche Holzconstruction. Das Dach geht nur hinten bis auf den Rahmen herunter. Auf den Rahmen ist eine solide Decke gelegt.

Das Thor ist entfernt, und dem Tennenraum der Scheune entspricht eine offene Vorhalle, der Arbeitsraum. Der linke Flügel war ursprünglich Stall, ist aber heute fast immer in eine Stube verwandelt. Der Hausherr ist eben verarmt, kann keine Kuh mehr halten, und vermietet die Zelle. Der dazu gehörige Herd ist im Arbeitsraum improvisiert. Der rechte Flügel war Kammer, ist es zuweilen auch heute noch, meist aber ebenfalls in eine Stube verwandelt.

Nur wenige dieser Wirtschaftshäuser machen auf mich den Eindruck, als wären sie schon ursprünglich in dieser Form gebaut worden. Besonders oft sieht der rechte Flügel so aus, als wäre er zugebaut worden, als der reicher gewordene Besitzer ein altes Wirtschaftshaus in der damals modernen zierlichen Weise restaurierte und erweiterte. Seitdem ist aber die Familie eben wieder verarmt. Es gibt aber derartige Wirtschaftshäuser von der doppelten Länge mit großen Stallungen.

4. An dieses Wirtschaftshaus schließt sich ein rumänisches Wohnhaus (Abb. 144). Aus den beiden Flügeln sind Stuben geworden; der Mittelraum ist die Vorhalle mit dem Herd im Hintergrund, also der Arbeitsraum des Hauses. In den sehr armen rumänischen Dörfern Zernest und Neu-Tohán ist dieser Mittelraum wie in der Scheune fast nie gedeckt, so dass man von hier aus die ganze vom Rauch geschwärzte Innenseite des einfachen Daches überblickt. Mitten in diesem Mittelraume steht im Hause des Töpfers der runde Brennofen, im Hause des Schmiedes das Schmiedefeuer; der etwa 10 *cm* hohe offene Herd, sehr oft aus drei Steinplatten gebildet, steht aber stets in einer Ecke. Der raucherfüllte Bodenraum dient als Räucherkammer. Der Rauch zieht durch die schon beschriebene Rauchspalte oder durch zierliche, hoch gelegene Dachlucken ab.

So verwandelt sich vor unseren Augen die Burzenländer kleine Scheune in ein Zweistubenhaus. Allerdings ist das nur ein geometrischer Process; der genetische Process ist vielleicht ein ganz anderer gewesen.

Interessant ist es, dass Häuser mit Nutzboden, wie die Häuser der Tuchmacher, Gerber und Hutmacher, als Häuser mit doppeltem Boden bezeichnet werden. Das Wort Boden hat hier offenbar die Bedeutung von Gehplan: die eingezogene Decke ist der obere

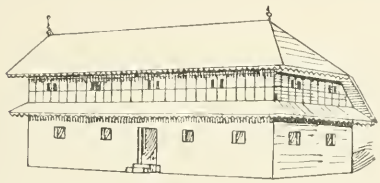


Abb. 144. Rumänisches Wohnhaus Nr. 14 aus der Gasse Pe tocile in der oberen Vorstadt.

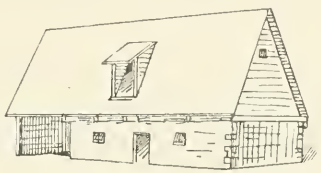


Abb. 145. Altes, hölzernes Wirtschaftshaus (Stall und Schupfen), Bahnhofstrasse 31 der Vorstadt Blumenau in Kronstadt.

Gehplan. Ein Haus mit einfachem Boden wäre dann logischerweise ein Haus, in dem keine horizontale Decke eingezogen ist, wie in Zernest und Tohán.

5. Kronstadt hat eine Vorstadt, die Blumenau, wo sich vor Zeiten auch zahlreiche Nichtburzenländer Sachsen angesiedelt hatten. Dort steht, Bahnhofstraße 31, das sehr alte Wirtschaftsgebäude (Abb. 145), aus Stall und Schupfen bestehend. Der Stall ist ein schlechter Blockbau, mit Lehm beworfen und geweißt, oben gedeckt, der Eingang an der Langseite. Darauf ist ein hohes Satteldach gesetzt, das nach der einen Seite weit hinausläuft und durch zwei Eckpfosten gestützt ist. Der Schupfen hat eine Decke, und das Dach ist an beiden Enden mit horizontalen, einander nicht überdeckenden Brettern verschalt und birgt das Heu, das durch eine Fensterthür in der Mitte eingeladen wird.

Einige Häuser weiter, Bahnhofstraße Nr. 37, steht ein ebenso elendes Haus von Nichtburzenländer Habitus. Das Dach ist aber ungleich mehr verlängert und bildet einen sehr langen Schupfen, dessen Wände verschalt sind. Der Schupfen hat keine Decke, und man kann vom Schupfen aus über die Kante des Hauses in den Bodenraum blicken und mittelst einer Leiter hinaufsteigen. Das sehr lange Haus enthält heute vom Schupfen an gerechnet: Vorhaus mit Herd — Stube — lange Werkstatt (wahrscheinlich einst Stall). Beim Anblick dieses niederen, schmalen Blockhauses empfindet man so recht, dass das Satteldach die Tendenz hat, das Haus linear, wurmartig vielzellig, in die Länge zu ziehen.

Die meisten Wirtschaftshäuser im Burzenland haben ein ähnliches Aussehen; nur sind sie weit besser ausgeführt. Abb. 146 z. B. zeigt ein Weidenbächer (nicht bacher) Wirt-

schaftshaus. Um keine Zwischenpfeiler anbringen zu müssen (der Sachse fühlt sich durch Säulen behindert), werden zum Schupfen besonders starke, schöne, meist aber doppelte Balken genommen, die nie geweißt werden und sehr hübsch aussehen und die Träme der Schupfendecke tragen. In Marienburg heißt dieser Balken sächsisch *Rosnak*, doch konnte mir niemand das Wort erklären. In Weidenbach heißt er *Rausen*. Das Gebäude ist gemauert und je nach Bedarf durch Zwischenwände abgetheilt, und alle Thüren liegen in der Langwand. Die Räume sind Ställe und eventuell auch Kammern; nie habe ich dort einen bewohnten Raum gefunden. Auch den Backofen habe ich wohl in einem unmittelbar angebauten Häuschen, aber fast nie im Wirtschaftshaus selber gesehen. Es ist eine Specialität von Weidenbach, dass zuweilen das Satteldach am Schupfenende nicht verschalt ist, das Heu also bequem eingeführt werden kann, aber minder vollkommen geschützt ist. Diese zweite Form des Burzenländer Wirtschaftshauses gehört zu demselben Typus wie die später zu besprechende *Pajta* der Székler. Bünker leitet diesen Typus vom urarischen Hause ab.

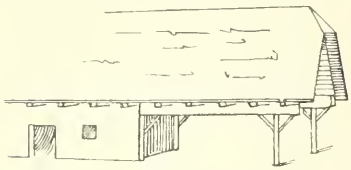


Abb. 146. Wirtschaftshaus (Stall und Schupfen) mit Schindeldach in Weidenbach.

Das Zweistubenhaus.

In Kronstadt in der Innern Stadt, Johannisgasse Nr. 26, steht ein altes Zweistubenhaus. Da es der uralten Johanniskirche gegenüberliegt, kann es einst Pfarrhaus gewesen sein. Es steht in einem schmalen, langen Hofe auf der rechten Seite. Das Haus stand aber (wie die Székler Häuser) von der Straße soweit abgerückt, dass zwischen seine Schmalwand und die Gasse heute ein Haus eingeschoben ist. Ebenso ist am anderen Ende des Häuschens heute ein drittes Haus gebaut. Der Thürstock ist aus Stein und außerordentlich fein gegliedert. Oben trägt er eine Cartouche. Ganz solche steinerne Thürstöcke gibt es in Kronstadt noch viele. Sie scheinen geradezu aus derselben Werkstatt zu stammen, und wenn sie datiert sind, weist das Datum auf den Anfang des XVIII. Jahrhunderts. Zu diesen Thürstöcken gehören ganz entsprechende, fein gegliederte, steinerne Fensterstöcke, die aber bei vielen Häusern als zu klein wieder entfernt worden sind.

Kronstadt ist im Jahre 1686 gänzlich abgebrannt und dann gänzlich neu gebaut worden. Daher kommt es, dass so viele Bauten aus den ersten Decennien nach dem Brande einander so ähnlich sind.

Durch die Thüre gelangt man in das schmale Vorhaus; der hintere Theil des Vorhauses ist durch einen eingemauerten Vorhang als Küche abgetrennt. Rechts und links neben der Eingangsthür sind die Stubenthüren, von denen die rechte heute vermauert ist, weil die rechte Stube zum Nachbarhaus geschlagen worden ist.

Wir haben hier also einen allerliebsten Typus eines Zweistubenhauses etwa aus dem Jahre 1700. In der Inneren Stadt von Kronstadt steht heute kein zweites solches Haus, weil die Häuser außerordentlich stark umgebaut wurden und werden. In der Oberen Vorstadt sind aber sehr viele solcher Häuser. Seit wann die Sachsen aber solche Häuser haben, das kann man nicht wissen. In einfacher Ausführung und mit großem Vorhaus sind sie im ganzen Burzenland verbreitet, in primitivster (aber sehr zierlicher) Form, mit ungedecktem Mittelraum, in Zernest und Tohán, im westlichsten Burzenland, wie bereits erwähnt worden ist. Hier ist auch der Anschluss an die kleine Burzenländer Scheune am auffallendsten.

In der Vorstadt, Rothe Brunnengasse Nr. 6, steht ein Haus vom Habitus eines französischen Palais. Die Wetterfahne zeigt die Jahreszahl 1788; der Erbauer war ein reicher Rumäne. Das Haus unterscheidet sich vom vorigen Hause durch die bedeutende Größe (20 *m* lang, 10·5 *m* tief) und dadurch, dass hinter jeder großen Stube noch eine kleine Stube liegt. Das Gust'sche Haus in der Katharinengasse ist noch weit imposanter, hat aber denselben Grundriss.

Vorne sind drei Bogenöffnungen zwischen vier Pfeilern, die den Giebelbau des Pavillons tragen. Drei gerade solche Bogenöffnungen bilden aber die Vorderwand des Vorhauses; die mittlere Öffnung ist die Thüre, die beiden seitlichen Öffnungen sind durch niedere Zwischenmauern zu Fenstern gemacht.

Im rumänischen Hofe Pe tocile Nr. 8 wohnt Herr Wojku, ein Urenkel des Erbauers. Er sagt, das Haus, das ganz die eben beschriebene Eintheilung zeigt, sei 1676 erbaut worden und sei seines Wissens seitdem nicht umgestaltet worden. Der Vorbau ist aus Holz und die Stiege vorne, nicht an der Seite. Hiemit scheint wieder ein Datum gewonnen zu sein.

Die Székler Häuser zeigen ebenfalls oft die beschriebene Disposition im Innern, nur wird der Küchenraum als Kammer mit seitlichem Eingang verwendet; gekocht wird theils im Hofe, theils in der Stube. Die Vorhalle hat keine Vorderwand. Seit wann die Székler auch so bauen ist unbekannt.

Es ist auffallend, wie genau sich das Székler Haus geometrisch in den Rahmen der Burzenländer Scheune fügt. Das Hinterschiff, d. i. die Alkoven und die Kammer, entsprechen dem Hinterschiff der Scheune; das Vorhaus und die Stuben entsprechen der Tenne und den sogenannten Vierteln; das Vordach entspricht dem Vorderschiff der Scheune, das ja ebenfalls oft nur Vordach ist.

Auf mich macht das Székler Haus den Eindruck eines den Székler Verhältnissen angepassten Kronstädter Hauses. Die magyarischen Forscher hingegen (mit Ausnahme von J. Jankó) erklären das Székler Haus für ein orientalisches Haus.

Der Székler macht das Centrum, das Herz des Hauses, den Punkt des größten Lebens, zum todten Punkt, zur Kammer. Da scheint es denn doch, der Székler hätte die Kronstädter Küche nicht besser zu verwerten gewusst.

Als Ergebnis der Studie über das Zweistubenhaus spreche ich die Ansicht aus, dass das Zweistubenhaus und die Scheune, die beide zwei symmetrische Flügel und in der Mitte den Arbeitsraum haben, mit einander verwandt sind. Worin die Verwandtschaft besteht, darüber wage ich nicht zu urtheilen.

Das Einstubenhaus.

Im alterthümlichen Honigberg steht ein Haus, laut Aufschrift erbaut 1733, renoviert 1803 (siehe Abb. 147). Das Haus, ein Eckhaus, zeigt der Thorseite des Hofes eine Schmalseite. Die der Thorseite des Hofes zugewendete Hälfte des Hauses ist Stube, die abgewendete Hälfte ist das Vorhaus, in das man an der Langseite des Hauses tritt. Wir treten in das rechteckige, ungedielte Vorhaus, das mit dem Hofe in gleicher Höhe liegt. In der Mitte der rechten Wand führt die sechsstufige Stiege in die sehr hoch gelegene Stube. Links von der Stiege steht der offene große Herd mit Rauchmantel, rechts ist der Keller. Der Keller hat aber einen gewaltigen, etwa 1·5 *m* aus der Wand vortretenden, oben runden, vorne offenen Kellerhals, augenscheinlich aus Lehm, und darum ohne scharfe Kanten. Stünde der Keller mitten im Hofe, Regen und Schnee ausgesetzt, fände man den hochgewölbten Kellerhals natürlich. Die Stiege ist zwischen Herd und Kellerhals förmlich eingeklemmt, und vom Kellerhals aus führt die Leiter, an die rechte Wand gelehnt, auf

den Boden. Man muss also erst den Kellerhals erklettern, wenn man auf den Boden gelangen will.

Die Decke des Vorhauses ist hübscher als sonst in Bauernhäusern, aber anders gemacht als die Stubendecke: auch liegt auf den Trämen nur eine einfache Bretterlage.

Der Stubenthür gegenüber, längs der ganzen hinteren Schmalwand des Hauses, befindet sich, einer riesigen Truhe gleich, eine Kammer aus Holz. Merkwürdigerweise hat diese Kammer eine eigene horizontale Decke, und zwar nur etwa zwei Spannen unter der allgemeinen Vorhausdecke. Ich kann mir das nur so erklären, dass das Vorhaus ursprünglich keine Decke hatte, und darum die Kammer gleich der Stube eine eigene Decke bekommen musste. Dafür, dass das Vorhaus ursprünglich keine Decke hatte, sondern freien Einblick in die ganze Dachunterseite gewährte, spricht manches auch außerdem, dass ich auch in Häusern mit sehr solider Stubendecke das Vorhaus nur mit einer einfachen Bretterlage gedeckt fand. Der Kellerhals soll doch die Kellerstiege vor von oben kommendem Wasser schützen. Solches durch das eventuell schadhafte Dach träufelnde Wasser kann man aber doch nur bei fehlender Vorhausdecke fürchten. Dann habe ich in Honigberg in einem Vorhaus sogar einen kleinen Herd durch eine eigene enge Kammer mit eigener horizontaler Decke geschützt gefunden, offenbar gegen Traufwasser. Wenn die Vorhausdecke schon anfangs dagewesen wäre, hätte man doch kaum die Bodenleiter in so unbequemer Weise auf den Rücken des Kellerhalses gestellt, um oben sofort die Stubendecke betreten zu können, sondern man hätte sie wohl in eine freie Ecke gestellt, von wo aus man die Vorhausdecke betritt, wie das anderwärts der Fall ist.

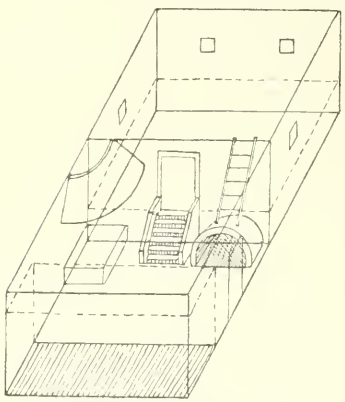


Abb. 147. Haus in Honigberg aus dem Jahre 1733. (Die Kammerwände und der Fußboden sind punktiert.)

Von der beschriebenen Disposition findet sich in fast allen Einstubenhäusern des Burzenlandes die erhöhte Lage der Stube, die Lage von Herd und Keller an den beiden Seiten der Stubenthür, und zwar der Herd in der hinteren geschützteren Ecke, der Keller in der vorderen Ecke. Der Keller hat entweder in gleicher Höhe mit dem Estrich eine horizontale Fallthür, oder in der Ebene der Stube eine verticale Thür, oder, wie in Honigberg, einen Kellerhals. Die Bodenleiter steht immer in der Kellerecke und lehnt sich immer an die Stubenkante.

Das wichtigste Ergebnis ist für mich die Wahrscheinlichkeit, dass das Vorhaus ursprünglich keine Decke hatte, wie es in Zernest und Tohán auch thatsächlich keine Decke hat; denn dadurch ist die lange gesuchte Analogie mit dem Zipser Sachsenhause gefunden. An beiden Orten liegt die Stube hoch über dem ungedielten Raum und wird über eine Stiege erreicht. Die Ursache der hohen Lage ist aber kaum die Unterkellerung, denn das alte Zipser Haus hat überhaupt keinen Keller. Der Zweck ist wahrscheinlich die Trockenheit, wenn nicht etwas anderes. Dann ist auch an beiden Orten die Stube nicht abgetheilt, abgeschnitten, sondern in die deckenlose Halle eingebaut; in der Zips steht dieses eingebaute Blockgebäude in einer Ecke und belegt kaum den zehnten Theil der Bodenfläche; im Burzenland belegt es die halbe Bodenfläche.

Ich will hier einige Worte über den Keller einschalten. In der Zips ist in der Halle neben der Stube der Brunnen, meist mit einer Fallthür zugedeckt; im Burzenland ist in der Halle neben der Stube der Keller, meist mit einer Fallthür gedeckt; in Kronstädter alten Häusern aber ist der Brunnen im Keller gegraben. Wenn man nun bedenkt, dass in vielen Gegenden der Brunnen als der beste Keller gilt, und Fleisch und Butter in den Brunnen zur Conservierung gehängt werden, dann liegt der Gedanke nahe, dass Brunnen und Keller einst kaum unterschieden wurden, und der römische Keller, der der deutschen Sprache das Wort Keller gegeben hat, ursprünglich speciell der Trockenkeller ist, im Gegensatz zum deutschen Wasserkeller.

Was kann die Ursache sein, dass der Burzenländer seine Stube in eine so kleine Halle, der Zipser in eine so große Halle einbaute? Ich glaube, der Burzenländer hatte eine Scheune, in der er auch drosch, der Zipser aber hatte keine Scheune, sondern bewahrte die Fechsung im Bodenraum der Halle und drosch auf dem Estrich, weil er vielleicht weniger Getreide baute. Ungedielt sind aber beide Hallen.

Sowohl der Sachse, als der Zipser trennen eine Kammer, wenn sie eine brauchen, der Stubenwand gegenüber ab; die Bodenleiter stellt der Sachse in Honigberg auf den Rücken des Kellerhalses, den er erst besteigen muss, eventuell auf die Fallthür des Kellers, oder, den Zugang versperrend, vor die Kellerthür. Der Zipser stellt sie oft auf den Rücken des Backofens, den er erst besteigen muss; beide aber lehnen die Bodenleiter an die Kante der Stube.

Nicht uninteressant ist, dass der Sachse in Reps, in der Nähe des Burzenlandes, den Bodenraum *Himmel (Heml)* nennt; hochdeutsch nennt er ihn immer *Aufboden*. Nun bedeutet Himmel nach Ansicht der Philologen soviel als Decke. Auch das spricht dafür, dass das Vorhaus ursprünglich keine horizontale Decke hatte.

Was den Rauchfang betrifft, so ist zu bemerken, dass heute der Sachse wohl überall einen Rauchfang hat. Es ist aber merkwürdig, dass bei kleinen und kleinsten Sachsenhäusern oder noch häufiger bei sächsisch gebauten Rumänenhäusern das Dach längs der ganzen Hofseite des Hauses, und nur auf dieser Seite, vom Grundbalken absteht, so dass ein etwa 12 *cm* hoher Spalt längs des ganzen Hauses entsteht, durch den man in den Bodenraum schauen kann. Nun habe ich in Kökös im Szeklerland ein Feuerhäuschen gesehen, in dem das Dach auf allen vier Seiten von der Wandkante abstand; der Backofen hatte keinen Rauchfang, und der Rauch entwich auf allen Seiten, bedeutend über Kopfhöhe, durch diesen Spalt. Man brauchte auch kein Rauchloch, durch das eventuell auch Schnee und Regen kommen könnte. Ich vermuthe, dass der Spalt am Sachsenhause der alte Rauchspalt ist, und das ist ein Grund mehr zu der Annahme, dass das Vorhaus ursprünglich keine Decke hatte, das Haus aber keinen Rauchfang. In der Zips zieht der Rauch nur durch Schäden im Dache ab. In der Dirste gibt es Rumänenhäuschen, die den Rauch mittels Rauchfangs nur durch die Vorhaus-, beziehungsweise Stubendecke in den Bodenraum leiten; den füllt und schwärzt der Rauch, soll auch das Schweinefleisch räuchern, und zieht durch zwei sehr kleine Luken sowie durch Lecke ab.

Der Sachse klebt zuweilen an eine Langseite eine lange Kammer an, über die hin er das Dach verlängert (eigentlich verbreitert) und deren eine Hälfte den Backofen enthält. In Weidenbach steht diese Kammer zuweilen an der Hofseite (Abb. 148), im Honigberger Haus von 1733 auf der dem Hofe abgewendeten Seite. Vielleicht war es dem Sachsen unbequem, zum Backofen ins Feuerhaus über den Hof zu gehen; vielleicht wollte er auch die beträchtliche Fläche, die das gesonderte Feuerhaus gerade gegen die Gasse zu belegt, anderweitig verwenden. Im Hofe, zu dem das Haus Abb. 151 gehört, ist an Stelle des Feuerhauses ein kleines Wohnhaus gebaut.

Kurzhäuser.

In je entlegenere und ärmere Orte man im Burzenlande kommt, umso kleinere Bauten findet man. Vor allem aber fällt auf, dass die Bauten immer kürzer werden, und ihre Basis sich immer mehr der Quadratform nähert. Man wird versucht, diese Typen geradezu als Quadratbauten zu bezeichnen. Noch ein zweites fällt auf: je einfacher ein Bauwerk ist, umsomehr dominiert das Dach, und die Zelle scheint sich gleichsam unter das Dach geflüchtet zu haben. Das Primäre am Hause scheint die Decke, das Dach, das Zelt zu sein, oder wie man bei Reps sagt, der Himmel.

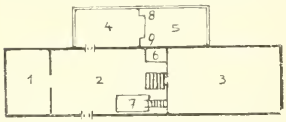


Abb. 148. Plan des Hauses Nr. 127 in der Mühlgasse in Weidenbach. (1 und 3 = Stube, 2 = Vorhaus, 4 = Laube (lif), 5 = Backofen, 6 und 8 = Herd, 7 = Fallthüre des Kellers, auf welchem die Leiter zum Boden steht, 9 = Wasserkessel.)

Abb. 149 zeigt eine sogenannte Pajta, ein kleines Wirtschaftsgebäude aus dem armen Szekler Dorfe Kökös. Es besteht aus Stall, Schupfen und Heuboden. So eine Pajta kann überall, selbst mitten im Hofe des Armen, stehen. Je nach dem Standplatze und dem momentanen Bedürfnisse wird die eine oder die andere Masche des Schupfens mit Weidengeflecht oder Brettern geschlossen; eventuell wird eine Kammer daraus. In der Berggasse in Zeiden steht ein ähnliches Häuschen, aber mit Satteldach.

Abb. 150 stellt eine Wohnhütte einer armen Witwe von Erösd dar. Hier befindet sich der Eingang noch unter dem Vordach. Das scheint die ältere Form zu sein. Der Mensch sitzt gerne im Sommer im Schatten vor der Thür, und er liebt es, wenn er aus der Stube direct, trocken, in den vor Regen geschützten Arbeitsraum, die Vorhalle, treten

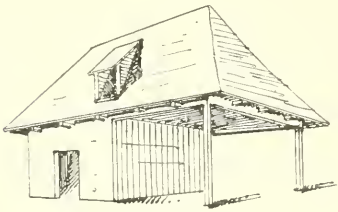


Abb. 149. Pajta in Kökös.

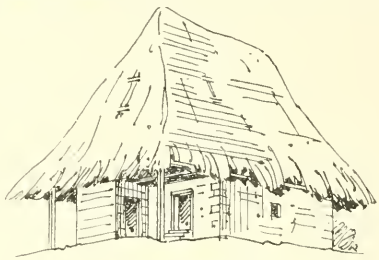


Abb. 150. Hütte in Erösd.

kann. Das Vieh beansprucht einerseits diesen Schutz nicht, anderseits ist es durch den Eckpfosten der Vorhalle behindert. Wenn die Thüre um die Ecke verlegt wird, gewinnt der Herr überdies den Schupfen. So mag die Pajta entstanden sein. Nur in der Dirste (Abb. 151) habe ich eine Pajta gesehen, wo das Vieh unter dem Vordach seine Thüre hatte.

Ein Theil der Vorhalle wird in unserem Hause (Abb. 153) durch eine neben die Thür gestellte kleine Kammer belegt; in anderen solchen Häuschen ist die Kammer aber bedeutend größer und lässt nur einen kleinen Vorplatz vor der Thüre frei. Die Vorhalle hat meist keine Decke, und man überblickt vom Vorplatz aus den ganzen Bodenraum.

In Brenndorf stehen drei Wohnhäuser von gleichem Aussehen, die der Tradition nach gleichzeitig gebaut worden sind. Das eine trägt an einem Balken die Jahreszahl 1666. Alle drei haben eine fast quadratische Basis; mich interessierte vor allem das Haus Kirchgasse Nr. 14. Abb. 152 zeigt den Grundriss. Der Eingang ins Vorhaus befindet sich

an der der Straße abgekehrten, dem Hofe zugewendeten Seite. Nach der Auffassung des modernen Städters steht das Haus verkehrt, nach sächsischer Auffassung steht das Haus richtig, denn das 9 zu 10 *m* im Quadrate messende Haus gehört dem Hofe, und die Gasse ist fremde Außenwelt, die den Hof nichts angeht.

Die Thür vom Vorhaus nach der Stube ist heute nicht vorhanden, und die Stube hat ihre Thür in derselben Flucht wie das Vorhaus. Das kommt aber wohl nur daher, dass heute im Raume 2 die alten Eltern wohnen, der Wirt aber, der mit seiner Familie in der Stube wohnt, hat eine anstoßend hinzugebaute eigene große Küche. Die in der Abb. 152 dargestellte Eintheilung findet sich in Kronstadt, im Burzenland und namentlich bei den Széklern und Tschangonen genug häufig.

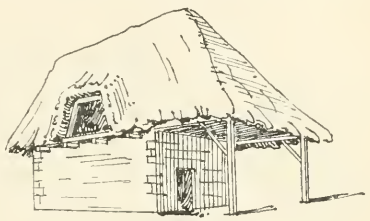


Abb. 151. Stall mit Heuboden aus der Dirste.

Ich halte diesen Typus des quadratischen Wohnhauses für sehr alt. Die Sachsen, die den freien Hof lieben, mögen dieses Kurzhaus aufgelassen haben, weil es sehr anspruchsvoll, wie ein hingestellter Block, tief in den Hof hineinragt. Sie sind auf Langhäuser übergegangen, die sich besser der Hofperipherie anschmiegen. Da kann denn allerdings in Honigberg und Petersberg das Langhaus von anfang an der Gasse die Langseite gezeigt haben. Interessant ist, dass in Honigberg die Langhäuser gleich dem Quadrathaus für das Auge des Städters verkehrt stehen. Der Herd steht nämlich an der Gassenwand des Vorhauses, woraus folgt, dass nach sächsischem Gefühl der Hofeingang der Haupteingang, die Thür nach der Gasse aber eine Hinterthür ist.

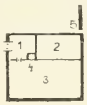


Abb. 152. Grundriss des quadratischen Hauses Nr. 14 in der Kirchgasse in Brenndorf. (1 = Vorhaus, 2 = Kammer, 3 = Stube, 4 = Herd, 5 = Thor.)

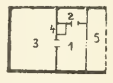


Abb. 153. Grundriss des quadratischen Hauses Nr. 1 im Gärtnergässchen in Kronstadt. (1 = Vorhaus, 2 = Kammer, 3 = Stube, 4 = Herd, 5 = Bretterboden.)

Abb. 153 zeigt den Grundriss eines Kurzhauses aus Kronstadt; es steht in Blumenau, Gärtnergässchen Nr. 1. Hinten ragt das Dach fast gar nicht vor; vorne aber bildet es ein freies, über 1·5 *m* weit vorragendes Vordach, unter dem der Boden gedielt ist. Man kann, wenn man eben will, in der axialen, linearen Anordnung Vordach—Vorhaus—Stube Arisches erkennen. Der First des fast quadratischen Hauses ($6^1/_2$ zu 7 *m*) ist dadurch lang geworden, dass die Walmflächen sehr steil sind.

Das Feuerhaus.

Unter dem Feuerhause verstehe ich ein Haus, das keinen anderen Zweck hat, als das Nutzfeuer des Hauses zu bergen. Es dient also dem dreifachen Zwecke: des Backens, des Kochens und des Waschens.

Heute haben die Burzenländer Sachsen kein typisches Feuerhaus mehr. An seiner Stelle steht im breiten Hofe ein Haus, das allerdings die Feuerstelle enthält; zuweilen steht dort geradezu ein kleines Wohnhaus. Das sächsische Feuerhaus, meist Sommerküche genannt, ist wohl bereits ganz an die Mauer gerückt, durchbricht die Mauer aber nicht. Nur in Zeiden habe ich einige Sommerküchen gesehen, die ein Stück Mauer ersetzen und Fenster nach der Gasse haben. Abb. 154 zeigt eine typische sächsische Feuerstelle.

Bei den Széklern und in der Dirste sieht das Feuerhaus oft so aus, wie Abb. 155 zeigt. Das Weidengeflecht an den Seiten und hinten ist hier längst wieder abgefallen.

Ein Feuerhaus in der Dirste sieht fast genau aus, wie der Stall in Abb. 149, hat sogar einen Heuboden. Als allgemeine Norm kann man folgendes aussprechen: Wenn das Feuerhaus einen First hat, dann ist der Eingang immer an der Giebelseite; oft ist diese auch ganz offen. Die Front der Feuerstelle ist immer dem Eingang zugekehrt.

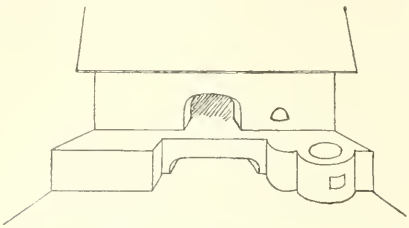


Abb. 154. Feuerstelle mit Backofen, Herd, Wasserkessel und Rauchmantel, im Hause Mühlgasse Nr. 127 in Weidenbach.

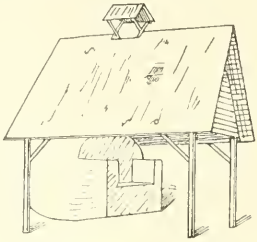


Abb. 155. Feuerhaus in der Dirste mit Rauchloch.

Zuweilen steht die Feuerstelle mitten im Feuerhaus, so dass man rund herum gehen kann. Alte Feuerstellen haben keinen Rauchfang. Zuweilen ist die Feuerstelle so weit zurückgeschoben (um eine große Küche zu gewinnen), dass der Backofen hinten aus dem Hause fällt und durch ein besonderes leichtes Dach geschützt wird.

Bei den in sächsischer Weise bauenden Nachbarn der Sachsen finden sich merkwürdige Baudecorationen, die ich größtentheils für altsächsich halte. Ihre Behandlung hätte aber den Zusammenhang der vorliegenden Darstellungen zu sehr gestört.

NEKROLOG.

Karl Weinhold.

Am 27. Juli schrieb Geheimer Regierungsrath Professor Dr. Karl Weinhold von Bad Nauheim aus, wohin er zur Kräftigung seiner von den Folgen einer schweren Influenza geschwächten Gesundheit gegangen war. »Ich corrigiere jetzt die letzten Bogen unserer Zeitschrift; Mitte August werde ich nach Thüringen, wahrscheinlich nach Friedrichsroda, gehen und, so Gott will, Mitte September nach Berlin heimkehren.«

Es ist anders gekommen; am 15. August verschied der Altmeister der Wissenschaft von deutschem Leben und deutscher Sprache. Seine Gedanken gehörten derselben noch in letzter Stunde, denn am Morgen des 15. erhob er sich, um, wie er sagte, sich zur Vorlesung an der Universität fertig zu machen, als ein Herzschlag sein erfolg- und arbeitsreiches Leben beendete.

Sein Hinscheiden ist ein schwerer Verlust für die deutsche Volkskunde, die in Weinhold einen der hervorragendsten und eifrigsten Förderer fand, und mit der sein Name für alle Zeiten verbunden bleiben wird. Weinhold war (Jänner 1891) einer der Hauptbegründer des Vereines für Volkskunde in Berlin, den er mit besonderer Vorliebe leitete, und dessen Zeitschrift er herausgab. Sein reiches, vielseitiges und tiefgründiges Wissen vom Leben des deutschen Volkes in Vergangenheit und Gegenwart machte ihn zum Führer auf diesem Gebiete. Mächtig war der Impuls, den er gab, mannigfach die Anregung und die Interessen, die er erweckte. Weinhold fand, dass in einer Zeit gewaltiger Veränderungen, aus der das deutsche Volk mächtiger als je hervorgegangen, die Volkskunde nicht bloß eine wissenschaftliche, sondern auch eine sociale Aufgabe habe, und nennt sie selbst »eine nationale und historische Wissenschaft«, wenn man sie richtig fasst. »Es gehört Vertrautheit mit Geschichte und Sprachwissenschaft, mit Anthropologie und Psychologie, mit historischer Rechtskunde, mit Geschichte der Volkswirtschaft, der Technik und der Naturkunde, der Literatur und der Kunst dazu«, sagt er in seinem Aufsatz: »Was soll die Volkskunde leisten«, worin er sich gegen »den modischen Sport, der als Wissenschaft gelten will«, wendet. Er hatte stets hohe Ziele im Auge. Doch gibt es wohl kaum einen deutschen Gelehrten, der so bemüht war, wie Weinhold, Laienhilfe der Wissenschaft dienstbar zu machen, und der den bescheidenen Sammler und getreuen Aufzeichner der Volksüberlieferungen mehr schätzte als er. Wie Weinhold den deutschen Frauen in dem Mittelalter ein unvergängliches Denkmal schuf, worin er zeigt, dass das Leben des deutschen Weibes in Haus und Familie wurzelt, und letztere der eigentliche Mittel- und Stützpunkt des deutschen Volkes ist, so stand er doch ernstem Streben der modernen Frau wohlwollend gegenüber. Wem es gegönnt war, mit ihm in Verkehr zu treten, der wird dankbar die Erinnerung daran hochhalten.

Karl Weinhold wurde am 26. October zu Reichenbach in Schlesien als der älteste Sohn des Pastor primarius geboren, erhielt zu Schweidnitz seine Schulbildung, von wo er 1842 die Universität in Halle bezog, mit der Absicht Theologie zu studieren. In Berlin aber, als Schüler Bachmanns und Grimms, wendete er sich bald der deutschen Sprachforschung zu, die er die Grundlage der Wissenschaft von deutschem Volksgeiste nennt. Mit einer Abhandlung über die Voluspa erwarb er sich 1848 die philosophische Doctorwürde an der Universität Halle. Im folgenden Jahre begann er seine akademische Lehrthätigkeit als Privatdocent zu Breslau und wurde 1850 von der Universität Krakau an ihre ordentliche Lehrkanzel für Germanistik berufen, wo der große Brand am 18. Juli 1850 auch ihn hart traf. Er verließ im folgenden Jahre Krakau, nicht ohne dass sein nationales Empfinden noch eine Steigerung erfahren hätte, und folgte einem Rufe nach Graz, wo die damals gemachten reichen prähistorischen Funde ihn mächtig anzogen. Jener Zeit verdanken wir sein, trotz zahlloser Grabungen und ernster wissenschaftlicher Forschung von fast einem halben Jahrhundert, noch so wertvolles Buch über heidnische Todtenbestattung. 1861 berief ihn die Universität Kiel, 1876 jene zu Breslau, 1889 wurde er der Nachfolger Müllenhoffs an der Berliner Lehrkanzel, dessen Sitz er auch in der Akademie der Wissenschaften einnahm, und zugleich wurde er zum Leiter der altdeutschen Abtheilung im germanischen Seminar bestellt.

Mit Weinhold ist aber auch der Altmeister der Germanistik dahingegangen, »der größte Kenner der deutschen Dialecte«, wie ihn Richard M. Meyer in seiner »Deutschen Literatur des 19. Jahrhunderts« nennt. Die Festschrift zu Weinholds 50jährigem Doctorjubiläum vom Jänner 1896 der k. preuß. Akademie der

Wissenschaften rühmt seine hervorragende und bahnbrechende Förderung der germanischen Sprachwissenschaft und Alterthumskunde. Seine Arbeiten erstrecken sich auf alle Zweige der Philologie, »auf das Gothische und Altnordische, auf das Hochdeutsche und seine Mundarten, auf Grammatik und Wörterbuch, auf Mythologie, Haus- und Privatalterthümer, auf Social- und Rechtsgeschichte. Sie umspannen die verschiedensten Epochen germanischer Vergangenheit, von der Edda bis zu Lenz und den Dichtern des Göttinger Bundes, von den Göttern der Walhalla bis zum Volksaberglauben der Gegenwart, von den heidnischen Todtenbestattungen bis zu den Weihnachtsspielen und Liedern seiner schlesischen Heimat«. Die Festschrift schildert sein vielverbreitetes Buch über die deutschen Frauen in dem Mittelalter und sein grundlegendes Werk über altnordisches Leben, und zeigt, dass er in seinen »Beiträgen zu den deutschen Kriegsalterthümern« über »die heidnisch-religiösen Impulse altgermanischer Tapferkeit und Thatkraft mehr lehren konnte, als was die im Bannkreise der classischen Philologie gelegenen Quellen offenbaren«.

Die erste größere Arbeit Weinholds bildeten »Die Sagen vom Locki«, Leipzig 1848, dann folgten »Die deutschen Frauen in dem Mittelalter«, Wien 1851, 3. Aufl. 1897, »Über deutsche Dialectforschung«, Wien 1853, »Weihnachtslieder und -Spiele in Süddeutschland und Schlesien«, Graz 1853, »Beiträge zu einem schlesischen Wörterbuch«, Wien 1855, »Altnordisches Leben«, Berlin 1856, »Mythus vom Wanenkrieg«, 1857, »Die Riesen des germanischen Mythus«, Wien 1858, »Die heidnische Todtenbestattung in Deutschland«, Wien 1858—59, »Alemannische Grammatik«, Berlin 1863, »Bayrische Grammatik«, Berlin 1867, »H. Christian Boie. Beitrag zur Geschichte der deutschen Literatur im 18. Jahrhundert«, Halle 1868, »Die deutschen Monatsnamen«, Halle 1869, »Die gothische Sprache im Dienste des Christenthums«, Halle 1870, »Die Polargegenden Europas nach den Vorstellungen des deutschen Mittelalters«, 1871, »Die altdeutschen Bruchstücke Isidors von Sevilla«, Paderborn 1874, »Mittelhochdeutsche Grammatik«, Paderborn 1877, 2. Aufl. 1883, »Lamprecht von Regensburg«, herausgegeb. 1880, »Kleine mittelhochdeutsche Grammatik«, Wien 1881, 2. Aufl. 1889, »J. M. R. Lenz' dramatischer Nachlass«, Frankfurt a. M. 1884, »Die Verbreitung und die Herkunft der Deutschen in Schlesien«, Stuttgart 1887, »Gedichte von J. M. R. Lenz«, herausgegeb. 1891, »Beiträge zu den deutschen Kriegsalterthümern«, 1891, »Glücksrad und Lebensrad«, Berlin 1892, »Die altdeutschen Verwünschungsformeln«, Berlin 1895, »Zur Geschichte des heidnischen Ritus«, 1896, »Die mystische Neunzahl bei den Deutschen«, 1897, »Die Verehrung der Quellen in Deutschland«, 1898, die Herausgabe der Pilatus-Fragmente, Goethes Tasso (Weimarer Ausg.), die Zeitschrift des Vereines für Volkskunde in Berlin von 1891 an und zahlreiche kleinere Schriften.

Weinhold führte, nachdem er im April 1850 dem Rufe an die Krakauer Universität gefolgt war, am 12. August desselben Jahres seine Braut Anna Elger in Leitmannsdorf (Kreis Schweidnitz, Schlesien) zum Traualtar. Die junge Frau wurde ihm nicht nur eine vortreffliche Hausfrau, sondern auch eine Gehilfin seiner Arbeit. In ihrem gastlichen Heim waltete sie als anmuthige Wirtin, und in jeder Stadt, in der Weinhold lebte, versammelte sie einen Kreis auserlesener Männer um sich. Karl v. Holtei, der zu den intimsten Freunden des Hauses gehörte, besang die liebenswürdige, talentvolle Frau in manch schönem Gedicht. Nach einem rastlos thätigen Leben feierte Professor Weinhold mit seiner Gattin am 12. August 1900 zu Cudowa in Schlesien in aller Stille die goldene Hochzeit. Sie haben in den langen Jahren ihrer Ehe Freud und Leid treulich mit einander getragen und ihren Freunden ein schönes Bild echter deutscher Treue geboten.

Diese Zeilen sollen mit Weinholds eigenen Worten schließen, mit denen er den Nachruf auf Prof. Dr. Wilhelm Schwartz endete.[1]) Nun hat er die fleißige Feder für immer niederlegen müssen: aber seine Arbeiten werden weiter anregen und nicht vergessen werden. Die Treue, die er seinem Schulamte und seiner Lieblingswissenschaft, seiner schlesischen Heimat und seinen treuen Freunden bezeugt hat in langem Leben, die soll ihm durch Treue über den Tod vergolten werden!

Salzburg, September 1901. Marie Eysn.

[1]) Zeitschrift des Vereines für Volkskunde, IX. 330.

LITERATURBERICHTE.

39.

Lasch Richard: Besitzen die Naturvölker ein persönliches Ehrgefühl? Ein Beitrag zur Ethik der Naturvölker. Zeitschrift für Socialwissenschaft. Berlin 1900. Bd. III. S. 837—844.

Ausgehend von Vierkandts Ansicht (Naturvölker und Kulturvölker, S. 273), dass die Naturvölker des persönlichen Ehrgefühls, sowie der Tugend der Wahrhaftigkeit ermangeln, kommt Verfasser dazu, diese Angabe im großen und ganzen zu bestätigen, und zwar wenn er unter dem persönlichen Ehrgefühl jene Tugend versteht, die jedem vorschreibt, so zu handeln, dass er vor sich selbst die Achtung nicht verliert, und die nur bei den Culturvölkern entwickelt ist. Wenn wir als persönliches Ehrgefühl jedoch auch jene Geistesqualitäten bezeichnen, die dem einzelnen vorschreiben, so zu handeln, damit er die Achtung der Mitmenschen nicht verliert, so besteht dieses Ehrgefühl bei den Naturvölkern vielleicht in viel ausgeprägterem Sinne als bei den Culturvölkern. Den Beweis dazu liefern die Selbstmordmotive, die Verfasser unter folgender Übersicht zusammenfasst: 1. Selbstmorde aus Scham über erlittenen Schimpf oder Unbill. 2. Selbstmorde aus Scham über selbst begangene Fehler oder Verbrechen und 3. Selbstmorde, begangen, um sich der Bestrafung und der damit verbundenen Schmach zu entziehen. Für 19 Völkerschaften weist Verfasser den Selbstmord aus »verletztem Ehrgefühl« nach, und größtentheils sind der Rachetrieb, dann geringfügige Beleidigungen, sowie gewisse »Unlustgefühle« (Scham, Kränkung, Ärger) Gründe zum Selbstmorde, und wir können daher bei den Naturvölkern einen »primitiven Ehrbegriff« annehmen, der jedoch zu den Scheinwerten gehört und nicht mit dem persönlichen Ehrgefühl der civilisierten Rassen identisch ist. Der primitive Ehrbegriff ist keine sittliche Tugend, sondern »eine dem Affekt entsprungene, durch die Sitte und die socialen Bedingungen hervorgerufene Reaktion des Individuums gegen äußere Einflüsse«. Dieser primitive Ehrbegriff findet sich auch heute noch in den niederen Volksschichten der Culturvölker und dann auch bei den Officieren (Duellzwang), so dass in dieser Hinsicht gerade von keinem großen Abstande zwischen den Natur- und Culturvölkern zu reden ist.

E. K. Blümml.

40.

Stratz C. H.: Die Frauenkleidung. Mit 102 zum Theil farbigen Abbildungen. Stuttgart (Ferdinand Enke) 1900. gr. 8°, X, 186 S.

Eine gut geschriebene, vom wissenschaftlichen Geiste durchwehte, ernste Arbeit liegt hier vor, die es ermöglicht, einen Überblick über die Entwicklung der Frauenkleidung bei allen Völkern der Erde zu gewinnen; denn die bisher aus diesem Gebiete vorliegenden Arbeiten haben doch nur mehr oder weniger bestimmte Ländergebiete im Auge gehabt. Sehr gut war es, dass Verfasser gleichzeitig die Anthropologie, Ethnologie und Culturgeschichte zu seinen Studien heranzog, so dass die sich ergebenden Resultate durchaus auf festem Boden stehen.

Die Kleidung selbst ist zunächst in eine tropische und eine arktische zu scheiden. Erstere ist den Völkern der wärmeren Regionen eigen, bei denen alle Kinder nackt,[1]) die Erwachsenen theils nackt, theils völlig bekleidet sind, wobei sich jedoch bei letzteren zwischen den beiden Extremen nackt und völlig bekleidet eine Unmenge Übergänge finden, ohne dass sich die Nackten jedoch ihrer Nacktheit wegen schämen; denn das Schamgefühl kam erst mit der Kleidung, so dass demnach »der erste ursprüngliche Zweck der Kleidung nicht die Bedeckung, sondern allein und ausschließlich die Verzierung, der Schmuck des nackten Körpers ist«. Dieser Körperschmuck hat sich nun entweder als einfache Bemalung des Körpers oder als

[1]) Dasselbe war bei den Germanen der Fall. Vgl. C. Tacitus, Germania. 1, 20.

bleibende Körpernarbe oder als Tätowierung,[1]) das ist eine Verbindung der beiden ersteren Stufen, oder als Bearbeitung der Kopfhaare, die ihren Ausdruck in der Verwendung von Nackenplanken[2]) findet, kundgegeben. Die drei ersteren Stufen, die sich noch heute bei den Naturvölkern nebeneinander vorfinden, drücken bei den alten Völkern drei Culturperioden aus, die Jahrhunderte lang dauerten. Die Vorläufer der eigentlichen Kleidung bilden als eine weitere Entwicklungsstufe des Körperschmuckes die Schmuckgegenstände und deren Befestigungsmittel, die Schmuckträger, die beliebig an- und abgelegt werden können und von denen Verfasser eine, im Gegensatze zu Selenkas (Der Schmuck des Menschen, Berlin 1900) Eintheilung, sehr natürliche Eintheilung gibt. Dieselbe ist folgende: 1. Gürtelschmuck (entweder Gürtel allein oder Gürtel und daran befestigter Gegenstand), 2. Halsschmuck, 3. Kopfreif, 4. Armringe und Fußringe und 5. Fingerringe und Zehenringe. Als primitivster Schmuck findet sich an den Hüften eine Gürtelschnur, die später mit verschiedenen Anhängseln versehen wurde, dann gewebte Kleidungsstücke, und den Abschluss dieser Entwicklungsstufe bildet das Lendentuch, das schließlich über die Schürze zum Rocke wird, der mit einem Gürtel an den Hüften befestigt ist. Ganz die gleichen Entwicklungsstufen lassen sich durch altägyptische Gemälde für die Ägypter belegen. Dies sind die Kennzeichen der tropischen Frauenkleidung.

Die arktische Frauenkleidung bezweckt infolge des kälteren Klimas eine Beschützung des Körpers, ohne dass eine Verhüllung der Genitalien dabei ausschlaggebend ist. Sie besteht in der Hauptsache aus einer Hose und einer Ärmeljacke.

Dass südlichere Völker, so die Kelten und von ihnen die Römer, von nördlicheren, Germanen, ein arktisches Kleidungsstück, nämlich die Hose, übernommen haben, beweist das lateinische Wort *brāca* für Hose, das aus dem der indogermanischen Urform näher stehenden germanischen Ausdruck *brōk*, den die Gallier von den Germanen entlehnten, hervorgieng, was Schrader ausführlich nachwies; denn dem germanischen *brōk*, ursprünglich = Steiß, entspricht ein lateinisches *frāgo* (d. Ref.).

Die Verschmelzung dieser beiden Extreme bildete die Nationaltracht. Zuerst wird darauf hingewiesen, dass die Griechen von der vollständigen Bekleidung[3]) allmählich bis zur Vereinfachung der Kleidung (selbst zur Nacktheit) übergiengen, was die höchste Blüte in der Kunst herbeiführte. Zuerst finden sich dann die Nationaltrachten der außereuropäischen Völker behandelt, von denen besonders eingehend die Tracht der Japanerinnen[4]) besprochen wird, worauf das Nationalcostüm in Europa in Typen aus Deutschland, Holland und Österreich erörtert wird. Die Europäerinnen haben den tropischen Rock als Hauptbestandtheil ihrer Kleidung genommen. Der nächste Abschnitt bespricht die Mode. Derselbe besitzt auch für den Ethnologen Wert, da hier die Kleidungsstücke der modernen Frau besprochen werden, Kleidungsstücke, die heute immer mehr auf dem Lande Eingang finden. Es sind dies: Hemd, Unterhose, Unterröcke (aus dem tropischen Rock hervorgegangen, der in Oberkleid und Unterrock zerfiel, wovon sich später noch das Hemd und die Unterhose ablöste), Strümpfe, Strumpfbänder, Schuhe und Mieder (letzteres ersetzt den Gürtel der tropischen Kleidung und hat seinen Ursprung im Christenthum, in der asketischen Abtödtung des Körpers im Mittelalter). Aus dem nächsten Abschnitte (IV): »Einfluss der Kleidung auf den weiblichen Körper« seien die statistischen Daten hervorgehoben. Von 150 im Jahre 1870 geborenen Mädchen, von denen 100 am Leben bleiben, sind 1880 15 skrophulös und 35 mit englischer Krankheit behaftet. 1890 haben sich 20 durch starkes Schnüren u. dgl. ihren Körper verdorben, während 1895 durch zu langes Tragen des Mieders während der Schwangerschaft 25 dasselbe erreichen, so dass also nach 25 Jahren nur 5 wirklich schöne Frauen übrigbleiben. Einen besonderen Wert erhält das Buch durch die vielen Originalabbildungen.

E. K. Blümml.

41.

Preuss, Dr. K. Th.: I. Die Hieroglyphe des Krieges. II. Kosmische Hieroglyphen der Mexikaner. (Zeitschrift für Ethnologie. Jahrgang XXXII, 1900, Heft 6 und XXXIII, 1901, Heft 1. Berlin, Verlag von A. Asher & Co.)

[1]) Zu den für Europa aufgezählten Fällen wären noch die Katholiken Bosniens und der Herzegovina hinzuzufügen. Vgl. Ciro Truhelka, Die Tätowierung bei den Katholiken Bosniens und der Hercegovina. Wissenschaftliche Mittheilungen aus Bosnien und der Hercegovina. Wien 1896, Bd. IV, S. 493—508 (mit 73 Abbildungen).

[2]) Über solche aus Neu-Guinea (Berlinhafen) vgl. man Jankó, Beschreibender Katalog der ethnographischen Sammlung Ludwig Biró's aus Deutsch-Neu-Guinea (Berlinhafen). Ethnographische Sammlungen des ungarischen Nationalmuseums. Budapest 1899, Bd. I, S. 39—43 und Tafel IX, Fig. 10.

[3]) Die sogenannte phrygische Mütze der ältesten griechischen Zeit findet sich heute noch in Bosnien. Vgl. Ciro Truhelka, Die phrygische Mütze in Bosnien. Wissenschaftliche Mittheilungen aus Bosnien und der Hercegovina. Wien 1896, Bd. IV, S. 509—515 (mit 10 Abbildungen), und: Zeitschrift für österreichische Volkskunde. Wien 1896, II. Jahrg., S. 172—178 mit 10 Abbildungen).

[4]) Über die japanische Kleidung wäre die ausführliche Mittheilung von Keita Goh, Die japanische Kleidung (Österreichische Monatsschrift für den Orient Wien 1891, XVII. Jahrg., S. 59—62 zu vergleichen.

Der innige Zusammenhang dieser beiden Arbeiten berechtigt zu einer gemeinsamen Besprechung, die allerdings zu einer umfangreichen Arbeit anschwellen würde, wollte man dem reichhaltigen Inhalt gerecht werden. Ich muss mich daher beschränken und thue dies, indem ich nach dem gewonnenen Gesammteindruck damit beginne, den principiell verschiedenen Standpunkt zu kennzeichnen, den ich gegenüber der Auffassung von Dr. Preuss über die Beurtheilung der Darstellungsformen in den altmexikanischen Bilderschriften einnehme. Die Bilderschriften bilden ja die wesentliche Grundlage seiner Arbeiten.

Nach dem von mir gewonnenen Eindrucke behandelt Herr Dr. Preuss die Darstellungsformen in den Bilderschriften ebenso, wie er gewohnt ist, diejenigen in der Ornamentik zu behandeln, während doch, meiner Ansicht nach, zwischen beiden ein wesentlicher Unterschied besteht.

Bei ornamentaler Verwendung eines Vorbildes pflegte der darstellende Künstler dasselbe in den meisten Fällen zu variieren, auch zu zerlegen und die einzelnen Theile wieder als neue Motive zu benutzen u. s. w. Verhältnismäßig gering ist die Zahl bedeutungsvoller Vorbilder, wie solche zumal aus den religiösen Vorstellungen entnommen wurden, und die, wo es darauf ankommt, deutlich erkennbar wiedergegeben sind. Aber selbst diese Vorbilder werden gelegentlich ebenso wie die frei gewählten behandelt, so dass schließlich für beide die Bedeutung des Vorbildes in den Hintergrund treten und mit der Zeit dem Verständnis auch ganz verloren gehen kann. Ich erwähne schließlich noch, dass in der Ornamentik auch die Verschiedenheit des benutzten Materials, sowie der Formen und der zur Verfügung stehende Raum von ganz anderem Einfluss auf die Darstellungsformen sind, als bei den Bilderschriften. (Vgl. meine Arbeit »Über Tierornamente auf Thongefässen aus Alt-Mexico«, in den Veröffentlichungen aus dem Kgl. Museum für Völkerkunde in Berlin, Bd. VI, Heft 1, 1899.)

Für die Bilderschriften gilt natürlich, was die allgemeine künstlerische Auffassung und den Charakter der Darstellungsformen anbetrifft, dasselbe, wie für die Ornamentik, aber es liegt für den Darsteller ein viel größerer Zwang vor, da alles Dargestellte eine mehr weniger wichtige Bedeutung hat. Es darf daher die überlieferte oder einzuführende Darstellungsform keinen allzu großen Schwankungen unterliegen, wenn sie verständlich bleiben soll, wenigstens für die Zeit und die Genossenschaft, für welche die Bilderschrift angefertigt wurde. Selbstverständlich ist der Zwang kein so großer, wie er es bei einer wirklichen Hieroglyphenschrift ist, was ich hier ausdrücklich bemerkt haben will. Für die Anfertigung einer Bilderschrift waren dem Darsteller bestimmte Aufgaben gestellt, die er sozusagen in Bilderschrift übersetzen musste. Er verfügte dabei einerseits über eine große Anzahl von Darstellungsformen, die durch langen Gebrauch schon einen durchaus conventionellen Charakter angenommen hatten und die daher mit großer Gleichförmigkeit auftraten, was sich häufiger noch in den Bilderschriften historischen, als in denen religiösen Inhalts bemerkbar macht. Andererseits hatte er überhaupt die Aufgabe, in möglichst knapper Form sich verständlich durch Bilder auszudrücken, was an sich schon eine gewisse Gewandtheit voraussetzt, wenn er verstanden sein wollte, aber doch auch eine gewisse Freiheit ließ, ein und denselben Gegenstand der Abwechslung halber in verschiedenen Formen darzustellen. Für unsere so ganz verschiedene Auffassung mag es allerdings nicht immer leicht sein, mit Sicherheit zu entscheiden, ob jede solche Verschiedenheit der Darstellungsform als Variante gelten kann, oder ob sie nicht noch einen besonderen Sinn hat. Außer solcher Verschiedenheit der Darstellungsformen kommen dann noch diejenigen in Betracht, welche einer ethnischen oder localen Verschiedenheit der Auffassung oder der Vorstellungen entspringen, und die nicht nur dem Charakter der Bilderschriften im ganzen verschiedene Nuancen geben, sondern auch im einzelnen die Ausdrucks-, beziehungsweise Darstellungsformen verschieden gestalten können.

Wenn im verstehenden meine Auffassung des Wesens einer Bilderschrift als Ganzes betrachtet skizziert wurde, so möchte ich nunmehr noch einige charakteristische Züge anführen, die mehr weniger scharf ausgeprägt, uns in allen Bilderschriften entgegentreten.

Das Abkürzungsverfahren war schon aus praktischen Gründen nahe gelegt, wie z. B., dass man anstatt der vollständig ausgeführten Darstellungsform nur einen charakteristischen Theil derselben zeichnet, wie im Tonalamatl von den Tagesregenten meist nur die Köpfe dargestellt werden u. A. m. Ebenso werden aus einer Reihe von symbolischen Zeichen, die eine Gottheit oder einen Vorgang charakterisieren, nur die wichtigsten oder das wichtigste herausgegriffen, um das Ganze darzustellen oder um Beziehungen dazu anzudeuten. Andererseits wurden Zeichen benutzt, die an sich etwas anderes sind als das Darzustellende, die aber nach der Anschauung der Indianer dazu geeignet erschienen, sei es einer oberflächlichen Ähnlichkeit halber, oder weil die symbolische Bedeutung in ihren religiösen Vorstellungen das Darzustellende in geeigneter Weise ersetzte. Dahin gehört z. B. die Schlangenzunge für Flamme oder die Korallenschlange, wohl ihrer Farben wegen, für Feuer. Bei manchen Darstellungsformen mit derartig übertragener Bedeutung ist es freilich schwer, die Ableitung zu finden, beziehungsweise nachzuweisen, für welchen Begriff ein Zeichen zuerst Aufnahme fand, um dann auf eine Reihe anderer, verwandter Vorstellungen übertragen zu werden. So z. B. dient das bekannte zungenförmige Zeichen mit einem etwas eingerollten Ende für Athem, Hauch, Rede,

Schall oder Töne, aber auch für Rauch, im letzteren Falle meist durch eine graue oder bräunliche Farbe unterschieden. Dasselbe Zeichen, reicher verziert, dient auch für Gesang, vielleicht auch bedeutsamere Rede. In anderen Fällen ist die Übertragung eines Zeichens im figürlichen Sinne leicht zu verstehen, so z. B. wenn man den Blutstrom, der verwundeten lebenden Wesen entströmt, auf leblose Gegenstände überträgt, um anzudeuten, dass sie zerbrochen oder beschädigt sind.

Bei der Darstellung von Orts- und Personennamen herrscht noch eine besondere Methode vor, die man oft, wenn auch mit Unrecht, die Rebusschrift genannt hat, denn die weitaus größte Anzahl solcher Namen ist aus Wurzelwörtern zusammengesetzt, für die in der Darstellung das ganze Wort genommen werden muss, so dass von einem Ablesen des Dargestellten wie beim Rebus nicht die Rede sein kann. Es gehört dazu einerseits gründliche Kenntnis der Sprache und andererseits eine gewisse Combinationsgabe, der man nicht immer mit Leichtigkeit folgen kann, wie das die Zusammenstellung der Ortsnamen aus den Tributlisten des Codex Mendoza durch Peñafiel zur Genüge zeigt. Die Darsteller selbst scheinen vielfach von der Unsicherheit dieser Methode beeinflusst gewesen zu sein, denn man findet ein und denselben Namen verschieden dargestellt. Ich erinnere nur an die Hieroglyphe des Königs *Itzcoatl*, die sowohl durch *Itz(tli)* = Obsidian, *co-(mitl)* = Kochtopf und *atl* = Wasser, wie auch durch *Itz(tli)* und *coatl* = Schlange dargestellt wird.

Es liegt im Wesen der Bilderschrift, dass ihre richtige Deutung für uns, denen weder die gleichen Vorstellungen und Auffassungen, noch die Ausdrucks- und Darstellungsformen geläufig sein können, sehr schwer ist und zum Theil wohl immer hypothetisch bleiben wird. Die Bilderschriften historischen Inhalts bieten in der Beziehung weniger Schwierigkeiten, auch kann man ihre Deutung durch die sogenannten Interpreten, denen noch die Auskunft der Eingebornen zu Gebote stand, leichter controlieren, als bei denen religiösen Inhalts. Bei diesen letzteren muss man sich immer fragen, inwieweit die Eingebornen, welche Auskunft gaben, wissend und auch aufrichtig genug waren. Es kommt dann noch hinzu, dass die spanischen Priester, denn das waren diese Interpreten, den religiösen Anschauungen der Indianer meist verständnislos und ablehnend gegenüber standen und manches Verkehrte hineininterpretiert haben mögen. Eins möchte ich aber zum Schluss dieser Erörterungen noch aussprechen, dass Prof. Seler wohl bisher das Großmöglichste gethan hat, um den Weg in diesem Irrsal gangbar zu machen, und in scharfsinniger Ergänzung von Bilderschriften und literarischen Überlieferungen das Verständnis für diese Culturäußerungen auf eine Höhe zu bringen die volle Anerkennung und Respect verdient.

Wenn ich dies Thema weit ausführlicher behandelt habe, als es sonst wohl bei der Besprechung von Arbeiten Anderer üblich ist, so geschah es, weil ich einmal meine Auffassung über das Wesen der Bilderschriften zum Ausdruck bringen wollte, und weil ich nur auf diesem Wege glaubte, den Gegensatz begründen zu können, in dem ich mich gegenüber der Methode befinde, die Dr. Preuss bei der Deutung der Bilderschriften befolgt. Seine Zusammenstellung der vermeintlich zusammengehörigen und von einander abgeleiteten Darstellungsformen musste ihn dahin führen, den von ihm selbst vertretenen Standpunkt (I, S. 113), »dass die alten Mexikaner eine Zeichnung nie ohne tieferen Sinn anzubringen pflegen«, aufzugeben. Die Grenzen der Bedeutung zwischen verschiedenen Zeichen werden mit seiner Methode verwischt und selbst ganz aufgehoben, und man kommt schließlich zu der Erwägung, dass, wenn z. B. eine ganze Reihe von Zeichen den Schmetterling bedeutet, es für die Darsteller weit einfacher und der Verständlichkeit halber auch besser gewesen wäre, nur den Schmetterling zu benutzen. Von einem Abkürzungsverfahren kann dabei schon deshalb keine Rede sein, weil die verschiedenen Zeichen, die Dr. Preuss für rudimentär hält, nicht nur für andere Bezeichnungen als die von ihm angenommenen benutzt werden, sondern weil sie zum Theil, wie die Häkchen, neben dem Schmetterling in ein und derselben Figur vorkommen.

Nachdem Dr. Preuss einmal diesen Weg der Gleichmachung beschritten hatte, kann das Vorschreiten zu seinen Schlussthesen nicht mehr so gewagt erscheinen, als es in der That, mir wenigstens, erscheint. Man darf doch nicht vergessen, dass alle die benutzten Zeichen, wie die ganze Bilderschrift das Ergebnis einer langen Entwicklung sind, und dass mit der reicheren Entwicklung der sinnlichen Wahrnehmungen und der geistigen Verarbeitung derselben auch die Zahl der Ausdrucksformen zunahm. Es würde ja ein cultureller Rückschritt sein, wollte man diese Bereicherung nicht ausnutzen. Dass man manche Ausdrucksformen in größere Vorstellungscomplexe unterbringen kann, ist schon richtig, das hebt aber doch nicht ihre besondere Bedeutung im einzelnen auf. Ich will nun noch speciellere Belege für das vorstehend Gesagte geben.

Das *teoatl-tlachinolli*-Zeichen dient Dr. Preuss als Ausgangspunkt und spielt eine hervorragende Rolle in seinen beiden genannten Arbeiten; es ist in seinen Figuren, I, 1—6, abgebildet. Über dies Zeichen selbst habe ich mich bereits in der Besprechung von Prof. Selers Arbeit über das Tonalamatl Aubin in den Mittheilungen der Anthropologischen Gesellschaft in Wien, Bd. XXXI, 1901, ausgesprochen, wenn ich auch heute nach eingehender Besprechung mit dem genannten Freunde zugebe, dass ich in der Deutung vielleicht zu einseitig vorgegangen bin. Hier kommt nur in Betracht, dass in dem einen Theil dieses Zeichens, dem *tlachinolli*, mag es nun nach einer Auffassung Feldbrand, nach einer anderen ebenso gut einfach Brand be-

deuten, thatsächlich nur einmal, I, Fig. 5 ein Schmetterling, vorkommt, der auf dem Flammenbündel sitzt, in das das *tlachinolli*-Band ausläuft. Prof. Seler hat dieses Flammenbündel *tlexochtli* genannt, das z. B. in den Fig. 1 und 5 einer Blume ähnlich gezeichnet ist, so dass es manches für sich hat, wenn Prof. Seler diesen in den Feuerfarben gemalten Schmetterling *tlepapalotl* = Feuerschmetterling nennt; er fügt hinzu, dass dieser ebenso gut ein Synonym der Flamme sei, wie für den Indianer Blume und Schmetterling Synonyme seien. Ich bin aber nicht der Ansicht, dass nun ein für allemal der Schmetterling ein Feuersymbol sei, wie Dr. Preuss annimmt, glaube vielmehr, dass seine freundliche Bedeutung als natürliche Ergänzung der Blume im Vordergrunde steht. In diesem Sinne ist er, meine ich, aufzufassen, wenn er bei *Xochiquetzal*, der Blumengöttin, und *Macuilxochitl*, dem Gott der Spiele und des Tanzes, als Symbol auftritt, in derer beider Namen die Blume vorkommt. Aber auch zu vielen anderen Darstellungen des Schmetterlings in den Bilderschriften würde ein Feuerschmetterling schlecht passen, worauf ich hier nicht näher eingehen kann. Beim *tlachinolli*-Zeichen, wo der Feuerschmetterling, wie gesagt, nur einmal vorkommt, hält Dr. Preuss ihn für die Hauptsache, und zwar soll er da die verbrannte oder vom vulcanischen Feuer durchzogene Erde kennzeichnen. Ich möchte auch dagegen einwenden, dass in jeder der herangezogenen Darstellungen, sei es der Feldbrand oder der Brand, auch ohne den Schmetterling genügend gekennzeichnet ist. Abgesehen von den Feuerfarben des Ackers oder Feldes läuft jedesmal das *tlachinolli*-Band in ein Flammenbündel aus, und in einem Falle (Fig. I, 6) sind den Seiten auch noch die üblichen Feuer- und Rauchzungen angefügt. Auf dem Blatte Codex Borgia 69, wo anstatt Feldbrand nur Brand in der üblichen Weise dargestellt ist, fehlt ebenfalls der Schmetterling. Wenn Dr. Preuss dem vulcanischen Feuer überhaupt eine so hervorragende Rolle beimisst, so scheint es mir doch sehr fraglich, ob in der Vorstellung der Indianer vulcanische Eruptionen, Erdbeben und eventuell auch heiße Quellen in einen derartig causalen Zusammenhang gebracht wurden, dass sie die Erde von vulcanischem Feuer durchzogen annahmen.

Ich möchte nun weiter noch den Weg der Beweisführung skizzieren, den Dr. Preuss einschlägt, um zu den in I, S. 145 verzeichneten Resultaten zu gelangen. Der Schmetterling kommt bei Erdgöttinnen vor. Diese sind auch vielfach mit Symbolen des Spinnens ausgerüstet. Dr. Preuss untersucht nun daraufhin die Spinnwirtel des Berliner Museums und findet auf denselben am meisten Zeichnungen vertreten, die er für den Schmetterling hält, und zwar 40mal unter 3000. (Wenn ich mich recht erinnere, nimmt die Kröte, wohl die Erdkröte, einen weit höheren Procentsatz unter den Spinnwirteln von Cerro montoso ein.) Die typischen Stücke sind in I, Fig. 14—33 abgebildet, und wie nicht anders zu erwarten ist, zeigt sich hier, was ich über die Behandlung eines Motivs in der Ornamentik gesagt habe. Herr Dr. Preuss benutzt die oft bis ins Unkenntliche gehenden Umbildungen dazu, Motive herauszufinden, die nunmehr, in den Bilderschriften selbständig vorkommend, als rudimentäre Schmetterlinge gedeutet werden. Was die genannten Darstellungen anbetrifft, so möchte ich darauf hinweisen, dass, wenn man in diesem Material den stilisierten Schmetterling darstellen wollte, man es in durchaus erkennbarer Form thun konnte, wie es die Fig. 13 ebenda, einem Thonstempel entnommen, zeigt. Auch nur annähernd Gleichartiges findet man aber unter den Spinnwirteln kaum, trotzdem sie doch dieselbe Form wie der Thonstempel haben. In den Fig. 28 *a—d*, 29 *a*, *b*, 30 *a*, *b* kommt er neben anderen Zeichen erkennbar vor. Bei den Fig. 14—19 und 25—26 kann ein Schmetterling als Vorbild gedient haben, aber auch ein anderes Insect (in Fig. 17 kommt sogar scheinbar die Schere eines Scorpions vor). Die Fig. 20, 21 und 27 kann man noch als Umbildungen der vorangehenden ansehen, die Fig. 22—24 und 31 aber kaum mehr. Die Figuren 29 *c d*, 30 *c d* und 32, 33 sind unter sich wohl gleich; die letzteren beiden sollen zwei sich gegenüberstehende Schmetterlinge sein, was z. B. verglichen mit einem Theil der Fig. 26 berechtigt erscheint. Prof. Seler hat diese beiden Figuren in seiner Arbeit über die Humboldt-Codices dem Tageszeichen *Olin*-Bewegung nahe gebracht, was Dr. Preuss in der zweiterwähnten Arbeit, S. 16—17, auch thut, nur mit dem Unterschiede, dass für ihn nunmehr das *Olin*-Zeichen ebenfalls zu einem Schmetterling wird. Meiner Ansicht nach variiert die Darstellung des *Olin*-Zeichens, das so alt wie die Erfindung der Tageszeichen überhaupt ist, in den alten Original-Bilderschriften nicht so sehr, um auch jene Figuren 32, 33 einzuschließen.

Unter den einzelnen Figuren, welche die Umbildungen des vermeintlichen Schmetterlings auf Spinnwirteln aufweisen, kommt auch mehrfach eine hufeisenförmige Figur vor, die Dr. Preuss herausgreift, um sie mit einer Zeichnung zu identificieren, die im *tlachinolli*-Zeichen der Fig. 1, 3, 6, ferner in den Kopfbinden aus ungesponnener Baumwolle, in der Fruchtkapsel der Baumwolle selbst, im Zeichen für *octli* und *chiau*, und selbst im Nachthimmel und in der abgezogenen Menschenhaut vorkommt. Vergleiche die Fig. 50—55 und 59, 60. Das hufeisenförmige Zeichen ist meist in den Bilderschriften noch mit Reihen von Strichelchen oder Punkten begleitet, nimmt auch die Gestalt eines spitzen Winkels an und fehlt auch einmal ganz. Schon die Verschiedenheit der Darstellungsformen in denen dieses combinierte Zeichen auftritt, legt es nahe, anzunehmen, dass seine Bedeutung nicht der Feuerschmetterling sein kann, der trotz aller Bemühungen von Dr. Preuss, Beziehungen nachzuweisen, doch unmöglich bei allen den angeführten Darstellungsformen am Platze ist. Diese

combinierte Zeichnung ist, wie ja schon Prof. Seler es ausgesprochen hat, nur dazu benützt, um Flächen in der Darstellung bestimmter Gegenstände auszufüllen, deren Oberfläche kraus gewellt oder sonstwie uneben ist.

Zu einer weiteren Identificierung mit dem Feuerschmetterling dienen verschiedene Formen des Nasenschmuckes, wie sie in den Fig. 34—41 dargestellt sind. Wenn bei einigen Erdgöttinnen, wie vornehmlich *Xochiquetzal*, der Schmetterling angebracht erscheint, wenn die Steinschneider ihrer Patronin *Quaxolotl-Chantico* einen solchen zusprachen, so scheint doch in den Darstellungsformen etwas Wirrwarr zu herrschen; es ist möglich und wahrscheinlich, dass dabei locale Verschiedenheit der Auffassung mitwirkt. Es scheint, als ob die beiderseits treppenartig abgestufte Form, meist wohl aus Türkismosaik, die vorherrschende ist, die an sich, wie in Fig. 35 kein Schmetterling zu sein braucht, aber in manchen Darstellungen Formen annimmt, die dem Schmetterling nahe kommen. Anderseits hat z. B. die Göttin *Chalchiuhtlicue* im Codex Borgia fast allgemein einen Nasenschmuck, der aus einer gekrümmten Schlange besteht, die an beiden Enden einen Kopf hat. In anderen Bilderschriften trägt die Göttin den treppenförmigen Nasenschmuck, und im Codex Borbonicus (Fig 40) hat er eine schwer zu definierende Form, die man freilich auch als Schmetterling deuten kann. Die Frage muss noch erst geklärt werden, ehe man damit irgend was begründen kann. Jedenfalls muss die Halbmondform, die zuweilen auch eingerollte Enden und unten vereinzelt auch noch Ausbuchtungen zeigt, aus dem Vergleich mit dem Schmetterling ausgeschieden werden. Dieser Nasenschmuck, wie auch der Halbmond als solcher, ist, wie Prof. Seler a. a. O. nachweist, huastekischen Ursprungs: er kommt der *Tetecinnan*, den Pulquegöttern und anderen zu. Vgl. auch Fig. 50, 53, 54, wo in der ersteren Figur der Halbmond auf dem Gewand dargestellt ist. Dr. Preuss führt dafür, dass die Nasenhalbmonde wirklich Schmetterlinge sind, einen sonderbaren Beweis aus den Fig. 42 und 43 an, die sich auf Schilden in den Tributlisten des Codex Mendoza befinden und zwar nicht immer im Nebeneinander jener Darstellung, denn das Muster Fig. 43 kommt selten, das andere vielfach vor. Dr. Preuss sagt, anstatt der 4 Halbmonde in Fig. 42 sind in Fig. 43 vier, in Form von Halbmonden gebogene Wasserströme angebracht und folgert dann: »In jedem (?!) ist also Halbmond und Wasser, oder wenn wir die gefundene (?) Bedeutung für Halbmond setzen, Schmetterling und Wasser vereinigt. Die Halbmonde oder Häkchen sind bekanntlich auch in dem Symbol der verbrannten Erde *tlachinolli* vorhanden, aus dessen einem Ende ein vollständig ausgeführter Schmetterling herauskommt (Fig. 5 und 6). Wir müssen daher vermuthen, dass auch hier die Häkchen Schmetterlinge bedeuten. . . . . Was wir nun auf dem Schilde sehen, ist nichts anderes als das Symbol des Krieges *atl tlachinolli* selbst wobei ein Häkchen für das ganze Symbol *tlachinolli* eingetreten ist« (!?). Herr Dr. Preuss bringt es auch fertig, in der Figur des Mondes, Fig. 69, die äußere Umhüllung für einen Halbmond, also Schmetterling zu erklären. Die sich häufig wiederholende Art, ein Gefäß mit Inhalt im Durchschnitt zu zeichnen, um den Inhalt besser kenntlich zu machen, ist auch hier angewandt. Das Gefäß in Form einer Olla ist aus Todtenknochen hergestellt, wie es Zeichnung und Färbung in unverkennbarer Weise zeigen, der Inhalt ist Wasser, in dem das Kaninchen sitzt. Auch darüber hat schon Prof. Seler eingehende Belehrung geboten.

In der zweiterwähnten Arbeit wird das wirre Haar der Todesgottheiten, welches Nacht und Dunkel bedeutet, ebenfalls mit dem Halbmond, beziehungsweise mit dem Feuerschmetterling in Verbindung gebracht. Ebenso sieht Dr. Preuss in verschiedenen Figuren mit Lichtaugen, »lichtausstrahlende Schmetterlinge« (S. 4). Von der Erde kommt er zum Himmel und findet auch dort »Schmetterlingsstrahlen« (S. 12). Es würde zu weit führen, wollte ich den weiteren Inhalt der beiden Arbeiten ebenso eingehend besprechen, wie ich es für das Hauptmotiv, den Feuerschmetterling, für nothwendig hielt.

Man kann es nur mit Freude begrüßen, wenn ein neuer Amerikanist auf den Plan tritt, zumal derselbe an einer so ergiebigen Quelle von Material und Belehrung sitzt. Umso aufrichtiger bedauere ich es, dass Dr. Preuss sich in diesen ersten umfangreicheren altmexikanischen Studien zu Speculationen hat hinreißen lassen, die meiner Überzeugung nach vielfach eher dazu geeignet sind, das Verständnis für jene alte Cultur, die er freilich wiederholt mit der von Naturvölkern vergleicht, zu verwirren, als es zu klären und zu fördern.

Hermann Strebel.

August 1901.

Die Flutsagen des Alterthums und der Naturvölker.

Von **Dr. M. Winternitz**, Prag.

Usener beginnt sein gelehrtes Werk über die Sintflutsagen[1]) mit den Worten: »Die Sage von großen Wasserfluten, welche die Erde überschwemmt und alles Lebende ausgetilgt bis auf einen Menschen oder eine Familie, die Gnade vor Gott gefunden, ist über den ganzen Erdball verbreitet.« Dieser Satz bedarf einer bedeutenden Einschränkung. Wohl sind Flutsagen über einen großen Theil der bewohnten Erde verbreitet, aber sie gehören keineswegs zum Gemeinbesitz der Menschheit, sie sind nicht allen Völkern gemeinsam (wie etwa die Feuergewinnung durch Reiben von Hölzern, die Verehrung der Todten oder der Zauberglaube.[2]) Es gibt, worauf schon Andree[3]) hingewiesen hat, über große Länderstriche verbreitete, zahlreiche Völker, bei denen keinerlei Flutsagen nachzuweisen sind. Sie fehlen fast ganz in Afrika, kommen in Europa nur sehr vereinzelt vor und sind auch in vielen Theilen Asiens unbekannt. Sehr verbreitet sind sie nur in Amerika, Australien und der Inselwelt des Stillen Oceans. Zudem sind diese Sagen bei manchen Völkern erst unter dem Einfluss der ihnen von Missionären mitgetheilten biblischen Sintflutsage entstanden, und auch die meisten Sintflutsagen des Alterthums gehen, wie ich wahrscheinlich machen zu können glaube, auf eine einzige Sage zurück. Ferner handelt es sich bei den Flutsagen der verschiedenen Völker nicht immer um eine Überflutung der ganzen Erde, sondern häufig nur um locale Überschwemmungen; und es wird nicht immer von der Rettung eines Menschen oder einer Familie erzählt, »die Gnade vor Gott gefunden«, sondern in vielen dieser Sagen retten sich Menschen mit Hilfe eines Bootes oder durch Ersteigen von Bergen ohne die Intervention irgend einer Gottheit.

Thatsache ist es immerhin, dass wir Flutsagen nicht bloß bei einigen Völkern des Alterthums (den Babyloniern, Hebräern, Indern, Persern und Griechen), sondern auch bei einer großen Anzahl von Naturvölkern finden. Haben wir aber dann ein Recht, wenn es sich um die Erklärung der Flutsagen handelt, uns bloß auf eine Vergleichung der babylonischen, hebräischen, indischen, persischen und griechischen Sagen zu beschränken, und die aller anderen Völker unberücksichtigt zu lassen? Usener hat dies gethan mit der Begründung, dass »Gegenstand mythologischer Forschung« nur diejenigen Sagen sein können, »deren Ursprung und geschichtlicher Zusammenhang mit Aussicht auf Erfolg zum Gegenstand der Forschung gemacht werden kann«. Nun ist es allerdings richtig, dass sich der »geschichtliche Zusammenhang« bei den Sagen der alten Culturvölker leichter verfolgen lässt als bei denen der Naturvölker. Doch hat Edward Tylor z. B. den geschichtlichen Zusammenhang der Sintflutsage der Mandanen in Nordamerika mit der biblischen Erzählung sehr schön dargethan. Wir finden bei den Mandanen nicht nur eine der biblischen Noah-Sage sehr ähnliche Flutsage, sondern sie feiern auch alljährlich ein Fest zur Erinnerung an die Flut. Den Mittelpunkt dieses Festes bildet ein hölzerner

[1]) Hermann Usener, Die Sintflutsagen. Bonn 1899.

[2]) Auch Fr. Ratzel spricht in einem kürzlich veröffentlichten Aufsatz (»Deutsche Monatsschrift«, October 1901, S. 45 fg.) von den Flutsagen, als ob sie über die ganze Ökumene verbreitet wären.

[3]) Richard Andree, Die Flutsagen. Ethnographisch betrachtet. Braunschweig 1891, S. 125 fg.

Bau, der in jedem Dorfe aufgerichtet ist und ein Abbild jener »Arche« darstellt, in welcher, wie die Mandanen erzählen, ihre Vorfahren aus der Flut gerettet worden sein sollen. Das Fest wurde gefeiert zur Zeit, wo die Weiden ausschlagen, denn — so erzählen die Indianer — ein Weidenzweig war es, mit welchem der Vogel zur Arche zurückgeflogen kam. Bei diesem Feste wurden aber auch (wie Catlin berichtet) aus den Häusern Messer, Äxte und andere eiserne Werkzeuge zusammengetragen und im Wasser geopfert, zur Erinnerung daran, dass die »Arche« mit solchen Werkzeugen gezimmert worden war. Nun macht aber Tylor darauf aufmerksam, dass die Mandanen bis zum Jahre 1700 nur Steinwerkzeuge kannten. Wenn also hier Eisenwerkzeuge ausdrücklich erwähnt werden, so beweist dies, dass die Flutsage sammt der Flutfeier nicht älter als 1700 sein kann, also aus einer Zeit stammt, wo die Eingeborenen schon mit der Erzählung von der Noahischen Flut durch Missionäre bekannt geworden waren.[1])

Immerhin mag zugegeben werden, dass ein solcher Nachweis des geschichtlichen Zusammenhanges bei den Sagen der Naturvölker nicht immer so leicht ist. Aber der Ursprung einer Sage (wie jeder anderen Erscheinung des Völkerlebens) lässt sich meines Erachtens »mit Aussicht auf Erfolg« nur dann ergründen, wenn wir alle verwandten oder ähnlichen Sagen, wo immer wir sie finden, miteinander vergleichen. Die Vergleichung ist ja nichts anderes, als das Zusammentragen aller gleichartigen oder doch vermuthlich gleichartigen Erscheinungen, eben zum Zweck der Erklärung. Usener selbst scheint ja auch diesen Grundsatz bis zu einem gewissen Grad anzuerkennen. Nachdem er zu erweisen gesucht hat, dass die griechischen Sagen von Deukalion und anderen aus der Flut geretteten Heroen nichts weiter seien, als Weiterbildungen des mythischen Bildes von der Geburt und dem Aufgang des Lichtgottes, will er dieselbe Vorstellung auch im indischen Mythos von Manu und dem Fisch entdecken, und ebenso soll die semitische Sintflutsage den gleichen mythischen Ursprung haben. Dabei nimmt Usener an, dass die griechischen, indischen und semitischen Sagen gänzlich unabhängig von einander entstanden seien.

Aber wenn die Flutsagen der Griechen, Inder und Babylonier, obgleich unabhängig von einander entstanden, denselben mythischen Ursprung haben sollen, warum sollten die ähnlichen Sagen der Algonquin, der Australier und der Fidschi-Insulaner anders zu erklären sein? Und wenn die von Usener behauptete Thatsache, dass die babylonische Sage denselben mythischen Kern hat, wie die griechische, ein Beweis für die Richtigkeit seiner Deutung der Deukalion-Sage ist, so müssten folgerichtig, um die Haltbarkeit dieser Erklärung zu erweisen, auch die ähnlichen Flutsagen anderer Völker dieselbe Erklärung zulassen. Oder aber, es müsste gezeigt werden, dass diese Flutsagen eine ganz andere Classe von Sagen bilden und daher auf andere Weise erklärt werden müssen.

Ich möchte nun versuchen, auf der breiten Grundlage einer Vergleichung aller bisher bekannten Flutsagen (wie sie ja Andree übersichtlich zusammengestellt hat) die Frage nach dem Ursprung und Zusammenhang derselben der Lösung näher zu bringen.

Ich gebe zunächst eine Liste aller »Flutsagen«, d. h. aller Sagen, in welchen von irgend einer großen, sei es universalen oder localen Überschwemmung die Rede ist, um dann zu versuchen, dieselben zu classificieren und zu analysieren[2]):

1. Die babylonische Sage von Ut-napištim nach dem keilinschriftlichen Bericht des Nimrod-Epos (P. Jensen, Assyrisch-babylonische Mythen und Epen [im VI. Bd. von

[1]) E. B. Tylor im Journal of the Anthropological Institute, XXI. 287 fg. Es wundert mich, dass F. Ratzel (a. a. O. S. 46) von der Flutsage der Mandanen spricht, als ob sie eine echte und ursprüngliche Indianer-Sage wäre.

[2]) Es würde zu viel Raum erfordern, alle Sagen hier wiederzugeben, ich muss mich daher begnügen, kurz auf die Werke hinzuweisen, wo die Sagen ausführlich erzählt und bequem zugänglich sind.

Eb. Schraders Keilinschriftlicher Bibliothek], Berlin 1900, S. 229 ff.; Heinrich Zimmern, Biblische und babylonische Urgeschichte, Leipzig 1901, S. 32 ff.; Usener 5—12).

2. Die hebräische Noah-Sage: *a*) nach dem Jahvisten. *b*) nach dem Elohisten (Usener 16—25).

3. Die indische Sage von Manu und dem Fisch nach dem Śatapatha-Brahmaṇa I. 8, 1. 1—10 (Sacred Books of the East, XII, 216—219; A. Weber, Ind. Stud. I, 161 ff.; Usener 25—28).

4. Die indische Sage von Manu und dem Brahman-Fisch nach dem Mahābhārata III, 187 (Usener 28—31).

5. Die indische Sage von Manu und dem Viṣṇu-Fisch nach dem Matsya-Purāṇa (J. Muir, Original Sanskrit Texts I[3], London 1890, S. 203—207).[1])

6. Die indische Sage von Satyavrata und dem goldenen Viṣṇu-Fisch nach dem Bhāgavata-Purāṇa VIII, 24. 7 (Muir. a. a. O. 208—210).[2])

7. Die indische Sage von der Überflutung Kaśmirs (Die Sage findet sich im Nilamata-Purāṇa, in Kalhaṇa's Rājatarañgiṇī, sowie in chinesischen Reiseberichten, in mohammedanischen Chroniken und in europäischen Beschreibungen Kaśmirs. Vgl. M. A. Stein, Kalhaṇa's Rājatarañgiṇī, translated . . ., London 1901, I. 4 und II, 388 fg., auch Andree 25).[3])

8. Die Sage der Kolh in Nordindien (Andree 25 fg.).

---

[1]) Ich gebe die Legende im Auszug: Manu, der Sohn der Sonne, gab sich in einer Gegend von Malabar schweren Bußübungen hin. Darüber war Gott Brahman so erfreut, dass er ihm einen Wunsch freistellte. Manu wünscht sich, es möge ihm gegönnt sein, beim Weltuntergang die Wesen zu erhalten. Als nun Manu einst Libationen für die Manen machte, kam ein kleiner Fisch in seine Hände. Manu gibt ihn in einen Wasserkrug; der Fisch wächst aber rasch zu ungeheuren Dimensionen, so dass ihn Manu in ein größeres Gefäß, dann in einen Brunnen, in einen Teich, in den Ganges und schließlich in den Ocean warf, den er ganz ausfüllte. Da erkannte Manu, dass der Fisch niemand anderer als der Gott Viṣṇu sei. Der Gott verkündet ihm nun den bevorstehenden Weltuntergang durch eine große Flut; es werde aber ein großes, von allen Göttern gezimmertes Schiff erscheinen, das solle er besteigen und alle Gattungen von Lebewesen darauf laden. Wie vorhergesagt, kommt die Auflösung des Weltalls. Manu besteigt das Schiff und bindet es an dem Horn des Fisches (i. e. Viṣṇus) fest, wobei ihm die Weltschlange Ananta als Strick dient. Gerettet werden außer Manu und den Thierarten Sonne und Mond, Gott Brahman und die vier Welten, der heilige Strom Narmadā, der große Ṛṣi Mārkaṇḍeya, Mahādeva, die Vedas, die Purāṇas und die Wissenschaften. (Über den Verlauf der Flut und das Ende derselben wird nichts weiter gesagt.)

[2]) An Stelle des Manu tritt hier der königliche Weise Satyavrata, eine Wiedergeburt des Manu. Viṣṇu erscheint auch hier, wie in den übrigen indischen Sagen, in der Form eines Fisches und verkündet dem Satyavrata den Untergang der drei Welten durch eine Flut. Er, der Gott, werde ein großes Schiff senden, das solle er, nachdem er Pflanzen und Samen aller Art darauf geladen, mit den sieben Ṛṣis besteigen und furchtlos in den finsteren Ocean hinaussegeln: nur das von den Ṛṣis (hier offenbar als das Siebengestirn aufgefasst) ausstrahlende Licht möge ihm leuchten. Wenn der Sturm das Schiff zu sehr schaukle, solle er es an seinem, des Fischgottes, Horn festbinden. Die Flut kommt, wie vorhergesagt: von gewaltigen Regengüssen angeschwellt, durchbricht der Ocean seine Ufer und überflutet die ganze Erde. Die Rettung erfolgt in der von Viṣṇu vorher verkündeten Weise. Mit diesem Bericht stimmt der des Agni-Purāṇa (Muir, a. a. O. 210 ff.) in allem wesentlichen überein.

[3]) Die Sage lautet nach dem Nilamata-Purāṇa: Das ganze Land, welches jetzt Kaśmir heißt, war ehemals ein großer See, Namens Satīsaras. In diesem See wohnte der Dämon Jalodbhava, d. h. »der Wasserentsprossene«, welcher häufig die ganze Umgegend verwüstete. Da wandte sich der Weise Kaśyapa an den Gott Brahman um Abhilfe. Auf Brahmans Befehl begeben sich die Götter zu dem See und stellen sich über demselben auf den Gipfeln des Naubandhana-Berges (i. e. desselben Berges, wo nach der Mahābhārata-Sage Manu sein Schiff verankerte) auf. Aber der in seinem Element unbesiegbare Dämon wollte den See nicht verlassen. Da rief Viṣṇu seinen Bruder Balabhadra zu Hilfe, dass er den See austrockne. Das thut Balabhadra, indem er mit seiner Waffe, der Pflugschar, die Berge durchbohrt, so dass das Wasser abfließt. Nun kommt Viṣṇu und tödtet den Jalodbhava. Das so trocken gelegte Land wird bevölkert und es entsteht Kaśmir.

9. Die Sage der Zigeuner (Andree 21—24 nach H. v. Wlislocki, Vom wandernden Zigeunervolke. Hamburg 1890, S. 267 fg.).

10. Die persische Sage von Yima nach dem Awesta, Vendîdâd II (J. Darmesteter in Sacred Books of the East, IV², 10—20. K. Geldner in Kuhns Zeitschrift für vergleichende Sprachforschung. XXV. 179—192. Usener 208—212).

11. Der persische Tištar-Mythos von der Überflutung der Erde im VII. Cap. des Bundahiš (Sacred Books of the East, V, 25—29; vgl. Andree 13—15).

12. Die Flutsage der Andamanesen [Mincopi] (Andree 27 fg.).

13. Die Flutsage der Karenen in Birma (Andree 28).

14. Eine malaische Flutsage bei den Binua im Innern der malaischen Halbinsel (Andree 29 fg.).

14*a*. Eine malaische Flutsage von Kĕlántan (Fables and Folk-Tales from an Eastern Forest, collected and translated by Walter Skeat. Cambridge 1901. S. 62).[1])

14*b*. Eine Flutsage der Nias-Insulaner (Chatelin in der Tijdsch. voor Ind. Taal-, Land- en Volkenk., XXVI, 115).[2])

14*c*. Eine malaische Flutsage bei den Batak (Wilhelm v. Humboldt, Über die Kawi-Sprache auf der Insel Java. Berlin 1836. I. 240fg.).[3])

---

[1]) Die Sage lautet: Das Land Kĕlántan zählte einmal 1800 Einwohner (sic). Eines Tages aber wurde anlässlich einer Beschneidung ein großes Fest gefeiert, bei welchem alle Arten von Thierkämpfen aufgeführt wurden. Da gab es Kämpfe zwischen Elefanten, Büffeln, Stieren, Ziegen und schließlich einen Kampf zwischen Hunden und Katzen. (Über die Vorliebe der Malaien für Thiergefechte siehe W. W. Skeat, Malay Magic. London 1900, S. 468ff.) Und als der Kampf zwischen Hunden und Katzen stattfand, da kam eine große Überschwemmung von den Bergen herab und alle Menschen, die in den Ebenen wohnten, ertranken, bis auf einige Dienstleute, die zufällig in die Hügel hinaufgeschickt worden waren, Holz zu lesen. Dann wurden Sonne, Mond und Sterne ausgelöscht, und es entstand eine große Finsternis. Und als das Licht wiederkehrte, war kein Land da, sondern ein großes Meer, und alle Wohnungen der Menschen waren versunken.

[2]) Die Sage lautet: Einst war ein Krieg zwischen den Bergen ausgebrochen; jeder wollte der höchste sein. Das verdross Balugu Luomewona, der an sein Fenster gieng und zu den Bergen sprach: »Ich werde euch alle bedecken.« Darauf nahm er einen goldenen Kamm und warf ihn in das Meer, worauf sich derselbe sofort in einen ungeheuren Krebs verwandelte, so dass der Ausfluss des Meeres verstopft wurde. Dazu kam noch ein gewaltiger Regen, und in Folge dieser beiden Ursachen zeigte sich eine Unmenge Wasser, welches immer höher und höher stieg, so dass alle kriegführenden Berge bis auf drei (andere sagen, bis auf zwei) zugedeckt wurden. Nur die Menschen, die mit ihrem Vieh auf die Berge (soll wohl heißen, auf die zwei oder drei nicht vom Wasser bedeckten Berge?) geflüchtet waren, blieben am Leben: alle anderen ertranken. Auf diese wunderbare Weise schlichtete Balugu Luomewona den Streit der Berge. Jener Krebs aber bedeckt noch jetzt zuweilen mit seinen Scheren das Maul der Schlange (d. h. der Schlange, welche die Erde umringt, und in deren Rachen das Meer sich ergießt, siehe Chatelin, a. a. O., S. 113), wodurch Ebbe und Flut entstehen. Das Wogen der See schreibt sich erst aus jener Zeit her, wo die große Überschwemmung stattfand. (Für den Hinweis auf diese hochinteressante Flutsage bin ich Herrn Dr. L. Bouchal zu größtem Danke verpflichtet.) Der Krebs, welcher Ebbe und Flut verursacht, findet sich auch bei den Malaien von Malacca, s. W. W. Skeat, Malay Magic, S. 7.

[3]) Diese Sage geht von der kosmologischen Anschauung aus, dass die Schlange Naga Padoha seit Beginn aller Zeiten die Erde auf ihren drei Hörnern trägt. Als Naga Padoha einst müde wurde, seine Last zu tragen und das Haupt schüttelte, versank die Erde in das Wasser. Da schickte Batara Guru seine Tochter Puti-orla-bulan auf deren eigenen Wunsch in die niederen Regionen hinab. Sie kommt auf einer weißen Ente und von einem Hunde begleitet, kann aber, da alles mit Wasser bedeckt ist, nicht festen Fuß fassen. Da ließ Batara Guru als Wohnsitz für seine Tochter den Berg Bakarra vom Himmel herabfallen und von diesem breitete sich nachher alles übrige Land aus. Die Tochter hatte dann — es ist nicht gesagt, von wem — drei Söhne und drei Töchter, die Stammeltern des ganzen Menschengeschlechtes. Nachdem die Erde wieder hergestellt war, musste sie der Naga Padoha abermals auf seine Hörner nehmen. Der Naga ist aber stets geneigt, die Erde abzuschütteln, und Batara Guru muss sich immer von neuem bemühen, ihn am Kopfschütteln zu hindern. Die Erdbeben finden so ihre Erklärung. Zuletzt aber wird die Erde doch noch einmal versinken, und die Sonne wird sich ihr bis auf eine Elle nähern.

15. Flutsage der Dayak auf Borneo (Andree 32 fg.).

16. Flutsage der Kamtschadalen (Andree 34 fg.).

17. Die chinesische »Flutsage« nach dem Shu-king II, 4, 1 (Sacred Books of the East, III, 57 fg. und Introduction, S. 16ff., und Julius Grill im »Festgruß an Rudolf von Roth«, Stuttgart 1893, S. 10. Vgl. Andree 35—38).

18. Die chinesische »Flutsage« nach Meng-tse (Grill, a. a. O. 11 fg.).

19. Die griechische Sage von Deukalion und Pyrra nach Apollodor (Usener 33 fg.).

20. Die griechische Deukalion-Sage nach Nonnos (Usener 38 fg.).

21. Die griechische Sage von der Ogygischen Flut (Usener 43 ff.).

22. Die griechische Sage von Dardanos und der Flut (Usener 45 fg.).

23. Die griechische Tempelsage von Hierapolis (Usener 47).

24. Die griechische Sage von Philemon und Baucis (Usener 247).

25. Die skandinavische Sage vom Riesen Ymir und der Rettung des Bergelmir (J. Grimm, Deutsche Mythologie, I[4], 464, 478; E. Mogk in Paul's Grundriss der germanischen Philologie, III[2] [1900], 376 fg.).

26. Die keltische Sage vom See von Llŷon in Wales (John Rhŷs, Celtic Folklore, Oxford 1901, S. 429, 440 ff. Andree 44).

27. Eine litauische Flutsage (von Usener S. 3 als »schon ihres Gewährsmannes wegen verdächtig« erklärt). (J. Grimm, Deutsche Mythologie, I[4], 480 fg., Andree 44 fg.).

28. Finnische Flutsage bei den Wogulen Russlands (Andree 45 fg.).

29. Eine Neger-Sage von der Bildung des Dilolosees in Südwestafrika (Andree 49 fg. nach Livingstone).

30. Eine australische Sage der Eingebornen von Westaustralien (Andree 55 fg.).

31. Eine australische Flutsage der Eingebornen von Victoria (Andree 56 fg.).

32. Eine melanesische Flutsage vom südöstlichen Neu-Guinea (Andree 57).

33. Die melanesische Sage von Qat auf den Banks-Inseln (R. H. Codrington, The Melanesians. Oxford 1891, S. 166 fg. Usener 1 fg.).

34. Eine Flutsage der Välman in Berlinhafen. Deutsch-Neuguinea, von dem Missionär P. Chr. Schleiermacher gefunden und mitgetheilt im Globus, LXXVIII, 6).[1])

35. Melanesische Flutsage von den Fidschi-Inseln (Andree 58—60).

36. Polynesische Flutsage von den Pelau-Inseln (Andree 60—63).

37. Polynesische Flutsage von den Leeward-Inseln (Andree 64 fg. und G. Gerland in Th. Waitz, Anthropologie der Naturvölker, VI, 270 fg.).

37*a*. Polynesische Flutsage von Tahiti (Waitz-Gerland, VI, 270).[2])

37*b*. Eine zweite polynesische Flutsage von Tahiti (Waitz-Gerland, VI, 270).[3])

[1]) Eines Tages sah das Weib eines sehr braven Mannes einen großen Fisch am Ufer schwimmen. Sie rief ihren Mann. Der erschrak und verbot seiner Familie, den Fisch zu fangen und zu essen. Die anderen Leute aber fiengen den Fisch und aßen ihn, trotzdem der brave Mann sie gewarnt hatte. »Als der brave Mann das sah, trieb er schnell ein Paar Thiere von jeglicher Art auf die Bäume. Dann kletterte auch er mit seiner Familie auf einen Cocosbaum. Kaum hatten die bösen Menschen den Fisch verzehrt, als das Wasser mit solcher Heftigkeit aus dem Boden hervorbrach, dass sich keiner mehr retten konnte. Menschen und Thiere giengen zugrunde. Als das Wasser schnell bis zur Krone des höchsten Baumes gestiegen, fiel es auch ebenso schnell wieder. Der brave Mann stieg mit seiner Familie von dem Baum und legte neue Pflanzungen an.«

[2]) Taaroa stürzt im Zorne die ganze Welt ins Meer, wodurch die ganze Erde so überschwemmt wird, dass nur die höchsten Spitzen, die jetzigen Inseln, übrig bleiben. Ein Mann rettet sich in einem Kahn und landet auf Eimeo, worauf er ein Marae errichtet.

[3]) Eine Überschwemmung brach über Tahiti herein, und alle Bäume und Steine trug der Wind gen Himmel. Nur ein Mann und eine Frau blieben übrig. Sie retteten sich auf den mythischen Berg Pito-hiti,

37*c*. Eine dritte polynesische Flutsage von Tahiti (Waitz-Gerland, VI. 271).[1])

37*d*. Polynesische Flutsage von Hawaii (Waitz-Gerland. VI. 264, 271).[2])

37*e*. Eine neuseeländische Flutsage (Waitz-Gerland, VI, 271).[3])

38. Flutsage der Eskimo in der Gegend der Behring-Straße (18th Annual Report of the Bureau of American Ethnology, 1896—1897, Part I, Washington 1899, S. 452).[4])

39. Flutsage der Eskimo (Tschiglit) am unteren Mackenzie (Andree 69 fg.).

40. Flutsage der Central-Eskimo (Andree 69 fg.).

41. Flutsage der Eskimo der Prince of Wales-Halbinsel (Andree 70).

42. Flutsage der Algonquin nach Squiers Pictographien (Andree 73 fg.).

43. Flutsage der Odschibwä [auch zu den Algonquin gehörig] (Andree 75—80).

44. Flutsage der Sac- und Fox-Indianer [auch Algonquin] (Andree 80).

44*a*. Eine Flutsage der Apalachen (Friedrich Majer, Mythologisches Taschenbuch, I, Weimar 1811, S. 244fg.).[5])

45. Flutsagen der Montagnai [Chippeway] und anderer Tinné-Indianer (Andree 82—84).

46. Flutsage der Tschiroki (Andree 85).

47. Flutsage und Sintflutfest der Mandanen (Andree 86—88. Vgl. Tylor im Journal Anthrop. Inst. XXI. 287 fg.).

48. Flutsage der Cree-Indianer (Andree 88 fg.).

49. Flutsage der Twana am Pugetsund (Andree 89 fg.).

50. Flutsage der Lummi-Indianer (Andree 90 fg.).

51. Flutbericht der Makah-Indianer (Andree 91fg.).

---

wohin sie auch von allen Thieren Junge mitnahmen. Als die Wasser sich verliefen, ließ auch der Wind nach, und die Bäume und Steine fielen wieder vom Himmel herab. Dann gebar die Frau zwei Kinder, von welchen die Menschen abstammen.

[1]) Die Menschen waren gottlos. Da überschwemmte Ru, der Gott des Ostwindes, alles. Nur eine einzige Familie, die gerade in einem Kahn war, wurde gerettet. Sie kamen nach Tahiti, wo sie ein Marae errichteten.

[2]) Eine gewaltige Überschwemmung, die Flut der Hina-lii, »der zornigen Hina«, genannt, vernichtet alle Menschen, bis auf zwei, welche in einem Kahn auf dem Maunakea landen. Hina ist wohl die Nacht, und nicht der Mond, wie Gerland meint. Es ist die »Flut der zornigen Nacht« wegen der vierzigtägigen Finsternis, welche die Flut begleitet.

[3]) Tawhaki wurde von seinen Schwägern ermordet. Nachdem er von seiner Gattin wieder belebt worden war, flehte er zu den Göttern, ihn zu rächen. Diese senden eine große Überschwemmung, »die Flut des Mataaho«, in welcher alles ertrinkt.

[4]) In den ersten Tagen der Welt wurde die Erde bis auf einen hohen Berg in der Mitte überschwemmt. Das Wasser kam vom Meere herauf und bedeckte alles Land außer dem Gipfel jenes Berges. Nur einige Thiere retteten sich, indem sie den Bergabhang hinaufkletterten. Einige Menschen entkamen, indem sie in ein Umiak stiegen und von den Fischen, die sie fingen, lebten, bis das Wasser sank. Als das Wasser sich zu verlaufen begann, stiegen die Geretteten auf die Berge und kamen dann allmählich wieder auf die Küste herab. Auch die Thiere kamen herab und verbreiteten sich wieder über die Erde. Während der Flut durchschnitten die Wogen die Oberfläche der Erde; es entstanden Höhlungen und Klüfte, und als das Wasser zurückwich und ins Meer floss, blieben auf der Erde die Berge und Thäler, so wie sie heute sind.

[5]) »Die Völkerschaften in der Nähe der apalachischen Gebirge berichten, die Sonne habe einmal ihren gewöhnlichen Lauf vierundzwanzig Stunden zurückgehalten. Darauf wären die Gewässer des großen Sees Theomi dergestalt ausgetreten, dass sie auch die Gipfel der höchsten Berge bedeckt hätten, ausgenommen den einzigen Olaimy. Auf demselben hatte sich die Sonne mit eigenen Händen eine Wohnung bereitet: darum bewahrte sie ihn vor der allgemeinen Überschwemmung, und alle Menschen, welche diesen Ort erreichen konnten, wurden erhalten. Nach Verlauf der vierundzwanzig Stunden begann die Sonne ihren gewöhnlichen Lauf wieder. Durch ihre Kraft wurden die Gewässer in ihre Grenzen zurückgebracht, und die Dünste, welche dadurch auf der Erde verbreitet worden waren, zertheilt. Aus Dankbarkeit verehrten seitdem die Geretteten, und fortan ihre Nachkommen, die Sonne als eine Gottheit, als eine hilfreiche Retterin, insbesondere auf jenem heiligen Berge.«

52. Flutsage der Washo [Californien] (Andree 93).
53. Flutsage der Tolowa [Californien] (Andree 94).
54. Sage der Maidu von der Überflutung des Sacramento-Thals (Andree 94 fg.
55. Sage der Ashochimi [Californien] vom Coyote und der Flut (Andree 96).
56. Flutsage der Papago (Andree 97 fg.).
57. Flutsage der Zuñi in Neu-Mexiko (Andree 98 fg.).[1])
58. Flutsage der Tlinkiten [Koljuschen] (Andree 99 fg.).
59. Eine zweite Sage der Tlinkiten von der Flut und der Völkertrennung (Andree 100).
60. Flutsage der Bella-Coola (Andree 100 fg.).
61. Mexikanische Sage von Coxcox und der Flut[2]) (Andree 102 fg.).
62. Mexikanische Sage von Tezpi und der Flut aus Michoacan (Andree 103 fg.)
63. Mexikanische Flutsage nach dem Codex Chimalpopoca (Andree 106—108)
64. Schöpfungs- und Flutsage der Quiché (Andree 110 fg.).
65. Flutsage der Muysca [Chibcha] (Andree 114 fg.).
66. Peruanische Flutsagen (Andree 115—117).
67. Flutsage der Araukaner (Andree 117).
68. Sage von Haiti von der Flut und der Entstehung der Antillen (Andree 118).
69. Flutsage der Acawoio in British Guiana (Andree 118—120).
70. Flutsage der Arawaken in British Guiana (Andree 120).
70*a*. Flutsage der Caraiben (Majer, a. a. O. II. 4 fg.).[3])
71. Flutsage der Makusi (Andree 121).
72. Flutsage der Maipuri (Andree 122).
73. Flutsage der Tupi (Andree 123).

Dies dürften alle Sagen sein, die bisher von verschiedenen Gelehrten als »Flutsagen« bezeichnet worden sind.[4]) In die Liste nicht aufgenommen sind reine Localsagen von der Entstehung von Seen u. dgl. in Deutschland, Wales u. s. w., auf die ich weiter unten zu sprechen komme.

[1]) Vgl. 13th Annual Report of the Bureau of Ethnology, 1891 92 (Washington 1896), S. 429, wo die Flut durch einen kleinen Fehler der ersten Erbauer der Stadt und durch die Schlechtigkeit eines Priesters entsteht. Der Fluss überflutet das Thal. Die Zuñi flüchten auf den Berg Thâaiyalane (»Donnerberg«) und steigen nach Beendigung der Flut wieder ins Thal hinab. Eine ähnliche Sage bei den Sia nach dem 11th Annual Report of the Bureau of Ethnology, 1889 90 (Washington 1894), S. 57.

[2]) Von zweifelhafter Echtheit. S. Andree 105.

[3]) »Das Oberhaupt der guten Geister, unzufrieden und erzürnt, dass die Menschen oder Caraiben sich immer mehr verschlimmerten und ihm nicht, wie ihre Väter, einen Theil ihrer Nahrungsmittel als Opfer brachten, ließ durch einen anhaltenden Regen eine solche gewaltige Wasserflut entstehen, dass der größte Theil der Menschen darin umkam, und es nur wenigen gelang, sich in kleinen Kähnen auf das einzige damals vorhandene Gebirge zu retten. Durch diese Überschwemmung wurden die Inseln von dem festen Lande getrennt und die Sandhügel und Felsenklippen am Meeresufer gebildet.«

[4]) Von der Vergleichung mussten vorläufig ausgeschlossen werden die angeblichen Flutsagen der Tibeter (Andree 25), der Leptscha (Andree 25), der Changrai und Banar in Kambodja (Andree 28 fg.), die von Ceram und der Minahassa (Andree 31 fg.), die der Neger vom Jegifluss und von der Goldküste (Andree 50 fg.), der Hottentotten, Kaffern und Herero (Andree 52 fg.), der Bewohner der Neu-Hebriden (Andree 57), der Samoa-, Sandwich- und Markesas-Insulaner (Andree 66), der Clallam (Andree 90), der Mixteken (Andree 108 fg.), der Indianer Nicaraguas (Andree 111 fg.), und einiger brasilianischer Stämme (Andree 122 fg., J. G. Müller, Geschichte der amerikanischen Urreligionen, Basel 1867. S. 267), da wir leider über dieselben zu ungenügende Berichte haben. Ob die von Ed. Naville (Records of the Past, VI. S. 103—112) übersetzte Inschrift von der Vernichtung der Menschheit die Annahme einer ägyptischen Flutsage rechtfertigt, wage ich nicht zu entscheiden. Die Frage wäre der Beachtung der Ägyptologen wert. Dass es eine besondere armenische Flutsage gibt, ist behauptet worden, aber H. Hübschmann (in der

Alle diese Sagen haben nur das Eine gemeinsam, dass eine große Überschwemmung das Thema derselben bildet, während die größere Mehrzahl der Sagen auch darin übereinstimmt, dass aus der Flut ein Mensch oder ein Paar oder eine Familie oder auch mehrere Menschen gerettet werden, von denen dann ein neues Menschengeschlecht abstammt.

Wir werden daher zunächst als eine Classe von Flutsagen diejenigen ausscheiden, welche bloß das Charakteristikon einer großen Flut haben, im übrigen aber von den verschiedensten Gesichtspunkten aus zu erklären sind. Ich bezeichne sie als

1. Uneigentliche Flutsagen. Hieher gehören:

1. Erzählungen, welche nichts weiter sind als Schilderungen von thatsächlichen außerordentlichen Naturereignissen, insbesondere von Erdbebenfluten. Von der Art sind Nr. 41, 51 und 52 in der obigen Liste. In der Sage der Araukaner (Nr. 67) ist der Bericht über eine thatsächliche Erdbebenflut schon theilweise mit sagenhaften Elementen versetzt, während die verwandten peruanischen Sagen (Nr. 66) schon zu den eigentlichen Flutsagen gehören.

2. Sagen, welche offenbar zur Erklärung geologischer oder geographischer Thatsachen erfunden sind. Von der Art ist Nr. 7, die Sage von der Entstehung Kaśmirs. Selbst manche Geologen neigen zu der Ansicht, dass Kaśmir einst ein See gewesen sei, und ein ausgezeichneter Kenner Kaśmirs, wie M. A. Stein[1]), versichert uns, dass der bloße Anblick des Thales, rings von Bergen umschlossen, bis auf die enge Schlucht von Bāramūla, durch welche die Vitastā mit allen Wassern von Kaśmir sich einen Weg in die See bahnt, genüge, um das Entstehen einer solchen Sage vollständig zu begreifen. Hieher gehört auch die Sage der Eskimo Nr. 40, welche ausdrücklich Versteinerungen von Muscheln, Fischen u. s. w. als Beweise der einstigen Flut erwähnt.[2]) Auch die Sagen der Zuñi (Nr. 57) und der Chibcha (Nr. 65) rechne ich hieher.

3. Localsagen, welche erfunden sind, um die Entstehung von Seen zu erklären, oder welchen thatsächliche örtlich beschränkte Elementarereignisse, wie Seedurchbrüche u. dgl. zu Grunde liegen. Solche Sagen finden sich überaus häufig in Wales. Da wird erzählt von Städten oder Dörfern, die wegen der Schlechtigkeit der Einwohner oder auch nur infolge irgend eines Versehens plötzlich überschwemmt werden, so dass ein See sich ausbreitet, wo einst die Wohnungen der Menschen gestanden. Bei klarem Wetter kann man noch die Schornsteine der Häuser und die Giebel der Kirchthürme auf dem Grunde des Sees schauen, und in stiller Nacht hört man zuweilen Glockengeläute aus der Tiefe herauf. Ein Mädchen oder ein Mann — häufig ein Harfenspieler — wird vorher gewarnt und begibt sich auf den nahen Berg, um als einzig Überlebender die Verwüstung zu schauen und die Mär zu erzählen.[3]) Wie leicht solche Localsagen zu Sintflutsagen umgestaltet werden können, zeigt die Sage vom Llŷn-See in Wales (Nr. 26). Hier ist einfach unter dem Einfluss der biblischen Noah-Sage eine der vielen See-Entstehungssagen zu einer Sage von einer allgemeinen Flut ausgebildet worden.[4]) Ähnliche Sagen sind auch in deutschen Gegenden durchaus nichts Seltenes. Allenthalben finden wir Sagen von versunkenen Schlössern und Burgen, Dörfern und Städten. Manchmal heißt es nur, dass, wo jetzt ein See oder ein Teich ist, einst eine prächtige Burg, eine Stadt oder ein Dorf gestanden,

Strassburger Festschrift zur 46. Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner, Strassburg 1901, S. 73—79) hat gezeigt, dass »keine Spur einer einheimischen Flutsage nachweisbar sei«, und die betreffenden Angaben sich nur auf die babylonischen und hebräischen Sintflutberichte beziehen.

[1]) A. a. O. II, 389 fg.

[2]) Vgl. Andree 69 fg., 149.

[3]) Rhŷs, a. a. O. 219, 367 ff., 376, 379 fg., 401 ff., 408 ff.

[4]) Rhŷs 441.

welche wegen der Schlechtigkeit der Menschen sammt allen Einwohnern von den Fluten begraben wurden.[1]) In mehreren Sagen aber kehrt das Motiv wieder, dass Gott oder Christus als Bettler auf die Erde kommt, um sich von der Schlechtigkeit der Menschen zu überzeugen. Von allen Einwohnern des Ortes schnöde abgewiesen, kommt der Gott endlich zu der ärmlichen Hütte eines alten Ehepaares, wo er freundliche Aufnahme findet. Dieses Paar wird von der Flut gerettet.[2]) In einigen Alpensagen mit diesem »Philemon-Baucis-Motiv« tritt an Stelle der Flut ein ungeheurer Schneefall, und die Sage dient dazu, das Vorhandensein einer vom ewigen Schnee bedeckten Alp zu erklären.[3]) In Tirol finden wir die Sagen von der Entstehung des Walchsees und des Pillersees. Ähnlich gibt es auch Sagen, welchen der Ausbruch eines Sees zugrunde liegt. Eine Tiroler Sage, welche erzählt, wie die große Stadt Heidach bei Wörgl versank, kommt einer Sintflutsage sehr nahe. Wegen der Schlechtigkeit der Menschen durchbrach der Wasserdrache im See von Wildschönau den Thalriegel, der das Wasser verschloss, der See überflutete nicht nur die Stadt, sondern die Verwüstungen erstreckten sich bis weit nach Ungarn hinab. Im Unterlande blieben nur zwei Menschen am Leben, ein Bauer und eine Bäuerin, die für die Fortpflanzung der Menschen sorgten.[4]) Zu dieser Classe von Sagen gehört, wie Usener mit Recht bemerkt hat, auch die Philemon-Baucis-Sage (Nr 24). Und ganz von derselben Art ist die Neger-Sage vom Dilolosee (Nr. 29). Auch bei der australischen Sage Nr. 30 dürfte es sich um die Entstehung eines Sees oder vielleicht eines Golfes handeln.

4. Kosmogonische Mythen, welche die Entstehung von Meeren, Bergen, Thälern u. s. w. erklären sollen. Hierher ist der persische Mythos von Tištar im Bundahiš (Nr. 11) zu rechnen, der die Entstehung der Meere, Seen und Flüsse erklären will.[5]) Auch die Sage von der Insel Haiti (Nr. 68), nach welcher der große Krug, in welchem das Meer eingeschlossen ist, umgestürzt wird, so dass eine Flut sich über die ganze Erde ergießt und nur die Spitzen der Berge (der Antillen) hervorragen, scheint mir nur erfunden, um die Entstehung des Oceans und der Berge zu erklären.[6]) In der Eskimosage Nr. 38 handelt es sich gleichfalls nur um eine Theorie für die Entstehung der Berge und Thäler. Die Sage der Niasser (Nr. 14*b*) dient dazu, die Erscheinungen von Ebbe und Flut, sowie das Wogen und Brausen des Meeres zu begründen. Auch die Sage der Batak (Nr. 14*c*) ist ein kosmogonischer Mythos, der zugleich die Erscheinung von Erdbeben erklären will.

Ein ausgesprochen kosmogonischer Mythos ist der der Quiché (Nr. 64), wo die Vernichtung der Menschheit durch eine Flut bloß eine Correctur der Menschenschöpfung ist. Die Götter schaffen Menschen; da sie ihnen aber nicht gelungen sind, werden sie wieder vernichtet. Erst das drittemal gelingt ihnen das Werk.

5. Kaum als »Flutsagen« zu bezeichnen sind die chinesischen Mythen (Nr. 17 und 18) von Yü. Hier handelt es sich gar nicht um die Vernichtung des Menschengeschlechtes

[1]) Brüder Grimm, Deutsche Sagen, 2. Aufl., Nr. 112, 132, 240. Otto Knoop, Volkssagen, Erzählungen . . . aus dem östlichen Hinterpommern, Posen 1885, Nr. 190, 191, 213, 247, 298. Karl Haupt, Sagenbuch der Lausitz, Leipzig 1862, II, Nr. 74. J. V. Grohmann, Sagen aus Böhmen, Prag 1863, S. 248fg., 252. Eine serbische Ballade (bei Vuk Stefan Karadžić, Srpske narodne pjesme, Wien 1841, I, Nr. 207) erzählt, wie die Burg des übermüthigen reichen Gavan versinkt und der Plattensee entsteht. (Herr Scriptor Dr. W. Tille war so freundlich, mir das Lied im Auszug zu übersetzen.) Vgl. auch J. Grimm, Deutsche Mythologie[4], I, 481fg., II, 820fg., III, 291. Usener 246 Anm.

[2]) So in der Sage vom Thunersee, Brüder Grimm, Deutsche Sagen, Nr. 45.

[3]) F. J. Vonbun, Die Sagen Vorarlbergs, 2. Ausgabe von H. Sander, Innsbruck 1889, S. 164—168.

[4]) J. A. Hegl, Volkssagen, Bräuche und Meinungen aus Tirol, Brixen 1897, S. 88fg., 92 ff.

[5]) Vgl. auch Darmesteter in Sacred Books of the East, XXIII, 92.

[6]) So auch Ed. Suess, Die Sintflut, Prag und Leipzig 1883, S. 57.

durch eine Flut, sondern im Gegentheil um die Erhaltung der Menschen und ihre Erziehung zur Cultur. Yü ist ein Culturheros, der den Lauf der Flüsse regelt und das Land canalisiert, um es vor Überschwemmungen zu bewahren, die wilden Thiere ausrottet und die Menschen lehrt, sich durch Ackerbau und Handel zu ernähren. Dies hat Julius Grill[1]) ganz richtig ausgeführt.

Wenn wir nun die übrig bleibenden Flutsagen betrachten, so finden wir, dass sich unter denselben zwei Classen unterscheiden lassen: 1. Solche, in denen ein Held im Mittelpunkt steht, der aus der Flut gerettet wird, und 2. solche, in denen dies nicht der Fall ist, sondern nur in unbestimmter Weise von einer Rettung von Menschen die Rede ist. Ich bezeichne die einen als »Flutsagen mit einem Helden«, die anderen als »Flutsagen ohne Helden«.

2. Zu den **Flutsagen ohne Helden** gehören die folgenden:

1. Die malaiische Sage Nr. 14*a*, wo einige Dienstleute gerettet werden, weil sie zufällig auf die Hügel gegangen sind, Holz zu lesen.

2. Die Sage der Kamtschadalen (Nr. 16), wo wenige Menschen sich retten, indem sie Bäume zusammenbinden und Flösse machen, die sie mit an Riemen gebundenen Steinen verankern.

3. Die Sage der Wogulen (Nr. 28): Eine Anzahl Riesen rettet sich, nämlich alle jene, welche sich Boote machen und sich mit Tauen und Butter zum Schmieren derselben versehen.

4. Melanesische Sage Nr. 32: Die Eingeborenen (alle) flüchten sich auf die Berge, wo sie leben, bis das Wasser zurückgetreten ist.

5. Die neuseeländische Sage (Nr. 37*e*), wo alle zu Grunde gehen.

6. Eskimo-Sage Nr. 39: Viele Menschen gehen zugrunde, andere retten sich, indem sie mehrere Barken zusammenbinden.

7. Die Sagen der Apalachen (Nr. 44*a*) und der Caraiben (Nr. 70*a*), wo alle diejenigen gerettet werden, die auf die Spitze eines gewissen Berges gelangen.

8. Sage der Twana (Nr. 49): Alle guten Indianer retten sich mit Kähnen auf die höchsten Berge.

9. Sagen der Tlinkiten (Nr. 59) und der Bella-Coola-Indianer (Nr. 60): Viele Menschen retten sich, werden aber, nachdem das Wasser sich verlaufen, nach verschiedenen Richtungen verschlagen — daher die Sprachen- und Völkerverschiedenheit.

Die große Mehrzahl der Flutsagen gehört aber zur

3. Classe, den **Flutsagen mit einem Helden**. Um zu sehen, inwieweit diese eigentlichen Flutsagen mit einander übereinstimmen und welche Abweichungen sie zeigen, habe ich ein Schema aufgestellt, welches zugleich eine Handhabe bieten dürfte, etwaige historische Zusammenhänge zwischen einzelnen dieser Sagen aufzufinden. Die Flutsagen lassen sich nämlich nach folgenden zehn Gesichtspunkten betrachten:

1. Ursache der Flut.
2. Die Flut selbst, wie sie erregt wird, und die Schilderung derselben.
3. Die Ausbreitung der Flut.
4. Der Held oder die Geretteten.
5. Die Rettungsmittel (Arche, Boot u. s. w.).
6. Die Vorhersagung der Flut und Warnung des Helden.
7. Das Mitnehmen von »Lebenssamen« (Thieren, Pflanzen).
8. Dauer der Flut.

[1]) Festgruß an R. v. Roth, 9 ff.

9. Das Ende der Flut, und wie dasselbe dem Helden bekannt wird (Vogelaussendung).

10. Schicksal des Helden, respective der Geretteten und der Menschheit nach der Flut.

1. Ursache der Flut.

a) In zahlreichen Sagen wird gar keine bestimmte Ursache angegeben, sondern einfach constatiert, dass eine Überschwemmung hereinbrach.

b) Die Schlechtigkeit der Menschen[1]) ist die Ursache der Flut in den Sagen der

Babylonier (Nr. 1)
Hebräer (Nr. 2)
Kolh (Nr. 8)
Perser (Nr. 10)
Andamanesen (Nr. 12)
Griechen (Nr. 19, 20, 23, 24*)[2])
Litauer (Nr. 27)
Neger (Nr. 29*)
Australier (Nr. 30*)
Melanesier (Nr. 32**)
Polynesier (Nr. 36, 37*a*, 37*c*, 37*e***)
Algonquin (Nr. 42)
Mandanen (Nr. 47)
Washo (Nr. 52*)
Arawaken (Nr. 70)
Caraiben (Nr. 70*a***)
Makusi (Nr. 71).

Auch die indischen Flutsagen (Nr. 4—6) rechne ich hieher. Denn wenn die Flut gelegentlich eines periodischen Weltunterganges stattfindet, so ist zu bedenken, dass ein solcher Weltuntergang *(pralaya)* am Ende des Kaliyuga, wo die Schlechtigkeit der Menschen überhand nimmt, stattfindet. Auch der Ausdruck *sampraksālanakālo 'yam lokānām* (Mahabhar. III, 187, 29), »die Zeit der Abwaschung der Welt ist gekommen«, scheint mir auf das Wegwaschen der Sünden sich zu beziehen.

c) Ein bestimmtes Verbrechen oder die Verletzung eines Tabus (Tödtung einer Schlange, eines Fisches u. dgl.) verursacht die Flut in den Sagen der

Zigeuner (Nr. 9)
Dayak (Nr. 15)
Välman (Nr. 34)
Fidschianer (Nr. 35)
Leeward-Insulaner (Nr. 37).

d) Ein zufälliges Versehen ist die Ursache der Flut; so bei den Binua (Nr. 14), wo der Gott die dünne Kruste der Erde durchbricht, infolge dessen dieselbe überflutet wird; bei den Batak (Nr. 14*c**), wo die Schlange, welche auf ihren Hörnern die Erde trägt, das Haupt schüttelt, so dass die Erde in das Wasser versinkt; bei den Apalachen (Nr. 44*a***), wo die Sonne ihren Lauf zurückhält, infolgedessen ein See seine Ufer durchbricht; bei den Tlinkiten (Nr. 58), wo Jelch der Rabe einen Tintenfisch bringt, der fortwährend anschwillt[3]), während zugleich das Wasser steigt; bei den Bella-Coola (Nr. 60**), wo der große Gott das Tau, welches die Erde mit der Sonne verbindet, locker lässt, infolgedessen die Erde in den Oeean versinkt; bei den Haiti-Insulanern (Nr. 68*), wo der Kürbiskrug, in dem das Meer eingeschlossen ist, aus Versehen umgestoßen wird; und bei den Acawoio (Nr. 69), wo ein neugieriger Affe ein ähnliches Unheil anrichtet.

---

[1]) In der malaischen Sage Nr. 14a** ist es zweifelhaft, ob die Thierkämpfe (als Symptom der Schlechtigkeit der Menschen oder der Thiere) die Ursache der Flut sind.

[2]) Ein Stern deutet an, dass die Sage in die erste Classe (uneigentliche Flutsagen), zwei Sterne, dass sie zur zweiten Classe (Flutsagen ohne Helden) gehört. Ich habe die beiden ersten Classen bei der Vergleichung auch berücksichtigt, weil dieselben geeignet sind, Licht auf die Erklärung der eigentlichen Flutsagen zu werfen.

[3]) Dies erinnert merkwürdig an das Wachsen des Fisches in allen indischen Flutsagen.

e) Ein Götterzwist ist die Ursache der Flut in der Sage der Algonquin (Nr. 44). Und auch in der babylonischen Sage (Nr. 1) scheint ursprünglich ein Zwist zwischen Bêl und Ea die Flut herbeigeführt zu haben.[1]) Dass die Flut auch ein Strafgericht sein soll, geht eigentlich bloß aus den Worten des Ea hervor: »Dem Sünder leg' seine Sünde auf, dem Frevler leg' seinen Frevel auf« u. s. w. (Tafel XI. Z. 184 ff.).[2])

f) Ein Streit zwischen den Bergen, den ein Gott dadurch schlichtet, dass er mit einem ungeheuren Krebs das Meer verstopft, ist die Ursache der Flut bei den Niassern (Nr. 14*b**).

g) Durch Zauberkünste verursacht die Flut eine Hexe in der Sage der Chibcha (Nr. 65*).

2. Die Flut.

a) In zahlreichen Fällen wird nichts darüber gesagt, wie die Flut entsteht und welchen Charakter sie hat.

b) Regengüsse mit Sturm und Gewittererscheinungen bringen die Überschwemmung heran in den Sagen der

Babylonier (Nr. 1)
Hebräer (Jahvist) (Nr. 2*a*)
Zigeuner (Nr. 9)
Perser (Bundahiš) (Nr. 11*)
Dayak (Nr. 15)
Griechen (Nr. 19)
Litauer (Nr. 27)[3])
Wogulen (Nr. 28**)
Westaustralier (Nr. 30*)
Melanesier (Nr. 33)
Fidschianer (Nr. 35)
Eskimo (Nr. 39**)
Algonquin (Nr. 42—44)
Tschiroki (Nr. 46)
Twana (Nr. 49)
Tolowa (Nr. 53)
Caraiben (Nr. 70*a***).

c) Der Regen strömt herab und zu gleicher Zeit bricht das Wasser aus dem Oeean hervor in den Sagen der

Hebräer (Elohist) (Nr. 2*b*)
Inder (Purâṇas) (Nr. 5. 6)
Nias-Insulaner (Nr. 14*b**)
Griechen (Hierapolis) (Nr. 23)
Pelau-Insulaner (Nr. 36).

d) Das Meer durchbricht seine Ufer und der Sturm peitscht die Wogen in den Sagen der

Inder (Mahabharata) (Nr. 4)
Polynesier (Nr. 37, 37*a*)
Eskimo (Nr. 38*, 39**, 40*)
Makah (Nr. 51*)[4])
Washo (Nr. 52*)
Bella-Coola (Nr. 60**)
Peruaner (Nr. 66).

Bloß der Sturmwind bringt die Flut in den Sagen der Polynesier (Nr. 37*b*, 37*c*).

e) Das Wasser bricht aus dem Boden hervor, die Flut ist von Erdbeben und vulcanischen Erscheinungen begleitet in den Sagen der

Välman (Nr. 34)
Eskimo (Nr. 41*)
Quiché (Nr. 64*)
Araukaner (Nr. 67*).

Auch in der babylonischen Sage wäre nach Ed. Suess[5]), der sich auf Haupts Übersetzung stützt, ein Erdbeben als Mitursache der Flut anzunehmen. Haupt hatte

[1]) Vgl. M. Jastrow, The Religion of Babylonia and Assyria (Boston 1898), S. 507 fg.
[2]) Jensen, a. a. O. 243.
[3]) Gott sendet die zwei Riesen Wandu und Wejas (Wasser und Wind) auf die Erde.
[4]) Das Wasser war bei seinem Steigen sehr warm.
[5]) A. a. O. 18 fg.

nämlich übersetzt: »Die Anunaki bringen Fluten herauf«, und er hatte die Anunaki als »Geister der Tiefe, die Geister der großen unterirdischen Wasser« erklärt. Wenn man aber jetzt mit Jensen (Tafel XI, Z. 104fg.) übersetzt: »Die Anunaki erhoben die Fackeln, machen das Land mit ihrem Glanze erglühen« und die Anunaki als Erdgeister auffasst,[1]) so wird man bei den citierten Worten eher an vulcanische Erscheinungen zu denken haben. Bemerkenswert ist immerhin, dass im Buch Henoch (cap. 65) ein Erdbeben als Ursache der Noahischen Flut angegeben wird.

f) Dichte Finsternis herrscht während der Überschwemmung in den Sagen der

Babylonier (Nr. 1)
Malaien (Nr. 14*a***)
Polynesier (Nr. 37*d*)
Apalachen (Nr. 44*a***)
Peruaner (Nr. 66).

Die Finsternis ist eine Begleiterscheinung des Wirbelsturmes.[2]) Stürme aber werden in den meisten Flutschilderungen (der unter *b*, *c*, *d* aufgezählten Sagen) erwähnt.

g) Die Flut entsteht durch das Anschwellen von Flüssen in den Sagen der

Malaien (Nr. 14*a***)
Chinesen (Nr. 17*, 18*)
Melanesier (Nr. 32**)
Zuñi (Nr. 57*)
Chibcha (Nr. 65*).

h) Die Flut entsteht durch Schmelzen von Schneemassen in der Yima-Sage des Awesta (Nr. 10) und in der Sage der Tinné-Indianer (Nr. 45).

i) Ein See durchbricht seine Ufer in der keltischen Sage (Nr. 26) und in der Sage der Apalachen (Nr. 44*a***).

k) Es regnet Feuerwasser in der Sage der Kolh (Nr. 8).

l) Die Flut entsteht aus dem Blute des getödteten Meerriesen Ymir in der skandinavischen Sage (Nr. 25), die ich trotz Useners Einspruch[3]) als eine echte Flutsage ansehe. Ymir ist »der Stammvater der Reifriesen, der dämonischen Gestalten des mit Eis bedeckten Meeres«, er ist entstanden aus dem Zusammenwirken von Wärme und Kälte.[4]) Was ist er wohl anderes als die Personification des gewaltigen Meeres, wenn die es bedeckenden Eismassen geschmolzen sind? Und wenn von Ymirs Blut die Erde überschwemmt wird, so ist damit wohl nichts anderes gesagt, als dass die Flut vom Meere kam, wie in den unter *d)* angeführten Sagen. Ein schwacher Nachklang der Ymir-Sage hat sich in der Magdeburger Sage vom »Hühnenblut« erhalten, welche die Brüder Grimm (Deutsche Sagen. I², Nr. 326) mittheilen.

3. Ausbreitung der Flut.

a) Die Flut erstreckt sich über die ganze Erde oder »die ganze Welt«, sei es, dass dies ausdrücklich bemerkt wird, oder dass es daraus zu erschließen ist, dass die Sage kosmogonischen Charakter hat und von der Vernichtung aller Menschen die Rede ist[5]); so bei den

Babyloniern (Nr. 1)
Hebräern (Nr. 2)
Indern (Nr. 3—6)
Kolh (Nr. 8)

[1]) Jastrow, a. a. O. 185, 593.

[2]) Suess, a. a. O. 22.

[3]) A. a. O. 3.

[4]) Mogk in Pauls Grundriss, III², 376.

[5]) Freilich werden die Sagen häufig so erzählt, dass die Flut in einem gewissen Lande eintritt, aber der Erzähler nicht daran denkt, dass sein Land nicht »die ganze Welt« ist. So gleich in der babylonischen Sage. Nach Tafel XI, Zeile 13, beschließen die Götter in der Stadt Šurippak eine Sturmflut zu erregen, doch heißt es Zeile 134, dass »die ganze Menschheit« zu Lehmerde geworden sei.

Zigeunern (Nr. 9)
Persern (Nr. 10, 11*)
Andamanesen (Nr. 12)
Karenen (Nr. 13)
Binua (Nr. 14)
Niassern (Nr. 14b*)
Batak (Nr. 14c*)
Dayak (Nr. 15)
Griechen (Nonnos) (Nr. 20)
Griechen (Hierapolis) (Nr. 23)
Skandinaviern (Nr. 25)
Kelten (Nr. 26)
Litauern (Nr. 27)
Wogulen (Nr. 28**)
Polynesiern (Nr. 37a—e)
Eskimo (Nr. 38*, 39**)
Algonquin (Nr. 42—44)
Apalachen (Nr. 44a**)
Tinné (Nr. 45)
Mandanen (Nr. 47)
Cree (Nr. 48)
Ashochimi (Nr. 55)
Papago (Nr. 56)
Tlinkiten (Nr. 58, 59**)
Bella-Coola (Nr. 60**)
Mexikanern (Nr. 61—63)
Quiché (Nr. 64*)
Peruanern (Nr. 66)
Haiti-Insulanern (Nr. 68*)
Acawoio (Nr. 69)
Arawaken (Nr. 70)
Caraiben (Nr. 70a**)
Makusi (Nr. 71)
Maipuri (Nr. 72)
Tupi (Nr. 73).

b) Die Flut ist local, erstreckt sich nur über ein Land, eine Stadt u. s. w. in den Sagen der

Inder (Kasmir) (Nr. 7*)
Malaien (Nr. 14a**)
Kamtschadalen (Nr. 16**)
Chinesen (Nr. 17*, 18*)
Griechen (Nr. 19, 21, 22, 24*)
Neger (Nr. 29*)
Westaustralier (Nr. 30*)
Melanesier (Nr. 33)
Pelau-Insulaner (Nr. 36)
Leeward-Insulaner (Nr. 37)
Eskimo (Nr. 40*, 41*)
Lummi (Nr. 50)
Makah (Nr. 51*)
Washo (Nr. 52*)
Maidu (Nr. 54)
Zuñi (Nr. 57*)
Chibcha (Nr. 65*).

Wie leicht übrigens Localsagen zu kosmogonischen Sagen von einer universalen Flut ausgebaut werden können, zeigen die Sagen der Eskimo, wo wir neben localen Flutsagen (Nr. 40, 41) auch Sintflutsagen finden (Nr. 38, 39); das zeigt auch die keltische Sage (Nr. 26), wenn man sie mit den zahlreichen Sagen vergleicht, die sich an die Entstehung von Seen in Wales knüpfen (siehe oben).

c) Es ist nicht klar, ob die Flut als local oder universal gedacht ist in den Sagen der

Victoria-Australier (Nr. 31)
Melanesier (Nr. 32**)
Vâlman (Nr. 34)
Fidschianer (Nr. 35)
Tschiroki (Nr. 46)
Twana (Nr. 49**)
Tolowa (Nr. 53)
Araukaner (Nr. 67*).

4. Der Held der Flut.

a) Ein einziger Held (ein Halbgott oder ein frommer, braver Mann) wird gerettet in den Sagen der

Inder[1] (Nr. 3—6)
Perser[2] (Nr. 10)

[1] Wenn im Epos und in den Purāṇas neben Manu auch »die sieben Ṛsis« erwähnt werden, so sind die letzteren nicht als Menschen anzusehen, sondern nur als göttliche Gehilfen des einen Helden Manu.

[2] Es heißt zwar, dass Yima auch von den besten Menschen »Samen«, d. h. Exemplare zur Fortpflanzung, in seine Burg nehmen soll. Aber der eigentliche Held der Sage ist doch nur Yima. Die Menschen-

Griechen (Nr. 21, 22)
Polynesier (Nr. 37*a*)
Algonquin (Nr. 42—44)
Tinné-Indianer (Nr. 45)
Mandanen (Nr. 47)
Lummi (Nr. 50)
Acawoio (Nr. 69)
Makusi (Nr. 71).

Hieher gehören auch die Sagen der

Ashochimi (Nr. 55)
Papago (Nr. 56)
Tlinkiten (Nr. 58).

in welchen ein mythisches Thier (Rabe, Coyote) die Stelle des Helden vertritt.

b) Ein Ehepaar wird gerettet in den Sagen der

Babylonier (Nr. 1)
Binua (Nr. 14)
Griechen (Nr. 19. 20, 24*)
Skandinavier (Nr. 25)
Kelten[1]) (Nr. 26)
Polynesier (Nr. 37b, 37d)
Tolowa (Nr. 53)
Mexikaner (Nr. 61, 63)
Maipuri (Nr. 72).

c) Ein Mann mit seiner ganzen Familie wird gerettet in den Sagen der

Hebräer (Nr. 2)
Zigeuner (Nr. 9)
Griechen (Nr. 23)
Melanesier (Nr. 33)
Välman (Nr. 34)
Polynesier (Nr. 37. 37e)
Tschiroki (Nr. 46)
Mexikaner (Nr. 62)
Peruaner (Nr. 66)
Arawaken (Nr. 70)
Tupi (Nr. 73).

d) Ein einziges Weib wird gerettet in den Sagen der

Dayak (Nr. 15)
Pelau-Insulaner (Nr. 36)
Cree-Indianer (Nr. 48).

Die Tochter des Batara Guru vertritt die Rolle einer Heldin in der Sage der Batak (Nr. 14*c**).

e) Eine bestimmte Anzahl von Personen wird gerettet, so

ein Bruder und eine Schwester bei den Kolh (Nr. 8);
zwei Männer und zwei Frauen bei den Andamanesen (Nr. 12);
zwei Brüder bei den Karenen (Nr. 13) und Peruanern (eine Version) (Nr. 66);
ein Mann mit mehreren Weibern bei den Australiern (Nr. 31);
acht Personen bei den Fidschianern (Nr. 35);
zwei Personen bei den Maidu (Nr. 54).

f) Eine unbestimmte Anzahl von Personen (»einige«, »viele«) wird gerettet in den Sagen der

Malaien (Nr. 14a**)
Niasser (Nr. 14*b**)
Kamtschadalen (Nr. 16**)
Litauer (Nr. 27)
Wogulen (Nr. 28**)
Melanesier (Nr. 32**)
Eskimo (Nr. 39**, 40*, 41*)
Apalachen (Nr. 44*a***)

»samen« werden der Vollständigkeit halber neben den Samen der Pflanzen, Thiere und Feuer aufgeführt, wie in der babylonischen Sage »die Handwerkersöhne« nebst dem »Vieh des Feldes, Gethier des Feldes« in das Schiff gebracht werden (Tafel XI, Z. 86).

[1]) Ob die zwei Geretteten Dwyfan und Dwyfach als Mann und Weib gedacht sind, ist allerdings nicht gesagt. Nach Rhŷs (a. a. O. S. 441) sind es ursprünglich Quellen, respective Quellgeister oder Wasserdämonen.

Twana (Nr. 49**)
Tlinkiten (Nr. 59**)
Bella-Coola (Nr. 60**)
Chibcha (Nr. 65*)
Araukaner (Nr. 67*).

5. Die Rettung.

a) Das Gewöhnliche ist, dass der Held, respective die Geretteten sich mit Hilfe eines Fahrzeuges — Schiff, Kahn, Floß von der Art, wie sie dem betreffenden Volk bekannt sind — über den Wogen erhalten, bis sie an einem Berge landen oder eine Anhöhe erreichen, oder bis das Wasser sich verläuft, so in den Sagen der

Zigeuner (Nr. 9)
Andamanesen (Nr. 12)
Karenen (Nr. 13)
Kamtschadalen (Nr. 16**)
Griechen (Nr. 22)
Wogulen (Nr. 28**)
Fidschianer (Nr. 35)
Polynesier (Nr. 36, 37*a*, 37*c*, 37*d*)
Eskimo (Nr. 38*—41*)
Algonquin (Nr. 42)
Tschiroki (Nr. 46)
Twana (Nr. 49**)
Lummi (Nr. 50)
Makah (Nr. 51*)
Arawaken (Nr. 70)
Caraiben (Nr. 70*a*)
Makusi (Nr. 71).

Das Schiff wird an das Horn eines göttlichen Fisches gebunden in den indischen Sagen (Nr. 3—6), und es ist von den Göttern gezimmert oder von Gott gesandt in den Sagen Nr. 5 und 6.[1] In der litauischen Sage (Nr. 27) wirft der Gott vom Himmel eine Nussehale herab, in welcher einige Menschenpaare sich retten. In einer australischen Sage (Nr. 31) geschieht die Rettung durch einen Pelikan, der mit einem Rindenkahne daher kommt. Und in der Algonquin-Sage (Nr. 44) baut sich der Gott Wesukkä ein geräumiges Canoe aus einem großen Stück Luft.

b) An die Stelle eines gewöhnlichen Schiffes oder Bootes tritt eine »Arche«, ein verschließbarer großer »Kasten« — ein house-boat«, wie Jastrow[2] es treffend bezeichnet. So in den Sagen der

Babylonier (Nr. 1)
Hebräer (Nr. 2)
Binua (Nr. 14)
Griechen (Nr. 19, 20, 23)
Melanesier (Nr. 33)
[Tinné (Nr. 45)?][3]
Mandanen (Nr. 47)
Papago (Nr. 56)
[Tlinkiten (Nr. 59**)?][3]
Mexikaner (Nr. 62[4]), 63).

Auch das »lûdr«[5], in dem Bergelmir in der skandinavischen Sage (Nr. 25) der Flut entrinnt, und das »mastlose Schiff«, dem in der keltischen Sage (Nr. 26) Dwyfan und Dwyfach ihre Rettung verdanken, werden als eine Art »Arche« aufzufassen sein.

c) Diejenigen, welche gerettet werden sollen, flüchten sich auf einen hohen Berg in den Sagen der

[1] In dem apokryphen Buch Henoch, cap. 67, machen gleichfalls Engel das »hölzerne Gebäude« zurecht, in welchem Noah gerettet werden soll.

[2] A. a. O. 499.

[3] Die Menschen retten sich »in einem großen schwimmenden Gebäude«. Sehr zweifelhaft, ob hiehergehörig.

[4] Es ist zwar nur von einem großen, geräumigen Canoe die Rede, aber höchstwahrscheinlich eine »Arche« gemeint.

[5] Siehe Grimm, D. M. I[4], 464.

Malaien (Nr. 14a^{**})
Niasser (Nr. 14b^{*})
Dayak (Nr. 15)
Griechen (Nr. 24*)
Melanesier (Nr. 32**)
Polynesier (Nr. 37b)
Algonquin (Nr. 43)
Apalachen (Nr. 44a^{**})
Tolowa (Nr. 53)
Maidu (Nr. 54)
Chibcha (Nr. 65*)
Maipuri (Nr. 72).

Dieser Berg schwimmt auf dem Wasser in den Sagen der Peruaner (Nr. 66) und der Araukaner (Nr. 67*). Die Gottheit lässt den Berg vom Himmel hinunterfallen in der Sage der Batak (Nr. 14c^{*}).

d) Sie klettern auf einen Baum oder verbergen sich unter einem Baum in den Sagen der

Kolh (Nr. 8)
Välman (Nr. 34)
Algonquin (Nr. 43)
Mexikaner (Nr. 61)
Aeawoio (Nr. 69)
Tupi (Nr. 73).

e) Sie ziehen sich ins Land zurück oder flüchten auf eine Insel in den Sagen der Australier (Nr. 30*) und der Leeward-Insulaner (Nr. 37).

f) Der Held baut sich eine Art Burg (Vara) in der Yima-Sage des Awesta (Nr. 10).

g) Die Rettung geschieht mit Hilfe eines mythischen Vogels in den Sagen der Cree (Nr. 48) und der Tlinkiten (Nr. 58).

h) Die Rettung wird durch ein Menschenopfer bewirkt in der Sage der Zuñi (Nr. 57*).

6. Die Vorhersagung.

a) Ein Gott oder die Götter verkünden dem Helden das Nahen einer Flut und geben ihm Anweisungen, wie er sich retten soll, in den Sagen der

Babylonier (Nr. 1)
Hebräer (Nr. 2)
Perser (Nr. 10)
Griechen (Nr. 19)
Pelau-Insulaner (Nr. 36)
Leeward-Insulaner (Nr. 37)
Mexikaner (Nr. 63)
Arawaken (Nr. 70)
Tupi (Nr. 73).

Der warnende Gott erscheint in der Gestalt eines gehörnten Fisches in den indischen Sagen (Nr. 3—6).

b) Der Prophet und Warner ist ein alter Mann in den Sagen der

Zigeuner (Nr. 9)
Tinné (Nr. 45)
Mandanen (Nr. 47).

c) Thiere verkünden die Flut vorher[1]) in den Sagen der

Tschiroki (Nr. 46)
Papago (Nr. 56)
Peruaner (Nr. 66).

7. Das Mitnehmen von »Lebenssamen«.

Samen von Pflanzen und Exemplare von den verschiedenen Thiergattungen[2])

[1]) Auch in der deutschen Sage vom Seeburger See (Grimm, Deutsche Sagen, I², Nr. 132) wird Graf Isang durch Thiere gewarnt.

[2]) Meistens wird nur das Mitnehmen von Thieren erwähnt. Das Mitnehmen von Menschen, wobei wohl an die Erhaltung bestimmter Stände oder Kasten gedacht ist, wird nur in der babylonischen und der persischen Yima-Sage erwähnt. (Siehe oben.)

werden von dem Helden in das Schiff oder die »Arche« mitgenommen, um sie fortzupflanzen. Dieser Zug findet sich nur in den Sagen der

Babylonier (Nr. 1)
Hebräer (Nr. 2)
Inder (Nr. 4—6)
Zigeuner (Nr. 9)
Perser (Nr. 10)
Griechen (Nr. 23)
Kelten (Nr. 26)
Litauer (Nr. 27)
Melanesier (Nr. 33)
Vālman (Nr. 34)
[Leeward-Insulaner (Nr. 37)?][1])
Tahitianer (Nr. 37*b*)
Algonquin (Nr. 44)
Tinné (Nr. 45)
Mexikaner (Nr. 62)
Peruaner (Nr. 66).

8. Dauer der Flut.

Nur in wenigen Sagen finden sich Angaben über die Dauer der Flut, und diese zeigen keinerlei Übereinstimmung. Sie dauert

6 Tage bei den Babyloniern (Nr. 1) und Wogulen (Nr. 28**).
40 Tage bei den Hebräern (Jahvist) (Nr. 2*a*).
150 Tage bei den Hebräern (Elohist) (Nr. 2*b*).
9 Tage bei den Griechen (Nr. 19).
5 Tage bei den Algonquin (Nr. 43).
Viele Tage bei den Makah (Nr. 51*).
10 Tage bei den Tlinkiten (Nr. 58).
4 Tage bei den Peruanern (Nr. 66).
Monatelang bei den Westaustraliern (Nr. 30*).
Ein Jahr bei den Zigeunern (Nr. 9).
Viele Jahre bei den Indern (Mahābhārata) (Nr. 4).
52 Jahre bei den Mexikanern (Nr. 63).

9. Ende der Flut.

a) Vögel und andere Thiere werden von dem Helden ausgesandt, um zu sehen, ob das Wasser sich verlaufen hat[2]), in den Sagen der

Babylonier (Nr. 1)
Hebräer (Nr. 2)
[Twana (Nr. 49**)?][3])
Lummi (Nr. 50)

[1]) Das Mitnehmen einiger Hausthiere, welches erwähnt wird (Andree 65), gehört wohl kaum hieher. Rein zufällig ist es auch, dass in der Sage der Niasser (Nr. 14*b**) die Menschen »mit ihrem Vieh« auf die Berge flüchten.

[2]) Wenn bei den Cree-Indianern (Nr. 48) die Ahnin des Menschengeschlechtes sich an den Fuß eines vorüberfliegenden großen Vogels hält und so auf die Spitze eines hohen Berges getragen und gerettet wird, so hat dieser Zug der Sage meines Erachtens mit der Vogelaussendung der Noah-Sage gar nichts gemein. Ebensowenig kann ich den Pelikan, der in der australischen Sage (Nr. 31) mit seinem Rindenkahne die Menschen vor dem Ertrinken rettet, oder den Eisvogel, der bei den Andamanesen (Nr. 12) den vor Kälte erstarrten Überlebenden das Feuer vom Himmel bringt, oder den Raben Jelch, den Helden der Flutsage der Tlinkiten (Nr. 58), als berechtigte Parallelen zu der biblischen Taube mit dem Ölzweig ansehen. Ich kann Fr. Ratzel (a. a. O. 46fg.) in diesen Vergleichungen ebensowenig folgen, wie ich der von demselben Forscher (Völkerkunde I², 579) allzu dogmatisch aufgestellten Behauptung zustimmen kann, dass die Vögel, welche die Erde aus dem endlosen Wasser hervorbringen helfen (ist das wirklich »ein Gedanke von weltweiter Verbreitung«?), die Winde sind, »deren Wehen über den Wassern schaffend wirkt«. Auch dass der Ölzweig, den Noahs Vogel im Schnabel trägt, »nur ein Zweig von dem weltbekannten Baum« ist, auf den in einigen Flutsagen die Überlebenden sich retten, scheint mir durchaus nicht so einleuchtend, als Ratzel zu glauben scheint.

[3]) Die Taube fliegt aus, um die Todten zu beschauen.

Algonquin (Nr. 43, 44)
Tinné (Nr. 45)
Mandanen (Nr. 47)
Papago (Nr. 56)
Mexikaner (Nr. 62)
Makusi (Nr. 71).

Eine originelle Variation ist es, wenn bei den Acawoio (Nr. 69) der Held, der sich auf eine hohe Palme geflüchtet hat, von Zeit zu Zeit Palmnüsse hinunterwirft und aus deren Ton beim Aufschlagen auf das Sinken des Wassers schließt.

b) Sonst wird in der Regel nur erzählt, dass die Wasser sich verlaufen oder in den Ocean abfließen.

c) Gott macht der Flut ein Ende in den Sagen der Batak (Nr. 14*c**), der Litauer (Nr. 27), der Eskimo (Nr. 39**) und der Bella-Coola (Nr. 60**).

d) Ein Gott spaltet einen Felsen, um dem Wasser einen Abfluss zu verschaffen, in den Sagen der Griechen (Nr. 20), der Maidu (Nr. 54) und der Chibcha (Nr. 65), sowie in der indischen Kasmir-Sage (Nr. 7**).

e) Durch einen Erdschlund läuft das Wasser ab in der griechischen Sage von Hierapolis (Nr. 23) und in den Sagen der nördlichen Tinné (Nr. 45).

10. Schicksal des Helden und der Menschheit nach der Flut.

a) Gewöhnlich heißt es, dass die jetzige Menschheit oder ein neues Menschengeschlecht von dem oder den aus der Flut Geretteten abstamme, und zwar

α) durch natürliche Fortpflanzung in den Sagen der

Hebräer (Nr. 2)
Binua (Nr. 14)
Batak (Nr. 14*c**)
Skandinavier (Nr. 25)
Polynesier (Nr. 37, 37*b*)
Tolowa (Nr. 53)
Maidu (Nr. 54)
Peruaner (Nr. 66)
Tupi (Nr. 73);

β) durch geschlechtlichen Umgang des Helden oder der Heldin mit einem mythischen Wesen in den Sagen der

Inder (Nr. 3)
Dayak (Nr. 15)
Pelau-Insulaner (Nr. 36)
Cree-Indianer (Nr. 48) und in einer Variante der peruanischen Sage (Nr. 66);

γ) durch Werfen von Steinen oder Fruchtkernen in den Sagen der Griechen (Nr. 19), sowie der Makusi (Nr. 71) und Maipuri (Nr. 72), wenn die Berichte über die Sagen der beiden letzteren Stämme wirklich verlässlich sind.[1]) Sehr verdächtig klingt das Springen

[1]) Dass der Glaube an den Ursprung der Menschen aus Steinen »ebenso alt und verbreitet, als die Sagen und Märchen von Verwandlung einzelner Menschen in Steine« sein soll (Usener 245), bedarf noch der Bestätigung. Die Worte der Odyssee (XIX, 163) οὐ γὰρ ἀπὸ πέτρης ἐσσί mögen auf die Deukalionsage anspielen. Ob aber der Schweizer Aberglaube, dass die kleinen Kinder aus Felsen geholt werden (F. L. W. Schwartz, Der Ursprung der Mythologie, Berlin 1860, S. 278) hieher gehört, ist mir doch zweifelhaft. Der Nachweis des Glaubens bei einem oder zwei Indianerstämmen genügt aber für eine so weitgehende Behauptung, wie die von Usener, jedenfalls nicht. A. v. Humboldt, Ansichten der Natur, 1849, I, 240, citiert R. Schomburgk, welcher sagt: »Die Macusis glauben, dass der einzige Mensch, welcher eine allgemeine Überschwemmung überlebt, die Erde wieder bevölkert, indem er die Steine in Menschen verwandelt habe.« Humboldt fügt hinzu: »Wenn diese Mythe, die Frucht der lebendigen Phantasie dieser Völker, an Deukalion und Pyrrha erinnert, so zeigt sie sich unter einer etwas veränderten Form bei den Tamanaken des Orinoko. Wenn man diese frägt, wie das Menschengeschlecht diese große Flut, das Zeitalter der Wasser der Mexikaner, überlebt habe, dann antworten sie ohne Zögern: „Dass sich ein Mann und eine Frau auf den Gipfel des hohen Berges Tamanacu an den Ufern des Asiveru gerettet und dann die Früchte der Mauritia-Palme über ihre Köpfe hinter sich geworfen, aus deren Kernen Männer und Weiber entsprungen wären, welche die Erde wieder bevölkerten."

über die Gebeine der Erde«, wodurch die Ahnen der litauischen Stämme entstanden sein sollen, in der Sage der Litauer (Nr. 27).

b) Der Held wird Schöpfer des neuen Menschengeschlechtes in den Sagen der

Inder (Nr. 4)
Algonquin (Nr. 43. 44)
Tinné (Nr. 45)
Ashochimi (Nr. 55)
Papago (Nr. 56).

c) Der Held der Flut wird eine Art Culturheros in den Sagen der

Vâlman (Nr. 34)
Algonquin (Nr. 43)
Chibcha (Nr. 65*).

d) Die Wiederkehr des geretteten Helden wird erst in der Zukunft erwartet, so des Yima in der Sage des Awesta (Nr. 10) und des Qat in der melanesischen Sage (Nr. 33).

e) Dem Helden wird von den Göttern Unsterblichkeit verliehen in der babylonischen Sage (Nr. 1).

f) Der Held bringt ein Opfer dar, nachdem die Flut vorüber ist, bei

Babyloniern (Nr. 1)
Hebräern (Nr. 2)
Indern (Nr. 3)
Griechen (Nr. 19. 23).

In den Sagen der Polynesier (Nr. 37*a*. 37*c*) errichtet der Held ein Heiligthum (Marae).

g) Der Regenbogen als Zeichen, dass keine Sintflut mehr kommen wird, findet sich in den Sagen der Hebräer (Nr. 2), Kolh (Nr. 8) und Litauer (Nr. 27). Ob nicht auch das Juwelenhalsband, welches Ištar von ihrem Vater Anu erhalten hat, und bei dem die Göttin schwört, dass sie die Tage der Flut nie vergessen werde, der Regenbogen ist, muss ich den Assyrologen zur Beurtheilung überlassen.

h) Um den geretteten Menschen Nahrung zu verschaffen, schafft Gott Thiere und Pflanzen aufs neue in den Sagen der Andamanesen (Nr. 12) und Wogulen (Nr. 28**).

i) Nach der Rettung aus der Flut wird den Menschen das Feuer gebracht, und zwar durch einen Vogel in der Sage der Andamanesen (Nr. 12), durch die Erfindung des Feuerbohrers[1]) in der Sage der Dayak (Nr. 15).

k) Die Flut ist die Ursache der Vertheilung der Menschen (und Sprachen) über die Erde in den Sagen der

Kamtschadalen (Nr. 16**)
Litauer (Nr. 27)
Melanesier (Nr. 32**)
Twana (Nr. 49**)
Makah (Nr. 51*)
Tlinkiten (Nr. 59**)
Bella-Coola (Nr. 60**)
Mexikaner (Nr. 61).

Auf Grund der vorausgehenden Zusammenstellung, welche zeigt, worin die verglichenen Flutsagen miteinander übereinstimmen und worin sie von einander abweichen, können wir versuchen, die zwei wichtigen Fragen zu beantworten: 1. Welche von diesen Sagen hängen historisch miteinander zusammen? 2. Wie sind die Flutsagen der Völker entstanden?

Was die erste Frage anbelangt, so werden wir berechtigt sein, einen historischen Zusammenhang in jenen Fällen anzunehmen, wo zwei oder mehrere Sagen eine auffällige Übereinstimmung in mehreren besonders charakteristischen Punkten zeigen.

Übrigens ist das Entstehen von Menschen aus Fruchtkernen doch nicht dasselbe, wie das aus Steinen. Vgl. aber auch J. G. Müller, Geschichte der amerikanischen Urreligionen, S. 110, 229, 517.

[1]) Der Feuerbohrer ist aber ein Gott, durch den die Heldin zur Stammutter der Menschen gemacht wird.

Dass die Rettung des Helden mittels eines Schiffes stattfindet (5*a*), ist nichts besonderes. Hingegen ist die »Arche« oder ein verschließbarer Kasten (5*b*) ein sehr charakteristischer Zug. Ganz besonders charakteristische und darum auch nur in einzelnen wenigen Sagen vorkommende Züge sind ferner das Mitnehmen von »Lebenssamen« (7), das Aussenden von Vögeln u. dgl. (9*a*)[1]), das Opfer des Helden (10*f*) und der Regenbogen (10*g*).

Die Schlechtigkeit der Menschen als Ursache der Flut ist zwar ein naheliegendes Motiv und daher nicht so charakteristisch, wie die eben erwähnten Züge; aber immerhin zeigen die zahlreichen Fälle, wo gar keine Ursache der Flut angegeben ist (1*a*), und die verschiedenen anderen Ursachen (1*c*—*g*), dass jenes ethische Motiv keineswegs selbstverständlich ist.

Was über die Entstehung und den Verlauf der Flut selbst (2) in den Sagen erzählt wird, bietet nichts Bedeutsames für die Frage nach historischen Zusammenhängen. Ebensowenig von Belang ist es für diese Frage, ob die Flut als eine locale oder eine universale geschildert wird (3).

Ein minder charakteristischer, aber doch keineswegs allgemeiner und selbstverständlicher Zug ist es, dass ein Held — gewöhnlich ein braver, frommer Mann — allein oder mit seiner Gattin oder mit Weib und Kind gerettet wird (4*a*—*c*). Und von derselben Art ist der Zug, dass der Held von einem göttlichen Wesen vorher gewarnt wird (6*a*); der »alte Mann«, der in einigen Sagen an Stelle des Gottes erscheint (6*b*), sowie die vorherwissenden Thiere (6*c*) dürften nur als unbedeutende Varianten des wissenden und warnenden Gottes aufzufassen sein. Ein bedeutsamer und darum immerhin auch charakteristischer Zug ist es, dass dieser Held der Stammvater oder Erzeuger eines neuen Menschengeschlechtes wird (10*a*, *b*).

Sehen wir nun, wie sich die Flutsagen in Bezug auf die eben erwähnten charakteristischen Züge zu einander verhalten. Der leichteren Übersicht halber bezeichne ich die einzelnen Züge mit Buchstaben, und zwar:

A = Die verschließbare Arche	Sehr charakteristische Züge
B = Das Mitnehmen von Lebenssamen	
C = Aussendung von Vögeln u. dgl.	
D = Das Opfer	
E = Der Regenbogen	
F = Das ethische Motiv	Charakteristische Züge
G = Rettung eines Helden	
H = Die Vorhersagung	
I = Erneuerung des Menschengeschlechtes	

[1]) In den meisten Fällen sind es Vögel, welche ausgesandt werden: Taube, Schwalbe und Rabe in der babylonischen, Rabe und Tauben in der hebräischen Sage; eine Taube bei den Mandanen (und Twana); eine Krähe bei den Lummi; Geier und andere Vögel bei den Mexikanern. Bei den Odschibwä (Algonquin, Nr. 43) wird zuerst der Vogel Loon, dann eine Moschusratte ausgesandt, die Erde zu suchen, während bei Sac- und Fox-Indianern (Algonquin, Nr. 44) ein großer Fisch und bei den Tinné (Nr. 45) Biber, Fischotter, Moschusratte und Ente nacheinander in die Tiefe tauchen, um die Erde heranfzubringen. Bei den Papago ist es der Coyote und bei den Makusi eine Ratte, welche ausgeschickt werden. Alle diese Versionen gehen wohl auf die Anssendung von Vögeln zurück. Dieser Zug erklärt sich aus dem Brauch der alten Seefahrer, bei gefährlichen Meerfahrten »Raben und Tauben als landwitternde Vögel« gewissermaßen als Compasse mitzunehmen, wie namentlich Otto Keller (Rabe und Krähe im Alterthum, im 1. Jahresbericht des wissenschaftlichen Vereines für Volkskunde und Linguistik in Prag, 1893, S. 10fg.) überzeugend dargethan hat. Joseph Dahlmann (Das Mahâbhârata als Epos und Rechtsbuch, Berlin 1895, S. 179) hat denselben Schifferbrauch bei den Indern nachgewiesen. Siehe auch Usener 254.

Wir finden also eine Übereinstimmung in Bezug auf einen oder mehrere von diesen neun Punkten in den Sagen folgender Völker:

Babylonier (Nr. 1)	A B C D (E?)	F G H (I?)
Hebräer (Nr. 2)	A B C D E	F G H I
Arische Inder (Nr. 3—6)	— B — D —	F G H I
Kolh (Nr. 8)	— — — — E	F — — —
Zigeuner (Nr. 9)	— B — — —	— G H I
Perser (Nr. 10)	— B — — —	F G H —
Malaien (Nr. 14)	A — — — —	— G — I
Griechen (Nr. 19, 20)	A — — D —	F G H I
» (Nr. 23)	A B — D —	F G — —
Skandinavier (Nr. 25)	A — — — —	— G — I
Kelten (Nr. 26)	A B — — —	— G — —
Litauer (Nr. 27)	— B — — E	F — — I
Melanesier (Nr. 33)	A B — — —	— G — —
Välman (Nr. 34)	— B — — —	F G — —
Polynesier (Nr. 37, 37b)	— B — — —	— G — I
Algonquin (Nr. 43, 44)	— B C — —	— G — I
Tinné (Nr. 45)	A B C — —	— G H I
Mandanen (Nr. 47)	A — C — —	F G H —
Lummi (Nr. 50)	— — C — —	— G —
Papago (Nr. 56)	A — C — —	— G H I
Mexikaner (Nr. 62. 63)	A B C — —	— G H —
Peruaner (Nr. 66)	— B — — —	— G H I
Makusi (Nr. 71)	— — C — —	F G — I

Die Übereinstimmung in mehreren der angeführten neun charakteristischen Punkte scheint mir beweisend für historischen Zusammenhang. Eine Übereinstimmung in den Punkten FGHI beweist zwar für sich allein nichts, erhöht aber die Wahrscheinlichkeit des Zusammenhanges in Fällen, wo eine Übereinstimmung in einem oder mehreren der Punkte ABCDE schon vorhanden ist. Ich glaube daher aus obiger Zusammenstellung schließen zu dürfen, dass die Flutsagen der Kolh in Indien, der malaischen Binua, der Melanesier, der Välman, der Algonquin, Tinné, Mandanen, Lummi, Papago, Mexikaner, Peruaner und Makusi, vielleicht auch die der Polynesier unter dem Einfluss der durch christliche Missionäre verbreiteten hebräischen Sintflutsage entstanden sind oder mindestens, dass Züge der hebräischen Sage sich mit älteren Flutberichten vermischt haben. Auch in den zigeunerischen, skandinavischen [1]), keltischen und litauischen Sagen halte ich den Einfluss der Bibelsage für unzweifelhaft.

Dass die hebräische Flutsage von der babylonischen abgeleitet ist, wird wohl (von Theologen abgesehen) niemand bezweifeln. Es genügt, mit H. Zimmern[2]) darauf hinzuweisen, dass die babylonische Sintflutsage bereits als Literaturproduct eines in der Cultur sehr hochstehenden und die Cultur des ganzen übrigen vorderen Orients beherrschenden Volkes zu einer Zeit vorliegt, in der die Israeliten noch als uncultiviertes Nomadenvolk in der syrisch-arabischen Wüste umherzogen. A. Jeremias[3]) hat behauptet, dass die beiden semitischen Flutsagen auf eine gemeinsame Sage der semitischen

[1]) Über christliche Einflüsse in der eddischen Kosmogonie und insbesondere in der Ymir-Sage, siehe E. H. Meyer, Die eddische Kosmogonie, Freiburg i. B. 1891, S. 27, 29 und besonders S. 86, 91.

[2]) A. a. O. 36.

[3]) Izdubar-Nimrod, eine altbabylonische Heldensage, Leipzig 1891, S. 37.

Urzeit zurückgehen, was von Zimmern[1]) (und auch schon viel früher von J. Goldziher[2]) mit Recht bestritten worden ist.

Viel umstritten ist die Frage des Zusammenhanges der semitischen mit den indischen, persischen und griechischen Flutsagen. Ich schließe aus den oben angeführten Übereinstimmungen, dass alle drei von einer oder der anderen der semitischen Flutsagen abhängig sind. Was die indische Flutsage anbelangt, so fehlt allerdings in der ältesten Fassung — im Śatapatha-Brahmaṇa — der Punkt B, das Mitnehmen der »Lebenssamen«. Mir scheint es aber wahrscheinlicher, dass in der außerordentlich knappen Fassung des Brāhmaṇa dieser Zug ausgelassen worden ist, als dass erst die Autoren der epischen und purānischen Flutsagen unter dem Einfluss semitischer Berichte diesen Zug aufgenommen hätten. Man kann unmöglich, wie Andree[3]) meint, die ältere Sage des Śatapatha-Brāhmaṇa für ursprünglich halten, hingegen die jüngeren Berichte des Epos und der Purāṇas aus semitischen Quellen ableiten wollen. Wie sonderbar wäre es, dass die Verfasser der epischen und purānischen Berichte gerade nur diesen einen Zug vom Mitnehmen der »Lebenssamen« entlehnt haben sollen, der überdies damit in Widerspruch steht, dass Manu zum Schöpfer wird und als solcher alle Wesen neu schafft. Gerade im Śatapatha-Brahmaṇa, wo Manu noch nicht als Schöpfer erscheint, sondern mit der mystischen Iḍā Menschen erzeugt, wäre das Mitnehmen von »Lebenssamen« eher am Platz gewesen.

Übrigens stimmen die verschiedenen Fassungen der indischen Flutsagen in allem wesentlichen so sehr überein, dass man annehmen muss, es habe nur eine Überlieferung gegeben, welche nur von verschiedenen religiösen Standpunkten aus verschiedene Bearbeitungen erfahren hat. Im Brāhmaṇa kommt es darauf an, die Bedeutung des Opfers hervorzuheben, und die ganze Sage wird nur erzählt, um zu zeigen, dass die Menschheit ihr Dasein sogar dem Opfer verdankt. »Die Flut raffte alle Geschöpfe dahin. Nur Manu allein blieb übrig. Er aber, nach Nachkommenschaft begierig, lebte (die Götter) verehrend und sich (mit Kasteiungen) abquälend. Da brachte er auch ein Pākayajña-Opfer dar: er opferte Butter, saure Milch, Molken und Quark im Wasser. Daraus entstand in einem Jahr ein Weib. . . . Mit ihr lebte er (die Götter) verehrend und sich (mit Kasteiungen) abquälend; und mit ihr erzeugte er diese Nachkommenschaft, was eben die Nachkommenschaft des Manu[4]) ist.« In den epischen und purānischen Fassungen hingegen ist die Verherrlichung des in Fischgestalt erscheinenden Gottes — Brahman, Viṣṇu — die Hauptsache, daher aller Nachdruck darauf gelegt wird, dass ohne den Gott die Rettung unmöglich gewesen wäre. Es muss auch in der ursprünglichen Tradition Manu der Vater des Menschengeschlechtes gewesen sein. Denn in zahllosen vedischen Stellen ist Manu immer nur der erste Mensch, der erste Opferer und Verehrer der Götter; erst die spätere theologische Speculation machte ihn zu einem »Prajāpati« oder Schöpfer. Wenn aber Manu nicht Schöpfer, sondern Urahne des neuen Menschengeschlechtes ist, dann hat das Mitnehmen der »Lebenssamen« einen guten Sinn. Nur die epischen und purānischen Erzähler machen sich (wie jeder zugeben wird, der mit den indischen Epen und Purāṇas bekannt ist) nichts aus solchen Widersprüchen, dass Manu erst »Samen« mitnimmt und dann doch erst alle Lebewesen »schaffen« muss.[5]) Dass die Flut die Sünden der Menschen »wegwaschen« soll, geht meiner Ansicht nach nicht bloß aus der oben schon erwähnten Stelle des Mahābhārata hervor, sondern auch aus einer der ältesten Erwähnungen der

[1]) A. a. O. 36 ff.

[2]) Der Mythos bei den Hebräern, Leipzig 1876, S. 380 ff.

[3]) A. a. O. 15—21.

[4]) D. h. die jetzige Menschheit.

[5]) Ich bemerke dies gegenüber Usener 240 fg.

Flut, im Kaṭhaka II. 2. wo es heißt: »Die Wasser wischten diese ganze Welt aus, Manu allein blieb übrig.«[1]) Ausschlaggebend aber scheint mir der Umstand zu sein, dass der indische Gott in Fischgestalt kaum ein Anderer sein kann, als der babylonische Ea, der »Oannes« des Berosus, ein Wesen halb Mensch, halb Fisch, das die Nächte im Wasser verbringt, des Tages aber herauskommt, um die Menschen zu unterweisen. Dieselbe universale Bedeutung, die dem Ea als dem Wohlthäter und Schützer der Menschen und als der Quelle aller Weisheit in Babylonien zukommt, beansprucht Brahman in der älteren epischen, Viṣṇu in der jüngeren purāṇischen Mythologie der Inder.[2]) Dabei ist zu beachten, dass der Fisch in der Mythologie und im Cult der Semiten überhaupt eine hervorragende Rolle spielt, was bei den Indogermanen gewiss nicht der Fall ist.[3]) Auffällig ist, dass der indische Fischgott ein Horn hat, was merkwürdigerweise in den indischen Berichten als etwas Selbstverständliches erwähnt wird, als ob gar nichts besonderes dabei wäre, dass ein Fisch ein Horn trägt. Es ist mir nicht gelungen, herauszubringen, ob der babylonische Ea-Oannes gehörnt war. T. K. Cheyne[4]) hat es von dem Oannes des Berosus behauptet. Ich finde aber bei Berosus (I. 3) nichts von einem solchen Horn. Das einzige, was darauf hinweisen könnte, wäre eine von A. Jeremias[5]) angeführte Stelle, wo Sanherib, im Begriffe eine kühne Meerfahrt zu unternehmen, sich an Ea wendet: »Ich opferte Ea,« sagt er, »dem Stier des Oceans, reine Lämmer, Schiffchen von Gold, und einen Fisch von Gold warf ich ins Meer.« Auf den Bildern des Fischgottes (Oannes oder Dagon) bei A. H. Layard[6]) hat derselbe eine Kopfbedeckung mit drei Hörnern. Dass der stierköpfige Moloch auch als fischleibig erscheint, erwähnt Max Ohnefalsch-Richter.[7]) Möglich ist es, dass der gehörnte Fisch einer altsemitischen Vereinigung von Stiercult und Fischcult seinen Ursprung verdankt.

Dass die persische Yima-Sage trotz aller Veränderungen, die sie in Iran erlitten hat, doch auch von der semitischen Sintflutsage nicht unabhängig ist, beweist die Übereinstimmung in dem Punkte B (Mitnehmen von »Lebenssamen«, und zwar hier den »Samen von Schafen und Ochsen, Menschen, Hunden und Vögeln und hellodernden Feuern«). Der Held Yima (indisch Yama) ist aber wie Manu und wie Noah ein Urvater des Menschengeschlechtes.[8]) Sowie ferner die babylonische Erzählung im Nimrod-Epos damit beginnt, dass die Götter einen Rath halten und die sündige Menschheit zu vertilgen beschließen, so beginnt die Yima-Sage mit den Worten: »Einen Rath hielt der Schöpfer Ahura Mazda mit den himmlischen Göttern ab« u. s. w. Und so wie Ea dem

[1]) So schon Weber, Indische Streifen, I, 11. Vgl. auch Plato, Timaeus 22 E: ὅταν δ' αὖ οἱ θεοὶ τὴν γῆν ὕδασι καθαίροντες κατακλύζωσιν.

[2]) Vgl. Jastrow, a. a. O. 136 fg. Fierlinger in den Mittheilungen der Anthropologischen Gesellschaft in Wien, XVI, 12 fg. Justi in der Berliner Philologischen Wochenschrift, 1900, S. 406.

[3]) Ich erinnere auch an den in der Bibel mehrfach erwähnten Gott Dagon der Philister und verweise auf die Bilder von semitischen Fischgottheiten und deren Beschreibung bei A. H. Layard, Niniveh und seine Überreste, deutsch von N. N. W. Meissner, Leipzig 1850, S. 424 (und Fig. 88); Niniveh und Babylon, übersetzt von J. Th. Zenker, Leipzig o. J., S. 343 fg., 350 (nebst Tafel VI); Max Ohnefalsch-Richter, Kypros, die Bibel und Homer, Tafel XCVII (wo die Bilder ganz dieselben sind wie bei Layard, wohl Copien derselben Monumente?) und XCVIII und Text S. 296 ff. Siehe auch Roscher, Lexikon der griechischen und römischen Mythologie s. v. Oannes. (Auch hier sind die Bilder von Layard reproduciert, III, Sp. 591 fg.) Über den Fischcult der Semiten vgl. auch W. Robertson Smith, Die Religion der Semiten, deutsch von R. Stübe, Freiburg i. B. 1899, im Index unter »Fische«, »Fischgöttin«, »Fischmasken«, »Fischopfer«.

[4]) In der Encyclopaedia Britannica s. v. Deluge.

[5]) In Roschers Lexikon der griechischen und römischen Mythologie, III, Sp. 589.

[6]) Niniveh und seine Überreste, S. 424.

[7]) A. a. O., Text S. 298.

[8]) Yima ist wie Manu ein Sohn des Vivasvat (altbakt. Vivaŋhan), der Sonne.

Ut-napištim, und wie Jahve dem Noah den Beschluss der Götter mittheilt und dem Helden Anweisungen gibt, wie er sich retten und die Menschheit erhalten soll, so wird auch Yima von Ahura Mazda in den Rathschluss der Götter eingeweiht und unterwiesen, was er zu thun habe. Gegenüber den »schlagenden Übereinstimmungen«, auf die schon Geldner[1]) hingewiesen und die namentlich James Darmsteter nebst anderen Übereinstimmungen zwischen Bibel und Awesta zusammengestellt hat[2]), halten die Einwendungen von Bruno Lindner[3]) nicht Stand.

Was endlich die griechischen Sagen betrifft, so leugnet selbst Usener nicht, dass semitische Einflüsse in denselben vielfach offen zu Tage liegen[4]), dass in der Hierapolis-Sage (Nr. 23) semitische und arische Überlieferungen sich mischten[5]), nur will er nichts davon wissen, dass die ursprüngliche Deukalion-Sage irgendwie mit den semitischen Flutsagen zusammenhänge. Und doch scheint mir die Übereinstimmung zwischen Deukalion und Pyrra, die von Prometheus vorher gewarnt, im »Kasten« (λάρναξ) auf der Flut dahintreiben, bis sie an einem Berggipfel landen, mit Ut-napištim und Noah weit größer, als die von Usener behauptete Ähnlichkeit zwischen Deukalion im Kasten und dem »Götterknäblein in der Truhe« (Perseus, Ödipus u. s. w.).[6]) Von ganz besonderer Beweiskraft scheint mir die Übereinstimmung zwischen der semitischen und der griechischen Sage in dem Punkte D, der Darbringung eines Opfers nach der Errettung aus der Flut.

Man braucht sich aber, meine ich, nur die zahlreichen Abweichungen der Flutsagen anderer Völker, wie sie sich aus den obigen Zusammenstellungen ergeben, vor Augen zu halten, um die Bedeutung der Übereinstimmungen zwischen den Sagen gerade der Babylonier, Hebräer, Inder, Perser und Griechen zu würdigen.[7])

Ich habe gleich anfangs darauf hingewiesen, dass die Flutsagen zwar eine weite Verbreitung haben, dass sie sich aber keineswegs bei allen Völkern finden. Wäre das letztere der Fall, so würden wir nicht so leicht in einzelnen Fällen an Entlehnung denken. Aber gerade der Umstand, dass diese Sagen nicht ganz allgemein sind, spricht dafür, dass die Entlehnungstheorie in den angeführten Fällen mehr Anspruch auf Wahrscheinlichkeit hat.

Zum Schlusse noch ein Wort über die zweite und wichtigste Frage: Wie sind die Flutsagen entstanden?

Man hat wohl früher einmal daran gedacht, dass eine jener vorgeschichtlichen Erdumwälzungen, von denen uns die Geologen berichten, den Anlass zur Bildung von Sintflutsagen gegeben habe. Heutzutage dürfte aber jeder Forscher dem Satze Useners[8]) zustimmen, wenn er sagt: »Es kann kein Gedanke daran sein, dass eine Erinnerung an die großen Umwälzungen, welchen die Oberfläche unserer Erde einmal ausgesetzt war, sich in diesen Sagen erhalten hätte: die Erinnerungsfähigkeit des Menschengeschlechtes ist an

[1]) Kuhns Zeitschrift, XXV, 181. S. auch schon Kohut in Z. D. M. G., XXV, 63 ff.

[2]) Annales du Musée Gnimet, XXIV, S. LVIII.

[3]) Festgruß an Rudolf v. Roth, 213 fg.

[4]) A. a. O. 248 ff., 254 ff., 48 ff.

[5]) A. a. O. 46 ff.

[6]) Usener 80 ff.

[7]) Nach R. O. Franke (Deutsche Literaturzeitung, 1901, Nr. 44, Sp. 2763 fg.) wäre freilich diese Übereinstimmung dadurch zu erklären, dass die Flutgeschichte »arischer Originalbesitz« ist, den die Semiten von den »Ariern« entlehnten. Der Flutmythus ist nach ihm »ein Ausfluss der arischen Urwasseridee, wie der Weltbrandmythus ein solcher der Urfeueridee«. Da Franke den Beweis für diese Behauptungen erst »in einigen Jahren« zu erbringen verspricht, so muss er gestatten, dass wir über dieselben vorläufig zur Tagesordnung übergehen, und sollte sich auch nicht wundern, wenn diese Ansicht, wie er selbst fürchtet, vorläufig das Schicksal haben wird, belächelt zu werden.

[8]) A. a. O. 2.

Fortschritte der Cultur geknüpft, welche weit diesseits jener grauen Vorzeit erst ihren Anfang nehmen.«[1]) Dass eine die ganze Erde gleichzeitig bedeckende Flut eine physische Unmöglichkeit ist, hat man ebenso längst erkannt, wie dass es psychologisch undenkbar ist, dass die Menschen sich an eine derartige vorhistorische Katastrophe erinnern könnten.[2])

Wie aber, wenn nicht ein vorhistorisches, sondern ein der frühesten historischen Zeit angehöriges Elementarereignis den Anlass zur Bildung von Sintflutsagen gegeben hätte? Auch diese Annahme hat Vertreter gefunden, welche dabei von der Ansicht ausgehen, dass ein solches Ereignis allen Sintflutsagen zu Grunde liegen müsse. Ja, Franz von Schwarz hat ein großes und dickes Buch[3]) geschrieben, in welchem er mit beneidenswerter Zuversicht über das Wo, Wie und Wann jenes gewaltigen Elementarereignisses Aufschluss gibt. Die heutige Mongolei (so führt v. Schwarz aus) war in früheren Zeiten — aber nicht, wie die Geologen meinen, in einer vorgeschichtlichen geologischen Periode — von einem Meer bedeckt gewesen, »welches in Bezug auf Umfang und Wassermenge dem Mittelländischen Meere ungefähr gleich kam und dessen Wasserspiegel 6000 Fuß über dem Spiegel des Oceans gelegen war.«[4]) Dieses Meer war zwar ringsum von hohen Gebirgszügen eingeschlossen, aber eines schönen Tages — es war gerade im Jahre 2297 v. Chr. — erschütterte ein Erdbeben die Grundvesten dieses Randgebirges, und das Wasser des mongolischen Meeres bahnte sich plötzlich mit ungeheurer Gewalt durch den Manytsch-Isthmus einen Ausweg. »Welche Richtung die Sintflutgewässer nach dem Durchbruch über den Manytsch-Isthmus nehmen mussten, ist klar. Sie füllten zuerst das Asow'sche Becken, gelangten von da nach dem Schwarzen Meere und aus diesem, unter Durchbrechung des Bosporus und der Dardanellen in das Mittelländische Meer.«[5]) Die Erinnerung an diese furchtbare Katastrophe hat sich in den Sintflutsagen der Völker erhalten, denn — alle Völker, welche Sintflutsagen haben, wohnten einst in der Nähe des mongolischen Meeres. Man braucht ja nur das Kärtchen der »ursprünglichen Wohnsitze der Völker mit Sintflutsagen«[6]) anzusehen, um sich zu überzeugen, dass vor 2297 v. Chr. die Babylonier und Israeliten in Armenien und im südwestlichen Theil Turkestans, die Hellenen zwischen Syr-darja und Amu-darja, die Skandinavier nördlich von Syr-darja, die Inder und Perser im nördlichen Afghanistan, die Malaien in Tibet, die Indianer aber in Sibirien in der Nähe des Baikalsees wohnten! Mit erstaunlicher Naivetät nimmt F. v. Schwarz an, dass alle Flutsagen sich auf ein Ereignis beziehen müssen[7]), eine Annahme, welche schon wegen der zahlreichen Abweichungen der einzelnen Sagen von einander ganz unhaltbar ist. Die Untersuchungen über die Wanderungen und die ursprünglichen Wohnsitze der Völker sind durchaus von dem Wunsche geleitet, alle Völker, bei denen irgend eine Flutsage nachgewiesen ist, um die Mongolei herum wohnen zu lassen. Von wissenschaftlicher Methode, von dem, was chronologisch möglich oder unmöglich ist, hat F. v. Schwarz keine Ahnung. Wer da weiß, wie unendlich schwierig alle Fragen nach den Ursprüngen und

[1]) Es ist ganz verkehrt, wenn Otto Immisch (Neue Jahrbücher für das classische Alterthum, 1900, S. 383) meint, dass dieser Satz Useners gegen Ed. Suess gerichtet sei. Suess ist es nie eingefallen, die Sintflut auf ein vorhistorisches Ereignis der Erdgeschichte zurückzuführen. Im Gegentheil, er erklärt die babylonische Flutsage als den Ausfluss eines localen Elementarereignisses, welches in historischer Zeit (nicht allzulange vor Abfassung des keilinschriftlichen Berichtes) stattgefunden habe.

[2]) Siehe z. B. Ludwig Diestel, Die Sintflut und die Flutsagen des Alterthums, 2. Aufl., Berlin (Sammlung gemeinverst. wiss. Vorträge) 1876, S. 16fg.

[3]) Sintflut und Völkerwanderungen, Stuttgart 1894.

[4]) A. a. O. 452.

[5]) A. a. O. 467.

[6]) A. a. O. 429.

[7]) So auch noch M. Wilhelm Meyer, Entstehung der Erde, Berlin 1888, S. 354fg.

Wanderungen der Völker und alle Probleme der Urgeschichte der Menschheit sind, den kann es nur mit tiefstem Misstrauen erfüllen, wenn ihm ein Schriftsteller, der zugestandenermaßen in keiner einzigen der zur Lösung dieser Probleme berufenen Wissenschaften Fachmann ist, versichert, er habe eine Entdeckung gemacht, »welche ihm wie mit einem Zauberschlage die Urgeschichte des Menschengeschlechtes enthüllte«.[1]) Dieses Misstrauen ist auch vollauf gerechtfertigt, denn das Buch von F. v. Schwarz bietet nach dem äußerst milden Urtheil Fr. Ratzels[2]) »keine Wahrheit und nicht einmal eine anregende Wahrscheinlichkeit«.

Die scheinbare Übereinstimmung der Völker in Bezug auf die Flutsagen erheischte aber eine Erklärung. Und da man nicht gut alle Flutsagen auf eine thatsächliche Flut zurückführen konnte, so haben mehrere Forscher versucht, diese Sagen vom Standpunkt der Mythologie zu erklären. Nicht eine Erinnerung an ein thatsächliches Elementarereignis, sagen sie, ist in den Flutsagen zu suchen, sondern ein Mythos. So glaubt G. Gerland[3]), dass alle Flutsagen als Mythen aufzufassen seien, die sich nicht auf die Erde, sondern auf den Himmel beziehen. »Man hielt Sonne und Mond für Mann und Weib; man hielt die Wolken, auch die Sterne bisweilen für Schiffe; durch den Regen, der von oben kam, wurde man so häufig überzeugt, dass es auch „Wasser über der Feste" gebe; man hielt also den blauen Himmelsraum für ein unendliches Meer, in welchem Sonne und Mond bald als Kähne, bald als Menschen, die sich allein gerettet hatten — daher immer nur zwei[4]) — bald aber auch als feste Punkte in dem ungeheuren Meer, wohin man sich retten konnte, gedacht wurden.«[5]) T. K. Cheyne[6]) schließt sich vollauf den Ausführungen Gerlands an. Auch er sieht in der Sintflutsage ursprünglich einen Naturmythos, der dann zu kosmogonischen Sagen verwendet worden sei; und erst auf noch jüngeren Stufen sollen nach Cheyne diese Sintflutsagen zu Erzählungen von localen Übersehwemmungen geworden sein. Dass die Vorstellung von dem himmlischen Ocean bei den Polynesiern, wie bei den Indogermanen[7]), nachweisbar ist, soll nicht geleugnet werden. Dass aber in den Flutsagen so häufig die Erscheinungen geschildert werden, welche thatsächlich bei Sturmfluten, Erdbebenfluten und ähnlichen Elementarereignissen vorkommen, sollte uns doch gegen die ausschließlich mythologische Deutung dieser Sagen bedenklich machen.

Das gilt auch für die zuerst von Schirren[8]) aufgebrachte Erklärung, wonach wir in dem Sintflutmythos eine Darstellung des Sonnenunterganges zu sehen hätten. Neuerdings hat nun Usener (unabhängig von Schirren, wie es scheint) mit einem Aufwand von bewunderungswürdigem Scharfsinn und seltener umfassender Gelehrsamkeit gleichfalls nachzuweisen gesucht, dass die Flutsagen der Griechen, Inder und Babylonier nichts weiter sind als die dichterische Ausarbeitung eines mythischen Bildes: des Bildes von dem Aufgang oder der Geburt des Lichtgottes, der durch die Flut — eine Flutwelle scheint den Sonnenball, den neugeborenen Lichtgott, gleichsam »wie

[1]) v. Schwarz, a. a. O. 433.

[2]) Literar. Centralblatt, 1895, S. 1042. Vgl. auch Kirchhoff in Petermanns Mittheilungen, XLI, 1895, Lit. S. 12; v. Luschan in den Verhandlungen der Gesellschaft für Erdkunde zu Berlin, XXII, 1895, 138ff.; P. Ehrenreich im Globus, LXVII, 1895, S. 18.

[3]) Waitz-Gerland, a. a. O. VI, 269ff.

[4]) Das trifft keineswegs zu!

[5]) A. a. O. VI, 272.

[6]) Encyclopaedia Britannica s. v. Deluge.

[7]) Nach Zimmern, a. a. O. 6. auch bei den Babyloniern.

[8]) Wanderungen der Neuseeländer, Riga 1856. (Mir nur aus Citaten bei Waitz-Gerland, VI, 270 bekannt.)

mit einem Rucke emporzuheben« — auf irgend einem Fahrzeug zum Gipfel eines Berges geführt und zum Himmel, zu den Göttern emporgehoben wird.

Ich muss gestehen, dass es mir nicht gelungen ist, in irgend einer der vielen Flutsagen, die oben aufgezählt worden sind, eine Bestätigung der Usener'schen Deutung zu finden. Nur in der babylonischen Sage wird der Held (und mit ihm seine Gattin) zum Wohnsitz der Götter, zur Unsterblichkeit erhoben. Doch deutet das Mitnehmen der »Lebenssamen«, des Goldes und des Silbers, des Viehes des Feldes, des Getieres des Feldes und der Handwerkersöhne (Tafel XI, Zeile 82ff.) darauf hin, dass Ut-napištim und seine Gattin als Menschen fortlebten und Nachkommenschaft erzeugten, ehe sie »in der Ferne an der Mündung der Ströme« den Göttern gleich wurden.[1]) Das wird ja auch durch die abgeleitete hebräische Flutsage ziemlich wahrscheinlich gemacht.[2]) In den indischen Sagen ist Manu der Sohn des Sonnengottes, der erste Mensch, niemals aber die Sonne selbst; und wenn ihn die theologische Speculation der Inder zum »Schöpfer« gemacht hat, so ist er darum kein Gott, denn nach indischen Vorstellungen wird ein Mensch durch Opfer und Askese nicht zu den Göttern, sondern über die Götter erhoben. Wenn Usener (S. 241) sagt: »Als erster Mensch ist Manu ein Heros, und seine ursprüngliche göttliche Natur wird, wie das fast regelmäßig bei den Stammvätern von Geschlechtern und Völkern geschieht, nur um eine Stufe zurückgeschoben«, so ändert das nichts an der Thatsache, dass die Inder selbst in Manu niemals die Sonne oder einen Sonnengott gesehen haben. Selbst von Deukalion hat Usener nicht bewiesen, dass er ein Sonnengott ist. Denn selbst wenn Deukalion, wie Usener sich zu zeigen bemüht[3]), das »Zeusknäblein« sein sollte, so ist ja doch Zeus nicht die Sonne, sondern — in Useners eigenen Worten[4]) — »der lichte Tageshimmel«, von Zeus kommt der Tag und das Licht«, aber er ist nicht das Licht, die Sonne selbst.

So kann ich selbst in den babylonischen, indischen und griechischen Sagen den aufgehenden Sonnengott nicht entdecken. Noch weniger ist dies der Fall in irgend einer der anderen oben aufgezählten Flutsagen.

Dass aber, wie Max Müller[5]) glaubt, die Sintflutsagen »ursprünglich Erinnerungen an die jährlichen Sturzbäche von Regen und Schnee sind, welche die kleine Welt innerhalb des Gesichtskreises der alten Dorfbarden überschwemmten«, ist mir auch nicht wahrscheinlich. Solche alljährlich wiederkehrende Naturereignisse machten kaum einen

[1]) Z. 202ff., Jensen, S. 245. Der Wortlaut, soweit ich nach der Übersetzung urtheilen kann, scheint mir nicht unbedingt zu verlangen, dass die Entrückung unmittelbar nach der Flut stattgefunden habe. Doch muss den Assyrologen die Entscheidung darüber bleiben, ob der Text die Erklärung zulässt, dass Ut-napištim erst später, nachdem er für die Erneuerung des Menschengeschlechtes gesorgt, entrückt worden sei.

[2]) Wellhausen glaubt allerdings Useners Theorie dadurch bestätigen zu können, dass er meint, es sei noch im biblischen Bericht Noah entrückt worden, ebenso wie Ut-napištim. Er beruft sich auf Genesis 6, 9: »Mit den Göttern wandelte Noah.« Usener (Rheinisches Museum für Philologie, N. F., LVI, 481fg.) bemerkt hiezu: »Wenn die Deutung von Genesis 6, 9 (vgl. 5, 22, 24 von Henoch) sich halten lässt, so würde damit ein wichtiges Beweisstück gewonnen werden.« Nun heißt es aber gerade von Henoch (Genesis 5, 22), dass er »mit Elohim wandelte . . . dreihundert Jahre und Söhne und Töchter erzeugte«. Und erst, nachdem er mit Elohim gewandelt, war er nicht mehr da, denn Elohim hatte ihn zu sich genommen (Genesis 5, 24). Ich glaube daher nicht, dass die von Noah und Enoch gebrauchten Ausdrücke anders aufzufassen sind, als die ähnlichen Ausdrücke Genesis 17, 1. Psalm. 56, 13; 116, 9, wo das »Wandeln vor Gott« eine Umschreibung für »frommen Wandel« ist. Dass Noah ein Sonnenheros sei, hat Goldziher (a. a. O. 256) einmal behauptet; ich zweifle aber, ob er heute noch diese Meinung vertreten würde.

[3]) A. a. O. S. 51ff. Ich maße mir über diese Etymologie kein Urtheil an.

[4]) H. Usener, Götternamen, Bonn 1896. S. 196.

[5]) Indien in seiner weltgeschichtlichen Bedeutung, Leipzig 1884, S. 111ff., 130.

so gewaltigen Eindruck, dass sie zu Sagen vom Untergang des Menschengeschlechtes hätten Anlass geben können. J. G. Müller scheint an eine ähnliche Erklärung zu denken, wenn er die Sintflutsage für einen kosmogonischen Mythus erklärt, der »die Geschichte eines jeden Jahres erzählt«.[1])

Ich glaube, dass sich die Entstehung der Flutsagen aus den vorhergehenden Zusammenstellungen von selbst ergibt, dass sie vor unseren Augen gewissermaßen entstehen. Wir haben gesehen, wie die Flutsagen von wirklichen außerordentlichen Elementarereignissen, wie Erdbebenfluten, Seedurchbrüchen u. dgl. ausgehen. Ereignissen, welche durchaus nicht einer längst vergessenen Urzeit angehören, sondern sich bis in unsere Tage nur zu oft wiederholen.[2]) In den Flutschilderungen, wie sie in vielen der angeführten Sagen — oft mit nicht geringer poetischer Schönheit und Kraft — entworfen werden, begegnen uns alle Züge, welche auf gewaltige Elementarereignisse hinweisen: Vor allem der Sturm, der die Wogen peitscht — Wirbelstürme sind häufig die Ursache großer Fluten; plötzliche Finsternis, welche bei Sturmfluten nichts Ungewöhnliches ist; vulcanische Erscheinungen und Erderschütterungen, welche so häufig zu gewaltigen Flutkatastrophen führen. Es ist gewiss kein Zufall, dass sich gerade in dem vulcanischen Oceanien und an den zerklüfteten und oft von Erdbeben heimgesuchten Küsten Amerikas so zahlreiche Flutsagen finden. Die meisten Flutsagen sind durchaus local gefärbt, und wir finden oft bei demselben Volk oder derselben Völkergruppe nebeneinander Localflutsagen und Sintflutsagen. Wir haben gesehen, dass zur Erklärung geologischer und geographischer Thatsachen primitive Flutsagen (Localsagen) erfunden worden sind, und dass Sintflutsagen in kosmogonischen Mythen zur Erklärung der Entstehung von Meeren und anderen Gewässern, sowie von Bergen und Thälern verwendet wurden. Was ich als »uneigentliche Flutsagen« bezeichnet habe, das sind gewissermaßen schon »embryonale« Flutsagen. Sie geben uns den Schlüssel zur Erklärung der eigentlichen zu Dichtungen umgestalteten Flutsagen, welche zum Theile nur dem Spiel der Phantasie ihren Ursprung verdanken, zum großen Theile aber auch den religiösen und mythischen Vorstellungen der Völker über Entstehung und Urgeschichte des Menschen, sowie den philosophischen Anschauungen der Theologen von periodischen Weltzerstörungen und Weltanfängen zur Unterlage dienten. Die Mythologen sagen: Der Naturmythos von einer Überflutung des Himmelsoceans ist zur kosmogonischen Dichtung von einer weltzerstörenden Flut erweitert und in letzter Linie erst auch zu bloßen Localsagen abgeschwächt worden. Ich halte die aus thatsächlichen Localereignissen hervorgegangenen Localsagen für das Ursprüngliche und glaube, dass von ihnen aus die menschliche Phantasie erst zur Schaffung kosmogonischer Sintflutsagen fortgeschritten ist. Die Annahme irgend eines Naturmythos rechtfertigen aber meines Erachtens die Thatsachen überhaupt nicht.

[1]) Geschichte der amerikanischen Urreligionen, S. 427.

[2]) Siehe besonders Suess, a. a. O. 30ff. Erst im Jahre 1883 hat sich auf den Sunda-Inseln eine »Sintflut« ereignet, welcher nach amtlichen Erhebungen 40.000 Menschen zum Opfer gefallen sind. Der Ausbruch eines kleinen Vulcans war die Ursache der Flut (M. W. Meyer, a. a. O. 346ff.).

Über das Székler Haus.

Von **Karl Fuchs** in Kronstadt.

(Mit 12 Textabbildungen.)

Die Székler sind die magyarisch sprechenden Bewohner der Gebirgsthäler des südöstlichen Siebenbürgens. Vor mehr als 20 Jahren hat Josef Huszka in amtlichem Auftrag das Székler Land bereist. Als Zeichenlehrer von Beruf, nahm er in erster Linie die sehr reich decorierten Hofthore der Székler auf und erst in zweiter Linie beschreibt er das Wohnhaus. Auf Stall und Scheune geht er nicht ein. Auf Huszkas Werk und nicht auf eigener Anschauung scheint alles zu beruhen, was ich über das Székler Haus gelesen habe. In magyarischen Kreisen gilt dasselbe für urmagyarisch; Herr J. Jankó, Custos am ungarischen Nationalmuseum, ist meines Wissens in diesen Kreisen der Einzige, der das Székler Haus für oberdeutsch, und nur die Vorhalle *(eresz)* für möglicherweise magyarisch hält; Herr J. R. Bünker hat das Székler Haus in dieser Zeitschrift (XXIX, 191ff.: Das siebenbürgisch-sächsische Bauernhaus) für sächsisch erklärt, ohne das Haus aber gesehen zu haben.

Ich habe den entlegensten und zurückgebliebensten Theil des Székler Landes, die obere Csik (sprich Tschik), das Quellgebiet des Alt, besucht. Dort erscheint mir als der interessanteste Székler Bau der Stall, den ich für ein typisches Hochgebirgshaus halte, und das Wohnhaus erscheint mir als eine corrupte Mischung des sächsischen Hauses und des Gebirgshauses. Mögen die Daten sprechen.

Die obere Csik ist von der unteren durch einen quergelegten Gebirgszug getrennt, den der Alt durchbricht. In der oberen Csik liegen vor dem Altdurchbruche auf einer Strecke von etwa einer Meile vier Ortschaften: Zsögöd (im Slavischen heißt Zahud so viel als Zugang), die Comitatshauptstadt Szereda (ein häufiger Name slavischer Orte), der Wallfahrtsort Somlyó (im Slavischen so viel als Wald), endlich Taplócza (im Slavischen so viel als Warmer Ort). Taplócza ist der einzige Ort, der auf ebenem Boden liegt, und seine Hauptstraße hat die Form eines Ringes. Diese vier Orte habe ich insbesondere genau studiert.

Die Hofanlage ist wohl sächsisch, doch sind die Parzellen meist sehr verzerrt. Rechte Winkel, parallele Seiten sind nicht eben häufig und nicht selten umfasst ein Hof den andern hakenförmig; die Lage der einzelnen Gebäude ist ziemlich schwankend. Es ist, als wäre die sächsische Hofordnung erst nachträglich, so gut es eben gieng, eingeführt worden.

Der Stall ist ein Blockbau mit sehr großem Heuboden und entspricht den Bedürfnissen eines Viehzüchters, den ein sehr langer Winter zur Aufspeicherung besonders großer Heuvorräthe zwingt.

Die Abb. 156 zeigt die einfachste Form des Stalles. Die einzelnen Balken heißen bei den Széklern *borna* (slavisch und rumänisch). Die Balken sind kaum spannendick, da die Székler die dünnen Stämme des Nadelholzes für dauerhafter halten. Die Balken sind geschält, aber rund, und werden nur in neuerer Zeit quadratisch behauen. Der vorne um etwa 70 *cm* vorspringende Theil des Heubodens hat den magyarischen Namen *ki-eresz-és*, der genau dem deutschen Aus-lass-ung (Ausladung) entspricht. Die Seitenwangen aus

vorstehenden Balkenenden heißen *gerezd*. Dieses Wort ist bis heute unerklärt. *Gerezd* bedeutet in ganz Ungarn die Traube (Weintraube) und ist in dieser Bedeutung ein slavisches Lehnwort. Im südwestlichen Ungarn bedeutet *gerezd* aber auch die Schnitte, den Abschnitt, den Zwickel, etwa eines Apfels. In dieser Bedeutung ist das Wort, wie Philologen mir bestimmt erklären, nicht slavisch, nähert sich eher dem deutschen Gehre, Gehrung, ohne aber davon abstammen zu können. Der Name ist also unerklärt; magyarisch ist er nicht. Die beiden Verschläge unter der Ausladung heißen *ketrecz* (slavisch). In der Mitte der Ausladung befindet sich eine ungefähr quadratische Öffnung, durch die das Heu eingeführt wird, und über dem rechten Verschlag hat der Bretterboden der Ausladung ein viereckiges Loch, durch das das Heu in den Verschlag nach Bedarf hinuntergeworfen wird. Im linken Verschlag schläft gewöhnlich auf Stroh und einem Kotzen im Sommer ein Knecht. In der Mitte der Hinterwand des Vorhauses ist die Stallthür, die über dem Grundbalken zuweilen noch einen besonderen Schwellbalken hat, so dass die

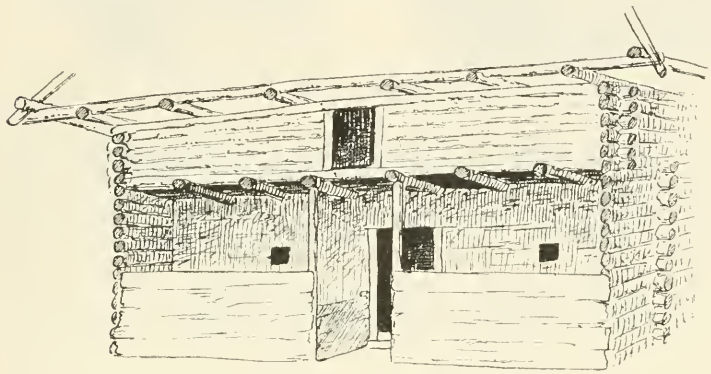


Abb. 156. Einfachste Form des Csiker typischen Stalles.

Schwelle zwei Balken hoch ist. Rechts und links von der Thüre befindet sich in der Mitte jeden Verschlages je ein kleines Fenster.

Die Figur zeigt an den Verschlägen zwei Säulen, die unter die Ausladung geschoben sind. Das ist nicht naturgetreu; die Säulen habe ich stets an die Ausladung angenagelt gesehen; gewöhnlich sind sie nur starke Schwarten.

Der etwa 70 *cm* über die Wandebene vortretende Balkenkranz, der das Dach trägt, heißt *székület* (Gestühle) oder *szélkoszorú* (Randkranz, möglicherweise Windkranz). Zwischen Randkranz und Wand befindet sich oft keine horizontale Verschalung, so dass der Wind von unten freien Zutritt zum Heu hat. Das Dach ist ein ganz schematisches Walmdach, dessen First der Vorhalle parallel läuft, und dessen Walmflächen bedeutend steiler sind als die Sattelflächen. Die Wände, soweit sie den Stall begrenzen, sind mit Lehm beworfen. Da aber in die Balken keine Holzstiften geschlagen werden, fällt der Bewurf leicht ab. Moor- oder Torfstopfung kommt nicht vor, obwohl Moor und Torf reichlich vorhanden sind.

Die beschriebene einfachste Form des Stalles ist sehr selten. Zum mindesten ist der Bau so weit verlängert, dass sich an einer Seite ein Schupfen wie in Abb. 157 oder ein Schweinestall ergibt. Abb. 158 zeigt einen Stall aus Taplócza mit Schweinestall links.

mit zwei Ausladungen, mit Bretterwänden an Stelle des *gerezd* und mit (ausnahmsweise) sächsischem Dach. Es ist schwer, die Hausnummern zu erfahren, da sie in der Regel äußerlich nicht sichtbar sind, und der misstrauische Csiker die Hausnummer den Fremden nicht gerne mittheilt.

In der Regel ist der Bau sozusagen multipliciert. Ein langer Blockbau [1]) ist durch Querwände in vollkommen gesonderte Räume getheilt, die alle in der Front unter der Ausladung den Eingang haben. Die Endwände und Zwischenwände ragen wohl nie alle.

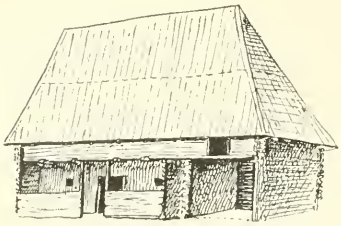


Abb. 157. Stall mit Schupfen an der Seite in Csik-Szereda.

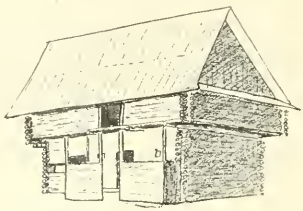


Abb. 158. Stall mit Schweinestall in Taplócza.

ohne Ausnahme, an der Front als *gerezd* vor, doch sind drei *gerezd* häufig. Von den Abtheilungen dient regelmäßig eine als Schupfen; meist ist es eine Endabtheilung, öfters die mittlere Abtheilung. Abb. 159 zeigt einen »Stall« aus Zsögöd, aus zwei Ställen und einem Schupfen bestehend. Wie gewöhnlich sind nur vor den Ställen *gerezd* vorhanden; ein *ketrecz* fehlt. Die Heueinführungsöffnungen in der Ausladung correspondieren nicht mit den Stallthüren. Der Schupfen hat, abweichend von der sächsischen Art, nur eine offene Wand.

Abb. 160 zeigt einen Stall für Groß- und Kleinvieh. Die *ketrecz* fehlen, und von einem *gerezd* sind nur die obersten Balkenenden belassen. Die Fütterung der Schweine

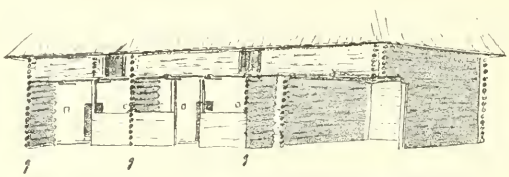


Abb. 159. Doppelter Stall mit Schupfen an der Seite in Zsögöd (*g* = *gerezd*).

geschieht durch eine Nische, die dadurch gewonnen wird, dass mehrere Balken der Vorderwand um einige 60 *cm* zurückgesetzt sind. Unten hat die Nische einen aufklappbaren Deckel.

Abb. 161 zeigt ein Wirtschaftsgebäude mit mittelständigem Schupfen. Das Schupfenthor liegt in der Ebene der Ausladung und jede der so entstandenen Wangen hat eine Thür.

Der Stall steht in der Regel hinter dem Wohnhause längs des Hofes. Die Ausladung ist entweder nur an der Hoffront, oder nur an der der Gasse zugewendeten Seite, oder wie in Abb. 158, an beiden Wänden vorhanden; nie läuft sie um das ganze Haus.

[1]) Der längste, den ich gesehen habe, steht in Csik-Somlyó, ist 29 Schritte lang und besteht aus vier Abtheilungen.

Das ganze Gebäude ist mir immer nur als *istálló* (= Stall) bezeichnet worden. Da der Name deutsch ist, vermuthe ich, dass der Bau ursprünglich einfach »das Haus« war, und erst unter dem Einfluss der deutschen Differenzierung speciell zum Stall, zum Gebäude zweiten Ranges geworden ist.

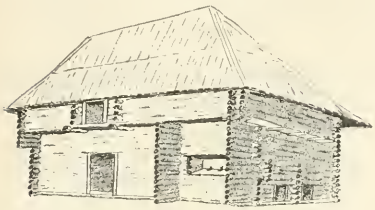


Abb. 160. Stall mit Schweinestall in Zsögöd.

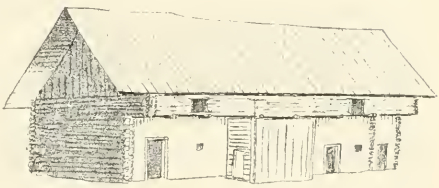


Abb. 161. Stall mit Schupfen in der Mitte in Oláhfalu (?).

Den Schweinestall nennt der Csiker *disznó-pajta* (slavisch) und nicht, wie die übrigen Magyaren, *disznó-ól*. Da aber *pajta* ein gesondertes Gebäude bedeutet, scheint der Schweinestall ursprünglich nicht in das Stallgebäude einbezogen gewesen zu sein.

Die Wohnhäuser zeigen auch in der Csik thatsächlich die sächsischen Dispositionen, worüber Herr Bünker ja wiederholt in vorliegender Zeitschrift geschrieben hat, nur hat die Stube sowohl nach der Gasse als auch nach dem Hofe nur je ein kleines Fenster.

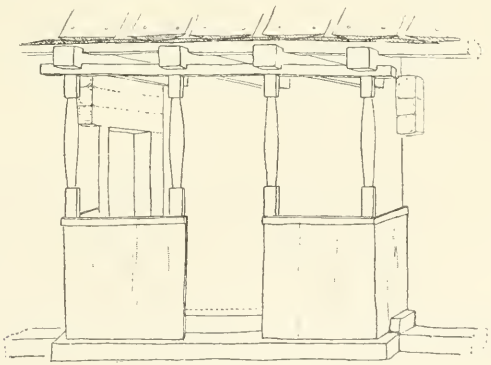


Abb. 162. Vorhaus *(eresz)* in Csik-Szereda Nr. 76.

Das Vorhaus ist sehr oft nach vorne offen; der Raum, der bei den Sachsen Küche ist, wird bei den Széklern als Kammer verwendet.

Abb. 162 zeigt das Vorhaus *(eresz)* des Hauses Nr. 76 in Csik-Szereda mit hölzernem Vorbau; Abb. 163 zeigt eine sehr häufige Form des Vorhauses an steinernen Häusern. Die Übereinstimmung mit dem Vorhause des Stalles springt in die Augen. Wie beim Stalle gelangt man auf den Boden auf einer Leiter im rechten Flügel des Vorhauses; ebendort ist die Fallthür, die in den Keller führt, was wieder dem sächsischen Vorhause entspricht.

Abb. 164 zeigt das Schema des in der Regel mit Simsen decorierten, vielfach variierten Vorbaues von Kronstädter (Bolgárszeger) Häusern aus den letzten Decennien des 18. Jahrhunderts. Die Thür *a* führt in die eigentliche Vorhalle. Der Vorbau entspricht derjenigen Form des *ketrecz*, die, wie beispielsweise vielfach in Oláhfalu (=Wallachendorf, Comitat Udvarhely), seitliche Eingänge hat. Die sächsischen, einfacher gehaltenen Vorbaue scheinen Nachahmungen der rumänischen Vorbaue zu sein, da ihre Simse rumänische Profile zeigen.

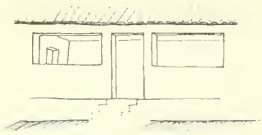


Abb. 163. Typus des Vorhauses in steinernen Häusern im ganzen Szeklerland (keine decorative Gliederung).

Ausladungen wie beim Stall kommen bei Székler Wohnhäusern nicht vor, wohl aber findet man eine andere Construction, die nur bei Ausladungen einen rechten Sinn hat. Unter die Balkenköpfe, die den Dachkranz tragen, sind Träger gezogen, die sich auf Säulen stützen, und die Säulen sind unten durch angenagelte Bretter verbunden. Es entsteht so ein gedeckter Säulengang von 40—100 *cm* Breite, der *tornácz* (slavisch) heißt und gleichsam eine Fortführung des *ketrecz* ist. Dieser *tornácz* findet sich genau wie die Ausladungen nur an der Hoffront, oder nur an der schmalen Gassenseite, oder an beiden genannten Seiten, selten auch an der zweiten Schmalseite. Dieser enge *tornácz* (Gang) hatte wohl einst am heutigen Stalle die doppelte Aufgabe, die Ausladung vor dem Niederbruch zu bewahren und die Wand vor dem Regen zu schützen. Im *tornácz* findet man nicht selten noch eine Nachahmung der Ausladung: ganz oben an der Hauswand zieht sich unter dem Dachvorsprung ein nomineller Taubenschlag von etwa 30 cm^2 Querschnitt hin, der aber nie von Tauben bewohnt wird. Das Haus steht meist auf einem Unterbau von 60—100 *cm* Höhe, auf den ein Balkenrost gelegt ist, dessen über den Unterbau vorragende Balkenenden dann den Gang tragen, so dass er balkonartig aussieht. Nicht selten findet man an einem Hausende einen *gerezd*, ganz wie beim Stall, aber als Windschirm.

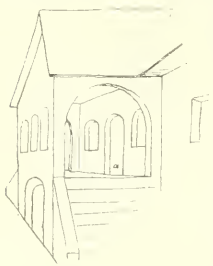


Abb. 164. Schematisches Bild des Vorbaues von Häusern aus dem Ende des XVIII. Jahrhunderts in der oberen Vorstadt in Kronstadt.

Der Gang ist heute durchaus decorativ behandelt. Die Trägerbalken und Säulen haben nur 8—10 *cm* im Querschnitt, die Säulen sind mit Beil und Messer geformt, nicht gedrechselt, und haben oft Hälse von nur 4—5 *cm* Durchmesser; sie heißen *tornácz-fa* =Gang-holz. Nicht selten wird der lästig oder schlecht gewordene *tornácz* an alten Häusern wieder abgetragen, ohne dass das Haus Schaden litte. Das beweist wohl die decorative Natur des Ganges. Abb. 165 zeigt Profile von Ganghölzern. Abb. 166 eine *tornácz*-Verschalung aus Oláhfalu.

Abb. 167 zeigt eine Gangthür vor einer Hausthür. Mir fällt der Querbalken auf, weil er einerseits zur Aufnahme einer Inschrift prädestiniert ist, anderseits die Form der römischen Votivtafel hat, die also vielleicht ebenfalls ursprünglich ein zwischen zwei Balken gesetztes Brett war.

In Oláhfalu wird in vielen Wohnhäusern, die einen *tornácz* haben, der *ketrecz* des Vorhauses durch eine einfache vorgenagelte Bretterwand und zwei seitliche Thüren gebildet. Der *ketrecz* erinnert so an den Schupfeneingang. Abb. 161. sieht aber sehr roh aus, auch wenn an die Bretterwand oben eine Reihe Fensterchen geschnitten ist.

Nach all dem Gesagten ist es wahrscheinlich, dass die auffallendsten Theile des Székler Hauses, der *eresz* (Vorhaus) und der *tornácz* demselben Hause entlehnt sind, das heute als Stall dient.

Die Rumänen (Slaven) der oberen Vorstadt in Kronstadt haben den Heuboden, den der Székler beim Wohnhause fallen lässt, im Gegentheil künstlerisch ausgestaltet; sie bauen ihn auch sowohl bei den Wirtschaftsgebäuden, als auch bei den Wohnhäusern mehr als doppelt so hoch, als die Ausladung des Székler Stalles, dem der rumänische Heuboden doch offenbar entspricht.

Möge noch einiges Historische Platz finden. Die Székler sind nach dem Urtheil der magyarischen Philologen schon sehr früh, vielleicht unter den frühen Arpáden, aus dem südwestlichen Ungarn (Comitat Zala), wo heute noch ihre nächsten Verwandten wohnen, in ihr heutiges Land versetzt worden. Da im ganzen Székerland sehr viel Ortschaften slavische Namen haben, scheinen die Székler eine slavische Bevölkerung schon vorgefunden zu haben.

Das Székler Land hat wenig Ackerland, aber viel Weidegründe in den Bergen; es ist für Viehzucht prädestiniert. Die Rumänen Siebenbürgens gelten gleich denen Rumäniens für Slaven,

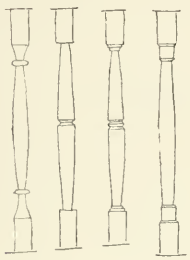


Abb. 165. Csiker Säulenprofile.

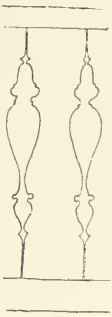


Abb. 166. *Tornácz*-Geländer aus Oláhfalu.

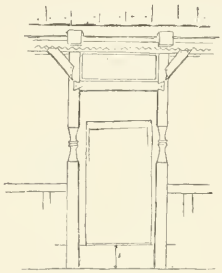


Abb. 167. Gangthür in Taplócza.

die die rumänische Sprache angenommen haben. Die Rumänen der oberen Szamos, die Nachbarn der Székler, sind Viehzüchter und sind reich. Der Székler hat heute noch die Natur des Tiefländers: er will durchaus nur Kornfrucht bauen und ist ein schlechter Viehzüchter: er ist auch sehr arm. Da liegt die Vermuthung nahe, dass das im vorliegenden Aufsatz geschilderte Alpenhaus das Haus der früheren slavischen, viehzüchtenden Bewohner ist, umsomehr, als fast alle Theile slavische Namen haben.

Vom ursprünglichen Székler Haus glaubt man nur zu wissen, dass es gleich dem Hause des Alföld von Lehm war. Es mag einzellig gewesen sein, da der Székler auch heute jede einzelne Stube *ház* nennt.

Wenn man aus den Anhaltspunkten, die der kleine Csiker Stall (Abb. 156) und das Csiker Haus liefern, das kleine und das große Csiker Alpenhaus zu reconstruieren versucht, dann kommt man auf Formen, die auffallend an die Haupttypen der griechischen Tempel erinnern. Vom Dache muss man absehen, denn die heutigen Székler Dächer sind von moderner Construction und wahrscheinlich in der Zeit der Militärgrenze behördlich eingeführt (*granicza-fedél* = Militärgrenzen-Dach).

Die La Tène-Funde vom Gräberfeld von Reichenhall.

Von **Dr. P. Reinecke** in Mainz.

(Mit 1 Textabbildung.)

Vor einigen Jahren hatte ich, um vor einer Überschätzung der Bedeutung vormerovingischer Altsachen in Gräbern der merovingischen Zeit zu warnen, in dieser Zeitschrift auf die ja genugsam bekannte Thatsache hinzuweisen, dass nicht selten auf großen Leichenfeldern des I. Jahrhunderts n. Chr. scheinbar als Grabbeigaben sehr viel ältere Gegenstände gefunden werden. Als ein Beispiel hiefür führte ich das Reihengräberfeld von Reichenhall in Oberbayern an, um einem jeden, dem das einschlägige Material unserer Museen nicht zugänglich ist, aus der Literatur charakteristische Belege für diese Erscheinung an die Hand zu geben. Ich hätte nun nie und nimmer geglaubt, dass jemals auch nur der geringste Zweifel über so selbstverständliche Dinge gehegt würde, nun aber belehrt mich eine Erwiderung des königlichen Intendantursecretärs a. D. v. Chlingensperg-Berg, die, ohne neue Thatsachen vorzubringen, diese meine Bemerkung zu widerlegen vorgibt, dass dem nicht so ist. Es wäre nicht der Mühe wert gewesen, auf diese Erwiderung zu antworten, denn sie bietet ja weiter nichts, als einen Abdruck der von Chlingensperg selbst verfassten Fundprotokolle für einige (nicht für alle) der in Betracht kommenden Gräber und offenbart somit ja deutlich genug Chlingenspergs Sachunkenntnis.[1]) Jedoch muss diese Erwiderung Chlingenspergs den Anschein erwecken, als könnte ich für meine Person römische und vorrömische Alterthümer nicht unterscheiden, während gerade seine eigene Unkenntnis vorrömischer, römischer und nachrömischer Altsachen es ist, die ihn in dieser Ausführung zu einem neuen Irrthum, welchen er mir, freilich unbewusst, zur Last legt, geführt hat. Darum möge diese kurze Auseinandersetzung hier folgen, zugleich auch als ein kleiner Beitrag zur Kenntnis der La Tène-Materialien Altbayerns.

Wir haben zunächst festzustellen, welche Stücke aus den Gräbern des Reichenhaller Leichenfeldes einer anderen als der merovingischen Zeit angehören, unter besonderer Kennzeichnung der La Tène-Objecte, und weiter zu untersuchen, wie das Vorkommen dieser Stücke auf der Stelle eines Grabfeldes der Zeit etwa um 700 n. Chr. zu erklären ist.

Grab 20 des Leichenfeldes (Chlingensperg, Taf. XV) ergab an La Tène-Sachen einmal einen traubenförmigen Anhänger (Abb. 168, Fig. 1) von den Schlusskettchen einer großen Bronzegürtelkette der Mittel-La Tène-Stufe, weiter das Fragment eines nicht von dieser Kette, sondern vielmehr von einem breiten ledernen, vielleicht mit Metallblech verkleideten Gürtel stammenden Gürtelhakens (Fig. 2) einer älteren oder jüngeren Stufe der La Tène-Zeit.[2])

In Grab 158 (Taf. XV) lag bei anscheinend merovingischen Eisensachen ein breiter römischer Gürtelkrappen der bekannten, an altetruskische Stücke erinnernden Form. In die La Tène-Zeit ist der Krappen nicht zu setzen, Chlingensperg befindet sich bezüglich des Alters dieses Stückes in vollkommener Unkenntnis[2]); als ich in meiner von ihm bekämpften Ausführung von Gürteltheilen sprach, ist es mir nicht eingefallen, mich etwa auf dieses Object beziehen zu wollen.

Bei dem einen Bronze-Armring aus Grab 175 (Taf. XXIII), den, wie Chlingensperg durch seine Ausgrabungen festgestellt haben will, gerade eine trauernde Gattin als letzte Liebesgabe dem Todten auf das Schwert niedergelegt hatte, handelt es sich aller Wahrscheinlichkeit nach nicht um eine merovingische, sondern um eine römische Arbeit. Gegenstücke sind aus gut untersuchten Reihengräbern der Merovinger-Zeit mir wenigstens bisher nicht bekannt geworden, wohl aber haben wir aus der Kaiserzeit ähnliche Arbeiten.

[1]) Um seine Darlegungen für Uneingeweihte glaubwürdiger, wirkungsvoller zu machen, hat Chlingensperg diese Erwiderung auch in den Verhandlungen der Berliner Anthropologischen Gesellschaft, 1901, Wort für Wort zum Abdruck bringen lassen.

[2]) Von der Art wie die Stücke von Nauendorf bei Apolda, Papitz bei Merseburg oder Gera.

Das Grab 141 (Taf. XVIII) lieferte einen (angeblich am Handgelenk gefundenen) offenen, massiven Armring von Eisen, welcher in ziemlich regelmäßigen Zwischenräumen mit knopfartigen Vorsprüngen versehen ist und an den Enden in scheibenförmige Schlussknöpfe verläuft; von den letzteren war der eine am Armknochen durch Rost so angewachsen, dass eine Loslösung ohne Beschädigung nicht möglich war (Fig. 3). Die Beschreibung des Ringes sagt mehr, als die Abbildung erkennen lässt, nämlich dass hier ein Knotenarmring der La Tène-Zeit vorliegt. Ich konnte mich vor kurzem bei einer nochmaligen Betrachtung des Originales in Berlin davon überzeugen, dass wir es hier mit einem durch die Oxydation etwas entstellten La Tène-Armring zu thun haben; auch über die Enden des offenen Ringes, von denen man sich nach den Lichtdrucken der Publication keine rechte Vorstellung machen kann, bin ich mir jetzt im klaren, so große Scheiben, wie es scheinen mag, trugen die Enden sicherlich nicht. Dieser eiserne Armring gehört einer Gattung an, welche nicht selten in Gräbern der La Tène-Zeit auftritt.[1]) Da Chlingensperg angibt, er habe den Armring am Vorderarm eines Skelets gefunden, vermuthen wir, dass sich hier ein unzerstörtes La Tène-Skeletgrab erhalten hat; von sonstigen Beigaben wird nur noch ein (nicht abgebildetes) Messer namhaft gemacht, das, wenn es nicht vormerovingischen Ursprunges ist, durch eine der ja an dieser Stelle wie anderwärts nicht ungewöhnlichen Störungen in das viel ältere Grab gelangte.

Aus Grab 251 (Taf. XXX) stammt ein kleiner, mit Knoten besetzter Bronzering (Fig. 4) der bekannten Gattung, den wohl außer Chlingensperg niemand für die merovingische Zeit in Anspruch nehmen wird; denn soweit die Donauzone in Betracht kommt, wird diese Gattung, obschon die Stücke selbst meist zeitlich nicht genauer zu fixieren sind, der La Tène-Zeit zugewiesen.

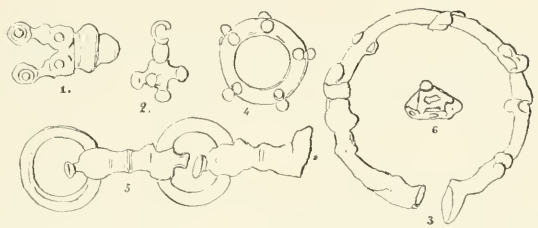


Abb. 168. Gegenstände der La Tène-Zeit vom Reihengräberfeld bei Reichenhall (etwa $\frac{1}{3}$ d. nat. Gr.).

Eine römische Scheibenfibel in durchbrochener Arbeit mit den bekannten Trompetenmustern fand sich im Grab 214 (Taf. XXXII). Die Fibel dürfte der mittleren Kaiserzeit zuzuweisen sein, nicht, wie man früher, vor dem Erscheinen des Riegl'schen Werkes glaubte, der älteren Kaiserzeit.

Im Grab 165 (Taf. XXXIII) lag ein kurzes Fragment (zwei Ringe nebst Stumpf eines dritten, zwei Stabglieder) einer großen Gürtelkette der Mittel-La Tène-Zeit (Fig. 5), einer Kette jener Art, zu der auch der traubenförmige Anhänger aus Grab 20 gehört hatte.[2]) Chlingensperg bezeichnet dieses kümmerliche, an sich wertlose Bruchstück, das vielleicht nur den zwanzigsten Theil einer completen Gürtelkette ausmachen mag, als »Gürtel«.

Die Bronzenadel des Grabes 446 (Taf. XXXVI) ist in diesen Reihengräbern wieder eine ganz verdächtige Erscheinung. An merovingischen Ursprung wird dabei wohl niemand denken, wohl aber an rein prähistorischen. Offenbar gilt das Nämliche auch von der Nadel aus Grab 426 (Taf. XXXVII).

Grab 80 (auf den Tafeln nicht zur Darstellung gebracht) entstammt das Fragment einer kobaltblauen, mit gelben Streifen verzierten Glasperle in Tafelform (Fig. 6), das vor mehr als einem Jahrzehnt, als die Ausbeute der Reichenhaller Gräber zur Reinigung und Conservierung in Mainz war, als das einzige Stück unter den vielen, stellenweise nicht uninteressanten Glasperlen aus Reichenhall für würdig der Nachbildung befunden wurde. Aus welchem Grunde man dieses Perlenfragment (nebst der Mehrzahl der hier bereits aufgezählten La Tène-Objecte) in Mainz

[1]) Zeitlich sind diese Stücke noch genauer fixiert durch die Funde von der Pičhora bei Dobřichow bei Böhmisch-Brod.

[2]) Ein eiserner Armring dieser Art fand sich z. B. auch in dem Skeletgräberfeld von Straubing.

copierte, vermag ich nicht anzugeben, jedenfalls ist man in Mainz, wenn nicht damals schon, dann später, als die La Tène-Funde von Manching bei Ingolstadt in Mainz waren, vollkommen über die Natur dieser Perle ins Reine gekommen, nämlich, dass sie nicht der nachrömischen, sondern der La Tène-Zeit angehört. Denn einmal ist das Stück durchaus nicht mit den Perlen der Merovingerzeit zu vergleichen, andererseits ist seine Verwandtschaft mit den La Tène-Perlen aus Manching ganz auffallend. Wo diese Perle in dem Grabe gefunden wurde, ist im Werke Chlingenspergs nicht gesagt; daraus, dass das Stück heute in Berlin zusammen mit merovingischen Glasperlen, als ein Perlenhalsband gedacht, auf einem Mainzer Silberdraht sitzt, folgt noch nicht, dass das Stück in derartiger Lage gefunden wurde.

Ganze Gefäße wurden in den Reichenhaller Reihengräbern bekanntermaßen nicht entdeckt, hingegen traf man, meist am Rande der Gräber, in großer Menge Scherben an, jedoch offenbar unter Umständen, die Chlingensperg veranlassten, die Scherben, oder wenigstens charakteristische Stücke, nicht bei den betreffenden Grabinventaren zur Abbildung zu bringen. Das war nun auch, bewusst oder unbewusst, sehr vorsichtig gehandelt, denn die Mischung der Scherben, welche, einstmals in Berlin ausgestellt[1]), viele Kästen füllten, ist eine recht sonderbare, eine so sonderbare, dass man nicht versteht, wo Chlingensperg die Nachweise dafür gefunden haben will, dass die Scherben von merovingischen Gefäßen des Todtenmahles u. s. w. herrühren müssten, und dass man selbst den Todten öfter einige dieser Scherben pietätvoll in die Hand gedrückt hat. Eine Gattung der Scherben (geriefelte Stücke, Randstücke mit verdicktem Rande u. s. w.) gehört meines Erachtens der zweiten Hälfte der La Tène-Zeit an und ist mit den Gefäßresten, welche wir von Frankreich bis nach Ungarn hin aus dieser Zeit kennen, in Verbindung zu bringen. Aus Bayern liegen analoge Fragmente aus der nächsten Umgebung von Reichenhall selbst vor, weiter wären ganze Gefäße der Art aus den La Tène-Gräbern an der Donau zu nennen. Nicht minder sind auf dem Reichenhaller Leichenfelde auch römische Scherben vertreten, wie ja die von Chlingensperg sogar abgebildeten Sigillatastücke (mit abgeschliffenen Bruchrändern) beweisen. Merovingische Stücke, wenigstens solche, die sich wegen der Ornamente oder aus anderen Gründen in die merovingische Zeit verweisen ließen, vermissen wir aber vollkommen, hingegen fehlen nicht Scherben des ausgehenden Mittelalters und selbst auch nicht neuzeitliche Stücke, wie ein Blick auf die Tafeln des Chlingensperg'schen Werkes zeigt. Und das sind alles Beigaben der merovingischen Gräber!

Soweit reichen meine Beobachtungen über die nichtmerovingischen Altsachen aus den Reihengräbern von Reichenhall. Schärfere Augen, als die meinen, mögen vielleicht unter den in Berlin ausgestellten, respective magazinierten Materialien aus Reichenhall noch weitere Stücke vor- und nachmerovingischer Zeit auffinden, mir scheint das beinahe sicher zu sein, denn bei einzelnen Gegenständen hege ich noch den Verdacht, dass auch sie nicht zur Ausstattung der Reihengräber gehören.

Es fragt sich nun, wie wir das Vorkommen nichtmerovingischer Gegenstände in diesen Reihengräbern etwa aus der Zeit um 700 n. Chr. zu erklären haben. Was die mittelalterlichen und neuzeitlichen Scherben anbelangt, die nach Chlingenspergs Ansicht zu den Gefäßen des Todtenschmauses u. dgl. gehören, so überlassen wir es getrost Chlingensperg, eine plausible Erklärung dafür zu finden. Wir hoffen wenigstens, dass er in den betreffenden Gräbern keine amtlichen Bescheinigungen aus der Agilolfingerzeit dafür entdeckt hat, dass diese viele Jahrhunderte jüngeren Stücke thatsächlich den hier Bestatteten beigelegt wurden. Da wir zu glauben wagen, dass es sich bezüglich der von uns vormerovingischen Zeiten zugeschriebenen Gegenstände ebenso verhält, wollen wir hinsichtlich des Vorkommens dieser auf dem Gräberfelde eine Erklärung suchen.

Dass es sich bei allen diesen Stücken (die Scherben nicht zu vergessen) um Erzeugnisse spätmerovingischer Zeiten, des VII. und VIII. Jahrhunderts n. Chr., handelt, davon wird wohl ein jeder, der auch nur oberflächlich La Tène- oder römische Alterthümer kennt, bei einer Deutung der betreffenden Altsachen ganz absehen.

Weiter könnte man sich fragen, ob diese Gegenstände, z. B. die La Tène-Sachen (auf die ich in meiner früheren Bemerkung mit Absicht schon hinwies, um für die Statistik der bayerischen La Tène-Alterthümer neues Material herbeizuschaffen), etwa alte Erbstücke der betreffenden Familien vorstellen, Erbstücke aus der Zeit, da die Markomannen noch nördlich oder südlich vom Main saßen, Erbstücke etwa aus der Beute, die Markomannen unter Ariovist aus Gallien heimgebracht haben mochten, Erbstücke aus den Schätzen, die vielleicht Marobodnus' Leute noch

[1]) Eine bisher noch nicht erwähnte Kette dieser Art (mit Emaileinlage) besitzt das Museum in Nördlingen von der Burg Hürnheim.

in Böhmen verbliebenen Bojern abgenommen haben konnten. Dieser Stoff ließe sich sehr wohl zu einem historischen Roman verarbeiten, aber glauben wird das niemand, dass jene bajuvarischen Reichenhaller derartige kümmerliche La Tène-Brocken, selbst die Scherben, nachdem ihre Familien diese wertvollen Andenken sorgsam auf ihren Wanderungen von Nord- nach Süddeutschland, weiter nach Böhmen und über die Markomannenkriege hinaus noch nach Bayern mitgeführt hatten, nun fast ein Jahrtausend nach ihrer Entstehung mit ins Grab nahmen, zu irgend einem Zweck, vielleicht gar, um den glücklichen Ausgräber ihres Friedhofes vor so schwierige Probleme zu stellen. [1])

Es wäre ja nun denkbar, dass jene bajuvarischen Reichenhaller diese Metallsachen, Scherben u. s. w. zwar nicht ererbten, sie wohl aber selbst auf dem Felde, auf den Stätten alter Ansiedelungen oder Gräbern gefunden und dann getragen hätten. Eine derartige Erklärung hätte sehr viel für sich, wenn es sich um gebrauchsfähige Gegenstände oder Stücke, die sich zum Schmuck eignen mochten oder denen man geheimnisvolle Wirkung zuschrieb, handeln würde. Aber was wollen die zum Theil zerbrochenen Metallobjecte oder der eiserne Armring, der ja durch das Liegen in der Erde völlig unscheinbar und wertlos geworden sein musste, oder nun gar die Scherben bedeuten? Waren diese Reichenhaller etwa Alterthümler, Mitglieder einer gelehrten Gesellschaft oder nur Liebhaber alter Dinge? War gerade damals in Reichenhall die Sammelwuth auf La Tène-Brocken gerichtet, sowie heute dies oder das, je nach dem Geschmack oder der Geschmacklosigkeit des Sammlers, bevorzugt wird. Oder endlich waren diese Reichenhaller Händler, Leute jener unangenehmen Classe, welche unter dem Vorwande der Wissenschaft einen schwunghaften Handel mit Alterthümern betreibt, Leute, die sich in wissenschaftlichen Kreisen breit machten und zugleich an die Sammlungen in Byzanz Alterthümer ihrer engeren Heimat verkauften? Das würde nun allerdings, wie ich gerne zugebe, ausgezeichnet für Bayern zutreffen, hier hätten wir wohl eine brauchbare Handhabe für die Erklärung, wenn es sich um das XIX. Jahrhundert handeln würde. Aber aus dem VII. oder VIII. Jahrhundert wird uns von derartigen Dingen noch nichts gemeldet.

Was sollen wir denn nun an Gründen dafür, dass diese prähistorischen und römischen Reste zur Grabausstattung von Leuten spätmerovingischer Zeiten gehören konnten, noch ausfindig machen?

Wenn in geschlossenen Funden vor- oder frühgeschichtlicher Zeiten ein Gegenstand aufgefunden wird, den wir mit völliger Sicherheit in beträchtlich ältere oder jüngere Perioden verweisen müssen, so denken wir heute, gewitzigt durch zahllose Erfahrungen, stets an eine Störung der Lagerungsverhältnisse, an eine Unregelmäßigkeit. Es ist ja nicht ausgeschlossen, dass in einzelnen Funden (z. B. in einem Bronzedepot oder auch in einem Grabe) sehr viel ältere Stücke als Begleiter jüngerer Gegenstände auftreten, aber jedesmal muss, und in jedem neuen Falle immer wieder von neuem, ein Nachweis dafür erbracht werden, dass zeitliche Coincidenz anzunehmen ist. Aber so wie die Verhältnisse in Reichenhall liegen, bleibt nichts weiter übrig, als anzunehmen, dass das Reihengräberfeld ältere Schichten, eher Gräber als Wohnstätten, zerstörte, dass die betreffenden vormerovingischen Alterthümer bereits im Boden lagen, als man in der Merovingerzeit hier neue Gräber grub, dass die älteren Gegenstände mit der ausgehobenen Erde auf die jüngeren Bestattungen und unter die Beigaben derselben geworfen wurden. Bei dieser Gelegenheit konnten alte Gefäße zertrümmert, konnten die selbst heute bei vorsichtigster Ausgrabung oft nicht intact zu hebenden Bronzegürtelketten u. s. w. zerstückelt werden und Bruchstücke von ihnen wieder unter die Erde gelangen. Das zu begreifen, sollte doch nicht schwer fallen.

Was speciell die La Tène-Sachen anbetrifft, so treten diese mehr auf der östlichen Hälfte des Leichenfeldes auf, was einige Beachtung verdienen dürfte. Und in einem Falle dürfen wir sogar mit einiger Gewissheit von einem noch intacten Grabe der La Tène-Zeit sprechen. Leider sind nur Ohlingenspergs Fundbeschreibungen meist zu oberflächlich, nicht objectiv genug, wie wir hier ausdrücklich betonen wollen, er lässt ja unausgesetzt seine subjective Meinung einfließen, so dass wir eine vollkommen klare Vorstellung von der Lage der vormerovingischen Alterthümer in den betreffenden Gräbern nicht immer gewinnen, und über die Scherben können wir uns überhaupt nicht orientieren, die Details der älteren, vormerovingischen Schicht an diesem Platze können wir deswegen heute leider nicht mehr genau untersuchen.

Auf merovingischen Leichenfeldern lassen sich oftmals derartige Unregelmäßigkeiten nachweisen. Es ist ja allgemein prähistorische Art, Gräber da anzulegen, wo vorher schon Gräber

[1]) Jetzt sind in Berlin die Scherben aus der Schausammlung verschwunden, zweifellos aus dem Grunde, weil man sich über die Natur dieser Stücke völlig im Klaren ist.

waren, daher die vielen Nachbestattungen vorrömischer, römischer oder nachrömischer Zeiten in älteren Grabhügeln, daher die späten Flachgräber an Stellen, wo sich ältere Flachgräber in Resten erhalten haben. Bei merovingischen Gräbern ist das, wie gesagt, eine uns ganz geläufige Erscheinung, so gut wie die Thatsache, dass die jüngeren Bestattungen ältere Grabanlagen oft bis zur Unkenntlichkeit zerstören konnten. Einige Beispiele seien hier namhaft gemacht, um zu zeigen, auf welcher Seite man bezüglich der Reichenhaller Gräber einer durch keine Sachkenntnis getrübten Phantasie zu sehr die Zügel hat schießen lassen.

Für Fridolfing (Oberbayern) verdanken wir F. Weber den Nachweis, dass sich mitten unter den Reihengräbern, welche bekanntlich in einiger Anzahl auch prähistorische Altsachen ergaben, ein unversehrtes Grab der La Tène-Zeit erhalten hat. In Obertraubling bei Regensburg fanden sich in einer Füllgrube neben der Bahn merovingische Gräber und weiter auch La Tène-Materialien (Eisenschwert, Armringe, Fibeln). In Allach bei München stieß man bei der Untersuchung des Reihengräberfeldes auf unanfechtbare Nachweise prähistorischer Gräber. Aus Nordendorf wird uns das Vorkommen einiger älterer Stücke in den Reihengräbern gemeldet, z. B. soll ein kurzer römischer Dolch, wie ihn ein Legionssoldat des I. Jahrhunderts getragen haben mochte, in einer für ihn viel zu weiten Fassung einer merovingischen Schwertscheide gelegen haben — was vergangene Jahrzehnte in ihrer naiven Auffassung auch geglaubt haben. Aus einem anderen alemannischen Grabfelde des Donaugebietes ist mir ein frühhallstattzeitliches Väschen mit spitzem Boden, das mitten unter den Gräbern selbst zum Vorschein kam, bekannt.[1]) Weiter bieten unsere rheinischen Museen in Menge einschlägiges Material. In Wiesoppenheim (Rheinhessen) fand Koehl inmitten der Reihengräber ältere Gegenstände, ja vollständige römische Beisetzungen, in Flomborn Reihengräber zwischen den Skeleten eines neolithischen Hockergräberfeldes. In Mainz liegen unter der Ausbeute der Reihengräber von Oberolm, Abenheim, Dietersheim, Hahnheim und Budenheim (Rheinhessen) La Tène-Gürtelkrappen (wohl der älteren La Tène-Zeit), eine La Tène-Fibel, ein La Tène-Gürtelring, ein Fragment eines gläsernen La Tène-Armbandes, eine römische Fibel und ältere prähistorische Bronzenadeln, weiter aus fränkischen Gräbern in Viernheim (Starkenburg) eine frührömische Bronzefibel. Das Darmstädter Museum besitzt unter Reihengräberfunden von Reinheim und Groß-Umstadt (Starkenburg) auch Gegenstände der älteren und jüngeren La Tène-Zeit (Perlen, eine Thonklapper, Hals-, Arm- und Fingerringe). Das Museum in Wiesbaden führte vor Jahren unter seinen Reihengräberfunden auch ein angeblich in einem fränkischen Grabe zum Vorschein gekommenes eisernes Hallstattschwert, in Erbenheim bei Wiesbaden fanden sich »unter den Frankengräbern« prähistorische Thongefäße. Endlich wollen wir noch erwähnen, dass man bei Gießen Grabhügel öffnete, die merovingische Altsachen und prähistorische Reste in engster Gemeinschaft ergaben.

Was also allerorten wiederkehrt, ohne dass jemand heute noch daran denken würde, in derartigen vormerovingischen Altsachen Beigaben der merovingischen Gräber zu erblicken, das glaubt nun Chlingensperg für Reichenhall ausdrücklich in Abrede stellen zu können, ohne auch nur den Schein eines Beweises dafür vorzubringen und ohne sich hinsichtlich der Anzahl der in Betracht kommenden Gegenstände überhaupt im Klaren zu sein. Verwundern kann uns das eigentlich ja nicht, denn von den archäologischen Ausführungen Chlingenspergs durften wir so wenig etwas erwarten, wie von seinen historischen Darlegungen, denen ja bekanntlich von den Fachkreisen in recht eigenartiger Weise Anerkennung gezollt wurde! Es ist nur zu bedauern, dass der Dilettantismus in der Prähistorie und in den verwandten Wissenschaften sich heute noch immer wieder und wieder so breit macht, dass wir in dem Jahre, in welchem uns A. Riegl sein schönes Werk über die spätantike Kunst schenkte, so nichtige Dinge erörtern müssen, statt uns an Studien in der uns von Riegl gewiesenen Richtung betheiligen zu können.

[1]) Soeben veröffentlicht Naue (Präh. Blätter, 1901, S. 85—86) noch vom Reihengräberfelde bei Schretzheim (unweit Dillingen) eine Paukenfibel; wie dieses Fragment des VII. bis VI. Jahrhunderts v. Chr. in das alemannische Grab der Zeit um 600 n. Chr. gekommen sein mochte, darüber spricht er sich jedoch nicht aus.

NEKROLOG.

Wilhelm Tomaschek.

Nicht ohne Zagen komme ich der ehrenden Einladung des Secretariates nach, im Kreise der hochgeehrten Gesellschaft einige Worte der Erinnerung an Wilhelm Tomaschek zu sprechen. Als Geograph, der sein vorwiegendes Interesse der Geographie des Menschen zuwendet, bin ich mir der Bedeutung des »historischen Geographen« Tomaschek und seiner Werke für die geographische Wissenschaft bewusst; gerade Seiten seines vielseitigen Wirkens aber, welche den wissenschaftlichen Interessen der geehrten Gesellschaft zunächst stehen, dürften wohl von sprachwissenschaftlicher Seite in ihrem Zusammenhange vollständiger überblickt werden. Als Universitätsprofessor hat Wilhelm Tomaschek, der 1841 in Olmütz geboren war, seit 1878 in Graz das Gesammtgebiet der Geographie, dann seit 1885 in Wien die historische Geographie — oder wie wir heute lieber sagen würden: Anthropogeographie — vertreten und mit Erfolg auch das Kartenzeichnen gelehrt. Seine wissenschaftlichen Arbeiten aber giengen aus von dem Boden philologischer und historischer Studien, wie denn auch die erste Lehrthätigkeit, die er seit 1866 zuerst an dem St. Pöltener, dann an dem Mariahilfer Gymnasium entfaltete, auf diesem Boden stand. Archäologische und linguistische Studien waren es, die ihn zur historischen Topographie führten, und er hat rastlos ihren Kreis erweitert, neue Sprachen erlernt und wissenschaftlich bearbeitet, sobald ihn topographische Probleme dazu anleiteten. Und so war er endlich in der Lage, der Erforschung der orientalischen Topographie, jener Lebensaufgabe, die er sich selbst in weitem Umfange in der Vorrede zu seinen »Gothen in Taurien« umgrenzt hat, eine umfassende Kenntnis der orientalischen Sprachen, ihrer Denkmäler und Literaturen ebensowohl zur Verfügung zu stellen, wie die methodische Beherrschung und vorsichtige Anwendung philologisch-archäologischer Kritik und vergleichender Sprachwissenschaft. Als einen Zweig seiner topographischen Studien, den er mit besonderer Vorliebe betrieb, darf man die historische Ethnographie bezeichnen; es lag ihm besonders am Herzen, sowohl die sprachliche Zugehörigkeit wie die geographische Ausdehnung und Verbreitung jener Völkerschaften festzulegen, welche uns in den Quellenwerken genannt sind. Es ist klar, dass hiebei das Identificieren der Namen eine hervorragende Rolle spielt, aber ebenso klar, dass Identificieren ohne Vergleichen und Erklären der tieferen Begründung entbehren muss. So gelangte Tomaschek zur Anwendung der vergleichenden Sprachwissenschaft in zahlreichen Einzelfällen. Sie war ihm aber nicht bloß das Werkzeug bei kleiner Detailarbeit, sie lieferte ihm auch das Rüstzeug zu größeren Unternehmungen, indem er die überlieferten Sprachreste und Namen untersuchte, um die Zugehörigkeit der Völker auf linguistischem Wege festzustellen. So hat er die thrakischen und dakischen Sprachreste, so eine Anzahl iranischer Dialecte, so insbesondere auch die Pamirsprachen behandelt, und eine rein sprachwissenschaftliche Arbeit von eigenem Reiz ist seine Discussion der gothischen Wörter, die Busbek in der Krim gesammelt hat. Die vergleichende Sprachwissenschaft war ihm noch in einer anderen Richtung von hohem Werte — er nannte »linguistische Paläontologie« die Ermittlungen, welche die Sprachvergleichung über den Culturzustand der Völker in ihren Anfängen gestattet, und wusste davon vorsichtigen Gebrauch zu machen. Dabei kam denn auch das ethnologische Moment zur Geltung. Volksbrauch und Volkssitte wurden ebensowohl angerufen, ihr Zeugnis für die Stammeszugehörigkeit und Herkunft der in Untersuchung stehenden Völkerschaften und Volkstheile oder Personen abzugeben, wie die Ergebnisse prähistorischer Ausgrabungen. Gegenüber der Tendenz, aus oberflächlichen Übereinstimmungen in Brauch und Sitte leichtherzig Stammesverwandtschaften zu construieren, verhielt sich Tomaschek ablehnend. Aber er wusste charakteristische Bräuche in ihrer vollen Bedeutung zu erfassen und zu verwerten. In seiner ersten größeren Arbeit über Brumalia und Rosalia sehen wir ihn von einer archäologisch-ethnologischen Untersuchung über Festfeieru der Jahreszeiten ausgehen und schließlich zu den schwerwiegenden Folgerungen gelangen, dass die alten Thraker Iranier waren — später erwies er sie als Osteuropäer — und dass die heutigen Rumänen ihre Nachkommen sind. Ebense durchdringt sich auch in seinen späteren Arbeiten das ethnologische Moment mit den philologischen und geographischen Forschungsergebnissen.

Tomascheks Arbeitsfeld lag auf dem Grenzgebiet mehrerer Disciplinen. So haben ihm mehrere für sein Wirken Dank zu zollen. Ihm war es infolge der geschilderten umfassenden Bildung möglich, die Geschicke der Orte und der Völker des Orients von den frühesten Zeiten bis auf die Gegenwart zu verfolgen, wo es noth-

that, neue Quellen zu erschließen oder vorhandene neu zu beleuchten — es sei an Idrisi, Aristeas, Moses von Chorene erinnert — und das topographische und ethnographische Bild der orientalischen Culturländer, insbesondere Vorderasiens, für die verschiedensten Zeitepochen wieder herzustellen. So sehen wir ihn die vorslavische Topographie der nordwestlichen Balkanhalbinsel verfolgen, die Handelswege des Mittelalters auf dieser Halbinsel nach arabischen Quellen festlegen und zugleich ihre Völkerschaften eingehend studieren. Es ist bekannt, wie er für die Selbständigkeit des slavisch-macedonischen Volksthums eintrat, noch bekannter, wie entschieden er Rösiers Ansicht über die Rumänen verfocht und in modificierter Form wieder zu Ehren brachte, wie er deren thrakische Vorfahren — als den Iraniern nahestehende Osteuropäer — scharf von den illyrischen Stämmen sonderte, und wie er die armenisch-thrakischen Elemente Kleinasiens und dessen durch Luschans anthropologische Forschungen klarer gestellte Urbewohner eingehend untersuchte. Die iranischen Skythen und ihre östlichen Nachbarn leiteten ihn nach dem flachen Nordasien, dessen frühhistorische Völkerbewegungen er durch die Kritik des Aristeas und Herodot in verblüffender Weise erhellte. Persien und Sogdiana, insbesondere auch ihre Verkehrswege im Alterthum und Mittelalter studierte er ebenso eingehend, wie die Pamirvölker. Die versprengten gothischen Reste in der Krim zogen ebenso seine liebevolle Aufmerksamkeit auf sich, wie die Kafir am Hindukusch. Der historischen Topographie Kleinasiens hat er eingehende Forschungen gewidmet, unter denen die Studie über die Wege der Kreuzfahrer besonders hervorragt, und der Fahrt des Nearch folgte er nach Indien, während seine letzte große Arbeit, die Einleitung zum türkischen Seespiegel Mohit, den Spuren der arabischen Seefahrer und der portugiesischen Entdecker bis nach dem fernen Osten nachgieng. Anderseits hat er auch die chinesischen Berichte vielfach verwertet. So umfassend war sein Studiengebiet und doch knüpfte in gewissem Sinne jede dieser Arbeiten an die übrigen an, und er kehrte gerne zu früheren Untersuchungen zurück. Am meisten scheinen ihn die alten Thraker gefesselt zu haben, denen eine seiner letzten Studien wieder gewidmet ist. Nicht oft, dann aber in sehr wertvoller Zusammenfassung, hat er einzelne Gebiete oder Völker in kleinen Monographien, meist in der Ersch und Gruber'schen Encyklopädie oder in Pauly-Wissowas Realencyklopädie behandelt, so die iranischen Alanen, die Kafir, das Gebiet Kirman und anderes. Auf Afrika dehnte er seine Studien nur gelegentlich aus, so weit es mit orientalischer Cultur in Berührung kam. Es war eben seine Anfgabe, den Orient im weitesten Sinne, Osteuropa und ganz Asien topographisch-historisch zu erforschen, ihr geographisch-ethnographisches Bild klarzustellen. Dass er dabei auch der physischen Geographie nicht entrathen konnte und nicht entrathen wollte, muss wohl auch an dieser Stelle hervorgehoben werden. Ebenso verwertete er intensive Studien über die Geschichte der Erdkunde und die Geschichte der Entdeckungen — und durch sie ist seiner letzten Arbeit, dem Mohit, ihr besonderer Stempel aufgedrückt. Sie trägt einen strenger geographischen Zug, als die übrigen. — Es ist nicht möglich, die ethnographischen Ergebnisse Tomascheks in Kürze zusammenzustellen. Sie hängen mit seinen topographischen Detailstudien eng zusammen, beide beleuchten sich gegenseitig. Wir dürfen aber sagen, dass er nicht bloß in zahllosen Einzelheiten unsere Kenntnis der Völkervertheilung gefördert, sondern dass er auch in großen Zügen ihr Bild für Alterthum und Mittelalter des Orients festgelegt hat. Man durfte von ihm ein Werk erhoffen, in dem er es knapp und übersichtlich selbst vorführen werde, eine Arbeit, wie sie vor einem Vierteljahrhundert Kiepert in seiner »alten Geographie« gegeben, doch vertieft und erweitert durch die intensive Ausnützung der mittelalterlichen orientalischen Quellen. Dazu ist es leider nicht gekommen. Seine Lebensarbeit gelangte nicht zum vollen Abschluss. Aus den Bausteinen, die er angehäuft, aus den Theilbauten, die er aufgeführt, lässt sich aber die große Anlage des begonnenen Werkes erkennen. Es fehlt nur die Zuversicht, dass sich ein Fortsetzer finden werde, der mit gleich tiefen und vielseitigen Vorkenntnissen an die Arbeit herantreten könnte.

Ein großer Theil der umfassenden Arbeiten, deren wir gedachten, fällt in den ethnographischen Bereich des Arbeitsgebietes dieser Gesellschaft. Wenn auch Tomaschek kein Forscher auf dem Gebiete der Anthropologie und Urgeschichte war, hat er doch ihren Wert geschätzt und ihre Ergebnisse verwertet. Und ähnlich verhielt er sich dem großen weiten Gebiete der Ethnologie gegenüber, während er die weniger gepflegte Richtung der historischen Ethnographie, das Studium der einstigen und heutigen Völkerverbreitung, das so wichtige Grundlagen für weitere Forschungen liefert, in hervorragender Weise förderte. So trat er auch der Gesellschaft nahe, die in Österreich die genannten Wissenszweige vor allem vertritt. Als langjähriges Mitglied gehörte er seit 1890 dem Ausschusse an und nahm regen Antheil an allen Angelegenheiten der Gesellschaft. So lange es ihm sein Gesundheitszustand nicht verwehrte, hat er auch wiederholt in diesem Kreise über Ergebnisse seiner Arbeiten berichtet, die er später ausführlicher veröffentlichte. Zweimal im Jahre 1888 behandelte er als Vortragender hier speciellere Themen. Er sprach, ausgehend von den Funden im Jeniseigebiete, über die Culturzustände der Jeniseier und über die Verbreitungsgeschichte der Völkerschaften dieses Gebietes, und er erörterte im Anschluss an einen Vortrag Polaks mit überlegener Gründlichkeit die Zinngewinnung und Bronzebereitung in Asien. Diese kleine Arbeit ist charakteristisch für seine Methode sprachwissenschaftlich-historischer Erörterung. Er geht von den überlieferten und heutigen Zinnfunden aus,

legt sprachwissenschaftlich fest, welche Völker die Bronze kannten, kommt dann auf den mesopotamischen Ausgangspunkt der Bronzebereitung und die Wege des Zinnbezuges der orientalischen Culturländer. Auch in späteren Jahren (1892 und 1893) legte er in dem Kreise der Gesellschaft kurz die Ansichten dar, die er über das Verhältnis der Thraker zu den Illyriern und über die Urbevölkerung Kleinasiens gewonnen hatte — Ansichten, deren bereits gedacht wurde.

So stand der Verstorbene in regen Beziehungen zu unserer Gesellschaft. Mit vielen ihrer Mitglieder ist er in wissenschaftlichen Verkehr getreten. Persönlich nöthigte ihn seine seit längerem schwankende Gesundheit zu großer Zurückgezogenheit. Immer aber zeigte er sich wohlwollend, selbstlos und gütig. Er lebte anspruchslos und bescheiden, fast weltscheu im Kreise der Seinen. Und als der Tod an ihn herantrat, den er weit länger schon ahnte, als seine weitere Umgebung, da war der Schmerz, den er den Seinen bereiten musste, seine Hauptsorge. Mit Umsicht und Klarheit ordnete er insbesondere seine wissenschaftlichen Angelegenheiten und starb mit der Ruhe eines Weisen. Sein Hinscheiden hat eine Lücke gerissen, die schwer auszufüllen ist, da eine Individualität von seinem eigenartigen Gepräge nicht leicht wiederkehrt. Freunde, Schüler und Arbeitsgenossen aber betrauern vor allem den Hingang eines guten Menschen.

R. Sieger.

LITERATURBERICHTE.

A. ANTHROPOLOGIE.

42.

Beck, G.: Der Urmensch. Kritische Studie. Basel 1899. 8°. 62 S.

Das Heftchen bietet eine kurze gemeinverständliche und doch recht gründliche Zusammenfassung des Wichtigsten, was bis vor einem Jahre über die Abstammung des Menschen und den Menschen der älteren und jüngeren Steinzeit zu sagen war. Dadurch empfiehlt es sich als Leitfaden allen, welche sich mit Ernst dem Studium dieser Fragen zuwenden wollen. Neue kritische Beleuchtung einzelner Fragepunkte darf man von einer so gedrängten Darstellung nicht verlangen. Verfasser wandelt die Wege der streng nüchternen Virchow'schen Schule und schießt gelegentlich sogar über den Altmeister hinaus, indem er z. B. den Neanderthaler- und den Cannstatt-Schädel ganz zu den zweifelhaften und wissenschaftlich wertlosen Funden wirft. Darin hat er wohl nicht das Richtige getroffen. Ebensowenig darin, dass er gegentheiligerweise den von Prof. Al. Makowsky (und nicht von Dr. Kříž — siehe S. 19) ausgegangenen Irrthum bezüglich der vermeintlichen Bearbeitung und Auskratzung der Mammutknochen aus der Umgegend von Brünn vertrauensvolle Aufnahme gewährt und dadurch weitere Verbreitung verschafft hat.

Szombathy.

43.

Pittard, Eugène: Etude de diverses séries de crânes anciens de la Vallée du Rhône (Valais). [Untersuchung verschiedener Reihen alter Schädel des Rhônethales (Wallis).] Neuchâtel 1899. 8°, 164 S.

Es wurden im ganzen 422 Schädel aus alten, theilweise bis über das XII. Jahrhundert hinausreichenden Beinhäusern untersucht und davon 320 eingehender gemessen. Zu dieser Untersuchung haben fünf Orte beigetragen, und zwar: Naters bei Brieg mit 113, Visp (Viège) mit 40, Raron mit 45, Siders (Sierre) mit 63 und Saxon mit 59 vollständig gemessenen Schädeln. Verfasser bezieht sich auf zwei Hauptschädeltypen, nämlich: 1. den brachycephalen mit rundlicher Norma verticalis, kurzem Hinterhaupt und pentagonaler Norma occipitalis und mit vorwiegend lepto-prosopem Gesichte, den »type celtique« Broca's oder genauer gesagt die Alpenkelten, und 2. im Gegensatze dazu auf einen dolichoiden Typus, Broca's »type Kymrique« oder »Kymrogermanique«. Letzterer ist in der Minderheit und erreicht (einschließlich der ihm nahestehenden Mischformen) nur bei 10% aller Schädel. Bloß in Siders bringen es die Dolichoiden einschließlich der Mesocephalen auf 29%. Bei den Kurzköpfen (Breitenindex 80—96), welche 88% der Gesammtmasse ausmachen, sind die höheren Grade der Brachycephalie sehr ansehnlich vertreten. Verfasser macht nach den Abtheilungen der Frankfurter Verständigung folgende Aufstellung:

Dolichocephale	5	1·56%
Mesocephale	33	10·35%
Brachycephale	118	36·99%
Hyperbrachycephale	163	51·09%

Das sind Zahlenverhältnisse, welche z. B. den von Holl und Tappeiner für einen großen Theil der Bevölkerung Tirols gefundenen sehr nahe kommen.

Pittard gliedert die im großen und ganzen sehr verdienstvolle Untersuchung in zwei Abschnitte, deren einer zunächst das Schädelmaterial der einzelnen Ortschaften getrennt vorführt und dann in summarische Zusammenstellungen der einzelnen Maße eingeht, während der zweite Abschnitt sich mit einigen Detailuntersuchungen befasst, ohne allzu tief in die Materie, deren Aufnahme an Ort und Stelle viele Schwierigkeiten bietet, einzudringen.

J. S.

44.

Kraitschek, Dr. Gustav: Europäische Menschenrassen. Sonderabdruck aus dem XXI. Jahrgang der Zeitschrift für Schulgeographie. 17 S.

Wer weiß, wie langsam neue Anschauungen auf dem Gebiete irgend einer Wissenschaft den Weg aus den engen Kreisen der Fachmänner in die Schule finden, wird dem Verfasser dieser Abhandlung Dank dafür wissen, dass er es unternommen hat, die wichtigsten Ergebnisse der neuen Ethnologie den mit dem historisch-geographischen Unterrichte an Mittelschulen betrauten Lehrern zu vermitteln. Diesen Dank verdient Kraitschek umsomehr, als er es verstanden hat, dieselben in klarer und übersichtlicher Weise darzulegen, die wichtigsten Thatsachen, auf denen die neuen Anschauungen beruhen, kurz vorzuführen und die Leser durch reiche Literaturangaben in den Stand zu setzen, sich eingehender mit denselben und ihrer genaueren Begründung bekannt zu machen.

K. Penka.

45.

Onnis, Dr. E. Ardu: Contributo all' antropologia della Sardegna. Estratto degli atti della società Romana di antropologia. VI, III. 1900. 8°.

Der Verfasser behandelt in der 23 Seiten umfassenden Studie 63 moderne Sardenschädel der Sammlung des Istituto Antropologico zu Rom. Wie er eingangs erklärt, gehört er der neuen italienischen Schule an. Dementsprechend legt er das Hauptgewicht auf die Gruppierung der untersuchten Schädel nach den von Sergi aufgestellten morphologischen Typen, gibt aber doch daneben die wichtigsten Kopf- und Gesichtsmaße sowie eine Reihe daraus berechneter Indices an. Wertvoll ist die Beigabe von photographischen Abbildungen. Onnis fand unter den untersuchten Sardenschädeln folgende Formen vertreten:

Name	Stückzahl	Breitenindices
1. Cuboides	6	74·1—81·7
2. Ellipsoides	21	61·3—77·2
3. Ovoides	14	71·3—77·8
4. Pentagonoides	13	69·7—79·3
5. Platycephalus . . .	1	75·5
6. Sphenoides	4	80·7—85·2
7. Sphaeroides	3	81·7—82·6.

Innerhalb jeder dieser Haupttypen finden sich wieder verschiedene nach Sergis Schema benannte secundäre Typen. Der Verfasser kommt zu dem Schlusse, dass die von einigen Anthropologen behauptete Einheitlichkeit des Typus der sardinischen Bevölkerung durch das Ergebnis der Untersuchung nicht bestätigt werde.

Hierzu sei noch Folgendes bemerkt: Wenn Onnis in der Einleitung die Vorzüge der neuen Betrachtungsweise des Schädels hervorhebt, so kann man ihm darin nur beistimmen, da eine Reaction gegen die zu weitgehende, einseitige Anwendung der messenden Methode gewiss am Platze war. Man muss sich jedoch auch vor dem entgegengesetzten Extrem hüten, das darin besteht, den bisher mit Hilfe der messenden Methode gewonnenen Resultaten jeden Wert abzusprechen und den von der Anthropologie eingeschlagenen Weg als einen Irrweg zu bezeichnen. Nach den nunmehr auch kartographisch vorliegenden Ergebnissen der anthropologischen Statistik Europas kann z. B. kein Zweifel mehr darüber bestehen, dass der Breitenindex wirklich für die Classification der Menschenracen von Bedeutung ist. Wir haben hier ein entschieden wertvolles Ergebnis der messenden Methode vor uns. Es hat sich auf diesem Wege in Verbindung mit der Statistik der Farbenmerkmale die Dreitheilung der europäischen Völker ergeben. Zu demselben Resultate gelangte auch Sergi auf seinem Wege (specie e varietà umane, 1900). Ein Unterschied besteht nur darin, dass er die nordische und die mittelländische Race als Varietäten seiner species Eurafricana auffasst, die sich durch verschiedene Complexion von einander unterscheiden. Das andere Racenelement nennt er species Eurasica. Die species Eurafricana zeigt ellipsoide, ovoide, pentagonoide und beloide Schädel, die nach ihren Indices dolicho- oder mesocephal sind. Die species Eurasica weist sphenoide, sphäroide und platycephale Formen auf, die meist brachycephal sind. Die neue Methode hat also in diesem Falle die bisherige Betrachtungsweise nicht Lügen gestraft, sondern ihre Ergebnisse vielmehr bestätigt. Eine Berechtigung dazu, die bisherige Methode gänzlich zu verwerfen und die Sergis an ihre Stelle zu setzen, dürfte sich aus diesem Factum wohl kaum ableiten lassen, insbesondere wenn man bedenkt, dass ja auch bisher die meisten Anthropologen, besonders die deutschen, sich nicht mit der bloßen Angabe einiger Indices begnügten, sondern auch großes Gewicht auf genaue Beschreibungen und gute Abbildungen legten. Auch das Bestreben, typische

Formen aufzufinden, begegnet uns sehr häufig in der bisherigen anthropologischen Literatur. Ob die norma verticalis jene bevorzugte Stellung verdient, die ihr Sergi anweist, ist wohl noch eine strittige Frage.

Es soll nun nicht geleugnet werden, dass da und dort zuweilen die morphologische Betrachtungsweise durch einseitige Anwendung der messenden Methode in den Hintergrund gedrängt wurde. Als gesunde Reaction gegen dieses Extrem ist die entschiedene Betonung der Form durch Sergi allerdings sympathisch zu begrüßen.

Dr. Gustav Kraitschek.

46.

Jankó, Dr. Johann: Magyarische Typen. Erste Serie: Die Umgebung des Balaton. (Magyar Typusok. Első sorozat: A Balaton Mellékéről.) Auf Kosten des königlich ungarischen Ministeriums für Cultus und Unterricht herausgegeben durch die Ethnographische Abtheilung des ungarischen Nationalmuseums. (Ethnographische Sammlungen des ungarischen Nationalmuseums II.) 9 S. und 24 Tafeln. 4°. Budapest 1900.

Im Rahmen des ethnographischen Cabinets des ungarischen Nationalmuseums besteht seit 1896 ein auf besonderes Betreiben des Directors Jankó eingerichtetes anthropologisches Laboratorium, welchem zunächst die Aufgabe gestellt ist, systematische Untersuchungen an Lebenden, insbesondere in der Bevölkerung Ungarns auszuführen. Die Herren Museumsdirector Emerich v. Szalay und Unterrichtsminister Dr. Julius v. Wlassics haben sich durch die thatkräftige Förderung dieser im großen anthropologischen Institute der Budapester Universität einigermaßen vernachlässigten Untersuchungen ein Verdienst erworben. Es entspricht der in Ungarn seit Jahren maßgebenden und auch die wissenschaftliche Forschung nicht unberührt lassenden politischen Richtung, dass diese anthropologischen Untersuchungen vor allem dem Magyarenthum des Landes gelten.

Director Jankó hat bereits im Jahre 1892 gelegentlich der ethnographischen Durchforschung des siebenbürgischen Comitates Torda-Aranyos anthropologische Aufnahmen — Körpermessungen und Photographien — ausgeführt. Die etwas mageren Resultate wurden ohne Abbildungen publiciert. Gelegentlich der ethnographischen Durchforschung der Uferlandschaft des Plattensees (Balaton) setzte Jankó (seit 1895) auch die anthropologischen Aufnahmen fort. Sie erstrecken sich über 50 am Ufer des Plattensees gelegene, den Comitaten Zala und Somogy angehörige Ortschaften mit zusammen 55.500 Seelen, von welchen nach der vorletzten Volkszählung nicht weniger als 99·1% Magyaren sind; also eine der Volkszählung nach national so gut wie ungemischte Bevölkerung. Es wurden 327 auf ihre reine Nationalität hin besonders ausgelesene Individuen gemessen und photographiert, 52 Maße nach dem Schema Topinards und en face- sowie en profil-Bild des Kopfes. Die Einzelnheiten und die Ergebnisse der Messungen sind einer größeren Publication der Balaton-Commission, auf deren Kosten sie ausgeführt wurden, vorbehalten. Die vorliegende Publication bringt bloß die Reproduction der photographischen Aufnahmen von 48 Männern, die aus dem gesammten Material ausgewählt wurden. Eine Auslese von etwa 15%. Bei jedem Kopfe sind Name, Wohnort, Stand, Alter, somatologische Complexion, Körpergröße, Körperumfang und Längenbreitenindex des Kopfes verzeichnet.

Wir blättern die 24 sauber und einheitlich gedruckten Tafeln durch. Das also ist die rein magyarische Bevölkerung des Plattensees? Jankó täuscht sich im allgemeinen nicht über das, was man den physischen Typus des Magyaren nennt. Er spricht (S. 7) im Plural von den Typen des Magyarenthums, die anthropologisch von einander total verschieden sind, wie z. B. der kleine Magyar der Tiefebene, der große Székler, der braunäugige Kumane, der blauäugige Jazyge u. s. w. Aber er nimmt an, oder sagt wenigsteus, dass es in Ungarn zahlreiche Volksgruppen gibt, in welchen ein solcher Magyarentypus historisch, sprachlich und ethnographisch in sich einheitlich ist. Das klingt aber höchst unwahrscheinlich, besonders was das »historisch« anbelangt, und muss dort, wo es als Basis für die Annahme einer anthropologischen Einheitlichkeit angenommen wird, mit großer Vorsicht untersucht werden. Die in der vorliegenden Publication behandelte Bevölkerung der Plattenseegegend kann ganz gewiss nicht als historisch einheitlich bezeichnet werden. Wenn sie sich heute sprachlich zu 99·1% zum Magyarenthum bekennt, so zeigen im Gegensatze zu dieser politischen Einheitlichkeit die veröffentlichten Bilder, dass von einer anthropologischen Einheitlichkeit selbst in dieser zweimal gesiebten Auslese keine Rede ist, sondern dass da verschiedene Typen oder Nationalitäten durcheinander gemischt sind. Es wird demnach in den magyarischen Bezirken Ungarns nicht anders sein, wie anderwärts. Die objective anthropologische Untersuchung führt überall in Europa auf mehr oder weniger bunte Gemische. Um deren Analyse handelt es sich. Die ungarischen Anthropologen werden sich ein außerordentliches Verdienst erwerben, wenn sie die mit patriotischem Eifer in Angriff genommenen Aufnahmen der lebenden Bevölkerung

ohne Rücksicht auf die politische Reversseite der Frage, ohne Voreingenommenheit fortsetzen und den Fachgenossen in eingehenden Publicationen, für welche das vorliegende Bilderheft ein hübsches Muster ist, vollinhaltlich mittheilen. J. Szombathy.

B. URGESCHICHTE.

47.

Schliz, Dr. Alfred: Der Entwicklungsgang der Erd- und Feuerbestattung in der Bronze- und Hallstattzeit in der Heilbronner Gegend. Separatabdruck aus dem 6. Heft des Historischen Vereines Heilbronn. Mit 3 Tafeln. Heilbronn 1900.

Der Verfasser sucht in der vorliegenden Schrift den allmählichen Übergang von der Erdbestattung zur Feuerbestattung im Verlaufe der Bronze- und Hallstattzeit an den Fundverhältnissen in der Umgebung von Heilbronn darzulegen. Er gibt zunächst einen Überblick über die allgemeinen Erscheinungen während der bezeichneten Zeitalter und berührt die Höhenwege, die Ringwälle, die Trichtergruben, die Hochäckeranlagen und geht am Schlusse zu den Grabhügeln über.

Das Ergebnis der Untersuchung der Grabhügel geht dahin, dass in der älteren Bronzezeit die Erdbestattung allein üblich war. Die Leichen wurden auf den Boden gelegt und der Grabhügel darüber aufgeschüttet. Steinsatz oder Steinbedeckung diente zunächst nur gegen das Ausgraben durch wilde Thiere; sie wurden aber mit der Zeit künstlicher und zu einer wesentlichen Einrichtung des Grabes. Zum erstenmale tritt die Brandeinwirkung in einem Erdbestattungsgrabe mit kunstvollem Grabbette aus Findlingsblöcken hervor. Die Leiche war mit Erde überschüttet und darüber ein starkes Feuer entzündet, welches die Erde roth und hart brannte, die Leiche aber unberührt ließ. Die zahlreichen Beigaben sind zeitlich charakterisiert durch einen dreieckigen Dolch und einen Absatzcelt mit Randleisten ohne Schaftlappen.

Ein weiterer Schritt geschieht sodann durch wirkliches Verbrennen der einzelnen Leichen in einem immer noch kunstvoll aus Blöcken errichteten Grabbette, zu dem eine neue Einrichtung, die Pflasterung, kommt. Der Bau der Grabhügel passt sich sodann immer mehr dem Zwecke an, die Blöcke am Kopf- und Fußende verschwinden, der Plattenboden, auf welchem verbrannt wurde, wird zur Hauptsache. Endlich dient der Steinsatz nur mehr zur Verbrennung der Leichen, und zwar verschiedener Leichen und zu verschiedenen Zeiten auf derselben Brandstatt, woraus sich technisch vollkommener ausgeführte Crematorien entwickeln in der Form von trichterförmigen, aus Steinen gefügten Verbrennungsöfen. Die gesammte Asche wurde in eigenen Hügeln untergebracht, obgleich auch in der Heilbronner Gegend die Sitte nicht fehlt, die auf der allgemeinen Verbrennungsstätte gewonnene Asche in besonderen Gefäßen beizusetzen.

Am Schlusse der Hallstattzeit wird irgendwelche Kunst oder Sorgfalt auf den Bau der Grabhügel nicht mehr angewendet. Da kein Steinsatz vorhanden, fließen die Hügel auseinander und werden breit.

Während nun ein schrittweises Vorgehen beim Übergange von der Erdbestattung und zu wirklichen Verbrennungsstätten stattfindet, vollzieht sich die Rückkehr zur Erdbestattung plötzlich und unvermittelt; sie hängt zusammen mit dem Beginne der La Tène-Zeit. Soweit des Verfassers Darstellung.

Man kann sich nun ganz gut vorstellen, dass der Entwicklungsvergang sich wirklich so gestaltet hat, wie ihn der Verfasser auf Grund der verschiedenen Befunde in den Hügeln annimmt. Allein es stehen doch gewisse Bedenken entgegen, welche es im Zweifel lassen, ob die vom Verfasser vorgefundenen Thatsachen wirklich in dem folgegemäßen Zusammenhange stehen, in welchem er sie sieht. Es fehlen nämlich in fast allen aufgedeckten Hügeln die Begleitbefunde und es lässt sich daher keineswegs feststellen, ob die vorbeschriebenen Einrichtungen und die daraus erschlossenen Verbrennungsarten wirklich so aufeinander gefolgt sind, wie es der Verfasser annimmt. Schon bei der vermeintlichen ersten Stufe der Leichenverbrennung, bei der die Leiche während des zweifellos stattgehabten Brandes durch eine Bedeckung mit Erde geschützt war, bleibt es fraglich, ob ihre wirkliche Verbrennung beabsichtigt gewesen, oder nicht vielmehr das Gegentheil, nämlich deren möglichste Conservierung durch das Hartbrennen der Erde, das die Leiche nicht nur unberührt ließ, sondern auch mit einer schützenden Decke versah. Es ist daher keineswegs sicher, dass man diese allerdings seltene Anwendung des Feuers bei einer Erdbestattung als einen ersten Schritt zur wirklichen Verbrennung der Leiche zu betrachten habe. Dem Referenten will es vielmehr scheinen, dass auch der Brauch der Verbrennung nicht im Lande entstanden, sondern als etwas Fertiges übernommen worden ist, das allerdings nicht überall gleichzeitig Eingang gefunden hat. Wohl aber mag dieser Brauch alle Phasen der allgemeinen Entwicklung der Beerdigungsweise auch in der Heilbronner Gegend durchgemacht haben und als solche werden wir die vom Verfasser dargestellten Erscheinungen betrachten dürfen.

Von diesen Bedenken abgesehen, ist die vorliegende Schrift eben wegen der vielfältigen Erscheinungen, die sie behandelt, mit Dank zu begrüßen, und wir können nur wünschen, dass ihr Verfasser seine mit Umsicht geführten Untersuchungen in gleich erfolgreicher Weise fortführe. M. Much.

48.

Forrer, R.: Zur Ur- und Frühgeschichte Elsass-Lothringens nebst vor- und frühgeschichtlicher Fundtafel mit 192 Abbildungen in Licht- und Farbendruck. Straßburg, Verlag von K. J. Trübner, 1901. Fol. 46 S.

Das soeben erschienene Werk mit erläuternden und die Urgeschichte bis an die historische Zeit mit kurzem lehrreichen Text erklärender Wandtafel ist eine sehr willkommene Fortsetzung und Ergänzung der bisher bekannten derartigen für weitere Kreise belehrenden Bildwerke und schließt sich würdig ähnlichen Publicationen an, wie wir dieselben bereits von Oskar Fraas, v. Tröltsch, M. Much und anderen besitzen.

Die vorliegende Wandtafel (66 : 85 *cm*), in farbigem Lichtdruck hergestellt, veranschaulicht uns die bezüglichen Funde in besonders typischen Objecten, wenn nicht ausdrücklich anderes bemerkt wird, in ungefährer Naturgröße. Die einzelnen Culturperioden erscheinen durch senkrechte Abtheilungslinien geschieden, welche jedoch in den ausgelassenen Zwischenräumen solche Gegenstände enthalten, wie sie der Autor für die jeweiligen Übergangsstadien bezeichnend, also beiden sich ablösenden Culturperioden gemeinschaftlich erachtet. Am Fuße jeder Abtheilung finden sich die Bezeichnungen für die einzelnen Objecte in fortlaufenden Nummern angeführt und angedeutet, wo gemachte prähistorische Funde anzumelden sind.

In den vorgeführten Typen von Artefacten der Stein-, Bronze-, Eisen-, römischen und Völkerwanderungs-Zeit begegnen wir fast ausnahmslos wohlbekannten und auch bei uns — in Österreich-Ungarn — häufig erscheinenden Objecten aus Stein, Knochen und Metallen, und dies wird erklärlich, wenn in Berücksichtigung gezogen wird, dass Elsass-Lothringen, als in »Wort und Bild« vorgeführtes Fundterrain prähistorischer Gegenstände, gewissermaßen einen eminenten Centralpunkt vorgeschichtlichen Verkehrs in Westeuropa vorstellt: vom Rhein durchströmt, durch die Donau mit dem Osten, durch die Rhône mit dem Süden — einerseits also mit dem schwarzen, anderseits mit dem mittelländischen Meere in Verbindung; vom Westen längs zahlreicher Flussläufe leicht zu erreichen, bildete der in die Nordsee mündende Rhein eine natürliche Verkehrsstraße mit Anschlüssen aus allen Weltgegenden. Elsass-Lothringen bot aber auch noch durch seine günstige Lage, fruchtbare Niederungen, Wild- und Fischreichthum erwünschte Gelegenheit zu Niederlassungen schon in allerältester Zeit und dadurch wird es auch erklärlich, dass sich hier der Verkehr schon in prähistorischer Zeit gewissermaßen concentrierte und Zeugen der vorübergehenden und sesshaften Anwesenheit des Menschen auf einem verhältnismäßig beschränkten Terrain — etwa $^3/_4$ Niederösterreichs — in besonders reichen und alle Culturperioden umfassenden Gebrauchsgegenständen zurückließ.

Der Text selbst ist für seinen Zweck umfassend und obzwar auf 44 Seiten zusammengedrängt, dennoch geeignet, dem Leser ein Bild der einstigen Verhältnisse des Landes in Kürze vorzuführen und mit den auf die Wandtafel bezugnehmenden Erläuterungen und ihre gelungenen Illustrationen uns in längst vergangene Zeiten zu versetzen. Derselbe zerfällt in zwei Hauptabtheilungen, nämlich: »Begleitwort« und »Über die Vorzeit des Landes Elsass-Lothringen«. »Mehr Bilder in die Schule!« »Mehr Bilder in wissenschaftliche Werke!« ist das Losungswort, womit der Autor großen Erfolg erwartet zur Erkenntnis und Erhaltung prähistorischer Funde. R. Forrer legt besonderes Gewicht darauf, dass er den Trennungslinien einzelner Culturperioden durch Einlage der Übergangsformen die Schärfe nimmt, da — wie bekannt — scharfe Zeitgrenzen nie bestanden haben. Die Auswahl der typischen Fundobjecte geschah zum größten Theile aus einheimischen Quellen, wobei sich herausstellte, dass es nicht an Anzeichen der ethnologischen Verschiedenheiten zwischen den prähistorischen Bewohnern des Elsass und denen Lothringens fehlte. Nach Anführung einiger besonders typischer Grabhügel und prähistorischer Funde überhaupt und bezüglichen allgemeinen archäologischen Auseinandersetzungen, bespricht der Autor die in Betracht kommenden Denkmäler der Urzeit, wobei der Fundort, die Fundumstände oft als ebenso wichtig wie die Fundgegenstände selbst bezeichnet und die Museen als eigentliche Archive erachtet werden. »Die Urgeschichte,« sagt R. Forrer, »ist ein Product des XIX. Jahrhunderts und steht heute in einer Ära der Versuche nach strenger chronologischer Classification.« Zum Schlusse werden alle Factoren zur Mitarbeit bei archäologischen Forschungen aufgefordert, Gelehrte und Laien: »Alle sollen mithelfen, alle sind zur Mitarbeit eingeladen!« — —

Die Vorzeit des Landes Elsass-Lothringen datiert der Verfasser hinter die Zeit der römischen Cäsaren: die ersten Spuren der Anwesenheit des Menschen machen sich auch in Elsass-Lothringen erst in der Diluvialzeit bemerkbar, sind aber in ihrem Auftreten nach den bisherigen Funden sehr spärlich; reicher an Culturresten ist dagegen die spätere Stein- oder die Zeit der geschliffenen Steinwerkzeuge, die neolithische Epoche; in ihr deuten allerlei Anzeichen darauf hin, dass hier bereits verschiedene Völkerschaften nebeneinander saßen; dies beweisen die gleichalterigen verschiedenen Wohnsysteme, die variierenden Todtenbestattungen (Hockergräber und langausgestreckte Leichen) und verschiedene Schädelformen. »Die ältere und die jüngere Steinzeit besitzen kurze wie langköpfige Schädel und so weist alles darauf hin, dass in neolithischer

Zeit nicht nur Reste der »paläolithischen Urbevölkerung« und eine neu eingewanderte »neolithische Race« nebeneinandersaßen, sondern dass da seit undenklichen Zeiten bereits Völker- und Racenvermengungen stattgefunden hatten«; die neu eingewanderte Bevölkerung hat sich in der Ebene angesiedelt; an Flussläufen wohnte sie in Pfahlbauhäusern, in der fruchtbaren Ebene in dorfähnlichen, mit Gräben und Pallisaden eingefriedeten Farmen. Das Endstadium der neolithischen Zeit ist gekennzeichnet durch das öftere Auftreten des Kupfers, beziehungsweise der ersten Bronze in Form von Geräthen, Waffen und Schmuck. Der Beginn der Bronzezeit macht sich kenntlich durch das immer häufigere Erscheinen dieser Legierung, und die Steinzeit verschwindet bald gänzlich. Zeugen der Bronzezeit erscheinen häufig in Gestalt von Einzel- und Depôt-Funden. Die ältere Bronzezeit schließt an die Stein- und Kupfercultur; die mittlere und spätere verändert das Bild erheblich und zeigen die Formen sich von den neolithischen Prototypen emancipiert. Zur alten Sitte der Leichenbestattung tritt der Leichenbrand und die Grabhügelbestattung, welche möglicherweise auf die Einwanderung eines fremden Volkes zurückgeführt werden dürfte; die Bronzen selbst sind auf dem Wege des Handels gekommen.

Für den Beginn der Eisenzeit ist bezeichnend das Auftreten dieses Metalles an Stellen, wo bisher nur die Bronze diente, und durch das Erscheinen neuer Formen. Die Grabhügel dieser Periode liegen meist in den fruchtbaren Waldebenen, wo sie oft bedeutende Nekropolen bilden; auch kommen mehrere Todte in einem Grabe vor, und Nachbestattungen sind nicht selten sogar aus einer viel jüngeren Periode (Römer- und selbst Frankenzeit). In der späteren Eisenzeit (La Tène-Zeit) erscheinen »etruskische« Importe, welche die »altitalischen« ablösen. Nach einigen allgemeinen Bemerkungen über die »Kelten« und diesbezügliche Andeutungen römischer Classiker, wendet sich der Autor dem Erscheinen der Germanen zu, deren Einwanderung vom Norden erfolgte und deren Anwesenheit in Elsass-Lothringen durch das Auftreten von Flachgräbern anstatt der bis dahin beobachteten Hügelgräber angedeutet erscheinen. Zur Zeit des ersten Erscheinens der Römer, dem Momente, wo Vorgeschichte und Geschichte zusammentreffen, mag Lothringen besitzrechtlich römisch gewesen sein, aber culturell und archäologisch gehört die ganze Zeit Cäsars noch nicht zur Römerzeit; diese beginnt in Elsass erst mit der Augustinerzeit; erst um die Mitte des 1. Jahrhunderts nach Chr. ist die keltische Zeit, die La Tène-Periode zu Ende und es herrscht die römische Cultur.

Zu dem allmählichen Niedergang der durch zahlreiche typische Funde charakterisierten Römerherrschaft gesellen sich später die ersten Anzeichen des Christenthums, aber noch lange wogt der Kampf um das III. und IV. Jahrhundert zwischen der römischen Cultur und jener der germanischen Sieger; dann gewinnen die letzteren die Oberhand und statt der römischen Funde begegnen wir jenen der Völkerwanderungszeit. An Stelle römischer Todtenverbrennung gelangen Reihengräber mit den entsprechenden Fundtypen, deren Formen ein Gemenge römischer und vorrömischer Vorbilder darstellen, also nicht einem Volke, sondern einer bestimmten Zeit angehören.

Die Germaneneinwanderung gibt dem Lande allmählich ein neues Gepräge; die Langschädler und Blonden nehmen zu; germanische Götter und Sitten, Hausbauformen etc. finden Eingang; Orts- und Personennamen werden germanisch. Endlich erscheint das Christenthum von einigen Mönchen ins Land gebracht. Die heidnischen Götter verschwinden; an ihrer Stelle tritt der Heiligencult; es entstehen neben den heidnischen Tempeln christliche Gotteshäuser; Stein- und Quellencult, heidnische Feste werden christianisiert; an merkwürdig geformte Felsen und Schalensteine werden christliche Legenden geknüpft, oder sie werden in Verruf gebracht, indem man sie mit Teufel und Hexen in Verbindung bringt u. s. w., kurz, es finden alle jene Mittel Anwendung, welche anderswo und auch bei uns üblich waren, um dem Christenthum zum Sieg zu verhelfen.

R. Forrer schließt seine interessanten und lehrreichen, durch den Hinweis an geeigneter Stelle auf die gelungene Wandtafel versinnlichten Deductionen mit den treffenden, auch für andere Ländergebiete zu beherzigenden Worten:

»Der Ackerbauer blieb an der Scholle kleben, trotz aller historischen und vorhistorischen Völkerstämme! Er bildete den »eisernen Bestand«, blieb, mochten heute Gallier oder Römer, Hunnen oder Germanen sich des Landes bemächtigen. Nur die Herrschaft wechselte. Die Bevölkerung mochte bald von dieser, bald von jener Seite anderes Blut zugeführt werden, der alte Grundstock aber ist von dem Tag an geblieben, da der Neolithiker sich als Ackerbauer »festgesetzt« hatte.«

Im ganzen entspricht das Werk R. Forrers seinem Zwecke, zu belehren und auf Funde prähistorischer Gattung aufmerksam zu machen und sie vor Verschleppung zu bewahren, vollkommen und kann in den weitesten interessierten Kreisen bestens empfohlen werden.

Hein. Richly.

49.

Déchelette, Joseph: Le Hradischt de Stradonic en Bohème et les fouilles de Bibracte. (Das Hradischte von Stradonitz in Böhmen und die Ausgrabungen von Bibracte.)

Étude d'Archéologie comparée. Extrait du Congrès archéologique de Mâcon (Juin 1899). Mâcon 1901. 64 S. und 4 Taf. 8°.

Unter den heute bekannten keltischen Wohnplätzen beansprucht der Mont Beuvray bei Autun (Departement Saône-et-Loire) in Frankreich das größte Interesse des Archäologen. Hier lag die Hauptstadt der Äduer, Bibracte, die zu Cäsars Zeiten eine der bedeutendsten befestigten Städte Galliens war, jedoch einige Jahre vor dem Beginne unserer Zeitrechnung zu Gunsten der nur wenige Kilometer östlich angelegten römischen Colonie Augustodunum verlassen wurde. Die in dem ausgedehnten Oppidum seit 1867 langsam aber systematisch fortgeführten Ausgrabungen haben wohl erst einen Theil der bewohnt gewesenen Fläche abgedeckt, aber doch schon die wichtigsten Aufschlüsse über die Construction der Wallmauern, die Anlage der Wohnräume und den gesammten Hausrath wie die mannigfaltigen Erzeugnisse der industriereichen Bevölkerung geliefert, Aufschlüsse, die dadurch doppelt wertvoll sind, dass die Chronologie der Funde durch das geschichtlich feststehende Enddatum eine sichere Basis besitzt. Déchelette, der Conservator des Museums von Roanne, in welchem die wichtigsten Theile der Ausbeute vom Mont Beuvray aufbewahrt sind, ist seit 1897 der Leiter der Ausgrabungen. Daneben hat er während der letzten Jahre in den wichtigeren Museen Frankreichs und des Auslandes die La Tène-Funde einem gründlichen vergleichenden Studium unterzogen, so dass man ihn jetzt wohl als den besten Kenner jener Epoche bezeichnen darf. Déchelette erkannte bei seinen Studien die volle Stichhältigkeit der von Otto Tischler bereits im Jahre 1885 aufgestellten Dreitheilung der La Tène-Periode und setzt sie nun consequent an die Stelle der von den Franzosen bisher festgehaltenen Zweitheilung Gabriel de Mortillets, dessen beide nicht völlig klar von einander geschiedene Stufen, époque marnienne und époque beuvraysienne, er gänzlich aufgibt. Die La Tène-Periode, wie wir sie mit Tischler verstehen, reicht bis an den Beginn der christlichen Ära, um welche Zeit die keltische Cultur auf dem ganzen Continente durch die Cultur der römischen Kaiserzeit abgelöst wurde. Déchelette weist nun wieder darauf hin, dass in England dank der isolierten Lage des Landes die keltische Kunst nicht der römischen erlegen ist, sondern dass sie dort während der ersten Jahrhunderte unserer Zeitrechnung eine Weiterentwicklung durchmachte, die in vielen Stücken, besonders in den Emailarbeiten entschieden keltischen Charakter bewahrte. Déchelette bezeichnet diese räumlich beschränkte Nachblüte der keltischen Kunst mit »La Tène IV«, was wir im Sinne der Tischler'schen Nomenclatur (welche bekanntlich »Früh-, Mittel- und Spät-La-tène« sagt) vielleicht mit »Nach-La Tène« wiedergeben können. Doch ist diese, dem Festlande Europas fremde Stufe für die vorliegende Untersuchung von geringerem Belange. Von größter Wichtigkeit für dieselbe ist jedoch die weite und relativ regelmäßige Verbreitung der drei Hauptstufen der La Tène-Cultur vom Atlantischen Ocean an bis an die Ostsee und bis in die Balkanhalbinsel hinein.

Eine geradezu erstaunliche Ähnlichkeit mit Bibracte fand Déchelette in dem Hradischte von Stradonitz bei Beraun. In diesen »Mittheilungen« hat auf die große Wichtigkeit dieser ergiebigen Fundstelle schon Hochstetter (VIII, 142) aufmerksam gemacht, worauf W. Osborne (X, 234 mit 6 Taf.) einen wichtigen Beitrag zur Kenntnis der Funde lieferte. Leider ist Hochstetters dringende Mahnung, dass die Ausgrabung auf dem Hradischte »fortan mit wissenschaftlichem Ernste behandelt werden möge«, nutzlos verhallt und die Raubgräber und Fälscher haben an dieser eminent wichtigen Fundstätte gehaust, bis kein Stückchen mehr zu finden, und keiner der übereifrigen Sammler mehr zu betrügen war. Déchelette beklagt wiederholt den unersetzbaren Schaden, den die Wissenschaft durch diese Misswirtschaft erlitten. Glücklicherweise konnte nachträglich eine ansehnliche Partie der Funde in der prähistorischen Sammlung des k. k. Hofmuseums und eine noch beträchtlichere im Prager Museum vereinigt werden. Doch sind damit die einem gründlichen Studium aller Funde entgegenstehenden Schwierigkeiten nur zum Theil behoben.

Déchelette vergleicht der Reihe nach die einzelnen Kategorien der Fundgegenstände von Stradonitz mit jenen von Bibracte und aus dem ganzen übrigen Gebiete der keltischen Cultur. Die Münzen von Stradonitz sind bis auf wenige Stücke keltisch. Neben mehreren hundert einheimischen von Gold (Regenbogenschüsselchen), Silber und Brouze werden Dutzende von ausländischen Gepräger nachgewiesen, die auf einen sehr regen Handelsverkehr schließen lassen. Sie stammen aus den Ländern der oberen Donau, der Schweiz und Frankreich. Die helvetischen bilden die Mehrzahl unter ihnen, und jene, welche aus Gallien stammen, sind durchwegs solche, die der Handel auch nach Helvetien gebracht hatte. Rom ist nur durch zwei Münzen der Republik vertreten. Als besonders wichtig ist hervorzuheben, dass in Stradonitz nicht eine einzige römische Kaisermünze gefunden wurde. Unter den Fibeln sind Typen von der Früh- bis zur Spät-La Tène-Stufe (Vorläufer der norisch-pannonischen Flügelübula) den Plätzen von Stradonitz und Bibracte gemeinsam, obwohl wichtige Unterschiede darin liegen, dass der östliche Fundort ein Überwiegen der Mittel-La Tène-Fibeln zeigt, während in Bibracte zu den gemeinsamen Formen noch solche der Augustäischen Periode hinzukommen. Sehr lehrreich sind die engen Analogien im (rothen) Email und in den bemalten Thongefäßen, nicht weniger auffallend die gemeinsamen Formen von Glasperlen (alle Farben mit Ausnahme von roth), Glas- und Bronzeringen, Bronzerädchen, kleinen Balancewagen und vielen anderen Gegenständen.

Dass das ganze Fundinventar von Bibracte den keltischen Äduern zugehört, steht fest. Welchem Volke ist aber die ihrem Charakter nach vollkommen keltische Hinterlassenschaft in dem böhmischen Oppidum zuzuschreiben? Diese so einfach scheinende Frage compliciert sich gar sehr unter den Händen der Fachmänner. Hochstetter schrieb das Hradischte ohneweiters den Bojern zu, Osborne den Markomannen mit dem Zugeständnisse einer schwachen bojischen Vorläuferschaft. Doch waren damals die archäologischen Kenntnisse überhaupt noch nicht auf jener Höhe, dass man diese Ansichten den Resultaten der gegenwärtigen Untersuchung ebenbürtig gegenüber stellen könnte. Übrigens sind auch heute die Ansichten getheilt zwischen Markomannen und Bojern. Für die ersteren tritt besonders Píč, der erfolgreichste Prähistoriker, den Böhmen je besessen, mit vielem Geschicke und mit einem Aufwande von vielem historischen Detail ein. Er nimmt sogar das Hradischte für die befestigte Hauptstadt Marbods (Marobodunum) in Anspruch. Dadurch gewinnt er die Möglichkeit, die auf die Schichte von Stradonitz folgende archäologische Fundschichte von Dobřichow den Nachfolgern der Markomannen zuzuschreiben. Diese Funde von Dobřichow und den gleichaltrigen Fundstellen gehören zu den interessantesten, die der Boden Böhmens bewahrt hat. Píč setzt sie in die Zeit von 50 bis circa 200 nach Chr. und fasst sie auf als die Überbleibsel der ersten czechischen Einwanderung.

Dieser Annahme widerspricht Déchelette mit aller Entschiedenheit. Er zeigt, dass das Hradischte in jeder Beziehung der über ganz Mitteleuropa verbreiteten keltischen Cultur entspricht, und dass seine Funde der von Píč angesetzten Datierung widersprechen. Die Funde berechtigen nicht dazu, den Bestand des Oppidums bis zum Jahre 20 nach Chr., dem Untergange von Marbods Reich, hinauszuschieben, und sie erlauben nicht, ihn auf die kurze Zeit der Herrschaft Marbods, etwa drei Decennien, einzuschränken. Entscheidend sind da die Münzen und die Fibeln: das Fehlen römischer Kaisermünzen, obwohl so viele ausländische Gepräge aus vorrömischer Zeit vorkommen, und dann das Überwiegen der Mittel-La Tène-Fibel, während die spätesten Fibeltypen des Mont Benvray (aus der Zeit des Augustus) fehlen. Man muss deshalb das Ende des Hradischte früher als jenes von Bibracte ansetzen, spätestens etwa in das Jahr 11 vor Chr., da Marbod Böhmen in Besitz nahm.

In Stradonitz war also jedenfalls ein bojisches Oppidum, das von den Markomannen zerstört wurde.

Das Anfangsdatum der Gräber von Dobřichow rückt Déchelette bis in die Zeit des Augustus zurück, indem er beispielsweise darauf hinweist, dass eine Anzahl Fibeln und andere Typen bestimmt in die Zeit des Augustus zurückreichen, so dass also diese Gräber mit dem Auftreten der Markomannen in Böhmen zeitlich zusammenfallen. Das hat meines Wissens auch Píč zu Beginn seiner Untersuchungen über diese Funde, ehe er die sichere archäologische Basis zu Gunsten der überwuchernden historischen Details verlassen hatte, anerkannt.

J. Szombathy.

50.

Woldřich, J. N.: Lagerplatz des diluvialen Menschen und seine Culturstufe in der Generalka bei Prag.[1]) (Bull. internat. de l'Académie de Sciences de Bohème.) Prag 1901. S. 21. Mit 15 Textillustrationen und 12 Tafeln.

Dass der diluviale Mensch in Böhmen lebte, ist heute gewiss ohne Zweifel. Namentlich in den letzten Jahren wurden reiche Funde in den diluvialen Bildungen Böhmens gemacht, welche unumstösslich das Factum der Existenz des diluvialen Menschen, als Zeitgenossen des Mammut- und Renthiers, zeigen. Epochal sind die Funde Woldřichs in der Zuzlawitzer Höhle (im Böhmerwalde).

Auch diese vorliegende ausführliche Arbeit über die Generalka ist ein weiterer neuer Beleg zur Existenz des diluvialen Menschen bei uns. Autor beschreibt zuerst die Lage der Ziegelei Generalka, die von Mitte Prags 5·4 *km* entfernt ist, dann gibt er auch eine Übersicht der diluvialen Bildungen, mit einigen Profilen, behandelt deren petrographische Zusammensetzung und weitläufiger den Charakter und den Ursprung dieser Bildungen. Am interessantesten aus dem ganzen Profile der Generalka ist die Culturschichte, deren ganze Verbreitung von Süden gegen Norden circa 50—60 *m* misst. Die Mächtigkeit dieser Schichte betrug im Durchschnitt 0·4 *m*, war aber nicht überall gleichmäßig. Diese Culturschichte war stark mit Holzkohlenresten vermischt. Die Feuersteinwerkzeuge und deren Abfälle und Werkzeuge aus anderen Steinen sind an verschiedenen Stellen, namentlich in der Nähe vom Feuerherd gefunden. Unter diesen Gegenständen waren verschiedene rothgebrannte Steine, Klopfsteine und fremde faustgroße Geschiebe, gebrannte und theilweise calcinierte Knochen verstreut.

[1]) Ausführlicher Auszug aus der Abhandlung Nr. 1, Jahrg. IX (1900), der: »Rozpravy« der »Česká Akademie cis. Frant. Josefa«: »Tábořiště diluvialního člověka a jeho kulturní stupeň v Jenerálce u Prahy a v několika dalších nalezištích českých« (S. 32).

Die Studien des Autors ergaben, dass der diluviale Mensch hier gegen das Ende der postglacialen (beziehungsweise interglacialen) Weidezeit am Vorsprunge eines südlichen, von Nebušitz gegen die Generalka sich verflachenden Abhanges eines mäßigen Rückens an einer sonnigen und von drei Seiten geschützten Stelle[1]) bei günstigem, dem jetzigen sich annähernden Klima lagerte.

Auf der Culturschichte in Generalka lag noch 0·5 *m* grauer Gelblehm und 1 *m* dunkelgrauer Gelblehm und Ackererde, die keine Menschenspuren enthielten. Hier wurde nur ein Rest der diluvialen Waldfauna (Hirsch) gefunden.

»Die um den Feuerherd und sonst in der aschigen Culturschichte enthaltene Menge an vorwiegend aus Feuerstein und Knochen zugeschlagenen Artefacten, die Menge der Abfälle von Feuerstein, von anderen Gesteinen und von Knochenfragmenten bezeugen, dass diese Artefacte an Ort und Stelle von Menschen verfertigt wurden. Den Feuerstein bezog er allem Anscheine nach aus entfernten nördlichen Gegenden; er vermochte aber auch andere harte zunächst gelegene Gesteine zu verwerten, es gelang ihm jedoch einigermaßen brauchbare Artefacte unter diesen Gesteinen nur aus Quarz, Quarzit, Hornstein, Jaspis und Porphyr zu erzeugen.

Derselbe hinterließ hier auch eine Menge von ganzen und zerschlagenen Knochen von Thieren der postdiluvialen Weidezeit (Mammut, Nashorn, Renthier, Pferd und Ur), aus denen er primitive Werkzeuge und allenfalls Waffen zuschlug. Er ernährte sich hauptsächlich vom Fleische des Renthiers, des Pferdes und des Urs, vielleicht des Mammuts und des Nashorns. Das Mammut und das Nashorn wird er wohl schwerlich mit seinen primitiven Waffen gejagt haben, sondern wird dieselben in Hinterhalte gelockt und durch Steinwürfe getödtet haben.«

Interessant ist ein Fragment einer Nashornrippe, die auf beiden Seiten mit Kerben verziert und sechsmal durchbohrt ist. Rippen, mit ähnlichen Kerben verziert, kommen, wie bekannt, in den Funden bei Pfedmost in Mähren vor.

Die Anzahl aller Feuersteingegenstände (Messer, Abfälle etc.), die in der Generalka gefunden wurden, gibt Woldřich auf 336 Stück an, zu welchen wir auch einige Gegenstände aus anderem Stein zählen; dann steigt die Anzahl der Steingegenstände auf 422 Stück; alles zusammen 500 Stück.

Der Generalka-Stufe gehört in Böhmen Lubná, dann Zuzlawitz (II. Spalte) und Türmitz an, die zu der Übergangsphase der Waldstufe gehören. In Mähren entspricht der Generalka-Stufe Jaroslawitz und jüngere Schichten der Stramberger Höhlen, in Niederösterreich die Stationen: Willendorf, Aggsbach, Zeiselberg und Stillfried.

In der vorliegenden Arbeit beschreibt weiter Woldřich interessante Menschenschädel-Reste aus der bekannten und von ihm durchforschten Höhle von Zuzlawitz. Diese Reste, die noch nicht abgebildet wurden, fand er seinerzeit neben dem Nashornknochen im Lehm. Weil das Aussehen und die Erhaltung dieser Menschenschädelreste der der Knochen des Nashorns, Pferdes und Renthieres entspricht, und weil auch in der zweiten Spalte in Zuzlawitz weder in der Nähe, noch in der entfernten Umgebung jüngere Reste von Menschen vorkommen, zweifelt der Autor nicht an dem geologischen Alter desselben.

Zum Schlusse berichtet Woldřich noch über einige Spuren des diluvialen Menschen bei Vtelno unweit der Vrutice Kropáčova und beschreibt dann den Lagerplatz des diluvialen Menschen bei Libotz, von wo er eine Reihe von Knochengegenständen, verfertigt aus Mammutstoßzahn, den Knochen des Nashorns, des Pferdes und Wildschweines abbildet. Diese Artefacte bezeugen eine vorgeschrittene Technik in der Herstellung von Knochenwerkzeugen, wie wir solchen in den Typen der französischen époque Magdalénienne begegnen. Die dunkelgraue Lehmlage bei Libotz, in welcher obige Artefacte gefunden wurden, gehört bei uns auch zu den jüngsten Bildungen der Diluvialzeit, nämlich der Waldzeit. Woldřich meint, dass das Mammut zu dieser Zeit bei uns im Aussterben begriffen oder bereits ausgestorben war, und dass die vorbesprochenen Artefacte aus den Stoßzähnen des bereits ausgestorbenen Thieres hergestellt wurden.

»Jedenfalls liegen hier vor uns die Spuren einer jüngeren vorgeschritteneren Culturstufe des Menschen, als jener der Generalka und von Zuzlawitz, gleichzeitig wahrscheinlich mit der Culturstufe der Gudenushöhle in Niederösterreich.«

Woldřich, welcher in kurzem noch über einige Funde von Scherben aus zwei Culturgruben jüngerer Epochen in der Generalka berichtet, schließt mit diesen allgemeinen Schlussbemerkungen:

»Aus den paläolithischen (diluvialen) und mesolithischen Funden Böhmens, sowie Europas überhaupt, geht hervor, dass der diluviale Mensch hier nicht ausstarb, auch nicht in einen anderen Welttheil auswanderte, sondern dass er hier verblieb, in der Cultur fortschritt und sich körperlich weiter entwickelte. Das schließt allerdings einen zeitweisen fremden Einfluss und die Möglichkeit nicht aus, dass ein anderwärts entwickelter fremder Mensch sich örtlich mit ihm mischte. Durch Colonisierung und wechselseitigen Verkehr

[1]) Auch die Lagerplätze von Willendorf und Aggsbach in Niederösterreich befinden sich am südlichen, zur Donau geneigten Abhange.

gelangen später zu ihm einige anderwärts gezähmte Thiere und Culturpflanzen aus dem Osten Europas und aus Asien; dies alles während der mesolithischen und neolithischen Zeit.

In der neolithischen Zeit begegnen wir in Europa schon sesshaften Völkern, wie dies die zahlreichen neolithischen Ansiedlungen auf Anhöhen, an Felsvorsprüngen und später auch in der Ebene, sowie die Pfahlbauten bezeugen.«

J. V. Želizko.

C. ETHNOLOGIE.

1. Allgemeines; Zeitschriften und Sammelwerke.

51.

Bastian, A.: Die Probleme humanistischer Fragestellungen und deren Beantwortungsweisen unter dem Zeichen der Zeit. Berlin 1901.

Unser unermüdlicher Meister der Ethnologie bringt auch in dem vorliegenden Werke hochwichtiges Material, welches dazu beitragen soll, »dass die aus dem kosmopolitischen Völkerverkehr, in dessen Mitte wir hineingestellt sind, herantretenden Fragestellungen ihre entsprechend correcte Beachtung erhalten«. Die Erledigung dieser Fragestellungen hatte von jeher die Philosophie übernommen, jedoch ohne wesentlichen Erfolg. »Die Philosophie ist die Summe der fehlgeschlagenen Versuche, ihre Phänomene zu erklären.« In den praktisch unbrauchbaren gnostischen, scholastischen, vedantischen, taoistischen, spiritualistischen Luftschlössern malt sich »dem Denken sein Umherzappeln an einem Widerhaken, woran es selber sich gefangen hat«. Nur wenn »die gnostisch schmeichlerischen Verbildlichungen, der docta ignorantia, dem Noch-nicht-Wissen Platz machen, wird eine methodisch fundierte Forschungsbahn geschaffen«. Als Leitmotiv für die geordnete Induction verkündet Bastian neuerdings die Entfaltung und Veredlung der menschlicher Existenz immanenten Elementargedanken in den Moralgesetzen, in Sitte und Brauch. »Der Wildling athmet in religiöser Atmosphäre, jede Handlung des täglichen Lebens, die kleinste Fingerbewegung, jeder Athemzug sind z. B. dem Australier religiös durchtränkt« (Lumholtz). »Die Moralgebote sind auf primärem Niveau des Wildzustandes identisch mit den einheitlichen »Elementargedanken«. In der Preisaufgabe, ob mit Zunahme der Kenntnisse in der Cultur die Sitten sich verschlechtern, ist die Fragestellung ebenso unrichtig verschoben, wie in der Ansicht von Buckle, dass nach dem Standpunkt der Kenntnisse der einer Moral sich bemesse.« Die Allgemeingiltigkeit der Moralprincipien ergibt sich vielmehr nach Bastian aus ihren gleichartigen Unterlagen in humanistischer Existenz (den Elementargedanken); sie sind naturnothwendig präconditionelle Vorveranlagungen socialer Existenz.

Die hieran sich anschließenden Erörterungen über die Differenzierungen der Seelenvorstellungen der einzelnen Völker unter gleichzeitiger Aufrechterhaltung des einheitlichen Grundgedankens werden jenem Ethnologen, der es endlich unternehmen wird, das massenhafte Material über den Seelenglauben zusammenzufassen, zweifelsohne sehr zu Hilfe kommen.

Eine leider etwas gedrängte Zusammenfassung der Leitideen Bastians enthält folgender Satz: Das Zoon politikon lebt und waltet unter einer sprachlichen Umkleidung auf humanistischer Gesellschaftsschichtung, wo es seinen Mikrokosmus sich aufbaut und denselben ausschmückt mit den an den Horizont jedesmaliger Weltanschauung projicierten Vorstellungsbildern, in der Buntheit ethnisch schillernder Vielgestaltigkeit, welche, wie die somatische dem Baue der (klimato-)geographischen Provinzen, so demjenigen unterliegt, der durch den Influxus siderischer Constellationen (nach astrologischen Reminiscenzen) ausgeübt wird, innerhalb geographisch-geschichtlichen Provinzen, wie jedesmal zugehörig (in ethnischen Umkreisungen).

Aus der Fülle der hier ausgestreuten Anregungen seien noch hervorgehoben Bastians kategorische Abweisung der »in Naturforscherkreisen momentan wieder aufgetauchten Ursprungsfragen«, dessen Kritik der stoischen »Logoi spermatikoi«, seine Postulate für die Begründung einer empirischen Psychologie u. s. w. Verhältnismäßig kurz, und zwar mehr von philosophischen Gesichtspunkten aus, sind die Völker- oder Gesellschaftsgedanken behandelt.

Referent hat bereits bei früheren Anlässen seine Bedenken gegen die Ableitung der Völker- von den Elementargedanken, wie gegen die »Klimatisierung des Menschengeschlechtes«, mit Herder zu reden, kundgegeben. Die von diesem Standpunkte aus vertretene Lehre von der Allgemeingiltigkeit der Moralprincipien kann diese Bedenken nur verstärken. Sie dürfte wohl den Gegnern der Bastian'schen Nomenclatur neue Waffen liefern. Dies wäre bedauerlich, da dieselbe unter gewissen Voraussetzungen ganz brauchbar ist. Zur genauen Feststellung des gegenseitigen Verhältnisses der Elementar- zu den Völkergedanken bedarf es jedoch einer ganzen Reihe von ethnologischen Vorarbeiten. Bei dem unverkennbaren Aufschwunge der Ethnographie in unseren Tagen wird wohl auch die allgemeine Ethnologie bald an die Reihe kommen, um deren Begründung Bastian so große und unvergängliche Verdienste besitzt. Ich kann es mir nicht versagen, aus

dessen hier besprochenem Werke eine für den idealen Sinn und Fernblick Bastians charakteristische Schlusstelle anzuführen, welche von unserer Seite eine besonders eingehende Beachtung verdient:

»Mit accumulierendem Ansteigen des kosmopolitisch internationalen Völkerverkehres steht aus den »Zeichen der Zeit« eine ethnologische Hochschule indiciert, um in systematisch umfassendem Überblick der ethnischen Erscheinungsformen auf dem Erdenrund die den menschheitlichen Organismus regierenden Functionen auszuverfolgen, wie einem normalen Gesundheitszustand am zuträglichsten; und solche Studienergebnisse der Völkerkunde würden (im internationalen Wettbewerb) derjenigen Nationalität, die sie am geflissentlichsten betriebe, am meisten zugute kommen müssen — und aus dem factischen Gewinn des Tageslebens demnach vollauf zugleich für dasjenige zahlen, was in Ansehung (und zur Anreichung) idealer Zwecke darauf verwendet sein sollte. Dixi et salvavi animam meam .....« Andrian.

52.

Woermann, Karl: Geschichte der Kunst aller Zeiten und Völker. I. Band. Die Kunst der vor- und außerchristlichen Völker. Leipzig und Wien, Bibliographisches Institut. 1900. XVII + 667 S. Lex.-8°. Mit 615 Abbild. im Text, 15 Tafeln in Farbendruck und 35 Tafeln in Schwarzdruck.

Der Rahmen unserer Kunstanschauung hat sich in den letzten Decennien durch die Erfolge der ethnographischen und der Alterthumsforschung außerordentlich schnell erweitert und dehnt sich nun in räumliche und zeitliche Fernen, die früher ganz außerhalb der kunstgeschichtlichen Forschung lagen. Das verschiedenartigste Material hat sich in diesen Rahmen gedrängt. Das gebildete Publicum und selbst gewisse gelehrte Kreise, welche, so wie z. B. der Prähistoriker und der Ethnograph, nicht die allerengsten, aber doch recht häufige Beziehungen zur allgemeinen Kunstgeschichte zu pflegen haben, stehen dem Schwalle des aus der Tiefe des Alterthums und aus allen überseeischen Ländern herbeiströmenden Materials fast rathlos gegenüber. In diesen weiten Kreisen ist das Bedürfnis, jenes reiche Material, wenn auch nicht vollständig zu durchdringen, so doch in ein geordnetes Bild zusammenfassen zu können, geradezu actuell geworden. Und diesen Wünschen wird das Werk Woermanns in ausgezeichneter Weise gerecht. Es ist auf drei Bände angelegt, von welchen der vorliegende erste die Kunst der vorchristlichen und außerchristlichen Völker von der Urzeit bis zur Gegenwart in ihrem Zusammenhange und Werdegange schildert, während der zweite Band die Kunst der christlichen Völker von ihren Anfängen bis zum Zeitalter der Reformation und der dritte Band die Kunst der neueren Zeit bis zur Gegenwart in ihrer geschichtlichen Entwicklung darstellen soll. Dieses Programm bildet bei dem heutigen Stande der kunsthistorischen Forschung eine so große und schwierige Aufgabe, dass sich ihr nur ein so gründlicher und vielseitiger Fachmann wie Woermann unterziehen durfte, ein Fachmann, dem in den meisten der behandelten Abschnitte genug eigene Anschauung zur Verfügung steht, um ihm die selbständige Nachprüfung aller wichtigeren Forschungsergebnisse zu ermöglichen.

Der erste Band bot zweifellos die größten Schwierigkeiten, denn er hat die verschiedensten Gebiete zu behandeln und unter ihnen viele, auf welchen die Forschung noch vollständig im Flusse ist. Der Autor betont, dass er sich »der Vorläufigkeit« mancher seiner Schilderungen und Schlüsse bewusst ist, er verfehlt aber auch an keiner Stelle des inhaltsreichen Bandes, auf den erreichten Grad wissenschaftlicher Sicherheit, den er in Anspruch nehmen kann, aufmerksam zu machen. Eine wenn auch nur flüchtige Besprechung des Inhaltes ist angesichts der reichen Fülle desselben nicht im Rahmen dieser Anzeige möglich. Wir wollen es uns jedoch nicht versagen, wenigstens die Hauptgruppen, in welche der Stoff gegliedert wurde, anzuführen.

In einer kurzen Einleitung (S. 1—5) zeigt der Verfasser sehr hübsch den Unterschied zwischen der sogenannten künstlerischen Kraft in der Natur, speciell in der Thierwelt, und der Kunst des Menschen. In sieben Abtheilungen führt er sodann seinen eigentlichen Lehrstoff vor. Die Capitelüberschriften lassen schon die klare Anordnung des Ganzen, die nur von der Klarheit und Gemeinfasslichkeit der Detaildarstellung übertroffen wird, erkennen.

Das 1. Buch (S. 6—96) umfasst die Kunst der Ur-, Natur- und Halbculturvölker, und zwar 1. die Kunst der vorgeschichtlichen Urzeit (paläolithische, neolithische und Bronze-Periode), und 2. die Kunst der Natur- und Halbculturvölker (niedere Naturvölker auf der Stufe der Jäger und Fischer, Naturvölker auf der Stufe der jüngeren Steinzeit, metallkundige Natur- und Halbculturvölker mit den Negern bis zur Benin-Kunst und den hinterindischen Völkerschaften, endlich die altamerikanischen Culturvölker). Das 2. Buch (S. 97 bis 219), die alte Kunst des Morgenlandes, umfasst 1. die ägyptische Kunst, 2. die mesopotamische, 3. die vorhellenische Kunst des östlichen Mittelmeergebietes (und zwar die »mykenische«, die vorgriechische Syriens und die vorhellenische Kleinasiens) und 4. die altpersische Kunst. Das 3. Buch (S. 220—391), wohl das vollendetste aller sieben Capitel, gehört der griechischen Kunst vom Anfange bis zum Ende des Jahrtausends

vor Christi. Das 4. Buch (S. 392—463) behandelt die Kunst Alt-Italiens und des römischen Weltreiches, und zwar 1. die italische Kunst bis zum Ende der Republik (voretruskische Stufe, etruskische Periode, hellenische Zeit) und 2. die Kunst des Kaiserreiches. Das 5. Buch (S. 464—486) ist der heidnischen Kunst in Nordeuropa und ihren Ausläufern in Westasien gewidmet. Wir finden da 1. die heidnische Kunst nördlich der Alpen von der Hallstatt-Periode an durch die La Tène-Periode und die jüngere nordische Eisenzeit bis zur Wickinger- und Wendenzeit (freilich nur das Hauptsächlichste auf 15 Seiten zusammengedrängt), und 2. die Kunst der Arsakiden und Sassaniden in Persien und die Gandhārakunst an der Nordwestgrenze Indiens. Das 6. Buch umfasst die indische und ostasiatische Kunst von den altbrahmanischen und altchinesischen Anfängen bis in unsere Zeit, und das 7. Buch endlich behandelt speciell die Kunst des Islam in ihren verschiedenen Provinzen. Die von der Verlagshandlung in diesen populär-wissenschaftlichen Werken — nicht mit vollem Rechte — verpönten Literaturnachweise und Fußnoten im Texte sind durch einen, den Schluss des Bandes bildenden alphabetischen Schriftennachweis und ein ausgezeichnet gearbeitetes Register ersetzt.

Es liegt in der Natur eines solchen weitumfassenden, gemeinverständlichen Werkes, dass jeder Fachgelehrte in seinem Specialcapitel die Beschränkung, welche sich der Verfasser auferlegen musste, stark empfindet. Um die Knappheit einzelner Stellen zu billigen, muss man sich immer von neuem die Rücksicht auf einen großen Leserkreis und das Verhältnis der betreffenden Capitel zum Ganzen vor Augen führen. Was aber die Auswahl des Dargebotenen anbelangt, so kann Referent bezeugen, dass die seinem Wissenskreise nahe stehenden Abschnitte vollkommen den heutigen Stand der Wissenschaft einhalten. Und gerade diese Abschnitte (prähistorischen und ethnographischen Inhaltes) liegen am weitesten entfernt von dem engeren Studienkreise des Verfassers. Sie bilden daher einen doppelt empfindlichen Maßstab für den großen Wert des ganzen Buches. Man kann vorhersagen, es werde keinen Fachmann geben, der nicht aus der Gesammtheit des Werkes und aus den seinen Hauptstudien ferner liegenden Capiteln ansehnlichen Nutzen ziehen kann. Darnach möge der um die Kunstgeschichte beflissene Laie ermessen, mit welch hochgespannten Erwartungen er an dieses Werk herantreten darf. Dazu wollen wir ihm verrathen, dass das Buch nicht nur gemeinverständlich und zugleich auf der Höhe der Wissenschaft geschrieben, sondern geradezu angenehm zu lesen ist.

Für uns Anthropologen ist es ein besonderes Vergnügen, zu sehen, welch bedeutender Antheil unseren Disciplinen am Inhalte des vorliegenden Bandes eingeräumt ist. Wir nehmen diese ausgedehnte Berücksichtigung prähistorischer und ethnographischer Forschungsergebnisse als eine von maßgebendster Stelle kommende Anerkennung in Anspruch, dass unsere zwei Generationen lange und so vielfach unterschätzte Arbeit schon wertvolle Früchte für das Gesammtwissen der Menschheit getragen hat.

Dem Rufe und den festen Traditionen der Verlagshandlung entspricht die Ausstattung des Werkes, welche unter Benützung der besten modernen Vervielfältigungsverfahren den Intentionen des Verfassers und allen berechtigten Ansprüchen des gerade durch diese Verlagshandlung sehr verwöhnten Leserkreises in reichlichem und schönem Maße gerecht wird. J. Szombathy.

53

Pischel, Richard: Die Heimat des Puppenspiels. Rectorsrede. Halle a. d. Saale, Max Niemeyer. 1900. gr. 8°. 28 S.

Das Puppenspiel ist uralt, vielleicht die älteste Form dramatischer Darstellung überhaupt[1]), immer für die breiten Massen berechnet und auch aus diesen hervorgegangen. Über seine Heimat war bis jetzt, da die Quellen sehr spärlich fließen, nichts bekannt. Man tappte im Dunklen. Da versucht es nun Pischel, dessen Heimat mit Indien zu fixieren und wie es dem Referenten scheint, mit Glück. Und zwar geschieht die Beweisführung indirect, mit Hilfe der Hauptperson des Puppenspieles, dem »Kasperl«, den man bis jetzt immer aus dem arlecchino hervorgehen ließ, aber mit Unrecht, denn schon bevor dieser war, gab es in Deutschland einen Kasperl und derselbe findet sich ganz genau mit allen charakteristischen Zügen unter dem Namen *vidūsaka* schon zu Beginn unserer Zeitrechnung im indischen Drama und weist derselbe dort mit allen seinen Zügen auf eine noch frühere, in die Zeit des Puppenspieles, das uns überdies durch einige Zeugnisse für das alte Indien bewiesen ist. »Wo aber die Heimat des Kasperle ist, da ist ja die Heimat des Puppentheaters. Solche Figuren werden in so ausgesprochen einheitlicher Gestalt nicht selbständig an verschiedenen Orten erfunden, sondern sie haben eine Heimat und wandern, wobei sie je nach dem Lande im einzelnen ausgestaltet werden.« Letzteres lässt sich noch beweisen, denn von Indien aus kam das Puppenspiel sammt dem Kasperl (Sēmar) nach Java und erfreute sich großer Beliebtheit. Ganz dieselbe Figur findet sich im türkischen Schattenspiel als *Karagöz*, im persischen Spiel als *Kačal Pahlawān* (kahler Athlet) und ist besonders merk-

[1]) S. dazu H. Schurtz, Urgeschichte der Cultur. Leipzig 1900, S. 530 f.

würdig, dass letztere beide Figuren zuerst von Zigeunern, die ja bekanntlich aus Indien stammen, gespielt wurden. Somit wäre auch in diese für die Volkskunde nicht unwichtige Frage Licht gebracht und es wäre zur weiteren Klärung der Frage eine nicht unwichtige Aufgabe, die Verbreitung der Puppenspiele in Hinterindien und China zu verfolgen. E. K. Blümml.

54.

Colozza, G. A.: Psychologie und Pädagogik des Kinderspieles. Mit einer Einleitung von N. Fornelli. Mit Erlaubnis des Verfassers aus dem Italienischen übersetzt sowie durch Zusätze und Anmerkungen ergänzt von Chr. Ufer. (Internationale pädagogische Bibliothek, herausgegeben von Chr. Ufer, II. Bd.) Gr. 8°. VIII, 272 S. Altenburg, Oskar Bonde, 1900.

Eines der interessantesten Probleme für die moderne Psychologie ist das Kind und dessen Äußerungen, zu welch letzteren auch die Kinderspiele gehören. Die Psychologie des Spieles ist schon von vielen Seiten, ich erinnere nur an Groos (Die Spiele der Thiere. Jena 1896, und Die Spiele der Menschen. Jena 1899) bearbeitet worden, sogar sehr trefflich, und gehört zu letzteren Bearbeitungen auch das Buch Colozzas: »Il giuco nella psicologia e nella pedagogia« (Turin 1895), das nun in einer trefflichen Übersetzung des bekannten Pädagogen Chr. Ufer vorliegt, der sich nicht nur damit begnügte, eine Übersetzung zu liefern, sondern dieselbe vielfach durch Literaturnachweise erweiterte und vervollständigte, was nicht hoch genug zu schätzen ist.

Ihrer Wichtigkeit wegen sei im nachfolgenden eine etwas eingehendere Analyse der Arbeit gegeben. Die Einleitung bringt zunächst einen Essai von Nicolò Fornelli, der, eine historische Übersicht auf diesem Gebiete versuchend, von Kant und Schiller, die das Schöne als eine Wirkung, als ein Ergebnis des Spieltriebes bezeichnen, ausgehend, zu Spencer, der denselben Gedanken wie die vorigen vertrat und annahm, dass das Spiel nicht unmittelbar dem nützlichen Lebensprocesse dient, daher aus einem Kraftüberschusse hervorgehe, welch letzterer verschiedenen Ursachen zugesprochen wird, Sikorski, der das Spiel nur als Ergebnis der Intelligenz betrachtet und auf Preyer fußend, das Gefühlsleben vom Spiele ausschließt, also im directen Gegensatze zu Spencer u. a. steht, die das Spiel aus dem Vergnügen hervorgehen lassen, und Colozza übergeht, welch letzterer das Spiel als die Form, den Ausdruck vieler, aber nicht aller Vorgänge eines in Entwicklung begriffenen Organismus ansieht, als das Vergnügen, das Wohlgefallen, das die Begleiterin der normalen Ausübung der jugendlichen Thätigkeiten ist, jener Thätigkeiten, die noch nicht auf den Nutzen des Lebens gerichtet sind; daher ist die Gesammterscheinung des Spieles etwa durch folgendes charakterisiert: 1. Durch die Lebhaftigkeit einer jugendlichen und bildsamen Natur mit ihrem reichen Gefühlsleben, 2. durch eine auch bei der Nachahmung schöpferisch wirkende Phantasiethätigkeit, 3. durch einen Kraftüberschuss, der noch nicht durch nützliche und nothwendige Arbeit im Kampfe um das Dasein verbraucht wird, und 4. durch die Freiheit in der Wahl und Ausführung. Die Combination dieser vier Dinge gibt die verschiedenen Arten der Spiele. Durch diese Colozza'sche Theorie wird die Kraftüberschuss-Theorie dahin gemildert und geläutert, dass das Spiel auch eine Äußerung der psychischen Thätigkeit ist, eine Form des Experementierens, Fühlens und Denkens der jungen Wesen. Referent will hier auf eine spätere Theorie (1899) von A. Hofer[1]) hinweisen, die die Frage, warum man spielt, etwas anders auffasst, aber bei näherem Zusehen sich bedeutend Colozza nähert.

Die Einleitung, die Ufer gibt (S. 10 ff.), macht mit der Groos'schen Theorie bekannt, die sich in zwei Principe (1. das Princip der Entladung überschüssiger Kräfte, und 2. das Princip der activen Erholung erschöpfter Kräfte) zusammenfassen lässt, wozu noch die Selbstnachahmung und der rauschartige Zustand, der beim Spielen auftritt, hinzukommen; dabei sind jedoch die Spiele nicht als Nachübung oder Nachahmung, sondern als Einübung unfertiger Anlagen zu fassen. Ebenso wird die Theorie Gulicks (1899), der die Spielthätigkeit im Kindes- und Jugendalter als eine Wiederholung der Thätigkeit innerhalb der verflossenen Racenentwicklung ansieht, die mit der Groos'schen Theorie sehr wohl zu vereinen ist, besprochen.

Doch nun zur Arbeit Colozzas selbst. Der erste Theil behandelt das für uns wichtigste: das Spiel in psychologischer Hinsicht, und zwar nach folgenden Gesichtspunkten: Ursprung des Spiels (im Überschuss der Stärke zu suchen), das Spiel ein Reservecapital (da es die überschüssige Kraft des Thieres und des Kindes abnützt, jedoch gleichzeitig die aufgespeicherte Energie vermehrt), das Spiel als psychische Thätigkeit (es gehört ein gewisser Grad von Intelligenz, Bewusstsein, Gefühl und Bewegung dazu, was sehr leicht an

[1]) Die Jugendspiele, 29. Jahresbericht der Staats-Oberrealschule in Triest. Triest 1899, S. 19 ff.; siehe dazu auch meine Anzeige (Zeitschrift für österreichische Volkskunde, VII [1901], 139).

Thieren nachgewiesen wird)[1]), das Spiel bei den höheren Thieren, die psychischen Elemente in den Spielen der Menschen (Idioten spielen nicht), ohne Überschuss kein Spiel (müde Thiere, kranke Kinder haben keine Lust dazu), die Kleinen (sowohl der Thiere als der Menschen) spielen durchwegs[2]), verschiedene Eintheilungen der Spiele (von Fröbel, Sikorski, Chabreul, Belèze, Harquevaux, Pelletier, Saffray, Fonssagrives, Rayneri, Marion, Kant; alles nur künstliche Eintheilungen, die nicht recht befriedigen können); Colozzas Eintheilungsgrund lehnt sich an den Paulhans an (die hauptsächlichen Typen des Charakters), und Colozza findet, dass sich im Spiele folgende Einflüsse äußern: der Nachahmungstrieb, die vererbten Tendenzen [als Kampflust, Zerstörungstrieb u. s. w.], die Einbildungskraft, die dramatische Thätigkeit [das Spielzeug wird belebt gedacht], das Komische, die Gefühle, die ästhetischen Gefühle[3]), die musikalischen Gefühle, die natürliche Umgebung [viele Spiele hängen von den Jahreszeiten[4]) ab, vom Material, das sie zum Spiele bietet u. s. w.], die sociale Umgebung [Unterschied zwischen den Spielen der Stadt- und Landkinder], die Fertigkeiten [Musik, Sprache u. s. w. dienen oft primitiven Spielen zur Grundlage], die Kenntnisse [wie Rechnen u. s. w. ebenso]. Soweit Colozzas Eintheilung, die ebenfalls künstlich, aber sehr ansprechend ist, umsomehr als er S. 97 f. selbst äußert, dass sich beim Spiele nie eine Thätigkeit allein äußert, sondern immer mehrere, und ist jedes Spiel nur ein neuer Versuch, eine neue Vermehrung der Kenntnisse, Erfahrungen u. s. w. des Kindes, denn obwohl sie kleinlich sind, so sind ihre Wirkungen doch von großem Einfluss auf alle Daseinsäußerungen.

Der zweite Abschnitt, der das Spiel in der Geschichte der Pädagogik behandelt, interessiert uns nur insoferne, als er S. 103 ff. Mittheilungen über griechische, 106 ff. über römische Spiele bringt, 109 ff. das Kinderspiel in der Literatur der ersten christlichen Jahrhunderte und 111 ff. das Spiel der Zeit der Renaissance behandelt. Doch finden sich auch zerstreut Mittheilungen über Kinderspiele, so 119 f., 150 u. s. w.

Der dritte Theil der Arbeit behandelt das Spiel in pädagogischer Beziehung und finden sich da eine Menge trefflicher Gedanken, die sich kurz zusammenfassen lassen in: »Das Spiel ist ein Mittel zur Entwicklung und Verbesserung des Körpers, zur Entwicklung des Seelenlebens und zur Erwerbung der einfachsten Kenntnisse, wie der Vorstellung von der Form, der Entfernung und der Bewegung, der Zahl, der Farben, der Töne, des fremden Eigenthums, sowie der äußeren Eigenschaften des Körpers und der Erklärung der einfachsten und gewöhnlichsten Erscheinungen«; in ihm »entwickeln sich die Fähigkeiten in der einfachsten und natürlichsten Weise, und die Kenntnisse werden dauerhaft angeeignet, da sie das Ergebnis der spontanen Thätigkeit des Kindes darstellen, das durch Spiel an seiner eigenen Ausbildung mitarbeitet«. Sehr häufig wird hier auf Spiele in der Heimat des Verfassers Rücksicht genommen und dieselben beschrieben, besonders der Puppe ein eigener Abschnitt (S. 223 ff.) gewidmet. Zu dem S. 189 mitgetheilten Spiel mit den Kirschkernen will Referent an das sogenannte Würfelspiel der vedischen Arier (siehe Rigveda ed. Aufrecht, X, 34) hinweisen, das ebenfalls nur auf den geschärften Blick hinausgieng. Zu S. 195, wo Colozza sagt: »Die Bewegungen (des Körpers) dienen nicht nur der Lautsprache zur Unterstützung, sondern sie besitzen eine Sprache für sich«, will Referent bemerken, dass er auf dem Standpunkte Grillparzers (Sämmtliche Werke, herausgegeben von A. Sauer. XV. Bd., Stuttgart 1892, S. 154 f.) steht, dass dies Rudimente einer der Lautsprache vorhergehenden Zeichensprache sind. Zu der S. 200 von Ufer gegebenen Literatur über Sprachspiele wäre noch hinzuzufügen: E. L. Rochholz, Alemannisches Kinderlied und Kinderspiel. Leipzig 1857, S. 21 ff., 42 ff; J. R. Bünker, Zeitschrift für österreichische Volkskunde. VI (1900), 1. Supplementheft, S. 22, und Fr. P. Piger, ebenda, S. 44. E. K. Blümml.

55.

Wisła (Die Weichsel). XIV. Jahrgang. Warschau 1900.

Im Jahre 1899 bekam die »Wisla« einen neuen Redacteur. Ihr Gründer, Dr. J. Karłowicz, dessen Verdienste um die polnische Folkloristik sehr bedeutend sind, zog sich zurück, und die Leitung wurde von E. Majewski, Redacteur des hier von uns mehrmals besprochenen »Światowit«, übernommen.

[1]) Referent möchte hier darauf hinweisen, dass die geistigen Fähigkeiten der Ameisen gewiss immer überschätzt wurden, s. A. Bethe, Dürfen wir den Ameisen und Bienen psychische Qualitäten zuschreiben? (Archiv für die gesammte Physiologie, LXX. Bd., S. 15—100), doch verfiel Bethe wieder in den entgegengesetzten Fehler, diese Thiere als Reflexautomaten anzusehen, was ebenfalls abzuweisen ist; s. L. Reh, Illustrierte Zeitschrift für Entomologie, III. [1898], 106 ff., 121 ff., und E. Wasmann, Biologisches Centralblatt, XVIII [1898], 577 ff.

[2]) Zu den Belegen für Spiele in früherer Zeit, die Ufers Anmerkung S. 50 f. bringt, mögen hinzugefügt werden: H. Boesch, Kinderleben in der deutschen Vergangenheit, Leipzig 1900, S. 62 ff., und F. Woenig, Am Nil, I. Bd., Leipzig o. J., S. 51 ff.

[3]) Bezüglich der Verwendung der Blumen bei den Spielen wäre auf folgende zwei Abhandlungen zu verweisen: E. K. Blümml und Fr. Höfer, Zeitschrift für österreichische Volkskunde, V (1899), 132 ff., und E. K. Blümml und A. J. Rott, Zeitschrift für Volkskunde, XI (1901), 49 ff.

[4]) In Ufers Anmerkung S. 86 bezüglich der Literatur nach Boesch, a. a. O. 78 ff.

Ungeachtet dieses Redactionswechsels erhielt sich die »Wisła« völlig auf ihrem einstigen Standpunkt. Wie zuvor weist sie eine große Fülle von Materialien auf, so dass sie zu den besten folkloristischen Zeitschriften gezählt werden kann.

Obwohl die zahlreichen volkskundlichen Publicationen Polens schon eine Menge von Volksliedern veröffentlicht haben, so findet man doch immer Neues dem Aufgespeicherten hinzuzufügen. So enthält auch der XIV. Band der »Wisła« ganz schätzbare diesbezügliche Beiträge. Frau B. Bruchnalska bringt Volkslieder aus dem Dorfe Sanka (Westgalizien), Frau Sarnowska solche aus Cujavien. S. Ciechanowski theilt polnische Volkslieder (mit Melodien) aus Österreichisch-Schlesien (Teschen und Umgebung), Radosławski aus Oronsko (bei Radom, Russisch-Polen) mit. Sehr interessant ist der Beitrag Frau Z. A. Kowerskas unter dem Titel: »Ein neues Volkslied«. Es führt uns sozusagen in die Werkstätte der Volkslieder hinein. Vor einigen Jahren ermordete in Warschau ein gewisser Wiśniewski seine Frau und seine Kinder. Dieses grässliche Ereignis prägte sich nun so tief ins Gedächtnis des polnischen Volkes ein, dass ein unbekannter Volksdichter es zum Vorwurf einer Ballade nahm. Frau Kowerska schrieb dieselbe aus dem Munde einer Magd nieder, welche aus Łodz, also ziemlich weit von Warschau, stammt.

Die Ballade ist ganz im volksthümlichen Sinne verfasst und sind wir weit entfernt, dem Urtheil Frau Kowerskas, sie sei ziemlich ungehobelt, beizupflichten. Anderseits zeigen einige Mängel in der Rhythmik, dass Frau Kowerska das Lied sich (außer den ersten zwei Zeilen, deren Melodie sie angegeben hat) nur vorsagen, nicht aber vorsingen ließ. Indessen ist das letztere unumgänglich für einen, der einen correcten Text eines Volksliedes liefern will.

Dieselbe Verfasserin hat in der »Wisła« noch einen interessanten kleinen Beitrag: »Rauch- und Schnupftabak bei dem Landvolke«, und zwei Märchen (aus Józwów, Gouvernement Lublin): »Vom Königssohn, der seine Schwester heiraten wollte«, und »Von Knaben, welche in Vögel verwandelt wurden«.

Legenden und Volkssagen bringen: Frau Piątkowska (eine Fassung der St. Christophlegende), M. Kucz (Ortssagen aus Ilża, Russisch-Polen), H. Łopaciński (Ukrainische Sirenensagen).

Zahlreich sind die Beiträge zum Volksglauben. Hier ist vor allem die Arbeit von Severin Udziela (»Die übernatürliche Welt des Krakauer Volkes«) zu nennen. In mehreren Jahrgängen der »Wisła« gedruckt, ist sie als separater Band erschienen, als solchen werden wir sie auch in den »Mittheilungen« in kurzem besprechen. Außerdem begegnen wir hier folgenden Arbeiten aus diesem Bereich: Magiera: »Volksglaube aus der Umgebung von Sułkowice« (Westgalizien), Rokossowska (deren vortreffliche Märchensammlung von uns hier seinerzeit angezeigt wurde): »Besprechungen aus Jurkowszczyzna« (Wolhynien) und »Naturereignisse im Volksglauben der Jurkowszczyznaruthenen«, Regina Lilienthal: »Jüdischer Volksaberglaube«, Piątkowska »Die Sterne und der Himmel im Volksglauben der Smardzewer Landleute« (Umgebung von Sieradz, Russisch-Polen).

Auch den Volkssitten und Volksgebräuchen sind mehrere Arbeiten gewidmet. Wir nennen hier: M. Kucz: »Wie wird die Nachricht vom Tode ertheilt« und »St. Gregorfest in Kozienice bei Radom« (es handelt sich um einen Schulfesttag, welcher seit 1595 bis 1870 im genannten Dorfe zum Andenken der Gründung der dortigen Volksschule im Jahre 1595 am St. Gregortage [12. März] gefeiert wurde), S. Bzowski: »Hochzeitsreden aus Komorniki bei Wieluń« (Russisch-Polen), Regina Lilienthal: »Verlobung und Hochzeit bei polnischen Juden«, H. Łopaciński: »Die Ritter beim Christusgrabe« (Charfreitagsbrauch), Sophie Kowalewska: »Hochzeitsbräuche im Wiliadistricte« (Lithauen), Bronisław Kocent: »Hochzeitsreden aus Cujavien« (Preußisch-Polen), H. L.: »Hochzeitsbräuche aus dem Ekaterynoslawer Gouvernement«, A. Petrów »Die Hungerjahre bei den Kirgisen«.

Zur Parömiologie hat H. Łopaciński, ein verdienstvoller Gelehrter und Sammler, dessen Namen wir hier schon mehrmals erwähnt haben, einen interessanten Aufsatz geliefert (Zwei alterthümliche Sprichwörter aus dem XVI. Jahrhundert). Außer ihm haben Frau Matlakowska, Witold Pracki und S. Zdziarski zeitgenössische Beiträge aus diesem Bereich gebracht.

Es ist aber zu bedauern, dass die Volksräthsel nur durch einen (allerdings hübschen) Beitrag von Ladislas Semkowicz (Volksräthsel aus der Umgebung von Brzesk, Westgalizien) vertreten sind. Das Volksräthsel bildet eine sehr interessante Hervorbringung der Volksphantasie, und weil es im Verschwinden begriffen ist, so wäre es höchst erwünscht, dass man ihm in Polen mehr Aufmerksamkeit zuwendete.

Erfreulich ist das Vorkommen gut gearbeiteter Monographien in der »Wisła«, von denen jede einer scharf begrenzten Gegend, einem Dorfe oder sogar einer socialen Classe eines Dorfes gewidmet wird. So z. B. handelt Joseph Radziukinas von sogenannten »Dzuken« (Dzuki), das heißt Lithauern aus dem Gouvernement Suwalki. Sein Aufsatz, welcher Land und Leute betrifft, wäre nun durch Mittheilungen aus der Volksliteratur zu vervollkommnen.

E. Tetzner beschreibt die Bevölkerung der Ortschaften Liw und Węgrów (Gouvernement Siedlce), J. Magiera handelt von den Schmieden des Dorfes Sułkowice, 30 *km* von Krakau (dieselben bilden mit den

Familien mehr als ein Viertel der 4000 Einwohner zählenden Bevölkerung von Sulkowice), S. Czuprykowski von den Siebern aus Bilgoraj (Russisch-Polen). B. W. liefert eine vortreffliche statistische Studie über die polnische Bevölkerung des Kulmer Landes (Preußen).

Dieser Gruppe sind Arbeiten aus dem Bereiche der Landeskunde anzureihen. Den ersten Rang nimmt hier der Aufsatz Dr. Ladislas Matlakowskis über den Wallfahrtsort Bieniszewo. Dieser Aufsatz kommt schon vom Nachlass des Verfassers. Einer der namhaftesten Chirurgen Warschaus, wusste Dr. Matlakowski noch Zeit für literarische und folkloristische Arbeiten zu finden. So hinterließ er (außer zahlreichen medicinisch-chirurgischen Abhandlungen) eine sehr gut gearbeitete Monographie über die Volksarchitektur in den Karpaten Westgaliziens und eine Anzahl kleinerer, wertvoller Beiträge. Es wäre gut, wenn die »Wisła« uns vor allem das von ihm zurückgelassene Ungedruckte veröffentlichte, und wenn dann die Freunde des vorzeitig (im 44. Lebensjahre an Lungenleiden) verstorbenen Arztes seinen Nachlass in einem separaten Bande herausgäben.

Interessant, obgleich stark von dem schon Veröffentlichten geschöpft, sind Smólskis »Reiseerinnerungen aus dem Masurenlande« (Preußen).

Nun kommt die Reihe an die Studien über einzelne Fragen aus der Volkskunde. Vor allem verdienen hier die von Erasmus Majewski in Betracht gezogen zu werden. Die eine handelt über die Familie der Raben (Raben, Krähen, Dohlen, Elstern), die andere über den Holunderstrauch im polnischen Volksglauben. Diese Aufsätze bilden die Folge der schon im Jahre 1891 von Majewski begonnenen Reihe über die Thiere im polnischen Volksglauben. Bald mit J. Sanecki und F. Jastrzębowski, bald allein veröffentlichte Majewski Studien dieser Art über die Schlangen (Separatabdruck aus »Wisła«, Warschau 1893, 107 Seiten), den Storch, die Eule, die Fledermaus und den Kuckuck (die letztere erschien auch als Sonderabzug in Warschau, 1897, 24 Seiten).

Es sind dies sehr verdienstliche Arbeiten. Sie bestehen bloß aus der Zusammenstellung von Materialien, der Verfasser ist folglich nicht zu ihrer Bearbeitung übergangen. Auch gesteht er selbst, dass die Materialien, nach langem Nachschlagen in weniger bekannten Quellen, bereichert werden könnten. Obgleich dies den Versuchen Majewskis den Charakter von Vorstudien verleiht, ist doch ihr Wert deshalb nicht zu unterschätzen. Denn erstens bekommt man dank ihnen eine Übersicht des in gegebener Frage Veröffentlichten, zweitens erleichtern diese Aufsätze das Sammeln, indem sie eine factische Basis für den Sammler bilden, und drittens haben sie viel Wert für diejenigen Forscher, denen die polnischen volkskundlichen Publicationen aus verschiedenen Gründen unzugänglich sind.

So ist es nur wünschenswert, dass E. Majewski seine Arbeiten fortsetze.

Unter den anderen Abhandlungen nennen wir Makowskis: »Leibgedinge beim polnischen Volk« und Zielińskis: »Polnischer Jägeraberglaube«. Die letztere Arbeit (S. 753—757) stellt alles dar, was der Verfasser in der polnischen Volksliteratur über den Jagdaberglauben gesammelt hat. Es ist gewiss viel zu wenig, und wenn der Verfasser so kleine Resultate erzielt hat, so hat dies mehrfache Gründe.

Erstens scheint er in den gedruckten Quellen nur in den Capiteln »Aberglaube« gesucht zu haben. Indes hätte er gewiss in den Märchen, Legenden und Sagen einiges Neue gefunden. Man vernachlässigt diese Gruppe, so oft es sich um Beiträge vom Volksglauben handelt. Hierin hat man Unrecht und in unserem, hier kürzlich veröffentlichten Aufsatz über die Sébillot'schen Contes des landes et des grèves haben wir gezeigt, wie viel diesbezügliche Materialien eben die Märchen enthalten. Denn man vergesse nicht, dass die letzteren nur durch ihre Grundmotive international sind (und auch dies nicht immer); durch ihre Nebenepisoden aber hängen sie mit localem Volksglauben und localen Volksideen zusammen.

Als Beweis, dass man in den Märchen und Sagen auch Jägeraberglauben finden kann, gebe ich die Legende vom *latawiec* (die Seele eines ermordeten unehelichen Neugeborenen), welche N. Rybowski im »Lud« (1900, S. 197) veröffentlicht hat, an. Sie erschien um einige Monate früher, als Zielińskis Arbeit, doch wird sie in der letzteren nicht angeführt. Ein *latawiec* (den Text der Legende wiederholen wir hier nicht) wird dort vermittelst Schrot und geweihtem Weizen todtgeschossen.

Außerdem erlaube ich mir, noch eine andere Bemerkung bezüglich Zielińskis Arbeit zu machen. Der Verfasser hat vor einiger Zeit an die Leser der »Wisła« eine Bitte gerichtet, man möge ihm Beiträge zu seiner Arbeit schicken. Das genügt unserer Ansicht nicht. Will der Verfasser von diesen Lesern wirklich Beiträge erhalten, so bereite er vor allem einen Fragebogen vor und veröffentliche ihn in der genannten Zeitung. Da er Zíbrts (Myslivecké povéry) und Gaidoz' (Croyances et pratiques des chasseurs. Mélusine, III. 243) Arbeiten selbst citiert, so möchten wir ihm nur rathen, noch Andrees Abhandlung über den Jägeraberglauben (»Ethnographische Parallelen«, Leipzig 1888) zu Rathe zu ziehen und auf Grund dessen einen Fragebogen herzustellen, welcher sowohl den von ihm angegangenen Lesern der »Wisła« als ihm selbst im Sammeln bezüglich der Materialien von größtem Nutzen sein wird.

Sehr dankenswert ist es, dass die neue Redaction der »Wisła« die Zahl der Abbildungen vermehrt hat. Die Kenntnis der volksthümlichen Kunst und das Studium des Costüms, der Baukunst und sonstiger materieller Gegenstände der Volkskunde kann dadurch wesentlich gefördert werden.

Der letzte Jahrgang der »Wisła« enthält im ganzen 16 Tafeln, welche hauptsächlich für die Costümkunde (mehrere Tafeln bilden Abdrücke von Volksholzschnitten) Polens von Bedeutung sind. Außerdem findet man in jeder der sechs Nummern (»Wisła« erscheint alle zwei Monate) Textabbildungen.

Unter den Artikeln, welche diese Abbildungen begleiten, nennen wir: Gloger: »Polnische und lithauische Fischergräten« (eine Art Harpune, mit der die nachts mit Fackeln arbeitenden Fischer die schlafenden Fische durchbohren), Janowski: »Saatzeichnungen am Pfingstvorabend in Smardzewice«, Oczykowski: »Frauenkleider aus dem Fürstenthum Lowicz (Russisch-Polen).«

Die Bibliographie ist reichhaltig, die Recensionen zahlreich. Es bestehen in der »Wisła« außerdem noch drei Rubriken: »Nachfragen«, »Kleine Beiträge« und »Miscellen«. Man findet darin viele wertvolle Materialien und es ist höchst bedauerlich, dass sie im Sachregister vollständig übergangen wurden. Es wäre zu wünschen, dass fürderhin auch sie den ihnen gebürenden Platz in der umständlichen Inhaltsangabe erhalten.

Paris. Dr. W. Bugiel.

56.

Prawda (Die Wahrheit). Zur Feier der 25jährigen literarischen Thätigkeit Alexander Świętochowskis. Lemberg 1899.

Alexander Świętochowskis Name ist den Lesern der »Mittheilungen« nicht ganz fremd. Vor zwei Jahren haben wir hier sein interessantes Buch »Der Dichter als Naturmensch« besprochen. Der genannte Schriftsteller, dessen Thätigkeit (insbesondere auf publicistischem und literarischem Gebiet) sehr fruchtbar ist, erfreut sich in Polen eines wohlverdienten Ruhmes. Zu seiner 25jährigen Feier haben nun die polnischen Schriftsteller und Gelehrten einen prächtigen Quartband von 520 Seiten veröffentlicht, und unter den dazu beigesteuerten neunzig Beiträgen befindet sich eine Anzahl folkloristisch-ethnographischer Arbeiten, die es verdienen, angezeigt zu werden.

J. Karłowicz bringt hier den Aufsatz: »Mythologie und Philosophie«. Der Verfasser erhebt sich mit Recht gegen die Art der Behandlung der Mythologie in den Handbüchern dieser Wissenschaft, sowie im Schulunterricht. Dank gründlicher, weitgehender Studien — spricht er — wissen wir jetzt, dass der Animismus ein für einen gewissen Culturgrad sämmtlicher Völkerschaften wesentlich charakteristischer Zug ist, und dass alle Religionen, ob sie schlicht und einfach oder zusammengesetzt sind, auf diesem animistischen Grunde gekeimt haben. Folglich wäre im Unterrichte auf diese Thatsache Nachdruck zu legen und mit der Charakteristik des Animismus zu beginnen.

Indes was sehen wir? In den Handbüchern sowohl von kleinerem, als größerem Umfang beginnt man die Darlegung des Stoffes mit den höchsten Göttergestalten, verweilt bei ihnen sehr lange, widmet schon viel weniger Platz den »Gottheiten zweiten Ranges« und beschäftigt sich gar nicht mit der animistischen Unterlage. Augenscheinlich steht diese Anordnung im völligen Widerspruch mit der Geschichte der Religionen und sogar mit der Logik.

Es ist demnach zu wünschen, dass die Mythologen ihre Methodik den Ergebnissen der modernen Ethnographie und Folkloristik anpassen. Sowohl in speciellen Arbeiten, als in Handbüchern und im Schulunterricht sollen vorerst die primitive animistische Naturphilosophie, der Geisterglaube und der Aberglaube, behandelt werden. Erst auf diesem Sockel dürften sich die Standbilder der höheren Religionsformen erheben.

L. S. Korotyński beschreibt eine bisher ungedruckte Volksliedersammlung des polnischen Historikers Joachim Lelewel. Die Sammlung datiert aus Lelewels vierzehntem und fünfzehntem Lebensjahre (1799 bis 1800). Sie verdient um desto mehr Beachtung, als zu dieser Zeit noch niemand in Polen an Volkskunde dachte. Die besagten Volkslieder (Korotyński behält sich vor, dieselben anderswo zu veröffentlichen) wurden in Podlachien (jetziges Gouvernement Siedlce) niedergeschrieben.

E. Majewski handelt von seinen prähistorischen Funden in Stopnica; in der demnächst an dieser Stelle erscheinenden Besprechung des »Światowit« vom Jahre 1900 werden wir sie näher in Augenschein nehmen. Interessant ist auch Matuszewskis Aufsatz: »Die Charakteristik der altindischen Fabeln«. Der Verfasser hebt vor allem den Gegensatz zwischen den indischen und europäischen Fabeln hervor; die Frage der Entstehung lässt er auf sich beruhen. Die europäischen Fabeln — sagt er — sind, mit seltenen Ausnahmen, didaktisch knapp und farblos, die indischen bezwecken ebenfalls Belehrung, aber zugleich sprudelt daraus Leben und Poesie. Der indische Fabeldichter ergeht sich in Schilderungen und vertieft manchmal die Charaktere, was dem europäischen Fabeldichter vollständig abgeht. Sogar was den moralischen Sinn anbelangt, stehen die

europäischen Fabeln den indischen nach. Der fabelnde Europäer ist praktisch, die Dinge werden von ihm aus egoistischem Standpunkt beleuchtet. Der Inder hingegen predigt Altruismus oder wenigstens Großmuth, ohne sogar Übertreibung zu scheuen.

So lange es sich um literarische Fabeln handelt, kann man L. Matuszewski beistimmen. Nur wäre zu bemerken, dass die Kürze und Knappheit der europäischen Fabeln theilweise auf literarische Einflüsse zurückzuführen seien. Der wortkarge Aesopus und Phaedrus haben die Fabeldichter jahrhundertelang beherrscht, seit aber Lafontaine ihr Joch abgeschüttelt hat, könnte eine Anzahl Fabeldichter genannt werden, auf welche Matuszewskis Charakteristik nicht passt.

Was aber für uns noch wichtiger ist, ist, dass der polnische Schriftsteller völlig vergessen hat, dass die indischen Fabeln in weitaus größter Mehrzahl volksthümlichen Ursprunges sind. Folglich waren auch europäische Volksfabeln (sowohl diejenigen, welche das Thierleben schildern, als die anderen, welche dem Menschenleben entlehnt, die moralische Belehrung bezwecken) zum Vergleiche heranzuziehen. Ihre Lebensfülle, ihr Episodenreichthum, schließlich das phantastische Element, welches darin so oft hervortritt, hätten Matuszewskis Schlüssen das Kategorische benommen.

Der indische Altruismus hat seinen Grund nicht im philosophischen Humanismus, sondern in der Religion. Nun kann man sagen, dass auch die europäischen, auf religiösem Boden entstandenen »Fabeln« (wir behalten Matuszewskis Ausdruck, obgleich ebenso hier, als bei ihm in dieser Beziehung eher ein anderes Wort, wie z. B. Legende, zu gebrauchen wäre) von Altruismus übersprudeln. Man denke nur an die zahlreichen Marienlegenden.

Schließlich war noch der Umstand zu berücksichtigen, dass den indischen Fabeln und moralischen Erzählungen in Europa die mittelalterlichen Novellen entsprechen. Wie in Indien, sind es halb literarische, halb volksthümliche Hervorbringungen. Hier hätte der Verfasser zahlreiche Analogien, besonders zur indischen Großmuthrichtung gefunden. Ich erinnere nur an Boccaccios reizende Novelle »Der Falke«.

Wertvoll ist der Beitrag F. Rawita-Gawronskis: Einige Worte zur Genese von Mickiewicz' »Fischlein«. Es handelt sich um eine der Balladen des polnischen Dichters, welche, wie die Mehrzahl der Schöpfungen dieser Gruppe Mickiewicz', vollständig auf den Volksüberlieferungen und dem Volksglauben Polens fußen. Ein vom Gutsbesitzer verlassenes Bauernmädchen ertränkt sich, wird zu einer fischähnlichen Wasserjungfrau und taucht alle Tage ans dem Grunde des Sees, um ihr Kindlein, das ihr der alte Diener bringt, zu säugen. Eines Morgens geht der Gutsbesitzer mit seiner Gemahlin auf dem Seeufer spazieren, kommt aber nicht zurück: man findet ihn und seine Frau versteinert.

Die Ballade ist eigentlich ein Mosaik der Volksstoffe, nicht aber eine directe Bearbeitung einer Volkssage oder eines Märchens. So findet man hier einen Wiederklang des Märchens von der Mutter, die ertrunken ist, trotzdem aber alle Tage ans Ufer kommt und ihr Kindlein nährt. Es ist weit verbreitet: man findet es in Polen, in Lithauen und in anderen europäischen Ländern, letzter Zeit bin ich seiner Fassung sogar bei den Kaffern[1]) begegnet. Außerdem können im »Fischlein« auch einige Erinnerungen an Volkslieder erwiert werden. Diesen widmet Rawita-Gawronski seine inhaltsreiche Abhandlung.

Unmittelbar darauf folgt Wladyslas Reymonts »Eine Weihnachtslegende«. Es ist dies die polnische Fassung der ergötzlichen Geschichte vom besten Traume, welche man schon in der »Disciplina clericalis« von Petrus Alphonsus[2]) und in den »Gesta Romanorum«[3]) findet. Drei hungrige Kerle kriegen eine gebratene Gans (oder sonst ein prächtiges Stück). Anstatt sie zu verzehren, legen sie sich schlafen und kommen überein, nach dem Erwachen werde sie für sich allein derjenige behalten, der den hübschesten Traum träumt. Während aber zwei andere träumen, erhebt sich der dritte (am häufigsten ist es ein Jude) und frisst die Gans auf. Hierauf schläft er ein. Des Morgens erzählen die ersten zwei, was sie im Schlafe gesehen, der dritte fabelt nun auch vor: ein Engel habe ihn bei der Hand gefasst und ihn zu einer gebratenen Gans geführt, ihn auffordernd, derselben in seinem Magen Platz zu machen.

Ein famoser Traum — gestehen alle drei und gehen die Gans zu suchen. Natürlich finden sie nichts: der Engel hat sich im Traum einer wirklichen Gans bedient ... Desungeachtet sind die beiden anderen entrüstet und trennen sich von dem listigen Kumpan.

In der Reymont'schen Fassung sind die zwei Einfältigen Herr Jesus und St. Petrus, der listige Kerl ist Judas. Als Schauspielplatz wird die Umgegend von Piotrków angegeben. Die Charakteristik der drei Leute ist vortrefflich eingehalten und überhaupt ist der ganze Schwank musterhaft aufgezeichnet.

[1]) Theal, Kaffir Folklore. In Deutschland bildet es eine Episode des Grimm'schen Märchens »Die drei Männlein im Walde« (Grimm, Kinder- und Hausmärchen, Ed. Reclam, I, 68—74).

[2]) Éd. Labouderie, Paris 1824, I, 120.

[3]) Ed. Oesterley, Berlin 1872, S. 436. Neuere Nachweise siehe: Cosquin, Contes populaires de la Lorraine, II, 348, und Bédier, Les fabliaux, 2e éd. Paris 1895, pag. 466. Letzter Zeit hat René Basset eine ungedruckte arabische Fassung dieses Schwankes in der Revue des Traditions populaires von 1900 (S. 668 bis 670) veröffentlicht.

Gleichfalls nur Gutes kann dem Aufsatz Sieroszewskis »Die jakutischen Volkssänger und ihre Lieder« nachgesagt werden. Sieroszewski wurde vor etwa fünfzehn Jahren nach Sibirien verbannt, seinen zwölfjährigen Aufenthalt in dem traurigsten Winkel des genannten Landes, in Jakutien, benützte er, um wertvolle Aufzeichnungen über die Jakuten, ihr Leben und Weben zu machen. Der in der »Prawda« veröffentlichte Aufsatz beruht hauptsächlich auf seinen eigenen Beobachtungen.

Die Jakuten singen gern. Ihr Lied dient ihnen vor allem zur Ergötzung und zur Aneiferung während der Arbeit. Ein Fuhrmann trillert ein Liedchen, das oft keinen Sinn hat, dessen Text aber dem Traben seiner Pferde entspricht. Ein Bursche, der im Walde einen Baum umhaut, singt taktmäßig und stundenlang: »Die Axt . . ., die Axt . . .« Kurz und gut, wir finden hier eine Bestätigung des psychologischen Befundes Doctor Carl Büchers, welcher in seiner vortrefflichen Schrift: »Arbeit und Rhythmus«[1]) dargethan hat, das Lied bilde insbesondere bei den Naturvölkern eine Art automatischer Reizung zur Arbeit.

Diese einfachen Lieder bilden natürlich nur einen Theil des jakutischen Liedervorrathes. Daneben existieren die *oloucho*, epische Volkslieder, die *tuoér*, Liebes- und Loblieder, die oft improvisiert werden, und die *ögöliu*, das heißt Hymnen. Sieroszewski theilt einige Proben dieser Volksdichtungen mit.

Es gibt bei den Jakuten einen besonderen Sängerstand. Dieser ist natürlich der reichste Besitzer des jakutischen Volksliederschatzes. Die Sänger werden oft hoch geschätzt. Nicht nur bewirtet man sie gerne für ihren Gesang, sondern in einzelnen Fällen bezahlt man sie. Im Namsk'schen Club erzählte man im Jahre 1890 dem polnischen Forscher, dass ein reicher Jakute einen Volkssänger Namens Artamon gedungen hatte: Artamon sollte ihm überall, im Walde, im Felde, zu Hause, vorsingen. Als Lohn dafür bekam er eine Stute.

Die sängerisch-dichterische Laufbahn lockt manchen jungen Jakuten. Dazu muss er besonders veranlagt sein: außer der Stimme, der dichterischen Phantasie und einer Dosis dichterischen Geschmackes muss er ein ausgezeichnetes Gedächtnis besitzen. Sonst könnte er niemals die ungemein langen Rhapsodien voll Archaismen, wunderbarer Namen und unverständlicher Stellen behalten. Ein junger Sänger lernt auf folgende Weise: er bezahlt den älteren Sänger (für einen *oloucho* gibt er $^1/_2$—1 Rubel), jener singt ihm vor, der Schüler wiederholt den Sang, der Lehrer verbessert ihn und so thut man es einigemale, bis der junge alles richtig behalten hat. Der Eifer dieser Adepten ist oft sehr groß: in Sieroszewskis Anwesenheit machte einmal eine alte Jakutin ihrem mehr als zwanzigjährigen Sohne Vorwürfe, weil er für die Erlernung eines *oloucho* einem alten Jakuten das letzte Kilo Butter geschenkt hatte.

Außer dem Einzelsang kennen und lieben die Jakuten noch Choräle, sowie dramatisierte Sänge. Recht interessant beschreibt Sieroszewski solch ein gesungenes Dramas sowie die jakutischen Wettgesänge.

Hervorzuheben sind ebenfalls die von Sieroszewski aus dem Volksmunde niedergeschriebenen philosophischen Äußerungen der Jakuten über die Volkssänger und die Volkslieder.

Paris. Dr. W. Bugiel.

[1]) Bücher, Arbeit und Rhythmus. Leipzig 1900, 2. Auflage.

57.

Bulletin de l'École Française d'Extrême-Orient. Première année. Tome 1. 1. Hanoi 1901.

Durch die weitblickende Initiative des Generalgouverneurs von Indo-China, Herrn Paul Doumer, ist, unter der Patheuschaft der Académie des inscriptions et belles-lettres de l'Institut de France, eine permanente archäologische Mission für Indo-China 1899 ins Leben getreten. Ihre Aufgabe besteht in dem Studium und Unterricht der Sprachen und Alterthümer Indo-Chinas. Unter thätiger Mitwirkung des Directors der Mission sollen Sanskrit, Pali und Archäologie europäischen und einheimischen Zuhörern gelehrt werden, um dieselben zur Betheiligung an den Aufgaben der Mission heranzubilden. Die Vorschläge für die Ernennung des Directors und der französischen, der Mission beizugebenden jungen Gelehrten, deren Anzahl nicht über drei hinausgehen soll, sowie die Controle über die wissenschaftliche Thätigkeit der Mission bleiben der Académie des inscriptions vorbehalten. Es sollen ein Museum, eine Bibliothek und ein periodisches Organ zur Unterstützung der Ziele des neuen Unternehmens gegründet werden. Als Director wurde für die ersten sechs Jahre Herr Louis Finot, »directeur adjoint à l'École des Hautes-Etudes«, ernannt. Dieses Mandat kann erneuert werden.

Wenngleich die vorliegende Zeitschrift sich als Revue philologique ankündigt, ersehen wir doch, dass nicht allein rein sprachliche, sondern weit umfassendere ethnographische Gesichtspunkte bei der Gründung der École d'Extrême-Orient maßgebend waren. So bestimmt der Art. 6 des Gründungsdecrets vom 15. December 1898. »Il pourra être adjoint à l'enseignement scientifique de la Mission un enseignement des langues, écritures et littératures modernes de l'Extrême-Orient.« Der Hauptmann der Marineinfanterie Herr v. Lajon-

quière wurde mit 1. März 1899 der Mission zugetheilt mit der Bestimmung, das chinesische Grenzgebiet zwischen Mon-Kai und Lao-Kay in archäologischer, ethnographischer und linguistischer Richtung zu durchforschen. Im Westen hat sich der Colonialarzt in Sse-Mao, Herr Dr. Gaide, als freiwilliger Mitarbeiter angeboten, so dass die schwierigen ethnographischen Verhältnisse der sino-tonkinesischen Grenze in ihrer ganzen Ausdehnung der Erforschung auf sprachlicher Grundlage zugeführt erscheinen. Herr Finot selbst hat nach einer Studienreise auf Java eine dreimonatliche Küstentour von Saigon bis Hanoi durchgeführt, welche ihm die Möglichkeit bot, die Alterthümer der Tjams in Annam, die Hauptracen des Tonkin, die Bevölkerungen und Monumente des Laos durch Augenschein kennen zu lernen. Herr Finot hat außerdem während eines längeren Aufenthaltes in Cambodja, unterstützt vom Secrétair der Mission, Herrn Cabaton, eine reiche Sammlung von größtentheils buddhistischen Schriften der Khmer (darunter eine merkwürdige Version der Rāmāyaṇa, Abhandlungen über Medicin, Divination u. s. w.) zusammengebracht.

Das Museum soll alles vereinen, was zum Studium der indo-chinesischen Civilisationen nothwendig ist. Man beabsichtigt auch, die benachbarten Culturen in demselben zur Darstellung zu bringen. Es soll aus einer archäologischen und einer ethnographischen Abtheilung bestehen.

Die erste Lieferung bringt eine interessante Studie von L. Finot über die Religion des Tjams mit Abbildungen. Besonders verbreitet war der Çivaismus in der Form des Lingacults, der Umā, des Nandin u. s. w. Auch der Vishṇuismus, die Verehrung des Lakshmī, des Garuḍa. Finot bildet ein Basrelief ab, in welchem Lakshmī auf einem dreizehnköpfigen Nāga ruht. Viel spärlicher sind die buddhistischen Reste. Herr Dumontier schildert in der zweiten Lieferung die Architektur in Tonkin in ihrer intensiven Beeinflussung durch China. In Tonkin gilt, wie in China, der Feng-shui, welcher einen geradlinigen, auf das Hauptthor gerichteten Weg für unglückbringend erklärt. Daher die verschlungenen Pfade, welche in zahllosen Krümmungen zu den Seiteneingängen führen. Eine Quelle östlich vom Bauplatz ist günstig für die Aussichten der Tochter, jedoch ungünstig für jene des Sohnes. Weitere Details und Abbildungen von den Tai, jenen künstlichen Terrassenhügeln, welche die französischen Gelehrten auf Babylon zurückführen, wären sehr erwünscht. Sehr wertvoll sind die Mittheilungen des apostolischen Missionärs R. P. Cadière über Volksmeinungen aus dem Thale des Nguồn Son, Provinz Quang-binh (Annam). Der französische Resident in Phnom-Penh bringt eine ausführliche Schilderung des Tonsurfestes eines königlichen Prinzen in Phnom-Penh, Mai 1901 (dritte Lieferung). Daran schließt sich eine vorläufige Studie des Architekten Herrn Parmentier über die Architektur der Tjams. Die den einzelnen Heften beigegebene Bibliographie ist sehr reichhaltig.

Wir haben somit jeden Grund, uns den Glückwünschen anzuschließen, welche berühmte Orientalisten, wie M. A. Barth. Kern, Michel Bréal, Sénart, der neuen Schule gespendet haben. Dies gilt nicht bloß von ihren bemerkenswerten Leistungen am Beginne ihrer Existenz, sondern vor allem ihrer glücklichen Organisation, welche frei von jeder bureaukratischen und kastenmäßigen Abschließung die Aufgabe übernommen hat, freiwillige Mitarbeit anzuregen, zu unterstützen und in die Bahnen strenger Wissenschaftlichkeit zu leiten. In diesem Programm liegt, mit Herrn Barth zu sprechen, die Zukunft der Schule.

Andrian.

2. Specielle Ethnographie und Volkskunde.

58.

Stoll, Otto: Die Erhebungen über Volksmedicin in der Schweiz. Separatabdruck aus dem Schweizer Archiv für Volkskunde. Bd. V. 1901. gr. 8°. 44 S.

Jede Seite des Volkslebens erfährt heute seine Bearbeitung, und so ist es auch nicht zu verwundern, dass man sich der Volksmedicin mit großem Eifer zuwendet, und sind uns da die Schweizer voraus, indem sie eine vollständige Sammlung von volksmedicinischen Sagen auf dem Wege von Umfragen, Aufzeichnungen u. s. w. vorbereiten. Damit diese Angelegenheit jedoch sachlich durchgeführt wird, hat es Professor Otto Stoll unternommen, einen Fragebogen zusammenzustellen, der uns vorliegt, und in dem er nicht nur auf die volksmedicinische Behandlung von Krankheiten und auf die Geburt Rücksicht nimmt, sondern auch auffordert, die volksthümlichen Körperbenennungen zu sammeln, da auch diese Namen eine große Wichtigkeit besitzen, was desgleichen von den Krankheitsnamen gilt (Referent will diesbezüglich auf das große Werk Höflers, Deutsches Krankheitsnamenbuch, München 1899, hinweisen). Doch auch der volksmedicinische Heilapparat, und zwar nach chirurgischer und mechanischer, medicamentöser und theurgischer Richtung hin, ist zu sammeln, wobei auch die verschiedenen Formen des Liebeszaubers in Betracht kommen, und zwar als Hallucinationserscheinungen. Es ist also ein großes Gebiet, das für die Schweiz zur Arbeit gestellt wird, und wäre es nur wünschenswert, wenn auch für andere Länder solche Sammlungen eingeleitet würden, denen ebenfalls Stolls Fragebogen, der sehr übersichtlich angeordnet ist, zugrunde gelegt werden könnte. Den schweizerischen Bestrebungen wünschen wir viel Erfolg.

E. K. Blümml.

59.

Andree, Richard: Braunschweiger Volkskunde. Zweite vermehrte Auflage. Mit 12 Tafeln und 174 Abbildungen, Plänen und Karten. Verlag von Friedrich Vieweg & Sohn in Braunschweig. 1901. S. XIV + 531. 8°.

Mit Dank und Freude wird jeder, der Interesse an deutschem Volksthum hat, die zweite Auflage von Dr. Richard Andrees Braunschweiger Volkskunde begrüßen. Hat schon die erste Auflage allgemein große Anerkennung gefunden, so gebürt dieselbe doch in weit höherem Maße der zu einem stattlichen Bande angewachsenen zweiten Auflage. Die Zahl der vortrefflichen Abbildungen hat sich um mehr als das doppelte vergrößert, der Text um die Hälfte vermehrt. Wo immer man das Buch aufschlägt, findet man eine Erweiterung und sorgfältige Ergänzung seines Inhaltes. Ganz besonders ist dies von dem »Vorgeschichtlichen« des Gebietes der Fall. An Stelle der wenigen Blätter darüber in der ersten Auflage, ist nun ein wertvoller inhaltsreicher Abschnitt getreten, der auf den neuesten Forschungen und deren Literatur fußt, und eine würdige Einführung zu den nachfolgenden reichen Schätzen geworden ist. Es ist nicht ein Abschnitt, der ohne Bereicherung geblieben wäre, jeder gibt Zeugnis von unermüdlichem neuen Sammeln und Forschen. Die klare, lebendige Schreibweise, die verräth, dass hier Selbstgeschautes und -Gehörtes vorliegt, zeichnet auch die zweite Auflage aus.

Wenn man das anregende Buch aus der Hand legt, hat man nur den einen Wunsch, dass die eigene engere Heimat sich einer so gediegenen, echt wissenschaftlichen Arbeit über Volkskunde erfreuen möchte.

Salzburg, September 1901. Marie Eysn.

60.

Jühling, Johannes: Die Thiere in der deutschen Volksmedizin alter und neuer Zeit. Mit einem Anhange von Segen etc. Nach den in der königlichen öffentlichen Bibliothek zu Dresden vorhandenen gedruckten und ungedruckten Quellen. Mit einem Geleitworte von Hofrath Dr. med. Höfler. Mittweida (Polytechnische Buchhandlung [R. Schulze]). 1900. gr. 8°. X. 355 S.

Eine Arbeit, die der bekannte Volksmedicinforscher Hofrath Höfler einleitet, braucht eigentlich weiter keine Empfehlung. Wer den Inhalt des Buches, das sich aus hunderten von einzelnen Daten, die der Verfasser aus 160 Aufsätzen über dieses Gebiet und aus 14 Manuscripten excerpierte, zusammensetzt, kennt, muss gestehen, dass eine Unmenge von Arbeit darin aufgestapelt ist. Der Verfasser selbst will sein Buch nur als Nachschlagewerk betrachtet wissen und hat daher jede Erläuterung, jeden Hinweis auf Mythologie oder christlichen Glauben unterlassen; und doch ist, wie Höfler bemerkt, das Buch kein bloßes Sammelsurium, sondern ein Schatzkästlein, eine Fundstätte für jeden Volksforscher.

Da das Buch nur aus Einzelheiten besteht, so ist es in Form eines Referates nicht möglich, auf die einzelnen Dinge einzugehen, und es kann daher nur eine Übersicht der behandelten Thiere gegeben werden: Affe, Bär, Biber, Dachs, Eidechse (Skincus, Molch), Eichhorn, Elch, Elenthier, Esel, Fische (Aal, Äsche, Forelle, Goldfisch, Hecht, Häring, Karpfen, Kaulbarsch, Lachs, Schleie, Schmerling), Fledermaus, Fischotter, Frosch, Fuchs, Gemse, Hase, Hirsch, Hund, Igel, Insecten (Ameisen, Bienen, Canthariden, Fliegen, Floh, Grille, Holzkäfer, Heuschrecke, Johanniswurm, Maulwurfsgrille, Schabe, Spinne, Wanze), Katze, Krebs, Kröte, Luchs, Maulthier, Maulwurf, Maus, Meerschwein, Murmelthier, Pfau, Ratte, Regenwurm, Reh, Rind, Schaf, Schlange, Schnecke, Schwein, Stachelschwein, Steinbock, Vögel (Adler, Amsel, Auerhahn, Bachstelze, Bussard, Kapaun, Kanarienvogel, Elster, Ente, Eule, Fasan, Fink, Gans, Geier, Gimpel, Goldammer, Habicht, Huhn, Krähe, Kranich, Kreuzschnabel, Kuckuck, Lerche, Nachtigall, Meise, Papagei, Pelikan, Pfau, Rabe, Rebhuhn, Reiher, Schwalbe, Schnepfe, Schwan, Specht, Sperber, Sperling, Star, Stieglitz, Storch, Strauß, Taube, Wachtel, Wiedehopf, Zaunkönig, Zeisig), Wiesel, Wolf, Ziege. Viele von diesen Thieren weisen auf einen ehemaligen Totemismus in Deutschland zurück, dessen Rudimente in den Recepten vorliegen, und Referent will darauf hinweisen, dass N. W. Thomas auf Grund vorliegender Arbeit in einer letzthin erschienenen Abhandlung[1]) viele dieser Thiere als Totemthiere der Europäer nachwies.

Der Anhang des Buches bietet Segenssprüche und allerhand Geheimmittel, hauptsächlich Wundbesprechungen, von denen viele neu sind. Sehr wichtig ist, dass auch die im Buche vorkommenden Krankheitsnamen übersichtlich zusammengestellt und nach Höfler »Deutsches Krankheitsnamenbuch« (München 1899) erklärt sind. Referent will hier auch auf zwei Arbeiten Karl Reiterers hinweisen,[2]) die interessante diesbezügliche Mittheilungen enthalten.

E. K. Blümml.

[1]) N. W. Thomas, Animal superstition and totemism. Folk-Lore (Transactions of the Folk-lore society). Bd. XI, London 1900, S. 227—267.

[2]) K. Reiterer, Volks- und Wetterbilder (Aus dem Ennsthale.) Tagespost. Graz 1897, Nr. 242 vom 1. September 1897, Bogen 2. — Zeit- und Junibilder. (Aus Steiermark.) A. a. O. Graz 1898, Nr. 161 vom 12. Juni 1898, Bogen 2.

61.

Bartels, Adolf: Der Bauer in der deutschen Vergangenheit. (Monographien zur deutschen Kulturgeschichte. VI. Herausgegeben von Georg Steinhausen. Mit 168 Abbildungen und Beilagen nach den Originalen aus dem XV. bis XVIII. Jahrhundert.) Leipzig 1900. 4°. 142 S.

Bartels gibt in diesem Buche einen allgemeinen Überblick über die Entwicklung des deutschen Bauern von der Zeit des Tacitus und Cäsar bis zum heutigen Tage. Wohl sind viele Gebiete, wie das Bauernhaus, der Hausrath, der Bauerngarten, nur gestreift; doch immerhin bietet das Werk als ganzes genommen so viele gut verarbeitete Thatsachen, dass es als eine zusammenfassende Darstellung des Lebens des deutschen Bauern, seiner Sitten und Gebräuche sich einen ersten Platz sichern wird. Der überaus reiche Bilderschmuck, der viele Bilder, die sonst dem Volksforscher unerreicht wären, jedoch von großem Werte sind, der allgemeinen Benützung zuführt, erhöht wesentlich die Brauchbarkeit des Buches.

Der Verfasser behandelt die Urzeit des Bauernstandes (ein eigentlicher Bauernstand entwickelte sich erst im Mittelalter), die Gliederung der Deutschen in einzelne Stämme (Schwaben, Franken, Sachsen und Bayern), die Völkerwanderung und deren Folgen, die fränkische Zeit mit dem aus ihr hervorgegangenen Frohnhofsystem, das bis zum XI. Jahrhundert dauerte. Von dieser Zeit ab besserte sich der Zustand der Hörigen, das Frohnhofsystem kam ab, Weisthümer wurden aufgezeichnet und Dichter (Neithart v. Reuenthal, Wernher der Gartenäre,[1]) Seifried Helbling) beschäftigten sich mit dem Bauern. Das weitere behandelt die Dörfer des Mittelalters, die Bauernhäuser, die Bauerngärten,[2]) den bäuerlichen Hausrath, die Ackergeräthe, das Arbeitsleben, die bäuerliche Nahrung, die Kleidung, die Landwirtschaft, Sitte und Brauch dabei, die Viehzucht,[3]) die Ehe,[4]) die Schätzung der Frau, das Familien- und öffentliche Leben (Gemeindeverwaltung, Theilnahme am Gericht), den Dorffrieden und das Landgeschrei, die Dorffeste, Bauerntänze, Bauernspiele, den Aberglauben,[5]) die deutsche Dichtung (Dietrichsage) im Munde des Bauern, den Verkehr mit den Städten, die bäuerische Individualität, die Colonisation des Ostens,[6]) die Jagdfronden und den Jagdfrevel, das Verhältnis des Bürgers zum Bauern und den Bauer am Ausgange des Mittelalters (Stimmen der Schriftsteller Murner, Braut, Wittenweiler, Sachs u. a.), sowie die Volksliteratur über ihn und seine Darstellung in der bildenden Kunst, die Vorspiele zu den Bauernkriegen, die Reformation und ihren Einfluss, den großen Bauernkrieg (1525), dessen Ausgang und Nachspiele dazu, die Zustände nach dem Kriege, den dreißigjährigen Krieg und dessen Folgen (besonders im deutschen Osten, d. h. in Brandenburg), das Bauernlegen, das Verhalten der Leibeigenen, das Zeitalter der Aufklärung, den Bauer in der neueren deutschen Literatur, in der bildenden Kunst und im XIX. Jahrhundert (Aufhebung der Leibeigenschaft). — Wenn der Referent eines auszusetzen hätte, so ist es dies, dass der Verfasser zu viel Rücksicht auf Brandenburg und Preußen nimmt, er hat sich doch mit dem deutschen Reich, dem deutschen Österreich und der deutschen Schweiz zu beschäftigen und nicht mit einzelnen Landschaften.

E. K. Blümml.

62.

Boesch, Hans: Kinderleben in der deutschen Vergangenheit. (Monographien zur deutschen Kulturgeschichte. V. Herausgegeben von Georg Steinhausen.) Mit 149 Abbildungen

[1]) Darüber vgl. man Max Schlickinger, Der Helmbrechtshof und seine Umgebung. 51. Jahresbericht des Museum Francisco-Carolinum in Linz. Linz 1893, S. 1—31.

[2]) Bezüglich der Bauerngärten siehe meine Literaturzusammenstellung. Mittheilungen der Anthropologischen Gesellschaft in Wien. 1900, Bd. XXX, S. 157.

[3]) Bezüglich der S. 51 gebrachten Daten über Bienenzucht und die Rechtsbräuche dabei siehe meine Mittheilung: Notizen zum niederösterreichischen Bieuenrechte im XV. bis XVII. Jahrhundert. Zeitschrift für Volkskunde. Berlin 1900, Bd. X, S. 225—226.

[4]) Wegen der S. 52 gegebenen Äußerungen über den Mal- oder Mundschatz, dass derselbe nämlich an den Brautkauf erinnere und das Loslösen der Braut aus der väterlichen Familie darstelle, möge auf V. Jaekel, Studien zur vergleichenden Völkerkunde, Berlin 1901, S. 134 ff. (Die Bedeutung des Brautkaufs) hingewiesen werden, nach welchem derselbe für die zu erwartenden Kinder erfolgt. — Zu der S. 53 mitgetheilten Übernahme unter Schwert, Hut und Mantel des Bräutigams wäre an Saemundar Edda: Oddrúnargrátr (»Dort, wo uns eine Decke umschlang«) zu erinnern.

[5]) Die Abb. 70 »Marter und Hinrichtung eines Bauern zu Bedburg bei Cöln, der angeblich als Wärwolf gewütet hatte 1589« liefert einen interessanten Beitrag zu der erst jüngst von St. Hock (Die Vampyrsagen und ihre Verwertung in der deutschen Litteratur. Berlin 1900) behandelten Vampyrsage.

[6]) Ausführlich handelt darüber: Kausch, Die gutsherrlich-bäuerlichen Verhältnisse in der Mark Brandenburg bis zur Zeit des dreißigjährigen Krieges. 33. Jahresbericht des kgl. Gymnasiums zu Dramburg. Dramburg 1900, 35 S.

und Beilagen nach den Originalen aus dem XV. bis XVIII. Jahrhundert. Leipzig 1900. 4°. 131 S.

Das Kinderleben der deutschen Vergangenheit, das bis jetzt noch nie zusammenhängend bearbeitet wurde, obwohl wir auf eine große Anzahl gediegener und eingehender Vorarbeiten zurückblicken können, hat in H. Boesch einen Bearbeiter gefunden, der es verstanden hat, sein Buch, trotzdem es gemeinverständlich gehalten ist und allen kritischen, gelehrten Apparat zur Seite lässt, selbst weitergehenden gelehrten Ansprüchen anzupassen, so dass jeder, der den Kinderspielen u. s. w. seine Aufmerksamkeit zuwendet, in ihm einen gediegenen Führer findet. Was das Buch besonders wertvoll und zu einer Fundgrube macht, sind die beigegebenen 149 Abbildungen und Beilagen, von denen die Originale heute sehr selten und sehr versteckt sind.

Der Inhalt des Buches selbst ist folgender: S. 1—23 wird die Geburt behandelt, und zwar zunächst die Hoffnung auf Nachkommenschaft,[1]) die Entbindung, die Herkunft der Kinder,[2]) die Aussetzung (im Norden [Skandinavien]),[3]) das erste Bad, das Glückshäubchen,[4]) Aberglaube, das Horoskop, die Geburtsanzeigen und die Höherschätzung der Knaben. Der zweite Abschnitt (S. 23—33) behandelt die Taufe, und zwar ungetaufte Kinder, Taufe,[5]) Gevatter, Taufluxus, fürstliche Taufen und Taufordnungen. Der dritte Abschnitt (S. 33—45) enthält die ersten Lebensjahre (Stillen, erste Ernährung, erste Monate, Rücksichten auf Neugeborne, erste Spiele, Zahnen, Geh- und Sprechversuche, Kleidergeschenke, erstes Erinnern, Unglücksfälle, Erziehung und Besuche bei Verwandten, enfants terribles). Der vierte Abschnitt (S. 45—62) die Erziehung im Hause (Erziehung zur Religion und guten Sitte, Gebete, Gottesdienst, Luthers Kindererziehung, Abhärtung, Erziehung von Prinzen, Anstandslehre, Tischzucht, Ehrfurcht vor den Eltern, Beschäftigung im Hause, unartige und böse Kinder). Der fünfte Abschnitt (S. 62—78) ist einer der interessantesten, denn er enthält Spielzeug und Spiele (ältestes Spielzeug: Puppen, Pferde, Steckenpferd; Jagd, Puppenhäuser, Bilderbogen, Bleiseldaten, Spiele im Freien, Soldatenspielen auf dem Lande, im Winter). Wichtig ist auch der sechste Abschnitt (S. 78—93): Fest- und Feiertage (Neujahr, Dreikönig, Fastnacht, Gregorifest, Frühjahrsfeste, Palmsonntag, Ostern, Pfingsten, Maiensingen, Johannistag, Herbstfeste,[6]) Allerheiligen, Allerseelen, Martinstag, St. Nikolaus Weihnachten, Geburtstage, Schießen, Einzug des Kaisers, Leiden durch den Krieg, Hexenwahn). Abschnitt sieben: Schule (S. 93—106), und acht: Aus der Schule (S. 106—114), hat mehr für den Culturhistoriker Wert, obwohl letzterer Abschnitt S. 112 ff. interessante Mittheilungen über die Verlobung im zarten Kindesalter bringt. Wichtig ist wieder der neunte Abschnitt (S. 114—120): Uneheliche, arme und verwaiste Kinder (Geburt, Bastardkinder, Findelhäuser, Waisen, Erziehung, Bettelkinder), und der zehnte Abschnitt (S. 120—131): Krankheiten und Tod (Kinderreichthum, Sterblichkeit, Pest, verkrüppelte Kinder, Ableben, Todesanzeigen, Beerdigung). Selbstverständlich ist überall auf den Volksglauben, auf die Sitten und Gebräuche Rücksicht genommen.

E. K. Blümml.

63.

Hock, Stephan: Die Vampyrsagen und ihre Verwertung in der deutschen Litteratur. (Forschungen zur neueren Litteraturgeschichte. XVII. Herausgegeben von Fr. Muncker.) Berlin 1900. gr. 8°. IX. 133 S.

Um seine Aufgabe, die Verwertung der Vampyrsagen in der deutschen Literatur, zu lösen, hat es sich Verfasser zunächst angelegen sein lassen, eine kritische Zusammenstellung der Vampyrsagen zu bieten und deren Verbreitung eingehend zu studieren, ohne jedoch allgemeine Schlussfolgerungen zu ziehen; dies will er »erfahreneren Folkloristen überlassen«.

[1]) Zu dem »Kammerwagen« der Braut eines Bauern mit der obligaten Wiege vgl. man die Abbildung in »Die österreichisch-ungarische Monarchie«: Oberösterreich und Salzburg (Wien 1889), S. 135.

[2]) Man siehe diesbezüglich: E. L. Rochholz, Alemannisches Kinderlied und Kinderspiel aus der Schweiz. Leipzig 1857, S. 79, 83—89 (Kuckuck, Storch); N. W. Thomas, Animal superstitiens and totemism. Folk-Lore, 1900, Bd. XI, S. 227—267 (sub I, 1a, ε); O. Schell, Woher kommen die Kinder? Am Urquell. 1893, Bd. IV, S. 224—226; 1894, Bd. V, S. 80—81, 162, 287; 1895, Bd. VI, S. 41; G. Kisch, Nösner Wörter und Wendungen. Programm, Bistritz 1900, S. 16 u. s. f.

[3]) Ein charakteristisches Beispiel dafür in Gunnlaugssaga ormstungu, cap. 2 (ed. Megk, Halle a. d. Saale 1886, S. 3).

[4]) Man vgl. die Mittheilungen bei J. Grimm, Deutsche Mythologie, 2. Ausgabe, Göttingen 1844, S. 828.

[5]) Bezüglich der Mittheilungen (S. 26) über die Namen der unehelichen Kinder siehe auch H. Schukowitz, Volkskundliche Skizzen: Über volksthümliche Namensgebung. »Alpenheim«, Monatsschrift fürs deutsche Volk. 1898, Bd. III (St. Johann im Pongau), S. 150—151 (uneheliche Mädchen in Salzburg meist Margarethe).

[6]) Der S. 84 mitgetheilte Brauch, dass Knaben am Gallustage in Öls Hähne in die Schule nahmen und sie miteinander kämpfen ließen, weist auf Totemismus, siehe Thomas l. c., unter III, 1.

Der erste Theil der Arbeit (S. 1—62) beschäftigt sich daher mit der »Sage vom Vampyr«. Der Satz (S. 1): »Man gab ihnen (den Todten) Speise und Habe in den Sarg und sandte ihnen Frauen und Sklaven in den Tod nach, damit sie, zufrieden mit ihrer neuen Existenz, sich nicht nach der alten sehnten,« scheint mir nicht ganz richtig zu sein. Hier spielte doch auch noch etwas anderes, nämlich die sogenannte Tylor'sche »Fortsetzungstheorie«[1]) mit. Das charakteristische Merkmal eines Vampyrs ist, dass er ein wiederkehrender Todter ist, häufig Blut saugt und dass sein Körper unverwest im Grabe liegt. Hervorgegangen ist dieser Vampyrglaube aus zwei großen Sagengruppen: 1. aus den Alpsagen und 2. aus den Sagen von wiederkehrenden Todten. Zunächst behandelt Verfasser die Alpsagen und unterscheidet dabei Nachtalpe und Mittagsgeister. Die Annäherung der Alpsagen an den Vampyrglauben findet durch die Vorstellung, dass Alpe Blut saugen, Brustwarzen aussaugen u. s. w. statt. Aus den Alpsagen entwickelten sich die Lurensagen, die mit dem Alptypus nur mehr die Fragepein oder das Erlösungsmotiv gemeinsam haben; doch nicht immer verursachen Luren den Alpdruck, sondern es können auch Menschen drücken gehen, ebenso Verstorbene[2]), und damit ist der Übergang zu jenen Blutsaugern, die inner- und außerhalb des Grabes fleischliche Existenz besitzen, gegeben. Zwei Arbeiten Höflers[3]), die in gründlicher Weise über die Alpsagen handeln, sind dem Verfasser leider entgangen. Der zweite Sagenkreis betrifft das Wiedererwachen der Todten, ihr Zurückkehren, Anknüpfen von Liebesverhältnissen oder das Abholen der Zurückgelassenen (Lenoren-Sagenkreis). Mit diesen beiden Sagenkreisen berührt sich der Vampyrglaube innig. Er tritt in zwei Varianten auf: »Die eine kennt den Toten, der leibhaftig aus seinem Grabe steigt und mit dem Blute kräftiger Menschen sein physisches Leben verlängert; die zweite Form lässt den Leichnam im Grabe liegen und nur nachts seinen Sarg verlassen, um die Schläfer oder einsame Wanderer zu überfallen, ihnen das Blut zu entziehen, welches ihm aber nur zur Fristung eines thatenlosen Scheinlebens unter der Erde dient.[4]) »Ein Vampyr selbst kann man durch Vererbung, durch Ansteckung und durch äußere Umstände werden. Der Vampyr (Nachzehrer) ist entweder wirklich blutsaugend [bei den Südslaven und den von ihnen beeinflussten Völkern (Rumänen, Neugriechen)][5]) oder bloß im Grabe schmatzend (Nordslaven und bei den unter ihnen wohnenden Deutschen). Als Mittel gegen den Vampyrismus gelten: das Trinken des Blutes des Vampyrs, gewisse Ceremonien beim Begraben der Leiche etc. Im weiteren theilt Verfasser Vampyrsagen mit und beschäftigt sich mit der Stellungnahme des XVIII. Jahrhunderts zum Vampyrismus, sowie mit der Geschichte des Namens »Vampyr«.

Der zweite Theil der Arbeit, »Der Vampyr in der schönen Litteratur« (S. 63—133) besitzt hauptsächlich für den Literarhistoriker Wert, doch enthält er S. 95 Mittheilungen über ein französisches Volkslied, S. 112 Bemerkungen über das Lied »Heinrich und Wilhelmine« und S. 113 Bemerkungen über die Sagen vom gewaltsamen Tod in der Hochzeitsnacht. Die ausgezeichnetste Vampyrstoffbearbeitung in der schönen Literatur stellt Goethes »Braut von Korinth« vor.

Wenn wir einen Blick auf das ganze Werk werfen, so können wir sagen, dass der erste und zwar ethnologische Theil von einem großen Fleiße des Verfassers Zeugnis ablegt und gewiss von jedem Folkloristen, der sich mit der Vampyrfrage beschäftigt, als gewaltige Vorarbeit benützt werden muss, wobei nur zu bedauern ist, dass der Verfasser was ihm bei seiner ausgebreiteten Literaturkenntnis gewiss nicht schwer gefallen wäre, nicht auch allgemeine Schlussfolgerungen daraus gezogen hat. Der zweite Theil ist wichtig für jeden Literarhistoriker und das ganze zusammen als eine wertvolle Bereicherung unserer fachwissenschaftlichen Literatur anzusehen.

E. K. Blümml.

64.

Geyer, M.: Osterlandsagen. Sagen, Bilder und Geschichten aus dem Altenburger Ostkreise. 8°. XVI, 211 S. Altenburg (Alfred Tittel), 1901.

[1]) Edw. B. Tylor, Die Anfänge der Kultur. Übersetzt von Spengel und Poske. Leipzig 1873. Bd. II, S. 75.

[2]) Daran knüpft Tylor, a. a. O. II, 190—200, zur Erklärung der höheren Geister und Dämone (Vampyre, Succubi, Incubi u. s. w.) an.

[3]) M. Höfler, Krankheitsdämonen. Archiv für Religionswissenschaft. 1899, Bd. II, S. 86—164; Medizinischer Dämonismus. Centralblatt für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte. Jena 1900, Jahrg. V, S. 1—8.

[4]) Hier knüpft der Werwolfglaube an: s. O. Hovorka Edler v. Zderas, Die Poganica und ihre Varianten. Zeitschrift für österreichische Volkskunde. VI. Jahrg., Wien 1900, [S. 4—23], S. 14—16. Sehr interessante Mittheilungen darüber bei Edv. Hammarstedt, Vidskepelser vantro och huskurer i Danderyd och Lidingö i slutet af 1700-talet. Stockholm 1899, S. 8—10. Über den entsprechenden Wertigerglauben Indonesiens siehe L. Bouchal, Indonesische Wertiger. Sitzungsberichte der Anthropologischen Gesellschaft in Wien, Bd. XXX, 1900, S. [154]—[156].

[5]) Referent möchte hier an eine Stelle bei Paulus Diaconus (Historia Longobardorum, lib. I, cap. 11) erinnern, wo mitgetheilt wird, dass die Langobarden vorgaben, Menschen mit Hundeköpfen (Kynokephaler) in ihrem Heere zu haben, die Menschenblut, und wenn sie den Feind nicht in ihre Gewalt bekommen, ihr eigenes Blut trinken. Jedenfalls liegen hier vampyrische Motive vor.

Da bis jetzt eine Sammlung und Bearbeitung der Osterländsagen, d. h. der Sagen aus dem Ostkreise Altenburgs fehlte, so müssen wir Prof. M. Geyer Dank wissen, dass er eine solche Sammlung veranstaltete, der weniger mündliche Überlieferungen als alte Aufzeichnungen, wie sie sich als Manuscripte in den verschiedenen Bibliotheken Altenburgs finden, zugrunde liegen. Auch die schon veröffentlichten, auf den Altenburger Ostkreis Bezug habenden Sagen werden hier wieder abgedruckt, was selbstverständlich nur zu Gunsten der Sammlung geschah, da sie sich nun als abgerundetes Ganzes repräsentiert, woran der Ethnologe vielleicht nur das eine zu bedauern hat, dass sie zu wenig vergleichend abgefasst ist. Aber wer ist bei der heutigen großen deutschen Sagenliteratur imstande, eine in dieser Hinsicht erschöpfende Darstellung zu bieten.

Die Sammlung umfasst 116 Nummern, von denen freilich auch manche historische Ereignisse, wie den Dreißigjährigen Krieg u. s. w., behandeln, so dass auf die eigentlichen Sagen und Geschichten nicht so viele Nummern entfallen. Referent will sich darauf beschränken, hier nur kurz zu den einzelnen Nummern zu bemerken, was ihm aufgefallen ist.

Nr. 1. Umfang der Stadt Altenburg. Diese Stadt soll, der Volksmeinung nach, einst viel größer gewesen sein, ein Motiv, das sich sehr häufig findet.

Nr. 6, 7 (mit dem beliebten Motiv, dass ein Habicht [hier zwei] zahme Vögel der Fürstin [ihre Söhne darstellend] raubt, natürlich im Traume, s. Nibelungen I, 1), 8, 42, 43, 68, bringen Sagen und Berichte über den Altenburger Prinzenraub durch Kunz von Kaufungen.

Nr. 11 und 33 behandeln das Motiv der Entstehung der Sühnkreuze und als Ergänzung der auf S. 187 angegebenen Literatur möge folgendes dienen: F. Wilhelm, Zeitschr. f. österr. Volkskunde, V. (1899), 97 ff., 202 ff.; M. Eysn, ebd., III. (1897), 65 ff. (mit zahlreichen Literaturangaben); H. Ankert, ebd., IV. (1898), 154; A. John, ebd., III. (1897), 79 ff.; H. Kaserer, ebd., I. (1895), 287; M. Urban, ebd., I. (1895), 289 ff.; K. Alberti, Die Kreuzsteine insbesondere des Ascher Bezirkes. Asch 1897. 47 S.

Nr. 29, 31 und 47 behandeln das bekannte Motiv der weißen Frau (in Nr. 31 erscheint sie als Mittagsgeist).[1])

Nr. 36. Schreckliche Strafe des falschen Eides, wo einem Bauer, der einen falschen Eid geschworen hat, eine Katze das Essen unter Verunreinigung u. s. w. wegnahm u. s. w., erinnert an die Harpyen der Argonautensage.

Nr. 60. Ein Beitrag zum beliebten Motiv, dass bei Bauten der Kalk mit Wein angemacht wird.

Nr. 77 zeigt Vermischung mit der Sage vom wilden Jäger.

Nr. 82. Gänseopfer zu Altenkirchen; hier wird uns noch von wirklichen Gänseopfern zur Kirche berichtet, die später durch Opfern von Votivthieren u. s. w. ersetzt wurden, s. J. Blau, Zeitschr. f. österr. Volkskunde, V. (1899), 70 ff.; H. Richlý, ebd., VII. (1901), 77 ff.; R. Meringer, Mitth. d. Anthropol. Gesellsch. in Wien, XXIII. (1893), 179 ff.; J. R. Bünker, Sitzungsber. d. Anthropol. Gesellsch. in Wien, XXX. (1900), [185 f.]; W. Hein, ebd., XXX. (1900), [151 f.]; W. Hein, Zeitschr. f. Volkskunde, IX. (1899), 328; M. Höfler, Beitr. zur Anthropol. und Urgeschichte Bayerns, IX. (1891), 127; N. W. Thomas, Folk-lore, XI. (1900), 247 ff. (mit Literatur).

Nr. 136. Der gespenstige Reiter bei Ronneburg ist der wilde Jäger (Wodan).

Nr. 149. Der Graf zu Schmölln und der Abt des Klosters Posa erinnert an die Gründungssage Carthagos.

Nr. 165. Die Wüstung Zmietsch gehört zu den bekannten Sagen untergegangener Orte, die man heute noch sieht, wie Vineta u. s. w.

Auf S. 184 ff. finden sich Bemerkungen zu den mitgetheilten Sagen und S. 199 ff. ein treffliches Register, worin ich nur die Anführung »Sprichwörter« vermisse, während sich solche in Nr. 6, 9, 13, 24, 49, 109, 158, 114 (S. 193) finden. E. K. Blümml.

65.

Grisanti, C.: Usi, credenze, proverbi e racconti popolari di Isnello. Palermo 1900.

Die volkskundliche Erforschung Siciliens, von Pitré so schön eingeleitet, wird von dessen jüngeren Freunden tüchtig fortgeführt So ein nennenswertes Werk eines gut geschulten Pitréjüngers ist eben die vorliegende Arbeit.

Das Isnellothal liegt in Nordsicilien, nahe an der Stadt Cefalù. Der Verfasser, dort geboren und erzogen, kennt seine Landsleute gut. Am reichhaltigsten ist der von ihm den Volksbräuchen gewidmete Theil. Grisanti schildert das Leben einzelner Volksschichten (Hirten, Landleute, Städter), dann die Jahresfeste (Epiphanie, Fastnacht, Charwoche, Ostern, St. Johannis- und St. Petritag, Weihnachten).

[1]) S. Kuhn, Zeitschrift für deutsche Mythologie und Sittenkunde. III, (1855), 368 ff.

Im Gegentheil scheinen uns die Hochzeits-, Geburts- und Bestattungsbräuche (S. 75—88) viel zu knapp behandelt. Wahrscheinlich könnten diese Capitel um manches bereichert werden. Dem Volksglauben sind über 20 Seiten gewidmet, es finden sich dort interessante Beiträge. Am Anfange des Buches, wo das Isnellothal beschrieben wird, theilt der Verfasser einige Ortssagen, sowie Erklärungen von einem Dutzend Ortsnamen, mit. Schließlich bringt das Buch etwa hundert Volksräthsel. Dankenswert ist es auch, dass der Verfasser den Spitznamen, sowie den beliebten figürlichen Redewendungen des Volkes (S. 187—196) seine Aufmerksamkeit zugewandt hat.

Das interessante Büchlein beschließen achtzehn Märchen. Fünf davon sind Thiermärchen, die anderen gehören größtentheils zum Cyclus der Abenteuermärchen. Dr. W. Bugiel.

Paris.

66.

Bion von Smyrna: Adonis. Deutsch und griechisch von Ulrich von Wilamowitz-Moellendorf. 8°. 1., 48 S. Berlin (Weidmann'sche Buchhandlung), 1900.

Das für den Ethnologen und Mythologen höchst wichtige Gedicht: Επιταφιος Αδωνιδος von Βιωνος von Smyrna (um 100 v. Chr.), das bis jetzt zum großen Theil gänzlich missverstanden wurde, liegt nun in einer trefflichen Textredaction und Übersetzung des bekannten classischen Philologen U. v. Willamowitz-Moellendorff vor. Besonders wichtig sind dessen einleitende Bemerkungen (S. 9 ff.), aus denen hervorgeht, dass das Gedicht keinesfalls ein Theil der gottesdienstlichen Handlung beim Adonisfeste war (S. 10), sondern eine Behandlung des gottesdienstlichen Stoffes in der Weise, dass ein Abbild der heiligen Ceremonie, auch mit dem ganzen Wechsel der Stimmungen vorgeführt wird (S. 11), ohne dass die Person des Dichters verschwindet, was eben den Adonisculi zur Voraussetzung hat. Dieser wird eingehend (S. 12ff.) besprochen, woran sich (S. 14ff.) eine Schilderung und Gliederung des Bion'schen Gedichtes knüpft. Auch die Bemerkungen zum Texte bringen noch manches Bemerkenswerte (so S. 39—48) bezüglich der Auslegung gewisser Stellen, die bis jetzt ganz falsch verstanden wurden, und die hier auf ihre natürliche Bedeutung zurückgeführt werden.

E. K. Blümml.

67.

Meltzer, Hans: Die Vorstellungen der alten Griechen vom Leben nach dem Tode. (Sammlung gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge, herausgegeben von R. Virchow. Neue Folge. XV. Serie, Heft 347.) Hamburg 1900. gr. 8°. 44 S.

Die eingehende Behandlung, die Tylor[1]) vor einem Vierteljahrhundert dem Animismus widmete, hat viele bewogen, auf diesem Gebiete weiter zu arbeiten und Tylors Mittheilungen, die zwar auf einem großen Materiale fußten, jedoch nicht zu eingehend waren, für einzelne Völkerschaften und Gegenden zu vervollständigen.

Meltzer geht (S. 13) davon aus, dass schon eine rein sprachliche Betrachtung dazu führt, »in der griechischen Religion einen Rückstand animistischer Anschauungen zu bemerken« (θεός gehört nicht zu *deus*, sondern zu mhd. *ge-twās*, Geist, Gespenst, und lith. *dvāsi*, Athem, Geist, Gespenst). — Sie »führt uns weit zurück in eine Zeit, wo die später so hocherhabenen Bewohner des lichtstrahlenden Olymps noch in einem, sei es wie auch immer gearteten Zusammenhang mit den nicht eben durchaus aristokratischen Seelen der Todten gestanden haben müssen«. Hierin stimmt er mit Visser[2]) überein, der in einer sehr eingehenden Abhandlung unabhängig von Meltzer den Nachweis erbringt, dass die Götter der Griechen thatsächlich auf einer animistischen Grundlage fußen.

Wohl sind zur Zeit Homers die Spuren des Animismus schon verwischt, besonders durch die dorische Wanderung, doch bemüht sich Verfasser, aus der Ilias und Odyssee festzustellen, dass vor Homer solche animistische Ansichten verbreitet waren und in den Werken Homers ihre Spuren (Bestattung des Patroklos, Ilias XIII. u. s. w.) zurückgelassen haben. Homer selbst bringt schon die Ansicht zum Ausdrucke, dass nach der Verbrennung die Seele in den Hades gehe und nicht mehr zur Erde zurückkehre, was einen Fortschritt gegenüber dem Animismus bedeutet; doch besonders begünstigte Menschen konnten ohne Trennung von Körper und Geist in das Elysion übersetzt werden, das in der Atlantis lag. Der Gegensatz dazu ist der Hades mit seinen Schreckgestalten, die ebenfalls zum großen Theile animistischen (und darin subsumiert vampyrischen) Ursprungs sind, die Entrückung in Höhlen und Berge. Gesteigerte Todte sind dann die Heroen, die den Menschen theils gut, theils schlecht gesinnt sind und später sehr im Werte abnahmen, was wohl der

[1]) Anfänge der Cultur. Leipzig 1873, 2 Bde.

[2]) De graecorum diis non referentibus speciem humanam. Dissertatio. Lugduni-Batavorum 1900, IV. 283 S.

neben dem Heroencultus parallel verlaufende Ahnen- und Seelencult und die Eleusinien bewirkten. Das Weitere behandelt dann die Unsterblichkeitslehre der Griechen, zu welcher der Volksglaube jedoch nicht vorgedrungen ist; diese haben vielmehr die Philosophen begründet, und hier erst tritt uns die Vergeltungstheorie entgegen, die früher nicht ausgebildet war. Gleichzeitig bildete sich dann auch die Leugnung der Unsterblichkeit aus.

Meltzers Abhandlung zeichnet sich durch große Übersichtlichkeit und durch eine umfassende Zusammenstellung der Literatur aus und kann als ein nicht unwesentlicher Beitrag zur Lehre vom Animismus betrachtet werden. E. K. Blümml.

68.

Trojanović, Prof. Dr. **Sima**: Die Trepanation bei den Serben. (Sonder-Abdruck aus dem Correspondenzblatt der Deutschen anthropologischen Gesellschaft. 1900. Nr. 2.)

In diesem 18 Seiten umfassenden Schriftchen gibt der Verfasser höchst interessante Mittheilungen über das jetzige Vorkommen der Trepanation in Montenegro, der Herzegowina und Albanien. Die Sitte bestand früher auch unter den Süddalmatinern, besonders Krivošianern und Bocchesen, aber nicht im eigentlichen Serbien. Die Operation wurde von eigenen Ärzten (*medig*, medicus) ausgeführt, und war die Kunst in Montenegro bei einzelnen Familien erblich. Das Instrument war eine einfache Trepaniersäge (*šara* oder *trapanj*). Narcotica werden vor der Operation in Gestalt von Brantwein gereicht, in der Absicht, die Schmerzen zu betäuben. Nach Entfernung des trepanierten Knochenstückes erforscht der Operateur, ob Blut auf dem Gehirn liegt. Das Vorhandensein eines solchen machte nach der Ansicht des *medig* durch den von ihm ausgeübten Druck die Vornahme der Operation nothwendig. Die Mortalität an der Operation ist sehr gering.

Die vom Verfasser am Schlusse gegebenen Belege über das Vorkommen der Trepanation bei außereuropäischen Völkern beschränken sich auf die Kabylen und die Bewohner der Loyalitätsinsel Ŭëa und sind daher der Vervollständigung bedürftig. Bezüglich der Kabylen wäre auf die Trojanović scheinbar unbekannt gebliebene ausführliche Darstellung von Malbot und Verneau (L'Anthropologie, 1897, S. 274 ff., deutsch im Globus, LXXII, 13—15), die Trepanation der Inca-Peruaner betreffend auf die Arbeit von Muñiz und McGee im 17th Ann. Report of the Bureau of Americ. Ethnology (im Auszuge wiedergegeben von Schmidt im Globus, LXXIII, 177 ff.) hinzuweisen. Über die Trepanation unter den Tarahumares in Mexico vgl. Lumholtz und Hrdlicka in Americ. Anthropologist, vol. X, Nr. 12. Eine Stelle über das Vorkommen der Operation in Agame (Abessinien) findet sich bei Plowden (Travels in Abyssinia and the Galla Country, London 1868, S. 115). Endlich ist noch das Vorkommen der Schädeltrepanation im Bismarck-Archipel (Zdekauer in den Sitzungsber. der Anthropol. Gesellsch. Wien 1900, S. 116—117) zu erwähnen.

Horn. Dr. Richard Lasch.

69.

Melodje Ludowe Litewskie (Litauische Volksweisen), gesammelt von Anton Juszkiewicz, nach dessen Tode theilweise bearbeitet von Oskar Kolberg und Isidor Kopernicki und nach dieser beider Tode endgiltig bearbeitet, redigiert und herausgegeben von Siegmund Noskowski und Johann Baudouin de Courtenay. Erster Theil. Krakau, Verlag der polnischen Akademie der Wissenschaften. 1900.

Wir haben es in dem vorliegenden Werke mit einer auf ganz eigenthümliche Art zustande gekommenen Sammlung von Volksmelodien zu thun. Schon der Titel deutet die außergewöhnlichen Schwierigkeiten an, die mit der Herausgabe des Werkes verbunden waren. Nicht weniger als drei Redacteure sind während der Arbeit gestorben, und ebenso oft kam das ursprüngliche Material in fremde Hände, die immer wieder nach neuen subjectiven Gesichtspunkten daran herumcorrigierten und redigierten. Nicht genug damit, scheint gleich die erste Aufzeichnung unter besonders ungünstigen Umständen erfolgt zu sein, deren Einfluss bei jeder neuen Redaction immer wieder durch unglückselige Hände noch verstärkt wurde. Der letzte Herausgeber J. Baudouin de Courtenay erzählt darüber selbst: Juszkiewicz, der erste Sammler war ein Vicar, »von

[1]) Man vgl. V. Jaekel, Studien zur vergleichenden Völkerkunde. Berlin 1901, S. 37 ff., 126 ff. — A. Bastian, Die humanistischen Studien in ihrer Behandlungsweise nach comparativ genetischer Methode auf naturwissenschaftlicher Unterlage. Berlin 1901, S. 53 ff. — J. Grimm, Deutsche Mythologie. 2 Ausgabe. Göttingen 1844, S. 405 ff. — Cleasby-Vigfusson, An icelandic english dictionary. Oxford 1874, S. 179 (sub *fylgja*) u. s. w.

Natur höchst musikalisch veranlagt, obgleich ohne höhere musikalische Ausbildung« (S. VIII). Bei genauerer Durchsicht des Manuscripts stellte es sich heraus, »dass Juszkiewicz seine Aufzeichnungen zu flüchtig vornahm und die Schlusstakte gewöhnlich wegließ«. Noskowski, der letzte Mitredacteur, musste nach dem eigenen Geständnis »vieles errathen«, und da in den ursprünglichen Aufzeichnungen der Silbenzahl der Worte gar keine Rechnung getragen war und die Melodie im Verhältnis zum Text entweder zu kurz oder zu lang war, so musste nach Gutdünken hinzugefügt und weggelassen werden, eine Arbeit, die Noskowski selbst zu dem Ausruf veranlasste: »Es ist ein wahres Kreuz!«

Aus alledem würde folgen, dass die ursprünglichen, flüchtig hingeworfenen Skizzen des Juszkiewicz unmöglich das Material zu einer wissenschaftlichen Bearbeitung hätten liefern können. Was geschah aber mit diesen Skizzen? Die anthropologische Commission der Akademie übergab sie Herrn Kolberg, der sie »tadellos ins Reine schrieb« und kurz darauf starb. Das war die erste Redaction.

Dann kam dieses Manuscript an Herrn Kopernicki, von dem es heißt, dass ihm »damals die elementaren Kenntnisse nicht nur der Musiktheorie, sondern sogar der Notenschrift ganz mangelten, so dass er sich dieselben erst aneignen musste« (S. VIII). Dann schrieb der eben erst in den Elementen bewanderte Kopernicki das Manuscript »tadellos« ab, starb aber, wie sein Vorgänger, unmittelbar nach der Arbeit. Das war die zweite Redaction.

Hierauf beschloss die anthropologische Commission die Akademie, Herrn Professor Baudouin de Courtenay mit der Herausgabe zu betrauen, »da die Gelder für die Herausgabe der Sammlung bewilligt waren«. Herr Professor de Courtenay sagt von sich selbst (S. X): »Auf diese Weise wurde ich, obgleich ich weder von Natur musikalisch bin, noch mit der Theorie der Musik vertraut war, nolens volens Redacteur eines großen musikalischen Sammelwerkes«. Das wäre also schon der zweite unmusikalische Redacteur einer flüchtig hingeworfenen unbrauchbaren Skizze. Er wandte sich an Siegmund Noskowski, den Director der musikalischen Gesellschaft in Warschau, und dieser that unter anderem Folgendes:

»Er transponierte viele Melodien entweder um eine Octave höher, oder in eine andere Tonart... Er setzte Töne und ganze Takte hinzu, wo es die Rücksichtnahme entweder auf den Bau der Melodie selbst, oder... auf den Text erforderte. Sehr selten brauchte man zur Kürzung der Melodien um Töne oder Takte seine Zuflucht zu nehmen. Hier und da musste man eine Melodie bedeutend ändern und theilweise reconstruieren, um dieselbe überhaupt für die Sammlung verwenden zu können.« (S. XII.)

Es ist unmöglich, in dem Eingeständnis der wissenschaftlichen Unbrauchbarkeit der vorliegenden Publication weiter zu gehen, als es der letzte Redacteur gethan hat, anscheinend ohne es zu merken. Er hat in einem offenbar unzulänglichen Manuscript Takte und Töne hinzugefügt, Transpositionen vorgenommen, »augenscheinliche Fehler« verbessert (S. XIV), »Versetzungszeichen geändert« (S. XXVII), kurz, er ist nach eigenem Gutdünken verfahren, wo doch nur eine Correctur an der Hand der ursprünglich von dem Volke angenommenen Singweise am Platze gewesen wäre. Haben denn die letzten Redacteure (musikalische und unmusikalische) eine Ahnung gehabt, um was es sich bei der Publication solcher Volksmelodien handelt? Doch nicht um die Veröffentlichung einiger hübscher Melodien, die nach unserer Phantasie zurechtgestutzt sind, sondern um eine absolut getreue Niederschrift dessen, was das Volk thatsächlich singt, sammt allen Eigenthümlichkeiten des Gesanges und des Satzes selbst, mag er nun nach unseren Begriffen fehlerhaft sein oder nicht. Eine vollständige Genauigkeit ist offenbar deshalb unmöglich gewesen, weil das ursprüngliche Manuscript selbst ganz unbrauchbar war. Dann hätte es eben nie veröffentlicht werden sollen. Da es aber niemandem einfiel das Manuscript nach den vom Volke gesungenen Originalmelodien zu corrigieren, ist die ganze Arbeit wissenschaftlich wertlos, und es hätte keinen Sinn, über etwaige Eigenthümlichkeiten einzelner Lieder, von denen man nicht weiß, wie viel davon vom Volke selbst, oder von einem der Redacteure stammt, auch nur ein Wort zu verlieren. Die rührende Offenherzigkeit, mit der sämmtliche Redacteure auf ihre und ihrer Vorgänger Fehler und die ganz unzulässige Art der Redactionsarbeit aufmerksam machen, steht in der ganzen Literatur einzig da. Wie aber eine Akademie der Wissenschaften eine derartige Sammlung unter ihrem Namen publicieren kann, ist mir ein Räthsel.

Dr. Richard Wallaschek.

70.

Meyer, A. B. und **Richter, O.**: Die Helme aus Messingblech von Celébes und den Molukken. (Abhandlungen und Berichte des königlich zoologischen und anthropologisch-ethnographischen Museums zu Dresden. Bd. IX, 1900/1. S. 32—88.) Mit einer Tafel.

Im malayischen Archipel gibt es an einigen Fürstenhöfen, namentlich im Gebiete des ternatanischen Einflusses, eine Art Ehrenwache *kabesaran*, »welche bei festlichen Gelegenheiten im alten Costüm des Landes und mit Schild und Schwert oder Lanze gewappnet aufzieht und Nationaltänze vorführt«. Bei diesen Tänzen, die

als Scheingefechte aufgeführt werden, tragen die Theilnehmer auch Helme und Schilde aus Messing, die unzweifelhaft auf europäischen Einfluss hinweisen, ja selbst von europäischer Arbeit sind. Solche Helme und Schilde werden auch beim *tjakalele*-Tanz auf den molukkischen Inseln verwendet.

In einer ungemein kritischen und sorgfältigen Untersuchung, die wohl in jeder Hinsicht einwandfrei ist, bringen die Verfasser zunächst die Nachweise von in europäischen Museen befindlichen Helmen (Dresden, Leiden, Zwolle, Berlin) und stellen auch alle Mittheilungen über diesen Gegenstand aus der vorhandenen, ziemlich reichen Literatur sammt den Hinweisen auf Abbildungen zusammen. Für den Ethnographen sind von besonderem Werte die nordcelébischen Traditionen über diese Helme und Schilde, welche übereinstimmend auf fremden Ursprung hinweisen. Nach ihnen sind sie von Ternate aus nicht vor dem Jahre 1613 nach Nord-Celébes gekommen. Wie die Verfasser auf Grund ihrer sorgfältigen Studien nachweisen, sind die Messinghelme Altniederländer Herkunft und wurden in der zweiten Hälfte des XVII. Jahrhunderts in Ternate eingeführt. Diese Frage zu entscheiden, war nicht besonders leicht, da eine ansehnliche Zahl von Gewährsmännern für den portugiesischen, eine andere nicht minder große für den spanischen Ursprung eintrat.

W. Hein.

71.

Wilda, Johannes: Von Hongkong nach Moskau, ostasiatische Reisen. Mit 53 Illustrationen u. s. w. Verlag von Stefan Geibel. Altenburg, S.-A., 1902. Preis Mark 4·50.

In früheren Zeiten waren Reisebeschreibungen über die Länder Ostasiens eine Seltenheit, ja es hatte seine liebe Noth, überhaupt einen Verleger zu finden, da jeder die Interesselosigkeit des Publicums solchen Publicationen gegenüber fürchtete. Dies scheint sich in der Gegenwart geändert zu haben, wie die vorgenannte Reisebeschreibung vermuthen lässt.

Wenn der Verfasser versichert, dass er nur seine eigenen Eindrücke zu Papier gebracht hat, so wird es damit wohl seine Richtigkeit haben, wenngleich verhältnismäßig wenig Neues über diese fernen Länder des Ostens in dem dicken Bande zu finden ist. Neues nämlich, was man nicht schon zum so und so vielten Malen in derartigen Reisebeschreibungen gelesen, lässt das Interesse nicht erkalten, sollte es auch gerade nicht in der vollendetsten Form geboten werden; Altes, schon Bekanntes hingegen erfordert — soll unser Interesse bei der Lectüre nicht erlahmen — nicht bloß eine neue eigenartige Auffassung, sondern auch eine elegante, stilistisch gerundete Darstellung. In dieser Beziehung lässt jedoch vorliegende Reisebeschreibung so manches zu wünschen übrig.

Stellenweise wird die Darstellung bombastisch überladen, dafür wieder anderen Ortes so, man möchte fast sagen, schülerhaft nüchtern, dass das Interesse bei der Lectüre ziemlich schwindet, und das Lesen solcher Stellen unter gegebenen Verhältnissen statt der üblichen Medicinen, wie Bromkali, Chloralhydrat etc., von den Ärzten mit sicherer Wirkung verordnet werden könnte. Ganz besonders störend dürfte man die nicht allzu selten auftretenden undeutschen Redewendungen, die neuen, dem Sprachgeiste widerstreitenden Wortbildungen (Unsichtigkeit z. B.) oder die Verwendung gewisser technischer Ausdrücke in ganz ungewöhnlicher und ungerechtfertigter Beziehung finden.

Seit Humboldts Reisebeschreibungen muss man eben an solche Schriften ganz besondere Anforderungen bezüglich des Stiles stellen und wohl mit Recht. Es ist daher zu fürchten, dass vorliegendes Werk durch diese zu rügenden Eigenthümlichkeiten Einbuße in der Gunst des Publicums erleiden dürfte, weil ja doch die Wahrhaftigkeit des Autors allein nicht von jedermann gewürdigt werden kann und selbst bei gerechter Würdigung nicht über die keineswegs tadellose Darstellung von schon Bekanntem hinüberhilft.

Wem jedoch der in dem Buche behandelte Stoff fremd ist, der kann, wenn er über die angeführten Mängel sich hinauszusetzen vermag, über die Länder des Ostens sich hinreichend informieren, wozu die zahlreicheren Illustrationen, das Beste des Werkes, nach Photographien des Verfassers hergestellt, das Meiste beitragen, ebenso wie der verhältnismäßig billige Preis bei einer vorzüglichen Ausstattung seitens der Verlagsbuchhandlung.

Wien, im November 1901. Dr. F. Kühnert.

SITZUNGSBERICHTE

DER

ANTHROPOLOGISCHEN GESELLSCHAFT

IN WIEN.

REDIGIERT VON

Dr. WILHELM HEIN.

JAHRGANG 1901.

WIEN.
IM SELBSTVERLAGE DER ANTHROPOLOGISCHEN GESELLSCHAFT.
1901.

Vorstand und Mitglieder

der

Anthropologischen Gesellschaft in Wien

nach dem Stande vom 1. Jänner 1901.

Protector:

Seine kaiserliche und königliche Hoheit der durchlauchtigste Herr Erzherzog Franz Ferdinand von Österreich-Este.

A. Vereinsleitung und Ausschuss.

Präsident:

Dr. Ferdinand Freiherr v. **Andrian-Werburg** (seit 1882), zugleich Ehrenpräsident (1895).

Vice-Präsidenten:

Dr. Karl Ritter **Brunner v. Wattenwyl** (seit 1888).
Dr. Karl Theodor v. **Inama-Sternegg** (seit 1894).
Dr. Karl **Toldt** (seit 1898).

Erster Secretär:

Dr. Wilhelm **Hein** (seit 1900).

Zweiter Secretär:

Franz Ritter v. **Hopfgartner** (seit 1899).

Rechnungsführer:

Dr. Otto **Müller** (seit 1891).

Cassier:

Karl Freiherr v. **Schlosser** (seit 1891).

Ausschussräthe:

Franz **Heger** (seit 1899).
Dr. Moriz **Hoernes** (seit 1890).
Dr. Vatroslav **Jagić** (seit 1900).
Felix **Kanitz** (1870—1874, neuerdings seit 1879).
Dr. Josef **Karabacek** (seit 1872).
Felix **Karrer** (1876—1884, neuerdings seit 1887).
Dr. Matthäus **Much** (1871—1876, neuerdings seit 1884).
Dr. David Heinrich **Müller** (seit 1887).
Karl **Penka** (seit 1890).
Dr. Leopold v. **Schroeder** (seit 1900).
Josef **Szombathy** (seit 1887).
Dr. Wilhelm **Tomaschek** (seit 1890).
Dr. Sigmund **Wahrmann** (seit 1883).
Hans Graf **Wilczek** (seit 1870).
Gundaker Graf **Wurmbrand-Stuppach** (seit 1870).
Dr. Emil **Zuckerkandl** (1878—1883, neuerdings seit 1889).

Rechnungs-Censoren:

Dr. Moriz **Brnek**.
Alois Raimund **Hein**.

B. Mitglieder.

I. Ehrenmitglieder.

1. Seine k. u. k. Hoheit Herr Erzherzog **Josef**. Alcsúth, Ungarn (1895).
2. **Bastian**, Dr. Adolf, Geheimer Regierungsrath, Professor, Director des Museums für Völkerkunde. Berlin, SW. Königgrätzerstr. 120 (1884).
3. **Fritsch**, Dr. Gustav, Professor, Geheimer Medicinalrath. Groß-Lichterfelde bei Berlin (1895).
4. **Haeckel**, Ernst. Jena (1872).
5. **Hildebrand**, Dr. Hans, Reichsantiquar am Statens historiska Museum in Stockholm (1895).
6. **Kállay de Nagy-Kálló**, Benjamin, k. u. k. Geheimer Rath, Reichs-Finanzminister. Wien, I., Johannesgasse 5 (1895).
7. **Kollmann**, Dr. Julius, Universitätsprofessor. Basel (1895).
8. **Lubbock**, John, Lord Avebury. High Elms, Farnborough, Kent, England (1895).

Anmerkung. Die Zahlen in der Klammer bedeuten das Jahr der Ernennung, beziehungsweise des Eintrittes. Correcturen und Ergänzungen dieser Angaben erbittet sich die Redaction der Mittheilungen unter der Adresse: Wien, I., Burgring 7.

9. **Montelius**, Dr. Oskar, Professor und Conservator am kgl. histor. Museum in Stockholm (1898).
10. **Müller**, Dr. Sophus, Director des Nationalmuseums in Kopenhagen, Prindsens Palais (1895).
11. **Powell**, J. W., Major, Director des Bureau of Ethnology in Washington, D. C., U. S. A. (1884).
12. **Ranke**, Dr. Johannes, Professor, München, Briennerstraße 25 (1895).
13. **Reiss**, Dr. Wilhelm, Geheimer Regierungsrath, Schloss Könitz [Thüringen] (1889).
14. **Stolpe**, Dr. Hjalmar, Director der ethnographischen Abtheilung des naturhistorischen Reichsmuseums in Stockholm (1898).
15. **Tappeiner**, Edler v. **Tappein**, Franz, Schloss Reihenbach bei Meran (1900).
16. **Tylor**, Edward B., Esq., Professor der Anthropologie, Oxford (1895).
17. **Uwarow**, Praskovja Sergejewna Gräfin, Präsident der kais. russ. Archäologischen Gesellschaft in Moskau, Leontjewsky Perenlok, Dom Uwarow (1890).
18. **Virchow**, Dr Rudolf, Professor, Geheimer Medicinalrath, Berlin, W. Schellingstr. 10 (1879).
19. **Waldeyer**, Dr Wilhelm, Professor, Geheimer Medicinalrath, Berlin, W. Lutherstr 35 (1895).
20. **Wurmbrand-Stuppach**, Gundaker Graf Graz (1895). [Zugleich unterstützendes Mitglied.]

II. Correspondierende Mitglieder.

1. **Andree**, Dr. Richard, Braunschweig, Fallersleberthorpromenade 13 (1877).
2. **Anutschin**, Dmitrij Nikolajewitsch, Akademiker, Universitäts-Professor, Moskau (1890).
3. **Bartels**, Dr. Max, Geheimer Sanitätsrath, Berlin, NW. Roonstr. 71 (1889).
4. **Baye**, Josef Baron de, Paris, Avenue de la Grand Armée 58 (1893).
5. **Boas**, Franz, New-York, 123 West, 82nd Street, N.-York City, U. S. A. (1890)
6. **Brizio**, Edoardo, Bologna (1895).
7. **Cartailhac**, Dr. Émile, Universitätsprofessor Toulouse, Rue de la chaine 5 (1879).
8. **Chantre**, Ernest, Sous-Directeur des Muséum d'histoire naturelle, Lyon (1879).
9. **Dörpfeld**, Dr. Wilhelm, Professor, Erster Secretär des kais. Deutschen Archäol Instituts in Athen (1895).
10. **Eitel**, Ernst J. North Adelaide, Australien (1870).
11. **Fellenberg**, Dr. Edmund v., Director der archäol. und anthropolog. Sammlungen in Bern (1900).
12. **Finsch**, Dr. Otto, Conservator am zoolog. Rijks Museum in Leiden, Holland (1884).
13. **Gatschet**, Alb. S. Washington, D. C. (1884).
14. **Gerland**, Dr. Georg, Universitäts-Professor, Straßburg im Elsass (1895).
15. **Ghirardini**, Gherardo, Pisa (1895).
16. **Giglioli**, Enrico, Florenz (1895).
17. **Girard de Rialle**, J. Paris, Place Perdire 1 (1879).
18. **Grempler**, Dr. Wilhelm, geheimer Sanitätsrath, Breslau, Gartenstraße 46 (1889).
19. **Groß**, Dr. Victor, Neuenstadt, Schweiz (1883).
20. **Gurlitt**, Dr. Wilhelm, k. k. Universitätsprofessor, Graz (1883).
21. **Hampel**, Dr. Josef, Professor, Custos am ungar. Nationalmuseum, Budapest (1892).
22. **Hamy**, Dr. Ernest, Membre de l'Institut, Prof. am Mus. d'histoire naturelle in Paris, Rue Geoffroy St. Hilaire 36 (1884).
23. **Hazelius**, Dr. Arthur, Director des Nordischen Museums in Stockholm (1898).
24. **Heierli**, Jakob, Privatdocent Zürich (1891).
25. **Helbig**, Dr. Wolfgang, Professor, Rom (1883).
26. **Heldreich**, Dr. Theodor v., Director des botan. Gartens in Athen (1876).
27. **Herbst**, C., Justizrath, Kopenhagen, Schloss Rosenberg (1876).
28. **Herrmann**, Dr. Anton, Professor, Budapest, I Szt. György-útcza 2 (1890).
29. **Hoernes**, Dr. Rudolf, Universitäts-Profcssor, Graz (1895). [Zugleich wirkliches Mitglied.]
30. **Jarnik**, Urban, Prag (1884).
31. **Lissauer**, Dr. A., Sanitätsrath, Berlin, W. Lützowufer 20 (1892).
32. **Mantegazza**, Dr. Paolo, Director des Nationalmuseums für Anthropologie in Florenz (1878).
33. **Martin**, Dr. Rudolf, Universitäts-Professor, Zürich, IV. Neue Beckenhofstr. 16 (1900).
34. **Mehlis**, Dr. Christian, Neustadt a. d Haardt, Rheinpfalz (1879).
35. **Meitzen**, Dr. August, Geheimer Regierungsrath, Berlin, Kleiststr. 23 (1895).
36. **Mestorf**, Johanna, Museums-Director, Kiel (1877).
37. **Meyer**, Dr. A. B., Geheimer Hofrath, Dresden (1884).
38. **Morselli**, Dr. Enrico, Director der psychiatrischen Klinik der kgl Universität in Genua, Via Assarotti 46 (1875).
39. **Munro**, Robert, Edinburgh, Soc. of Antiquaries (1895).
40. **Naue**, Dr Julius, München, Promenadeplatz 6 (1887).
41. **Nehring**, Dr. Alfred, Professor, Berlin, N. Invalidenstraße 42 (1893).
42. **Nüesch**, Dr Jakob, Schaffhausen (1900).
43. **Obst**, Dr. Hermann, Museums-Director, Leipzig (1895). [Zugleich wirkliches Mitglied.]
44. **Olshausen**, Dr. Otto, Berlin, SW. Anhaltstr. 5 (1895).
45. **Orsi**, Dr. Paul, Reale Ispettore degli Scavi, Siracus (1887).
46. **Pigorini**, Dr. Luigi, Director der Musei preistorico e Kircheriano in Rom, Via del Collegio Romano 26 (1872).

47. **Radde**, Dr. Gustav, wirklicher Geheimer Rath, Director des kaukas. Museums in Tiflis (1884).
48. **Radloff**, Dr. W., wirklicher Staatsrath, Akademiker. St. Petersburg (1892).
49. **Ratzel**, Dr. Friedrich, Universitäts-Professor. Leipzig (1886).
50. **Reinach**, Salomon. St. Germain en Laye, Frankreich (1895).
51. **Retzius**, Dr. Gustav, Professor. Stockholm (1880).
52. **Riedel**, Johann Gerard Friedrich, Niederl. Resident. Haag, Obrechtstraat 140, Holland (1873).
53. **Schmeltz**, Dr. J. D. E., Director des ethnographischen Reichsmuseums in Leiden, Rapenburg 69 (1884).
54. **Schmidt**, Dr. Emil, Universitäts-Professor. Leipzig (1895). [Zugleich wirkliches Mitglied.]
55. **Schulenburg**, Willibald v. Charlottenburg bei Berlin (1887).
56. **Schweinfurth**, Dr. Georg, Professor. Berlin, W. Potsdamerstr. 75a (1884).
57. **Schwicker**, C. Budapest (1880).
58. **Stefanović-Vilovsky**, Theodor Ritter v., General-Post- und Telegraphen-Director. Belgrad (1887).
59. **Steinen**, Dr. Karl von den, Professor. Charlottenburg bei Berlin (1895). [Zugleich wirkliches Mitglied.]
60. **Stieda**, Dr. Ludwig, Geheimer Medicinalrath, Professor. Königsberg, Preußen (1880).
61. **Stoll**, Dr. Otto, Universitäts-Professor. Zürich, V. Klosbachstraße 75 (1900).
62. **Török**, Dr. Aurel v., Universitäts-Professor. Budapest (1891).
63. **Topinard**, Paul. Paris, Rue des Rennes 105 (1879).
64. **Trontowski**, W. Moskau, Bersenjewka (1890).
65. **Uhle**, Dr. Max. Philadelphia, Penns. University Museum (1898).
66. **Ujfalvy de Mezö-Kövesd**, E., Professor. Florenz, Via S. Spirito (1879).
67. **Vinson**, Julien. Paris (1879).
68. **Voss**, Dr. Albert, Geheimer Regierungsrath, Director am kgl. Museum für Völkerkunde. Berlin, SW. Königgrätzerstraße 120 (1887).

III. Stifter.[1])

1. **Haas v. Hasenfels**, Georg, Fabriks- und Gutsbesitzer. Schloss Mostau an der Eger, Böhmen (1900).
2. **Liechtenstein**, Johann, reg. Fürst von und zu. Wien, I., Bankgasse 9 (1895).
3. **Sokolowski**, Julian. Berlin, Lessingstr 24 (1890).

IV. Unterstützende Mitglieder.

1. **Abensperg und Traun**, Hugo Graf v., k. u. k. Geheimer Rath, Oberst-Kämmerer. Wien, I., Wallfischgasse 13 (1887).
2. **Angerer & Göschl**, C., k. u. k. Hofphotographen, Kunstanstalt. Wien, XVI. 1, Ottakringerstraße 49 (1898).
3. **Apponyi**, Alexander Graf, k. u. k. Kämmerer. Lengyel, Ungarn (1889).
4. **Auer v. Welsbach**, Dr. Karl Ritter, Chemiker. Wien, IV. 1, Wiedner Hauptstraße 69 (1898).
5. **Auspitz v. Artenegg**, Theodor, Procurist der pr. Firma S. Auspitz. Wien, I., Schwarzenbergstraße 3 (1891).
6. **Bonaparte**, Prinz Roland. Paris, Avenue d'Iéna 10 (1895).
7. **Delhaes**, Stefan, Historienmaler. Wien, VIII. 1, Schlösselgasse 2 (1882).
8. **Dreher**, Anton, Brauerei- und Großgrundbesitzer. Klein-Schwechat bei Wien (1898).
9. **Dungel**, Dr. Adalbert, kaiserlicher Rath, General-Abt, Prälat des Stiftes Göttweig, Niederösterreich (1881).
10. **Erwein**, Dr. Josef, Landeshauptmann von Kärnten, Mitglied des Herrenhauses. Klagenfurt, Priesterhausgasse 2 (1887).
11. **Figdor**, Karl, Banquier. Wien, I., Löwelstraße 8 (1891).
12. **Grillmayer**, Johann. Schwanenstadt 193, Oberösterreich (1898).
13. **Grünbaum**, Dr. Herman. Wien, I., Hessgasse 7 (1892).
14. **Gundrum**, Dr. Franz S., Stadtphysikus in Kreuz, Kroatien (1900).
15. **Gussenbauer**, Dr. Karl, k. k. Hofrath, Universitätsprofessor. Wien, IX. 3, Ferstelgasse 5 (1870).
16. **Gutmann**, Max Ritter v., k. k. Bergrath. Wien, XIX. 1, Colloredogasse 24 (1892).
17. **Hamburger**, Fritz, Papierfabrikant. Wien, III. 3, Marokkanergasse 21 (1899).
18. **Hanau**, Wilhelm, Fürst von. Horowitz in Böhmen (1898).
19. **Harrach zu Rohrau**, Johann Franz Graf, k. u. k Geheimer Rath. Wien, I., Freyung 3 (1887).
20. **Kinsky**, Ferdinand Fürst, k. u. k. Geheimer Rath. Wien, I., Freyung 4 (1887).

[1]) Die P. T. Mitglieder werden dringend ersucht, Adressenänderungen sofort dem Secretariate der Anthropologischen Gesellschaft, Wien, I., Burgring 7, anzeigen zu wollen, da nur für diesen Fall die regelmäßige Zusendung der Gesellschaftsschriften, Einladungen u. s. w. garantiert werden kann. Den Mitgliedsbeitrag wolle man an den Cassier der Gesellschaft, Herrn Karl Freiherr v. Schlosser, Wien, IV. 1, Taubstummengasse 8, zu Beginn eines jeden Vereinsjahres einsenden.

21. **Lanckoroński-Brzezie**, Karl Graf, k. u. k. Geheimer Rath. Wien, III. 3, Jacquingasse 18 (1884).
22. **Lieben**, Leopold v., Vice-Gouverneur-Stellvertreter der österr.-ung. Bank. Wien, I., Oppolzergasse 6 (1891).
23. **Liechtenstein**, Heinrich Karl August Fürst von und zu, Oberlieutenant i. d. Res., Professritter des Malteser-Ritterordens. Wien, II./2, Schüttelstraße 11 (1900).
24. **Lohmeyr**, Ludwig, Mitglied des Herrenhauses. Wien, I., Schwangasse 1 (1887).
25. **Miller zu Aichholz**, Dr. Victor Ritter v. Wien, III./3, Am Heumarkt 13 (1887).
26. **Mirbach**, Ernst Graf, Harff, Rheinprovinz (1898).
27. **Niederösterreichisches Landes-Real- und Obergymnasium** in Horn (1893).
28. **Osborne**, Wilhelm, Rittergutsbesitzer. Radebeul bei Dresden, Wasastraße 1 (1880).
29. **Reich**, S. & Co., k. k. landesbefugte Glaswarenfabrikanten. Wien, II./2, Czerningasse 3—7 (1892).
30. **Ringhoffer**, Franz Freiherr v., Mitglied des Herrenhauses, Fabriksbesitzer. Smichow bei Prag (1898).
31. **Rothschild**, Nathaniel Anselm Freiherr v., Gutsbesitzer. Wien. IV. 2, Theresianumgasse 14 (1890).
32. **Scherzer**, Karl Ritter v., k. u. k. a. o. Gesandter und bevollmächtigter Minister i. R. Görz, Corso 18 (1895).
33. **Schlesinger**, Franziska, Doctors- und Generalseeretärswitwe. Wien, I., Strauchgasse 1 (1900).
34. **Schoeller**, Dr. Max, Berlin, Zelten 21a (1898).
35. **Schoeller**, Paul Ritter v., Gutsbesitzer, königl. großbrit. General-Consul. Wien, I., Johannesgasse 7 (1899).
36. **Schoeller**, Philipp Wilhelm Ritter v., Generalrath der österr.-ungar. Bank, Mitglied des Herrenhauses. Wien, XVII./2, Promenadegasse 43 (1887).
37. **Schwarzenberg**, Adolf Josef Fürst zu, k. u. k. Geheimer Rath. Mitglied des Herrenhauses. Wien, III. 3, Rennweg 2 (1884).
38. **Steindachner**, Dr. Franz, k. u. k Hofrath, Intendant des k. k. naturhistorischen Hofmuseums. Wien, I., Burgring 7 (1896).
39. **Wahrmann**, Dr. Sigmund, prakt. Arzt. Wien, I., Seilerstätte 5 (1899, wirkl. Mitglied von 1870 bis 1898).
40. **Waldstein**, Ernst Graf, k. u. k. wirklicher Geheimer Rath und Kämmerer, Major a. D. Prag, Kleinseite (1898).
41. **Waldstein**, Ernst Karl Graf, k. u. k. Kämmerer. Rittmeister i. R. Prag, Waldsteinhaus (1895). [Lebenslängliches Mitglied.]
42. **Wilczek**, Hans Graf, k. u. k. Geheimer Rath und Kämmerer. Mitglied des Herrenhauses. Wien, I., Herrengasse 5 (1870).
43. **Windisch-Graetz**, Ernst Fürst zu, k. u. k. Kämmerer, Oberst a. D. Wien, III. 3, Strohgasse 21 A (1879).
44. **Wurmbrand-Stuppach**, Gundaker Graf, k. u. k. Geheimer Rath und Kämmerer. Graz, Schumanngasse 6 (1870). [Zugleich Ehrenmitglied.]
45. **Zichy**, Eugen, Graf, k. u. k. Geheimer Rath. Budapest, Rózsa-úteza 61 (1900).
46. **Zichy zu Zich und von Vásonykeö**, Theodor Graf, k. u. k. Geheimer Rath, k. u. k. a. o. Gesandter und bevollmächtigter Minister am königlich bayrischen Hofe. München (1898).

V. Wirkliche Mitglieder.

1. **Alterthumsverein** in Worms (1886).
2. **Andrian-Werburg**, Dr. Ferdinand Freih. v. Alt-Aussee (1870). [Lebenslängliches Mitglied.]
3. **Andrian-Werburg**, Dr. Leopold Freih. v., k. u. k. Legations-Secretär. Athen (1896).
4. **Angerer**, Franz, stud. med. Wien, IX. 3, Rothehausgasse 8 (1900).
5. **Arneth**, Dr. Franz Hektor Ritter v., k. k. Hofrath. Wien, I., Kolowratring 14 (1870).
6. **Arthaber**, Dr. Gustav Edler v., Privatdocent und Adjunct an der Universität. Wien, IV. 1, Heugasse 10 (1899).
7. **Auchenthaler**, Dr. Franz, k. u. k. Hofrath, Leibarzt. Wien, I., Schottenring 4.
8. **Bachofen v. Echt**, K. Adolf. Wien, XIX./2, Hackhofergasse 18 (1885) [Lebenslängliches Mitglied.]
9. **Baernreither**, Dr. Josef Maria, k. u. k. Geheimer Rath. Wien, VIII./1, Landesgerichtsstraße 11.
10. **Balfour**, Henry, Vorstand des Anthropological Department am Museum in Oxford. 11, Norham Gardens (1895).
11. **Bartsch**, Franz, k. k. Hofrath i. P. Wien, III./2, Salmgasse 14 (1887).
12. **Bassanowicz**, Dr. J., Kreisphysikus. Varna, Bulgarien (1889).
13. **Beer**, Dr. Adolf, k. k. Hofrath. Mitglied des Herrenhauses, Professor an der technischen Hochschule i. P. Wien, III./3, Am Heumarkt 17 (1870).
14. **Belcredi**, Richard Graf, k. u. k. wirkl. Geheimer Rath, Präsident a. D. Gmunden (1898).
15. **Bellak**, Isidor, Antiquar. Wien, III., Radetzkystraße 17 (1887).
16. **Benndorf**, Dr. Otto, k. k. Hofrath. Director des k. k. Archäologischen Institutes. Wien, IX./2, Pelikangasse 18 (1883).
17. **Bibliothek der Stadt Wien.** Wien, I., Felderstraße, Rathhaus (1896).

18. **Bielka v. Karltreu**, Dr. August Ritter, k. u. k. Leibarzt. Wien, I., Reitschulgasse 2 (1887).
19. **Blasius**, Dr. Wilhelm, Geheimrath, Director des herzogl. naturhistorischen Museums und Professor an der herzogl. techn. Hochschule. Braunschweig, Gausssstraße 17 (1892).
20. **Blümml**, Emil Karl. Wien, XVIII./1, Gentzgasse 134 (1900).
21. **Böhmerle**, Karl, Adjunct der k. k. forstlichen Versuchsanstalt. Mariabrunn 1, Niederöst. (1887).
22. **Bogišić**, Dr. Valtazar, Staatsrath, Membre correspondent de l'Institut. Paris, Rue des Saints-Pères 71 (1883). [Lebenslängliches Mitglied.]
23. **Bormann**, Dr. Eugen, k. k. Universitäts-Professor. Klosterneuburg (1895).
24. **Bouchal**, Dr. Leo, Conceptspraktikant im k. u. k gemeinsamen obersten Rechnungshof. Wien, IX./4, Spittelauergasse 2 (1900).
25. **Bouchal**, Leonard. Wien, IX. 4, Spittelauergasse 2 (1895).
26. **Breitenstein**, Dr. Heinrich, Badearzt. Karlsbad, Haus »Rubin«, Böhmen (1898).
27. **Breitner**, Anton, Schriftsteller. Mattsee, Salzburg (1900).
28. **Brenner-Felsach**, Joachim Freih. v., k. u. k. Kämmerer. Gaintarn, Niederösterreich (1889).
29. **Breycha**, Dr. Arthur, k. k. Sectionsrath. Wien, I., Kärntnerring 9 (1895).
30. **Brigham**, William J., Director des Bernice Pauahi Bishop Museum. Honolulu, Hawaii-Inseln (1895).
31. **Bruck**, Dr. Moriz, k. u. k. Oberstabsarzt i. P. Wien, II./2, Czerninplatz 1 (1888).
32. **Brun**, Ferdinand, Ingenieur, Gewerbeinspector. Mödling, Wienerstraße 33, Niederösterreich (1884).
33. **Brunner v. Wattenwyl**, Dr. Karl Ritter, k. k. Ministerialrath i. P. Wien, VIII. 1, Trautsohngasse 6 (1870).
34. **Brunšmid**, Dr Josip, Universitäts-Professor, Museal-Director. Agram (1891).
35. **Bünker**, Johann Reinhard, Lehrer. Ödenburg, St. Georgengasse 11 (1900).
36. **Bugiel**, Wlodzimierz Mieczysław, stud. med. Paris, Rue Collégiale 10 (1891).
37. **Bulić**, Franz, Monsignore, k. k. Conservator und Museums-Director. Spalato, Dalmatien (1896).
38. **Buschman**, Dr. Ferdinand Freiherr v., Großgrundbesitzer. Wien, I., Seilerstätte 16 (1889).
39. **Calliano**, Gustav, Präsident des Museumsvereines in Baden, Niederösterreich, Wienerstraße 3 (1896).
40. **Calliano**, Karl, Secretär der Bezirkskrankencassa. Baden, Niederösterreich, Wienerstraße 14 (1900).
41. **Campi**, Luigi Nobile de, Reichsraths-Abgeordneter. Cles, Tirol (1886).
42. **Červinka**, Ladislaus, Civilgeometer. Ungarisch-Hradisch 34, Mähren (1897).
43. **Chrobak**, Dr. Rudolf, k. k. Hofrath, Obersanitätsrath, Universitäts-Professor. Wien, IX. 3, Frankgasse 6 (1874).
44. **Czerny**, Alois, Bürgerschullehrer. Mährisch-Trübau (1887).
45. **Dachler**, Anton, Ingenieur. Wien, XIII./2, Ameisgasse 15 (1895).
46. **Dalla Rosa**, Dr. Alois, k. k. Universitäts-Professor. Wien, IX. 1, Porzellangasse 2 (1887).
47. **Dasch**, Albert, Juwelier. Teplitz, Langegasse 66 (1897).
48. **Demetrykiewicz**, Dr. Wladimir, Secretär der kaiserl. Akademie der Wissenschaften in Krakau, Studentengasse 259 (1896).
49. **De Vaux**, Karl Freiherr, k. u. k. Geheimer Rath und Kämmerer, Feldmarschallieutenant i. P. Wien, III. 3, Lagergasse 6 (1887)
50. **Diettler**, Hans, Fabrikant. Gaya, Mähren (1900).
51. **Dillinger**, Andreas, Schriftsteller. Wien, I., Opernring 23 (1883).
52. **Dotkowski**, Leo, Ingenieur. Graz, Steiermark (1894).
53. **Duška**, Josef. Josefstadt, Böhmen (1881).
54. **Dworschak**, Dr. Joh., Advocat. Deutsch-Landsberg, Steiermark (1884).
55. **Dzieduszycki**, Thaddäus Graf, Gutsbesitzer. Niesłuchów, Post Zelechów wielki, Galizien (1883).
56. **Eberhard**, Konrad, Pfarrer. Siegharting, Oberösterreich (1899).
57. **Ebner v. Rofenstein**, Dr. Victor Ritter, k. k. Hofrath, Universitäts-Professor. Wien, I., Rathhausgasse 13 (1900).
58. **Ehrenfreund**, Sigmund, Kaufmann. Wien, IX./1, Rögergasse 13 (1895).
59. **Eigl**, Josef, k. k. Oberbaurath. Salzburg, Neuthorstraße 9 (1893).
60. **Eisenbahnbeamten-Verein, Österreichischer.** Wien, I., Franziskanerplatz 5 (1899).
61. **Eisenstein**, Richard Freiherr von und zu, k. u. k. Feldmarschallieutenant i. P. Wien, II. 3, Liliengasse 3 (1900).
62. **Eysn**, Marie, Salzburg, Imbergstraße 10 (1900).
63. **Faber**, Dr. Karl Maria. Graz, Lichtenfelsgasse 15 (1870).
64. **Familien-Fideicommiss-Bibliothek**, k. u. k. Wien, I., Hofburg (1877).
65. **Figdor**, Gustav, k. k. priv. Großhändler. Wien, II./2, Kaiser Josefstraße 38 (1880).
66. **Finck**, Johann, königl. Rath, Bürgermeister i. P. Ödenburg, Heiliggeistgasse 3 (1890).
67. **Fischer**, Ludwig Hans, akad. Maler. Wien, XVII. 2, Neuwaldeggerstraße 24 (1886).
68. **Franc**, Franz Xaver, Secretär des histor. Museums der Stadt Pilsen (1894).
69. **Frauer**, Emil, Privatier. Triest, Via della Zonta 5 (1900).

70. **Freh**, Wilhelm, Lehrer. Wien, II., 1. Pillersdorfgasse 10 (1897).
71. **Frischauf**, Dr. Eugen, Notariats-Substitut. Eggenburg, Niederösterreich (1888).
72. **Fuchs**, Karl, Realschul-Professor, Kronstadt (Siebenbürgen), ref. Pfarrhof (1899).
73. **Fulcomer**, Daniel, Professor an der State Normal School. Milwaukee, Wisconsin, U. S. A. (1895).
74. **Geographisches Institut** der k. k. Universität. Wien, I., Franzensring 3 (1894).
75. **Gesellschaft für Anthropologie und Urgeschichte der Oberlausitz**, Görlitz (Schlesien), Neissstraße 30 (1889).
76. **Gesellschaft für Physiokratie**, Anthropologische Section der, in Böhmen. Prag 779-II (1887).
77. **Gesellschaft für Salzburger Landeskunde**. Salzburg (1887).
78. **Glassner**, Edmund. Heiligeneich, Post Atzenbrugg, Niederösterreich (1898).
79. **Glück**, Dr. Leopold, Primararzt, Sarajevo, Kossovo 11 (1893).
80. **Gomperz**, Dr. Theodor, k. k. Hofrath, Universitäts-Professor. Wien, III. 3, Reisnerstraße 13 (1870).
81. **Gorjanović-Kramberger**, Dr. Karl, Professor, Director des geologisch-paläontologischen Nationalmuseums in Agram (1900).
82. **Größl**, Franz Xaver, k. u. k. Präparator am k. k. naturhistor. Hofmuseum. Wien, IX. 4, Pfluggasse 6 (1888).
83. **Grohmann**, Anna, Präsidentin des Damen-Comités der I. Prager und Kleinseitener Volksküche, Hausbesitzerin. Prag, Graben 3 (1884).
84. **Groß**, Dr. Konrad, Wien. XI. 1, Pachmayergasse 2—4 (1893).
85. **Gschirhakl**, Dr. Johann, k. u. k. Ober-Stabsarzt. Wien, VIII. 1, Lammgasse 1.
86. **Gutherz**, Gérard. Wien. III. 4. Gerlgasse 4 (1897).
87. **Hagen**, Dr. Karl, Vorstand des Museums für Völkerkunde in Hamburg (1895).
88. **Hahn**, Dr. Heinrich, k. k. Notar. Wien, XVII. 1, Hernalser Hauptstraße 39 (1897).
89. **Hartung v. Hartungen**, Dr. Christoph. Riva am Gardasee, Villa Christoforo (1887).
90. **Hatschek**, Dr. Rudolf. Bad Gräfenberg, Österreichisch-Schlesien (1892).
91. **Hauser**, Otto, Schriftsteller. Wien, IV. 2, Starhembergasse 48 (1900).
92. **Hebra**, Dr. Hans Ritter v., k. k. Universitäts-Professor. Wien, IV., 1, Gusshausstraße 10 (1887).
93. **Hedinger**, Dr. August, Medicinalrath. Stuttgart, Friedrichstraße 4 (1895).
94. **Heger**, Franz, k. u. k. Regierungsrath. Custos und Leiter der anthrop.-ethnographischen Abtheilung des k. k. naturhistorischen Hofmuseums. Wien. III 2, Rasumofskygasse 1 (1878).
95. **Hein**, Alois Raimund, k. k. Realschul-Professor, akademischer Maler. Wien, V. 1, Bacherplatz 13 (1890).
96. **Hein**, Dr. Wilhelm, k. u. k. Assistent am k. k. naturhistorischen Hofmuseum. Floridsdorf, Donaufelderstraße 2, Niederösterreich (1889—1895, 1899).
97. **Herrmann**, Dr. Emanuel, k. k. Ministerialrath. Professor an der k. k. techn. Hochschule. Wien, VI. 1, Gumpendorferstraße 56 (1889).
98. **Herrnfeld**, Heinrich, Schriftsteller. Wien, II. 1, Schmelzgasse 10 (1870).
99. **Herzog**, Jakob, Schriftsteller. Wien, III. 3, Veithgasse 9 (1883).
100. **Himmel v. Agisburg**, Heinrich, k. u. k. Oberst i. R. Brixen, Tirol (1887).
101. **Historisch-archäologisches Museum** der Stadt Pilsen (1888).
102. **Hoelder**, Dr. H. v., k. württ. Ober-Medicinalrath. Stuttgart, Marienstraße 31.
103. **Hörmann**, Constantin, Hofrath. Director des bosnisch-herzegowinischen Landesmuseums. Sarajevo (1894).
104. **Hoernes**, Dr. Moriz, k. k. Universitäts-Professor, k. u. k. Custos-Adjunct am k. k. naturhistorischen Hofmuseum. Wien, III. 1, Ungargasse 27 (1883).
105. **Hoernes**, Dr. Rudolf, k. k. Universitäts-Professor. Graz, Sparbersbachstraße 29 (1879). [Zugleich correspondierendes Mitglied.]
106. **Hoffmann**, Johann, Director der fürstl. Auersperg'schen Zuckerfabriken. Žleb in Böhmen (1899).
107. **Hofmann**, Ignaz, Ökonomieverwalter des k. k. Erziehungsinstitutes für verwaiste Officierssöhne. Hirtenberg, Ger.-Bez. Pottenstein, Niederösterreich (1900).
108. **Hofmeier**, Ernst, Domänenbesitzer. Pischely bei Prag (1892).
109. **Hohenbruck**, Arthur Freih. Schwäger v., k. k. Sectionschef i. P. Wien, I., Nibelungengasse 8 (1890).
110. **Holl**, Dr. Moriz, k. k. Universitäts-Professor. Graz, Harrachgasse 21 (1892).
111. **Holländer**, Dr. Alexander, Privatdocent an der k. k. Universität. Wien, I., Rathhausstraße 20 (1888).
112. **Hopfgartner**, Franz Ritter v., k. k. Hafen- und See-Sanitäts-Capitän i. P., Wien, III. 1, Landstr. Hauptstraße 83—85 (1897).
113. **Horňska**, Dr. Alois, städt. Polizei-Commissär. Pilsen, Mansfeldgasse 7 (1887).
114. **Hovorka** Edler v. **Zderas**, Dr. Oskar, Spitalsleiter. Teslić, Bosnien (1893).
115. **Hueber**, Dr. Richard, Hof- und Gerichtsadvocat. Wien, XVII. 1, Bergsteiggasse 32 (1887).

116. **Inama-Sternegg**, Dr. Karl Theodor v., k. k. Sectionschef, Mitglied des Herrenhauses, Präsident der k. k. statistischen Central-Commission. Wien, I., Freyung 6 (1884).
117. **Jagić**, Dr. Vatroslav, Mitglied des Herrenhauses, k. k. Hofrath, Universitäts-Professor. Wien, VIII. 1, Kochgasse 15 (1892).
118. **Jelínek**, Břetislav, k. k. Conservator, Director des städt. Museums in Prag. Smichow, Hieronymusgasse 13 (1883).
119. **Jenny**, Dr. Samuel, kais. Rath. Hard bei Bregenz (1889).
120. **»Joanneum«**, Landesmuseum [Antiken- und Münzen-Cabinet] in Graz (1891).
121. **Jurić** Edler v. **Lavandal**, Dr. Gustav, Privatdocent an der Universität. Wien, I., Wallnerstraße 11 (1870).
122. **Kahle**, Dr. Bernhard, Universitätsprofessor. Heidelberg in Baden, Brückerstraße 16 (1895).
123. **Kaindl**, Dr. Raimund Friedrich, Professor. Czernowitz, Neueweltgasse 58 (1891).
124. **Kaiser**, Franz, k. k. Regierungsrath i. P. Wien, IV. 2, Johann Straußgasse 21 (1870).
125. **Kaltenegger**, Ferdinand, k. k. Hofrath. Brixen (1884).
126. **Kalandra**, Dr. Břetislav. Niemtschitz bei Nezamyslitz, Mähren.
127. **Kammel** Edler v. **Hardegger**, Dr. Dominik, Guts- und Fabriksbesitzer. Stronsdorf, Niederösterreich (1884).
128. **Kanitz**, Felix, k. ungar. Rath. Wien, I., Eschenbachgasse 9 (1870).
129. **Karabaček**, Dr. Josef, k. u. k. Hofrath, Director der k. k. Hofbibliothek. k. k. Universitäts-Professor. Wien, III. 2, Salmgasse 15 (1870).
130. **Karner**, P. Lambert, Pfarrer. Brunnkirchen, Postamt Furth, Niederösterreich (1880).
131. **Karrer**, Felix, k. ungar. Rath, General-Secretär des Wissenschaftlichen Club. Wien, XIX. 1, Döblinger Hauptstraße 80 (1870).
132. **Katholický**, Dr. Karl, k. k. Sanitätsrath, Primararzt der Krankenanstalt Brünn (1888).
133. **Keményy**, Dr. Ig., prakt. Arzt. Ödenburg (1890).
134. **Kerschbaumer**, Dr. Anton, Propst und Pfarrer. Krems a. d. Donau, Niederösterreich (1900).
135. **Klimesch**, Dr. Karl, k. k. Ministerial-Concipist. Wien, X. 1, Kundratstraße 3 (1900).
136. **Knabenseminar**, erzbischöfliches und Obergymnasium in Travnik, Bosnien (1888).
137. **Knett**, Josef, Ingenieur und Stadtgeologe. Karlsbad 720 (1899).
138. **Koblitz** v. **Willmburg**, Hans Freiherr, k. u. k. Artillerie-Hauptmann. Krakau, ulica Basztowa (1888)
139. **Koch**, Franz, Altbürgermeister. Ischl (1897).
140. **Koller**, Dr. Hans, Specialist für Geburtshilfe. Wien, I., Wallfischgasse 15 (1893).
141. **Kolbenheyer**, Erich, Professor an der k. k. Staatsgewerbeschule in Czernowitz (1894).
142. **Koller**, August Freiherr v., k. u. k. Rittmeister im 14. Dragoner-Regiment. Prag, Hradek 4 (1891).
143. **Komínek**, Alois, Güter-Inspector. Graz, Lessinggasse 13 (1890).
144. **Kosanović**, Sava, Erzbischof von Sarajevo, Metropolit von Dabro in Bosnien und Exarch von Dalmatien. Dulcigno, Montenegro (1884). [Lebenslängliches Mitglied.]
145. **Kostersitz**, Ubald, Prälat des Stiftes Klosterneuburg (1887).
146. **Kondelka**, Florian, k. k. Bezirks-Thierarzt. Wischau, Mähren (1886).
147. **Krahuletz**, Johann, Museumscustos. Eggenburg, Niederösterreich (1900).
148. **Krauß**, Dr. Friedrich Salomo, Ethnograph. Wien, VII. 2, Neustiftgasse 12 (1900).
149. **Krayatsch**, Dr. Josef, Director der niederösterr. Irrenanstalt in Kierling-Gugging, Niederösterreich (1887).
150. **Kretschmer**, Dr. Paul, k. k. Universitäts-Professor. Wien, VIII. 1, Florianigasse 23 (1899).
151. **Kříž**, Dr. Martin, k. k. Notar. Steinitz, Mähren (1880).
152. **Kubinyi**, Nikolaus v., Oberfiscal der Herrschaft Arva. Arva Váralya, Ungarn (1883).
153. **Kübeck** zu **Kübau**, Max Freiherr v., k. u. k. Legationsrath a. D. Wien, IV. 1, Wienstraße 27 (1870).
154. **Kuhn**, Dr. Konrad, k. u. k. Hofarzt. Wien, I., Maysedergasse 6 (1893).
155. **Kulka**, Dr. Richard, Hof- und Gerichts-Advocat. Wien, VII. 1, Neubaugasse 23 (1889).
156. **Kutschera**, Hugo Freiherr v., k. u. k. Geheimer Rath, Civil-Adlatus für Bosnien und die Herzegowina. Sarajevo (1884).
157. **Landau**, Dr. Wilhelm Freiherr v. Berlin, W. Lützowufer 5a (1895).
158. **Landes-Oberrealschule**, Niederösterreichische, und Fachschule für Maschinenwesen in Wr.-Neustadt (1887).
159. **Landwirtschaftliche Landes-Lehranstalt** in Tabor (1898).
160. **Landwirtschaftliche Lehranstalt**, höhere, in Liebwerd bei Tetschen in Böhmen (1899).
161. **Lanz-Liebenfels**, Dr. A. Jörg. Wien, IV. 2, Schönburgstraße 32 (1900).
162. **Lasch**, Dr. Richard, Bezirksarzt. Horn, Niederösterreich (1899).
163. **Leger**, F., Privatier. Kolin, Kuttenberger Vorstadt 182, Böhmen (1888).
164. **Lehmann-Nitsche**, Dr. Robert. Sectionschef für Anthropologie am Museum in La Plata, Argentinien (1896).

165. **Lenz**, Dr. Oskar, k. k. Universitäts-Professor. Prag, Königliche Weinberge, Sladkovskystraße 8 (1893).
166. **Levec**, Wladimir, ordentliches Mitglied des Institutes für österr. Geschichtsforschung. Wien, III. 1. Streichergasse 4, 3. Stock, Th. 15 (1897).
167. **Linardić**, Dr. Dominik, k. u. k Ober-Stabsarzt. Mostar (1888).
168. **Linden**, Dr. Mario Gräfin von d., Assistent am anatomisch-zoologischen Institut der Universität. Bonn, Königstraße 38 (1888).
169. **Lippmann**, Dr. Eduard, k. k. Universitäts-Professor. Wien, IV./1, Karlsgasse 9 (1893).
170. **Lodron-Laterano**, Carlo Graf zu, Fideicommissbesitzer der Güter Gmünd und Sommeregg. Schloss Gmünd, Kärnten (1900).
171. **Ludwig**, Dr. Eduard, Hof- und Gerichts-Advocat. Wien, IX. 1, Grüne Thorgasse 14 (1895).
172. **Ludwigstorff**, Anton Freiherr v., k. u. k. Geheimer Rath, Deutsch-Altenburg an der Donau, Niederösterreich (1887).
173. **Luschan**, Dr. Felix Ritter v., Professor, Directorial-Assistent am Museum für Völkerkunde. Friedenau bei Berlin, Menzelstraße 1 (1872).
174. **Majewski**, Erasmus, Director des chemisch-technischen Laboratoriums. Warschau, Zlota 61 (1893).
175. **Makowsky**, Alexander, Professor an der k. k. technischen Hochschule. Brünn, Thalgasse 25 (1889).
176. **Marchesetti**, Dr. Carlo de, Director des Museo civico di Storia naturale. Triest (1889).
177. **Marinitsch**, Josef, Privatier. Triest, Via del Lazzeretto vecchio 4 (1891).
178. **Maška**, Karl Jaroslav, Oberrealschul-Director. Teltsch, Mähren (1881).
179. **Masner**, Dr. Karl, Erster Director des schlesischen Museums für Kunstgewerbe und Alterthümer in Breslau, Grenßenstraße (1892).
180. **Matiegka**, Dr. Heinrich, Docent an der Universität. Prag, Karlsplatz 30 (1890).
181. **Mattoni**, Heinrich Edler v., kais. Rath, Gutsbesitzer. Wien, I., Tuchlauben 14 und 16 (1887).
182. **Mattula**, Josef, Baumeister. Znaim (1892).
183. **Mattula**, Ludwig, Lehrer. Unter-Retzbach, Niederösterreich (1892).
184. **Mayer**, Dr. Sigmund, k. k. Universitäts-Professor. Prag, Stephansgasse 28 (1892).
185. **Mayet**, Dr. Lucien. Lyon, 1 rue Molière, Frankreich (1900).
186. **Mayr**, Josef, Pfarrer. Hagenberg, Oberösterreich (1897).
187. **Mazegger**, Dr. Bernhard, Sanitätsrath, k. k. Conservator. Obermais bei Meran, Tirol (1900).
188. **Meringer**, Dr. Rudolf, k. k. Universitäts-Professor. Graz, Universitätsstraße 27 (1899).
189. **Minkus**, Dr. Fritz, k. k. Custos am k. k. österr. Museum für Kunst und Industrie. Wien, I., Bellariastraße 10 (1900).
190. **Miske**, Kálmán, Freiherr v., Gutsbesitzer. Güns, Ungarn (1896).
191. **Mittler**, Dr. Paul. Wien, I., Elisabethstraße 16 (1870).
192. **Montecuccoli-Polinago**, Rudolf Graf, k. u. k. Contre-Admiral, Kämmerer. Wien, III. 1, Strohgasse 4 (1884).
193. **Moser**, Dr. Ludwig Karl, k. k. Gymnasial-Professor. Triest, Via del Lavatojo 1 (1900).
194. **Moses**, Heinrich, Lehrer. Neunkirchen, Niederösterreich, Kreuzgasse 10 (1900).
195. **Much**, Dr. Ferdinand, k. u. k. Hofburgtheaterarzt. Wien, IV. 1, Favoritenstraße 11 (1880).
196. **Much**, Dr. Matthäus, k. k. Regierungsrath. Wien, XIII. 2, Penzingerstraße 84 (1870).
197. **Much**, Dr. Rudolf, Privatdocent an der Universität. Wien, XIII./2, Penzingerstraße 82 (1880).
198. **Müller**, Dr. David Heinrich, k. k. Universitäts-Professor. Wien, VIII. 2, Feldgasse 10 (1884).
199. **Müller**, Hugo M., Gutsbesitzer. Wien, I., Grünangergasse 1 (1880).
200. **Müller**, Dr. Otto, Eisenbahn-General-Secretär a. D. Wien, IX./1, Berggasse 5 (1889).
201. **Murko**, Dr. Mathias, Privatdocent an der Universität. Wien, VII./2, Breitegasse 4 (1896).
202. **Museal-Verein** der Stadt Cilli (1895).
203. **Museal-Verein** in Hallstatt, Oberösterreich (1891).
204. **Musejní spolek**, Brünn (1889).
205. **Museum** der Stadt Klattau in Böhmen (1890).
206. **Museum** der Stadt Werschetz in Ungarn (1898).
207. **Museum** der königl. Freistadt Esseg, Ungarn (1898).
208. **Museum für Völkerkunde** in Leipzig (1888).
209. **Museumsverein** in Budweis (1895).
210. **Nadenins**, Dr. Johann, k. k. Regierungsrath i. P. Wien, IV. 2, Weyringergasse 15 (1887).
211. **Nengebauer**, Dr. Josef. Wien, IX. 1, Kolingasse 11 (1893).
212. **Neumann**, Dr. Isidor, k. k. Hofrath, Universitäts-Professor. Wien, I., Kolowratring 14 (1897).
213. **Neustadtl**, Dr. Josef. Wien, I. Wallnerstraße 3 (1895).
214. **Nicolics**, Baron de Rudna jun., Fedor. Rudna, Ungarn (1897).
215. **Niederleithinger**, Dr. Adolf Gustav. Wilfersdorf bei Mistelbach, Niederösterreich (1900).
216. **Niedźwiedzki**, Julian, Professor an der k. k. technischen Hochschule in Lemberg. Polytechnicum (1887).
217. **Obersteiner**, Dr. Heinrich, k. k. Universitäts-Professor, Director der Privat-Irrenheilanstalt in Wien, XIX. 1, Billrothstraße 69 (1870).

218. **Obst**, Dr. Hermann, Director des Museums für Völkerkunde in Leipzig (1896). [Zugleich correspondierendes Mitglied.]
219. **Oser**, Dr. Leopold, k. k. Regierungs- und Sanitätsrath, Universitäts-Professor. Wien, I., Neuthorgasse 20 (1870).
220. **Pachinger**, Anton Max. Linz, Oberösterreich, Bethlehemstraße 31 (1894).
221. **Palliardi**, Jaroslaw, k. k. Notar. Mährisch-Budwitz (1889).
222. **Pauli**, Hugo, Buchhändler. Wien, I., Rothenthurmstraße 15 (1892).
223. **Peez**, Dr. Alexander v., Fabriks- und Realitäten-Besitzer. Salzburg, Schwarzstraße 28 (1880).
224. **Peisker**, Dr. Johann, Scriptor an der Universitäts-Bibliothek. Graz, Leechgasse 22a (1896).
225. **Penka**, Karl, k. k. Gymnasial-Professor. Wien, XVIII./2, Schindlergasse 48 (1882).
226. **Pfeiffer**, Rudolf, k. k. Berghauptmann. Wien, XVIII./1, Währingergürtel 41 (1870).
227. **Pič**, Dr. J. L., Vorstand der archäologischen Abtheilung am Nationalmuseum in Prag, Sokolgasse 66 (1896).
228. **Pick**, Dr. Alois, k. u. k. Stabsarzt, Privatdocent an der k. k. Universität. Wien, I., Rudolfsplatz 12 (1895).
229. **Pick**, Dr. Arnold, k. k. Universitäts-Professor Prag, Stadtpark 11 (1892).
230. **Pièrer**, Dr. F. S. J., Schiffsarzt i. R. St. Marein a. d. Kremsthalbahn, Oberösterreich (1887).
231. **Pingitzer**, Dr. Emerich Ritter v., k. k. Gerichtssecretär. Wien, IV./2, Favoritenstraße 18 (1900).
232. **Pražák**, Dr. Alois Freiherr v., k. u. k. Geheimer Rath, Minister a. D. Wien, III./3, Strohgasse 21 (1893).
233. **Preen**, Hugo v., akademischer Maler und Gutsbesitzer. Osternberg bei Braunau am Inn, Oberösterreich (1885).
234. **Preindlsberger - Mrazović**, Milena. Sarajevo, Landesspital (1889).
235. **Prochaska**, Karl sen., k. u. k. Hofbuchhändler und Hofbuchdruckerei - Besitzer. Teschen (1899).
236. **Prochnik**, Dr. Leo, königl. holländisch-indischer Ober-Stabsarzt a. D. Wien, VIII 2, Josefstädterstraße 48, 2. St. (1899).
237. **Pudil**, Ján. em. fürstl. Lobkowitz'scher Baudirector. Königliche Weinberge, Brandlgasse 16 (1883).
238. **Püchler**, Wenzel, k. k. Oberbergrath i. P. Graz, Maiffredygasse 5, II. (1884).
239. **Rabl**, Dr. Karl, k. k. Universitäts-Professor. Prag (1882).
240. **Radić**, Fran., Redacteur der »Starohrvatska Prosvjeta«. Curzola, Dalmatien (1884).
241. **Reisch**, Dr. Emil, k. k. Universitäts-Professor. Wien, VIII./1, Laudongasse 11 (1894).
242. **Reischek**, Andreas. Custos des Museums Francisco-Carolinum. Linz, Römerstraße 86 (1891). [Lebenslängliches Mitglied.]
243. **Reviczky de Revizsnye**, Bartholomäus, Vice-Archidiakon und Pfarrer. Csejte, Ungarn (1900).
244. **Richlý**, Heinrich. Neuhaus bei Weseli, Böhmen (1886).
245. **Riegl**, Dr. Alois, k. k. Universitäts-Professor. Wien, I., Schottengasse 3 (1892).
246. **Rifezes**, Dr. Nathan, Arzt. Wien, I., Schottenring 23 (1900).
247. **Rigler**, Dr. Franz Edler v. Wien, III./2, Seidlgasse 22 (1874).
248. **Römisch-Germanisches Centralmuseum** in Mainz (1899).
249. **Rohrmann**, Moriz. Gutsbesitzer. Bludowitz, Österr.-Schlesien (1887).
250. **Rokitansky**, Hans Freiherr v., k. u. k. Kammersänger. Wien, IV./1, Wiedner Hauptstraße 51 (1874).
251. **Rollett**, Dr Emil, k. k. Regierungsrath, Director und Primararzt des Erzh. Sophien-Spitals. Baden, Niederösterreich, Berggasse 37 (1870).
252. **Romstorfer**, Karl Adam, Architekt, k. k. Conservator, Director der k. k. Staatsgewerbeschule. Czernowitz, Petroviczgasse 6 (1893).
253. **Rosenberg**, Leopold. Wien, I., Giselastraße 11 (1884).
254. **Rosthorn**, Dr. Arthur v., k. u. k. Legationsrath. Wien, I., Stephansplatz 6 (1894).
255. **Rowland**, William R. jun. Berbentian Tingi Estate, Port Dickson, Malakka, via Singapur (1895).
256. **Rudnicki**, Dionys, Pfarrer. Bedrykowce bei Zaleszczyki, Galizien (1900).
257. **Rücker**, Anton, k. k. Oberbergrath. Wien, I., Canovagasse 7 (1882).
258. **Salter**, Sigmund, Realitätenbesitzer. Wien, IX./3, Lackirergasse 6 (1896). [Lebenslängliches Mitglied.]
259. **Salzer**, Josef, Fabriksbesitzer. Wien, III 2, Marxergasse 1 (1888).
260. **Schacherl**, P. Gustav, Custos der Sammlungen im Stifte Zwettl, Niederösterreich (1889).
261. **Schaffer**, Dr. Ludwig, k. u. k. Regimentsarzt i. P. Wien, I., Stephansplatz 5 (1887).
262. **Schandlbauer**, Dr. Hans. Wien, I., Petersplatz 4 (1893).
263. **Scheff**, Dr. Julius. jun., k. k. Universitäts-Professor. Wien, I., Hoher Markt 4 (1887).
264. **Schenker**, Gottfried, k. k. Commercialrath, königl. bayr. Commerzienrath. Wien, XIX 1, Hohe Warte 25 (1899).
265. **Schernthanner**, Anton, k. k. Oberbergrath. Aussee, Steiermark (1900).
266. **Schiff**, Dr. Eduard, Privatdocent an der Universität. Wien, I., Wallfischgasse 6 (1888).

267. **Schlesinger,** Sigmund Egon. Wien, I., Gonzagagasse 15 (1894).
268. **Schlosser,** Karl Freiherr v. Wien, IV., 1, Taubstummengasse 8 (1888).
269. **Schmarda,** Dr. Ludwig Karl, k. k. Hofrath, Wien, II. 2, Kaiser Josefstraße 33 (1870).
270. **Schmidl,** Karl. Wien, IV./1, Wiedner Hauptstraße 47, II. Stock, 11 (1872).
271. **Schmidt,** Dr. Emil. Universitäts-Professor. Leipzig, Sidonienstraße 19 (1893). [Zugleich correspondierendes Mitglied.]
272. **Schmidt** S. V. D. P. Wilhelm, Maria-Enzersdorf. Niederösterreich, Missionshaus St. Gabriel (1899).
273. **Schnapper,** August, sen. Wien, VI. 1, Getreidemarkt 17 (1888).
274. **Schneider,** Dr. Robert Ritter v., k. k. Universitäts-Professor, k. u. k. Director der Antikensammlung des Allerh. Kaiserhauses. Wien, IX., 1, Porzellangasse 13 (1887).
275. **Schönborn-Wiesentheid,** Erwein Graf. Berlin, Unter den Linden 77 (1900).
276. **Schöffel,** Josef. Mitglied des niederösterreichischen Landesausschusses. Mödling, Niederösterreich (1899).
277. **Schoetensack,** Dr. Otto. Heidelberg (1894).
278. **Schollmayer,** E. Heinrich. Masun, Post Grafenbrunn bei St. Peter (Bezirk Adelsberg), Krain (1899).
279 **Schott,** Eugen. Wien, VII 2, Burggasse 20 (1887).
280. **Schroeder,** Dr. Leopold v., k. k. Universitäts-Professor. Wien, IX., 3, Maximilianplatz 13 (1894).
281. **Schrötter v. Kristelli,** Dr. Leopold Ritter, k. k. Hofrath, Universitäts-Professor. Wien, IX. 2, Mariannengasse 3 (1887).
282. **Schuchardt.** Dr. Hugo, k. k. Hofrath, Universitäts-Professor i. P. Graz, Elisabethstraße 6 (1885)
283. **Schwab.** Dr. Erasmus, Gymnasial Director i. P. Wien, VI. 1, Kollergerngasse 1 (1884).
284. **Sedlerl,** Josef, k. u. k. Hofsteinmetzmeister. Wien, III 3, Reisnerstraße 61 (1870).
285. **Sedlaczek.** Hubert, Förster. Thonigsdorf bei Triebitz, Böhmen (1900).
286. **Seler,** Dr. Eduard. Universitäts-Professor in Berlin. Steglitz bei Berlin, Kaiser Wilhelmstraße 3 (1900).
287. **Sieger,** Dr. Robert, Professor an der k. k. Export-Akademie. Privatdocent an der Universität. Wien, I, Wollzeile 12 (1891).
288. **Siemiradzki.** Dr. Josef, Universitätsprofessor. Lemberg. Sakramentek 18 (1896).
289. **Sitte.** Camillo. k. k. Regierungsrath. Architekt, Director der k. k. Staatsgewerbeschule. Wien, I., Schellinggasse 13 (1893).
290. **Skribany,** Franz, Schriftleiter der Mödlinger Zeitung. Mödling, Niederösterreich, Franz Josefsplatz 6 (1900).
291. **Sonnleithner,** Ferdinand, Sectionschef. Sarajevo (1888).
292. **Speyer.** Albert. kais. Rath, k. k. Commercialrath. Wien, I., Neuthorgasse 15 (1888).
293. **Spitzer,** Gustav, k. u. k. Hof-Mode- und Weißwarenhändler. Wien, 1., Giselastraße 11 (1884).
294. **Staatsgewerbeschule,** k. k. Wien, I., Schellinggasse 13 (1893).
295. **Staatsgymnasium.** k. k. Iglau (1900).
296. **Staatsgymnasium.** k. k. Oberhollabrunn, Niederösterreich (1893).
297 **Stache.** Dr. Guido, k. k. Hofrath, Director der k. k. geologischen Reichsanstalt. Wien, III. 3, Ötzeltgasse 10. III (1870).
298. **Steinen.** Dr. Karl von den, Professor. Charlottenburg bei Berlin 2, Hardenbergstraße 24 (1892). [Zugleich correspondierendes Mitglied.]
299. **Steiner.** Franz. Schab bei Podersam, Böhmen (1891).
300. **Steiner v. Pfungen,** Dr. Robert Freiherr. Primararzt im Krankenhause Wieden. Privatdocent an der Universität. Wien, I, Schottengasse 3 (1880).
301. **Stockhammer,** Gustav, Oberinspector der Nordwestbahn. Floridsdorf, Coloniestraße 194 (1900).
302. **Storno.** Franz, jun., akademischer Maler. Oldenburg (1893).
303. **Strohmayer,** Dr. Phil. August. Schriftsteller. Rom, poste restante. Italien (1881).
304. **Stubenvoll,** Hugo, Ingenieur. Vukovar, Slavonien (1892).
305. **Svetlin.** Dr. Wilhelm, k. k. Regierungsrath. Director einer Privat-Heilanstalt für Gemüthskranke. Wien, I., Kärntnerring 17 (1880).
306. **Szombathy.** Josef, k. u. k. Custos am k. k. naturhistorischen Hofmuseum. Wien, VII. 2, Sigmundsgasse 8 (1879).
307. **Sztranyák.** Josef, Chemigraph. Wien, VIII. 2, Tigergasse 13 (1899).
308. **Tagleicht,** Karl, k. u. k. Hof-Schlosser. Wien. XX. 5. Mathildenplatz 7 (1887).
309. **Teutsch.** Julius, Liqueurfabrikant. Kronstadt, Siebenbürgen, Rossmarkt 4 (1899).
310. **Thirring,** Julius, Bürgerschullehrer. Wien, II. 1, Darwingasse 9 (1893).
311. **Tietze.** Dr. Emil. k. k. Oberbergrath. Chef-Geologe der k. k. geologischen Reichsanstalt. Wien, III 1. Landstraße Hauptstraße 90 (1887).
312. **Toldt.** Dr. Karl, k. k. Hofrath. Universitäts-Professor. Wien, IX. 1, Wasagasse 8 (1885).
313. **Tolmatschew,** Dr. Nikolai Alexandrowitsch, a. o Professor an der kaiserl. Kasan'schen Universität. Kasan. Grusinische Straße, Flügelgebäude des Hauses Molostwow.

314. **Tomaschek**, Dr. Wilhelm, k. k. Universitäts-Professor Wien, XVIII./1, Währinger Gürtel 118 (1884).
315. **Trapp**, Josef, Fabriksbesitzer, Pilsen, Salzgasse 14 (1889).
316. **Treutler**, Dr. Ferdinand, k. u. k. General-Stabsarzt, Wien, IV./1, Schäffergasse 17 (1892).
317. **Trojanović**, Dr. Sima, Professor, Belgrad, ul. Smiljanićeva 14 (1894).
318. **Tschudi**, Dr. Arthur, k. u. k. Stabs- und Divisions-Chefarzt, Graz, Burgring 18 (1888).
319. **Vielhaber**, Gottfried, Bibliothekar des Prämonstratenserstiftes Schlägl, Post Aigen, Oberösterreich (1900).
320. **Vincenti**, Karl Ferdinand Ritter v., Schriftsteller, Redacteur der »Neuen Freien Presse«, Wien, III. 3, Richardgasse 1 (1900).
321. **Vuletić-Vukasović**, Vid, Professor, Ragusa, Dalmatien (1883).
322. **Vyvlečka**, Dr. Josef, k. k. Conservator, Domvicar, Olmütz (1896).
323. **Wallaschek**, Dr. Richard, Privatdocent an der Universität, Wien, IV./1, Waaggasse 11 (1897).
324. **Waněk**, Johann, fürstl. Liechtenstein'scher Gutsdirector, Radim, Post Petschek, Böhmen (1896).
325. **Wasserburger**, Moriz, k. k. Postsecretär, Wien, IV. 1, Wiedner Hauptstraße 89 (1899).
326. **Weinberger**, Isidor, k. k. Commercialrath, Präsident der böhmischen Montangesellschaft Wien, IV. 1, Schwindgasse 20 (1883).
327. **Weinzierl**, Robert Ritter v., k. k. Conservator, Museums-Custos, Teplitz, Schulgasse 8 (1894).
328. **Weinzierl**, Dr. Theodor Ritter v., k. k. Director der staatlichen Samen-Controlstation, Wien, IX. 2, Nussdorferstraße 7 (1892).
329. **Weisbach**, Dr. Augustin, k. u. k. General-Stabsarzt d. R., Graz, Sparbersbachstraße 41 (1887).
330. **Weiß v. Tessbach**, Dr. Adolf Ritter, Advocaturscandidat, Wien, I., Nibelungengasse 1 (1900).
331. **Weyr**, Rudolf, Professor an der k. k. technischen Hochschule, Bildhauer, Wien, III./1, Ungargasse 58 (1887).
332. **Wickenburg**, Eduard Graf, Rohrbach bei St. Peter in der Au, Westbahn, Post Weistrach, Niederösterreich (1898).
333. **Wieninger**, Georg, Gutsbesitzer, Schärding, Oberösterreich (1900).
334. **Wielemans**, Edler von **Monteforte**, Alexander, k. k. Baurath und Architekt, Wien, XVII. 2, Zwerngasse 16 (1897).
335. **Wieser** v. **Wiesenhort**, Dr. Franz Ritter, k. k. Hofrath, Universitäts-Professor, Präsident des Ferdinandeums, Innsbruck, Meinhartstr. 4 (1883).
336. **Wilser**, Dr. Ludwig, Heidelberg, Leopoldstraße 41 (1897).
337. **Winternitz**, Dr. Moriz, Privatdocent für indoarische Philologie und allgemeine Völkerkunde an der k. k. deutschen Karl Ferdinands-Universität in Prag, Königliche Weinberge, Manesgasse 4 (1886).
338. **Winternitz**, Dr. Wilhelm, k. k. Regierungsrath, Universitäts-Professor, Wien, I. Wipplingerstraße 28 (1872).
339. **Wisnar**, Julius, k. k. Gymnasial-Professor Znaim (1898).
340. **Wittmann**, Dr. Emil Hugo, Schriftsteller, Wien, VI. 1, Magdalenenstraße 10A, 4. St. (1884).
341. **Witzany**, Dr. A., Districtsarzt, Eigrub, Mähren (1887).
342. **Wohlgemuth**, Karl, Volksschullehrer, Bozen, Laubengasse (1900).
343. **Woldřich**, Dr. Joh. Nep., k. k. Universitäts-Professor Prag, Königliche Weinberge, Hálekgasse 76 (1870).
344. **Wolfram**, Alfred, Wien, XVIII./1, Canongasse 19 (1889).
345. **Zawiliński**, Roman, k. k. Gymnasial-Professor, Secretär der ethnologischen Abtheilung der Akademie der Wissenschaften, Krakau, Karmelicka 22 (1893).
346. **Zdekauer**, Dr. Alfred, Trautenau (1899).
347. **Želizko**, Johann V., Beamter der k. k. geologischen Reichsanstalt, Wien, III. 2, Blattgasse 8 (1900).
348. **Zora**, Serbisch-akademischer Studentenverein, Wien, I., Franzensring 3, Universität (1884).
349. **Zsigmondy**, Dr. Otto, Zahnarzt, Wien, I., Schmerlingplatz 2 (1892).
350. **Zuckerkandl**, Dr. Emil, k. k. Hofrath, Universitäts-Professor, Wien, IX. 4, Alsbachstraße 20 (1878).
351. **Zumbusch**, Kaspar Ritter v., k. k. Professor an der Akademie der bildenden Künste, Wien, III. 3, Jacquingasse 11 (1889).
352. **Žunković**, Martin, k. u. k. Hauptmann, Lehrer der k. u. k. Infanterie-Cadettenschule in Marburg, Steiermark (1900).

C. Correspondenten.

1. **Bella**, Ludwig, Professor, Ödenburg.

Verzeichnis

der

Institute, Vereine und Redactionen, mit welchen die Anthropologische Gesellschaft in Wien im Schriftentausch steht.

(S. bedeutet nur Tausch gegen die Sitzungsberichte, B. = botanische Abtheilung, E = ethnographische Sammlung, G. = geologische Abtheilung, H. = Hofbibliothek, P. = Prähistorische Sammlung.[1])

1. **Agram:** Südslavische Akademie der Wissenschaften. — 1. Rad. philos.-hist. Cl., 2. mathemat. Cl., 3. Ljetopis. 4. Zbornik. (P.)
2. — Kroatische archäologische Gesellschaft. — Viestnik hrvatskoga arkeologičkoga družtva. (P.)
3. **Athen:** Kaiserlich deutsches archäologisches Institut. — Mittheilungen. (P.)
4. **Basel:** Basler Missions-Comité. — Evangelisches Missions-Magazin. (E.)
5. **Batavia:** Genootschap van Kunsten en Wetenschappen. — Tijdschrift voor Indische taal-, land- en volkenkunde. (E.)
6. **Belgrad:** Serbische archäologische Gesellschaft. — Starinar. (P.)
7. **Berlin:** Königliche Akademie der Wissenschaften. — Sitzungsberichte. (P.)
8. — Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte. — Zeitschrift für Ethnologie. (P.)
9. — Verein für Volkskunde. — Zeitschrift (E.)
10. **Bombay:** Anthropological Society. — The Journal. (E.)
11. **Bonn:** Verein von Alterthumsfreunden der Rheinlande. — Jahrbücher. (P.)
12. **Boston:** The American Folk-Lore Society. — 1. The Journal of American Folk-Lore, 2. Memoirs of the American Folk-Lore Society. (E.)
13. **Braunschweig:** Redaction der Zeitschrift »Globus«. — Globus. (E.)
14. **Bregenz:** Vorarlberger Museumsverein. — Jahresberichte. (P.)
15. **Breslau:** Schlesische Gesellschaft für vaterländische Cultur. — Jahresberichte. (P.)
16. — Museum für schlesische Alterthümer. — Schlesiens Vorzeit in Bild und Schrift. (P.)
17. **Brünn:** K. k. mährische Landwirtschafts-Gesellschaft. — Centralblatt für die mährischen Landwirte. (P.)
18. — Naturforscher-Verein. — 1. Verhandlungen, 2. Museum Francisceum, Annales. (P.)
19. **Brüssel:** Académie Royale des Sciences. — 1. Annuaire, 2. Bulletins. (P.)
20. **Brüssel:** Société d'anthropologie. — Bulletin. (P.)
21. — Société d'Archéologie de Bruxelles. — 1. Annales, 2. Annuaire. (P.)
22. — Société Belge du Folklore. — Bulletin de Folklore. (E.)
23. **Budapest:** Ungarisches National-Museum. — Archaeologiai Értesitö. (P.)
24. — Ungarische ethnographische Gesellschaft. — Ethnographia. (E.)
25. **Calcutta:** Asiatic Society of Bengal. — 1. Journals, 2. Proceedings. (E.)
26. **Chicago:** Field Columbian Museum. — Anthropologic. Ser. Publ., 2. Report of the Director to the Board of Trustees. (E.)
27. **Christiania:** Foreningen til Norske Fortidsmindes merkers bevaring. — Aarsberetning. (P.)
28. **Czernowitz:** Bukowiner Landesmuseum. — 1. Rechenschaftsberichte, 2. Jahrbuch. (P.)
29. **Časlau:** Redaction des »Věstník československých musei a spolku archaeologických«. — Věstník. (P.) S.
30. **Danzig:** Naturforschende Gesellschaft. — Schriften. (P.)
31. **Demerara:** Royal Agricultural and Commercial Society of British Guiana. — Timehri. (E.)
32. **Dorpat:** Gelehrte Esthnische Gesellschaft. — 1. Sitzungsberichte, 2. Verhandlungen. (P.)
33. **Dresden:** Naturwissenschaftliche Gesellschaft »Isis«. — Sitzungsberichte und Abhandlungen. (P.)
34. **Dublin:** Royal Dublin Society. — 1. The scientific Transactions, 2. The scientific Proceedings, 3. The economic Proceedings. (G.)
35. **Dürkheim am Haardt:** Naturwissenschaftlicher Verein »Pollichia«. — Mittheilungen. (B.) S.
36. **Edinburg:** Scottish Geographical Society. — The Scottish Geographical Magazine. (E.)
37. — Society of Antiquaries of Scotland. — Proceedings. (P.)
38. **Enns:** Musealverein für Enns und Umgebung. — Jahresberichte. (P.) S.

[1]) Da die Gesellschaft keine Bibliothek besitzt, gibt sie alle Einläufe gegen Ersatz der als Tausch verwendeten Exemplare der »Mittheilungen« an die Bibliotheken der genannten Abtheilungen des k. k. naturhistorischen Hofmuseums und an die k. k. Hofbibliothek ab. Für Tauschexemplare, welche an mit * bezeichnete Vereine und Institute abgegeben werden, wird kein Ersatz geleistet.

39. **Florenz**: Società italiana di Antropologia etc. — Archivio per l'Antropologia e la Etnologia. (E.)
40. **Frankfurt a. d. O.**: Redaction der »Societatum litterae«. — Societatum litterae. (E.) S.
41. **Genf**: Société de Geographie de Genève. — Le Globe. (E.)
42. **Görlitz**: Gesellschaft für Anthropologie und Urgeschichte der Oberlausitz. — Jahreshefte. (P.) S.
43. **Good Hope (Illinois)**: Redaction des American Antiquarian and Oriental Journal. — Journal. (E.)
44. **Graz**: Naturwissenschaftlicher Verein für Steiermark. — Mittheilungen. (P.)
45. **Grenoble**: Société Dauphinoise d'ethnologie et d'anthropologie — Bulletins. (P.)
46. **Haag**: Koninklijk Institut voor de Taal-, Land- en Volkenkunde van Nederlandsch-Indië. — Bijdragen. (H.)
47. **Halle a. d. S.**: Kais. Leopoldinisch-Carolinische deutsche Akademie der Naturforscher. — Leopoldina. (P.)
48. **Helsingfors**: Finska Vetenskaps Societeten. — 1. Öfversigt af förhandlingar, 2. Bidrag till kännedom af Finlands Natur och Folk, 3. Acta societatis scientiarium Fennicae. (P.)
49. — Finnische Alterthums-Gesellschaft. — 1. Aikakauskirja, 2. Memoires, 3. Suomen und Finskt Museum. (P.)
50. **Innsbruck**: Museum Ferdinandeum. — Zeitschrift. (P.)
51. **Irkutsk**: Ostsibirische Section der kais. russischen geograph. Gesellschaft. — 1. Iswjästija, 2. Otschet. (E.)
52. **Kasan**: Gesellschaft für Archäologie, Geschichte und Ethnologie. — Iswjästija. (E.)
53. **Kiel**: Naturwissenschaftlicher Verein für Schleswig-Holstein. — Schriften. (P.)
54. — Anthropologischer Verein in Schleswig-Holstein. — Mittheilungen. (P.) S.
55. **Klagenfurt**: Naturhistorisches Landesmuseum. — Jahrbuch. (P.)
56. — Geschichtsverein für Kärnten. — 1. Carinthia, 2. Jahresbericht. (P.)
57. **Königsberg**: Alterthumsgesellschaft »Prussia«. — Sitzungsberichte. (P.)
58. — Physikalisch-ökonomische Gesellschaft. — Schriften. (P.)
59. **Kopenhagen**: Kongel. Danske Videnskaberne Selskab. — Oversigt (Bulletin). (P.)
60. — Kongel. Nordiske Oldskrift Selskab. — 1. Aarbøger, 2. Memoires. (P.)
61. **Krakau**: Akademie der Wissenschaften. — Anzeiger. (P.)
62. **Laibach**: Musealverein für Krain. — 1. Izvestja, 2. Mittheilungen. (P.)
63. **La Plata**: Museo de La Plata. — Revista. (E.)
64. **Leiden**: Redaction des Internationalen Archivs für Ethnographie. — Intern. Arch. f. Ethn. (E.)
65. **Leipzig**: Redaction des Literarischen Centralblattes. — Literarisches Centralblatt. (E.) S.
66. **Lemberg**: Verein für Volkskunde. — Lud. (E.)
67. **Linz**: Museum Francisco-Carolinum. — Berichte. (P.)
68. **London**: Royal Society. — Proceedings. (P.)
69. — Anthropological Institute of Great-Britain and Ireland. — Man. (E.)
70. — Folk-Lore Society. — Folk Lore. (E.)
71. **Lüttich**: Institut archéologique Liégois. — Bulletin. (P.)
72. **Lyon**: Société d'Anthropologie. (P.)
73. — Muséum d'Histoire Naturelle de Lyon. — Archives. (P.)
74. **Madras**: Madras Government Museum. — Bulletin. (E.) S.
75. **Mailand**: Reale Istituto Lombardo di scienze e lettere. — Rendiconti. (P.)
76. — Società italiana di scienze naturali. — 1. Atti, 2. Memorie. (P.)
77. **Modena**: Società dei Naturalisti. — 1. Atti, 2. Rendiconti. (G.)
78. **Montreal**: The Canadian Record of Science. (E.)
79. **Moskau**: Kaiserliche Gesellschaft der Freunde der Naturwissenschaften, Anthropologie und Ethnographie. — 1. Iswjästija, 2. Trudü antropologitscheskago otdjäla. (P.)
80. — Kaiserliche Archäologische Gesellschaft. — 1. Drewnosti wostotschnija, 2. Materialij po archeologij wostotschnich gub. Rossij. (P.)
81. **München**: Königliche Akademie der Wissenschaften. — Sitzungsberichte der math.-phys. Classe. (P.)
82. — Redaction der Prähistorischen Blätter. (P.) S.
83. **New-York**: Anthropological Society. — The American Anthropologist. (E.)
84. **Norwood**: Archaeological Institute of America. — American Journal of Archaeology. (H.)
85. **Nürnberg**: Germanisches National-Museum. — Anzeiger und Mittheilungen. (P.)
86. **Ottawa**: Geological Survey of Canada. — Report annual, Maps, The Canadian Record of Science. (G.)
87. **Parenzo**: Società istriana di Archeologia e Storia patria. — Atti e memorie. (P.)
88. **Paris**: Société d'anthropologie. — 1. Bulletins, 2. Mémoires. (P.)
89. — Redaction des Journals »L'Anthropologie«. — L'Anthropologie. (P.)
90. — Société nationale des Antiquaires de France. — Bulletin und Memoires. (P.)
91. — Redaction der Zeitschrift »Mélusine«. — Mélusine. (E.)
92. — Redaction der Zeitschrift »La Tradition«. — La Tradition. (E.)
93. — Redaction der »Revue mensuelle de l'École d'anthropologie«. — Revue mensuelle. (P.)
94. — Redaction der Zeitschrift »Le Tour du Monde«. — Le Tour du Monde. (E.)

95. **Paris:** »Musée Guimet.« — 1. Annales, 2. Revue de l'histoire des religions. (E.)
96. **Posen:** Historische Gesellschaft für die Provinz Posen. — 1. Zeitschrift, 2. Historische Monatsblätter für die Provinz Posen. (P.)
97. — Gesellschaft der Freunde der Wissenschaften in Posen. — Roczniki. (P.)
98. **Prag:** Königliche böhmische Gesellschaft der Wissenschaften. — 1. Sitzungsberichte, 2. Jahresberichte, 3. Abhandlungen. (P.)
99. — Čechoslavisches ethnographisches Museum. (E.)
100. — Naturwissenschaftlicher Verein »Lotos«. — Jahrbuch für Naturwissenschaft. (P.)
101. — Verein für Geschichte der Deutschen in Böhmen. — Mittheilungen. (P.)
102. —* Lese- und Redehalle der deutschen Studenten. — Bericht. (P.)
103. — Redaction der Zeitschrift »Český lid«. — Český lid. (E.)
104. **Rom:** Reale Accademia dei Lincei. — 1. Atti, 2. Notizie degli scavi di antichità. 3. Rendiconti. (P.)
105. — Redaction des »Bollettino di Paletnologia italiana«. — Bollettino. (P.)
106. — Società geografica italiana. — Bollettino. (E.)
107. — Società Romana di Antropologia. — Atti. (P.)
108. — Redaction der Zeitschrift »Cosmos«. — Cosmos. (E.)
109. — Redaction der Zeitschrift »Rivista Italiana di Sociologia«. (E.)
110. **Rotterdam:** Nederlandsche Zendelinggenootschap. — Mededeelingen. (E.)
111. **St. Germain en Laye:** Musée national. — Revue archéologique. (P.)
112. **St. Louis:** Academy of Arts and Sciences. (G.)
113. **Salzburg:** Gesellschaft für Landeskunde. — Mittheilungen. (P.)
114. **St. Petersburg:** Kaiserliche Archäologische Commission. — 1. Compte-Rendu, 2. Otschet, 3. Materiali. (P.)
115. — Académie Imperiale de sciences. — 1. Bulletin, 2. Mémoires, 3. Publications du Musée d'anthropologie et d'ethnographie. (P.)
116. — Kaiserlich Russ. Geographische Gesellschaft. — 1. Iswjästija, 2. Otschet. (E.)
117. — Russische Anthropologische Gesellschaft an der kaiserlichen militär-medicinischen Akademie. — Sitzungsprotokolle. (P.)
118. **Santiago:** Deutscher wissenschaftlicher Verein. — Verhandlungen. (E.) S.
119. **Sarajevo:** Bosnisch-herzegowinisches Landesmuseum. — 1. Glasnik zemaljskog Muzeja u Bosni i Hercegovini, 2. Wissenschaftliche Mittheilungen aus Bosnien und der Hercegovina. (P.)
120. **Schwerin:** Verein für mecklenburgische Geschichte. — Jahrbücher und Jahresberichte. (P.)
121. **Shanghai:** China branch of the Royal Asiatic Society. — Journal. (E.)
122. **Singapur:** Straits branch of the Royal Asiatic Society. — Journal. (E.)
123. **Spalato:** Museo Archeologico. — Bullettino di Archeologia e Storia Dalmata. (P.)
124. **Stockholm:** Konigl. Vitterhets Historie och Antiquitets Akademia. — 1. Antiqvarisk Tidskrift för Sverige, 2. Månadsblad. (P.)
125. — Svenska sällskapet för Antropologi och Geografi. — »Ymer«. (E.)
126. — Nordisches Museum. — 1. Samfundet, 2. Minnen från Nordisk Museet. (E.)
127. **Stuttgart:** Württemberg. Anthropologischer Verein. — Fundberichte aus Schwaben. (P.) S.
128. — Königl. öffentliche Bibliothek. — Württembergische Vierteljahrshefte für Landesgeschichte. (P.)
129. **Sydney:** Royal Society of New Sonth Wales. — 1. Journal and Proceedings, 2. Abstracts of Proceedings. (E.)
130. — Australian Museum. — 1. Report, 2. Record, 3 Memoir. (E.) S.
131. — Royal Anthropological Society. — Science of man and Journal. (E.)
132. **Tiflis:** Kaukasische Abtheilung der kaiserlich russischen geographischen Gesellschaft. — 1 Sapiski, 2. Iswjästija. (E.)
133. **Tokio:** Anthropological Society. — Journal. (E.)
134. — Asiatic Society of Japan. — Transactions. (E.)
135. **Toronto:** Canadian Institute. — 1. Transactions, 2. Proceedings, 3. Annual report. (E.)
136. **Trient:** Biblioteca e Museo comunali di Trento. — Archivio Trentino. (P.)
137. **Trier:** Gesellschaft für nützliche Forschungen. — Jahresberichte. (P.)
138. **Troizkossawsk:** Troizkossawsk-Kjachtaer Section der Amurischen Abtheilung der kaiserlich russischen geographischen Gesellschaft. — 1. Protokolle, 2. Otschet. (E.) S.
139. **Upsala:** Redaction der Zeitschrift »Nyare bidrag till kännedom om de Svenska landsmålen ok Svenskt folklif.«. (E.)
140. **Warschau:** Redaction der »Wisla«. (E.)
141. — Redaction des »Swiatowit«. (P.)
142. **Washington:** Smithsonian Institution. — 1. Annual Report of the board of regents, 2. Report of the U. S. National-Museum, 3. Bulletin of the U. S. National-Museum, 4. Proceedings of the U. S. National-Museum, 5. Annual report of the Bureau of Ethnology. (E.)
143. — United States Geological Survey. — 1. Annual Report, 2. Monographs, 3. Mineral Resources, 4. Bulletin. (G.)
144. **Wellington:** Polynesian Society. — The Journal. (E.)
145. **Wien:** K. k. Central-Commission zur Erforschung und Erhaltung der Kunst- und historischen Denkmale. — Mittheilungen. (P.)

146. **Wien:** K. k. geographische Gesellschaft. — 1. Mittheilungen, 2. Abhandlungen. (E.)

147. — K. k. geologische Reichsanstalt. — Verhandlungen. (G.)

148 — Verein für Landeskunde von Niederösterreich. — 1. Blätter, 2. Topographie von Niederösterreich, 3. Urkundenbuch von Niederösterreich. (P.)

149. — * Verein zur Verbreitung naturwissenschaftlicher Kenntnisse. — Schriften. (P.)

150. — * Wissenschaftlicher Club. — Monatsblätter. (P.)

151. — * K. k. Gesellschaft der Ärzte.

152. **Wien:** K. k. naturhistorisches Hofmuseum.[1])

153. — * Bibliothek des u.-ö. Landhauses.

154. **Wiesbaden:** Verein für Nassauische Alterthumskunde und Geschichtsforschung. — 1. Annalen, 2. Mittheilungen. (P.)

155. **Woking:** Redaction von »The Imperial and Asiatic Quarterly Review and Oriental and Colonial Record«. (E.)

156. **Zürich:** Antiquarische Gesellschaft. Stadtbibliothek. — Mittheilungen. (P.)

157. — Schweizerisches Landesmuseum. — Anzeiger für schweizerische Alterthumskunde. (P.)

[1]) Erhält zwei Exemplare der »Mittheilungen« für die Bibliothek der anthropolog.-ethnograph. Abtheilung, E. und P.

Monats-Versammlung am 8. Jänner 1901.

Vorsitzender: Franz Ritter v. Hopfgartner.

Der Vorsitzende vertagt im Einverständnisse mit den Herren, welche Vorträge angemeldet hatten, und unter Zustimmung der Anwesenden die Versammlung.

Ausschuss-Sitzung am 9. Februar 1901.

Anwesend: Vorsitzender Dr. Karl Ritter Brunner v. Wattenwyl, Dr. Wilhelm Hein, Franz Ritter v. Hopfgartner, Dr. Karl Theodor v. Inama-Sternegg, Dr. Vatroslav Jagić, Dr. Josef Karabacek, Dr. Otto Müller, Dr. Leopold v. Schroeder, Josef Szombathy.

1. Gestorben ist das wirkliche Mitglied Dr. Alois Freiherr v. Prażák, k. u. k. Geheimer Rath in Wien.

Den Austritt haben erklärt die wirklichen Mitglieder: Wilhelm Freh, Lehrer in Wien; Heinrich Himmel v. Agisburg, k. u. k. Oberst i. R. in Brixen; Dr. Leo Prochnik, kgl. holl.-ind. Oberstabsarzt a. D. in Wien, und das k. k. Staatsgymnasium in Iglau.

Aufgenommen werden:

als unterstützendes Mitglied das bisherige wirkliche Mitglied:

Josef Sztranyák, Chemigraph in Wien, und

als wirkliche Mitglieder:

Dr. Max v. Chlingensperg auf Berg in München,

Josef Klvaňa, k. k. Gymnasial-Director in Gaya und

Dr. Lubor Niederle, k. k. Universitätsprofessor in Prag.

2. Dr. Hein berichtet, dass anlässlich der beschlossenen Änderung des Formates der »Mittheilungen« auf Lexikon-Octav von drei Buchdruckereien Offerte eingeholt wurden, deren Überprüfung während der Krankheit des Berichterstatters Herr Custos Josef Szombathy vornahm. Da sich das Offert der Buchdruckerei Friedrich Jasper als das billigste erwies, wird beschlossen, den Druck der »Mittheilungen« der genannten Firma zu übertragen.

3. Es wird beschlossen, die Herstellung der Farbentafel zu dem Vortrage des Herrn Julius Teutsch über prähistorische Funde aus der Umgebung von Kronstadt der Firma Albert Berger zum Preise von 430 *K* zu übertragen.

4. Im Hinblicke auf die durch die Herstellung der Farbentafel sich verzögernde Ausgabe des VI. Heftes der »Mittheilungen« wird beschlossen, den Rechenschaftsbericht für das verflossene Jahr ohne Berücksichtigung der Kosten dieses Heftes mit 31. December 1900 abzuschließen.

5. Auf Grund einer Zustimmungserklärung des Herrn Custos Josef Szombathy namens der prähistorischen Sammlung der anthropologisch-ethnographischen Abtheilung des k. k. naturhistorischen Hofmuseums wird der Schriftentausch mit der in Porto erscheinenden Zeitschrift »Portugalia. Materiaes para o estudo do povo portuguez« gegen die ganzen »Mittheilungen« beschlossen, wofür das k. k. naturhistorische Hofmuseum die von der Gesellschaft abzugebenden Publicationen zum Selbstkostenpreise bezahlt.

6. Der Vorsitzende legt folgendes von Herrn Hofrath Professor Dr. Karl Toldt eingesandtes Rundschreiben vor:

Am 13. October 1901 vollendet Rudolf Virchow sein 80. Lebensjahr. Aus diesem Anlasse soll ihm eine Ehrung bereitet, beziehungsweise eine einfache, aber würdige Feier veranstaltet werden, an welcher theilzunehmen seinen Freunden, Anhängern und Collegen aus allen Ländern Gelegenheit geboten werden soll. Der geschäftsführende Ausschuss, welcher sich zu diesem Zwecke in Berlin gebildet hat, nimmt vor allem eine ausgiebige Verstärkung der bestehenden, die Förderung der Wissenschaft bezweckenden ‚Rudolf Virchow-Stiftung' in Aussicht und ersucht hiefür um Beiträge. Der erwähnte Ausschuss hat sich mit dem Ersuchen an den Unterzeichneten gewendet, die Organisation dieser Angelegenheit für Österreich in die Hand zu nehmen. Wie das geschehen soll, und ob man sich in Österreich für Beiträge

zur Virchow-Stiftung oder für eine Adresse oder Deputation oder dergleichen entscheiden will, überlässt der Ausschuss ganz den Collegen in Österreich.

In einer Versammlung von Vertretern medicinischer Corporationen Wiens und der Wiener anthropologischen Gesellschaft hat man sich nach eingehender Besprechung der Angelegenheit über Folgendes geeinigt:

1. Die Betheiligung an der Virchow-Feier seitens aller dazu berufenen Kreise aus Österreich wurde einhellig als höchst wünschenswert erklärt, und zwar wurde beschlossen, dass in dieser Beziehung an die Professoren-Collegien der medicinischen Facultäten, an alle ärztlichen Vereine und Corporationen, sowie an jene Vereine und Körperschaften (Musealvereine), welche sich mit Volkskunde, Anthropologie oder prähistorischer Forschung befassen, heranzutreten sei. 2. Es wurde beschlossen, eine künstlerisch ausgestattete Glückwunsch-Adresse vorzubereiten, und an alle oben bezeichneten Corporationen und Vereine Österreichs die Einladung zu richten, sich derselben anzuschließen. 3. Jede dieser Körperschaften wird ersucht, ihre Betheiligung auf einem besonderen Blatte zum Ausdruck zu bringen, welches den Titel der Körperschaft und die eigenhändigen Unterschriften der dermaligen Vertreter derselben (Mitglieder des Vorstandes, Ausschusses oder Curatoriums) zu enthalten hätte. Diese Blätter werden alle von gleichem Format und von gleicher Qualität des Papieres sein und werden Bestandtheile der Adresse bilden. Es ist erwünscht, wenn auch nicht unbedingt nothwendig, dass jedes dieser Blätter von der betreffenden Körperschaft in irgend einer Weise, sei es mit einem Emblem, sei es mit einer Kopfleiste, Vignette, Randverzierung oder dergleichen (in Handzeichnung oder Malerei) geschmückt werde; die Motive hiezu können entweder einfach decorative, oder landschaftliche, oder irgend welche auf die Thätigkeit der Körperschaft bezügliche sein. 4. Alle diese Blätter sollen mit dem Glückwunschschreiben vereint in einer würdig ausgestatteten Cassette gesammelt werden, und diese soll an dem Tage der Feier durch eine Deputation überreicht werden. 5. Der Entwurf des Glückwunschschreibens wird den sich betheiligenden Körperschaften zur Einsicht mitgetheilt werden. 6. Es wird dafür gesorgt werden, dass den kleineren Vereinen und Körperschaften, abgesehen von der durch sie selbst zu besorgenden Ausschmückung ihres Blattes, keinerlei Auslagen erwachsen. 7. Jede Körperschaft wird ersucht, ihren Beitritt bis längstens 14. Februar d. J. zu erklären. In der ersten Hälfte des Monats März wird dann jede sich betheiligende Körperschaft das von ihr auszufüllende Blatt zugestellt erhalten, welches sie thunlichst bald, spätestens aber bis zum 1. Juli d. J. fertig ausgestattet anher einzusenden ersucht wird. Die Einhaltung der angegebenen Fristen ist unbedingt nothwendig, damit das Ganze rechtzeitig fertiggestellt werden kann. 8. Die Frage, ob aus Österreich Beiträge zur Verstärkung der »Rudolf Virchow-Stiftung« geliefert werden sollen, wurde vorläufig offen gelassen.

Alle diese Angelegenheit betreffenden Zuschriften, beziehungsweise Anfragen bittet man an den Unterzeichneten unter der Adresse: Decanat der medicinischen Facultät in Wien, I., Franzensring (Universität), zu richten . . gez. Prof. C. Toldt.

Der Ausschuss beschließt: Die Wiener Anthropologische Gesellschaft betheiligt sich an der dem Professor Rudolf Virchow anlässlich der Vollendung seines 80. Lebensjahres von österreichischen Corporationen zu übergebenden Glückwunsch-Adresse, indem die Gesellschaft es übernimmt, ein von dem Ausschusse zu unterfertigendes Unterschriftenblatt mit einer entsprechenden decorativen Ausschmückung versehen zu lassen.

Herr Sectionschef v. Inama-Sternegg erklärt sich bereit, die künstlerische Ausschmückung des Unterschriftenblattes zu veranlassen.

7. Dr. Hein theilt mit, dass in Eggenburg eine »Krahuletz-Gesellschaft« begründet wurde, welche im Vereine mit der Stadtgemeinde Eggenburg die Erwerbung der von Johann Krahuletz gesammelten geologischen und prähistorischen Funde, sowie volkskundlicher Gegenstände und die würdige Unterbringung und Darstellung der Krahuletz-Sammlung bezweckt, sobald selbe in das Eigenthum der Stadtgemeinde Eggenburg übergegangen sein wird.

8. Die k. k. zoologisch-botanische Gesellschaft ladet zu der am 30. März 1901 stattfindenden Feier ihres 50jährigen Bestandes ein. Der Vorsitzende übernimmt die Vertretung der Anthropologischen Gesellschaft bei dieser Feier.

9. Herr Otto Herman in Budapest sucht um Überlassung der Publicationen Professor Meringers an. Es wird beschlossen, ihm dieselben kostenfrei zu übermitteln.

10. Das hohe k. k. Ackerbauministerium hat der Gesellschaft für Haus- und Flurforschungsarbeiten eine Subvention von 400 *K* bewilligt.

11. Herr Sectionschef v. Inama-Sternegg stellt als Präsident des internationalen statistischen Instituts das Ansuchen, das Secretariat möge ein Verzeichnis der wissenschaftlichen Gesellschaften zusammenstellen, die sich mit der Feststellung der Bevölkerungsverhältnisse in jenen Ländern beschäftigen, in welchen noch keine geordnete Bevölkerungsstatistik besteht. Er verweist diesbezüglich auf den Beschluss des letzten internationalen Congresses der Statistiker, Fragebogen zur Feststellung des Bevölkerungsstandes aller Länder zu verfassen und sie an solche Gesellschaften zu senden, welche in der Lage sind, sie beantworten zu können.

Monats-Versammlung am 12. Februar 1901.

Vorsitzender: Dr. Wilhelm Hein.

1. Der Vorsitzende macht die Mittheilung, dass das Ehrenmitglied Dr. Hjalmar Stolpe zum Director der ethnographischen Abtheilung des naturhistorischen Reichsmuseums in Stockholm ernannt wurde, und gedenkt der bahnbrechenden Untersuchungen Stolpes auf dem Gebiete der Ornamentik, deren hauptsächlichste in deutscher Übersetzung unter dem Titel »Entwicklungserscheinungen in der Ornamentik der Naturvölker« in den »Mittheilungen der Anthropologischen Gesellschaft in Wien« 1892 erschien.

2. Der Vorsitzende theilt mit, dass am 30. Jänner das wirkliche Mitglied Se. Excellenz Dr. Alois Freiherr v. Pražák aus dem Leben schied und widmet dem Verstorbenen einen kurzen Nachruf.

3. Herr Dr. Wilhelm Hein hält einen Vortrag über

Opferkröten.

Auf meiner Urlaubsreise im Jahre 1900 fand ich im Verfolg der im Vorjahre begonnenen Studien, über welche ich damals in einem kurzen Vortrage[1]) berichtete, in der Kümmernusskapelle zu Stadleck in Bayern (bei Braunau am Inn) eine Opferkröte aus rothem Wachs, ein Vorkommen, das insoferne von Belang ist, als es zeigt, dass auch die heilige Kümmernuss bei Krankheiten der Gebärmutter um Hilfe angegangen wird. Ja, sie wird sogar in die engste Beziehung zur Mutter Gottes gebracht, da in der von den Eheleuten Leingartner im Jahre 1883 der schmerzhaften Mutter Gottes geweihten Kapelle, welche sich am Nordende von Neuötting befindet, ein Votivbild hängt, das die gekreuzigte bärtige Kümmernuss mit dem vor ihr knienden Geiger zeigt. Darunter steht die Inschrift:

»O du glorwürdige Martyrin heilige
Jungfrau Kümmerniss! du kenst mein
Anliegen, hilf mir in vieler Qual
und Kümerniss, um dieses bittet dich
deine Verehrerin M. Z. Neuötting.«

Es liegt hier offenbar eine Verwechslung der heiligen Kümmernuss mit der schmerzhaften Mutter Gottes vor, die wahrscheinlich auf einer vermutheten Beziehung des Namens der Heiligen, die übrigens von der Kirche gar nicht anerkannt ist, zu der kummergebeugten Gottesmutter beruht. Auch in der Kapelle der sieben Schmerzen Mariä zu Altötting befindet sich ein der heiligen Kümmernuss gewidmetes Votivbild.

In einem Gold- und Silberwarenladen zu Altötting sah ich in der Auslage eine aus Silberblech gearbeitete Kröte, die auf schwarzem Sammt innerhalb eines ovalen vergoldeten Metallrahmens befestigt war. Die Inhaberin des Ladens sagte mir, dass diese Darstellung eine »Bärmutter« sei und von Frauen geopfert werde. Man opfere aber meistens wächserne »Bärmuttern«; sie selbst verkaufe im Jahre nur einige wenige silberne. Der Preis einer solchen Kröte beträgt fünf Mark. Wie die Abb. 1 zeigt, hat die Bärmutter einen breiten stumpfen Schwanz, der auf eine Nachahmung der wächsernen Vorbilder, welche aus technischen Gründen diesen Schwanz haben, hinweist. Die Länge der Kröte beträgt 9·3 *cm*, die beiden Durchmesser des Rahmens messen 11 und 14 *cm*. Um zu erproben, ob der Name Bärmutter landesüblich ist, verlangte ich in einem Wachszieherladen zu Altötting ohne weitere Erklärung eine Bärmutter und erhielt sofort um wenige Pfennige eine wächserne Kröte ausgefolgt. Häufig scheinen jedoch diese

[1]) Votivfiguren aus Kärnten und Tirol. Diese »Mittheilungen«, Bd. XXX, S. [151] f.

Opferkröten nicht dargebracht zu werden, da ich mich vergeblich mühte, in der Kirche solche zu finden; auch in der Schatzkammer blieb mein Nachforschen ergebnislos.

In der dem heiligen Rasso geweihten Wallfahrtskirche zu Grafrath am Ammersee, das nach diesem Heiligen benannt ist, fand ich innerhalb des Grabgitters auf der Marmorplatte, die den heiligen Leib deckt, sechs Wachsfiguren, und zwar vier Frauen und zwei Männer in betender Haltung, die erst kürzlich geopfert worden waren. In dem gewöhnlich abgeschlossenen Emporium, das ich mir öffnen ließ, fühlte ich mich wahrhaft in ein anatomisches Museum versetzt. Neben verschiedenen Opfergaben, wie man sie sonst auch häufig trifft, finden sich in Spiritus sorgfältig aufbewahrt mancherlei Theile des menschlichen Körpers, namentlich Fingerglieder. An einigen dieser Gläser ist deren Herkunft und Geschichte genau angegeben. Außerdem fand ich dort zwei silberne »Bärmuttern«. Es ist also selbst der heilige Rasso (der weltliche Graf Rath) zu einem Helfer auch in Frauennöthen geworden. In der Schatzkammer des Klosters Andechs befindet sich ebenfalls eine silberne Bärmutter.[1])

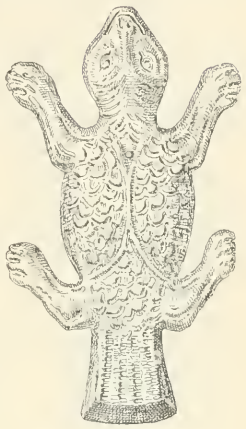


Abb. 1. Silberne Opferkröte von Altötting. 1/4 n. Gr.

Die westlichste Grenze des Vorkommens der Opferkröten scheinen die Vogesen zu bilden. Im Jahre 1882 publicierte Virchow in der »Zeitschrift für Ethnologie« (Bd. XIV, Verhandlungen, S. 315) eine eiserne Kröte aus dem Museum Engel-Dollfuß in Dornach bei Mühlhausen, die auf dem »Vitsberg« bei Zabern gefunden wurde. Heute ist sie im Museum zu Mühlhausen aufbewahrt. August Stöber, Die Sagen des Elsasses (St. Gallen, 1852), sagt bei Besprechung des St. Veitstanzes (S. 244): »Hysterische und unfruchtbare Weiber opfern dem Heiligen eiserne Kröten.« In der von Curt Mündel besorgten neuen Ausgabe dieses Buches (Straßburg, 1892) gibt der Herausgeber an, dass ihm zwei Orte im Elsass bekannt sind, wo das Opfern von eisernen Kröten noch im Gebrauch ist, und wo man sie noch heute niedergelegt sieht: St. Veit (der oben genannte »Vitsberg«, richtiger die Veitsgrotte bei Zabern) und das Missionskreuz oberhalb Weiler bei Schlettstadt. Das Vorkommen der eisernen Kröten bei Weiler erwähnt Mündel schon in dem von ihm bearbeiteten Vogesenführer (1886, 4. Aufl., S. 209).

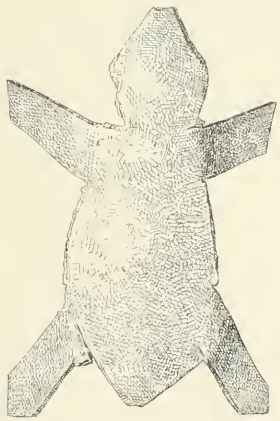


Abb. 2. Eiserne Opferkröte von Weiler im Unterelsass. 1/2 n. Gr.

Anlässlich meines kurzen Aufenthaltes im Elsass fuhr ich über Schlettstadt nach Weiler und fand dort mitten auf dem Friedhofe vor einem sehr hohen Kreuze auf einem ganz flachen Hügel neben vielen hölzernen, aus Brettern geschnittenen Armen, Beinen und auch ganzen Menschenfiguren eine eiserne Kröte. Da aber trotz stundenlangen Zuwartens der

Abb. 3. Seitenansicht der Opferkröte von Abb. 2. 1/2 n. Gr.

Platz immer von betenden Frauen bewacht war, so wagte ich es nicht, mich in den Besitz des mir wertvollen Opferthieres zu setzen und wandte mich daher auf eine von Herrn Prof. Dr. Julius Euting in Straßburg erhaltene Empfehlung hin an den Herrn Apotheker Rudolf Ixenschmidt in Weiler, der mir berichtete, dass ehemals solche Kröten in größerer Anzahl geopfert wurden.

[1]) Ich werde diese, im Zusammenhange mit den vielen anderen Opferkröten, die mir schon bekannt geworden sind und deren Abbildungen mir gesammelt vorliegen, bei gelegener Zeit in der »Zeitschrift des Vereines für Volkskunde« (Berlin) veröffentlichen.

Manche Besucher nahmen sich solche als willkommene Briefbeschwerer mit. Er versprach mir, bei günstiger Gelegenheit diese Kröte zu senden und mir nähere Angaben zu machen. Zu meiner Freude erhielt ich mit einem Begleitschreiben vom 16. November 1900 nicht nur die von mir gesehene, sondern noch eine zweite Kröte, wofür ich Herrn Ixenschmidt den verbindlichsten Dank sage.

Die eine Opferkröte, die ich hier in Seiten- und Obenansicht (Abb. 2 und 3) vorführe, ist aus starkem Eisenblech mit einem Stemmeisen roh ausgehauen. Sie ist offenbar eiligst auf Bestellung aus dem nächstbesten Eisenblech verfertigt worden. Die Beine sind schwach gebogen, so dass das Thier zu kriechen scheint. Der Kopf ist kaum merklich nach oben, der dreieckige Steiß nach abwärts gerichtet. Die Länge beträgt 13·5 *cm*, die Höhe in der Mitte 1·2 *cm*. Die andere Opferkröte (Abb. 4) ist mit einer Blechschere ziemlich aufmerksam aus einem Stück dünnen Eisenblechs geschnitten, das auf der Oberseite zum größten Theile noch einen schwarzen Anstrich zeigt. Es ist auch diese Kröte ein Gelegenheitswerk, und schon der schwarze Anstrich verräth, dass das verwendete Eisenblech vordem anderen Zwecken diente. Auch bei diesem Stück sind die Beine schwach gebogen. Länge 14·5 *cm*; Durchmesser des kreisförmigen Rumpfes 5 *cm*.

Abb. 4. Opferkröte aus Eisenblech von Weiler im Unterelsass. ½ n. Gr.

Herr Ixenschmidt machte mir über den Brauch der Opferung von Kröten bei dem Missionskreuze auf dem Friedhofe zu Weiler im Unterelsass folgende briefliche Mittheilung: »Nach eingezogenen Erkundigungen aus zuverlässigen Quellen werden die Kröten in erster Linie bei Krebskrankheiten, hauptsächlich bei Mutterkrebs geopfert und sind früher Patienten 40—50 Stunden weit hierher gekommen, um zu opfern. Ferner opfern schwangere Frauen, die vor einer Kröte erschrocken, eiserne Kröten, damit das neugeborene Kind nicht etwa ein Zeichen mit auf die Welt bringt (Kröte). Die Figuren werden von Schlossern oder Schmieden hergestellt und soll, wenn Patient mit gläubigem Herzen fest auf die Hilfe Gottes vertraut, stets Heilung eintreten.«

Was die Opferung der Kröten in Weiler besonders bemerkenswert macht, ist der Ort in doppelter Hinsicht: der Friedhof und das Missionskreuz. Es ist mir bis jetzt kein anderer Fall bekannt, wo Kröten auf einem Friedhofe oder vor einem Missionskreuze niedergelegt und somit, wenigstens scheinbar, weder mit der Mutter Gottes, noch mit sonst einem Heiligen in Beziehung gebracht werden.

Es war mir leider nicht möglich, diesen Gegenstand weiter zu verfolgen, und so muss ich mich begnügen, das bisher Ermittelte zur Discussion zu stellen.

(Der Vortragende legt die hier abgebildeten Kröten vor.)

4. Herr Dr. Leo Bouchal hält einen Vortrag über

Die Besiedlung Indonesiens und Oceaniens

mit besonderer Berücksichtigung der formosanischen Sprachen. Dieser Vortrag wird in ausführlicher, veränderter Form als Abhandlung erscheinen.

In der Discussion erörterte Dr. Hein kurz die Besiedlungsverhältnisse auf Borneo und Neu-Pommern und verwies auf das nicht zu vermuthende Vorkommen des Blasrohres auf Neu-Pommern, das R. Parkinson westlich vom Südcap dort festgestellt hat.[1] Endlich lenkte er die Aufmerksamkeit auf die Erhebungen des japanischen Ethnologen R. Torii über die Vertheilung der Volksstämme auf Central-Formosa.[2]

Ausschuss-Sitzung am 5. März 1901.

Anwesend: Vorsitzender Dr. Karl Theodor v. Inama-Sternegg, Franz Heger, Dr. Wilhelm Hein, Franz Ritter v. Hopfgartner, Dr. Vatroslav Jagić, Felix Karrer, Dr. Otto Müller, Karl Freiherr v. Schlosser, Dr. Leopold v. Schroeder, Josef Szombathy.

[1] R. Parkinson. Die Volksstämme Neupommerns. Mit Anmerkungen von W. Foy. Berlin 1899. S. 4.

[2] Vgl. den Literaturbericht N. Yamasakis in diesen »Mittheilungen«, XXX, 213.

1. Aufgenommen werden:
als unterstützendes Mitglied:
Adrienne Freiin v. Scudier, Feldzeugmeisterswitwe in Wien, und
als wirkliches Mitglied:
Dr. Rudolf Botstiber, Gemeindearzt in Floridsdorf.

2. Es wird die Einleitung des Schriftentausches mit der American Academy of Arts and Sciences in Boston, Mass. (von 1901 ab), und mit der Orenburger gelehrten Centralalterthumsgesellschaft (von 1900 ab) beschlossen. Die geologisch-paläontologische und die anthropologisch-ethnographische Abtheilung des k. k. naturhistorischen Hofmuseums übernehmen den Ersatz der Selbstkosten der zu liefernden Bände der »Mittheilungen«.

3. Es werden der Rechenschaftsabschluss und die Wahlvorschläge für die Jahres-Versammlung berathen.

4. Die Société d'anthropologie in Paris ladet zu der am 12. März 1901 stattfindenden Feier ihres 40jährigen Bestandes ein, bei welcher der Herr Präsident die Vertretung der Gesellschaft zu übernehmen sich schriftlich bereit erklärt hat.
Die Gesellschaft für nützliche Forschungen in Trier ladet zu der am 10. April 1901 stattfindenden Feier ihres 100jährigen Bestandes ein.
Es wird beschlossen, an beide Gesellschaften Glückwunschschreiben abzusenden.

5. Dem Secretariate wird die Ermächtigung ertheilt, eine Excursion nach Linz und Hallstatt zu veranstalten.

Jahres-Versammlung am 12. März 1901.

Vorsitzender: Dr. Karl Theodor v. Inama-Sternegg.

1. Der erste Secretär verliest den vom Präsidenten verfassten
Jahresbericht für das Jahr 1900.

Nach der Aufstellung des Secretariats betrug der Mitgliederstand unserer Gesellschaft mit Schluss des Jahres 1900:

Ehrenmitglieder	20
Correspondierende Mitglieder	68
Stifter	3
Unterstützende Mitglieder	48
Wirkliche Mitglieder	324

Der Stand der Stifter, der unterstützenden und der ordentlichen Mitglieder ist somit gegenüber jenem des Jahres 1899 um 30 gewachsen. Er beträgt gegenwärtig 400. Dieser bisher noch nicht vorgekommene Jahreszuwachs ist mit Freuden zu begrüßen: doch dürfen wir uns allerdings nicht verhehlen, dass trotzdem die Lage der Gesellschaft noch immer eine precäre bleibt, wenn es nicht gelingt, ihr eine weit beträchtlichere Anzahl von Theilnehmern zuzuführen. Im Interesse unserer Wissenschaft erlaube ich mir daher neuerdings unsere verehrten Arbeitsgenossen, besonders die Herren Ausschussräthe, um ihre Mitwirkung bei der Anwerbung von ordentlichen Mitgliedern zu bitten.

Leider ist uns durch den Tod auch im verflossenen Jahre eine Anzahl von Mitgliedern entrissen worden. Es sind dies die unterstützenden Mitglieder: der k. u. k. Geheimrath Nicolaus Dumba, Herr Hausbesitzer Josef Presl, der k. u. k. Geheimrath und Feldzeugmeister Anton Freiherr v. Scudier. Wenn auch die Interessen des mit der geistigen Entwicklung des modernen Wien innigst verflochtenen Mäcens Nicolaus Dumba wesentlich der Kunst und der classischen Archäologie zugewendet waren, wird ihm unsere Gesellschaft für seine langjährige Unterstützung doch ein dankbares Andenken bewahren. Baron Scudier gehörte uns seit 1887 an. Er hat unsere Bestrebungen mit ungewöhnlicher Sachkenntnis und Aufmerksamkeit verfolgt.

Besonders schmerzlich musste uns das am 13. Mai erfolgte Hinscheiden des k. u. k. Obersten Gustav Bancalari berühren. Eine seltene Vereinigung verschiedener Geistesanlagen befähigte Bancalari zu einer führenden Rolle in der Hausforschung auf Grundlage der von ihm vorzugsweise geübten Methode vergleichender Beobachtung. Wenn es auch an Einwendungen gegen einzelne seiner »Typen« nicht gefehlt hat, ist die aus Bancalaris Hausaufnahmen entsprungene

außerordentliche Bereicherung des Beobachtungsmaterials von den maßgebenden Hausforschern des In- und Auslandes voll gewürdigt worden. Nebst einem raschen Blicke für das Wesentliche besaß Bancalari die Kunst einer mustergiltig klaren, zusammenfassenden Darstellung, welche der Hausforschung sicherlich viele Anhänger zugeführt hat. Er drang unablässig auf die Ermittlung aller typisch verschiedenen Wohnarten der verschiedenen Länder Mitteleuropas. Nur aus der Vollständigkeit dieser Erhebungen erhoffte er Aufschluss über die Entwicklung des Bauernhauses. Von diesem Gesichtspunkte aus betrachtete er den Kampf gegen die ethnographischen Vorurtheile in der Hausforschung als eine seiner wichtigsten Aufgaben. Bancalaris letzte Arbeit finden Sie in dem Jahrgang 1900 unserer »Mittheilungen«. Sie ist uns ein Abschiedsgruß eines Mannes, der uns auch um seiner persönlichen Eigenschaften willen wert war.

Wir beklagen weiter das Ableben des k. u. k. Geheimrathes Sigmund Grafen Berchtold, des Universitätsprofessors Josef Gruber, des k. u. k. Oberstabsarztes Dr. Wilhelm Tonner und des Herrn Dr. Adolf Ritter Weiß v. Tessbach. Graf Berchtold gehörte der Gesellschaft seit 1884, Herr Prof. Dr. Gruber dagegen seit unserer Gründung 1870 an.

Wir haben im verflossenen Jahre sieben ordentliche und drei außerordentliche Sitzungen abgehalten, von denen besonders die letzteren sehr gut besucht waren. Durch die überaus dankenswerte Bethätigung der Herren Professoren Dr. Kretschmer und Leopold v. Schroeder hat der Inhalt unserer Sitzungen eine sehr erwünschte Bereicherung erfahren. Im Band XXX finden Sie die Prähistorie (durch Hoernes, Reinecke, Teutsch, Freiherr v. Miske), die physische Anthropologie (durch Weisbach), die Ethnologie (durch Penka), die Volksforschung (durch K. Fuchs), die Hausforschung (durch Bancalari) und die Flurforschung (durch J. R. Bünker) vertreten. Dankende Erwähnung schulden wir der eingehenden kritischen Besprechung des Werkes von Jankó: Herkunft der magyarischen Fischerei (dritte Asiatische Forschungsreise des Grafen Eugen Zichy), durch Herrn Prof. Hugo Schuchardt.

Die Gesellschaft hat auch im verflossenen Jahre von Sr. Apostolischen Majestät dem Kaiser eine Subvention von 400 *K* für ihre allgemeinen Bedürfnisse und eine specielle Dotation von 2000 *K* für praktische Arbeiten bezogen. Wir sprechen hiefür unseren ehrerbietigen Dank aus. Weitere Unterstützungen wurden uns zu Theil: Vom hohen k. k. Ministerium für Cultus und Unterricht 800 *K*, vom hohen k. k. Ackerbauministerium 400 *K*, von Sr. Durchlaucht dem regierenden Fürsten von und zu Liechtenstein 400 *K*, von der Stadt Wien 400 *K*, vom niederösterreichischen Landesausschuss 100 *K*.

Diese gütigen Zuwendungen verpflichten uns zu wärmstem Danke. Sie haben es uns ermöglicht, auch im verflossenen Jahre eine prähistorische Untersuchung in Krain durchzuführen und neues Material für die Hausforschung zu gewinnen.

Ehe ich eingehender die durch uns veranlassten praktischen Arbeiten berühre, kann ich nicht umhin, eines anderen, für uns höchst wohlthätigen Ereignisses zu gedenken, der Überlassung eines für unsere Zwecke sehr geeigneten Arbeitslocales in dem Gebäude des k. k. naturhistorischen Hofmuseums. Der Antrag hiezu wurde von dem k. u. k. Intendanten Herrn Hofrath Steindachner gestellt. Er fand freundliche Beurtheilung und Genehmigung bei dem hohen k. u. k. Oberstkämmereramte. Nur einer starken und wohlwollenden Hand konnte es gelingen, die Schwierigkeiten hinwegzuräumen, welche der Erfüllung einer schon von Hochstetter gehegten Absicht, sowie unserer wiederholten Bitten entgegenstanden. Desto dankbarer werden wir stets Jener gedenken, welche dabei thätig waren, Sr. Excellenz des Herrn Oberstkämmerers Grafen Abensperg-Traun, des Herrn Hofrathes Freiherrn v. Weckbecker, des Herrn Intendanten Hofrathes Dr. Franz Steindachner.

Die Anthropologische Gesellschaft betheiligte sich mit einem Betrage von 1730 *K* an den umfangreichen Ausgrabungen in Mihovo bei Landstraß in Unterkrain. Es befindet sich dort in der unmittelbaren Nähe des Ortes, auf verschiedene Besitzparzellen vertheilt, ein Flachgräberfeld, welches vom Ende der Hallstattperiode an bis in die Mitte der römischen Kaiserzeit in ununterbrochener Benützung gestanden war, also beiläufig einen Zeitraum von sechs Jahrhunderten umspannt. Die Ausgrabungen werden von dem Grundbesitzer Ignaz Kušljan unter der Leitung des Herrn Custos J. Szombathy systematisch und gewissenhaft fortgeführt, theils für Rechnung der prähistorischen Sammlung des k. k. Hofmuseums, theils für unsere Rechnung. Im verflossenen Jahre wurden die mit den Catastralnummern 1655 und 1657 bezeichneten Grundparzellen durchforscht und auf ihnen 156 meist der La Tène-Periode und dem Anfange der Kaiserzeit angehörige Gräber gefunden. Die Vorlage der Funde wird noch einige Zeit auf sich warten lassen, da die Conservierung und Präparation der zahlreichen schlecht erhaltenen Eisengegenstände noch längere

Zeit in Anspruch nehmen wird. Im allgemeinen aber kann die Ausbeute als eine befriedigende und sehr lehrreiche bezeichnet werden.

Herr J. R. Bünker hat im Sommer 1900 eingehende Studien über das Bauernhaus in der Umgebung des Millstätter-Sees gemacht. Von dem Bestreben geleitet, die Urform des alpinen Hauses in Oberkärnten zu finden, wendete er besondere Aufmerksamkeit den Wohnstätten zu, den Keuschen, Brechelstuben, Holzhacker- und Sennhütten im Liesertlıale und in der Reißeckgruppe der hohen Tauern. Um das Haus mit der Dorfanlage und der Dorfflur in Zusammenhang zu bringen, nahm Herr Bünker die Flur der zur Ortsgemeinde Seeboden gehörigen Ortschaften Seebach, Wirlsdörf, Beich und Kraut auf. Die Beschreibung der Flur und des Hauses der Millstätter Gegend wird in unseren »Mittheilungen« möglichst bald erscheinen. Herr Robert Karl Lischka hat als Zeichner Herrn Bünker bei seinen Aufnahmen unterstützt.

Unser Secretariat hat im verflossenen Jahre Ausflüge nach Baden (13. Mai), nach Eggenburg (9. und 10. Juni), nach dem Schlosse Kreuzenstein und auf den Michelberg (17. Juni) veranstaltet. Aus den im Sitzungsberichte Nr. 3 enthaltenen Darstellungen der Herren Szombathy, Hoernes, Hein entnehmen Sie, dass der Verlauf derselben ein sehr befriedigender war. Es musste uns sehr erwünscht sein, mit den thatkräftigen Herren freundschaftlich zu verkehren, welche mit unbestrittenem Erfolge sich seit längerer Zeit um die Aufsammlung römischer und prähistorischer Funde und um die planmäßige Durchforschung der näheren und weiteren Umgegend von Baden in prähistorischer und volkskundlicher Richtung bemühen. Die Theilnehmer an dem Badener Ausfluge schieden mit dem Bewusstsein, ihrerseits durch ihre Anwesenheit zu einer kräftigeren Unterstützung der auf die Schaffung eines prähistorischen Localmuseums gerichteten Bestrebungen des »Vereines der niederösterreichischen Landesfreunde«, dessen Seele Herr Gustav Calliano ist, einigermaßen beigetragen zu haben. Da nun die Localfrage durch das Entgegenkommen der städtischen Behörden glücklich gelöst ist, können die schönen Sammlungen der Brüder Calliano als für Baden gerettet betrachtet werden. Auch in Eggenburg durften sich die Wiener Anthropologen an den Ergebnissen prähistorischer und volkskundlicher Localforschung erfreuen. Die prähistorische Sammlung des Herrn Johann Krahuletz ist, mit Professor Hoernes zu sprechen, eine Fortsetzung des Werkes von Baron Engelshofen, dessen Sammlungen sich derzeit im Besitze Sr. Excellenz des k. u. k. Oberstkämmerers Grafen v. Abensperg-Traun befinden. Wir müssen es Dr. Frischauf besonders hoch anrechnen, eine volkskundliche Localsammlung für Niederösterreich geschaffen zu haben, welche den strengsten Anforderungen entspricht.

Im Laufe des verflossenen Sommers ist unsere Gesellschaft bei verschiedenen festlichen Veranstaltungen wissenschaftlicher Körperschaften vertreten gewesen. Herr Sectionschef Dr. v. Inama-Sternegg hatte die Güte, eine Glückwunschadresse unserer Gesellschaft zur 500jährigen Jubelfeier der Universität Krakau am 7. und 8. Juni zu überreichen. Ich selbst durfte als Ihr Vertreter an der Jubelfeier des 50jährigen Bestandes der k. k. geologischen Reichsanstalt am 9. Juni Antheil nehmen. Herr Dr. Hein hat in unserem Namen der Sommerversammlung des Vereines für Landeskunde von Niederösterreich in Pulkau am 24. Juni beigewohnt.

Die Herren Prof. Hoernes und Custos Szombathy haben uns am Internationalen Congresse für prähistorische Anthropologie und Archäologie, welcher in Paris vom 20. bis 25. August tagte, vertreten, was in Anbetracht der Wichtigkeit dieses Congresses höchst erwünscht war. Herr Szombathy hat über denselben in der Monats-Versammlung am 13. November berichtet. Unsere Herren Collegen haben uns mit der Nachricht überrascht, dass der Congress in seiner letzten Sitzung beschlossen hat, seine nächste Vereinigung 1903 in Wien abzuhalten. Ein zu diesem Zwecke eingesetztes Localcomité hat bereits begonnen, dieser Frage näherzutreten.

Herr Regierungsrath Dr. Much, Dr. Hein und ich selbst haben der XXXI. Versammlung der Deutschen anthropologischen Gesellschaft zu Halle a. d. Saale vom 24. bis 27. September beigewohnt. Sie bot auch diesmal eine kaum zu bewältigende Fülle von Material, zu welchem Herr Geheimrath Virchow in beneidenswerter Frische einen namhaften Theil beisteuerte. Ich will nur einige Momente hervorheben. Als Vorsitzender gedachte Virchow in seiner gedankenreichen Eröffnungsrede der Bedeutung der Universität Halle für die Anthropologie. Hier lehrte Johann Friedrich Meckel, ein Zeitgenosse Goethes, welcher großen Einfluss auf Goethes naturforschende Thätigkeit genommen hat. Meckel ist nach Virchow grundlegender Betrachter der thierischen Entwicklungsgeschichte. Von ihm stammt die Lehre von den Missbildungen (Teratologie), aus welcher die physische Anthropologie hervorgegangen ist. Welker war sein Nachfolger, »der feinste Untersucher des menschlichen Knochenbaues«. Welker hat zuerst gemessen und überhaupt eine

ausgezeichnete Methode der Untersuchung geschaffen. Von Virchows weiteren Ausführungen über den an diese Lehren anknüpfenden Darwinismus sei nur dessen beherzigenswerten Warnung gedacht, »vor der Mode überall Rassenrückschläge zu sehen«.

In Halle hat ein anderer Bahnbrecher auf dem Gebiete der Volkskunde gelebt und als Professor der Theologie gewirkt, dessen Name zwar nicht bei dieser Gelegenheit genannt wurde, der jedoch einer dankbaren Erinnerung von Seite der Anthropologen würdig ist. Dr. Adolf Wuttke veröffentlichte 1860 seine erste grundlegende Schrift über »den deutschen Volksaberglauben der Gegenwart«. Dieses Werk stellt noch immer, mit dem Herausgeber der dritten Auflage (1900), Herrn Prof. E. H. Meyer, zu sprechen, im wesentlichen unveraltet, die reichste Schatzkammer des deutschen Volksaberglaubens dar, deren Wert der Ethnograph auf das Höchste zu schätzen weiß.

Aus der Sitzung vom 25. gedenke ich einer wertvollen Mittheilung von Freiherr v. Fritsch über Taubach und andere Thüringer Fundstätten ältester Spuren und Reste des Menschen«. Nach ihm sprach Prof. Dr. Brandes über das von Neumayer als unlösbares Räthsel bezeichnete Aussterben einiger diluvialer Thiere infolge mangelnder Abnützung ihrer Stoßzähne, welche für die Existenz dieser Thiere nothwendig ist. Herr Lehmann-Nitsche (La Plata) wies Stücke eines dem Pliocän zugerechneten Lößgebildes vor, welches Einschlüsse von röthlichem, von ihm als gebrannt bezeichnetem Thon enthält. Daran reihte sich Virchows Vortrag über das Erscheinen der Slaven in Europa. Er rief eine längere Discussion hervor. Virchow betonte vor allem, dass durchaus nicht alles slavisch ist, was »Wenden« heißt. Kein einziges Volk nennt sich selbst Wenden. Er erörterte die Unzuverlässigkeit der Kraniologie und Haarfarbe für die Bestimmung des slavischen Typus. Die besten Anhaltspunkte geben noch für die prähistorische Zeit die Schläfenringe und die bis nach Asien reichenden Hacksilberfunde. Nicht aus Einem Merkmale, nur aus allen Umständen zusammen lassen sich derartige Fragen annähernd entscheiden. Bis zur Zeit Karls des Großen war die Elbe die Westgrenze der Slaven. Fasst man die gesammte geographische Situation ins Auge, so gelangt man zur Vorstellung von fächerartigen oder parallelen Einwanderungen derselben. Man findet in Deutschland vielfach Slaven und Germanen durcheinandergeschoben. Prof. Montelius constatiert unter Berufung auf seine Ausführungen in Lindau, dass die ältere germanische den Norddeutschen und Skandinaviern gemeinsame Culturschicht um 300 n. Chr. allmählich aufhört. Dies schreibt Herr Montelius der slavischen Einwanderung zu. Prof. Henning versetzt dagegen vom sprachlichen Standpunkt aus die allmähliche Slavisierung von Norddeutschland in den Zeitraum 500 bis 800 n. Chr. Herr Andree führt mehrere von der Wurzel Wend abgeleitete braunschweigische Ortsnamen an (Wendeburg, Wendhausen u. s. w.). Sie reichen bis ins Elsass, sind jedoch nicht slavischen Ursprungs.

Endlich sei noch der Ausführungen des Herrn Prof. G. Hertzberg über die Halloren gedacht. Sie galten bis 1843 allgemein als Nachkommen der sorbischen Bevölkerung, später als Kelten. Herr Hertzberg betrachtet sie als Unfreie eines fränkischen Stammes, welche als Ansiedler von Lübeck zur Zeit Karls des Großen herbeigeführt worden sind.

Eine Excursion nach Eisleben am 27. September lieferte einen raschen Überblick über die großartigen Anlagen der Mansfelder Gewerkschaft. Im Wiesenhaus zu Eisleben hatte Herr Professor Dr. Größler eine Sammlung vor- und frühgeschichtlicher Gesammtfunde des »Vereines für Geschichte und Alterthümer der Grafschaft Mansfeld« ausgestellt, welche das höchste Interesse der Prähistoriker erregte.

Das Aufblühen unserer Disciplinen in Deutschland unter kräftiger Unterstützung einiger deutschen Regierungen und Gemeindeverbände verfolgen wir mit vollster Theilnahme. Es ist vor allem die Völkerkunde, welche nach jahrelanger Arbeit deutscher Forscher im Felde und in den Museen, nach unermüdlicher Agitation von Geheimrath Bastian und der Deutschen anthropologischen Gesellschaft in die ihr gebührende Stellung im wissenschaftlichen Leben der Gegenwart einzurücken beginnt. Dieser mächtige, durch die Errichtung zahlreicher neuer Professuren für Völkerkunde an den preußischen Universitäten gekennzeichnete Umschwung ist jedenfalls wesentlich gefördert worden durch das Eingreifen industrieller Kreise, besonders der mächtigen Deutschen Colonialgesellschaft, welche um Verbesserung des völkerkundlichen (und geographischen) Unterrichtes an den Hochschulen bei den Unterrichtsbehörden der Deutschen Bundesstaaten bittlich eingeschritten ist.

Die österreichischen Verhältnisse liegen weniger günstig.

Das Interesse für die Prähistorie und die Volkskunde hat allerdings weite Kreise erfasst und schöne Früchte getragen. Nicht im gleichen Maße ist dagegen die Theilnahme der geistig

arbeitenden Kreise der Ethnographie zugewendet. Den seinerzeit von der Novara-Expedition ausgegangenen Impulsen verdanken wir nebst vielem anderen die unvergänglichen Leistungen von Hochstetter und Friedrich Müller. Paulitschke hat noch einigermaßen die Tradition jener Zeit verkörpert. Darüber kann jedoch kein Zweifel bestehen, dass die Bedingungen zur Weiterbildung des damals Geschaffenen durch einen jungen und tüchtigen Nachwuchs weder von Seite des Staates noch von anderen Corporationen dermalen geboten werden. Sind doch selbst in der kleinen Schweiz unsere Disciplinen besser dotiert als bei uns. Es gibt keine österreichische Professur für Völkerkunde, und auch diejenigen Disciplinen, welche Beziehungen zum Völkerleben in reichstem Maße aufweisen, ziehen ethnologische Verhältnisse kaum je in den Kreis ihrer Betrachtungen. So sind die geographischen Vorlesungen an unseren Hochschulen fast gänzlich der Morphologie der Erdoberfläche gewidmet. Das Schwergewicht der gewissermaßen officiellen Orientalistik bildet die Pflege der Sprachen. Von den großartigen ethnischen Bildungen des asiatischen Continents, von dessen Religionen, mit Ausnahme des Muhammedanismus, von den Mythologien, Culturen und eigenthümlichen Socialeinrichtungen erfährt der wissbegierige Hörer nur wenig. Das naturhistorische Hofmuseum bietet hierfür keine Compensation, da gerade dessen asiatische Abtheilung (mit Ausnahme Japans) noch ziemlich unvollständig ist. Als einfache Folgeerscheinung einer hinter den Anforderungen der heutigen Zeit zurückgebliebenen geistigen Schulung müssen wir es somit auffassen, wenn den wohlwollenden und zielbewussten Bemühungen der hohen Regierung, die Betheiligung Österreichs am Welthandel zu beleben, durch eine beklagenswerte Gleichgiltigkeit unserer Bevölkerungen für alles Außereuropäische empfindliche Schwierigkeiten bereitet werden. Mögen die zur Abhilfe dieser Übelstände berufenen Factoren die Bedeutung der Völkerkunde für die Erweiterung des »continentalen« Gesichtskreises würdigen. Mit der Erkenntnis, dass dieselbe, wie alle naturwissenschaftlichen Disciplinen, Waffen liefert für die aufs höchste gesteigerte Wettbewerbung der Culturvölker, werden sich die Mittel finden, um auch den österreichischen Völkern jene geistigen Vortheile zu sichern, über welche die anderen Culturnationen verfügen.

Lassen Sie mich, hochverehrte Anwesende, zum Schlusse noch unseren sämmtlichen Herren Functionären unseren wärmsten Dank für ihre aufopfernde Mühewaltung aussprechen. In unserer collegialen Cooperation liegt die beste Gewähr für eine gedeihliche Weiterentwicklung.

2. Rechnungsführer Herr Dr. Otto Müller verliest den Rechnungsabschluss für das Jahr 1900. (Siehe S. 28.) Der Rechnungsabschluss wird genehmigt.

3. Der Vorsitzende stellt die Beschlussfähigkeit der Versammlung fest und beantragt auf Vorschlag des Ausschusses zu Ehrenmitgliedern zu ernennen:

Ihre königl. Hoheit Prinzessin Therese von Bayern in München;
Alexandre Bertrand, Conservator am Musée des antiquités nationales in Saint-Germain-en-Laye;
Dr. Émile Cartailhac, Universitätsprofessor in Toulouse;
Ernest Chantre, Sous-Directeur des Muséum d'histoire naturelle in Lyon;
Émile Guimet, Director des Musée Guimet in Paris, und
Dr. Ernest Hamy, Membre del'Institut, Professor am Muséum d'histoire naturelle in Paris.

Die Ernennung dieser Ehrenmitglieder erfolgt durch Acclamation.

Der Vorsitzende theilt mit, dass nach dem statutenmäßigen Turnus das Mandat des Vicepräsidenten Dr. Karl Toldt und der Ausschussräthe Dr. Sigmund Wahrmann, Hans Graf Wilczek, Gundaker Graf Wurmbrand-Stuppach und Dr. Emil Zuckerkandl erlischt und dass der langjährige Ausschussrath Felix Kanitz aus Gesundheitsrücksichten seine Demission gebe.

Auf Vorschlag des Ausschusses werden die folgenden Herren mit einer dreijährigen Functionsdauer gewählt:

Vicepräsident:

Dr. Karl Toldt.

Ausschussräthe:

Arthur Freiherr Schwäger v. Hohenbruck (neugewählt).
Dr. Sigmund Wahrmann.
Hans Graf Wilczek.
Gundaker Graf Wurmbrand-Stuppach.
Dr. Emil Zuckerkandl.

Rechnungsabschluss der Anthropologischen Gesellschaft in Wien

für das Jahr 1900.

Soll

A. Cassa-Conto.	K	h	K	h
Cassarest vom Jahre 1899			59	04
1. Subvention Sr. Majestät des Kaisers			400	—
2. Subvention des hohen k. k. Unterrichtsministeriums			800	—
3. Subvention des niederösterreichischen Landesausschusses			100	—
4. Subvention der Stadt Wien			400	—
5. Subvention Sr. Durchl. des Fürsten Johann von und zu Liechtenstein			400	—
6. Mitgliederbeiträge:				
a) Einmaliger Stifterbeitrag des Herrn Georg Haas von Hasenfels	600	—		
b) Jahresbeiträge von 46 unterstützenden Mitgliedern à *K* 20	920	—		
c) Jahresbeiträge von 327 wirklichen Mitgliedern à *K* 10	3270	—		
d) Eingegangene Rückstände, Überzahlungen, für Diplome	170	—	4960	—
7. Für Verkauf von Druckschriften	1095	44		
Ersatz des k. k. naturhistorischen Hofmuseums und der k. k. Hofbibliothek für Tauschschriften	155	96	1251	40
8. Reservefond vom Jahre 1899 für Congressbericht			1200	—
9. Eincassierte Zinsen vom Anlagecapital			84	—
Zusammen			9654	44

B. Fond für praktische Arbeiten.				
Cassarest vom Jahre 1899	37	78		
a) Spende Sr. Majestät des Kaisers	2000	—		
b) Subvention des hohen k. k. Ackerbauministeriums	400	—	2437	78

C. Wertpapier-Conto.				
Anlagecapital: Allgem. Staatsschuldverschreibungen Nominale 1300 Silber zum Curswert per 31. December 1900 = 98·15 per 100	2551	90		
daran haftende halbjährige Zinsencoupons per 31. Dec. 1900	54	60	2606	50
Summe			14698	72

Haben

A. Cassa-Conto.	K	h	K	h
1. Kosten der gesellschaftlichen Publicationen:				
a) Druckkosten des Congressberichtes	984	79		
b) Druckkosten der Mittheilungen (ohne 6. Heft)	3375	05		
c) Für Zeichnungen, Clichés und Lichtdrucktafeln	676	57		
d Honorare für Literaturberichte	277	65	5314	06
2. Kanzlei-Auslagen:				
a Gehalt des II. Secretärs	800	—		
b) Lohn des Dieners	240	—		
c) Auslagen des Secretariats	665	79		
d) Versendungskosten für Publicationen, Einladungen etc.	631	68		
e) Einrichtung des neuen Kanzleilocales (Inventar)	240	90		
f) Auslagen des Cassiers	126	—		
g) Steuern	2	16	2706	53
3. Ankauf von fl. 300 Einheitl. Silberrente			597	50
Zusammen			8618	09

B. Fond für praktische Arbeiten.				
a) Herrn Custos J. Szombathy für Ausgrabungen in Mihovo (Krain)	1730	—		
b) J. R. Bünker für Hans- und Flurforschung bei Millstatt in Kärnten	400	—		
c Rob. Lischka für Reise nach Kärnten und Zeichnungen	200	—	2330	—

C. Vermögensstand.				
A. Cassarest vom Jahre 1900[1])	1036	35		
B. Überschuss des Fondes für praktische Arbeiten	107	78		
C. Wert des Anlagecapitals (wie neben)	2606	50	3750	63
Summe			14698	72

Wien, am 27. Februar 1901.

Karl Freiherr v. Schlosser m. p.,
d. Z. Cassier.

Dr. Otto Müller m. p.,
d. Z. Rechnungsführer.

Die Rechnungsausweise geprüft und richtig befunden:
Wien, am 1. März 1901.

A. R. Hein m. p.,
d. Z. Rechnungscensor.

Dr. Bruck m. p.,
d. Z. Rechnungscensor.

[1]) Hievon sind noch die Kosten des 6. Heftes pro 1900 der gesellschaftlichen Mittheilungen und des General-Registers zu den Bänden XXI—XXX (1891—1900) zu bestreiten, für welche Kosten der Cassarest von 1036 *K* 35 *h* kaum ausreichen dürfte.

Der Vorsitzende gedenkt der besonderen Verdienste des Herrn kgl. ung. Rathes Felix Kanitz um die Gesellschaft, welcher er seit ihrem Bestande als Ausschussrath (1870—1874, 1879—1901) angehörte und der er jederzeit ein treuer Freund und Berather war. Der Ausschuss sieht mit tiefem Bedauern ihn aus seiner Mitte scheiden und beantragt, die Jahresversammlung möge Herrn Rath Kanitz den wärmsten Dank zum Ausdruck bringen.

Es wird die Absendung eines Dankschreibens beschlossen.

4. Der Secretär überreicht den vom Präsidenten nach den eingelangten Mittheilungen erstatteten

Bericht über die im Jahre 1900 in Österreich durchgeführten Arbeiten.

Oberösterreich.

Herr Conservator Josef Straberger berichtet über

Ansiedlungen aus der jüngeren Steinzeit im Löß bei Mauthausen,

welche derselbe im Vereine mit Herrn Prof. H. Commenda und Herrn Custos A. Reischek im verflossenen Sommer untersucht hat. Man beobachtete mehrere Wohngruben von verschiedenen Dimensionen. Die größte derselben hatte einen oberen Durchmesser von 7 *m*; sie verjüngte sich trichterförmig nach unten und endete muldenartig in der Tiefe von 3 *m*. Diese Grube war in einem Abstand von 2 *m* mit einem 1 *m* breiten und ebenso tiefen Graben umgeben. Die Umgebung der Gruben zeigte ausgedehnte Brandstätten bis auf eine durchschnittliche Tiefe von 2 *m*. Die sorgfältige Untersuchung des Ausfüllungsmaterials der Gruben ergab gespaltene und zerschlagene Thierknochen, rohe Thonscherben, gebrannten Wandlehm mit Abdrücken von Holzflechtwerk. Unter den Thierknochen kamen Kiefer und einzelne Zähne vom Hirsch, Reh, Hase, Schaf, Rind und Fuchs vor. Die gesammelten Bruchstücke von Thongefäßen zeigen eine große Mannigfaltigkeit von Formen; sie gehören mehr als 150 verschieden geformten Schalen, Töpfen und Schüsseln an. Es gelang, eine bombenförmige Schale aus schwarzem Thon mit glänzend geglätteter Oberfläche und zwei becherförmige kleine Gefäße in nahezu intactem Zustande zu bergen.

Die mitvorkommenden Steine und Knochenartefacte zeigen den Charakter der jüngeren Steinzeit. Es sind polierte und durchbohrte Steinbeile, Steinmeißel, Pfeilspitzen, Messer, Schaber, eine Säge, Späne aus Feuerstein und aus Röhrenknochen und Hirschgeweih hergestellte Geräthe.

In einer von den übrigen Gruben abseits gelegenen Grube kamen Scherben von Gefäßen mit schönen geometrischen Strichornamenten, mit concentrischen Kreisen und Bemalung zum Vorschein. Dabei fanden sich eine kunstvoll gefertigte Pfeilspitze aus Feuerstein, eine Bronzenadel mit linsenförmigem Kopfe, ein zierlicher Spinnwirtel, endlich 20 kegelförmige durchbohrte Thonkörper, welche schlackenhart gebrannt sind. Abweichend von deren herkömmlichen Deutung als Webstuhlgewichte fasst Herr Straberger dieselben als Heizkörper auf.

Nachträglich wurde bekannt, dass schon bei einer Abräumung eines Stückes des Granitmassivs im Heinrichsbruche 1895 analoge Funde gemacht worden sind. Der Steinbruchbesitzer Herr Poschacher hat eine Anzahl der dabei vorgekommenen Thonscherben, den Unterkiefer einer großen Hirschart und einen menschlichen Unterkiefer dem Linzer Museum überlassen. Nach Angabe der Arbeiter wurden daselbst mehrere menschliche Skelette ausgegraben, welche im Ortsfriedhofe beigesetzt wurden. Der obenerwähnte Unterkiefer gehörte einem Skelette an, auf dessen Brust ein mächtiger Steinhammer lag.

Im untersten Theile des auf einer Schichte von Rollsteinen auflagernden Lößes wurden oberflächlich verkieselte Stoß- und Backenzähne eines jüngeren und eines älteren Mammuts mit Thonscherben gefunden. Herr Straberger bezweifelt die Gleichzeitigkeit der Mammutreste mit den Thonscherben, obgleich dieselben nebeneinander lagen. Die Scherben tragen nicht die Merkmale der älteren Steinzeit.

Auf den südlichen und östlichen Abhängen des westlich von Linz gelegenen Freinberges wurde bei der Anlage von Wegen und Anpflanzungen ein 250 Schritte langer und 1·2—4·5 *m* hoher Erdwall durchquert, an dessen Basis ausgedehnte Brandstätten mit gebrannter Erde, Asche, Kohlen, Knochen und Zähnen vom Pferd, Rind, Hirsch, Schwein, rohe Thonscherben, Feuersteingeräthen, Bruchstücken von Bronzenadeln u. s. w. sich befanden. Im Verlaufe der Arbeiten überzeugte man sich, dass der Wall in seiner ganzen Längenausdehnung mit Brandschichten gleichen Inhalts durchzogen ist. Das ganze umwallte Gebiet ist mit Scherben besäet, zwischen welchen

auch römische Keramik vertreten ist. Diese letztere steht mit einem in der Nähe der »Franz Josefs-Warte« aufgedeckten Römerbaue in Verbindung. Dieses Plateau lieferte aber auch einen reichen Depotfund von 135 Bronzegegenständen. Es sind darin Sicheln, Palstäbe, Armringe, Meißel vollständig erhalten und zahlreiche Bruchstücke von solchen Gegenständen, sowie von Zierstücken, Schmucknadeln und Kupferrohgussluppen. Herr Straberger fügt hinzu, dass Gräber aus der alten Ansiedlung auf dem Freinberge bisher nicht vorgekommen sind.

Salzburg.

Herr Dr. Alexander Petter berichtet über

Die im Bereiche des Salzburger Museums Carolino-Augusteum im Jahre 1900 erzielten Resultate von Forschungen und Erwerbungen auf dem Gebiete der Anthropologie, Ethnographie und Urgeschichte.

Im Jahre 1900 wurde in der Nähe von Salzburg an jener Stelle, welche im Vorjahre die Bronzekuchen lieferte, ein Bronzemesser, dolchartig, mit 8 *cm* langer und 1 *cm* breiter Klinge gefunden. Die Spitze war unten abgerundet, auch hatte die Klinge eine Längsrippe. Neben dieser Klinge fanden sich noch einige wenige Thonscherben, darunter einer mit umgelegtem Rande.

Vom oberen Ende des Hügelrückens in Hammerau, an der bayrischen Grenze gegen Reichenhall, welcher seit Jahren dem Theilbesitzer Herrn Lichtenegger prähistorische Funde liefert, die größtentheils nach Bayern gelangen, da der Platz hart an der Grenze gelegen ist, brachte man Steinwaffen in das Museum. Sie stammen aus einer Schottergrube an der Saale, sind sehr schön gearbeitet, und zwar fünf Lanzenspitzen aus Feuerstein und drei Pfeilspitzen aus weißem Kiesel.

Am Rainberge in Salzburg, auf dem im Vorjahre die prähistorische Besiedlung des ganzen Berges festgestellt worden war, legten Steinsprengungen zum Zwecke der Gewinnung von Baumaterial eine sehr instructive Gletscherrinne bloß. Nachfolgende Grabungen ergaben, dass dem rückgehenden Gletscher sofort die Menschen folgten. Reib- und Klopfsteine, die sich in der Schichte unmittelbar über den Gletscherrückständen fanden, sowie rohe Scherben, zerschlagene Knochen, im Feuer geschwärzte Steine u. s. w. geben hiefür Zeugnis.

In Itzling bei Salzburg wurde bei einer Brunnengrabung eine römische Bronze gefunden, ein Fischchen, 4·5 *cm* lang und 2·5 *cm* hoch, patiniert, die Rückenflosse mit einem Loche zum Anhängen versehen.

Aus Maxglan, einem bekannten Fundorte für römische Reste, kam in das Museum ein kleiner Bronzering, in einen schlangenartigen Kopf ausgehend. Ferner drei Bronzemünzen: eine des Kaisers Probus, eine des Trajan Decius und eine gallische Münze mit einem Reiter, oberhalb das Sonnenzeichen, unterhalb: Atta.

Noch gelangten aus dem Kollerfelde zu Glas, wo vor Jahren eine größere römische Behausung aufgedeckt worden war, drei sehr kleine, dünne und flache Hufeisen, mit Steinen durch Rost verwachsen, in das Museum, jedenfalls einer späteren Zeit angehörig.

Herr k. k. Professor Olivier Klose hat die römischen Schriftsteine des Museums einer Neulesung mit großer Genauigkeit und Fachkenntnis unterzogen, dabei noch manche Abänderung gegen frühere Auffassung vorgenommen und seine gediegene Arbeit der Centralcommission für Kunst- und historische Denkmale überreicht.

Durch das k. k. Oberlandesgericht wurde verfügt, dass alle Feuerwaffen, welche bei den Salzburger Gerichten deponiert werden, dem Museum zur Auswahl vorzulegen seien. Es dürfte dieser Beschluss dem Museum, wie es bereits geschehen, manche auch ethnographisch interessante Feuerwaffe, z. B. von Wilderern, zuführen.

In ethnographischer Beziehung brachte die Fischerei-Ausstellung einige Gegenstände, wie Bronze-Fischgabeln u. dgl. dem Museum. Im allgemeinen enthielt diese Ausstellung sehr hübsche Fanggeräthe und überhaupt Fischerei-Utensilien aus prähistorischer und späterer Zeit, die vorzüglichsten aus Deutschland.

Zu den Erwerbungen im ethnographischen Fache zählen noch: Mehrere Holzmodel für Wachsarbeiter; ganz primitive Gussformen für bleierne und zinnerne Bauern-Rockknöpfe, eine deutsche Armbrustwinde, ein eigenthümlicher Todtschläger, ein alter Maßstab mit vier verschiedenen Maßen und Gradierungen, ein Perspectiv aus dem 18. Jahrhundert, ausgezogen $2^1/_3$ *m* lang, und noch als Geschenk eines adeligen Gönners und k. u. k. Marine-Officiers verschiedene Gegenstände von China, Japan und Borneo.

Vorarlberg.

Nach dem Berichte des Herrn Conservator S. Jenny über

Die im Jahre 1900 in Vorarlberg gemachten Funde

fand man im Torfgrund der Gemeinde Nofels, einem Gebiet, das sich von jeher durch mehrfache Bronzefunde bemerkbar gemacht hat, in einer Tiefe von drei Metern eine verzierte, 20 *cm* lange Nadel aus der jüngeren Bronzezeit.

Der Fund von Lanzenspitzen und Streitbeilen aus Bludenz, den Herr Jenny vor zwei Jahren in den »Mittheilungen der k. k. Centralcommission«, 1898, Heft IV, veröffentlichte, und welcher, wie sich jetzt herausstellt, nicht der Zeit der Völkerwanderung, sondern der Spät-La Tène-Periode angehört, erfuhr eine zweimalige Vermehrung, zuerst durch einen weiteren zufälligen Fund von elf Speerspitzen nebst verschiedenen anderen Objecten aus Eisen. Daraufhin erwirkte Herr Jenny die Erlaubnis, unmittelbar neben den beiden Fundstellen Ausgrabungen vorzunehmen, welche zur Auffindung mehrerer Brandgräber führten. Die Ausbeute an Gegenständen war wohl sehr gering: 1 Schwert, 3 Speerspitzen, 2 Speerschuhe, Traghenkel von Eimern, 2 bearbeitete Eberzähne, Fragmente ausgesprochener Spät-La Tène-Fibeln und viele unverbrannte Thierknochen, noch mehr Zähne und römische Gefäßscherben in geringer Menge; als desto wertvoller muss die Thatsache der genauen Zeitbestimmung dieser Begräbnisstätte aufgefasst werden.

Kärnten.

Herr Conservator Dr. Odilo Frankl sendet nachfolgenden ausführlichen Bericht über

Die im Jahre 1900 in Kärnten gemachten Funde aus historischer, römischer und prähistorischer Zeit.

I. Im Juli 1899 wurden beim Auswerfen eines Grabes nächst der Filialkirche Possau bei Maria Saal 51 Stück Silbergroschen gefunden, welche dem Kärntner Geschichtsvereine zum Geschenke gemacht wurden. Sie vertheilen sich auf die Jahre 1624—1715 und stammen aus verschiedenen Ländern (Carinthia, I, 1900, S. 50).

II. In einem Garten zu Baldersdorf bei Spital an der Drau stieß im November 1899 ein Arbeiter beim Ausgraben einer Kalkgrube in der Tiefe von circa $^1/_2\,m$ auf eine große Zahl römischer Kaisermünzen, bis auf eine einzige alle Billone. Herr Landesarchivar A. v. Jaksch besichtigte am 21. November selbst den Fundort, und es gelang dem genannten Gelehrten, unter Mitwirkung verschiedener Persönlichkeiten von den theilweise schon verschleppten Münzen schließlich 2645 Stücke zusammenzubringen. Diese umfassen nach den Kaisern die Zeit von 250 bis 275: 70 waren jedoch ganz unkenntlich. Ein Gefäß, erzählte der Arbeiter, habe er nicht bemerkt, doch sei um die Münzen etwas wie ein schwarzer Moder gewesen, so dass man auf eine Holzkiste schließen könnte. Ungefähr 1100 der besser erhaltenen Münzen wurden im Laufe dieses Jahres (1900) vom Geschichtsvereine für Kärnten erworben, die übrigen dem Grundeigenthümer zurückgestellt (hierüber berichtet A. v. Jaksch in Carinthia, I, 1900, S. 85).

III. Im Winter 1899—1900 wurden in Treibach bei der Vergrößerung des Bahnhofes ein unversehrtes römisches Krügelchen aus lichtbraunem Thone sowie Scherben eines zweiten ähnlichen Gefäßes gefunden. Dieses Krügelchen wurde vom dortigen Stationsvorstande, Herrn Steinwender, durch Herrn Conservator und Domcapitular Matthäus Größer dem Geschichtsvereine zum Geschenke gemacht.

IV. Im Frühjahre 1900 wurde in Klagenfurt am äußersten Ende der Glangasse in westlicher Richtung zum Neubau des Taubstummen- und Blindeninstitutes ein Abzugscanal ausgehoben und bei dieser Gelegenheit ein kleines, sehr schadhaftes römisches Töpfchen aus dunkelgrauem Thon gefunden, welches dem Landesmuseum einverleibt ward.

V. Im März 1900 wurde bei einem Canalbaue in der Stadt St. Veit an der Glan eine schöne römische Bronzefibel gefunden, die ein Händler entführt hat.

VI. Bei Prävali schwemmte das Hochwasser vom 26. Juni 1900 an ein Brückenjoch einen römischen Bildstein, dessen Figuralfläche, natürlich vielfach beschädigt, 1·05 *m* lang und 39 *cm* breit ist und eine Venus darstellt, deren eine Hand etwas wie einer Schnur ähnliches hält, während die andere hinter den Kopf gelegt ist.

VII. Bei den Erdaushebungen für den Bau der Taubstummen- und Blindenanstalt in Klagenfurt fand man am 5. Juli 1900 in einiger Entfernung von einander etwa 1 *m* tief in

der Erde drei Gerippe. Außer einigen Resten von Messern wurden keine Beigaben gefunden. Man vermuthet, dass diese aus der Franzosenzeit herstammen, da nicht ferne vom Fundorte, in der Mulde zwischen Ziggnln und kaltem Keller, ein Gefecht stattgefunden hat (Klagenfurter Zeitung vom 8. und 11. Juli 1900).

VIII. Ende Juli 1900 wurde in der Station Treibach beim Ausheben des Grundes zum Baue eines zweiten Personalhauses 70—80 *cm* unter der Erdoberfläche ein großes Steinkistengrab aus der Hallstattzeit aufgedeckt. Das Grab — ein Brandgrab — war aus flachen Schieferplatten quadratisch zusammengesetzt und in feuchter Culturerde eingebettet, welche an dieser Stelle eine Mächtigkeit von 2 *m* besitzt. Im Innern war das Grab 130 und 147 *cm* weit, 90—98 *cm* tief. An Funden ergaben sich außer einem Bronzeringe in der Größe eines Silberguldens nur mehrere dunkelgraue Thonscherben von aus freier Hand geformten Urnen nebst einigen Knochenresten. Außerhalb des Grabes fanden sich noch eine römische Bronzemünze sowie ein kleiner Henkel aus Eisen.

Die genannten Gegenstände hat der Stationsvorstand freundlichst dem Geschichtsvereine überlassen.

IX. Beim Umbaue des Schlosses Tanzenberg kam ein römischer Reliefstein mit Inschrift zum Vorschein, welchen der städtische Oberingenieur von Klagenfurt, Herr Raimund Pierl, erworben hat und in seinem Hause aufstellen ließ.

X. Die Restaurierungsarbeiten an dem im Jahre 1898 auf dem Zollfelde gefundenen Mosaikboden sind bedeutend vorgeschritten. Herr Sturm jun., Bildhauer am kunsthistorischen Hofmuseum in Wien, war mit einem Hilfsarbeiter vom 16. Juli bis 20. October 1900 dabei thätig, und eine Anzahl Platten ist im Museum zu Klagenfurt bereits der Besichtigung zugänglich.

Die Grabungen am Zollfelde wurden im letzten Sommer unter der Leitung des Archäologen Prof. Dr. Eduard Nowotny vom 5. August bis 15. September fortgesetzt. Man fand dabei theils erhaltene, theils zerstörte Mauern, in einem großen Raume an ihrem Standorte zwei fast vollständig verwitterte Säulenbasen, in einem andern einen großen Herd.

Von den gemachten Funden sind hervorzuheben drei steinerne, in viele Stücke zertrümmerte Statuen, und zwar: eine beinahe lebensgroße Fortuna in keltischer Gewandung, ein halbbekleidetes Mädchen und ein nackter Jüngling mit behelmtem Kopfe. Die Kleinfunde, wie Glas- und Thonscherben, Stücke von Eisen, Wandmalereien u. s. w. sind minderwertig.

Neben diesen Grabungsergebnissen wurden durch Zufall gefunden: *a*) auf einem Acker der oberen Zollfelderrealität ein schadhafter Römerstein von 74 *cm* Höhe mit Weihinschrift (Ara); *b*) in Willersdorf und Arndorf je eine römische Bronzemünze, welche der Kärntner Geschichtsverein erworben hat, indes eine dritte in den Besitz der unteren Zollfelderwirtin, Frau Maria Kuttnig, gelangte.

St. Paul an der Lavant, 17. December 1900.

Krain.

Nach einer Mittheilung des Herrn Custos Josef Szombathy über

Grabungen in Krain

ließ die prähistorische Commission der kaiserlichen Akademie der Wissenschaften unter der Aufsicht des Herrn k. k. Conservators Prof. Dr. S. Rutar durch den Ausgräber Bartholomäus Pečnik einen großen Tumulus bei Neraiz in der Gemeinde Dragatusch in Unterkrain ausgraben, der 60 Gräber mit theilweise sehr interessantem Inventar der jüngeren Hallstattperiode enthielt.

Triest und Küstenland.

Nach einer gefälligen Mittheilung des Herrn Dr. Carlo de Marchesetti in Triest vom 31. December 1900 über

Die im Jahre 1900 bei Triest ausgeführten Arbeiten auf prähistorischem Gebiete

wurden die Grabungen auf den großen Grabfeldern von St. Lucia und Karfreit in diesem Jahre nicht fortgesetzt, dagegen trachtete Herr Marchesetti mit der archaischen Nekropole von St. Kanzian unweit Triest fertig zu werden. Das Grabinventar war von dem des Vorjahres, über welches bereits im vorigen Jahresberichte referiert wurde, nicht viel verschieden, obwohl manches schöne Exemplar

an Fibeln, Nadeln, Ketten, Halsbändern u. dgl. wieder erbeutet wurde. Als neu kann ein bronzenes Becken *lebes* mit Randverzierungen betrachtet werden. Dagegen vermisste man die in den früheren Grabungen nicht seltenen Waffen, als deren Ersatz einige bronzene Messer gelten könnten.

Die Hauptarbeit galt den Castellieri oder Ringwällen, von welchen weitere 58 neu entdeckt und aufgenommen wurden. Um die innere Einrichtung derselben zu studieren, sowie die in denselben enthaltenen Reste zu sammeln, wurden in zwei in der nächsten Umgebung von Triest liegenden — in jenen von Montebello und in den Zwillingscastellieri von Contovello — größere Grabungen unternommen, wodurch ein reichhaltiges Material von der neolithischen bis zur Eisenzeit zutage gefördert wurde.

Herr Gymnasialprofessor Dr. Karl Moser berichtet über

Höhlenforschungen im Küstenlande.

Er untersuchte die zwei unter der Schlossruine von S. Servolo gelegenen Höhlen, welche untereinander durch einen Gang in Verbindung stehen. Die dort aus eigenen Mitteln angestellten Grabungen ergaben Reste von Gefäßen, die aus schwarzem, mit Kalkspatstückchen untermengtem Thon auf der Drehscheibe gefertigt und theils mit Fingereindrücken, theils mit einem Wellenornament geziert sind; daneben fanden sich auch glasierte und bemalte Bruchstücke einer Tasse mit Parallelogrammusterverzierung, ferner Bruchstücke von färbigen Gläsern, zwei kreisrunde, in der Mitte durchlochte, außen braun und blauweiß glasierte Thonscheiben und Reste von aus freier Hand gefertigten Gefäßen; auch mehrere Eisennägel und Eisenstücke von unkenntlicher Form nebst einer Bronzelampe mit stark durch Rost verzehrtem Eisenhenkel. Eine zweite Bronzelampe aus derselben Höhle befindet sich im Besitze der k. k. Centralcommission.

In beiden Höhlen fanden sich geschnittene Gehäuse von Meeresschnecken und Austernschalen, den Gattungen Ostrea, Murex und Monodonta angehörig. Das Erdreich zeigte sich überall von organischen Substanzen humös verändert und von Holzkohlenstückchen durchsetzt; Knochen von Hausthieren waren nur in geringer Menge vorhanden.

In einer dieser Höhlen fand Dr. Moser auch das Bruchstück eines menschlichen Unterkiefers mit angebrochenem unteren Rande und drei Zähnen: einem Schneidezahn und den anstoßenden drei Alveolen, dem Eckzahn und dem ersten Backenzahn, auf den dann eine Zahnlücke folgt, was auf eine Missbildung hindeutet. Es ist das der zweite Fund von missbildeten Kiefern in Höhlen. Sollte man hier auch an einstigen Cannibalismus denken? Bruchstücke von Thränenfläschchen aus braunem und grünem Glase bestärkten sehr die Annahme von Gräbern; doch blieben weitere Funde aus. Der die beiden Höhlen verbindende Gang wurde noch nicht untersucht. Die Untersuchung einer dritten, in der Felswand am Steilabfalle von S. Servolo gelegenen Höhle, deren Innenräume künstlich bearbeitet sind, ergab Bruchstücke von sehr groben, rohen Gefäßen ohne Verzierung und Theile vom Skelette eines Esels (ein Schädelbruchstück mit Zähnen und drei Zehenglieder).

Im Herbste untersuchte Herr Moser zwei an den Abhängen des Höhenzuges (Hermada) bei Duino gelegene Höhlen bei Gelegenheit von Erdarbeiten, welche dort Prinz Alexander Thurn und Taxis ausführen ließ. Es wurde zuerst ein »Fuchsloch« geöffnet und erweitert; aus dem herausgeschafften Erdreich konnte er einige Gefäßreste von rohester Art und besonderer Dicke, neben Kohlenstückchen, gespaltenen Meeresschnecken, Austernschalen und einigen Knochen von Hausthieren auflesen; Flintartefacte konnten nicht nachgewiesen werden.

In der Alexandergrotte, die behufs Erschließung vermutheter größerer Grottenräume erweitert wurde, fanden sich unten am Schuttkegel beim Eingange an der Basis säulenartiger Stalagmiten Bruchstücke von römischen Amphoren in großer Menge, die jedoch keinerlei Marke oder Verzierung aufwiesen. Hinter einem engen Schlunde, der geöffnet wurde, fand sich eine eiserne Axt und ein Eisendolch mit Widerhaken. Im hintersten Theile, wo mächtige Lehmmassen aufgehäuft waren, fanden sich noch Knochen- und Kieferstücke vom Rind, Schwein, Hund und Hirsch. Die Erdarbeiten werden fortgesetzt und etwaige Fundobjecte nicht außeracht gelassen. In der dritten Höhle auf dem Hügel Veršćak (am Abhang des Hermada-Höhenzuges) wurden beim Ausheben des Erdreichs außer einer Bronzemünze von Antoninus Pius auch sehr rohe Gefäßreste ausgehoben, ähnlich denen, die man in Höhlen oder auf den Gradišće des Karstes allgemein vorfindet.

Dalmatien.

Nach gütiger Mittheilung Sr. Hochw. des Herrn Museumsdirectors F. Bulić in Spalato vom 20. Jänner 1901 über

Die neuesten Erwerbungen des Museums in Spalato

haben im Jahre 1900 auf dem Gebiete der Anthropologie wohl keine Forschungen stattgefunden, doch hat das Museum zu Spalato einen bronzenen Spiralarmreif und zwei andere bronzene Schmuckgegenstände, die alle von Blatta auf der Insel Curzola stammen, erworben.

Im Jahre 1899 hat Herr Bulić auf diesem Gebiete einige kleine Forschungen gemacht, welche er im »Bullettino di Archeologia e storia dalmata«, 1900, S. 23 ff., Taf. II, 2, veröffentlichte. Ferner wurden in dem östlich von Spalato gelegenen Dorfe Srinjine unter den römischen Gegenständen zwei steinerne Messer (vgl. »Bullettino dalm.«, 1900, S. 55) und weiters auf der Insel Solta eine Serpentinaxt zufälligerweise aufgefunden; auch diese Gegenstände wurden vom Museum in Spalato erworben.

Herr Dr. Oskar Hovorka Edler von Zderas in Teslić (Bosnien) berichtet vom 12. November 1900 über

Ethnographische Arbeiten in Dalmatien.

Die mehrjährigen in Dalmatien gesammelten ethnographischen Erfahrungen versuchte ich in zwei größeren Arbeiten niederzulegen: »Die Poganica und ihre Varianten (in der Zeitschrift für österreichische Volkskunde«, Wien 1900) und »Die Volksmedicin auf der Halbinsel Sabbioncello in Dalmatien« (im »Glasnik«, Sarajevo 1900). Das wegen der Urwüchsigkeit und Originalität ungemein interessante und bisher so gut wie gar nicht bearbeitete Gebiet der dalmatinischen Volksmedicin hat in diesen zwei Publicationen einen gewiss schätzenswerten Beitrag erhalten. In der ersteren gelang es mir nachzuweisen, dass die Poganica, mit welchem Namen auf der Halbinsel chirurgische und medicinische Krankheiten unbekannten oder vermuthlich angezauberten Ursprunges bezeichnet werden, nicht etwa nur ein speciell dalmatinischer volksmedicinischer Begriff sei, sondern vielmehr die Bedeutung des bösen Princips bei den meisten Balkanvölkern seit mehreren Jahrhunderten besitze und unter einem anderen Namen sogar auch im übrigen Europa bekannt sei.

Im Agramer archäologischen Centralorgane erschien eine Abhandlung über dalmatinische Volkssagen und Märchen aus der Thierwelt.

Da ich vom Präsidium des Vereines für Förderung volkswirtschaftlicher Interessen in Dalmatien eingeladen wurde, mich an der Pariser Weltausstellung zu betheiligen, stellte ich alle meine bisherigen anthropologisch-ethnographischen Arbeiten, welche nunmehr die Zahl 27 erreicht haben, in der dalmatinischen Abtheilung des österreichischen Repräsentationshauses in Paris aus und hielt auch am internationalen Ärztecongress, welcher dort im August stattfand, einen volksmedicinischen Vortrag »Über Beziehungen des Plinius zur dalmatinischen Volksmedicin«.

Außerdem fielen mir Referate in mehreren Fachzeitschriften über anthropologisch-ethnographische Themata zu.

Böhmen.

Herr Conservator Clemens Čermák in Časlau berichtet vom 24. December 1900 über

Prähistorische Funde in Böhmen, Dalmatien, Montenegro und Griechenland.

Im vorigen Jahre wurden die beiden neolithischen Stationen von Dobrowitz übersichtlich durchforscht. In beiden findet man viele Feuersteinspäne, lange Meißel von thüringischer Form. In der Station bei Potěch entdeckte man auch zweifache Henkel, welche den Eulenköpfen ähneln.

In der neolithischen Station bei dem ehemaligen Teiche Svornost in Časlau, wo die Ziegelei aufgelöst wurde, fand man in beckenartigen Herden fein getupfte Scherben und eine scharfe Amphibolithaxt. Glücklicherweise wurde auch eine zweite nicht einmal 1 *km* von der ersten entfernte neolithische Station entdeckt, wo reiche Funde zu erwarten sind.

Conservator Cl. Čermák suchte schon seit Jahren einen Friedhof zu der sehr alten Ansiedlung auf dem Hrádek in Časlau. Durch Zufall wurde heuer diese Nekropole oberhalb des Teiches Zemánek auf einer Anhöhe unter dem Hrádek, die ehemals »Na vinici« hieß, entdeckt. Es kommen hier Gräber mit Urnen vom Lausitzer Typus vor. Die Urnen liegen einfach in der Erde ohne Steinumfassung. Die eigentlichen Urnen haben die bekannte Form von Doppelkegeln; es sind auch Terrinen, niedrige, feine Schalen und Krüge mit konischem Obertheil vorhanden.

Gleich bei diesem Urnenfeld befindet sich ein Friedhof aus dem XII.—XIV. Jahrhundert. Die Skelette liegen in parallelen Reihen, und die älteren sind mit Armbändern und Schläfenringen

am Kopfe verziert, während die jüngeren bronzene und eiserne runde Spangen in der Hüftgegend haben. Man fand auch drei benützte Hämmer der Bergleute und eine Vertiefung, die wie ein Eingang in einen Schacht aussieht.

Wahrscheinlich stieß man hier auf die Überreste einer Berghütte, von welcher die alte Richterurkunde folgendermaßen spricht: Der königliche Richter von Časlau bekam von Wenzel IV. die Nutznießung »von einem großen Teiche mit zwein alden Teichen, die gelegen sind bei sand Marteinskirchen bis an den alden tamm, der do vor Zeiten gehoret zu der hütten, die daselbst ufgerichtet und gemachet war.«

Im Süden des Friedhofes entdeckte man Mauern, und man fand auch Dach- und Pflasterziegel. Also gleich bei dem alten Urnenfriedhofe war ein kleiner Friedhof für Bergleute bei der St. Marteinskirche angelegt. Von hier hat jetzt das Museum des archäologischen Vereines »Věčela Čáslavská« einige hundert wichtige vorgeschichtliche Funde, die zum Theil mit den Funden des benachbarten Hrádek in Časlau übereinstimmen.

Der Berichterstatter machte, durch eine Staatssubvention unterstützt, eine archäologische Studienreise nach Dalmatien, Montenegro und Griechenland. In Knin studierte er die vielen und interessanten Gegenstände von Bauresten und Grabfunden aus dem VI.—IX. Jahrhundert, die für die croatische Culturhistorie von großer Wichtigkeit sind. Man fand in den Ruinen der bischöflichen Kirche St. Maria in Biskuplje viele Inschriften mit den Namen der kroatischen Fürsten. Die lehrreichen Trümmer der großen, zweiten Basilika sammt den Sarkophagen in Salona sind dank des überaus großen Fleißes des k. k. Conservators Monsignore Fr. Bulić glücklich entdeckt. In ganz Dalmatien findet man Artefacte aus der neolithischen Culturperiode, und auch in Montenegro stieß der Berichterstatter auf manche Funde, die mit jenen von Butmir übereinstimmen.

In dem großen, lehrreichen königlichen archäologischen Museum von Athen befinden sich manche bronzene Funde: Spangen, Fibeln und Nadeln, welche mit jenen von dem großen Grabfelde auf dem Glasinac in Bosnien übereinstimmen; schade, dass von manchen dieser Fundstücke nichts näheres bekannt ist, weil sie aus einer Privatsammlung stammen und im Piräeus angekauft wurden. Doch sind die Fundstellen einiger dieser Stücke, welche für die Beurtheilung der Hallstatt- und La Tènezeit von Belang sind, sichergestellt.

Herr J. V. Želízko berichtet über

Die prähistorischen Forschungen in Böhmen.

Im verflossenen Sommer setzte ich abermals meine prähistorischen Forschungen im südlichen Böhmen fort. Im August und September besuchte ich in der Umgegend von Horaždiowitz den historisch denkwürdigen, am rechten Ufer der Wottawa gelegenen Berg Prachin, wo bis zum heutigen Tage Ruinen einer alten Burg stehen, deren Gründung in das IX. Jahrhundert fällt. Unter der Burgmauer dieser Burg, und zwar im, wahrscheinlich schon in vorchristlichen Zeiten errichteten Walle kam man schon früher auf eine Menge charakteristischer Scherben von Gefäßen, die den Burgwalltypus zeigten und mit verschiedenen Ornamenten, zumeist jedoch mit dem bekannten Wellenornamente geziert waren. Dieser Fundort ist abermals ein neuer interessanter Beitrag zur Prähistorie des südlichen Böhmens. Im künftigen Sommer werden die Forschungen fortgesetzt werden. Über das Resultat meiner heurigen Forschungen am Prachin veröffentlichte ich bereits in tschechischer Sprache eine Abhandlung in der Zeitschrift der Gesellschaft der Freunde böhmischer Archäologie in Prag.[1])

Im November d. J. wurde ich über Auftrag der Direction der k. k. geologischen Reichsanstalt nach Ostböhmen entsandt, um den Fundort eines wahrscheinlich zu der Art Rhinoceros antiquitatis Brandt gehörenden Rhinocerosskelettes in der Ziegelei zu Blato bei Chrudim zu besichtigen. Dieser Fund ist sehr interessant und für die Wissenschaft außerordentlich wichtig, weil man bei uns in Österreich bis nun niemals auf ein vollständiges Rhinocerosskelet stieß. Bemerkenswert ist, dass das Skelet dieses Rhinoceros in derselben Tiefe im lößartigen gelben Lehm lag, wie die zahlreichen, unlängst in Freihöfen bei Königgrätz aufgefundenen Mammutknochen, sowie auch, dass der gelbe Lehm hier unter dem Skelette von derselben Mächtigkeit ist, wie in Freihöfen. Auch ist es interessant, dass bei Freihöfen in der unmittelbaren Nachbarschaft der Mammutknochen auch zwei Feuersteinwerkzeuge gefunden wurden.

Die bei Freihöfen aufgefundenen Mammutknochen sind von Prof. Dr. J. N. Woldřich ausführlich in den Abhandlungen der Kaiser Franz Josefs-Akademie in Prag beschrieben und von ihm

[1]) Časopis společnosti přátel starožitností českých v Praze 1900, Nr. 4.

in die postglaciale Periode (nach der ersten Vereisungsperiode des Nordens), beziehungsweise in die interglaciale Periode eingereiht worden, und zwar in die zur Waldstufe übergehende Weidestufe. Dieser Stufe gehört auch nach der Meinung des Herrn Prof. Dr. J. N. Woldřich wahrscheinlich das Rhinocerosskelet von Blato an. Vom Funde des Rhinocerosskelettes berichtete ich auch in den »Verhandlungen« der k. k. geologischen Reichsanstalt in Wien, 1900.[1])

Ich statte schließlich meinen Dank ab jenen Herren, welche meine heurigen Forschungen mit Rath oder That unterstützten. Es sind dies: Herr Št. K. Vydra, Lehrer in Horaždiowitz; K. Lamina, k. k. Steueramtsofficial; J. Fiala, Bürgerschullehrer; Dr. J. Bezděk, sämmtlich in Wollin; J. Tichý, Eigenthümer der Ziegeleien in Blato bei Chrudim, und V. Zahradníček, k. k. Postcontrolor in Wien.

Mähren.

Der Präsident der mährischen Museumsgesellschaft, Herr Prof. A. Rzehak, sendet nachfolgenden

Bericht über die Erwerbungen des mährischen Landesmuseums im Jahre 1900.

I. Urgeschichte.

1. Eine Bronzenadel mit scheibenförmigem, vertieftem Kopf und zierlichem Liniendecor; Bruchstück einer gebogenen Bronzenadel; ein gegossener Bronzering; zwei gegossene Bronzeknöpfe mit großen Ösen; ein Bruchstück von Bronzeblech; Bruchstücke von Urnen. Sämmtlich aus bronzezeitlichen Brandgräbern von Komein bei Brünn. 2. Ein Bronzeschwert von Weißstätten. 3. Eine große Urne (neolithisch oder frühbronzezeitlich) von Neu-Prerau. 4. Drei kleine, gehenkelte Grabgefäße (ältere Bronzezeit) von Nennowitz. 5. Drei Proben von Bronzegusskuchen, Göding. 6. Eine römische Fibel, angeblich vom Wienerberge. 7. Skeletreste von Prerau, ohne Beigaben, wahrscheinlich aus altslavischen Gräbern.

II. Culturgeschichte.

1. Thongefäße aus dem Untergrunde alter, im Umbau begriffener Häuser, spätmittelalterlich, zum Theile schon der Neuzeit angehörig (vgl. meinen Bericht für 1899, Fußnote 1). 2. Zunftruhe der Schusterzunft in Butschowitz. 3. Truhe der vereinigten Bauzünfte in Wischau. 4. Zwei Zunftsiegel. 5. Zwei Zunftkrüge (aus Röschitz und Eibenschitz). 6. Ein Zunftkrug aus Thon von 1828. 7. Drei Zinnkannen und eine Zinnschale aus Trebitsch. 8. Ein französischer Gedenkstein an Napoleon, nach der Schlacht bei Wagram errichtet, aus Dürnholz.

III. Volks- und Völkerkunde.

1. Modell eines slowakischen Bauernhauses. 2. Plan eines hannakischen Bauernhauses. 3. 30 photographische Aufnahmen hannakischer Bauernhäuser und Volkstypen aus der Gegend von Prerau. 4. Ein hannakischer Ledergürtel. 5. Ein altes hannakisches Liederbuch. 6. Fünf photographische Aufnahmen hannakischer Bauernhäuser aus der Umgebung von Proßnitz. 7. 74 verschiedene photographische Aufnahmen aus hannakischen und slowakischen Gegenden. 8. 23 photographische Aufnahmen aus der Gegend von Straßnitz (slowakisch). 9. 15 photographische Aufnahmen slowakischer Typen aus der Umgebung von Ungarisch-Brod. 10. 160 Stück slowakische Stickereien. 11. Eine männliche und eine weibliche Tracht aus Hrosenkau. 12. Eine Brauttracht aus der Gegend von Hobitschau (Wischauer Sprachinsel). 13. Zwei Hochzeitstrachten (männlich und weiblich) aus Strutz bei Brünn. 14. Drei Stück wallachische, mit Perlmutter und Metalldraht eingelegte Holzpfeifen aus Wallachisch-Meseritsch. 15. 40 Stück Alt-Wischauer Fayencen. 16. Ein sogenannter »Richterstab« aus dem Nikolsburger Bezirk. 17. Ein schön gesticktes Musselinkleid und Tuch, Ende des XVIII. Jahrhunderts (Brünn). 18. Filzhut eines Gaucho.

Herr Jan Knies in Rogendorf, Bezirk Blansko, berichtet über

Ausgrabungen in der Balcarhöhle bei Ostrow im Jahre 1900.

Eine übersichtliche archäologische Abhandlung über diese Arbeiten erschien in den Verhandlungen des tschechischen Naturforschenden Vereines in Prossnitz, S. 1—53, mit vier Tabellen.

[1]) Später veröffentlichte Prof. Woldřich auch über dieses Skelet, welches für die Sammlungen des böhmischen Landesmuseums in Prag erworben wurde, einen Bericht in dem Anzeiger der böhmischen Franz Josefs-Akademie in Prag.

Hier sei nur in Kürze bemerkt, dass in der genannten Höhle vier paläolithische Brandplätze waren, bei welchen 25 Bein- und Geweihwerkzeuge und über 200 schöne Feuersteinwerkzeuge ausgegraben wurden, von denen die ersteren zum Theil sehr schön ornamentiert sind. Die diluviale Fauna ist durch folgende Arten vertreten:

A. Mammalia.

I. Homo sapiens L.

II. Chiroptera. Rhinolophus ferrum equinum Blas. Rhinolophus hippocrepis Herm. Plecotus auritus Geoffr. Synotus barbastellus K & B. Vespertilio murinus Schr. Brachyotus mystacinus Leisl. Brachyotus dasycnemus Boie. Isotus ciliatus Blas.

III. Insectivora. Talpa europaea L. (38 Ober- und Unterkiefer, 28 Femur, 36 Humerus, 55 Ulna, 24 Radius, 25 Tibia, 12 Scapula u. s. w.) Sorex fodiens L. Sorex vulgaris L. Sorex pygmaeus Pall. Sorex alpinus (Sorex über 500 Unterkiefer). Erinaceus europaeus L.

IV. Carnivora. Felis catus L. Felis lynx L. Hyaena spelaea Goldf. Canis lupus L. Canis vulpes L. Canis lagopus L. Foetorius vulgaris K. & B. (132 Unterkiefer). Foetorius erminea K. & B. (71 Unterkiefer.) Foetorius lutreola K. & B. (Neu für mährisches Diluvium.) Foetorius putorius L. Mustela foina Br. Mustela martes Br. Lutra vulgaris Erxl. Meles taxus L. Ursus spelaeus Bl.

V. Rodentia. Sciurus vulgaris L. Spermophilus citillus L. Spermophilus rufescens Bl. (Für Mähren neu.) Myoxus glis L. (Neu.) Myoxus quercinus Bl. (Neu.) Myoxus avellanarius L. (Neu.) Castor fiber. Cricetus frumentarius Pall. (Über 60 St.) Cricetus phaeus Pall. (312 Ober- und Unterkiefer.) Mus musculus L. (Neu.) Mus sylvaticus L. (Neu.) Mus agrarius L. (Neu.) Mus minutus Pall. (Mus über 260 St.) (Neu.) Myodes lemmus Pall. (Nur vier Unterkiefer.) Myodes torquatus (Über 6000 Ober- und Unterkiefer u. s. w.) Arvicola glareolus Bl. Arvicola nivalis M. Arvicola amphibius Desm. Arvicola gregalis Desm. Arvicola ratticeps K. & B. Arvicola arvalis. Arvicola agrestis. (Von Arvicola mehr als 15.000 St.) Lepus variabilis Pall. (600 St.) Lagomys pusillus Desm. (82 Schädel, 1065 Unterkiefer, 342 Femur, 531 Humerus u. s. w.)

VI. Perissodactyla. Equus caballus L. Rhinoceros tichorhinus Bl.

VII. Artiodactyla ruminantia. Bos primigenius. Bos bison Boj. Capra hircus. (Neu.) Cervus megaceros Hart. Cervus tarandus L. (32 Geweihe, auch ganze, 31 Ober- und Unterkiefer, über 500 andere Knochen.) Cervus alces L. Cervus dama L. (Neu.)

VIII. Artiodactyla choeromorpha. Sus scrofa L.

IX. Proboscidia. Elephas primigenius.

Im ganzen 66 Mammalia, von denen für das mährische Diluvium 11 Species neu sind. Dafür habe ich in der Balcarhöhle nicht gefunden: Felis spelaea Goldf., Felis pardus L., Lutra vulgaris Erxl., Gulo borealis Nils., Arctomys bobac Schrb., Arctomys marmota L., Lepus timidus L., Ovibos moschatus Bl., Ovis, Capra rupicapra L., Capra ibex L., Antilope Saiga Pall., Cervus capreolus Pall., Cervus elaphus.

B. Aves.

I. Raptatores. Falco aesolon L. (Neu.) Tinnunculus alaudarius Gray. (Neu.) Astur palumbarius Bechst. (Neu.) Strigiceps cyaneus Bp. (Neu.) Accipiter nisus L. (Neu.) Nyctea nivea Gray. Otus brachyotus Cuv. (Neu.)

II. Pici. Picus major. (Neu.) Picus leuconotus. (Neu.)

III. Oscines. Turdus pilaris. Turdus iliacus L. (Neu.) Turdus musicus L. (Neu.) Turdus merula L. (Neu.) Garrulus glandarius Vieill. (Neu.) Nucifraga caryocatactes Briss. (Neu.) Corvus monedula L. (Neu.) Corvus corax.

IV. Rasores. Lagopus albus Lead. (Über 5000 St., z. B. Metacarpus 1412, Humerus 20 u. s. w.) Lagopus mutus Lead. (1180 St.) Bonasia silvestris Brehm. Tetrao tetrix. (50 St.) Perdix cinerea Lath. (Über 50 St. Neu.)

V. Grallae. Rallus aquaticus L. (Neu.) Crex pratensis Bechst. (Neu.) Gallinula chloropus Lath. (Neu.) Otis tetrax L. (Neu.) Vanellus cristatus Meyer. (Neu.) Scolopax rusticola L. (Neu.) Totanus sp.? (Neu.)

VI. Lamellirostres. Anser sp.? (Neu.) Anas boschas L. Anas crecca L. (Neu.) Anas circia (Neu.) Anas sp.? (Neu.)

Im ganzen 35 Species Aves, von denen für das mährische Diluvium 26 Species neu sind; nicht gefunden habe ich: Aquila chrysaetos Bp., Bubo maximus Sibb., Tetrao urogallus L.[1])

C. Batrachia.

Rana esculenta L. Rana fusca Rös. (Neu.) Bufo vulgaris. Hyla viridis Laur. (Neu.) Im ganzen vier Species, von denen für das mährische Diluvium zwei Species neu sind.

D. Saurii.

Lacerta sp.? (6 Unterkiefer.) Für das mährische Diluvium neu.

E. Pisces.

Squalius leuciscus Sieb. Für das mährische Diluvium neu.

F. Mollusca.

Hyalina fulva Müll. Helix pomatia L. Helix lapicida L. Patula ruderata Stud. Clausilia gracilis Zgl. Für die diluvialen Culturschichten Mährens neu.

Bis jetzt (Ende 1900) kennen wir 125 Species, welche mit dem paläolithischen Menschen in Mähren lebten, und zwar: Mammalia 77, Aves 37, Batrachia 4, Saurii 1, Pisces 1, Mollusca 5. Im Ganzen 125.

Die Zahl aller Ober- und Unterkiefer, welche Herr Knies aus der Balcarhöhle besitzt, beträgt mindestens 30.000, der Extremitätenknochen über 100.000 und der übrigen (kleine Zähne, Wirbel-, Tarsal- und Carpalknochen u. s. w.) über eine Million.

Diese kolossale Menge von Lagomys, Myodes, Arvicola, Cricetus phaeus und sonstigen Nagern stellt die Balcarhöhle,[2]) was Mikrofauna anbelangt, auf den ersten Platz in Europa.

Nach dem Berichte des Herrn Lehrers Karl Gerlich in Prerau vom 9. December 1900 über

Gräberfunde in Mähren

wurde im Bezirke Prerau gelegentlich eines Hausbaues am Nordende von Prerau ein Grabfeld aufgedeckt, worüber Herr Gerlich seinerzeit berichtet hat. Bei einer Lehmabgrabung stießen ferners Arbeiter auf einige Skelette, bei welchen Schläfenringe mit einseitigem S-förmigen Abschlusse lagen. Dies Grabfeld wurde schon früher theilweise aufgeschlossen; einige der erwähnten Schläfenringe hat Herr Gerlich an das Franzensmuseum in Brünn geschickt.

Herr Gerlich macht auf einen Bericht der Zeitung »Hlasy z Hanë« aufmerksam, demzufolge bei Wranowitz (im Gerichtsbezirk Proßnitz) 30 Gräber geöffnet wurden. Es sollen dies theils Skelet-, theils Brandgräber sein.

Als Beigaben werden Bronzenadeln, Spangen und Bruchstücke erwähnt, welche an das Proßnitzer Museum abgegeben wurden. Das Grabfeld soll von einem solchen Umfange sein, dass die Aufdeckung mehrere Jahre in Anspruch nehmen dürfte.

Bukowina.

Herr Dr. R. F. Kaindl berichtet über

Grabungen und volkskundliche Publicationen.

Er nahm auf eigene Kosten Grabungen in Wassilen am Dniestr und in Panka am Sereth vor. An ersterem Orte ist zugleich eine interessante Begräbnisstätte mit Steinsärgen, an letzterem eine alte Befestigung auf einer Bergnase entdeckt worden.

Von den ethnographischen und volkskundlichen Materialien, welche der Berichterstatter seit 1884 gesammelt hat, konnte infolge anderweitiger anstrengender Arbeit nur wenig publiciert werden. In der Zeitschrift des Berliner Vereines für Volkskunde wurden aus Galizien und der Bukowina stammende Napoleonsgebete und Spottlieder veröffentlicht; in der Zeitschrift des Ver-

[1]) Sämmtliche Knochen von Vögeln hat auf Grund seines großen Vergleichsmateriales der bekannte Ornitholog V. Čapek in Oslawan bestimmt.

[2]) Balcar ist nach einer brieflichen Mittheilung des Herrn Knies ein Familieneigenname. Bei den Einheimischen heißt die Höhle *Balcarova skála.* Die Red.

eines für österreichische Volkskunde wurde mit der Publication kleiner Beiträge zur Folklore der Bukowina begonnen. Außerdem wurde im Globus, Bd. 78, Nr. 15, ein ausführlicher Bericht über anthropologische und volkskundliche Arbeiten in Galizien publiciert. Schließlich sei bemerkt, dass wie alljährlich sein »Bericht über die Arbeiten zur Landeskunde der Bukowina« (Czernowitz, Pardini) über alle prähistorischen und ethnographischen Arbeiten in der Bukowina Mittheilungen enthält.

Occupationsgebiet.

Wir verdanken Herrn Custos Dr. Ćiro Truhelka nachstehenden wertvollen Bericht über

Die Thätigkeit des bosnisch-herzegowinischen Landesmuseums im Jahre 1900.

Auf prähistorischem Gebiete war das Arbeitsprogramm des bosnisch-herzegowinischen Landesmuseums im abgelaufenen Jahre ein ausgedehntes und außerordentlich erfolgreiches. Die wichtigsten Punkte, welche erforscht wurden, waren ein bei Dolnja Dolina im Bezirke Bosnisch-Gradiška im Saubette entdeckter Pfahlbau, dessen Bestand von der Bronzezeit bis in die La Tène-Periode reicht. Obwohl sich das durchforschte Terrain kaum auf 300 m^2 erstreckt, waren die Resultate überraschend, und das Landesmuseum erhielt dadurch einen sehr ansehnlichen Zuwachs. Da die Pfahlbauansiedlung eine sehr ausgedehnte ist, wird sich deren Ausgrabung auf mehrere nachfolgende Jahre erstrecken.

Der zweite Punkt, an welchem aber nur Probegrabungen vorgenommen wurden, ist die neolithische Station von Gornji Klakar bei Bosnisch-Brod, und auch diese, nur in kleinem Maßstabe durchgeführten Grabungen ergaben eine Ausbeute von über 1000 Artefacten aus Stein, Thon und Knochen.

Der dritte Punkt, welcher eine reiche und durch neue Formen ausgezeichnete Ausbeute ergab, ist ein Gräberfeld der spätesten bosnischen La Tène-Periode und befindet sich bei der Ortschaft Dolnji Laminci im Bezirke Bosnisch-Gradiška. Eisenwaffen, Riemenscheiben, Fibeln und Silberartefacte waren die hauptsächlichsten Fundobjecte dieser Localität.

Endlich wurde im Winter mit der Durchgrabung eines großen Steintumulus begonnen, welcher an Fundstücken zwei prachtvolle Bronzehelme, Eisenwaffen, Fibeln und einen Silberschmuck lieferte und bisher als der reichste in Bosnien untersuchte Tumulus gelten kann. Der Standort desselben ist Plana bei Bilek.

Außerdem erhielt das Landesmuseum theils Nachricht, theils Funde von mehr oder minder reichen prähistorischen Localitäten: Gorica, Grude, Radišić, Vrućica u. a., deren Untersuchung aber auf eine spätere Zeit verschoben werden musste.

Mit einem Worte, das abgelaufene Jahr kann für die prähistorische Sammlung des Landesmuseums als eines der erfolgreichsten angesehen werden.

Auf ethnographischem Gebiete beschränkte sich die Thätigkeit des Museums auf das Ansammeln einer großen Menge ethnographischen Materials, sowie auf Studien anlässlich verschiedener Reisen im Lande. In diesem Jahre war die ethnographische Abtheilung auf der Pariser Ausstellung durch ein im bosnischen Pavillon aufgestelltes stilvolles bosnisches Interieur mit passenden Costümfiguren vertreten, sowie durch eine Auswahl der bemerkenswertesten ethnographischen Schaustücke.

Diese Aufstellung sowie die sich daran anschließende Schausammlung der hervorragendsten prähistorischen Fundstücke aus Bosnien fand in der Pariser Fachpresse die vollste Anerkennung, ja sie veranlasste die Leitung des Trocadéro, an das bosnisch-herzegowinische Landesmuseum mit der Bitte heranzutreten, ihr bei der Aufstellung eines ähnlichen bosnischen Interieurs im Trocadéro behilflich zu sein.

Auch anlässlich des in Paris im August beziehungsweise September 1900 tagenden internationalen Congresses für prähistorische Archäologie und Anthropologie und des Congresses für ethnographische Wissenschaften war das bosnisch-herzegowinische Landesmuseum durch Specialdelegierte mehrfach vertreten.

5. Herr Lehrer Ludwig Mattula in Unter-Retzbach (N.-Ö.) berichtet in einem Schreiben vom 20. Februar 1901 über

Prähistorische Ansiedlungen.

Bei Gelegenheit der Erweiterung der Znaimer Wasserleitung fand mein Bruder im Walde bei Ednitz einen Burgwall, der 73 m lang und 38 m breit ist. Anfangs beabsichtigten wir, den-

selben für die Anthropologische Gesellschaft zu öffnen, da die Gemeinde Znaim die Arbeiten immer hinausschob. Jetzt aber wurde seitens der Gemeinde beschlossen, die Arbeiten noch heuer in eigener Regie durchzuführen.

Selbständig werde ich meine Höhlenforschungen am Fuße des Manhartsberges fortsetzen und prähistorische Ansiedlungen untersuchen. Als solche habe ich derzeit Unter- und Ober-Retzbach, dann Pleißing und Plenkowitz, nördlich von Znaim, im Auge. Gleichzeitig habe ich mich mit den Lehrern der betreffenden Orte in Verbindung gesetzt, welche sich bereit erklärten, mich zu unterstützen.

Im Znaimer Bezirke befasst sich Herr Lehrer Vrbka in Klosterbruck mit Hausforschungen und hat schon ziemlich viel Material zusammengetragen.

6. Herr Hofrath Prof. Dr. Hugo Schuchardt (Graz) übersendet folgende Erörterung über

Basken und Romanen.

Man darf mit Recht sagen, dass im Grunde die Basken nur ein Baskisches haben, die Sprache. Wohl mögen dem unnachdenklichen Fremden die baskischen Dinge mehr oder weniger eigenthümlich erscheinen, sei es, dass er sie selbst anschaut und miterlebt, sei es, dass er sie sich durch den Pinsel des Malers oder die Feder des Schriftstellers vorführen lässt; und zwar braucht sich diese nicht einmal in dem idealen Schwunge zu bewegen, wie die Pierre Lotis in seinem »Ramuntcho« (1897), auf den vielleicht, als Remedia amoris, Don Ignacio von A. Galiee (1893) zu empfehlen wäre. Vor der wissenschaftlichen Analyse bleibt kaum etwas davon bestehen; sie nimmt dem Basken die *Boina* vom Kopf, die *Alpargatas* von den Füßen und den *Makil* aus der Hand. Vor Jahrhunderten war der Pfeil das Attribut des Basken, der machte einem Stocke Platz, dem sich dann alle Liebe und Laune zuwandte. Als ich im Baskenland von meinem Sprachlehrer, einem sehr gescheiten Schuster, auch das *Mus* lernte mit seinem *hor dago!* und seinem Augenzwinkern, dem *Keinuak*, da fühlte ich mich mitten in der baskischen Volksseele; es beschämte mich sehr, als ich später erfuhr, dass dies kein anderes Spiel sei als das sogar in meiner deutschen Heimat nicht unbekannte *Mouche*.

Solchen Versuchungen erliegt ein Ethnograph leicht. Es widerstand ihnen aber O. Stoll, dessen ausgedehnte Abhandlung »Zur Kenntnis der heutigen Basken« (»Ausland«, 1890) sich nicht nur durch Gründlichkeit[1]), sondern auch durch Besonnenheit auszeichnet. R. Karutz, »Zur Ethnographie der Basken« (»Globus«, 1898, Dec.) ist nicht zufrieden damit, dass Stoll die Gegenstände nur beschreibt und »sie keineswegs zu einer Klärung der Baskenfrage heranzieht« (S. 334b). Wenn er annimmt, dass man auf dreifachem Wege an diese Frage herantreten könne, auf anthropologischem, linguistischem und ethnographischem, so möchte ich demgegenüber betonen, dass uns nicht eine, sondern drei verschiedene Fragen vorliegen: woher kommen die Basken selbst? woher kommt die baskische Sprache? woher kommt die baskische Cultur? und dass auch die Möglichkeit dreier verschiedenen Antworten besteht. Auf den jedesfalls sehr lehrreichen Aufsatz von Karutz führt mich jetzt ein auch im »Globus« (1901, Febr.) erschienener von G. Buschan zurück: »Der Stand unserer Kenntnis über die Basken«, da er in mir die Befürchtung erweckt, der dort an den Tag gelegte ethnographische Optimismus möchte nun fortwuchern. Karutz betrachtet die Dinge vor sich mit liebevollster Sorgfalt und lässt dann seine Blicke in entlegene Fernen schweifen. Gegen derartige Vergleichungen darf man im allgemeinen einwenden, dass sie zu sehr vom Zufalle abhängig sind, und so stellen sich auch bei Karutz merkwürdige Lücken heraus. Er berichtet z. B., dass die Basken beim Kegelspiel in die Kugel hineinfassen, und bemerkt dazu, er habe gehört, dass man in Baden sich ähnlicher Kugeln bediene, könne aber nicht sagen, ob dem wirklich so sei (S. 355 f.). Nun, hier handelt es sich um etwas sehr Bekanntes, dessen auch im Meyer'schen Conversationslexikon gedacht wird; ich selbst habe zu Lausanne mit solchen Kugeln gekegelt, d. h. nicht sowohl geschoben als geworfen. Doch weit wesentlicher ist, dass Karutz zwischen dem Nächsten und Fernsten das Nahe übersieht. Er musste um das Baskenland herum einen nicht allzu engen Bogen durch Nord-Spanien und Süd-Frankreich beschreiben, um zu ermitteln, ob das, was ihm dort aufgefallen war, sich nicht auch hier fände. Von den beiden baskischen Gegenständen, die den meisten Anspruch auf Alterthümlichkeit erheben, dem ächzenden Ochsenwagen und der *Laya* war ja das weitere Vorkommen

[1]) Nur ist das Haus stiefmütterlich von ihm behandelt worden, obwohl er die Monographie von H. O'Shea (1887) hätte benützen können.

schon festgestellt, von jenem das in Galicien und Asturien, von dieser in Alt-Castilien und Aragonien. Und warum sollte auch etwas, was der vorrömischen Bevölkerung der Pyrenäenhalbinsel geeignet hatte, nicht ebensogut bei den Romanisierten wie bei den Basken, warum nicht manches nur bei jenen fortdauern? Offenbar hat die Vorstellung hemmend eingewirkt, dass die Cultur sich mit der Sprache decke. Aber gerade durch den Hinblick auf die Sprache hätte Karutz auf den richtigen Weg geleitet werden müssen: ist doch das Baskische mit lateinischen und römischen Wörtern gesättigt. Nur nothgedrungen sage ich »lateinisch« und »romanisch«: es lässt sich ja hier gar keine Zeitgrenze ziehen; die Entlehnungen haben sich von den ersten Jahrhunderten nach Christus, als das lateinische *c* vor *e*, *i* noch wie *k* lautete, bis auf den heutigen Tag stetig fortgesetzt.

Da diejenigen, welche sich nicht mit baskischer Sprachforschung beschäftigt haben, nach dieser Seite hin sehr zum Skepticismus neigen, so wünsche ich ihn hier wenigstens an zwei Beispielen zu widerlegen. Ich wähle zwei von Stoll, der sich sonst in den romanischen Lehnwörtern gut auskennt, als solche verkannte, ein sehr altes und ein ziemlich junges. Er sagt, man habe bask. *makil* »gewiss nicht mit Recht und ohne die nöthige sprachliche Garantie« von lat. *baculum* herleiten wollen (S. 703a). Nun so sicher, wie unser *Bakel* nichts anderes ist als *baculum*, ebenso sicher ist das bask. *makil* zwar nicht *baculum*, aber doch *bacillum*, und in dieser Annahme dürfen wir uns nicht durch irgend eine moderne Bacillusvorstellung behindern lassen; besser denken wir an die Bacilla der römischen Lictoren. Was die sprachliche Garantie anlangt, so kann sie voll geleistet werden. *M* und *b* wechseln im Baskischen sehr häufig mit einander, besonders im Anlaut, z. B. *makar — bekar*, »Augenbutter«; *miga — biga*, »Färse«; *Miarritz — Biarritz*; *makallau — bakallau*, span. *bacalao*; *moltsa — boltsa*, span. *bolsa* u. s. w. Und lat. *c* vor *e* und *i* hat sich im Baskischen oft mit seinem ursprünglichen Werte erhalten, so *pacem — bake*; *placere — laketzen*; *cepulla — kipula* (im Anlaute pflegt für die Tenuis die Media einzutreten, z. B. *cella — gela*). S. 700a spricht Stoll von bask. *arto*, »Mais«, und erwähnt ablehnend die verschiedenen Erklärungen, die man dafür versucht hat; die von H. de Charencey aber nur andeutungsweise: er zähle das Wort, »allerdings ohne jede Begründung, zu den Lehnwörtern des Baskischen aus der nachclassischen Zeit«. Wem es bekannt ist, wie viele von Charenceys vielen baskischen Etymologien ganz unannehmbar sind, der würde es wohl entschuldbar finden, wenn man die betreffende Stelle (aus dem Jahre 1869) nicht nachschlüge. Ich habe es gethan und sehe, dass Charencey das Wort richtig gedeutet hat, das heißt im wesentlichen ebenso, wie ich mir die Sache gedacht hatte; ich führe den ganzen Satz an: »*arthoa*, le maïs et le pain de maïs; *artoun*, pain, et spécialement pain de maïs, dans le dialecte de Marseille, d'où sans doute le terme *larton*, pain, avec l'article accolé au nom, comme dans *lierre*, pour *le hierre*.« Ich allerdings hatte — und daran halte ich fest — bask. *arto* auf das *hartón* des spanischen Rothwelsch bezogen, welches »Brot« bedeutet und offenbar von span. *hartar*, gasc. *harta*, port. *fartar*, cat. *afartar*, »(über)sättigen«, »vollstopfen« herkommt; man vergleiche port. *fartote de pão*, »Brot in Hülle und Fülle«. Auf *hartón* geht — wie man bisher übersehen zu haben scheint — das südfranz. *artoun* zurück, das dann auch im französischen Rothwelsch als *(l)arton* und daneben *(l)artie*, *(l)artif* auftritt. Dieses baskische *arto* ist interessant als Beleg für den rothwelschen Einfluss, der sich im Baskischen vielleicht nicht gerade häufiger äußert, als in unseren Literatursprachen, aber im einzelnen Falle stärker. So ist das Wort für »Spartoarbeiter«, welcher auch bei den Romanen als Repräsentant der Faulheit galt, dies- und jenseits der Pyrenäen einfach zum Adjectiv »faul« geworden (wie ich Zeitschr. f. rom. Phil., XXIII, 179 in meinem Aufsatze »Zum Iberischen, Romano-baskischen, Ibero-romanischen« gezeigt habe). Die Einführung des Maises in Süd-Europa hat die mundartlichen Wörterbücher — man zähle die Ausdrücke für Maiskolben, Maisstrunk, Maisgerichte — in einem Umfange bereichert, wie kaum ein anderes Ereignis. Um das Maisbrot von dem altüblichen zu unterscheiden, machte man eine Anleihe bei der Gaunersprache. »Maisbrot« kam dann auch für »Mais« auf, wie span. *pan*, port. *pão*, bask. *ogi* zunächst »Brot«, dann »Getreide« bedeutet. Der jüngere Scaliger kannte das bask. *arto*, verwechselte es aber mit *ardo*, »Wein«; er sagt von den Basken: »On dit qu'ils s'entendent, je n'en croy rien; ils nomment pain et vin de mesme, mais le reste est bien different.«

Ethnographie und Sprachwissenschaft sind in zwingender Weise aufeinander angewiesen; das wird selten geleugnet, aber nicht zu oft bethätigt. Ethnographen und Sprachforscher sollten zeitweilig ihre Rollen vertauschen; wenn ich den letzteren empfohlen habe zu fragen: »Wie heißt eine Sache an diesem und an jenem Orte?«, so möchte ich den ersteren empfehlen zu fragen:

»Was bedeutet ein Wort an diesem und an jenem Orte?« Karutz beschreibt en Schlitten, die Schleife der Basken und gedenkt dabei des Schlittens bei den alten Römern,dauf Madeira, auf Hawai, auf Luzon. Das baskische Wort dafür, *lere,* begegnet uns im bearn. *lée* (auch *eslées*) wieder; an sich könnte Entlehnung ebensogut in der einen wie in der anderen Richtung stattgefunden haben, aber *lée* berührt sich mit *leudo, leuso, leujo, lieio,* welches in den gebirgigen Gegenden Süd-Frankreichs bis in die Alpen hinein einen Schlitten, eine Schleife zur Beförderung von Garben, Mist u. s. w. bezeichnet. Sollte dies Fuhrwerk nicht eine ähnliche Gestalt wie das baskische haben, und würde es dann nicht aller Wahrscheinlichkeit nach dessen Vorfahre sein? In der baskischen Lampe erkennt Karutz antike Vorbilder wieder: er verweist nebenbei auf marokkanische Lampen, mit denen ich aber eine besondere Ähnlichkeit nicht zu entdecken vermag. Da jedoch das baskische Wort *quisalde* (richtiger *kriselu, kruselu*) nichts anderes ist als das span. *crisuelo,* »Lampe« (*crisuela,* »Napf unter der Lampe, um das herabtriefende Öl aufzufangen«) und das *creissieu, crisiò* des Dauphiné und des Forez, »Lampe von antiker Form«, so sind Seitenstücke zum Gegenstande zunächst ebenda zu suchen. Und ist wohl die bask. *dulzaina* von der span. *dulzaina,* der Dolzflöte, das bask. *carraque* von der span. *carraca,* der Knarre, das »außerordentlich interessante und höchst originelle« bask. *alboque* von dem span. *albogue* (nach dem Wtb. der Akademie ein Blasinstrument . . . »mit zwei Holzröhren, von denen jede drei Löcher hat, um die Scala zu bilden«) im wesentlichen verschieden? Die Gleichheit eines Wortes in zwei Sprachen beweist ja allerdings nicht immer die Gleichheit des Dinges, anderseits aber jene Ungleichheit nie diese. Die Spindel, welche Karutz als baskische, mit und ohne Wirtel, S. 355a abbildet (sie ist beidemale verkehrt gestellt, mit der Schraubenwindung nach unten), findet sich nah und fern vom Baskenland in größter Verbreitung; sie führt hier einen romanischen Namen, aber nicht den der Spindel selbst. Das bearn. *arroude,* »Rad«, erscheint im Baskischen als *arruda, arroda*: davon das Deminutiv *ardatcha* (für *arrudatcho*), daraus mit vertauschter Endung *ardatz,* »Mühlenrad« (wie bearn. *arroudet*), »Spindel«, »Kelterschraube«.

Wie sich das alles auch im einzelnen verhalten mag, eine eigene baskische Musealgruppe scheint mir die Gefahr großer Vortäuschungen in sich zu bergen, falls sie nicht unmittelbar zwischen eine südfranzösische und eine nordspanische eingestellt wäre. Es bliebe dann nur ein Übelstand, der freilich ein allgemeiner ist. Den beiden Interessen, dem an den dinglichen und dem an den ethnischen Einheiten, lässt sich innerhalb eines Museums schwerlich durch irgend eine Erinnerung in gleicher Weise dienen, selbst nicht durch die Kreuzung concentrischer und radiärer Abtheilungen. Aber es stehen auch beide Interessen nicht überall in demselben Verhältnisse zu einander, und so darf hier das eine, dort das andere bevorzugt werden. Nehmen wir z. B. das romanische Gebiet, so ist es doch für den Ethnographen wichtiger, dass ihm die einzelnen Dinge in langen, allerdings geographischen, nicht genetischen Variationsreihen vorgeführt werden, als die einzelnen Provinzen mit all ihrem aufgespeicherten Gute. Es würde genügen, wenn diese durch irgendwelche lebenden Gesammtbilder, vor allem durch Stubeneinrichtungen, vertreten wären, und auch durch solche werden wir mehr künstlerisch angeregt, als der Lösung wissenschaftlicher Probleme näher gebracht werden. Denn trotz aller Ornamente, die sich über die verschiedensten Gegenstände dahinziehen mögen, wo, außer bei bewusster Kunstschöpfung, sehen wir denn einen alles beherrschenden Stil, in dem sich die Seele gerade dieser und keiner andern Bevölkerung widerspiegelte? Was finden wir denn in allem Händewerke anderes als die rohen Ansätze zu einem Systeme, wie es in wunderbarer Ausgestaltung uns jede Mundart aufweist? Ich knüpfe mein Ende an meinen Anfang an. Zugegeben, dass alle die Gegenstände, die man je als baskisch bezeichnet hat, echt baskisch sind, was ist denn baskisch an ihnen?

7. Professor Dr. M. Hoernes übergibt folgende Mittheilung des Herrn Professors Dr. Johann Strobl in Krems a. d. Donau vom 28. Februar 1901:

Von der diluvialen Fundstelle auf dem „Hundssteig" in Krems.

Als Fortsetzung und Ergänzung des in den »Mitth. der Anthrop. Gesellschaft in Wien« (Bd. XXX, 1900, S. [156] ff.) von Herrn Prof. Dr. Moriz Hoernes erstatteten Berichtes über seinen Besuch der obengenannten Fundstelle am 20. April 1900 erlaubt sich der Unterzeichnete die Ergebnisse der Grabungen auf jener Fundstelle in der Zeit vom 15. September 1900 bis 9. Februar 1901 in möglichster Kürze zur Kenntnis der geehrten Anthropologischen Gesellschaft in Wien zu bringen.

Im Sommer 1900 beschloss die Donauregulierungs-Commission wieder eine theilweise Verstärkung des Inundationsdammes in Krems, und zwar von dem Eisenbahnbrückendamme ostwärts

Fundstätte.

Abb. 5. Stadtplan von Krems.

bis an die Grenze des Stadtgebietes, mit einer Lößmasse von 20.000 m^2 und einem Kostenaufwande von 50.000 *K*. Die Stadtgemeinde Krems hat für die Gewinnung des Anschüttungsmaterials wie früher die Lößwand auf dem Hundssteige (vgl. den Stadtplan Abb. 5, am oberen Rande)

vor dem ehemaligen Wachterthore angewiesen und darum noch einen an ihren eigenen Besitz angrenzenden Weingarten daselbst angekauft. Die von der Großfuhrmann-Unternehmung Kößler & Sohn in Wien übernommenen Arbeiten wurden am 10. September in der Weise begonnen, dass die etwa 12 *m* hohe

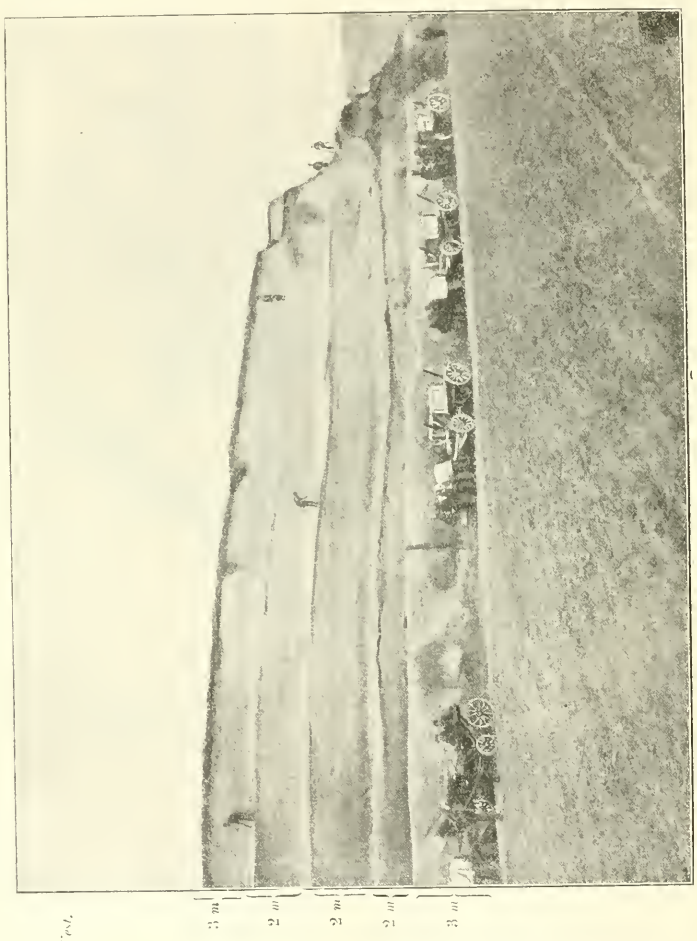


Abb. 6. Die diluviale Fundstelle auf dem »Handsteig« in Krems, n. Ph.

Lößwand in fünf Stufen, die unterste und oberste zu je 3 *m*, die mittleren zu je 2 *m* hoch, eingetheilt und so hergerichtet wurde, dass jede Stufe gegen die untere um 0·5 *m* zurücktrat. Das Abgraben begann nun von oben an, indem die ganze oberste Stufe in sogenannte Figuren von zumeist 5 *m* Länge durch senkrechte Einschnitte getheilt wurde. Jede Figur wird nun von zwei Arbeitern (Gräbern) auf 1 *m* tief untergraben und dann durch von oben vertical eingetriebene Keile im ganzen zum

Absturze gebracht. Ist auf diese Weise nach und nach die oberste Stufe auf 1·5 *m* abgeräumt, dann wird die nächste untere Stufe in Angriff genommen und ebenso behandelt. Zumeist waren nur vier Gräber in Thätigkeit. Dass bei dieser praktischen und billigen Arbeitstechnik den etwa vom Materiale eingeschlossenen Gegenständen keine besondere Aufmerksamkeit zugewendet werden kann, ist klar. Stößt der Arbeiter beim Untergraben oder Abräumen auf harte Gegenstände, so kann er diese, wenn er aufmerksam ist, fühlen und bergen, was aber in der großen Masse abstürzt, ist zumeist verloren; denn unten stehen die Transportwagen und Auflader, welche das abgestürzte Material sofort und schnellstens wegschaffen müssen, weil eine Anhäufung desselben nicht stattfinden darf.

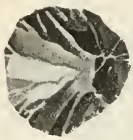


Abb. 7*a*. Schaber aus braunem Achat, wahrscheinlich zum Enthaaren der Häute und Entfernen der Fettschichte (Aschern). Ansicht von oben.

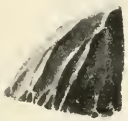


Abb. 7*b*. Ansicht von der Seite, unten glatt.

Abb. 8. Schaber aus rothem Achat, oben und unten glatt. Zum Ansatz für den Daumen geschickt. *a* von oben. *b* von der Seite.

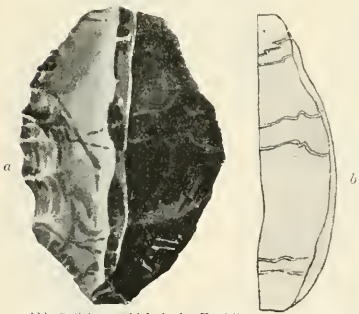


Abb. 9. Sehr geschickt in der Hand liegender Schaber, beiderseitig gleich gut verwendbar. Aus rothem, gelbgeflecktem Achat. Die Unterseite gewölbt, aber glatt. *a* Ansicht von oben. *b* Profil von der Seite.

Abb. 10. Messer aus grangrünem, kieselhartem, dichtem Stein mit wurmförmigen gelblichen Adern, aus einem walzenförmigen Geschiebe hergestellt; wurde in zwei Stücke gebrochen gefunden; wie das die Kalkpatina erkennen lässt, lagen die Stücke an getrennten Orten.

Abb. 11. Messer oder Lanzenspitze aus derselben Steinart wie das frühere, doch ist die Farbe durch Glühen in ein blasses Roth verwandelt, die Adern etwas lichter. Die Oberseite stark mit Patina belegt.

Abb. 12. Schaber aus grünlichem Hornstein. *a* Ansicht von oben. *b* von der Seite.

Die mich wenig befriedigenden Ergebnisse der vorjährigen Grabungen haben mich diesmal veranlasst, so oft wie möglich auf dem Arbeitsplatze anwesend zu sein und durch stete Aneiferung der Arbeiter sie an größere Aufmerksamkeit zu gewöhnen. Ich suchte dahin zu wirken, dass als Gräber nur intelligentere Arbeiter verwendet wurden, die ich bei der Arbeit genau beobachtete und dann unterwies, wie sie, ohne das Interesse ihrer Arbeitgeber zu beeinträchtigen, doch meine Bemühungen fördern und ihren eigenen Vortheil wahren könnten, wenn sie möglichst viele der im Löß eingeschlossenen Gegenstände sammeln und mir übergeben. Weil ich während der ganzen Grabungsperiode täglich bei jeder Witterung vor- und nachmittags wenigstens eine Stunde auf dem Arbeitsplatze anwesend war, es an Aneiferung und Belehrung nicht fehlen ließ, die gefundenen Gegenstände sofort übernahm und die Finder immer in guter Stimmung zu erhalten suchte,

gelang es mir, eine ansehnliche Ausbeute für das städtische Museum mit geringen Kosten ansammeln zu können.

In der ersten Zeit dieser Arbeitsperiode wollte sich durchaus nichts finden, obwohl ich in dem Horizont der vorjährigen Fundschichte besonders aufmerksam suchen ließ; endlich am 20. September stieß ein Gräber auf einen Mammut-Stoßzahn, den er wohl mitten entzwei hieb, der aber noch so fest sich zeigte, dass ich ihn durch sorgsame Umschnürungen vor dem Zerblättern zu retten hoffen konnte. Von da an wurden einzelne Steinartefacte gefunden, ein Geweihstück, ein Mammutwirbel, ein halber großer Mammut-Mahlzahn und andere kleinere Knochen-

Abb. 13. Werkzeug aus leberbraunem Achat mit grauen Bändern, ringsum sorgfältig retouchiert, die glatte Unterseite mit etwas Patina.

Abb. 14. Werkzeug aus lichtem, etwas bläulichem Halbopal mit einigen Schmutzflecken.

Abb. 15. Gestielter Schaber, nur für die rechte Hand passend, aus leberbraunem Achat.

Abb. 16. Werkzeug aus schwarzem Kieselschiefer, an der Oberseite viel Patina.

Abb. 17 und 18. Werkzeuge aus demselben Mineral wie Abb. 10.

stücke. Im November stießen wir endlich auf die Spuren einer Feuerstelle in der Tiefe von 8 *m*, also auf der zweiten Stufe von unten an, die sich allmählich in den folgenden Profilen bis zu einer Länge von 13 *m* ausdehnte. Diese Fundschichte erwies sich in der Folge ziemlich ergiebig, während eine in der zweiten Hälfte November auf der dritten Stufe bloßgelegte Feuerstelle von 5—6 *m* Länge nur wenige und minderwertige paläolithische Gegenstände lieferte und auch bald wieder verschwand. Die untere Feuerstelle verlängerte sich noch in späteren Profilen nach Westen hin um mehrere Meter, die aber bald wieder verschwanden. Die wichtige Fundschichte für paläolithische Gegenstände bildete demnach die erstgenannte Feuerstelle, welche in Abb. 6 nach einer von Herrn Pölzl in Krems am 31. Jänner 1901 aufgenommenen Photographie auf der

zweiten Stufe von unten rechts als ein dunkler Streifen, der in Wirklichkeit circa 20 *cm* breit war, ersichtlich ist. Aus dieser Schichte, die voll Holzkohlestückchen, vermischt mit vielen kleinen und größeren schwarz angebrannten Knochensplittern war, förderten die Arbeiter, während ihrer Arbeitspausen in derselben fleißig mit dem Messer suchend und an manchen Stellen über einen halben Meter ein-

Abb. 19. Werkzeug aus leberbraunem Achat. Es wurde gehandhabt, indem man es an beiden Enden mit beiden Händen fasste und mit der linksseitigen Einbuchtung schabte.

Abb. 20. Werkzeug aus rothem Achat, die beiden Seitenkanten sehr stark abgenützt: wurde gebrochen gefunden.

Abb. 21. Werkzeug aus lichtgrünem, kieselhartem Mineral mit starker Spitze.

Abb. 22. Werkzeug aus braun und gelb gebändertem Jaspis.

Abb. 23. Werkzeug aus graugrünem, etwas rothgeflecktem Achat (zum Theil durchscheinend).

Abb. 24. Werkzeug aus dunklem, durch Feuer etwas verändertem Achat.

Abb. 25. Werkzeug aus gelblichweißem Opal.

Abb. 26. Werkzeug aus Chalcedon (durchscheinend).

Abb. 27. Werkzeug aus dunkelgrünem Jaspis.

Abb. 28. Werkzeug aus violettem, grünlich bebändertem Achat.

Abb. 29. Werkzeug aus ähnlichem Material wie Abb. 28.

Abb. 30. Werkzeug aus graugrünlichem Feuerstein (durchscheinend).

Abb. 31. Pfriemen aus durch Feuer in der Farbe verändertem Achat.

Abb. 32. Pfriemen aus Achat.

Abb. 33. Werkzeug aus leberfarbigem Achat.

Abb. 34. Werkzeug aus grauem Achat, die obere Hälfte durch Feuer schwarz.

dringend, eine Menge von Steinartefacten, einige kleine Knöchel und auch die Spitze eines Stoßzahnes, der aber vollständig in Lamellen zerfiel, aber keine größeren Knochen zutage. Gegen Ende Jänner nahm die Ergiebigkeit immer mehr ab und in den ersten Tagen des Februar war von der dunklen Schichte kaum noch etwas wahrzunehmen. Als am 9. Februar die Grabungsarbeiten eingestellt wurden, konnte ich mit einer gewissen Befriedigung die Fundstelle als vorläufig und

den Verhältnissen entsprechend ausgebeutet betrachten. Das Resultat meines Sammelns in dieser Periode ist folgendes:

An wohlgereinigten, nach Größe und Typen geordneten paläolithischen Artefacten habe ich dem städtischen Museum circa 12.000 Stück übergeben, die ich vorläufig, da es an einem Auslegeplatz mangelt, in 170 verschieden großen Schachteln so untergebracht habe, dass sie leicht zur Schau gebracht werden können. Auffällig ist die große Zahl der aus edlem Materiale (Jaspis, Achat, Feuerstein, Plasma u. dgl.) hergestellten kleinen Pfriemen von nur 1 *cm* Länge (und noch kürzer), welche die feinste Retouchierung zeigen; auch kegelförmige Schaber sind ziemlich häufig und schön bearbeitet. Längere Messer von 10—12 *cm* sind verhältnismäßig seltener, die meisten derselben mögen wohl zerbrochen sein; denn solche Bruchstücke bilden den Großtheil der Ausbeute. Die längeren Messer, welche noch ganz gefunden wurden, stammen nicht aus der Feuerstelle, sondern lagen in der Nähe derselben. In manchen Fällen ist es mir gelungen, aus zwei, sogar auch aus drei Bruchstücken, die an verschiedenen Tagen und auseinanderliegenden Stellen der Feuerstätte gefunden wurden, ein ganzes, genau passendes Stück zusammenzukitten, und zwar waren das Bruchstücke, welche an den Bruchstellen Kalkpatina zeigten, also selbst den Beweis lieferten, dass sie gebrochen und voneinander getrennt, Jahrtausende auf ihre Wiedervereinigung gehartt hatten. Fast alle Steinartefacte sind nämlich an der Seite, die nach oben lag, mit Kalkpatina mehr oder weniger stark bedeckt. Außer diesen gezählten Stücken habe ich noch eine große Menge mangelhaft bearbeiteter Späne und Splitter und Proben von verschieden stark

Abb. 35. Werkzeug aus grauem Feuerstein (Kanten durchscheinend).

Abb. 36. Werkzeug aus demselben lichtgrünen Mineral wie Abb. 21.

Abb. 37. Werkzeug aus grauem Feuerstein (Kanten durchscheinend).

durchglühten Materialsteinen in fünf Kistchen dem Museum einverleibt, die größeren Knollen werden noch an der Fundstelle, wo sie vorläufig unbeachtet liegen geblieben, gesammelt werden können, wenigstens in einigen Proben. Über zwei Arten von Fundgegenständen kann ich mich noch nicht äußern, weil ich über dieselben zuvor genauer unterrichtet werden will.

An größeren Knochen war die diesjährige Ausbeute geringer, aber mannigfaltiger als im Vorjahre. Vom Mammut wurden gefunden: Der Unterkiefer von einem jungen Thiere, drei große Schulterblätter (stark beschädigt), mehrere Halswirbel und Rückenwirbel, Stücke von Mahlzähnen. Ein großer Stoßzahn und mehrere Röhrenknochen zerfielen beim Bloßlegen; ferner zwei Geweihstücke, ein schöner Rückenwirbel (von bos?), Kieferstücke und Zähne von equus, Stücke eines Kiefers und Reißzähne (von Wolf?) und als schönstes Stück die Gehirnkapsel mit dem Stirnbein und den Hörnerzapfen einer Antilope (Saiga?). Große Freude empfand ich, als vor meinen Augen auf einen Schlag mit der Spitzhaue ziemlich in der Mitte der untersten Stufe ein großer Lehmblock sich ablöste und hinter ihm in der Wand eine apfelgroße Höhlung bloßlag, auf deren Grunde ich ungemein feine Knöchelchen und Zähnchen eines jedenfalls hier eingegangenen kleinen Thieres fand, das nach der ganzen Lage des Fundortes lange zuvor gelebt hatte, ehe die paläolithische Fundschichte über seinem Grabe ihren Anfang nahm. In der Folge wurden noch einige derartige Höhlungen im gleichen Horizonte gefunden. In einer derselben lagen einige lange, dünne Knochen (von einem Steppenvogel?), die anderen waren ohne Inhalt.

Wenn ich nach den während der Grabungen, die hier im Jahre 1893, dann 1899/1900 und 1900/1901 durchgeführt wurden, von mir gemachten Beobachtungen ein Bild der Örtlichkeit

zur Zeit der paläolithischen Cultur zu gestalten erlauben darf, dann sehe ich vor mir eine gegen Norden von Bergen abgegrenzte, gegen die Winde geschützte Ebene, welche nach Südosten sehr sanft abfällt und durch welche sich da, wo jetzt das Thal der Krems tief eingeschnitten ist, hoch über der gegenwärtigen Thalsohle ein aus dem böhmischen Massiv herabfließender Strom dahinwälzt, der eine Masse verschiedenartiger Mineralien in Geröllform mit sich führt und an zahlreichen Schotterbänken ablagert. Die auffallend schönfarbigen, glänzenden, harten Steinknollen haben die im Schutze der Dünen lebenden Uferbewohner zum Sammeln gelockt. Diese hatten hier mehrere Lagerfeuer nicht nur für kurze Zeit, während welcher sie hier jagten, sondern gewiss für längere Zeitabschnitte, sonst hätten sie nicht hieher soviele Steine zusammengetragen, aus welchen sie Waffen und Werkzeuge herzustellen beabsichtigten, sie hätten nicht die Steine sortiert und an einem Platze hauptsächlich Schaber, an dem benachbarten lange Messer, an einem dritten kleine, feine Pfriemen u. dgl. gearbeitet. Ich glaube annehmen zu dürfen, dass hier schon eine Theilung der Arbeit platzgegriffen hatte; denn den derben Jägern kann ich die große Geschicklichkeit und bewundernswerte Sorgfalt nicht zutrauen, mit welcher viele Steinwerkzeuge, besonders die schlanken, zugespitzten, fein retouchierten Achatmesserchen hergestellt sind. Ich habe Steinmesser aus Jaspis und Feuerstein, deren Abnützungsspuren eine lange Verwendungsdauer beweisen, während eine Hälfte, anscheinend noch ganz neuer, zerbrochen ins Feuer geworfen worden ist. Es scheint, dass die Leute nicht sehr sorgsam mit ihren Werkzeugen umgiengen, sei es nun, dass sie immer über einen genügenden Vorrath verfügten, oder ihr lebhaftes Temperament sie wenig achtsam mit den Geräthen sein ließ. Auf diese Weise ist es auch erklärlich, dass sich ganze, noch unbenützte Steinmesser finden; die waren eben verloren worden, und man gab sich nicht die Mühe, nach ihnen in dem hohen Steppengrase zu suchen. Auch dafür, dass jene diluvialen Menschen schon Sinn für Schmuck, und zwar in Form von Schmuckgegenständen und Färben oder Tätowieren der eigenen Haut besaßen, habe ich mehrere Anzeichen gefunden. Jedenfalls dürfen wir annehmen, dass hier eine ziemlich große Horde diluvialer Menschen längere Zeit hindurch sich häuslich niedergelassen hatte.

In den vorstehenden Abbildungen gab ich einige Typen der von mir gesammelten Steinwerkzeuge, welche nach Zeichnungen von Ernst Strobl in $^2/_3$ der natürlichen Größe ausgeführt sind.

8. Herr Univ.-Professor Dr. M. Hoernes zeigt und erläutert die Skioptikon-Bilder[1]) zu seinem volksthümlichen Universitätscurse

Anthropologie (Naturgeschichte des Menschen).

I. Skelet und Schädel.

1. Skelet eines Menschen und Skelet eines Gorilla (nach J. Ranke).
2. Schädel und Schädeldurchschnitte von Menschen und Menschenaffen (nach R. Virchow).
3. Menschliche Schädel und Schädelbruchstücke aus dem Diluvium (nach G. de Mortillet).
4. Langschädel mit schmalem Gesicht, »germanischer Typus« (nach J. Ranke).
5. Kurzschädel mit breitem Gesicht, »turanischer Typus« (nach J. Ranke).

II. Rassentypen.

6. und 7. Australier und australisches Mädchen, beide aus Queensland (nach J. Ranke).
8. bis 11. Wedda-Männer der Nilgalagegend (nach P. und Fr. Sarasin).
12. Feuerländer-Familie (nach J. Ranke).
13. Patagonierin (nach J. Ranke).
14. Peruanerin, Weib vom Stamme der Caschibos (nach Photographie der Collection Baron Poche).
15. Nordamerikanischer Indianer, Sioux-Dakota (nach Photographie der Collection Prinz Roland Bonaparte).
16. Haussa-Neger von der Goldküste, Händler (nach Photographie).
17. Araber aus Biskra, Führer (nach Photographie).
18. Ting-tun-ling, chinesischer Würdenträger aus Schan-si (nach A. de Quatrefages).
19. Kučuk-Liew, Abasiner aus Kuban, Kaukasus (nach Photographie).

[1]) Größtentheils nach Photographien aus der ethnographischen Sammlung des k. k. naturhistorischen Hofmuseums.

III. Tracht, Schmuck und Bewaffnung.

20. Eskimo-Familie aus Labrador (nach J. Ranke).
21. Weddaleute von Ceylon (nach Photographie).
22. Mincopie von den Andamanen (nach Photographie).
23. Orang-Semang aus Malakka (nach Photographie der Collection Cerruti).
24. Negrito, Abra, von den Philippinen (nach Photographie).
25. Dayak aus Borneo (nach Photographie der Collection Dr. Swoboda).
26. Dayak-Mädchen aus Borneo (nach Photographie).
27. Javanischer Prinz (»Raden«) in alterthümlicher Tracht (nach Photographie).
28. Indischer Fakir (nach Photographie).
29. Bettlerin der Camatec-Kaste, Indien (nach Photographie).
30. Schamane der Katschinzen, Sibirien (nach Photographie).
31. Ejssa-Somâl aus Nordostafrika (nach Photographie von Ph. Paulitschke).
32. »König« Bell mit Familie, von Kamerun (nach Photographie).
33. bis 36. Araber, arabischer Notar, reiche Araberin im Straßenanzug und Jüdin, sämmtlich aus Tunis (nach Photographien).
37. Drusen vom Libanon (nach Photographie).
38. Weib aus Nordalbanien (nach Photographie).

IV. Wohnung, Industrie und anderes.

39. Höhle der Naturwedda bei Nilgala (nach P. und Fr. Sarasin).
40. Hütte der Culturwedda in der Nilgalagegend (nach P. und Fr. Sarasin).
41. Zelt und Leute von Buchara (nach Photographie).
42. Zelt und Familie der Tekke-Turkmenen (nach Photographie).
43. Arabisches Zeltlager in Ägypten (nach Photographie von R. Buchta).
44. Somâl-Häuser *gurgis* in Nordostafrika (nach Photographie von Ph. Paulitschke).
45. Schmiede der Barineger (nach Photographie von R. Buchta).
46. Topffabrication der Weiber in der Umgebung von Sansibar (nach Photographie von O. Baumann).
47. Dorf in Unyoro, Nilquellengebiet (nach Photographie von R. Buchta).
48. bis 50. Dorfscene, Eingebornengruppe und Canoefahrt am Sambesi (nach Photographien von W. Rausch).
51. Weiber der Batta bei einem Kampong auf Sumatra (nach Photographie).
52. Scene in einem Tinguianendorf auf Luzon, Philippinen (nach Photographie).
53. und 54. Wohnhütte und Begräbnisstätte der Silipanen auf Luzon (nach Photographien von W. Schadenberg).
55. Indisches Dorf Schoolupoae bei Bombay (nach Photographie der Collection Steiner).
56. Felsentempel auf der Insel Elephanta bei Bombay (desgl.).
57. Gott Vishnu nach einem in Delhi gemalten Bilde (desgl.).
58. Buddhatempel in Mandalay, Oberbirma (desgl.).

Der Vortragende verweist zum Schlusse darauf, dass die Gesellschaft sich zwar nicht die Aufgabe stelle, anthropologisches Wissen systematisch in weitere Kreise zu tragen, dass sie aber alle Ursache habe, dieser Verbreitung durch andere Factoren, hier durch die Universität, mit Theilnahme zu folgen. Denn der zahlreiche Besuch dieses nun schon seit Jahren stattfindenden Curses beruht auf demselben regen Interesse aller Volksclassen, worauf sich auch die Existenz der Gesellschaft gründet.

Außerordentliche Versammlung am 19. März 1901.

Vorsitzender: Dr. Karl Theodor von Inama-Sternegg.

1. Der Vorsitzende begrüßt Herrn Universitätsprofessor Dr. Eduard Seler von Berlin und seine Gemahlin. Der bekannte Mexikanist wurde nach Wien berufen, um die mexikanischen Sammlungen des k. k. naturhistorischen Hofmuseums zu bestimmen und neu aufzustellen.

2. Herr Dr. F. Schaffer hält einen Vortrag über

Das heutige Cilicien.

(Mit Vorführung von Skioptikonbildern.)

Es dürfte kaum ein Land geben, das die Spuren seiner Vergangenheit so deutlich aufgeprägt trägt, aber wohl auch keines, das eine so wechselreiche Vergangenheit aufzuweisen hat, wie der Südosten der anatolischen Halbinsel, etwa das Gebiet der alten Provinz Cilicien. Was Weltgeschichte des Orients ist, hat sich hier abgespielt, alle blutigen Kriegsgreuel des Ostens haben hier ihren Schauplatz gehabt oder zum mindesten das Land nahe berührt, das seit der Zeit, aus der uns die älteste geschichtliche Kunde in einem Schleier von Sage und Dichtung überkommen ist, bis auf den heutigen Tag eine Cultur nach der anderen aufblühen und vergehen gesehen hat, bis es endlich auf der tiefsten Stufe angelangt ist, auf der es je gestanden. Es ist, als ob ein Fluch auf dem Boden lastete, der durch Jahrtausende mit Blut getränkt worden ist.

Dem Reisenden, der das Land durchwandert, begegnen allenthalben die Reste einer Cultur, die bei seinem heutigen Zustande unmöglich, ja undenkbar wäre. In Sümpfen, Steppen und Steinwüsten stehen die Säulen der Tempel, die Paläste, liegen die Sitzreihen der Theater und die Nekropolen. Einst ertragreiche Landstriche sind heute gänzlich unfruchtbar, und wo einst viele Tausende unter den Segnungen einer hohen Cultur gelebt haben, da finden kaum mehr ein paar elende Jürükenstämme die Bedingungen für eine sesshafte Lebensweise.

Bunt wie des Landes Geschichte ist auch seine heutige Bevölkerung. Neben den den Hauptheil bildenden Türken sensu stricto wohnen hier Griechen, Armenier, Kurden, Tscherkessen, Tataren, Fellahen, Neger, Mohadschir, Ansarier, Turkomanen, Jürüken und andere Stämme. Die Türken leben in geschlossener Masse in den Städten, wo sie die Ämter bekleiden oder Handel und Gewerbe treiben. Türkische Nomadenstämme, wie die Afscharen, Turkomanen und Jürüken leben in der Ebene und in den Bergen als Ackerbauer und Viehzüchter. Die Griechen und Armenier bilden in den Städten großentheils die Stände der Wechsler, die im Oriente eine bedeutende Rolle spielen, der Kaufleute und Händler. Armenier wohnen in größerer Anzahl im Nordosten des Landes. Hadschin, Zeitun, Albistan sind vorherrschend und Marasch großentheils von ihnen bewohnt. Sie hatten in den letzten Jahrzehnten viel unter blutigen Verfolgungen zu leiden. Griechische Dörfer und Städte finden sich im Südwesten. Mara ist z. B. fast ausschließlich von griechischen Christen bevölkert. Die Kurden wohnen im Osten. Sie sind ein unruhiges Element und als Räuber gefürchtet. Die Tscherkessen und Tataren haben nach dem Krimkriege und der Besetzung der Kaukasusländer durch die Russen ihre alte Heimat verlassen und in der cilicischen Ebene neue Wohnsitze gefunden. Sie haben die Sitten ihrer Stammsitze beibehalten und sollen, wie man versichert, daran zugrunde gehen. Sie tragen die Tracht ihrer Heimat mit den hohen Pelzmützen, denen man einen besonders ungünstigen Einfluss auf die Gesundheit unter den so völlig geänderten klimatischen Verhältnissen zuschreibt. Von 70.000 Tataren, die vor etwa 25 Jahren die cilicische Ebene besiedelt haben, sollen noch 7000 leben. Sie sind kühne Reiter und besitzen ein gewisses Renommée als Pferdediebe.

Die Fellahen der Umgebung der Städte und die Neger, die am Unterlaufe des Dschihân wohnen, sind der ackerbautreibende Theil der Bevölkerung. Sie wurden unter Ibrahim Pascha als Colonisten aus Ägypten hierher verpflanzt und sind friedfertige, arbeitsame Leute. Sie wohnen in aus Rohr geflochtenen Hütten und haben ihr Volksthum ziemlich rein bewahrt.

Die Mohadschir sind mohammedanische Bulgaren, die infolge religiöser und politischer Zwistigkeiten ihre Heimat verlassen haben. Man ist überrascht, wenn man sich einem ihrer am unteren Dschihân gelegenen Dörfer nähert. Die weißgetünchten Häuser liegen inmitten von Obstgärten und besitzen ein spitzgiebeliges Dach mit einem massigen Schornstein. Vorrathskammer und Stall sind von dem Wohnraume getrennt, was bei den türkischen Häusern gewöhnlich nicht der Fall ist. Die Männer tragen die Tracht ihrer Heimat mit Fez, die Frauen sind in schwarze Oberkleider gehüllt und bedecken ihr Antlitz mit einem schwarzen Schleier. Man sagt, dass sie dadurch die Trauer um ihre verlorene Heimat ausdrücken wollen.

Die Ansarier gehören zu den syrischen Stämmen, die den Osten, den Giaur Dagh bewohnen.

Es ist auffällig, dass diese so verschiedenen Bevölkerungselemente überall dicht nebeneinander sesshaft sind oder, wo es sich um nomadische Stämme handelt, untereinander in Berührung kommen und dabei doch ihre ausgesprochenen Eigenthümlichkeiten bewahren. Man kann

in oft nur wenige Stunden von einander entfernten Dörfern eine andere Sprache hören, einen anderen Typus, andere Kleidung, andere Sitten und Gebräuche finden. Wie eng der Horizont solcher Dorfbewohner ist, konnte ich oft beobachten. Die Namen von vielleicht eine Tagreise entfernten Ortschaften sind meist unbekannt, kein Mensch weiß, woher der Dorfbach kommt oder wohin er fließt, die Flüsse haben bei jedem Stamm eine andere Bezeichnung, da jeder Gedankenaustausch fehlt. Diese Umstände erschweren das kartographische Arbeiten ungemein und sind auch für den Reisenden sehr unangenehm, da man sich der einheimischen Führer meist nur bis zum nächsten Dorfe bedienen kann. Wie oft ist es mir passiert, dass ich die rathlosen Wegweiser wegschicken und selbst, den Compass in der Hand, die Führung übernehmen musste.

Die Hauptreligion des Landes ist der Islâm. Die Armenier und Griechen sind Christen. Viele Stämme haben von den strengen Satzungen des Koran abweichende religiöse Anschauungen, und manche von ihnen werden von den Rechtgläubigen als Giaurs (Ungläubige) verachtet und stehen im Geruche von Teufelsanbetung und Götzendienst.

Ackerbau ist nur in der Ebene möglich, die aber großentheils Steppenland und Sumpf ist. Ihr Klima ist subtropisch und äußerst ungesund. Die paar Wintermonate sind ja ganz angenehm – Mitteltemperatur 14° —, aber zur Zeit der Frühjahrsregen wird das Flachland von ungeheuren Wasserfluten überschwemmt, die es in einen Sumpf verwandeln, der dann in der Sonnenhitze austrocknet und die Luft verpestet. Milliarden von Moskitos schwärmen dann über dem Boden und machen den Aufenthalt in den tieferen Regionen zu einem recht unerquicklichen. Die Moskitos sind hier schon längst als Träger der Fieberkeime erkannt, und jedes Kind weiß, dass man das Fieber bekommt, wenn man von ihnen gestochen wird. Als eine Vorsichtsmaßregel gegen den Mückenstich haben die Fellahen, die meist die feuchten Fruchtbaumgärten der Umgebung der Städte bewohnen, ihre Hütten auf hohen Pfählen errichtet, da sie dadurch vor den nur nahe dem Boden schwärmenden Insecten sicher sind. Im Monate Mai, Juni verlässt alles, was nur loskommen kann, die Ebene und zieht in die Vorberge, um hier den Sommer zu verbringen. Dann stehen die Dörfer verlassen, die Städte leer, und wer zurückbleiben muss, schleicht fieberend in der drückenden Hitze umher. Dann steigt die Temperatur bis 57°. Ich habe Niederlassungen getroffen, in denen auch nicht ein Mensch fieberfrei war, und in Mersina habe ich Europäer im Frühjahr und im Herbste nie anders als fiebernd gesehen. Mersina wird zugrunde gehen durch sein Fieber, heißt es in einem Sprichworte, Tarsus durch seine Schlangen und Adana in seinem Schmutze. Gerade zur Zeit meiner Anwesenheit im Herbste herrschte das perniciöse Fieber außerordentlich heftig. Dieses führt den Tod binnen ein paar Stunden herbei. In der Früh war der Kranke noch frisch und munter, und abends tragen ihn vier Männer auf einem Brette mit einem Tuch zugedeckt im Geschwindschritte zur Stadt hinaus. Eine flache Mulde ist schnell gescharrt, der Todte wird hineingelegt, ein bischen Erde und ein paar Steine darauf, und nachts kommen die Schakale und graben den Leichnam wieder aus.

Die wenigen der Cultur gewonnenen Flächen der Tiefebene sind äußerst ertragsfähig, ohne dass von einer rationellen Bodenbewirtschaftung die Rede ist. Düngung ist ganz unbekannt. Mit einem winkelig gebogenen Holze, das als Pflug dient, wird der Boden etwas aufgeritzt und die Saat hinein versenkt. Im Monate Mai reift das Getreide, das mit langen, flachen Sicheln geschnitten wird. Dabei bedienen sich die Ackerbauer hölzerner Verlängerungen der Finger, um größere Garben fassen zu können. Ich fand verschiedene Formen solcher Erntehandschuhe, bei denen die Finger bald einzeln, bald die Handfläche und der Daumen verlängert waren. Das Getreide wird auf einer Tenne mit dem Dreschschlitten gedroschen. Dies ist ein etwa 1½ *m* langes und 1 *m* breites, starkes Brett, dessen Unterseite mit kantig zugehauenen Flintstücken (*tschakmak tasch* = Feuerstein-Dreschschlitten) besetzt ist. Vor dieses Gefährt wird nun ein Paar Ochsen oder Pferde gespannt, der Landmann setzt sich mit Weib und Kind darauf, um ihm die nöthige Belastung zu geben, und nun fährt er so lange auf dem ausgebreiteten Getreide herum, bis es ausgedroschen und das Stroh in etwa zollangen Häcksel zerschnitten ist. Durch Worfeln gegen den Wind wird nun die Spreu von den Körnern gesondert. Diese Dreschschlitten sind schon Jahrtausende vor Beginn unserer Zeitrechnung, bei den Völkern Mesopotamiens z. B., in Gebrauch gewesen. Auf diese Art des Dreschens spielt das Wort der heiligen Schrift an: Du sollst dem Ochsen, der da drischt, nicht das Maul verbinden. Auch in Europa war der Dreschschlitten in früheren Jahrhunderten in Verwendung.

Lupold v. Wedel, ein Kriegs- und Reiseschriftsteller, fand ihn am Ende des XVI. Jahrhunderts in Spanien, wohin er wohl mit der orientalischen Cultur der Araber gekommen sein

mag. Er schreibt darüber[1]) bei Gelegenheit seiner Reise nach Madrid im August 1580: »Es ist disse 5 Ml. vam Gebirge an ein zimliger gelicher Acker gewesen, welcher fast alle Korne getragen, hat auch zimlige Dorfer gehabt, die Ernete ist noch nicht ganz geschen wesen, die Pauren droschen hir nicht, legen das Korne einen runden Kres herumb auf die Erden, haben Bretter an einander geschlagen wie ein Schlittenbrett, auch forne so erhaben, ist ful Locher geboret, darein scharpfe Isen wie ein Dorschlach geschlagen, spannen 2 Pferde oder Oksen davor, faren rumtes auf dem Korne herummer, setzen einen Jungen oder Kint daruf und treiben so lange herumer, daß das Korne und Stro so kurz zersniten und treten wirt, wie lank Heksel, bringens darnach auf einen Haufen, warfens so lange in den Wint, bis das Stro vorweget und das Korne alleine kummet.«

Im Oriente ist dieses patriarchalische Geräth noch allenthalben in Verwendung.

Gebaut wird hauptsächlich Weizen, der 60—100fachen Ertrag geben soll, Gerste, Sesam, Hirse, Mais. An Obst gedeihen Orange, Citrone, Feige, die Jenidunie (die japanische Mispel), Äpfel und Birnen, die Weinrebe, Kürbisse und Melonen in vorzüglicher Güte. Baumwolle und Zuckerrohr bilden Handelsartikel. Tabak wird auch an vielen Punkten gebaut. Die Dattelpalme kommt vor, trägt aber keine Früchte.

Das Mittelgebirge ist ein Karstkalkplateau mit kaltem, schneereichem Winter und außerordentlich heißem, trockenem Sommer. Es regnet sechs bis sieben Monate gar nicht. Dass unter diesen Umständen und bei der Kahlheit des Felsbodens von ausgedehnterer Bodenbewirtschaftung keine Rede sein kann, ist selbstverständlich. Das Hochgebirge ist an und für sich für jeden Anbau ungeeignet, und das Mittelgebirge im Norden der Ebene ist größtentheils völlig unwirtlich.

Viehzucht wird ebenfalls nur in der Ebene in nennenswertem Maßstabe getrieben. Im Sommer suchen die Hirten die höheren Weideplätze im Gebirge auf. Rinder findet man nicht in größeren Herden; dagegen gibt es zahlreiche Ziegen einer schwarzen kleinen Rasse und starkvliesige Fettschwanzschafe. Kameele dienen allenthalben als Transportmittel für den Karawanenverkehr. Sie sind zum Theile eine Kreuzung von Dromedarweibchen mit Trampelthieren und ähneln der Mutter. Das wichtigste Hausthier für den Orientalen ist das Pferd. Im südöstlichen Kleinasien wird eine vorzügliche Rasse, eine Kreuzung von Arabern und Turkmenen, gezogen. Die Thiere sind klein und unansehnlich, aber außerordentlich ausdauernd. Ich habe auf ihnen ein paar tausend Kilometer des schlechtesten Weges auf meinen Reisen ohne irgendwelchen Unfall zurückgelegt. Durch Monate waren die Pferde mit nur wenigen Rasttagen auf dem Marsche. Einmal gab es durch etwa 14 Tage keinen Ruhetag bei täglich 6 bis 15stündigem Ritte über das beschwerliche Karstplateau. Ich habe sie schwer bepackt — die Lastthiere trugen circa 120 *kg* — bis 3400 *m* hoch in das Gebirge geschleppt, und in diesen eisigen Regionen haben sie sich ebenso bewährt wie in der Hitze der Tiefebene. Der Preis der Thiere schwankt zwischen 3 und 10 Pfund. Meine kosteten meist 5 Pfund — etwa 110 *K*. Für 9 Pfund kaufte ich einmal in Konia einen Hengst von edlem Blut, der mir aber für meine Kartierungsarbeiten zu unruhig war und sich unter meinem Diener sehr bewährte.

Die geringe Hausindustrie befasst sich hauptsächlich mit der Herstellung von geknüpften und gewebten Teppichen. Eisenindustrie findet sich in den Bergen an den Lagerstätten trefflicher Eisenerze, die auf die primitivste Weise ausgeschmolzen und zu Hufeisen und Sicheln verarbeitet werden. In den Städten findet man auch Arbeiten aus anderen Metallen.

Der Handel ist, soweit er in den Händen der Eingebornen liegt, von geringer Bedeutung. Eine einzige Straße, auf die halbwegs der europäische Maßstab für diesen Begriff angelegt werden kann, führt von Tarsus über das Gebirge nach Eregli und Konia. Es ist dies die Gülekstraße, die alte Route der Pylae Ciliciae. Tarsus ist Hauptstapelplatz für die Waren des Binnenhandels. Hier treffen sich die Verkehrswege, die nach Westen, Norden und Osten führen. Der ausgedehnte Markt ist äußerst belebt und bietet ein hübsches Bild orientalischen Treibens. Ausfuhrhafen ist Mersina, dessen Entwicklung aber durch sein ungünstiges Klima und die den Südwinden ausgesetzte und zuweilen unzugängliche Rhede behindert wird. Die Stadt besitzt großentheils europäisches Aussehen und eine starke europäische Colonie.

Die Hauptstadt des Wilajets, Adana, besitzt nur als Sitz des Generalgouverneurs Bedeutung. Eine circa 60 *km* lange Bahn verbindet die drei Städte, die die einzigen von Bedeutung sind.

Unter der Bevölkerung herrscht wie bei allen orientalischen Völkern ein stark ausgeprägter Glaube an die Heil- und Schutzkraft der Amulette *maschallah*, unter denen es Hilfsmittel gegen jede

[1]) L. v. Wedels Beschreibung seiner Reisen und Kriegserlebnisse 1561—1606. Herausgegeben von Max Bär. Stettin 1895, S. 244. Den Nachweis dieser Stelle verdanke ich Herrn Dr. W. Hein.

Krankheit und jedes Übel gibt. Bei Fieber hängt man einen Lappen vom Kleide an einen Strauch in der Nähe eines Heiligengrabes, gegen Zahnweh hilft ein Koranspruch, der über die Hausthüre geschrieben wird, und blaue Perlen schützen Thier und Mensch vor dem bösen Blick, dem alles Unheil zugeschrieben wird.

Zahlreiche Sagen und Märchen gehen im Lande, die zum Theile historische Grundlage haben, wie die vom Zauberer Schech Meram (Semiramis) und Sardanapal. Die Sage von Nuchem (Noah) erzählt von der Sintflut und der Rettung des frommen Mannes in einem Boote. Noch soll man auf der höchsten Spitze des Gebirges, dem Aidost, den silbernen Haken sehen, an dem er sein Boot befestigte. Die Sage von den Siebenschläfern ist an eine Höhle im Dschebel-en-kef Berg der Ruhe — bei Tarsus gebunden und dürfte auf einer christlichen Erzählung aus der Zeit der Christenverfolgungen beruhen. Unter den Märchen fand ich manche bekannte Stoffe, so z. B. das Motiv der Schlangenprinzessin und der Otterkönigin, wie überhaupt diese äußerst häufig vorkommenden Reptile bei den Orientalen eine gewisse Verehrung genießen.

Auch die Volkslieder wären eines eingehenden Studiums wert. Es finden sich manche reizende Liebesliedchen, die oft von einem feinen poetischen Gefühl des Volkes zeigen.

Gerade in den letzten Jahren ist das so vergessene Land in den Mittelpunkt des Interesses weiter Kreise durch das Project der Bagdadbahnlinie gekommen, dessen Verwirklichung wohl noch sehr fraglich ist,[1]) das aber dem Lande eine seiner großen Vergangenheit würdige Zukunft verheißt.

Discussion.

Der Vorsitzende knüpft an diesen mit größtem Interesse aufgenommenen Vortrag einige Bemerkungen über die Bevölkerungsverhältnisse von Cilicien. Die gegenwärtige äußerst dünne Bevölkerung der Provinz contrastiert auffällig mit der dichten Besiedlung des Landes in alter Zeit, für welche der Vortragende eine Reihe von Anhaltspunkten geboten hat.

Herr Dr. Schaffer bemerkt hiezu, dass zwar eine Volkszählung in diesem Gebiete nicht vorgenommen sei, dass aber auch die größten Wohnplätze kaum über 4000—6000 Einwohner hinausgehen, woraus in Zusammenhang mit den aus der Autopsie gewonnenen Urtheilen über die spärliche Bewohnung der gebirgigen Theile, sich der dermalige Bevölkerungsstand als ein schwacher schätzen lässt. Anderseits geben die Trümmer der alten städtischen Ansiedlungen, die Reste der Theater u. dgl. in Zusammenhang mit dem, was über die Culturhöhe und Volkskraft der alten Zeit bekannt ist, das Recht, insbesondere für die Städte eine zehnfach größere Bevölkerung anzunehmen, wenn auch leider die Schriften der Alten und die epigraphischen Denkmäler keineswegs genügende Anhaltspunkte zu einer sicheren Abschätzung des Bevölkerungsstandes in der alten Zeit bieten.

Monats-Versammlung am 2. April 1901.

Vorsitzender: Dr. Karl Theodor von Inama-Sternegg.

1. Der Vorsitzende eröffnet die Versammlung mit einem

Nachruf auf Gundaker Graf Wurmbrand-Stuppach.

Am Beginne der heutigen Sitzung habe ich die traurige Pflicht zu erfüllen, unseres ebenso hochgeschätzten, wie hochverdienten Ausschussmitgliedes, des Grafen Gundaker Wurmbrand, zu gedenken, den uns der Tod in den letzten Tagen entrissen hat.

Es wird Ihnen nicht unbekannt sein, dass Graf Wurmbrand an den Aufgaben und an den Interessen der Anthropologischen Gesellschaft seit ihrer Gründung lebhaften Antheil genommen hat. Er ist auch schon seit dem Jahre 1870 im Ausschusse der Gesellschaft gewesen und hat sich lange Zeit hindurch überaus activ an den Arbeiten der Gesellschaft betheiligt. So hat er insbesondere schon im Jahre 1869 die Pfahlbauforschung in den oberösterreichischen Seen betrieben und eine Reihe von Mittheilungen über seine Ergebnisse in den Schriften der Anthropologischen Gesellschaft veröffentlicht. Er hat sich mit prähistorischen Untersuchungen anderer Art vielfach abgegeben, besonders die Diluvialzeit zum Gegenstande seiner Untersuchungen gemacht. Er hat insbesondere auch bei seinem angeborenen und sehr ausgebildeten ästhetischen und

[1]) Vgl. Dr. F. Schaffer, Die Bagdadbahn. »Deutsche Zeitung«, Nr. 10.522, 19. April 1901.

künstlerischen Sinne die antiken Bronzen studiert und darüber außerordentlich feinsinnige Beobachtungen und Wahrnehmungen bekanntgegeben.

Er ist uns auch durch sein glänzendes Talent, einer großen Versammlung von Fachgelehrten zu präsidieren, aus dem Jahre 1881 in Erinnerung, als er die anthropologische Versammlung zu Salzburg geleitet und speciell auch über die Elemente der Formgebung und die Entwicklung der Bronzen gesprochen hat.

Graf Wurmbrand war aber auch, abgesehen von seinen specifisch wissenschaftlichen Leistungen, ein warmer Freund der Anthropologischen Gesellschaft und hat viel auch in weiteren Kreisen zu ihren Gunsten und in ihrem Interesse gewirkt.

Und so haben wir allen Grund, sein Hinscheiden zu bedauern und ihm ein treues, dankbares und ehrendes Andenken zu bewahren, und ich bitte die geehrte Versammlung, zum Zeichen der Trauer sich von den Sitzen zu erheben. (Die Versammlung erhebt sich.)

Die rege Antheilnahme des Verstorbenen an den Arbeiten unserer Gesellschaft mag aus der nachfolgenden Liste seiner in den Mittheilungen veröffentlichten Beiträge ersehen werden.

Untersuchung der Pfahlbauten im Salzkammergut, knochenführender Höhlen in Steiermark und eines alten Grabfeldes in Croatien. Bd. I, S. 145—156.

Ergebnisse der Pfahlbau-Untersuchungen. Bd. I, S. 283—302; Bd. II, S. 249—273; Bd. V, S. 117—138.

Brief an Sectionsrath Ritter von Hauer. Bd. I, S. 321—325.

Schreiben an Sectionsrath Ritter von Hauer über die in den oberösterreichischen Seen fortgesetzten Pfahlbauuntersuchungen. Bd. II, S. 1—7.

Fundnotizen. Bd. II, S. 7—10; Bd. III, S. 109—123; Bd. IV, S. 291—292.

Schreiben an Hofrath Franz Ritter von Hauer. Bd. III, S. 103—106.

Die Gleichzeitigkeit des Menschen mit dem Mammuth. Bd. III, S. 123—135.

Ueber einige prähistorische Funde in Niederösterreich im Jahre 1874. Bd. V, S. 34—36.

Mittheilungen über einige noch nicht beschriebene prähistorische Erdwerke in Niederösterreich. Bd. VI, S. 69—74.

Bericht über den VIII. internationalen Congress für Anthropologie und vorgeschichtliche Archäologie in Pest, September 1876. Bd. VII, S. 15—35.

Aufklärungen. (Entgegnung auf Bemerkungen in Betreff der Bohrung von Steingeräthen und in Betreff thönerner Lampen und Löffel.) B. VII, S. 96—104.

Ueber die achte Jahresversammlung der deutschen anthropologischen Gesellschaft. Bd. VII, S. 265—281.

Ueber behauptete Höhlenwohnungen im Löss bei Joslowitz. Bd. VIII, S. 128—130.

Über die Methoden anthropologischer Forschung. Bd. X, S. 60—73.

Eröffnungsrede zur zweiten Versammlung österreichischer Anthropologen und Urgeschichtsforscher zu Salzburg. Bd. XII, S. 4—6.

Die Elemente der Formgebung und ihre Entwicklung. Bd. XII, S. 26—27.

Über die Härte der antiken Bronze. Bd. XII, S. 53—54.

Ueber ein Gürtelblech aus Watsch. Bd. XIV, S. [40]—[43].

Zur Discussion über Woldrichs Vortrag: Ueber den Lagerplatz des diluvialen Mammutfängers bei Předmost unweit Prerau in Mähren. Bd. XIV, S. [113].

Zur Discussion zu Maškas Vortrag: Ueber die Gleichzeitigkeit des Mammuths mit dem diluvialen Menschen in Mähren. Bd. XIX, S. [87]—[88].

Formverwandtschaft der heimischen und fremden Bronzen. Bd. XIX, S. [107]—[114].

2. Der Vorsitzende hält einen

Nachruf auf Leopold Rosenberg und Dr. Karl Maria Faber.

Ich habe dann außerdem noch die Mittheilung zu machen, dass wir das wirkliche Mitglied Leopold Rosenberg durch den Tod verloren haben, welcher sich besonders an unseren wissenschaftlichen Excursionen wiederholt betheiligte, und das wirkliche Mitglied Dr. Faber, der der Gesellschaft seit ihrer Gründung angehörte.

3. Der Vorsitzende legt

Neue Publicationen Tappeiners

vor.

Ferner möchte ich auch noch erwähnen, dass unser Ehrenmitglied Dr. Tappeiner in Meran uns drei seiner jüngsten Publicationen eingesendet hat. Ich brauche nicht zu sagen, dass

wir es da mit einem mehr als 80jährigen Manne zu thun haben, der in geistiger Frische immer wieder neue Resultate seines langen Forscherlebens zutage fördert.

Diese drei Publicationen sind: „Meine anthropologische Weltanschauung", „Beiträge zur Urgeschichte der Menschen und zur Urgeschichte der inneren Medicin" und „Der europäische Mensch und die Eiszeit".

Wir sind Herrn Dr. Tappeiner sehr dankbar, dass er unser stets so freundlich gedenkt, und wünschen, dass ihm die Last der Jahre nicht zu schwer werde, um auch noch fernerhin auf dem ihm lieb gewordenen und von ihm so verdienstlich gepflegten Gebiete zu arbeiten.

4. Der Vorsitzende Herr Sectionschef Dr. Karl Theodor v. Inama-Sternegg hält einen Vortrag:

Der erste amerikanische Census in Cuba und Portorico 1899,

der hier im Auszuge zur Wiedergabe kommt.

Es ist heutzutage fast nicht mehr möglich, dem Statistiker zu entrinnen, und wir dürfen — ich glaube, dass ich da nicht bloß pro domo rede — sagen, es ist gut, dass dem so ist; denn überall, wo sich die Statistik regt, ist sie ein Zeugnis, ein unwiderlegliches Zeugnis für eine gute Verwaltung. Ein Staat, der schlecht verwaltet ist, kann keine Statistik machen, und ein Staat, der gut verwaltet ist und gut verwaltet sein will, hat allerwege das lebhafteste Bestreben, recht viel Statistik zu machen. Die Statistik ist sozusagen der Gradmesser für die Verwaltung. Man hat sie ja schon längst das Gewissen der Staatsmänner genannt, und es ist nicht übel, wenn man zuweilen daran erinnert, dass die Staatsmänner dieses ihr Gewissen nicht betäuben sollen, indem sie der Statistik die Mittel zu ihrer Entfaltung verkümmern.

Derartige Betrachtungen drängen sich unwillkürlich auf, wenn wir sehen, dass auf den zwei Inseln, über welche ich heute sprechen möchte, die Regierung der Vereinigten Staaten von Nord-Amerika alsbald, nachdem sie von denselben Besitz ergriffen, beziehungsweise dort eine Verwaltung eingerichtet hat, auch sofort einen Census organisierte.

Bekanntlich sind Cuba und Portorico erst gegen Ende des Jahres 1898 zuerst in militärische, dann theilweise in Civilverwaltung übernommen worden, und schon im Jahre 1899 schickte die Regierung der Vereinigten Staaten ihre Commissäre aus, um einen Census zu organisieren. Es sieht von unserem europäischen, auch speciell österreichischen Standpunkte aus betrachtet vielleicht nicht so besonders wichtig aus, was da geschehen ist. Ist es uns auch nicht gerade angenehm, so verstehen wir es doch, auch wenn wir keine Statistiker sind, dass von Zeit zu Zeit die Bevölkerung gezählt werden muss. Aber Sie müssen mir, verehrte Anwesende, doch gestatten, dass ich darauf aufmerksam mache, dass erstens die bisherige Verwaltung von Cuba und Portorico keineswegs auch nur auf derjenigen Höhe der Volkszählungsarbeiten gestanden war, welche wir als selbstverständlich voraussetzen, und dass zweitens ein Census in diesen Gebieten, was die Schwierigkeit der Aufgabe, die Großartigkeit der dazu nothwendigen Mittel anbetrifft, etwas ganz anderes ist im Vergleiche zur Volkszählung bei uns. Die spanische Regierung hat in Cuba und Portorico allerdings schon seit geraumer Zeit Volkszählungen durchgeführt: ja, wenn wir sehr nachsichtig sind, so können wir sogenannte Volkszählungen in Cuba und Portorico schon gegen Ende des vorvorigen Jahrhunderts wahrnehmen. Das waren allerdings sehr summarische Ermittlungen der Volkszahl mit einigen wenigen Unterscheidungen dieser großen Masse, aber sie haben sich im Laufe der Zeit doch etwas vervollkommnet und sind schließlich im Jahre 1897, wo der letzte spanische Census gemacht worden ist, im wesentlichen auf derselben Basis durchgeführt worden, auf welcher die spanische Volkszählung in Spanien gemacht wurde, die nicht eben zu den besten, aber gewiss auch nicht zu den schlechtesten gehört.

Wenn wir nun sehen, was Amerika mit seinem Census des Jahres 1899 auf diesen beiden Inseln geleistet hat, so dürfen wir doch von vorneherein sagen, dass es ein sehr bedeutender Fortschritt ist, und es ist nicht zu verkennen, dass dieser Fortschritt nur zu erzielen war einestheils durch die außerordentlich gute Schulung, welche die Vereinigten Staaten von Amerika in statistischer Beziehung schon seit langer Zeit haben, und anderntheils durch die ganz ungewöhnliche Energie, mit welcher diese Aufgabe unter den sehr erheblichen Schwierigkeiten in Angriff genommen und gelöst worden ist. Und noch ein Drittes möchte ich hinzufügen. Nicht nur Sachkenntnis und Energie, sondern ein Tact, ein ganz ungewöhnlicher Tact in der Behandlung dieser Menschenmassen äußert sich in der Art und Weise, wie die Amerikaner ihre erste statistische Heldenthat auf diesen neu erworbenen Gebieten ausgeführt haben.

Wenn man heute von einer Volkszählung im statistisch-technischen Sinne spricht, so weiß man sofort, dass es sich hier nicht nur um eine einfache Auszählung der Menschen handelt, die

auf einem gewissen Gebiete wohnen. Man ist weit davon entfernt, sich etwa damit zu begnügen, zu erfahren, wie viele Einwohner eine Stadt, ein Dorf u. s. w. oder irgend ein Ländergebiet hat, diese Zahlen dann säuberlich in Tabellen zusammenzustellen und zu addieren und damit das erstaunte Publicum mit der Nachricht zu erfreuen, dass nun nach dieser Volkszählung eine so und so große Menschenzahl vorgefunden wurde. Wir sind heute viel neugieriger geworden. Uns genügt diese absolute Volkszahl doch in keiner Weise, und wenn wir uns etwa damit auch nicht wesentlich von demjenigen unterscheiden, was man an Anforderungen bereits vor 50 Jahren an eine Volkszählung gestellt hat, so ist es doch sehr erheblich, was inzwischen an Vertiefung der Einsicht, an Bereicherung des Inhaltes einer solchen Volkszählung gewonnen wurde. Es ist noch nicht viel über 50 Jahre her, dass die Freude an der großen Zahl noch so ziemlich der Gipfelpunkt der statistischen Freude gewesen ist. Diese Freude an der großen Zahl haben wir gänzlich verloren. Wir sind außerordentlich empfindlich geworden für die feineren Unterschiede, welche diese große Zahl verbirgt; wir haben infolgedessen uns angewöhnt, diese großen Zahlen zu analysieren und immer wieder in weitere kleine Massen zu zerlegen, bis wir endlich auf solche Massen gekommen sind, welche homogen genug sind, um nicht weiter zerlegt werden zu müssen. Wir haben also selbstverständlich — das haben auch die Älteren schon gethan — zuerst eine Volkszahl nach den beiden Geschlechtern bestimmen wollen; wir haben dann die beiden Geschlechter in ihrem Verhalten nach den einzelnen Altersstufen, womöglich nach den einzelnen Altersjahren aufgesucht, also die einjährigen männlichen Kinder als eine solche Masse, die 15jährigen Frauen als eine solche Masse zusammengefasst u. s. w.; wir sind dann weiter gegangen und haben festgestellt, wie viele unter den 15jährigen schon verheiratet sind und wie viele dieses Glückes noch harren, und so in der Art fortgesetzt ein Moment nach dem andern hinzugefügt, dabei immer wieder eine Masse in zwei Theilmassen aufgelöst, und sind so schließlich zu denjenigen collectiven Einheiten gekommen, die wirklich, für die allgemeine Orientierung wenigstens, nicht weiter aufgelöst zu werden brauchten. Das nennen wir heute die analytische Statistik im Gegensatze zur descriptiven, welche sich begnügt hatte, die Anzahl der Menschen als En bloc-Erscheinung hinzustellen und ganz einfach die Relation dieser Volkszahl zur Fläche, auf der die Menschen wohnen, zur Häuserzahl u. s. w. herzustellen. Dann kam noch ein Zweites. Man hat sich früher damit vollkommen befriedigt, dass man die Volkszahl summarisch erfahren hat, d. h. dass man erfahren hat, in diesem Hause wohnen 8, dort 10, dort 20 Menschen, davon sind 8 männliche, 12 weibliche u. s. w., man hat sich aber nicht die Mühe gegeben und hat es für sehr überflüssig gehalten, jeden einzelnen Menschen mit allen seinen persönlichen Qualitäten zu kennen. Da haben zuerst die Vereinigten Staaten in Amerika das Beispiel einer individuellen Volkszählung gegeben. Bald nachdem sie ihre Unabhängigkeit errungen hatten, haben sie schon den statistischen Geist gehabt, eine individuelle Volkszählung zu machen. Das heißt also, nun wird jedes Individuum als solches mit allen seinen persönlichen Eigenschaften verzeichnet, soweit die Neugierde — natürlich die legitime, die nicht mehr fragt, als sie zu wissen nöthig hat — in der Statistik reicht. Dadurch, dass man die individuellen Aufnahmen an die Stelle der summarischen gesetzt hat, ist man zu einem ganz außerordentlichen Fortschritte gekommen, der auf anderem Wege überhaupt nicht zu erreichen gewesen wäre. Man konnte nämlich nun jede beliebige Summe von Menschen unter den verschiedensten Gesichtspunkten verschieden gruppieren. Natürlich, solange man nur Summen, sagen wir von Häusern, Wohnungen oder von Bewohnern einer Gemeinde u. s. w. hatte, war es nicht möglich, die Summen anders zu differenzieren, als sie schon ursprünglich nach dem festgesetzten Plane differenziert werden mussten. Nachträglich konnte eine solche Summe nie mehr aufgelöst werden, abgesehen davon, dass sie auch gar nicht controliert werden konnte. Nunmehr, wenn man die Millionen Menschen auf ebenso vielen Millionen von Blättern hat, kann man sie wie ein Spiel Karten beliebig mischen und immer wieder unter einem Gesichtspunkte die gleichen zusammenlegen und auf diese Weise eine ganze Masse von individuellen Beziehungen der Menschen untereinander aufdecken, was früher unmöglich gewesen ist. Und nicht nur das: nun war auch die Möglichkeit gegeben, diese Dinge untereinander in jeder beliebigen Weise zu combinieren, also z. B. die männlichen 20jährigen Schneider, welche ledig sind — eine vierfache Combination. So in der Art nach allen Richtungen können Sie nun die gesammte Menschheit, die gezählt werden soll, beliebig zu Gruppen combinieren, die natürlich schließlich sociale Einheiten von besonderer Structur ergeben.[1])

[1]) Die elektrische Zählmaschine, welche gerade für solche Combinationen außerordentliches leistet, ist auch bei der Bearbeitung der Volkszählungsergebnisse für Cuba und Portorico angewendet worden.

Darin liegt nun der große Vorzug, welchen der amerikanische Census gegenüber dem spanischen hatte, und daher auch der große Vorzug, welchen der amerikanische Census in Cuba und Portorico gegenüber dem spanischen der vorangegangenen Zeit hatte, und diesen Ausgangspunkt möchte ich wählen, um Ihnen an einigen ausgewählten Beispielen zu zeigen, welchen Wert dieser amerikanische Census für uns hat. Ich sehe dabei aber von denjenigen Gesichtspunkten vollkommen ab, welche für uns, die wir hier unter der Fahne der Anthropologie zusammengekommen sind, von geringerer Bedeutung sind. Ich beschränke mich im Folgenden ausschließlich und allein auf die Darlegung jener Ergebnisse, welche sich mit den Verschiedenheiten der Rasse beschäftigen, und will nun die Verhältnisse der Weißen und der Farbigen in Cuba und Portorico in einigen markanten Ergebnissen darstellen.

Die Insel Cuba ist nach den letzten, allerdings noch nicht sehr exacten Vermessungen etwa 119.000 km^2 groß; Portorico hat nur etwas über 9000 km^2. Es ist also Cuba etwa dreizehnmal so groß wie Portorico. Die Bevölkerung beträgt in Cuba nach der letzten Volkszählung des Jahres 1899 nicht ganz 1·6 Millionen, in Portorico 953.000. Wenn Sie also die Fläche mit der Bevölkerung in Beziehung setzen, so entfallen in Cuba auf einen Quadratkilometer 13, in Portorico 120 Menschen. Cuba ist also so groß, wie etwa Mähren, Schlesien und Galizien zusammengenommen; Portorico ist ungefähr so groß wie Krain. Aber die Dichtigkeit der Bewohner ist in Cuba kaum halb so groß wie in Salzburg, welches das allerschwächst bevölkerte Land in Österreich ist, während die Dichtigkeit der Bevölkerung in Portorico ungefähr so groß ist wie die Böhmens, also eine sehr intensive. Das muss man sich gegenwärtig halten, wenn man gewisse Erscheinungen in der Structur der Bevölkerung auf den ersten Blick verstehen will.

In Cuba sind beinahe 52 Procent der Bevölkerung männlich, etwa 48 Procent weiblich, in Portorico sind die Männer ein wenig unter der Hälfte, nämlich 49½ Procent, die Frauen also 50½ Procent. Hier zeigt sich schon ein bedeutender Unterschied: Männerüberschuss auf der einen, Weiberüberschuss auf der andern Seite. Nebenbei bemerkt, die Vereinigten Staaten von Amerika haben einen Männerüberschuss, der zwar etwas kleiner ist als der in Cuba, nämlich 51·2 Procent, aber doch einen Männerüberschuss, der schon sehr bemerkbar ist. Das kleine Portorico hat also jedenfalls ganz andere Existenzbedingungen. Denn das darf man nicht übersehen, dass die ganz elementaren Verhältnisse der beiden Geschlechter zu einander das Resultat einer sehr complicierten Reihe von Ursachen sind.

Das zweite, was uns speciell in den Gegenden, von denen wir hier sprechen, interessiert, ist natürlich die Rasse. Da wird zunächst einmal schlankweg zwischen Weißen und Farbigen unterschieden.[1]) In Cuba machen die Weißen nach dem Census des Jahres 1899 etwa 68 Procent, die Farbigen ein klein wenig über 32 Procent aus, in Portorico die Weißen nicht ganz 62, die Farbigen etwas über 38 Procent. Wenn wir noch die Vergleichsziffer der Vereinigten Staaten nehmen, so sind daselbst 88 Procent Weiße gegen 12 Procent Farbige. Die Bewohner der neuen Acquisitionen sind also jedenfalls für die Vereinigten Staaten coloristisch viel interessanter als die Bewohner des eigentlichen Bundesstaates.

Diese Verhältnisse der Rasse sind es, die wir nun etwas näher analysieren wollen. Sprechen wir zuerst von Cuba.

Das Verhältnis von 68 : 32, wonach also die Farbigen etwas weniger als ein Drittel der Bevölkerung ausmachen, ist nicht immer so gewesen. Das zeigen uns auch die spanischen Zählungen. Wenn wir die Reihe dieser älteren Zählungen zurückverfolgen, so kommen wir beim Jahre 1841 auf einen Punkt, wo das Minimum von Weißen und das Maximum von Farbigen bestanden hat, nämlich 41½ Procent Weiße und somit 58½ Procent Farbige. Dieses Verhältnis hat sich dann langsam verändert, so dass wir jetzt, wie gesagt, statt 58½ Procent nur mehr 32 Procent Farbige haben.

In Portorico liegen die Dinge ähnlich, obwohl hier die Reihe der Zählungen nicht einmal soweit wie hinsichtlich Cubas zurückverfolgt werden kann. Aber bis zum Jahre 1860 zurück sind die Daten leidlich brauchbar, und da waren die Weißen und Farbigen beinahe im Gleichgewicht. Es haben also auch in Portorico die Weißen sehr bedeutend zugenommen und haben das farbige Element zurückgedrängt. Fragen wir weiter, wie es sich mit diesem farbigen Elemente verhält, so bekommen wir alsbald die Aufklärung über diesen Rückgang der Farbigen.

Die Farbigen waren bekanntlich schon in älterer Zeit zum Theil Freie, zum Theil Sclaven; erst nach dem Jahre 1877 ist die Sclaverei in Cuba und Portorico beseitigt worden. Wir haben

[1]) Die 14.614 Chinesen, welche auf Cuba gezählt worden sind, wurden bei der Bearbeitung den Weißen zugerechnet.

also zu fragen, ob diese Veränderung in dem socialen und Rechtszustande der Farbigen nicht einen Einfluss auf ihre Zahl gehabt hat. Das ist unleugbar und auch leicht nachzuweisen.

Im Jahre 1841 war in Cuba der niederste Stand der freien Farbigen, wo sie etwa nur ein Viertel aller Farbigen gegenüber drei Viertel farbiger Sclaven ausgemacht haben; im Jahre 1877, also im letzten Censusjahre vor der Aufhebung der Sclaverei, waren aber schon beinahe 56 Procent Freie und nur mehr 44 Procent Sclaven. Es ist zum mindesten sehr wahrscheinlich, dass durch die Aufhebung der Sclaverei die Anzahl der Farbigen überhaupt abgenommen hat, und zwar aus dem ganz concreten Grunde, weil sie nicht mehr importiert worden sind.

Gehen wir nun auf die wichtigsten einzelnen Kategorien innerhalb dieser beiden Gruppen der Rasse etwas näher ein, so sehen wir, dass die Männer, die in der Gesammtbevölkerung von Cuba, wie wir gehört haben, nahezu 52 Procent ausmachen, bei den Weißen über 54, bei den Farbigen nur 47 Procent betragen. Es gibt also da einen auffälligen Gegensatz. In der weißen Bevölkerung überwiegen die Männer, in der farbigen die Frauen.

Sehen wir, wie es mit den Civilstandsverhältnissen beschaffen ist. Von den Weißen sind $32^1/_2$ Procent verheiratet, von den Farbigen nicht ganz zehn Procent. Dabei ist es nicht ganz uninteressant, zu sehen, wie sich die beiden Geschlechter zu einander verhalten. Die weißen verheirateten Männer haben etwas weniger Antheil an der Gesammtzahl der Männer als die weißen verheirateten Frauen an ihrer Gesammtzahl. Ganz so, nur etwas weniger ausgeprägt, steht die Sache bei den Farbigen. Auch unter der farbigen weiblichen Bevölkerung sind mehr verheiratet als unter der farbigen männlichen. Analysieren wir diese Zahl der verheirateten noch etwas näher, indem wir alle jene ausscheiden, die noch nicht in Betracht kommen, nämlich die noch nicht 15 Jahre alt sind, so kommen wir natürlich denjenigen Verhältnissen noch näher, welche auf die Thatsache des Verheiratetseins einen besonderen Einfluss ausüben. Wir sehen dann, von den weißen Männern sind 30 Procent verheiratet, von den weißen Frauen 35 Procent, dagegen ist in der farbigen Bevölkerung diesbezüglich ein kleiner Unterschied. Die farbigen Männer haben einen etwas größeren Procentsatz Verheirateter als die farbigen Frauen, welcher Unterschied aber nur in geringen Decimalen ausgedrückt erscheint. Fragen Sie schließlich auch noch, wie es mit den Altersverhältnissen der Verheirateten bestellt ist, dann sehen Sie, dass die weißen Männer das Hauptcontingent in der Altersclasse zwischen 45 und 54 haben, die farbigen in einer früheren Altersstufe, nämlich zwischen 35 und 44, die weißen Frauen noch früher, nämlich zwischen 30 und 40, und die farbigen Frauen noch früher, nämlich zwischen 25 und 29 Jahren. Man kann also sagen, die Verhältnisse, die wir im Übrigen noch nicht näher definieren können, bringen es mit sich, dass am frühesten innerhalb der weiblichen farbigen Bevölkernng die Verheiratung eintritt; verhältnismäßig am spätesten bei den weißen Männern. Wenigstens ist die späteste Altersgruppe diejenige, in welcher die weißen Männer das größte Contingent bilden.

Nun können wir auch die Weißen noch etwas näher prüfen. Da unterscheiden wir die eingebornen Weißen und die zugewanderten Weißen und finden sehr auffällige Unterschiede. Innerhalb der eingebornen Weißen machen die Verheirateten nicht ganz 19 Procent aus, innerhalb der Fremden, d. i. der eingewanderten Weißen, beinahe 32 Procent. Die weißen Männer sind also fast doppelt so stark verheiratet, wenn sie eingewandert sind, als wenn sie einheimisch sind. In diese rein populationistischen Dinge spielt zweifellos schon sehr stark das wirtschaftliche Moment.

Wenn wir aber diesen Verhältnissen noch nicht allzu viel Bedeutung beimessen, so fragen wir uns noch nach dem Verhältnisse der Verheirateten innerhalb derjenigen Altersclassen, die überhaupt zum Heiraten geeignet sind. Scheiden wir wieder die Jungen bis 15 Jahre aus, so tritt auf einmal wieder hervor, daß die eingebornen Weißen und die eingewanderten Weißen nahezu gleich viel Verheiratete haben. Was ich also früher als eine Möglichkeit hingestellt habe, nämlich dass wirtschaftliche Factoren Einfluss nehmen, das wird hier sozusagen wieder ausgeschaltet und es stellt sich etwas anderes heraus. Die fremden, eingewanderten Weißen haben viel weniger Kinder, daher ist eine viel größere Quote von ihnen verheiratet, während bei den eingebornen Weißen, welche viel mehr Kinder haben, natürlich die Quote kleiner ist.

Wenn man aber den Zustand der ehelichen Gemeinschaft nicht strenge nach dem Buchstaben des Gesetzes oder nach den Vorschriften der Religion nimmt, so gibt es zweierlei Ehen: legitime und illegitime, und es liegt nahe, dass gerade in den Culturzuständen, die auf diesen Inseln sich vorfinden, die nicht legitime Ehe einen verhältnismäßig großen Antheil hat, und doch muss man auch solchen Geschlechtsverbindungen eine nahezu ebenso große gesellschaftliche Wirkung beimessen. Sie sind gewiss nicht so fest wie Ehen, aber sie sind doch etwas ganz

anderes als der Zustand des Ledigseins. Mit Recht ist daher auch untersucht worden, wie es sich mit diesen nicht vollkomen legitimen Verbindungen verhält, die einen gewissen Zuschlag zu den Ehen geben. Da zeigt sich, dass er nicht ganz gering ist. Unter den Weißen finden sich in Cuba nicht ganz fünf Procent in illegitimer Ehe, unter den Farbigen mehr als dreimal soviel; auf 100 rechtmäßig Verheiratete kommen unter den Weißen nur 23, unter den Farbigen 257 in illegitimer Ehe.

Eine Ergänzung dazu bilden die Verhältnisse der Witwen und die Witwer. Auf 100 Ehemänner entfallen bei den eingebornen Weißen etwa 20, d. h. ein Fünftel Witwer, bei den fremden Weißen 15, bei den Farbigen 17 Procent, dagegen haben die einheimischen weißen Frauen etwa halb soviel Witwen als verheiratete Frauen aufzuweisen. Bei den Fremdgebornen kommen auf 100 Ehefrauen 54 Witwen, bei den Farbigen sogar 58 Procent. Dieser große Unterschied gibt einigermaßen zum Nachdenken Anlass. Es ist ja unleugbar, dass eine analoge Erscheinung überall vorkommt. Es gibt überall mehr Witwen als Witwer. Es scheint aber doch, dass in Cuba die zweite Eheschließung für Frauen besonders erschwert ist, bei den fremden Weißen vielleicht deshalb, weil sie nicht wollen, bei den Farbigen, weil sie nicht können.

Die Kehrseite sind die Ledigen. Sie repräsentieren begreiflicherweise einen sehr bedeutenden Procentsatz. Interessant ist aber speciell jenes Verhältnis, das uns die Quoten der Ledigen in den einzelnen Altersclassen zeigen. Dass in jungen Jahren die Ledigen in der Gesammtbevölkerung sehr stark überwiegen, ist ja erklärlich. Daher haben wir auch zwischen 15 und 19 Jahren bei den weißen und farbigen Männern noch immer 99 Procent Ledige, bei den Frauen aber ist es doch schon ganz anders, da machen die Ledigen etwa 88 und 89 Procent aus. Nun, vom 20. Jahre an, ändern sich die Verhältnisse sehr rasch. Bei den weißen Männern tritt die Quote der Ledigen erst zwischen 30 und 40 Jahren so weit zurück, dass sie etwas weniger als die Hälfte ausmacht, bei den Farbigen sogar noch in einer etwas späteren Periode zwischen 35 und 40 Jahren; bei den weißen Frauen dagegen sind die 50 Procent, die Hälfte, schon ungefähr im 25. Jahre erreicht, und bei den farbigen Frauen nur etwas später, nämlich etwa im 27. bis 28. Jahre.

Damit sind diese demographischen Verhältnisse, soweit sie diese Volkszählung klargelegt hat, in ihren markantesten Thatsachen erschöpft. Nun will ich noch Einiges aus dem Gebiete des culturellen Lebens anfügen.

Die Kinder, welche in die Schule gehen, machen bei der weißen Bevölkerung $16^1/_2$, bei der farbigen beinahe 14 Procent der im Schulalter (5 bis 17 Jahre) stehenden Bevölkerung aus. Es ist also auch mit der Schulbildung der Farbigen nicht viel schlimmer bestellt als mit den Weißen, wenn schon die Schulfrequenz absolut genommen, recht gering ist. Daher ist denn auch im allgemeinen die Quote der Analphabeten doch sehr groß; bei den weißen Männern beinahe die Hälfte, bei den weißen Frauen schon mehr als die Hälfte, bei den farbigen Männern aber schon nahezu drei Viertel, und bei den farbigen Frauen über drei Viertel der über 10 Jahre alten Bevölkerung. Diejenigen, welche lesen und schreiben könnnen, sind bei der farbigen Bevölkerung am stärksten mit 40·6 Procent zwischen 20 und 24 Jahren vertreten und nehmen dann immer ab, bei den Weißen ist das Maximum mit 55·3 Procent doch erst zwischen 25 und 30 Jahren; freilich wird man vielleicht auch dem Umstande Rechnung tragen müssen, dass erst die letzte Generation mehr für die Schule der Farbigen gethan hat; aber zum mindesten wird auch die geringe Nachhaltigkeit des Schulunterrichts hier in Rechnung gezogen werden müssen; während bei den Weißen die literates aller Altersclassen vom 15. Lebensjahre an die Majorität haben, nehmen sie bei den Farbigen in den höheren Altersclassen sehr rasch ab, so dass schon im Alter zwischen 45 bis 54 Jahren nur mehr 15·6 Procent, von 55 bis 64 Jahren nur mehr 10·7 Procent und in höherem Alter nur mehr 7·4 Procent der Farbigen lesen und schreiben können.

Sehr interessant sind die Verhältnisse, welche den Erwerbstand der Rassen betreffen.

Wenn wir für Cuba die Verhältnisse derjenigen, die erwerbsthätig sind, untersuchen, so haben wir unter den Weißen 38 Procent, unter den Farbigen 42 Procent, also etwas mehr; dieses Mehr setzt sich so zusammen, dass die farbigen Frauen viel mehr erwerbsthätig sind, wie die weißen: bei den weißen Frauen machen die erwerbsthätigen noch nicht einmal vier Procent, bei den farbigen dagegen schon über 18 Procent, während die weißen und farbigen Männer in Bezug auf die Erwerbsthätigkeit ziemlich gleich stehen. Und wenn man noch unter den Weißen zwischen einheimischen und fremden unterscheidet, so kommt man zu einem noch merkwürdigeren Resultate. Die weiße einheimische männliche Bevölkerung hat nur 61 Procent Erwerbsthätige, die weiße fremdgeborne, also die eingewanderte 96 Procent; da sind also sehr wenige

andere Menschen unter den Männern als solche, die selbst erwerbsthätig sind. Bei den Frauen sind die einheimischen mit drei, die fremden mit zehn Procent Erwerbsthätigen vertreten. Also auch unter der eingewanderten weißen weiblichen Bevölkerung ist viel mehr Erwerbsthätigkeit als unter der einheimischen.

Wollen wir aber bei der Beurtheilung der Erwerbsthätigkeit noch die Altersclassen mitberücksichtigen, so finden wir Folgendes: Die einheimischen weißen Männer zeigen uns einen Altersaufbau der Erwerbsthätigen, der im Ganzen genommen gut verläuft, also im ersten Decennium des Lebens nicht einmal ein Procent, im zweiten doch schon über die Hälfte und von da an 90 bis 99 Procent. Die fremden weißen Männer haben allerdings in den ersten zehn Lebensjahren auch sehr wenige, aber doch schon 2 Procent, die erwerbsthätig sind als Kinder unter 10 Jahren: zwischen 10 und 14 Jahren haben sie schon 58 Procent dieser Altersclasse als erwerbsthätig und dann durch die ganze Reihe der Altersclassen hindurch immer 97, 98, 99 Procent. Die farbigen Männer stehen in der Mitte; sie haben auch schon in den ersten zehn Lebensjahren mehr als 1 Procent erwerbsthätige Knaben, in der Alterclasse zwischen 10 und 14 Jahren schon etwa 44 Procent und dann ungefähr ebenso ein Maximum, wie bei den einheimischen Weißen. Dass im allgemeinen die Frauen einen geringeren Procentsatz der Erwerbsthätigen haben, ist selbstverständlich; die einheimischen weißen Frauen bringen es aber in keiner Altersclasse über fünf Procent: die fremden weißen Frauen dagegen haben schon in den Altersclassen zwischen 25 und 34 Jahren über 13 Procent Erwerbsthätige; die farbigen Frauen haben noch viel mehr, diese sind schon vom 15. Lebensjahre an sehr stark erwerbsthätig, und haben 20 Procent erwerbsthätige vom 15. Lebensjahre an, 30 und mehr Procent im 45. Lebensjahre. Da sehen Sie also den großen wirtschaftlichen Unterschied zwischen der weißen und farbigen Bevölkerung am deutlichsten ausgedrückt.

Werfen wir nun auch noch einen Blick auf Portorico.

Ich habe schon erwähnt, dass in Portorico die Weißen zwar auch stark im Übergewichte sind, nämlich mit beinahe 62 Procent gegenüber 38 Procent Farbigen, aber doch bei weitem nicht so stark wie in Cuba. Doch auch in Portorico hat sich die Entwicklung ungefähr so vollzogen wie in Cuba. Wir können bis zum Jahre 1802 zurückschauen, wobei allerdings die Daten der älteren Jahre ziemlich unsicher sind, und wir sehen ein Maximum der farbigen Bevölkerung im Jahre 1827 mit etwa $50^1/_2$ Procent gegenüber $49^1/_2$ Procent der weißen Bevölkerung, und von da an nehmen die Farbigen immer ab, mit einer Ausnahme, die nicht ganz aufgeklärt ist. Der spanische Census des Jahres 1897 hat nämlich die niederste Ziffer der Farbigen ergeben, nämlich $35^1/_2$ Procent gegen $64^1/_2$ Procent Weiße, während der amerikanische Census etwas über 38 Procent Farbige ermittelt hat. Zwei Möglichkeiten stehen da offen. Die eine ist die — und das lieben die Amerikaner zu sagen —, der Census vom Jahre 1897 sei schlecht gewesen. Es ist aber eigentlich nicht recht einzusehen, warum der Census vom Jahre 1897 schlechter gewesen sein soll als der vom Jahre 1887, da man nicht annehmen kann, dass die Verwaltung in Portorico so zurückgegangen ist, und man auch nicht annehmen kann, dass die kriegerischen Ereignisse ihre Schatten vorausgeworfen hätten. Es scheint also, dass wirklich eine Bewegung eingetreten ist, und zwar eine Bewegung, die wesentlich darin bestehen musste, dass die Weißen aus Portorico fortgegangen sind, was ich nicht weiß. Jedenfalls dürfte aber diese kleine Differenz schon ausgeglichen sein. Ich zweifle nicht, dass die weitere Entwicklung so verlaufen wird, wie bisher: die Weißen nehmen zu, die Farbigen nehmen ab.

Bei Portorico kann ich auch noch ein neues ethnographisches Moment vorbringen. Man hat hier den Unterschied zwischen Negern und Mulatten näher verfolgt. Die Mulatten machen in Portorico von der gesammten farbigen Bevölkerung etwa $83^1/_2$ Procent aus, bilden also weitaus die Übermacht. Verfolgen wir die Dinge zurück bis zum Anfange des XIX. Jahrhunderts, so sehen wir, dass sie zwar etwas zugenommen haben, aber nicht erheblich; denn schon im Jahre 1812 waren es angeblich 80 Procent unter den gesammten Farbigen, welche Mischlinge waren, so dass die Steigerung der Mischlingsquote eine ziemlich geringe ist. Es scheint also, dass die Mischung zwischen Weißen und Farbigen jedenfalls nicht zugenommen hat; denn die Mischung zwischen den Farbigen untereinander wird nicht so sehr zu beobachten sein.

Das Geschlechtsverhältnis weist zwischen Weißen und Farbigen ähnliche Unterschiede auf wie in Cuba; die ersteren haben in Portorico 53·5 Procent Männer, die letzteren 48·4 Procent. Bei den Negros und Mulatten ist der Weiberüberschuss noch größer, 52·3 Procent, beziehungsweise 53·7 Procent. Ferner bekommen wir aus dem Census von Portorico einen nicht uninteressanten Aufschluss über das, was ich früher schon als Vermuthung angedeutet habe, nämlich

in Bezug auf die Zuwanderung. In Portorico sind beinahe 60 Procent aller über 21 Jahre alten Weißen in Portorico selbst geborn; in Spanien geborene sind nicht ganz 3 Procent, in anderen Ländern geborene nur etwas über 1 Procent, so dass mit den 36 Procent der Farbigen zusammen die Summe sich erschöpft. Hier ist also eine starke Zuwanderung nicht in dem Maße zu beobachten als in Cuba, was bei der außerordentlich dichten Bewohnung, welche Portorico gegenüber Cuba aufweist, begreiflich ist.

Die übrigen demographischen Verhältnisse sind ziemlich ähnlich.

Was die Schulbildung anbetrifft, so sind die Verhältnisse im allgemeinen auch ähnlich, wie in Cuba. Die Weißen schicken aber hier doch nur beinahe 9 Procent, die Farbigen $6^1/_2$ Procent der Bevölkerung zwischen 5 bis 17 Jahren in die Schule; es ist also die Schulfrequenz hier noch erheblich geringer als in Cuba, ohne Unterschied der Farbe. Die Kenntnis des Lesens ist in Portorico daher auch weniger verbreitet als in Cuba, und zwar sowohl bei den Männern wie bei den Frauen, sowohl bei den Weißen wie bei den Farbigen; die farbigen Frauen, die in Bezug auf Schulbildung am niedersten stehen, haben nur 14·2 Procent ihrer gesammten über zehn Jahre alten Anzahl aufzuweisen, welche lesen können: die farbigen überhaupt 15·6 Procent, die weißen Frauen $23^1/_2$, die weißen Männer 30·8, die weißen überhaupt 27 Procent.

Die Negros, welche also hier besonders unterschieden sind, machen in ganz Portorico nur einen verhältnismäßig kleinen Theil aus, es sind in absoluter Zahl 59.000 von 950.000, d. i. etwa 6 Procent und 16 Procent der Farbigen. Die Mulattos dagegen sind mit einer Gesammtzahl von mehr als 300.000 vertreten. Wenn wir diese Unterscheidung auch für die Schulbildung untersuchen, so kommen wir zu der merkwürdigen Thatsache, dass die Negros am meisten Kinder in die Schule schicken, viel mehr als die Mulattos,[1]) und selbst als die Weißen; es scheint, dass hier, was so oft zu beobachten ist, auch wieder eintritt, dass die Mischlinge doch am wenigsten die Voraussetzung, als allgemeine Culturträger zu gelten, haben.

Was endlich die Erwerbsverhältnisse anbetrifft, so sind sie ähnlich gelagert, wie in Cuba; unter den Weißen sind 32 Procent, unter den Farbigen 35 Procent Erwerbthätige. Weitaus den größten Procentsatz, 92 Procent ihrer Gesammtzahl, weisen die auswärtigen weißen Erwerbthätigen aus — es ist also da wieder der beinahe absolute Mangel an Kindern sofort erkennbar — bei den einheimischen weißen Männern sind 56 Procent, bei den einheimischen weißen Frauen 7 Procent und bei den fremden Frauen $9^1/_2$ Procent erwerbthätig. Die Abstände sind also ungefähr dieselben, und es ist klar, dass die Erwerbsverhältnisse verwandt sein müssen, da sie auch eine solche Gliederung der Berufsverhältnisse nach dem Alter zeigen. Dass die Altersverhältnisse auch hier ungefähr zu denselben Abstufungen führen, das zeigt sich auch darin, dass die einheimischen weißen Frauen das Maximum ihrer Erwerbsthätigkeit in den Jahren 15 bis 19 haben, die fremden weißen Frauen zwischen 20 und 24 Jahren, während die farbigen Frauen erst zwischen dem 35. und 44. Jahre, also in einer Periode, in welcher die weißen Frauen schon bedeutend von ihrem Antheile am Erwerbe abgenommen haben, das Maximum ihrer Erwerbsthätigkeit haben.

Nun nur noch ein paar Vergleichungen, die eigentlich auch eine Art Recapitulation sind, zwischen Cuba und Portorico, um sozusagen ein Facit in Bezug auf diejenigen Verhältnisse zu ziehen, auf die es in letzter Beziehung ankommt.

Cuba hat mehr Männer, aber doch nur infolge des Übergewichtes derselben innerhalb der weißen Bevölkerung; Portorico bei allen Rassen (mit Ausnahme der sehr wenig zahlreichen Chinesen) einen Weiberüberschuss (Vgl. Tabelle I).

Cuba hat bei Weißen und Farbigen einen viel kleineren, ja einen anormal kleinen Antheil von Kindern im Vergleich zu Portorico; dieses sogar größere Quoten der Kinderbevölkerung bei Weißen und Farbigen als die Vereinigten Staaten von Amerika. Abgesehen von der ersten Altersgruppe aber baut sich die Alterspyramide in beiden Gebieten ziemlich regelmäßig auf, nur dass die mit 50, 60 und 80 Jahren beginnenden Gruppen kleine Ausspränge sowohl in Cuba wie in Portorico aufweisen, welche in dem Altersaufbau der Vereinigten Staaten fehlen, und überhaupt als, auch sonst weitverbreitete und den Fachmann nicht überraschende, Zählungsfehler sich darstellen (vgl. Tabelle II).

Wir haben in Cuba unter den Weißen 38 Procent Erwerbtreibende kennen gelernt, unter den Farbigen 42 Procent, in Portorico unter den Weißen 32 Procent, unter den Farbigen 35 Procent; in den Vereinigten Staaten, welche ich zum Vergleiche noch heranziehen will, sind aber $35^1/_2$ Procent unter den Weißen, fast 42 Procent unter den Farbigen. Sie sehen also, Portorico

[1]) Das Censuswerk (S. 85) bezweifelt die Richtigkeit der Angaben bezüglich der Negros.

und Cuba bilden gewisse Gegensätze, zwischen welchen, was das Verhältnis der Weißen und Farbigen im Erwerbe anbetrifft, die Vereinigten Staaten eine Art von Mittelstellung einnehmen. Sodann ist zu ersehen, dass die männliche weiße Bevölkerung in Cuba in Bezug auf die Erwerbsthätigkeit im allgemeinen ungleich stärker vertreten ist, als in Portorico, 68·4 Procent gegen 57 Procent, während sich die weibliche weiße Bevölkerung gerade umgekehrt verhält, 3·6 Procent gegen 7·5 Procent. Die farbigen Männer sind in beiden Staaten ungefähr im selben Verhältnisse wie die weißen erwerbthätig; die farbigen Frauen dagegen machen in Cuba einen viel größeren Procentsatz, 18·2 Procent, aus als in Portorico, 13·8 Procent, und übertreffen daher auf beiden Inseln die Quote der erwerbthätigen weißen Frauen sehr bedeutend (Vgl. Tabelle III.)

Ich könnte dann endlich auch noch auf einige andere verwandte Gebiete hinweisen, um Ihnen zu zeigen, welche Ausnahmsstellung Portorico und Cuba im mittelamerikanischen Inselgebiete einnehmen. Wenn wir uns erinnern, dass wir für Cuba 68 Procent Weiße und 32 Procent Farbige, für Portorico 62 Procent Weiße und 38 Procent Farbige gefunden haben, so werden wir einigermaßen die Wichtigkeit dieser Vertretung des weißen Elementes ermessen, wenn wir z. B. sehen, dass in Bermudas nur 38 Procent Weiße und beinahe 62 Procent Farbige sind, dass in Barbados noch nicht einmal 9 Procent Weiße 91 Procent Farbigen gegenüberstehen und dass die anderen Inseln des grossen Archipels noch niedrigere Ziffern aufzuweisen haben.[1]) Damit ist ja bei weitem nicht alles erschöpft, was ich Ihnen über diese Rassenverhältnisse auf Grund der beiden Censuse sagen könnte, aber ich denke doch, dass zweierlei daraus resultiert:

Erstens materiell, dass in Cuba sowohl wie in Portorico wesentliche Voraussetzungen für ein gutes Gedeihen der weißen Bevölkerung und der Entwicklung ihrer demographischen Momente sich ergeben, und

zweitens, dass die Vereinigten Staaten, indem sie die That eines Census auf diesen beiden Inseln vollführt haben, ein sehr starkes Argument zu Gunsten ihrer Herrschaft auf diesen Inseln beigebracht haben.

Tabelle I.

Procente der Bevölkerung nach Geschlecht und Rassen.

Rassen	Portorico		Cuba	
	Männer	Frauen	Männer	Frauen
Weiße	49·9	50·1	53·5	46·5
Farbige	48·9	51·1	48·4	51·6
Negros	49·0	51·0	47·7	52·3
Mischlinge	48·9	51·1	46·3	53·7
Chinesen	88·0	12·0	98·9	1·1
Zusammen	**49·5**	**50·5**	**51·8**	**48·2**

Tabelle II.

Procente der Rassen nach Altersgruppen.

Altersgruppen	Portorico		Cuba		Vereinigte Staaten	
	Weiße	Farbige	Weiße	Farbige	Weiße	Farbige
0— 4	15·8	15·8	8·2	8·5	12·0	13·9
5— 9	14·8	15·4	14·6	14·0	11·8	14·5
10—14	12·9	13·3	14·2	13·5	10·9	13·7
15—19	9·8	9·8	11·7	10·7	10·3	11·6
20—24	9·4	9·1	10·4	8·5	9·9	9·8

[1]) Jamaica 97·7 Procent, Leewardsinseln 96 Procent, St. Vincent 94 Procent, Turks und Caicos 91·9 Procent, Barbados 91·4 Procent, Bahama 74·7 Procent Farbige.

Altersgruppen	Portorico		Cuba		Vereinigte Staaten	
	Weiße	Farbige	Weiße	Farbige	Weiße	Farbige
Fortsetzung.						
25—29	8·9	8·7	9·2	7·7	8·5	7·7
30—34	6·9	6·5	7·9	6·9	7·6	5·7
35—39	5·1	4·8	6·6	5·8	6·3	5·6
40—44	4·7	4·6	5·4	5·5	5·2	4·2
45—49	2·8	2·7	3·7	4·0	4·5	3·7
50—54	3·4	3·6	3·1	4·7	3·8	3·1
55—59	1·6	1·6	1·9	2·7	2·8	1·9
60—64	1·9	2·0	1·6	3·4	2·4	1·8
65—69	0·7	0·7	0·7	1·3	1·7	1·1
70—74	0·6	0·7	0·5	1·3	1·2	0·8
75—79	0·2	0·2	0·2	0·4	0·7	0·4
80—84	0·3	0·3	0·1	0·6	0·3	0·3
85—89	0·1	0·1	—	0·1	0·1	0·1
90—94	0·1	0·1	—	0·2	—	0·1
95—99	—	—	—	0·1	—	—
100	—	—	—	0·1	—	—
Zusammen	100·0	100·0	100·0	100·0	100·0	100·0

Tabelle III.

Procente der erwerbthätigen Bevölkerung.

Land	Männer		Frauen		Im Ganzen	
	Weiße	Farbige	Weiße	Farbige	Weiße	Farbige
Portorico	57·0	56·7	7·5	13·8	32·1	34·8
Cuba	68·4	67·6	3·6	18·2	38·3	42·1
Vereinigte Staaten	58·9	57·4	11·0	25·8	35·5	41·8

5. Herr Dr. Wilhelm Hein hält einen Vortrag über

Die Ceremonie des neuen Feuers bei den Hopi-Indianern

nach einer von J. Walter Fewkes veröffentlichten Untersuchung. Den Inhalt des Vortrages gibt der Literaturbericht in diesen Mittheilungen, S. 107.

Außerordentliche Versammlung am 16. April 1901.

Herr Universitätsprofessor Dr. Eduard Seler (Berlin) hält einen Vortrag über

Die neuen Ausgrabungen am Orte des großen Tempels in México.

Dieser Vortrag wird als Abhandlung erscheinen.

Außerordentliche Versammlung am 19. April 1901

im Saale des Ingenieur- und Architektenvereines.

Vorsitzender: Dr. Karl Ritter Brunner v. Wattenwyl.

1. Der Vorsitzende gibt der äußerst zahlreichen Versammlung ein in großen Zügen entworfenes Bild von der Bedeutung altmexikanischer Forschungen, welche durch die bahnbrechenden Arbeiten des Herrn Universitätsprofessors Dr. Eduard Seler einen hohen Aufschwung genommen haben, und begrüßt die Gattin des Gelehrten, die nicht nur die treue Begleiterin auf seinen Reisen war, sondern auch selbst schriftstellerisch thätig ist.

2. Frau Cäcilie Seler (Berlin) hält einen Vortrag,

Reisebilder aus México und Guatemala

mit Vorführung von Skioptikonbildern,

von dem sie nachfolgenden Auszug mittheilt:

Da es nicht möglich ist, im Rahmen eines Vortrages die ausführliche Beschreibung einer Reise zu geben, die sich über ein Jahr und acht Monate ausdehnte, so konnte ich nur einige flüchtige Eindrücke schildern, gleichsam mit Hilfe des Skioptikons ein Bilderbuch aufblättern. Doch glaubte ich in einer kurzen Einleitung einiges über die Bewohner der durchreisten Länder sagen zu müssen, da die Bezeichnung Indianer allzu leicht Missverständnisse hervorzurufen geeignet ist.

Die Eingebornen von México und Guatemala waren schon zur Zeit der spanischen Eroberung ansässige, ackerbautreibende Leute mit Ausnahme des von schweifenden Jägerstämmen erfüllten Nordens der heutigen Republik México, der aber den alten Mexikanern vermuthlich ganz unbekannt war. Sie haben sich daher auch den neuen Verhältnissen gegenüber besser behaupten können als die Indianer Nordamerikas und sind nicht etwa eine aussterbende, dem Untergange geweihte Rasse wie diese, sondern ein in steter Vermehrung begriffenes Volk, das seine alten Sprachen spricht und in der Weise seiner Vorfahren fast unverändert weiterlebt. Vielfach natürlich hat Mischung mit Europäern stattgefunden, und je stärker in dieser das einheimische Blut überwiegt, umso besser ist sie. Vielfach auch sind die Indianer hispanisiert worden in Sprache, Tracht und Sitten; aber es gibt Gegenden, wo sie in compacten Massen beieinander wohnen und sich misstrauisch gegen das Eindringen fremder Elemente wehren. Es wäre jedoch ein großer Irrthum, anzunehmen, dass das indianische Element etwa nicht bildungsfähig in unserem Sinne sei. Bis in die höchsten Staatsämter hinauf und unter den Gelehrten des Landes finden wir theils Vollblutindianer, theils Mischlinge, bei denen das einheimische Blut stark überwiegt.

Die Bilder führten zunächst nach dem Patzcuarosee in Michoacan, wo noch heute der Stamm der Tarasca wohnt, die ihre Unabhängigkeit von dem Aztekenreich bis zur Conquista bewahrten und eine dem Mexikanischen fernstehende Sprache reden. Es folgten Straßenbilder und Alterthümer aus Oaxaca. Ferner eine längere Reihe von Bildern aus dem Bergland der Mixteca Alta und vom Isthmus von Tehuantepec. Einige Landschaften, Städtebilder, Alterthümer verschiedener Art und ein paar Gruppen von Indios führten durch Chiapas bis zur guatemaltekischen Grenze. Da wir in deren Nähe längere Zeit zum Zwecke von Ausgrabungen verweilten, zeigte ich auch ein paar Landschafts- und Alterthumsaufnahmen aus Chaculá und daran anschließend aus der Sierra Madre, die man in einer Höhe von nahezu 11.000′ überschreiten muss, um die Hauptstadt von dieser Seite zu erreichen. Von der Stadt Guatemala aus unternahmen wir längere und kürzere Ausflüge nach verschiedenen Richtungen, von denen ich zunächst die Gegend vorführte, die sich um den Fuß der beiden Vulcane Agua und Fuego gruppiert, d. i. einerseits an der Nordseite die alte, durch Erdbeben zerstörte Hauptstadt, unter dem Namen La Antigua bekannt, und ferner die Kaffeeregion an dem herrlichen Südabhang des Fuego, die sich bis zur heißen Ebene hinabzieht, nach Santa Lucia Cozumalhuapa, wo uns archäologische Arbeiten einige Zeit fesselten.

Zum Schlusse führte ich einige der prachtvollen, inmitten einer wundervollen Umrahmung von tropischem Urwalde märchenhaft anmuthenden Denkmäler von Quiriguá vor, jener Monolithen, die einen Begriff geben von dem Geschick und Kunstfleiß einer verschwundenen Culturepoche, deren Deutung wohl noch manches zur Aufhellung des Dunkels beitragen wird, das über jener Zeit zum Theil noch lagert.

Sitzung des Comités für praktische Arbeiten am 10. Mai 1901.

Anwesend: Vorsitzender Dr. Karl Ritter Brunner v. Wattenwyl, Dr. Wilhelm Hein, Franz Ritter v. Hopfgartner, Karl Freiherr v. Schlosser, Arthur Freiherr Schwäger von Hohenbruck.

Der erste Secretär theilt mit, dass der für das Jahr 1901 zur Verfügung stehende Fond für praktische Arbeiten sich aus folgenden Posten zusammensetzt:

Rest vom Vorjahre	K	107·78
Subvention Sr. Majestät	»	2000·—
und Subvention des hohen Ackerbauministeriums	»	400·—
Er weist demnach eine Gesammtsumme von	K	2507·78 auf.

Es erfolgt hierauf die Berathung über die vorliegenden Arbeitspläne und Subventionsgesuche.

Ausschuss-Sitzung am 10. Mai 1901.

Anwesend: Vorsitzender Dr. Karl Ritter Brunner v. Wattenwyl, Dr. Wilhelm Hein, Franz Ritter v. Hopfgartner, Dr. Karl Theodor v. Inama-Sternegg, Dr. Josef Karabacek, Felix Karrer, Dr. Otto Müller, Karl Freiherr v. Schlosser, Dr. Leopold v. Schroeder, Arthur Freiherr Schwäger v. Hohenbruck, Dr. Sigmund Wahrmann.

1. Gestorben sind das Ehren- und unterstützende Mitglied
Gundaker Graf Wurmbrand-Stuppach, k. u. k. Geheimer Rath und Kämmerer in Graz,
das unterstützende Mitglied
Stefan Delhaes, Historienmaler in Wien,
und die wirklichen Mitglieder
Dr. Karl Maria Faber in Graz und
Leopold Rosenberg in Wien.
Ausgetreten ist das wirkliche Mitglied
Dr. Ludwig Schaffer, k. u. k. Regimentsarzt i. P. in Wien.
Aufgenommen werden als wirkliche Mitglieder
Dr. Eduard Braun, Director des Kaiser Franz Josephs-Museums in Troppau,
Anna Chamberlain, Schriftstellersgattin in Wien,
Salo Cohn, Privatier in Wien (als lebenslängliches Mitglied),
Bartholomäus Hutter, k. k. Oberbergrath in Salzburg,
Emerich Kohn, stud. phil. in Wien,
C. E. Landgren in Helsingborg (Schweden) und
Dr. Wilhelm Anton Neumann, k. k. Universitätsprofessor in Wien.

2. Der erste Secretär legt die Vorschläge des Comités für praktische Arbeiten für die im Jahre 1901 vorzunehmenden Grabungen und Forschungen vor.
Es wird folgende Vertheilung des Fondes beschlossen:

Herrn Custos Josef Szombathy für Ausgrabungen in Krain . . .	K	800·—
Herrn Lehrer Ludwig Mattula in Unter-Retzbach für Erdstallforschungen	»	100·—
Herrn Prof. Karl Fuchs in Kronstadt für Bauernhausforschungen im Gömörer Comitat		150·—
Herrn Lehrer J. R. Bünker in Ödenburg für Aufnahmen von Brennöfen in Stoob und von Bauernhäusern in Mörbisch am Neusiedler See		100·—
Für Anfangsarbeiten zur Auffindung der vermutheten prähistorischen Ansiedlung auf dem Hallstätter Salzberg		200·—
Als Reservefond verbleibt ein Betrag von	»	1157·75

Die Bewilligung des Betrages von K 200·— für versuchsweise Grabungen bei Hallstatt erfolgte auf Grund eines Schreibens des Herrn Sanitätsrathes Dr. A. Lissauer in Berlin vom 15. Februar 1901 an den Präsidenten, in welchem es heißt:

»Es handelt sich darum, die Wohnungen der alten Hallstatt-Bevölkerung oben am Salzberg aufzufinden. Nach Ansicht des erfahrenen Obersteigers Isidor Engl in Hallstatt, der bei allen bisherigen Ausgrabungen dort oben zugegen gewesen ist, müssen diese Wohnungen an der Stelle gesucht werden, wo bereits die Balkenconstruction eines Hauses früher aufgedeckt ist, dessen Dach ich wahrscheinlich vor zwei Jahren nicht weit davon, unter der von oben herabgeschwemmten Erde bloßgelegt hatte. Nach seiner Meinung sind im Laufe der Jahrtausende von oben herab riesige Erdmassen auf die alten Wohnstätten hinabgeschwemmt worden, welche man erst wieder abfahren muss, um auf die Häuser zu kommen. Um nun damit einen Anfang zu machen, würde es genügen, wenn etwa zehn Personen in der besten Jahreszeit, Juli-August, oben mit dem Spaten vorsichtig arbeiteten, natürlich unter Leitung eines Sachverständigen, den Sie hinschicken müssten, und der oben sich gänzlich einquartierte. Herr Engl will mit seinem Rath die Gesellschaft unterstützen, aber nicht oben bleiben. Daher ist es wohl am besten, die Gesellschaft forderte ihn direct zu einem Gutachten und Voranschlag auf.«

3. Der erste Secretär berichtet über die Vorarbeiten für die Excursionen nach Linz-Hallstatt, Krems-Göttweig und Kreuzenstein-Ober-Gänserndorf.

4. Die k. k. zoologisch-botanische Gesellschaft in Wien sendet ein Dankschreiben für die Begrüßung durch den Herrn Vicepräsidenten Dr. Karl Ritter Brunner v. Wattenwyl bei der Feier ihres 50jährigen Bestandes.

Herr Émile Guimet, Director des Musée Guimet in Paris, dankt für seine Ernennung zum Ehrenmitglied.

Der Vorstand der Abtheilung für Anthropologie und Ethnologie der 75. Versammlung Deutscher Naturforscher und Ärzte in Hamburg im September 1901 übermittelt eine Einladung.

Herrn P. Lambert Karner wird für seine von der hohen Akademie der Wissenschaften unterstützte Arbeit über Erdställe die angesuchte leihweise Überlassung von Zinkstöcken bewilligt.

Herrn Rath Felix Kanitz wird für die angebotene Überlassung von Schriften, die für die Geschichte der Gesellschaft von Wert sind, der Dank ausgesprochen.

Der Bibliothekar des Anthropological Institute in London, Herr N. W. Thomas, übersendet ein Rundschreiben, in welchem er vorschlägt, eine jährliche Bibliographie auf gemeinsame Kosten der verschiedenen anthropologischen Gesellschaften herauszugeben.

Die Société d'Anthropologie in Paris theilt mit, dass sie sofort nach jeder Sitzung ein kurzes Resumé an die Schwestergesellschaften versendet, und ersucht um Einhaltung des gleichen Vorganges von Seiten der anderen Gesellschaften.

Dem Koninklijk Instituut voor Taal-, Land- en Volkenkunde im Haag werden auf Ansuchen die Bände II—X kostenfrei überlassen.

Excursion nach Mödling am 12. Mai 1901.[1])

Diese gemeinsam mit dem Wissenschaftlichen Club unternommene Excursion galt der für diesen Tag anberaumten Eröffnung des Localmuseums der Ortsgruppe »Mödling« des Vereines der niederösterreichischen Landesfreunde, der Besichtigung der prähistorischen Wälle auf dem Kalenderberg und auf dem Frauenstein, der Missionsanstalt St. Gabriel und der Schädelsammlung im Hyrtl'schen Waisenhaus.

An dem Ausfluge nahmen 47 Herren und Damen mit dem Herrn Vicepräsidenten Dr. Karl Ritter Brunner v. Wattenwyl an der Spitze theil, die am Mödlinger Bahnhofe von zwei Mitgliedern der Ortsgruppe »Mödling«, dann von Vertretern der Hauptgruppe »Baden« und der Ortsgruppen »Fischau« und »Kaltenleutgeben« des Vereines der niederösterreichischen Landesfreunde unter Führung unseres Mitgliedes Herrn Franz Skribany begrüßt wurden. Nach einem kurzen Frühstück im Gasthof »zur Krone« begaben sich die Theilnehmer in das Museum, das sich in den unteren Räumen einer Schule befindet. Dort wurden sie von Herrn Vicebürgermeister Vincenz Geyeregger mit den Gemeinderäthen und von Herrn Prof. P. Wilhelm Schmidt, dem Vertreter des Missionshauses St. Gabriel, erwartet. Der Herr Vicebürgermeister hielt hierauf folgende Ansprache:

»In Verhinderung unseres Bürgermeisters Herrn J. Thoma, welcher in Angelegenheit der hier zu erbauenden Militärakademie für heute Vormittag zum Kriegsministerium nach Wien be-

[1]) Dieser Bericht ist nach verschiedenen Mittheilungen zusammengestellt. Vgl. auch die »Mödlinger Zeitung«, Nr. 20, 1901. (Die Red.)

rufen wurde, gereicht es mir zur besonderen Ehre, mich einer sehr angenehmen Aufgabe zu entledigen, und zwar der ehrenvollen Aufgabe, Sie, meine hochverehrten Herren der Anthropologischen Gesellschaft und des Wissenschaftlichen Clubs in Wien, nebst den hier anwesenden Herren der Niederösterreichischen Landesfreunde namens der l. f. Stadt Mödling auf das freundlichste zu begrüßen und willkommen zu heißen.

Nehmen Sie, hochverehrte Anwesende, die Versicherung entgegen, dass die Gemeinde Mödling den heutigen Tag mit großen Lettern verzeichnen wird, an welchem sich Männer zusammengefunden haben, an welchem sich Capacitäten der Wissenschaft, Capacitäten der Geschichte der

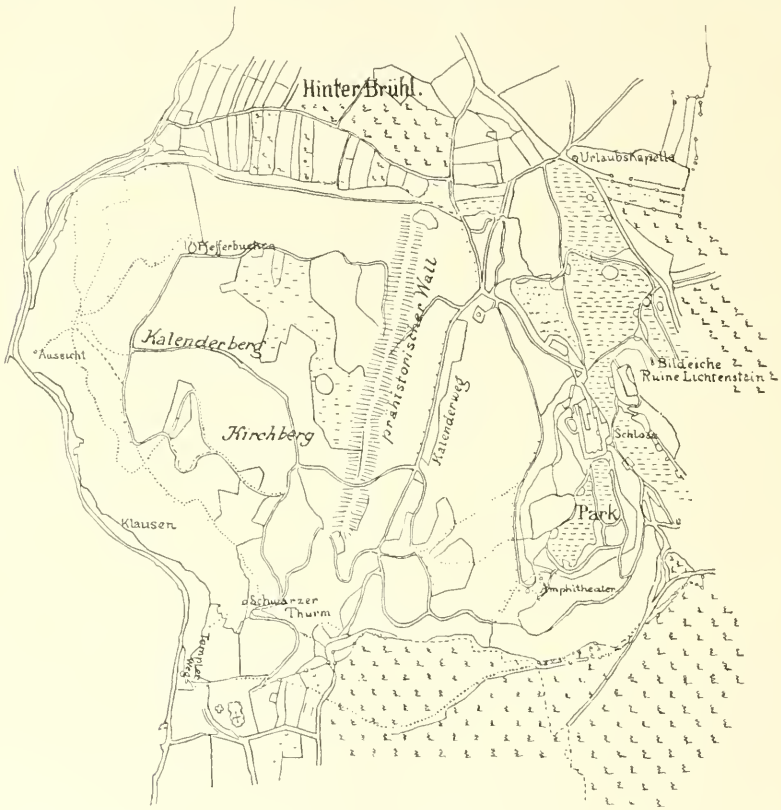


Abb. 38. Lage des prähistorischen Walles auf dem Kalenderberg

Mühe unterzogen haben, sich nach unserem alten Mödling zu begeben, um unser, wenn auch noch kleines Museum, mit Sammlungen aus prähistorischem Gebiete zu besichtigen, was wohl für die Gemeinde Mödling und deren Geschichte für die Folge von großer Bedeutung und eminentem Vortheile sein wird und so manchen und vielen eine Anregung geben dürfte, sich für die gute Sache, die nicht nur wir, sondern auch unsere Nachkommenschaft in der Zukunft zu schützen wissen werden, zu interessieren und dafür einzutreten. Ebenso bitte ich Sie, meine hochverehrten Anwesenden, überzeugt zu sein, dass die Gemeinde Mödling und deren Vertretung dem Vereine der niederösterreichischen Landesfreunde stets wohlwollend und sympathisch gegenübersteht, und

ich glaube dies am besten dadurch zu documentieren, dass die Gemeindevertretung das seinerzeitige Ersuchen des Vereines wegen Überlassung eines Locales sofort mit Freuden begrüßte und in der nächsten Sitzung den einhelligen Beschluss gefasst hat, dieses, wenn auch noch kleine und sehr bescheidene Local sofort zu überlassen.

Ebenso können Sie schon heute versichert sein, dass, wenn die Bedürfnisse des Vereines nach einem größeren Locale sich fühlbar machen werden, die Gemeinde nicht ermangeln wird, auch diesem Wunsche nachzukommen.

Um nun endlich zur Eröffnung unseres Museums zu schreiten, glaube ich keine bessere Gelegenheit zu finden und der Eröffnung kein würdigeres Gepräge geben zu können, als desjenigen zu gedenken, welcher uns allen gewiss immer voran und Förderer und Beschützer aller wohlthätigen und gemeinnützigen, insbesondere aber aller wissenschaftlicher Institute ist, und ich bitte Sie demnach mit mir in den Ruf einzustimmen: Se. Majestät unser erhabener Monarch Kaiser Franz Joseph I. lebe hoch!

Somit erkläre ich das Museum für eröffnet.«

Vicepräsident Hofrath Brunner v. Wattenwyl dankte für den freundlichen Empfang und führte aus, wie erfreulich es sei, dass die Stadt Mödling, die von der Natur mit vielen Reizen geschmückt wurde, auch der Wissenschaft eine Stätte bereitet hat.

Das neue Mödlinger Museum befindet sich, dank dem liebenswürdigen Entgegenkommen des Herrn Bürgermeisters und Landtagsabgeordneten J. Thoma, in einem von der löblichen Stadtgemeinde Mödling im Gebäude der »Mädchen-Bürgerschule« (Babenbergergasse 20) gewidmeten Raume und repräsentiert sich, wenngleich erst in der Anlage begriffen, schon recht gut. Das Museum ist derzeit ein Filialmuseum der »Niederösterreichischen Musealsammlungen« des Vereines der niederösterreichischen Landesfreunde in Baden und soll sich mit der Zeit in ein specielles Ortsmuseum für Mödling umgestalten. Naturgemäß kann bei der räumlich beschränkten Localität des jetzigen Museums auf eine planmäßige Aufstellung der vorhandenen Gegenstände keine Rücksicht genommen werden, und es sind daher alle zur Schau ausgestellten Gegenstände nur in eine Anordnung gebracht, welche die momentane Übersichtlichkeit gestattet.

Das Hauptinteresse bieten die prähistorischen Sammlungen, unter diesen eine gut gewählte Suite von Funden von der Malleiten bei Fischau, von der Königshöhle bei Baden und sehr interessante Gefäßreste in Bombenform aus einer Siedlung im derzeitigen Badener Stadtgebiete; außerdem erscheinen die speciellen Mödlinger Objecte insoferne besonders beachtenswert, als dieselben uns ein vollkommenes Bild der Ansiedlungsverhältnisse Mödlings im neolithischen Zeitalter gewähren. Außer diversen Einzelfunden (Streufunden) sind insbesondere die Aufsammlungen vom Kalenderberg und dem Frauenstein durch eine lange Reihe von Gefäßfragmenten, Reibsteine, Spinnwirtel, bearbeitete Knochen, Feuersteinsplitter u. s. w. sehr lehrreich; der Kalenderberg bietet auch eine Analogie zu der Malleiten, da auf demselben die fast ganz gleiche Mondidolart vorkommt, was bis jetzt auf einer Zwischenstation (Rauheneckerberg bei Baden) nicht nachgewiesen werden kann.

Auch sonst gleicht der Kalenderberg (Abb. 38) den erwähnten Höhenansiedlungen bei Fischau und Baden, nur ist er bedeutend größer und in der Wallerhaltung deutlicher und großartiger ausgeprägt.

Die Funde vom Frauenstein, der gegenüber dem Kalenderberg liegt und derzeit unbewaldet ist und ebenfalls eine deutliche Wallabschließung (gegen Süden) zeigt (Abb. 39), sind zwar den Gegenständen vom Kalenderberg sehr ähnlich, aber im Materiale kräftiger und roher und dürften daher auch älter sein. Bei dem Mangel an Beinsachen oder Thierresten kann die Annahme, dass diese Höhe nur vorübergehend oder nur kürzere Zeit benützt wurde, an Glaubwürdigkeit gewinnen. Von diesem Fundplatz stammt auch ein fast ganzes rothes Kleingefäß.

Die zur Zeit der Eröffnung des Museums eingestellte sehr hübsche Sammlung des Herrn Josef Teplarek (Steinartefacte aus Pulkau) wurde seither durch den Domicilwechsel des Genannten leider dem jungen Unternehmen entzogen; die dadurch entstandene Lücke fand aber durch andere, ebenfalls dem Waldviertel entstammende Funde eine gleichwertige Ergänzung.

Eine prächtige und local und landesgeschichtlich sehr bedeutende Erwerbung ist ferner der 1900 in Mödling aufgefundene Römerstein mit nachstehender Inschrift:[1])

[1]) Vgl. den Niederösterreichischen Landesfreund, IX. Jahrgang, 1900, Nr. 5—6, S. 48.

D (IS) S (IGNUM) S (ACRUM) M (ANIBUS).
FL (AVIUS) - FLAVI
ANO — TRO (?)
FLAVI NI FIL (IO)
MIL (ITI) - LEG (IONARIO) -
X GEM (INATAE) -
STIP (ENDIA) - VII
F (ACIENDUM) - C (URAVIT) -
S
S

Die römische Abtheilung besitzt außer einigen in Mödling gefundenen Münzen noch verschiedene Gegenstände aus Ödenburg, Deutsch-Altenburg und Baden.

Unter den keramischen Objecten verdient ein sehr schöner frühmittelalterlicher, einseitig gehenkelter und mit Kreuzmarke versehener Topf aus grauem Thon mit nach innen gebogenem Rande (ausgegraben in der Maria-Enzersdorferstraße an der Ecke der Berggasse) besondere Erwähnung. Eine Collection von Erzeugnissen bäuerlicher Majolika, zwei sehr schöne Weihbrunnkessel, diverse Weinkrüge, Schalen und Teller vervollständigen diese Abtheilung.

Die alte Glasware ist derzeit schwach vertreten, dagegen ist die volkskundliche Abtheilung an Eisen- und Holzgegenständen schon ziemlich reichhaltig. Zwei sehr nette Renaissance-Armleuchter aus Holz, sowie vier alte Apothekertiegel sind durch Alter und Ausführung auffallend.

Einige aus einem alten Reliquienschrank stammende kirchliche Gegenstände, eine sehr alte Harfe, diverse Haus- und Handwerksgeräthe und endlich einige Folterwerkzeuge bürgerlicher Justiz bieten locales Interesse.

Eine Münzensammlung, dann der in allen Museen sich ansammelnde »Kleinkram kunstgewerblicher Art«, darunter eine Tabakdose mit einem sehr interessanten weiblichen Porträtkopf, alte Spielkarten, Fächer, Geldtäschchen, Heiligenbilder, Gnadenpfennige u. s. w. geben ein erfreuliches Bild fortgesetzter Sammelthätigkeit.

Diverse Bilder, Mödlinger Ansichten, Karten und Pläne, Porträts und eine Anzahl von Wappen bilden den Übergang von Einst zu Jetzt und den Anfang der Entwicklung eines reinen Ortsmuseums.

Eine Collection von alten Büchern, Urkunden und Schriften, welche sich meist auf die Geschichte Mödlings beziehen, sowie diverse Mödlinger Innungsdocumente bezeugen, dass mit dem Museum zugleich ein kleines Archiv entstand, das für die Zukunft zu großen Hoffnungen berechtigt.

Schließlich sei noch auf einen Theil eines Kopfskelettes vom Rhinoceros aus dem Eichkogelsteinbruche hingewiesen.

Das kleine, schon in seinen Anfängen so viel versprechende Ortsmuseum wird von seinem eigentlichen Gründer, dem Redacteur Herrn Franz Skribany, selbst verwaltet und kann mit den bekannten Grundsätzen der niederösterreichischen Landesfreunde, welche alles, selbst das Kleinste mit großer Sorgfalt beachten, einst noch gewiss eine Sehenswürdigkeit Mödlings werden.

Nach dem Besuche des Museums wurde unter Führung des Herrn Franz Skribany die prähistorische Wallanlage auf dem Kalenderberg einer eingehenden Besichtigung unterzogen, die sich über das ganze weitausgedehnte Ansiedlungsplateau erstreckte. Wer da wollte, konnte mit leichter Mühe ein prähistorisches Scherbenstück auflesen und zur Erinnerung mitnehmen. Auf dem Rückwege fesselte der Karner bei der Pfarrkirche die Aufmerksamkeit, und manche der Theilnehmer stiegen in das dunkle Innere hinab und wunderten sich über die modernen Aufbaue aus Knochen, die gespenstig aus dem Finstern hervorleuchteten. Aus diesem Karner stammt die Schädelsammlung im Hyrtl'schen Waisenhaus.

Nach der Mittagstafel im Gasthofe »zum goldenen Hirschen« wurde das Missionshaus St. Gabriel, das auf dem Gemeindegebiete von Maria-Enzersdorf steht, in seiner ganzen weitläufigen Ausdehnung unter Führung unseres Mitgliedes, des Herrn Professors P. Wilhelm Schmidt und des Herrn P. Kreichgauer, eines ehemaligen Assistenten an der physikalischen Reichsanstalt in Berlin und Schülers von Helmholtz, besichtigt.

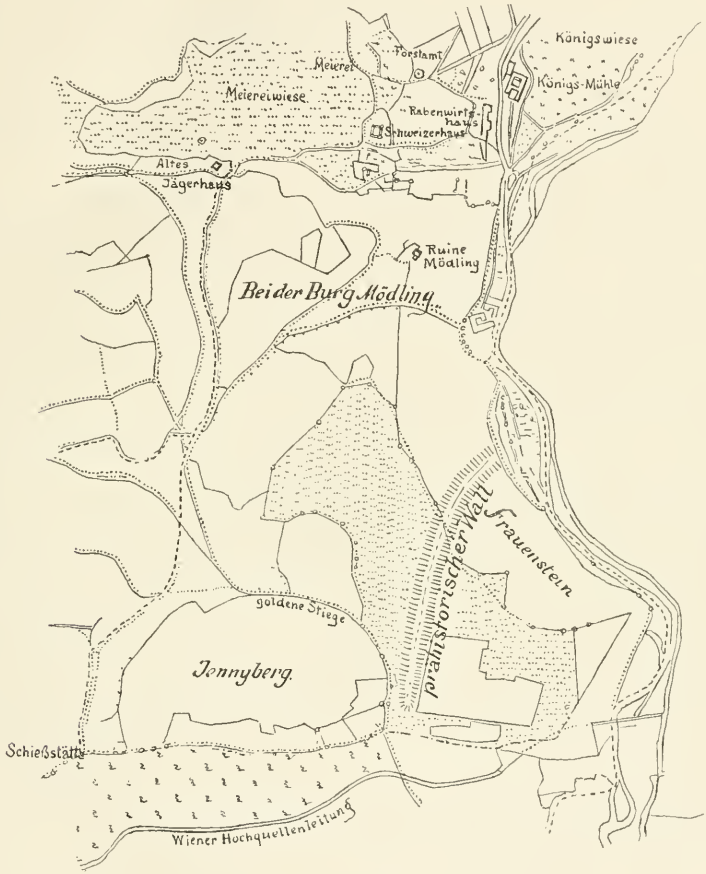


Abb. 39. Lage des prähistorischen Walles auf dem Frauenstein

Dort erregte neben der Kirche mit der in ungewöhnlichen Dimensionen gehaltenen Krypta und den ausgedehnten Wirtschaftsanlagen das Hauptinteresse das ethnographische Museum, welches sich zum Ziele gesetzt hat, die ethnographischen Verhältnisse jener Länder, sowie auch deren Umgebungen, darzustellen, in denen die »Gesellschaft des göttlichen Wortes« thätig ist. Sie besteht aus drei Abtheilungen: China (speciell Süd-Schantung), Westafrika (speciell Togo), Melanesien (speciell Deutsch-Neuguinea). Die erste und letzte Abtheilung sind bereits katalogisiert und enthalten

erstere 542, letztere 493 Nummern; die westafrikanische dürfte über 200 Nummern enthalten. Aus der chinesischen Abtheilung seien besonders hervorgehoben: die Figurine eines Militärmandarins in seiner Kleidung, eine Sammlung der verschiedenen Waffenarten, Musikinstrumente, Rangzeichen des chinesischen Mandarinats, zwei Sammlungen Handzeichnungen aus dem XVI. oder XVII. Jahrhundert und ein Etwas, das kein europäisches Museum besitzen dürfte: zwei Inschriftentafeln in der bekannten länglichen Form, die Herzog Kung, augenblicklich das Haupt der Nachkommenschaft des Confucius, dem P. Stenz als seinem »ältesten Bruder« verehrte. Die Abtheilung Melanesien repräsentiert aus Deutsch-Neuguinea vorzüglich Berlinhafen und Umgebung, dann auch Potsdamhafen (Monumbo). Zu erwähnen wären hier eine Anzahl Masken, Kopfbänke, Wurfhölzer, eine Signaltrommel, ein Schlafsack (aus Monumbo). Außerdem gehört hierher noch eine Anzahl Matty-Sachen: Schwerter, Lanzen, Fischspeere, Axtstiele, alle von der bekannten exacten Arbeit und theilweise mit schwarzen in Roth imprägnierten Zeichnungen. Die Abtheilung Westafrika bietet außer einer Waffensammlung Erzeugnisse der Weberei, Töpferei und Flechtkunst, verzierte Calabassen, Cultgegenstände, Amulette u. a. m. Begonnen wurde die Sammlung im Jahre 1898 und wird Jahr um Jahr vergrößert.

Zum Schlusse vereinigten sich die Theilnehmer im Empfangszimmer zu einer gastlich angebotenen Jause, bei welcher Vicepräsident Hofrath v. Brunner dem Danke und der Anerkennung für all das Gebotene Ausdruck gab. Prof. P. W. Schmidt versicherte die Mitglieder der Anthropologischen Gesellschaft und des Wissenschaftlichen Clubs von Seiten des Missionshauses des lebhaften Dankes für die Ehre, welche sie ihm durch ihren Besuch erwiesen, und betonte, dass die Anerkennung, die den Missionsbrüdern soeben ausgesprochen wurde, ihnen zu ganz besonderer Genugthuung wie auch zum Ansporn gereiche, in ihren Bestrebungen fortzufahren. »Diese Bestrebungen sind,« sagte der Redner, »in der That darauf hingerichtet, ebenso wie wir den Völkern, zu denen wir als Missionäre gehen, mit dem Christenthum auch alle die Fortschritte unserer Cultur zu vermitteln wünschen, die ja auf der Grundlage des Christenthums ruht, so auch im Interesse der Wissenschaft jene Gelegenheiten ernstlich auszunützen, wie sie anerkanntermaßen der Missionär in besonders günstiger Weise besitzt. Zwar kann diese letztere Thätigkeit nicht das Hauptziel der Missionäre bilden, auch legt ihnen ihre Stellung als Missionäre gewisse Rücksichten auf, so dass sie gewisse Theile der wissenschaftlichen Forschung gar nicht oder nur in beschränktem Umfang pflegen können. Indes ist das aber nur eine rein äußerliche quantitative Exclusive; in der Art und Weise der Forschung werden wir durch unseren Beruf und unsere Anschauungen in keiner Weise gehindert, voll und ganz jene Vorurtheilslosigkeit und Gewissenhaftigkeit zu üben, wie sie wahrer Wissenschaft geziemt, im Gegentheil fühlen wir uns dazu umsomehr angetrieben, als wir sie ja anderen auf einem anderen Gebiete zu predigen haben. Geleitet von diesem Bestreben, zur Förderung der Wissenschaft pro modulo nostro beizutragen, ertheilen wir unseren jungen Leuten — ganz abgesehen von dem Unterricht in den verschiedenen naturwissenschaftlichen Fächern, der ja, wie die Herren in den verschiedenen Arbeitsräumen sich überzeugen konnten, theilweise ein sehr eingehender ist — abgesehen davon ertheilen wir ihnen auch speciell in der Anthropologie, Ethnographie und vergleichenden Sprachwissenschaft besonderen Unterricht, damit sie umso besser imstande seien, die Vortheile ihrer Lage später auszunützen. Wenn Sie, meine hochgeehrten Herren, aus dem, was Sie hier gesehen und gehört, den Eindruck des Ernstes und der Aufrichtigkeit dieses unseres Strebens gewonnen haben, so wird uns das ganz besonders freuen, und für dieses Streben nehmen wir auch ihre Anerkennung gern entgegen. Ich sage: für dieses Streben; denn wenn diese Anerkennung sich auf die Leistungen, die Erfolge beziehen sollte, so müsste ich sie doch wohl zurückweisen, denn die sind doch noch zu bescheidener Art. Wenn aber überhaupt ernstliches Streben bei nicht allzu ungünstigen Verhältnissen immer Erfolge haben wird, so hoffen wir nach Verlauf einiger Zeit auch für uns einiges derartiges aufweisen zu können, und es wird uns nur freuen, wenn wir zur Förderung derjenigen Wissenschaften etwas beitragen können, die heute in Ihrer Gesellschaft so hervorragende Vertreter uns mit ihrem Besuche beehren ließen. Ich erhebe mein Glas auf das stete Gedeihen aller derjenigen Bestrebungen, die sich diesen Wissenschaften widmen, speciell der Anthropologischen Gesellschaft in Wien.«

Nach warmen Abschieds- und Dankesworten an die beiden Herren, die als Vertreter der Missionsanstalt die Gesellschaft geleitet hatten, wurde die Dr. Hyrtl'sche niederösterreichische Landes-Waisenhausstiftung besucht, deren Curator, unser Mitglied Herr Landesausschuss Josef Schöffel, freundlichst die Führung übernahm. Vor allem galt der Besuch der Schädelsammlung, die aus dem Mödlinger Karner stammt. Als Hauptsehenswürdigkeit enthält sie den angeblichen

Schädel Mozarts, der auf einem Kissen unter einem Glassturz den Ehrenplatz einnimmt.[1]) Ferner verdienen die römischen Alterthümer erwähnt zu werden.

Nachdem die Anstalt in allen ihren Theilen eingehend besichtigt worden war, eilten einige der unermüdlichsten Theilnehmer auf den Frauenstein, um dort den noch ziemlich gut erhaltenen prähistorischen Wall in Augenschein zu nehmen. Von da stürmten sie im Laufschritt über den Richardshof, wo sie kurze Rast hielten, nach Gumpoldskirchen, wohin die meisten anderen vorausgefahren waren, besahen dort den Pranger und den römischen Sarkophag, der heute als Brunnentrog dient, und beschlossen mit einer nur allzu kurzen Kneipe, wobei mancher vergeblich einen Tropfen vom berühmten »Gumpoldskirchner« zu kosten hoffte, den genussreichen Tag, der so vieles und mannigfaltiges geboten hatte.

---

[1]) Wir entnehmen dem »Neuen Wiener Tagblatt« vom 1. September 1901 (Nr. 239, S. 4) folgende unter der Spitzmarke »Ein Process um Mozarts Schädel?« nach den Angaben einer in Salzburg erschienenen Flugschrift gebrachte Mittheilungen:

Hofrath Dr. Hyrtl besaß, wie viele Personen, die mit dem berühmten Gelehrten näher bekannt waren, wussten, den Schädel W. A. Mozarts. Der Kupferstecher Jacobus Hyrtl, dem die Reliquie von einem Nachkommen des Todtengräbers vom St. Marxer Friedhof, der den Tonmeister begraben hatte, als Geschenk übergeben worden war, hatte diesen seinem Bruder hinterlassen. Hofrath Dr. Josef Hyrtl, der selbst ein ausgezeichneter Musiker und großer Verehrer Mozarts war, bewahrte den »beinernen Schrein eines unsterblichen Geistes«, wie er selbst den Schädel bezeichnete, gleich einem Heiligthum auf, und als der greise Gelehrte in Perchtoldsdorf den alten Thurm, der ihm von der Gemeinde auf sein Ersuchen überlassen worden war, zu seinem Privatmuseum einrichtete, stellte er die Reliquie dort auf.

L. A. Frankl sah den Schädel dort, und Hyrtl selbst dictierte dem Dichter die anatomische Beschreibung des Schädels in die Feder. Nach derselben war der Schädel, auf dessen Stirn Hyrtl mit schwarzer Tinte »Mozarts Schädel« geschrieben hatte, vollständig erhalten. Der Unterkiefer war an den Gesichtsschädel mit Draht angefügt. Die Spitz- und Schneidezähne fehlten. Diese sind jedoch erst im Grabe ausgefallen, da nach der Erklärung Hyrtls die Alveolen sonst nicht conserviert worden wären. Der Oberkiefer enthielt an der rechten Seite drei Mahl- und zwei Backenzähne, links einen Mahl- und einen Backenzahn, der Unterkiefer rechts zwei und links drei Mahlzähne. Das Profil stimmte, mit dem Profilporträt Mozarts verglichen, vollständig überein. Der Schädel war geräumig und zeigte eine zwischen Kurz- und Langschädel stehende wohlgerundete ovale Form. Hyrtl hat die von Frankl später veröffentlichte Beschreibung durch seine Unterschrift bekräftigt.

Im Jänner 1891 erklärte Frau Hofräthin Hyrtl im Namen ihres Mannes, dass sich der ihm von seinem Bruder Jakob gespendete Schädel Mozarts in seinem Besitz befinde, doch bereits der Stadt Salzburg vermacht sei. Nach dem am 17. Juli 1894 erfolgten Ableben des Hofrathes Hyrtl stellte der damalige Bürgermeister von Salzburg, Herr Gustav Zeller, auf Anregung des Mozarteum-Archivars Johann Engl auf Grund der Erklärung der Gemahlin Hyrtls eine Anfrage nach dem Verbleib von Mozarts Schädel. Diese Anfrage wurde in einem vom 11. August 1894 datierten Briefe dahin beantwortet, dass das Testament Hyrtls über den mysteriösen Schädel nicht die leiseste Andeutung enthalte. Derselbe sei auch bei der Durchsuchung der Räumlichkeiten des Hauses in Perchtoldsdorf nicht gefunden worden, da Hyrtl alle daselbst aufbewahrten Gegenstände bei Lebzeiten versehenkt habe. Da weitere Mittheilungen in Salzburg nicht einliefen, wendete sich der Bürgermeister an einen Freund Hyrtls, der jedoch mit einem Hinweis auf die frühere Antwort erwiderte.

Volle sieben Jahre war die Mozart-Reliquie verschollen, und erst am 12. Mai d. J. wurde Mozarts Schädel bei einer Excursion nach dem Hyrtl'schen Waisenhause in Neu-Mödling den Mitgliedern der Wiener Anthropologischen Gesellschaft und des Wissenschaftlichen Clubs unter einem Glassturz verwahrt gezeigt. Bei der Vorweisung des Schädels wurde gesagt, dass die von Hyrtl den Salzburgern vermachte Reliquie hier sei, weil das Mozarteum und die Stadt Salzburg gleichzeitig Ansprüche auf den Besitz desselben geltend gemacht hätten. Da nicht entschieden sei, wem die Reliquie zufallen solle, könne man dieselbe nicht ausliefern.

Diese Angabe wurde kurz darauf von dem Mozarteum-Archivar Joh. Engl in Salzburg in einer Flugschrift als unrichtig bezeichnet und erklärt, dass die Inanspruchnahme des Schädels weder seitens der Stadt noch vom Mozarteum erfolgt ist, da in Salzburg Niemand eine Ahnung hatte, wo sich der Schädel befand.

In seinem jetzigen Zustande weicht der Mozart-Schädel von der von Hyrtl verfaßten Beschreibung wesentlich ab; diese Abweichungen werden theils auf Veränderungen zurückgeführt, die Hyrtl selbst am Schädel späterhin vorgenommen haben soll, theils auf Ungenauigkeiten der Beschreibung. So fehlt jetzt der Unterkiefer; er soll schadhaft und von Hyrtl entfernt worden sein; die Gehöreingangsstellen sind abgesägt, und die Zahl der im Oberkiefer vorhandenen Zähne stimmt nicht mit den Angaben der Beschreibung überein. Der Schädel trägt an der rechten Hinterhauptseite die Bezeichnung: »Wolfgang Amadeus Mozart, † 1791, geboren 1756. Musa vetat mori. Horaz«, die gleichfalls von Hyrtls Hand herzurühren scheint.

Dass der Schädel von Hyrtl Salzburg vermacht wurde, geht, wie behauptet wird, aus der von dem greisen Gelehrten am 30. November 1891 eigenhändig auf einen halben Bogen Papier geschriebenen Verfügung hervor.

Es darf übrigens nicht unerwähnt bleiben, dass schon zu Lebzeiten Hyrtls die Authenticität dieser Mozart-Reliquie stark angezweifelt wurde, da Mozart bekanntlich in einem Schachtgrabe beigesetzt war und außer dem Schädel nichts von seinen Gebeinen mehr gefunden werden konnte. In seinen letzten Lebensjahren soll auch Hyrtl selbst die aufgetauchten Zweifel getheilt haben, und dies würde vielleicht Veränderungen erklären, die er an dem Schädel vornahm, den er nun nicht mehr für den Mozarts hielt.

Monatsversammlung am 14. Mai 1901.

Vorsitzender: Hofrath Dr. Karl Toldt.

1. Der Vorsitzende eröffnet die Sitzung und macht folgende Mittheilung:

In den letzten Tagen ist in Wien der Historienmaler Stefan Delhaes gestorben, welcher seit dem Jahre 1882 der Gesellschaft als unterstützendes Mitglied angehörte und sich große Verdienste erworben hat, da er selbst ein eifriger Sammler und Kunstkenner war, namentlich größere Sammlungen von römischen und prähistorischen Gegenständen angelegt hat, die er seiner Vaterstadt Pest letztwillig vermacht hat. Wir werden ihm, da er die Gesellschaft jederzeit auf das eifrigste unterstützt hat, stets ein ehrendes Andenken bewahren. (Die Versammlung erhebt sich.)

2. Vortrag des Herrn Josef Szombathy:

Die Markhöhle in den langen Knochen von Elephas primigenius.

In meinen Bemerkungen zu den diluvialen Säugethierknochen aus der Umgebung von Brünn«[1]) war ich bestrebt, das Hauptsächlichste zur richtigen Beurtheilung der Markhöhle im Humerus des Mammut darzulegen. Ich wies darauf hin, dass die vulgäre Zusammenfassung der zwei sehr verschiedenen Säugethierfamilien Elephas und Rhinoceros unter den Namen »Dickhäuter« kein wissenschaftlicher Grund sein kann, um den Knochen von Elephas gewisse Eigenschaften (z. B. das Fehlen einer Markhöhle) zuzuschreiben, welche jenen des Rhinoceros zukommen mögen. Ich habe ferner an dem ad hoc zersägten Humerus eines Elephas indicus und besonders (a. a. O. 82) an den im Mittelpunkte der Discussion stehenden Mammutoberarmknochen aus der Gegend von Brünn durch die genaue Bezeichnung der maßgebenden Merkmale gezeigt, dass die in diesen Knochen vorhandene Höhlung die natürliche Markhöhle ist, welche im Oberarme von Elephas primigenius ebenso angeordnet ist, wie in jenem des indischen Elephanten, dass also die Annahme der künstlichen Erzeugung dieser Höhlung durch den diluvialen Menschen fallen zu lassen ist.

So glaubte ich, »wenn nicht zu viel, so doch jedenfalls genug beigebracht zu haben«, um den Irrthum von der Ausarbeitung dieser Markhöhle durch Menschenhand zu beseitigen.

Das wurde jedoch leider nicht erreicht.

Auf der III. gemeinsamen Versammlung der Deutschen und der Wiener Anthropologischen Gesellschaft zu Lindau, 4. bis 7. September 1899, vertrat Prof. Makowsky neuerdings die Ansicht von der künstlichen Ausarbeitung der Höhlung in den Mammutoberarmen[2]) und bestritt in der Folge auch die Richtigkeit meiner am recenten Elephantenhumerus gemachten Beobachtungen sowie die Stichhältigkeit meiner methodischen Vergleiche.[3]) Ebenso hat Virchow in Lindau[4]) meinen Nachweis nicht gelten lassen und hat auch später[5]) darauf hingewiesen, dass er »Gelegenheit gehabt habe, in Lindau seine Ansicht zu vertheidigen«.

Toldt und Waldeyer haben in Lindau zwar anerkannt, dass die Höhlung der von Makowsky vorgelegten Mammutoberarmknochen (B und C) natürlicher Art ist und dass ihre Flächen sich völlig wie natürliche Flächen ausnehmen, aber sie haben die vorgebrachten Beweismittel auch nicht für ausreichend gehalten.[6])

So ist es denn vollkommen begreiflich, dass auch die entschiedene Bestätigung meiner Ansicht, welche E. Fraas mit Hilfe eines ad hoc durchsägten Humerus des großen Stuttgarter

[1]) Mittheilungen der Anthropologischen Gesellschaft in Wien XXIX, 78.

[2]) Mittheilungen der Anthropologischen Gesellschaft in Wien. Sitzungsberichte, Bd. XXX, S. [41]. Dasselbe in Correspondenzblatt der Deutschen Anthropologischen Gesellschaft, XXX, 107. Makowsky sagt da: »Ob diese Höhlung, wie Virchow annimmt, durch Eintreiben eines zugespitzten Holzpfahles, oder wie ich aus dem Mangel von Knochensplittern im Inneren und aus den theilweise geplatteten Seitenwänden vermuthe, vorher künstlich ausgearbeitet wurde, ist völlig nebensächlich. Wichtig bleibt die Thatsache, dass eine derartige Bearbeitung nur am frischen Knochen möglich war.«

[3]) Brieflicher Bericht an Dr. Johannes Bumüller in Augsburg. Abgedruckt in: Bumüller, Aus der Urzeit des Menschen. Köln 1900, S. 40.

[4]) a. a. O. [44], bezw. 110 f. Virchow sagte z. B.: »Im allgemeinen bin ich nicht gerade der Meinung, dass der versuchte Nachweis genügt.« Ferner: »Ich war vielmehr zu der Vorstellung gekommen, dass eine solche Höhle, wie sie die Brünner Knochen zeigen, als eine natürliche überhaupt nicht vorkommen kann, dass sie aber nachträglich hergestellt sein muss«. »Wir werden also fortfahren dürfen, über die Sache zu recherchieren; es werden vielleicht manche Knochen noch dazu herhalten müssen, um Material definitiver Natur zu liefern.«

[5]) Sitzung der Berliner anthropologischen Gesellschaft vom 18. November 1899. Verhandlungen 1899, S. 670.

[6]) a. a. O. [46], bezw. 112.

Elephantenskelettes gewann,[1]) noch immer nicht als zureichend befunden wird, und dass z. B. Bumüller seine gewissenhafte Darstellung der Controverse[2]) mit der Frage schließt: »Welche ist nun unter diesen sich widersprechenden Ansichten die richtige?«

Dazu kommt noch der Übelstand, dass die ganze Frage für die weiteren Kreise durch ungenaue Referate verwirrt wird.[3])

Nach alledem wird es gerechtfertigt erscheinen, dass ich nach Virchows Rath noch einige Knochen opfere, um Material definitiver Natur zu liefern.

Das bisherige Beweismaterial war folgendes:

1. Die mit abgeschlagenen Enden aufgefundenen Mammutoberarme von der Wranamühle bei Brünn, von welchen auch die Anatomen Toldt und Waldeyer anerkennen, dass die Innenflächen der viereckigen Aushöhlungen den Charakter natürlicher Knochenflächen an sich tragen.

2. Die Oberarmknochen von recenten Elephanten, für welche die natürliche Bildung der in ihnen enthaltenen Markhöhlen fest steht, bei welchen aber die Beweiskraft für die nächstverwandte Species Elephas primigenius in Zweifel gezogen wird, obwohl eine beweiskräftige Vergleichung mit dem in der Verwandtschaft außerordentlich weit abstehenden Rhinoceros für zulässig gehalten wird.

Um dieses Material systematisch zu erweitern, brauchen wir:

1. Ein ganz unverletztes Exemplar des Humerus von Elephas primigenius, um an diesem den Charakter der natürlichen Markhöhle in einer jeden Zweifel ausschließenden Weise zu demonstrieren.

2. Den unmittelbaren Vergleich dieses Stückes mit dem recenten Humerus.

Als 3. Punkt kommt die Untersuchung anderer Röhrenknochen des Mammut in Betracht. Aus folgendem Grunde: In Lindau machte Herr Rector Kellermann das Anerbieten, zur Beleuchtung unserer auf den Humerus bezüglichen Controverse eine im Bodensee gefundene Mammuttibia zersägen zu lassen. Ich lehnte damals dieses Opfer dankend ab, da die Tibia nicht für alle in Frage stehenden Details des Humerus, z. B. die vierseitige Gestalt der Markhöhle, Zeugnis ablegen kann. Herr Makowsky aber benützte meine Zurückhaltung sofort zur Begründung eines Trugschlusses, indem er sagte: »Ich stimme ganz dem bei, dass die Tibia des Mammuts keine Markröhre besitzt, aber ich muss bemerken, dass überall, wo Röhrenknochen vorhanden sind, auch die Tibia immer durchhöhlt ist, so z. B. beim Rind, Pferd u. s. w. Wenn also diese Tibia nicht durchlocht ist, so kann man wohl einigermaßen daraus schließen, dass auch der Oberarmknochen eine solche Höhlung nicht besitzt« (a. a. O. [45], bezw. 111).

Mir war es gar nicht eingefallen, anzunehmen, dass die Mammuttibia keine Markhöhle hat.

An anderer Stelle (a. a. O. [43], bezw. 109) sagt Makowsky: »Bezüglich der Mammutknochen bemerke ich, dass ich zahlreiche Extremitätenknochen von jungen und alten Thieren besitze, die frei von jeder Höhlung sind, wie denn in paläontologischen Werken ausdrücklich hervorgehoben ist, dass Mammut und Rhinoceros (wie alle Dickhäuter) keine Knochen mit Markröhren besitzen.«

In den meisten Fällen wird man es für überflüssig halten, derartig einfache, mit aller Bestimmtheit auftretende Angaben nachzuprüfen. In unserem Falle war die Nachprüfung nicht überflüssig.

Trotz der Bereitwilligkeit unserer Sammlungsvorstände war es nicht leicht, das erforderliche Material zu erlangen. Die meisten vorsintflutlichen Röhrenknochen, welche in unseren Museen aufgesammelt wurden, sind entweder stark fragmentiert oder sind doch in zerbrochenem Zustande aus dem Boden hervorgeholt und erst im Museum wieder restauriert. Ihnen allen fehlt die Tragfähigkeit für den von uns gesuchten Nachweis. Nur sehr wenige Knochen sind derart unverletzt oder doch mit zuverlässig intacter Markpartie gefunden und so conserviert, dass sie mit gutem Vertrauen zur Untersuchung ausgewählt werden konnten. Es sind eben die Stücke von selten guter Erhaltung, welche ich zum Zersägen in Anspruch nehmen musste. In der paläontologischen Sammlung des k. k. Hofmuseums fand ich kein geeignetes Stück. Die geologische Reichsanstalt konnte mir mehrere taugliche Stücke überlassen, aber ein geeigneter Humerus war in Wien nicht

[1]) E. Fraas, Über die Markhöhle im Humerus von Elephas. Correspondenzblatt der Deutschen anthropologischen Gesellschaft, Bd. XXXI, Mai 1900, S. 38. »Die Untersuchung ergab demnach eine vollständige Bestätigung der von Szombathy vertretenen Ansicht, dass es sich bei den ausgehöhlten Mammutknochen von Mähren nicht um Artefacte, sondern um natürliche Structurverhältnisse des Knochens handelt.«

[2]) a. a. O. 41.

[3]) Siehe z. B.: Dr. G. Beck, Der Urmensch, Basel 1899, S. 19. Oder: Hugo Möller, Über Elephas antiquitatis Falc. und Rhinoceros Merkii, Zeitschrift für Naturwissenschaften, 73, S. 47.

zur Hand. Dass ich auch einen solchen im frischen Durchschnitte vorlegen kann, verdanke ich der besonderen Freundlichkeit unseres Mitgliedes Director Karl J. Maška in Teltsch, welcher aus seiner großartigen Przedmoster Ausbeute einen intacten Humerus für die Untersuchung darlieh. Zum Vergleich stellte die Direction der zoologischen Abtheilung des k. k. Hofmuseums das zerlegte Skelet des indischen Elephanten zur Verfügung. Mit dem Zersägen solcher Knochen, besonders der fossilen, stellt man an das Entgegenkommen des Besitzers, beziehungsweise der Verwalter derselben eine recht starke Anforderung, und ich kann den Herren, durch deren Erlaubnis ich heute in der Lage bin, entscheidendes Material in dieser bereits sehr langwierigen Streitsache vorzulegen, nicht warm genug danken. Ich erlaube mir zu nennen: die Herren Hofrath Director Dr. Guido Stache und Geologe Dr. Julius Dreger von der geologischen Reichsanstalt, Director Dr. Friedrich Brauer und Custos Dr. Ludwig v. Lorenz-Liburnau des Hofmuseums und ganz besonders Director Karl J. Maška in Teltsch.

Abb. 40. Proximales Ende der rechten Ulna von Elephas primigenius. Facies medialis, benagt. $^1/_3$ nat. Gr.

Es liegen folgende Mammutknochen vor:

1. Linker Humerus, von Przedmost in Mähren (Sammlung Maska). Er rührt von einem noch nicht ausgewachsenen Individuum her. Seine obere Epiphyse war mit dem Körper noch knorpelig verbunden und ist fortgefallen. Die Verknöcherung des distalen Gelenktheiles ist so weit fortgeschritten, dass er ganz fest an der Diaphyse sitzt und die Verbindungsstellen bereits mehrfach verwischt sind. Die Länge ist 87·5 *cm*, die größte Breite zwischen den distalen Gelenksknorren 28·5 *cm*, der kleinste Umfang der Diaphyse 39·5 *cm*. Seine Knochensubstanz ist im Inneren hellgrau, an der Außenfläche braun und zeigt nach dem Imprägnieren mit Leimlösung Neigung zum Abblättern. Er wurde 43 *cm* oberhalb seines unteren Endes quer durchsägt.

2. Linkes Femur, von Dobrków in Galizien (Geologische Reichsanstalt). Auch von einem noch nicht vollkommen erwachsenen Thiere. Die Trennungslinie zwischen dem oberen Gelenkskopfe und der Diaphyse ist noch durch eine tiefe, schmale Furche bezeichnet. Die Knochensubstanz ist in ihrer ganzen Masse graubraun gefärbt und gut erhalten. Länge 127 *cm*, kleinster Umfang 43·5 *cm*. Der Knochen wurde an zwei Stellen, nämlich in der Hälfte, d. i. 63·5 *cm* ober seinem unteren Ende, und dann an einer 25 *cm* tieferen Stelle durchschnitten.

3. Proximales Ende einer rechten Ulna, von Czudec in Galizien (Geologische Reichsanstalt), mit der Bezeichnung „Mastodon", aber von mir als Elephas primigenius bestimmt. Von einem nahezu erwachsenen Thiere, die Epiphyse des Olecranon ganz angeknöchert, aber noch deutlich abgegrenzt. Die Knochensubstanz vorzüglich conserviert und tief braun gefärbt. Das Olecranon ist an seiner medialen Seite in charakteristischer Weise von Raubthieren angenagt, so dass eine 15 *cm* lange, 10 *cm* breite und circa 7 *cm* tiefe Aushöhlung entstand (Abb. 40). Das Stück ist schon früher zum Zwecke einer anderen Untersuchung 29 *cm* unterhalb seines proximalen Endes sauber durchsägt worden.

4. Linke Tibia, unbekannten Fundortes (Geologische Reichsanstalt). Von einem erwachsenen Individuum, mit grauer, rissiger Knochenmasse. Tuberositas und das ganze distale Ende abgeschlagen. Doch gehen die Verletzungen nicht weiter nach innen. Das Stück wurde 20 *cm* unterhalb des proximalen Endes durchsägt.

Hieran reihen sich:

5. Rechter und linker Humerus von Elephas indicus (k. k. naturhistorisches Hofmuseum). Von einem ziemlich ausgewachsenen, aber schwach entwickelten Exemplar der Menagerie Schönbrunn. Jeder der beiden Knochen 77·5 *cm* lang, zwischen den Epicondylen 18·5 *cm* breit, Umfang an der dünnsten Stelle 25·5 *cm*. Der rechte Humerus, bereits für meine »Bemerkungen« benützt,[1]) wurde 36 *cm* ober seinem untersten Ende durchsägt, und die distale Hälfte wurde der Länge nach durch einen senkrecht zur Achse der Trochlea, also quasi sagittal geführten Schnitt halbiert. Der linke Humerus wurde 35 *cm* oberhalb seines distalen Endes durchsägt.

Wenn wir nun die Markhöhle dieser Röhrenknochen ins Auge fassen, so ist es ja selbstverständlich, dass wir nicht an von Jugend auf fertig gebildete Höhlungen denken, wie sie etwa

Abb. 41. Querschnitt durch die Mitte des linken Femur von Elephas primigenius. Ansicht des proximalen Antheiles. $^1/_3$ nat. Gr.

den pneumatischen Knochen der Vögel eigen sind, sondern dass wir unterrichtet sind über die allmähliche, mit dem Alter und dem Wachsthum der Knochen fortschreitende Entwicklung der Markröhre aus der anfangs den Knochen erfüllenden, später aber in der Diaphyse immer mehr zurücktretenden Spongiosa. Wir erwarten daher bei verschieden entwickelten Individuen derselben Art an einem und demselben Skelettheile verschieden starke, aber auf der gleichen Constructionsbasis beruhende Ausbildungen der Markröhre.

Betrachten wir zuerst die unserem Interesse ferner liegenden Proben.

Am Femur ist das mittlere 25 *cm* lange Schnittstück seiner ganzen Länge nach von der Markhöhle durchzogen. Diese zeigt an der proximalen Schnittfläche einen eiförmigen Querschnitt, dessen Durchmesser 5 *cm* und 6·5 *cm* betragen. An der distalen Schnittfläche zeigt sie einen rhomboidischen Querschnitt, dessen Seitenlängen 6—7 *cm* betragen. Die Markhöhle ist rundum von sparriger Spongiosa umgeben, aus welcher verschiedene schlanke Bälkchen von tropfsteinähnlicher Form hervorragen und manchmal die Höhlung quer durchsetzen. In den proximalen Theil des Knochens (Abb. 41) reicht die Höhle noch 46 *cm* lang hinein, sich gegen den Trochanter hin merklich erweiternd. In das distale Ende reicht sie noch 13 *cm* tief hinein, nach unten zu

[1]) a. a. O. 81, Fig. 44.

immer mehr von den in sie hineinragenden Ästchen der Spongiosa verengert. Sie hat also eine Gesammtlänge von 84 *cm*.

In der Tibia zeigt die Markhöhle einen abgerundet dreiseitigen, der Gestalt des Knochens annähernd entsprechenden Querschnitt, dessen Seiten die Längen von 5 *cm*, 5 *cm* und 3 *cm* besitzen. An der Facies medialis nähert sich die Markröhre der an dieser Stelle 1·3 *cm* dicken compacten Knochenrinde. Sonst ist sie von einer verschieden breiten Spongiosazone, die vornehmlich aus parallel mit der Umgrenzung lagernden Knochenplättchen gebildet ist, umgeben. In den proximalen Theil reicht sie 9 *cm* weit hinein und bildet da einen glatten, nahezu viereckig zugespitzten Abschluss (Abb. 42). In den distalen Theil reicht sie 14·5 *cm* tief und wird da gegen ihr Ende zu von feinmaschiger Spongiosa immer mehr eingeengt. Sie hat also eine Länge von nahezu 24 *cm*.

In dem vorliegenden Stücke der Ulna zeigt die Markhöhle an der Schnittstelle (Abb. 43) einen abgerundet vierseitigen Querschnitt, dessen Seiten 3, 4, 4·5 und 5 *cm* lang sind. Die Höhlung reicht 8 *cm* tief in den Knochen hinein und nimmt dort einen schmalen rechteckigen Querschnitt

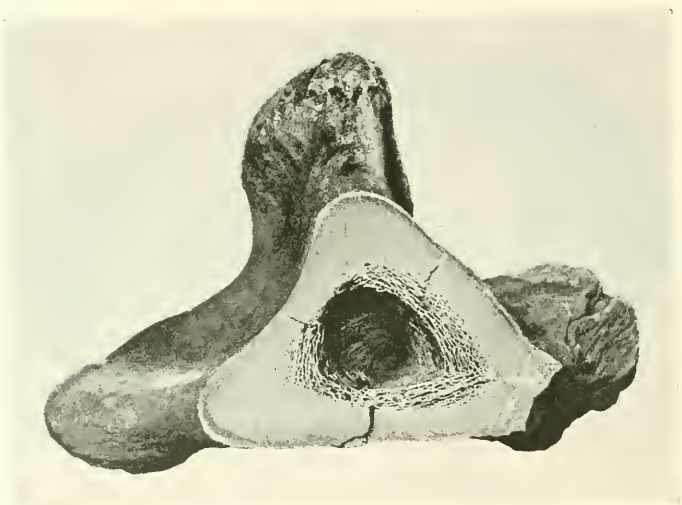


Abb. 42. Querschnitt durch das obere Drittel der linken Tibia von Elephas primigenius. Proximaler Antheil. $^1/_3$ nat. Gr.

mit ziemlich glatten Begrenzungsflächen an. Das längliche Rechteck dieses Markhöhlenendes steht mit seiner längeren Achse beiläufig senkrecht auf die Gelenksachse.

Aus diesem Befunde ergibt sich, dass die angeführten Mammutknochen eine wirkliche Markhöhle von entsprechender Geräumigkeit besitzen und somit Anspruch haben auf die Bezeichnung »Röhrenknochen«.

Diesem Befunde entspricht nun auch der Humerus, natürlich in jenem Maße, welches dem Lebensalter des zur Untersuchung verwendeten Knochens zukommt.

Was uns auf dem Durchschnitte des frisch durchsägten Humerus (Abb. 44 und 45) vor allem auffällt, ist die Gestalt der Markhöhle und deren inniger Zusammenhang mit der Structur der Spongiosa. Der Querschnitt der Markhöhle bildet ein nahezu quadratisches Viereck, dessen Seiten 3—3·5 *cm* lang sind. Das Quadrat ist so orientiert, dass eine seiner Diagonalen annähernd parallel, die andere senkrecht zur Achse der Trochlea gestellt ist. Die Markhöhle ist auf allen Seiten von spongiösem Knochengewebe umgeben. Dieses besteht hauptsächlich aus großen, aber dünnen Blättern, welche auf jeder Seite des Markhöhlenquadrates beiläufig parallel zu dieser Seite angeordnet und durch ganz dünne Knochenbrücken gegen einander gestützt sind. Man kann sich

gar keine größere Deutlichkeit des organischen Zusammenhanges zwischen der Structur der Spongiosa und der Form der Markhöhle denken, und in Zukunft wird es nicht mehr für ausgeschlossen erscheinen, dass Markhöhlen überhaupt einen quadratischen Querschnitt besitzen können.[1]) In die proximale Hälfte des Knochens reicht die Höhle 7 *cm* weit hinauf. Die ihre Hauptbegrenzung bildenden Knochenlamellen reichen zwar höher hinauf und entfernen sich nach oben ein wenig von einander, der Markhöhle dort eine größere Geräumigkeit vorbereitend. Aber im vorliegenden Wachsthumsstadium wächst in diese Höhlung ein Netz von geraden meist parallel mit den Lamellen verlaufenden und sich rechtwinkelig kreuzenden Knochenfäden hinein und verschließt nach 7 *cm* den offenen, wirklich gangbaren Theil der Höhlung. In die distale Hälfte reicht die Markhöhle ebenfalls 7 *cm* weit hinein. Sie verengert sich nach abwärts in Gestalt einer

Abb. 43. Querschnitt durch das proximale Ende der rechten Ulna von Elephas primigenius. $^1/_3$ nat. Gr.

vierseitigen Pyramide und ist an der untersten Spitze durch eine mehrfach durchlöcherte Lamelle geschlossen. Dieser Theil der Höhle enthält kein feinsparriges Knochengewebe.

Vergleichen wir nun mit diesem Humerus die diluvialen und recenten Oberarme, welche uns bisher beschäftigt haben. Zuerst die diluvialen von der Wranamühle bei Brünn.[2]) Von den drei Bruchstücken ist das auf den citierten Tafeln Makowskys Fig. 1a und 1b abgebildete Stück einem etwas kleineren Individuum, die Stücke Fig. 2 und 3 wesentlich größeren und älteren Individuen zuzuschreiben, als das soeben untersuchte Stück. Vergleicht man die drei an-

[1]) Siehe Makowsky, Bericht über die Lindauer Versammlung, a. a. O. [43], bezw. 109.

[2]) Nach meinen Photographien abgebildet bei Makowsky, Bearbeitete Mammutknochen aus dem Löß von Mähren. Mittheilungen der Anthropologischen Gesellschaft in Wien, Bd. XXIX, 1899, Tafel II, und ebenso bei Makowsky, Der Mensch der Diluvialzeit Mährens. Jubiläumsschrift der Brünner technischen Hochschule, Brünn 1899, Tafel III.

geführten Abbildungen mit Abb. 46, so sieht man ganz deutlich, dass die oberen Bruchenden der mährischen Knochen beiläufig unserer Schnittstelle entsprechen und also durch die Längenmitte des Humerus gehen, während die unteren Bruchränder in oder über der Höhe der Epicondylen verlaufen. Demnach entspricht die in diesen Knochen enthaltene Höhle, soweit sie natürlich ist, dem in der distalen Hälfte meines Mammuthumerus enthaltenen Antheile der Markhöhle. Die von Virchow[1]) hartnäckig angezweifelte Gleichstellung ist übrigens von E. Fraas[2]) bereits bestätigt worden.

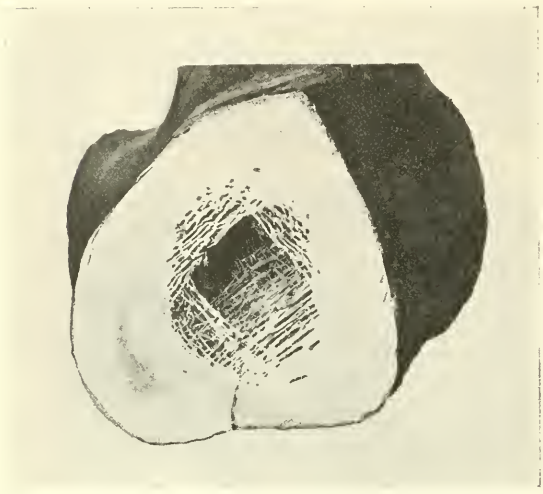


Abb. 44. Querschnitt durch die Mitte des linken Humerus von Elephas primigenius. Proximaler Antheil. $^1/_3$ nat. Gr.

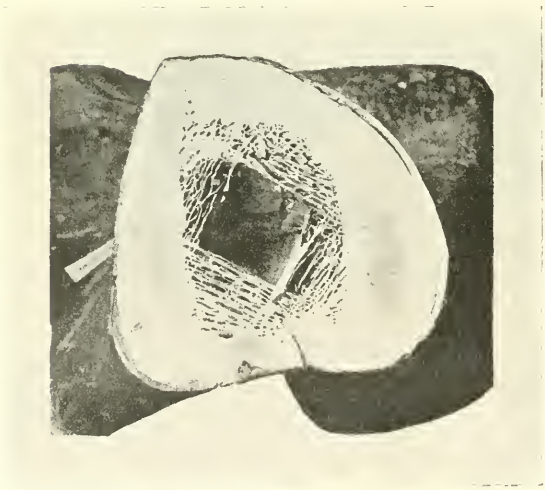


Abb. 45. Derselbe Querschnitt wie Abb. 44. Distaler Antheil. $^1/_3$ nat. Gr.

Ursprünglich hat Makowsky[3]) die beiden größeren Humerusstücke von Brünn erwachsenen Thieren zugeschrieben. Später[4]) schrieb er zu polemischen Zwecken alle drei Stücke jungen Mammuten zu. Die zuerst veröffentlichte Altersschätzung ist — wie die ganze Ausgestaltung der Knochen und die nach guten Anhaltspunkten von Makowsky berechneten Totallängenmaße von 110—112 *cm* und 95—100 *cm* zeigen — die richtige.

Die von Makowsky angeführten Maße der Aushöhlungen sind für das Studium nicht brauchbar. Sie betreffen den obersten Theil der Mündung, der durch beträchtliche und größtentheils recente Beschädigungen der Spongiosa so erweitert ist, dass sich da die Breitenmaße der wirklichen Markhöhlen überhaupt nicht mehr finden lassen. Außerdem sind sie nicht exact, sondern ganz schematisch genommen, indem z. B. Makowsky von einer

[1]) Bericht über die Lindauer Versammlung, a. a. O. [44] und [45].

[2]) Correspondenzblatt der Deutschen anthropologischen Gesellschaft, XXXI, 38.

[3]) Mittheilungen der Anthropologischen Gesellschaft, XXIX, 55: »Fig. 2a und 2b ist ein sehr kräftiger rechter Humerus eines älteren Mammuts«.

[4]) Der Mensch der Diluvialzeit Mährens, 28. Ebenso die späteren Veröffentlichungen über diesen Gegenstand.

»genau quadratischen« Öffnung von 9 *cm* Seitenlänge spricht. Das wäre ein Quadrat, welches in dem betreffenden Knochen gar nicht Platz hätte und mit jeder seiner Ecken über den äußeren Umfang des Knochens hinausragen würde. Hiervon kann sich jedermann leicht überzeugen, wenn er auf die in halber natürlicher Größe ausgeführte Querschnittansicht, Fig. 2 b (a. a. O.), ein Quadrat von 4·5 *cm* Seitenlänge legt.

Für das größte Humerusstück (a. a. O., Fig. 2 a, 2 b) habe ich die erkennbaren Maximalmaße des viereckigen Querschnittes der Markhöhle mit 5·3, 5·0, 4·8 und 4·5 *cm* Seitenlänge gefunden. Man sieht, dass dies wohl annähernd, aber bei weitem nicht genau ein Quadrat ergibt. Die beiden anderen Humeri haben, wie die Fig. 1 b und 3 b erkennen lassen, viel kleinere — übrigens auch stärker beschädigte — Markhöhlen, deren Ausmaße sich unter 4 *cm* Seitenlänge halten.

Die Größe dieser Markhöhlen steht also je nach der Altersstufe in einem ganz annehmbaren Verhältnisse zu unserem Beispiele Abb. 44. Doch die Größe erscheint hier nicht als das wichtigste. Viel wichtiger ist der Parallelismus, der sich im Verhältnis einer jeden dieser Markhöhlen zu dem sie umgebenden Knochen zeigt. Die den freien Markcanal umgebende Spongiosa ist immer parallel zu den Seitenflächen desselben angeordnet und zeigt bei jedem Stücke im großen und ganzen dieselbe Structur, wie bei unserem ad hoc aufgesägten Humerus. Die citierten

Abb. 46. Elephas primigenius. Linker Humerus, von Przedmost in Mähren, in der Längenmitte durchsägt. $^1/_{12}$ nat. Gr.

Querschnittansichten Fig. 1 b, 2 b und 3 b lassen diese auffällige Structur recht wohl erkennen, obschon sie nicht unter einer dieselbe besonders hervorhebenden Beleuchtung aufgenommen sind.[1])

[1]) Die Originalphotographien zu diesen Abbildungen sandte ich am 8. Juli 1899 Herrn Prof Virchow ein, um ihm damit die Illustrationen zu meinen »Bemerkungen« ganz frei von den Mängeln der phototypischen und zinkotypischen Reproduction an die Hand zu geben. Er zeigte diese Photographien in der Novembersitzung der Berliner anthropologischen Gesellschaft (Verhandlungen, 1899, S. 670) und machte dazu die Bemerknug, dass sie »von den ‚viereckigen' Löchern nichts erkennen lassen, während diese in der Abhandlung des Herrn Makowsky (Mittheilungen der Anthropologischen Gesellschaft in Wien, Bd. XXIX, Tafel II) vortrefflich wiedergegeben sind. Man wolle nur die Querschnitte vergleichen.« Diese Bemerkung ist, wenn man sie wörtlich nimmt, unverstehbar, da Makowskys Abbildungen durch mechanische Reproduction nach den vorgelegten Photographien gemacht sind und also nichts anderes, sondern nur dasselbe mit etwas geringerer Deutlichkeit zeigen.

Ich vermuthe da eine Verwechslung, respective einen Irrthum im Citate. Makowsky hat im Winter 1898/99 photographische Ansichten der Brünner Mammutknochen anfertigen lassen und diese auch unserem Redactionscomité als Vorlagen für die Illustrationen seiner Abhandlung eingesandt. Bei diesen war durch grobe Negativretouche ein auffallender quadratischer schwarzer Fleck in die Querschnitte eingezeichnet. Ich erkannte damals sofort, dass es sich da um eine willkürliche Zuthat handle, die den Anforderungen der Wahrhaftigkeit nicht entsprach. Infolge unserer Vorstellungen zog Makowsky diese Photographien zurück und überbrachte persönlich die Originalfundstücke, nach welchen ich die ersterwähnten Photographien anfertigte. Welchen Photographien Makowsky selbst den Vorzug gibt, erhellt daraus, dass er für die Brünner Jubiläumspublication wieder die von mir besorgten Figuren und nicht die Photographien mit den deutlich sichtbaren »viereckigen Löchern« gewählt hat.

Wenn Virchow bei der Bemänglung meiner getreuen Photographien die retouchierten Photographien Makowskys (die jedoch nicht reproduciert sind) im Auge gehabt hat, dann ist sein Hinweis auf die vortrefflich wiedergegebenen viereckigen Löcher einigermaßen verständlich. Sonst nicht.

Diese drei Figuren zeigen auch den viereckigen Querschnitt der Markhöhle, respective das Quadrat der Spongiosalamellen in derselben Stellung wie unsere Abb. 44, nämlich so orientiert, dass eine der Diagonalen des Quadrates parallel zur Achse der Trochlea und die andere senkrecht dazu liegt.

Von den recenten Elephantenknochen kommt in erster Linie der von E. Fraas untersuchte Humerus des großen Stuttgarter Skelettes in Betracht.[1]) Er zeigt eine geräumige Markhöhle, deren Viereckseiten auf der Querschnittfläche beiläufig 2·5 *cm* bis 3·5 *cm* messen und deren Diagonalen so wie bei den diluvialen Oberarmknochen parallel, respective senkrecht zur Achse der Trochlea gestellt sind. Ihre Ausbildung scheint nach der etwas undeutlichen Zinkotypie jener am großen Humerus von der Wranamühle (Fig. 2a, 2b) am nächsten zu kommen.

Was nun den von mir vor zwei Jahren gezeigten Humerus des indischen Elephanten anbelangt, so muss ich das, was ich über seine Markhöhle mitgetheilt habe,[2]) da es den Thatsachen genau entspricht, gegen Makowsky[3]) in vollem Umfange aufrecht erhalten. Herr Makowsky war nicht glücklich darin, dass er nach der Lindauer Controverse im Herbste 1899 den in unserem Hofmuseum aufbewahrten Knochen in meiner Abwesenheit sich vorlegen ließ und dass er meinen Befund herabzusetzen suchte. Er berichtet z. B. im Tone einer Widerlegung an Bumüller (a. a. O.): Der Querschnitt der Höhlung ist »nicht quadratisch, doch so enge, dass kaum ein menschlicher Finger eingeführt werden konnte. Die Seitenflächen waren gleichfalls nicht eben«. Das ist jedoch nur scheinbar eine Widerlegung. Ich habe nämlich den Querschnitt als annähernd rechteckig, 1·7 *cm* lang und 1·4 *cm* breit angegeben. Da braucht doch der Kritiker nicht zu betonen, dass dieser Querschnitt nicht quadratisch« ist. Wenn aber Makowsky auch die von mir beschriebene Form des Querschnittes nicht ganz deutlich ausgeprägt fand, so kommt das daher, dass die natürliche Gestalt des Querschnittes nach meiner Untersuchung alteriert worden ist. Ein schlecht berathener Präparator unserer zoologischen Abtheilung kochte den lateralen Abschnitt des Knochens behufs völliger Entfettung in concentrierter Sodalösung, und zwar so anhaltend, dass dabei die Spongiosa an der Kante des Querschnittes und andere mit leimgebender Substanz reichlicher versehene Knochenpartien weggefressen und die Kanten abgerundet wurden. Eine derartige grobe Beschädigung darf eine sachverständig sein wollende Kritik nicht übersehen. Ob ferner Makowsky in die Höhlung einen Finger einführen kann oder nicht, das alteriert die von mir angegebenen Maße gar nicht; das hängt wohl auch vom Finger ab. Endlich braucht Makowsky nicht zu widerlegen, dass die Seitenflächen dieser Markhöhle eben sind, denn das ist von mir nicht behauptet worden. Ich habe im Gegentheil betont, dass in den Markhöhlen der recenten wie der diluvialen Oberarme die Seitenflächen nicht eben sind[4]) und habe gezeigt, dass diese Unebenheiten der Structur

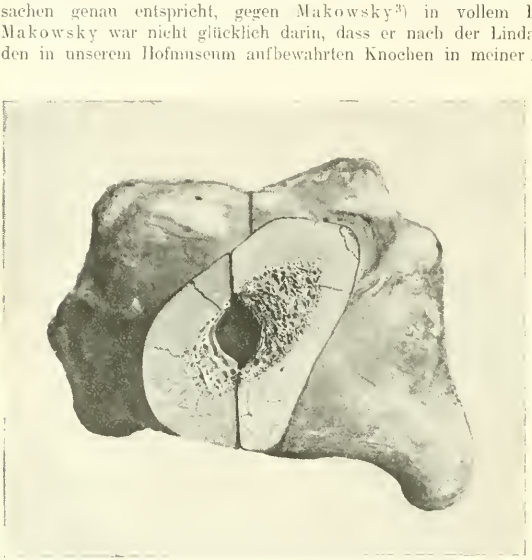


Abb. 47. Querschnitt durch die Mitte des rechten Humerus [von] Elephas indicus. Distaler Antheil. $^1/_2$ nat. Gr.

[1]) Correspondenzblatt der Deutschen anthropologischen Gesellschaft, Mai 1900, Bd. XXXI, S. 38.

[2]) Mittheilungen der Anthropologischen Gesellschaft, XXIX, 81.

[3]) Siehe Bumüller, Aus der Urzeit des Menschen, 40.

[4]) Da heißt es z. B. Mittheilungen der Anthropologischen Gesellschaft, XXIX, 82: Die Begrenzung der Höhlung im Humerus von der Wranamühle »ist ziemlich glatt, aber nicht eben, sondern lässt verschiedene, den von ihr überkleideten Knochenbälkchen entsprechende Striemen erkennen, zwischen welchen größere Poren die Verbindung mit den Höhlen der Spongiosa herstellen«.

des Knochens entsprechen, und habe sie als ein Hauptargument für die natürliche Bildung der Höhlungen und gegen die künstliche Bearbeitung benützt. Auch die Abbildung a. a. O. 81, Fig. 44, lässt die Unebenheiten in der Markhöhle erkennen.

Zum Vergleiche mit dem diluvialen Humerus und dem von Fraas mitgetheilten Querschnitte zeige ich auch unsere recenten Knochen im Querschnitte. Vom rechten Humerus habe ich die beiden distalen Viertel wieder entsprechend zusammengefügt. Der Durchschnitt (Abb. 47) lässt nun die erwähnte Abätzung an der lateralen (in der Abbildung rechten) Hälfte und doch auch die Form und Stellung der Markhöhle mit hinreichender Deutlichkeit erkennen. Die distale Hälfte des linken Humerus zeigt im Querschnitte (Abb. 48) eine Markhöhle, deren Gestalt mit jener des rechten nur wenig Ähnlichkeit hat. Das 2·8 *cm* lange, 1·8 *cm* breite, unregelmäßig abgerundete Profil lässt sich, wenn man will, ebensogut einem Dreieck wie einem unregelmäßigen Viereck mit abgerundeten Ecken vergleichen. Das Bild ist außerdem durch ein den medialen Theil der Markhöhle durchquerendes, mehrfach verzweigtes Knochenbälkchen beeinträchtigt. Etwas mehr Übereinstimmung zeigen diese beiden Schnittflächen an den proximalen Theilen des Humerus. Die Längenausdehnung der Markhöhle finde ich im rechten Humerus: Distaler Theil 8·5 *cm*, proximaler Theil 11·5 *cm*, im ganzen also 20 *cm*. Im linken Humerus: Distaler Theil 6·5 *cm*, proximaler Theil 12·5 *cm*, zusammen 19 *cm*.

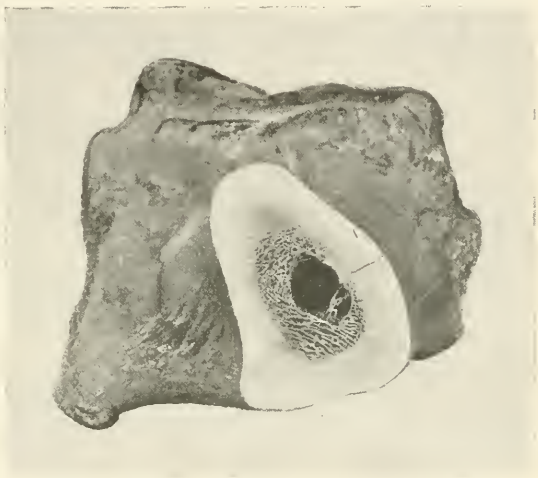


Abb. 48. Querschnitt durch die Mitte des linken Humerus von Elephas indicus. Distaler Antheil. $^1/_3$ nat. Gr.

Mit dem Hinweis auf diese kleinen Unterschiede verfolge ich den pädagogischen Zweck, meinen Herren Opponenten, welche sich auf genaue Quadrate u. dgl. capricieren, am nächstliegenden Material Beispiele der übrigens allgemein bekannten Veränderlichkeit organischer Details zu Gemüthe zu führen und sie die Unhaltbarkeit eines rein doctrinären Standpunktes errathen zu lassen. Außerdem aber sollen diese Details helfen, jene Bedenken zu zerstreuen, welche aus dem Mangel völliger Übereinstimmung zwischen den Markhöhlen bei Elephas indicus und Elephas primigenius geschöpft wurden.

Über die zwischen den verschiedenen Species und Altersstufen bestehenden Unterschiede wird sich niemand wundern, welcher den Unterschied bemerkt, der zwischen den zwei Oberarmhöhlen eines und desselben Individuums besteht. Über den unwesentlichen Einzelnheiten soll niemand die wichtige allgemeine Übereinstimmung verkennen.

Wir müssen bedauern, dass Herr Prof. Makowsky, dem auf meine Anregung hin eine Einladung zur heutigen Sitzung zugesendet wurde, nicht in der Lage ist, zu kommen und nochmals sein diluviales Material mitzubringen. Wir hätten dann Gelegenheit gehabt, von den heute dargelegten allgemein vergleichenden Momenten unmittelbar auf die speciellen Merkmale der strittigen Objecte überzugehen und an diesen auch die feineren anatomischen Kriterien vorzunehmen. Wir hätten dann Herrn Makowsky ersuchen können, uns jene Spuren am Knochen zu zeigen, welche die von ihm behauptete künstliche Aushöhlung beweisen. Meiner früheren Untersuchung zufolge sind solche Spuren nicht vorhanden. Makowskys Behauptung ist rein aus der Luft gegriffen.

Nachdem wir hier in den verschiedenen durchsägten Mammutknochen die deutlichen Markhöhlen kennen gelernt haben, betrachte ich auch die Mittheilung Makowskys: Bezüglich der

Mammutknochen bemerke ich, dass ich zahlreiche Extremitätenknochen von jungen und alten Thieren besitze, die frei von jeder Höhlung sind«,[1]) als eine ganz leichtfertige, der Wahrheit direct zuwiderlaufende Erfindung. Und wenn Makowsky an derselben Stelle sagt, es sei »in paläontologischen Werken ausdrücklich hervorgehoben, dass Mammut und Rhinoceros (wie alle Dickhäuter) keine Knochen mit Markröhren besitzen«, so muss ich im Gegentheile sagen, dass mir beim Studium unseres nicht gerade geringen diluvialen Knochenmaterials in der gesammten bisher benützten Fachliteratur diese, bezüglich des Mammuts gewiss unrichtige Angabe noch nicht aufgestoßen ist.

Herr Makowsky beruft sich darauf, dass die irrige Lehrmeinung bei der Vorlage der Mammutknochen in unserer Sitzung vom 14. Februar 1899 keinen Widerspruch fand. Ich kann constatieren, dass damals die beiden Anatomen Hofrath Prof. Dr. Toldt und Hofrath Prof. Dr. Zuckerkandl mit mir vollkommen darin übereinstimmten, die Höhlungen als natürliche Markhöhlen zu erkennen. Der sofortige Widerspruch unterblieb theils aus Artigkeit gegen den als Gast begrüßten Vortragenden, theils weil es zweckmäßig schien, die Richtigstellung nach ganz genauer Untersuchung schriftlich zu formulieren. Wir begnügten uns an jenem Abende mit der Feststellung, dass die von Makowsky früher zur Veröffentlichung eingereichten Photographien den Objecten nicht entsprachen und durch andere zu ersetzen waren. — Übrigens wollen wir uns die Lehre merken, dass man solchen Irrthümern nicht früh und nicht entschieden genug entgegentreten kann.

Ich wende nur ungern eine so drastische Form der Zurückweisung an, aber ich halte sie hier für geboten. Sie werden mir vielleicht zustimmen, wenn Sie sehen, wie da — nicht etwa, weil man Recht zu haben glaubt, sondern nur, weil man um jeden Preis Recht behalten will — mit einzelnen Behauptungen je nach dem Bedarf des Augenblickes umgesprungen wird. Makowsky sagte z. B. in Lindau an einer Stelle:[2]) »Weder Virchow noch ich haben behauptet, dass diese ausgekratzten Oberarmknochen zu Stützen eines Pfahlbaues gedient haben, wie Szombathy angibt.« Ein Blick in die Verhandlungen der Berliner anthropologischen Gesellschaft[3]) genügt, um Herrn Makowsky die Unrichtigkeit dieser Aussage nachzuweisen. Mit dieser nachträglichen Zurückweisung lässt sich jedoch nicht der Schaden gut machen, welchen Herr Makowsky mir zuzufügen suchte, als er mich vor der ganzen illustren Versammlung in Lindau in so leichtfertiger Weise und ganz fälschlich einer Unwahrheit beschuldigte. Es war mir überaus peinlich, dass ich damals im Sitzungssaale nicht die Literatur zur Hand hatte, um diesen giftigen Angriff sofort abzuweisen.

Übrigens sagte Makowsky in der folgenden Minute (im Berichte 26 Zeilen weiter): »Virchow, der diese Knochen in Brünn untersuchte, bezeichnete sie wahrscheinlich als künstlich ausgehöhlte Knochenstücke, die als Stütze eines Pfahles, etwa zur Aufrichtung eines Zeltes (wie bei den heutigen Wilden Afrikas) gedient haben. Hierbei war weder an einen Pfahlbau (wie in der neolithischen Zeit) noch weniger an den Bau regelrechter Hütten zu denken!«

Das ist doch eine sehr rasche Veränderung gegenüber dem vorigen: »Weder Virchow noch ich. Aber dem Wortlaute entspricht auch diese geänderte Lesart nicht, wie die obcitierten Stellen (»Pfahlhütten«, »Pfähle für Wohnstellen«) zeigen.

Übrigens hat Makowsky in Lindau (7 Zeilen weiter) eine gesonderte Ansicht über die Markhöhlen sich vorbehalten, indem er sagt: Ob diese Höhlung, wie Virchow annimmt, durch Eintreiben eines zugespitzten Holzpfahles, oder, wie ich aus dem Mangel von Knochensplittern im Inneren und aus den theilweise geplatteten Seitenwänden vermuthe, vorher künstlich ausgearbeitet wurde, ist völlig nebensächlich.«

[1]) Bericht über den Lindauer Congress, a. a. O. [43], bezw. 109.

[2]) Bericht über den Lindauer Congress, a. a. O. [42], bezw. 108.

[3]) Z. B.: Verhandlungen, 1897, Sitzung vom 17. Juli 1897, S. (334), (335), wo Virchow nur von »bearbeiteten Rhinocerosknochen« spricht und sagt: »Ich hatte den Eindruck, dass eine solche Höhlung nur durch das Eintreiben eines viereckigen zugespitzten Körpers, z. B. eines Holzpflockes von dieser Gestalt hervorgebracht sein könne.«

Oder: Verhandlungen, 1898, Sitzung vom 15. Jänner 1898, S. (19). Herr Rudolf Virchow. Urgeschichtliche Funde von Brünn etc., S. (69) und (70): »2. Die Spuren einer Bearbeitung an den Rhinocerosknochen.« Die beiden Umstände, ... führten mich zu der Vermuthung, dass ein vierkantiger, langer Körper in die Spongiosa eingetrieben sei. Als einen solchen hielt ich einen hölzernen Stiel oder Spieß für geeignet, und indem ich anderweitige Erfahrungen über den Bau primitiver Hütten, insbesondere von Pfahlhütten, heranzog, kam ich zu der Frage, ob solche Knochen gebraucht worden seien, um die Pfähle für Wohnstellen darin zu befestigen. Herr Makowsky hat diese Deutung wohlwollend aufgenommen.

Es muss bemerkt werden, dass Virchow damals zwischen den Knochen von Mammut und Rhinoceros nicht unterschied.

Er that dies, obwohl er bereits die Festschrift niedergeschrieben hatte, auf die er sich (42 Zeilen weiter) beruft und in der er einfach, ohne jegliche reservatio sagt:[1] »Nach der Ansicht Virchows dürften diese Mammutknochen zu einem Pfahlbau, der in dem dortigen sumpfigen Boden angelegt war, gedient haben.«

Hier haben wir nun das reine Gegentheil von dem: »Weder Virchow noch ich.« Und noch dazu kein Zelt, sondern einfach ein Pfahlbau.

Und das alles im Rahmen eines und desselben Vortrages, auf derselben Seite des Sitzungsberichtes.

Kurz darauf[2] spricht es Makowsky direct als eigene Meinung aus, dass die Humeri von der Wranamühle durch Eintreiben eines Holzpfahles bearbeitet sind. Bei dieser Gelegenheit lässt er auch zum erstenmal eine kaum bemerkbare Anerkennung der natürlichen Markhöhle verstohlen in den Text hineinschlüpfen. Er sagt: »Meine Meinung geht nun dahin, dass die drei Humeri von der Wranamühle, die nur jugendlichen Exemplaren angehören, durch Menschenhand in frischem Zustande eine Bearbeitung erfahren haben, indem man durch Eintreiben eines Holzpfahles, wie Virchow meint, die ursprünglich kleine und enge Höhlung erweitert hat.« Also ganz heimlich hat sich eine Markhöhle eingestellt. Aber sie ist noch klein und eng. Dafür gehören auch die (uns bekannten) Humeri »nur jugendlichen Exemplaren« an. Das stärkt unsere Hoffnung. Wenn einmal wieder einer derselben Knochen »ein sehr kräftiger rechter Humerus eines älteren Mammuts« sein wird, dann wird hoffentlich auch »die ursprünglich kleine und enge Höhlung« ihre wirklichen Dimensionen, wie sie mein Maßstab in seiner Einfaltang ab, erlangt haben.

Auf Grund dieser Blütenlese sind wir zu der schönen Hoffnung berechtigt, dass Herr Makowsky immer Recht behalten wird, was auch noch aus diesen Markhöhlen des Mammuts werden möge. Uns selbst kommt es jedoch nicht auf das Rechtbehalten, sondern einfach auf die richtige Erkenntnis des Thatsächlichen an.

Nach der Prüfung des vorliegenden Materials glaube ich beruhigt sein zu können über die Richtigkeit meines ersten Urtheils: Dass die Mammutoberarmknochen von der Wranamühle bei Brünn weder vom diluvialen Menschen glatt ausgekratzt, noch durch das Einstoßen eines Pfahles gehöhlt sind, sondern dass man in ihrem Inneren die natürliche, im großen und ganzen vierseitige Markhöhle gewahrt, die an manchen Stellen, besonders dort, wo der Knochen (nahe seiner Längenmitte) entzwei gebrochen wurde, secundäre Beschädigungen aufweist.

Discussion.

Herr Dr. Wilhelm Hein verliest das folgende, ihm bei Beginn der Sitzung zugekommene

Schreiben Prof. Dr. Alexander Makowskys

ddto. Brünn, 11. Mai 1901.

»Indem ich den Erhalt Ihrer Einladungskarte dankend bestätige, spreche ich mein Bedauern aus, wegen Amtsverhinderung der Sitzung der Wiener Anthropologischen Gesellschaft, deren Mitglied zu sein ich die Ehre habe, am 14. Mai nicht beiwohnen und mich so gelegentlich des Vortrages des Herrn Custos Szombathy: ‚Über die Markhöhle in den langen Knochen von Elephas primigenius' an der Discussion nicht betheiligen zu können.

»Ohne jedoch den Inhalt des Vortrages und die etwa daran geknüpften Conclusionen gehört zu haben, bitte ich Sie die nachfolgenden Bemerkungen zur Kenntnis der Zuhörer zu bringen.

»Seit vielen Jahren mit der Untersuchung fossiler diluvialer Thierknochen aus dem Löß in Mähren beschäftigt, konnte ich weder bei der Tibia noch dem Humerus von jugendlichen Mammuten eine Markhöhle wahrnehmen, wenngleich die Knochen zumeist der Gelenke beraubt, auch mehrfach bearbeitet gefunden wurden. Dasselbe war bei dem Zeitgenossen des Mammuts, dem Rhinoceros tichorhinus der Fall, jedoch bei beiden Thierarten fand ich im Innern nur ein spongioses Knochengewebe, das, einst mit Fett erfüllt, zur Auskratzung des Innern Veranlassung geboten hat.

»Bei alten Mammuten zeigten sich allerdings größere und kleinere Höhlungen von unregelmäßiger Form, welche ich auf eine Auswitterung des morsch gewordenen Knochengewebes der Achse zurückführte.

»Hiezu verleitete mich auch die Bemerkung aus paläontologischen Werken, wie im Zittel, der im Bd. IV, S. 452, seiner großen Paläontologie schreibt: ‚Die Extremitäten der Proboscidier sind lang und stämmig, die langen Knochen entbehren der Markhöhle'!

[1] Der Mensch der Diluvialzeit Mährens. Separatabdruck der Brünner Festschrift, 1899, S. 28.
[2] Bumüller, Aus der Urzeit des Menschen, 41.

Gelegentlich des Eisenbahnbaues der Strecke Brünn—Tischnowitz im Jahre 1884 wurden nun in einem Bahneinschnitte 12 *m* tief im Löß massenhaft Knochen verschiedener diluvialer Thiere, wie Mammut, Rhinoceros, Wisent, Felis, Ursus und Ren, größtentheils aufgeschlagen, theilweise angebrannt und in Mergelkrusten eingehüllt, auch drei Armknochen von verschiedenalterigen jungen Mammuten zutage gefördert, die eine trichterförmige Höhlung, bis 24 *cm* tief und oben mit einem bis 10 *cm* breiten, quadratischen Querschnitte, mit fast glatten Seitenwänden, zeigten; eine Erscheinung, welche ich mir nicht erklären konnte. Erst nach 13 Jahren, gelegentlich des Besuches der Wiener Anthropologen und ihrer auswärtigen Gäste: Virchow, Ranke, Schmidt, Grempler u. A. im Jahre 1897, legte ich diese Knochen zur Beurtheilung den Fachgenossen vor. Virchow erklärte: Nie etwas ähnliches gesehen zu haben, und schloss aus der Form und Fundstelle der Knochen, dass diese als Sockel eines Pfahlbaues (und Zeltes) gedient und die Höhlungen durch Eintreiben eines vierkantig zugespitzten Holzpfahles entstanden sein konnten, eine Vermuthung, welche durch den noch heute daselbst sumpfigen Boden der Umgebung dieser zweifellosen Lagerstätte der prähistorischen Zeit, gestützt wird.

Über Anregung Rankes zeigte ich einen dieser Knochen bei der Geologenversammlung im Jahre 1897 (Herbst), und weder hier noch bei der Vorlage dieser Knochen in der Maisitzung des Jahres 1898 der Wiener Anthropologischen Gesellschaft wurde diese Ansicht Virchows von irgend einer Seite bekämpft.

Nicht wenig war ich daher überrascht, als bei der Anthropologenversammlung in Lindau (1899) die gleichfalls dort von mir demonstrierten Mammutknochen von Herrn Custos Szombathy als nicht künstlich bearbeitet und mit einer natürlichen Markhöhle versehen bezeichnet wurden, eine Ansicht, die ich mit Hinweis auf die unzweifelhaften Schlagmarken der Knochen, theilweise noch mit festen Mergelkrusten an beiden Enden der Knochen versehen, sowie mit Hinweis auf die Anhäufung dieser Knochen, zugleich mit Knochen verschiedener diluvialer Thiere (die oben angeführt sind), bekämpfte, und der auch Virchow ausdrücklich beipflichtete. Hierbei spielt die Höhlung, ob künstlich oder natürlich, nur eine untergeordnete Rolle.

Letztere Frage, zoologisch-anatomischer Natur, geht mehr die Paläontologie als die Prähistorie an, und ist für die Gleichzeitigkeit des Menschen mit den diluvialen Thieren, sowohl mit dem Mammut als dessen Zeitgenossen, dem Rhinoceros, völlig gleichgiltig. Wichtiger bleibt die Thatsache, dass eine Bearbeitung der Knochen dieser Thiere nur im frischen Zustande möglich ist und Knochen diluvialer Thiere, die längere Zeit in dem erwiesen nicht gefrorenen Boden Mährens, während der Diluvialperiode, gelegen wären, keine Bearbeitungsfähigkeit mehr besessen hätten.

Ich muss daher auf meiner vollen Überzeugung beharren, dass der Mensch der Diluvialzeit Mährens ein Zeitgenosse des Mammuts wie des Rhinoceros gewesen ist.

Herr Custos Szombathy:

Es schien mir ganz überflüssig zu sein, an meinen heutigen Vortrag die Versicherung anzuknüpfen, dass mit der Richtigstellung der Annahmen des Herrn Prof. Makowsky absolut kein Angriff auf unsere Ansichten bezüglich des Alters des Menschengeschlechtes gemünzt ist, wie Sie nach der Schlusstirade des Briefes, den Herr Dr. Hein so wirkungsvoll verlesen hat, vermuthen könnten. Für die Gleichzeitigkeit des Menschen mit dem Mammut, Rhinoceros u. s. w. ist bei dieser Specialfrage der Markhöhle in den Mammutknochen gar kein Anhaltspunkt zu suchen; denn das diluviale Alter des Menschengeschlechtes ist doch durch so viele Tausende und Abertausende viel besser beobachteter Funde von classischen Fundstätten erhärtet, dass es auf diese paar Knochen nicht ankommt. Diese können keinen Anspruch auf Beweiskraft in prähistorischen Fragen erheben, denn sie sind gar nicht von Fachleuten, sondern von Bahnbauarbeitern gefunden und nachträglich an das Polytechnicum in Brünn eingesendet worden. Ich will daher abweisen, dass die große archäologische Frage an diese Funde angeknüpft werde und dass diese Anknüpfung als Winkelzug benützt werde, um an meinen Beweisen zu rütteln. Ich möchte meinem geehrten Herrn Gegner abrathen, sich von dem verlorenen Posten der drei bearbeiteten Mammutoberarmknochen auf die durch keinen Angriff bedrohte Frage vom diluvialen Alter des Menschengeschlechtes zurückzuziehen und sich dort zu verschanzen. Dahin folgt ihm niemand.

Er verschanzt sich ferner hinter die Autorität Virchows. Das ist eine schwierigere Geschichte. Ich begreife gar nicht, wie Makowsky jetzt so etwas thun kann, nachdem doch in der Ver-

sammlung zu Lindau Virchow gesagt hat: »Ich will in dieser Beziehung bemerken, dass meine Autorität in Bezug auf die Frage der Natürlichkeit Herr Makowsky war; er hat sich speciell mit der Beschaffenheit der alten Dickhänterknochen beschäftigt, während ich niemals den Anspruch erhoben habe, ein Kenner derselben zu sein.« Damals berief sich also Virchow auf Makowsky, und nun redet sich Makowsky auf Virchow aus. Uns kann es schließlich gleichgiltig sein, welcher der beiden Herren die Verantwortung für den nunmehr als beseitigt anzusehenden Irrthum tragen soll. Wenn sie Wert darauf legen, mögen sie es untereinander ausmachen, wer von ihnen die großen Stiefel anhaben will und vorangehen mag.

Im übrigen kann ich auf die von Makowsky neuerlich vorgebrachten Details nicht weiter eingehen. Ich habe sie nicht genau genug im Gedächtnisse. Es ist das eine oder andere auch bereits von mir berührt worden. Uns handelt es sich vielmehr darum, die persönliche Seite der Frage in den Hintergrund treten und die wirklichen thatsächlichen Verhältnisse umso besser für sich selbst sprechen zu lassen.

Die vorliegenden Knochen, welche ad hoc durchschnitten sind, zeigen, dass verschiedene lange Knochen des Elephas primigenius mit wirklichen Markhöhlen durchsetzt sind. Wenn Paläontologen citiert werden, welche das nicht wissen und leichtfertig das Gegentheil behaupten, so dürfen wir uns eben nicht auf sie verlassen. Wenn wir etwas einmal besser wissen, dann imponiert uns auch eine so gefeierte und hochverdiente Autorität wie Prof. Zittel nicht mehr. Wir haben eben die Forschung durch Autopsie noch nicht ganz auf den Nagel gehängt, und die höchsten Autoritäten in unserer Frage sind die todten Reste, welche uns hier vorliegen.

Herr Hofrath Dr. Toldt:

Zunächst möchte ich uns, meinen Collegen Prof. Zuckerkandl und mich, rechtfertigen (Custos Szombathy: Ich war gleichmäßig mitschuldig!), dass wir uns damals gegenüber Makowsky nicht irgendwie geäußert haben. Das lag einfach darin, dass wir über die Sache nicht informiert waren. Ich habe mich viel mit Knochen beschäftigt, aber nicht speciell mit Mammutknochen. Ich und auch Prof. Zuckerkandl haben geschwiegen, weil wir gewöhnt sind, über Dinge, die wir nicht genau kennen, uns öffentlich nicht auszusprechen; deshalb kann unser Schweigen nicht als Bestätigung der damaligen Ausführungen Makowskys angesehen werden.

Was die Angelegenheit selbst, das Vorkommen von Markhöhlen in den Knochen, und die Frage, ob sie künstlich oder natürlich sind, anbelangt, so möchte ich sagen: Wenn wir die Knochen, welche uns heute vorliegen, damals gesehen hätten, so würden wir niemals gezweifelt und keinen Anstand genommen haben, das als etwas Natürliches zu erklären, aus dem Grunde, weil die Knochen ganz dem entsprechen, was wir im allgemeinen wissen, nämlich, dass alle ausgewachsenen Röhrenknochen Markhöhlen besitzen, deren Wände ganz oder theilweise von spongioser Substanz besetzt sein können. Wir wissen, dass bei der ersten Entstehung der Knochen keine Markhöhle existiert, sondern das ganze Innere der Knochen durch eine spongiose Substanz ausgefüllt ist und dass sich im Laufe des Wachsthums allmählich durch Schwund dieser spongiosen Substanz eine Markhöhle bildet. So ist es beim Menschen und bei den Thieren, die wir gewöhnlich zur Untersuchung benützen. Wir wissen ferner, dass diese spongiose Substanz mit dem Alter immer mehr schwindet, d. h. auf ein geringeres Maß reduciert wird, so dass z. B. bei menschlichen Knochen, welche alten Individuen angehört haben, die Markräume, welche sonst noch von Resten der spongiosen Substanz durchzogen sind, dieser vollständig entbehren, und die Wände der Markräume von glatten, compacten Knochenflächen dargestellt sind. Solche compacte Knochenflächen haben die Beschaffenheit, welche Sie an einzelnen Stellen der heute vorliegenden Knochen sehen. Wenn ich mich aber nicht sehr täusche, so sind bei den Knochen, die Makowsky vorzeigte, größere derartige Flächen gewesen, d. h. es ist viel weniger spongiose Substanz vorhanden gewesen, so dass die compacte Substanz, wenn nicht an allen Stellen, so doch auf große Strecken hin freilag. Das ist auch der einzige Grund, aus dem man überhaupt auf eine künstliche Bearbeitung der Knochen schließen konnte. Man wird niemals sagen können, dass Knochen von der Beschaffenheit, wie sie heute vorliegen, künstlich bearbeitet worden seien. Nur der gänzliche oder nahezu vollständige Mangel der Spongiosa konnte überhaupt zu dieser Ansicht führen.

Wenn man einen der heute vorgezeigten frischen Knochen mit einem vierkantigen, zugespitzten Holzstücke der Annahme Makowskys gemäß bearbeiten würde, so würde man eine große Anzahl der spongiosen Blätter zerstören und eine erweiterte Markhöhle herstellen können. Dann würde aber die Markhöhle nicht glattwandig sein, man würde vielmehr die künstliche Dar-

stellung dieser Höhle an der Beschaffenheit der Wände erkennen können, an welchen zahlreiche Bruchstellen von Spongiosablättchen zu sehen sein müssten. Das ist für mich zunächst ein Beweis, dass es sich in den Fällen von Makowsky nicht um eine künstliche Bearbeitung, sondern um ein natürliches Vorkommen handelt; ich setze dabei voraus, dass die Natur bei jenen Mammuten nicht anders gearbeitet hat, als sie heute bei anderen Thieren arbeitet. Ich möchte daher glauben, dass die Anschauung des Herrn Szombathy wohl berechtigt sein dürfte gegenüber der des Herrn Makowsky.

Nachschrift des Herrn J. Szombathy.

Nachdem ich den Brief des Herrn Makowsky mit freundlicher Genehmigung der geehrten Redaction besonders gelesen, erlaube ich mir, folgende Bemerkungen nachzutragen:

Ich sehe mit Vergnügen, dass Herr Makowsky in seinen Concessionen bezüglich der Markhöhle wieder um einen Schritt weiter gekommen ist. Er sagt nun: »Bei alten Mammuten zeigten sich allerdings größere und kleinere Höhlungen von unregelmäßiger Form.« Da sind also auch schon größere Höhlungen dabei, wenn er auch zugesteht, dass er sich durch ein Lehrbuch verleiten ließ, sie auf eine Auswitterung des Knochens (nicht Aushöhlung durch Menschenhand) zurückzuführen. Wie durfte er aber dann in Lindau sagen, dass er »zahlreiche Extremitätenknochen von jungen und alten Thieren besitze, die frei von jeder Höhlung sind«.

Über die relative Regelmäßigkeit der Markhöhlen in einzelnen Knochen und dass die Frage der Auswitterung der Spongiosa ausgeschlossen ist, sind wir durch unsere Proben belehrt. Wie sehr hatte doch Virchow Recht, als er in Lindau sagte: »Man scheint sehr übertriebene Vorstellungen von Verwesung und Vernichtung zu haben und zu glauben, dass auch am Knochengewebe von selbst eine Verwesung eintritt. Aber die ausgehöhlten Knochen sind sehr fest, und diese Festigkeit geht bis in die Nähe des Markcanales hinein.«

Herr Makowsky gibt im Briefe die Dimension der Höhlung in den Mammutoberarmen bis zu 10 *cm* Breite des quadratischen Querschnittes an. Ich habe im Vortrage (S. 81) nachgewiesen, dass seine frühere Angabe von 9 *cm* Breite stark übertrieben ist, und kann daher die jetzige Angabe von 10 *cm* noch weniger gelten lassen.

Ferner muss ich mir erlauben, einige chronologische Daten richtig zu stellen. Die Vorlage der mährischen Mammutknochen durch Herrn Prof. Makowsky erfolgte in unserer Jahresversammlung am 14. Februar 1899, und nicht im Mai 1898.

Auf dem Anthropologencongresse in Lindau, 4. bis 7. September 1899, konnte nicht, wie der Brief besagt, ich Herrn Makowsky eine Überraschung bereiten durch meine unerwarteten Aufklärungen. Sondern das Gegentheil war der Fall. Ich hatte Herrn Makowsky drei Monate früher brieflich von meiner Widerlegung unterrichtet, hatte dann die Separatabdrücke meiner »Bemerkungen zu den diluvialen Säugethierknochen aus der Umgebung von Brünn«, welche die volle Widerlegung Makowskys enthalten, zwei Monate vor Lindau an zahlreiche Interessenten, zuvörderst an die Herren Virchow und Makowsky, gesendet und war also meinerseits in Lindau sehr erstaunt, als Herr Makowsky nach einer wohl vorbereiteten Entgegnung auf meine Arbeit (wozu er auch von Brünn die Knochen noch einmal mitgenommen hatte) sagte, er sei nicht in Kenntnis derselben gewesen und habe von ihr erst am Abend vorher gehört.

Ich bedauere, in einer der Natur der Sache nach so einfachen Discussion einem sonst so angesehenen Gegner derartige kleine Pfeile, die nicht sitzen, zurückwerfen zu müssen. Aber ich muss es thun, wenn ich nicht Gefahr laufen will, dass sie nächstens als Treffer angeführt werden.

Makowsky sagt endlich: Bei dem Widerstande, welchen er und Virchow mir in der heutigen Frage entgegensetzen, spielt die Höhlung, ob künstlich oder natürlich, nur eine untergeordnete Rolle«.

Mit diesem Salto leistet der Herr Professor wohl das Unübertrefflichste. Das ist doch der Kern des ganzen Streites, ob die Höhlung künstlich oder natürlich ist. Um diesen Punkt hat sich ja schon eine ganze kleine Literatur abgelagert. Virchow sagte in Lindau: Wir (wohlgemerkt wir) waren umgekehrt der Meinung, dass es eine Hauptfrage sei, ob die Aushöhlung in den Knochen natürlich war oder künstlich hervorgebracht ist.« Und dieser Kernpunkt, diese Hauptfrage soll jetzt, da die Entscheidung nicht nach dem Sinne des Herrn Makowsky ausfällt, durch eine einzige Briefzeile unter unseren Händen wegescamotiert werden? Bei solchen Kunststücken will ich nicht mehr mitthun.

Ich bin überhaupt der Meinung, dass über die eine Detailfrage genug gesprochen und geschrieben ist. Für meine Person ist diese Discussion hiermit geschlossen.

3. Herr Josef Szombathy spricht

Über die Höhenlage des Ohres an der Statue Ramses des Großen.

Im Jahre 1882 hat Hofrath Langer in unseren Mittheilungen (XII, 114) nach einem an dieser Stelle gehaltenen Vortrage eine Arbeit über Form- und Lageverhältnisse des menschlichen Ohres veröffentlicht und darin unter anderem auch die künstlerische Seite der Frage berührt. Speciell hat er (a. a. O., Taf. II, Fig. 11) nach Lepsius eine Profilansicht vom Kopfe Ramses II. besprochen. Er zeigt, dass da das Ohr relativ hoch — aber »gar nicht zu übermäßig hoch« — sitzt, und meint, diese Stellung sei anatomisch unmöglich. Denn, wenn man in diesem Kopf den Unterkiefer in der von Langer angegebenen Art einzeichnet, so erreicht der aufsteigende Ast des Unterkiefers die zwei- bis dreifache Länge des wirklichen menschlichen Unterkieferastes. Diese Zeichnung mit der entsprechenden Legende ist in Johannes Rankes großes Werk »Der Mensch«, Bd. II, S. 45, übergegangen. Endlich im vorletzten Bande unserer Mittheilungen (XXIX, 177) hat Prof. Holl wieder über die Lage des Ohres gehandelt und wieder die Langer'sche Ramses-Abbildung mit der weitschweifigsten Wiederholung der alten Argumente gebracht. Holl geht noch weiter und untersucht nicht nur, was für Kopfskelette man sich zu

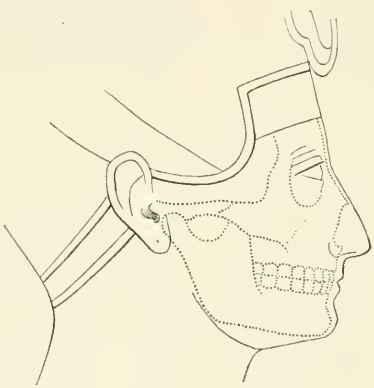


Abb. 49.

einer unrichtigen Hochstellung des Ohres denken könnte, sondern auch, was man sich sonst für unrichtige Gedanken über die Skeletbildung am Ramseskopfe machen könnte, wenn z. B. das Ohr nicht zu hoch, sondern zu nieder angesetzt wäre, u. s. w.

Für den Anthropologen geht aus diesen Untersuchungen kein Gewinn hervor. Man weiß längst, dass die von irgend einem Stil beeinflussten Bildnisse, welcher Zeit und welcher Kunstprovinz sie auch angehören mögen, nur cum grano salis für anthropologische Zwecke zu benützen sind. Auch der Kunstarchäologe lernt nichts daraus. In Bezug auf die allmähliche, stufenweise Ausbildung der künstlerischen Auffassung und Wiedergabe des menschlichen Antlitzes in den verschiedenen Stilgruppen und Stilperioden bestehen so eingehende, großentheils durch genaue historische Daten gefestigte Untersuchungen, dass die flüchtige Heraushebung eines oder einiger Beispiele als ganz und gar nicht zeitgemäß erscheint.

Zudem handelt es sich bei den vorliegenden Betrachtungen über den Ramseskopf nicht so sehr um eine Ausschreitung des ägyptischen Stils, als vielmehr um ein kleines Versehen unserer Anatomen. Dieses möchte ich gerne beseitigen, damit es sich nicht ad infinitum fortpflanze.

Langer hat schon anerkannt, und Holl constatiert neuerlich, dass an der in Betracht gezogenen Ramsesstatue das Ohr eigentlich, vom künstlerischen Standpunkte aus genommen, nicht zu hoch sitzt.

Nun zeigt aber auch der von naturhistorischen Gesichtspunkten geleitete Vergleich der alten Ramsesbildnisse mit der jetzt im Museum von Gizeh aufbewahrten Ramsesmumie, wie

außerordentlich gut die alten Bildhauer — natürlich innerhalb ihres Stils — den Typus des großen Königs mit seinem leptoprosopen Gesichte und der stark entwickelten Nase wiedergegeben haben. Virchow hat darauf besonders hingewiesen. Natürlich darf man bei solchen Nebeneinanderstellungen nicht außeracht lassen, dass die Bildnisse den berühmten Eroberer in den Jahren seiner Kraft darstellen, während uns im Museum die versehrumpfte Mumie des Greises aufbewahrt wird.

Der in Langers Zeichnung auf den unmöglichen Unterkiefer zugespitzte Fehler ist also nicht den alten Künstlern zur Last zu schreiben. Er liegt, wie bereits gesagt, an den Anatomen. Der Unterkiefer darf in den Profilumriss eines Kopfes nicht so eingezeichnet werden, wie es Langer gethan hat. Der untere Unterkieferrand und die Kaufläche sind anders zu orientieren. Die vom Kinn zur Kehle laufende Umrisslinie entspricht nicht, wie Langer annahm, dem unteren Rande des Unterkiefers. Das weiß jeder, der die Anfänge des »Kopfzeichnens« kennt. Die erstere Linie ist bei gewöhnlicher Kopfhaltung vom Kinn an nach abwärts geneigt, bei Fettanhäufung ausgesackt. Die zum Angulus mandibulae führende Unterkieferkante steigt hingegen an. Zwischen beiden ist im Profil die Regio submaxillaris als eine annähernd dreieckige Fläche zu sehen. Der Unterkieferwinkel liegt höher als die Kehlecke.

In den Umriss des Ramseskopfes müssen wir den Unterkiefer etwa so einreihen, wie Abb. 49 zeigt. Dann bekommen wir für ihn und alle übrigen Theile des Gesichtes in ganz ungezwungener Weise richtige, d. h. anatomisch mögliche Verhältnisse. Alle Erwägungen, welche sich an die Langer'sche Zeichnung anlehnen, erweisen sich damit als gänzlich überflüssig und haben einfach wegzufallen.

4. Herr Dr. Naokata Yamasaki hält einen Vortrag über

Erdställe in Japan.

Unter den verschiedenen Überresten aus dem Alterthum in Japan sind die Erdställe sehr bemerkenswert. Es gibt eigentlich zwei Arten der alten künstlichen Erdhöhlen, und dazu kommt noch die dritte, welche aus Stein gebaut und in ihrer Gestalt der einen der beiden ersteren sehr ähnlich ist. Man unterscheidet die beiden Erdstallarten mit den Namen *Tate-ana* (senkrechte Höhle) und *Yoko-ana* (horizontale Höhle). Die Verbreitung der *Tate-ana* oder senkrechten Höhle beschränkt sich auf die Insel Hokkaido und auf den nördlichsten Theil der Hauptinsel Honshu. Sie ist eine schalenförmige Vertiefung in der Erde, deren Tiefe gewöhnlich circa 1 *m* beträgt. Es gibt verschiedene Formen derselben, nämlich viereckige, elliptische oder noch viel verwickeltere, und endlich zumeist kreisförmige. Der Durchmesser der letzteren beträgt gewöhnlich 4—10 *m*.

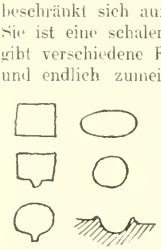


Abb. 50. Plan und Profil von *Tate-ana* (Wohngruben).

Um den Rand herum zieht eine niedrige Erdeindämmung, welche dazu dient, zur Regenzeit das Wasser nicht hineinzulassen (Abb. 50). Diese Höhlen gruppieren sich meistens in der Küstenebene oder auf der flachen Böschung des Hügellandes. Zur jetzigen Zeit wohnen einige Ureinwohner auf der Insel Sachalin und Shikotan auch in solchen Erdställen. Sie erbauen ein kegelförmiges Zelt aus Holz über der Höhle, und es beweist dies, dass die Höhlen auf Hokkaido auch auf gleiche Weise einmal bewohnt worden sind. Welchem Volksstamme die Bewohner dieser Höhlen angehört haben, ist noch unbekannt. Die Aïnu, die jetzigen Einwohner von Hokkaido, leben nicht in solchen Ställen, und sie haben auch keine Tradition, dass ihre Vorfahren einmal eine solche Wohnung gehabt hätten. Man findet oft verschiedene Steininstrumente und Thonwaren in dem Boden der Höhlen.

Die zweite Art, welche wir *Yoko-ana*, d. h. horizontale Höhle nennen, ist ein am Hügelabhang gegrabener Stall. Es gibt verschiedene Formen und Größen dieser Höhlenart. Eine ist einfach und hat nur eine Kammer, während die andere zwei oder mehrere Abtheilungen hat. Sie finden sich sehr selten isoliert und gruppieren sich in einem Ort, manchmal in großer Zahl, die selbst über hundert hinausgeht. Es gibt keine Höhle von dieser Art auf Hokkaido und sehr wenige im nördlichen Japan. Meistens kommen sie in Ost- und Mittel-Japan vor und auch nicht wenig in Süd- und West-Japan. Ein berühmter Ort von solchen Höhlen ist Hyaku ana (hundert Höhlen) nicht weit von Tokio in der Provinz Musashi. Viele hundert Höhlen wurden von Dr. S. Tsuboi, dem Professor der Anthropologie an der Universität zu Tokio, ausgegraben und genau studiert. Er hat einmal eine preisgekrönte Mittheilung darüber auf dem internationalen Orientalistencongress in London gemacht. Bei der gewöhnlichen Höhle sieht man

einen Eingang, welcher, einem Fenster ähnlich, an dem Hügelabhang angebracht ist (Abb. 51). Das Profil des Einganges ist trapezoidal oder in verschiedener Weise bogenförmig. Durchschnittlich ist er circa 1·5 *m* hoch und breit, wurde aber oft durch Erdabrutschungen zum Theile verschüttet und dadurch viel verkleinert. Von dort führt ein ein bis mehrere Meter langer Tunnel in das Innere. Er ist gewöhnlich schmal und eng, und man kann nicht aufrecht gehen. Dann folgt eine Kammer. Diese ist ziemlich groß. Die Höhe beträgt $1^1/_2-3\,m$ oder noch etwas mehr, die Breite $1^1/_2$ bis $5\,m$ und die Länge $1^1/_2-8\,m$. Der Plan und das Profil sind sehr verschieden. Ich werde hier nur einige Beispiele geben (Abb. 52).

Abb. 51. *Yoko-ana* in der Provinz Iwaki (nach Inudzuka).

Man findet oft mehrere Kammern in einer Höhle. Jede Kammer liegt auf demselben Niveau, aber in einigen Fällen, wie zum Beispiel bei einem großen Stall an dem Flusse Tama-gawa, liegen die Kammern in verschiedenem Horizont. Der Boden des Stalles ist gewöhnlich eben, aber man findet oft eine bankartige Erhebung an der Rückwand, oder zwei an beiden Seitenwänden, oder drei an allen Wänden. In einem Stall bemerkte man einen kleinen Canal, welcher das aus der Wand herauskommende Grundwasser durch die Mitte des Stalles nach dem Eingang hinführt. Die Wände sind gewöhnlich glatt geschnitten, aber manchmal sieht man eine Reihe von breiten, langen und concaven Streifen, aus welchen wir schließen, dass das Werkzeug für Stallbau eine scharfe convexe Schneide gehabt habe. An den Wänden finden sich oft einige Vertiefungen von verschiedenen Formen und Größen. Wer diese Erdställe gebaut hat, wann und zu welchem Zwecke, ist eine große Frage bei uns. Man hat in keinem Erdstall — und es wurden bisher über mehr als hundert untersucht — ein sicheres Vorkommen von Instrumenten der Steinzeit feststellen können, sondern nur verschiedene Gegenstände aus der althistorischen Zeit des jetzigen japanischen Stammes gefunden. Bei einigen Ställen war der Eingang mit flachen Steinplatten geschlossen, und man fand darin ein Menschenskelet und verschiedene Grabgegenstände. In einigen Orten wurde ein Thonsarg entdeckt. Prof. Tsuboi denkt, dass alle *Yoko-ana* früher als Wohnung gebraucht und einige von ihnen auch als Gräber später benützt wurden. Eine andere Autorität hält sie nur für Gräber, und ich stehe auch auf dieser Seite. Die Gestalt dieser Höhle ist ganz ähnlich jener der Gräber des japanischen Alterthums, welche ich später erwähnen werde; auch findet man keine positiven Nachweise für die Wohnunghypothese; doch ist es immerhin für unsere Seite nicht so leicht zu entscheiden, ob so viele Kammern für ein Grab nothwendig waren.

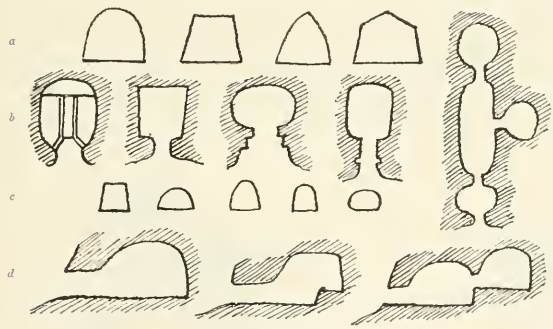
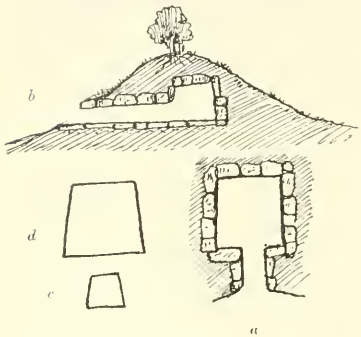


Abb. 52. *Yoko-ana*. — *a* Rückwand. — *b* Grundriss. — *c* Eingang. — *d* Aufriss.

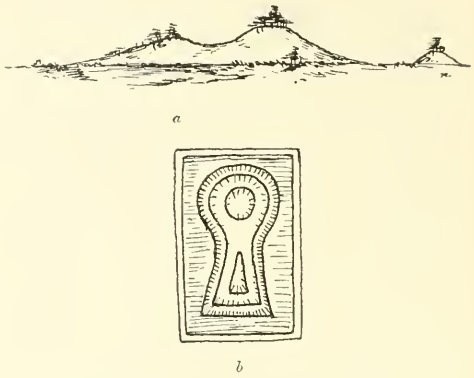
Die dritte Höhlenart, welche wir unter dem Namen *Tsuka-ana*, d. h. Grabhöhle, von den anderen unterscheiden, ist eine Steinhöhle in einem isolierten Hügel. Sie war eigentlich keine Wohnung, sondern ein altes Grab. Vor über tausend Jahren setzte man die Leiche, meistens frei, manchmal auch in einem Steinsarg, in einer Kammer bei, die aus großen Steinblöcken erbaut war. Diese Kammer ist gewöhnlich länglichviereckig und vom Eingang durch einen langen Gang erreichbar. Der Eingang wurde mit einem oder mehreren flachen Steinblöcken gesperrt. Der Hauptraum ist gewöhnlich etwa $3\,m$ lang, $2\,m$ hoch und $2\,m$ breit. In einigen Fällen ist er zwei oder dreimal so groß. Die Länge des Ganges ist fast gleich oder etwas kürzer als die des Hauptraumes,

und seine Höhe beträgt 1—1½ *m*. Der Boden ist manchmal mit Steinen oder Gerölle gepflastert. Die ganze Steinkammer wurde mit Erde überdeckt, und so wurde ein kegelförmiger Tumulus geschaffen, der einige Meter hoch ist, sich aber auch bis 20 *m* erheben kann. Auf der Spitze wurden oft einige Bäume gepflanzt (Abb. 53). Die Gräber der kaiserlichen Familie oder der anderen Edlen sind von viel complicierterer Gestalt. Sie bestehen aus einem Zwilling von Hügeln, deren Profil und Plan die Abbildung 54 zeigt. Ein Charakteristikon dieses Typus ist, dass die Vorderseite des Planes



a

Abb. 53. *Tsuka-ana*. — *a* Grundriss. — *b* Aufriss. — *c* Eingang. — *d* Rückwand.



a

b

Abb. 54. Grab der kaiserlichen Familie oder der Edlen im Alterthum. — *a* Seitenansicht (mit *n* Nebengrab). — *b* Grundriss.

gerade und scharfeckig ist, während die Hinterseite immer kreisförmig ist. Außerdem wurde das Grab manchmal mit einem einfachen oder verdoppelten Graben umzogen. Er umfasst oft ein großes Areal; der Umfang des Grabes von dem alten berühmten Kaiser Nintoku-Tennō z. B. beträgt 2300 *m*. Um das Grab eines Edelmannes gibt es oft einige Nebengräber. Auf solchen alten Gräbern findet man häufig viele sogenannte *Haniwa*, Thoncylinder, welche nebeneinander um den Abhang eines Grabes aufgestellt wurden. Sie stellen oft die Figuren von Menschen oder Thieren dar. Es war in unserem Alterthum Sitte, dass beim Todesfall eines Edlen einige von seinen

Abb. 55. *Tsuka-ana* auf der Insel Iki (nach Yagi).

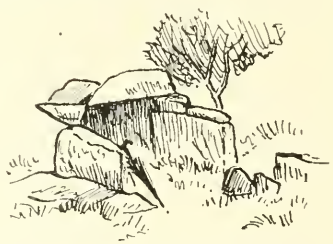


Abb. 56. *Tsuka-ana* auf der Insel Iki (nach Yagi).

Vasallen ihm in den Tod folgen mussten, die dann zusammen begraben wurden. Dieser Gebrauch kam später ab, und die Thonfiguren wurden statt der lebenden Menschen auf dem Grab aufgestellt. Sie bieten für die Erforschung der Trachten und verschiedenen Bräuche unseres Alterthums ein wichtiges Material.

So lange so ein Grab noch unversehrt ist, bildet es einen Tumulus, bei dem man natürlich keine Steinkammer sieht. Aber wenn im Laufe der Zeit die obere Fläche allmählich durch den Regen abgewaschen wurde, oder die Seitenböschung zum Theile abrutschte, trat die Steinkammer zutage. Der Neugier der Leute fiel zunächst die Thür am Eingang zum Opfer, und durch die

unartige Untersuchung des inneren Theils wurden die verschiedenen Instrumente aus Metall und Stein, ebenso die Töpfe oder Schalen aus Thon, welche mit der Leiche zusammen begraben worden waren, für die Wissenschaft vernichtet. Die Steinkammer blieb jetzt leer, und lange später hielten die Leute sie nach ihrer Gestalt für eine Wohnung aus dem Uralterthum (Abb. 55). Wenn die Wettereinwirkung noch weiter arbeitet und der Erdhaufen gänzlich verschwunden ist, so wird die Steinkammer bloßgelegt, wie bei den Dolmen in Europa (Abb. 56). Ich habe einmal über einhundert solcher Gräber in der Provinz Kawachi gesehen, welche die verschiedenen Stufen der Zerstörung zeigen. Diese Gräber finden sich meistens im südwestlichen und mittleren Japan, und je weiter wir nordöstlich schreiten, desto geringer ist ihr Auftreten. Nach ihrer Verbreitung, ebensowie nach den Funden haben wir keinen Grund zu zweifeln, dass sie von Vorfahren unseres jetzigen Stammes errichtet wurden.

Wenn ich die Ergebnisse der bisherigen Untersuchungen kurz zusammenfasse, so ist die *Tate-ana* eine Wohnung der Steinzeit im nördlichsten Japan und die *Tsuka-ana* eine alte Grabform des jetzigen japanischen Stammes. Die *Yoko-ana* sieht in ihrer Gestalt wie eine Wohnung aus, aber es gibt auch verschiedene Andeutungen, dass sie als Grab gedient haben mag; die Frage, ob sie eine Wohnung ist oder ein Grab, bleibt aber bei uns noch unentschieden.

Vorsitzender Hofrath Dr. Toldt:

Ich danke dem sehr verehrten Herrn Doctor für seinen außerordentlich netten und instructiven Vortrag.

5. Herr Hofrath Dr. Karl Toldt gibt Erklärungen

Über einen neuen Messcirkel.

Bevor ich die Sitzung schließe, erlaube ich mir noch, Ihnen ein Instrument, einen Cirkel mit Ablesevorrichtung, zu zeigen, welchen ich zum Zwecke von Schädelmessungen construieren ließ. Wir benützen dazu gewöhnlich entweder Cirkel, welche gar keine Theilungen haben, so dass man das gefundene Maß nachträglich von einem Maßstabe ablesen muss, was natürlich immer etwas zeitraubend ist, oder Cirkel, bei welchen das Maß an einer Stange, aber in kleinen Dimensionen angebracht ist, so dass man feinere Ablesungen nicht machen kann. Außerdem gibt das Übertragen des Maßes auf einen Maßstab und das Ablesen von demselben allzuleicht zu Fehlern Veranlassung. Ich habe lange schon das Bedürfnis gehabt, ein Instrument zu besitzen, bei dessen Gebrauch ich das Maß direct an einer auf demselben angebrachten Theilung verlässlich ablesen könnte. Der Mechaniker C. A. Demmer (Wien, V. Diehlgasse 45) hat nun auf Grund der ihm von mir gestellten Anforderungen einen zweckentsprechenden Cirkel construiert, welchen ich Ihnen hier vorzeige (Abb. 57). Derselbe ist des geringeren Gewichtes wegen aus Magnalium hergestellt und so eingerichtet, dass seine platten, hinreichend breiten Arme einerseits wie bei einem gewöhnlichen Tastercirkel geöffnet und geschlossen werden, andererseits aber so überkreuzt werden können, dass ihre Spitzen voneinander abgekehrt sind. Bei der letzteren Stellung der Cirkelarme können auch Hohlmaße abgenommen werden. So construierte Cirkel sind schon lange für verschiedene Zwecke in Gebrauch; ich verwende sie schon seit vielen Jahren mit Vortheil; ich musste aber immer nebstbei einen Maßstab zur Hand haben. Dies entfällt bei dem neuen Cirkel, weil ich an demselben das Maß leicht und mit aller Genauigkeit ablesen kann, während die Cirkelspitzen an den Messpunkten anliegen. Die Construction desselben ist im wesentlichen die folgende (vgl. Abb. 57):

Der eine der beiden Cirkelarme setzt sich hinter dem Drehpunkt in einen querliegenden gezahnten Metallbogen fort, während der andere Arm, ebenfalls hinter dem Drehungspunkt, eine mit zwei concentrischen Millimetertheilungen versehene Kreisscheibe trägt.

Die Bewegungen des ersteren Cirkelarmes werden von dem gezahnten Bogen mittelst eines kleinen Zahnrädchens auf einen Zeiger übertragen, welcher sich im Mittelpunkt der Kreisscheibe an derselben dreht und den jeweiligen Abstand der Cirkelspitzen an den Theilungen der Kreisscheibe anzeigt.

Dieser Zeiger läuft an dem einen Ende in eine Pfeilspitze aus, welche auf die äußere Kreistheilung weist und den Abstand der Cirkelspitzen bei dem gewöhnlichen Gebrauch des Instrumentes als Tastcirkel, also bei ungekreuzten Cirkelarmen angibt

Das andere Ende des Zeigers weist mittelst einer innerhalb eines rechtwinkeligen Metallrahmens angebrachten Stahlspitze auf die innere Kreistheilung, welche die Abstände der Cirkelspitzen bei gekreuzten Cirkelarmen anzeigt, also bei der Bestimmung von Hohlmaßen in Anwendung kommt. Für die letztere ist das Instrument namentlich dann von besonderem Vortheil,

wenn die Dimensionen von Höhlungen gemessen werden sollen, deren Zugang enger ist als diese selbst.

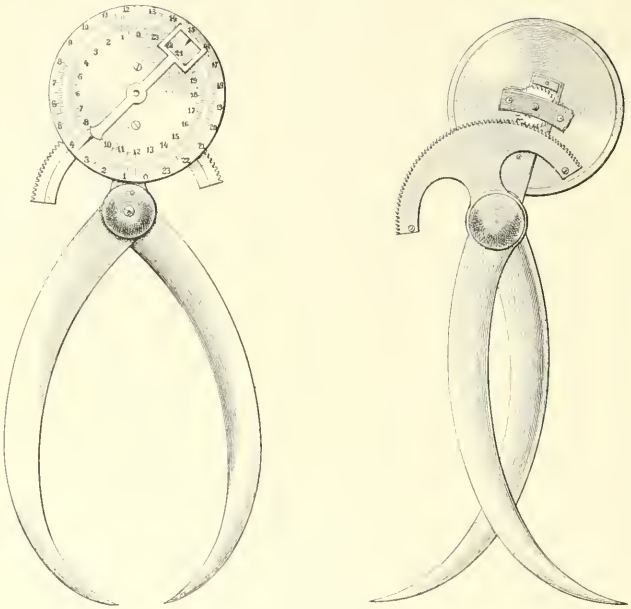


Abb. 57. Ein neuer Messcirkel.

Ich glaube, dass dieses Instrument nicht nur für anthropologische Zwecke, sondern auch in verschiedenen mechanischen Betrieben, oder von Bildhauern mit Nutzen verwendet werden kann. Es ist bei dem oben genannten Mechaniker um den Preis von 50 Kronen zu haben.

Ich schließe nun die Sitzung und danke allen anwesenden Damen und Herren für die Theilnahme an derselben.

Excursion nach Linz und Hallstatt vom 25. bis 27. Mai 1901.[1])

Am Pfingstsamstag den 25. Mai 1901 fuhr mit dem Früh-Schnellzuge eine kleine Schar von Mitgliedern der Anthropologischen Gesellschaft: Dr. L. Bouchal, Dr. W. Hein mit Frau, Capitän F. Ritter v. Hopfgartner, Regierungsrath Dr. M. Much, Notar J. Palliardi von Mähr.-Budwitz und Custos J. Szombathy nach St. Valentin, wo sie von den Vertretern des Museums Francisco-Carolinum in Linz, den Herren: Vicepräsident Conservator J. Straberger und Custos A. Reischek, ferner von den Herren Ingenieur K. Reymann, Prof. Dr. Scheichl, C. Weiß von Linz und Landesgerichtsrath Conservator E. Schmidel sammt Frau von Steyr begrüßt wurden. Hier schlossen sich der Excursion noch unsere Mitglieder, die Herren Medicinalrath Dr. A. Hedinger von Stuttgart und Prof. Dr. M. Hoernes an. Nach einem zwanglosen Mittagmahl fuhr die Gesellschaft mit der Bahn nach Mauthausen, wo sie von den Herren Bürgermeister

[1]) Nach verschiedenen Berichten zusammengestellt. Vgl. auch »Steyrer Zeitung«, Nr. 44 vom 2. Juni 1901 und das Feuilleton »Die Anthropologen in Linz« in der »Linzer Tagespost«, Nr. 126 vom 2. Juni 1901.

und Landtagsabgeordneten L. Heindl, Steinbruchbesitzer A. Poschacher und von Frau Sparcassadirector J. Winkler empfangen und sogleich auf das Plateau zu dem Heinrich-Steinbruch geleitet wurden, bei und in welchem man in der letzten Zeit prähistorische und Mammutknochenfunde gemacht hatte. Conservator Straberger schilderte die Erscheinungen, welche bei der Abtragung der auf dem Granit aufgelagerten mächtigen Lößschichte zutage getreten sind, und die gemachten Funde. Custos Szombathy erörterte die geologische Gestaltung des Terrains und fixierte die in der fast senkrecht abgestochenen Lößwand noch deutlich sichtbaren Schnitte mehrerer Wohngruben durch photographische Aufnahmen. Herr Custos Reischek aber zeigte die Stelle, wo er Mammutknochen zusammen mit einem Schlagstein, Feuersteinsachen und einigen Topfscherben gefunden hatte. Nur wenige Herren, allen voran Herr Custos Szombathy, kletterten die ziemlich steile Wand zu jener Stelle hinab, um sich von den Lagerungsverhältnissen durch eigenen Augenschein zu überzeugen. Nach einem kurzen Imbiss im Gasthofe zur Post entführte die Theilnehmer die fliegende Brücke auf das rechte Ufer der Donau, und von dort fuhren sie in vom Musealvereine in Enns freundlichst beigestellten Wagen durch die Au nach der alterthümlichen Stadt Enns, deren hochragender Stadtthurm weithin im Lande sichtbar ist. Hier wurden sie von den Herren Bürgermeister v. Scheuchenstuel, Musealvereinsobmann Oberingenieur Eckl, den Ausschussmitgliedern Gruber, Schulleiter, Hasenleitner, Güterinspector Postl, Landesgerichtsrath Schmidel und von unserem Mitgliede Herrn Universitätsprofessor Dr. Rudolf Hoernes, der von Graz gekommen war, erwartet und begrüßt. Nach einem Spaziergang durch den Schlosspark wurde das Museum besichtigt. Das Lapidarium, die prähistorischen und römischen Funde und die auf die Geschichte der Stadt Enns bezüglichen Gegenstände erregten lebhaftes Interesse. Auch wurden vorgeschichtliche Funde aus dem nahen Kürnberger Wald und in neuerer Zeit vorgekommene Fälschungen von Steinwaffen vorgelegt. Auf dem Wege zum Friedhof, auf dem die stilgerecht restaurierte, altehrwürdige Kirche von Lorch ein beredtes Zeugnis von der rührigen Thätigkeit des Ennser Musealvereines ablegt, schloss sich, von allen herzlich begrüßt, unser immer hilfsbereites Mitglied, Fräulein M. Eysn von Salzburg, an. Nach eingehender Besichtigung der Kirche, in deren nächster Umgebung zahlreiche Reste aus römischer Zeit gefunden werden, wurde in der Bahnhofrestauration von den Ennser Herren Abschied genommen. Dr. Hein und Medicinalrath Dr. Hedinger gaben dem Danke für das freundliche Entgegenkommen Ausdruck, und Oberingenieur Eckl sprach im Namen des Ennser Musealvereines die Hoffnung auf ein freundliches Zusammenwirken aus. Mit dem Schnellzuge fuhren die Excursionstheilnehmer nach Linz und verbrachten den Abend in anregender Gesellschaft mit den Linzer Damen und Herren auf der Terrasse des Gasthofes zum rothen Krebsen. Dort fanden sich noch unser Vicepräsident Hofrath Dr. K. Ritter Brunner v. Wattenwyl, Landesgerichtsrath Hoernes von Steyr und Herr Eder, Mitglied des Wissenschaftlichen Clubs, ein.

Am Pfingstsonntag den 26. Mai wurde vormittags das Museum Francisco-Carolinum besichtigt, in dessen Festsaal die Funde von Mauthausen und vom Freinberge in 30 Laden ausgestellt waren. Hier sah man die vom Custos Reischek kunstgerecht conservierten Stoßzähne und Unterkieferfragmente mit Backenzähnen vom Mammut, dann verschiedene Thierknochen aus den Mauthausener Wohngruben, von dort auch Schaber aus Bein, Pfeilspitzen aus Bein und Feuerstein, Steinhämmer, Thonkegel, Topfscherben, eine Bronzenadel, ein Stückchen Kupfer u. a. Besonderes Interesse erweckte auch der im vorigen Herbst gemachte Depotfund vom Freinberg, der aus 4 ganzen Palstäben, 6 Fragmenten von solchen, 1 Meißel, 13 Gußluppen, 9 vollständigen Sicheln, 22 Sichelfragmenten, 4 Armringen, 1 Messer, 1 Schwertspitze, 1 Deckel, 10 Nadeln und 56 verschiedenen Bronzefragmenten besteht. Neben den Funden lagen vorzügliche, für den Druck bestimmte Abbildungen. Einen eigenen Platz nahm eine Collection von Sandsteinfindlingen aus dem Mattigthale ein. Großen Beifall fanden die Originalzeichnungen des Herrn Obersteigers Isidor Engl von Hallstatt, welche die Hallstätter Funde gräberweise zur Darstellung bringen und eine besondere Zierde der prähistorischen Abtheilung bilden.

Um 10 Uhr vereinigten sich alle Theilnehmer zu einer Sitzung im Festsaale, der als Vertreter des Bürgermeisters die Herren Gemeinderäthe Baier und Sames, von den Linzer Freunden außer den schon genannten die Herren Verwaltungsräthe Statthaltereirath Dr. Magner, Wildmoser, dann Director J. Commenda und Dr. A. Nicoladoni, ferner die Witwe unseres unvergesslichen Oberst Bancalari, Frau Josefine Bancalari, dessen Tochter, die Oberstlieutenants-Witwe Frau Paula Edle v. Schuschnigg u. a. beiwohnten.

Zunächst übernimmt unser Vicepräsident Dr. Karl Ritter Brunner v. Wattenwyl den Vorsitz und ertheilt Herrn Conservator J. Straberger das Wort.

Herr Straberger weist auf die vorliegenden Funde von Mauthausen und vom Freinberg hin, die hoffentlich heute zu einer eingehenden Erörterung Anlass geben werden. Er hebt die große Arbeit hervor, die auf den Schultern der wenigen Herren lastet, die ihre Thätigkeit in den Dienst des Museums gestellt haben, und sieht die einzige Befriedigung und einen schönen Lohn für alle Mühen in dem Besuche der Anthropologischen Gesellschaft. Er begrüßt den Vorsitzenden als deren Vicepräsidenten, die Herren Vertreter der Gemeinde, besonders auch Herrn Medicinalrath Dr. A. Hedinger von Stuttgart, den Obmann des Ennser Museal-vereines, Herrn Oberingenieur Eckl, und die übrigen Excursionstheilnehmer. Schließlich stellt er den Antrag, für die Verhandlungen einen Fachmann als Vorsitzenden zu wählen.

Herr Custos Szombathy stimmt dem Antrag bei und schlägt die Wahl des Herrn Regierungsrathes Dr. M. Much zum Vorsitzenden und des Herrn Dr. Hein zum Schriftführer vor.

Dr. Hein lehnt die Wahl mit dem Hinweis darauf ab, dass er nicht Prähistoriker sei, und ersucht, Herrn Notar Palliardi zu wählen.

Herr Palliardi lehnt ebenfalls ab. Der Antrag Szombathys wird sonach angenommen.

Much:

Es unterliegt keinem Zweifel, dass andere Herren sich in unserer Gesellschaft befinden, denen die active Betheiligung an öffentlichen Verhandlungen geläufiger ist, als mir, die daher zunächst berufen wären, die unserige zu leiten. Um jedoch durch eine weitere Erörterung keine Verzögerung herbeizuführen, bin ich gern bereit, das Amt des Vorsitzes zu übernehmen, und ich danke Ihnen hiemit für die mir durch dessen Übertragung erwiesene Auszeichnung. Ehe wir jedoch an unsere Aufgabe gehen, möchte ich die Begrüßung in diesem Hause mit dem Ausdrucke aufrichtiger Freude erwidern, die wir alle, die wir von auswärts gekommen sind, bei seinem Betreten empfunden haben. Die architektonische Gestaltung des Äußern, die zweckmäßige Anordnung im Innern, die musterhafte Aufstellung und die Fülle der Gegenstände geben in gleicher Weise Zeugnis von dem ernsten Willen, von der Befähigung und von der Beharrlichkeit aller, die an der Schöpfung dieser schönen Stätte Antheil haben. Was meine eigene Empfindung betrifft, so kann ich wohl sagen, dass ich die meisten Museen Österreichs und des deutschen Reiches kenne, dass ich aber wohl Museen von größerem Umfange, aber keines, insbesondere keines in einer verhältnismäßig so kleinen Stadt nennen könnte, welches das Ihrige in seinem prachtvollen Äußern und in seiner Musterhaftigkeit des Innern zu überbieten, ja nicht einmal zu erreichen imstande wäre. Ich beglückwünsche Sie zu diesem schönen Erfolge. Ich ersuche nun den Herrn Vicepräsidenten Straberger, über die hier ausgelegtem Funde Bericht zu erstatten.

Straberger:

Im vorigen Jahre haben in Oberösterreich an zwei Örtlichkeiten, nämlich in Mauthausen und auf dem Freinberge bei Linz, Erdbewegungen in größerem Umfange stattgefunden, wobei Erscheinungen zutage getreten sind, welche die Besiedlung dieser beiden Örtlichkeiten in vorgeschichtlicher Zeit außer Zweifel setzen.

Die bei der sorgfältigen Untersuchung des aufgedeckten Terrains aufgesammelten zahlreichen Gegenstände, welche hier in 30 Laden wohlgeordnet vorliegen, haben die verehrten anwesenden Fachautoritäten bereits einer eingehenden Besichtigung und sachlich kritischen Beurtheilung unterzogen.

Von den typischen Fundstücken sind naturgetreue, ganz vorzüglich gelungene Abbildungen zum Zwecke der seinerzeitigen Publicierung angefertigt worden, welche zur näheren Besichtigung hier aufliegen.

Jenen Theilnehmern an der Excursion, die am gestrigen Tage von St. Valentin den Absteher nach Mauthausen mitgemacht haben, war Gelegenheit geboten, die dortigen Steinbrüche, wie auch die auf dem Granitmassive auflagernde jüngere Schichte, in welcher die Spuren der dort aufgedeckten urgeschichtlichen Ansiedlung noch deutlich in Erscheinung treten, aus eigener Anschauung kennen zu lernen. Herr Custos Szombathy hatte die Güte, an Ort und Stelle die geologische Gestaltung des Terrains zu erörtern.

Zum besseren Verständnisse meiner weiteren Mittheilungen über die bei Abgrabung der auf der Urgebirgsscholle an der Donau aufgelagerten Schichte zum Vorschein gekommenen urgeschichtlichen Ansiedlung dürfte es den verehrten Anwesenden, welche gestern nicht an Ort und Stelle waren, eine kurze Schilderung der geologischen Formation des in mehrfacher Hinsicht interessanten Terrains erwünscht sein.

Ich erlaube mir daher den Herrn Director Commenda zu bitten, sich dieser Aufgabe zu unterziehen.

Director Commenda erklärt, er habe, da er nicht wusste, dass er hier zum Worte kommen sollte, seine damaligen Notizen zwar nicht nachgesehen, seiner Erinnerung nach sei die geologische

Situation auch an dem besprochenen Punkte so, dass über dem Granit und seinen Zersetzungen noch in größerer Höhe ein Schotter folge, der nach oben durch zersetzte Gerölle und Geschiebe in Löß übergehe, welcher nur von einer schwachen Humusschicht überdeckt sei. An dem Übergange vom Schotter in den Löß, neben den zersetzten Schotterresten, findet sich die Mammutschicht, die Culturschicht sei durch mehrere Meter davon getrennt und viel jünger. Allerdings habe Herr Custos A. Reischek neben einem Mammutknochen ein Stück mit Spuren menschlicher Thätigkeit gefunden, aber das erscheine ihm bei der Natur der Örtlichkeit nicht maßgebend; er halte dafür, die Cultur von seinem Standpunkte für viel jünger anzusehen, da die Mammutschicht auch von anderen Orten des Landes, z. B. am Bauernberge zu Linz, bei Perg und anderen Orten, stets an der Basis des Löß gegen den Schotter liege.

Straberger:

Im vorigen Sommer ließ Herr Anton Poschacher zur Erweiterung seines in Mauthausen nahe der die Donau übersetzenden Eisenbahnbrücke gelegenen Steinbruches die auf dem Granitmassive aufliegende Lößschichte, welche eine 5 bis zu 15 *m* messende Mächtigkeit hatte, abräumen. Bei dieser den ganzen Sommer andauernden Arbeit kamen in geringer Tiefe, theilweise unmittelbar unter der Rasendecke, Culturreste, bestehend aus Scherben von rohgearbeiteten Thongefäßen, Thierknochen, Bruchstücke von Hirschgeweihen, Feuersteine, Kohlen u. dgl. zum Vorschein.

Die Musealverwaltung, welche von diesen Vorkommnissen Kenntnis erhielt, trat der Sache näher, und es wurde den Organen derselben von dem genannten Steinbruchbesitzer in bereitwilligster Weise Zutritt zum Arbeitsfelde behufs Beaufsichtigung der Erdarbeiten und Wahrnehmung der dabei zutage kommenden Erscheinungen von archäologischem Interesse gewährt. Es ist auch Vorsorge getroffen worden, dass alle Funde angezeigt wurden und zur Ablieferung gelangten.

Die Beaufsichtigung der umfangreichen Arbeiten wurde abwechslungsweise von Herrn Director Commenda, Custos Reischek und von mir gepflogen, und ich glaube, dass uns kein Fundobject entgangen ist und auch alle wichtigen Begleiterscheinungen wahrgenommen worden sind.

Es zeigte sich bald, dass wir es unzweifelhaft mit einer aus Grubenwohnungen bestehenden Landansiedlung aus neolithischer Zeit zu thun hatten.

Solche Wohngruben waren mehrere, auf verhältnismäßig beschränktem Raume, vorhanden; sie waren von ungleicher Größe und in ungleich großen Abständen von einander situiert.

Eine derselben, und zwar die größte, deren Umfang in der fast senkrecht abgegrabenen Lößwand jetzt noch erkennbar ist, hatte einen oberen Durchmesser von 7 *m*, verjüngt sich nach unten und endet muldenförmig in der Tiefe von 3 *m*. Sie war im Abstande von 2 *m* mit einem 1 *m* breiten und ebensotiefen Graben umfangen.

Die übrigen Gruben hatten gleiche Tiefe wie die erwähnte, waren aber von geringerem Durchmesser. Die Gruben waren ausgefüllt mit dunkelfarbiger Erde, welche mit verschiedenartigen Culturresten gemengt war, und zwar fanden sich viele zerschlagene und gespaltene Röhrenknochen, Kiefer und einzelne Zähne von Hirsch, Schwein, Fuchs, Reh und Schaf, gebrannte Erde und reiche Mengen von Thongefäßscherben.

Außerhalb der Gruben zeigten sich an vielen Stellen Brandstellen mit Herdsteinen.

Es wurde auch gebrannter Wandlehm mit Abdrücken von Ruthenflechtwerk gefunden, welcher zur Annahme berechtigt, dass die Wohngruben mit Holzhütten überbaut waren, was ja unvermeidlich war, da sonst die Gruben durch die atmosphärischen Niederschläge unbewohnbar geworden wären.

So roh die aufgefundenen Gefäßscherben auch sind, so mannigfaltig sind sie in der Form und Verzierungsweise.

Sie sehen hier Oberrandstücke von 150 verschiedenen, mit Wulsten, Buckeln, Einkerbungen u. dgl. verzierten Schalen, Schüsseln und Töpfen, darunter auch solche mit Henkeln. Es ist auch gelungen, eine bombenförmige gehenkelte Schale, welche aus schwarzem Thon schön geformt und an der Oberfläche glänzend geglättet ist, in unbeschädigtem Zustand zu bekommen. Ebenso formschön sind die beiden becherförmigen kleinen Gefäße, die — wie Sie sehen — nahezu vollständig erhalten sind.

Wie die keramischen Funde tragen auch die Stein- und Knochenartefacte den ausgesprochenen Typus der jüngeren, aber schon ziemlich weit vorgeschrittenen Steinzeit.

Sie bestehen aus polierten und durchbohrten Steinbeilen, geschliffenen Steinmeißeln, Pfeilspitzen, Schabern und Messern aus Feuerstein, Hämmern, Pfriemen, Spateln, Pfeilspitzen aus Knochen und Geweihsprossen und aus einem durchlochten Eberzahn.

In einer abseits von den übrigen aufgedeckten bedeutend kleineren Wohngrube, die ich selbst untersuchte, kamen Objecte zum Vorschein, die sich von den in den anderen Gruben gefundenen auffällig unterscheiden, nämlich Bruchstücke von Thongefäßen aus feinerem Materiale und besonders zierlicher Ornamentierung. Eine überaus kunstvoll zugeschlagene Pfeilspitze aus Feuerstein, ein zierlicher Wirtel und eine Bronzenadel mit linsenförmigem Kopf, die ich in dieser Grube fand, lassen darauf schließen, dass die Besiedlung dieses Platzes eine lang andauernde war und sich schon der Metallzeit genähert habe.

Von Interesse ist auch das Vorkommen von 20 Thonkegeln, welche an der nicht muldenförmigen, sondern ebenen Sohle dieser Wohngrube nebeneinander — wie es scheint in ihrer ursprünglichen Aufstellung — vorgefunden worden sind.

Wie die Bruchstücke solcher Kegel ersehen lassen, sind sie schlackenhart gebrannt, waren also zweifellos der vollen Gluthitze wiederholt ausgesetzt gewesen.

Dieser Umstand erscheint mir wichtig, weil er vielleicht geeignet sein könnte, eine allgemein verbreitete Meinung über den Zweck derartiger Thonkörper, die fast in allen neolithischen Siedlungen vorkommen, richtigzustellen.

Ich glaube nämlich, dass sie nicht als Webstuhlgewichte, wofür sie meist gehalten werden, anzusehen sind, sondern als Heizkörper gedient haben, die man am Herdfeuer erhitzte, um dann damit den Wohnraum in der Grube zu erwärmen.

Im untersten Theile der auf dem diluvialen Lager von Rollsteinen aufliegenden Lößschichte kamen oberflächlich verkieselte, aber nicht fossile Stoß- und Backenzähne und andere Knochen von Mammut, und zwar eines älteren und jüngeren Thieres mit Scherben von Thongefäßen und dem angebrochenen Feuersteinknollen, den ich hier vorweise, zum Vorschein.

Die Stoß- und Backenzähne waren so sehr verwittert, dass sie nur stückweise gehoben werden konnten. Herr Custos Reischek hat sie mit großer Sorgfalt conserviert, und es wird ihm auch sicher gelingen, aus den einzelnen Bruchstücken die Zähne zu reconstruieren.

Trotzdem durch Herrn Reischek, welcher bei der Ausgrabung dieser Überreste anwesend war, sichergestellt ist, dass die Mammutknochen und -Zähne, die Thongefäßscherben und der angebrochene Feuersteinknollen beisammen lagen, lässt sich die Gleichzeitigkeit derselben nicht annehmen. Die Artefacte dürften wohl durch eine zufällige Zusammenschwemmung oder Abrutschung des Löß an ihren Fundort gelangt sein. Die Scherben sind — wie Sie sehen — von einer Qualität, welche ihre Zugehörigkeit zur älteren Steinzeit ausschließt.

Das Knochenmateriale wurde an Herrn Professor Dr. Woldřich in Prag zur genauen Bestimmung übermittelt.

Much:

Ich vermag mich der von dem Herrn Vortragenden ausgesprochenen Ansicht, dass die erwähnten Thonkegel, die sogenannten Webstuhlgewichte, als Heizkörper gedient haben, nicht anzuschließen. Der Umstand für sich allein, dass die in Mauthausen gefundenen Stücke schlackenhart gebrannt waren, spricht nicht dafür; denn man findet auch andere Dinge, z. B. Steinbeile und Töpfe, die einer großen Hitze ausgesetzt gewesen, Topfscherben, die geradezu in Fluss gerathen waren, ohne dass man sagen kann, dass sie nur dadurch ihrem Zwecke entsprochen haben. Es liegt vielmehr nahe, anzunehmen, dass die Feuersbrunst, welche, wie auch hier, in Mauthausen den Lehmbewurf des Hüttengeflechtes hart gebrannt, diesen Thonkegeln eine schlackenartige Beschaffenheit gegeben hat. Zudem sind derartig hart gebrannte Stücke seltene Erscheinungen, die meisten Thonkegel sind schwach, viele gar nicht gebrannt, und unter ihnen finden sich nicht wenige, die deutlich zeigen, dass sie an Schnüren gehangen sind, während bei anderen die Grundfläche so uneben ist, dass sie nicht stehen konnten, also wahrscheinlich auch gehangen sind. Daraus ergibt sich, dass sie hängend ihren Dienst geleistet haben und somit vielleicht doch zum Spannen der Kette am Webstuhle verwendet wurden. Dass ihrer oft mehrere an einem Orte beisammen und im besonderen in Wohngruben, wie hier, in Lengyel und in Stillfried gefunden wurden, spricht eher dafür als dagegen, und wir wissen, dass es einst gerade eine weitverbreitete Gepflogenheit war, in unterirdischen Wohnräumen zu spinnen und zu weben. Dabei ist freilich sehr zu beachten, dass sie in Form und Größe weit auseinander gehen; denn während die Höhe der kleinsten bis auf 3—4 *cm* herabgeht, steigt sie bei anderen bis auf 25 *cm*. Alle diese, somit auch in ihrem Gewichte so verschiedenen Stücke können unmöglich ausnahmslos als Webstuhlgewichte gedient haben, und man wird sich noch ferner bemühen müssen, die der Verschiedenheit ihrer Form und Größe entsprechenden Zwecke ausfindig zu machen.

Straberger:

Auf dem Freinberge, einem westlich von Linz gelegenen, mäßig hohen Berge, hat der Verschönerungsverein der Stadt im vorigen Sommer eine Zufahrtstraße zu dem auf der Höhe desselben erbauten Aussichtsthurme (Franz Joseph-Warte) angelegt und zur Herstellung von Weganlagen und Anpflanzungen umfangreiche Erdbewegungen auf dem zwischen dem Aussichtsthurme und dem sogenannten Stadtwäldchen gelegenen Plateau ausgeführt. Dieses Plateau fällt gegen Norden zum Donauufer und westlich gegen einen Thaleinschnitt (Zauberthal) schroff ab, gegen die südliche und östliche Seite ist das sanft auslaufende Terrain mit einem Erdwall abgeschlossen, welcher bei Anlegung der erwähnten Fahrstraße bis zur horizontalen Dammfläche in der Breite von 20 *m* durchbrochen wurde. Der 250 Schritte lange Wall hatte an der Durchbruchstelle eine von 1·2—4·5 *m* ansteigende Höhe.

Bei der unter steter Aufsicht von Organen des Museums geschehenen Abgrabung des Walles an der Durchbruchstelle zeigten sich schon 1 *m* unter dem Rücken, dann bei Fortsetzung der Arbeit auch im Mittel des Walles und an seiner Basis ausgedehnte Brandstätten mit reichlicher Menge von Asche, gebrannter Erde, bei deren Durchsuchung Knochen, Kiefer, Zähne von Pferd, Rind, Hirsch und Schwein, dann viele Scherben rohgearbeiteter Thongefäße verschiedener Form, ferner Reib- und Schleifsteine, Messer und Schaber aus Feuerstein, Bruchstücke eines polierten Serpentinbeiles und Fragmente von Bronzenadeln gefunden wurden.

An der dem Plateau zugekehrten Seite des Erdwalles wurde derselbe in halber Höhe behufs Herstellung eines Promenadeweges angegraben, wobei die Wahrnehmung gemacht worden ist, dass der Wall in seiner ganzen Längenausdehnung von einer Brandschichte durchzogen ist, in welcher Culturreste gleicher Art wie an der Durchbruchstelle vorkommen.

Bedeutende Mengen derartiger Überreste, namentlich Gefäßscherben, sind auf dem ganzen umwallten Terrain zerstreut und vermengt mit solchen aus der Römerzeit gefunden worden. Diese letzteren stehen im Zusammenhange mit einem Römerbau, dessen Grundmauern in unmittelbarer Nähe der Franz Joseph-Warte aufgedeckt worden sind. Bei den Planierungsarbeiten sind auch zwei römische Münzen, und zwar Bronze, As. Trajanus, Rs. Sitzende Felicitas, und Kleinbronze, Constantinus I. Magnus, Rs. VOT-XX, dann eine kleine Goldmünze keltischen Gepräges (Regenbogen-Schüsselmünze) nebst verschiedenen Bronze- und Eisengegenständen — die hier zur Ansicht vorliegen — an den Tag gelangt. Auch zwei zusammengehörige Randstücke einer Schriftafel aus carrarischem Marmor nebst einer großen Anzahl von Bruchstücken römischer Falzziegelplatten, darunter eines mit dem Stempel NMR wurden aufgefunden.

Von besonderem Belange ist die an gleichem Orte bei Aushebung des Erdreiches zur Anpflanzung eines Bäumchens erfolgte zufällige Auffindung eines Bronzedepots, bestehend aus 135 Gegenständen.

Den Großtheil derselben bilden Bruchstücke von Palstäben, Armreifen, Sicheln, Zierblechen, Schmucknadeln, aber auch ganze, guterhaltene Palstäbe, Sicheln, Meißel sind in nicht geringer Anzahl mit diesem Massenfunde zum Vorschein gekommen. Da auch Rohgußkuppen von reinem Kupfer und Bruchstücke von solchen zu diesem Depot zählen, so erscheint es als wahrscheinlich, dass ein Bronzegießer fertige Ware und Altbronze-Materiale, das zum Umgusse gesammelt worden war, an diesem Orte versteckt habe.

Einen genauen Plan über die Situation des Fundterrains und naturgroße Abbildungen sämmtlicher Objecte des Bronzedepots wie auch der bei der Abgrabung des Walles zutage geförderten wesentlichsten Artefacte lege ich hier zur Ansicht vor.

Schließlich erlaube ich mir, Ihre Aufmerksamkeit auf die hier aufliegende Collection von Sandsteinfindlingen zu lenken.

Sie sind — wie Sie bei näherer Betrachtung ersehen werden — mit Marken oder Zeichen versehen, die keineswegs zufällig entstanden sein können, sondern zweifellos absichtlich mit einem scharfen Instrumente eingegraben worden sind.

Bei der im Sommer 1899 vorgenommenen Durchforschung von Hügelgräbern der jüngeren Hallstätter Zeit im Mattigthale wurde in Mitte von zwei solchen Hügeln je ein derart markierter Stein, sorgfältig in schwarzer Erde gebettet, aufgefunden. Ein in nicht großer Entfernung von der aufgedeckten Hügelgruppe gelegener Hügel enthielt keine Überreste, welche auf eine Grabanlage hätten schließen lassen, er war aus einer beträchtlichen Menge von markierten Steinen, wie die hier vorliegenden, aufgebaut.

Die eingegrabenen Zeichen sind von großer Mannigfaltigkeit, und es wiederholen sich nur wenige Charaktere mehrmals.

Die Bedeutung dieser Steine ist bisher nicht aufgeklärt. Ich habe über die Auffindung derselben an die k. k. Centralcommission für Kunst- und historische Denkmale ausführlich berichtet und Abbildungen von 66 verschieden markierten Steinen zur Vorlage gebracht. Vielleicht gelingt es, durch die Veröffentlichung des Berichtes eine Aufklärung über die Bedeutung dieser räthselhaften Erscheinung herbeizuführen.

Much:

Ich danke dem Herrn Vicepräsidenten für seine lehrreichen Ausführungen und bitte nun jene Herren, welche etwa geneigt sind, ihre Meinung zu äußern oder Fragen zu stellen, dieses zu thun. Herr Professor Hoernes hat das Wort erbeten.

Prof. Dr. M. Hoernes (Wien) bemerkt zu den diluvialen Funden aus Mauthausen, dass hier nur ein stark abgenützter, typischer Schlagstein das Vorhandensein des Menschen neben der quartären Fauna zu beweisen scheine, da die angeblich mit den Thierknochen gefundenen Topfscherben nicht derselben Zeit angehören können. Die prähistorischen Wohnstättenfunde von der Oberfläche dieser Localität stammen aus verschiedenen postquartären Perioden, sind aber der Hauptsache nach nicht neolithisch, sondern bronzezeitlich und zum kleineren Theile hallstättisch. Wahrscheinlich handle es sich um »Wohngruben« aus der Bronzezeit, in welche später, etwa durch Einschwemmung, hallstättische Objecte gelangt sind. Die Wallfunde vom Freinberg lassen die Frage nach der Zeitstellung dieses Erdaufwurfes noch schwieriger erscheinen. Sie sind Vertreter der verschiedensten alten Culturperioden. Ist jene Erdanschüttung überhaupt ein Wall im gewöhnlichen Sinne? Von der Besichtigung der Fundstelle möchte er die Beantwortung dieser Frage abhängig machen. Sprecher empfiehlt dringend, eine möglichst ausgedehnte systematische Untersuchung der »Wohngruben« von Mauthausen und des Walles auf dem Freinberg.

Szombathy schlägt vor, die einzelnen Fundgruppen getrennt zu besprechen. (Angenommen.)

Er beginnt mit den Mammutfunden von Mauthausen. Herr Director Commenda habe angeführt, dass dort die Basis der diluvialen Ablagerungen durch Schotter gebildet werde, auf welchen dann der Löß folgt. Da in unseren Gegenden gerade die untersten Schichten des Löß die Hauptfundstelle der diluvialen Säugethiere sind, ist die genaue Schichtenfolge an der Basis des Löß nicht unwesentlich. Redner glaubt, dass in Mauthausen die diluvialen Schichten nicht mit Schottern, sondern sogleich mit dem Löß beginnen. Er hat an den gestern besuchten Stellen beobachtet, dass der Löß unmittelbar auf dem Granit auflagert. Die Oberfläche des Granits zeigt viele kleine Unebenheiten, ist verschieden tief verwittert und mit einzelnen von der Verwitterung verschonten Granitblöcken bedeckt. Darauf folgt ohne weiteres der Löß, so dass einzelne Knochenfunde fast auf den Granit gebettet sein konnten. Er bittet Herrn Commenda um genauere Angaben über die Schichtverhältnisse in Mauthausen und fragt, ob sich dessen Beobachtungen mit den soeben mitgetheilten vertragen.

Commenda erwidert, dass er seine früheren Aussagen corrigieren müsse. Da er seine genauen Notizen nicht zur Hand habe, sei ein Irrthum zu entschuldigen. Er kann nicht behaupten, dass die diluvialen Schotter auch im großen Steinbruche von Mauthausen beobachtet sind, aber er kann bestimmt sagen, dass es solche Geschiebe gibt, die an verschiedenen Stellen, so im Steinbruche von Perg, beobachtet wurden.

Szombathy rühmt die Gewissenhaftigkeit, mit welcher die im allgemeinen sehr schlecht erhaltenen diluvialen Knochen splitterweise gesammelt und restauriert wurden. Wir fragen, was für Spuren des Menschen gehören zu ihnen. Die Knochen selbst sind ihrer Erhaltung wegen nicht auf etwaige Schlagmarken u. dgl. zu prüfen. Die Thongefäßreste sind, so bestimmt auch der Fundbericht des Herrn Reischek lauten möge, unbedingt aus der diluvialen Gesellschaft auszuschließen. Nicht bloß darum, weil bisher eine diluviale Keramik noch nirgends constatiert ist, sondern vor allem darum, weil die vorgelegten Scherben sichere Charaktere jüngeren Alters an sich tragen. Sie sind nachrömisch. Nur durch einen Zufall können diese relativ jungen Scherben in die Nähe der um viele Jahrtausende älteren Knochen gelangt sein.

Das einzige höchst wahrscheinlich paläolithische Artefact ist der Schlagstein, welcher den vielen bekannten paläolithischen Schlagsteinen aufs beste entspricht. Es liegt kein Grund vor, ihn nicht als Beleg für die Anwesenheit des paläolithischen Menschen anzuerkennen. Wenn wir aber annehmen wollten, dass der diluviale Mensch anhaltend an der Stelle des Mauthausener Steinbruches gehaust habe und dass die Mammutknochen etwa von seiner Jagdbeute herrühren, so müssten wir auch erwarten, dass Spuren seiner Feuerplätze gefunden worden sind. Redner fragt, ob in der Nähe der großen Knochen im Löß keine Spuren von Holzkohle, die in Streifen oder flachen Linsen angeordnet waren, beobachtet wurden.

Custos Reischek beschreibt den Platz, wo im Löß in einer Tiefe von 8 *m* und in einer Ausdehnung von 3·5 *m* die Mammutknochen mit dem Schlagstein, den Feuersteinsachen und einigen Topfscherben zerstreut eingebettet waren. Die Schädelknochen, die Wirbel und Rippenfragmente waren zu Pulver zerquetscht, und es konnte von diesen leider nichts gerettet werden. Nur mit großer Mühe wurden zwei Unterkieferfragmente mit Backenzähnen und mehrere Stoßzahnbruchstücke von größeren und kleineren Thieren geborgen, welche er sogleich conservierte. Der Schlagstein lag unter den Mammutknochenfragmenten eingebettet.

Director Commenda erklärt, dass von Kohlen keine Spur gefunden wurde.

Much:

Ich erlaube mir, aufmerksam zu machen, dass der Löß die Neigung hat, in senkrechten Spalten zu brechen. Hiedurch kann es geschehen, dass Gegenstände aus einer oberen Schichte, beispielsweise also Topfscherben, in eine tiefere Schichte gelangen, als ihrer Zeit entspricht. Die Beurtheilung der Lagerung erfordert überhaupt Vorsicht, da verschiedene Agentien, wie Maulwürfe, Regenwürmer, unablässig thätig sind, Gegenstände von der Oberfläche in die Tiefe zu bringen, was sich durch viele Beispiele erhärten ließe.

Szombathy bespricht die Funde aus den Wohngruben, welche in die obersten Schichten des Löß von Mauthausen eingegraben waren. Unter ihnen fallen besonders Typen der Bronzezeit und der Hallstattperiode auf. Leider finden wir die Funde zu einer Gruppe vereinigt. Vom Standpunkte des Fachmannes wünscht er, dass in Zukunft der Inhalt einer jeden Wohngrube für sich, und wenn sich darin Schichten unterscheiden lassen, jede Schichte für sich sorgfältig gesondert aufbewahrt werden möge. Man kann dann sehen, ob eine solche Behausung durch mehrere Perioden in Benützung stand, ob bei einem Wechsel der Cultur alle Wohnungen gewechselt wurden, was auf eine Neubesiedlung deutet, u. s. w. Nur dann wird auch die genaue Bestimmung weniger ausgeprägter, aber häufiger Formen, die immer neben den Haupttypen auftreten, möglich werden. Er erinnert beispielsweise daran, dass wir aus einigen solchen genaueren Grabungen bereits gelernt haben, keramische Stücke, die man einst der Stein- oder Bronzezeit zuschrieb, richtig in die Hallstattperiode einzureihen.

Much ersucht Herrn Szombathy, auch über die Funde auf dem Freinberg seine Ansicht auszusprechen.

Herr Szombathy:

Die auf dem Freinberge gesammelten Funde sind, wenn man von den verschieden alten, über das ganze Terrain zerstreut gewesenen Scherben absieht, in drei Gruppen zu besprechen: 1. Die Wallfunde, deren zutreffende Deutung wohl die größten Schwierigkeiten mit sich bringt, 2. der Bronzedepotfund, dessen einzelne, zum größeren Theile der Bronzezeit, zum weitaus kleineren Theile der Hallstattperiode angehörige Stücke vollkommen gut charakterisiert sind und bei dem es nur darauf ankommt, die Bedeutung der jüngeren Typen für das Datum des Ganzen zu zeigen, und 3. die römischen Reste, welche im Vereine mit den am Gipfel gefundenen Mauerresten bereits ihre volle Erklärung gefunden haben.

Zuerst also den Wall. Dass wir es mit einem alten, und zwar sehr auffälligen Walle zu thun haben, welcher das Gipfelplateau des Freinberges an der Stadtseite abschließt, unterliegt für den Redner keinem Zweifel, da er den Wall von langer Zeit her sehr wohl kennt. Es fragt sich nur um die Zeit seiner Errichtung.

Die im Erdmaterial eines Walles verstreuten Gegenstände geben im allgemeinen die Culturstufen an, nach welchen (nicht während welcher) die Errichtung anzusetzen ist. So enthalten z. B. die wahrscheinlich frühmittelalterlichen Wälle von Hliboka in der Bukowina eine Menge neolithischer Gegenstände, weil sie aus der Erde eines neolithischen Wohnplatzes aufgeführt sind. Von größtem Belange für das Alter der Wallanlage und für ihre Technik sind die von Herrn Straberger angeführten Brandstellen. Da wäre es sehr erwünscht, dass sich feststellen ließe, ob die erwähnten ausgedehnten Brandstätten an der Basis des Walles mit ihren großen Mengen von Asche, Knochen, Scherben und Steinsachen wirklich innerhalb des ursprünglichen Niveaus, unterhalb der Wallaufschüttung lagen, wie es scheint, und daher älter sind als diese, und ferner, welche der gesammelten Artefacte dieser Schichte angehören. Die in die mittleren Lagen des Walles eingeschalteten Brandstellen gehören sicher der Zeit der Erbauung an, und die etwa in ihnen angehäuften Thonscherben u. s. w. müssten für die Zeitbestimmung gute Anhaltspunkte geben. Sind diese mit Sicherheit von den übrigen Funden zu trennen? Endlich, welches ist die genaue Configuration der gebrannten Stellen im Längs- und Durchschnitte des Walles?

Straberger gibt die Länge der Brandschichten des Walles mit 250 Schritten an, beschreibt ihre horizontale Lagerung, erwähnt die Unmasse der gefundenen Scherben und wiederholt, dass die Herdstelle ganz mit Asche ausgefüllt war.

Much:

Den von Professor Hoernes ausgesprochenen Zweifel, dass es sich bei der beschriebenen Bodenwelle am Fundorte überhaupt um einen Wall handle, möchte ich nicht theilen. Schon die angegebene Länge von 250 Schritten spricht dafür, dass man es wirklich mit einem Walle zu thun habe. Es ist ja nicht nothwendig, auch anzunehmen, dass er hergestellt wurde, um Wohnungen in ihm einzubauen, oder dass er überhaupt eine dauernd bewohnte Ansiedlung umschlossen habe. Die Anlage war vielleicht nur ein umwalltes Refugium für die in der Umgebung ebenden Bewohner, wie es deren mehrere im Lande, unter anderen auf dem gleich benachbarten Kürnberge gibt.

Szombathy:

Die Angabe, dass die oberen Brandschichten des Walles in gleichem Niveau fast die ganze Länge hindurch laufen, erweckt zunächst die Annahme, dass man es da mit dem Versuche zu thun hat, durch das Brennen einzelne Lagen der Aufschüttung zu härten und damit den ganzen Wall zu festigen. Dieser Gedanke liegt umso näher, als wir uns hier in Linz ziemlich an der Südgrenze der Schlackenwälle befinden, deren einer, am Schanzriedl in der Nähe von Krems, in derselben geographischen Breite mit dem Freinberge liegt.

Redner gibt einige charakteristische Beispiele von anderen Arten von Brandspuren, auf welche bei einer weiteren Untersuchung des Walles Rücksicht zu nehmen wäre.

Ein Urtheil über die Zeitstellung des Walles muss er von der Feststellung der einzelnen Schichten der Funde und von der für Nachmittag anberaumten Untersuchung der Fundstelle abhängig machen.

Prof. Dr. M. Hoernes (Wien) bespricht die Zeitstellung des Bronze-Depotfundes vom Freinberg. Dabei kommen zwei Daten in Betracht: die Zeit, in der die Gegenstände angefertigt wurden, und der Zeitpunkt ihrer Niederlegung in der Erde. In ersterer Hinsicht setzt sich das Depot aus Typen der reinen Bronzezeit und solchen der ersten Eisenzeit zusammen, kann also nicht vor der letzteren niedergelegt worden sein. Die Gegenstände sind, wie gewöhnlich, theils Brucherz, theils schadhaft gewordene oder schon im Guss misslungene Stücke, welche nur mehr den Metallwert besaßen. Für die Fabrication solcher Bronzen im Lande selbst beweisen sie nichts.

Prof. Dr. M. Hoernes stellt hierauf den formellen Antrag, die Versammlung wolle der verehrlichen Museumsverwaltung den Wunsch ausdrücken, diese möge die Fundstellen in Manthausen und auf dem Freinberg nach Maßgabe der vorhandenen Mittel unter ständiger Aufsicht eines berufenen Organes durch systematische Ausgrabungen untersuchen lassen.

Much unterstützt den Antrag des Vorredners, der jedoch eben nur als Wunsch ausgesprochen werden könne, und bringt ihn zur Abstimmung, welche die einstimmige Annahme ergibt. Er bittet, dass dieser Wunsch an geeigneter Stelle vorgelegt werde.

Prof. Dr. Rudolf Hoernes (Graz) theilt mit, dass zu der heutigen Versammlung von Graz aus mehrere Herren kommen wollten, die aber leider daran verhindert wurden. Im Hinblick auf die ersprießliche und fruchtbringende Wirkung derartiger Excursionen, wie gerade die von der Anthropologischen Gesellschaft ins Werk gesetzten, sei er erschienen, um die Gesellschaft einzuladen, im Jahre 1902 die Stadt Graz zu besuchen. (Beifall.)

Much spricht im Namen der Versammlung Herrn Prof. Rudolf Hoernes für die Einladung den wärmsten Dank aus und fragt, ob noch jemand zu sprechen wünsche.

Szombathy hält sich verpflichtet, bezüglich der schönen Aufstellung und der vorzüglichen Conservierung der ganzen prähistorischen Sammlung des Museums der Verwaltung die wärmste, dankende Anerkennung auszusprechen. Diese Sammlung ist so wie das ganze Museum recht dazu angethan, die in den Kreisen der Fachgelehrten anzutreffende Abneigung gegen die Provinzmuseen zu besänftigen, denn sie erfüllt die zwei Hauptzwecke einer Provinzsammlung sehr gut. Diese zwei Aufgaben sind: 1. Die allgemeine Lehrhaftigkeit, welche sich von der lernenden Jugend angefangen auf die gesammte Bevölkerung erstreckt, und welche hier in ganz besonders schöner Weise erfüllt wird. 2. Das Publicum zur Erhaltung zufälliger Alterthumsfunde anzueifern und diese Funde für die wissenschaftliche Behandlung tauglich zu conservieren. Die beiden Richtungen müssen einander Concessionen machen. Redner meint, dass die erstere, sozusagen actuellere, hier ein

wenig bevorzugt sei, und möchte auch für die zweite, von ihm besonders vertretene Richtung eine Begünstigung erwirken. In Bezug auf die Heranziehung des Publicums, das ja sehr lebhaften Antheil an den Bestrebungen des Museums nimmt, ist kaum etwas zu wünschen, aber zur Aufstellung sei eine Anmerkung gestattet. Man findet jetzt in den Schaukasten die besseren Bronze- und Eisengegenstände nach Typen geordnet mit allgemeinen Fundortsangaben. Das entspricht nicht den Bedürfnissen des Fachmannes. Der Prähistoriker verlangt, dass die Funde mit genauen Fundortsangaben auch in den Schaukasten beisammen gehalten werden, d. h. jeder Einzelnfund mit besonderer Ortsangabe, jeder Depotfund für sich, mit allen zugehörigen Bruchstücken, bei den Gräbern jedes Grab und jede Grabergruppe gesondert und ebenso bei den Wohnstätten in der vorhin für Mauthausen angedeuteten Weise. Selbstverständlich muss jedes Fundstück an und für sich mit einer unverwischbaren Fundortsbezeichnung versehen sein.

Straberger gibt die Versicherung, dass die Leitung des Linzer Museums dem Wunsche des Herrn Custos Szombathy, wenn irgend möglich, sicher nachkommen werde.

Szombathy weiß aus eigener Praxis sehr gut, welche Schwierigkeiten dem Museumsmanne aus der aufgestellten Anforderung erwachsen, aber er kann nicht umhin zu betonen, dass die Integrität der Funde gerade in den Local- und Provinzialmuseen der Eckstein der Ordnung ist. In einer besonderen Art und Weise ist dieser wissenschaftlichen Anforderung hier bei der reichen Hallstattsammlung Rechnung getragen. Man findet an den Wänden des Sammlungssaales in drei großen Rahmen die Originalzeichnungen Isidor Engls, in welchen alle hiesigen Funde gräberweise dargestellt sind, so dass diese gut colorierten Tafeln die sachliche Gruppierung der Funde selbst ersetzen und ohne Nachtheil die typologische Zusammenstellung der letzteren erlauben.

Redner gedenkt noch der von Straberger eingeführten vortrefflichen Conservierungsmethoden und ist überzeugt, dass alle Anwesenden mit ihm in der vollsten Anerkennung der Leistungen des Linzer Museums übereinstimmen.

Hofrath Brunner v. Wattenwyl spricht seine Freude über die Einladung des Herrn Prof. Rudolf Hoernes aus und gibt schon jetzt das Versprechen, dass die Anthropologische Gesellschaft dieser Einladung Folge leisten wird.

Much:

Ich glaube, dass wir hiemit unsere heutige Aufgabe erschöpft haben. Sowohl die ausgestellten Funde als die Berichterstattung über sie und die daran geknüpften Erörterungen haben uns viel Lehrreiches geboten. Dies und der freundliche Empfang in diesen Räumen wird uns in der angenehmsten Erinnerung bleiben. Ich halte mich daher für verpflichtet, im Namen aller Theilnehmer den Veranstaltern unserer Excursion, unseren Freunden hier in Linz, insbesondere dem Herrn Vicepräsidenten Straberger und allen, die hier geduldig ausgeharrt haben, den lebhaftesten Dank auszusprechen.

Nach den ernsten Verhandlungen im Festsaale wurde von der Museumsleitung den Gästen in der Bauernstube ein Frühstück gegeben, bei dem heitere Geselligkeit und frohe Laune zu ihrem Rechte kamen. Inmitten der echt bäuerischen Einrichtung, beim verrußten offenen Herd fühlte man sich so recht gemüthlich. Es war ein glücklicher Gedanke, den Anthropologen noch ein Stück Volkskunde leibhaft vor Augen zu führen und sie mitten im ländlichen Hausrath eine fröhliche Stunde beim schäumenden Bier, bei Schinkenbrot und Rettig verleben zu lassen.

Beim Mittagsmahle im Gasthof zum rothen Krebs begrüßte Dr. Nicoladoni namens des Museums die fremden Gäste mit warmen Worten. Dass er, der Jurist, sagte er, die Anthropologen bewillkommne, dürfe sie nicht Wunder nehmen, verdanke doch auch die Rechtsgeschichte und die Rechtsphilosophie der Ethnologie und Ethnographie, die Zweige der anthropologischen Wissenschaft sind, dass man nicht mehr von einer abstracten, transcendenten, außerhalb der ganzen übrigen Cultur des Volkes stehenden Rechtsidee spreche, sondern das Recht vom Standpunkte der Entwicklung aus unter dem Gesichtspunkte des Zweckes erkläre und es damit mitten in die Erscheinungen des Volkslebens hineinstelle. Hofrath Brunner v. Wattenwyl dankte dem Vorredner und brachte sein Glas der Stadt Linz und ihrem Museum.

Der Nachmittag galt der Besichtigung der Wallanlagen auf dem Freinberge, wobei die Herren Vicepräsident Straberger, Director Commenda und Custos Reischek die nöthigen Erläuterungen gaben. Zunächst wurde die Stelle in Augenschein genommen, an der sich in einer Tiefe von 4 *m* unter der Oberfläche des Walles eine Rinne aus Kieselsteinen befand, die sich, umgeben von Brandgruben in einer Breite von 25 *cm*, 1·50 *m* lang erstreckte. An einer anderen

Stelle befand sich gegen die Außenseite des Walles eine 2 *m* lange und 50 *cm* hohe Mauer aus Tuffsteinen, die mit Erde bedeckt war. In diesem Wall waren eine Steinaxt, Reibsteine, Feuersteinsplitter, Topfscherben und Knochen vom Pferd, Hirsch und Schwein gefunden worden. Endlich zeigte Herr Custos Reischek die Stelle, wo er in einer Tiefe von 50 *cm* den Bronzedepotfund gemacht hatte, der in einer Grube von 1 *m* Durchmesser lag.

Die Mehrheit der Besucher sprach sich dahin aus, dass man es hier mit einem prähistorischen Wall zu thun habe.

Nahe dem Aussichtsthurm befinden sich die Grundmauern eines römischen Gebäudes, das im Grundriss ein unregelmäßiges Viereck von 4, 16, 14 und 19 *m* Seitenlänge zeigt.

Der Abend vereinigte die Theilnehmer in der prächtig gelegenen Restauration auf dem Pöstlingberge, die an den Fuß der weithin schauenden Wallfahrtskirche angeschmiegt liegt. Während der Fahrt durch die fruchtbaren Gelände grüßten die scharfgeschnittenen Terrassenabfälle des Freinberges über die Donau herüber und zeigten erst hier so deutlich, wie in längst vergangenen Zeiten der Mensch dort Schutz suchte und Trutz bot.

»Von dem im Frühlingsgrün prangenden Flussthale hoben sich die silbernen Fluten des Stromes, die dunklen Farben des Waldes mit ihren im saftigsten Schmelz erstrahlenden jungen Sprossen, die sanften Hügel der Vorberge und die vielgestaltigen, noch vielfach mit Schnee bedeckten Gipfel der Alpen in den deutlichsten Contouren ab, blinkende Schlösser und Kirchthürme lachten über die Berge herüber und in süßester Harmonie grüßte jener historische Boden zwischen Enns und Traun herauf, auf dem sich vor Jahrhunderten alle jene Acte abgespielt haben, die zur Einverleibung Oberösterreichs in das babenberger'sche Österreich geführt haben. Als dann die Schatten des Abends ihre Schleier über Thal und Berge zogen und das Silberlicht des Mondes den magischen Reiz des Ganzen erhöhte,« gab Regierungsrath Much der allgemeinen Stimmung in folgenden Worten Ausdruck:

Wes das Herz voll ist, des geht der Mund über. Aber wovon soll ich zuerst sprechen? Über die herrliche Landschaft im Maiengrün vor unseren Augen? Über die aufstrebende Stadt in ihrer Mitte? Über das Museum und den herzlichen Empfang, der uns hier geworden, über den Inhalt des ganzen Tages, der sich — ich möchte sagen — wie ein schönes Gedicht vor uns abspielte? Das alles, alles wird in dankbarer Erinnerung eingeprägt bleiben, und deshalb fordere ich Sie auf, Ihr Glas zu leeren auf das Gedeihen des Landes, der Stadt, ihres Museums und aller, die an dieser schönen Schöpfung einen Antheil haben!

Von den weiteren zum Theile sehr humorvollen Trinksprüchen fand besonders der des Herrn Medicinalrathes Hedinger aus Stuttgart auf die Frauen lebhaften Beifall. Spät abends erst traten die Theilnehmer, zu denen sich einige Mitglieder der Linzer Gesellschaft »Namenlose« mit ihren Frauen gesellt hatten, den Heimweg an.

Der nächste Tag galt der Besichtigung der alten Culturstätte Hallstatt. Die Fahrt dorthin wurde unter vielversprechenden Auspicien angetreten. Der Westhimmel klärte sich, blaues Firmament wurde sichtbar, schnell vorübergehende Regenschauer schienen eines constanten Charakters zu entbehren. Thatsächlich kamen die Anthropologen auch bei schönstem Wetter in Hallstatt an. In Ischl hatten sich ihnen, als liebe Freunde herzlichst begrüßt, die Herren Assistent Dr. Ferdinand Birkner von München und Dr. Karl Toldt jun., ebenfalls von München kommend, angeschlossen. Am Dampfschiffsteg in Hallstatt harrten die Vorstandsmitglieder des Hallstätter Musealvereins mit dem Herrn Obmann-Stellvertreter Pfarrer Dünnewald an der Spitze, um die Gäste zu empfangen. Sofort wurden die Wohnungen bezogen, und nach kurzer Pause vereinigte die Theilnehmer eine lange Tafel im Garten des Gasthofes zum Grünen Baum, von der man einen entzückenden Blick auf den im Sonnenschein daliegenden tiefdunkelgrünen See hatte, der, umsäumt von mächtigen Steinbergen, in manchem Herzen ein Gefühl sanfter Melancholie wachrief. Aber immer mehr und mehr verdüsterte sich der Himmel, dunkle Schatten über den See breitend, bald setzten Regentropfen ein, und flüchtend enteilte die Gesellschaft in die Veranda, dort das unterbrochene Mahl fortsetzend. Das that aber der guten Stimmung keinen Eintrag, und auch der Himmel hatte wieder ein Einsehen, und als man unter Führung des Herrn Pfarrers Dünnewald zum Museum hinanstieg, lagerte wieder goldener Sonnenschein über dem freundlichen Markt. Das Museum ist in einem thurmähnlichen Gebäude untergebracht, in dem man auf einer Wendeltreppe von Geschoss zu Geschoss hinansteigt, in jedem Stockwerk eine in sich abgeschlossene Gruppe von Sammlungen beschauend. Zunächst sind es die Funde vom Hallstätter Gräberfeld und ganze Grab-Interieurs, wenn der Ausdruck gestattet ist, die das lebhafteste Interesse erwecken. Freilich ist es nur der kleinste Theil von dem, was das Gräberfeld herausgegeben hat. Wollte man einen vollständigen Überblick über die Ergebnisse der Grabun-

gen gewinnen, so müsste man sich im Geiste noch in die Museen von Wien, Linz, Baden und noch anderen Orten versetzen, ja man müsste noch manche Privatsammlungen, selbst im Auslande, zur Vervollständigung heranziehen. Es sind vielleicht die Funde keines anderen Ortes so in alle Welt vertragen worden, wie gerade die von Hallstatt. In den obersten Räumen des Museums kommt die Volkskunde zu ihrem Rechte, die in Stuben- und Kücheneinrichtungen mit lebensgroßen Figuren wirkungsvoll zum Ausdruck gebracht ist.

In der katholischen Kirche erregte der herrliche Flügelaltar allgemeine Bewunderung. In der nebenan befindlichen Krypta lagern reihenweise aufgeschichtet die bekannten bemalten Todtenschädel, über welche im Jahre 1895 Herr Prof. Dr. Emil Zuckerkandl im Verein für österreichische Volkskunde einen Vortrag hielt, der im Auszuge in dessen Zeitschrift (I, 80) mit vier Abbildungen veröffentlicht wurde. »Wegen des geringen Fassungsraumes der meisten ländlichen Friedhöfe,« heißt es dort, »müssen etwa alle 8—10 Jahre Umgrabungen derselben erfolgen, wobei die bevorstehende Bloßlegung der Skelettheile den Angehörigen gewöhnlich angesagt wird, um für die Reinigung, Bergung und Beisetzung der Knochen im Beinhause Vorsorge treffen zu können. Bei diesem Anlasse wird dann manchmal der Schädel vom Ortstischler mit verschiedenartigen Zieraten und Emblemen bemalt. Am häufigsten ist der Blumen- oder Rosenkranz, der ganz in jenem Stile, wie er die Alpenmarterln, Leichenbretter u. s. w. kennzeichnet, gehalten ist. Ein häufiges Motiv ist auch die Schlange, die sich um den Schädel windet und gewöhnlich aus einer Augenhöhle kriechend dargestellt wird. Redner fasst sie als Symbol des Todes, in Übereinstimmung mit der biblischen Symbolik. In anderen Fällen ist der Name des Verstorbenen in farbigen Buchstaben aufgemalt oder wenigstens die Initialen des Namens.«

Trotz des drohenden Gewittersturmes stiegen die meisten Excursionstheilnehmer von der katholischen Kirche in Schlangenwindungen und schließlich neben der Soolenleitung zum Rudolfsthurm hinauf, wo sie in strömendem Regen anlangten und vom Herrn Oberbergverwalter Karl Blaschke auf das Herzlichste begrüßt wurden. Leider gestattete des Wetters Ungunst nicht, dass das Programm weiter ausgeführt wurde. Nur der ärgste Regenguss wurde in den Kanzleiräumen des Rudolfsthurmes abgewartet, und dann stieg die Gesellschaft, die vermeint hatte, Sturm und Regen Trotz bieten zu können, eiligst zu Thal. Bloß die Herren Custos Szombathy und Dr. Hein begiengen, begleitet von dem ortskundigen Herrn F. Riezinger, das Gräberfeld und stiegen dann hinauf zum Maria Theresien-Stollen, hinter dem vor einigen Jahren Herr Sanitätsrath Dr. Lissauer eine kurze Versuchsgrabung gemacht hatte, um das dort vermuthete Vorhandensein der Ansiedlung nachzuweisen.

Zum geselligen Zusammensein abends im gastlichen Heim »zum grünen Baum« hatte sich von den Mitgliedern des Hallstätter Musealvereines eine stattliche Schar mit ihrem Vorstand, Herrn Gasthofbesitzer Karl Seeauer von Ischl, eingefunden. Die Damen überreichten den Theilnehmerinnen Blumenspenden, und bald überkam alle eine herzliche, fröhliche Stimmung. »Der katholische und der protestantische Pfarrer haben sich unter den Fittigen der Wissenschaft zu friedlichem Symposion vereinigt. Sie bildeten zusammen mit dem Assistenten des bekannten Anthropologen Ranke aus München, gleichfalls ein katholischer Priester, gleichsam einen lebendigen Protest gegen die These, dass sich Religion und moderne Wissenschaft nicht vertragen.«

Den Reigen der Trinksprüche eröffnete Regierungsrath Much mit folgendem Toast:

Wenn ich hier als erster das Wort ergreife, so geschieht es, weil ich einiges Recht hiezu zu besitzen glaube, und zwar zunächst als Senior Ihrer Gesellschaft, sodann weil ich auch zweifellos weitaus früher, als irgend einer von Ihnen diesen Boden betreten habe; denn es ist nunmehr fast ein halbes Jahrhundert verflossen, als ich zum ersten male die von starren Felswänden umschlossene grüne Flut begrüßen durfte. Seither bin ich oftmals wiedergekehrt. Und wie sollte es nicht sein, wie sollte sich ein empfängliches Gemüth nicht immer wieder hieher zurücksehnen? Aber die Bedeutung von Hallstatt ist eine größere, als die, welche in seiner Naturschönheit liegt; ein gütiges Geschick bewahrte oben auf der kleinen Fläche nächst dem Rudolfsthurme eine wahre Fülle von Überbleibseln, welche die Bewohner des Ortes in einer längst entschwundenen Zeit voll kindlicher Pietät vermeintlich für ihre Todten, thatsächlich für uns in den Gräbern niedergelegt haben. Diese Überbleibsel schildern uns nicht nur einen Abschnitt aus der Geschichte des Ortes, sondern eröffneten uns auch früher als andere den Blick in eine glänzende Periode menschlicher Culturentwicklung, die deshalb von dieser reichen und bedeutungsvollen Fundstätte ihre Bezeichnung erhalten hat, und heute reicht der Name der Hallstattperiode so weit, als culturgeschichtliche Forschungen getrieben werden. Wir haben uns aber auch überzeugt, dass die lebenden Bewohner von Hallstatt die Bedeutung dieser Hinterlassenschaft erkennen und ihr, soweit es in ihren Kräften stand, eine bleibende Stätte geschaffen haben. Diese sorg-

kältige Pflege verlangt die dankbare Anerkennung für Alle, die sich dabei verdient gemacht haben, und ich bitte daher, sie dadurch zum Ausdrucke zu bringen, dass Sie Ihr Glas erheben auf das Gedeihen von Hallstatt und seines Museums.

Nachdem Herr Karl Seeauer als Obmann des Hallstätter Museal-vereines, der schon seit zehn Jahren ein treues Mitglied der Anthropologischen Gesellschaft ist, gedankt und die Excursionstheilnehmer auf das herzlichste begrüßt hatte, wurde an der Hand des alten Fremdenbuches thatsächlich festgestellt, dass Herr Regierungsrath Much schon vor fünfzig Jahren seinen ersten Besuch in Hallstatt gemacht hatte. Dieses ganz eigenartige Jubiläum wurde von der Tafelrunde mit fröhlichem Zutrunk gefeiert. Zur Erinnerung an das schöne Beisammensein in Hallstatt trugen alle Anwesenden ihre Namen in das alte Fremdenbuch ein. Von den vielen Trinksprüchen, die nun in rascher Folge einander ablösten, seien nur jene der Herren Much und Rudolf Hoernes (Graz) besonders erwähnt.

Much sagte:

Hochgeehrte Herren! Gestatten Sie mir, Sie daran zu erinnern, dass nicht bloß die Männer, sondern auch die Frauen ihren Platz in der Urgeschichte haben. Werden wir doch durch das, was uns das Gräberfeld in Hallstatt erzählt, lebhaft daran gemahnt! Welch rührende Züge thun sich da aus dem Frauenleben kund! Wir fanden in den Gräbern oben auf dem Salzberge die Gattin an der Seite des Gatten, das Kind in den Armen der Mutter bestattet, laut sprechende Zeugnisse für die Erfüllung des Berufes der Frau als Gattin und Mutter. Und wenn wir bei der Leiche eines Kindes dessen Spielzeug finden, etwa ein Töpfchen oder ein Schälchen, die es sich offenbar selbst gemacht hat, so wissen wir, dass es neben der Mutter geschehen ist, die wir hier auch als Erzieherin ihrer Kinder kennen lernen. Denn dass es ein Geschäft der Frauen gewesen, Töpfe zu machen, zeigt das Bodenstück eines Topfes aus dem Pfahlbau von Corcelettes, in das die Töpferin in etwas angeregter Laune die Fabriksmarke, die Spitzen ihrer fünf Finger, eingedrückt hat. Hat die Frau Töpfe geformt und gebrannt, so hat sie wohl auch gekocht, und finden wir an ihrer Seite Spinnwirtel, Pfriemen, Nadel und Messer, so erkennen wir sie hierin als Hausfrau, welche gesponnen, gewebt und genäht hat. Und so fehlt es endlich nicht an Beweisen inniger Freundesliebe unter den Frauen selbst; wir finden sie in dem Grabe, das zwei Mädchen, offenbar gleichzeitig verstorbene Freundinnen, im Tode noch vereinigt hielt; ein Gürtel umschloß ihre Leiber. Die Fingerspitzen jener Töpferin von Corcelettes lassen auf eine wohlgeformte Hand schließen, und die Dame von Auvernier, die der Anatom Kollmann gewissermaßen wieder in ihrer Hülle von Fleisch und Blut erscheinen ließ, bestätigt diesen Schluss; denn auch dieser Versuch ergab eine wohlgebildete Erscheinung unserer vorgeschichtlichen Frauen, von der ich nun leicht zu den Frauen unserer Zeit übergehen kann. Es ist nicht nothwendig, Sie daran zu erinnern, dass deren nicht wenige an unseren Arbeiten unmittelbar theilnehmen oder doch als treue Begleiterinnen ihrer Gatten zu uns gehören. Da ist zuerst Fräulein Amalie Puchheim, die ehemalige Custodin des urgeschichtlichen Museums in Schwerin, Professor Fräulein Johanna Mestorf, Director des Museums in Kiel, die, abgesehen von selbständigen Veröffentlichungen, uns die Forschungsergebnisse der nordischen Gelehrten vermittelt, Fräulein Sophie v. Torma in Tordos, die eigene Ausgrabungen vorgenommen hat, eine Tochter Virchows, von deren Hand die Illustrationen eines Werkes ihres Vaters herrühren — doch ich will, um nicht hier ein leises Erröthen hervorzurufen, mit der Nennung noch anderer Namen nicht fortfahren, zumal ich die hohe Stellung der Frauen in der Urzeit und ihre regsame Theilnahme an unseren Forschungen in der Gegenwart genügend nachgewiesen zu haben glaube. Ich bitte Sie daher, Ihre Gläser erklingen zu lassen auf das Wohl der Frauen in der Gegenwart!

Prof. Dr. Rudolf Hoernes gedenkt der Männer, die den Namen Hallstatt berühmt gemacht haben, der bahnbrechenden Arbeiten eines Simony über den Hallstätter See und das Dachsteingebirge, der geologischen Untersuchungen Hauers, der Publicationen Sackens und Hochstetters über das Gräberfeld von Hallstatt, und weiht diesen großen Todten ein stilles Glas.

Zu später Nachtstunde erst wurde das Symposion, das die freundschaftlichen Bande zwischen der Wiener und der Hallstätter Gesellschaft noch mehr gefestigt hat, aufgehoben.

Regenschwangere Wolken lagen am nächsten Morgen zwischen den Bergen über dem See, als die Excursionstheilnehmer Abschied nahmen von der Stätte, deren Name in verschiedenen Wissenszweigen zum Schlagworte geworden ist. Alle beseelte nur der eine Wunsch, dass die nächstjährige Pfingstexcursion nach Graz einen ebenso schönen Verlauf nehmen möge, wie die Fahrt nach Linz und Hallstatt.

Excursion nach Krems und Göttweig am 9. Juni 1901.[1])

Die im Winter 1900—1901 durch Herrn Prof. Dr. J. Strobl am »Hundssteig« in Krems gemachten diluvialen Funde, über welche in den Sitzungsberichten 1901, S. [42] bereits ein eingehender Bericht erschien, waren die unmittelbare Veranlassung zu dieser Excursion, welche zugleich auch einem Besuche des Kremser Museums, an dessen Spitze unser Mitglied Herr Propst Dr. Anton Kerschbaumer steht, und den Sammlungen des Benedictinerstiftes Göttweig galt, dessen Prälat Herr Generalabt Dr. Adalbert Dungel seit langen Jahren unserer Gesellschaft als unterstützendes Mitglied angehört.

Die Theilnahme an der Excursion war eine ungewöhnlich starke, und auch der Wissenschaftliche Club war durch viele Mitglieder vertreten. Die Führung unserer Gesellschaft hatte Herr Vicepräsident Hofrath Dr. Karl Toldt übernommen; als Vertreter erschienen die Herren Hofrath Dr. Franz Steindachner für die prähistorische Commission der kaiserlichen Akademie der Wissenschaften, Vicebürgermeister Dr. Neumayer und Stadtrath Dr. Deutschmann für die Stadt Wien, Regierungsrath Dr. M. Much für den Alterthumsverein, Director Dr. O. Fehringer für das Stift Seitenstetten, Prof. Dr. Katschthaler für das Stift Melk, Gustav Calliano für den Verein der niederösterreichischen Landesfreunde (Baden), Franz Skribany für die Ortsgruppe Mödling und Militärlehrer Ignaz Hofmann für die Ortsgruppe Fischau dieses Vereines, J. Krahuletz für die Krahuletz-Gesellschaft (Eggenburg), ferner Sectionschef Baron Hohenbruck, Prof. A. Makowsky (Brünn), J. Palliardi (Mährisch-Budwitz), Bürgermeister L. Apfelthaler (Eggenburg), Dr. N. Yamasaki, Custos J. Szombathy u. A. Sehr erfreulich war die rege Theilnahme von Seite der Frauen, deren thätiger Mitwirkung gerade die Urgeschichtsforschung so manche sehr schätzenswerte Unterstützung verdankt. Vor allem sei hier der Gemahlin des Herrn Prof. Strobl gedacht, die mit besonderer Hingabe an der Ordnung der Funde im Kremser Museum gearbeitet hat.

Schon am Vortage kamen nachmittags mehrere Theilnehmer von Wien, Baden, Mödling und Hirtenberg in Krems an, die einen Ausflug nach Dürnstein machten und sich abends mit den Mitgliedern des Kremser Museumsausschusses zu einer zwanglosen Unterhaltung vereinigten.

Morgens geleitete sie Herr Landesgerichtsrath Dr. Spängler auf einem Rundgange durch die alterthümliche Stadt. Nach 9 Uhr fand der Empfang der mit dem Frühzuge von Wien angekommenen Herren und Damen statt. Zu demselben hatten sich eingefunden der Herr Bezirkshauptmann Josef Ritter v. Hoch, der Herr Bürgermeister Hofbauer, Herr Propst Dr. A. Kerschbaumer als Obmann des Kremser Musealvereines, Herr Primararzt Dr. Johannes Sauer als Vertreter der Ortsgruppe Krems des niederösterreichischen Ärztevereines, Herr Dr. Pollhammer als Obmann und Prof. J. Wichner als Schriftführer des niederösterreichischen allgemeinen Volksbildungsvereines, die Herren Oberst v. Martini, Oberst Böhm v. Bawerk und Major Essler als Vertreter der Militärbehörden, die Professoren Holub, Müller, Pokorny, Pribyla, Rathsam als Vertreter der Kremser Mittelschulen u. v. A.

Nach einem kurzen Frühschoppen wanderten die Theilnehmer, von Prof. Dr. Strobl geführt, nach der diluvialen Fundstätte am Hundssteig, wo der liebenswürdige Führer in einem übersichtlich gehaltenen Vortrage, der mit manchen humorvollen Bemerkungen gewürzt war, die Geschichte der seit dem Jahre 1893 vorgenommenen Grabungen behandelte. Er erläuterte das Aussehen der Örtlichkeit vor Beginn dieser Grabungen, besprach dann die ersten Spuren einer Culturschichte, welche im Herbst 1893 aus Anlass der Grabungen zutage traten, und die wenigen unbedeutenden Funde, die dabei gemacht wurden, ferner die größer angelegten Grabungen im Winter 1899—1900, die von der Großfuhrmannsfirma Kößner & Söhne in Wien auf Kosten der Donauregulierungscommission vorgenommen wurden, wobei die meisten Fundobjecte anfangs durch verschiedene ungünstige und widrige Umstände verschleppt wurden, bis von Seiten der Museumsverwaltung energischer auf die Ablieferung der Fundobjecte gedrungen wurde; freilich ohne bedeutenden Erfolg, da die Arbeitsleiter, Aufseher, Arbeiter und die vielen Schüler der Mittelschulen und leider auch verschiedene Herren, von denen man eine Unterstützung der Bestrebungen des Museums hätte erwarten sollen, ganz im Gegentheil Raubbau betrieben. Dagegen haben die Grabungen im Winter 1900/1901, wobei Prof. Strobl energisch alle Unbetheiligten von der Fundstätte fernzuhalten sich bemühte, was ihm freilich verschiedene Anfeindungen eintrug, für das Museum erfreuliche Erwerbungen geliefert. Der Redner betonte die Schwierigkeiten des Sammelns der Fundobjecte für das Museum und legte in überzeugender Weise klar, dass der Museumsausschuss nicht gut mehr thun konnte, als geschehen ist, und in Zukunft nicht leicht

[1]) Vgl. den Bericht in der »Niederösterreichischen Presse«, Krems, 15. Juni 1901, Nr. 24, S. 10.

wird weiteres thun können, da die Grabungen an dieser Stätte mit bedeutenden Kosten verbunden sind, für welche nicht leicht jemand aufkommen wird, wenn nicht zugleich praktische Interessen damit gefördert werden können. Im nächsten Herbste sollen einige ganz unbedeutende Abgrabungen noch vorgenommen werden; der hiefür präliminierte Betrag (2000 *K*) ist so gering, dass man kaum auf die Aufdeckung eines kleinen Stückes der Fundschichte rechnen kann.

Regierungsrath Dr. Much sprach im Namen der gelehrten Vereine dem Vortragenden und Herrn Propst Dr. Kerschbaumer Dank und Anerkennung für die der Prähistorie geleisteten Dienste aus. Nachdem noch Propst Kerschbaumer, Prof. Makowsky und P. Lambert Karner gesprochen hatten, gieng man nach dem Museum, um dort die zahlreichen Fundobjecte in Augenschein zu nehmen. Schon der altehrwürdige, schön restaurierte Raum machte auf die Besucher einen überraschenden Eindruck; das Erstaunen war aber allgemein, als man sich den vielen paläontologischen Fundgegenständen gegenüber befand, von denen einzelne sofort lebhafte Erörterungen hervorriefen. Als Dr. Strobl die Gesellschaft vor das Schaupult führte, in welchem er seine letzte große Ausbeute an paläolithischen Steinartefacten ausgestellt hatte, hörte man nur das einstimmige Urtheil, dass man eine so reiche Sammlung an so schön gearbeiteten Steinartefacten der Diluvialzeit, aus einer Fundstelle stammend, wohl sonst nirgends in Österreich besitze.

Während des Mittagmahles, an welchem an 70 Personen theilnahmen, die alle von einigen Kremser Damen mit Rosen und herrlichen Nelken beschenkt wurden, begrüßte der k. k. Bezirkshauptmann Ritter v. Hoch die Anthropologische Gesellschaft im Namen der Regierung, Bürgermeister Hofbauer im Namen der Stadt und Dr. Kerschbaumer im Namen des Museumsausschusses. Hofrath Dr. Toldt beglückwünschte die Gemeinde Krems zu ihrem prächtigen Museum und Vicebürgermeister von Wien Dr. Neumayer zu den unermüdlichen Arbeitern desselben, Dr. Strobl und Dr. Kerschbaumer. Der Erstere übergab dann dem Vorsitzenden 60 Stück paläolithische Steinartefacte, als Uhranhängsel gefasst, und ebensoviele Facsimilereproductionen des im Museum aufbewahrten Kupferstiches aus dem Jahre 1645, einen in jenem Jahre in Krems gefundenen Mammutzahn darstellend, mit der Bitte, diese beiden Gegenstände als freundliches Andenken an den Kremser Besuch entgegenzunehmen und an die Theilnehmer der Excursion vertheilen zu wollen. Herr Calliano dankte Dr. Spängler für seine liebenswürdige Führung zu den Sehenswürdigkeiten der Stadt und Dr. Johannes Sauer toastierte in schwungvollen Worten auf den aus weitester Ferne stammenden Gast, Dr. Yamasaki aus Tokio. Von Herrn Archivdirector Dr. Albert Starzer lief folgendes Telegramm ein: »Im letzten Momente verhindert, sende ich als Vertreter des Vereines für Landeskunde Wünsche für gutes Gelingen und gebe der Hoffnung Ausdruck auf ferneres Zusammenwirken.«

Um 2 Uhr 45 Minuten fuhr die ganze Gesellschaft nach Furth-Göttweig und stieg, von Pöllerschüssen begrüßt, durch den Wald zu dem Stifte empor. Hier wurden sie von dem Herrn Prälaten Generalabt Dungel auf das liebenswürdigste empfangen und nach Besichtigung der Sammlungen, unter welchen eine eigens ausgelegte Reihe von prähistorischen Funden lebhaftes Interesse erweckte, und einer am Stiftsplatze durch Dr. Kulka vorgenommenen photographischen Aufnahme der ganzen Gesellschaft, um den Herrn Abt gruppiert, im großen Speisesaale auf das gastfreundlichste bewirtet. Nachdem Prof. Makowsky in beredten Worten den Dank ausgesprochen hatte, wurde nach Klein-Wien abgestiegen und nach Krems zurückgedampft, wo ein leider nur allzu rascher Abschied genommen werden musste.

Excursion nach Kreuzenstein und Ober-Gänserndorf am 16. Juni 1901.

Im Vereine mit dem Wissenschaftlichen Club besuchte die Anthropologische Gesellschaft auch in diesem Jahre Schloss Kreuzenstein. Die Betheiligung war trotz des morgens niederfallenden Regens eine sehr gute. Auf dem Bahnhofe in Kornenburg fanden sich 27 Herren und 8 Damen ein, von welchen mit besonderer Freude unsere auswärtigen Freunde, Herr Custos A. Reischek (Linz), M. Rohrmann (Bludowitz) und Dr. N. Yamasaki (Tokio), begrüßt wurden. Bei dem kurzen Frühschoppen in der Bahnhofrestauration brachte der erste Secretär Dr. Hein eine im Auftrage des zur Cur in Bad Nauheim weilenden Schlossbesitzers Herrn Grafen Wilczek von Herrn Sectionsrath Dr. K. Schrauf an die Gesellschaft gerichtete Zuschrift zur Verlesung, in welcher der Burgherr für den Besuch dankt und auf eine Wiederholung desselben im nächsten Jahre hofft, wo er, wenn bei guter Gesundheit, selbst den Führer machen will.

In sieben Wagen, die für den ganzen Tag gemietet wurden, fuhren die Theilnehmer zum Schloss, wo Herr Architekt Humbert Ritter Waleher v. Molthein in liebenswürdigster Weise den Führer machte.

In der Brauhausrestauration in Leobendorf wurde Mittagstation gehalten.

Leider musste das freundliche Anerbieten des Herrn Pfarrers von Harmannsdorf, ihn zu besuchen, wegen Zeitmangels abgelehnt werden, da das Hauptziel der Nachmittagsfahrt der Hausberg von Ober-Gänserndorf war, den schon im Jahre 1872 Dr. M. Much in den »Mittheilungen« unserer Gesellschaft (II, 232) beschrieben hat. »Er bietet,« sagt er, »eine höchst merkwürdige Erscheinung; seine Form, seine Größe, seine gegenwärtige Bestimmung erwecken sofort das spannendste Interesse.

Der Hügel ist nämlich kein einfacher Bau wie andere Tumuli, sondern besteht aus drei Abstufungen, von denen die mittlere die höchste ist, die unterste und oberste jedoch sich ziemlich gleichen. Die unterste Stufe ist nicht mehr an allen Stellen erhalten, weshalb sich der ganze Umfang des Hügels nicht mit voller Sicherheit bestimmen lassen wird: der Umfang der mittleren Stufe, die um den ganzen Hügel läuft und in ihrer Breite zwischen 15—18 Fuß wechselt, beträgt 268 Schritte. Beide Stufen sind breit genug, dass sie als Getreidefelder benützt werden können.

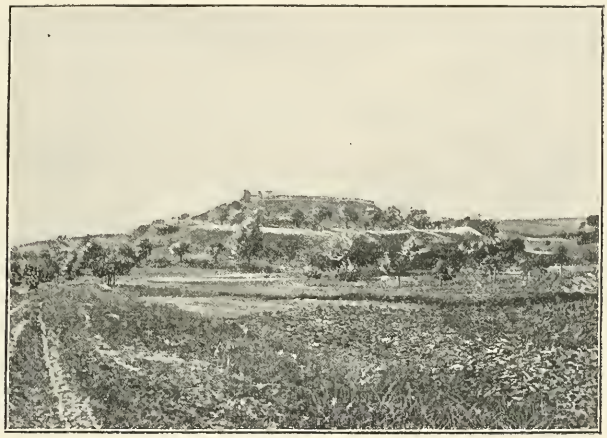


Abb. 58. Der Hausberg von Ober-Gänserndorf.

Das Plateau selbst ist oblong, hat eine Breite von 80, eine Länge von 120 Fuß und sonach einen Flächenraum von ungefähr 7000 □Fuß, ein Maß, welches dem der größten Erdpyramide in den Vereinigten Staaten von Nordamerika mit 12.000 □Fuß nicht mehr gar so ferne ist. Einst stand, und das ist wohl im höchsten Grade beachtenswert, eine Kirche auf diesem Tumulus, noch sind die Spuren in den Bruchstücken von Ziegeln, Steinen und Mörtel und die Vertiefungen, aus denen das Material der Grundmauern nach der Zerstörung der Kirche herausgehoben wurde, sichtbar. Bis zum Jahre 1813 soll diese Kirche Pfarrkirche des Ortes gewesen sein, doch werde ich Gewisses über diesen Punkt erst noch in Erfahrung bringen müssen. **Heute noch befindet sich der Ortsfriedhof auf dem Plateau dieses merkwürdigen Bauwerkes.** Die Leute erzählen, es sei durch Riesen errichtet worden und habe in seinem Innern einen Keller (offenbar die alte Steinsetzung) geborgen.« Im V. Bande unserer »Mittheilungen« gibt Dr. M. Much auf S. 197 eine schematische Zeichnung dieses Hausberges. Die Abb. 58 zeigt den Hausberg nach einer anlässlich der Excursion von Herrn Dr. N. Yamasaki von Osten aus aufgenommenen Photographie.

Die Anwesenheit der fremden Besucher auf dem Hausberge lockte eine zahlreiche Menge von Ortsbewohnern herbei, die freundlich und gerne über alles Auskunft gaben; leider konnte

über die Geschichte des Bauwerkes nichts festgestellt werden. Selbst der Herr Pfarrer Ignaz Rabl, der die Gesellschaft zu sich bat, war nicht in der Lage, Aufklärungen zu geben.

Auf Wunsch des Herrn Secretärs ergriff Prof. Dr. Hoernes das Wort zu einigen Bemerkungen über den Typus der sogenannten »Hausberge« Niederösterreichs. Zunächst sei der Ausdruck »Tumulus« auf dieselben nicht anzuwenden, da man unter diesem Worte gewöhnlich eine künstliche Aufschüttung aus Erde oder Steinen, meist ein Grabmal, verstehe. Die »Hausberge« der Lößzone seien aber natürliche Bodenbildungen, meist durch Wasserwirkung aus der Lößdecke herausgeschnitten und dann, ihrer isolierten Lage wegen, von Menschenhand weiter geformt: steiler oder gleichmäßiger geböscht, terrassiert, umwallt und zuweilen in ganz reguläre stereometrische Gestalten gebracht. Das hervorragendste Beispiel solcher Arbeit sei der bekannte »Hausberg« von Stronegg bei Laa a. d. Th.; andere in Hippersdorf bei Absdorf, sind 1888 von der Anthropologischen Gesellschaft (siehe diese Mittheilungen, XVIII, [71]) besucht worden. An beiden Orten hat Prof. Hoernes mit dem eifrigen Localforscher J. Spöttl Ausgrabungen gemacht und fand auf dem Stronegger Hausberg Holzbalken, Kupfergeschirr und kleine Münzen aus babenbergischer Zeit, auf dem großen Hausberg von Hippersdorf aber mittelalterliche Topfscherben und ein Steinpflaster. Wahrscheinlich seien viele Hausberge, wie in anderen Gegenden isolierte Felshöhen, Standplätze kleiner mittelalterlicher Burgen gewesen, und zwar sogenannte Holzburgen, oft nur einfache Wartthürme. Auch an dem Friedhofshügel von Obergänserndorf haftet die Tradition, dass er einst ein Schloss getragen habe. Die Entscheidung über das Alter solcher Anlagen ist daher, wo nicht etwa Ausgrabungen sichere Anhaltspunkte geliefert haben, schwierig, und in mancher Hinsicht ist das Problem der Hausberge verwandt mit dem der sogenannten »Erdställe«, welche nicht nur zahlreich in demselben Lößgebiet, sondern zuweilen auch in directer Verbindung mit einem Hausberg vorkommen. Mit altgermanischem Völkerleben in römischer und vorrömischer Zeit dürfen die Hausberge Niederösterreichs demnach nicht ohneweiters in Beziehung gesetzt werden.

Leider drängte die Zeit, und so mussten die Theilnehmer die freundliche Einladung des Herrn Pfarrers ablehnen und selbst den Besuch der Wallfahrtskirche Karnabrunn, die von Waldeshöhe herüberwinkte, aufgeben. Durch das liebliche, vom Russbach durchflossene, waldbesäumte Kreuttthal fuhren sie, mit einer nur kurzen Unterbrechung im Wirtshause zur Trexlermühle, zur Eisenbahnstation Schleinbach, von wo bei schönem Abendhimmel in fröhlichster Stimmung die Heimfahrt angetreten wurde.

Der Präsident Herr Dr. Ferdinand Freiherr v. Andrian-Werburg übermittelt von Paris aus einen Bericht über

Die Feier des 40jährigen Bestandes der Société d'Anthropologie in Paris.

Am 12. März 1901, abends 8 Uhr, fand im Hotel Palais d'Orsay ein Festessen statt, zur Feier der vor 40 Jahren erfolgten Gründung der Pariser Anthropologischen Gesellschaft. Der Unterrichtsminister Herr Georges Leygues führte den Ehrenvorsitz und vertheilte einige Auszeichnungen an verdiente Mitglieder der Gesellschaft. Der Vicepräsident des Londoner Anthropological Institute, der Präsident der belgischen Gesellschaft für Anthropologie, der kgl. schwedische Gesandte als Vertreter der schwedischen Schwestergesellschaft, unser Präsident, nahmen an der überaus würdigen und wohlthuenden Kundgebung theil. Der Präsident der Pariser Gesellschaft Dr. Chervin begrüßte die Vertreter der fremden Gesellschaften in der herzlichsten Weise. Der langjährige Generalsecretär der Gesellschaft Herr Letourneau und Herr Professor Manouvrier sprachen über die Erfolge und Ziele der Ethnologie und der physischen Anthropologie. Die Vertreter der fremden Gesellschaften feierten von verschiedenen Gesichtspunkten aus die Erfolge der französischen Schwestergesellschaft. Baron Andrian brachte das während des Diners eingetroffene Telegramm zur Verlesung, welches die soeben erfolgte Ernennung von fünf hervorragenden französischen Fachgenossen zu Ehrenmitgliedern unserer Gesellschaft anzeigte.

Für Mittwoch abends war den ausländischen Gästen die Loge des Präsidenten der Republik in der großen Oper zur Verfügung gestellt worden. Donnerstag veranstaltete Herr Dr. Chervin ein Frühstück von 24 Gedecken zu Ehren derselben, darauf erfolgte eine Sitzung der Anthropologischen Gesellschaft in ihrem äußerst zweckmäßigen Locale. Es wurde nach Verlesung der eingelaufenen Glückwunschadressen und Telegramme die Wahl der fremden Gäste und der Herren Generalstabsarzt Dr. Weisbach und Prof. Dr. Hoernes zu Associés étrangers, jene der Herren Fr. Heger und J. Szombathy zu correspondierenden Mitgliedern vollzogen. Nach der Sitzung wurde eine eingehende Besichtigung der Sammlungen und der Lehrmittel der zur Gesellschaft gehörigen

École d'Anthropologie vorgenommen. Ein näher eingehender Bericht über die bei diesen Gelegenheiten stattgefundenen bedeutsamen Erörterungen bleibt vorbehalten.

Mit warmem Danke bleibt der freundlichen Unterstützung des Dr. Bugiel zu gedenken, dessen treue Anhänglichkeit an unsere Gesellschaft überaus wohlthuend wirkt.

Einem Briefe vom 21. März 1901 unseres langjährigen Mitgliedes des Herrn Dr. Franz v. Tappeiner auf Schloss Reichenbach bei Meran entnehmen wir folgende

Alte Erinnerungen an Fragen der Anthropologie.

Wo und wann und wie — ist das erste Menschenpaar entstanden? — Nach meiner Ansicht ist das erste Menschenpaar oder sind die ersten Menschenpaare in Europa entstanden! Den Hauptgrund sehe ich in der Thatsache, dass man an keinem Orte auf der ganzen Erde wirkliche, handgreifliche Beweise der Anwesenheit des Menschen in so früher, alter Zeit aufgefunden hat, als in Südwestfrankreich. Da wurden in Tilloux, Departement Charente, in den geschichteten Sand- und Kiesgruben 3—4 *m* tief im Juli 1896 zwei riesig große Elephantenstoßzähne und zwei obere Backenzähne ausgegraben, wodurch die Art als Elephas meridionalis Nest. mit Sicherheit bestimmt werden konnte, und unter diesen Zähnen lag unmittelbar ein gut bearbeiteter Feuersteinschaber mit paläolithischem Typus Cholles als sicheres Zeichen, dass der Elephant daselbst erlegt und auch zerlegt wurde! Dieser Fund und die ganze Fundstelle wurde amtlich durch den sofort aus Paris dahin gesendeten Paläontologen Marcellin Boule genau untersucht und amtlich bestätigt. Annahme einer zufälligen Zusammenschwemmung wurde von ihm völlig ausgeschlossen und die Fundstelle als Schluss der Tertiärzeit oder als frühe Diluvialzeit bestimmt. Zittel rechnet den Elephas meridionalis noch zur pliocänen Fauna der Tertiärzeit als ältesten Elephant der Erde.

In Tilloux wurden von Boule auch mehrere Backenzähne des Elephas antiquus und auch Reste vom Mammut, aber seltener, gefunden, als Beweis, dass diese Elephantenjägeransiedlung am Ufer der Charente sehr lange bestanden haben muss. Der Mensch muss also unzweifelhaft schon lange vor der großen mittleren Eiszeit, in der präglacialen Diluvialzeit und ersten kurzen Eiszeit und Zwischeneiszeit in West- und Mitteleuropa bestanden haben und ist daher nicht erst mit dem Mammut und Renthier aus Nordasien nach Europa eingewandert. Und wie? in welcher Hautfarbe ist das erste Menschenpaar erschienen? Nach meiner Ansicht gewiss nur in weißer Hautfarbe, weil man nirgends auf der Erde den weißen Mann entdecken konnte, als in Europa! Die Etrusker und die Iberio-Basken sind erst viel später aus Westasien und Nordafrika nach Süditalien und Westspanien in Europa mit wahrscheinlich altsemitischer Sprache eingewandert.

Herr Dr. Fritz Netolitzky, Assistent der Pharmakologie in Innsbruck, übersendet einen

Beitrag zur Bestimmung verkohlter vorgeschichtlicher Nahrungsmittel.

Die Hauptursache, warum verkohlte Früchte und andere Nahrungsmittel aus vorgeschichtlichen Siedlungen fast immer nur nach makroskopischen Anhaltspunkten beschrieben und bestimmt werden, liegt vor allem in der Undurchsichtigkeit aller dieser Gegenstände und in dem hartnäckigen Widerstand, den sie den gebräuchlichen Aufhellungsmitteln entgegensetzen. Dem durch die Feuerwirkung gebildeten amorphen Kohlenstoff haben wir es einerseits zu danken, dass sich die Veränderungen so leicht unterworfenen Reste oft ohne Gestaltsänderung bis auf unsere Tage erhalten konnten, andererseits verbietet er aber jeden Einblick in den feineren Bau des Gewebes.

Solange nun Getreidekörner noch in der Ähre selbst sitzen, was leider nur recht selten der Fall ist, kann man, wenn alle Umstände günstig sind, die Stammpflanze nach Art und Abart mehr oder weniger sicher bestimmen. Dann ist eine mikroskopische Untersuchung überflüssig, da sie höchstens den makroskopischen Befund bestätigen könnte.

Liegen aber, wie gewöhnlich, die Körner nur einzeln zur Untersuchung vor, so ist die Sicherheit der Bestimmung gering und hängt vor allem von großer Übung und einem reichlichen Vergleichsmaterial ab. Probeverkohlungen mit frischem Getreide geben obendrein noch die verschiedensten Endergebnisse, was Form und Größe anbelangt, je nachdem rasch oder langsam, bei Luftzutritt oder im Sande erhitzt wurde. So geht z. B. die Form der Hirsekörner durch offenes Feuer meist vollständig verloren, die Körner laufen gleichsam zusammen und bilden dann eine lockere, schwammige Kohle, die mit verbranntem Brote große Ähnlichkeit besitzt und auch thatsächlich damit schon verwechselt wurde.

In den folgenden Zeilen soll nun kurz angegeben werden, wie man aus solchen verkohlten Körnern und Massen doch noch durchsichtige und daher für mikroskopische Bilder geeignete Präparate gewinnen kann, die sich manchesmal von einem eben angefertigten Schnitte einer frischen Frucht kaum unterscheiden. Bevor man sich aber an die Entfernung des Kohlenstoffes macht, ist es von großem Vortheile, mit einer guten Linse auf einer rein weißen Unterlage (Teller) den ganzen Fund aufs sorgfältigste zu durchmustern. Es gelingt nämlich hie und da in der scheinbar ganz verkohlten Masse doch noch einige durchsichtige Fruchttheilchen zu finden, die dann ohne weiteres unter dem Mikroskope erwünschte Aufschlüsse liefern können. Gerade die für die Bestimmung der Getreidearten wichtige und charakteristische Querzellenschichte findet man auf diese Weise manchmal noch gut erhalten, während alles andere undurchsichtig und verkohlt ist. Solche Funde sind darum von erhöhtem Werte, weil die Zellen in solchen günstigen Fällen am wenigsten gelitten haben, während sie durch die weiter unten zu beschreibenden Behandlungsweisen immerhin verändert werden könnten.

Um nun die undurchsichtige Kohle, die uns den Einblick in den zelligen Aufbau des verbrannten Gegenstandes gänzlich verbietet, zu entfernen, stehen uns zwei Untersuchungswege offen. Der eine besteht einfach darin, dass man ein Stückchen der vorliegenden Kohle vollständig verbrennt, so dass nur noch eine weiße Asche überbleibt. In dieser finden sich dann bei entsprechender Vergrößerung gut erhaltene Zellgerüste, die zuerst in Glycerin, dann nach einer Behandlung mit Salzsäure untersucht werden. In einer derartigen Asche finden sich nicht nur die bekannten stark verkieselten Gerippe und Ausgüsse der Spelzenoberhaut unserer Getreidearten besonders häufig, sondern es können auch andere Zellen genau erkannt werden, die in der Asche von frischem Getreide meist nicht aufgefunden werden können.[1])

Soweit meine Erfahrungen bisher reichen, ist die Kohle von Landfunden bedeutend rückstandreicher und auch viel leichter verascbbar, als die von Moorfunden oder frisch verkohltem Getreide. Daraus folgt, dass diese Aschenuntersuchung besonders für Landfunde verwendbar ist, und dass sie besonders ein rasches Zurechtfinden gestattet, ob der Inhalt eines Gefäßes etwa Getreide enthalten habe oder nicht.

Die Mängel dieser Art der Untersuchung liegen besonders in der eingreifenden Behandlung, wodurch die Zellen verändert werden müssen; ferner sind Vergleichsveraschungen mit frischem Getreide meist gar nicht durchführbar wegen des geringen und nur schwer zu erhaltenden feuerfesten Rückstandes, endlich liefern die zur Bestimmung gerade wichtigsten Zellagen fast keine Asche, so dass das Endurtheil oft mit Vorbehalt zu stellen ist.

Der Grundgedanke für die andere Arbeitsweise, die ich die »chemische« nennen möchte, ist kurz folgender: Wird Graphit mit starken Oxydationsmitteln, am besten mit chlorsaurem Kalium und Salpeter oder Schwefelsäure zusammengebracht, so entsteht unter dem Einflusse der sich bildenden Chlorsäure eine durchsichtige, in Wasser nicht lösliche Verbindung — die Graphitsäure. Wird nun die amorphe Kohle von Holzarten, Getreidekörnern, aber auch von thierischen Organen, Muskeln u. s. w. der gleichen Behandlung unterzogen, so ist das Endergebnis insoferne ein ähnliches, als sich die undurchsichtige Kohle ebenfalls in durchsichtige, aber in Wasser lösliche, gelbbraune, humusartige, chemisch nicht näher bekannte Körper überführen lässt. Dadurch werden die Zellen wieder einer mikroskopischen Untersuchung leicht zugänglich gemacht, falls die Verkohlung nicht eine ganz vollständige ist, was aber nur selten der Fall zu sein scheint.

Die beste Aufhellung wurde dadurch erzielt, dass ein Getreidekorn etwa mit der drei- bis fünffachen Menge chlorsauren Kalis im Probierröhrchen oder einem offenen Kolben zusammengebracht und mit einigen Cubikcentimetern einer sehr starken Salpetersäure übergossen wird. Schwefelsäure darf nicht verwendet werden, weil die aufgehellten Zellreste neuerdings verkohlt würden. Dieses Gemisch lässt man nun Stunden bis Tage auf einander einwirken, bis man in der Flüssigkeit gelbe, durchsichtige Fetzen und Flitterchen umherschwimmen sieht oder sich die Kornoberfläche rostroth gefärbt und aufgelockert hat. Tritt diese Erscheinung nicht ein, so muss man 24—48 Stunden ungefähr auf 60° erwärmen, bis keine rothbraunen Dämpfe mehr aufsteigen. Dieser Vorgang ist nach Bedarf ein zweites- oder drittesmal zu wiederholen. Manchmal bleibt nichts übrig, als die Kohle zu pulvern, mit der oben angegebenen Menge chlorsauren Kalis zu mischen und dann allmählich in rauchende Salpetersäure einzutragen und ebenfalls zu erwärmen. Nach beendigter Einwirkung gießt man den Inhalt des Probierröhrchens auf einen Teller und untersucht die nicht mehr schwarz gefärbten Theilchen am besten in Glycerin (nicht in Alkalien).

Statt der obigen Mischung kann man mit Vortheil auch eine starke Chromsäurelösung oder eine ebensolche von übermangansaurem Kali in Ammoniak verwenden. Hier bildet sich die in

[1]) Vgl. Zeitschrift für Untersuchung der Nahrungs- und Genussmittel, 1900, Juni.

Wasser leicht lösliche Mellithsäure, so dass wieder die Zellreste durchsichtig werden und einer Untersuchung zugänglich sind. Die Wirkung der zwei letzteren ist aber eine verhältnismäßig schwache.

Hat man ein ganzes Getreidekorn verwendet, so wird durch die Angriffe aller dieser Oxydationsmittel in günstigen Fällen oft Schichte für Schichte abpräpariert, so dass jede einzelne für sich untersucht werden kann.

Um nun die Art der Aufhellung an einem Beispiele besser kennzeichnen zu können, soll der zellige Aufbau einer vorgeschichtlichen Weizenart genauer beschrieben werden.[1]) Es handelt sich um einen Fund aus der Pfahlbaute von Robenhausen, der mir unter der Bezeichnung *Triticum vulgare compactum* von Dr. Messikommer zugeschickt worden war und auf den die Beschreibung von Buschan (Vorgeschichtliche Botanik, 15) unter *Triticum compactum* genau stimmt.

Fast jedes der einzelnen, durchschnittlich 6 *mm* langen und 4·5 *mm* breiten Körner lieferte mehr oder weniger leicht-durchsichtige gelbe Fetzen, die sich von der Oberfläche lösten und unter dem Mikroskope als Theile der Oberhaut oder der Querzellenschichte erkannt werden konnten. Besonders lehrreich ist die letztere, deren Zellen 60—200 Mikromillimeter lang sind, bei einer Breite von 10—18 μ. Ihre Wand ist dicht knotig, die einzelnen Verdickungen flach und ziemlich gleich groß, die Kurzwände sind dachig und stoßen eng aneinander. Häufig findet man noch im Zusammenhang mit den Querzellen die zarten, fast farblosen Reste der Samenhaut.

Die einreihige Aleuronschichte liegt häufig ganz frei, losgelöst von allen anderen Gewebslagen, wie man es besser kaum an der frischen Frucht herstellen kann. Die einzelnen Zellen sind 30—50 μ. lang, 20—50 μ. breit und schließen sich eng an einander, doch kommen dreieckige Zellzwischenräume nicht selten zur Beobachtung. Der frühere Inhalt ist aus einigen Zellen herausgefallen, meist hat er sich aber nur von den Wänden etwas zurückgezogen und bildet nun hellbraune, deutlich körnige, abgerundete Klumpen, die ihre Abstammung vom Aleuron deutlich zur Schau tragen.

Haare finden sich hauptsächlich an dem Scheitel der Frucht; sie sind meist abgebrochen, so dass man in den hier kurzen Oberhautzellen nur die Doppelkreise des Fußtheiles häufig findet; die Haare selbst hellen sich nur schwer auf, sind dickwandig und haben eine engere Lichtweite als Wanddicke. In den Endospermzellen fand ich bisher keine Gebilde, die mit Stärkekörnern Ähnlichkeit gehabt hätten. Dagegen sind die Zellen des Keimlinges nachweisbar.

Durch diese Aufhellung der Kohle auf den verschiedenen chemischen Wegen sind wir also imstande, ohne große Schwierigkeiten und Verluste die in Betracht kommenden Getreidearten u. dgl. von einander zu unterscheiden. Besonders sind es folgende Arten, die scharf getrennt werden können, da alle Merkmale jeder einzelnen Art auffindbar sind: Gerste, Weizen, der Spelt, das Einkorn, der Emmer, die Rispen- und Kolbenhirse, der Roggen u. a. Freilich gibt es auch Fälle, in denen eine Aufhellung bisher nicht gelang, wie beim *Triticum vulgare antiquorum* Heer (*Triticum compactum var. globiforme* Buschan), oder manchmal auch aus unbekannten Gründen bei einzelnen Getreidekörnern, während sich die größere Zahl der andern aufhellte. In solchen Fällen bleibt wenigstens die Form des untersuchten Gegenstandes ganz unverändert erhalten, so dass eine Bestimmung nach den äußerlichen Merkmalen auch für spätere Zeiten immer noch möglich bleibt. Nur sehr selten löst sich der verkohlte Körper in der Flüssigkeit spurlos auf.

Im allgemeinen geben Landfunde auch hier schnellere und bessere Endergebnisse als Moor- und Seefunde; auch die Stärke der Verkohlung und das Alter scheint dabei eine wesentliche Rolle zu spielen.

Herr Conservator Břetislav Jelínek übersendet einen Bericht über

Eine neuentdeckte Gräberstätte im königlichen Thiergarten zu Bubenč bei Prag.

Bei der Erweiterung der Tramwaystation im königlichen Thiergarten in Bubenč bei Prag stießen die Arbeiter auf 19 Skelette von liegenden Hockern. Die Skelette, welche in kauernder Stellung auf der rechten Seite mit dem Kopfe gegen Süden liegen, so dass das Gesicht gegen Sonnenaufgang gerichtet erscheint, sind mit Steinkränzen in ovaler Form umlegt, deren Durch-

[1]) Erwähnt sei auch ein Fall, der in jüngster Zeit von mir untersucht wurde. Bei einer Ausgrabung in Südtirol wurde ein verkohlter Balken gefunden, der von den Arbeitern mit Bestimmtheit als »Kastanienholz« angesprochen wurde. Die Aschenuntersuchung ergab »wahrscheinlich Nadelholz«. Nach der chemischen Aufhellung des Kohlenstoffes konnte man die gehöften Tüpfel ausgezeichnet scharf erkennen, so dass eine zuverlässige Bestimmung möglich war.

messer in der Länge 140—150 *cm* und in der Breite circa 70 *cm* erreicht. Von Beigaben sind namentlich verschiedene rohgebrannte Thongefäße zu erwähnen: ein 11 *cm* hoher Henkelkrug, vier Schalen mit wagrecht angesetzten Henkeln, deren Höhe 8 *cm* nicht überschreitet, eine Schüssel und ein vierfüßiger Napf nebst noch anderen, die aber bloß in Scherben gehoben wurden. Nur bei einem Skelette wurden drei Gefäße, die um den Kopf herumstanden, gefunden; bei den anderen kommt bloß ein Napf oder gar nichts vor. Auch wurden daselbst bei einem Skelette ein doppelt gewundener Drahtring aus Bronze gefunden, bei einem andern eine Nadel aus Knochen und ein Feuersteinsplitter. — Der ganze Fund gehört bereits der Bronzeperiode an und gelangt in die Sammlungen des königlichen Landesmuseums in Prag.

Herr Julius Teutsch in Kronstadt (Siebenbürgen) berichtet über

Neue Funde aus der Umgebung von Kronstadt

in folgenden, auszugsweise mitgetheilten Briefen an Herrn Prof. Dr. M. Hoernes.

I.

Kronstadt, den 9. August 1900.

Im Juni deckte ich auf dem Talmenberg bei Petersberg nördlich von Kronstadt am Rande eines kleinen Steinbruchs ein Urnengrab auf, das aus zwei größeren Urnen bestand, die mit je einer Schüssel zugedeckt waren. Der Inhalt der beiden Gefäße beschränkte sich auf zerkleinerte Menschenknochen mit geringen Brandspuren; an Beigaben fehlte es gänzlich. Die Abbildungen der Gefäße sind in Abb. 59 und 60 dem Briefe beigeschlossen. An dem Brunzhügel vor Neustadt, den ich in meinem Vortrag als besiedelt angeführt hatte, werden seit einiger Zeit Steine gebrochen, und zwar an dem Südende. Durch die Arbeiten daselbst bekam ich einen Durchschnitt der Erd- und Lehmschichte, die über dem Kalkstein lagert, zu sehen, die ich auch genauer untersuchte. Eine etwa 30 *cm* unter der Erdoberfläche verlaufende, horizontale Steinreihe (noch dazu Flusssteine) bewog mich nachzugraben, und ich gewahrte, dass die Steine wie ein Pflaster in- und aneinander gefügt waren. Die Breite dieser Steinpackung oder -Pflasterung beträgt 2·60 *m*, während ich die genaue Länge derselben nicht angeben kann, weil sie noch weiter zu gehen scheint, als meine bisherige Arbeit, d. i. 3 *m*. Unmittelbar unter dieser Steinlage, oder besser gesagt in ihr selbst, fand ich einen zur Hälfte gebrochenen, noch nicht ausgefertigten Steinhammer aus demselben Material, wie die vom Gesprengberg. Etwas tiefer unten kamen aufgeschlagene Thierknochen, Kohlenstückchen, kleine Gefäßscherben jedoch in sehr geringer Anzahl vor; ferner eine Thonkugel von 2 *cm* Durchmesser, ein Geweihfragment und ein Bruchstück eines sitzenden, menschlichen Idoles, wie am Gesprengberg. Ich war schon der Meinung, es mit dem gepflasterten Boden einer Hütte zu thun zu haben, aber ein Umstand festigte in mir die Annahme eines Grabes. Ungefähr in der Mitte der bisher aufgedeckten Steinlage standen fünf bis sechs größere Steine, unter welchen ich eine vollständig zerdrückte Urne fand, deren beide undurchlochte Henkelansätze ich mir mitnahm. Freilich ist mir auffallend, dass ich von Menschenknochen, Brand oder Beigaben bis jetzt noch nichts ausgraben konnte. Oder sollten die von der Urne bis auf einen Meter entfernt gelegenen Stücke als Beigaben betrachtet werden? Aus der großen Vorhalle der Almäscher Höhle unweit Baröt, Station Agostonfalva (Augustinsdorf, Agestendorf), habe ich nebst sehr hübsch verzierten Thonscherben der vorgeschichtlichen Zeit auch einen durchbohrten Zahn eines Wolfes. Die Culturschichte liegt an der Höhlenwand etwa 30 *cm* tief unter dem Boden und sinkt in der Mitte auf 50—70 *cm*; sie ist durch die Gefäßscherben führende Asche und Kohlenschichte deutlich erkennbar. In der Marktgemeinde Marienburg, nördlich von Kronstadt, entdeckte ich an einem Bauernhause in der Giebelnische eine höchst interessante, etwa 50—60 *cm* hohe Thonfigur, die ich mit einiger Gefahr, auf einer Leiter stehend, photographisch abnahm. Die Bilder sind leider herzlich schlecht, aber es war mir daran gelegen, so bald als möglich ein halbwegs orientierendes Bild davon Herrn Professor einzuschicken. Bei dem Anblicke der Figur kamen mir die prähistorischen Astarte-Figuren in den Sinn. Ich konnte von den Leuten nur so viel erfahren, dass der Erbauer des Hauses in den Achtziger-Jahren dieses

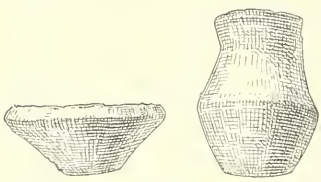


Abb. 59 und 60. Thongefäße vom Talmenberg.

Standbild selbst aus Thon verfertigte und mit rother Farbe anstrich. Derselbe ist seither gestorben, und so konnte ich nicht ermitteln, wie er auf den Gedanken kommen konnte, der Figur gerade diese Stellung zu geben.

Die Ruine Marienburg, an dem Ostende der früher erwähnten Marktgemeinde Marienburg, die von deutschen Rittern im XIII. Jahrhundert erbaut wurde, steht auf einem, an den Seiten jedenfalls künstlich steil abgeflachten, kegelförmigen Hügel, der in seinem Innern dieselben Culturüberreste birgt, wie der Priesterhügel bei Brenndorf.

Es ist dies die dritte Fundstelle im Burzenlande mit bemalter Keramik, und noch dazu liegen alle drei in der nächsten Nähe des Altflusses, der meiner Ansicht nach in prähistorischer Zeit — schon als Nebenfluss der Donau — für Siebenbürgen als Verkehrsstraße gedient haben mag. Ich hoffe, am Altfluss entlang noch viele gleichzeitige Ansiedlungen aus der Zeit des Priesterhügels u. s. w. entdecken zu können.

II.

Kronstadt, den 26. September 1900.

In den hier folgenden Zeilen gebe ich einige Ergänzungen zu meinem früheren Bericht.

Die zweitentdeckte Niederlassung mit bemalter Keramik, von der ich schon in Wien Erwähnung gethan und auch einige Stücke vorzeigte, ist am rechten Altufer auf einer bewaldeten Anhöhe unmittelbar an der kleinen, ärmlichen Gemeinde Erösd (Eröschd), welche theils von Magyaren, theils von Rumänen bewohnt wird. Ich schreibe diese prähistorischen Ansiedlungen aus der frühesten Metallzeit mit bemalter Keramik einem thrakischen Volke zu und vermuthe in dem rumänischen Namen des genannten Ortes einen thrakischen Ortsnamen. Dr. Fligier schreibt in seiner Abhandlung »Zur prähistorischen Ethnologie der Balkanhalbinsel«, S. 23, Zeile 16: »Sich selbst nannten die Thracier Aryer, denn Thracien hieß nach Stephan von Byzanz Ἀρία.« Er führt im nächstfolgenden den Ortsnamen Ariassus, ‚die arische Stadt', an und glaubt, den Dacier Ariortus damit in Zusammenhang bringen zu können. Auf der Specialkarte finde ich unter dem magyarischen Namen Erösd den rumänischen Ariujdi (Ariuschd) angegeben und in Lank's Lexikon siebenbürgischer Ortsnamen, Wien 1839, noch folgende Synonyma: Arusdja, Ariusd, Arusde.

Sollten diese Namen nicht hinlänglich genügen, um einen Zusammenhang derselben mit den oben angeführten, thrakischen zu kennzeichnen?

Bezüglich der Marienburger Figur möchte ich noch etwas mittheilen. Die Frau des nun verewigten Erzeugers dieser Thonfigur lebt in Weidenbach (Comitat Kronstadt) und gab mir auf mein Befragen folgende Aufklärung: Ihr Mann war vor seiner Heirat in einer Bildhauerschule in Bukarest thätig und soll, als er in seine Heimat zurückgekehrt war und sich verheiratet hatte, nach achtjähriger, kinderloser Ehe diese Figur in die Giebelnische gestellt haben, um — wie die Frau lachend meinte — eine Wirkung zu erzielen, und damit sie den Leuten nebenbei zur Belustigung diene.

Die Frau wollte dieses »Mädchen« weiß anstreichen, worauf ihr der Mann erwidert haben soll, dass diese Art von Figuren stets roth angestrichen werden, und so bekam die Figur die rothe Farbe.

Abb. 61. Weibliche Figur von Marienburg.

III.

Kronstadt, den 2. November 1900.

Wenn ich auf Ihre werthe Karte vom 4. October bis heute noch nicht geantwortet habe, so liegt der Grund darin, weil ich vorerst die Figur von Marienburg mir aneignen wollte, um eine bessere Aufnahme davon machen zu können. Nun ist sie endlich in meinem Besitz, und ich lege diesem Briefe die gewünschte Photographie bei (vgl. Abb. 61). Die genaue Höhe der Figur ist 76 *cm*.

IV.

Kronstadt, den 26. November 1900.

Es freut mich, Ihnen wieder etwas neues berichten zu können. Steinkistengräber sind es, von denen ich vorläufig nur kurze Mittheilung mache, da voraussichtlich im nächsten Jahre zu den drei jetzt aufgedeckten noch andere dazukommen werden. Der Bauer behauptet, ein prächtiges Mittel zu haben, die andern Gräber aufzufinden. Im Sommer soll sich an dem schwächern Wuchs der Frucht die Stelle erkennen lassen, wo ein Kistengrab ist.

Die eine Kiste (Kalkconglomerat?) bei Rosenau hat 1 *m* Länge, 0·65 *m* Breite, 0·52 *m* Tiefe. Richtung von Osten nach Westen. Die Lage der Todten ist mir unbekannt, auch sind keine Beigaben gefunden worden.

Die zwei andern in der Nähe von Heldsdorf sind Sandsteinkisten mit mehreren Leichen. Grab 1 enthielt zwei Skelette und Bruchstücke eines schlecht gebrannten Thongefäßes. Länge 1·30 *m*, Breite 0·80 *m*, Tiefe 0·52 *m*. Richtung von Südosten nach Nordwesten. Lage der Todten unbekannt.

Grab 2 (selbst geöffnet, wobei Herr Dr. Friedrich Neustädter aus Heldsdorf die schwierige Arbeit des Aushebens allein besorgte und wofür ich ihm an dieser Stelle bestens danke). Entfernung von Grab 1 ungefähr ein Meter in nordwestlicher Richtung. Länge 1·28 *m*, Breite 0·75—0·80 *m*, Tiefe 0·50 *m*. Richtung von Südosten nach Nordwesten. Inhalt: Die Skelette zweier Erwachsener und eines etwa vierjährigen Kindes, zwei kleine, äußerst schlecht gebrannte, mit der Hand geformte Gefäße. Die Knochen sind sehr morsch. Es waren »liegende Hocker«. Unbegreiflich ist mir, wie in dem kleinen Raum die Leichen, die offenbar auf einmal beigesetzt worden sind, Platz gefunden haben.

V.

Kronstadt, 16. Juli 1901.

Den Empfang Ihres werten Briefes vom 14. v. M., sowie der prähistorischen Scherben bestätigend, theile ich mit, dass ich auf die freundliche Einladung des kön. ung. Landwehr-Hauptmannes Herrn J. Martian hin, der während seines Aufenthaltes in der Csik mehrere neue Fundorte prähistorischer Cultur entdeckt hat, vor zwei Wochen mit Herrn Prof. Fuchs aus Kronstadt eine kleine Excursion nach Csik-Szereda unternommen habe, die aber infolge des anhaltend schlechten Wetters etwas kläglich ausfiel. Trotz des Regens veranstalteten wir eine Grabung auf einer kleinen Anhöhe, der sogenannten Malomföle, bei dem Mineralbad südlich von Csik-Zsögöd (Höhencote 654). Am Rande des Plateaus zieht sich ein Wall hin, innerhalb dessen wir einige Gefäße und Gefäßreste in geringer Tiefe (30—60 *cm*) fanden.

Von der Kapelle, die dort gestanden sein soll, sieht man heute keine Spur. Die Funde sind theils auf der Drehscheibe gemachte, gut gebrannte, graue Gefäße mit hohen, hohlen Füßen oder weite Schüsseln aus demselben Material mit breiten, im rechten Winkel ausbiegenden Rändern, theils mehr oder minder hartgebrannte, plumpere handgeformte Töpfe, einhenklige Schalen u. dgl. aus rothem Thon. Das Ornament der grauen Gefäße ist die Zickzack- oder Wellenlinie in einer eigenen Technik, und zwar so, dass das Ornament spiegelt. Die handgemachten Gefäße — die in überwiegender Anzahl vertreten sind — zeigen mehrfache parallellaufende Wellenlinien, Tupfenleisten u. s. w. Ich halte diese Cultur für slavisch und glaube, dass die vielen Wälle und Burgen, die in der Csik und Háromszék vorkommen, den Slaven zuzuschreiben sind, nachdem ich auch in einer solchen Burg bei Csik-Csicsó Scherben von der Art der Zsögöder gefunden habe. Die henkellosen Töpfe, Reste von Handmühlen aus harten, grauen, porösen Steinen, das Wellenornament, die Handhabung der Drehscheibe sprechen für Überbleibsel der Slaven.

Gleichzeitig erlaube ich mir ein Postkistchen an Ihre Adresse abzuschicken, in welchem die nicht näher bezeichneten Stücke von dem oben genannten Fundorte (Zsögöd) herrühren.[1]) Zugleich

[1]) Der Unterzeichnete erhielt die oben erwähnte Sendung und prüfte die darin enthaltenen Topfscherben, welche allerdings ein merkwürdiges Ensemble bilden. Weniges davon ist reine Freihandarbeit, so ein fast beispiellos plumpes Henkelnäpfchen von 5 *cm* Höhe und 1·8 *cm* Bodenstärke und (vielleicht) ein corrodierter Scherben mit einer Reihe dreieckiger Eindrücke die auf der Innenseite als flache Buckel hervortreten. Die viel zahlreicher vertretene Drehscheibenarbeit zerfällt in zwei Classen: 1. Eine äußerst plumpe und rohe (nach Paste und Form), welche man zunächst für Freihandarbeit nehmen möchte, bis genauere Untersuchung eine noch sehr ungeschickte Anwendung der rotierenden Scheibe verräth. Die Innenseite dieser großen Töpfe war ganz rauh und uneben, die Form schlank und das Ornament ganz eigenthümlich aus prähistorischen und jüngeren Elementen gemischt. Es erscheinen nämlich getupfte Mundsäume und Halsleisten,

sende ich noch anderes, wovon vielleicht die ethnographische Sammlung Gebrauch machen kann, und zwar einen schwarzen Thonkrug aus Csik-Madaras mit Stempelverzierung. Ich hatte Gelegenheit, viele solche Töpfe und Krüge zu sehen und war über die mannigfaltigen Verzierungen prähistorischen Charakters höchst erstaunt. Falls dieselben nicht schon bekannt sind, ist es vielleicht der Mühe wert, die Muster zu zeichnen. Ferner ein paar Steigeisen und Thonfiguren als Kinderpfeifchen von Töpfern der Umgegend auf den Markt gebracht.

In nächster Zeit werde ich von Brenndorf aus einige Stationen am Alt stromabwärts besuchen und Kähne messen und zeichnen. Es sind Einbäume in ziemlicher Anzahl vorhanden, und ich habe Aussicht, einen billig zu erwerben. Sonntag begleitete ich Herrn Prof. Fuchs zu den schafezüchtenden Rumänen in der Nähe Törzburgs, etwa 23 *km* westlich von Kronstadt. Bei der Besichtigung der Häuser, die Herr Professor Fuchs für wissenschaftliche Zwecke zeichnete, entdeckte ich eine Trommel sowie eine Räucherschale aus Thon und brachte mir beide Gegenstände mit. Die Trommel wird von den Leuten selbst aus einem ausgehöhlten Baumstamm (Tanne oder Fichte?) gemacht, worauf das Hundefell mit starker Schnur gespannt ist. Metallbestandtheile fehlen gänzlich. Bei der Tanzmusik (Clarinet, Geige und Trommel) darf diese mit ihrem weithin hörbaren Klang nie fehlen, eher verzichten die Leute auf die zwei anderen Instrumente. Beim Spiel wird die *Dobâ* mit einem kurzen Band an den linken Arm derartig befestigt, dass man mit einem *Csokány* (Tschokány) = Schlägel zugleich oben und unten trommelt.

Die Räucherschale ist ungefähr 10 *cm* hoch, ebenso breit und siebartig durchbrochen. Sie dürfte in jedem Hause zu finden sein, um bei Todesfällen, Einsegnungen, Wasserweihen, Teufelaustreiben u. dgl., wo der Geistliche im Hause die Ceremonie vornimmt, gebraucht zu werden.

Herr Regierungsrath Dr. M. Much übersendet einen Beitrag

Zur prähistorischen Trepanation.

Bekanntlich wurde die Trepanation in Mitteleuropa schon in sehr frühen prähistorischen Zeitabschnitten geübt. Welche Bedeutung sie gehabt hat, zeigt die folgende Mittheilung über eine außerärztliche Trepanation, die ich der Münchener Allgemeinen Zeitung, Nr. 198 vom 19. Juli 1901, entnehme. Wir sehen aus ihr aber auch, dass die Trepanation in Volkskreisen noch im XVII. Jahrhunderte und bis dahin wahrscheinlich ununterbrochen geübt wurde, etwa wie noch heute Knochenbrüche, offene Wunden u. s. w. nicht selten auf Grund einer Familientradition, von Hirten und anderen Volksärzten behandelt werden.

Die Beschreibung dieser Trepanation findet sich in den auf der Züricher Stadtbibliothek vorhandenen »Fragmenta Historico-Helvetica« des Bürgermeisters Joh. Hch. Waser unter den Eintragungen des Jahres 1649. Die Überschrift lautet: »Von einer wundersamen Kur eines unleidentlichen Haubtwees so durch triponieren oder Haubtboren hinweggenommen worden. 1649.« Und der Vorgang wird folgendermaßen erzählt: Ein Mann von Rennen, einem Dörffli in der Pfarr Mogelsperg im Toggenburg, namens Michael Tschier, welcher in früer Jugendt an den Kindsblateren um das gesicht kommen war, hate bey 5 Jahren lang ein häfftiges überschmertzliches Haubtwee, also das er wann es ihn recht ankam, schier unsinnig wurde, vor großer pein sich auf dem boden herumb wältzete, das ihm die Zunge von seinem Wüten sehr geschwolle, und weit vor den mund horauskam, das er sie erst zwey stunden nach dem paroxismo (dem Höhepunkte des Anfalles) wieder heimbringen konnte; Dieser hörte von einem sagen, der das stürmige

---

häufig auch schräg gekerbte Umlaufleisten und daneben oder dazwischen mit Kämmen gezogene Wellenfurchen. Ein paar Fragmente zeigen auch ganz primitive eingeritzte Freihandornamente. 2. Bessere Drehscheibenarbeit in feingeschlemmtem Thon, sehr an La Tène- und provinzialrömische Töpferei erinnernd, darunter der mit einzelnen Wellenlinien umzogene Scherben eines riesigen, rothen »Pithos« und die oben beschriebenen feinen, aschgrauen Fußgefäße von klingender Härte, zum Theile mit glänzenden, schwarzen Umlaufstreifen. Der ersten Classe gedrehter Gefäße gehören auch einige ganz erhaltene, kleinere Stücke an, von welchen mir Herr Teutsch Zeichnungen sandte, darunter zwei plumpe Henkelschalen (Höhe 7 *cm*, Durchmesser 11 *cm*), die eine mit schräg gekerbtem Mundwulst, die andere mit gekerbtem Mundsaum, einem senkrechten, gekerbten und einem ringförmigen glatten Wulst, eine unverzierte Schale mit Halskehle (Höhe 8 *cm*, Durchmesser 16 *cm*) und drei Töpfe ohne Henkel, der eine (Höhe 23 *cm*, Durchmesser 18 *cm*) unverziert, mit zwei wellenförmigen Ansätzen, der zweite (Höhe 16 *cm*, Durchmesser 10 *cm*) bikonisch mit schräg gekerbtem Wulst, der dritte (Höhe 12 *cm*, Durchmesser 8 *cm*) becherförmig, ebenso gewulstet. Herr Teutsch nennt diese Ware »handgemacht«. sie ist aber vermuthlich unter Anwendung der Drehscheibe erzeugt. Trotz der geschilderten Verschiedenheit können die Funde von Zsögöd doch ganz wohl einer gemeinsamen Culturstufe angehören und locales Erzeugnis neben fremdem, eingehandeltem enthalten.

Prof. Dr. M. Hoernes.

Veich (Vieh) durch aufborung des Kopfs zu curieren pflag und bildete sich heftiglich ein, es möchte ihm auff dieße Weiße geholfen werden, weil er zuvor allerhand arztneyen gebraucht, und doch nichts verfangen wöllen, gienge derowegen zu demjenigen, und bat ihn fleißig, er wollte ihn auch borren. Jener aber wolte sich nicht dazu verstehen, und sagte, es habe eine andere beschaffenheit mit einem Menschen, als mit einem unvernünftigen Thiere und wiese ihn also ab: Der blinde aber stund nicht ab, kan zum vierten mal wieder, und bate um des Jüngsten Gerichts willen, er sollte ihn doch borren. Jener sprach endtlich, weil er das doch so ernstlich begere, so solle er den Landvogt Rudolph Reding deßwegen begrüßen (anfragen): wann es derselbige erlaube, und Versichere, das es ihm in keinem weg in nichts schaden oder nachteil geberen sölle, so wolle er es eben mit ihm wagen. Als der blinde nun erlaubnis ausgewürkt hate, war Jener, namens Jakob Eppenberger ab dem Lamperg in der Pfarrey Oberglat, über ihn hergestanden, machte ihm mit einem subtilen holeiselein auf der rechten seien underhalb dem Schlaf ein loch in das Haubt hinein, ungefar zwey Zoll (sechs Centimeter) tief; nach hinaußziehung des eisens floß heraus zwey Ventosen (Schröpfgläser, aus dem französisch: ventouse) voll wasser einer laugen ähnlich, hernach zwey wochen lang immer minder, biß das loch entlich widerumb durch besagten Mann zugeheilet war; welches wasser so vergifft und scharpt gewessen, daß es haut und fleisch hinweg fraß, daß man es mußte auf ein thüchlein trieffen (träufeln, tröpfeln) lassen, damit es das angesicht nit berühre: Nach diesem ist alles Haubtwee von ihm gewichen: so daß er bis dato, da er noch im Leben und bey guter gesundheit ist, kein einigsmal mehr gespürt noch empfunden hat.

Herr J. R. Bünker übersendet eine Mittheilung über

Opfergaben für den heiligen Wolfgang.

Zwischen dem Millstätter See und dem Drauthale erhebt sich ein Höhenzug, dessen westlicher Theil Wolfsberg genannt wird. Auf dem Kamme des bewaldeten Berges steht in einer Höhe von etwa 150 *m* über der Seeoberfläche ein Kirchlein, das dem heiligen Wolfgang geweiht ist. Das Bild im Hauptaltare gibt diesen Heiligen wieder. Darüber sieht man in einem liegenden Ovale das Bildnis des heiligen Florian.

Gottesdienste mit Hochamt und Predigt werden in diesem Kirchlein, das zur Pfarre Liesereck gehört, nur am Ostermontage und am Pfingstmontage abgehalten. Außerdem kommen die Gläubigen der Gegend in der Bittwoche, am Florianitage und Wolfgangstage mit Processionen dorthin. Bei diesen Gelegenheiten werden nur Messen gelesen.

Besonders am Ostermontag und am Pfingstmontag ist der Zulauf ein so starker, dass das Kirchlein die Menschenmenge bei weitem nicht zu fassen vermag. In früherer Zeit war der Zuspruch an diesen Tagen ein noch viel größerer. Es kamen Wallfahrer selbst aus Unter-Kärnten und dem Steirischen.

An diesen beiden Tagen werden dem heiligen Wolfgang Opfer gebracht. Sie bestehen aus Sauhaksen, Eiern, Reisten (Flachsflechten), Wolle und Wachsfiguren, die zumeist Schweine, aber auch (seltener) Pferde, Rinder und Menschen vorstellen.

Wie jedoch der Besuch der Kirche, so haben in letzterer Zeit auch die Opferungen nachgelassen. Am stärksten flossen die Opfergaben stets am Ostermontag. Während nun in früherer Zeit am Ostermontag 6—7 große Körbe voll Sauhaksen geopfert wurden, kommen deren in der letzten Zeit nur zwei Körbe voll, im letzten Falle (1900) nur ein Korb voll zusammen. In gleicher Weise nahmen auch die Opfer an Eiern, Reiste und Wolle ab. Am letzten Ostermontag liefen nur 5 Eier, 4 oder 5 Reisten und $1^1/_2$—2 *kg* Wolle ein.

In früherer Zeit fielen die Schweinefüße (Fußgelenk ohne Schinken) und die Eier dem Messner für die Betreuung der Kirche zu. Die Reiste und die Wolle nahm der Pfarrer mit sich. Da sich die Dienstleute des Messners, der zugleich Bauer war, darüber beklagten, so viel Sauhaksen essen zu müssen, so traf ein früherer Pfarrer, Michael Brandstätter, die Verfügung, dass der Messner für seine Dienste durch 4 fl. jährlich entschädigt werde, die Naturalopfer aber verlicitiert werden sollen. Dies geschieht denn jetzt auch immer stets nach dem Gottesdienste. Wolle und Reiste werden in einem, die Schweinefüße aber in Bündeln zu 3—5 Stück verlicitiert. Die Licitation leiten die »Kirchenkammerer«, während der Pfarrer aufschreibt, was einläuft.

Die geopferten Wachsfiguren bleiben in der Kirche.

Unter der Führung der Messnerin Anna Stoxreiter, einer 60jährigen Frau, der ich die vorstehenden Mittheilungen verdanke, fand ich auf einer durch ein Brett gebildeten Stellage, welche

in einer Höhe von etwa 2 *m* neben dem Hauptaltare an der Wand angebracht ist, 3 Schweine aus Wachs, ferner auf dem linken Seitenaltar (Altarbild: Christus mit dem Kreuze auf der Schulter und vor ihm der heilige Donatius [?] auf den Knien) 2 Schweine, 1 Pferd, eine Kuh mit Kalb aus Wachs und ein Bündel Haare von der Mähne eines Pferdes.

Links vom linken Seitenaltar hängt ein interessanter alter gothischer Flügelaltar mit dem aus Holz geschnitzten plastischen Bilde St. Wolfgangs.[1])

Dieser Flügelaltar soll früher an Stelle des Hauptaltares gestanden sein. In demselben fand ich schließlich 6 Schweine, rothe und weiße, und einen Ochsen aus Wachs und ein Schwein aus Holz. Frau Stoxreiter sagte mir, es seien früher auch einige wenige Schweine aus Eisen vorhanden gewesen, doch seien sie abhanden gekommen; so lange sie sich jedoch erinnern könne, seien eiserne Figuren nicht geopfert worden.

Auf meine Frage, warum die Thiere und Schweinefüße geopfert werden, sagte mir die Frau Stoxreiter: »Die Leute haben den Glauben, dass der heilige Wolfgang den Schweinen hilft. Wenn ein Schwein oder ein Mensch krank wird, so thun sie die Verlobung zu einer Wallfahrt auf den Berg herauf.«

Auf meine weitere Frage, ob die Leute nicht auch Opfer bringen, dass gesunde Thiere nicht krank werden, meinte sie: »Das wird wohl nicht sein, dass ein Bauer sich zu einer Wallfahrt verlobt, dass der Viehstand gesund bleibt.«

Frau Stoxreiter theilte mir das Interessante mit, dass ab und zu auch Evangelische kommen und Opfer darbringen. So habe z. B. die »Laberin« von Nussdorf bei Paternion erst voriges Jahr noch zwei große Wachskerzen gebracht — Frau Stoxreiter zeigte sie mir — zum Danke dafür, dass ihr Opfer angesehen worden war. »Die Laberin sagte zu mir selber,« theilte mir die Frau Stoxreiter mit: »Seit ich die Wallfahrt unternommen habe, haben wir kein Kreuz (Unglück) mehr im Viehstand gehabt«. »Auch die alte ‚Jurin' aus Perau bei Gmünd (ebenfalls eine evangelische Bäuerin) war schon öfter da« — erzählte mir die Messnerin weiter — »und von der Malting (Maltathal) ist einmal ein junger Bursch gekommen, auch ein Evangelischer, es hat ihn der Bauer herausgeschickt.«

Zum Schlusse zeigte mir die Frau Stoxreiter hinter dem Altar eine Grube. »Daraus nehmen die Leute etwa einen Löffel voll Erde mit sich (ein Löffel zum Auffassen der Erde liegt neben der Grube) und geben sie in den Schweinestall, dass die Schweine gesund bleiben.«

Herr J. R. Bünker übersendet eine Mittheilung über

Das Tafelngehen zu Plessnitz in Kärnten.

Gelegentlich meines der Hausforschung gewidmeten Aufenthaltes in Kärnten (Juli und August 1900) kam ich auch in das Dorf Plessnitz. Es ist dies ein aus zerstreut liegenden Gehöften bestehender Ort, der im oberkärntnerischen Lieserthal direct nördlich von Leoben und 240 *m* über der Thalsohle auf der westlichen Thalseite liegt. In Plessnitz steht ein altes Kirchlein, das zur Pfarre Leoben gehört und von hier aus versehen wird. Das Kirchlein ist Johannes dem Täufer geweiht. Auf einem links vor dem Hauptaltar stehenden Seitenaltar steht eine hölzerne Schüssel, und in der Schüssel liegt das Haupt des Johannes in fast natürlicher Größe. Schüssel und Haupt sind aus einem Stück Holz geschnitzt (vgl. Abb. 62).

Ein Knecht des Bauern, der den Messnerdienst verrichtet, und dessen Gehöft unmittelbar unterhalb der Kirche liegt, geleitete mich in die Kirche und theilte mir mit, dass der Kopf des Johannes wunderthätig sei. Es kommen viel Kopfleidende aus weiter Ferne herbei. Bedeckt der Kranke das Haupt des Johannes mit seinem Hut und ruft er den heiligen Johannes im Gebete um die Erlösung von den Kopfschmerzen an, so sei das noch fast nie ohne Erfolg gewesen. Viele haben den Schmerz, den sie jahrelang nicht los geworden sind, verloren, sobald sie die Kirchenthüre verlassen und den Hut, der auf dem geweihten Johanneskopf gelegen ist, aufgesetzt hatten.

So erzählte mir der Knecht. Auf meine Frage, woher denn das Johanneshaupt stamme, berichtete er mir Folgendes: Bei der Zag-Keusche, sie liegt einen guten Büchsenschuss von der Kirche weg, ist ein Kirschbaum gestanden. In der Erde, am Stamme des Baumes anliegend, hat man das Haupt mit der Schüssel gefunden und hat es in die Kirche gebracht. Seine Wunderkraft aber hat sich bald gezeigt. Zum Danke dafür, dass Gott Vater das Haupt hat finden lassen, hat man ein geweihtes Bild, das den Himmelvater darstellt, an dem Kirschbaum befestigt. Der

[1]) Dieser Altar sollte einem Museum einverleibt werden, bevor er zu Grunde geht.

Kirschbaum hat müssen »vor nicht gar bitterlanger Zeit« umgehauen werden, weil er schon sehr alt war. An seiner Stelle steht jetzt eine Standsäule, an der das Bild Gott Vaters angebracht ist. Seit der Zeit, als das Johannishaupt gefunden worden ist, es sind das schon viele Jahrhundert her, geht man jährlich zweimal zu diesem Bilde in Processionen »tafeln«.

Als ich den Knecht fragte, was unter dem »Tafeln« zu verstehen sei, führte er mich auf den Dachboden der Kirche. Dort zeigte er mir mindestens 15 Stück eigenartige Klapperapparate, wie ich solche zuvor nie gesehen hatte. Den kleinsten davon hat Herr Lischka, in dessen Begleitung ich die Kirche besuchte, gezeichnet. Wie das Bild (Abb. 63) zeigt, besteht die Vorrichtung aus einem Brettchen, das etwa 40—50 *cm* lang und circa 15 *cm* breit ist, in das rechts und links zwei kleine aufrechtstehende Brettchen verzapft und durch einen Draht verbunden sind, an dem sich acht hölzerne Hämmer bewegen. Zwischen den einzelnen Hämmern sind ausgehöhlte Stückchen von Holunderzweigen auf den Draht wie Perlen aufgefädelt und halten die Hämmer auseinander. Das eine der senkrecht stehenden Brettchen läuft nach unten in einen Stiel aus, der als Handhabe dient. Sie wird mit der linken Hand gefasst, während die rechte Hand das andere Ende des wagrechten Brettes erfasst. Wenn der Apparat so in die Hände genommen wird, so stehen die Köpfe der Hämmer von dem ab, der den Apparat hält. Durch ein entsprechendes Auf- und Abschwingen des Apparates heben sich die Hämmer und fallen dann klappernd auf das Brett nieder.

Abb. 62. Haupt des Johannes von Plessnitz.

Unter den ungefähr 15 Apparaten waren solche, die bis zu 30 und 40 Hämmer hatten und durch zwei Burschen gehandhabt werden müssen.

Die Klappervorrichtungen wurden mir von dem Knecht »Tafeln« genannt.

Auf meine Frage, wie denn dann das Tafeln vor sich gehe, berichtete mir der Knecht: An einem bestimmten Tage versammeln sich die Leute der Umgebung in der Kirche und ziehen von dort zum Gott Vater-Bilde. Voran gehen die Buben und Burschen mit den Tafeln und »tafeln« den ganzen Weg hindurch. Am Gott Vater-Bilde werden Gebete verrichtet, dann kehrt man unter fortwährendem Tafeln wieder zur Kirche zurück, wo sich der Zug auflöst.

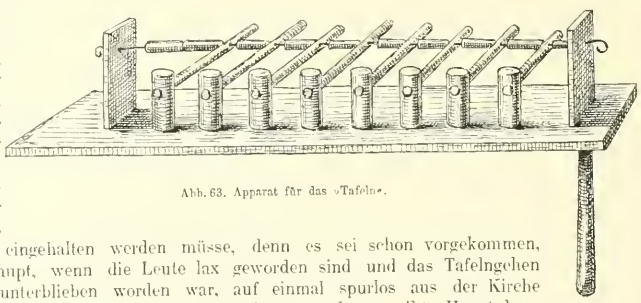


Abb. 63. Apparat für das »Tafeln«.

Mein Gewährsmann erzählte mir dann noch, dass das Tafelngehen strenge eingehalten werden müsse, denn es sei schon vorgekommen, dass das Johanneshaupt, wenn die Leute lax geworden sind und das Tafelngehen durch längere Zeit unterblieben worden war, auf einmal spurlos aus der Kirche verschwunden gewesen ist. Erst nach langer Zeit hat man das geweihte Haupt dann wieder durch einen glücklichen Zufall irgendwo gefunden.

Es wäre nun für die Volkskunde gewiss von großem Interesse, näheres über diesen volksthümlichen Gebrauch zu erfahren, und zwar:

1. darüber, ob dieser Gebrauch in gleicher Form auch an anderen Orten ausgeübt wird;
2. darüber, ob, wenn der Gebrauch weiterhin vorkommt, ihm dann derselbe oder ein anderer Name zukommt;
3. darüber, ob etwaige Varianten des Gebrauches festzustellen wären;
4. über den Namen, der dem Gebrauche gegeben ist (»Tafeln« heißen die Klapperapparate, »Tafeln« heißt aber auch die ganze Handlung);
5. über gleiche, ähnliche oder andere Klapperinstrumente, die bei gleichen oder ähnlichen Gebräuchen in Verwendung stehen;
6. über die Namen, die solchen Klappervorrichtungen beigelegt werden;
7. über die Tage, an denen die Gebräuche ausgeführt werden;

8. darüber, ob sie im Beisein eines Geistlichen oder ohne einen solchen vorgenommen werden.

Ich übersah es leider, von meinem Gewährsmann über die in den zwei letzten Punkten enthaltenen Fragen Auskunft zu erlangen, hoffe aber dieses Versäumnis gelegentlich nachholen zu können.

Als Geschenke für die Bibliothek sind eingelaufen:

Album de Estatistica graphica des Caminhos de ferro Portuguez es das provincias ultramarinas 1898. Lisboa, Companhia nacional editora. Folio. Geschenk des Ministerio do Marinha e ultramare.

Bericht, XXI. amtlicher, über die Verwaltung der naturhistorischen, archäologischen und ethnologischen Sammlungen des Westpreußischen Provinzial-Museums für das Jahr 1900. (Mit 22 Abbildungen.) Danzig 1901. Geschenk des Directors des Museums Professor Conwentz.

Boas Franz, Sketch of the Kwakiutl Language.

— A Bronze Figurine from British Columbia. (Aus »Bulletin of the American Museum of Natural History«. Vol. XIV, Article V, pp. 51, 52.) New York 1901.

— The Mind of Primitive Man. (Aus »Science«. N. S. Vol. XIII, No. 321, pp. 281—289.) 1901.

— A. J. Stone's measurements of natives of the Northwest Territories. (Authors Edition, extracted from Bulletin of the American Museum of Natural History. Vol. XIV, Article VI, pp. 53—68.) New York 1901.

Boletim da Sociedade de Geographia de Lisboa. Fundada em 1875. 17a. Serie, 1898—1899, Nr. 5—7. Lisboa 1900, No. 8 und 9, und Abril 1901.

Bulletin de la Société d'Ethnographie. Reconnue comme Établissement d'utilité publique. Publié par M. M. G. Éloffe, Marceron. G. Raynaud, Jacques Tasset et Célestin Pret, secrétaire général. Présidence de M. Léon de Rosny. L'Alliance Scientifique. Journal mensuel. 33 année, 1891, 2. Série, No. 50—56. Paris, Ernest Leroux, éditeur. Geschenk der Alliance Scientifique Universelle.

Capitan, L., Exposition de l'école d'Anthropologie et de la Sous-Commission des Monuments Mégalithiques. Catalogne raisonné et descriptif. (Extrait aus Bulletins et Mémoires de la Société d'Anthropologie de Paris, pp. 295—319.)

Capitan, L., et **Mahoudeau, Pierre,** La Question de l'homme tertiaire à Thenay. Extrait de la Revue de L'École d'Anthropologie de Paris. 11. ann., V., Mai 1901.

Catalogue des livres d'occasion contenant les Sciences Naturelles en vente aux prix marqués a la librairie universitaire française et étrangère, ancienne et moderne. H. Welter, 4 Rue Bernhard Palissy 4, Paris.

Correspondenz-Blatt der Deutschen Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte. XXXII. Jahrg., Nr. 1—8, S. 1—64.

Dorsey, George A., Certain gambling games of the Klamath Indians. [From the American Antropologist. Vol. 3, January-March, 1901.] New York, G. P. Putnam's Sons, 1901. 8°. S. 14—27. Mit 2 Tafeln und 8 Textfiguren.

— The Shoshonean game of Nă-wâ-tă-pi. (Journal of American Folk-Lore, S. 24—25.) 8°. Mit einer Tafel.

ΕΦΕΤΗΡΙΣ ΦΙΛΟΛΟΓΙΚΟΣ ΣΥΛΛΟΓΟΣ ΠΑΡΝΑΣΣΟΣ. ΕΤΟΣ Ε'. Athen 1901.

Fellenberg, Dr. Edmund v., Ausgrabungen. [Jahresbericht des Historischen Museums in Bern pro 1899, S. 30—52; pro 1900, S. 26—56.] 8°.

Finnisch-ugrische Forschungen. Zeitschrift für finnisch-ugrische Sprach- und Volkskunde nebst Anzeiger unter Mitwirkung von Fachgenossen. Herausgegeben von E. N Setälä, ord. Professor der finn. Sprache und Literatur in Helsingfors, und Kaarle Krohn, a. o. Professor der finn. und vergl Volkskunde in Helsingfors. Band I, 1901. Heft I und II. Helsingfors. Red. der Zeitschrift. Leipzig, Otto Harrassowitz. 8°. S. 1—146 nnd 1—184.

Folklor, Podręcznik dla zajmujacych sie Ludoznawstwem. Ułożył George Laurence Gomme. (Przetłómaczył z angielskiego Wojciech Szukiewicz.) Opatrzył przedmową i wydał Dr. St. Eljasz-Radzikowski. W. Krakowie 1901, 8°, XIV, 184 S. mit Formnlare.

Foote, R. Brouce, Catalogue of the prehistoric Antiquities. Government Museum Madras. 8°. XX, 132 S. mit 35 Tafeln. Madras 1901.

Forrer, R., Zur Ur- nnd Frühgeschichte Elsass-Lothringens. Nebst vor- und frühgeschichtlicher Fundtafel mit 192 Abbildungen in Licht- und Farbendruck Straßburg, Verlag von K. J. Trübner. 1901. Fol. 46 S.

Free Museum of Science and Art, Departement ot Archaelogy of the University of Pennsylvania Bulletin. Vol III, No. 1—3, 8°. Philadelphia 1901.

Giuffrida-Ruggeri, Dr. V., Sul significato delle ossa fontanellari e dei forami parietali e sulla pretesa penuria ossea del cranio umano. Nota del —. (Estratto dagli Atti della Società Romana di Antropologia. Volume VII — Fascicolo III.) 8°. 14 S.

Giuffrida-Ruggeri, Dr. V., Sui residui della fontanella metopica o medio frontale. (Auszug aus »Rivista di Biologia generale«. 4—5, Vol. III.) 8°. 3 S. Como 1901.

Hamy, Dr. E. T., Pierre gilles d'Albi. (Extrait de la Revue des Pyrénées. tom XII.) Tonlouse 1900.

Heierli, Jakob, Urgeschichte der Schweiz. (Mit 4 Vollbildern und 423 Textillustrationen.) 8°. XVI, 453 S. Zürich, Albert Müllers Verlag, 1901.

Helm Otto und Hilprecht, Mittheilung über die chemische Untersuchung von altbabylonischen Kupfer- und Bronze-Gegenständen und deren Altersbestimmung. (Sonderabdruck aus den Verhandlungen der Berliner anthropologischen Gesellschaft. Sitzung vom 16. Febr. 1901, S. 157—164.)

Helm, Otto, Chemische Analyse vorgeschichtlicher Bronzen aus Velm-St. Veit in Ungarn. (Aus den Verhandlungen der Berliner anthropologischen Gesellschaft, Sitzung vom 23. Juni 1900.)

Hiersemann, K. W., Katalog 255. Nordamerika. Vereinigte Staaten. Canada. Nördliche Polargegenden. Geschichte, Geographie, Reisen, Ethnographie, Sprachen, Karten und Ansichten.

Hiersemann, Karl, Monatliches Verzeichnis neuer Erwerbungen aus allen Literaturgebieten, angeboten von —. Nr. 3 und 4, 1901.

Jahresbericht des städtischen Museum Carolino-Augusteum in Salzburg. 1900.

Journal of the American Oriental Society. Herausgegeben von Washburn Hopkins und Charles C. Torrey. Vol. XXI. Second half. — New Haven 1901. 8°. IV, 234 S.

Karazich, List za spiski narodni život obitschaje i oredanje. 1901. Jänner—Juni.

Kawkas, Materiali po archeologij Kawkasa. Bd. VIII. Moskau 1900. 4°. XII, 382 S. Mit 133 Tafeln. Geschenk von Frau Gräfin Uwarow.

Kemke, Heinrich, Das Gräberfeld von Bartlieksliof. (Separatabdruck aus den Schriften der Physikalisch-ökonomischen Gesellschaft zu Königsberg i. Pr.) Jahrgang XLI, 1900.

— Neues Material zur Kenntnis der baltischen Vorgeschichte. (Separatabdruck aus den Schriften der Physikalisch-ökonomischen Gesellschaft zu Königsberg i. Pr. Sitzungsbericht vom 6. Dec. 1900.) Jahrgang XLI, 1900.

Kirschner, Adolf, Die vorgeschichtlichen Werk- und Fabrikstätten des Elbethales. Anssig, Zeitungsartikel.

Kollmann, J., Scherben mit Fingereindrücken. Separatabdruck aus dem Correspondenzblatt der Deutschen anthropologischen Gesellschaft. Nr. 10, 1900.

Koudelka, Florian, Lidové léčení dobytka. Proslovena dne 27. května 1901 o III. sjezdu českých přírodozpytcův a lékařů v Praze. Vyškow 1901. 8°. 16 S.

Kraitschek, Dr. Gustav, Die anthropologische Beschaffenheit der Landskroner Gymnasialjugend. Separatabdruck aus: Jahresbericht des k. k. St.-O.-G. in Landskron. 1901. 8°. S. 3—10.

— Europäische Menschenrassen. (Zeitschrift für Schul-Geographie. Jahrg. XXI, S. 65—81.)

Kroeber, A. L., Cheyenne Tales. [The Journal of American Folk-Lore, XIII, 161—190.]

— Decorative Symbolism of the Arapaho. Submitted in Partial Fulfillment of the Requirements for the Degree of Doctor of Philosophy, in the Faculty of Philosophy, Columbia University. (From the American Anthropologist, (N. S.), Vol. 3, April—June 1901.) New York, S. 310—336, mit 2 Tafeln.

Landau, Wilh. Freiherr v., Die Phönizier. (Jahrgang II, 4. Heft der Zeitschrift »Der alte Orient«. Gemeinverständliche Darstellungen, herausgegeben von der Vorderasiatischen Gesellschaft.) Leipzig. Hinrichsche Buchhandlung, 1901 8°. 30 S.

Lasch, Dr. Richard, Die Anfänge des Gewerbestandes. Sonderabdruck aus der Zeitschrift für Socialwissenschaft. IV, 2. Herausgegeben von Dr. Julius Wolf.

— Die Verbleibsorte der Seelen der im Wochenbette Gestorbenen. Sonderabdruck aus Bd. LXXX. Nr. 7 des Globus. S. 108—113.

Lehmann-Nietsche, Dr. Robert, Ein seltener Fall von angeborener medianer Spaltung der oberen Gesichtshälfte. [Sonderabdruck aus dem Archiv für pathologische Anatomie und Physiologie und für klinische Medicin. Bd. CLXIII. 1901. S. 126—134.] 8°. Mit einer Abbildung.

— Der Mensch und das Grypotherium in Süd-Patagonien. [Verhandlungen Deutscher Naturforscher und Ärzte. 1900. Aachen. II. 1. Hälfte. S. 129—131.] 8°.

Le Mois Scientifique, Revue mensuelle. III. Jahrg. Nr. 3.

Madsen, A. P., Müller Sophus, Neergaard Carl, Petersen C. G. Joh., Rostrup E., Steenstrup K. J. V., Winge Herulf, Affaldsdynger fra Stenalderen i Danmark undersogtefor Nationalmuseet. Résumé en français. Udgivet paa Carlsberg-Fondets Bekostning. Paris, Kopenhagen, Leipzig. Folio. 196 S. Geschenk von Dr. Sophus Müller.

Mahoudeau, Pierre et Capitan, L., La Question de l'Homme Tertiaire à Thenay. (Extrait de la Revue de l'École d'Anthropologie de Paris, onzième année. V. Mai 1901.

Maihof, B. H., Resultate der anthropologischen Untersuchungen unter den Mordwinen. Petersburg 1883. Gr. 8°. Mit 10 Tabellen und 555 S. Geschenk der kaiserlich russischen geographischen Gesellschaft in St. Petersburg.

Martin, Dr. Rudolf, Physische Anthropologie der schweizerischen Bevölkerung. Bern 1901. 8°. IV, 14 S.

Mayet, M. Lucien, Documents d'anthropologie criminelle. I. L'école anthropologique de Lyon. II. Influence des saisons sur la criminalité. III. Frequence des crimes suivant l'âge des criminels. Lyon 1901.

— L'alcoolisme et quelques-unes de ses conséquences par —, Préparateur au cours de pathologie internationale à la faculté de Médecine. Lyon 1897.

— L'indice Cephalique des Epileptiques. Lyon 1899.

— Étude sur la fréquence du goitr aux differents âges.

— Alcoolisme et Dépopulation. Lyon 1900.

— Les stigmates anatomiques de la dégénerescence. (Artikel aus Nr. 2 und 5, 1901, der »Gazette des Hôpitaux«.)

— De la répartition géographique du goitre en France. (Artikel aus: Zeitschrift »Le Progrès Médical« 1900. No. 24.)

— Étude sur la répartition géographique du goitre en France. (Extrait des Archives générales de Médecine. Août 1900. Paris.)

Metz, Den Theilnehmern am Anthropologentage zu Metz, 5.—9. August, gewidmet vom Museum der Stadt Metz. Quart. 3 S., mit 6 Tafeln. Geschenk von Dr. W. Hein.

Miess, Michael, Rückblick auf die 25jährige Entwicklung unserer Anstalt. XXV. Jahresbericht der Gewerbelehrlingsschule zu Bistritz. Am Schlusse des Schuljahres 1899/1900. 8°. 39 S.

Mortillet, A., Distribution géographique des Dolmes et des Menhirs en France. (Extrait aus: Revue de l'École d'Anthropologie de Paris.) XI. H.

Moser, Dr. Karl, Der Karst und seine Höhlen. Naturwissenschaftlich geschildert mit einem Anhange über Vorgeschichte, Archäologie und Geschichte, und einer Chromotypie, zwei Tafeln mit Reproductionen prähistorischer Funde, einer Orientierungskarte und 24 Abbildungen im Texte. Triest 1899.

Niederlausitzer Mittheilungen. Zeitschrift der Niederlausitzer Gesellschaft für Anthropologie und Alterthumskunde. Herausgegeben im Auftrage des Vorstandes. Bd. VI. 6., 7. und 8. (Schluss-) Heft. Guben 1900 bis 1901. 8°. S 263—488.

Occasional Papers, of the Bernice Pauahi Bishop Museum of Polynesian ethnology and natural history. Vol. I, Nr. 2. Directors Rapport for 1899.

Onnis, Dr. E. Ardu, Contributo all' antropologia della Sardegna. Nota IV: Le Varietà craniche. Estratto dagli atti della Società Romana di Antropologia, Volume VI. — Fascicolo III. Lanciano 1900. 8°. 24 S.

— Officine litiche in Sardegna. Nota di Paletnologia. Estratto dal giornale »La Piccola Rivista«, Cagliari, Anno I, n. 12. 8°. 8 S.

Památky, Archaeologické a Místopisné. Organ Archaeologické komise při České Akademii cisaře Františka Josefa provědi, slovesnost a umění a Archaeologického sboru Musea království Českého. Redaktor Dr. J. L. Píč. Dilu XVIII, Sesit 6—8 (1899), Dilu XIX, Sesit I—V (1900).

Patkanow, S., Die Irtysch Ostjaken und ihre Volkspoesie. I. Theil, ethnographisch-statistische Übersicht. II. Theil, Ostjakische Texte mit deutscher und russischer Übersetzung nebst Erläuterungen. (Mit einer Tafel, einer Tafel in Farbendruck und einer Karte.) St. Petersburg 1900. Geschenk der kais. Akademie der Wissenschaften in St. Petersburg

Pič, Dr. Josef Lad., Čechy Předhistorické. Na Základě předhistorické Sbirky Musea Kral. Českého. Svazek 2. Prag 1900, Folio, 162 S., mit 37 Tafeln.

Piétrement, C. A., L'origine et l'évolution intellectuelle du Chien d'Arrêt. 8°. 56 S. Paris. Masson et Cie. 1900, Geschenk von Dr. M. Benedikt.

Potanin, G. N., Tangutsko-Tibetskaja okraina kitaja zentralnaja Mongolija. Herausgegeben von der kaiserl. russischen Geographischen Gesellschaft in St. Petersburg. 2 Bde. Bd. I mit 2 Karten und 42 phototyp. Tafeln. Bd. II mit 1 Phototypie Lexikonformat. Bd. I: VII, 567, Bd. II. XII, 437 S. St. Petersburg 1893.

Prescott, Barrows David, The Ethno-Botany of the Coahuilla Indians of Southern California. A Dissertation submitted to the faculties of the graduate Schools of Arts, Literature, and Science, in Candidacy for the Degree of Doctor of Philosophy (Departement of Antropology). Chicago 1900. 8°. 82 S.

Proceedings of the Royal Society of Queensland. Vol. XVI. Brisbane 1901.

Regalia, E., Sulla Fauna della »Buca del Bersagliere« e sull' étà dei depositi della vicina »Grotta dei Colombi« (Is. Palmira Spezia). Florenz, Tipogr. di Salvadore Landi, 8°, 58 S.

Revue des Traditions Populaires, Recueil mensuel de Mythologie, Littérature orale, Ethnographie traditionelle et Art populaire. Tome XVI, Nr. 1, 63 S. 1901, Paris.

Rzehak, A., Spanische Keramik. Reisenotizen von Professor —. (Aus Mittheilungen des Mährischen Gewerbemuseums, 1900, Nov., Nr. 21.)

— Ein merkwürdiges Votivgefäß. (Separatabdruck aus der Zeitschrift des Mähr. Landesmuseums.) Brünn 1901, 5 S., 8°.

Sapiski Imperatorskago Russkago Geografitscheskago Obschtschestwa po otdjälenija etnograf. Tom XI.

Sauerland, H. v. und Haseloff, A., Der Psalter Erzbischof Egberts von Trier Codex Gertrudianus, in Cividale. Mit 62 Lichtdrucktafeln. Eine historisch-kritische Untersuchung und Darlegung. Festschrift der Gesellschaft für nützliche Forschungen zu Trier zur Feier ihres hundertjährigen Bestehens. Herausgegeben am 10. April 1901, Gr.-Fol., 215 S. mit einem Band Tafeln. Geschenk der Gesellschaft für nützliche Forschungen zu Trier.

Schliz, Dr. A., Das steinzeitliche Dorf Großgartach. Seine Kultur und die spätere vorgeschichtliche Besiedelung der Gegend. (Mit 1 Karte, 12 Tafeln und 24 in den Text gedruckten Abbildungen.) 1901. Stuttgart. Verlag von Ferdinand Enke. Folio IV, 52 S.

— Der Entwicklungsgang der Erd- und Feuerbestattung in der Bronze- und Hallstattzeit in der Heilbronner Gegend. Grabhügelstudie von —. Separatabdruck aus dem 6. Heft des Historischen Vereins Heilbronn. Heilbronn, Druck der Oehler'schen Buchdruckerei — Paul Kostenbader — 1900. 8°, 18 S. Mit 4 Tafeln.

— Eine Schulkinderuntersuchung zum Zweck der Rassenbestimmung nach Farbencomplexion und primären Körpermerkmalen. (Archiv für Anthropologie, XXVII. 191—210.) 4°.

Schmeltz, J. D. E., Rijks Ethnographisch Museum te Leiden. Verslag van den Directeur over het tijdvak van 1. Oct. 1899 tot 30. Sept. 1900 (Met 10 platen). 's-Gravenhage 1900. 8°, 38 S.

Schmidt, P. W., Die Sprachen der Sakei und Semang auf Malacca und ihr Verhältnis zu den Mon-Khmer-Sprachen. Überdruck aus »de Bijdragen tot de Taal-, Land- en Volkenkunde van Ned.-Indië«, 6 Volgr., Deel VIII, 8°, 185 S.

— Zur Grammatik der Sprache der Mortlock-Insel.

— Über das Verhältnis der Melanesischen Sprachen zu den Polynesischen und untereinander. (Sitzungsberichte der kais. Akademie der Wissenschaften in Wien, philosophisch-historische Classe, Bd. CXLI.)

— Die Jabim-Sprache (Deutsch-Neu-Guinea) und ihre Stellung innerhalb der melanesischen Sprachen (Sitzungsberichte der kais. Akademie der Wissenschaften in Wien, philosophisch-historische Classe, Bd. CXLIII.)

Sieger, Dr. Robert, Die Alpen. (Mit 19 Vollbildern und Abbildungen und einer Karte der Alpeneintheilung.) Leipzig, G. J. Göschen'sche Verlagshandlung, 1900. 4°, 170 S.

Školski Vjesnik, Stručni list zemaljske vlade za Bosnu i Hercegovinu. Urednik Dlustus Ljuboje. VII. Bd., 1900, Heft 9—12. VIII. Bd., 1901, Heft 1—4. Sarajevo 1901.

Spegazzini, Carlo, Stipeae Platenses. Anales del Museo nacional de Montevideo publicados bajo la Direccion del Professor J. Archavaleta. Tomo IV, Entrega XIX. Montevideo 1901. Fol. XVIII, 56 S.

The Transactions of the Royal Irish Academy. Volume XXXI. Part IX—XI. Dublin: Published at the Academy House, 19, Dawson Street. 1900. 4°, S. 345—472. Mit Tafel XXVI und XXVII.

Thomas, N. W., Eine internationale anthropologisch-ethnographische Bibliographie. (Sonderabdruck aus Bd. LXXX, Nr. 3 des Globus, S. 37—39.)

Transactions and Proceedings of the American Philological Association 1900. Volum XXXI. Published for the Association. Ginn & Comp., Boston, 8°, 250, CVIII S.

Trier, Die Säcularfeier der Gesellschaft für nützliche Forschungen zu Trier am 10. April 1901, enthält: 1. Beschreibung der Säcularfeier, 2. Otto Rosbach: Die Gesellschaft für nützliche Forschungen zu Trier 1801—1901.

Trojanovic, Dr. Sima, КРВ-И-УМИР КОЛСРБА И АРИАНТА. ЕТНОГРАФСКА СТУДИЈА БЕОГРАД. 1901. 8°, 27 S.

Universal-Reise-Blätter, Herausgegeben vom Universal-Reisebureau in Wien. Jahrg. 1901, Nr. 1.

Wateff, Dr. Stephan, Observations anthropologiques sur la couleur des yeux, de cheveux et de la peau chez les élèves et les soldats en Bulgarie.

— Contribution à l'étude anthropologique sur le poids du cerveau chez les Bulgares.

Welter, H., Courrier des Bibliothèques et des amateurs de livres. I année, Nr. 3—4.

Willers, Heinrich, Die römischen Bronzeeimer von Hemmoor. Nebst einem Anhange über die römischen Silberbarren aus Dierstorf. Mit 82 Abbildungen im Text und 13 Lichtdrucktafeln. Hahn'sche Buchhandlung, Hannover und Leipzig 1901. 4°, 251 S.

Den Spendern wird hiemit der verbindlichste Dank der Gesellschaft ausgesprochen.

TAFEL I.

Das *Os frontale*, der *Margo supraorbitalis* und Theile des *Os temporale* des *Homo* von Krapina.

Tafel I.

Abb. 1. Frontalstück in natürlicher Größe.

Abb. 1*a*. Seitenansicht desselben mit hinzupunktiertem Supraorbitalrand.

Abb. 2. Rechtsseitiger Supraorbitalrand mit einem geringen Stirnfragmente in natürlicher Größe.

Abb. 3. Linksseitiger Orbitalrand in natürlicher Größe.

Abb. 3*a*. Derselbe von der Seite gesehen, um die Dicke und Protraction des Randes zu zeigen.

Abb. 4. Das rechtsseitige *Os temporale* mit dem *Processus mastoideus* und *Os tympanicum* in natürlicher Größe.

Abb. 5. Der rechtsseitige, stark reducierte *Processus mastoideus* mit einem Theil des *Os tympanicum*. (Nach der Natur in natürlicher Größe gezeichnet.)

Abb. 6. Der rechtsseitige *Meatus auditorius* mit dem *Os tympanicum* in natürlicher Größe.

Abb. 7. Der rechtsseitige *Processus mastoideus* mit dem *Os tympanicum* und der kräftigen *Linea temporalis* in natürlicher Größe.

Abb. 8. Der rechte *Meatus auditorius* mit dem *Os tympanicum* in natürlicher Größe.

Abb. 9. Das linksseitige Temporalstück mit einem Theile des *Meatus auditorius*, der *Fossa glenoidalis* und dem *Processus zygomaticus* in natürlicher Größe.

Abb 1.

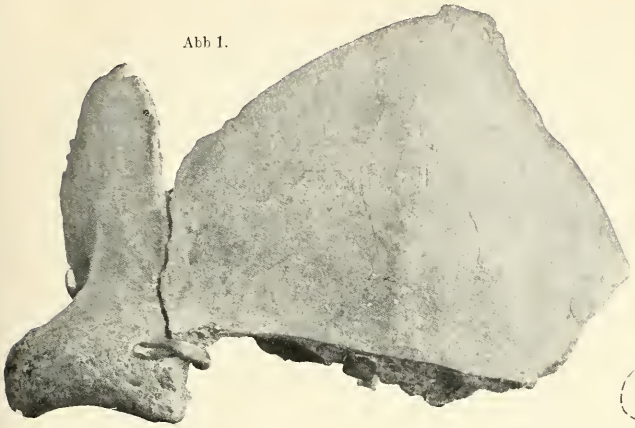


Abb. 1*a*.

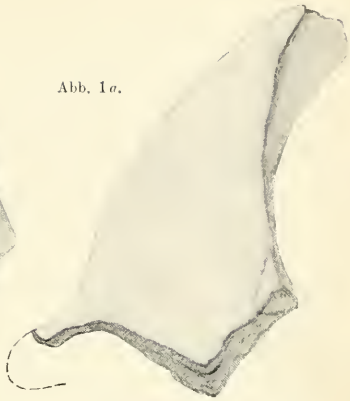


Abb. 4.

Abb. 5.

Abb. 2.

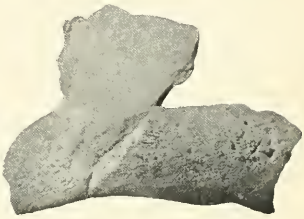


Abb. 9.

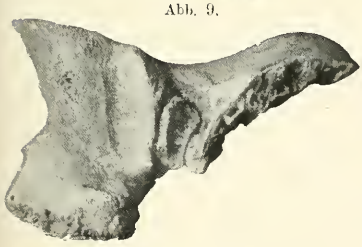


Abb. 6.

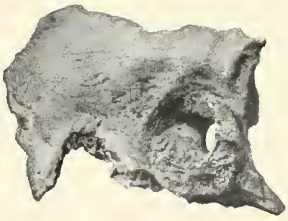


Abb. 3.

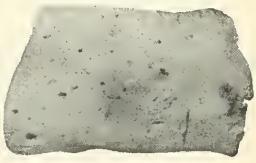


Abb. 8.

Abb. 7.

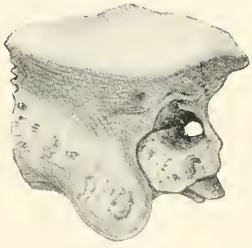
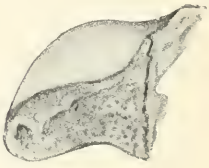


Abb. 3*a*.



TAFEL II.

Ober- und Unterkiefer, Molar, *Processus zygomaticus* und Finger des *Homo* von Krapina.

Tafel II.

Abb. 1. Vorderansicht des linksseitigen Oberkiefers mit sechs Zähnen und der prägnanten *Fossa praenasalis;* unbedeutend über die natürliche Größe.

Abb. 1*a*. Innere Ansicht desselben, den *Processus palatinus* und das große *Foramen incisivum* zeigend.

Abb. 2. Der linke Oberkiefer mit vier Zähnen von innen, in natürlicher Größe.

Abb. 3. Der linke Unterkiefer mit fünf Zähnen; Ansicht von außen, das große *Foramen mentale* zeigend.

Abb. 3*a*. Derselbe von innen mit der tief eingedrückten *Fovea submaxillaris* und den Ansatzstellen des *Musculus genioglossus* und *Musculus geniohyoideus.*

Abb. 3*b*. Derselbe, jedoch im Durchschnitt beim 1 dargestellt.

Abb. 4. Der linke Unterkieferast mit dem großen *Foramen mandibulare* und ohne *Sulcus mylohyoideus.*

Abb. 5. Der rechte Unterkieferast mit dem *Sulcus mylo-hyoideus* und dem knotigen *Angulus mandibularis.*

Abb. 6. Der hintere Corpustheil des linken Unterkiefers mit starker *Fovea submaxillaris.*

Abb. 6*a*. Derselbe von oben, um die Alveolen der Molaren und die Dicke des Kiefers zu veranschaulichen.

Abb. 7. *Meatus auditorius* mit einem Theil der *Fossa glenoidalis* von der Seite, um den starken *Processus zygomaticus* anzuzeigen.

Abb. 8. Das zweite Glied des ersten Fingers der linken Hand von oben und unten, in natürlicher Größe.

Abb. 9. Die Krone des M_2 des rechten Oberkiefers, $4^1/_3$mal vergrößert.

Abb. 1.

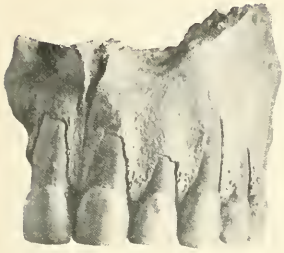


Abb. 1*a*.

Abb. 2.

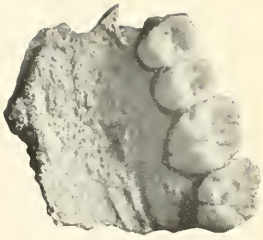


Abb. 3.

Abb. 3*a*.

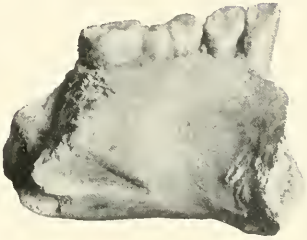


Abb. 3*b*.

Abb. 4.

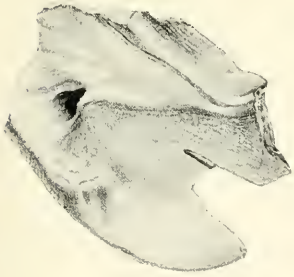


Abb. 8.

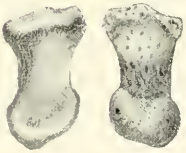


Abb. 5.

Abb. 7.

Abb. 6*a*.

Abb. 6.

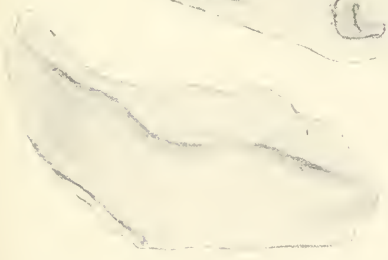
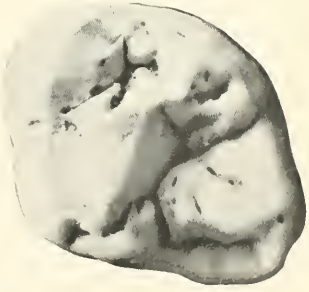


Abb. 9.



TAFEL III.

Zähne des *Homo* von Krapina, und zwar noch ungebrauchte der zweiten Dentitionsperiode (Abb. 1—6) als auch solche erwachsener Individuen (Abb. 7—15).

Tafel III.

Abb. 1. Der obere innere *Incisiv* der zweiten Dentitionsperiode von innen (noch nicht in Function gewesen), fast $^3/_2$mal vergrößert.

Abb. 1*a*. Derselbe Zahn, fast 3mal vergrößert, um die inneren Schmelzfalten, die Einkerbungen der Zahnschneide und die Randfalten zu zeigen.

Abb. 2. Ein oberer *Canin* von innen, $^3/_2$mal vergrößert (zweite Dentitionsperiode).

Abb. 3. Der vordere untere *Prämolar* des rechten Unterkiefers, in $^3/_2$maliger Vergrößerung (zweite Dentitionsperiode).

Abb. 3*a*. Derselbe Zahn, ca. 3·5mal vergrößert, um die radialen Schmelzfalten zu veranschaulichen.

Abb. 4. Der (?) obere M_1 der zweiten Dentitionsperiode, ca. $^3/_2$mal vergrößert.

Abb. 5. Der untere linke M_2 der zweiten Dentitionsperiode, in ca. $^3/_2$maliger Vergrößerung.

Abb. 6. Der untere linke M_1 der zweiten Dentitionsperiode, in $^3/_2$maliger Vergrößerung.

Abb. 6*a*. Derselbe Zahn, ca. 4·2mal vergrößert.

Abb. 7. Der obere innere *Incisiv* eines erwachsenen Individuums von innen, ca. $^3/_2$mal vergrößert.

Abb. 8. Ein ebensolcher Zahn.

Abb. 9. Ein äußerer *Incisiv* eines erwachsenen Individuums, in ca. $^3/_2$maliger Vergrößerung, mit bloß einer inneren, jedoch vergrößerten Schmelzfalte.

Abb. 10. Ein ebensolcher Zahn mit sehr stark entwickeltem und theilweise abgesondertem Schmelz-Talon, im Halbprofil dargestellt.

Abb. 11. Ein M_3 mit schön entwickelten Schmelzfalten, in ca. 1·6maliger Vergrößerung.

Abb. 11*a*. Derselbe Zahn, ca. 4·2mal vergrößert.

Abb. 12. Der linke untere M_2, fast $^3/_2$mal vergrößert.

Abb. 12*a*. Derselbe Zahn, fast $4^1/_2$mal vergrößert.

Abb. 13. Der rechte obere M_2, ca. $^3/_2$mal vergrößert.

Abb. 13*a*. Derselbe Zahn, in ca. 3·3maliger Vergrößerung.

Abb. 14. Ein M_3, in ca. $^3/_2$maliger Vergrößerung.

Abb. 14*a*. Derselbe Zahn, ca. 4·5mal vergrößert.

Abb. 15. Ein M_3, zum Theil abgebrochen, 1·6mal vergrößert.

Abb. 15*a*. Derselbe Zahn, 3mal vergrößert.

Sämmtliche Zähne, insbesondere die Vergrößerungen, hat mein Freund Prof. *F. Šandor* mit größter Bereitwilligkeit durchgeführt, wobei ihm auch Herr *Malčević*, Assistent des zoologischen Nationalmuseums, behilflich war.

Abb. 1.

Abb. 2.

Abb. 3.

Abb. 4.

Abb. 5.

Abb. 6.

Abb. 1*a*.

Abb. 3*a*.

Abb. 6*a*.

Abb. 7

Abb. 8.

Abb. 9.

Abb. 10.

Abb. 13*a*.

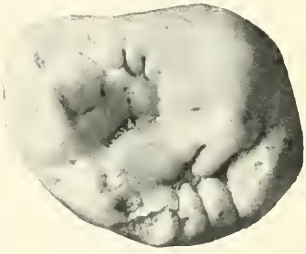


Abb. 12*a*.

Abb. 11*a*.

Abb. 14*a*.

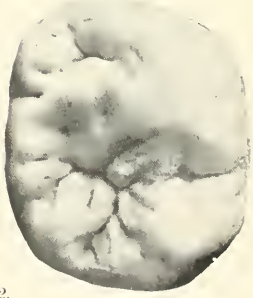


Abb. 15*a*.

Abb. 15.

Abb. 14.

Abb. 11.

Abb. 12.

Abb. 13.

TAFEL IV.

Die Knochen- und Steingeräthe des *Homo* von Krapina.

Tafel IV.

Abb. 1. Eine Knochenaxt, aus einer Tibia angefertigt, in natürlicher Größe.

Abb. 2. Ein dreikantiges spitzes Knochengeräth aus einem (?) Radius-Ulna-Stück (Bos) angefertigt; die Spitze leider weggebrochen. Etwas unter der natürlichen Größe.

Abb. 3—10. Steingeräthe, und zwar: *Schaber* und *Spitzen*, wovon die in Abb. 3, 4, 5, 6 aus dunklem, 7 aus grünem, 8 aus ebensolchem, nur jetzt schon gelb verwittertem Feuersteine, 9 aus gelblichgrauem *Opal* und endlich Abb. 10 aus hellbläulichem, gelbgeflecktem *Chalcedon* angefertigt sind. Sämmtliche Geräthe wurden aus Geröllen gemacht. Fast alles in natürlicher Größe.

Bemerkung: Alle beschriebenen und abgebildeten Überreste werden im geologisch-paläontologischen Nationalmuseum zu *Agram* aufbewahrt.

Abb. 4.

Abb. 1.

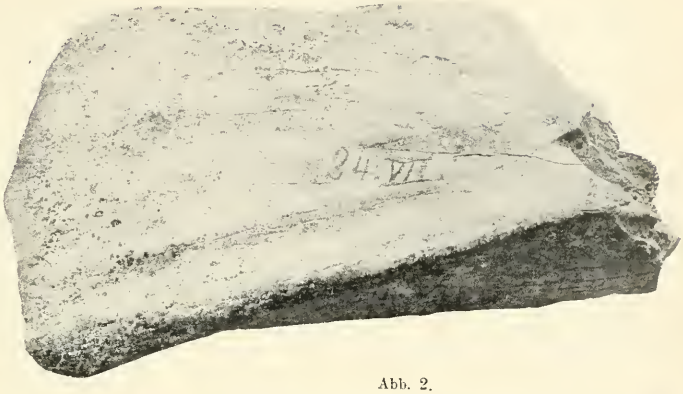


Abb. 7.

Abb. 2.

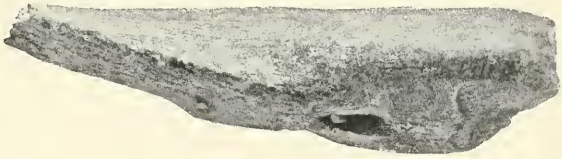


Abb. 5.

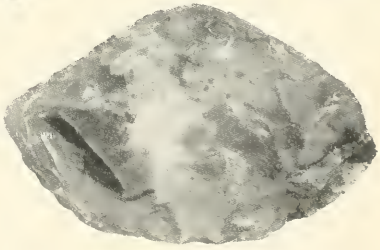
Abb. 3.

Abb. 9.

Abb. 8.

Abb. 6.

Abb. 10.



Ausschuss-Sitzung am 29. October 1901.

Anwesend: Vorsitzender Dr. K. Th. v. Inama-Sternegg, Dr. K. Brunner v. Wattenwyl, F. Heger, Dr. W. Hein, F. Ritter v. Hopfgartner, Dr. M. Hoernes, Dr. V. Jagic, Dr. J. Karabacek, F. Karrer, Dr. D. H. Müller, Dr. M. Much, K. Penka, K. Freiherr v. Schlosser, Dr. L. v. Schroeder, J. Szombathy, Dr. K. Toldt, Dr. S. Wahrmann Dr. E. Zuckerkandl.

1. Gestorben sind das unterstützende Mitglied
Ernst Graf Mirbach in Harff,

das correspondierende Mitglied
Dr. Arthur Hazelius in Stockholm,

die wirklichen Mitglieder
Dr. Samuel Jenny in Bregenz,
Dr. Ferdin. Much in Wien,
Dr. Nikol. Alex. Tolmatschew in Kasan und
Dr. Wilhelm Tomaschek in Wien.

Aufgenommen werden als unterstützende Mitglieder
Friedrich Jasper in Wien,
Wilhelm Ritter Ofenheim v. Pontenx in Wien,

als wirkliche Mitglieder
Dr. Eduard Sonne, Gemeindearzt in Ober-Laa bei Wien,
Edmund Schmidel, k. k. Landesgerichtsrath i. P. in Steyr,
Dr. Alexander Nicoladoni, Hof- und Gerichtsadvocat in Linz,
Dr. Moses Löwy, Hof- und Gerichtsadvocat in Wien,
Wolfgang Reichlé, k. u. k. Rechnungsrathsadjunct beim gemeinsamen Obersten Rechnungshof in Wien,
Dr. Josef Zangerle, Advocatursconcipient in Baden,
Hubert Zwirner, Bürgerschullehrer in Retz,
Dr. Gustav Kraitschek, k. k. Gymnasialprofessor in Landskron,
Dr. Edgar Gans, Badearzt in Karlsbad,
Otto Swara, Photograph in Wien,
P. Otto Fehringer, k. k. Gymnasialprofessor und Conservator in Seitenstetten,
Hermann Strebel in Hamburg,
Josef Straberger, k. k. Conservator, Vicepräsident des Museums Francisco-Carolinum in Linz,
Mór Spitzer, Directions-Ausschussmitglied des ungarischen Landesvereines für Archäologie und Anthropologie in Breitenbrunn, Comitat Pressburg.
Dr. Arthur Pick in Karlsbad,
Dr. Alfred Schliz, Hofrath und Stadtarzt in Heilbronn.
Dr. Victor Urbantschitsch, k. k. Universitätsprofessor in Wien,
Karl Winkler, Sparcassedirector in Mauthausen,
Victor Houdek, k. k. Sectionsrath im Ministerium des Innern in Wien,
Dr. S. Weißenberg in Elisabethgrad,
Hugo Leopold Fürst und Altgraf zu Salm-Reifferscheidt, k. u. k. Kämmerer, Herrenhausmitglied und Gutsbesitzer in Wien [lebenslängliches Mitglied],
Dr. Anton Polaschek, k. k. Gymnasialdirector in Floridsdorf,
Emil Leimdörfer, Redacteur des »Wissen für Alle« in Wien,
Direction der k. k. Oberrealschule in Linz,
Franz Freiherr v. Lipperheide in Schloss Matzen bei Brixlegg,
Anton Poschacher, Architekt in Wien, und
Karl Seeauer in Ischl.

2. Der Schriftentausch mit dem Korea Branch of the Royal Asiatic Society in Soeul (Transactions of the) und mit der Ecole Française d'Extrême-Orient in Hanoi (Bulletin de l') wird beschlossen.

3. Ihre königl. Hoheit, die Prinzessin Therese von Bayern dankt in einem Schreiben für die Ernennung zum Ehrenmitglied.

Dr. Eduard Suess dankt für die Gratulation zu seinem 70. Geburtstag, Dr. K. Th. von Inama-Sternegg für die Gratulation zur Verleihung der Geheimrathswürde.

4. Es wird über Vorschlag des Vorsitzenden beschlossen, für die zu Pfingsten 1902 geplante Excursion nach Graz ein Comité zu wählen: als Mitglieder werden Herr Custos J. Szombathy, königl. Rath F. Karrer und der erste Secretär gewählt.

5. Der vom ersten Secretär Dr. W. Hein anlässlich seiner Forschungsreise nach Arabien angesuchte Urlaub wird bewilligt.

6. Dem aus den Diensten der Gesellschaft tretenden Diener Mikulowsky wird eine Gratification von 20 *K* bewilligt.

7. Der Präsident Freiherr v. Andrian-Werburg sucht in einem an den Ausschuss gerichteten Schreiben um seine Demission an. Nach Schluss der Debatte hierüber beantragt Prof. Dr. D. H. Müller ein Vertrauensvotum für den Präsidenten: dasselbe wird mit 10 gegen 4 Stimmen angenommen. Hierauf erklären die Herren Custos J. Szombathy und Prof. Doctor M. Hoernes ihren Austritt aus dem Ausschuss.

Ausschuss-Sitzung am 11. November 1901.

Anwesend: Vorsitzender F. Freiherr v. Andrian-Werburg, Dr. K. Brunner v. Wattenwyl, F. Heger, Dr. W. Hein, F. Ritter v. Hopfgartner, Dr. K. Th. v. Inama-Sternegg, Doctor V. Jagić, Dr. J. Karabacek, F. Karrer, Dr. D. H. Müller, K. Freiherr v. Schlosser, Doctor L. v. Schroeder, Dr. S. Wahrmann, Dr. E. Zuckerkandl.

1. Der Vorsitzende dankt dem Ausschusse für das ihm gegebene Vertrauensvotum.

2. Herr Regierungsrath Dr. M. Much zeigt seine Demission als Mitglied des Ausschusses an.

3. Als wirkliches Mitglied wird aufgenommen
J. Ritter v. Massari, k. k. Beamter im Ministerium für Landesvertheidigung in Wien.

4. Es wird die Frage eines regelmäßigen Wechsels im Präsidium und im Ausschuss einer Berathung unterzogen und auf Antrag des Herrn Hofrathes Dr. Karabacek beschlossen, ein Comité zur Berathung dieser Angelegenheit einzusetzen. In dieses Comité werden sohin gewählt: Dr. K. Brunner v. Wattenwyl, F. Heger, F. Karrer und Dr. E. Zuckerkandl.

5. Es wird beschlossen, von der Abhaltung des Internationalen Congresses der Prähistoriker 1903 in Wien abzusehen und die Gründe davon Herrn E. Hamy in Paris mitzutheilen.

6. Über Antrag des Herrn Dr. W. Hein wird Dr. Leo Bouchal als Mitglied des Redactionscomités neugewählt und eingeladen, an den Ausschuss-Sitzungen theilzunehmen.

7. Es wird beschlossen, der prähistorischen Abtheilung des k. k. Naturhistorischen Hofmuseums für die bisherige Aufbewahrung der Clichés der Gesellschaft den Dank derselben auszudrücken.

Monats-Versammlung am 12. November 1901.

Vorsitzender: Freih. v. Andrian-Werburg.

1. Der Präsident begrüßt die zahlreiche Versammlung und eröffnet die Sitzung. Er gedenkt des deutschen Anthropologentages in Metz, 5.—9. August, unter Vorbehaltung einer eingehenden Mittheilung im Jahresberichte. Ferner der Feier von Rudolf Virchows 80. Geburtstag. Diese, dank der Oberleitung von Geheimrath Dr. Waldeyer, in musterhafter Anordnung verlaufene Feier musste unvergessliche Eindrücke bei jedem Theilnehmer zurücklassen. Der Schwerpunkt der Betheiligung fiel naturgemäß in die medicinische Welt, welche Abgesandte aus allen europäischen Ländern, aus Japan, Amerika, Brasilien beigestellt hatte. Ihre Begrüßungen entrollten ein fesselndes Bild von den bahnbrechenden Einwirkungen des großen Forschers, des strengen Methodikers, auf seine Zeit. Freudig und neidlos brachten ihm die Fachgenossen der verschiedensten Lebensstellungen ihre Huldigungen dar. Alle wurden gleich freundlich vom Jubilar aufgenommen. Virchows herzliches Verhältnis zu seinen engeren und weiteren Collegen trat bei dieser Gelegenheit recht deutlich hervor und gab der ganzen äußerlich so großartigen Feier ein überaus an-

heimelndes Gepräge. Die Staatsregierung war durch den Staatssecretär Exc. Graf Posadowsky, den Unterrichtsminister Dr. Studt, den Handelsminister Freih. v. Thielen, Ministerialdirector Dr. Althoff u. a. vertreten. Als Vertreter Italiens war der Unterrichtsminister Dr. Baccelli erschienen.

Die Feier begann mit einem Empfang der Festgäste durch Virchow im pathologischen Institute. In einer zweistündigen Vorlesung gab Virchow einen raschen Überblick über die Entwicklung der pathologischen Anatomie und die Pathologie. Daran reihte sich die Besichtigung des neuen pathologischen Museums, als dessen Hauptaufgabe Virchow die Aufrechterhaltung des Zusammenhanges der Klinik mit den Thatsachen jener Wissenschaften bezeichnete. Um $6^1/_2$ Uhr begann das Festmahl. Von den bemerkenswerten Ansprachen sei jener des Herrn Ministerialdirectors Dr. Althoff gedacht, welcher aus den Acten des Gymnasiums von Köslin unter dem Titel »Der kleine Virchow«, dessen »Meldung« zur Reifeprüfung (Ostern 1839) nebst einem deutschen Aufsatz unter dem Motto: »Ein Leben voll Arbeit und Mühe ist keine Last, sondern eine Wohlthat« (Ostern 1839) als Festschrift vertheilte. Um 9 Uhr begann die eigentliche Feier im preußischen Abgeordnetenhause. Sie dauerte ohne Pause bis gegen 2 Uhr. Sie wurde eingeleitet durch den Herrn Unterrichtsminister Exc. Dr. Studt, welcher dem Jubilar die große goldene Medaille für Wissenschaft überreichte und ein Handschreiben Sr. Majestät des Kaisers zur Verlesung brachte. Der Oberbürgermeister Dr. Kirschner verband mit seinem Glückwunsch die Mittheilung, dass die Stadt Berlin 100.000 Mark zum Virchow-Fond gespendet habe.

Unsere Gesellschaft war beim Festacte zweimal vertreten. Durch Herrn Hofrath Toldt, welcher das k. k. Unterrichtsministerium und die Akademie der Wissenschaften vertrat und zugleich als Führer der österreichischen Deputation die Gesammtadresse der österreichischen Vereine übergab. Herr Prof. Makowsky hatte sich derselben angeschlossen. Unserem Präsidenten selbst ward die Ehre zutheil, unserem hochverehrten Meister im Namen der deutschen anthropologischen Gesellschaft und deren Zweigvereine, mehrerer deutscher naturwissenschaftlicher Vereine und unserer Gesellschaft beglückwünschen und auch bei dieser Gelegenheit unserem treuen und fruchtbaren Zusammenwirken mit den deutschen Anthropologen Ausdruck verleihen zu dürfen.

Zur Freude aller Theilnehmer hat der Jubilar die ungewöhnlichen Strapazen dieses Tages und der an den folgenden Tagen stattfindenden Festlichkeiten in bewunderungswerter Rüstigkeit und Frische ertragen. Dies berechtigt uns zu der frohen Hoffnung, dass Virchow noch lange unser Führer und Mitarbeiter sein wird.

Der Vorsitzende sprach die Überzeugung aus, dass wohl alle Wiener Freunde der Wissenschaft, welche nicht in Berlin anwesend sein konnten, diesen denkwürdigen Tag im Geiste mitgefeiert haben. Er lud die Versammlung ein, durch Erheben von den Sitzen ihrer Verehrung und Dankbarkeit für den großen Pfadfinder der Anthropologie Ausdruck zu verleihen.

2. Prof. Dr. Sieger hält einen

Nachruf auf Wilhelm Tomaschek.

Derselbe ist auf S. 345 dieses Bandes der Mittheilungen abgedruckt.

3. Herr Prof. v. Schroeder hält einen Vortrag über

»Lihgo«, Refrain in den Sonnwendliedern der Letten.

Derselbe wird in Heft I des Bandes II (XXXII) der Mittheilungen als Abhandlung erscheinen.

In der Discussion verweist Dr. W. Hein auf die Mittheilung von R. Wossidlo: Das Naturleben im Munde des Mecklenburger Volkes (Zeitschr. des Ver. für Volksk., Berlin, V. 1895, 425), ferner auf K. L. Lübeck, die Krankheitsdämonen der Balkanvölker (ebda, IX, 1899, S. 61—63), in Bulgarien und Makedonien. Hundeschaukeln gegen Wahnsinn der Hunde. Große Mannigfaltigkeit in Dreh- und Schwingschaukeln. Das Schaukeln wird auch dem Menschen an bestimmten Tagen im Jahre vorgeschrieben, besonders zu Ostern besteigt Groß und Klein, Jung und Alt, Reich und Arm, Ledig und Verheiratet, Männer und Weiber die Schaukel. Alte Lieder bringen die Schaukel in sehr nahe Beziehung zur Sonne. Die Sonne (männl.) lässt sich sogar am Ostertage an einer unsichtbaren Schaukel herab oder, besser gesagt, lässt sich in Wolken verhüllt, wie ein Volkslied ausführt, bis nahe auf die Erde hinab und zieht die sich schaukelnde Grosdanka, die sie sich als Braut ausgesucht hat, sammt ihrer Schaukel von der Erde in den Himmel, um sich mit ihr zu verheiraten. Die Sonne selbst scheint, wie das Volkslied lautet, die Schaukel und die schaukelnde

Abb. 64. Medicinpfeife der Payaguá-Indianer.

Abb. 65. Die aufgerollte Mantelfläche von Abb. 64.

Bewegung zu lieben; auch zieht das Volk an einem gewissen Tage im Jahre hinaus ins Freie, um den vor Sonnenaufgang stattfindenden Sonnentanz zu sehen. Es ist das Bild der schaukelnden oder tanzenden Sonne.

Eine weitere Parallele findet sich bei R. Reichhardt: Volksastronomie und Volksmeteorologie in Nordthüringen (Zeitschrift d. Ver. f. Volksk., IX, 1899, 230): Scheint die Sonne im Winter zu tanzen, so gibt es große Kälte. Am Ostertage thut die Sonne bei ihrem Aufgange drei Freudensprünge. Endlich:

Andree: Braunschweiger Volkskunde[2], 338: Die Sonne macht beim Aufgehen am Ostermorgen drei Freudensprünge oder sie tanzt aus Freude über die Auferstehung Christi.

Schließlich erwähnt Dr. Hein eine Wiege in der Wallfahrtskirche zu Schildthurn in Bayern (bei Braunau am Inn), die er ebenfalls mit diesem Glauben in Zusammenhang bringen möchte.

4. Herr Dr. Wilhelm Hein bespricht

Eine Medicinpfeife der Payaguá-Indianer.

Im zweiten Bande des Ethnologischen Notizblattes (1901) veröffentlichte Herr Professor Dr. Karl von den Steinen eine Mittheilung über den Paradiesgarten als Schnitzmotiv der Payaguá-Indianer. Das Museum für Völkerkunde in Berlin besitzt drei Medicinpfeifen und eine gewöhnliche Gebrauchspfeife, welche mehr oder minder deutlich Scenen aus dem Paradiesgarten zeigen.

In der ethnographischen Sammlung des k. k. naturhistorischen Hofmuseums in Wien befindet sich ebenfalls eine derartige Medicinpfeife (Inv.-Nr. 10.444), welche sich ursprünglich in der kaiserlichen Schatzkammer befand und im Jahre 1880 aus der Ambraser Sammlung übernommen wurde. Im Inventar der Ambraser Sammlung war sie unter Nr. 36 *b* der Gruppe XVI mit der Herkunftsangabe Nordamerika eingereiht.

Sie ist aus schwerem, dunkelbraunem Holz, cylindrisch, der Länge nach durchbohrt, 54·5 *cm* lang; ihr Durchmesser beträgt an beiden Enden 3·1, in der Mitte 3·5 *cm*. Im Querschnitt

des einen Endes befindet sich eine trichterförmige Vertiefung zur Aufnahme des Tabaks, am anderen Ende ist ein 1 *cm* langes Mundstück aus lichtbraunem Holz eingekittet. Die Mantelfläche ist ganz mit schwacherhabenem Schnitzwerk verziert, das sich infolge der Einreibung des Untergrundes mit weißem Thon scharf hervorhebt. Als Verzierung dienen eingeschlagene Messingnägel und eingekittete Spiegelscheibchen, die zum Theile schon beschädigt sind.

Die Abb. 64 gibt die Pfeife in ihrer ganzen Erscheinung.

Die dargestellte Scene gibt die in Abb. 65 aufgerollte Mantelfläche. In der Mitte sieht man den typischen Palmbaum mit den beiderseits herabhängenden Früchten — den Baum der Erkenntnis. Die vier Teufelsgestalten zu identificieren, dürfte schwer sein. Auf den Berliner Pfeifen ist die von v. d. Steinen gegebene Deutung einwandfrei. Adam und Eva, sowie Gott Vater sind dort ganz charakteristisch gezeichnet. Im vorliegenden Stück fehlt auch die Schlange; dagegen ist das andere Gethier des Paradieses verhältnismäßig gut vertreten. Das Wiener Exemplar kann als ein nicht unwichtiges Glied in der von v. d. Steinen gegebenen Entwicklungsreihe aufgefasst werden.

Abb. 66. Reliefplatte von Benin.

5. Herr Dr. Hein legt die Photographie einer

Reliefplatte von Benin

aus dem naturhistorischen Hofmuseum vor (Inv.-Nr. 64.796). Dieselbe stellt einen berittenen Krieger in reicher Ausrüstung dar, der mit der rechten Hand einen Speer schwingt; auf der

Stirne, oberhalb der Nasenwurzel ist seitlich der Augen je eine dreilinige Narbenverzierung (hühnerfußartig).

Der Grund der Platte ist mit eingeschlagenen Punkten und eingeritzten Kreuzblumen verziert. An den Längsseiten umgebogen, oben abgebrochen, die unteren Ecken beschädigt, mehrfach durchlocht. Länge 35 *cm*, Breite 29 *cm*. (Abb. 66.)

»Bronze Placque representing the home coming, riding on an ass of one of the former Kings of Benin who had been driven away from the City by his brother who was more powerfull than himself. This placque is one of the very few found representing beasts of burthen.« Das Analogon zu diesem Unicum ist eine im Berliner Museum befindliche Vollfigur. Den Anlass zu dieser Publication gab mir Herr Prof. v. Luschan.

6. Herr Prof. Dr. J. N. Woldřich in Prag übersendet folgende Mittheilung:

Zur Frage über das Alter der auf den italischen Inseln vorgefundenen fossilen Thierreste und menschlichen Artefacte.

E. Regàlia: Sulla fauna della »Buca del Bersagliere« et sull' età dei dipositi della vicina Grotta dei Colombi« (Is. Palmaria, Spezia). Firenze 1900. Arch. per Anthropol. e la Ethnolog., XXX.

Der Verfasser beschreibt zunächst die kleine Höhle »Buca del Bersagliere« auf der Insel Palmaria im Golf von Spezia und hierauf die daselbst vorgefundenen, von ihm bestimmten fossilen Knochenreste. Es sind überwiegend Vogelreste, welche 36 Arten fast aller Ordnungen angehören, und zwar Land- und Wasservögel. Von Säugethieren sind vertreten: Knochenfragmente eines größeren Hufthieres und Raubthieres, Reste des Feldhasen (Lepus europaeus), einer Wühlmaus (Arvicola arvalis?), der Wasserratte (Arvicola amphibius), der Hausratte (Mus rattus) und der Haselmaus (Myoxus avellanarius). Verfasser vergleicht diese Reste mit jenen der benachbarten Grotte »Grotta dei Colombi« dieser Insel, welche neben einer reichen, von ihm im Jahre 1896 beschriebenen Vogel- und Säugethierfauna auch Reste menschlicher Thätigkeit aufwies. Beide Faunen wiesen auf analoge zeitliche und locale Verhältnisse hin.

Verfasser wendet sich dann gegen die Ansicht J. Prestwichs bezüglich einer Senkung und Überflutung der Insel Palmaria zu Ende der glacialen oder der postglacialen, dem Neolith unmittelbar vorangehenden Zeit, beziehungsweise gegen die These dieses Autors: On the evidences of a submergence of Western Europe and of the mediterranean coasts, at the close of the glacial or so-called postglacial period, immediately preceeding the neolithic or recent period (Philos. Transact. of the R. Soc. of London, 1893). Die Unzuverlässigkeit dieser Behauptung sucht Verfasser auf Grund der auf der Insel Palmaria und auf dem angrenzenden Festlande vorgefundenen Thierreste in überzeugender Weise nachzuweisen. Er bekämpft auch die von Capellini angeführte Ansicht, dass die Reste der Grotta dei Colombi der neolithischen Zeit angehören, sowie auch die Ansicht, dass dieselben nur der Magdalen-Stufe angehören würden. Derselbe weist mit Recht darauf hin, dass das Vorkommen der Schneeeule (Nyctea nivea), der Schneemaus (Arvicola nivalis), des Schneehasen (Lepus variabilis), des Hermelin (Foetorius erminea), des Vielfraßes (Gulo borealis), des Steinbocks (Ibex alpinus?), der Gemse (Capella rupicapra), des diluvialen Murmelthieres (Arctomys primigenia) und einer Antilope für eine viel ältere Zeit des Quaternärs oder Diluviums spricht.

Wir stimmen dieser Ansicht vollkommen bei, denn die Reste der soeben zuerst angeführten Thiere weisen entschieden auf die diluvial-glaciale Zeit und die zwei zuletzt angeführten Thiere auf die dieser Zeit unmittelbar folgende diluviale Steppenzeit hin. Unserer Ansicht nach sprechen für ein glacialzeitliches Alter aus den von Regàlia angeführten Verzeichnissen, und zwar aus der »Buca« die Reste von: Pyrrhocorax alpinus (dessen Reste wir auch aus einer niederösterreichischen diluvialen Station an der Donau constatiert haben), aus der »Grotta dei Colombi« die oben angeführten Reste, für die Steppenzeit aus der Buca die Reste von: Coturnix communis, Perdix saxatilis, Lepus europaeus, Arvicola arvensis, aus der »Grotta dei Colombi«: Otis tarda, Otis tetrox, Perdix rufa, Arctomys primigenia, Antilope. Auch an die gegen das Ende des Diluviums zur Vorherrschaft gelangte Waldzeit weisen Reste hin, so aus der »Buca«: Scolopax rusticola, Columbae, Cuculus canorus, Myoxus avellanarius, aus der »Grotta dei Colombi«: Tetrao urogallus, Bubo maximus, Corvus corax.

Die angeführten Daten berechtigen meiner Ansicht nach zur Annahme, dass die Insel Palmaria eine ununterbrochene Thierbevölkerung vom Beginne der Diluvialzeit bis zum Ende der-

selben aufweist und während dieser Zeit nicht unter Wasser war und wohl auch nicht während der neolithischen Zeit, welcher manche der von Regàlia angeführten recenten Thierreste angehören mögen; ja es dürfte aus den angeführten Thatsachen hervorgehen, dass die Insel Palmaria während der Glacialzeit, besonders aber während der Steppenzeit mit dem Festlande verbunden war.

Dies stimmt vollkommen überein mit unseren vor fast zehn Jahren bezüglich dieser Gegenden ausgesprochenen Ansichten. Wir haben diesen Gegenstand in einer eigenen größeren Abhandlung besprochen, welche unter dem Titel »Geologické příspěvky k otázce o posledních kontinentálních změnách evropských« im I. Jahrgang der böhmischen Akademie der Wissenschaften in Prag, 1892, Nr. 14, und in einem ausführlichen Auszuge in deutscher Sprache »Geologische Beiträge zur Frage der letzten continentalen Änderungen Europas«, übersetzt von Dr. J. Jahn, in den Mittheilungen der Section für Höhlenkunde des österreichischen Touristen-Clubs in Wien 1892 erschienen ist.

Auf Grundlage einer eingehenden Vergleichung von Thier zu Thier der bis dorthin bekannt gewordenen diluvialen Formen Italiens, der Inseln Corsica, Sardinien, Malta etc. und Algiers, auf Grundlage der recenten Faunen der bezeichneten Gebiete und auf Grund geologischer Verhältnisse daselbst, sind wir betreffs Italiens und der angrenzenden Gebiete zu folgendem Resultate gelangt:

Der Glacialzeit (Hauptvereisung) gehören die nordischen Meeresconchylien-Funde der postpliocänen Schichten am Monte Mario bei Rom, bei Figarazzi und am Monte Pelegrino bei Palermo an. Es musste also während dieses Zeitabschnittes des Diluviums oder der anthropozoischen Zeitepoche eine Verbindung mit dem offenen Meere stattgefunden haben, jedoch nicht über die Meerenge von Gibraltar, weil zu dieser Zeit Spanien mit Marokko verbunden war; ebenso waren die Inseln Corsica, Sardinien, Sicilien und Malta mit Algier verbunden (corsicanisch-sicilisch-afrikanisches Festland). Die Meerenge von Messina, welche noch zur Zeit des Pliocän viel breiter war, bestand damals und verband das westliche Gebiet des Mittelmeeres mit dem östlichen und dieses war über den Golf von Gabes, über Südtunis und die Sandhügelwüste Igidi im Süden von Marokko mit dem Atlantischen Ocean verbunden. Auf diesem Wege gelangten die borealen Meeresconchylien über den Atlantischen Ocean und die Saharameerenge in das östliche und durch die Meerenge von Messina in das westliche Mittelmeergebiet. Zur selben Zeit gelangten diluviale Landthiere Nordafrikas einerseits nach Spanien, anderseits auf Malta, Sicilien, Sardinien und Corsica und umgekehrt.

Während der hierauf folgenden Steppenzeit öffneten sich die Meerengen von Gibraltar und von Sicilien, dagegen waren Sardinien, Corsica, Elba, Pianosa (und wohl auch Palmaria) mit dem Festlande Italiens verbunden (sardin.-corsic.-italisches Festland); diesem diluvialen Zeitabschnitte gehören wohl die Reste des Menschen an, welche auf Sardinien, Corsica und Elba (und wohl auch auf Palmaria) gefunden wurden. Da die Senkung des diluvialzeitlichen istro-dalmatischen Festlandes erst nach Schluss des Diluviums, respective der diluvialen Waldzeit erfolgte, zumal die Knochenbreccien der istrischen Inseln und der angrenzenden dalmatischen Festlandsküste unseren Untersuchungen zufolge Reste von Waldthieren enthalten, dürfte die Senkung des sardin.-corsic.-italischen Festlandes bis auf die stehen gebliebenen, oben angeführten heutigen Inseln zur selben Zeit stattgefunden haben. Zur Zeit des nun folgenden Neoliths dürfte die Configuration der italischen Halbinsel und der betreffenden Inseln bereits die heutige gewesen sein.

Wir stimmen daher mit Regàlia vollkommen überein, wenn er schließlich anführt: Non è menomamente provato che l'isola Palmaria abbia subita »una sommersione alla fine dell'epoca quaternaria nè, perciò, che le sue cavità non possano contenere avanzi animali e d'industria umana anteriori alla fine dell'epoca suddetta: anzi le reliquie conservatesi nella Grotta dei Colombi provano, finora con certezza, il contrario«; sowie auch mit seiner Ansicht, dass die auf der Insel Palmaria in den beiden Höhlen »Grotta dei Colombi« und »Buca del Bersagliere« gefundenen Reste nicht neolithischen, sondern größtentheils, wenn nicht ganz, diluvialen Alters sind.

Prag, 7. October 1901.

Ausschuss-Sitzung am 26. November 1901.

Anwesend: Vorsitzender F. Freih. v. Andrian-Werburg, Dr. K. Brunner v. Wattenwyl, Dr. L. Bonchal, Dr. W. Hein, F. Ritter v. Hopfgartner, Dr. K. Th. v. Inama-

Sternegg, Dr. V. Jagić, F. Karrer, Dr. J. Karabaček, K. Penka, Dr. L. v. Schroeder, Dr. K. Toldt.

1. Ausgetreten ist das wirkliche Mitglied
Dr. Eduard Ludwig, Advocat in Wien.

Als wirkliches Mitglied wird aufgenommen
Dr. Felix v. Pausinger, Assistent an der Universität Czernowitz.

2. Hofrath v. Brunner berichtet über die provisorischen Ergebnisse der Berathungen des Comités für die Statutenänderung (nach Punkt 4 der Ausschuss-Sitzung vom 11. November 1901). Nach Berathung der Vorschläge desselben wird das Comité ersucht, sich weiter mit der Frage zu beschäftigen und dann die definitiven Anträge zu stellen.

3. Königl. Rath Karrer berichtet über die Verhandlungen des Comités für die Wanderversammlung in Graz 1902 (nach Punkt 4 der Ausschuss-Sitzung vom 29. October 1901) und theilt das von Freiherrn v. Andrian mit Prof. Gurlitt vereinbarte Programm mit. Demnach ist geplant: Pfingstsamstag: abends feierlicher Empfang in den Annensälen. Pfingstsonntag: Besuch der Museen: nachmittags Spaziergang zur Hilmwarte; abends Beisammensein am Hilmteiche. Pfingstmontag: Discussionen, die eventuell nachmittags fortgesetzt werden (die Themen hiefür sind vom Ausschusse rechtzeitig festzusetzen). Sonst nachmittags Besichtigung der Stadt und des Schlossberges; gemeinsames Abendessen. Pfingstdienstag: Excursion nach Pettau und Riegersburg. Dieses Programm wird angenommen und die Vereinbarung mit der k. k. Central-Commission zur Erforschung und Erhaltung der kunst- und historischen Denkmäler beschlossen.

4. Als Tage der Monatsversammlungen im Jahre 1902 werden bestimmt jeder zweite Dienstag der Monate Jänner bis Mai, ferner November und December.

5. Der erste Secretär theilt mit, dass bei der Erinnerungsfeier des Wissenschaftlichen Club anlässlich seines 25jährigen Bestandes die Gesellschaft durch Freiherrn v. Andrian, W. Hein und L. Bouchal vertreten war.

Außerordentliche Versammlung am 29. November 1901.

Vorsitzender: Freih. v. Andrian-Werburg.

1. Freiherr v. Andrian macht eine Mittheilung über

russische Volkszaubersprüche.

Gelegentlich einer Anfrage über das Vorkommen der 7 in russischen Volkstraditionen machte mich Herr Prof. Dr. Polívka in Prag auf die Arbeit des Akademikers und Professors in Moskau Herrn Vsev. Miller aufmerksam über »die assyrischen Beschwörungen und die russischen Volkszaubersprüche« in der Zeitschrift Russkaja Mysl, 1896, Juli-Heft. Herr Fesl hatte die Güte, mir einen ausführlichen Auszug derselben unter Anleitung seines Lehrers Herrn Dr. Murko zu besorgen. Beiden Herren sei mein warmer Dank hiefür dargebracht. Angesichts der Spärlichkeit des dem Ethnologen, welcher nicht Slavist ist, zugänglichen slavischen Vergleichungsmaterials schien es mir nützlich, einige in der genannten Arbeit enthaltene Details über russische Zauberformeln der deutschen Forschung zur Verfügung zu stellen.

Wir entnehmen aus den von Herrn Miller beigebrachten Literaturnachweisen, dass man schon relativ früh mit der Niederschreibung dieser Formeln begonnen und für einige Typen derselben einen byzantinischen Ursprung nachgewiesen hat.[1]) Ein von Prof. M. J. Sokolov veröffentlichtes serbisches Zaubergebet[2]) fängt mit den Worten an: *elam, selam, farnoviware*, in welchen nach Miller »semitische und iranische Laute tönen« (salâm = arab. Friede, farn = ossetisch Friede).

Die russischen Zaubersprüche werden geflüstert. So wird das Wasser mit Salz, Asche und Kohle besprengt und dabei geflüstert: »Gesalzenes Salz, bittere Asche, schwarze Kohle, be-

[1]) Maßgebend hiefür sind die Forschungen von A. N. Veselovskij im »Sbornik« der Abtheilung für russische Sprache und Literatur der kaiserlichen Akademie der Wissenschaften, Bd. XXXII, von Mansvetov, M. J. Sokolov u. a.

[2]) Dračkovic, Material. u. Comment. z. altslav. Liter. I—V.

flüstert verleihet meinem Wasser in der Schüssel die Zauberkraft zu diesem oder jenem Werke (Sacharov [1]). Bei den Kleinrussen heißen die Zaubersprüche *šeptanija (šeptanije* = Flüstern).[2] Bei den Großrussen heißt der Zauberer, welcher das Böse beschwört, *šeptun*.

Als geeignete Zeit für die Beschwörungen gelten die Nacht, die Zeit vor der Morgen- oder der Abendröthe, auch Mitternacht, das letztere z. B. beim Anhexen einer Zuneigung oder bei Beschwörung von Zahnschmerzen.[3])

Eine gewisse wenn auch untergeordnete Rolle spielen in den russischen Sprüchen die magischen Zahlen. J. D. Mausvetov führte die Zahl der zwölf *trjasavicen* = Fieber auf die Zodiakalzahl zurück. Auch die Zahlen 7 und 77 finden sich in den russischen Zaubersprüchen. Sowie wir in der assyrischen Zauberliteratur Götter- und Geistergruppen zu je 7 finden, so erwähnen die russischen Formeln 7 böse Geister, 7 Brüder Winde. Der Zauberspruch gegen einen bösen Menschen beginnt mit folgenden Worten: »Ich schreite über ein freies Feld, mir entgegen kommen gelaufen 7 Geister mit Halbgeistern, alle schwarz, alle böse, alle menschenscheu« (Sacharov, a. a. O. S. 30, Nr. 47).

In einem Spruche für Liebeszauber lesen wir nach dem üblichen Anfange »Ich, Sclave Gottes, werde aufstehen«: »Mir entgegen 7 Brüder, 7 stürmische Winde, von wo kommet ihr her ihr 7 Brüder, 7 stürmische Winde?«

Die geheimnisvolle Bedeutung, welche die Chaldäer den Knoten beigelegt haben, kennt auch der russische Volksaberglaube. Noch heute empfinden die Landleute einen Schrecken, wenn sie im Getreide einen Knoten aus Ähren finden. Will man jemanden schädigen, muss man einen wollenen Faden nehmen und daraus Knoten binden. Diesen Faden muss man auf eine Stelle hinwerfen, auf welche der Gehasste treten kann. Die russischen Bauern sprechen beim Binden von acht Doppelknoten folgende Formel: 1. Ich werde auf die Gasse hinausgehen, 2. werde auf freies Feld wegwerfen, 3. am Scheidewege, 4. zwischen Höfen, 5. auf Wiesen, 6. in Meere, 7. in Wälder, 8. auf schwankende Sümpfe.[4])

Auf dem Binden von Knoten beruht das kleinrussische Heilen der Trunksucht. Eine Aufzeichnung empfiehlt folgende Art und Weise: Finde am Wege einen Strick, binde ihn mit den Enden in der Mitte zusammen und brenne ihn auf einer Pfanne. Wenn der Strick Feuer fängt, sprich dreimal: So wie dieser Strick zusammengebunden ist, so soll ich, der Sclave Gottes, gebunden sein vor jeglicher Trunksucht. (Im Original steht noch: *myslenogo*. Das ist etwa so viel wie: Auch in Gedanken. Anm. d. Übers.) So wie der Strick verbrennt, so soll man mir zu trinken geben, aus was immer« (Efimenko, Sammlung kleinrussischer Beschwörungen, Nr. 67). Mittelst des Knotens suchen die Kleinrussen auch das Fieber zu heilen. Man hängt dem Kranken an den Hals einen Faden, auf welchem zur Zeit, während in der Charwoche die Passionen gelesen werden, nach einem jeden der 12 Evangelien kleine Knoten gebunden werden.[5])

Übereinstimmend mit einem Zauberspruche des Maqlû begegnet man in russischen Zaubersprüchen unaufhörlich der Erwähnung von Schlössern und Zäunen. Viele von ihnen endigen bekanntlich mit der Formel: »Und diesen meinen Worten Schlüssel und Schloss.« In den *sradebnyja otpuski* (= Segensspende als Schutz vor bösem Zauber bei einer Hochzeit), die den Hochzeitszug vor Unheil bewahren sollen, finden wir die stärksten Maßregeln gegen die Zauberer: »O Michael, du Erzengel, ihr heiligen Petrus und Paulus, höchste Apostel, stellet 30 Zäune von Kupfer auf bis zum Himmel (zur Himmels-Höhe?), bis zur Meerestiefe, von der östlichen bis zur westlichen, vom Sommer bis zum Norden, von der Erde bis zum Himmel und von allen 4 Seiten steht um mich, den Sclaven Gottes, herum (Name genannt); und diese 30 Zäune haben 30 Thore, diese 30 Thore haben 30 Schlösser, diese 30 Schlösser haben 30 Schlüssel. Ich, Sclave Gottes (Name genannt), werde kommen und werde jene 30 Schlösser zusperren und werde jene 30 Schlüssel in das heilige Kaspische Meer werfen, und es kommt ein goldener Hecht, der jene Schlüssel mit den Kinnbacken erfassen und tragen wird in die Meerestiefe zur Nabelschnur unter einen Klotz aus weißer Eiche. Und diese Worte sind Schlüsselworte: — amen, amen, amen! [6])

---

[1]) Sacharov, Skazanija russ. naroda. B. I. Russk. černoknižie (Die russische Schwarzkunst) 50.

[2]) Efimenko, Sbornik malorossijsk. zaklinanij (Sammlung kleinrussischer Beschwörungen). Moskau 1874, III.

[3]) Majkov, Velikoruss. zaklinanija, Nr. 28.

[4]) Efimenko, Materialien zur Ethnographie der russischen Einwohnerschaft des Archangelsk'schen Gouvernements. 2. Theil Moskau 1878, S. 220.

[5]) S. Etnografičeskoje Obozrênije (Ethnograph. Rundschau), Bd. XI, S. 181, im Artikel Herrn Kovalenkos, »Zur kleinrussischen Volksmedicin«.

[6]) Efimenko, Archang. gub., S. 146; F. Majkov, Nr. 42; Sacharov, Nr. 61.

Das Anfertigen von Darstellungen der zu beschwörenden Personen und verschiedene Operationen mit denselben (Verbrennen, Verscharren in der Erde, Versenken ins Wasser) sind den russischen Zauberern bekannt. Um z. B. die Person zu errathen, die auf einen Kranken den *perepoloch* (= Krankheit des Schreckens) gesendet hat, lässt der Zauberer über einer Verlobungskerze Zinn schmelzen und gießt es ins Wasser. Sobald dem Wasser Dampf zu entsteigen beginnt, spricht er zu den Umstehenden: »Sehet, hier fliehet der unreine Geist!« Dann spricht er beim matten Scheine einer Kerze, indem er auf die Figur des abgekühlten Zinns hindeutet: »Sehet da, wer euren Kranken erschreckt hat« (Sacharov, Russ. Černoknižie = Die russische Schwarzkunst, S. 51).

Als ein Überlebsel der symbolischen Figuren, die einstens zum Zwecke der Zauberei angefertigt wurden, deutet Miller die weitverbreitete Sitte des Backens von Lerchen aus Teig beim Antritte des Frühlings. Im Gouvernement von Orenburg z. B. werden, damit der Sommer schneller herankomme, von einem mit Milch, Eier und Butter angemachten Teige am Tage des Andenkens an die 40 Märtyrer Lerchen gebacken; mit ihnen verkriechen sich die Kinder auf die Dachböden und Dächer und rufen: *Zavoronki, priletite, krasno lito prinesite!* = O Lerchen, kommet herangeflogen und bringet einen schönen Sommer (S. Majkov, Großrussische Beschwörungen, Nr. 361).

Die Zauberhandlungen werden auch sehr häufig über wirklichen oder künstlich dargestellten Körpertheilen, über Kleidungsstücken der zu schützenden oder anzugreifenden Person vollbracht. Als bestes Mittel gegen das Beschreien oder gegen den bösen Blick gilt ein Stück vom Kleide oder ein Büschel Haare desjenigen, der die Ursache der Krankheit war. Wie die assyrischen Magier die Abbildungen der Hexen, die die Krankheit geschickt hatten, zu verbrennen pflegten, so beauftragen die russischen Zauberer, wenn sie Stücke von der Kleidung oder Haare der Hexe bekommen haben, das älteste oder jüngste Familienglied des Kranken, dieselben auf glühenden Kohlen zu verbrennen. Dabei frägt der Kranke: *Čto kuriš?* (was rauchst du?) und man antwortet ihm: *kurju uroki, prizory, lichi ogovory, ot mužika rusalka, ot baby černovolosoj, ot děvki prostovolosoj* (ich rauche Beschreiungen, Behexungen durch bösen Blick, böses Bereden vom hellrothen [Bauers-]Mann, vom schwarzhaarigen Weibe, vom Mädchen mit fliegenden Haaren). Der Kranke wiederum spricht: *kuri gorazne, čtoby v rěk ne bylo* (rauche mehr, auf dass es in Ewigkeit nicht mehr sei) (Efimenko, Archang. gub., S. 217).

In Kleinrussland trachten Mädchen, um die Liebe der Männer zu erregen, die Sohle des Stiefels des zu Bezaubernden abzuschaben, oder aus seiner Mütze einen Faden herauszuziehen, oder was immer und werfen dies alles, in einen Klumpen Wachs eingemacht, ins Feuer, indem sie dazu sprechen: Es soll dich nach mir so brennen, wie das Feuer dieses Wachs brennt! Es soll dein Herz nach mir so zergehen, wie dieses Wachs zergeht, und du sollst mich dann verlassen, wenn du dieses Wachs finden wirst« (Efimenko, Kleinrussische Beschwörungen, Nr. 1, S. 1).

Zu dieser Kategorie gehört auch das Ausgraben der Erde unter der Fährte des Menschen, den man behexen soll, und deren Verbrennen oder Trocknen mit verschiedenen Beschwörungsworten. Über dem abgenommenen Abdruck der Fährte lesen die Zauberer die Zaubersprüche. Wünscht der Beleidigte dem Beleidiger nur Gram anzuhexen, dann verstecken die Zauberer den Abdruck der Fährte entweder unter den großen Dachbalken oder einer Oberschwelle (Fenstersturz, Thürsturz); fordert jedoch der Beleidigte eine tödtliche Rache, so verbrennt der Zauberer die Fährte um Mitternacht im Badehause (Sacharov, a. a. O. S. 27).

Von den vielen hierauf Bezug nehmenden Ceremonien der anderen Völker heben wir das Vertreiben der Krankheit bei den Grusiern hervor. Neun zu dem Kranken gerufene Weiber backen aus Mehl sogenannte *zerani*, die eine menschliche Figur vorstellen, und drei bis vier kleine Käsekuchen dazu. Über den *zerani* werden verschiedene Ceremonien und Bezauberungen vollzogen, dann trägt man sie aus dem Hause und legt sie wo immer auf der Erde nieder, damit sie irgend jemand nehme und sich hiedurch die Krankheit zuziehe (Sbornik materialov po opisanii městnostej i plemen Kavkaza = Sammlung von Materialien zur Beschreibung der Gegenden und Völkerschaften des Kaukasus. XVIII, II. Abth., S. 321).

Die babylonisch-assyrische Magie legte die Hauptbedeutung dem geheimen Namen der Götter bei. Die Kenntnis des Namens gab dem Beschwörer die Macht gegen die bösen Geister, wie z. B. gegen Krankheitsgeister. Man sucht sie durch Beschwörungen von der Hexe zu erfahren. Dieselbe Idee finden wir in den russischen und byzantinischen Zaubersprüchen gegen die *trjasavicy* (Fieber). So wird in der von P. S. Efimenko einer alten Handschrift entnommenen sehr bekannten Legende von Sisinius und der *trjasavica* erzählt, wie auf das Gebet des Sisinius der

Erzengel Michael die *bèsica* = die Teufelin (*bès* = der Teufel) erfasste und ihr sagte: *uśte mi ne klenešisja, ne otideš ot ruki mojeja* (wenn du mir nicht schwören wirst, kommst du aus meiner Hand nicht weg) und sie schwört ihm und spricht also: Du Arm des großen Gottes, um dir nicht zu lügen, wenn jemand meine zwölf Namen aufzählen kann, diesem Menschen soll ich mich nicht nähern, noch seinem Hause, meine Namen sind aber Hexe, Teufelin, die sich verwandelt u. s. w. (folgt die Aufzählung der zwölf Namen) (Efimenko, Archang. gub., S. 206). (Andere Summarien der Namen der Fieber s. beim Akademiker Veselovskij, Razyskanija, a. a. O., S. 50; M. Sokolov, Materialien, S. 29 fg.).

Nach anderen Volksmeinungen lieht der Dämon selbst, wenn er am Amulet beim Menschen die Namen der höheren Mächte sieht. So in einem russischen Zauberspruche, wo der Erzengel Raphael die Namen der zwölf Töchter des Königs Herodes erfährt und sie schonungslos mit dem Stabe schlägt, sagten sie, die Verfluchten, ihm: wenn wo dein Name geschrieben sein wird, werden wir uns diesem Menschen nicht nähern«.

Die russischen Zauberformeln stellen übrigens ein wildes Durcheinander der Namen der guten Mächte, Gottes, der Gottesmutter und der Heiligen mit den Namen der mythischen Mächte, der Naturgeister und gewisser fremdländischer unreiner Dämonen dar. Ein kleinrussischer Zauberspruch zum Schutze der Viehherde gegen die Raubthiere ruft z. B. Gott den Herrn, den heiligen Geist, den heiligen Nikolaus, den heiligen Michael, die heilige Jungfrau, die heilige Himmelfahrt Christi, den Schutz der heiligen Mariä, den heiligen Georg, die Sonne, den Mond und noch anderes mehr an (Efimenko, Maloruss. zaklin., Nr. 155). Nicht selten erhalten die Naturwesen menschliche Namen (Majkov, a. a. O., Nr. 236, vgl. Nr. 57, wo 6 Namen der Dämmerung vorkommen).

Ebenso wie wir an die Heiligen, wenden sich die Zaubersprüche an den König des Wassers, der Erde und des Himmels [1]) und in der Zauberformel, die gesprochen wird, um einen Menschen zum Trunkenbolde zu machen, wird der »König der Meerestiefe« erwähnt, mit dessen Namen man den Wein beschreit, um den Menschen trunken zu machen (Majkov, Nr. 245).

Auch die Personificierung des Feuers spielt in der russischen Zauberei keine geringere Rolle als der assyrische Gibil. In einem russischen Zauberspruche heißt es: »O du Väterchen, du König-Feuer [2]), du bist der König aller Könige, Feuer aller Feuer, sei mild, sei gnädig, so wie du heiß und flammend bist, wie du brennst und versengst auf freiem Felde Gräser und Rasen, Gebüsche und dichte Wälder, der feuchten *(siroj)* Eiche alle unterirdischen Wurzeln, 77 Wurzeln, 77 Zweige, ebenso bete ich zu dir und beuge mich vor dir, o Feuer, du König, verbrenne und versenge von dem Sclaven des Herrn (Name genannt) alle Betrübnisse und Krankheiten, Beschreiungen und Behexungen durch bösen Blick, Ängsten und Krankheiten des Schreckens, die bösen Wesen im Innern, in den Knochen und Gelenken, Blasen und Auswüchse, die werfenden und schüttelnden Krankheiten vom hitzigen Herzen, vom heißen Blute, von der weißen Lunge, von der schwarzen Leber, von 77 Gelenken und von 77 Adern, von dem vorderen Leibe und von dem Rückgrat, von den Eingeweiden, und von dem weißen Gesichte, und von den klaren Augen und den schwarzen Augenbrauen, vom ganzen menschlichen Körper; mit allen Heiligen jetzt und immer und in alle Ewigkeit. Amen.« (Majkov, Nr. 239.)

Auch wird der Mond in der Nacht angesprochen. Er erhielt dabei zuweilen den Namen Adam oder Erzengel Michael u. a. (Efimenko, Kleinrussische Beschwörungen, Nr. 14—25).

Der Neumond gilt bei den russischen Zauberern speciell als Zahnschmerzen heilend. Man wendet sich übrigens an den Mond nicht nur mit der Bitte um Heilung, sondern auch um andere Güter, um Glück und Reichthum. Die Gebete an den Mond haben nach der Meinung des Herrn Kovalenko einstens eine erweiterte Bedeutung gehabt; sie sind erst später zu Zaubersprüchen zusammengeschmolzen.

Die orientalischen Beschwörungen treten bekanntlich sehr häufig in der Form einer Erzählung auf, welche in einen Dialog übergeht. Lenormant hat derartige Beispiele aus der babylonisch-assyrischen Literatur gegeben. Auch die Beschwörungsserie Maqlû enthält Belege hiefür. Die russischen Volksforscher Professor Th. F. Buslajev und N. Kruševskij haben diese Form auch in den russischen Volkstraditionen nachgewiesen.

Das byzantinische Gebet gegen den bösen Geist, welches den russischen Zaubersprüchen gegen die Fieber zur Grundlage diente, beginnt mit der Legende vom heiligen Sisinius und seiner

[1]) Majkov, Nr. 248.

[2]) König-Feuer, *carjogonj*, man könnte auch sagen: königliches Feuer, Riesenfeuer; vgl. Riesenglocke = *carjkolokol* (Dr. Murko).

Schwester und enthält weiter den Dialog des Heiligen mit dem bösen Geiste und die Aufzählung der Namen des letzteren. In diesem Falle unterliegt der Ursprung der in den russischen Zaubersprüchen gebrauchten Form keinem Zweifel. Der Vereinigung des epischen Elementes mit dem dramatischen begegnet man auch bei vielen Zaubersprüchen, deren Quellen uns unbekannt sind. Sie beginnen sehr häufig mit der Erzählung, dass der Sclave Gottes (Name genannt) aus der Hütte zur Thüre hinausgeht, aus der Thüre zum Thore, ins freie Feld und dort irgend ein Wesen begegnet, mit welchem er einen Dialog anknüpft. Der Verfasser führt einige Beispiele an. So erzählt der Beschwörer in dem bereits angezogenen Zauberspruche zum Anhexen der Liebe, dass er ins Feld hinausgegangen sei: Mir entgegen (kommen) 7 Brüder, 7 stürmische Winde. Woher kommt ihr, ihr 7 Brüder, 7 stürmische Winde? Wo seid ihr hingegangen? Wir sind in freie Felder gegangen, in weite Flächen der Steppe, zu trocknen die abgemähten Gräser, die ausgerodeten Wälder, die aufgeackerten Felder. Kommet ihr 7 stürmischen Winde, nehmet den grämenden Kummer ab von den Witwen, Waisen und kleinen Kindern, von der ganzen Welt und traget ihn zur schönen Jungfrau (Name genannt) ins unbändige *(retyvoje)* Herz: durchdringet mit einem stählernen Beile ihr unbändiges Herz und pflanzet hinein grämenden Schmerz. (Majkov, Nr. 3.) Eine ähnliche Vereinigung von Erzählung und Dialog finden wir in dem Zauberspruche, wie man eine Jungfrau verderben (schlecht machen) kann. Am Meere, am Oceane, auf der Insel Bujan stand ein Baum: auf diesem Baume saßen 70 Vögel, einer wie der andere: diese Vögel pflückten Zweige ab, diese Zweige warfen sie auf die Erde: diese Zweige klaubten Teufel auf und trugen sie zu Satan Satanovič (Satanssohn). Da bist du schon, du böser Teufel. Ich grüße dich und verbeuge mich: erweise mir einen Dienst, eine Leutseligkeit: entzünde das Herz (Name genannt) nach mir (Name genannt) und entzünde alle Leber und die Lungen und alle Gelenke nach mir (Name genannt). Mein Wort sei stark, stärker als 3 Eisen (im Original: *bulat* = Stahl) in Ewigkeit!

Ein anderer Zauberspruch, der gesprochen wird, um sich im Walde nicht zu verirren, spricht, nach dem gewöhnlichen Anfange (dem Ausgange ins freie Feld), von der Begegnung des Beschwörers im dichten Walde mit einem schneeweißen Alten, den er anspricht und ihn nach dem Könige Zmiulan fragt (Majkov, Nr. 261; vgl. Romanov, Nr. 149).

Eine weitere Modification besteht darin, dass der Zauberer von seiner Begegnung mit einem höheren Wesen nicht selbst in der ersten Person erzählt, sondern dass diese höheren Mächte als redend eingeführt werden. So kommt in den weißrussischen Zaubersprüche gegen die Beschreiung die Begegnung der Mutter Gottes mit dem Herrn und den Aposteln vor: Es gieng die unbefleckte Mutter über eine Brücke aus Wacholder, auf einen silbernen Stock sich stützend. Es begegnet ihr Gott der Herr mit Petrus und Paulus: Wo gehst du hin, unbefleckte Mutter? Ich gehe zu dem Sclaven Gottes (Name genannt) Beschreiungen zu beschwören und zu bezaubern! [1])

Herr Vsev. Miller fasst zum Schlusse die Übereinstimmungen der babylonisch-assyrischen Beschwörungen mit denjenigen des russischen Volkes zusammen. Die Beschwörungsformeln werden flüsternd gesprochen, zu günstiger Zeit, zum größten Theile in der Nacht oder vor der Dämmerung. Gewissen Zahlen 3, 7, 12, 77, wie der Kenntnis der Namen der bösen wie der guten Mächte ist eine magische Bedeutung beigelegt. Chaldäische wie russische Zauberer benützen Zauberknoten, Abbildungen, Haare, Kleiderlappen, ausgeschnittene Fährten der zu bezaubernden Person. Der Inhalt der Beschwörungen besteht theils in kategorischen Befehlen an die unreine Macht, welche mit Drohungen begleitet sind, theils in Gebeten an die guten beschützenden Mächte der Natur (Sonne, Mond, Morgen- und Abendröthe, Wind, Feuer), wozu bei den Russen die christlichen Mächte hinzutreten.

Eine weitere Analogie zwischen den russischen und den orientalischen Zaubersprüchen besteht in der typischen Vereinigung der einleitenden Erzählung mit einem Dialoge, der sich zwischen den mythischen Persönlichkeiten entspinnt.

Unter dem Eindrucke dieser Parallelen wirft Herr Professor Miller die Frage auf, ob dieselben psychischen Gesetze sich bis in die Einzelheiten hinein identisch bei den Völkern verschiedener Rassen, unter den verschiedensten geographischen, historischen und culturellen Verhältnissen äußern? Oder ob nicht vielmehr diese Parallelen aus alten Culturtraditionen zu erklären sind, welche den Orient und Occident mit einander verbinden? Aus dem ganzen Tenor seiner schönen Abhandlung ergibt sich, dass er im großen und ganzen sich der letzteren Auffassung zuneigt.

[1]) E. Romanov, Bělorusskij sbornik, Heft V, S. 13, Nr. 34.

Wir können nun allerdings heute schon diesen Fragen einigermaßen nähertreten. Das in der letzten Jahrhunderthälfte eroberte ethnologische Material liefert eine breite empirische Unterlage für die Beurtheilung der verschiedenen, besonders der primitiveren, Phasen des Vorstellungslebens. Die Gleichförmigkeit der niederen Formen desselben bei allen Völkern des Erdballs, welch immer Culturstufe sie auch errungen haben, weist uns auf allgemein giltige Gesetze menschlicher Geistesentwicklung. Das, was wir Aberglauben und Animismus nennen, ist weder Unsinn, noch Pathologie, nicht einmal, mit Herrn Professor Mach zu sprechen, ein erkenntnistheoretischer Fehler, nur eine falsche Methode. Es ist ein nothwendiges Durchgangsstudium des menschlichen Denkens, von welchem die höchsten Intelligenzen, ja selbst das wissenschaftliche Denken sich nur mit größter Anstrengung befreien. Weist doch der genannte große Forscher darauf hin, dass z. B. der Begriff der Causalität gewissermaßen ein Überbleibsel der wilden Philosophie (Tylor)s darstellt. Aus diesem und aus zahlreichen anderen Beispielen lässt sich die hohe Entwicklungsfähigkeit des Animismus beurtheilen, welcher sich den verschiedensten Culturstufen anpasst

Wenn auch die Geschichte des Animismus dermalen noch aussteht, kann man doch schon niedere und höhere Formen desselben unterscheiden. Die niederen Formen (die Elementargedanken Bastians) sind geschichtslos. Sie finden sich endemisch, in endlosen gleichwertigen Variationen, aber auch in schlagenden, alle Einzelheiten umfassenden Analogien bei Cultur- und Naturvölkern aller Welttheile. Diese allgemein menschlichen Formen weist auch die russische Zauberpraxis auf (Flüstern, Wahl der Nachtzeit, Abbildungen, wirkliche oder symbolisch dargestellte Körpertheile, Kleider, Fußspuren besprochen, beschädigt, vernichtet u. s. w.).

Abb. 67.

Abb. 68.

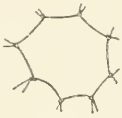


Abb. 69.

(Nach der Tijdschrift voor Indische Taal-, Land- en Volkenkunde.)

Dass die Zauberknoten ebenfalls hieher gehören, ist wahrscheinlich, jedoch nicht sicher. Die Finnen und Lappen kennen Knoten, mit welchen Wind erzeugt wird. In unseren Alpenländern will Dr. Wilh. Hein ebenfalls Spuren von solchen gefunden haben. Wohl allgemein bekannt in Mitteleuropa ist das Vertreiben von Warzen durch Knoten, welche man verfaulen lässt. Cushing, einer der besten Kenner der Zuñi, berichtet im Second Annual Report of the Bureau of Ethnology, 1883, 35. von Zauberknoten aus vier Juccablättern, welche den Zuñi als Jagdfetisch dienen. Man legt sie auf die Fährte des verfolgten Thieres. Nach Rohlfs knotete ein Kameeltreiber auf der Reise von Tripolis nach Lagos seine Rückenschmerzen in einem Halfahalme mit vollem Erfolge fest. Die Kamtschadalen machen Knoten in Riemen oder Faden, um die Schwangerschaft zu hintertreiben.[1]) Bezüglich der Malayen verdanke ich einen wertvollen Beleg Herrn Dr. Bouchal.

Albert C. Kruijt fand in Central-Celebes eine Art des Wahrsagens mit Schnürchen. Sie ist jedoch beschränkt auf die Bareë sprechenden Toradjas. Selbst die Tomori und Tobungku kennen sie nicht. Um einen Aufschluss zu erhalten in einem Zweifel, nimmt man 8 Schnürchen, oder wenn solche nicht zur Hand, genügen Alang-alang-Blätter oder Silar-Blattstreifchen. Diese Schnürchen sind circa 4 *cm* lang; sie werden zu 2 und 2 geknüpft, über den Zeigefinger gehängt (Abb. 67). Während man nun mit der Rechten diese Schnürchen von oben nach unten streicht, nachdem man sie vorher angeblasen, spricht man ihnen auf dieselbe Weise zu wie beim Wahrsagen mit Maiskörnchen. Weiters dreht man die Schnürchen ineinander, so dass man nicht mehr weiß, welche Enden zu jedem Paar gehören, und schlägt sie dann um die ausgestreckten Finger hin (Abb. 68), so dass die Enden am Zeigefinger ruhen. Diese Enden werden nun über die Spitze des Zeigefingers 2 und 2 aneinander geknüpft: dann windet man alle die Schnürchen wieder los und legt sie auseinander. Hat man sie zufällig so geknüpft, dass sie eine geschlossene Kette formen (Abb. 69), gilt dies als sehr günstige Antwort. Im gegentheiligen Falle

[1]) Vgl. Andree, Ethnographische Paralleten. 1, 33.

weiß der Zauberer mehr oder wenig Günstiges daraus zu erfahren. Sehr ungünstig ist es, wenn die Enden desselben Schnurpaares aneinandergeknüpft sind, so dass es lose ist.

Ähnliches beobachteten Matthes bei den Buginesen und Hose bei den Kayans in Serawak. Letztere benützen dieses Verfahren zum Wetterprophezeien.[1])

Dem allgemein menschlichen Inventar scheint mir auch das Fragen nach dem Namen eines schädlichen Geistes anzugehören, womit die Absicht verbunden ist, durch Nennen dieses Namens den Dämon zu vertreiben.[2])

Anders verhält es sich mit den höheren animistischen Formen, welche an höhere Gesellschaftsordnungen und Geistesstufen, an bestimmte Centren und Epochen gebunden sind. Hierher gehören viele höhere mythologische Gebilde, Kosmologien, religiöse Zaubereien, die eigentliche Mystik, der Zahlaberglaube u. s. w. Von den Brenn- und Höhepunkten der Cultur strahlen diese animistischen Producte selbst in die niedersten Volksschichten aus; ihre Verbreitung deckt sich mit den Einflussgebieten jener Culturcentren. Mit diesen Wanderungen sind allerdings immer degenerative Anpassungen an die Anschauungen der niedriger stehenden Empfänger verbunden.

Das beste Beispiel für die Fortpflanzungsfähigkeit höherer animistischer Formen liefert die babylonische mit Zahlenmystik verbundene Magie, welche ein speculatives Nebenproduct babylonischer Astronomie und Kosmologie darstellt. Die Versuche, ihren verschlungenen Wegen nachzugehen, sind dermalen weit aussichtsvoller als früher, da die Erschließung der Keilinschriften und die Ausbildung der asiatischen Ethnographie unsere Anschauungen über die Völkerverhältnisse Vorderasiens wesentlich geklärt haben. Immer deutlicher treten vor allem die Einflüsse der babylonischen Wissenschaft auf alle gleichzeitigen und späteren Culturen hervor. Man kann umsoweniger an der Richtigkeit von Millers Annahme eines assyrisch-babylonischen Vorbildes für die russischen Zaubersprüche mit den Zahlen 7 und 77 zweifeln, als die in einem derselben auftretende Vorstellung von den 7 bösen Winden eine specifisch babylonische ist. Ebenso charakteristisch für babylonischen Ursprung ist, neben der Anrufung des Feuergottes, der Glaube an die magische Kraft der göttlichen Namen.

Meine im Eingange erwähnten Rundfragen bei namhaften slavischen Gelehrten über das Vorkommen der mystischen 7 bei den Slaven haben ein für mich einigermaßen überraschendes Resultat ergeben. Ich erhielt die einstimmige Antwort, dass diese Zahl in den russischen, in den slavischen Volkstraditionen überhaupt, gegenüber der 3 und der 9 als ganz untergeordnet auftritt. Die Vorstellung von der mystischen 7 ist somit keineswegs sehr tief in das russische Volksbewusstsein eingedrungen. Wir können daher kaum annehmen, dass die Russen die obenerwähnten Zaubersprüche mit 7 und 77, welche in einem gewissen Gegensatze stehen zum allgemeinen Charakter des russischen Folklore, sowie die anderen orientalischen Vorstellungen aus directer Quelle geschöpft haben. Sehen wir uns nach Vermittlern dieser aus der babylonisch-iranischen Cultur geschöpften Vorstellungen um, so gerathen wir auf die (alten) Juden, welche nach Anutschin (Globus, LXXX, 272) aus Persien durch den Kaukasus nach Russland kamen und im Chasarenreiche, wie in Kiew zu Beginn der russischen Geschichte lebten. Ein gleiches Resultat konnte aber auch durch die Berührungen mit den stark von Iran beeinflussten permisch-ugrischen Völkern herbeigeführt werden. Die weitere Verfolgung dieser Fragen ist zunächst an Materialbeschaffung gebunden; sie bleibt den berufenen slavischen Forschern vorbehalten.

Dass die Formen der Erzählung und des Dialogs, in welchen die russischen Zaubersprüche auftreten, auf babylonischen Ursprung deuten, muss vom anthropologischen Standpunkt aus bezweifelt werden. Aus dem näheren Einblick in die Traditionen der niedriger entwickelten Völker hat sich die Thatsache einer weiten Verbreitung der erzählenden und dramatischen Formen bei den verschiedensten Völkern ergeben. Der an und für sich sehr interessante Nachweis eines byzantinischen Einflusses bringt keine Entscheidung für die Hypothese eines westasiatischen Ursprunges derselben. Auch dieses Thema bedarf übrigens einer näheren ethnologischen Untersuchung. Dieselbe wäre um so weittragender, als nach Prof. Kaarle Krohn (Finnisch-ugrische Forschungen, Bd. I [1901], 52—72) ein großer Theil der finnischen Zaubersprüche von den Russen entlehnt ist.

Die von Herrn Miller beigebrachten Proben belegen auch den christlichen Inhalt der russischen Zaubersprüche (vgl. Kaarle Krohn, a. a. O. 70) trotz der vielen heidnischen Remini-

[1]) Tijdschrift voor Indische Taal-, Land- en Volkenkunde. XLIV, 91.

[2]) Vgl. meinen »Wortaberglauben« im Correspondenzblatt der Deutschen Anthropologischen Gesellschaft. 1896, Nr. 10.

scenzen, zu welchen sich, wie erwähnt, einige westasiatische, sowie viele allgemein menschliche Bestandtheile zugesellen.

2. Herr Prof. v. Schroeder macht eine Mittheilung über

Neue Entdeckungen in Ost-Turkestan und Kansu.

Zu Beginn des vorigen Jahres habe ich Ihnen hier Bericht erstattet über die bedeutsamen Entdeckungen buddhistischer Alterthümer in Ost-Turkestan, insbesondere Khotan und Turfan, von welchen wir auf dem Internationalen Orientalisten-Congress in Rom zu hören bekamen. Inzwischen ist die Entdeckungsarbeit fortgeschritten und wir haben wertvolle Funde zu registrieren. Insbesondere hat die englische Regierung im vorigen Jahre eine Expedition unter der Führung des ausgezeichneten Indologen Dr. M. A. Stein in das südliche Gebiet Ost-Turkestans entsendet, deren energische Bemühungen mit dem schönsten Erfolge gekrönt sind. Dr. Stein, ein geborener Ungar, und Schüler Georg Bühlers, hat sich der schweren Aufgabe völlig gewachsen gezeigt. Seine Briefe und Berichte enthalten so viel Interessantes, dass ich nicht versäumen möchte, wenigstens einige Hauptsachen, in Ergänzung meines früheren Vortrages, hier mitzutheilen.

Dr. Stein hat an verschiedenen Punkten Khotans Ausgrabungen veranstaltet, dort, wo im Sande der Wüste altbuddhistische Städte und Klöster begraben liegen. Die reichste Ausbeute gewann er in einer alten Ruinenstätte nördlich von Niya, einige Märsche jenseits des Wallfahrtsortes Iman Jafar Sadik. Er fand dortselbst bei der Ausgrabung eines buddhistischen Klosters hunderte von Documenten der verschiedensten Art, auf Holzplatten geschrieben und meist vorzüglich erhalten. Der Gebrauch von Holztafeln zum Schreiben ist in Indien aus ältester Zeit bezeugt, doch sind Dr. Steins Funde die ersten greifbaren Belege dafür. Die Schrift auf diesen Holzplatten ist das alte Kharoshthî aus der Zeit der ersten indoskythischen Könige, circa ein Jahrhundert vor oder nach Christo. Die Sprache ist altes Prakrit. Unter den aufgefundenen Stücken sind viele von bedeutendem culturhistorischen Interesse. Manche enthalten religiöse Texte, andere datierte Votivaufzeichnungen, andere, wie es scheint, Correspondenz oder Acten. An Umfang und Alter übertreffen diese Funde weitaus alles, was bisher an literarischen Denkmälern indischen Ursprungs in Central-Asien ans Licht gekommen ist. Was bisher in Indien selbst an Kharoshthî-Documenten entdeckt worden ist, repräsentiert quantitativ nur einen Bruchtheil dieser Materialien.

Die Daten der Holztafeln erstrecken sich über eine längere Zeitperiode hin. Wichtig erscheint, dass das Prakrit dieser Documente nicht etwa bloß die Sprache der buddhistischen Kirche war, sondern offenbar wirkliche Landessprache. Damit bestätigt sich aufs Überraschendste eine von Hiuen Thsang aufbewahrte Tradition, wonach Khotan im 3. Jahrhundert vor Christo vom nordöstlichen Penjab aus colonisiert wurde. Man hatte das bisher nicht glauben wollen. Von besonderem Interesse sind ferner neben den Holzdocumenten die ersten Funde indischer Schrift auf Pergament. Etwa zwei Dutzend solcher Lederdocumente mit Kharoshthî-Schrift wurden zutage gefördert. Man hatte es bisher auch nicht glauben wollen, dass die Brahmanen oder Buddhisten überhaupt Leder zum Schreiben benützten. Nun liegt der Beweis dafür vor. Papier dagegen fand sich an diesem Orte nicht, obwohl dessen Gebrauch in Turkestan schon von circa 400 nach Christo bezeugt ist. Das spricht dafür, dass dieser Ort schon in den ersten Jahrhunderten nach Christo endgiltig verlassen wurde. Auch schmale Holzstücke mit chinesischen Charakteren wurden hier gefunden.

Für die Beeinflussung der buddhistischen Kunst durch die griechische fanden sich ebenfalls neue Belege, so eine Pallas Athene mit Schild und Aegis auf dem Thonsiegel eines Rescriptes u. a. m.

Eine weitere wichtige Fundstätte war in der Wüste Taklamakan, östlich von Endere gelegen. Hier lagen die Ruinen eines Grenzcastells und eines befestigten Klosters. Gleich die ersten Grabungen ergaben wertvolle Funde. Es kamen aus den Ruinen buddhistischer Tempel Sanskrit-Manuscripte aus dem 3.—4. Jahrhundert nach Christo zutage, in Brâhmî-Schrift und Central-Asian Brâhmî; desgleichen Schriftstücke einer nichtindischen Sprache in cursivem Brâhmî; ferner tibetanische Manuscripte. Die letzteren sind wohl die ältesten bis jetzt bekannten Schriftdenkmäler Tibets.

Auffallend war, dass Stein in den von ihm untersuchten Ruinenstätten von den seltsamen »blockprints« und »manuscript-books« in »unbekannten Schriften«, die in den letzten Jahren in auffallender Quantität zum Verkaufe nach Kaschgar gewandert sind, durchaus keine Spur zu finden vermochte. Er gewann die Überzeugung, dass es sich hier um gefälschte Fabrikate han-

delte. Das sollte sich bald vollauf bestätigen, und es ist Stein gelungen, den ganzen Betrug aufzudecken.

Neben den schriftlichen Denkmälern sind durch Stein aber auch eine Menge von Erzeugnissen der Kunst und Industrie zutage gekommen, die theils in den religiösen Cultus, theils in das häusliche Leben der Bewohner jener Gegenden interessante Einblicke gewähren.

So fand er Fresken und Sculpturen, viele Kolossalstatuen in Stuck in den Klöstern und Tempeln. Interessantere Stücke wurden geborgen und im übrigen möglichst viel Photographien abgenommen.

In den Wohnhäusern und sonst hie und da fanden sich mancherlei Geräthe, Haushaltungsgegenstände u. dgl., z. B. Stühle, deren Holzornamentik die classischen Motive der gräcobuddhistischen Kunst des Gandhâra-Landes zeigen, Stoffe, Decken, eine Schreibfeder aus Tamariskenholz, Thongefäße, Lederreste, Siegel u. dgl. m., in dem Sande der Ruinen so gut erhalten wie in den ägyptischen Pyramiden. Wertgegenstände kamen dagegen keine zutage. Dieser Umstand spricht ebenfalls dafür, was sich schon a priori vermuthen ließ, dass diese Orte nicht infolge einer plötzlichen Katastrophe verlassen wurden, sondern allmählich, infolge der Unmöglichkeit fortgesetzter Bewässerung, unter langsamem, aber beständigem Vorrücken des Wüstensandes.

Über weitausgedehnte Gebiete, die einst eine blühende Cultur zeigten, hat der Wüstensand endgiltig den Sieg errungen und alles Leben daraus vertrieben. Man gewinnt eine Vorstellung von dieser unheimlichen, stillen erobernden Macht des Sandes durch die Angabe Steins, dass einige der von ihm ausgegrabenen Niederlassungen etwa hundert englische Meilen jenseits der Grenze des jetzigen bebauten Bezirkes liegen. Man begreift es auch, dass die große, Verderben bringende Wüste von den Bewohnern am Rande derselben mit abergläubischer Furcht betrachtet wird. Einen unheimlichen Eindruck machten auf den herannahenden Forscher die Reihen gebleichter Bauholzstücke, die wie das Fachwerk eines gestrandeten Schiffes zwischen den Sanddünen hervorragten. So fand er es an der so ergebnisreichen Ausgrabungsstätte in der Wüste nördlich von Niya, wo eine Niederlassung mit ihren zerstreuten Wohnhäusern und heiligen Stätten ein Gebiet von $4^1/_2$ zu 11 Meilen bedeckte. Der mörderische Sand hat sich aber dem Forscher günstig erwiesen. Er hat die Reste der Vergangenheit treu conserviert. So waren von den beschriebenen Holztafeln, die sich in Haufen in den Häusern vermuthlich von ehemaligen örtlichen Beamten fanden, viele in vorzüglichem Zustande, die Tinte so schwarz und Siegel und Schnüre so vollkommen erhalten, als wären sie nur einige Wochen und nicht fast 2000 Jahre alt. Alles Leben aber hatte weichen müssen. So fanden sich in den sorgfältig angelegten Gärten, die die Häuser umgaben, verdorrte Hecken und Alleen, todte Bäume aller Art, am meisten Pappeln, Pfirsich-, Pflaumen-, Aprikosen- und Maulbeerbäume, die noch von der einstigen Cultur des Landes zeugen.

Hoffentlich erhalten wir bald von Dr. Stein eine zusammenhängende ausführliche Schilderung seiner an Ergebnissen aller Art so reichen Forschungsreise.[1])

* * *

In nahem Zusammenhang mit diesen Entdeckungen stehen diejenigen des französischen Forschers Charles Eudes Bonin, der in den Jahren 1898—1900 Centralasien erforscht hat und in den Comptes Rendus der Académie des inscriptions et belles-lettres (Bulletin Mars-Avril 1901) darüber berichtet. Vor allem interessieren uns seine Mittheilungen über die sogenannten Grotten der tausend Buddhas, im Südosten der Stadt Sha-Tcheou (Sa-tschu), ganz im Westen der chinesischen Provinz Kansu (Kan-tschou), die dem Gebiete von Ost-Turkestan benachbart ist. Auch die Grotten der tausend Buddhas, die schon früher bekannt, aber nicht ausreichend erforscht und geschildert waren, befinden sich in einer jetzt völlig verlassenen und vergessenen Gegend, mitten in einer Sandwüste. Die Wände dieser Grotten zeigen eine Menge wohl erhaltener Malereien, Fresken mit leuchtend-frischen Farben, auf den Kalkbewurf gemalt, wie in Turfan zum größten Theil in rein indischem Stil. Natürlich finden sich da vor allem viele Bilder des Buddha, auch Scenen aus dem Leben des großen Religionsstifters oder solche, die die Verehrung desselben vorführen. Man sieht Festzüge, deren Theilnehmer arische Gesichtsbildung und indische Kleidung erkennen lassen. Aber auch die chinesische Welt erscheint in diesen Darstellungen. Sie tritt namentlich in Scenen aus dem täglichen Leben der Chinesen hervor. Bilder der Göttin Tara sind ebenfalls vorhanden. Auch an Sculpturen, zum Theil von großem

[1]) Diese Hoffnung ist inzwischen erfüllt durch das Erscheinen von Dr. M. A. Steins »Preliminary Report on a Journey of Archaeological and Topographical Exploration in Chinese Turkestan«. London 1901.

Umfang, ist kein Mangel. Da gibt es einen 15 *m* großen liegenden Buddha; einen anderen Buddha, der 25 *m* hoch ist, durch drei Stockwerke geht und aus dem Löß gearbeitet ist. Der Centraltempel hat fünf Stockwerke und enthält einen 30 *m* hohen Buddha. Inschriften finden sich vom Jahre 366 nach Christi an bis in die neuere Zeit hinein.

Die tausend Grotten zeigen eine bemerkenswerte Mannigfaltigkeit. Keine ist der anderen gleich. Die meisten sind circa 8—10 *m* im Quadrat groß; einige auch 15—20 *m* breit und tief.

Aus dieser Gegend ist vor etwa 2000 Jahren das Volk der Yuei-tschi ausgezogen, welches die Inder Çaka oder Turushka, die Griechen Indoskythen nennen. Diese Yuei-tschi, Çaka oder Indoskythen sollten bekanntlich bald eine bedeutende Rolle in der Geschichte Indiens spielen. Sie gründeten in Indien und Baetriana die Dynastie der Kushana, welcher der große König Kanishka oder Kanerki, der berühmte Förderer des Buddhismus im 1. Jahrhundert nach Christo, angehörte. Es ist derselbe, unter dessen Ägide in Kaschmir das vierte große buddhistische Concil stattfand. Bonin beabsichtigt, seine religionsgeschichtlichen Folgerungen daraus, dass sich die Grotten der tausend Buddhas mit ihrer ganz indischen Kunst gerade in dem Ursprungslande dieser Dynastie finden, in einer späteren Publication zu ziehen.

Wie nahe sich diese Entdeckungen mit denen einer altbuddhistischen Cultur in Ost-Turkestan berühren, braucht wohl kaum besonders hervorgehoben zu werden.

3. Herr Dr. W. Hein legt von Herrn Dr. Niederleithinger übersandte menschliche Skeletreste und eine Bronzenadel, gefunden nächst Wilfersdorf (Niederösterreich), vor.

4. Herr Dr. Wilhelm Hein bespricht

Schoetensacks Abhandlung: Die Bedeutung Australiens für die Heranbildung des Menschen aus einer niederen Form.[1])

Zunächst setzt er die von Prof. Klaatsch in Heidelberg vertretene Ansicht von der Entwicklung des Menschen aus einem Typus, der auch zugleich für den Affen der Stammvater ist, auseinander und weist darauf hin, dass der Mensch nach Klaatsch nicht durchaus ein fortgeschrittenes Genus darstellt, wie aus der Bildung des Fußes ersichtlich ist. Der menschliche Fuß stehe dem Fuße des Urtypus viel näher als z. B. der Pferdefuß, der eine viel weiter entwickelte Form zeige. Diese Fußbildung musste auch die Frage nach der Urheimat des jetzigen Menschengeschlechtes nahe legen. Die Sohlenkrümmung deute auf einen Saugfuß hin, der sich bei Lebewesen entwickeln musste, die gezwungen waren, auf hohe Bäume zu klettern; auch die Bildung der großen Zehe lasse sich am leichtesten durch die Übung des Baumkletterns erklären.

Der Vortragende geht dann auf die Erörterung der Schoetensack'schen Ansicht ein, dass Australien jenes Land sei, in welchem sich aus dem Vormenschen der jetzige Mensch entwickelt habe. Vom anthropologischen Standpunkte aus kann und will er weder für noch gegen diese Hypothese Stellung nehmen, doch fühlt er sich verpflichtet, als Ethnograph einige der Schlussfolgerungen des Verfassers abzulehnen. Der Verfasser meint aus dem Vorkommen des Bumerangs bei Australiern und in der paläolithischen Periode Frankreichs, ferner aus dem gleichen Vorkommen der Speerschleuderholzes zur Behauptung berechtigt zu sein, dass diese beiden Instrumente sich von Australien aus verbreitet haben. Dr. Hein ist der Ansicht, dass sich gerade diese Werkzeuge an den verschiedensten Orten des Erdballs unabhängig von einander entwickelt haben; namentlich der Bumerang, der als »Kehrwiederkeule« bezeichnet wird, sei in seiner Form so einfach, dass seine Erfindung immer wieder erfolgen musste. Die Eigenschaft des Wiederkehrens ist nicht jedem Bumerang gegeben, und auch nicht jeder Australier kann den Bumerang so werfen, dass er wiederkehrt.

So bestechend Schoetensacks Hypothese ist, so sieht sich der Vortragende doch veranlasst, vom ethnographischen Standpunkte eine ablehnende Haltung einzunehmen.[2])

In der Discussion weist der Vorsitzende auf die immer wieder auftauchende Ungehörigkeit hin, sehr bekannte Parallelen menschlicher Technik, Gewohnheiten und sonstiger Gebräuche für Abstammungstheorien zu verwerten. Fast täglich werden, wie es scheint, erfolglose Proteste gegen ein Verfahren laut, welches den Grundsätzen der Ethnologie direct widerspricht. Derartige Übereinstimmungen ethnischer Äußerungen können ganz spontan bei analogen Culturstufen der verschiedensten Völker aus

[1]) Verhandl. des naturhist.-medicin. Vereins zu Heidelberg. N. F.. VII, 105, und Zeitschr. für Ethnologie, XXXIII, 127.

[2]) Herr Dr. Schoetensack ersucht festzustellen, dass die Skizzen des ersten von ihm abgebildeten paläolithischen Bumerangs dem Werke von Girod et Massénat, L'âge du renne, Paris 1900, Tafel VI, Fig. 1, entnommen ist, die Skizze der zweiten dagegen Cartailhacs La France Préhistorique, 1896, Fig. 25.

der allgemein menschlichen Grundanlage hervorgehen oder durch Übertragung von Volk zu Volk gelangen. Welches Moment im Einzelfalle maßgebend ist, kann nur durch geduldige Materialsammlung und durch kritische Bearbeitung vieler Beobachtungen festgestellt werden. Dies bezieht sich auf alle menschlichen Geistesthätigkeiten. So haben, um nur ein Beispiel zu geben, die Sprachforscher längst erkannt, dass die vielfachen Berührungen der byzantinischen und neugriechischen Sprichwörter mit den slavischen keinen Schluss auf die Vermischung von slavischem und griechischem Blut zulassen (Krumbacher, Byzantinische Zeitschrift, V, 608), wohl aber auf geistige Berührungen u. s. w. Noch viel weniger geht es an, allgemein menschliche animistische Vorstellungen zur Beweisführung einer Ausstrahlung der Australier über weit entlegene Erdenräume zu benützen. Ganz unerklärlich erscheint es aber, wie unter diese allgemein menschlichen Vorstellungen die germanische Weltesche hineinkommt, welche eine specifische, offenbar höheren Culturkreisen entstammende Symbolisierung des Kosmos darstellt. Parallelen hiezu sind aus der australischen Mythologie nicht bekannt. Wir haben gewiss jeden Grund, für neue Anregungen dankbar zu sein. Fruchtbar können dieselben jedoch nur wirken, wenn sie auf die Beherrschung des bisher eroberten Materials, dessen Bedeutung durchaus nicht unterschätzt werden darf, aufgebaut sind.

Herr Feldmarschall-Lieutenant Richard Freiherr von und zu Eisenstein sendet einen Reisebericht, dem wir das Folgende über

das Schulwesen in Tripolitanien

entnehmen. Die Daten zu Folgendem hat derselbe von dem türkischen Stabsarzt Dr. Browski, der sich in Tripolis niedergelassen hat, erhalten.

Es bestehen an Schulen:

1. Eine Art von Volksschulen für Knaben, welche jedoch unseren Volksschulen keineswegs auch nur annäherungsweise ähnlich sind. Die Töchter der tripolitanischen Araber genießen überhaupt keinen Schulunterricht.

2. Zwei theologische Schulen, *medressé* benannt.

3. Zwei sogenannte türkische Staatsschulen, von welchen die eine als Cadettenvorbereitungsschule für die Kinder der türkischen Officiere und der türkischen Beamten und die andere als Civilverwaltungsschule für Araberknaben bestimmt ist.

4. Eine türkische Mädchenschule für die Töchter der türkischen Officiere und der türkischen Beamten.

Ad 1. Das Entstehen der bestehenden Volksschulen, *mahallé-mektebi* benannt, ist sozusagen ein spontanes. Irgend ein *chodscha* (*softa* oder Korankundiger) thut sich in einer der ziemlich zahlreichen kleinen Moscheen oder in dem Annexkämmerchen eines der nicht minder zahlreichen Heiligengräber nieder und theilt den Gläubigen aus der Nachbarschaft, welche sich zur Verrichtung ihrer Andachten dort einfinden, mit, dass er Unterricht zu ertheilen bereit sei. Die Knaben stellen sich dann allmählich in größerer oder geringerer Anzahl bei ihm ein. Die Schule ist je nach den Localverhältnissen verschieden, es sind meist kleine, niedrige, dumpfe Löcher, staubig und schmutzstarrend.[1])

Keine dieser Schulen besitzt mehr als dreißig Schüler.

Eine alte staubige Strohmatte auf dem Erdboden ausgebreitet, der Koran und last not least ein Rohrstöckchen bilden die gesammte Einrichtung einer solchen Bildungsschule.

Das einzige Studienobject ist also der Koran. Derselbe ist käuflich zu erwerben. Handschriftliche Exemplare sind geschätzter, stehen aber ungleich höher im Preise als gedruckte.

Der Chodscha beginnt die Schule damit, die erste Zeile des Korans mit hartem Griffel auf ein geschwärztes Holztäfelchen zu schreiben und dann die einzelnen Worte den Knaben solange vorzusprechen, bis sie dieselben nachsagen können. Dann bekommen sie selbst einen Griffel in die Hand und müssen sich bemühen, die Schriftzeichen der Vorlage gemäß auf ihre Täfelchen, welche sie mitzubringen haben, nachzuschreiben und dabei stets das eben geschriebene Wort auszusprechen, bis sie das ziemlich lange Holztäfelchen vollgeschrieben haben.

Da nun die verschiedenen Jahrgänge nicht abgesondert, sondern alle Schüler, die eben erst eingetretenen und die weiter vorgeschrittenen, von demselben Lehrer gleichzeitig ohne räumliche Trennung unterrichtet werden, und da die Schüler keineswegs alle gleich schnell schreiben und dabei die verschiedenen Worte durcheinander rufen, so bildet dieser Chorus ein ganz sonderbares Kunterbunt, welches lebhaft an die sprichwörtlich gewordene »Judenschule« erinnert.

[1]) Im Sommer ist es hie und da besser bestellt, wo nämlich der Unterricht im freien Hofraum gegeben werden kann.

Wenn auf diese Weise die erste Zeile erledigt ist, werden die Holztäfelchen abgerieben, vom neuen geschwärzt und dann wird die zweite Zeile des Korans vom Lehrer darauf vor- und von den Knaben nachgeschrieben. Die besten Schüler lernen dabei das ganze Buch auswendig. Diese erhalten dann den Titel *hafiz*, werden festlich mit Seidenbändern und Flittertand behangen, unter Gesangs- und Dudelsackbegleitung in der Stadt herumgeführt und bleiben hochgeehrte Leute bis an ihr Lebensende.

Die Schule währt ununterbrochen mit Ausnahme der Feiertage und der drei Hauptfeste des Islam (die beiden *bairam* und *mewlud*), welche je einige Tage währen, das ganze Jahr fort. Die Zahl der täglichen Lehrstunden hängt ganz von dem Belieben und der Laune des Chodschas ab. Wenn er irgend etwas anderes zu thun hat, so kommt er einen oder mehrere Tage eben ganz einfach gar nicht in die Schule. Dabei ist aber dem Chodscha auch recht, was seinen Schülern beliebt, denn wenn einer oder der andere von den letzteren seinerseits wieder ein paar Tage nicht in der Schule erscheint, so hat das ebenfalls nichts zu bedeuten. Es gibt eben keinen Schulzwang. Im allgemeinen währt der Unterricht beziehungsweise die Anwesenheit der Knaben im Schulraume täglich $2^1/_2$—3 Stunden vor-, und ebensolange nachmittags.

Mit der letzten Zeile des Korans hat der Schüler seinen Cursus beendet, er hat ausstudiert und verlässt die Schule, falls dies nicht etwa freiwillig vorher geschehen ist. Mit seltenen Ausnahmen währt der Unterricht nicht länger als zwei bis drei Jahre.

Auch ein schulpflichtiges Alter gibt es nicht. Die Freiwilligen« beginnen obige Schulen im Alter von fünf bis acht Jahren zu besuchen. Dann ziehen sie ihre Eltern zu einer anderen Beschäftigung heran, geben sie zu einem Handwerker in die Lehre oder führen sie sonst irgendwie ins praktische Leben ein.

Vollblutneger sind in den Schulen von Tripolis eine ganz außerordentliche Seltenheit. Häufiger sind Mischlinge (Vater Araber und Mutter Negerin) darin zu finden.

Die Lehrer (Chodschas) der Volksschule *(mahallé-mektebi)* sind eigentlich auf das von den Kindern bezahlte Schulgeld angewiesen. Dies ist aber sehr geringfügig. Es beträgt 40—80 Para gleich 20—40 Heller. Wenn es besonders reich ausfällt, so erhält der Chodscha eine Medschidié gleich vier Kronen für ein Quartal. Davon könnte der Chodscha — zumal auch arme Kinder ganz gratis mitunterlaufen — kaum sein Leben fristen, aber glücklicherweise hat er noch anderweitige Erwerbszweige. Solche sind: Gebetsruf vom Minaret aus, rituelle Leichenwaschungen, Gebete bei verschiedenen Gelegenheiten, wie Beschneidung, Hochzeit und Begräbnis.

Wie viele Volksschulen es in Tripolis gibt, weiß Allah allein, da sie ganz selbständig, jede für sich bestehen, da sie keinerlei Centralstelle oder behördlichen Oberleitung oder Controle unterstehen und da die Behörden sich um ihre Existenz gar nicht bekümmern. Schließlich ist die Statistik eine in Tripolis auch noch unbekannte Wissenschaft.

Schätzungsweise mag es zwischen 40 und 50 solcher Schulen geben. Das Verhältnis der Schulbesucher zur Anzahl der Kinder, welche keine Schule besuchen, ist gleichfalls unmöglich genauer festzustellen. Es kann allenfalls etwa 10% betragen, und so kann man annehmen, dass etwa 10% den Koran zu lesen vermögen. Des Lesens der geschriebenen Schrift sind in Tripolis und Umgebung ungefähr 3%, auch des Schreibens höchstens $1^1/_2\%$ mächtig. Von der Beduinenbevölkerung des flachen Landes und der Binnenstädtchen der Provinz ist wohl kaum Einer von Tausend zu lesen und zu schreiben mächtig.

Ad 2. Es gibt in Tripolis zwei Medressen, das sind rein theologische Lehranstalten, in welche Araberknaben nach absolvierter Volksschule *(mahallé-mektebi)* aufgenommen werden. Eine ist von einem gewissen Hadschi-Myzram in Verbindung mit einer gleichfalls von ihm erbauten Moschee gestiftet worden. Zur weiteren Erhaltung dieser Schule bestimmte der Stifter die Zinsen eines in Immobilien ad hoc angelegten Capitals (Wohnhäuser, Magazine, Backöfen etc.). In dieser Medresse sind eine Anzahl kleiner Kammern vorhanden, in denen die Studierenden unentgeltlich Wohnung nehmen können. Desgleichen erhalten sie kostenlos ihre Lebensbedürfnisse in Form von Brod, Reis, Butter etc., also in Naturalien, für deren mehr oder weniger kunstgerechte culinarische Zubereitung sie selbst zu sorgen haben. Mit Hilfe eines Holzkohlenbeckens, statt des Herdes, bewerkstelligen sie dieses nach Geschick und Neigung.

Die zweite Anstalt wird von der Stadt erhalten.

Die Theologieschüler hören, wenn sie nicht eben mit Reiskochen oder Zwiebelabschälen beschäftigt sind, die theologischen Vorträge durch acht bis zehn Jahre. Dann erhalten die absolvierten Studenten seitens ihres Lehrkörpers die *idschazetnáme*, das ist eine Bescheinigung, dass

sie sich so viel theologisches Wissen erworben haben, um auf den Titel »Chodscha« Anspruch machen und als solcher fungieren zu können.

Die Vorträge in dem »Hörsaal« der Medressen werden von »höheren Professoren«, welche hiezu die Eignung besitzen oder zu besitzen glauben, abgehalten. Dieselben haben vorerst den Bildungsweg in der Medresse zurückgelegt und sich hernach mehr oder weniger autodidaktisch vervollkommnet. Es gibt einzelne wenige Chodschas und Schriftgelehrte, welche über ein ziemlich umfangreiches theologisches Wissen verfügen — dann auch sehr viel Spreu unter diesem Weizen — aber dabei sind ihnen alle übrigen Wissenschaften bis zu nachgerade unglaublich hohem Grade fremd.

Ad 3. Obwohl die beiden türkischen »Staatsschulen« diesen etwas hochtrabenden Namen führen, so entspricht deren Lehrplan so ziemlich jenem unserer Volksschulen. Diese beiden Schulen sind:

a) Eine Vorbereitungs-Cadettenschule, *ruschdié askerié* benannt. Die Schüler in derselben sind in zwei Kategorien geschieden, in *leili* und in *n'hari*. Es sind dies arabische Worte, welche bedeuten: Nächtlinge oder Interne oder Taglinge oder Externe. Die ersteren haben in der Anstalt Wohnung und Verpflegung und eine monatlichen Löhnung von einer Medschidié (gleich vier Kronen). Hievon werden ihnen jedoch die Anschaffungskosten für Lehrbücher und Schreibmaterialien in Abzug gebracht. Es befinden sich gegenwärtig 70—80 Zöglinge als Interne *(leili)* in der Anstalt.

Die Externen *(n'hari)* besuchen die Schule nur tagsüber, erhalten weder Löhnung noch Uniform, können sich aber eine solche anschaffen und sie tragen. Deren gibt es gegenwärtig etwa 300. Der Schulunterricht für beide Kategorien ist gemeinsam. Die Schüler recrutieren sich hauptsächlich aus türkischen Officiers- und Beamtensöhnen.

In der Abtheilung der Internen befinden sich auch einige Negerknaben und Beduinenkinder aus dem Innern Tripolitaniens. Die letzteren sind durchwegs Waisenknaben, welche von der Regierung in diese Schule gegeben werden, damit sie später Officiere werden, und durch ihren »Glanz« bei ihren arabischen Stammesgenossen Lust und Liebe zum Militärdienst erwerben sollen, wozu bei denselben vorläufig eine sehr intensive Abneigung vorhanden ist. Nebenbei bemerkt, gibt es für die Bevölkerung Tripolitaniens keinerlei Militärdienstpflicht.

Die Aufnahme in beide Abtheilungen erfolgt vom 8. bis zum 15. Lebensjahre, jedoch nimmt man es mit dieser Vorschrift nach beiden Richtungen hin nicht sonderlich genau.

Der Lehrplan ist in vier Jahrgänge eingetheilt.

I. Jahrgang. Türkisch lesen und schreiben. Dictandoschreiben *(imla')*. Türkische Orthographie *(esmaï-türki)*. Religionslehre und Ceremonienvorschriften *(ilm-ahlak)*.

II. Jahrgang. Anfangsgründe der französischen und der englischen Sprache für eine beschränkte Schüleranzahl der Internen, welche vom Anbeginne für den späteren Dienst in der Kriegsmarine bestimmt werden. Die vier Rechnungsarten. Zeichnen. Arabische Grammatik. Persische Grammatik. Türkische Sprachlehre.

III. Jahrgang. Fortsetzung der obgenannten Gegenstände und Geographie, eine Sammlung persischer Dichtungen *(gülistan)* und arabischer Syntax *(awamil)*.

IV. Jahrgang. Fortsetzung der obgenannten Gegenstände und kaufmännische Buchführung *(ussuli-defteri)*.

Keinerlei militärischer Drill.

Der Director der Anstalt *(mudir)* ist ein activer Major. Der gesammte Lehrkörper besteht aus activen Officieren der Armee niederen Grades, nur die Lehrer für Arabisch und Persisch sind dem Civilstande angehörig. Dieselben besorgen, da sie Chodscha sind, auch den Religionsunterricht. Alljährlich findet eine öffentliche Prüfung und eine Preisvertheilung statt. Hierauf folgen etwa zwei Monate Ferien.

Die Disciplin wird nach Maßgabe des Militärstrafgesetzes gehandhabt, mit der Ausnahme, dass die im letzteren bereits aufgehobene Prügelstrafe hier noch zu Recht besteht.

Nach absolvierter Schule beziehen die Zöglinge eine Art Militärrealschule *(tidadié)* zu Konstantinopel.

b) Civilverwaltungsschule *(ruschdié mülkie)*.

Es bestehen nur externe Schüler, und zwar 80 an der Zahl.

Sie haben ungefähr denselben Lehrplan wie die Vorbereitungs-Cadettenschule jedoch ohne fremde Sprachen. Vier Jahrgänge. Sie wird zumeist von eingeborenen Araberknaben besucht, welche vorher eine Volksschule absolviert haben. Es ist kein Schulgeld zu zahlen.

Nach Austritt aus der Schule werden die jungen Leute bei den Tripolitaner Localbehörden als Bureau-Praktikanten angestellt. Das Schullocale ist ziemlich mangelhaft. Die Leistungen in dieser Schule sind trotz des ungefähr gleichen Lehrplanes viel geringwertiger als in der Militärschule. Die Lehrkräfte werden aus der Provinzialcasse bezahlt. Die Schule untersteht dem Unterrichtsministerium *(ma'árif)* in Konstantinopel.

Dass ein eingeborener Tripolis-Araber sich irgendwo anders, z. B. nach Konstantinopel, begeben hätte, um eine höhere Ausbildung zu erlangen, ist bisher noch niemals vorgekommen.

ad 4. Die türkische Mädchenschule in Tripolis ist die erste ihrer Art und wurde vom General-Gouverneur Namyk-Pascha vor ungefähr zwei und einhalb Jahren gegründet. Er hatte zu deren Leitung eine türkische Lehrerin aus Konstantinopel verschrieben und derselben eine einheimische türkische Frau als Unterlehrerin beigestellt.

Diese Schule wird meist von Töchtern der türkischen Officiere und Beamten frequentiert. Dermalen befinden sich 71 Schülerinnen in der Schule, unter welchen jedoch auch sechs bis sieben eingeborene Arabermädchen sind.

Die Schule ist vorläufig in zwei Classen eingetheilt.

Die erste Classe, *ichtiat*, zu deutsch: Nothwendigkeit, also die Schule für das unbedingt nöthigste Wissen, besteht aus zwei Jahrgängen. Die Lehrgegenstände in denselben sind zunächst der Koran und die Religionslehre, dann die Anfangsgründe der türkischen Schrift und endlich ein wenig Rechnen bis zur Multiplication.

Die zweite Classe, *iftitahie*, zu deutsch erstes, soll vier Jahrgänge umfassen. Da aber die Schule jetzt erst gegen drei Jahre besteht, so ist der vierte Jahrgang, welcher den Abschluss des projectierten Lehrganzen bilden soll, noch nicht vorhanden. Der Lehrplan geht aus dem zum Schlusse angeführten Schulbücher-Verzeichnis hervor.

Außer den dort erwähnten Gegenständen werden auch weibliche Handarbeiten aller Art, selbst Blumenmachen, jedoch merkwürdigerweise mit Ausnahme des Nähens, gelehrt.

Alljährlich findet zum Schulschlusse eine öffentliche Prüfung statt und werden an eine Anzahl der besten Schülerinnen Prämien, wie: Bücher, Schmuckkästchen, Seidenbänder u. dgl., vertheilt. Für dieses Jahr ist als erster Preis eine goldene Damenuhr mit Kette in Aussicht gestellt. Gelegentlich der Prüfung findet auch eine kleine Lotterie statt, in welcher die im Laufe des Schuljahres angefertigten Handarbeiten, Stickereien etc. gewonnen werden können. Der hiebei erzielte Reingewinn wird zur Deckung der Schulkosten mitverwendet, welche im übrigen bereits aus den Revenuen bereits früher vorhanden gewesener frommer Stiftungen bestritten werden sollen. Da dieselben aber auch nicht ausreichen, so steuert auch noch die Municipalitätscasse der Stadt monatlich 150 Piaster oder 30 Kronen als Gehalt für die zweite Lehrerin bei.

Die Mädchen beginnen zumeist im Alter von sechs Jahren den Schulbesuch. Sie kommen täglich, mit Ausnahme des Freitags, um circa $8^1/_2$ Uhr morgens zur Schule und verbleiben daselbst bis um 10 Uhr türkisch, das ist zwei Stunden vor Sonnenuntergang. Die Unterrichtszeit ist demnach während der Winterszeit erheblich kürzer als zur Sommerszeit.

Mittags tritt eine einstündige Ruhepause ein, während welcher die Mädchen jedoch das Schulgebäude nicht verlassen dürfen. Entweder haben sie sich etwas zum Essen mitgebracht oder es wird ihnen von den Eltern nach der Schule gesendet.

Irgendwelches Schulgeld ist seitens der Schülerinnen nicht zu bezahlen, die Lehrbücher und das zu den Handarbeiten erforderliche Materiale müssen sie sich jedoch anschaffen.

Das Schulgebäude ist ein gemietetes, ziemlich luftiges Privathaus.

Obwohl diese einzige türkische Mädchenschule von Tripolis trotz der ihr zu Gebote stehenden geringfügigen Mittel verhältnismäßig ganz befriedigende Erfolge aufzuweisen hat, ziehen es viele Officiere und Beamte dennoch vor, ihre Töchter in die in Tripolis befindliche italienische Staats-Mädchenschule oder zu den französischen Nonnen gehen zu lassen, weil daselbst auch französische und italienische Sprache und besonders Musik (Clavier und Gesang) gelehrt wird, was in der türkischen Mädchenschule nicht der Fall ist und weil in der letztgenannten Schule die fanatische Seite recht wirksam gepflegt wird, womit ein großer Theil der heutigen gebildeten Türken keineswegs mehr einverstanden ist.

Der ehemalige Gouverneur Namyk-Pascha erließ seinerzeit wohl einmal ein Verbot gegen den Besuch der ausländischen Christenschulen, doch haben sich die betreffenden Eltern nicht sonderlich daran gekehrt, und ganz besonders nicht die Officiere, welche an ihrem Commandanten Marschall Redscheb-Pascha einen sehr liberalen und durchaus auf der Höhe seiner Zeit und des geistigen Fortschrittes stehenden Protector haben und sich demnach um die Verbote des Civil-

Gouverneurs nicht sehr ängstlich zu bekümmern brauchen, da sie seiner Machtbefugnis nicht unterstehen.

Die Lehrbücher der türkischen Mädchenschule zu Tripolis sind:

1. Der Koran.
2. Das Lehrbuch für die richtige Aussprache des Koran-Arabisch mit einzelnen Erklärungen sprachlich schwer verständlicher Stellen und Sätze.
3. Arabische Grammatik und Syntax *(sarf-nahib)*.
4. Türkische Fibel *(sarf-nahib)*. Beide von Mohamed Sehni-Efendi.
5. Grammatik der persischen Sprache *(rehberi-farsi)*. Von Habib-Efendi.
6. Lehrbuch der Hauswirtschaft für junge Mädchen *(idarebeitich kyslara maxus)*. Von Ali-Riza-Efendi.
7. Gesundheitslehre für junge Mädchen *(kyslara maxus hifzi-sahat)*. Von Halil-Riza-Efendi.
8. Kurzgefasste Geographie des osmanischen Reiches *(muchtasar dscheografia osmanié)*. Von Kolagassi (Stabshauptmann) Ali-Djewad.
9. Frauen-Correspondenz *(hanumlara muschah)*. Von Ahmed-Erib.
10. Einfaches Rechnen *(amedi hissab)*. Von Mahomed Djellal.
11. Lehrbuch der Naturlehre für Mädchen, Zoologie, Botanik und Mineralogie *(kyslara maxus malumat-nafia)*. Von Ali-Riza.
12. Anstands- und Sittenlehre für Mädchen *(kyslara maxus ilmi-ahlak)*. Von Ali-Riza.
13. Persisches Übungsbuch *(talimi farsi)*.
14. Allgemeine Geographie mit Karten *(dscheografia umumi)*.
15. Türkische Erzählungen, Lesebuch *(kiraat)*.

Alle diese Bücher sind käuflich zu haben.

Gewerbliche Schulen gibt es bis heute in Tripolis nicht.

Monatsversammlung am 10. December 1901.

Vorsitzender: F. Freiherr v. Andrian-Werburg.

1. Herr Hofrath E. Zuckerkandl hält einen Vortrag:

Zur Morphologie des Gehirnes.

Nach einer historischen Einleitung über die Anatomie und Physiologie der Gehirnwindungen bespricht der Vortragende die Morphologie der Affenspalte (Grenzfurche zwischen Scheitel- und Hinterhauptlappen) und erörtert die Frage, ob diese für die niederen Affen und zum Theil auch für die Anthropoiden charakteristische Furche beim Menschen vorhanden, beziehungsweise an welcher Stelle der Gehirnoberfläche die Reste der Spalte zu suchen sind.

Die Affenspalte wird durch die Einmündung der Zwischenscheitelfurche in ein oben kürzeres und ein unten längeres Stück getheilt. Beim Öffnen der Spalte kommt eine tiefe Grube (Affenspaltengrube) zum Vorschein, an deren vorderer Wand sich drei kleine Windungen, Übergangswindungen genannt, finden. Die obere derselben wird von der mittleren durch den hinteren Abschnitt der Zwischenscheitelfurche geschieden. Dieser mündet häufig in die Bodenrinne der Affenspaltengrube. Schon bei den niederen Affen der alten Welt tritt zuweilen die obere Übergangswindung an die Oberfläche, ein Verhalten, welches bei den Anthropoiden und beim Menschen zur Regel gehört. Die Folge dieser Veränderung ist: 1. Die Auflösung der Affenspalte im Bereiche der oberen Übergangswindung; 2. die Etablierung einer Grenzfurche zwischen dieser Windung und dem Hinterhauptlappen; 3. die Verkürzung der Affenspalte um die Breite der genannten Übergangswindung; 4. das Auftreten einer neuen Furche an Stelle des oberen kürzeren Antheiles der Affenspalte, und 5. die Verlängerung des oberflächlichen Antheiles der Zwischenscheitelfurche.

Beim Menschen liegt auch die mittlere Übergangswindung oberflächlich, ein Verhalten, welches bei den Anthropoiden bislang nicht beobachtet wurde.

Die höchste Stufe der Ausbildung erreichen die Übergangswindungen des Affengehirnes bei einigen Affen der neuen Welt. Bei Lagothrix Humboldti und Ateles arachnoides und paniscus liegen die obere und mittlere, bei Ateles paniscus auch noch (auf einer Seite) die dritte (untere) oberflächlich. In Folge dessen wird die Affenspalte abermals verkürzt, und zwar um die Breite von zwei oder selbst aller drei Übergangswindungen. Die Affenspalte beschränkt sich auf das

Gebiet unterhalb der mittleren, beziehungsweise der unteren Übergangswindung. Die Zwischenscheitelfurche ist verlängert und geht bei Lagothrix hinten in die sogenannte quere Hinterhauptfurche (Sulcus transversus) über. Nach diesen Befunden ist klar, dass Reste der Affenspalte beim Menschen unterhalb der Übergangswindungen gesucht werden müssen, ferner dass die quere Hinterhauptfurche kein Antheil der Affenspalte sein kann. Es ist vergeblich, am menschlichen Gehirn die Affenspalte an einer Stelle zu suchen, wo sie nicht einmal mehr bei vielen Affen zu finden ist.

Der Umstand, dass bei amerikanischen Affen die Übergangswindungen eine höhere Entwicklung als bei den Anthropoiden erfahren, eine Entfaltung wie sie ähnlich nur noch beim Menschen vorkommt, regt zur Frage an, ob diese Ähnlichkeit auf Vererbung beruht oder eine Convergenzerscheinung darstellt. Da darüber, dass die Anthropoiden im System eine weit höhere Rangstellung als alle übrigen Affen einnehmen, kein Zweifel bestehen kann, so ist von vorneherein jedweder phylogenetischen Speculation der Boden entzogen. Es handelt sich vielmehr um ähnliche Bildungen bei nicht näher verwandten Formen auf Grundlage gleicher functioneller Inanspruchnahme homologer Theile der Gehirnoberfläche. Die gleiche Function hat bei weit voneinander abstehenden Wesen zweimal die gleiche Form erzeugt.

2. Herr Prof. v. Schroeder bespricht das Werk von Karl Florenz: »Japanische Mythologie« und macht weitere nachträgliche Bemerkungen zu seinem in der letzten Versammlung gehaltenen Vortrag über die jüngsten Ausgrabungen in Ost-Turkestan und legt das eben erschienene Werk des Dr. M. A. Stein darüber vor.

Ausschuss-Sitzung am 20. December 1901.

Anwesend: Vorsitzender F. Freiherr v. Andrian-Werburg, Dr. L. Bouchal, Dr. K. Ritter Brunner v. Wattenwyl, Dr. V. Jagić, F. Karrer, K. Freiherr v. Schlosser, Dr. L. v. Schroeder, Dr. E. Zuckerkandl.

1. Als wirkliche Mitglieder werden aufgenommen.
   Ludwig Barski, Präfect der Theresianischen Akademie in Wien,
   Dr. Ludwig Hamburger, Hof- und Gerichtsadvocat in Wien,
   Dr. Anton Ritter v. Premerstein, Privatdocent, Assistent an der k. u. k. Hofbibliothek und k. k. Conservator in Wien,
   Dr. Paul Schulz, k. u. k. Hofrath im Handelsministerium in Wien.

2. Herr Hofrath v. Brunner berichtet über die Verhandlungen des Comités für Statutenänderung. Die beantragten Änderungen werden vorläufig angenommen und Herr Hofrath v. Brunner und Freiherr v. Schlosser mit der Endredaction derselben beauftragt.

3. Freiherr v. Schlosser erstattet einen Bericht über den Stand der bisherigen Einnahmen und Ausgaben der Gesellschaft im Jahre 1901.

4. Dem Präsidenten wird über sein Ansuchen ein Urlaub für die Wintermonate ertheilt und über seinen Antrag Herr Hofrath v. Brunner zu seinem ersten Stellvertreter designiert.

Herr Prof. Karl Fuchs in Pressburg übersendet eine Mittheilung:

Rumänischer Ofen in Zernest.

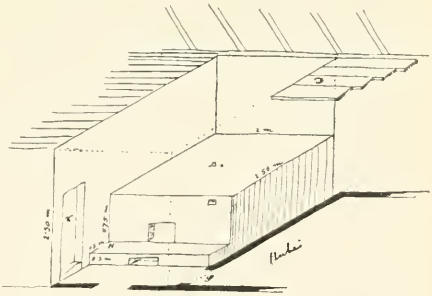


Abb. 70. Rumänischer Ofen in Zernest Nr. 170.
(*Bo* = Backofen, *K* = Kammerthür, *S* = Stubenthür, *H* = Herd, *D* = ein Stück der Stubendecke.)

Dass im sächsischen Hause das Vorhaus ursprünglich keine Decke hatte, dafür spricht das Haus Nr. 170 in Zernest, einem heute von Rumänen bewohnten entlegenen Dorfe des Burzenlandes mit slavischem Namen, wo Haus und Hof nach sächsischer Art gebaut sind. Das Haus fiel mir dadurch auf, dass die weite Spalte unter dem Dache längs des Hauses sich thatsächlich als Rauchspalte erwies, da sie starke Spuren entweichenden Rauches zeigte. Das

Vorhaus, das zwischen Kammer und Stube liegt, hat keine Decke. Zwei Drittheile der Grundfläche nimmt der oben ebene Backofen ein, dessen Abzugsöffnung nicht sichtbar war. Vor dem Backofen bildet der Herd eine 30 *cm* hohe Stufe, in deren linker Ecke die Feuerstelle ist. Über dem Herde liegt auf Kammer- und Bodendecke ein armdicker Baum, an dem die eiserne Kette für den Kessel hängt.

Auf dem Backofen liegt heute allerlei Geräthe, er mag aber ursprünglich die Schlafstätte der Familie im Winter gewesen sein.

Das Alter des Hauses wird von der greisen Besitzerin auf mindestens 120 Jahre veranschlagt.

Als Geschenke für die Bibliothek sind eingelaufen:

Achtundzwanzigster Bericht des Museums für Völkerkunde in Leipzig. 1900.

Anales del Museo nacional de Montevideo Publicados bajo la Direccion del Prof. J. Arechavaleta. Tomo III, Entrega XX, XXI.

Bartels Max, Das medizinische Können der Naturvölker. (Separatabdruck aus dem Handbuch der Geschichte der Medizin. Herausgegeben von Dr. Max Neulinger und Dr. Julius Pagel. Band I, Verlag von G. Fischer in Jena, 1901.) 8°, S. 10—19.

Berger, Philippe, The Excavations of Carthage. (From the Smithsonian Report for 1898, pag. 601—614.) Washington 1900.

Blumentritt, List of Native Tribes of the Philippines and of the Languages spoken by them. (From the Smithsonian Report for 1899, pag. 527—547 with plates I—X.) Washington 1901.

Boletim da Sociedade de Geographia de Lisboa. Fundada em 1875. 17. Serie, 1898—1899, Nr. 10—12. Lisboa 1901. 8°, S. 481—589.

Boncour, Georges Paul, Le Fémur, Étude des Modifications Squelettiques consécutives a l'Hémiplégie infantile. (Extrait des Bulletins de la Société d'Anthropologie de Paris. Fasc. V, 1900.) 8°, 60 S. Paris.

Brabrook, E. W., The past Progress and present Position of the Anthropological Sciences. (From the Smithsonian Report for 1898, pag. 621—636.) Washington 1900.

Bryan, William Alanson, Key to the birds of the Hawaiian Group. (Mit einem Vorwort, Index und Synonym und 15 Tafeln.) Quart. 76 S. Honolulu, H. J. Bishop Museum. Press 1901.

Bulletin de l'École Française d'Extrême-Orient. Revue philologique. Paraissant tous les trois mois. Premier année. Tom. I, Nr. 1. Hanoi 1901. Lex. 8, 79 S.

Buschan, Dr., Die Entvölkerung Frankreichs. (Aus: »Die Umschau« Nr. 50, V. Jahrgang vom 7. December 1901.) Frankfurt a. M. S. 981—984.

Campi, L., Tombe della prima età del ferro ed altri avanzi romani riconosciuti presso San Giacomo di Riva. (Estratto dall' »Archivio Trentino«, Anno XVI, Fasc. II.) 8°, 15 S. und 3 Tafeln.

Capitan L. und Breuil H., Les grottes à Parois Gravées ou Peintes à l'Époque Paléolithique.) Separatabdruck aus: Revue de l'École d'Anthropologie de Paris.) 8°, S. 321—325.

Chantre, Ernest, L'homme Quarternaire dans le Bassin du Rhone. Étude Géologique et anthropologique. Avec 74 figures intercalées dans le texte. (Annales de l'université de Lyon. Nouvelle Serie. I. Sciences, Médecine. Fascicule 4.) Paris 1901. gr. 8°, 189 S.

Dubois, Eugène, Pithecanthropus erectus: A Form from the Ancestral Stock of Mankind. (From the Smithsonian Report of 1898, pag. 445—459 with 3 plates.) Washington 1900.

Ethnologisches Notizblatt. Herausgegeben von der Direction des königlichen Museums für Völkerkunde in Berlin. Bd. II, Heft 3. Mit 80 in den Text gedruckten Abbildungen und 8 Lichtdrucktafeln. 1901. Druck und Verlag von A. Haack in Berlin. 8°, 113 S.

Inhalt: 1. Über künstliche Körperverunstaltungen bei den Eingeborenen im Süden der deutsch-ostafrikanischen Colonie. (Dr. F. Fülleborn.)
2. Goldene Helme aus Columbien. (Prof. Dr. Baessler.)
3. Zur noëtischen und ethnischen Psychologie. (A. B.)
4. Bücherschau. (A. B.)

Festschrift der Geographisch-Ethnographischen Gesellschaft in Zürich bei Anlass der Versammlung des Verbandes der Schweizerischen Geographischen Gesellschaften in Zürich im Jahre 1901. (Nebst Jahresbericht für das Geschäftsjahr 1900—1901.) 8°. Zürich 1901.

Forrer, Über Steinzeit-Hockergräber zu Achmim, Naqada etc. in Ober-Ägypten und über europäische Parallelfunde. Mit zahlreichen Abbildungen im Texte und 4 Tafeln Lichtdruck. Straßburg, 8°, 57 S.

Frobenius, L., The Origin of African Civilizations. (From the Smithsonian Report for 1898, pag. 637—650 with a colored Map.) Washington 1900.

Garcia, Genaro, Mexiko, Carácter de la Conquista Española en America y en Mexico según los textos de los Historiadores primitivos por —. Mexico. Oficina tipográfica de la Secretaría de Fomento 1901. gr. 8°, 451 S.

Geiger, Paul, Beitrag zur Kenntnis der Ipoh-Pfeilgifte. Mit einem Anhang: Pharmakognostische Mittheilungen über einige zur Herstellung von Ipoh verwendete Giftpflanzen. Inaugural-Dissertation zur Erlangung der Doctorwürde der Hohen Philosophischen Fakultät der Universität Zürich, vorgelegt von —.

Giuffrida-Ruggeri, Dr. V., Sulla distribuzione delle intelligenze superiori in Italia. (Estratto dalla Rivista Italiana di Sociologia, Anno V, Fasc. III. Roma, Maggio-Giugno 1900.) 8°, 8 S.

— Osso nasale ripartito, postfrontale ed altri Wormiani nello scheletro facciale. (Con 7 figure.) [Estratto dal' Monitore Zoologico Italiano. Anno XII, Nr. 9, 1901.] Firenze 1901. 8°, 10 S.

— Divisione longitudinale dell' ala magna dello sfenoide (osso pretemporale). Abdruck aus dem anatomischen Anzeiger. Centralblatt für die gesammte wissenschaftliche Anatomie, herausgegeben von Dr. Karl von Bardeleben in Jena. Bd. XVIII, 1900.

— Ricerche morfologiche e craniometriche nella norma laterale e nella norma facciale. (Con 4 figure.) Auszug aus »Atti della Società Romana di Antropologia«, Vol. VII, Fasc. II.

— Sopravviveuze morfologiche in crani di alienati con una figura nel testo. (Estratto dall' Archivio di Psichiatria, Scienze Penali ed Anthropologia criminale, Vol. XXII, Fasc. I.)

— Le origini Italiche. (Estratto dalla »Rivista di Scienze Biologiche«, pag. 11—12, Vol. II.) Como 1900.

Goeldi, Dr. Emilio A., Excavações archeologicas em 1895. Executadas pelo Museu Paraense no Littoral da Guyana Brazileira entre Oyapock e Amazonas. 1ª Parte. As cavernas funerarias artificiaes de Indios hoje extinctos no Rio Cunany (Godnany) e sua ceramica. (Memorias do Museu Paraense de Historia Natural e Ethnographia.) Pará Brazil 1900. 4°, 44 S., mit 3 Farbentafeln.

— Altindianische Begräbnishöhlen im südlichen Guyana und in demselben vorgefundene kunstvolle Töpfereiproducte. Mit 7 Abbildungen in Farbendruck. Aus: Die Schweiz. IV. Jahrgang. Heft 20. 1900.

Haeckel, Ernst, On our present Knowledge of the Origin of Man. (From the Smithsonian Report for 1898, pag. 461—480.) Washington 1900.

Hiersemann, Karl W., Monatliches Verzeichnis neuer Erwerbungen aus allen Litteraturgebieten. Nr. 5, 1901.

Holmes, William H., Review of the Evidence relating to Auriferous Gravel Man in California. (From the Smithsonian Report for 1899, pag. 419—472 with plates I—XVI.) Washington 1901.

Hovorka, Dr. Oscar Edler v. Zderas, Volksmedicin auf der Halbinsel Sabbioncello in Dalmatien. Mit 3 Abbildungen im Texte. (Separatabdruck aus: Wissenschaftliche Mittheilungen aus Bosnien und der Hercegovina. Bd. VIII, 1901.) 4°, 38 S.

Jankó, Dr. Johann, Magyarische Typen. Erste Serie: Die Umgebung des Balaton. Herausgegeben durch die Ethnographische Abtheilung des ung. Nationalmuseums. Mit 14 Tafeln. Budapest 1900.

Journal and Proceedings of the Hamilton Scientific Association. Session 1900—1901, Number XVII, 8°, 124 S.

Journal of the American Oriental Society. Vol. 22, Part. 1, Firsthalf 1901. New Haven.

Kaindl, Raimund Friedrich, Das Ansiedlungswesen in der Bukowina seit der Besitzergreifung durch Österreich. Mit besonderer Berücksichtigung der Ansiedlung der Deutschen. Mit Benützung der urkundlichen Materialien aus dem Nachlasse von F. A. Wickenhauser. Innsbruck, Wagner'sche Buchhandlung, 1902. 8°, 537 S.

Karazich, List za spiski narodni život obitschaje i oredanje. August, September, October 1901.

Kraitschek, Dr. Gustav, Europäische Menschenrassen. (Separatabdruck aus Zeitschrift für Schul-Geographie. XXI. Jahrgang, III. Heft, S. 65—81.)

— Der alpine Typus. Separatabdruck aus dem Centralblatt für Anthropologie. Ethnologie und Urgeschichte. Heft 6, 1901, 8 S.

Langkavel, Dr. B., Dogs and Savages. (From the Smithsonian Report for 1898, pag. 651—675.) Washington 1900.

Laufer, Heinrich Dr. Med., Beiträge zur Kenntnis der Tibetischen Medicin. I. Theil. Berlin 1900. 8°, 41 S.

Lehoczky, Tivadar, Emlékek a Régibb Vaskorból Mukács Környékén. Separatabdruck aus: Archaeologiai Értesitő 1901, 2, 3 und 4. gr. 8° mit Textillustrationen, 39 S. Budapest 1901.

Le Mois Scientifique, 3. Année, Septembre-Octobre 1901, Nr. 9—10. Revue mensuelle publiée sous la direction du Professeur H. Girard, Paris.

Letourneau, Ch., La Psychologie Ethnique. (Bibliothèque des Sciences contemporaines.) Paris, C. Reinwald Schleicher Frères, 1901. kl. 8°, 556 S.

Lipinska, Dr. M. Melanie, Histoire des Femmes Médecins depuis l'antiquité jusqu'à nos jours. Paris 1900. 8°, 568 S.

Lissauer, Dr. A., Virchow als Anthropologe. (Sonderabdruck aus der »Deutschen medicinischen Wochenschrift« 1901, Nr. 41.) 8°. 8 S.

Mayr, Albert, Die vorgeschichtlichen Denkmäler von Malta. (Mit 12 Tafeln und 7 Plänen.) [Aus den Abhandlungen der bayer. Akademie der Wiss. I. Cl., Bd. XXI, III. Abth.] München 1901. 4°. 645 bis 726 S.

Morselli, Enrico, Il Precursore dell' Uomo. (Pithecantropus Duboisii.) Nota riassuntiva. Genova Fratelli Carlini. 1901. 8°. 19 S.

Mortillet, G. A. de, Le Préhistorique, origine et antiquité de l'homme. 121 figures dans le texte. Troisième édition. Paris 1900.

Nehring, Dr. Alfred, Über Herberstain und Hirsfogel. Beiträge zur Kenntnis ihres Lebens und ihrer Werke Mit 10 Abbildungen im Text. Berlin 1897.

Peiser, F. E., A Sketch of Babylonian Society. (From the Smithsonian Report for 1898, pag. 579—599.) 8°. Washington 1901.

Pittard, Eugène, Note préliminaire sur l'éthnologie de la Savoie et de la Haute-Savoie. (Extrait du »Globe«, journal géographique, Organe de la société de Géographie de Genève. Tom. XXXIX, Bulletin.) Sur une trépanation préhistorique de l'âge du bronze. Communiqué à la Société de physique et histoire naturelle de Genève dans sa séance du 16 mars 1899.

— Quelques comparisons sexuelles de crânes anciens de la vallée du Rhone (Valais). [Extrait de l'Anthropologie.]

— Étude de diverses séries de crânes anciens de la vallée du Rhone (Valais). 8°, 157 S.

Ploss, Dr. H., Das Weib in der Natur- und Völkerkunde. Anthropologische Studien. Siebente umgearbeitete und vermehrte Auflage. Nach dem Tode des Verfassers bearbeitet und herausgegeben von Dr. Max Bartels. Mit 11 lithographischen Tafeln und circa 610 Abbildungen im Text. Lieferung 1—5.

Proceedings of the Royal Irish Academy. Third Series V—VI, Nr. 1—3. Dublin 1900.

Putnam, Fred W., A Problem in American Anthropology. (From the Smithsonian Report for 1899, pag. 473 bis 486.) 8°. Washington 1901.

Rouffaer, G. P. und **Dr. H. H. Juynboll,** Die indische Batikkunst und ihre Geschichte. Bd. II. Fol. S. 25 bis 112, mit 19 Tafeln. Druck und Verlag von H. Kleinmann und Co., Haarlem, Holland.

Sante de Santis, Dr., Die Träume. Medizinisch-psychologische Untersuchungen von —. Autorisirte und durch zahlreiche Nachträge des Verfassers erweiterte Übersetzung von Dr. O. Schmidt, nebst Einführung von Dr. P. J. Möbius. Halle a. S., Verlag von Karl Marhold, 1901. 8°. VII + 256.

Saville, M. H., A Shell Gorget from the Huasteca. Mexico. Extracted from Bulletin of the American Museum of Natural History. Vol. XIII, pag. 99—103.

— An Onix Jar from Mexico, in Process of Manufacture. Extracted from Bulletin of the American Museum of Natural History. Vol. XIII, pag 105—107. New-York 1900.

— Cruciform Structures near Mitta. Extracted from Bulletin of the American Museum of Natural History. Vol. XIII, pag. 201—218. New-York 1900.

— A votive Adze of Jadeite from Mexico. Reprinted from Monumental Records for May 1900.

— Exploration of Zapotecan Tombs in Southern Mexico. (From the American Anthropologist. [N. S.] Vol. I. April 1899.)

Schaaffhausen, Hermann, Anthropologische Studien. IX + 677 S. 8°. Bonn, bei Adolph Marcus, 1885.

Schoetensack, Dr. Otto, Die Bedeutung Australiens für die Heranbildung des Menschen aus einer niederen Form. (Vorgelegt in der Sitzung der Berliner Anthropologischen Gesellschaft vom 27. Juli 1901.) Sonderabdruck aus: Verhandlungen des Naturhistorisch-Medizinischen Vereines zu Heidelberg. N. F., Bd. VII, 1. Heft. Heidelberg 1901. 8°, S. 107—138.

— Sur les Fibules paléolithiques et spécialement sur celles de Veyriez (Haute Savoie). [Tirage à part de l'indicateur d'Antiquités Suisses. Nr. 1, 1901.] gr. 8°, 13 S. mit 22 Illustrationen im Text. Duplo.

Seler, Dr. Eduard, Das Tonalamatl der Aubin'schen Sammlung. Eine altmexikanische Bilderhandschrift der Bibliothéque Nationale in Paris. (Manuscrits Mexicains Nr. 18—19.) Auf Kosten Sr. Excellenz des Herzogs von Loubat herausgegeben. Mit Einleitung und Erläuterungen. Berlin 1900.

Školski vjesnik, stručni List zemaljske Vlade za Bosnu i Hercegovinu. Urednik Ljuboje Dlustuš. VIII, 1901, 5—8. Sarajevo 1901. 8°, S. 309—488.

Stoll, Dr. Otto, Die Erhebungen über Volksmedizin in der Schweiz. (Sonderabdruck aus dem »Schweiz. Archiv für Volkskunde«. Bd. V, 1901.) 8°, 44 S.

Stratz, Dr. C. H., Die Rassenschönheit des Weibes. (Mit 226 in den Text gedruckten Abbildungen und einer Karte in Farbendruck.) 8°, XVI + 350 S. Stuttgart 1901, Verlag von Ferdinand Enke.

Strebel, Herman, The Sculptures of Santa Lucia Cozumahualpa, Guatemala, in the Ethnological Museum of Berlin. (From the Smithsonian Report for 1849, pag. 549—561 with Plates I—XI.) Washington 1901.

Szombathy, Josef, Das Grabfeld zu Idria bei Bača in der Grafschaft Görz, mit 231 Abbildungen im Texte. (Aus den Mittheilungen der prähistorischen Commission der kaiserl. Akademie der Wissenschaften, Nr. 5, 1901, separat abgedruckt.)

Teumin, Sara, Topographisch-anthropometrische Untersuchungen über die Proportionsverhältnisse des weiblichen Körpers. Inaugural-Dissertation zur Erlangung der Doctorwürde einer Hohen medizinischen Facultät der Universität Zürich, vorgelegt von —. (Aus dem Anthropologischen Laboratorium der Universitat Zürich.) 4°, 54 S.

Tietze, Dr. Federico, La simetria del cranio negli alienati. (Estratto dal Periodico Rivista Veneta di Scienze Mediche. Anno XVII°, Fasc. VII°, 15 Ottobre 1900.)

Trojanović, Dr. Sima, Alterthümliche Speisen- und Getränkebereitung bei den Serben. Mit acht eingedruckten Abbildungen. (Sonderabdruck aus dem »Archiv für Anthropologie«. Bd. XXVII, 1. Heft.) Braunschweig 1900.

Transactions of the Royal Society of South Australia. Vol. XXIV, Part. II. (With three plates.) Edited by Prof. R. Tate. Issued December 1900. Adelaide.

— — — Vol. XXV. Part. I. Edited by Prof. Ralph Tate. Issued August 1901. Adelaide. W. C. Rigby, 14 King William Street. 8°, 62 S. mit 3 Tafeln.

Udden, Joh. Aug., An old Indian Village. Published by the authority of the Board of Directors of Augustana College and Theological Seminary, Rockisland, Ill. 1900.

Visser, Dr. M. W. v., De Grecorum diis non referentibus speciem humanam. Leiden 1900.

Volkslied, Das Deutsche. Zeitschrift für seine Kenntnis und Pflege. Unter der Leitung von Dr. Josef Pommer und Hans Fraungruber. Herausgegeben von dem Deutschen Volksgesang-Vereine in Wien, 2. Jahrgang, 9. Heft, 1900.

Walkins, J. Elfreth, The Transportation and Lifting of heavy Bodies by the Ancients. (From the Smithsonian Report for 1798, pag. 615—619 with four plates.) Washington 1901.

Weber, F., Beiträge zur Vorgeschichte von Oberbayern. I. Zu den römischen Perioden. (Separatabdruck aus Beiträge zur Anthropologie und Urgeschichte Bayerns. Bd. XIII, 4. Heft.)

Wilda, Johannes, Von Hongkong nach Moskau. Ostasiatische Reisen von —. (Mit 53 Illustrationen, einem fascimilierten Brief des Freiherrn von Ketteler und einer Karte der Reiseroute des Verfassers.) Altenburg, S.-A., Verlag von Stephan Geibel. 1902. 8°, 312 S.

Wilser, Dr. Ludwig, Die »Kruger Penkasche Hypothese«. Ein Beitrag zur Geschichte der arischen Frage. (Sonderabdruck aus Bd. XLVIII, Nr. 9 des Globus.)

— Rassen und Völker. Vortrag gehalten auf dem VII. intern. Geographen-Congress in Berlin im Jahre 1899. (Sonderabdruck aus den Verhandlungen des VII. intern. Geographen-Congresses in Berlin.) Berlin 1900. S. 587—597.

— Geschichte und Bedeutung der Schädelmessung. (Sonderabdruck aus: »Verhandlungen des naturhistorisch-medicinischen Vereines zu Heidelberg«. N. F., VI. Bd., 5. Heft.) Heidelberg 1901. 8°, S. 449—470.

— Die nordeuropäische Rasse, Homo europaeus Linné. 8°. 15 S.

Wimmer, Ludw. F. A., De Danske Runemindesmäker undersagte og tolkede af —. Afbildingerne udforte af J. Magnus Petersen. Andet Bind Runestenene. I Jylland. Kobenhagen 1899—1901. Folio, 502 S.

Winkler, Captain, On Sea Charts formerly used in the Marshall Islands, with Notices on the Navigation of these Islanders in General. (From the Smithsonian Report for 1899, pag. 487—508 with plates) Washington 1901.

Woldřich, Dr. J. N., Lagerplatz der diluvialen Menschen und seine Culturstufe in der Jenerálka bei Prag. [Separatabdruck aus dem: »Bull. internat. de l'Académie des Sciences de Bohême«. 1901. (Ausführlicher Auszug aus der Abhandlung Nr. 1, Jahrg. IX (1900) der »Rozpravy« der Česká Akademie cis. Frant. Josefa.)] Mit 15 Textillustrationen und 12 Tafeln im Original. Prag 1901. 8°. 21 S.

Zdekauer, Über die Sundainseln nach Neu-Guinea und dem Bismarck-Archipel. Trautenau 1899.

Želizko, N. V., Archaeologické nálezy z okolí Horažďovic. Archäologische Funde aus der Umgebung von Horazdiowitz. Prag 1900.

— Bericht über den Fund eines Rhinoceros-Skelettes im diluvialen Lehm zu Blato bei Chrudim (Ost-Böhmen). Separatabdruck aus den Verhandlungen der k. k. geolog. Reichsanstalt. 1900, Nr. 13 und 14. Wien 1900.

— Johann Kuśta und seine Forschungen i. d. Station des diluvialen Menschen in Lubna (in czechischer Sprache). Časlau 1900.

— Über die Anwendung und Verzierung der Menschenschädel in der prähistorischen Periode, mit Rücksicht auf die Jetztzeit (Aus dem Böhmischen russisch übersetzt von Prof. A. Kašpar,

russ. kais. Rath). (Separatabdruck aus »Izvěstij« der Tanrischen Gelehrten-Commission. Simferopol 1901.

Zweihundertjahrfeier. Die — der königlich-preußischen Akademie der Wissenschaften am 19. und 20. März 1900.

Den Spendern wird hiemit der verbindlichste Dank der Gesellschaft ausgesprochen.

Vorlesungen aus dem Gebiete der Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte an deutschen Universitäten im Sommersemester 1901.

Berlin.

Vierkandt: Völkerpsychologie 2.
v. Luschan: Physische Anthropologie 2.
— Anthropologie von Vorderasien und Europa 1.
Völkerkunde von Ostafrika 1.
– Colloquium 2.
– Anthropologische Übungen 4.
– Wissenschaftliche Arbeiten, ethnologische Übungen täglich.
v. d. Steinen: Kunst und Ornamentik bei den Naturvölkern 1.
— Ethnographische Übungen.
Seler: Religion und Cultus der alten Mexikaner 2.
— Mexikanische Texte 1.
– Maya-Stämme 2.
Ehrenreich: Culturzustände der Indianer Nordamerikas 1.

Breslau.

Frech: Urgeschichte des Menschen 1.
Thilenius: Anthropologie und Ethnologie der oceanischen Völker mit besonderer Berücksichtigung der deutschen Colonien 2.

Freiburg im Breisgau.

Reckendorf: Die Cultur der arabischen Heidenzeit 1.
Fischer: Physische Anthropologie 2.

Genf.

Pittard: Anthropologie des criminels 1.

Gießen.

Sievers: Völkerkunde und Anthropogeographie 2.

Göttingen.

Wagner: Anthropogeographie 4.

Heidelberg.

Crusius: Griechische Volkskunde (Privatalterthümer, Sitte und Brauch, Volksüberlieferung) 2.
Scherrer: Entwicklungsgeschichte der Menschheit 2.

Königsberg.

Hahn: Ethnographische Übersicht der Erde 3.

Leipzig.

Weule: Die deutschen Colonien in Afrika geogr., ethnog. u. wirtschaftl., mit Demonstrat. und Rundgängen im Museum für Völkerkunde 2.
— Einleitung in das Studium der Urgeschichte der Menschheit 1.
— Leitung prakt. und wissenschaftl. Arbeiten im Museum für Völkerkunde.

Wien.

Haberlandt: Österreichische Volkskunde 1.
Hein: Ethnographie von Australien 2.
— Ethnographische Übungen 1.
Hoernes: Die Pfahlbauten Europas 3.

Zürich.

Martin: Allgem. physische Anthropologie 1.
— Anthropometrie 2.
— Kraniometrische und osteometrische Übungen 2.
— Anthropol. Vollprkt. tägl.
— Entwicklungsgeschichte des Mensehen 1.
Heierli: Urgeschichte der Technik (Töpferei, Weberei, Metallurgie) 1.

INHALTS-VERZEICHNIS.

Seite

Mitglieder-Verzeichnis . . . . . [3]
Schriftentausch-Verzeichnis . . . . . [14]
Monatsversammlung am 8. Jänner 1901 . . . . . [18]
Ausschuss-Sitzung am 9. Februar 1901 . . . . . [18]
Monatsversammlung am 12. Februar 1901 . . . . . [20]
Hein: Opferkröten . . . . . [20]
Bouchal: Die Besiedlung Indonesiens und Oceaniens . . . . . [22]
Ausschuss-Sitzung am 5. März 1901 . . . . . [22]
Jahresversammlung am 12. März 1901 . . . . . [23]
Jahresbericht des Präsidenten . . . . . [23]
Rechnungs-Abschluss . . . . . [27]
Wahlen . . . . . [27]
Bericht über die im Jahre 1900 durchgeführten Arbeiten . . . . . [29]
Straberger: Ansiedlungen aus der jüngeren Steinzeit im Löß bei Mauthausen . . . . . [29]
Petter: Die im Bereiche des Salzburger Museums Carolino-Augusteum im Jahre 1900 erzielten Resultate von Forschungen und Erwerbungen auf dem Gebiete der Anthropologie, Ethnographie und Urgeschichte . . . . . [30]
Jenny: Die im Jahre 1900 in Vorarlberg gemachten Funde . . . . . [31]
Frankl: Die im Jahre 1900 in Kärnten gemachten Funde aus historischer, römischer und prähistorischer Zeit . . . . . [31]
Szombathy: Grabungen in Krain . . . . . [32]
Marchesetti: Die im Jahre 1900 bei Triest ausgeführten Arbeiten auf prähistorischem Gebiete [32]
Moser: Höhlenforschungen im Küstenlande . . . . . [33]
Bulić: Die neuesten Erwerbungen des Museums in Spalato . . . . . [34]
Hovorka: Ethnographische Arbeiten in Dalmatien . . . . . [34]
Čermak: Prähistorische Funde in Böhmen, Dalmatien, Montenegro und Griechenland . . . . [34]
Želizko: Die prähistorischen Forschungen in Böhmen . . . . . [35]
Rzehak: Bericht über die Erwerbungen des mährischen Landesmuseums im Jahre 1900 . . . [36]
Knies: Ausgrabungen in der Balcarhöhle bei Ostrow im Jahre 1900 . . . . . [36]
Gerlich: Gräberfunde in Mähren . . . . . [38]
Kaindl: Grabungen und volkskundliche Publicationen . . . . . [38]
Truhelka: Die Thätigkeit des bosnisch-herzegowinischen Landesmuseums im Jahre 1900 . . [39]
Mattula: Prähistorische Ansiedlungen . . . . . [39]
Schuchardt: Basken und Romanen . . . . . [40]
Strobl: Von der diluvialen Fundstelle auf dem »Hundssteig« in Krems . . . . . [42]
Hoernes: Anthropologie (Naturgeschichte des Menschen) . . . . . [49]
Außerordentliche Versammlung am 19. März 1901 . . . . . [50]
Schaffer: Das heutige Cilicien . . . . . [51]
Inama-Sternegg: Discussion . . . . . [54]
Monats-Versammlung am 2. April 1901 . . . . . [54]
Nachruf auf Gundaker Graf Wurmbrand . . . . . [54]
Nachruf auf Leopold Rosenberg und Karl Maria Faber . . . . . [55]
Neue Publicationen Tappeiners . . . . . [55]
Inama-Sternegg: Der erste amerikanische Census in Cuba und Portorico 1899 . . . . . [56]
Hein: Die Ceremonie des neuen Feuers bei den Hopi-Indianern . . . . . [64]
Außerordentliche Versammlung am 16. April 1901 . . . . . [64]
Seler: Die neuen Ausgrabungen am Orte des großen Tempels in Mexico . . . . . [64]
Außerordentliche Versammlung am 19. April 1901 . . . . . [65]
Cäcile Seler: Reisebilder aus Mexico und Guatemala . . . . . [65]
Sitzung des Comités für praktische Arbeiten am 10. Mai 1901 . . . . . [66]

Seite

Ausschuss-Sitzung am 10. Mai 1901 . . . . . [66]
Excursion nach Mödling am 12. Mai 1901 . . . . . [67]
Monatsversammlung am 14. Mai 1901 . . . . . [74]
Szombathy: Die Markhöhle in den langen Knochen des Elephas primigenius . . . . . [74]
Makowsky: Discussion . . . . . [85]
Szombathy: » . . . . . [86], [88]
Toldt: » . . . . . [87]
Szombathy: Über die Höhenlage des Ohres an der Statue Ramses des Großen . . . . . [89]
Yamasaki: Erdställe in Japan . . . . . [90]
Toldt: Über einen neuen Messzirkel . . . . . [93]
Excursion nach Linz und Hallstatt vom 25. bis 27. Mai 1901 . . . . . [94]
Straberger: Fundbericht . . . . . [96], [97], [99]
Commenda: » . . . . . [96]
Much: Discussion . . . . . [98], [101], [102]
Hoernes: » . . . . . [100], [102]
Szombathy: » . . . . . [100]—[103]
Reischek: » . . . . . [101]
Excursion nach Krems und Göttweig am 9. Juni 1901 . . . . . [107]
Excursion nach Kreuzenstein und Ober-Gänserndorf am 16. Juni 1901 . . . . . [108]
Andrian-Werburg: Die Feier des 40jährigen Bestandes der Société d'Anthropologie in Paris [110]
Tappeiner: Alte Erinnerungen an Fragen der Anthropologie . . . . . [111]
Netolitzky: Beitrag zur Bestimmung verkohlter vorgeschichtlicher Nahrungsmittel . . . . [111]
Jelinek: Eine neuentdeckte Gräberstätte im königlichen Thiergarten zu Bubenč bei Prag . . [113]
Teutsch: Neue Funde aus der Umgebung von Kronstadt . . . . . [114]
Much: Zur prähistorischen Trepanation . . . . . [117]
Bünker: Opfergaben für den heiligen Wolfgang . . . . . [118]
Bünker: Das Tafelngehen zu Plessnitz in Kärnten . . . . . [119]
Geschenke für die Bibliothek . . . . . [121]
Ausschuss-Sitzung am 29. October 1901 . . . . . [125]
Ausschuss-Sitzung am 11. November 1901 . . . . . [126]
Monats-Versammlung am 12. November 1901 . . . . . [126]
Sieger: Nachruf auf Wilhelm Tomaschek . . . . . [127]
Schröder: Lihgo«, Refrain in den Sonnwendliedern der Letten . . . . . [127]
Hein: Discussion . . . . . [127]
Hein: Eine Medicinpfeife der Payaguá-Indianer . . . . . [128]
Hein: Reliefplatte von Benin . . . . . [129]
Woldřich: Zur Frage über das Alter der auf den italienischen Inseln vorgefundenen fossilen Thierreste und menschlichen Artefacte . . . . . [129]
Ausschuss-Sitzung am 26. November 1901 . . . . . [131]
Außerordentliche Versammlung am 29. November 1901 . . . . . [132]
Andrian: Russische Volkszaubersprüche . . . . . [132]
Schroeder: Neue Entdeckungen in Ost-Turkestan und Kansu . . . . . [139]
Hein: Vorlage einiger von Dr. Niederleithinger gesandten menschlichen Skelettresten und einer Bronzenadel . . . . . [141]
Hein: Schoetensacks Abhandlung: Die Bedeutung Australiens für die Heranbildung des Menschen aus einer niederen Form . . . . . [141]
Andrian: Discussion . . . . . [141]
Eisenstein, Freiherr von: Das Schulwesen in Tripolitanien . . . . . [142]
Monatsversammlung am 10. December 1901 . . . . . [146]
Zuckerkandl, Dr. E.: Morphologie des Gehirnes . . . . . [146]
Ausschuss-Sitzung am 20. December 1901 . . . . . [147]
Fuchs Karl: Rumänischer Ofen in Zernest . . . . . [147]
Geschenke für die Bibliothek . . . . . [148]
Vorlesungen aus dem Gebiete der Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte an deutschen Universitäten im Sommersemester 1901 . . . . . [152]

REGISTER.

A. AUTOREN-REGISTER.

Seite

Andrian-Werburg: Bericht über die im Jahre 1900 durchgeführten Arbeiten . . . . . [29]

Andrian-Werburg, Dr. Ferd. Freiherr von: Bericht über die Feier des 40jährigen Bestandes der Société d'Anthropologie in Paris . . . . . [110]

Die Siebenzahl im Geistesleben der Völker 225

— Russische Volkszaubersprüche . . . . . [132]

— Discussion . . . . . [141]

— Literaturberichte 357, 366

Benedikt: Literaturbericht 201

Blümml E. K.: Literaturberichte . . . . . 299, 359, 360, 367, 368—371, 373

Bouchal, Dr. Leo: Die Besiedelung Indonesiens und Oceaniens . . . . . [22]

— Literaturbericht 220

Bünker J. R.: Opfergaben für den heiligen Wolfgang . . . . . [118]

— Das Tafelngehen zu Plessnitz in Kärnten . . . . . [119]

Bugiel W.: Literaturberichte 92, 94, 214, 361, 364, 372

Bulić: Die neuesten Erwerbungen des Museums in Spalato . . . . . [34]

Čermak Clemens: Prähistorische Funde in Böhmen, Dalmatien, Montenegro und Griechenland . . [34]

— Literaturbericht 93

Eisensteln, Richard Freiherr von und zu: Das Schulwesen in Tripolitanien . . . . . [142]

Eysn Marie: Nekrolog auf Karl Weinhold 297

— Literaturbericht 368

Frankl, Dr. O.: Bericht über die im Jahre 1900 in Kärnten gemachten Funde . . . . . [31]

Fuchs Karl: Der Burzenländer Hof 275

— Über das Székler Haus 334

— Rumänischer Ofen in Zernest . . . . . [147]

Gerlich Karl: Gräberfunde in Mähren . . . . . [38]

Gorjanović-Kramberger, Dr. Karl: Der paläolithische Mensch und seine Zeitgenossen aus dem Diluvium von Krapina in Kroatien 164

Hagberg Louise: Nekrolog auf Arthur Hazelius 38

Heger Franz: Nekrolog auf Gustav Bancalari 71

Hein, Dr. Wilhelm: Opferkröten 20

— Die Ceremonie des neuen Feuers bei den Hopi-Indianern . . . . . [64]

— Excursion nach Mödling . . . . . [67]

— Excursion nach Linz und Hallstatt . . . . . [94]

— Excursion nach Krems und Göttweig . . . . . [107]

Excursion nach Kreuzenstein und Ober-Gänsernsdorf . . . . . [108]

— Discussion . . . . . [127]

— Eine Medicinpfeife der Payaguá-Indianer . . . . . [128]

— Reliefplatte von Benin . . . . . [129]

— Vorlage von bei Wilfersdorf (N.-Ö.) gefundenen und von Herrn Dr. Niederleithinger übersendeten menschlichen Skeletresten und einer Bronzenadel . . . . . [141]

Schoetensacks Abhandlung: Die Bedeutung Australiens für die Heranbildung des Menschen aus einer niederen Form . . . . . [141]

— Literaturberichte . . . . . 88, 91, 98, 106, 107, 219—223, 375

Herman Otto: Die Fängigkeit der Fischzäune und Fischreusen 38

Seite

Hoernes, Dr. Moriz: Anthropologie (Naturgeschichte des Menschen) . . . . . [49]
— Gelegentlich der Excursion in Linz . . . . . [100], [102]
— Literaturberichte 112, 202, 207, 213
Holl, Dr. Moriz: Mozarts Ohr 1
Hovorka, Dr. Oskar: Ethnographische Arbeiten in Dalmatien . . . . . [34]
Inama-Sternegg, Dr. K. Th. v.: Discussion . . . . . [54]
— Nachruf auf Gundaker Graf Wurmbrand-Stuppach . . . . . [54]
— Nachruf auf Leopold Rosenberg und Dr. Karl Maria Faber . . . . . [55]
— Vorlage neuer Publicationen Tappeiners . . . . . [55]
— Der erste amerikanische Census in Cuba und Portorico 1899 . . . . . [56]
Jelinek Břetislav: Eine neu entdeckte Gräberstätte im königl. Thiergarten zu Bubenč bei Prag . . [113]
Jenny: Die im Jahre 1900 in Vorarlberg gemachten Funde . . . . . [31]
Kaindl, Dr. R. F.: Grabungen und volkskundliche Publicationen . . . . . [38]
Knies Jan: Ausgrabungen der Balcarhöhle bei Ostrow im Jahre 1900 . . . . . [36]
Kohn Emerich: Literaturbericht 213
Koudelka Florian: Literaturbericht 214
Kraitschek, Dr. Gustav: Literaturbericht 349
Kretschmer, Dr. Paul: Das Märchen von Blaubart 62
Kühnert, Dr. F.: Literaturbericht 376
Lanz-Liebenfels J.: Literaturbericht 90
Lasch, Dr. Richard: Die Verstümmelung der Zähne in Amerika und Bemerkungen zur Zahndeformierung im Allgemeinen 13
— Literaturberichte 89, 374
Makowsky A.: Discussion . . . . . [85]
Mattula Ludwig: Prähistorische Ansiedelungen . . . . . [39]
Marchesetti, Dr. Carlo de: Die im Jahre 1900 bei Triest ausgeführten Arbeiten auf prähistorischem Gebiete . . . . . [32]
— Literaturbericht 109
Moser, Dr. Karl: Höhlenforschungen im Küstenlande . . . . . [33]
Much, Dr. Math.: Zur prähistorischen Trepanation . . . . . [117]
— Gelegentlich der Excursion in Linz . . . . . [96], [98], [100], [102], [103]
— Literaturberichte 205, 351
Netolitzky, Dr. Fritz: Beitrag zur Bestimmung verkohlter vorgeschichtlicher Nahrungsmittel . . . . [111]
Penka Karl: Literaturbericht 349
Petter, Dr. Alex.: Bericht über die Resultate der Forschungen auf prähistorischem Gebiete im Jahre 1900 . . . . . [30]
Preen, H. v.: Opferungen aus Thonkopfurnen in Haselbach bei Braunau am Inn und in Taubenbach 52
Reinecke, Dr. P.: Die La Tène-Funde vom Gräberfeld von Reichenhall 340
Richlý H.: Literaturbericht 352
Rzehak A.: Bericht über die Erwerbungen des mährischen Landesmuseums im Jahre 1900 . . . . [36]
Schaffer, Dr. F.: Das heutige Cilicien . . . . . [51]
Schroeder, Dr. Leopold von: »Lihgo«, Refrain in den Sonnwendliedern der Letten . . . . . [127]
— Neue Entdeckungen in Ost-Turkestan und Kansu . . . . . [139]
— Florenz: Japanische Literatur . . . . . [147]
— Literaturbericht 97
Schuchardt, Dr. Hugo: Basken und Romanen . . . . . [40]
Seler, Dr. Eduard: Die Ausgrabungen am Orte des Haupttempels in Mexico 113
— Die Huichol-Indianer des Staates Jalisco in Mexico 138
Seler Cäcilie: Reisebilder aus Mexico und Guatemala . . . . . [65]
Sieger, Dr. R.: Nachruf auf Wilhelm Tomaschek . . . . . 345, [127]
Straberger J.: Ansiedelungen aus der jüngeren Steinzeit in Löß bei Mauthausen . . . . . [29]
— Gelegentlich der Excursion in Linz . . . . . [96], [99]
Strebel Hermann: Literaturberichte 100, 300
Strobel, Dr. Johann: Von der diluvialen Fundstelle am Hundssteig in Krems . . . . . [42]
Szombathy Josef: Grabungen in Krain . . . . . [32]
— Die Markhöhle in den langen Knochen von Elephas primigenius . . . . . [74]
— Discussion . . . . . [86], [88]

Seite

Szombathy Josef: Über die Höhenlage des Ohres an der Statue Ramses des Großen . . . . . [89]
— Gelegentlich der Excursion in Linz . . . . . [100]
— Literaturberichte 108, 205, 206, 348, 350, 353, 358
Tappeiner, Dr. Franz von: Alte Erinnerungen an Fragen der Anthropologie . . . . . [111]
Teutsch Julius: Neue Funde aus der Umgebung von Kronstadt . . . . . [114
Toldt, Dr. Karl: Discussion . . . . . [87]
— Über einen neuen Messcirkel . . . . . [93]
Truhelka, Dr. Ciro: Die Thätigkeit des bosnisch-herzegowinischen Landesmuseums im Jahre 1900 . [39]
Wallaschek, Dr. Richard, Literaturbericht 374
Weber F.: Zur Abwehr 224
Weisbach, Dr. A.: Literaturbericht 201
Winternitz, Dr. M.: Nekrolog auf F. Max Müller 80
Woldřich, Dr. J. N.: Zur Frage über das Alter der auf den italischen Inseln vorgefundenen fossilen Thierreste und menschlichen Artefacte . . . . . [129]
Yamasaki, Dr. N.: Ein Besuch in den Kopfjägerdörfern auf Formosa 23
— Erdställe in Japan . . . . . [90]
— Literaturbericht 217
Želizko, J. V.: Die prähistorischen Forschungen in Böhmen . . . . . [35]
— Literaturberichte 111, 355
Zuckerkandl, Dr. Emil: Zur Morphologie des Gehirnes . . . . . [146]

B. SACHREGISTER.

A.

Abakan-Tataren 238.
Abbildungen [134].
Abendröthe [133].
Abenheim 344.
Aberglaube [137].
Abraxas 251.
Abraxasgemmen 263.
Abrimau 229.
Abruzzen 255.
Abydos 247.
Acachinanco 114.
Acaponeta 138.
Acawoio 311 u. f.
Achämeniden 265.
Acvin 232.
Adana [53].
Affenspalte [146].
Afghanistan 330.
Afrika 246, 305.
Ägypten 247, 264.
Agathodämon 251.
Agni 231.
Agnicayana 271.
Agram 164.
Agramer Gebirge 164.
Agripäer 269.
Agua (Vulcan) [65].
Ahuna vairya 229.
Ahura Mazda 328.
Aïnu 27.
Alahkabah 244.
Alemannisches Grabfeld 344.
Alföld 339.
Algier [131], 244.
Algonquin 310 u. f.
Allach 344.
Almäscher Höhle [114].
Altaier 237, 259.
Altbayern 340.
Altdurchbruch 334.
Altbuddhistische Städte [139].
Alt-Gradiska 164.
Altötting [20].
Amarâvâti 235.
Amentit 247.
Amerika 13, 260, 305.
Ameshacpentas 229.
Amirga 238.
Amstadt 344.
Amu-darja 330.
Amulette 251.
Anatomie [146].
Anhänger 340.
Animismus [137].
Animistische Formen [138].
Ansiedelungen bei Mauthausen [29].
Anthropoiden [146].
Anthropologie 49.
Antigua [65].
Apalachen 310 u. f.
Araber [142].
Arabien 264.
Arad 279.
Aragonien [41].
Araukaner 311.
Arawaken 17, 311 u. f.
Arche 306.
Ardschi Bordschi Chan 268.
Areoi-Gesellschaft 243.
Argonautensage 248.
Arische Inder 326.
Armenien 230, 330.
Armring 341.
Arpâden 339.
Aruneya-Upanishad 234.
Asarbaijan 229.
Aschenurnen aus Thon 136.
Ashochimi 311.
Asien 305.
Asow'sche Becken 330.
Assurbanhabal 227.
Atamalqualiztli, Hauptfest der Mexikaner 163.
Atharva-Veda 231.
Atjeh 242
Atlantischer Ocean [131].
Ausbreitung der Flut 317.
Ausgraben der Erde [134].
Ausgrabungen [36], 113, [139].
Ausladung 334 u. f.
Aussendung von Vögeln 325.
Australische Flutsage 309.
Australien [141], 305.
Avadâna 268.
Avesta 229.
Aztamecatl 123.

B.

Babar 242.
Babylon 262.
Babylonier 226, 249, 306 u. f.
Babylonische Magie 134, [138].
Babylonische Sage 306.
Backofen [148].
Bactriana [141].
Bärmutter [20].
Bahramqur 229.
Baikalsee 330.

Bakterien 260.
Balcarhöhle [36].
Baldersdorf bei Spital a. D. [31].
Balken (borna) 334.
Balkenkranz 335.
Bank-Inseln 309.
Baramüla 312.
Barikira 141.
Baronga 246.
Basken und Romanen [40].
Baschkiren 238.
Basilika [35].
Batak 242, 308 u. f.
Batara Guru 319.
Bayern 342.
Bella-Coola 311.
Benin [129].
Beuur 236.
Berber 247.
Bergelmir 309.
Berosus 328.
Beschreiung [136].
Bilder des Buddha [140].
Bikshu 235.
Binua 308 u. f.
Birma 309.
Birmanen 236.
Bisgurn-Reuse 50.
Biskuplje [35].
Bjärmen 270.
Blatta [34].
Blato [36].
Bocchara 230.
Böhmen [34]. 343.
Bogen der Huichol 143.
Bolaños 139.
Borneo 14.
Borsippa 227.
Bosnisch Grdiška [39].
Bosporus 330.
Brahman 307
Brahmanen [139]. 234.
Brahmi-Schrift [139].
Brandplätze [37].
Brandschichte [29]. [99].
Brantwein der Huichol 140.
Breundorf 294.
Bretagne 254.
Brezovica 169
Brihaspati 231.
British Guiana 311.
Brod 164.
Bronze-Armring 340.
Bronzedepot [99].
Bronzegürtelkette 340.
Bronzelampe [33].
Bronzemünzen [30].
Bronzenadel 341.
Bronzering 341, [30].
Brustschmuck 137.
Bubenč bei Prag [113].
Buca del Bersagliere [129].
Buddhismus 235, 268.
Buddhisten [139]. 234.
Budenheim 344
Buginesen [138].
Bujan [136].
Bukowina 38.
Bulgarien [127].
Bumerang [141].
Burgwall [39].
Buru 242
Burzenland 275, [147].
Burzenländer Hof 275.
Burgwalltypus [35].
Byzantinische Zaubersprüche [134].

C.

Caka [141].
Californien 311.
Calzada de Iztapalapa 114.
Caraiben 311 u. f.
Caslau [34].
Castellieri [33].
Cauca 261.
Celebes 14, [137].
Central-Asien [139].
Chaculá [65], 145.
Chaldäer [133].
Chai Kosru 228.
Chasarenreich [138].
Cherokee 260.
Chiapas [65].
Chicomoztoc 260.
Chimalpopoca 311.
China 240, 268.
Chinesen 23, 239, [140].
Chinesische Flutsage 309.
Chnum 247.
Chodscha [142].
Chibcha 312 u. f.
Cilicien [51].
Cinteotl 133.
Civa 235.
Cobraschlange 251.
Conatepetl 129.
Colhuacan 120.
Columbien 261.
Contovello [33].
Coosaw 260.
Cora 138.
Corral, südamerikanischer 51.
Corsica [131].
Coxox-Sage 311.
Coxcoxtli 119.
Coyolxauhqui 129.
Cree-Indianer 310.
Creek 260.
Cririugam 235.
Csik 334 u. f.
Csik-Csiesó [116].
Csik Madaras [117].
Csik-Szereda [116].
Csik-Zsögöd [116].
Cuanamoa 152.
Cuba [56].
Chubilai 268.
Culturheros 234.
Culturschichten 174.
Cultus der Huichol 144.
Cumanesen 16.
Cussitaw 260.

D.

Dach 335.
Dalmatien [33].
Dardanellen 330.
Dardanos 309.
Dauer der Flut 322.
Dayak 242, 309 u. f.
Derbiker 265.
Deukalion 306, 329.
Deutsch Neu-Guinea 309.
Devi 235.
Dharmasutren 233.
Dies lustricus 249.
Dietersheim 344.
Diluviale Fauna [37].
Diluviales Lager [98].
Diparralegende 228.
Dirste 294.
Dilolosee (Sage) 309.
Dohâ (Trommel) [117].
Dobrowitz [34].
Dolnja Dolina [39].
Dolnji Laminci [39].
Donauzone 341.
Doppelter Stall 336.
Dorfanlage 277.
Draufluss 164.
Dreifelderwirtschaft 277.
Duino [33].
Dûr-Sarukin-Khorsabad 227.

E.

Ea 328.
Ecbatana 265.
Edda 252.
Ednitz [39].
Einstubenhaus 291.
Einzelnhöfe 276.
Elam 265.
Elba [131].
Empedradello 114.
Enagua 134.
Endere [139].
Enneaden 273.
Entstehung der Flutsagen 329.
Eranier 228.
Erbenheim 334.
Erdcactus 141.
Erdställe in Japan [90].
Erdwall [99].
Erech 227.
Eregli [53].
Eresz 334—338.
Erlik 238.
Erösd [115].
Erziauen 237.
Eskimo 13, 310.
Esthen 259.
Ethisches Motiv 323,
Europa [111], 248.
Ewe-Völker 247.

F.

Federschlange 160.
Feng-shui 270.
Ferdinandsdorf 164.
Ferghana 230.
Feste der Huichol 161.
Fest der jungen Kürbisse 147.
Feuer [135], 324.
Feuergott der Huichol 148 u. f.
Feuerhaus 295.
Feuerordal 234.
Feuerstelle [46]. 296.
Feuersteinwerkzeug [35], [37].
Fibel 341.
Fidschianer 315.

Fidschi-Inseln 309.
Figarazzi [131].
Finnen [137], 259.
Finnische Flutsage 309.
Finnische Zaubersprüche [138].
Finno-Ugrer 269.
Firstdecoration 282.
Fisch 328.
Fischerei-Ausstellung [30].
Fischreusen, Fängigkeit der 38.
Fischzaun 38 ff.
Flomborn 344.
Flores 242.
Flügelreuse 49.
Flut, Die 315.
Flutsagen 305.
Formosa 23.
Forschungen, prähistorische [35].
Fortpflanzung 323.
Fox-Indianer 310.
Fragen [138].
Frauenstein [69].
Freihöfen bei Königgrätz 35.
Freinberg [96].
Fresken [139].
Fridolfing 344.
Fuego-Vulcan [65].
Fuhi 271.
Fundstelle, diluviale [42].

G.

Gahes-Golf [131].
Gačko 258.
Galicien [41].
Gandhâra-Land [140].
Gangholz 338.
Gayumart 229.
Gehirn [146].
Gehirnwindung [146].
Gerezd 335 u. f.
Germanen 252.
Geschichtssagen 265.
Gestirndienst 264.
Gießen 344.
Gilgamis-Epos 227.
Glasperle 341.
Gletscherrinne [30].
Gnostik 250, 263.
Goajiro 17.
Goldscheibe 130.
Gorica [39].
Gorjak 164.
Gornji Klakar [39].
Göttergestalten der Huichol 148.
Göttweig [107].
Gott des Feuers 148.
Gottheiten der Cora 152.
Grabbeigaben 340.
Grabfelder [32], [38].
Grabungen [32], [38].
Gräberfeld 340.
Gräberfunde [38].
Gräberstätte [113].
Grafrath [21].
Grhyaritual 232.
Griechen 315 u. f.
Griechenland 273, [34].
Griechische Sage 309.
Großrussen [133].
»Grotta dei Colombi« [129].
Grotten [140].
Grude [39].
Grusier [134].
Guayavas 155.
Gürtelkette 341.
Gürtelkrappen 340.
Gürtelhaken 340.
Grubenwohnung [97].
Guancavilca 16.
Gnatemala [65].
Gumpoldskirchen [73].
Gyakalun 24.

H.

Hafiz [143].
Haiti 311.
Haiti-Insulaner 315.
Halfahalm [137].
Hallstatt [94].
Hammerau [30].
Han-Dynastie 240.
Haselbach 52.
Haupt des Johannes [129].
Haupttempel von Mexico 115.
Hansberg [109].
Haushaltungsgegenstände [140].
Hawaii 310.
Hawaiki 243.
Hebräer 244, 315 ff.
Hebräische Noah-Sage 307.
Heidach 313.
Heiliger Florian [118].
Heiliger Wolfgang [118].
Heizkörper [98].
Heldensagen 238.
Held der Flut 318.
Heldsdorf 277.
Hellenen 330.
Hellenismus 250.
Helsdorf [116].
Heri (Orakel-Gott) 152.
Hermetiker 251.
Heuboden 334 u. f.
Hierapolis 309, 329.
Hikuli 141.
Himarjiten 243.
Hinterhauptbein 184.
Hinterindien 234.
Hirschgottheiten 161.
Hocker, liegende [116].
Hockergräber 344.
Höhlen [33].
Hofanlage 278.
Hōgō 25.
Hokkaidō 27, [90].
Holzflechtwerk [29].
Holzkirchen 285.
Holzornamentik [140].
Holzplatten [139].
Holzstücke [139].
Honigberg 291.
Honshu, Insel [90].
Horaždiowitz [35].
Hotzendorf 285.
Hrádek [34].
Huexotla (Palast) 119.
Hufeisen [30].
Hundeschaukeln [127].
Hundssteig in Krems [42], [107].
Huichol-Häuser 142.
Huichol-Indianer 138.
Hušnjakovo 172,
»Hyaku ana« bei Tokio [90].

I.

Idā 327.
Idol 144.
Idol aus Kopalharz 135.
Igidi [131].
Ilhuilamina 120.
Ilmarinen 260.
Iman Jafar Sadik [139].
Inder 317.
Indien [130], 231, 267.
Indischer Mythos 306.
Indio triste 128.
Indogermanen 273, 328.
Indra 268.
Indra-Agni 232.
Indoskythen [141].
Indoskythische Könige [139].
Industrie [139].
Inuma ili 228.
Ira-Mythus 228.
Irau 328, [138].
Iranier 231, 269.
Irtysch-Ostjaken 239.
Isis 263.
Ismaros 248.
Israeliten 330.
Isvara 267.
Italien [131].
Itzling bei Salzburg [30].
Ivanščica-Gebirge 168.

J.

Jagdfetisch [137].
Jaguar 150.
Jahve 329.
Jakuten 239.
Jälbägän 238.
Jalisco Staat 138.
Japan [90].
Japanische Mythologie [147].
Jochbein 186.
Judeu 245, [138].

K.

Kaaba 265.
Kabbala 246.
Kärnten [31].
Kaiden 33.
Kaiserzeit 341.
Kajan [138].
Kalang 242.
Kalenderberg [69].
Kalewala 259.
Kalewipoeg 270.
Kaliyuga 315.
Kalmüken 237.
Kamtschadalen 309 u. f., [137].
Kaninchen 150.
Kansu [139] f.
Karakirgisen 269.
Karelen 270.
Karenen 308 u. f.
Karfreit [32].

Karjas 237.
Karpaten 275.
Karpfen-Fischzaun 47.
Kaśmir 307.
Kaspier 265.
Katsa, finnische 46.
Katha Sarit Sagara 268.
Kathaka 328.
Kātyāyana 234.
Kaukaban 265.
Kaukasus [138].
Kazaken 238.
Kehrwiederkeule [141].
Kēlántan 308.
Keller 293.
Kelten 322.
Keltische Sage 309.
Kerté-Fischzaun 47.
Keshwar 266.
Ketrecz 335 u. f.
Keszthely 45.
Kharoshṭhi [139]. 140.
Khorsabad 227.
Khikhi (Berg) 228.
Khotan [139].
Kiautau 23.
Kiefer 186.
Kiew [138].
Kirchenburg 277.
Kirgisen 238.
Klagenfurt [31].
Kleid [134].
Kleinrussen [133].
Klopfsteine [30].
Knin [35].
Knochenartefacte [29].
Knochen des Schädels 182
Knoten, Der [133].
Knotenarmring 341.
Kökös 287.
König-Feuer [.35].
König der Meerestiefe [135].
König des Wassers [135].
Königshöhle [69].
Kolh 307 u. f.
Kollerfeld zu Glas [30].
Kolossalstatuen [140].
Komorn 279.
Konia [53].
Konstantinopel [145].
Kopfurnen 54.
Koran [142].
Kordofan 246.
Korumythen 260.
Kosmogonische Mythen 313. 331.
Kosmologie 266. [138].
Krain [32].
Krapina in Kroatien 164.
Krapinicabach 165.
Krems [42], [107].
Krenze aus Bambusstaben 145.
Kreuzenstein [108].
Krokodil 248.
Kronstadt [114], 275.
Kubbabsch-Araber 246.
Kudai 269.
Kürbisblüte 147.
Kürbisschalen (rukúli) 148.
Küstenland [32].
Kunar 229.
Kunst [140].
Kurzhäuser 294.
Kusinara 236.
Kyros Grab 205.

L.

Landesmuseum, bosnisch-herzegowinisches [39].
Lânka 267.
Lappen, 260, [137].
La Tène-Funde 340.
La Tène-Zeit 340—345.
Laurenço-Marques 246.
Lebenssamen 321.
Lederdocumente [139].
Leeward-Inseln 309.
Leeward-Insulaner 315.
Lehrbücher, türkische [146].
Leichenfelder 340.
Lemminkäinen 260.
Lengyel [98].
Leoben [119].
Liesereck [118].
Lieserthal [119].
Linz [94].
Litauer 259, 315.
Litauische Flutsage 309.
Lîyon-See (Sage) 309.
Loos 231.
Lospfeile 264.
Lugstube 283.
Lummi-Indianer 310 u. f.

M.

Maceljčica-Bach 171.
Macuil calli 119.
Macuil cuetzpalli 119.
Macuil cozaquauhtli 119.
Macuil tochtli 119.
Macuil cochitl 119.
Macuil malinalli 119.
Mähreu [36].
Märchen, Das, vom Blaubart 62.
Magie [138].
Magische Zahlen [133].
Mahâbhârata 267, 307, 327.
Mahasudassana 236.
Maidu 311 u. f.
Mainz 344.
Maipuri 311 u. f.
Makah-Indianer 310 u. f.
Makedonieu [127].
Makusi 311 u. f.
Malabar 307.
Malagora 169.
Malakka 242.
Malaische Flutsage 308.
Malayen 23, 242, 317 u. f., [137].
Malereien [140].
Malleiten [69].
Mammutzähne [29], [98].
Mammutknochen [35], [98], [101].
Manching 342.
Mandäer 266.
Mandanen 305 u. f.
Mansarowar 236.
Manu 307 u. f.
Manytsch-Isthmus 330.
Marienburg 277, [114].
Markhöhle [74].
Markomannen 342.
Marokko [131].
Maske 227.
Matsya Purâṇa 307.
Mauernischen 281.
Mauthausen [29], [96].
Matte (nama) 146.
Maxglan [30].
Maya 15.
Mazdeismus 266.
Mbaya 15.
Medicinpfeife [128].
Medien 265.
Medressé [142].
Meerenge von Gibraltar [131].
Meeresconchylien [131].
Meisirspiel 244.
Mekeres 237.
Mekka 244.
Melanesier 309.
Meleager 248.
Merovingische Gräber 344.
Merovingische Zeit 340.
Mersina [53].
Meru 234.
Mesa del Tonati 138.
Mesopotamien 262.
Messcirkel [93].
Messina [131].
Mexico [65]. 138.
Mexico (stadt) 113.
Mexicaner 14, 318 u. f.
Michoacan [65]. 311.
Mictlantecutli 133.
Mienmo 236.
Mihovljan-Bach 164.
Minahassa 242.
Minangkabauer 242.
Miranha 15.
Missionshaus St. Gabriel [71].
Mithras 263.
Mithrasgemmen 251.
Mitra-Varuna 231.
Mitrowitz 164.
Mittelalbanien 258.
Mittelländisches Meer 330.
Mittel-La Tène-Stufe 340.
Mittelmeergebiet [131].
Mitternacht [133].
Mixteca [65].
Mödling [67].
Moeren 248.
Mogelsperg [117].
Mogexs-Indianer 261.
Mogotes von Xoxo 14.
Mond [135].
Mongolei 330.
Mongolen 238, 268.
Monolithen [65].
Montagnai 310.
Montebello [33].
Monte Mario [131].
Montenegro [34].
Monte Pelegrino [131].
Mordwinen 236.
Morgenröthe [133].
Morphologie [146].
Motecuhçoma 115.
Monnd 14.
Mozarts Ohr 1.
Mozarts Schädel [73].
Münzen [99].

Mundaka Upanishad 234.
Musikinstrumente der Huichol 143.
Muysca 311.
Museum Francisco-Carolinum [95].
Mythologie 331.

N.

Nadel 341.
Nahuatradition 260.
Nahuta 236.
Nakawé, Göttin der Erde 155.
Namyk-Pascha [145].
Nasenplatte, goldene 136.
Naturmystik 264.
Nayarit (Schlachtengott) 152.
Nayarita-Stamm 138.
Nealika-Schilde 146.
Neger 315.
Neraiz [32].
Netlatiloyan 131.
Netzreuse, geflügelte 49.
Neu-Guinea 309.
Neunzahl 272.
Neuötting [20].
Neuplatonismus 264.
Neuri 272.
Neuseeland 310.
Neuseeländer 243.
Neuseeländische Flutsage 310.
Nias-Insulaner 308 u. f.
Nimrod-Epos 306.
Ninnahuta 236.
Nilamata-Purāṇa 307.
Niya [140].
Noah 329.
Noah-Sage 305.
Nofels (Gemeinde) [31].
Nordamerika 260.
Nordendorf 344.
Nordindien 307.
Norweger 252.

O.

Oánnes 328
Oaxaca 14, [65].
Oberer Augenrand 182.
Oberbayern 340.
Ober-Gänserndorf [108].
Oberglat [118].
Oberolm 344.
Obertraubling 344.
Ochpaniztli 131.
Odschibwä 310.
Ofen, rumänischer [147].
Ogygische Flut-Sage 309.
Ohr, Höhenlage des [89].
Ohr Mozarts 1.
Oláhfalu 338.
Olo Ngadju 242.
Opfer 324.
Opferblutschalen 144.
Opfergaben [118].
Opferkröten [20].
Opfermahle 242.
Opferung aus Thonkopfurnen 52.
Opferung der Huichol 162.
Orphiker 262.
Ophirmorphos 251.
Ophiten 251.
Ordalien 234.
Orgiastischer Cult 262.
Ornamente 342.
Orphiker 250.
Orphismus 263.
Osirissage 247.
Ostböhmen [35].
Ostjaken 239.
Ostrow [36].
Ost-Turkestan 270, [139], [147].
Osturalier 236.
Otahaiti 243.

P.

Pajta 294.
Pākayajña-Opfer 327.
Paläolithisches Artefact [100].
Panka [38].
Pantschatantra 268.
Palermo [131].
Pálike 153.
Pallas-Athene [139].
Palmaria [129].
Palmbaum [129].
Papago 311 u. f.
Papier [139].
Paradiesgarten [128].
Pāran 33.
Paris [110].
Pars mastoidea 185,
Parther 265.
Patzcuarosee [65].
Paurānische Flutsage 327.
Pawang 242.
Payagua-Indianer [128].
Pelau-Insulaner 316 u. f.
Pelau-Inseln 309.
Pellervinen 260.
Penjab [139].
Peraten 251.
Pergament [139].
Perlenfragment 341.
Pernambuco 16.
Perser 315 u. f.
Persien [138].
Persische Sage 308.
Peruaner 16.
Peruanische Flutsagen 311 u. f.
Pest 279.
Petersberg 278, 285, [114].
Petrowsko 169.
Peyote 141.
Peyotefeste 163.
Pfahlbauansiedelung [39]
Pfeil der Huichol 143.
Philemon und Baucis 309.
Philippiner 242.
Pianosa [131].
Pikne 259.
Pillersee 313.
Piro 17.
Plana [39].
Planetengeister 263.
Plattensee 45.
Plessnitz [119].
Plinius 249.
Pohjola 260.
Pochotita 154.
Polisha 24.
Polynesier 243, 315.
Polen 255.
Portorico [56].
Possau bei Maria-Saal [31].
Prachin (Berg) [35].
Prähistorische Besiedelung [30].
Prähistorische Sachen 344.
Prävali [31].
Prakrit [139].
Prerau [38].
Priesterhügel [115].
Processus mastoideus 185.
Prometheus 329.
Provence 254.
Pueblo San Francisco 158.
Pulque 141.
Putkovec-Bach 171.
Pyrra 306, 329.
Pythagoräer 249.

Q.

Qat-Sage 309.
Quauhcalli 122.
Quauhtleuatl 122.
Quauhxicalli 120.
Quaquauhtinchan 122.
Quechquemitl 140.
Quetzalcouatl (Windgott) 131.
Quicbé 311.
Quiriguá [65].

R.

Rabbiner 245.
Rádišić [39].
Radoboj 171.
Räucherpfannen, thönerne 136.
Räucherschale aus Thon [117].
Rainberg in Salzburg [30].
Raivaspflanze 229.
Râma 267.
Ramayana 267.
Rassel (Kaitsa) 147.
Ratontita 150.
Rauchfang 293.
Râvana 267.
Redscheb Pascha [145].
Regenbogen 324.
Reibsteine [30].
Reihengräber 340—344.
Reichenhall 340—344.
Reinheim 344.
Reliefplatte [129].
Rettung, Die 320.
Rhinocerosskelett [35].
Ringwälle [33].
Riviera 254.
Römer 249.
Römischer Dolch 344.
Rosenau [116].
Rshi 232.
Rumänen 339, [147].
Rumänien 277.
Russen 256.
Russland [138].
Ruthenen 256.
Rutheuflechtwerk [97].

S.

Sabbioncello [34].
Sabier 243.
Sabiner 249.
Sahojka 44.
Sachalin, Insel [90].
Sachsen 275.
Sachsenhöfe 279.
Sac-Indianer 310.
Säsmä Pellervoinen 260.
Saharameerenge [131].
Sakaimóka (Gott der Huichol) 151.
Sakaimóka (Höhle) 152.
Sakolja 169.
Sakrabfelsen 244.
Salona [35].
Sangiang 242.
Salzburg [30].
Samavidhanabrahmana 234.
Samoa 243.
Samojeden 239, 270.
Samsir 229.
San Andrés Coamiata 150.
Sanchi 235.
Sanherib 328.
San José 150.
San Juan Peyotan 158.
St. Kanzian [32].
San Sebastian 149.
S. Servolo [33].
St. Valentin 52.
St. Veit a. d. Glan [31].
Sanskrit-Manuscripte [139].
Santa Catarina 155.
St. Lucia [32].
Santa Lucia Cozumalhuapa [65].
Sarawaker 242.
Sardinien [131].
Sargonpalast 227.
Sarkophage [35].
Sartenfrauen 230.
Sassaniden 266.
Śatapatha-Brâhmaṇa 307, 327.
Satyavrata 307.
Sau-Niederung 164.
Schaber [45].
Schädeldach 184.
Schamanismus 239.
Schaukel, Die [127].
Scheibenfibel 341.
Scheibe der Maisgöttin 157.
Scherbeu 342.
Scheune 278, 383.
Schicksalsglaube 231.
Schilde 145.
Schildthurn [128].
Schitsitö 27.
Schläfenbein 185.
Schlagstein [100].
Schlosser [133].
Schlüsselworte [133].
Schlusskettchen 340.
Schmuckgegenstände [34].
Schnürchen [137].
Schöpfer 324.
Schulwesen [142].
Schupfeu 336.
Schwangerschaft [137].
Schweinstall 280, 336.
Schwellbalken 335
Schwingschaukeln [127].
Schwarzes Meer 330.
Sculpturen [140].
Sehwerkzeug 146.
Seiban 23.
Semiten 243, 328.
Sephiroth 272.
Serapis 263.
Serawak [138].
Shâ-Tscheou [140].
Shikotan, Insel [90].
Siebenbrunn 253.
Siebenbürgen 275.
Siebensee 254.
»Siebent« 253.
Sibi 228.
Sibirien 330.
Sicilien [131].
Siddhi-Kür 268.
Sieben-Dörfer 276.
Siebenplaneten 254, 271.
Siebenstern 254.
Sieben Sprüng 253.
Siebenzahl, Die 225.
Sikuli (Auge) 147.
Sierra Madre [65].
Sierra del Nayarit 138.
Sigillatastücke 342.
Sindbad 268.
Sintflutsage 227.
Sioux 260.
Sisinius-Legende [134].
Skandinavier 323.
Skandinavische Sage 309.
Skelet [34].
Skeletgrab 341.
Skeletreste, menschliche 181.
Skythen 268.
Slavonien 165.
Slovenen 258.
Solta (Insel) [34].
Somabereitung 231.
Somali 246.
Somaopfer 233.
Soma-Pnschan 231.
Somlyó 334.
Sonne 150.
Sonnengott 332.
Sonnengott der Huichol 150.
Sonnenlente 150.
Sonnentanz [128].
Sonnenuntergang 331.
Spalato [34].
Spanien [131].
Spätmerovingische Zeit 342.
Speerschleuderholz [141].
Spital [31].
Srautaritual 232
Srinjine [34].
Stabkirche 285.
Stadleck [20].
Staketenzaun 278
Stall 334 u. f.
Steinhammer [29].
Steinkistengräber [116].
Steinwaffen [30].
Steinscheiben (tépali) 144, 149.
Steintumulus [39].
Steinwerkzeuge [46].
Steppenzeit [131].
Sterndienst 265.
Stier des Oceans 328.
Stillfried [98].
Stirne 183.
Strabinščica 168.
Suaheli 246.
Südcelebes 242.
Südtunis [131].
Sukasaptati 268.
Sümmeroola 238.
Sušelj breg 169.
Süt-ak-köl 239.
Svinjar 164.
Symbolische Figuren [134].
Synkretismus 268.
Syöjätär 260.
Syr-darja 330.
Syrier 244.
Széckler 334 u. f, 275.
Széklerhaus 334 u. f.
Széklerhof 279.
Széklerland 275.
Szereda 334 u. f.

T.

Tabakkalabasse 142.
Tabus 315.
Tadjik 230.
Tafeln [120].
Tafelngehen [119].
Tahiti 309 u. f.
Tahmurath 229.
Taichū 23.
Taittiriya Samhita 234.
Taittiriya Aranyaka 234.
Taiyal 23.
Talapoin (Kambodja) 236.
Talinenberg [114].
Taklamakan [139].
»Takótsi«, Göttermutter 157.
»Tamáts« (Gott der Morgenröthe) 153.
»Tamoyéke« 153.
Tanzenberg [32].
Taoismus 241.
Taoisten 241.
Taplócza 334.
Tara [140].
Tarasca-Stamm [65].
Tarsus [53].
Tartlau 277.
Taté« 152.
»Tate-ana« (senkrechte Höhle) [90].
»Taté Haútse Kūpúri« (Mutter Nebel-Flecke) 159.
»Taté Kyewimóka« (Göttin des Westens) 158.
»Taté Naaliwámi» (Göttin des Ostens) 158.
»Taté Oteganâka (Maisgöttin) 157.
»Taté Rapawiyema« (Göttin des Südens 158).
»Taté vélika uimáli« (Mutter die Adlerjungfrau) 159.
»Ta-totsi« (Unser Urgroßvater) 149.
Taubenbach 52.
Taubenthore 282.
Taupo 243.
Tau-tau-Opfer 243.
»Tayaopa« 152.
»Ta-yañ« (Sonnengott) 150.

»Têakáta«-Schlucht 150.
Tehuantepec [65].
»Temalacatl« 122.
Tempel der Huichol 144.
Tempel von Mexico 116.
Teochichimeca 141.
»Teoyaomiqui (Erdgöttin) 116, 126.
»Teopiltzintli« 152.
Tepic 139.
»Tetzcoco« 114.
Tewhid-Gebet 258.
»Tezatlipoca« 116.
Tezpi 311.
Thongefäße [114], 135.
Thonkegeln [29], [98].
Thonkopfopferung 57.
Thonkopfurnen 54.
Thonscherben [29], [98].
Thor 279, 282.
Thurm Babilot 255.
Tibet [139], 330.
Tilloux [111]
Tinné-Indianer 310 u. f.
Tirol 252.
Tištar-Mythos 308.
Tlacaxipeualiztli 131.
Tlachtli (Spielplatz) 122.
»Tlaloc« (Regengott) 114.
»Tlatelolco« 113.
Tlauizcalpan tecutli 133.
Tlillancalco 126.
Tlinkiten 311 u. f.
Tlinkit-Indianer 14.
Toapuli 144.
Tobungku [137].
Todtenklage 266.
Todtenmahle 258.
Toggenburg [117].
Tehuantepec [65].
Tolanamatl 119.
Tolowa 311 u. f.
Tomori [137].
Tonga-Insulaner 243.
Tornácz 338.
»Tozpalatl« (Quelle) 114.
Treibach [31].
Trepanation [117].
Triaden 273.
Triest [32].
Tri Kralji 169.
Tripolis [143].
Tripolitanien [142].
Trojadas [137].
Trompetenmuster 341.
Trubach [31].
Truthahn 150.
Tržkivrh 171.
Tschangonen 276.
Tscheremissen 237.
Tschiglit-Eskimo 13.
Tschiroki 310 u. f.
Tsuka-ana (Grabhöhle) [91].
Tsusge P'usa 241.
Tumulus [32].
Tungusen 269.
Tupi 311 u. f.
Turfan [139].
Türken 269.
Turkestan 330.
Turkomanen 238.
Turko-Tataren 269.
Turushka [141].
Twana 310.
Tzitzimimê 133.

U.

Übergangswindungen [146].
Überreste von Thieren 175.
Ueueteotl (Feuergott) 133.
Uitzillan 114.
Uitzilopochtli (Stammgott) 114.
Ulqun 238.
Umfriedung 281.
Ungarn 277.
Unser Urgroßvater Hirschschwanz 149.
Urgeschichte 331.
Urnenfeld [34].
Ursache der Flut 315.
Ut-napištim 306, 329.

V.

Vajapeya 233.
Valman 309 u. f.
Varsay 263.
Vayu 231.
Ventilationsspalte 284.
Verščak [33].
Verschlag 335 u. f.
Verscharren in der Erde [134].
Victoria 309.
Vishnu 232.
Viṣṇu 327.
Viṣṇu-Fisch 307.
Volksmedicin [34].
Volksschule [142].
Volkszaubersprüche [132].
Voluspa 252.
Vorarlberg [31].
Vorhalle 334 u. f.
Vorhaus 335 u. f., [147].
Vorhersagung, Die 321.
Vormerovingische Alterthümer 343.
Votivbilder 56.
Votivgegenstände 145.
Votivlunge, hölzerne 56.
Votiv-nealika 146.
Votivpfeile 145.
Votiv-Trinkschalen 145.
Vrabče 146.
Vrtta 268.
Vrućica [39].
Vuhang 271.

W.

Wachsbrennen [134].
Wahrsagen [137].
Wainämonien 259.
Wakan 230.
Walchsee 313.
Wald [136].
Walmdach 279.
Washo 311 u. f.
Wasileu [38].
Warasdin-Teplitz 165.
Webstuhlgewichte [98].
Warze [137].
Weidenbach 280, [115].
Weiler [21].
Wellenornamente [35].
Werfen von Steinen 323.
Westasien 266.
Westaustralier 309 u. f.
Westfinnen 269.
Westmongolen 268.
Wetterprophezeien [138].
Wieselburger Comitat 279.
Wiesoppenheim 344.
Wind [133].
Wirtschaftshaus 287.
Wogulen 309 u. f.
Wohngruben [29], [97], [100].
Wohnhaus 279.
Wolf 231.
Wolkenschlange 160.
Wotjaken 237.
Wranowitz [38].
Wüstensand [140].

X.

Xaxocoltan 14.
Xipe Totec 133.
Xiuhatlatl 120.
Xiuhtecutlis 133.
Xochimilco (See) 120.
Xoloco 114.

Y.

Yâvanakoti 267.
Yazatas 229.
Yima (Sage) 308, 328.
Ymir (Saga) 309.
»Yoko-ana« (horizontale Höhle) [90].
Yollo-topilli 119.
Yopico teocalli 122.
Yü 313.
Yuei-tschi [141].
Yue-tschi 269.
Yügei-ban 23.

Z.

Zafâr 243, 265.
Zahlenmystik 262, [138].
Zähne, Ausbrechen der 16.
Zähne des Menschen 189.
Zähne, Die Verstümmelung der, in Amerika 13.
Zahnfärbnng 16.
Zahnfeilung 13.
Zamaiten 259.
Zauberknoten [137].
Zauberhandlungen [134].
Zaun 279.
Zäune [133].
Zeiden 277.
Zernest [147], 284.
Zigeuner 308 u. f.
Ziggurat 227.
Zodiak 229.
Zollfeld [32].
Zoroaster 229.
Zsögöd 334.
Ziegelei zu Blato [35].
Zuñi [137], 311 u. f.
Zupanja 164.
Žutnica-Bach 171.
Zweistubenhaus 290.
Zwischenscheitelfurche [146].

MITTHEILUNGEN

DER

ANTHROPOLOGISCHEN GESELLSCHAFT

IN WIEN.

REDACTIONS-COMITÉ:

HOFRATH PROF. DR. KARL TOLDT (VORSITZENDER), REGIERUNGSRATH FRANZ HEGER.
DR. WILHELM HEIN, HOFRATH PROF. DR. EMIL ZUCKERKANDL.

REDACTEUR: DR. LEO BOUCHAL.

XXXII. BAND.

(DER DRITTEN FOLGE II. BAND.)

MIT 5 TAFELN UND 274 TEXT-ABBILDUNGEN.

WIEN.
IN COMMISSION BEI ALFRED HÖLDER, K. U. K. HOF- UND UNIVERSITÄTS-BUCHHÄNDLER.
1902.

DRUCK VON FRIEDRICH JASPER IN WIEN.

INHALT.

ABHANDLUNGEN.

Seite

Schroeder, Dr. L. von: Lihgo. (Refrain der lettischen Sonnwendlieder) 1

Bünker, J. R.: Das Bauernhaus am Millstätter See in Kärnten. (Mit 122 Abbildungen) 12, 239

Reinecke, Dr. Paul: Beiträge zur Kenntnis der frühen Bronzezeit Mitteleuropas. (Mit 21 Abbildungen) 104

Koch, Dr. Theodor: Die Maskoi-Gruppe im Gran Chaco. Mit 1 Karte im Text) 130

Schmidt, P. Wilhelm: Die Fr. Müller'sche Theorie über die Melanesier 149

Chlingensperg auf Berg, Dr. Max von: Entgegnung auf Dr. Reineckes Publication: Die La Tène-Funde vom Gräberfeld von Reichenhall 161

Gorjanović-Kramberger, Dr. Karl: Der paläolithische Mensch und seine Zeitgenossen aus dem Diluvium von Krapina in Kroatien. Nachtrag (als zweiter Theil). (Mit 4 Tafeln und 18 Abbildungen) 189

Herman, Otto: Knochenschlittschuh, Knochenkufe, Knochenkeitel. Ein Beitrag zur näheren Kenntnis der prähistorischen Langknochenfunde. (Mit 1 Tafel und 32 Abbildungen) 217

Erdweg, P. Mathias Josef: Die Bewohner der Insel Tumleo, Berlinhafen, Deutsch-Neu-Guinea. (Mit 70 Abbildungen) 274, 317

Lew, Henri: Der Tod und die Beerdigungsgebräuche bei den polnischen Juden 400

LITERATUR-BERICHTE.

A. ANTHROPOLOGIE UND URGESCHICHTE.

Blasius, W.: Vorgeschichtliche Denkmäler zwischen Helmstedt, Harbke und Marienborn 166

— Die megalithischen Grabdenkmäler bei Neuhaldensleben 166

Forrer, R.: Achmim-Studien I. 173

Fülleborn, Dr. Friedrich: Beiträge zur psychischen Anthropologie der Nord-Nyassaländer 411

Haberer, Dr. K.: Schädel und Skelettheile aus Peking I. 411

Kraitschek, Dr. G.: Der alpine Typus 165

Mayr, Albert: Die vorgeschichtlichen Denkmäler von Malta 171

Much, M.: Die Heimat der Indogermanen im Lichte der urgeschichtlichen Forschung 168

Świątowit, rocznik poświęcony archeologii przeddziejowej polskiej. III. 165

Vassits, Dr. Miluje H.: Die neolithische Station Jablanica bei Medjulužje in Serbien 412

Vjesnik hrvatskoga arheološkoga društva. V. 311

Zinck, L.: Det Nordeuropaeiske Dysse-Territoriums Stengrave og Dyssernes Udbredelse i Europa . . . 167

B. ETHNOLOGIE.

Codex Fejérváry-Mayer, Der. Erläutert von Dr. Eduard Seler 183

Dreselly, Anton: Grabschriften, Bildstöckl- und Todtenbrettl-Verse, Hausinschriften u. a. 177

Geiger, Paul: Beitrag zur Kenntnis der Ipoh-Pfeilgifte 187

Grandidier, Alfred: L'Origine des Malgaches 314

Hnatiuk, W.: Etnograficzni materjały z uhorskoi Rusy 312

Höck, F.: Die Brotpflanzen, ihr Ursprung und ihre heutige Verbreitung 175

Hovorka, Edler v. Zderas, Dr. C.: Volksmedicin auf der Halbinsel Sabioncello in Dalmatien 114

Koch, Theodor: Die Guaikurústämme 186

Lang, Peter: Catalonische Volkslieder und andere hispanische Früchte 178

Langkavel, Dr. B.: Dogs and Savages 175

Laufer, Dr. Heinrich: Beiträge zur Kenntnis der Tibetischen Medicin 316

Rijks Ethnographisch Museum te Leiden 311

Seite
Santo de Sanctis: Die Träume 176
Schück, A.: Die Stabkarten der Marshall-Insulaner 315, 416
Schurtz, Heinrich: Alterschassen und Männerbünde 413
Sébillot Paul: Le folk-lore des pêcheurs 415
Seler, Eduard: Die alten Ansiedelungen von Chaculá 181
Trojanović, Dr. Sima: Alterthümliche Speisen- und Getränkebereitung bei den Serben 414

NEKROLOG.

Andreas Reischek 409

Autoren- und Sachregister . . . . . [1]

Das Inhaltsverzeichnis der separat paginierten Sitzungsberichte befindet sich am Schlusse derselben.

Lihgo.

(Refrain der lettischen Sonnwendlieder.)

Von Professor Dr. **Leop. v. Schroeder** in Wien.

Wer je zur Zeit der Sommersonnenwende in Süd-Livland oder Curland auf dem Lande geweilt hat, der wird die urwüchsige Feier des Tages unter dem Volke der Letten gewiss nie vergessen: Die Überfülle der Kränze verschiedenster Art, mit denen alles sich bekränzt oder bekränzt wird, den reichen Segen der von der Sonnenwärme gewirkten Vegetation bekundend, wie den endlosen, eintönigen Gesang, der am Schluss jeder Zeile in dem Refrain »*lihgo, lihgo*« (richtiger jetzt *ligo* geschrieben) ausklingt.

Dass der Typus dieser Gesänge uralt, dass speciell der immer wiederkehrende Refrain »*ligo, ligo*« bedeutungsvoll, dass er uralten, wichtigen Sinn berge, ließ sich vermuthen, ja es sprang fast in die Augen. Doch was dies »*ligo, ligo*« bedeute, das wissen die lettischen Sänger schon längst nicht mehr zu sagen. Erklärungen der verschiedensten Art wurden von Gelehrten und Laien versucht, darunter manche recht wundersame und abenteuerliche. Am nächsten lag es vielleicht noch zu vermuthen, die alten Letten hätten einst einen Gott namens *Lîgo* verehrt. Doch ließ sich von diesem Gott leider sonst nirgends eine Spur entdecken und so wurde die Existenz desselben von den besten Kennern, wie Dr. A. Bielenstein, mit Recht energisch bezweifelt. Was sonst noch alles vermuthet ward, darf heute wohl übergangen werden. Man schweifte in weite Ferne hinaus, und doch lag auch in diesem Falle wieder das Gute so nah.

Im Laufe des vorigen Winters wurde ich von einer Dame, die in Livland geweilt hatte, wegen der Bedeutung des »*ligo*« befragt, konnte aber zu meiner Beschämung nichts irgend Befriedigendes zur Antwort geben. Als ich die Sache dann mit meiner seligen Frau besprach, machte mich dieselbe darauf aufmerksam, dass das Verbum *ligôt* im Lettischen »schaukeln« bedeute. Sogleich fiel mir ein, dass im Rigveda die Sonne eine goldene Schaukel genannt wird; dass in dieser Schaukel Gott Varuṇa und sein Verehrer sich am Himmel schaukeln.

»Der kluge König Varuṇa — heißt es RV 7, 87, 5 — hat die goldene Schaukel dort am Himmel geschaffen, damit sie glänze.«[1])

Und der berühmte Sänger Vasishṭha spricht RV 7, 88, 3 die Hoffnung aus, dass er noch einst im Vereine mit Gott Varuṇa in dieser goldenen Schaukel sich prächtig schaukeln werde: »Wenn Varuṇa und ich das (Sonnen-)Schiff besteigen, wenn wir die Mitte des (Luft-)Meeres in Bewegung setzen, wenn wir dahin fahren auf dem Rücken der (Wolken-)Wasser, dann wollen wir uns prächtig schaukeln in der Schaukel.«[2])

Diese Auffassung der betreffenden Veda-Stellen ist meines Wissens unbestritten und allgemein angenommen, in erfreulichem Gegensatz zu so vielen anderen, über welche die größte Meinungsverschiedenheit unter den Gelehrten waltet; *preṅkhé* heißt eben »die Schaukel«, *prá iṅkhayâvahâi* »wir wollen uns schaukeln«. Für den Rigveda steht es also

[1]) RV 7, 87, 5 gṛtso râ'jâ váruṇaç cakra ctáṃ divé preṅkháṃ hiraṇyáyaṃ çubhé kám.

[2]) RV 7, 88, 3 á' yád ruhâ'va váruṇaç ca nâ'vam prá yát samudrám îráyâva mádhyam; ádhi yád apâ'ṃ snúbhiç cárâva prá preṅkhá iṅkhayâvahâi çubhé kám.

fest, dass die Sonne als eine Schaukel gefasst wird, eine Bedeutung, die der ebenfalls vedischen Vorstellung der Sonne als eines Bootes recht nahe liegt, denn auch in dem Sonnenboote kann sich der Gott im himmlischen Ocean schaukeln, und die beiden Vorstellungen fließen in dem angeführten Verse fast ineinander.

Aber noch mehr. Wir erhalten eine wichtige Bestätigung und Ergänzung dieser Auffassung der Sonne als einer Schaukel durch das Opferritual der Inder.

Alfred Hillebrandt hat in einem schönen Aufsatz über »die Sonnwendfeste in Alt-Indien«[1]) unter anderem den Nachweis geliefert, dass in das Ritual der um die Sonnenwende gefeierten Opfer eine ganze Reihe recht volksthümlicher Bräuche und symbolischer Handlungen Eingang gefunden haben. Speciell die *Mahâvrata*-Feier ist reich an solchen Zügen. Die *Mahâvrata*-Feier findet nach dem herrschenden Ritual um die Wintersonnenwende statt, Hillebrandt aber hat in sehr scharfsinniger Weise gezeigt, dass ursprünglich gerade dieses Opferfest zur Sommersonnenwende gefeiert ward, während die *Vishuvant*-Feier, jetzt Mittsommerfest, ursprünglich um die Wintersonnenwende stattfand. Im *Mahâvrata*-Opferfest aber spielt eine hölzerne Schaukel, die zwischen zwei Pfosten an Stricken hängt und augenscheinlich symbolische Bedeutung hat, eine hervorragende Rolle, ja sie erscheint geradezu wie der Mittelpunkt der ganzen Feier. Auf ihr nimmt der Hauptpriester, der *Hotar*, der die Lieder zu recitieren hat, Platz und auf ihr sitzend recitiert er »das große Lied« *(mahaduktham)*.

Die älteste Erwähnung dieser symbolischen Schaukel bei der *Mahâvrata*-Feier findet sich in dem ehrwürdig-ältesten Yajurveda, dem sogenannten *Kâṭhaka*. Da heißt es bei der Schilderung dieses Sonnwendopfers[2]): »Den Sessel besteigend beginnt der *Udgâtar*[3]) den *Mahâvrata*-Gesang zu singen; die Schaukel besteigend, recitiert darnach der *Hotar* das große Lied; auf ihrem Platze stehend, antworten die beiden *Adhvaryu*[4]); auf Grasbündeln sitzen die anderen.« Da haben wir mit kurzen Strichen ein Bild, eine Scene des altindischen Sonnwendopfers.

Deutlicher noch tritt die wichtige Rolle, welche die Schaukel bei diesem Opfer spielt, in den *Çrâutasûtras* hervor, welche die ganze Feier eingehend schildern. Das *Sûtra* des *Çaṅkhâyana* z. B. beginnt den großen, zwei volle Capitel (17 und 18) umfassenden Abschnitt, der vom *Mahâvrata*-Opfer handelt, mit den Vorschriften zur Herstellung dieser Schaukel (17, 1 flg.). Der *Hotar* reißt sich zunächst von einem noch stehenden (also lebenden) *Udumbara*-Baum[5]) das Schaukelbrett *(preṅkhaphalakam utpâṭayati Çâṅkh. Çr.* 17, 12 flg.). Dasselbe soll armeslang sein *(bâhumâtram)* und in die Quere das Maß eines Ellbogens haben *(aratnimâtram)*, d. h. vom Ellbogen bis zur Spitze des kleinen Fingers reichend). Die Stricke für die Schaukel werden aus Muñja-Schilfgras verfertigt (Saccharum Muñja Roxb.), fest, dreidrähtig. Unter allerlei Ceremonien werden die Gruben gegraben, eine nach Süden, die andere nach Norden hin, und die Pfosten für die Schaukel in dieselben fest eingesetzt, die Stricke der Schaukel an den Pfosten befestigt. Nach verschiedenen Opferungen und Sprüchen setzt sich endlich der *Hotar* nach Osten gewandt auf die

[1]) Erlangen und Leipzig 1889. Separat-Abdruck aus der Konrad Hofmann zu seinem siebzigsten Geburtstage gewidmeten Festschrift (resp. Romanische Forschungen, Bd. V).

[2]) Der Text lautet: Kâṭh. 34, 5 a. A. âsandîm âruhyodgâtâ mahâvratenodgâyati preṅkham âruhya hotâ mahaduktham anuçamsaty adhishṭhâne adhishṭhâyâdhvaryû pratigṛṇitaḥ kûrceshv itara âsate.

[3]) Der Priester, welcher das Gesänge vorzutragen hat.

[4]) Die den materiellen Theil des Opfers besorgenden, nur Sprüche murmelnden Priester.

[5]) Der *Udumbara* ist Ficus glomerata, ein hochwachsender Baum mit orangefarbigen Früchten, die einen milchigen Saft enthalten und genossen werden. Derselbe, respective sein Holz findet mehrfach Verwendung beim indischen Opfer. Vielleicht war es die gelbe Farbe der Früchte, die das Holz dieses Baumes für die Sonnenschaukel passend erscheinen ließ.

Schaukel, hält sich fest und sitzt schweigend da. Gesänge ertönen, Lautenspiel, Paukenschlag und Lärm von eigens dazu bestellten Lärmmachern. Mädchen mit vollen Wasserkrügen umwandeln ein Feuer, singen und rufen: »*Hai! Mahâ!* hier ist süßer Meth!« u. s. w. Der *Hotar* berührt das Schaukelbrett und die Erde mit der Spanne der rechten Hand, legt die Spanne der Hand dann auf das Schaukelbrett und hebt sie eine Spanne hoch darüber empor, jedesmal einen bestimmten Spruch flüsternd.[1]) Er athmet dreimal und haucht dreimal das Schaukelbrett an. Dann berührt er dasselbe mit der Brust und flüstert: »Du bist die Sonne![2]) Die *Vasus*[3]) sollen dich besteigen mit dem *Gâyatri*-Metrum! Ihnen nach besteige ich dich, zur Königsherrschaft! — — Die *Rudras*[3]) sollen dich besteigen mit dem *Trishṭubh*-Metrum! Ihnen nach besteige ich dich, zur Selbstherrschaft! — — Die *Âdityas*[3]) sollen dich besteigen mit dem *Jagatî*-Metrum! Ihnen nach besteige ich dich, zur Vollherrschaft! — — Die Götter alle sollen dich besteigen mit dem *Anushṭubh*-Metrum! Ihnen nach besteige ich dich zur Wunscherfüllung.« Wieder haucht er die Schaukel dreimal an, berührt sie mit der Spanne der Hand und flüstert: »Der Herr der Geschöpfe *(Prajâpati)* soll dich besteigen! Der Wind *(Vâyu)* soll dich schaukeln!« Wieder dreimaliges Anhauchen der Schaukel. Dann flüstert der *Hotar*: »Die Stimme mit dem Athem vereint, ich mit dem Athem vereint, das Auge mit dem Sinn, ich mit dem Sinn, der Herr der Geschöpfe mit dem Vieh, ich mit dem Vieh vereint! Ein Adler bist du, ein Vogel![4]) Dies Wort will ich sprechen, das viel ausrichten soll« u. s. w. Wieder haucht er die Schaukel dreimal an. Die Pauken und der Lärm verstummen. Die Mädchen mit den vollen Wasserkrügen wandeln um das Feuer und gießen das Wasser aus u. s. w. Endlich beginnt nun der *Hotar* die Recitation des großen Liedes, das aus vielen Liedern und Liederbruchstücken zusammengesetzt ist und den größten Theil des zweiten Capitels der Beschreibung in dem *Sûtra (Çâṅkh. Çr.* 18*)* in Anspruch nimmt.

Es ist schon von Hillebrandt (a. a. O. 38) angedeutet, von Oldenberg (Rel. d. Veda, S. 444) ausgesprochen worden, dass die Schaukel beim *Mahâvrata*-Opfer wohl in symbolischer Weise die Sonne darstellen solle, die ja im Rigveda eine goldene Schaukel genannt wird — und zwar gerade in Liedern des *Vasishṭha*, in dessen Familie, wie Hillebrandt aus anderen Gründen wahrscheinlich macht, gerade die Feier der Sonnwendtage besonders heimisch war (a. a. O. 26).

Und in der That kann daran kaum ein Zweifel sein. Nur so erklärt sich die cardinale Rolle, welche die Schaukel beim *Mahâvrata*-Opfer spielt, dessen Verlauf ich nur flüchtig, so weit er hier in Betracht kam, andeuten konnte. Ja, wir haben gesehen, dass der *Hotar* die Schaukel direct anredet mit den Worten: »Du bist die Sonne!« dass er sie den Adler, den Vogel nennt — geläufige vedische Bezeichnungen der Sonne.

[1]) Diese Sprüche, respective die beiden ersten der drei Sprüche hat Oldenberg, wie mir scheint, in seiner Religion des Veda, S. 444, unrichtig übersetzt und zieht daraus einen kaum haltbaren Schluss auf den Termin des Opfers (als Wintersonnenwende). Er übersetzt: »Der Große hat sich mit der Großen vereint; der Gott hat sich mit der Göttlichen vereint«; und bemerkt dazu: »Dies soll wohl heißen, dass die Sonne ihren niedrigsten, der Erde nächsten Stand erreicht hat.« — Indessen *saṃ-dadhât* kann nicht heißen »hat sich vereinigt«. Es ist Conjunctiv Praes. Activi und kann nur heißen »soll vereinigen« oder allenfalls »vereinigte«, wenn man es als Praeteritum ohne Augment fasst. Also wäre die Bedeutung eher: »Der Große soll mit der Großen vereinigen! Der Gott soll mit der Göttlichen vereinigen!« Das Object fehlt und der Sinn bleibt ziemlich dunkel, wie so oft in diesen Sprüchen.

[2]) *arko asi Çâṅkh. Çr.* 17, 16, 1.

[3]) Eine bestimmte Götterordnung.

[4]) Als Adler, als Vogel *(suparṇaḥ, garutmân)* wird gerade die Sonne mit Vorliebe im Rigveda aufgefasst. Sie heißt der himmlische Adler, der röthliche Adler u. dgl. m. Etwa in der Hälfte der Stellen, in denen das Wort *suparṇa* »Adler« in Rigveda vorkommt, bezeichnet es die Sonne. Kein Zweifel, dass das auch hier der Fall ist.

Wir können nach alledem mit Bestimmtheit sagen: In der indischen Sonnwendfeier, deren Bräuche sich vielfach mit denen der verwandten europäischen Völker berühren, erscheint die Sonne geradezu leibhaftig vor uns als eine Schaukel!

Können nun nicht — es lag nahe zu fragen — auch die Letten, die doch in Sprache und Mythus, speciell gerade auch in ihren Sonnenliedern, wie wir lange schon wissen, so viel Alterthümliches bewahrt haben — können nicht auch die Letten ebenso wie die vedischen Inder die Sonne sich als eine goldene Schaukel gedacht haben? Und da am Sonnwendfest doch ohne allen Zweifel die Sonne die gefeierte Gottheit ist — lässt es sich da nicht sehr wohl denken, dass der fort und fort wiederholte Refrain »*ligo, ligo*« in den lettischen Sonnwendliedern nichts anderes bedeutete als »schaukle! schaukle!« An ihrem Ehrentage, dem Tage ihres höchsten Standes, sollte die Sonne droben am Himmel sich froh triumphierend schaukeln, während ihre Verehrer unten auf der Erde ihres Glanzes und ihrer reichen Gaben in der Vegetation sich jubelnd freuten.

Ähnliche originelle Freudenäußerungen der Sonne, insbesondere an ihren Ehrentagen, begegnen uns auch sonst noch vielfach im Glauben ihrer indogermanischen Verehrer. Wie schon im Rigveda die Morgenröthe, d. i. die aufgehende Sonne oder doch eine Begleiterscheinung derselben, als eine Tänzerin gedacht und geschildert wird, wie die Griechen von den Tanzplätzen der *Eos* reden (Od. 12, 4), so denken sich manche der indogermanischen Völker, dass die Sonne selbst tanze oder springe, zumal an bestimmten Tagen, wo sie Grund hat, sich ihrer siegreich aufsteigenden Bahn zu freuen.

Wer die lettischen Sonnenlieder kennt, die Mannhardt so schön behandelt hat, dem wird sogleich das eine von ihnen einfallen:

Sonne, die tanzt auf
Silbernem Berge,
Hat an den Füßen
Silberne Schuhe.

Manche der indogermanischen Völker denken sich, dass die Sonne zu Ostern, am Ostermorgen, beim Aufgehen — gelegentlich auch beim Untergehen — tanze oder springe. Auf das Osterfest haben sich im Glauben mehrerer indogermanischer Völker Erinnerungen und Vorstellungen des alten Festes des Frühlingsanfangs übertragen, welcher ursprünglich wohl als Jahresanfang galt. Die von Jakob Grimm mit Recht angenommene germanische Göttin *Ostara*, nach welcher das Fest noch heute benannt wird, war eine Göttin des aufgehenden Lichts, der neu aufsteigenden Sonne, respective der Morgenröthe, ihre Zeit ist die Zeit, wo der Sieg der Sonne über den Winter entschieden ist, wo der Frühling beginnt, dem der Sommer folgt — Grund genug dazu, dass die Sonne sich freuen mag. Und so hören wir denn auch, dass in vielen deutschen Gauen, wie auch in England und Dänemark, der schon erwähnte Glaube verbreitet war. So berichtet Jakob Grimm von den Deutschen (Deutsche Mythologie, 4. Ausg., I. 241): »Nach dem lange fortdauernden Volksglauben thut die Sonne in des ersten Ostertages Frühe, so wie sie aufgeht, drei Freudensprünge, sie hält einen Freudentanz.« Und weiter (a. a. O., III. Aberglaube Nr. 813): »Ostern tanzt die Sonne am Himmel vor ihrem Untergang und thut drei Freudensprünge. Das Volk geht haufenweise vor die Thore, das mitanzusehen (Rollenhagens Ind. Reise. Altstettin 1614. S. 153).« Reinsberg-Düringsfeld sagt (Das festliche Jahr, 2. Aufl., S. 152), dass der Auferstehung unseres Herrn zu Ehren »selbst die Sonne, einem weitverbreiteten Glauben gemäß, drei Freudensprünge macht. Tausende von Menschen begeben sich deshalb noch immer früh morgens auf nahe liegende Höhen und Berge, wo sie den Sonnenaufgang beobachten können«. Und weiter (ebenda): »In Österreichisch-Schlesien wandert schon in der Nacht

Alles nach den Anhöhen, welche freie Aussicht darbieten; oben zündet man Feuer an, lagert um dasselbe und unterhält sich abwechselnd mit Essen und Trinken, Gesprächen und Gesang, bis das Morgenroth die Nähe des Sonnenaufgangs verkündet. Dann wenden sich Aller Augen nach Osten, um die Sonne huppen (hüpfen) zu sehen, wobei man jubelnd singt: Christus ist erstanden, Halleluja!« Adolf Wuttke gibt an (Der deutsche Volksaberglaube, S. 17), dass die Bauern in vielen sächsischen und märkischen Dörfern am Ostermorgen den Sonnenaufgang von einem Hügel aus erwarten, um die Sonne ihre drei Freudensprünge machen zu sehen,[1] »ebenso wie man es in England in jenen Tagen zu thun pflegte, wo Thomas Browne die eigenthümliche Behauptung vertheidigte, dass die Sonne am Ostermorgen nicht tanze« (vgl. E. B. Tylor, Anfänge der Cultur, II, S. 297). Ähnliches ist mir auch aus Dänemark mündlich berichtet.

Bei den Großrussen heißt es, dass die Sonne um die Zeit der Sommersonnenwende »spielt (*играетъ*). Was man sich darunter zu denken hat und wie das Volk sich dabei verhält, darüber erhalten wir durch eine gute Autorität Aufklärung. Im Tulaschen Gouvernement — berichtet Sacharow — versammeln sich am Vorabende des Petertages Landsleute jeglichen Alters auf kleinen Anhöhen, machen Feuer an und verbringen die Nacht in Erwartung der Sonne unter Spiel und Gesang. Beim Sonnenaufgang stoßen alle insgesammt Freudenrufe aus. Die Greise beobachten, wie die Sonne am Himmel spielt; bald zeigt sie sich, bald versteckt sie sich, dann geht sie aufwärts, dann sinkt sie herab, dann erglänzt sie in verschiedenen Farben, blau, rosa und weiß, dann scheint sie helleuchtend. Sobald sie aufleuchtet, begrüßt sie der Chor mit Gesang (vgl. Wolter, Slavisches Archiv, VII, 637, der Сахар. II, 41—42 citiert, nach А. А. Потебня, О куп. огняхъ, S. 4—5). Neben dem Farbenspiel will man hier also auch ein Auf- und Ab-Sichbewegen der Sonne wahrnehmen, ein Spiel, das sich ganz wohl als ein Springen, Tanzen oder Schaukeln bezeichnen ließe. Sehr wichtig ist aber noch der Umstand, dass das russische Verbum *(играть)*, welches jetzt gewöhnlich durch »spielen« übersetzt wird und so auch in diesem Berichte übersetzt worden ist, ursprünglich, wie Herr Hofrath Jagić mich freundlichst belehrt, gerade »tanzen, hüpfen« bedeutet. Wir finden hier also eine Vorstellung, die sich von der germanischen nicht wesentlich oder vielleicht sogar überhaupt nicht unterscheidet. Das tritt noch deutlicher hervor durch die Thatsache, dass im Serbischen das entsprechende Verbum *igrati* ausschließlich »tanzen, hüpfen« bedeutet. Man würde nach der Ansicht des genannten ausgezeichneten Kenners der slavischen Sprachen den oben angeführten Bericht geradezu so interpretieren dürfen, dass bei den Großrussen die Sonne um die Zeit der Sommersonnenwende »tanzt«. Das hohe Alter der Bedeutung »hüpfen, springen, tanzen« für das Verbum *igrati* in den slavischen Sprachen ergibt sich wohl auch daraus, dass, wie Jagić mir mittheilt, im Kirchenslavischen das griechische σκιρτᾶν durch *възыгратися* wiedergegeben wird.

Auch in Schlesien glaubt man unter den dort lebenden Slaven (den sogenannten Wasserpolaken), dass die Sonne zu Johannis »spiele«, respective »tanze« (*играетъ въ день Sobótek*). Die Mädchen backen zu diesem Tage kleine Kuchen *(пирожки)*, genannt »Sönnchen«, also kleine Sonnen *(Słonczęta)*. Sie gehen mit ihnen in der Morgendämmerung auf das Feld hinaus, legen sie auf ein reines, weißes Tuch, tanzen herum und sprechen

[1] Es findet sich übrigens auch Übertragung des Glaubens auf den Himmelfahrtstag. So »ist in vielen Gegenden Schwabens die Ansicht herrschend geblieben, dass die aufgehende Sonne am Himmelfahrtsmorgen drei Freudensprünge macht, wie es anderwärts vom Sonnenaufgang am Ostermorgen behauptet wird, und die Reutlinger zogen früher schon um Mitternacht mit Fackeln auf die Achalm, um dies Schauspiel mit anzusehen und die Sonne bei ihrem Hüpfen mit Musik zu begrüßen«. Vgl. Reinsberg-Düringsfeld, Das festliche Jahr. 2. Aufl., S. 185.

dazu: »Spiele, Sonne, spiele, da sind deine Sönnchen«.[1]) Dann wenden sie sich gegen die Sonne und verneigen sich vor ihr; und theilen die Kuchen untereinander aus, um alle ihnen nächststehenden Personen damit zu beschenken.[2])

Im čechischen Volksliede wird die Sonne angesungen:

Rej, sloničko, rej
Hory, doly krej
Rej, sloničko.[3])

Das heißt: Tanze, Sonnchen, tanze! Hinauf, hinunter, verstecke dich! Tanze, Sonnchen![4])

Bei den Letten in Lennewarden wird nach Bielenstein die Jugend aufgefordert, in der Johannisnacht nicht zu schlafen, damit sie am Morgen sehe, wie die Sonne *rôtajâs*, d. h. hüpfe und springe:

Junge Bursche, junge Mädchen,
Schlaft nicht in der Johannisnacht!
Dann werdet ihr Morgens schauen,
Wie die Sonne hin- und herhüpfet.[5])

Wir sehen also nicht nur, dass die Inder die Sonne sich als eine goldene Schaukel vorstellen und am Sonnwendfest im Bilde einer Schaukel verehren, sondern auch, dass bei verschiedenen indogermanischen Völkern, auch bei den Letten, der Glaube lebt, dass die Sonne — namentlich zu Ostern oder zu Johannis — sich auf und ab bewege, springe, hüpfe oder tanze, respective spiele; und es liegt auf der Hand, dass die Vorstellung, die Sonne schaukle sich, sie schaukle auf und nieder, sich fast damit deckt, so dass nach meiner Meinung nichts der Annahme im Wege steht, der Ruf oder Refrain »*ligo, ligo*« bei den Letten bedeute ursprünglich nichts anderes als »schaukle, schaukle« — also genau gerade dasjenige, was das Verbum *ligôt* thatsächlich bezeichnet.

Ich habe bei einiger Umschau bald gefunden, dass mehrere Forscher schon vor mir dieser Ansicht ziemlich nahe gekommen sind. Bischof Ulmann sagt in seinem lettisch-deutschen Wörterbuch (Riga 1872) unter »*lihgo*«, »der Freudenausruf beim Johannisfest«, es wäre wahrscheinlich verwandt mit »*lihgoht*«, dem Verbum, welches nach ihm bedeuten soll: »hin und her schwanken, sich hüpfend, schaukelnd bewegen, Johannislieder singen, Johannisfest feiern, frohlocken, jauchzen«. Es ist indessen kaum wahrscheinlich, dass Ulmann gerade die erste Bedeutung »schaukeln« bei diesem Verbum im Auge

[1]) Graj, słońce, graj, tutaj są twoje słoneczęta. Die Übersetzung im Text hat mir Herr Hofrath Jagić freundlichst geboten. Der Imperativ graj ist dabei gemäß dem jetzt giltigen Sprachgebrauch durch »spiele« übersetzt; indessen hält Herr Hofrath Jagić es für sehr möglich, dass in diesem Falle, in einer vermuthlich sehr alten Formel, die ältere Bedeutung des Verbums »tanzen, hüpfen« anzusetzen wäre. Wir dürften dann auch hier übersetzen: »Tanze, Sonne, tanze«. Ich halte diese Annahme für um so wahrscheinlicher, als nicht nur die Analogie der erwähnten nahe verwandten Völker dafür spricht, sondern auch das Tanzen der Mädchen mir darauf hinzudeuten scheint. Sie tanzen und fordern die Sonne auf, ebenfalls zu tanzen. Das stimmt gut zusammen. Die Kuchen, wie auch der Tanz um dieselben, haben wohl symbolische, rituelle, respective ursprünglich magisch-cultliche Bedeutung. Dasselbe gilt wohl auch für die Feuer an anderen Orten.

[2]) So berichtet J. Sresnewskij (Объ обож. солнца, Ж. М. Н. Пр. 1846, S. 51) nach A. A. Potebnja „О купальскихъ огняхъ и сродныхъ съ ними представленіяхъ" (Moskau 1867, S. 4); citiert nach Wolter, a. a. O. 635.

[3]) A. A. Потебня, О миѳ. знач. 1865, S. 224; citiert nach Wolter, a. a. O. 635.

[4]) *Rej* bedeutet hier »tanze«, von *rejîti*, sich tummeln, hüpfen, durchaus entsprechend lettischem *rûtôrûtâ* (Wolter, a. a. O. 635). Die Übersetzung im Text verdanke ich Herrn Hofrath Jagić.

[5]) Vgl. A. Bielenstein, Johannisfest der Letten. Baltische Monatsschrift, XXIII (1874), 16 (citiert nach Wolter, a. a. O. 631).

gehabt hat; eher wohl die weiterhin angeführten Bedeutungen. A. A. Potebnja[1]) bringt den Refrain *ligo* direct mit dem Verbum *ligôt,* качатель, пѣть купальскія пѣсни (das ist: sich schaukeln, Johannislieder singen), litthauisch *lingôt* качаться (das ist: sich schaukeln) zusammen, ohne jedoch, wie es scheint, die Sache genauer zu begründen. Eine eingehende, gelehrte und scharfsinnige Abhandlung hat endlich Ed. Wolter dem »*ligo*« gewidmet (Was ist »*ligo*«? im VII. Bande des Archivs für slavische Philologie von V. Jagić, S. 629—639). Einiges von dem, was ich vorhin angeführt, verdanke ich diesem Aufsatze. Auch Wolter bringt *ligô* mit dem Verbum *ligôt* zusammen, allein ich kann ihm gerade darin nicht beistimmen, was er insbesondere nachzuweisen sich bemüht, dass nämlich hier »die Bedeutung im Sinne eines Farben- und Lichtspieles angesetzt werden« müsse (a. a. O. 629), so dass also *ligô* etwa durch »schimmere, leuchte, flimmere« wiederzugeben wäre. Den Beweis dafür scheint er mir nicht erbracht zu haben. Und auf jeden Fall liegt es nach meiner obigen Auseinandersetzung näher, ja unabweisbar nahe, auch in »*ligô*« das Verbum »*ligôt*« in der gewöhnlichen, sicher feststehenden, jedermann bekannten Bedeutung »schaukeln« anzunehmen, da gerade diese Bedeutung hier durchaus passt und durch einleuchtende Analogien gestützt wird, während »schimmere, leuchte, flimmere« oder dergleichen bei der Sonne fast banal erscheint. Allerdings zeigt Wolter in überzeugender Weise, dass auch besondere Farbenspiele an der Johannissonne hier und da bei Russen und Letten beobachtet, respective geglaubt werden. Aber nicht minder fest, ja noch häufiger bezeugt ist der Glaube an ein Auf- und Ab-Sichbewegen, ein Tanzen, Hüpfen und Springen und — bei den Indern jedenfalls — auch ein Schaukeln der Sonne, und dies letztere ist und bleibt nach der gewöhnlichen Bedeutung von *ligôt* die nächstliegende Annahme. Glaubten die Letten, wie wir sicher wissen, dass die Sonne am Johannismorgen hüpfe und springe, dann konnten sie ihr wohl auch zurufen: »schaukle, schaukle!« Denn, wie wir schon sahen, liegen diese beiden Vorstellungen sich sehr nahe.

Dies wird durch folgende Betrachtung noch mehr bekräftigt. Wolter liefert in seinem Aufsatz den wertvollen Nachweis, dass bei den katholischen Letten im Gouvernement Witebsk, im sogenannten Polnisch-Livland, in einer Reihe von Johannisliedern statt des Refrains *ligo* oder *leigo* (wie es bei den sogenannten polnischen Letten lautet), sich der Refrain *râtô* (schriftlettisch *rôtô*) finde. Das Verbum *râtôt* ist, wie Wolter bemerkt (a. a. O. 631), dasselbe, was schriftlettisches *rôtât* oder reflexiv *rôtatiẽs*. Es ist dasselbe Verbum, welches Bielenstein in dem oben angeführten Versehen aus Lennewarden durch »hin und her hüpfet« übersetzt. Diese Bedeutung, die jedenfalls die nächstliegende ist, festhaltend, möchte ich also in einigem Gegensatz zu Wolter sagen: Wenn in gewissen Gegenden *râtô* als Refrain für *ligo* (respective *leigo*) gebraucht wird, ja wenn eine Lettin zu Wolter sagen konnte, es sei gleichgiltig, ob man *leigo* oder *râtô* sänge, dann sehen wir da eben aufs deutlichste das Hüpfen und Springen der Sonne als ihrem Schaukeln gleichbedeutend, gleichwertig behandelt.

Zum Schlusse seines schönen Aufsatzes (S. 638) weist Wolter noch darauf hin, dass bei den Letten *ligawa, ligawiña* die Braut, die junge Frau bedeute und bezweifelt, ob dieses Wort, wie Ulmann will, mit dem Verbum »*ligt*« übereinkommen, eins werden, sich vereinbaren, zusammengehöre, weil *ligt* in der Sprache der Hochzeitslieder durchaus nicht vorkomme. Dieser Zweifel ist gewiss sehr berechtigt, und ebenso ist es eine feine Bemerkung, wenn Wolter hinzufügt: »Ich glaube, die Frage kann nur bei eingehender

[1]) A. A. Potebnja in seinem Aufsatz Объясненія малорусскихъ и сродныхъ пѣсень im Filologičeskij Věstnik, 1882, S. 226 in der Anmerkung (citiert nach Ed. Wolter im Archiv für slavische Philologie, VII. S. 629).

Berücksichtigung der auf Liebe und Hochzeit bezüglichen Lieder und poetischen Bilder entschieden werden.« Er beschränkt sich auf einige Andeutungen, ohne die Sache schon zu entscheiden.

Hier kann nun die vergleichende Mythologie und Sittenkunde mit einem vielleicht nicht zu verachtenden Hinweise dienen. Denn sie gerade weiß etwas über die Lieder und poetischen Bilder bei der lettischen Hochzeit zu sagen.

In dem nach Ausweis der vergleichenden Sittenkunde höchst alterthümlichen Hochzeitsritual der Inder spielt das große *Sûryâ*-Lied die Hauptrolle. Das Lied von der Hochzeit der *Sûryâ*, der Sonnentochter, respective einer weiblich gedachten Sonnengottheit, mit *Soma*, dem Mondgott (ursprünglich wohl mit den beiden *Açvinen*, respective auch *Pûshan*). Diese himmlische Hochzeit wird ganz augenfällig als das Prototyp der irdischen Hochzeit angesehen und behandelt. Die indische Braut spielt bei der Hochzeit gewissermaßen die Rolle der *Sûryâ*. Die durch Mannhardts schöne Abhandlung so bekannt gewordenen, höchst alterthümlichen lettischen Sonnenlieder haben ein durchaus entsprechendes Sujet. Sie singen von der Hochzeit der Sonnentochter, der *Saules meita*, und auch hier ist offenbar die himmlische Hochzeit als Prototyp der irdischen angesehen, denn auch die lettischen Sonnenlieder werden bis in die neuere Zeit hinein gerade bei den Hochzeiten gesungen. Sie bildeten wohl einen wesentlichen Theil der lettischen Hochzeitsfeier in vorchristlicher Zeit. Die lettische Braut spielte bei der Hochzeit demnach ebenfalls die Rolle der Sonnentochter oder einer weiblich gedachten Sonnengottheit, ganz ähnlich wie die Braut bei den Indern. Dass auch der ἱερὸς γάμος der Hera und des Zeus nach meiner Auffassung dieser griechischen Göttin als einer alten Sonnengöttin ganz analoge Bedeutung hatte, kann ich hier nur andeuten. Eben dieser ἱερὸς γάμος ist bei den Griechen das himmlische Prototyp der irdischen Hochzeit, und aus keinem anderen Grunde erscheint Hera im griechischen Cult vorherrschend in dem Charakter der Braut und jungen Ehefrau. Ich übergehe die dürftigen und zweifelhaften Analogien bei Germanen und Römern. Gerade bei den Letten liegen nächst den Indern die Verhältnisse am klarsten. Wenn nun aber die lettische Braut und junge Ehefrau die Rolle der Sonnentochter, respective einer weiblich gedachten Sonnengottheit spielte — was zweifellos feststeht — wenn ferner, wie wir vorhin gesehen haben, die Sonne als Schaukel gedacht und das Verbum *ligôt* »schaukeln«, respective der Ruf »*ligo*« der Sonne galt und dem größten Sonnenfeste recht eigentlich seinen Charakter gab, ist es dann nicht auch ganz natürlich und begreiflich, dass die Braut und junge Frau bei den Letten einen Namen trug, der mit *ligôt*, *ligo* zusammenhieng, respective davon abgeleitet war? Vielleicht ist uns gar in *ligawa*, *ligawiña* eine alte Bezeichnung der Sonne oder der Sonnentochter als der Schaukel, der Schaukelnden oder der Schaukeltochter erhalten. Ich darf nicht mehr als diese Hindeutung geben, da ich auf dem Gebiete der lettischen Sprachforschung kein Recht habe, mitzureden. Wohl aber glaube ich das Recht, ja die Pflicht zu haben, die Kenner der lettisch-litthauischen Sprach- und Culturwelt darauf hinzuweisen, wie merkwürdig die Bezeichnung der lettischen Braut und jungen Frau als *ligawa*, *ligawiña* unter den vorhin gewonnenen Voraussetzungen erscheint. Es ist, als fiele aus fernster Vorzeit ein verklärender Sonnenstrahl, ein Strahl der alten goldenen Sonnenschaukel, die das Lettenvolk, ohne es zu wissen, bis auf den heutigen Tag noch verehrend mit seinem »*ligo, ligo*« feiert, auf die Gestalt der lettischen Braut und jungen Ehefrau.[1])

[1]) Vielleicht beruht in letzter Instanz sogar die Sitte der Brautkrone, die die Braut beim Hochzeitsfest gar mancher indogermanischer Völker trägt, auf der alten Vorstellung, dass sie bei dieser großen Feier die Sonne oder die Sonnentochter, Sonnenjungfrau repräsentiert. Dass speciell die Letten sich die Sonne, respective die Sonnentochter als eine Krone tragend dachten, geht aus dem folgenden, sehr alterthümlich aus-

Ob der Glaube, dass die Sonne zur Zeit der Sonnenwende (respective Sommersonnenwende) oder auch zu Ostern, am Frühlingsanfang, hüpfe, springe, tanze oder schaukle, sich auch noch bei anderen als den indogermanischen Völkern findet, weiß ich nicht zu sagen. A priori wäre das durchaus möglich. Vorläufig aber kann ich diese Vorstellung nur als eine indogermanische feststellen.

Der tanzenden oder springenden Sonne habe ich schon vorhin im Vorübergehen die tanzende Morgenröthe verglichen. Der Zusammenhang ist indessen wohl ein tieferer, als der einer bloßen Analogie, und bedarf darum einer Beleuchtung, wenn dieselbe hier auch nur flüchtig geboten werden kann.

Sonne und Morgenröthe stehen sich so nah wie nur möglich, da die Morgenröthe ja nichts ist, als eine Begleiterscheinung der aufgehenden Sonne. Und so erklärt es sich sehr natürlich, dass in manchen mythologischen Gebilden beide Vorstellungen ineinander schwimmen (z. B. in der indischen *Sûryâ*, der himmlischen Braut der Letten u. dgl. m.). Alfred Hillebrandt hat uns nun in seiner Vedischen Mythologie, II, 26 flg. gezeigt, dass die Lieder an *Ushas*, die indische Göttin der Morgenröthe, im Ritual ihren Platz speciell am Jahresanfang haben, beim *Prâtaranuvâka* des *Agnishṭoma*-Opfers, das mit großer Feierlichkeit nach mehreren Texten im Frühjahr stattfindet. Es ist eine Frühlingsfeier, die zugleich den Beginn eines neuen Jahres bedeutet. Die Göttin *Ushas* wird nicht tagtäglich, sondern nur an diesem bestimmten Zeitpunkt mit Liedern und Opfern gefeiert. Sie erscheint demnach als die Morgenröthe, respective die aufgehende Sonne des im Frühling anbrechenden neuen Jahres.[1])

Wenn nun *Ushas* in den vedischen Liedern als eine Tänzerin[2]) erscheint, als ein lieblich schönes, seine Reize enthüllendes, tanzendes Weib, dann drängt sich uns unmittel-

---

sehenden lettischen Sonnenliede hervor (Mannhardt 34), in welchem übrigens Sonnentochter und Sonne wie ein und dieselbe Person behandelt werden:

Die Sonnentochter watete im Meere,
Man sah nur noch das Krönchen;
Rudert das Boot, ihr Gottessöhne,
Rettet der Sonne Leben.

In der Variante (35) hat sich der rettende Gottessohn zu Christus umgewandelt:

Sonnentochter sank ins Meer,
Nur die Krone sah man blinken,
Auf dem Berg stand Gottes Sohn,
Schwang ein golden Kreuz in Händen.

[1]) In den an *Ushas* gerichteten Liedern findet sich allerdings kein Anhaltspunkt für diese Annahme, da in denselben einfach die herrliche Erscheinung der Morgenröthe als solche gefeiert wird ohne besonderen Zeitbezug. Der Charakter des indischen Jahres ist ihr auch nicht günstig, da hier nicht, wie in nördlichen Breiten, der Gegensatz einer dunklen, kalten und einer hellen, warmen Jahreshälfte vorliegt. Aber die Thatsache, dass im Opferritual die Verehrung der *Ushas* nur bei Frühlingsanfang stattfindet, redet eine vernehmliche Sprache, und Hillebrandt hat daher durchaus ein Recht dazu, die kühne Vermuthung aufzustellen, dass sich hier in der indischen Mythologie, respective im indischen Cultus die Erinnerung an eine vergangene Zeit und eine frühere Heimat erhalten haben dürfte (vgl. Hillebrandt, a. a. O. 7, 38, 39 u. a.; dazu meine Besprechung WZKM, XIII, 287, 288). Diese Erinnerung scheint auch fortzuleben in der Vorstellung, dass die Geister, die Manen, das Licht gefunden und die *Ushas* erzeugt haben sollen (RV 7, 76, 4). Dies bedeutet wohl, dass das neue Licht aus der dunklen Zeit des Jahres emporsteigt (Hillebrandt, a. a. O. 31). Die Manen haben ja wohl schon in der indogermanischen Urzeit in der dunklen Jahreshälfte die Zeit ihrer Verehrung gehabt. Es folgte derselben die lichte Jahreshälfte, deren Eintritt vermuthlich durch eine Feier des neu aufsteigenden Lichtes (Sonne oder Morgenröthe) bezeichnet war. Und als Nachklang dieser urzeitlichen Feier darf aller Wahrscheinlichkeit nach die *Ushas*-Feier der Inder zu Beginn des Frühlings angesehen werden.

[2]) In dem *Ushas*-Liede RV 1, 92 heißt es von der Göttin V. 4: »Sie schmückt sich wie eine Tänzerin« (nṛtûr iva). RV 10, 29, 2 wird in einem Indra-Liede gesprochen vom Tanz (nṛtí) der *Ushas*: »Beim

bar die Erinnerung daran auf, dass die Sonne nach der Vorstellung germanischer Völker zu Ostern (respective im April), also am Frühlingsanfang, dem alten Jahresanfang, einen Freudentanz aufführt, respective Freudensprünge thut. Und wir werden diese zu Ostern tanzende Sonne der Germanen umsoweniger von der beim Frühlingsfest der Inder gefeierten Tänzerin *Ushas* trennen wollen, als auch in England wie in Deutschland ein alter Name bedeutsam für diesen Zusammenhang Zeugnis ablegt.

Schon Beda, der bekannte Kirchenlehrer und Historiker († 738) berichtet bekanntlich, dass die alten Angeln den April *Eosturmonath* nannten, nach einer Göttin *Eostre*, der zu Ehren sie in diesem Monate Feste feierten.[1]) Nach ihr hätten sie später das Osterfest benannt. Da nun auch die Deutschen ganz in Übereinstimmung mit den Angelsachsen den April Ostermonat (alt *ôstarmânoth*, schon bei Eginhard) und das christliche Fest Ostern (alt *ôstarâ*) nennen, also mit Namen, die den angelsächsischen nächstverwandt sind, hat schon Jakob Grimm mit Recht auf eine altdeutsche Göttin geschlossen, welche der angelsächsischen Göttin *Eostre*, die uns Beda bezeugt, genau entsprechen würde, und deren Namen etwa *Ostara* gelautet haben dürfte. Er sagt von derselben (Deutsche Mythologie, vierte Ausgabe, S. 241): »*Ostara, Eástre* mag also Gottheit des strahlenden Morgens, des aufsteigenden Lichtes gewesen sein, eine freudige, heilbringende Erscheinung, deren Begriff für das Auferstehungsfest des christlichen Gottes verwandt werden konnte.«

Übelangebrachte Zweifelsucht und Hyperkritik der späteren Zeit haben Bedas Zeugnis und Jakob Grimms Vermuthung zu entkräften gesucht, aber das erstere verdient in seiner ruhigen Bestimmtheit durchaus Glauben und Jakob Grimms Vermuthung ist eine wohlbegründete, die dem großen Schöpfer der deutschen Alterthumskunde nur Ehre macht. Das wird auch von F. Kluge in seinem »Etymologischen Wörterbuch der deutschen Sprache« s. v. Ostern, und von E. Mogk in seiner »Germanischen Mythologie« (zweite Auflage, S. 145) anerkannt.[2]) Das tritt jetzt durch die Vergleichung noch deutlicher hervor als früher. Die altgermanische Göttin *Ostara-Eostre* ist, wie man schon lange erkannt hat, augenscheinlich in ihrem Namen mit der indischen *Ushas*, noch genauer mit einer anderen Bezeichnung derselben, *usrâ*, »die röthliche«, nahe verwandt. Beide Namen kommen von der Wurzel *vas*, *ush* »aufleuchten«, die ebenso deutlich den Namen der Morgenröthe bei Griechen und Römern, *Eos* und *Aurora*, zugrunde liegt.

Die altgermanische Grundform des Namens dürfte nach F. Kluge und E. Mogk a. a. O. *Austrô* gelautet haben. Diese Göttin *Austrô*, *Ostara-Eostre* ist aber ebenso ihrem Wesen nach mit *Ushas*, der röthlichen (*usrâ*), verwandt. Denn sie kann ja nichts anderes bedeutet haben, als die am Frühlingsanfang neu aufgehende Sonne, respective die erste Morgenröthe des neuen Frühlings und damit des neuen Jahres. Wenn nun aber bis in

Tanze dieser und der folgenden Morgenröthe« (*prá te asyâ' ushásaḥ práti'parasyâ nṛtâ'u syâma nṛtamasya nṛṇâ'm*).

[1]) Beda, De temporum ratione, c. 13: »Eosturmonath, qui nunc paschalis mensis interpretatur, quondam a dea illorum, quae Eostre vocabatur, et cui in illo festa celebrabant, nomen habuit, a cujus nomine nunc paschale tempus cognominant, consueto antiquae observationis vocabulo gaudia novae solemnitatis vocantes.«

[2]) Mit Recht hält E. Mogk in seiner »Germanischen Mythologie« (zweite Auflage, 1898) an dieser altgermanischen Göttin fest. Er sagt a. a. O. 145, über diesen Punkt: »Eine altgermanische Frühlingsgöttin, deren Existenz vielfach angezweifelt wird (Weinhold, Die deutschen Monatsnamen 52; Mannhardt BK. 505), ist aller Wahrscheinlichkeit nach die *Austrô* gewesen, die wir nur dialectisch als *Eostre* aus dem Angelsächsischen kennen (Beda, De temporum ratione, c. XV), und nach der der Ostermonat (ahd. *Ôstarmânoth*, ags. *Éosturmónath*) genannt sein soll. Ihr Name deckt sich mit dem indischen *usrâ* »Morgenröthe«, dem lateinischen *aurora* (Kluge, Etymologisches Wörterbuch, unter Ostern). Sie müsste also von Haus aus eine Göttin der Morgenröthe gewesen sein, die auf germanischem Boden zur Göttin des im Frühling wiederkehrenden Tagesgestirns geworden ist.«

die neuere Zeit hinein in Deutschland und England sich der Glaube erhalten hat, dass die Sonne am Ostermorgen beim Aufgehen tanze oder springe, dann wird es jetzt wohl nicht mehr zu kühn sein, wenn wir annehmen, dass dieser augenscheinlich tief eingewurzelte Glaube ursprünglich sich auf die Göttin *Austrô*, *Ostara-Eostre* bezog, die ja nichts anderes war, als die aufleuchtende Sonne des Frühlingsanfangs. Und dies Tanzen und Springen der aufleuchtenden Sonne hätte seine deutliche Parallele in dem Bilde der indischen *Ushas*, der Tänzerin, die beim Frühlingsfeste gefeiert wird.

Dass auch die griechische *Eos* als Tänzerin gedacht ist, haben wir schon gesehen. Ihre χοροί oder Tanzplätze — dort, wo die Sonne aufgeht — bezeugen das deutlich. Od. 12, 1—4:

Αὐτὰρ ἐπεὶ ποταμοῖο λίπεν ῥόον Ὠκεανοῖο
νηῦς, ἀπὸ δ' ἔκαστο κῦμα θαλάσσης εὐρυπόροιο,
νῆσόν τ' Αἰαίην, ὅθι τ' Ἠοῦς ἠριγενείης
οἰκία καὶ χοροὶ εἰσι, καὶ ἀντολαὶ Ἠελίοιο.

Wir wissen leider nichts näheres von dieser Vorstellung bei den Griechen, vermuthen aber lässt sich mit großer Wahrscheinlichkeit nach der zwischen Indern und Germanen waltenden Übereinstimmung, dass das Tanzen der *Eos* auch hier ursprünglich eine analoge Bedeutung gehabt habe.

Blicken wir zurück und überschauen wir das durch unsere Betrachtung Gewonnene.

Wir gewahren bei vielen indogermanischen Völkern, bei Indern und Letten, Germanen und Slaven — in schwachem Rudiment auch bei den Griechen — den tiefeingewurzelten Glauben, dass die aufgehende Sonne (respective auch die Morgenröthe), insbesondere zu gewissen Zeiten des Jahres, Frühlingsanfang oder Sommersonnenwende, hüpfe, springe, tanze, sich schaukle, oder auf und nieder sich bewegend »spiele«.[1] Wir sehen, dass solche wunderbare Freudenäußerungen der Sonne von vielen indogermanischen Völkern andächtig im Freien erwartet, mit jubelndem Gesang begrüßt und gefeiert werden. Da haben wir ein Stück primitiver Religion, altindogermanischer Naturverehrung vor uns! Vom Sonnendienst, von den Sonnwendfesten, von Sonnenmythen und Sonnenliedern der Indogermanen ließe sich noch gar manches erzählen. Für den Augenblick müssen wir uns an dieser Betrachtung genügen lassen, zu der uns der *Ligo*-Sang der Letten die Anregung geboten hat.

[1]) Vgl. die Discussionsbemerkungen von Dr. Hein in den Sitzungsberichten, XXXI. [127].

Das Bauernhaus am Millstätter See in Kärnten.

Von J. R. Bünker in Ödenburg.

A. Einleitung.

Schon wiederholt zog ich in diesen »Mittheilungen« das Haus meiner oberkärntnerischen Heimat zu Vergleichen heran und in meiner Arbeit »Das siebenbürgisch-sächsische Bauernhaus« in Bd. XXIX dieser »Mittheilungen« (S. 191—231) wies ich eindringlich auf die Nothwendigkeit der Erforschung dieser alpinen Hausform hin. Auf meine Anregung hin schickte der Ausschuss der Anthropologischen Gesellschaft während der Sommerferien des Jahres 1900 mich selbst zum Studium des heimatlichen Hauses aus und gab mir zur Erreichung eines möglichst umfangreichen Materiales den akademischen Maler Robert C. Lischka aus Wien an die Seite. Dadurch, dass mir durch die Zuordnung des Herrn Lischka der für mich schwierigere und zeitraubendere Theil der Arbeit, der in der Anfertigung der zur Illustration nothwendigen Bilder besteht, zum großen Theil abgenommen wurde, war es mir möglich geworden, eine bedeutend größere Anzahl von Häusern in den Bereich meines Studiums zu ziehen. Diesem Umstande war es auch zu verdanken, dass ich so viel Zeit erübrigen konnte, um auch einige Dorffluren jener Gegend zur Bearbeitung zu bringen, aus denen ich die zu beschreibenden Häuser zum Theile wählte. Es sei darum dem Ausschusse der Gesellschaft auch an dieser Stelle dafür, dass er mir in Herrn Lischka einen so sachkundigen Mitarbeiter an die Seite gab, sowie für die mir zur Durchführung der Arbeit, von welcher in vorliegender Abhandlung die Rede sein wird, gewährten Subvention mein bester Dank ausgesprochen.

Ich hatte mir für die in Kärnten durchzuführenden Studien von vorneherein mein Programm festgestellt. Es bestand aus zwei Theilen: 1. in der Besprechung einer oder mehrerer geeigneter Fluren in der unmittelbaren Nähe des Millstätter Sees und in der Beschreibung des Bauernhauses derselben Gegend, 2. in der Erforschung primitiverer Bauten, die mir die Wege zum Entwickelungsgange des Bauernhauses zeigen sollten. Dem ersten Theil der Arbeit sollte der Monat Juli, dem zweiten Theile der Monat August gewidmet werden.

Für den zweiten Theil der Arbeit bot mir mein Freund, akademischer Maler Herr Franz Storno jun., in ganz selbstloser Weise die Mithilfe seines Sohnes, der Schüler der Wiener Akademie der bildenden Künste und ein tüchtiger Zeichner ist, an. Ich fühle mich gedrungen, hier auch Herrn Robert C. Lischka und Herrn Franz Storno für ihre treue Mithilfe, für die Unverdrossenheit und Ausdauer, mit welcher sie mich oft auf den beschwerlichsten Wegen in die höchsten Regionen der heimischen Berge begleiteten, meinen innigsten Dank auszusprechen.[1]) Herzlichen Dank sage ich dann noch all jenen, die mich in meiner Arbeit unterstützten und zu fördern suchten, so vor allem all den

[1]) Von den diese Arbeit zierenden Text-Illustrationen hat Herr Lischka die mit einem Sternchen versehenen gezeichnet, Herrn Storno verdanke ich die mit zwei Sternchen bezeichneten Abbildungen.

Eine Abbildung ist der Arbeit Prof. Dr. Meringers, Das volksthümliche Haus in Bosnien und der Hercegovina, Wissenschaftliche Mittheilungen aus Bosnien und der Hercegovina, VII (1900), 247—290, (diese Arbeit

freundlichen Bauern, deren Häuser ich besuchte und beschrieb, und die mir in verständnisvoller Weise oft wertvolle Aufklärungen gaben, besonders auch meinem ehemaligen Schulgenossen, dem Landmanne Mathias Ortner, vulgo Tripp in Kötzing, der mir sogar noch auf brieflichem Wege Daten zu meiner Arbeit lieferte, und schließlich auch noch meinem Bruder, Senior Karl Bünker in Trebesing, der mir besonders im Lieserthale ein tüchtiger Berather in Sachen des Bauernhauses und des Lebens in demselben, ein treuer Begleiter auf meinen Wegen in die Bauernhäuser und Holzknechtwohnungen und ein ortskundiger Führer auf den Alpenfahrten zu den hochgelegenen Senn- und Ochsenhalterhütten war.

Zum Zwecke meiner Forschung wählte ich deshalb die Gegend am Millstätter See, weil ich sie meine alte Heimat im engsten Sinne des Wortes nenne, weil ich dort jeden Stein und Steg, jedes Fleckchen Feld, jede Hütte, jedes Haus und in den Häusern wohl auch noch einen großen Theil der Bewohner aus meiner Jugendzeit her kenne. Es ist klar, dass mir diese Umstände stark über die Schwierigkeiten, denen der Hausforscher sonst häufig in fremden Orten begegnet, hinaushalfen. Man begrüßte mich überall als guten alten Bekannten, dem Thür und Thor und auch die Wege zu den geheimsten Fächern des Herzens und Gehirnes offen standen, die manchmal gar sonderbares Zeug an Meinung und Glaube enthalten und die sonst dem Einblicke eines Fremden, Fernestehenden sorgsam verwahrt bleiben.

Das Gebiet am Millstätter See, aus dem ich mir den Stoff zu meinen Untersuchungen entnahm, ist die Gegend am unteren, westlichen Ende des Sees, vor allem die Gemeinde Seeboden am nördlichen Seeufer, dann der nördlich von Seeboden und rund 200 *m* höher gelegene, größere geschlossene Ort Treffling mit 55 Häusern und 344 Einwohnern und schließlich das von Seeboden nach Nordosten und ungefähr 150 *m* höher gelegene Dorf Tangern mit 29 Häusern und 184 Einwohnern (Zählung 1890). Durchwandert habe ich auch zu wiederholtenmalen die Dörfer Gößering, Laubendorf, Tschierweg, Gr.-Dombra und Ober-Millstatt, die mit Tangern in gleicher Höhe über dem See auf einer Bergstufe des Tschierweger Nockes liegen. Von weiteren Orten, die ich bei größeren und kleineren Ausflügen flüchtig berührte, soll an zustehender Stelle Erwähnung gethan werden.

Es war meine Absicht, die ganze Flur der Steuergemeinde Seeboden, also aller acht zu ihr gehörenden Ortschaften, zur Besprechung zu bringen, doch fehlte aus der Gemeindemappe, die mir der Bürgermeister zur Verfügung stellte, leider ein Blatt, was zur Folge hatte, dass ich die Beschreibung der Ortschaften Tschendorf und Gritschach aufgeben musste.

Da jedoch weder die Dorfanlage, noch die Vertheilung der Liegenschaften sich von denen der anderen Ortschaften wesentlich unterscheiden dürften, wird die Besprechung auch nur der übrigen vier Ortschaften genügen, um von der Anlage der Orte und der Fluren am westlichen Ende des Sees ein genaues Bild zu bieten. Ich will mit der Besprechung derselben meine Arbeit beginnen.

B. Dorffluren am Millstätter See.

Die Ortsgemeinde Seeboden wird aus drei Steuergemeinden gebildet:

aus Seeboden,	bestehend aus	8	Ortschaften	mit	120	Häusern	und 811 Einwohnern
» Lieseregg,	»	7	»	»	43	»	» 295 »
» Treffling,	»	6	»	»	107	»	» 675 »

zusammen aus 21 Ortschaften mit 270 Häusern und 1781 Einwohnern.

wird weiter unten wiederholt herangezogen werden) und eine Henning, Das deutsche Haus (daselbst Fig. 58, S. 107) entnommen.

Alle anderen Textfiguren, d. s. sämmtliche Pläne und Grundrisse, sowie die beiden Kartenskizzen wurden von mir selbst angefertigt.

Die acht Ortschaften der Steuergemeinde Seeboden sind:

St. Wolfgang	mit	3	Häusern und	12	Einwohnern
Seebach	»	6	»	92	»
Seebrücke	»	11	»	35	»
Wirlsdorf	»	30	»	162	»
Reich	»	12	»	103	»
Kraut	»	14	»	112	»
Techendorf	»	23	»	169	»
Gritschach	»	21	»	126	»
zusammen		120	Häuser mit	811	Einwohnern.[1])

Die Zahl der Häuser ist besonders in den an der nach Millstatt führenden Bezirksstraße liegenden Ortschaften Wirlsdorf, Techendorf und Gritschach in letzterer Zeit infolge des regen Fremdenverkehrs unverhältnismäßig angewachsen. Dies ergibt sich in Bezug auf Wirlsdorf aus einem Vergleich der vorstehenden Zusammenstellung mit der weiter unten folgenden Tabelle II.

Aus den ersten Zeilen einer dem »Grundparzellen-Protokoll der Gemeinde Seeboden« beigefügten definitiven Grenzbeschreibung der Gemeinde Seeboden entnehme ich: »Das Gebiet der Gemeinde Seeboden hat in der Ausdehnung von Osten nach Westen 1933 Klafter und in jener von Norden nach Süden 1174 Klafter.«

Es wird östlich von den Gemeinden Millstatt und Treffling, nördlich von den Gemeinden Treffling und Lieseregg, westlich von Lieseregg und Lieserhofen und südlich vom Millstätter See begrenzt.

Nach dem »Protokoll der Grundparzellen der Gemeinde Seeboden« (Laibach, den 12. März 1839) und nach dem »Protokoll der Bauparzellen der Gemeinde Seeboden« (vom selben Datum) umfasst die Steuergemeinde Seeboden im ganzen:

1515	Grundparzellen im Ausmaße von	1636	Joch	649	□°
und 98	Bauparzellen » »	8	»	1115	□°
das sind 1613	Parzellen im Ausmaße von . .	1645	Joch	164	□°

Aus dem oben angeführten Grunde kann ich nur die Fluren der Ortschaften Seebach, Wirlsdorf, Reich und Kraut besprechen. Das Bild derselben ist in der Karte (Abb. 1) wiedergegeben. Die Karte habe ich nach dem »Kataster-Plan der Gemeinde Seeboden in Kärnten, Bezirk Millstatt« vom Jahre 1827 angefertigt.

Außer den Liegenschaften, die in der Karte enthalten sind, gehören zu den vier Ortschaften noch Wald und Wiesentheile und spärliches Ackerland in dem südlich vom See gelegenen *Seebodner Berg* im Ausmaße von 204 Joch 169 □°. Ich ließ diese zum weitaus größten Theil aus Waldland bestehende Partie aus der Karte weg, weil ich sie als eine erst spät erfolgte Auftheilung aus Gemeingut (Gemeindewald, Almende) halte, worauf die sehr regelmäßigen, von geradlinigen Grenzen eingeschlossenen Parzellen hinweisen. In Wegfall geblieben sind aus der Karte auch die zur ganzen Steuergemeinde gehörenden zwei Seeparzellen, wovon die eine im Ausmaße von 335 Joch 1527 □° der Herrschaft Sommereck (Graf Lodron in Gmünd), die andere in der Größe von 51 Joch 1577 □° der Herrschaft Spital (Fürst Porzia) angehört.

Dadurch, dass ich diese Parzellen nicht aufnahm, ließ sich die Karte in größerem Maßstabe reproducieren, wodurch sie an Deutlichkeit gewann.

[1]) Die Einwohnerzahlen sind nach der Volkszählung vom Jahre 1900 angegeben. Herr Dr. Leo Bouchal hatte die Güte, mir die Daten von der statistischen Centralcommission in Wien zu ermitteln.

Die Karte gibt also, da der neuere Zuwachs aus Gemeingut in Wegfall gekommen, das alte Bild der Fluren der vier Ortschaften.

In die Liegenschaften, welche die Karte enthält, theilen sich die vier Ortschaften dem Ausmaße nach, wie folgt:

auf Seebach	entfallen	32	Joch	1163 □°
» Wirlsdorf	»	98	»	1493 »
» Reich	»	89	»	741 »
» Kraut	»	163	»	924 »
	zusammen	385	Joch	721 □°

Hiezu kommen noch:

an Dorfplätzen und Wegen	8	Joch	1023 □°
die Hälfte des Seebaches	2	»	417 »
die Hälfte des Lieserflusses	1	»	517 »
zusammen	397	Joch	1078 □°

Die Karte umfasst sonach ein Gebiet von 397 Joch 1078 □°. Dasselbe ist keineswegs eben, sondern es steigt, wie dies ein von A—B gedachter Schnitt, der auf Taf. I links unten schematisch dargestellt ist, zeigt, vom Süden nach Norden terrassenförmig an. Eigentliche Riede *(Gewanne)* bestehen nicht. Die Namen, welche in die Karte eingetragen sind und als Riednamen gedeutet werden können, sind Bezeichnungen, die den einzelnen Terrassen des Terrains und den zwischen denselben steil ansteigenden Stufen beigelegt wurden. Die unterste Terrasse, die aus dem circa 570 *m* über dem Meere gelegenen Bette des Seebaches sanft ansteigt, ist das *Untere Feld*. Aus diesem erhebt sich die circa 60 *m* hohe erste Stufe, die den Namen *Leiten* führt. Aus der *Unteren Dobra* erhebt sich die zweite, etwa 30 *m* hohe Stufe, die zur *Oberen Dobra* ansteigt und keinen Namen trägt. Von der Oberen Dobra baut sich die dritte, die circa 80 *m* hohe, höchste Stufe auf, die in einer Höhe von 740 *m* über dem Meere in das flache *Kötzinger Feld* ausläuft. Der westliche Theil dieser Stufe heißt *Raut*.[1]) Nördlich von Kraut liegt eine gegen Südosten abfallende Leite (Abhang), die den Namen *Weigat*, d. i. wohl nichts anderes als »Weingarten« führt. Der zwischen *Weigat* und *Raut* liegende Theil der ganzen Stufe heißt *Dull*. Diese Namen und der Name *Dobra* dürften wohl aus der Zeit stammen, als die Gegend noch durch Slaven bewohnt war. Das Kötzinger Feld hat seinen Namen von der unfern nördlich gelegenen kleinen Ortschaft Kötzing. Vom Kötzinger Feld gehört nur der südlichste Rand zu den Ortschaften Seebodens, der übrige größte Theil fällt den Ortschaften Kötzing, Unterhaus und Pirk zu.

Die Grenzen zwischen den einzelnen Ortschaften und zwischen jenen Territorien, die eigene Flurnamen führen, sind in der Karte durch kleine liegende Kreuzchen angedeutet. Die Wälder sind durch die übliche Signatur hervorgehoben, die Äcker sind weiß gelassen, Wiesen und Weiden sind gestrichelt und ganz kleine Weidestreifen, die als *Anewenden* an Äckern entlang laufen und sie oft rundherum einfassen, sind durch W gekennzeichnet.

Die vier Ortschaften theilen sich in das von der Karte umfasste Gebiet in der Hauptsache so, dass dem Orte Wirlsdorf jener Theil, der südlich der von Seebach nach Techendorf von Westen nach Osten führenden Bezirksstraße liegt, dann die *Leiten* und der südliche Theil der *Unteren Dobra* zufällt. Die Parzellen, welche zu dieser Ortschaft gehören, sind mit kleinen lateinischen Buchstaben bezeichnet.

[1]) Wohl als *Roud* (Rodung) zu deuten. Unweit westlich davon liegt ein zu Lieseregg gehörendes Bauernhaus, das den Hausnamen *Rauter* (Rouder = Roder) führt.

Zur Ortschaft Reich gehören die das Dorf umgebenden Gründe und die größere, nördliche Hälfte der *Unteren Dobra*. Die zu Reich gehörenden Parzellen sind durch arabische Ziffern gekennzeichnet.

Abb. 1. Flurkarte eines Theiles der Gemeinde Seeboden.

Den Besitz der Ortschaft Kraut bilden die das Dorf einschließenden Liegenschaften, die ganze nördliche Hälfte des durch die Karte umschlossenen Gebietes, enthaltend die *Obere Dobra, Raut, Dull* und *Weigat*. Die zu Kraut gehörenden Parzellen haben als Kartenzeichen große lateinische Buchstaben.

Die Ortschaft Seebach ist gebildet aus einem arrondierten Besitz, der zur Zeit der Katasteraufnahme einem einzigen Bauern gehörte. Die diesen Besitz bildenden Parzellen

Abb. 2. Reconstruction der ursprünglichen Gütercomplexe von Abb. 1.

sind mit P. dem Anfangsbuchstaben des Familiennamens des damaligen Besitzers Johann Pesentheiner, bezeichnet.

Nach den im Gemeindeamte zu Seeboden erliegenden Bau- und Grundparzellen-Protokollen vom Jahre 1839 habe ich die Besitzungen der einzelnen vier Ortschaften in je einer Tabelle zusammengestellt.

Tabelle I. **Seebach.**

L.-Z.[1] K.-Z.[1]	H.-Nr.[1]	Namen des Besitzers	Charakter des Gutes	Hufenzahl	Ehemalige Grundherrschaft	B.-A.[1]	Gärten	Äcker	Wiesen	Weiden	Wälder	Öde	Zusammen	P.-Z.[1]
1 P	2-4	Johann Pesentheiner vlg. Seebacher	Bauern-gut	1 1/4	Sommer-egg	757	281	14·870	5·119	3·1250	8·536	550	32·1163[3]	29
2 h	1	Jakob Pucher, vlg. Mirtbauer in Wirlsdorf	Keusche (1/4)[2]		Sommer-egg	81	—	—	—	—	—	—	81	1
—	—	—				838	281	14·870	5·119	3·1250	8·536	550	32·1244	30

[1] Abkürzungen auch für die folgenden Tabellen:
L. Z. = laufende Zahl. B.-A. = Bau-Areal.
K.-Z. = Karten-Zeichen. P.-Z. = Parzellen-Zahl.
H.-Nr. = Haus-Nummer.

[2] In Tab. II unter L.-Z. 8 verrechnet.

[3] Die in den Rubriken 8—15 eingetragenen Zahlen geben die Ausmaße der Liegenschaften in österreichischen Katastraljochen und Quadratklaftern an.

Tabelle I weist den Besitz des Seebacher Gutes aus. Es umfasst 32 Joch 1163 □°. die Zahl der Huben (Hufen) dieses Gutes ist $1^1/_4$. [1] Die Größe der Hufe dieses Gutes lässt sich also auf rund 26 Joch feststellen. In derselben Tabelle ist noch eine Keusche ausgewiesen, zu der Grund im Ausmaße einer Viertelhufe gehört. Der Besitzer der Keusche und des zu derselben gehörenden Grundes war im Jahre 1839 der Bauer Jakob Bucher, vulgo Mirtbauer in Wirlsdorf. Die Grundstücke der Keusche sind im Grundparzellen-Protokoll zu Wirlsdorf gerechnet, weshalb sie in der Tabelle II in den Besitz des Bauern, dem sie damals eigen waren, aufgenommen worden sind. Ehedem dürfte diese Viertelhufe wohl zum Seebacher Gute gehört haben. Dieses Keuschenbesitzthum sieht sich nämlich in der Karte wie eine Abtrennung aus dem Seebacher Gute an. Denkt man sich den Keuschenbesitz mit dem Seebacher Gute zu einer und einer halben Hufe vereinigt, so ergäben beide zusammen ein Ganzes von circa 40 Joch.

Über die Tabellen II, III und IV bemerke ich im allgemeinen, dass jede derselben in zwei Theile getheilt ist. Der erste Theil weist von jedem Besitzer jenen alten Besitzstand auf, der in der Karte wiedergegeben ist, und der zweite Theil enthält jene Liegenschaften, die aus der Auftheilung des *Seebodner Berg* zu den alten Besitzungen hinzugewachsen sind.

Die Tabelle II zählt nach dem Stande vom Jahre 1839 für Wirlsdorf 13 Besitzer und 18 Häuser auf. Wo bei einem Besitzer zwei oder drei Häuser ausgewiesen sind, ist das zweite gewöhnlich eine Keusche und das dritte eine Badstube. Die Badstube wird im Herbste zum Dörren des Flachses gebraucht, sonst aber dient sie wie die Keusche als Ausnehmerwohnung oder wird wie jene an ärmere Leute (Gäste, Gästinnen) vermietet. Eine Badstube ist auch das unter dem Kartenzeichen (K.-Z.) n gelegene Häuschen, das Eigenthum der Gemeinde, des dreizehnten Besitzers, ist. Das dritte, beim Bauern, vulgo Mirtbauer eingetragene Haus Nr. 18 ist eine Schmiede. Ein Besitzer, der zwölfte, ist »unbehaust«, d. h. er besitzt kein Haus.

[1] Die Vermittelung der in den Rubriken 5, 6 und 7 enthaltenen Daten über den Charakter, die Hufenzahl und die ehemalige Zugehörigkeit der einzelnen Besitzthümer verdanke ich der freundlichen Zuvorkommenheit meines gewesenen Schulgenossen, des Landmannes Mathias Ortner, vulgo Tripp in Kötzing, der sie mir aus dem Grundbuchsamte in Millstatt besorgte.

Tabelle II.

Wirlsdorf.

L. Z.	K. Z.	H. Nr.	Namen des Besitzers	Charakter des Gutes	Hufenzahl	Ehemalige Grundherrschaft	Ausmaße der Liegenschaften, die in der Kartenskizze enthalten sind: B. A.	Gärten	Äcker	Wiesen	Weiden	Wälder	Öde	Zusammen	P. Z.	Liegenschaften im »Seebodner Berg«, die in der Karte nicht enthalten sind: Äcker	Wiesen	Weiden	Wälder	Zusammen	P. Z.	Gesammtausmaß des Anwesens	Gesammtzahl der Parzellen
1	a	1 u. 2	Andreas Feichter, vlg. Valteweber	Bauerngut und Keusche	1	Sommer-egg	0·248	1·302	5·1492	1·951	0·79	0·536	—	9·408	16	0·925	0·767	0·382	11·1056	12·1530	16	22·338	32
2	b	3	Kaspar Winkler, vlg. Kugler	Lehen	1	»	0·220	0·690	6·1269	1·641	0·586	0·956	—	9·1162	19	0·472	2·633	0·927	8·1253	12·85	14	21·1247	33
3	c	4 u. 5	Josef Preiml, vlg. Presser	Bauerngut	2	»	0·421	0·1302	14·571	4·771	0·449	—	—	20·314	28	0·469	3·219	0·287	22·563	25·1538	17	46·252	45
4	d	7	Josef Dietrich, vlg. Job	Bauerngut	1	»	0·202	0·582	8·1473	2·1306	0·931	0·583	—	13·277	31	0·141	1·840	0·468	14·100	15·1549	22	29·226	53
5	e	8	Josef Prunner, vlg. Fischer	Lehen	1/4	»	0·75	0·639	2·828	0·720	0·383	—	—	3·1045	11	0·335	1·180	0·389	5·988	7·292	18	10·1337	29
6	f	9	Josef Dietrich, Meutekeusche	Keusche	1/4	»	0·33	0·110	0·1399	—	—	—	—	0·1542	3	—	—	—	3·1106	3·1106	5	4·1048	8
7	g	10	Jakob Brunner, vlg. Job-Kristian	Realität	1/2	»	0·147	0·317	4·844	1·69	0·169	0·591	—	6·537	18	0·584	1·271	0·345	5·1136	7·736	17	13·1273	35
8	h	14, 15 u. 18	Jakob Pucher, vlg. Mirtbauer	Bauerngut und Keusche	2 1/4	»	0·324	0·516	13·429	5·408	1·271	—	—	20·348	29	1·49	1·763	2·316	23·1054	28·582	10	48·930	39
9	i	16 u. 17	Johann Eder, vlg. Oberländer	Lehen	1	Sachsen-burg und Sommer-egg	0·188	0·824	5·540	1·1503	0·237	0·387	—	8·479	21	0·231	1·672	—	11·170	12·1072	15	20·1552	36
10	k	13	Josef Ertl, vlg. Brucker	Keusche	—	Sommer-egg	0·42	0·112	—	—	—	—	—	0·154	2	0·300	1·1453	0·402	—	2·555	16	2 709	8
11	l	11 u. 12	Josef Prunner, vlg. Peterle	Lehen	1/2	»	0 135	0·51	2·803	2·555	0·536	—	—	5·480	15	0·445	0·834	—	5·1485	6·1164	12	12·44	27
12	m	—	Peter Pucher, vlg. Fischer	—	—	»	—	—	1·305	—	0·452	—	—	1·757	4	—	—	—	—	—	—	1·757	4
13	n	6	Gemeinde Wirlsdorf	—	—	»	0·25	—	—	—	0·365	—	—	0·390	2	—	—	—	—	—	—	0·390	2
—	—	—			9 3/4		1·460	4 645	66·353	21·524	3·1258	1·1453	—	98·1493	199	3·751	15·232	4·316	112·911	135·610	152	234·503	351

L. Z.	K.-Z.	H.-Nr.	Namen des Besitzers	Charakter des Gutes	Hufenzahl	Ehemalige Grundherrschaft	Ausmaß der Liegenschaften, die in der Kartenskizze enthalten sind: B.-A.	Gärten	Äcker	Wiesen	Weiden	Wälder Öde	Zusammen	P.-Z.	Liegenschaften im »Seebodner Berg«, die in der Karte nicht enthalten sind: Äcker	Wiesen	Weiden	Wälder	Zusammen	P.-Z.	Gesamtausmaß des Anwesens	Gesamtzahl der Parzellen
1	1	3 u. 4	Georg Meixner, vlg. Winkler	Hube	1	Millstatt	0·260	—	9·52	3·939	0·486	—	13·137	22	—	—	—	5·190	5·190	4	18·327	26
2	2	5	Josef Pucher, vlg. Laßnig	Hube	2	Pfarrhof Spital	0·273	0·649	15·676	3·1306	0·1504	—	20·1208	35	—	—	—	8·1279	8·1279	6	29·887	41
3	3	6	Franz Laßnig, vlg. Weber-Haus	Keusche	—	Pfarrhof Spital	0·45	—	—	—	—	—	0·45	1	—	—	—	—	—	—	0·45	1
4	4	7	Franz Schicho, Bierwirt	Keusche	—	Kirche Lieseregg	0·54	—	—	—	—	—	0·54	1	—	—	—	—	—	—	0·54	1
5	5	8	Peter Koller, vlg. Thumer	Lehen	1/4	Sommeregg	0·114	—	5·1457	1·1455	0·575	—	8·401	16	—	—	—	1·927	1·927	2	9·1328	18
6	6	2 u. 3	Peter Unterschwinger	Hube	1	Sommeregg und Millstatt	0·269	0·41	8·415	4·719	0·290	—	13·134	18	—	—	—	3·764	3·764	3	16·898	21
7	7	1	Josef Sommeregger, vlg. Zechner	Hube	2	Staatsherrschaft Sachsenburg	0·388	0·48	16·1007	5·1001	1·899	—	24·143	33	—	—	—	9·814	9·814	5	33·957	38
8	8	—	Josef Prummer	—	—	Sachsenburg	—	—	1·525	0·256	0·168	—	1·949	3	—	—	—	—	—	—	1·949	3
9	9	—	Gemeinde Reich	—	—	—	—	—	—	—	2·209	—	2·209	4	—	—	—	—	—	—	2·209	4
10	11		Herrschaft Sommeregg des Grafen Lodron in Gmünd	—	—	—	—	—	0·380	—	—	—	0·380	1	—	—	—	—	—	—	0·380	1
11	III		Pfarre Lieseregg	—	—	—	—	—	0·1383	0·1274	0·298	—	1·1355	3	—	—	—	—	—	—	1·1355	3
12	IV		Johann Guggenbichler in Gritschach	—	—	—	—	—	—	0·765	—	—	0·765	1	—	—	—	—	—	—	0·765	1
13	V		Joh. Koch, vlg Paulewirt in Techendorf	—	—	—	—	—	0·861	0·203	—	—	0·1064	2	—	—	—	—	—	—	0·1064	2
14	VI		Johann Seebacher in Techendorf	—	—	—	—	—	1·1155	—	—	—	1·1155	1	—	—	—	—	—	—	1·1155	1
15	VII		Jakob Kasmannhuber in Techendorf	—	—	—	—	—	1·536	—	0·206	—	1·742	4	—	—	—	—	—	—	1·742	4
—	—	—		—	6 1/4	—	0·1403	0·738	61·447	20·1548	5·1435	—	89·741	145	—	—	—	28·774	28·774	20	117·1515	165

Den übrigen elf Besitzthümern sind viererlei Namen beigelegt. Es sind unterschieden: 4 Güter. 4 Lehen, 2 Keuschen und 1 Realität. Die Realität des vulgo Job-Kristian ist jedenfalls als eine in jüngster Zeit erfolgte Abtrennung vom Job-Gute anzusehen.

Für die Ortschaft Wirlsdorf sind im ganzen $9^3/_4$ Hufen ausgewiesen. Eine Hufe umfasst, wenn man das Gesammtausmaß in Betracht zieht, circa 20 Joch, wenn man aber den alten Stand ins Auge fasst, gerade die Hälfte, nämlich nur 10 Joch.

Die ganze Ortschaft Wirlsdorf gehörte seinerzeit der Herrschaft Sommeregg an, nur beim Oberländer-Lehen theilte sich die Staatsherrschaft Sachsenburg mit der Herrschaft Sommeregg in den Besitz.

Die Tabelle III verzeichnet für Reich acht Häuser und 15 Besitzer. Von diesen 15 Besitzern sind außer der Gemeinde (K.-Z. 9) acht Ortsansäßige und sechs Fremde (K.-Z. II bis VII).

Die Ortsansäßigen besitzen zusammen $6^1/_4$ Hufen. Die Viertelhube gehört einem Lehen, die sechs Hufen vier Bauerngütern, hier *Huben* genannt, an. Zwei Keuschler haben als Liegenschaften nur ihre Hausstellen, ein Besitzer ist unbehaust.

Das Viertellehen umfasst im alten Bestande acht Joch, diesem gegenüber variieren die Huben zwischen 10 und 13 Joch. Im Gesammtausmaße vom Jahre 1839 hat das Viertellehen fast zehn Joch, während die Vollhufen der Bauernhuben von nur $14^1/_2$ bis ungefähr 18 Joch schwanken.

Die Besitzer Reichs waren früher fünf verschiedenen Grundherrschaften zinspflichtig.

Für Kraut zählt die Tabelle IV 14 Besitzer und 11 Häuser auf. Einen Besitzer bildet die Gemeinde. Von den übrigen 13 Besitzern ist einer fremd und einer einbehaust. Unter den elf behausten Besitzern waren neun Hubenbesitzer, ein Lehenbesitzer und zwei Keuschler. Die beiden Keuschler haben im alten Besitzstand nur wenige Joch Grund. Von den übrigen neun behausten Besitzern hat einer zwei Hufen, sechs je einer nur eine Hufe und zwei, darunter der Lehenbesitzer, nur je eine halbe Hufe.

Die halbe Hufe des Lehens umfasst im alten Besitzstand rund acht Joch. Dieser halben Hufe stehen die anderen halben Hufen mit circa 12 Joch gegenüber. Für das zweihufengroße Besitzthum sind nur rund 20 Joch ausgewiesen, während die anderen ganzen Hufen zwischen 14 bis fast 20 Joch schwanken.

Eigenthümlich ist es, dass im Gesammtausmaße die Doppelhufe 24 Joch 1432 □° umfasst, während eine einfache Hufe von 24 Joch 108 □° ihr fast gleich kommt und eine andere einfache Hufe von 34 Joch 146 □° die Doppelhufe an Größe bedeutend überragt.

Die Bauern von Kraut hatten früher fünf Grundherrschaften zu zinsen.

Die große Zahl der Gutsherrschaften, die sich in früherer Zeit in die Zinsungen der Bauern theilten, dann die große Verschiedenheit im Ausmaße der einzelnen Hufen — die Größe schwankt im alten Besitzstand, wie festgestellt wurde, von zehn Joch (in Wirlsdorf) bis 26 Joch (das Seebacher Gut und Oberschwinger Gut in Kraut) — ferner die durchschnittliche Kleinheit der Anwesen (wieder den alten Besitzstand in Betracht gezogen) und schließlich das häufige Vorkommen von halben und Viertel-Huben (besonders in Wirlsdorf) lassen darauf schließen, dass in den drei Ortschaften Wirlsdorf, Reich und Kraut — Seebach kommt als geschlossenes Gut hier nicht in Betracht — die alten, bei Gründung der Orte geschaffenen Güter durch Theilung oder Vererbung und Verkauf einzelner Theile schon sehr stark zersplittert worden sein müssen.

Da zur Zeit der Gründung der Orte der Seebodner Berg nach den oben angeführten Gründen in der Form von Waldland eine *Almende* oder vielleicht ein Theil einer gemeinen Mark gewesen sein wird, die Gründer also hauptsächlich mit den Liegenschaften, welche

Tabelle IV. **Kraut.**

L.-Z.	K.-Z.	H.-Nr.	Namen des Besitzers	Charakter des Gutes	Hufenzahl	Ehemalige Grundherrschaft	Ausmaß der Liegenschaften, die in der Kartenskizze enthalten sind: B.-A.	Gärten	Äcker	Wiesen	Weiden	Wälder	Öde	Zusammen	P.-Z.	Liegenschaften im »Seebodner Berg«, die in der Karte nicht enthalten sind: Äcker	Wiesen	Weiden	Wälder	Zusammen	P.-Z.	Gesamtausmaß des Anwesens	Gesamtzahl der Parzellen
1	A	7	Urban Fercher, vlg. Rumpler	Keusche	—	Sommeregg	0·61	0·342	0·840	—	0·115	0·737	—	1·495	7	—	—	—	3·1254	—	—	1·495	7
2	B	6	Franz Leitsberger, vlg. Pechknolle	Keusche	—	Sommeregg	0·123	0·196	2·666	—	1·320	0·718	—	4·423	12	—	—	0·324	4·1541	3·1578	6	8·401	18
3	C	5	Georg Feichter, vlg. Stonig	Hube	2	Pfarrhof Spital	0·440	0·1322	14·732	3·1532	0·665	—	—	19·1491	25	—	—	—	5·883	4·1541	3	24·1432	28
4	D	9	Peter Geyersberger, vlg. Korb	Hube	1	Sommeregg und Sachsenburg	0·276	0·918	9·203	2·993	1·1040	4·163		18·393	34	—	—	0·432	2·907	5·1315	4	24·108	38
5	E	10	Johann Glanzer, vlg. Koller	Hube	1	Spachische Gült in Spital	0·206	—	7·999	1·1176	0·533	8·15	—	17·1329	19	—	—	—	3·671	2·907	1	20·636	20
6	F	4	Josef Steiner, vlg. Englmayer	Hube	1	Pfarrhof Lieseregg	0·175	0·232	6·1411	4·464	0·778	2·285	—	14·145	21	—	—	—	3·337	3·671	3	17·816	24
7	G	11	Jakob Unterschwinger, vlg. Wagner	Hube	1	Sommeregg	0·185	0·211	2·223	2·541	5·1471	3·1309	—	14·740	23	—	—	—	3·849	3·337	1	17·1077	24
8	H	13	Johann Kasmannhuber, vlg. Ackerer	Hube	½	Sommeregg	0·190	0·268	5·913	1·579	1·1343	3·439	—	12·532	29	—	—	0·432	7·364	3·1281	5	16·213	34
9	I	14	Georg Winkler, vlg. Oberschwinger	Hube	1	Sommeregg	0·362	0·498	10·977	3·663	1·519	10·1563	—	26·1382	35	—	—	—	0·1202	7·364	6	34·146	41
10	K	2	Peter Unterlercher, vlg. Feichter	Lehen	½	Pfarrhof Lieseregg, Pfarrhof Spital und Sachsenburg	0·106	—	3·515	0·1148	0·627	4·122	—	8·918	15	—	—	0·431	4·358	1·33	3	9·951	18
11	L	1	Josef Feichter, vlg. Herzog	Hube	1	Sommeregg	0·243	—	7·1154	2·1393	0·413	7·998	—	18·1001	24	—	—	—	—	4·358	3	22·1359	27
12	M	—	Michael Ortner	—	—	—	—	—	2·1	0·1564	0·110	—	—	3·75	7	—	—	—	—	—	—	3·75	7
13	N	—	Gemeinde Kraut	—	—	—	—	—	—	0·795	0·113	—	0·23	0·931	3	—	—	—	—	—	—	0·931	3
14	H		Herrschaft Sommeregg des Grafen Lodron in Gmünd	—	—	—	—	—	2·1058	—	0·1211	—	—	3·669	2	—	—	—	—	—	—	3·669	2
—	—	—	—	—	9	—	1·767	2·787	75·92	24·1248	14·1258	44·1549	0·23	163·924	256	—	—	1·19	39·326	40·385	35	203·1309	291

die Karte umfasst, ihr Auskommen finden mussten, ist es erklärlich, dass damals das Ausmaß einer Hufe ein bedeutend größeres, die Zahl der Bauern aber eine viel geringere sein musste, als heute.

Die Analyse der Karte hat ein interessantes Resultat zutage gefördert, und ich glaube nicht, dass es ein trügerisches ist. Leider kann ich mich auf keinerlei urkundliches Material stützen, da über die Orte, was mir Herr Landesarchivar August von Jakseh in Klagenfurt bestätigte, bis jetzt so gut wie nichts publiciert ist, und anderseits mich das Durchsehen der alten Urbare in Spital, Gmünd und Klagenfurt, woselbst das Urbar von Millstatt aus dem Jahre 1520 erliegt, zu sehr von meiner Hauptaufgabe, dem Studium des Hauses, abgelenkt haben würde.

Ich nahm die Karten-Analyse in der Weise vor, dass ich jedem Besitzer der drei Orte ein Kartenzeichen gab, so denen von Wirlsdorf die kleinen lateinischen Buchstaben von a—n, denen von Reich die Ziffern von 1—9 und denen von Kraut die großen lateinischen Buchstaben von A—N. Hiezu kommen dann in den römischen Ziffern von II bis VII die Kartenzeichen der fremden Besitzer. Jede der in der Karte enthaltenen 630 Parzellen bekam dann das ihr zustehende Kartenzeichen. So erhielt die Karte das Bild, das sie auf Abb. 1 zeigt.

Ich dachte von Anfang an daran, dass mir die Größe des allein und geschlossen liegenden Seebacher Gutes mit seinen fast 32 Catastral-Jochen den Maßstab auch für die Größe der ursprünglichen Güter der Orte Wirlsdorf, Reich und Kraut bieten werde. Danach hätten sich für Wirlsdorf und Reich je drei, für Kraut aber fünf annähernd gleiche Bauerngüter von der Größe des Seebacher Gutes ergeben. Dieser Gedanke erwies sich jedoch für unrichtig.

Aus einem eingehenden Studium der bereits mit dem Kartenzeichen versehenen Karte ergab sich bald, dass einzelne Kartenzeichen stets beisammen, das heißt auf benachbarten Parzellen auftraten, während wieder andere auf anderen Theilen der Karte in geschlossener Weise sich zeigten. Dieses immer gleichmäßige Wiederkehren derselben Kartenzeichen in abgerundeten Gruppen ließ bald ihre Zusammengehörigkeit erkennen, und die Abtrennung der einzelnen Gruppen von einander ließ sich unschwer durchführen.

So lassen sich in Bezug auf die Flur von Wirlsdorf jene Parzellen, welche die K.-Z. a, b, h, i und k aufweisen, als zusammengehörig betrachten. Sie kommen stets geschlossen vor. Ihnen stehen jene Parzellen gegenüber, die die K.-Z. c, d, e, f, g und l zeigen. Beide Buchstabenpartien bilden in der Wirlsdorfer Flur mehrere Gruppen. Sie sind auf der Abb. 2 in große Blöcke zusammengefasst. Die aus den Parzellengruppen der ersten Buchstabenpartie gebildeten Blöcke sind in der Abb. 2 durch den Buchstaben a, die aus den Parzellengruppen der zweiten Buchstabenpartie construierten Blöcke durch den Buchstaben b gekennzeichnet.

Der Besitz i ließ sich unschwer als eine Abtrennung von h, der Besitz k als Abtrennung von l erkennen.

Auf der anderen Seite lässt sich sowohl e, als auch l als Abtrennung von c und f (Hausstelle und Garten) als Abtrennung von d ansprechen, so dass wir es auf beiden Seiten schon nur mehr mit drei Gütern zu thun haben. Das fortwährende Beisammenliegen der drei Güter auf der einen und der anderen drei Güter auf der anderen Seite lässt zuversichtlich auf das Entstehen dieser 2×3 Güter aus zwei ursprünglichen schließen. Das Dorf Wirlsdorf dürfte sonach aus einem Weiler entstanden sein, der ursprünglich nur zwei Güter umfasste, von denen jedes nach meiner Berechnung circa 40 Joch groß gewesen sein dürfte. Die Größe eines jeden der beiden Güter käme der

ursprünglichen Größe des Seebacher Gutes ungefähr gleich, wenn man sich dasselbe um die zu der in Seebach liegenden Keusche gehörenden Liegenschaften vergrößert denkt, von denen ich oben gesagt habe, dass sie sich wie eine Abtrennung vom Seebacher Gute ansehen lassen.

Die Größe der beiden ursprünglichen Güter, welche ich zusammen auf etwa 80 Joch berechnet habe, erreicht jedoch das Ausmaß des alten Bestandes der Flur von Wirlsdorf, welcher in der Tabelle I zu 98 Joch 1493 □° angegeben ist, nicht. Es erklärt sich dies auf folgende Weise:

Jenes Stück der Flur, das in Form einer Halbinsel in den See hineinragt und in der Abb. 2 mit c bezeichnet ist, dürfte erst in späterer Zeit in Cultur genommen worden sein. Es weisen darauf hin die geradlinigen Grenzen der Parzellen, dann der Umstand, dass dieses Stück zum Theile auch heute noch stark sumpfig ist, und schließlich der weitere Umstand, dass in diesem Stück fast alle Besitzer einerseits zu fast gleichen Theilen betheiligt sind, anderseits ein Beisammenliegen der Parzellen nach den Buchstabengruppen nicht constatiert werden kann. Ein zweites, in der Abb. 2 ebenfalls mit c bezeichnetes, an den Wald des Seebacher Gutes grenzendes Flurstück scheint Gemeingut, wahrscheinlich Wald, gewesen und erst in späterer Zeit aufgetheilt worden zu sein. Auch hier ist eine starke Vermengung der Buchstaben beider Gruppen festzustellen. Wird sonst eine Gruppe durch das Auftreten einzelner Buchstaben aus der anderen Gruppe gestört, so ist anzunehmen, dass die Parzellen, welche die fremden Buchstaben zeigen, in neuerer Zeit durch Verkauf aus dem alten Besitzstand ausgeschieden worden sein dürften.

Das zwischen Liegenschaften der Ortschaften Reich und Kraut eingekeilte und in der Abb. 2 mit d bezeichnete Stück, das armen Besitzern aus Wirlsdorf angehört, ist entweder eine Abtrennung aus A oder wahrscheinlicher noch neues Rodland.

Das Ausmaß der eben jetzt besprochenen und in der Abb. 2 durch c, c und d gekennzeichneten Flurtheile ergänzt die 80 Joche der beiden ursprünglichen Bauerngüter auf das Ausmaß der Wirlsdorfer Flur von 98 Joch 1493 □°.

Die in der Abb. 2 durchgeführte Reconstruction der beiden Güter ergibt für jedes derselben nur wenige, aber große Parzellen von unregelmäßiger Blockform. Die Unregelmäßigkeit ist dadurch bedingt, dass sich die Parzellen dem Terrain anschmiegen. Ich halte dafür, dass die beiden Ansiedler vorerst in der günstigsten Lage am Bache zwei möglichst gleichgroße Parzellen aussteckten und dann durch das Los entschieden, welchem die eine und welchem die andere als Besitz zufallen soll. In gleicher Weise dürften dann außerhalb dieser Parzellen weitere zwei und zwei Parzellen von gleicher Größe in gleicher Lage angelegt und durch Verlosung dem einen und dem anderen der Ansiedler zugefallen sein.

Wie in Wirlsdorf, so ließ sich auch in Reich und Kraut die Entstehung der jetzt bestehenden Bauerngüter aus zwei ursprünglichen Gütern nachweisen.

Für Reich ergab das Zusammenziehen jener gruppenweise beisammenliegenden Parzellen, welche die K.-Z. 1, 2 und 6 tragen, die Liegenschaften des einen, in der Abb. 2 mit 1 bezeichneten, das Zusammenziehen der Parzellen, welche die K.-Z. 3, 4, 5, 7 und 8 aufweisen, die Liegenschaften des in der Abb. 2 mit 2 bezeichneten zweiten Gutes. Das Gut 1 weist einen Umfang von 46 Joch 1576 □° auf, während das Gut 2 nur 33 Joch 1592 □° umfasst. Ob dem Gute 2 die Liegenschaften der fremden Besitzer zuzurechnen sind, wodurch es eine Größe von 42 Joch 762 □° erhalten würde, oder ob auch hier als ursprüngliche Größe für jedes Gut etwa 40 Joch anzunehmen und der Rest von etwa neun Joch als Gemeingut anzusehen wären, muss dahingestellt bleiben. Es liegen weder für das eine, noch für das andere Anhaltspunkte vor.

Die Flur des Dorfes Kraut unterscheidet sich von den Fluren der Orte Wirlsdorf und Reich darin, dass sie noch bedeutende Waldbestände aufweist. Es ist anzunehmen, dass die ganze nördliche Hälfte, etwa 80 Joch, bis in die neueste Zeit Waldland war. Darauf deuten die geradlinigen Grenzen der Parzellen in dem noch heute fast ganz mit Wald bedeckten *Dull*, dann der Name *Raut*, dessen eigenartig geformte, zwischen Waldparzellen liegende Acker-, Wiesen- und Weideparzellen ja jetzt noch ganz den Charakter von Rodungen aus Waldland an sich tragen. Dieses Waldland wird wahrscheinlich bis vor nicht allzulanger Zeit Gemeingut der Bauern von Kraut gewesen sein.

Jene Parzellen nun, welche außerhalb dieser in der Abb. 2 mit C bezeichneten Waldregion liegen und zusammen rund 80 Joch betragen, sind nun nach Buchstabengruppen wieder in zwei gleich große Theile geschieden, von denen der eine, in der Abb. 2 mit A bezeichnete Theil sich aus den Liegenschaften mit den K.-Z. A, B, C und D, der andere, mit B bezeichnete, sich aus den Parzellen mit dem K.-Z. E, F, G, H, I, K, L, M und N zusammensetzen, und von denen jeder etwa 40 Joch umfasst.

Was von Wirlsdorf gesagt wurde, gilt demnach auch von Reich und Kraut. Jeder der drei Orte scheint aus einem Weiler, von denen jeder nur zwei Güter oder Huben umfasst hat, entstanden zu sein, und jede dieser sechs Huben dürfte ursprünglich die Größe von 40 Joch gehabt haben.

In der Nähe des Dorfes Treffling besteht unter dem Namen Trasischk heute noch eine kleine Ortschaft, die nur aus zwei Besitzthümern besteht (ein drittes, der *Bergwunder*, ist streng genommen nicht dazu zu nehmen, da es weit ab von ihnen isoliert im *Berg* [Wald] liegt). Das eine Besitzthum, die Bernhardhube des Johann Trasischker, besteht aus 40 Joch 1376 □° und das andere, die Jank-Hube des Franz Gauglhofer, umfasst, wie weiter unten ausgewiesen werden wird, 56 Joch 595 □°. Die letztere dürfte erst in jüngster Zeit durch Zukauf vergrößert worden sein. Beide Huben zusammen geben heute noch ein Bild davon, wie die Weiler, aus denen die Ortschaften Wirlsdorf, Reich und Kraut entstanden sind, ausgesehen haben werden.

C. Die Dorfform.

Ist die aus der Untersuchung der Flurkarten sich ergebende Annahme, dass die besprochenen Orte aus Weilern entstanden sind, richtig, so lassen sich, auf dieser Annahme fußend und das gegenwärtige Bild der Fluren und die Ausgestaltung der Dörfer von heute ins Auge fassend, Schlüsse ziehen auf den Wirtschaftsbetrieb der ältesten Zeit, und davon lassen sich dann wieder Folgerungen ableiten auf die ersten dort angelegten Höfe und schließlich auch auf die Art und Weise des Ausbaues der Weiler zu den heute bestehenden Dörfern.

Vergleicht man die besprochenen Fluren der drei Dörfer am See mit anderen Flurenarten, so fällt hiebei ein scharfer Unterschied insbesondere in Bezug auf die Verhältnisse in unmittelbarer Nähe des Dorfes auf. Es bildet nämlich eine Eigenart der Gewanndörfer sowohl, als auch der Waldhufendörfer, dass sich an das im Dorfe stehende Haus zumeist nur ein verhältnismäßig kleiner Obstgarten anschließt. Alle Obstgärten zusammen bilden dann mit dem Dorfe selbst den Dorfbering oder das Dorfried, welches häufig, wie z. B. bei den Siebenbürger Sachsen, durch einen unübersteigbaren Zaun vor feindlichen Angriffen bis in die Jetztzeit geschützt war. Bei den Waldhufenanlagen schließt sich in der Regel unmittelbar an den Obstgarten in gleicher Breite das Ackerland des Besitzers in einem langen Streifen an, bei Gewanndörfern umschließen, ebenfalls unmittelbar, die am besten gelegenen und am sorgfältigsten gepflegten Ackergewanne das

Dorfried. Wiesen zur Futtergewinnung liegen häufig sowohl bei Gewannfluren, als auch bei Waldhufenanlagen weit vom Dorf entfernt an Bachläufen oder in Niederungen, die des feuchten Bodens wegen nicht zum Anbau geeignet sind, und für die Viehweiden werden gewöhnlich ebenfalls weit entfernte Gründe, die eben der großen Entfernung oder des schlechten Bodens wegen zum Anbau ungeeignet sind, ausersehen. Es sind dies Anlagen, die durch das Vorherrschen des Ackerbaues über die Viehzucht bedingt sind.

Das Bild, das uns die Fluren am Millstätter See bieten, ist nun ein ganz anderes. Die Häuser sind auch von Obstgärten umgeben. Sie werden sorgfältig gedüngt, jedoch nicht des Obstertrages, sondern des Grünfutters wegen, das aus ihnen genommen wird. An die Obstgärten schließen sich nicht Ackerfelder, sondern Wiesengründe von zumeist bedeutendem Umfang an. Sie nehmen die besten Gründe der Flur ein und werden, um reichlichen Grasertrag zu erzielen, ebenfalls fleißig gedüngt und im Sommer sorgfältig bewässert. Dass diese in der nächsten Nähe des Dorfes liegenden Wiesengründe oder *Anger*, wie man sie nennt, schon dem ältesten Bestande der Orte entstammen dürften, geht schon aus der zwar auf das allerprimitivste eingerichteten, aber für alle Dorfbewohner benützbaren Anlage zur Bewässerung und der alterthümlichen Einrichtung des Bewässerungsmodus, der in der Art alter Rechte in eine gewisse Form und Norm gekleidet ist, hervor.

Die Ackergründe liegen erst außerhalb der *Anger*, viele derselben sehr weit entfernt und sehr häufig in den schlechtesten, sehr steilen und steinigen Bodenlagen (*Leiten*). Obwohl das Klima und die Bodenverhältnisse besonders im Seethale den Weizen und den Kukuruz ebensogut reifen lassen, als im gottgesegneten Lavantthale, dem »Paradiese Kärntens«, ist aus der Anlage der Fluren am See zu erkennen, dass hier die Viehzucht an Wichtigkeit den Ackerbau stets übertroffen haben muss.

Die Viehzucht bedingt bekanntlich größere Räume zur Unterbringung eines größeren Viehstandes und zur Bergung des Winterfutters. Die vollkommene Trennung der großen Wirtschaftsräume von den Wohnräumen, die Errichtung eines eigenen »Futterhauses« neben dem »Feuerhause«[1]) wird sich in den Orten am See schon frühzeitig als Nothwendigkeit erwiesen haben. Vielleicht geht die Anlage eines vom Wohnhause vollständig getrennten Wirtschaftsgebäudes dieser, wie sich zeigen wird, für die Seegegend und ihre weitere Umgebung bei größeren Anwesen allenthalben üblichen Gehöftanlage sogar in die Zeit der Gründung der Weiler zurück. Die Möglichkeit, ein eigenes Wirtschaftsgebäude neben dem Wohnhaus zu errichten und zwischen beide einen geräumigen Hof zu legen, war wohl zur Zeit der frei liegenden Weiler am besten vorhanden. Was man nämlich heute das Dorfried nennen kann, bildet keine kleine Fläche, und sie war zur Zeit der Gründung der Weiler Eigenthum nur zweier Besitzer. Jeder derselben konnte auf dem ihm zugefallenen großen Plan sein Haus ohne jegliche Beschränkung errichten, wo es ihm beliebte. Sind mittlerweile aus den Weilern zwar Dörfer geworden, so ist es gleichwohl dort sogar heute noch möglich, dass sich ein Zuziehender, wenn er sich innerhalb des Dorfes ein Gehöfte errichten will, mit einer gewissen Ungebundenheit bewegen kann. Derselben Ungebundenheit erfreuten sich die Errichter der ältesten Gehöfte, welche die Weiler allmählich zu Dörfern ausbauten, natürlich in noch größerem Maße als ein heute Zuziehender, und diese Ungebundenheit in der freien Bewegung ist jedenfalls auch die

[1]) Die Bezeichnungen Feuerhaus für Wohnhaus und Futterhaus für Stall und Scheunengebäude brachte Bancalari bereits in »Die Hausforschung und ihre Ergebnisse in den Ostalpen«, S. 13. Ich hielt die Bezeichnungen für eine glückliche, weil bezeichnende Erfindungen seines Geistes, und war darum nicht wenig überrascht, als mir der Bauer Johann Frankhofer, H.-Nr. 11, in Gritschach sagte, dass im Gmündthal (Liesertha) das Wohnhaus *Feuerhaus* und der Stadel *Futterhaus* heiße.

Ursache der Unregelmäßigkeit, in der die einzelnen Gehöfte der Dörfer zu einander liegen, sie ist die Ursache der Unregelmäßigkeit und Planlosigkeit der Anlage eines jeden der Dörfer selbst. Maßgebend bei der Errichtung eines neuen Gehöftes scheint der Wasserlauf gewesen zu sein. Alle Gehöfte drängen sich an denselben heran. Das Vieh konnte leicht zur Tränke geführt werden, und bei Feuersgefahr war das Wasser nahe zur Hand. Ob aber das Gehöfte zur Rechten oder zur Linken des Baches, ob es mit seiner Front vor oder hinter die des Nachbarhofes zu liegen kam, das muss nie ausschlaggebend gewesen sein. Jeder baute, wenn er nicht etwa durch die Terrainverhältnisse beeinflusst war, ganz nach seinem Geschmacke, der eine an die Straße, der andere zog sich von derselben zurück, ohne Rücksicht darauf zu nehmen, dass das Bild des Dorfes ein regelmäßiges werde.

In planmäßig angelegten Dörfern, insbesondere in solchen, die auf Waldhufen und Gewannfluren entstanden sind, ist eine solch freie Bewegung von Anfang an ausgeschlossen. Jedem Siedler wurde in dem Dorfried seine Hausstelle angewiesen und darauf hatte er nach bestimmten Gesetzen zu bauen. Waren die Hausstellen solcher Dörfer in ihrer frühesten Zeit hinlänglich breit, so sind sie mit der Zeit durch Theilung in schmale Streifen zerfallen, die nach und nach auf die Form neu zu errichtender Häuser einen argen Zwang ausübten und schon seit langem der freien Ausbildung einer entwickelten Hausform Schranken gesetzt haben, was augenscheinlich an den Bauernhäusern der Colonistendörfer, z. B. des östlichen Niederösterreich und des deutschen Westungarn, beobachtet werden kann.

Dass in der Gegend des Sees die Möglichkeit der freien Entfaltung der Gehöfte, bedingt durch die Eigenartigkeit der Fluranlage, bis zum heutigen Tag ungeschmälert vorhanden war, hat jedenfalls viel zur Entwickelung des Hauses zu solch hoher Stufe beigetragen, wie wir sie in der Umgebung des Sees und nach den Versicherungen Ortskundiger im ganzen deutschen Oberkärnten antreffen.

Bevor ich zur Schilderung des Hauses aus der Gegend des Millstätter Sees übergehe, will ich noch die ortsüblichen Gehöftformen einer kurzen Besprechung unterziehen.

D. Die Hofstätte.

Es wurde schon oben angedeutet, dass das Charakteristische in der Anlage der Gehöfte in der vollkommenen Trennung der Wirtschaftsräume von den Wohnräumen besteht. Bei Bauernhöfen, wenn sie auch zu den kleineren gerechnet werden, steht das Wohnhaus fast immer vom Wirtschaftshause, vom Stadel, getrennt. Oft, besonders bei größeren Huben, besteht das Gehöfte nicht nur aus diesen beiden Bauten, sondern es umlagern das Wohnhaus mehrere Gebäude, die theils als Wohn-, theils als Wirtschaftshäuser dienen. Fast in jedem Dorfe stehen jedoch auch ein oder mehrere kleine Häuser, welche nicht zu den Bauernhäusern gerechnet werden. Es gehört zu ihnen entweder gar kein Grund, nur ein Gärtchen, oder oft wohl auch Ackerland, im Ausmaße aber von nur wenigen Jochen. Das sind die Keuschen; ihre Besitzer werden Keuschler genannt. Solche Keuschen vereinigen zumeist Wohn- und Wirtschaftsräume unter einem Dach. Das Gebäude, welches sie umschließt, ist dann gewöhnlich das einzige, welches sich auf der Hofstätte erhebt. Es tritt zu ihm manchmal noch ein Holzschupfen, gebildet aus einem auf vier Holzsäulen ruhenden Satteldach, und der außer dem Hause angebrachte Abort.

Den Plan der Hofstätte einer solchen Keusche, der Rumpler-Keusche, H.-Nr. 7 in Kraut, bietet die Abb. 3. Der Besitzstand, welcher zu dieser Keusche gehört, ist in der Tabelle IV unter der L. Z. 1 eingetragen. Unter H liegt das Wohn- und Wirtschafts-

gebäude, unter Sch der Schupfen, unter A der Abort und unter G ein Gemüse- und Blumengarten. An diesen und an die Hofstätte schließt sich unmittelbar ein Obstgarten an. Das Haus liegt mit der Hauptfront parallel zum Dorfweg und wendet die Giebelseite des Wohntractes nach Süden. Gleichlaufend mit dem Weg eilt der Wirlsdorfer Bach dem See zu.

Abb. 4 zeigt den Riss der Hofstätte eines kleinen Bauernhauses, *Pacher,* H.-Nr. 7 in Gritschach. Die Hofstätte, in deren Hintergrund W.-H., das Wohnhaus, liegt, reicht an die

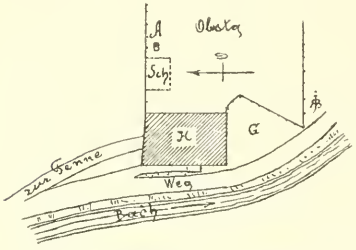


Abb. 3. Plan der Hofstätte der Rumpler-Keusche in Kraut, H.-Nr. 7.[1])

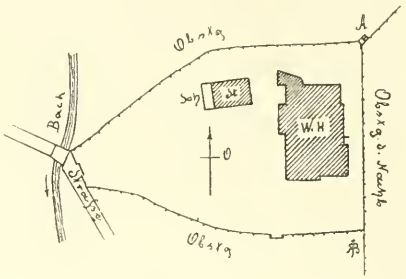


Abb. 4. Plan der Hofstätte des Pacher-Hauses in Gritschach, H.-Nr. 7.

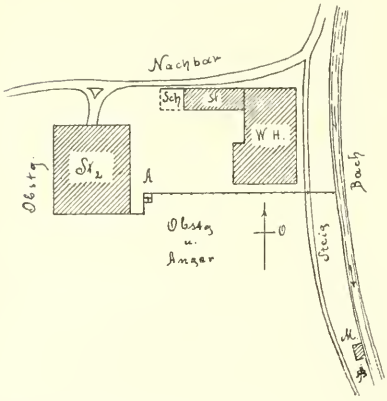


Abb. 5. Plan der Hofstätte des Winkler-Hauses in Reich, H.-Nr. 4.

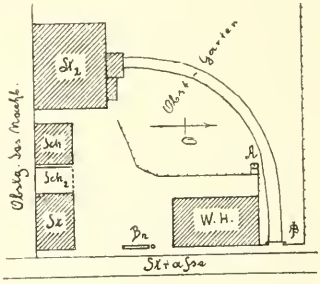


Abb. 6. Plan der Hofstätte des Sank-Hauses in Gritschach, H.-Nr. 4.

von Seeboden nach Millstatt führende Bezirksstraße heran. Das Haus vereinigt wie eine Keusche Wohn- und Wirtschaftsräume in sich, doch erhebt sich im rechten Winkel zur Längenachse des Hauses noch ein zweites Gebäude St, der Stadel, an den sich ein Schupfen Sch anschließt. A = Abort.

Abb. 5 gibt den Plan der Hofstätte eines mittelgroßen Bauernanwesens. *Winkler,* H.-Nr. 4 in Reich. Der Besitzstand, der zu dem Hause gehört, findet sich in der Tabelle III unter L. Z. 1 ausgewiesen. W.-H. ist das Wohnhaus. Seine Hauptfront ist nach Osten die Giebelseite, in der sich die Fenster der Wohnräume befinden, nach Süden gerichtet.

[1]) Diese Pläne sind sämmtlich im Maßstabe 1 : 1000 gezeichnet.

Vor der Hauptfront des Hauses führt ein Fußsteig nach Wirlsdorf, neben diesem fließt der Wirlsdorfer Bach nach Süden. An der Nordseite des Hauses führt der Dorfweg vorbei. Parallel zum Wohnhause liegt der Stadel St_2. Rechtwinkelig an das Wohnhaus schließt sich ein Stall St an, der die Schweine beherbergt. Sch ist ein Schupfen, der mit diesem Stalle unter einem Dache liegt. Bei A steht der Abort, und unter M liegt eine kleine Hausmühle. Die Lage der beiden Hauptgebäude, des Wohnhauses und des großen Stadels, ist diejenige, welche in der Gegend am häufigsten angetroffen wird. Wo es die Bodenverhältnisse nur erlauben, werden Wohnhaus und Stadel stets parallel gestellt.

Unter Abb. 6 ist die Hofstätte des *Sank*-Hauses, Nr. 4 in Gritschach, im Grundrisse gegeben. Die beiden Hauptgebäude W.-H., das Wohnhaus, und St_2, der Stadel, liegen hier der Regel entgegen nicht parallel, sondern im rechten Winkel zu einander. Zwischen beiden liegt der Stall St mit einem Wagenschupfen Sch_2, in dessen Dachraum die Schlitten untergebracht sind. An diesen Schupfen gliedert sich noch ein zweiter, Sch, für das Holz an. Unter A steht ein Abort und bei Br ein laufender Brunnen. Die Hauptfront des Wohngebäudes ist nach Osten und der nach Millstatt führenden Straße zugewendet. Die Giebelseite kehrt sich nach Süden.

Abb. 7 zeigt den Grundriss der Hofstätte der schon erwähnten 56 Joch 595 □° umfassenden *Jank*-Hube (H.-Nr. 2) in Trasischk bei Treffling. W.-H. ist das Wohnhaus, das seine Hauptfront nach Süden und die Giebelseite nach Osten wendet. St_2 ist ein Stadel, der rechtwinkelig zum Wohnhaus liegt. Zwischen beiden steht wie beim vorstehend besprochenen Gehöfte ein Stall (St_1). Dort finden die Schafe und die Schweine Unterkunft. Diesen Stall will der Bauer niederreißen lassen, damit er aus der Stube freien Ausblick über seine in dieser Richtung sich ausbreitenden Felder genießen kann. Statt diesem dem Untergange geweihten Stall befindet sich ein bedeutend größerer unter St_3 bereits im Bau.

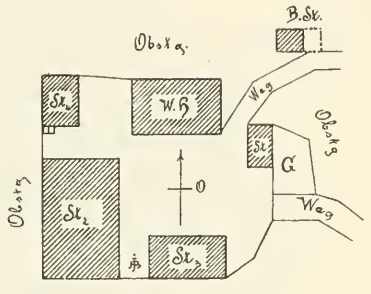


Abb. 7. Plan der Hofstätte der Jank-Hube in Trasischk, H.-Nr. 2.

Vom Wohnhause nach Südosten liegt ein kleines Gebäude St. Auf ein solches sind wir in dem besprochenen Hofstätten noch nicht gestoßen. Es ist ein kleines Wohnhaus, das den Namen *Stübl* führt, jetzt Eigenthum des Bruders vom Bauern ist, sonst aber als Auszüglerwohnung zu dienen bestimmt war. Hinter diesem Häuschen liegt bei G ein Blumen- und Gemüsegärtchen. In nordöstlicher Richtung vom Wohnhaus liegt bei B. St. eine Badstube oder Brechelstube, welche, wenn sie im Herbste nicht ihrem eigentlichen Zweck, dem Dörren und Brecheln des Flachses dient, als Wagenschupfen benützt wird.

Noch weitläufiger als das Gehöfte der *Jank*-Hube ist das Gehöfte der nicht weniger als 118 Joch 100 □° umfassenden *Hofer*-Hube, H.-Nr. 4, in Treffling. Abb. 8 bietet den Grundriss desselben. W.-H. ist wieder das Wohnhaus, dessen Hauptfront nach Osten und dessen Giebelseite nach Süden gerichtet ist. Parallel zum Wohnhause, doch dem Dorfwege näher gelegen als dieses, liegt der Stadel St. Zwischen beiden ist bei Sch ein Schweinestall angebracht. Auf der anderen Seite des Wohnhauses, zu diesem wieder parallel gelegt, steht unter P. S. ein Pferdestall mit einem Stübel unter demselben Dach. An dieses Gebäude ist nach Norden ein Kasten (K), ein Getreidespeicher, angebaut. Dahinter liegt bei A der alte, an das Wohnhaus angebaute, bei A_2 der neue Abort. An der Rückseite

des Pferdestalles liegt bei G ein Gemüsegarten und dann noch weiterhin ein zweiter Stadel St_2, der dem ersten an Größe kaum nachsteht. Im Obstgarten ist bei B eine Bienenhütte aufgestellt. Dieses Gehöfte ist eines der größten der Gegend, es findet aber selbst

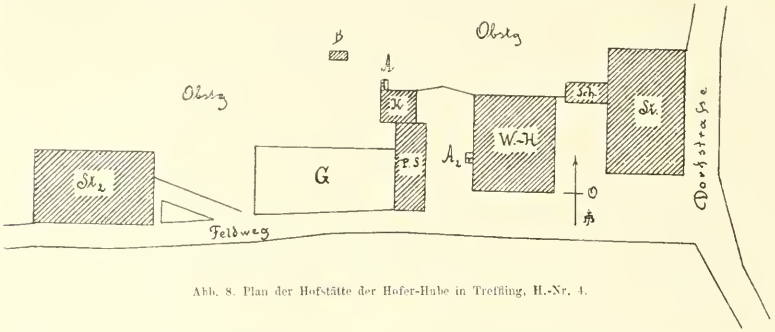


Abb. 8. Plan der Hofstätte der Hofer-Hube in Treffling, H.-Nr. 4.

in Treffling noch zwei seinesgleichen und in jedem der umliegenden Orte mindestens eines. Übertroffen an Größe und Zahl der Gebäude werden solche Gehöfte wie das des Hofer in Treffling in den Dörfern nur von alten Gasthöfen, zu denen gewöhnlich ein größerer Besitz an Liegenschaften gehört.

E. Das Haus.

1. Die Rumpler-Keusche in Kraut.

Auf die Beschreibung des Hauses selbst jetzt übergehend, beginne ich mit der Beschreibung von Häusern einfachster Ausgestaltung und wähle hiezu als erstes die in

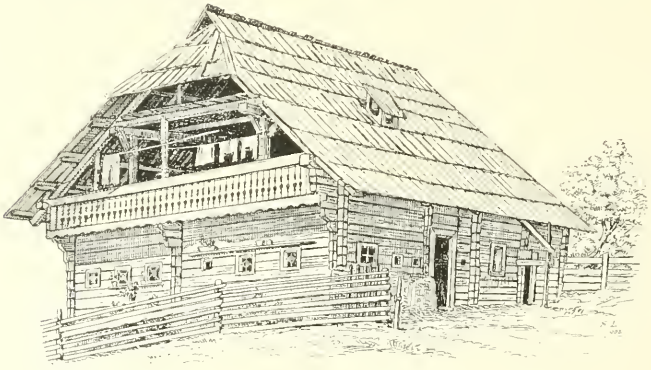


Abb. 9. Süd- und Ostseite der Rumpler-Keusche in Kraut.

Kraut unter Nr. 7 liegende Rumpler-Keusche, die Wohn- und Wirtschaftsräume unter einem Dache vereinigt und deren Hofstätte ich oben bereits unter Abb. 3 gebracht habe. Der jetzige Besitzer der Keusche, Josef Fercher, führt noch denselben Familiennamen, den nach dem Grundbuche vom Jahre 1839 der damalige Besitzer dieses Hauses trug.

Abb. 9 bildet die Süd- und Ostseite, Abb. 10 die West- und Nordseite dieses Hauses ab. Abb. 11 gibt den Plan des Erdgeschosses und Abb. 12 den Riss des Dachraumes.

Die südliche Hälfte des Hauses ruht auf einer Untermauerung aus Stein. Diese Untermauerung, welche den Keller einschließt, gibt dem Hause, wenn es von Süden besehen wird, den Charakter eines Hochparterre-Hauses. Die rechte Hälfte der Zeichnung in Abb. 10 lässt dies erkennen. Das ganze Haus ist sonst mit Ausnahme jener Mittelwand, an welche die beiden Feuerstellen stoßen, aus Holz erbaut. Das durch das Alter dunkelbraun gewordene und sammtartig glänzende Holzwerk hebt sich vom weiß getünchten Unterbau und dem das Haus umgebenden Grün der Obstbäume und des Gartens prächtig ab. Die Balken, aus denen das Haus gezimmert ist, wurden aus Fichtenstämmen vierkantig behauen, sind durchwegs 12 *cm* stark und durchschnittlich doppelt so hoch und liegen mit ihren schmäleren Seiten aufeinander. Die Balken sind an ihren Enden ver-

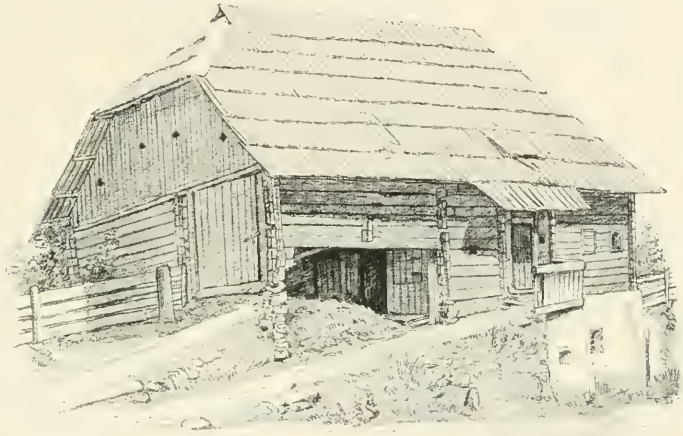


Abb. 10. West- und Nordseite der Rumpler-Keusche in Kraut.

kämmt und lassen ihre Köpfe an den Kanten des Hauses etwa 15 *cm* weit vorstehen. Das Dach des Hauses ist ein Steildach von mäßiger Steilheit. Der Winkel, welchen die beiden Dachflächen am Firste bilden, beträgt 90°. Das Steildach ähnlicher Form ist für alle bäuerlichen Bauten der Seegegend charakteristisch. Abweichungen vom 90gradigen Winkel am First nach auf- oder abwärts kommen wohl vor, sie sind aber stets nur sehr gering.

Seiner Form nach ist das Dach der Rumpler-Keusche ein Satteldach mit Abwalmungen an den beiden Giebeln. Die Abwalmung *(Tschopf)* nimmt beiderseits etwa ein Drittel der Dachhöhe ein. Da das Dach auf verhältnismäßig breiter Grundfläche ruht und deshalb auch bei seiner geringen Steilheit eine bedeutende Höhe erreicht, sind die Dachsparren von nicht unbedeutender Länge. Damit sie in ihrer halben Länge aufruhen können, sind dort Pfetten angebracht, die durch Ständer *(Stualsäuln)* getragen werden. Die Pfetten sind mit den Ständern durch Bänder verbunden. In der Höhe der Pfetten reichen Bindehölzer auch von einer Stuhlsäule zur anderen; sie heißen *Seabänder* und bilden mit den Säulen den Stuhl. Auf diese Bänder werden durch den ganzen Dachraum

Bretter gelegt, so dass durch diese Bretterlage der Dachraum horizontal in zwei Theile getheilt wird. Der untere Theil heißt bei ebenerdigen Häusern der *Amauf* (Obenauf), bei zweigeschossigen Häusern aber der *hohe Boden*, und der obere Theil des Dachraumes wird der *Pranta* genannt. Das Band des ersten Stuhles wird in seiner Mitte gewöhnlich durch eine profilierte Holzsäule gestützt. Sie ist, wie überhaupt das ganze Gefüge der Balken des Dachstuhles in der Abb. 9 deutlich zu erkennen. An langen Stangen wird im vordersten Theile des Dachraumes, wie dies aus demselben Bilde zu erkennen ist, die Wäsche getrocknet. Diese Stangen *(Gwândstângan)* können an senkrecht stehenden Achsen, die auch zumeist profiliert sind, und von denen eine ebenfalls im Bilde ersichtlich ist, nach außen gedreht werden, so dass die Wäsche in die Sonne zu hängen kommt.

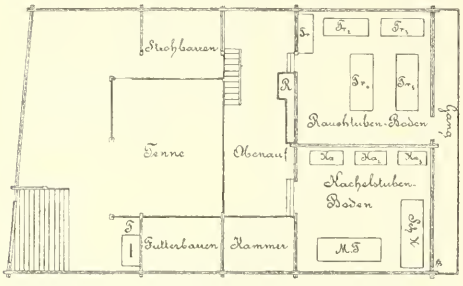


Abb. 11. Grundriss des Erdgeschosses der Rumpler-Keusche[1]).

Das Dach der Rumpler-Keusche besteht, wie fast alle Dächer der Gegend, aus Brettern, die in der Regel 18—26 *cm* breit und 1·33 *m* lang sind und *Tâchlad'n* (Dachläden) genannt werden. Mit Vorliebe werden die Dachläden aus Lärchenholz hergestellt, man macht sie aber auch aus Fichtenholz. Früher wurden sie gekloben, jetzt werden sie in der Sägemühle geschnitten. Sie sind mittelst Holznägeln an den Latten befestigt. Das Dach ladet besonders an der Giebelseite des Hauses weit aus, am weitesten an der südlichen Giebelseite, weil es hier den balkonartigen Gang *(Gâng)*, der 80 *cm* aus der Hauswand vorspringt, und der von den hier weit vorragenden Balkenköpfen der Langwände des Hauses getragen wird (vgl. die Fig. 1 in Abb. 13), zu schützen hat. Eine Vorladung des Daches ist, wie es die Abb. 10 zeigt, auch an der Westseite des Hauses zu ersehen. Sie beschirmt als ein aus dem Dache vorspringendes Pultdach das kleine *Gang'l*, das der Eingangsthüre vorgelegt ist. Über dieser Vorladung ist im Dache eine Luke angebracht, welche dadurch gebildet ist, dass die über ihm liegenden Dachbretter aus der Dachfläche emporgehoben sind. Während der südliche Giebel offen ist, ist der nördliche durch senkrecht stehende Bretter verschalt. In dieser Bretterwand befinden sich kleeblattförmige Ausschnitte, welche die Stelle von Fenstern vertreten. Solche Ausschnitte, die an Häusern und Städeln unter großer Mannigfaltigkeit in ihrer Form, wie dies aus Abb. 14 und späteren zu ersehen ist, auftreten, werden, wenn sie klein sind, *Gugga'*, wenn sie groß sind, *Leu'fensta'*[2]) genannt. So mannigfaltig wie diese Ausschnitte, sind auch jene, welche die Brü-

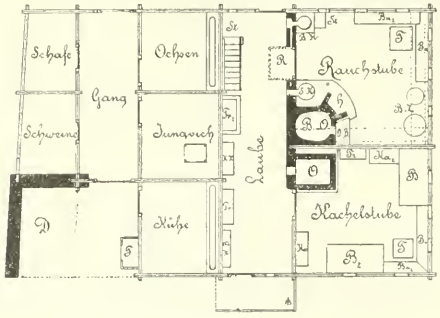


Abb. 12. Grundriss des Dachraumes der Rumpler-Keusche.

[1]) Die Grundrisse sind sämmtlich im Maßstabe 1 : 200 wiedergegeben.

[2]) Wie dieser Ausdruck zu deuten, vermochte ich nicht zu ergründen.

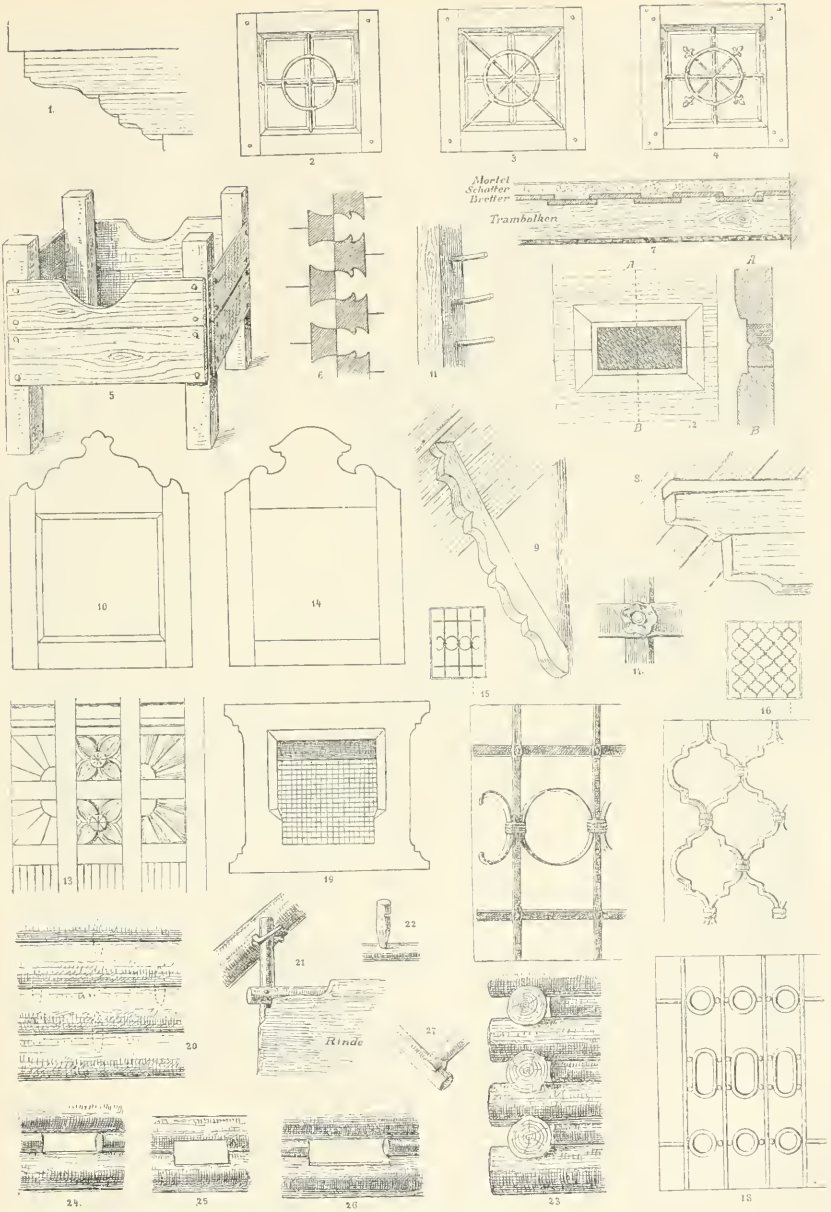


Abb. 13. Constructive Details.

stungen der Gänge an den Häusern zieren. Die Ausschnitte des Ganges an der Rumpler-Keusche sind auf Abb. 14 in Fig. 1 skizziert.

So einfach das Äußere der Rumpler-Keusche auch ist, macht sie doch auf den Beschauer, besonders wenn er sie vom Südwesten ins Auge fasst, einen äußerst günstigen

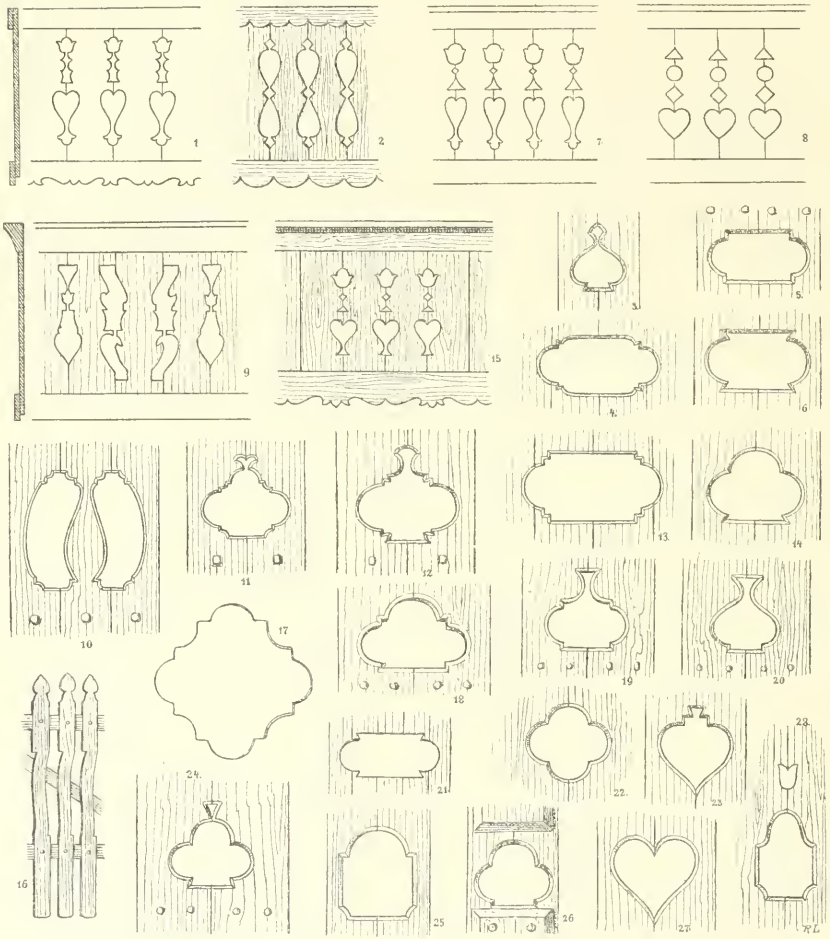


Abb. 14. Ausschnitte in Bretterwänden und Gangbrüstungen.

Eindruck. Das »malerisch Schöne« kann ihr ebensowenig abgesprochen werden, wie den meisten jener oberkärntnerischen Bauernhäuser, die zum Theil oder aber wie die Rumpler-Keusche fast ganz aus Holz ausgeführt sind. Viel trägt zur Schönheit des Hauses der Gang bei. Solche Gänge weisen fast alle Bauernhäuser der Gegend auf. Sie bilden eine Zierde des Hauses. Freundlich muthen auch die in Töpfen gezogenen Blumen an, die man

entweder in den Fenstern der Häuser, oder aber, wie beim *Rumpler,* auf Brettstellagen über und unter den Fenstern anbringt. Unter den Blumen ist die feuerrothe, sogenannte Wiener Nelke *(Weana' Nag'l)* der Liebling der Kärntner. Sie fehlt in keinem Hause und erblüht aus mächtigen Stöcken, die gewöhnlich über die Brüstung des Ganges herabhängen und das Bild des Hauses durch das Grün der Blätter und das brennende Roth ihrer Blüten nur noch anziehender machen, als es für sich selbst schon ist.

Ich komme jetzt zur Beschreibung des Innern der Rumpler-Keusche. Betritt man das Haus vom überdachten *Gang'l* aus, so gelangt man in die *Lab'm* (Laube). Sie ist gedielt und hat eine Decke, gebildet aus einer einfachen Bretterlage. Die Laube geht, wie aus dem Plan Abb. 11 zu ersehen, durch das ganze Haus, ist von beiden Seiten des Hauses durch Thüren zu betreten und theilt das Haus in zwei Theile. Fassen wir zuerst die Wohnräume, wozu auch die Laube gehört, ins Auge. Sowohl neben der vorderen, als auch neben der rückwärtigen Eingangsthüre ist je ein kleines Fensterchen angebracht. Das neben der vorderen Thür ist 30 *cm* breit und 24 *cm* hoch, das neben der rückseitigen Thür gar nur 27 *cm* breit und 14 *cm* hoch. Keines der beiden Fensterchen ist mit einer Glasscheibe versehen; sie werden von innen durch hölzerne Schubbrettchen geöffnet und geschlossen. In der Laube steht bei W.-B. eine Wasserbank, bei Tr. eine Truhe, bei K.-K. ein Küchenkasten, unter Tr_2 stehen zwei Truhen übereinander, und bei St. führt eine hölzerne Stiege zum Dachboden hinauf. Unter ihr gelangt man über eine zweite Stiege in den Keller. Bei R. hängt ein hölzerner Rauchfang von der Decke über die Thür herab, durch welche man die Rauchstube betritt. Der Rauchfang verengt sich nach oben in einen einfachen aus Brettern gebildeten Schlot, der über dem Dache endet. Das Ende des Schlotes ist in Abb. 9 zu sehen. Die Form des Rauchfanges, welche aus einem anderen Hause, dem Hofer-Hause in Treffling, weiter unten abgebildet ist, und auch die Form des Schlotes ist charakteristisch für die ganze Gegend.

Die Rauchstube ist wie fast in allen Bauernhäusern der größte Raum des Hauses. Sie ist gedielt und hat eine Decke, die aus einer doppelten Bretterlage gebildet ist, welche von mehreren Balken, die selbst wieder durch einen mächtigen Unterzugbalken getragen werden, emporgehalten wird. Licht erhält die Rauchstube durch sechs Fenster, wovon drei in der östlichen und drei in der südöstlichen Wand angebracht sind. Aus der Ansicht des Hauses (Abb. 9) lässt sich erkennen, dass die Fenster von ungleicher Größe sind. Das der Ecke zunächst liegende Fenster in der Giebelseite ist 43 *cm* breit und ebenso hoch, das zweite ist 41 *cm* breit und 46 *cm* hoch, das dritte aber nur 29 *cm* breit und 30 *cm* hoch. Diesem letzten Fensterchen kommt das mittlere Fenster in der östlichen Wand fast gleich. Es ist 29 *cm* breit und 29 *cm* hoch. Dieses letzte Ausmaß ist in der Regel das Ausmaß der Fenster alter Häuser. Es ist also als sicher anzunehmen, dass die anderen Fenster dieser Rauchstube ehemals auch nicht größer waren und erst im Laufe der Zeit vergrößert worden sind. Während die ursprünglichen kleinen Fenster kein Gitter aufweisen, sind die vergrößerten Fenster mit eisernen Gittern versehen. Die Art der Vergitterung der Fenster der Rauchstube ist durch die Fig. 2 in Abb. 13 erläutert, während Fig. 3 derselben Abbildung das Gitter in den Fenstern der angrenzenden Stube zeigt. Solche Gitter kommen häufig vor. Eine ähnliche, aber zierlichere Form, wie sie in Abb. 13, Fig. 4 abgebildet ist, kommt auch, aber seltener vor. Ich fand sie in Gr.-Dombra, oberhalb Millstatt, und in Lieserhofen.

Wie immer in der Kärntner Rauchstube, so steht auch in der Rauchstube der Rumpler-Keusche der Tisch (T) in jener Ecke, die von den beiden Wänden gebildet wird, welche die Fenster enthalten. Der Tisch wird von zwei stabilen Bänken (Ba und Ba_2) umfasst. Sie sind hier kürzer als gewöhnlich. In der innersten Ecke der Stube steht der Herd H

und in Verbindung mit ihm der Backofen (B.-O.) und ein *Saufutterkessel* (S.-K.). Der Herd dieser Rauchstube ist jenem, der in Abb. 28 abgebildet ist, vollkommen gleich. Ich gehe auf die Besprechung dieses für die ganze Gegend typischen Herdes weiter unten, gelegentlich der Beschreibung des Hauses, aus dem der abgebildete Herd stammt, ein. In der Ecke links vom Eingang in die Stube ist ein zweiter Kessel, der *Brennkessel* zum Brennen des Obstbranntweines, eingemauert. Davor ist bei St eine gemauerte Stufe angebracht, worauf das *Kialfass'l* (Kühlfass) gestellt wird. In der schräg gegenüber liegenden vierten Ecke stehen unter B.-Z. zwei *Pas-Zuba'*, zwei große Fässer, in denen das Obst zur Beize, das ist zur Gährung eingelegt wird. Die beiden Kessel werden von der Laube aus geheizt. Der Rauch strömt durch die Heizlöcher hinaus und wird vor denselben durch Kamine aufgefangen, die den Rauch dann durch schräg in der Mauer nach aufwärts führende Schlote in den hölzernen Rauchfang abgeben. Der Rauch, der sich beim Heizen des Backofens entwickelt, entweicht frei in die Rauchstube. Der Rauch vom Herdfeuer, das offen auf der Herdoberfläche brennt, steigt ebenfalls frei empor. Der über dem Herd angebrachte massige *Kog'l* (Feuerhut) schlägt die aufsteigenden *Gän* (Funken) zurück und lässt den Rauch in die Stube entweichen. Von hier soll dann der Rauch durch ein Loch, welches oberhalb der Thür angebracht und durch einen Schuber zu schließen ist, entweichen. Da die Fenster, wenn der Rauch auch noch so arg ist, nie geöffnet werden, weil der Kärntner Bauer vor Zugluft genau so wie vor kaltem Wasser einen heillosen Respect hat und infolge dessen in der Stube nie Zugluft herrscht, findet der Rauch den Weg durch das Rauchloch nur schwer. Im Sommer bleibt darum die Thür der Rauchstube fast immer offen. Bis zur Höhe des oberen Thürrandes ist darum die Luft leidlich rauchfrei und rein, so dass man sich, wenn man sich etwas gebeugt hält — die Rauchstubenthür ist nämlich in der Regel nur 1·6—1·7 *m* hoch — ganz gut in der Rauchstube bewegen kann, ohne vom Rauch, der nur den oberen Theil des Raumes erfüllt, geplagt zu werden. Am Tische sitzend, dort zeichnend und schreibend, habe ich nie vom Rauche zu leiden gehabt. Die Decke der Rauchstube und die Wände derselben von oben herab bis zur Thürhöhe sind mit einer glänzend schwarzen Rußschichte bedeckt. Von der Decke hängen dort, wo im Plane die punktierten Linien eingezeichnet sind, Traggerüste bis zu Manneshöhe herab, von denen jedes aus zwei armdicken, vierkantig behauenen Stangen besteht. Es sind dies die *As'n*, auf welche Scheiterholz und Späne zum Trocknen gelegt werden.

Der dritte unter den Wohnräumen ist die an die Rauchstube anstoßende *Kachelstube*. Ihren Namen hat sie vom Kachelofen, der hier gewöhnlich zu finden ist oder in früherer Zeit zu finden war. Heute steht in den Kachelstuben häufig ein aus Ziegeln aufgemauerter Ofen, so auch in der Rumpler-Keuschе. Der Ofen dieses Hauses ist in Abb. 15 abgebildet. Seine Form erinnert an die in der Gegend vorkommenden Kachelöfen. Der Ofen ist mit einem Geländer umgeben, an dem Wäsche und Kleider getrocknet werden können. Über dem Ofen ist eine Bretterbühne angebracht, die der *Ofen-Überboden* genannt wird. Darauf schläft man im Winter gerne, weil es über dem Ofen stets am wärmsten ist. Der Ofen wird von der Laube aus geheizt. Der Rauch wird durch einen Schlauch, der sich im Dachraum mit dem vom Rauchfang ausgehenden Schlot vereinigt, abgeleitet. Die Stube hat einen Bretterboden, die Decke ist so wie die der Rauchstube. Die Kachelstube erhält Licht durch vier Fenster. Ein fünftes Fenster, und zwar vom Tischwinkel aus gezählt, das zweite in der westlichen Wand ist jetzt, wie aus der Ansicht Abb. 10 zu ersehen, mit Brettern verschlagen. Die Fenster sind beträchtlich größer als die der Rauchstube, sie messen 45 *cm* in der Breite und 55 *cm* in der Höhe. Die Kachelstube ist recht ärmlich und nicht vollkommen typisch eingerichtet. Der Tisch T und die Bänke Ba und Ba_2

nehmen wohl ihren angestammten Platz ein, nicht so auch die Betten B und B_2. Bei K und K_2 stehen zwei Kästen, unter Tr eine Truhe.

Die Wirtschaftsräume, von denen ich jetzt sprechen will, haben in neuester Zeit durch die Verwandlung des Ochsenstalles in ein Stübel eine Umgestaltung erlitten. Das Stübchen wird jetzt von der unverheirateten Tochter des Besitzers bewohnt. Es hat ein großes Fenster, das im Bilde Abb. 9 rechts von der Laubenthür zu erkennen ist. Von der Laube aus führt neben der Stiege eine Thür in dieses Stübchen. In den Plan habe ich nun nicht das Stübchen, sondern den Ochsenstall, so ausgestattet, wie er mir geschildert wurde, eingezeichnet, um den Grundriss des Hauses in seiner ursprünglichen Ausgestaltung bieten zu können. Die Thüre, welche jetzt, wie gerade gesagt, von der Laube aus in diesen Raum führt, wurde erst zur Zeit der Umgestaltung dort angebracht. Früher bestand keine directe Verbindung zwischen den Wohn- und Wirtschaftsräumen, die letzteren konnten aber von beiden Langseiten des Hauses durch Thore betreten werden.

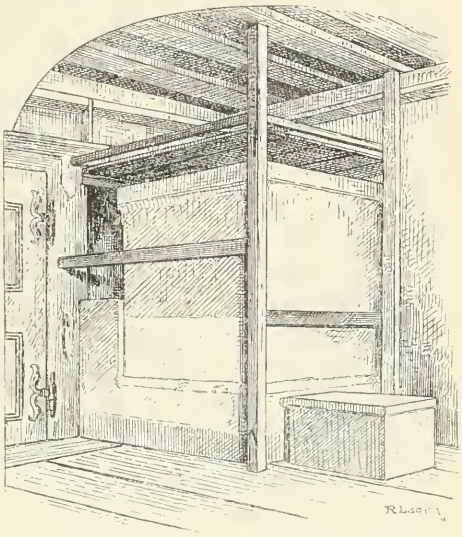


Abb. 15. Ofen in der Kachelstube der Rumpler-Keusche.

Bei der Besichtigung jenes Theiles des Planes, der die Lage der Wirtschaftsräume verdeutlicht, fällt vor allem auf, dass dort, analog wie beim Wohntract, ein Raum durch das ganze Haus führt. Dieser Raum ist nicht nur durchgängig, sondern auch durchfahrbar. Der Raum wurde mir in diesem Hause *Durchgang* genannt. In größeren Stallgebäuden ist er bedeutend geräumiger und wird dann *Hof* genannt. Es ist eigenthümlich, dass dieselbe Bezeichnung auch dem ganzen Wirtschaftsgebäude, wenn es frei und vom Hause getrennt steht, beigelegt wird. *Stadel* und *Hof* in dem zuletzt erklärten Sinne sind also für Oberkärnten Synonyma. Eigenartig ist auch der einer Vorhalle gleichkommende, nach vorne offene Raum, in dem bei D der Dünger liegt und in dem bei F ein Futterkasten angebracht ist, durch den vom Obergeschoss des Wirtschaftstractes das Futter herabgeworfen werden kann. Rechts von diesem Vorraum liegt der Kuhstall, in dem zwei Kühe stehen. Vom Durchgang rechts und links sind vier weitere Ställe untergebracht, deren Zweck die Einzeichnungen im Plan (Abb. 11) erklären. Während im Ochsen- und im Kuhstalle feststehende Barren angebracht sind, steht im Jungviehstalle ein übertragbarer Barren. Einen solchen bildet die Fig. 5 in Abb. 13 ab.[1])

[1]) In der Gegend von Vorau sah ich ganz gleiche Barren, sie sind dort aber schon viel seltener geworden als in Oberkärnten. Von diesen Barren berichtete mir mein Bruder Senior Karl Bünker aus Trebesing noch Folgendes: »Die transportablen Barren heißen *Dum-a-dum-Päa'n*, weil das Vieh nicht daran angehängt wird, sondern sich um dieselben rundherum *(dum-a-dum)* bewegen kann. Die stabilen Barren heißen zum Unterschiede davon *Anhängbarren*, weil das Vieh mit Ketten daran angebunden wird. In alten Städeln

Der Dachraum der Rumpler-Keusche, welcher gewissermaßen einen Halb- oder Kniestock bildet, da die Holzwände des Hauses über die Stubendecken bis zur Höhe des oberen Gangrandes emporgeführt sind, kann entweder durch die von der Laube hinaufführende Stiege oder durch das in der Nordseite des Hauses angebrachte Stadel- oder *Tennthor* betreten werden. Er ist wie das Erdgeschoss in drei Haupttheile getheilt. In der Mitte liegt über der Laube der Obenauf, von dem in seinem vordersten Theil durch einen Bretterverschlag eine Kammer, der *Kâst'n* (Kasten) abgetrennt ist, worin die Keuschlerin den Speck, das *Geselchte* (geräuchertes Schweinefleisch), Schmalz, Mehl und andere Nahrungsmittel aufbewahrt. Über dem Obenauf vereinigen sich bei R die beiden Rauchschlote. Rechts und links vom Obenauf liegen die beiden anderen Haupttheile des Dachraumes: rechts der *Rauchstuben-* und *Kachelstubenboden*, links die geräumige Tenne mit ihren Nebenräumen, deren Bestimmung aus den Einzeichnungen ersehen werden kann. Während die beiden Stubenböden vom Obenauf nur durch die den Kniestock bildende, etwa meterhohe Balkenwand geschieden ist, sind die Wirtschaftsräume des Dachraumes vom Obenauf durch einen Bretterverschlag getrennt. Durch Bretterwände, die gut 2 *m* hoch sind, ist auch die Tenne von den Nebenräumen abgesondert. Der Raum links vom Strohbarren wird hauptsächlich zur Zeit der Ernte benützt. Hier wird das Getreide eingelagert, bis es zum Dreschen kommt. Nach dem Dreschen wird der größte Theil des Strohes auf den *Pranta'* gebracht. In den Strohbarren legt man immer nur so viel Stroh ein, als man zum Futter nothwendig hat. Bei F ist die Einwurfsöffnung zum Futterkasten. Sie ist mit einem Bretterdeckel, der eine Habe zum Anfassen hat, geschlossen. Die Tennbrücke ist aus starken Pfosten hergestellt. Sie hat eine Steigung von 85 *cm*.

Die Laube und die Ställe sind niedriger als die beiden Stuben, weshalb der Obenauf und die Tenne auch niedriger liegen, als die beiden Stubenböden. Die Differenz beträgt 85 *cm*. Vom Obenauf führen darum auch einige Stufen zu den Stubenböden empor. Auf den beiden Stubenböden stehen Truhen (Tr—Tr_2), Kleiderkästen (Ka—Ka_3), in denen die Bewohner des Hauses ihre Habseligkeiten verwahren, dann unter M.-T. eine Mehltruhe. Sie sowohl als auch der noch größere Schüttkasten (Sch.-K.), der zur Aufnahme des ausgedroschenen Getreides dient, sind in Fächer getheilt. Außerdem fand ich auf dem Stubenboden noch Spinnräder, Webstuhltheile, einen Schleifstock, Körbe, Sägen, Hacken und anderes Werkzeug. Von den Stubenböden zieht sich der 80 *cm* breite Gang hin. Man kann ihn durch einen Ausschnitt in der Holzwand vom Rauchstubenboden aus betreten.

2. Das Mauerbauer-Haus in Radl.

Das sehr interessante Haus, das ich jetzt beschreiben will, steht nicht in der Seegegend, sondern im Lieserthal, und zwar in dem vor dem Städtchen Gmünd gelegenen Dorfe Radl unter der Nr. 31. Ich habe es aufgenommen, weil ich dafürhalte, dass seine Ausgestaltung viel zur Erklärung des Entwickelungsganges beiträgt, den das oberkärtnerische Haus aus seinen primitivsten Anfängen bis zu entwickelteren und bis zu den entwickeltsten Formen genommen hat.

Das Mauerbauer-Haus hat mit dem vorgehend besprochenem Hause, der Rumpler-Keusche, das gemeinsame Merkmal, dass beide die Wohn- und Wirtschaftsräume unter ein

kommen heute noch vielfach nur transportable Barren vor. Der ganze Stadel ist dort in *Kammern* getheilt, von welcher jede mit einer eigenen Eingangsthür versehen ist. In jeder Kammer befindet sich ein solcher Barren für zwei Stück Kühe, Kalben oder Ochsen. Man erspart dabei die vielen Ketten und beugt der Gefahr des *Verhängens* vor. Wegen der Raumverschwendung, die dadurch nothwendig herbeigeführt wird, und wegen des großen Holzbedarfes kommt man mehr und mehr von dieser Einrichtung ab und führt Anhängebarren ein.« (Vgl. hiezu die weiter unten folgenden zwei Stadelpläne und deren Beschreibung.)

Dach vereinigen. Es unterscheidet sich jedoch von der Rumpler-Keusche schon im Äußeren dadurch, dass es, wie Abb. 16 zeigt, seinen Eingang in der Giebelseite hat. Häuser, die ihren Eingang in einer ihrer Giebelseiten aufweisen, kommen, wie sich herausstellen wird, wenngleich in starker Minderzahl, auch in der Gegend des Millstätter Sees vor. Das ist also nicht der Beweggrund gewesen, der mich zur Aufnahme dieses Hauses nöthigte, er liegt in der Anordnung der Wohnräume, die zwar eben so einfach ist wie die Anordnung der Wohnräume in der Rumpler-Keusche, sich aber wesentlich von derselben unterscheidet.

Bevor ich auf die Besprechung derselben eingehe, mag noch einiges über das Haus im großen und ganzen und besonders in Bezug auf sein Äußeres gesagt werden.

Das Haus hat, wie sein Bild ersehen lässt, einen gemauerten Unterbau. Derselbe besteht aus Stein und schließt einen Keller ein, der von außen durch eine sehr niedere Thür betreten werden kann. Da durch die Untermauerung der Eingang in die Wohnräume hoch zu liegen kommt, führt eine Stiege, die aus Steinen gemauert und mit einer Brüstung versehen ist, zur Hausthüre hinauf. Auf dem Vorplätzchen ist eine Bank angebracht. Beim Abschlusse des Erdgeschosses, das hier wie bei der Rumpler-Keusche einem Hochparterre gleichkommt, ist an der Stirnseite des Hauses wieder ein Gang angebracht. Die Ausschnitte, die die Brüstung des Ganges schmücken, zeigt die Fig. 2 in Abb. 14. Das Erdgeschoss schließt mit dem unteren Rande des Ganges ab. Wie sich aber aus dem Bilde des Hauses erkennen lässt, ragt das Zimmerwerk des Hauses stark empor. Wir haben es hier also mit einem stark in die Höhe getriebenen Kniestock zu thun, der, wie sich zeigen wird, sogar das Anbringen einer, wenn auch sehr niederen Stube im Dachraume ermöglichte, ohne dass dabei dem Hause der Charakter eines einstöckigen Hauses im landläufigen Sinne des Wortes gegeben worden ist. Der vordere Giebel ist, soweit er nicht Zimmerung zeigt, mit Brettern verschalt. Die Verschalung lässt jedoch den obersten Theil des Giebels, der durch das ausladende Dach des Schopfes hinlänglich vor Regen geschützt ist, frei. An der Rückseite des Hauses ist am Dache kein Schopf angebracht. Das große Thor, das in der Langseite des Hauses zu sehen ist, führt in den Stall.

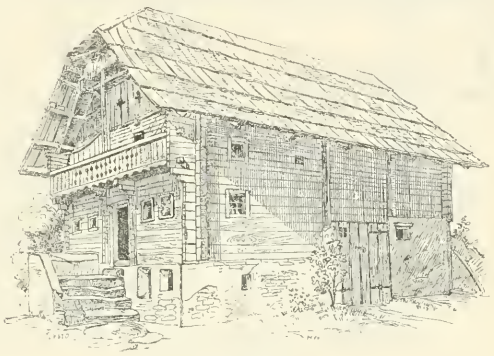


**Abb. 16. Mauerbauer-Haus in Radl.

Abb. 17 gibt den Grundriss des Mauerbauer-Hauses. Durch die Thür in der Giebelseite des Hauses tritt man in die *Lab'm* (sie heißt auch im Lieserthale so). Sie ist wie die Laube in der Rumpler-Keusche gedielt und besitzt eine einfache Bretterdecke. Licht erhält sie durch das Fensterchen neben der Thür, das 29 *cm* breit und 14 *cm* hoch und nicht zu schließen ist. Die Laube geht durch den ganzen Wohntract. Gegenüber der Eingangsthür befindet sich eine zweite Thür, die die Wohnräume mit den Stallräumen verbindet. Die Laube ist also wieder durchgängig. Aus der Laube führt auch hier wieder eine Stiege, die durch eine Fallthüre zu schließen ist, zu den oberen Räumen empor, und auch hier fällt uns ein Rauchfang auf, der in gleicher Weise wie der in der Rumpler-Keusche construiert ist.

Unter dem Rauchfang öffnet sich die Thür zur Rauchstube (hier *Rächstub'm*), die eine Höhe von 2·8 *m* aufweist. Sie hat eine Doppeldecke, die oben gepflastert ist. In der Nähe des Herdes besteht der Fußboden aus einem Pflaster, hergestellt aus großen Steinplatten. Der übrige Theil ist gedielt. Die Rauchstube erhält Licht durch fünf Fenster. Zwei davon finden sich in der östlichen Wand, sie messen 42 *cm* in der Breite und 48 *cm* in der Höhe. Von den Fenstern in der südlichen Wand ist das mittlere kleiner, es misst 25 *cm* im Geviert. Die anderen beiden entsprechen in Bezug auf ihre Größe denen in der östlichen Wand. Das mittlere Fenster in der südlichen Wand ist nicht nur kleiner als die beiden benachbarten, es liegt auch nicht in gleicher Höhe mit jenen, sondern ist 20 *cm* hoch über dem oberen Rand derselben angebracht. Ich werde noch mehrere Fälle, dass Fenster in ein und derselben Wand ungleich hoch angebracht sind, nachweisen können. Der Herd H ist seiner Form nach typisch. Seine Oberfläche bilden Steinplatten, die in der Mitte eine Grube, die Aschengrube, frei lassen. An den Herd schließt sich der Backofen (B.-O.) an. Von ihm münden zwei Zuglöcher unter den Kogel. Geheizt wird er von der Küche aus, während der angegliederte Saufutterkessel sein Heizloch in der Laube hat. Von diesem Heizloch entweicht der Rauch frei in die Laube. Im übrigen ist diese Rauchstube herkömmlicher ausgestattet als die in der Rumpler-Keusche. Der Tisch steht an seinem gewohnten Platz. Die Bank Ba an der Südwand der Rauchstube läuft ganz durch, die an der Ostseite (Ba_2) lässt nur einem Küchenkasten K.-K. Platz. An der Westseite bildet eine Hühnersteige e, die in der Kärntner Rauchstube nur höchst selten fehlt, die Fortsetzung der Bank Ba. Bei a steht die *Kesselreid'n*, von der später die Rede sein wird, bei b ein Hackstock zum Spalten der Holzscheite und zum Klieben der Späne, über c hängt ein *Pfännhâba'* (vgl. die weiter unten folgende Abbildung desselben) und eine *Hef'nstöll'n* (Stellage für Töpfe), über d ist eine Schüsselrem an der Wand angebracht, unten steht auf der Bank ein Wasserschaff, und über der Thür ist wieder ein längliches Rauchloch mit einem Schuber zu erblicken. Die punktierten Linien im Plane deuten die von der Decke hängenden *Holzas'n* an.

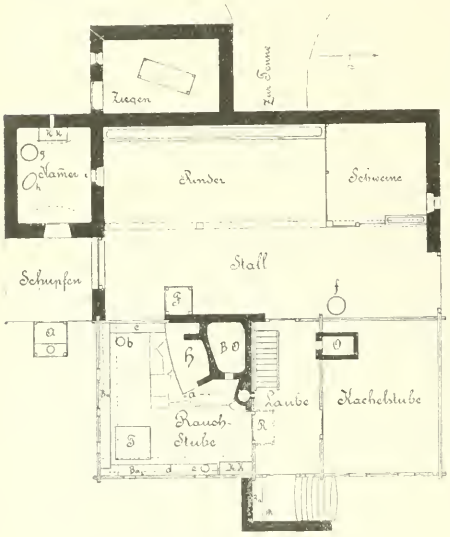


Abb. 17. Grundriss des Maurerbauer-Hauses.

Der andere heizbare Wohnraum ist nun in diesem Hause nicht wie in der Rumpler-Keusche auf derselben Seite der Laube der Rauchstube angegliedert, sondern er liegt der Rauchstube gegenüber auf der anderen Seite der Laube, so dass diese als trennendes Element zwischen die beiden heizbaren Räume gelegt ist. Darin besteht der Unterschied in der Anordnung der Wohnräume in beiden Häusern.

In der Kachelstube deutet O den Ofen an, der wie der in der Rumpler-Keusche gemauert und von außen zu heizen ist. Ich konnte den Raum leider nicht betreten, da die darin in Aftermiete lebende Frau durch längere Zeit abwesend war. Durch die Fenster

konnte ich zwar ersehen, dass die Einrichtung der Kachelstube der typischen Einrichtung anderer Kachelstuben nicht vollständig gleich war, es schien mir deshalb auch nicht gerathen, die Möbel nur nach dem Augenschein einzutragen, um so weniger, als ich Gelegenheit finden werde, noch mehrere, und zwar typisch eingerichtete Kachelstuben eingehend zu beschreiben.

Die zu ebener Erde gelegenen Stallräume charakterisiert wieder ein quer durch das ganze Haus gehender und durchfahrbarer, hier auffallend breiter Gang. Im Gange steht bei F ein Futterkasten und bei f ein Fass, über dessen Zwecke ich keine Auskunft erhalten konnte. Die Ställe liegen hier nicht zu beiden Seiten des Ganges, sondern sind einseitig angebracht. Sie sind nicht gedielt und durch eine $1^1/_2\,m$ hohe Bretterwand abgetheilt. Ihre Bestimmung erklären die Einzeichnungen. Hinter dem Hause ist erst in neuerer Zeit ein Ziegenstall angebaut worden. Darüber befindet sich ein Heuschupfen. Links vom Rinderstall liegt eine gewölbte Kammer, ebenfalls ein neuer Zubau, was ja das Fenster bei i, das jetzt zwecklos geworden und mit Heu verstopft wurde, beweist. Ich sah in der Kammer bei K.-K. einen Küchenkasten, bei g ein Waschfass, bei h ein Kühlfass und sonst noch Joche, Eisenreifen und altes Eisen. Das Pultdach, das sich über die Kammer legt, setzt sich über die Einfahrt zum Stalle fort und bildet hier einen Schupfen. Unter A steht der Abort.

Im Dachraume des Hauses befindet sich über der Laube der Obenauf. Von diesem aus führt eine Thür auf den balkonartigen Gang. Nach rechts leitet vom Obenauf eine Thür in eine so niedrige Stube, dass man darin nur zur Noth aufrecht gehen kann. Sie ist durch eine Bretterwand in zwei Theile geschieden, hat einen Ofen und dürfte den Knechten und Mägden als Schlafkammer gedient haben. Jetzt ist sie leer. Die Stube macht mit ihrer Umgebung den Eindruck, als ob sie nur zum Nothbehelf in den Dachraum eingeschachtelt worden wäre, der ganze Dachraum aber kommt mir vor wie ein deshalb übermäßig emporgetriebener Kniestock, um der Tenne und den übrigen Wirtschaftsräumen so viel Platz zu schaffen, dass sie all die Getreide- und Futtervorräthe, die das Anwesen zu liefern imstande ist, aufnehmen können. Die Tenne ist wieder in der Mitte über den Ställen angeordnet und nimmt ungefähr zwei Viertel des über denselben liegenden Raumes ein. Rechts und links ist sie durch Bretterwände eingefasst. Vor ihr liegt ein Gang, der dem ebenerdigen Gang im Stall entspricht. Rechts von der Tenne, das dritte Viertel der Breite des Hauses einnehmend, befindet sich der Heubarren, der bis an die Stube stößt und sich über die Decke der niederen Stube bis an die vordere Giebelwand des Hauses weiter erstreckt. Das vierte Viertel, links von der Tenne, nimmt der Strohbarren ein. Er dehnt sich über den Gang und neben dem Obenauf über die Rauchstube bis an die Giebelwand aus. Vom Obenauf ist er durch eine Bretterwand geschieden. Die obere Hälfte des Dachraumes nimmt wieder der *Pranta* ein und bietet wieder Raum für Stroh und Getreide.

* * *

Fassen wir nun die Grundrisse der beiden besprochenen Häuser noch einmal ins Auge und greifen wir hiebei die Wohnräume für sich allein heraus, so zeigt es sich auf den ersten Blick, dass es ganz zweifellos oberdeutsche Häuser sind. Beide enthalten einen Herdraum und einen Ofenraum als die charakteristischen Gelasse des oberdeutschen Hauses primitivster Ausgestaltung. Der schematische Grundriss eines solchen oberdeutschen Hauses einfachster Form ist durch die Abb. 18 wiedergegeben.

Zu diesen beiden Räumen tritt sowohl in der Rumpler-Keusche, als auch im Mauerbauer-Hause noch ein Raum, die Laube, hinzu. Sie ist für das oberkärntner deutsche

Bauernhaus ein integrierender Bestandtheil, weil sie in keinem typischen Hause fehlt. Ich biete schematische Risse von der Anordnung der Wohnräume auch dieser beiden Häuser. Das Schema der Anordnung der Wohnräume in der Rumpler-Keusche gibt die Abb. 19 und das Schema der Ausgestaltung der Wohnräume des Mauerbauer-Hauses die Abb. 20. L bedeutet in beiden Schemen die Laube, R.-St. die Rauchstube, K.-St. die Kachelstube, H den Herd und O den Ofen. Beide Figuren bieten Schemen dreizelliger Häuser. Prof. Dr. Rudolf Meringer nennt das Schema des zweizelligen einfachsten Hauses (Abb. 18) das »Schema des Küchenstuben-Hauses«, das Schema Abb. 19 »Schema des dreizelligen Hauses mit vorgelegter Laube (Flur)« und legt einem solchen Hause die

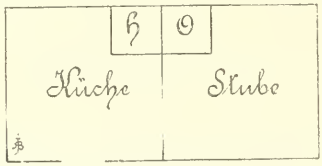


Abb. 18. Grundriss eines oberdeutschen Hauses einfachster Form.

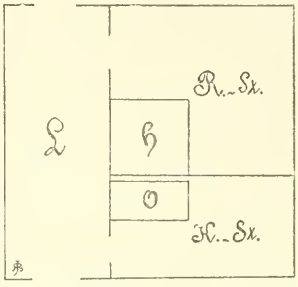


Abb. 19. Schema eines »Seitenflurhauses«.

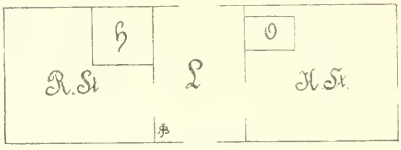


Abb. 20. Schema eines »Mittelflurhauses«.

Bezeichnung »Seitenflurhaus« bei. Das Schema Abb. 20 bezeichnet er als »Schema des dreizelligen Hauses mit mittlerem Flur (Vorhaus)« und gibt ihm den Namen »Mittelflurhaus«.[1])

Ich hielt es hauptsächlich deshalb für nothwendig, von den Wohnräumen der bis jetzt besprochenen Häuser schematische Risse zu geben, weil, wie sich ergeben wird, der Ausgestaltung der Wohnräume all der Bauernhäuser, die ich im nachfolgenden aus Oberkärnten zur Besprechung bringen will, entweder das Schema des einen oder des anderen der beiden Häuser zugrunde liegt oder zum Ausgangspunkte in der Entwickelung gedient hat.

Nachdem ich dies vorausgeschickt, gehe ich zur Besprechung der weiteren aufgenommenen Häuser über.

3. Das Pacher-Haus in Gritschach.

Den Plan der Hofstätte dieses Hauses habe ich oben unter Abb. 4 gebracht. Die Ansicht des Hauses und des daneben liegenden Stadels bietet die Abb. 21. Obwohl dieses Haus die Wohnräume und einen Theil der Wirtschaftsräume noch unter einem Dache vereinigt, ist es doch keine Keusche mehr, sondern ein Bauernhaus. In seinem ganzen Äußeren verräth es, dass es eines der ältesten Häuser der ganzen Gegend sein muss. Leider fand sich nirgends eine Jahrzahl, die auf das Alter des Hauses hätte schließen

[1]) Vgl. S. 250 seiner bereits oben citierten neuesten Arbeit, über »Das volksthümliche Haus in Bosnien und der Hercegovina«, die auch im Separatabdruck (in Commission bei Karl Gerolds Sohn, Wien) erschienen ist.

lassen. Das Fehlen von Jahreszahlen, die auf die Erbauung der Häuser hinweisen könnten, ist für die ganze Gegend charakteristisch, ein Umstand, der vom Hausforscher zu beklagen ist. Nur in seltenen Fällen deuten Jahrzahlen das Jahr der Erbauung oder Erneuerung eines Hauses an.

Das Pacher-Haus ist zum größten Theil aus Holz erbaut. Aus Mauerwerk sind hier wieder nur, wie sich aus dem Plan Abb. 22 ergibt, die Theile jener Mittelwände, an welche die Feuerstellen anliegen, ferner ein neuer Zubau zu den Stallräumen und schließlich eine Kammer, die früher ebenfalls Holzwände hatte, die aber in der ersten Hälfte des XIX. Jahrhunderts abgetragen und durch Steinmauern ersetzt wurden, weil der Vater des jetzigen Besitzers, Johann Stampfer, wie mir dieser erzählte, all der Habseligkeiten, darunter über 100 fl. Bargeld, die in der Kammer verwahrt waren, durch nächtliche Besucher beraubt wurde und sich durch die Aufführung einer gemauerten Kammer vor der Wiederholung solch unangenehmer Erfahrungen sichern wollte. In der östlichen Mauer der Kammer sind denn nun auch die beiden dort angebrachten Fenster stark vergittert, während das in der Südmauer hoch angebrachte runde Loch, das mehr als Luft-, denn

Abb. 21. Pacher-Haus in Gritschach.

als Lichtloch dient, seiner Kleinheit wegen das Eindringen unmöglich macht. Aus der Ansicht des Hauses lässt sich ersehen, dass die Fenster, und zwar bei der Stube wieder in zwei Reihen von verschiedener Höhe angebracht sind. Dieser Umstand und auch die Kleinheit der Fenster gaben dem Hause ein recht alterthümliches Gepräge. Es wird noch erhöht durch den ungezierten, nämlich durch keinerlei Ausschnitte verschönten Gang und das einfache Satteldach ohne Abwalmung, das an Bauernhäusern nur mehr höchst selten anzutreffen ist. Der Giebel ist bis auf sein oberstes Drittel, das dem *Pranta'* angehört, verschalt. In der Verschalung ist eine Thür sichtbar, die auf den Gang führt. Zu beiden Seiten derselben gewahrt man Ausschnitte in der Form eines Vierpasses (vgl. den Ausschnitt Abb. 14, Fig. 22). Das aus dem Dache emporragende Ende des hölzernen Rauchschlotes ist dem der Rumpler-Keusche gleich. Auch die Dachluken, es sind hier deren zwei angebracht, gleichen der der Rumpler-Keusche. Rechts vor der Hausthür ist eine Bank angebracht. Über der Hausthür sind zwei Holztafeln befestigt, von denen die eine den Hausnamen und die Hausnummer, die andere den etwas entstellten Wortlaut eines Bibelspruches des Ev. Math. enthält:

»Du solst den Herrn deinen Gott
lieben, von ganzen deinen Herzen,
und von ganzer Seele, und
von deinen ganzen gemüt. Ma. XXII C. V. 37.«

Die Pläne Abb. 22 und 23 erläutern die innere Eintheilung des Pacher-Hauses. Abb. 22 bietet den Grundriss des Erdgeschosses und Abb. 23 den Grundriss des Dachraumes. Durch die 1·14 *m* breite und 1·73 *m* hohe Hausthür betritt man die Laube. Sie durchquert das ganze Haus. Früher wird sie auch an der Rückseite eine Thür gehabt haben, die aber infolge des Diebstahles, von dem die Rede war, cassiert worden sein dürfte. An ihrer Stelle befindet sich ein Fenster, durch das Licht in einen Verschlag dringt, der als Keller dient. Damit die Luft darin aber auch im Sommer kühl bleibe, wurde der Boden hier $^1/_2$ *m* tief herausgehoben und mit einem Pflaster aus Bachsteinen (Katzenkopf-Pflaster) versehen. Im Winter werden hier die *Flötzpia'n*, im Sommer die Milch untergebracht. Die Milch wird in hölzernen Milchreinen *(Milchstötz)* auf den Tisch T und die Bänke Ba und Ba_2 gestellt. In der Ecke, wo die beiden Bänke zusammenstoßen, steht eine hölzerne Dose mit Schmalz *(Schmâlztes'n)*. In den Keller führen zwei steinerne Stufen hinab. In der Laube, die gedielt ist und eine einfache Bretterdecke hat, begegnen wir wieder einer Stiege, die zum Dachboden hinaufführt. Außerdem steht dort ein Hackblock H.-B., eine Bottich Bo zum Zerstoßen des zum Brennen bestimmten Obstes und ein *Pâz-Fâss* F. Über H.-B., Bo. und F. hängen *Zûnen* (Körbe), Sägen, Sensen, das Hackmesser und Sicheln, letztere in einer Sichelrem. Die Sichelrem ist ein Brett, das 10—20 längliche schmale Schlitze aufweist, durch die die Klingen der Sicheln, um die Sicheln aufzuhängen gesteckt werden. Innerhalb vom Eingange steht unter St. ein *Stual*, d. i. eine vierfüßige Bank ohne Lehne. Über R hängt der Rauchfang von der Decke, der den Rauch vom Brennkessel B.-K. unvermittelt, den Rauch vom Saufutterkessel S.-K. durch einen in der Mauer schräg nach aufwärts führenden Schlot und von der Rauchstube durch das über der Thür angebrachte Rauchloch oder durch die offene Thür aufnimmt.

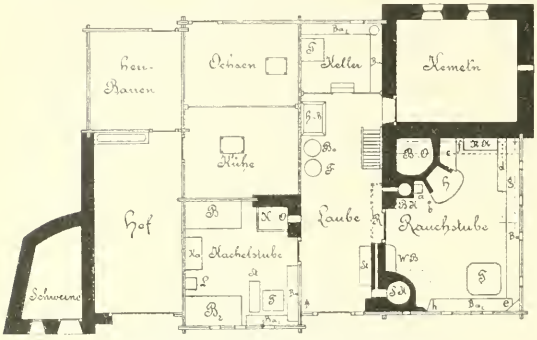


Abb. 22. Grundriss des Erdgeschosses des Pacher-Hauses.

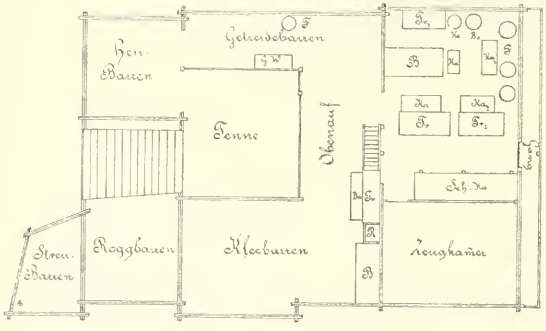


Abb. 23. Grundriss des Dachraumes des Pacher-Hauses.

Die Rauchstube hat das gewohnte Aussehen. Sie ist bis auf eine kleine Ecke in der Umgebung des Saufutterkessels, die ein Katzenkopf-Pflaster aufweist, gedielt. Die Doppeldecke wird durch drei starke Trambalken emporgehalten. Der 65 *cm* hohe Herd H zeigt die gewöhnliche Form. Hinter ihm steht wieder der Backofen B.-O. angebracht. Bei a ist

der Sockel für das Kühlfass, und bei b steht die Kesselreide, c ist das Ofenbankel, von dem noch die Rede sein wird. Unter K.-K. steht ein Küchenkasten. T deutet den Tisch an, dessen Ecken zierlich abgenommen sind. Ba und Ba_2 sind die Bänke. Ba ist bei d durch ein angeschlossenes Brett verbreitert, damit dort Armen (Bettlern und Anlegern) ein Lager zurechtgemacht werden kann. Bei e steht im Tischwinkel auf der Bank ein Eckschränkchen von dreieckiger Basis (*Stub'malma'le; Alma'le* dim. von *Âlma'*, gebildet wahrscheinlich aus dem lateinischen *armarium*). Über f und g hängen die *As'n* von der Decke. W.-B. ist eine Wasserbank. Darüber stehen Töpfe auf zwei nebeneinander angebrachten Tragbrettern (*Hef'nstöll'n*). Über h hängt ein Schüsselkorb. Von den sieben Fenstern der Rauchstube ist keines dem anderen gleich. Ihre Ausmaße sind, vom Fenster, das auf den Saufutterkessel Licht wirft, ausgehend, die folgenden (die erste Zahl bezeichnet stets die Breite, die zweite die Höhe): 23 : 21 *cm*, 37 : 37 *cm*, 34 : 36 *cm*, 29 : 29, 27 : 31 *cm*, 33 : 33 *cm* und 24 : 26 *cm*.

Schräg gegenüber der Rauchstubenthür öffnet sich die Thür zum zweiten Wohngemach, zur Kachelstube. Sie ist gedielt und hat eine doppelte Bretterdecke. Hier führt die Kachelstube ihren Namen mit Recht, denn sie wird noch durch einen Kachelofen (K.-O.) erwärmt. Er hat flache, dunkelbraune Kacheln. Die Form des Ofens ist der des gemauerten in der Rumpler-Keusche (vgl. die Abb. 15) gleich. Die Bühne über dem Ofen fehlt hier. Der Rauch, der dem Ofen entströmt, entweicht frei in die Laube. In der Ecke links vor der Thür steht der Tisch T mit den feststehenden Bänken Ba und Ba_2. Neben dem Tisch steht noch eine übertragbare Bank St, ein »Stuhl«. Ka bezeichnet einen Kasten, L einen Lehnstuhl. B und B_2 die Betten.

An die Rauchstube stößt die gemauerte Kammer an, von der schon Erwähnung gethan wurde. Der alte Pacher nannte mir den Raum *Speis'kammer*, sonst wird er im kärntnerischen Hause, in dem er unter den größeren nie fehlt, *Kemet'n* genannt. Die *Kemet'n* des Pacher-Hauses enthält außer Nahrungsmitteln, wie Mehl, Schmalz und Fleisch, auch Truhen, Kästen, Kleider, Schuhe u. a. Hier sah ich auch noch zwei alte Hüte mit mächtigen Krämpen aus dem Anfange des XIX. Jahrhunderts an der Wand hängen. Die Hüte sahen ganz so wie die der alten Tiroler Recken im »Letzten Aufgebot« Defregers aus. Der alte Pacher benützt sie noch, wenn er im Herbst seine Kühe bei Regenwetter in den Anger auf die Halt treibt und hält sie hoch in Ehren, denn sie *schermen* besser als der beste Regenschirm.

Obwohl die Ställe in diesem Hause unmittelbar an die Kachelstube sich anschließen und sozusagen in den Wohntract hineinragen, sind sie vom Wohntracte aus doch nicht zu betreten. Das *Hofthor* befindet sich in der westlichen Frontseite des Hauses. Es ist 1·95 *m* breit und 1·82 *m* hoch. Man gelangt durch dasselbe vorerst in den *Hof*. In denselben kann mit kleinen Wagen eingefahren werden. Auch ist im Hintergrunde des Hofes ein Barren für überzähliges Vieh angebracht. Vom *Hof* aus kann man den dahinter liegenden Heubarren, der vom Dachraum aus in das Erdgeschoss durchgeht, und den Kuhstall betreten. Der Ochsenstall hat seinen Eingang in der Ostseite des Hauses.

Der Dachraum des Hauses ist in fast ganz gleicher Weise eingetheilt wie jener in der Rumpler-Keusche. Die Tenne nimmt annähernd die Mitte des ganzen Dachraumes ein. Sie reicht bis an den Obenauf. Dort steigt bei R der Rauchschlot zum Dach empor. Daneben steht eine Truhe Tr. und davor eine Bank Ba., auf der anderen Seite ein Bett B. in dem der Knecht schlief, so lange sich der Bauer noch einen hielt. Der Raum über der Rauchstube und der *Kemet'n* ist durch eine Bretterwand in zwei ungleiche Theile getheilt. Der kleinere schließt eine Zeugkammer ein, während im größeren allerlei Hausgeräth untergebracht ist. Sch.-Ka. bezeichnet einen Schüttkasten. Tr-Tr_3 sind Truhen,

bei K-K_3 stehen Kästen, bei F drei Fässer, unter Bo eine Bottich und unter Ke der Brennkessel. Der Bauer brennt seit Jahren keinen Schnaps mehr, da sich das Brennen desselben wegen der hohen dafür zu entrichtenden Steuern nicht lohnt. B ist das Bett der Magd, davor steht ihr Koffer Ko. Obwohl dieser Raum als Decke nur das Dach über sich hat, gegen den Obenauf gar nicht und gegen den Gang nur durch eine Bretterwand abgeschlossen ist, in der kalten Jahreszeit hier also oft grimmige Kälte herrscht, schläft die Magd auch im Winter hier. Ebenso hat der Knecht auch im Winter im Obenauf geschlafen. In größeren Bauernhäusern schlafen die Dienstboten, wie sich zeigen wird, wohl gewöhnlich in Stuben. Die Stube der Knechte ist fast immer unheizbar, während die Stube der Mägde zumeist einen Ofen aufweist. Sind Dienstboten gezwungen, in solch kalten Räumen zu schlafen wie im Pacher-Hause, so legen sie sich im Winter vollständig angekleidet zu Bette. Sie versäumen dabei nicht, eine Schlafmütze tief über die Ohren und ins Gesicht zu ziehen und ihre Hände in Fäustlinge zu stecken, denn es kommt oft vor, dass sie morgens unter einer dünnen Schneedecke erwachen, die der Wind durch die Fugen des Daches über das Bett geweht hat. Ein Knecht hatte — wurde mir von der »Winklerin« in Reich erzählt — als er bei einem Bauern im Millstätter Berg im Dienste stand, eine so luftige Schlafstätte, dass er abends, wenn er sich ins Bett begab, im Winter immer einige Holzstücke auf seine beiden *Gulter* (Bettdecken) legen musste, damit sie ihm der Sturm bis zum Morgen nicht vom Bette blasen konnte.

Wie in den beiden besprochenen Häusern, so ist auch hier die Tenne von den Barren eingeschlossen. Der Pacher hat deren fünf: einen Heu-, einen Getreide- *(Trūd-)*, einen Klee-, einen Roggen- und einen Streubarren. Der letztgenannte liegt außerhalb des Hauses über dem zugebauten Schweinestall und ist durch ein Pultdach geschützt. Im Getreidebarren steht bei G.-W. eine Getreidewinde und bei F ein Fass.

Die Wohnräume dieses Hauses sind nach dem Schema der Wohnräume im Mauerbauer-Haus angeordnet (vgl. die Abb. 20), es tritt aber hier in der *Kemet'n*, die als eine Angliederung zum Kochraume, zur Rauchstube, aufzufassen ist, zu den drei Räumen noch ein vierter Raum hinzu. Wir haben es hier also schon mit einem vierzelligen Hause zu thun.

Der kleine Stadel, der in Abb. 21 links zu sehen ist, ist einstöckig. Ebenerdig befindet sich in demselben ein Kuhstall, ein Schafstall und ein Holzschupfen. Im vorderen Theil des Obergeschosses, dort wo die große offene Luke zu sehen ist, liegt eine Werkstatt und dahinter der Heustadel. In das Obergeschoss kommt man über eine Stiege, die an der Ostseite des Stadels angebracht ist.

4. Die Rader-Keusche in Tangern.

Das Haus, dessen Ansicht ich in Abb. 24 bringe, ist wieder eine Keusche. Sie trägt die Nr. 4 und ist Eigenthum des Peter Weger.

Das Haus steht wieder in enger Verbindung mit dem Wirtschaftsgebäude. Sie sind aneinandergebaut, liegen aber nicht, wie dies bei den bisher besprochenen Häusern der Fall ist, unter einem Dach. Mit Ausnahme der nordöstlichen Ecke ist das ganze Haus aus Holz gebaut. Die jetzt gemauerte Ecke des Hauses wird früher wohl auch aus Holz gebaut gewesen sein, das Holzwerk mag aber vor der Zeit durch Feuchtigkeit, die die hinter dem Hause steil ansteigende Berglehne der Wand zugeführt haben muss, zugrunde gegangen und dann durch Mauerwerk ersetzt worden sein. Das Haus steht schon über 200 Jahre. Auf einem Dachsparren findet sich als seltenes Verzeichnis eine Jahreszahl, 1683, eingeschnitten.

Die Hauptfront dieses Hauses unterscheidet sich wesentlich kaum von der Hauptfront des Wohntractes im Pacher-Hause. Auffallen mag hier, dass der Eingang außer der Hausthür noch ein zweites, jedoch nur halb so hohes Thürchen hat, das sich nach außen öffnet. Es verwehrt dem Geflügel, den Schweinen und anderen Thieren den Zutritt, wenn die Hausthür offen steht und dem Rauch Abzug gewährt. Die Fenster rechts vom Hauseingang sind wieder ungleich groß. Zwei davon sind jedenfalls erst vergrößert worden. Unmittelbar neben der Hausthür ist ein kleines Fensterchen angebracht. Durch dasselbe fällt Licht in die Laube. Es hat kein Glas, sondern wird durch einen hölzernen Schuber geschlossen. Dasselbe ist von dem ersten, links vom Eingang angebrachten Fenster zu sagen. Es gehört aber nicht mehr der Laube, sondern schon der Rauchstube an. Zu beiden Seiten der Hausthür sind Sitzbänke angebracht. Aus der Hauptfront des Hauses ragen drei Balkenenden weiter hervor als die Köpfe der anderen Balken. Man kann auf sie Stangen oder Bretter legen, um darauf Wäsche oder Feldfrüchte zu trocknen. Die west-

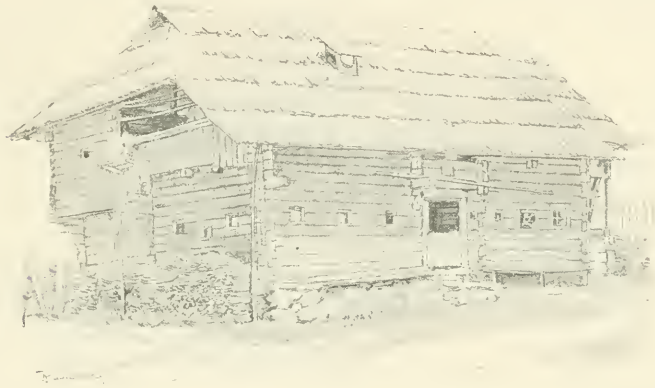


Abb. 24. Rader-Keusche in Tangern.

liche Giebelseite hat ein ungewohntes Aussehen. Es wird dadurch hervorgerufen, dass aus der linken und oberen Hälfte des Hauses ein Raum in der Breite des Ganges wie ein Erker hervorragt und gleichzeitig den Gang verkürzt. Die Holzbalken, welche die Wände dieses Raumes bilden, sind an ihren Ecken nicht verkämmt, sondern verzinkt. Die Verzinkung ist eine äußerst künstliche. Abb. 13, Fig. 6 zeigt sie. Meringer hat die gleiche Art der Verzinkung aus Mürzzuschlag (vgl. Abb. 60, S. 139, Bd. XXIII dieser »Mittheilungen«) und ich selbst aus der Gegend von Vorau (vgl. Abb. 157 und 158, S. 187, Bd. XXVII dieser »Mittheilungen«) nachgewiesen. An der Gangbrüstung, die keine Ausschnitte aufweist, ist unten ein Traggerüst befestigt, auf dem in Töpfen Blumen stehen, unter denen der herabhängende Nelkenstock nicht fehlt. Die in der Giebelseite in ungleicher Höhe angebrachten Fenster fallen eben so ins Auge, wie jene beim Pacher-Hause oder jene der Rauchstube im Mauerbauer-Hause. Des vorspringenden Raumes wegen musste das Dach eine unsymmetrische Gestalt annehmen. Im übrigen bietet das Äußere des Hauses nichts Bemerkenswertes.

Abb. 25 bringt den Grundriss des Hauses. Der Stadel, welcher nur etwas mehr als die halbe Tiefe des Hauses einnimmt, gleicht sehr dem freistehenden Stadel beim Pacher-

Hause. Die Räume, die er umschließt, sind in den Plan nicht aufgenommen, da sie nichts Neues bieten.

Die Laube ist gedielt. Sie liegt wieder in der Mitte des Hauses, ist aber nicht durchgängig, wohl deshalb, weil das Erdreich knapp hinter dem Hause steil ansteigt. In der Rückwand des Hauses ist ein Fenster angebracht. Dort führt eine Stiege zum Dachraum empor und unter ihr eine zweite in den Keller hinab. In der Laube befinden sich sonst nur noch bei H.-B. ein Hackblock, bei A ein *Âlma'* (Kasten mit Fächern), bei Ka ein Kleiderkasten und bei W.-B. eine Wasserbank. Über R hängt der Rauchfang, der auch von der Feuerstelle des Saufutterkessels den Rauch auffängt.

Die Rauchstube ist gedielt. Ihr Aussehen gleicht dem der bisher besprochenen. T deutet den Tisch an. Ba. Ba_2 und Ba_3 die Bänke. Unter Ba_3 ist eine Hühnersteige angebracht. B.-O. ist der Backofen, H der Herd und daneben O.-B. das Ofenbankel. Neben dem Saufutterkessel steht unter a das *Käsp'lfäss.* Unter *Käsp'l* versteht man das Spülicht, in das allerlei Speisereste kommen. Das *Käsp'l* wird den Schweinen gegeben.

Hinter der Rauchstube ist wie im Pacher-Hause eine *Kemat'n,* hier *'s Kamma'le* genannt, angeordnet. Sie ist, wie ja auch aus der Ansicht des Hauses (Abb. 24) entnommen werden kann, viel niederer als die Rauchstube. Man kann darin nur zur Noth aufrecht gehen. T bezeichnet den Tisch, K.-K. einen Küchenkasten *(Speis'kast'l),* Tr und Tr_2 sind zwei Truhen, St ein *Stuhl.* Bei b ist in der Diele ein Loch, durch das im Herbst Rüben und Kartoffel in den darunter liegenden Keller geworfen werden. Die *Kemat'n* hat zwei Fenster.

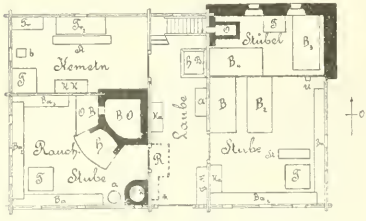


Abb. 25. Grundriss des Erdgeschosses der Rader-Keusche.

Der rechts von der Laube gelegene Theil des Hauses war ehedem ein Raum, jetzt ist er durch eine Bretterwand in zwei Theile geschieden. Der vordere Theil, obwohl darin kein Ofen steht, führt noch den Namen des ehemals ungetheilten Raumes und heißt Kachelstube. Dahinter liegt das abgetrennte *hintare Stüb'l,* in dem sich der gemauerte Ofen O befindet. Außer einem Tisch T sind dort nur zwei Betten B_3 und B_4 untergebracht. In der Kachelstube stehen ebenfalls zwei Betten B und B_2, dann der Tisch T, daneben ein *Stuhl* St., neben der Thür ein Kasten Ka. und über U hängt eine Uhr. Den beiden Wänden entlang, in denen sich die Fenster befinden, laufen die Bänke Ba und Ba_2.

Der 17jährige Sohn des Hauses, ein äußerst aufgeweckter und anstelliger Bursche, ertheilte mir über alles im Hause Aufschluss. So erzählte er mir denn auch treuherzig, dass er mit seinem Vater in einem Bett, und zwar in dem unter B_4 schlafe. Im Bette B_4 schlafe die Mutter mit der 21jährigen Tochter, das Bett B_2 gehöre dem Großvater und das Bett B der Großmutter. Diese nähme ihren 6jährigen Enkel in der Nacht zu sich.

Im Dachraume ist jener erkerartig vorspringende Raum ein *Speckkasten.* Er muthet an wie ein schüchterner Versuch zur Entwickelung eines Obergeschosses. Als solcher Versuch zum Ausbau eines oberen Stockwerkes kann dem Speckkasten die in dem Dachraum des Mauerbauer-Hauses eingeschaltete Stube an die Seite gestellt werden. Der übrige Theil des Dachraumes in der Rader-Keusche ist ungetheilt. Über der Rauchstube und über der Laube sind, wie sonst in den Häusern, allerlei Hausgeräthe, als alte Kästen, Truhen, Spinnräder, Webegeräthe, Fässer, Körbe u. dgl., untergebracht.

Wie das Pacher-Haus so folgt auch die Rader-Keusche in der Anordnung der Wohnräume dem Schema Abb. 20.

5. Das Sank-Haus in Gritschach.

Es soll nun die Beschreibung eines solchen Bauernhauses einfachster Ausgestaltung folgen, das nicht mehr mit den Wirtschaftsgebäuden verbunden, sondern von ihnen gesondert und vollkommen frei steht. Es ist dasselbe Haus, dessen Hofstätte im Plane Abb. 6 gegeben wurde. Das Wohnhaus, *Sank*, H.-Nr. 4 in Gritschach, stellt die Abb. 26 dar. Der Besitzer des Hauses und des dazugehörigen Anwesens ist Johann Kasmannhuber, der ehemalige Eigenthümer der Gaugler-Hube in Techendorf. Die gewesene Besitzerin wohnt als Ausnehmerin mit ihrer Tochter auch jetzt noch im Hause.

Das Haus steht auf steinernen Grundmauern und ist ganz aus Holz erbaut. Die Stärke der Balken, aus denen es gefügt ist, beträgt 13 *cm*. Die Construction des Dachstuhles gleicht ganz der des Dachstuhles der Rumpler-Keusche. Die Brüstung des Balkones

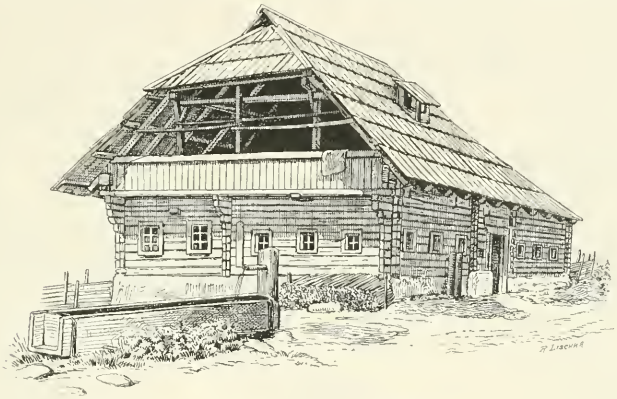


Abb. 26. Sank-Haus in Gritschach.

wurde erst im Laufe des vorigen Jahres erneuert. Sie hat keine Ausschnitte. Dass die Fensteröffnungen außen mit Rahmen, gebildet aus schmalen Brettchen, eingefasst sind, lässt darauf schließen, dass sie vergrößert wurden. Die Vergrößerung der Fenster muss aber sehr sorgfältig durchgeführt worden sein, da die Fenster gleicher Größe genau gleiche Ausmaße besitzen. So sind die im Bilde links zu sehenden zwei großen Fenster beide im Lichten genau 55 *cm* breit und 69 *cm* hoch. Ebenso groß sind die beiden anderen derselben Stube angehörenden Fenster in der Westseite des Hauses. Ein fünftes, ebenfalls dieser Stube angehörendes Fenster, das aber heute vermacht ist, gibt uns die ursprüngliche Größe durch das Verhältnis von 31 : 31 *cm* an. Alle anderen in der Abb. 22 zu sehenden Fenster, mit Ausnahme des neben dem Hausthor angebrachten kleinen, nicht mit Glas versehenen Schubfensterchens, das nur 27 *cm* breit und 23 *cm* hoch ist, messen gleichförmig 45 *cm* in der Breite und 51 *cm* in der Höhe. Das Hausthor ist 1·54 *m* breit und 1·86 *m* hoch. Während die Eingangsthüren der bisher beschriebenen Häuser aus einfach glatt gehobelten Brettern bestanden, ist dieses Thor in Felder gegliedert, die durch Füllungen zierlich ausgekleidet sind. Über das Äußere des Hauses habe ich weiter nichts Belangreiches zu sagen.

Da in diesem Hause der in der Gegend am Millstätter See sehr häufig vorkommende Typus eines ebenerdigen alleinstehenden Hauses vertreten ist, soll sein Inneres eingehend besprochen werden.

Die Abb. 27 gibt den Grundriss dieses Hauses. Durch das Hausthor gelangt man auch hier wieder in die Laube. Sie ist 2·26 *m* hoch und viel breiter als die Lauben der bisher behandelten Häuser. Sie nimmt schon dadurch den Charakter der Lauben größerer Bauernhäuser an. Ihr Niveau liegt um 20 *cm* tiefer als das der vor dem Hause vorbeiführenden Straße, weshalb vom Thore zwei Stufen in die Laube hinabführen. Den Fußboden der Laube bildet ein Katzenkopf-Pflaster. Ihre Decke, die aus einer einfachen Bretterlage besteht, tragen fünf Trame, die auf 19 *cm* 17 *cm* hoch sind. In der rückwärtigen Holzwand der Laube ist wieder ein Schubfensterchen (27 *cm* breit, 21 *cm* hoch) angebracht. Daneben befindet sich das zweite Laubenthor, das ebenso breit, aber um 7 *cm* höher (1·93 *m*) als das vordere ist. Durch das rückwärtige Thor kann mit Wagen eingefahren werden. Die ganze Laube ist geweißt, nur die Decke ist von einer schwarzen Rußschichte überzogen. In der Laube sehen wir, wie sonst gewöhnlich, die hölzerne Bodenstiege, dann bei R den Rauchfang und bei H.-B. den Hackblock (1·38 *m* : 80 *cm*). Unter K.-K. und K.-K_2 stehen zwei Küchenkästen. Bei F.-T. ist eine die Kellerstiege überdeckende Fallthüre, die *Kella'-Föll*, angebracht. Der Keller liegt unter der Rauchstube und der Kachelstube. Als neu auftretenden Ausrüstungsstücken der Laube begegnen wir hier, wie in fast allen größeren Bauernhäusern, einem Tisch (1·2 : 0·9 *m*) und zwei ihn umfangenden *Stühlen*. Diese Gegenstände verleihen der Laube den Charakter des Wohnlichen. Hier werden denn auch im Sommer die Mahlzeiten eingenommen und Arbeiten verrichtet, die im Winter in der Rauchstube vollzogen werden. Die Laube ist der Ort, wo im Herbste bei Spanlicht die Kukuruzkolben *ausgefiedert*, die Rüben ihrer Blätter entledigt und andere ähnliche Arbeiten vorgenommen werden, wozu gerne Kinder, Knechte und Mägde aus der Nachbarschaft helfend beispringen. In der Laube hängen dann noch oberhalb a Rechen und oberhalb b Sensen und Hacken an hölzernen Nägeln.

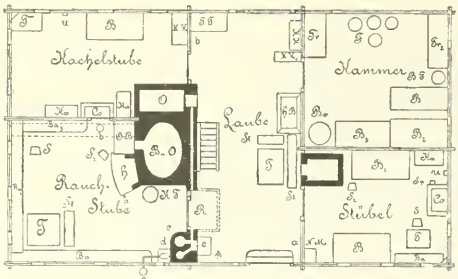


Abb. 27. Grundriss des Sank-Hauses.

Die Thür, welche unter dem Rauchfang in die Rauchstube führt, ist 90 *cm* breit. Über ihr ist wieder ein Rauchloch zu sehen. Es ist 44 *cm* breit, 30 *cm* hoch und mit einem Schuber zu schließen. Die Rauchstube ist 2·5 *m* hoch, also um 24 *cm* höher als die Laube. Die Decke derselben besteht aus einer doppelten Bretterlage und wird durch drei Trame (*Trampam* = Trambäume) gestützt. Von oben wurde die Decke, damit sie die Wärme besser halte, mit einer Schichte Schotter beschüttet und dann mit einer Mörtelschichte überzogen, die ein festes Pflaster bildet. Der Fußboden der Rauchstube ist gedielt. Der Herd aus dieser Rauchstube ist in Abb. 28 dargestellt. Der 58 *cm* hohe Herdkörper ist aus Steinen aufgemauert. In demselben ist eine Nische, das *Äsch'ndoch*, zur Aufnahme der Asche ausgespart. Der vordere Rand der Herdoberfläche ist mit einem aus Mauerziegeln bestehenden Pflaster belegt. Der rückwärtige Theil ist gebildet aus einem Steinplattenpflaster. In der Mitte der Herdoberfläche befindet sich die *Äsch'ngruabm*. In diese wird nach dem Kochen die Glut gegeben und glimmt hier, mit Asche überdeckt,

von einer Mahlzeit zur anderen und auch die Nacht hindurch bis zum Morgen ruhig fort. Im rückwärtigen Theil des Hauses erhebt sich der wuchtige *Kog'l* und neigt sich über die Herdoberfläche vor. Seine Wände sind aus Steinen aufgemauert. Das Dach desselben besteht aber aus armdicken Stangen, die mit Stroh umwickelt, mit Lehm stark verschmiert und dann eng aneinander gereiht worden sind. Das auf diese Weise gebildete Dach

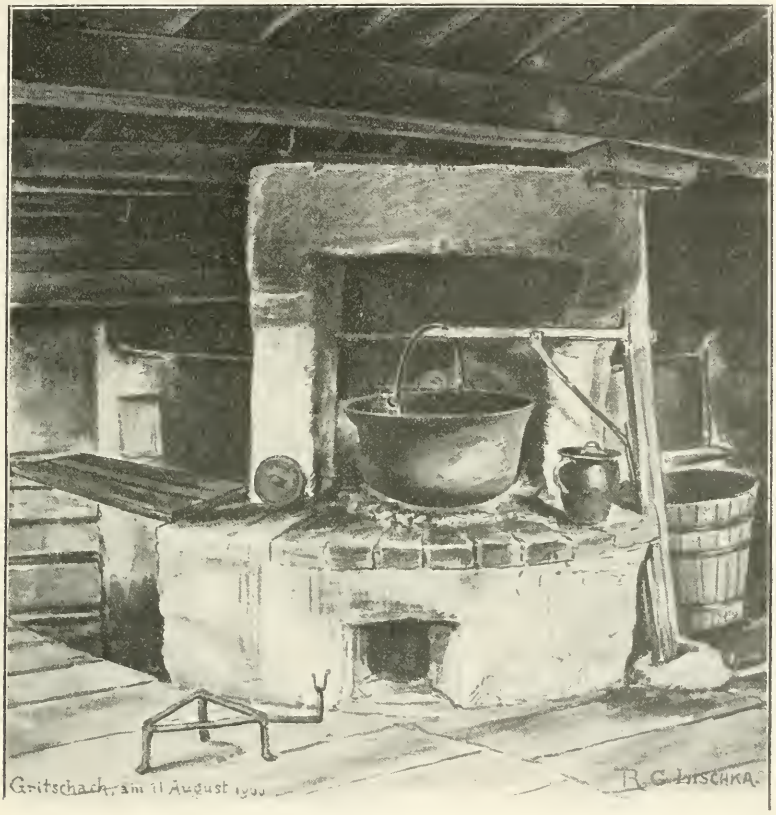


*Abb. 28. Herd in der Rauchstube des Sank-Hauses.

wird dann von außen und innen nochmals mit Lehm verschmiert, geglättet und schließlich mit Kalkmilch geweißt. Der Kalkanstrich wird vor den drei hohen Feiertagen und vor dem Kirchtag (zu Jakobi, das ist am 25. Juli) erneuert. Ein fast nie fehlendes Ausrüstungsstück des Herdes bildet im oberkärntnerischen Bauernhause die *Kess'lreid'n*. Es ist die im Bilde (Abb. 28) zu sehende Vorrichtung, an der der Kessel hängt. Ihr Standpunkt ist im Plane Abb. 27 mit a bezeichnet. Die wagrechte eiserne Schiene, die den Kessel trägt, ist an einem senkrecht stehenden Holzstamme befestigt und wird von einer Eisenstange, die ebenfalls am Holzstamme festgemacht ist, emporgehalten. Der Holzstamm bildet die Achse, um

die sich der ganze Apparat drehen lässt. Der Kessel kann also, wenn er über dem Herd im Wege ist, in die Ecke rechts vom Kogel gedreht werden. Auf der Schiene selbst, an der der Kessel hängt, und die in ihrer vorderen Hälfte gezähnt ist, lässt sich der Kessel weiter nach vorwärts oder rückwärts verschieben. Hinter dem Herd befindet sich der große Backofen. Seine Lage zum Herd kann aus der Abb. 27 ersehen werden. Die Feuerungsöffnung befindet sich links vom Herd. Aus dem Backofen münden zwei Zuglöcher unter den Kogel. Sie können durch runde Steine geschlossen werden und sind im Bilde in Abb. 28 im Hintergrunde des Kogels sichtbar. Vor der Heizöffnung des Backofens ist das schon oft erwähnte *Ofenbankel* auch hier wieder angebracht. Es liegt auf der Herdoberfläche und einer Leiste, die an der Stubenwand befestigt ist, auf. Die Ofenbank dient dazu, Kochgeschirre dort abzustellen, der Ofenschaufel beim Einschießen der Laibe als Unterlage zu dienen, dann, sagte mir die alte *Sankin*, legen sich im Winter auch die *Hirw'riger* (Herberger), das sind Bettler und wandernde Handwerksburschen, die in den Bauernhäusern Nachtlager suchen, das ihnen fast nie versagt wird, mit Vorliebe auf die Ofenbank, weil sie die Füße dann in die Nähe der wärmenden Glut legen können. Unter der Ofenbank befindet sich eine 37 *cm* tiefe *Of'ngruab'm*, in welche die Glut und die Asche nach dem Heizen des Backofens mit der Krücke herausgezogen wird. Hinter der Kesselreide steht am Backofen das Kaspelfass K.-F., der Saufutterkessel, in diesem Hause mir auch *Sechtkessel* genannt, und der Brennkessel liegen in dieser Rauchstube bei c zusammen. Sie werden beide von der Laube aus geheizt. Der Rauch wird hier wie in der Rumpler-Keusche durch einen gemauerten kaminartigen Mantel aufgefangen und dann in den Rauchfang abgeleitet. Vor der Heize dieser Kessel ist eine 45 *cm* tiefe Grube, die *Of'ngruab'm* c angebracht, in welche die Bäuerin hinabsteigt, wenn sie einen der Kessel, deren Feuerstellen sehr tief liegen, heizen will. Vor den Kesseln steht in der Rauchstube bei d der gemauerte Sockel, auf dem beim Brantweinbrennen das Kühlfass, ein länglichrunder Bottich, gestellt wird. Das Kühlfass wird fortwährend mit frischem Wasser gespeist, das aus dem *Tâda'mânn* (todter Mann, das ist die senkrecht stehende Brunnensäule, ein doppelt durchbohrter Baumstamm, durch welchen das Wasser zu- und abfließen kann), der bei e vor dem Hause steht, zugeleitet wird. Das abfließende Wasser wird durch eine zweite Röhre durch die Hauswand in die Brunnensäule zurück- und von dieser abgeleitet. In der Rauchstube finden wir dann noch bei b einen Hackstock, bei S und S_2 zwei Sessel, unter St einen *Stuhl* vor dem Tische T und bei Ba, Ba_2 und Ba_3 die stabilen Bänke. Unter letzterer befindet sich die Hühnersteige, darunter ein Schüsselkorb und über diesen die *Holz-As'n*, die sich über den Backofen hin bis zur Stubenwand erstreckt. Hinter dem Hackstock gewahren wir eine Thür, die jedoch jetzt verstellt und nicht mehr im Gebrauch ist.

Durch sie konnte man aus der Rauchstube direct in die anstoßende Kachelstube kommen. Jetzt betritt man sie von der Laube aus. Die Kachelstube ist jenes Gemach, welches die in der Ansicht des Hauses zu sehenden großen Fenster aufweist. Die Kachelstube ist nur so hoch wie die Laube, also um 24 *cm* niederer als die Rauchstube. Die Decke der Stube bildet auch hier wieder eine doppelte Bretterlage, die von einem die Länge der Stube durchziehenden Unterzugbalken, der auf 30 *cm* 31 *cm* hoch ist, getragen wird. Von oben ist sie wie die Rauchstube mit einem Pflaster belegt. Die Construction der Decke verdeutlicht die Abb. 13, Fig. 7. Der Fußboden ist gedielt. Die ganze Stube, auch die Decke, ist geweißt. Der gemauerte Ofen O stößt an den Backofen der Rauchstube an. Der Rauch wird aus dem Ofen durch einen gemauerten Schlauch nach dem Rauchfang abgeführt. Die Möbel, welche diese Stube enthält, sind willkürlich angeordnet. Die Abkürzungen, durch welche die Möbel bezeichnet sind, erkläre ich folgender-

maßen: T = Tisch, U = Uhr, B = Bett, K.-K. = Küchenkasten, Ka = Kasten, Co = Commode mit Glaskästchen als Aufsatz, Ko = Koffer. In der Ecke über dem Tisch ist ein Hausaltar angebracht. Derselbe besteht aus einem einfachen Eckbrettchen, das mit einem Spitzenbehang versehen ist. In der Mitte des Brettchens steht ein Crucifix. Rechts davon hängt an der Wand in Rahmen und unter Glas »Josef mit dem Jesukinde« und links vom Kreuze »Maria mit dem Jesukinde« (es sind Ölfarbendrucke).

Das Haus enthält jedoch noch zwei Gelasse, die jetzt auch als Wohnräume benützt werden. Ob dies immer so war, konnte bei dem gewiss schon hohen Alter des Hauses sich nicht ermitteln lassen, es ist aber, wenn die Ausgestaltung anderer, noch zu besprechender Häuser zum Vergleich herangezogen wird, als bestimmt anzunehmen, dass diese beiden Räumen ehemals anderen Zwecken gedient haben dürften.

Der Rauchstube gegenüber liegt ein *Stüb'l*. Es hat eine gleiche Decke, gleichen Fußboden, gleichen Ofen wie die Kachelstube und ist wie diese ganz geweißt. Über der Heize zu diesem Ofen ist ein Zugloch angebracht, das wie die Zuglöcher des Backofens durch einen Stein geschlossen werden kann. Der Rauch wird durch einen hölzernen Schlot quadratischen Durchschnittes aufgenommen, der Schlot führt erst senkrecht an der Laubenwand empor, dann bricht er sich rechtwinkelig, führt an der Laubendecke entlang zum Rauchfang hinüber und mündet schließlich in diesen. Die Anordnung der Möbel ist wieder eine der Regel zuwiderlaufende. T = Tisch, Ba = Bank, S und S_2 = Sessel, B und B_2 = Betten, Ka = Kasten, Co = Commode mit Glaskasten-Aufsatz, U = Uhr, Sp = Spucknapf, N.-M. = Nähmaschine. In der Ecke über dem Tisch ist auch hier ein mit Spitzen behängter Hausaltar angebracht. Er trägt auch da wieder ein Crucifix. Rechts davon hängt an der Wand ein Jesusbild, links ein Marienbild (Ölfarbendrucke). In diesem Stübel wohnt die gewesene Bäuerin mit ihrer Tochter in der Ausnahme.

Der fünfte und letzte Raum, den dieses Haus aufweist, wurde mir *Kammer* genannt. Sie liegt neben dem Stübel, ist so hoch wie dieses, und die Laube hat eine einfache Bretterdecke und einen Fußboden aus gestampftem Lehm. Die Einzeichnungen bedeuten: B und B_2 = Betten, Tr und Tr_2 = Truhen, F = Fässer, B.-F. = Brennfass und Bo = Bottich. In der Kammer schlafen die beiden weiblichen Dienstboten des Bauern. Dass dieser Raum früher gewiss nicht als Wohnraum benützt wurde, geht daraus hervor, dass die vier Fenster derselben nicht mit Glas, sondern nur mit Holzschubern versehen sind. Solche Fenster finden sich in anderen Häusern nur in *Kemet'n*. Es ist wahrscheinlich, dass dieser Raum früher auch als *Kemet'n* gedient haben wird. Es ist ferner möglich, dass das Stübel wohl immer als Ausnehmerwohnung verwendet wurde, wenn aber keine Ausnehmer im Hause zu versorgen waren, so wird es jedenfalls wirtschaftlichen Zwecken, vielleicht als Milch- oder Speckkammer gebraucht worden sein.

Das Haus ist, wie aus der Beschreibung und aus dem Plane ersehen werden kann, ein fünfzelliges. Ursprünglich werden nach dem Gesagten nur die Laube, die Kachelstube und die Rauchstube als Wohnräume gedient haben. Fasst man ihr Zusammenliegen ins Auge, so erkennt man, dass sie nach dem aus dem Wohnräumen der Rumpler-Keusche abgeleiteten Schema angeordnet sind.

Im Dachraume des Hauses ist der Theil über der Rauchstube und der Kachelstube ungetheilt. Der Rauchstubenboden aber ist um einen Viertelmeter höher gelegen als der Kachelstubenboden. Es stehen dort Schüttkästen, Kleiderschränke, Truhen und Kisten, ferner eine Hobelbank und ein *Rafstual* (Reifstuhl, sonst auch Heinzelbank genannt). Dann liegen da Späne in einem großen Stoß beisammen. Auch hängen hier Kleider und Wäsche zum Trocknen und Bettwäsche, die zum Lüften in den Dachraum gebracht wurde. Im Obenauf steht ebenfalls ein Schüttkasten, dann eine Mehltruhe, eine Kleidertruhe, eine

Bank, Spinnräder und ein Bett. In diesem schläft, auch im Winter, der Knecht. Der Dachraum über dem Stübel und der Kammer ist durch Bretterwände in drei Theile getheilt, von denen jeder durch eine Thür von Obenauf aus zugänglich ist. Während der linksseitig angebrachte Raum keine Decke, also nur das Dach über sich hat, sind der mittlere Raum, ein *Küst'n* (Speisekammer), und das rechtsseitig liegende *Kämmale* gedeckt.

Im Kämmerlein, das den Schlafraum des Sohnes der alten Bäuerin bildet, stehen ein Bett, eine Truhe, zwei Kästen und ein Koffer.

In der Speisekammer ist ein Schüttkasten aufgestellt. Von der Decke hängt eine Brotrem, geselchtes Fleisch und Speck. Auf dem Boden stehen Ölkrüge und anderes. Auch im ungedeckten, dritten Raum steht ein Schüttkasten, außerdem sah ich dort noch Bänke, Spinnräder und Haspel.

Zu diesem Hause gehören, wie aus der Planskizze Abb. 6 ersehen werden kann, noch ein Stall mit angebautem Schupfen und ein großer Stadel. Der Stall ist, wie der

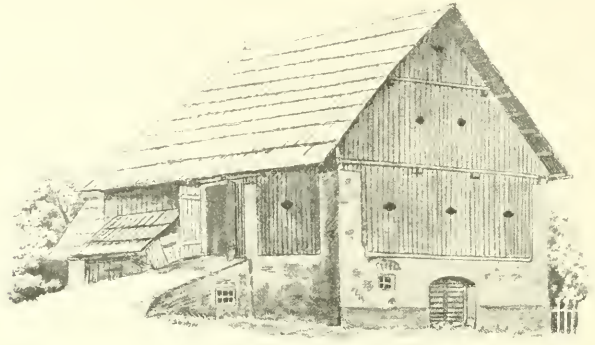


Abb. 29. Stadel d. s. Sank-Hansen.

beim Pacher-Hause stehende und in Abb. 21 abgebildete Stall, einstöckig und diesem ganz ähnlich. Im Erdgeschoss sind zwei Ställe, einer für Schafe, der andere für Schweine angebracht. Das Obergeschoss ist ein Heubarren.

Der große Stadel, der 15 *m* in der Länge und 12¼ *m* in der Breite misst, ist ein Stadel neuerer Form. Er wurde erst im Jahre 1891 an Stelle des baufällig gewordenen alten Stadels erbaut. Sein Bild gibt die Abb. 29. Es zeigt die Hauptfront und die Rückseite des Stadels, die übrigens der Vorderseite fast vollkommen gleich ist. Das Erdgeschoss des Stadels ist aus steinernen Mauern aufgeführt, die die respectable Stärke von 80 *cm* aufweisen. Das Obergeschoss und die Giebel des mächtigen Satteldaches sind mit Brettern verschalt, in denen sich Luken von der Form der Abb. 14, Fig. 4 befinden. An der Langseite führte eine Tennenbrücke über eine gemauerte und gewölbte Kammer zum Obergeschoss hinauf. Die Größe des zweiflügeligen Tennenthores ermöglicht es, dass die geladenen Erntewagen direct in die Tenne einfahren können. Neben der Tennenbrücke ist ein Schupfen angebracht, in welcher eine Stiege den Aufstieg aus dem Erdgeschoss in das Obergeschoss ermöglicht.

Abb. 30, der Grundriss des Erdgeschosses vom Stadel, zeigt, dass der neue Stadel in der Hauptsache dieselbe Eintheilung aufweist, wie sie in den alten Stadeln dem Her-

kommen nach üblich ist. Der Grundriss zeigt zwei Thore in gegenüberliegenden Ständen. Von einem zum anderen führt ein breiter Gang, der die Mitte des Stadels einnimmt und das ganze Erdgeschoss in zwei Theile theilt. Die Thore sind so groß (2 : 2·75 *m*), dass selbst große Wägen durchfahren können. Bei den alten Stadeln führt der Gang jedoch immer nicht der Länge nach durch das Erdgeschoss, sondern von einer Langwand zur anderen. Es ist bemerkenswert, dass sonach die Eintheilung der alten Städel in der Hauptsache ganz der Eintheilung des Wohnhauses entspricht.

Den Gang flankieren beiderseits die genannten Säulen von fast quadratischem Durchschnitt (60 : 65 *m*). Sie helfen das Obergeschoss tragen. Vom Gange links befinden

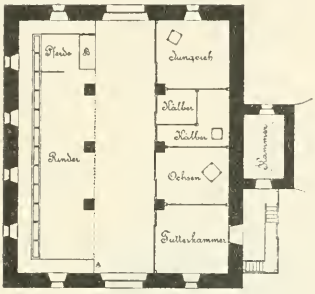


Abb. 30. Grundriss des Erdgeschosses des Sank-Stadels.

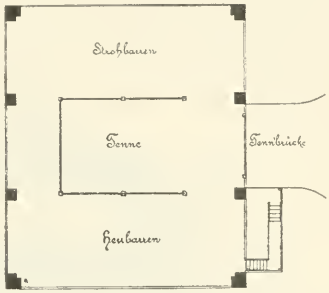


Abb. 31. Grundriss des Obergeschosses des Sank-Stadels.

sich die Stände für 10 Kühe und 2 Pferde. Die Stände sind nicht abgetheilt. Unter B steht beim Pferdestand das Bett des Rossknechtes. Der Theil rechts vom Gang ist durch Bretterwände in mehrere Verschläge (*Kammern*) getheilt, deren Bestimmung durch die Einzeichnungen erklärt wird. Diese Verschläge tragen vollkommen den Charakter der Ställe in alten Städeln an sich.

Die Abb. 31 bringt den Grundriss des Obergeschosses des Stadels. Die Einzeichnungen erklären den Riss zur Genüge. Man ersieht, dass das Obergeschoss dieses Stadels genau in derselben Weise eingetheilt ist, wie die Obergeschosse der bis jetzt besprochenen Stadelräume, freilich können sich die letzteren in Bezug auf die Ausmaße mit dem Tennenraum des in Rede stehenden Stadels nicht messen. Der große Dachraum dieses Hauses ist in seiner halben Höhe wieder horizontal getheilt. Er bietet Raum genug, all das Futter und die Früchte des Feldes unterzubringen.

6. Das Gasperle-Haus in Treffling.

Das Haus, dessen Bild die Abb. 32 bringt, ist einstöckig. Dabei vertritt es den Typus des übrigens seltener vorkommenden einstöckigen Hauses einfachster Ausgestaltung. Es zeigt mehrere bemerkenswerte Eigenthümlichkeiten, auf die ich an zustehender Stelle besonders aufmerksam machen werde. Das Gasperle-Haus hat die Nummer 43, wurde im Jahre 1787 erbaut und ist heute im Besitze der Maria Hofer, geb. Burgstaller.

Eine Eigenthümlichkeit des Hauses besteht schon darin, dass es, wenn es von Süden ins Auge gefasst wird, den Eindruck hervorruft, als ob man ein stattliches zweistöckiges Haus vor sich hätte. Zweistöckige Häuser, das sind solche, die außer dem Erdgeschosse

zwei Stockwerke haben, kommen in Oberkärnten meines Wissens unter den Bauernhäusern nicht vor. Das Gasperle-Haus sieht aber deshalb wie ein zweistöckiges aus, weil, wie aus der Abb. 32 ersehen werden kann, seine Kellerräume, die gemauert sind, hoch aus dem Erdreich hervorragen. Dieser Umstand liegt wieder in der großen Abschüssigkeit des Terrains begründet, auf dem das Haus erbaut wurde. Wie die Kellerräume, so ist auch die nordwestliche Ecke des Hauses gemauert. Das Material bilden, wie bei den gemauerten Theilen aller Bauernhäuser Bruchsteine. Sie kommen viel billiger zu stehen, als Ziegel, weil sie in der nächsten Nähe jedes zu erbauenden Hauses gefunden, während Ziegeleien wegen Mangel an gutem Lehm nur wenige und oft weit entfernt angetroffen werden können. Alle über den Kellerräumen liegenden Theile des Hauses sind durch beide Geschosse gezimmert, während das Obergeschoss der nördlichen Hälfte des Hauses nur aus einem Verschlag, gebildet aus Brettern, besteht. Dieses Vorkommnis ist, wie sich

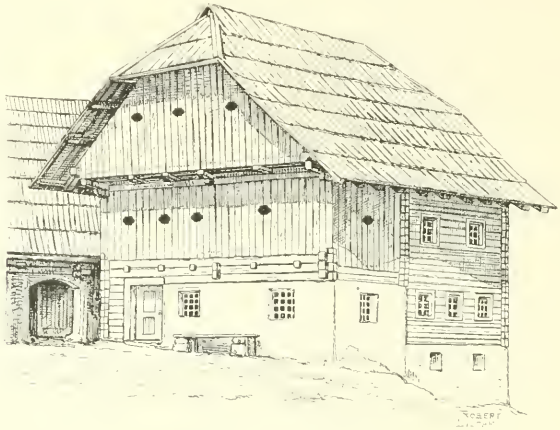


Abb. 32. Gasperle-Haus in Treffling.

bei anderen Häusern zeigen wird, durchaus kein seltenes. Mit Brettern verschalt ist auch der nördliche Giebel. Die Aussehnitte, die wir hier sehen, haben die Form der Fig. 5 in Abb. 14, während die Aussehnitte in den Bretterwänden des Obergeschosses wie Abb. 14, Fig. 6, aussehen. Als zweite Eigenthümlichkeit an diesem Hause muss hervorgehoben werden, dass an der Nordseite der Dachraum vorladet, so dass die Giebelwand über die Bretterwand des Obergeschosses etwa 1 *m* weit vorragt. Der südliche Giebel ist offen und durch einen Gang geziert. Die Zahl und die Größe der Fenster der einzelnen Gemächer ist sehr verschieden. Es soll davon bei den einzelnen Räumen die Rede sein, darauf weise ich aber jetzt schon hin, wie ganz eigenartig es aussieht, dass, wie es das Bild Abb. 32 zeigt, das Erdgeschoss des gezimmerten Theiles drei Fenster besitzt, während das Obergeschoss genau darüber deren nur zwei ersehen lässt. Diesen eigenartigen Unterschied zwischen Parterre und erstem Stock weisen alle übereinander liegenden Räume dieses Hauses auf. Es kann dies als die dritte Eigenthümlichkeit des Hauses angesehen werden. Ähnliche Fälle kommen nicht häufig vor.

Das Dach zeigt die gewohnte Form.

Unter Abb. 33 bringe ich den Grundriss vom Erdgeschoss und unter Abb. 34 den Grundriss vom Obergeschoss dieses Hauses.

Wie im perspectivischen Bilde des Hauses (Abb. 32) zu sehen ist, befindet sich der Eingang bei diesem Hause in einer Giebelseite. Diese Eigenart, die in der Gegend des Millstätter Sees nicht allzu häufig zu sehen ist, hat das Gasperle-Haus mit dem schon besprochenen Mauerbauer-Haus in Radl gemein. Durch die Eingangsthüre kommt man in die Laube. Sie ist gedielt und hat eine einfache Bretterdecke, die von drei Tramen, deren Köpfe aus der Giebelwand hervorragen (siehe Abb. 32), getragen wird. Die Laube hat zwei Fenster, ein kleines (27 : 27 *cm*), nur mit einem Schuber versehenes Fenster in der Holzwand, und ein großes (65 : 76 *cm*) in der gemauerten Giebelwand. In der Laube treffen wir wieder die zum Obenauf führende Stiege, dann den Hackblock H.-B., eine Krautbottich K.-B., den Rauchfang R und zwei Kamine a und c, die den Rauch zweier in der Rauchstube gelegener Feuerstätten aufnehmen und in den Rauchfang ableiten.

An die Laube in gleicher Breite anschließend, ist hier eine *Speisekammer* angeordnet die von der Laube aus ihren Eingang hat. Zwei große vergitterte Fenster (74 : 80 *cm*)

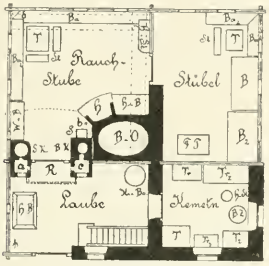


Abb. 33. Grundriss des Erdgeschosses des Gasperle-Hauses.

Abb. 34. Grundriss des Obergeschosses des Gasperle-Hauses.

führen ihr Licht zu. In dieser Kammer, die wie die Laube gedielt ist und einen einfachen Bretterboden mit zwei Tramen aufweist, bezeichnen T und T_2 Tische, Tr-Tr_3 Truhen, B.-Z. einen Beizzuber und H.-St. einen Hackstock.

Die Rauchstube hat von der Thür bis zur punktierten Linie ein Katzenkopfpflaster. Der übrige Theil des Fußbodens ist gedielt. Die Doppeldecke stützen drei Trambalken. Die Rauchstube ist ausgestattet wie die bisher beschriebenen. Es fehlen in ihr auch die *Holz-As'n* nicht, die durch die an den Wänden hinlaufenden punktierten Linien angedeutet sind. Die Einzeichnungen erkläre ich folgendermaßen: H = Herd, b = Kesselreiden, B.-O. = Backofen, H.-B. = Herdbankel, S.-K. = Saufutterkessel, B.-K. = Brennkessel, S = Sockel für das Kühlfass, W.-B. = Wasserbank, darüber hängt eine Schüsselrem an der Wand, T = Tisch, Ba und Ba_2 = Bänke, St. = *Stühle*, H.-St. = Hühnersteige, d = Eckbrett. Man darf angesichts des Eckbrettchens nicht etwa an einen hier vielleicht angebracht gewesenen Hausaltar denken. Hausaltäre findet man in Rauchstuben nie, ebensowenig Bilder oder anderen Wandschmuck, denn dergleichen Dinge würden ja durch den Rauch, der hier herrscht, in kurzer Zeit ganz verrußt werden. Von den sechs Fenstern der Rauchstube ist jenes in der Nähe des Saufutterkessels kleiner als die anderen fünf. Es misst 27 *cm* in der Breite und 30 *cm* in der Höhe; die anderen sind alle 48 *cm* breit und 55 *cm* hoch, sie dürften aber ursprünglich ebenso klein gewesen sein, wie das sechste.

Der vierte Raum, den uns der Plan Abb. 33 zeigt, ist ein *Stüb'l*. Es ist gedielt und hat, wie die Rauchstube, eine Doppeldecke. Sie wird von einem Unterzugbalken gehalten. Die fünf Fenster der Stube sind alle gleich groß (58:69 *cm*). Die Einzeichnungen bedeuten: T = Tisch, St = *Stuhl*, Ba und Ba_2 = Bänke, B und B_2 = Betten, F.-T. = Fallthüre, unter der sich die Kellerstiege befindet. Das Stübel ist das Schlafgemach der Mägde. Es fehlt hier ein Ofen. Wahrscheinlich war auch nie einer in dem Raume vorhanden, denn dort, wo der Platz des Ofens wäre, verhindert die Fallthüre das Aufstellen eines solchen.

Betrachten wir den Grundriss des Erdgeschosses dieses Hauses für sich allein, so wird uns in demselben dadurch, dass er nur eine der beiden charakteristischen Feuerstellen des oberdeutschen Hauses aufweist, die vierte und zugleich die wichtigste Eigenheit dieses Hauses gezeigt. Wir haben im Erdgeschoss wohl den nach uralter Sitte ausgestatteten Herdraum, nicht aber auch einen Ofenraum, sondern an seiner Stelle nur ein unheizbares Stübel.

Über die Stiege in der Laube kommt man im Obergeschoss in einen Raum, der über der Laube und der Speisekammer das ganze Haus von einer Langwand zur anderen durchquert (Abb. 34). Dieser Raum im Obergeschoss entspricht in zweigeschossigen Häusern mit durchgehender Laube stets der Laube im Erdgeschoss. Er ist sozusagen die Laube des Obergeschosses. Es wird ihm aber nicht diese Bezeichnung beigelegt, sondern man nennt ihn den Obenauf genau so wie denselben Raum im Dachraume ebenerdiger Häuser. Der ganze Dachraum zweigeschossiger Häuser wird der *hohe Boden* genannt.[1])

Im Obenauf dieses Hauses, der, wie die Laube, stets eine einfache Bretterdecke hat, leitet über der Stiege, die von der Laube heraufführt, eine zweite Stiege zum hohen Boden hinauf. Bei R kommt der hölzerne Rauchschlot vom Rauchfang herauf und führt dann weiter zum hohen Boden und durch denselben und das Dach ins Freie. Neben dem Rauchschlot ist bei a ein gemauerter Kamin aufgeführt, der den Rauch aus dem vor ihm stehenden Ofen aufnimmt und in den Schlot abgibt. An den Wänden des Obenauf stehen unter Ka und Ka_2 zwei Kästen, unter Tr — Tr_5 fünf Truhen, bei F ein Fass und bei Ko ein Koffer.

Das Gelass, in dem der Ofen steht, ist die Kachelstube. Sie befindet sich in diesem Hause also nicht, wie gewöhnlich, neben der Rauchstube, sondern im Obergeschoss. Die Kachelstube hat nicht dieselbe Breite, wie die unter ihr liegende Rauchstube. Sie ist um die Breite des Ganges, welcher an ihrer linken Seite entlang läuft, schmäler als jener. Es ist dies eine sechste Eigenthümlichkeit dieses Hauses, der man an anderen Bauernhäusern nicht oft begegnet. Während die unter der Kachelstube liegende Rauchstube in jeder ihrer beiden Außenwände drei Fenster aufweist, hat die Kachelstube in den entsprechenden Wänden deren nur zwei. Die Fenster der Kachelstube sind jedoch bedeutend größer als die der Rauchstube. Sie messen 63 *cm* in der Breite und 71 *cm* in der Höhe. Die Anordnung der in der Kachelstube aufgestellten Möbel kann als typisch gelten. T = Tisch, Ba und Ba_2 = Bänke, S und S_2 = Sessel, B und B_2 = Betten, Co = Commode, Ka = Kasten. Ein Altar fehlt hier wie in den Kachelstuben aller Häuser, deren Bewohner evangelisch sind.

Neben der Kachelstube liegt eine Kammer (*Käst'n*). Sie ist nicht geweißt und dient als Vorrathsraum, außerdem dem Knecht als Schlafgemach. Die kürzere Außenwand dieser Kammer hat nur ein Fenster, die entsprechende Wand des darunter liegenden Stübels

[1]) Gasthäuser sind sonst wie die einstöckigen Bauernhäuser mit durchgehender Laube ausgestattet, nur sind sie gewöhnlich von unten bis oben gemauert und haben in der Regel eine bedeutend größere Laube als jene. Infolge dessen ist der Raum über der Laube auch größer als in den Bauernhäusern. Er wird gewöhnlich auch zum Tanzen benützt und heißt *Saal*.

besitzt deren zwei. Dass das Stübel in der längeren Außenwand drei Fenster zeigt, während die derselben entsprechende Wand der Kammer nur zwei hat, wurde schon oben erwähnt. Auch die Größe der Fenster der übereinander liegenden Räume stimmt nicht überein. Unten haben wir das Verhältnis von 58 : 69 *cm* festgestellt, die oberen Fenster dagegen messen 56 : 59 *cm*. B = Bett, G.-K. und G.-K_2 = Getreidekästen, Tr und Tr_2 = Truhen, T = Tisch, F = Fass, B.-R. = Brotrem, die von der Decke hängt.

Der hohe Boden ist nicht in Verschläge getheilt, wie wir dies bei den Bodenräumen der besprochenen Häuser überall gefunden haben. Das Haus hat Räume genug, es war also hier nicht nothwendig, im Dachraum Verschläge zu errichten, die entweder als Getreidekammern, Speckkasten oder dergleichen hätten dienen müssen. Dagegen ist der Dachraum wie immer in Pfettenhöhe horizontal getheilt. Der obere Theil heißt auch in Treffling *Pranta*.

Vergleichen wir nun schließlich die beiden Pläne miteinander, so gewahren wir, dass wir im Plane des Obergeschosses einen Grundriss vor uns haben, der dem Schema, das wir aus der Rumpler-Keusche abgeleitet haben, vollkommen entspricht (siehe Abb. 19). Im Grundriss des Erdgeschosses tritt uns dagegen Neues entgegen. Das Schema, das diesem Grundriss entspricht, gibt die Abb. 35.[1]) Meringer nennt ein solches Haus, in dem der Flur (die Laube) eine Ecke des Hauses einnimmt, ein »Eckflurhaus«. In vielen Fällen wird der Flur des Eckflurhauses als Abtrennung von der Küche anzusehen sein. Hier ist dies nicht der Fall. Ein Vergleich mit dem Grundriss des Obergeschosses lässt dies auf den ersten Blick erkennen. Darauf, dass im kärntnerischen zweigeschossigen Hause der Obenauf stets der darunter liegenden Laube entspricht, habe ich schon hingewiesen. Im Gasperle-Haus zeigt der Obenauf seine gewohnte Form: er durchzieht das Haus von einer Langwand zu anderen. Im Erdgeschoss entsprechen ihm zwei Räume: die Laube (der Eckflur) und die daneben angebrachte Kammer. Es ist nun hier mit voller Bestimmtheit anzunehmen, dass die Laube im Erdgeschoss bei der Erbauung des Hauses genau so wie der Obenauf angelegt wurde, dass sie also wie der über ihr liegende Raum durch das ganze Haus gieng. Dass die Kammer erst später von der Laube abgetrennt wurde, beweist das Material, aus dem die Laube erbaut ist, und es beweisen es auch die übermäßig großen Fenster, die in ähnlicher Größe aus der Zeit der Erbauung (1787) an Bauernhäusern Oberkärntens wohl nie nachgewiesen werden können. Der Eckflur dieses Hauses ist also nicht als Abtrennung von der Küche, sondern als Rest der alten durchgehenden Laube anzusehen und ich nehme als sicher an, dass, wo man in deutschen Gegenden Oberkärntens auf Eckflurhäuser von der Art des Gasperle-Hauses stößt, man in Hinsicht auf den Eckflur stets an eine verkümmerte durchgehende Laube und nicht an dessen Entstehung durch Abtrennung von der Küche (Rauchstube) zu denken hat.

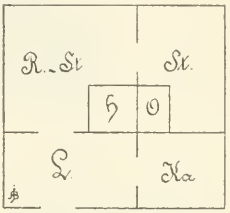


Abb. 35. Schema eines »Eckflurhauses«.

Die ursprüngliche Ausgestaltung des Gasperle-Hauses im Auge behaltend, ergibt sich, dass die Wohnräume im Erdgeschosse — vom Fehlen des Ofens im Stübel abgesehen — nach dem aus der Rumpler-Keusche abgeleiteten Schema (Abb. 19) angeordnet waren.

7. Das Winkler-Haus in Reich.

Der Plan der Hofstätte, auf welcher das Winkler-Haus steht, findet sich oben besprochen und unter Abb. 5 abgebildet. Das Bild des Hauses zeigt die Abb. 36. Der Besitzer des

[1]) Vgl. das Schema Abb. 3, S. 248 der o. a. Arbeit Meringers.

Hauses, Jakob Meixner, hat es vor einem Jahre sammt dem dazugehörigen Anwesen von seinem Vater Franz, der jetzt mit seiner Frau in der Ausnahme lebt, übernommen.

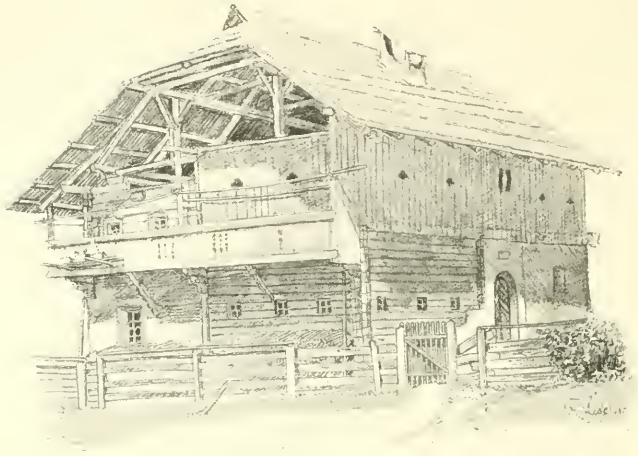


Abb. 36. Winkler-Haus in Reich.

Schon aus der Ansicht des Hauses kann man erkennen, dass man es hier mit einem einstöckigen Mittelflurhaus zu thun hat. Das große Hausthor (1·78 : 2·2 *m*) liegt nämlich in der Mitte der Langwand. Während das ganze Obergeschoss aus Holz ist, ist im Erdgeschoss nur noch eine Ecke gezimmert. Sie schließt die Rauchstube ein. Früher war der Theil des Hauses, der sich nach links der Rauchstube anschließt, auch gezimmert, der Großvater des jetzigen Besitzers ließ jedoch die gezimmerte Stube abtragen und an ihrer Stelle eine gemauerte errichten. Die ganze nach Süden gerichtete Giebelseite und der Grundriss des Hauses erhielten infolge des Umbaues dadurch ein befremdendes Aussehen, dass die umgemodelten Theile eine größere Breite erhielten. Sowohl das Dach als auch die Grundrisse sind dadurch unregelmäßig geworden. Bemerkenswert an diesem Hause ist das, dass die Wände des Obergeschosses außer jenen Wänden, die der gezimmerten Stube und einer gezimmerten Kammer angehören, durchaus nur aus Bretterverschalung bestehen.

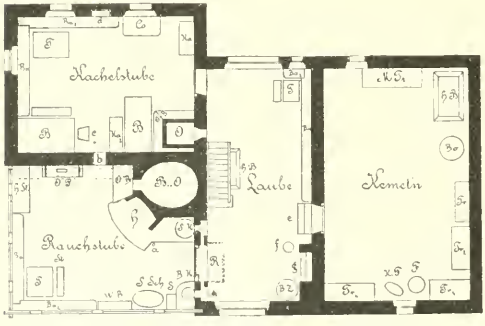


Abb. 37. Grundriss des Erdgeschosses des Winkler-Hauses.

Bei der Besprechung der Grundrisse dieses Hauses, die ich unter Abb. 37 und 38 bringe, und auch bei all den anderen, die ihnen noch nachfolgen werden, kann ich mich jetzt wohl schon kürzer fassen, da, wie sich aus der Beschreibung der bisher herangezogenen

Häuser gezeigt hat, eine Rauchstube der anderen, eine Kachelstube der zweiten, überhaupt ein Raum in einem Hause dem ihm entsprechenden Raume des anderen Hauses in Bezug auf Construction und Ausstattung zumeist ganz ähnlich ist. Ich werde mich daher im Nachfolgenden hauptsächlich auf das Hervorheben von abweichenden Vorkommnissen und im Erklären der eingezeichneten Abkürzungen nur auf die Deutung neuauftretender beschränken können.

Abb. 37, der Grundriss des Erdgeschosses im Winkler-Hause, zeigt eine Anordnung der Wohnräume (Rauchstube, Kachelstube und Laube) nach dem Schema Abb. 19. Der vierte Raum ist eine Vorrathskammer, die den Namen *Kemet'n* führt. Sie hat ein Katzenkopf-Pflaster als Fußboden. Ebenso zeigt auch die dem Herde zugekehrte Hälfte der Rauchstube bis zur punktierten Linie ein solches Pflaster. Die Fenster der Rauchstube scheinen seit ihrem Bestehen unverändert geblieben zu sein, sie messen 36 *cm* im Geviert. Von den Einzeichnungen in der Rauchstube erkläre ich nur: a = Kesselreiden, Ö.-P. = Ölpresse, S.-Sch. = Sechtschaff auf Schragen und b = fensterartiger, verschalter und mit einem Thürchen versehener Durchschlag in der Mauer, durch den die Speisen vom Herd in die Kachelstube hinüber gereicht werden können.

Die Fenster der Kachelstube sind auffallend groß (77 : 102 *cm*) und mit Gittern versehen. Die sorgsame Bäuerin hatte sie dicht mit Blumen besetzt. Im Tischwinkel ist hier wieder ein Altar angebracht, der mit einem Streifen rothen Tuches behangen ist. Auf dem Eckbrett steht ein Kreuz. Das eine der in diesem Raume befindlichen Betten ist *zweispännig;* es ist 1·16 *m* breit, während das andere nur 0·96 *m* in der Breite misst. e = Nachtstuhl, d = *Maueralma'le.*

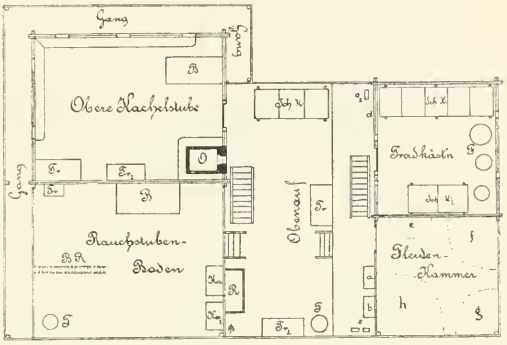


Abb. 38. Grundriss des Obergeschosses des Winkler-Hauses.

Über der Kachelstube liegt, wie aus dem Grundriss Abb. 38 zu erkennen, der schon erwähnte neuere gezimmerte Raum, die *obere Kachelstube,* das Schlafgemach der Mägde. Diese Stube ist nicht geweißt. Der Rauch des Ofens entweicht frei in den Obenauf. Über dem Heizloche ist nur eine von der Mauer wagrecht abstehende Blechtafel befestigt, welche die Funken niederschlägt.

Über der Rauchstube liegt der *Rauchstubenboden.* Es ist dies ein Bretterverschlag, der wie der Obenauf keine andere Decke als das Dach über sich hat. Der Rauchstubenboden liegt um 71 *cm* höher als der Obenauf, weil die Rauchstube höher emporgetrieben ist als die untere Kachelstube. Die obere Kachelstube liegt mit dem Obenauf gleich hoch. Vom Obenauf führen drei Stufen zum Rauchstubenboden empor, wo auf einer Brotrem (B.-R.) das Brot aufbewahrt wird.

Auch die Decke der *Kemet'n* kommt höher zu liegen als die Decke der Laube. Der Unterschied in der Höhe beträgt 64 *cm.* Es sind darum auch auf dieser Seite ein paar Stufen angebracht. Sie führen auf einen Vorplatz, von dem man die beiden über der *Kemet'n* angeordneten Räume, den Getreidekasten und die Fleidenkammer betreten kann. Auf diesem stufenförmigen Vorplatz steht auch die Stiege, die zum hohen Boden hinauf-

führt. Ferner stehen dort bei a eine Truhe, in der sich Spulen befinden, bei b ein Haspel, bei c und c_2 alte Grabkreuze, die aus dem Friedhofe in Lieseregg heimgenommen wurden und neuer Verwertung warten. Über d hängen eine große Holzsäge, drei Hacken und drei Paar Steigeisen, die beim *Tox'nschnat'n* (Hacken der zur Streu dienenden Fichtenäste = *Tax'n*) an die Beine geschnallt und zum Erklettern der Bäume verwendet werden.

Der gezimmerte Getreidekasten *(Trad-Kâst'n)* ist mit einer Decke versehen, die Fleidenkammer hat keine Decke. Während der nach oben ebenfalls offene Rauchstubenboden einen gedielten Fußboden hat, hat die Fleidenkammer nur einen Fußboden, der aus der über der Schotterlage liegenden Mörtelschichte gebildet ist. In Haufen geschichtet lagen in der Fleidenkammer bei e die *Hâba'fleid'n* (Fleiden vom Hafer), bei f die *Gea'schtgrat'n* (Grannen der Gerste), bei g *Pollfleid'n (Hâa'poll'n* = Samenkapseln des Flachses *[Hâa']*), und bei h Kartoffel. Die *Ea'pia'n* (Erdbirnen [Kartoffel], der alte Pacher sagte *Flötzpia'n*), erklärte mir die Winklerin, seien im Winter im Keller und nur im Sommer in der Fleidenkammer, damit sie nicht so stark keimen, sonst lägen an dieser Stelle die *Wazfleid'n* (Fleiden vom Weizen) und die *Rogg'fleid'n* (Fleiden vom Roggen).[1])

Auf den Decken der oberen Kachelstube und des Getreidekastens finden sich allerlei altes *Gerümpel*, Leuchtspäne, Werg u. dgl. Der Dachraum ist hier horizontal nicht getheilt.

Aus dem Grundrisse Abb. 38 ersieht man, dass der Gang dieses Hauses zwischen dem Erd- und Obergeschoss nicht nur an der Giebelseite entlang läuft, sondern dass er sich noch an der westlichen und nördlichen Wand der oberen Kachelstube fortsetzt. Hier ist er vom Obenauf durch eine Thür zu betreten. An der Giebelseite wird der Gang nicht nur durch die vorragenden Balkenenden an drei Stellen getragen, wie es die Fig. 8 in Abb. 13 zeigt, er ist außerdem noch durch zwei profilierte Hölzer, die schräg von den Hauswänden abstoßen, gestützt (siehe Abb. 13, Fig. 9). Bemerkenswert sind auch die Ausschnitte, die diesen Gang zieren. In dem Theil des Ganges, der sich von der Giebelseite des Hauses hinzieht, sehen wir Ausschnitte in drei von einander getrennten Gruppen. Das sich sechsmal wiederholende Muster der mittleren Gruppe zeigt die Fig. 7 in Abb. 14, das Muster, das sich in den Gruppen zu beiden Seiten dreimal wiederholt, ist in Fig. 8 derselben Abb. und schließlich das Muster der Ausschnitte in der westlichen Seite des Ganges ist in Fig. 9 der Abb. 14 gegeben. Ausschnitte (Luken) finden wir außerdem in der Bretterverschalung des Obergeschosses. Sie vertreten die Stelle von Fenstern. Der Ausschnitt Fig. 10 in Abb. 14 befindet sich über dem Thore, die Luken Fig. 11 und 12 daselbst sind rechts und links davon angebracht und der Ausschnitt Fig. 13 derselben Abb. wiederholt sich zweimal in der Verschalung der Giebelseite.

[1]) Was beim *Trâdâbwind'n* (beim Reinigen des Getreides durch die Getreidewinde) wegfliegt, heißt man *Fleiden*. Statt *Fleiden* sagt man auch *Stâb*, besonders bei der Gerste spricht man fast stets von *Gea'schtstâb* und nicht von *Gea'schtfleid'n*. *Gea'schtgrât* sind die Grannen der Gerste. Man mischt die *Fleiden* der verschiedenen Getreidearten nicht zusammen, weil sie gesondert abgewunden und auch gesondert zubereitet werden. Während die Hafer-, Roggen- und Weizenfleiden nur mit heißem Wasser *abg'wrackt* (geweicht) werden, müssen die Gerstenfleiden und -grannen mit besonders heißem Wasser *abg'sott'n* (gebrüht) werden. Man bedient sich dazu glühend gemachter Steine oder Schlacken. Weizen-, Roggen- und Haferfleiden können auch gemischt werden. Gerstenfleiden oder -grannen lassen sich jedoch nicht mit anderen Fleiden mengen, da sie viel spröder sind. Abgebrühte Fleiden dienen, mit Mehl und Salz überschüttet, als Futter für Milchkühe, mit Gerstenmehl gemengt als Futter für *Facken* (Schweine). Zu abgebrühten Grannen gibt man $^1/_2$ *Mass'l* Gerstenmehl und $^1/_2$ *Mass'l* Hafer oder auch Kartoffel. Dieses Gemenge dient zum Mästen von Rindern. *Pollfleid'n* werden mit Haferfleiden gemengt, abgebrüht und mit Mehl überschüttet. Diese Mischung wird trächtigen Kühen und Schweinen (*Sauen*) gegeben, »weil's schmierig ist und schmierig macht« (Senior Karl Bünker).

Zierlich, wenn auch einfach ist die Umkleidung der Fenster der oberen Kachelstube (Abb. 13, Fig. 10).

Aus der Beschreibung des Obergeschosses hat sich ergeben, dass dasselbe recht eigenartig ausgestattet ist. Wenn man sich in diesen Kammern und Verschlägen bewegt, gewinnt man den Eindruck, als ob der Erbauer des Hauses nicht recht gewusst haben müsste, was er mit dem ungeheuer großen Raum zwischen den Decken der Räume des Erdgeschosses und dem überaus hoch empor getriebenen Dach anfangen soll. Die obere Kachelstube wurde in den Raum erst eingeschachtelt, als die untere Kachelstube erneuert wurde. So ist dann früher nur der *Kasten* gezimmert gewesen oder am Ende auch dieser nicht. Dabei sind die Räume, abgesehen von der oberen Kachelstube und dem Getreidekasten, nur ganz spärlich ausgenützt und dienen nur nebensächlichen Dingen, die ganz gut auch anderswo, z. B. in der fast leeren *Kemet'n*, untergebracht hätten werden können.

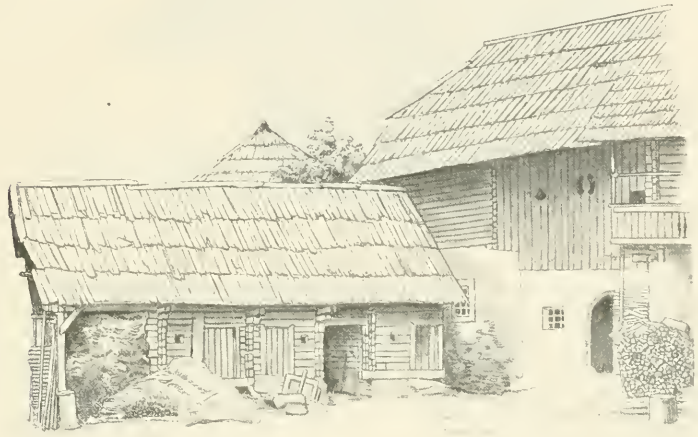


Abb. 39. Stall des Winkler-Hauses.

Es hat den Anschein, als ob der erste Stock nur aufgelegt worden sei, um dem Hause ein stattlicheres Aussehen zu verleihen. Warum soll der kärntner Bauer von seinem einstöckigen Hause nicht ebenso stolz auf das neben seinem Hause liegende ebenerdige Haus herabblicken, wie der heanzische Bauer aus seinem ganz geschlossenen auf den halbgeschlossenen Hof seines Nachbarn sieht? [1])

Aus der kleinen Planskizze der Hofstätte des Winkler-Hauses, Abb. 5, ist zu erkennen, dass an das Wohnhaus im rechten Winkel ein Stall angebaut ist. Abb. 39 bildet ihn ab. Er unterscheidet sich von dem beim Pacher-Hause hauptsächlich dadurch, dass er kein Obergeschoss hat. Der Stall ist gezimmert. Die Balken sind weniger sorgfältig behauen als beim Wohnhause und die Fugen mit Moos verstopft. Links unter demselben Dach an den Stall angefügt befindet sich ein Holzschupfen. Auf diesen folgt nach rechts ein Schafstall, dann ein Schweinestall, hierauf ein Futtergang und schließlich ein zweiter Schweinestall.

[1]) Vgl. meine Arbeit: »Das Bauernhaus in der Heanzerei (Westungarn)«, Bd. XXV dieser Mittheilungen, S. 105 und 106.

Die Abb. 5 weist außerdem noch einen großen Stadel auf, der parallel zum Wohngebäude liegt. In Abb. 40 ist von diesem Stadel die Giebelseite, in der sich die Auffahrt zur Tenne befindet, abgebildet. Das Aussehen der Langseiten des Stadels kann man sich vergegenwärtigen, wenn man sich ein sehr hohes Dach denkt, unter dessen

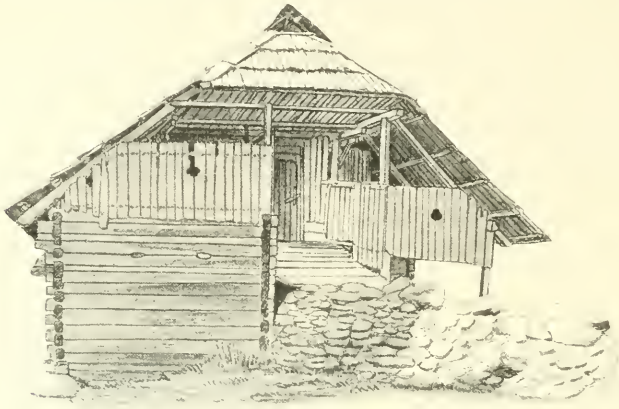


Abb. 40. Stadel des Winkler-Hauses.

Rand die Ställe ganz in derselben Weise angeordnet sind wie beim Stallgebäude in Abb. 39. Dieser Stadel kann als typischer alter Stadel angesehen werden. Er bildet sonach ein Gegenstück zum neuen Stadel beim Sank-Hause (vgl. Abb. 29—31). Um die Einrichtung eines Stadels alter Construction zur Anschauung zu bringen, habe ich die Grundrisse des

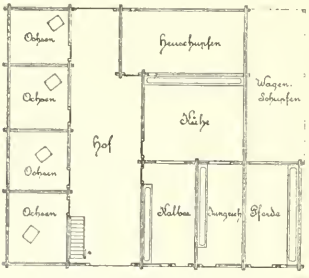


Abb. 41. Grundriss des Erdgeschosses des Winkler-Stadels.

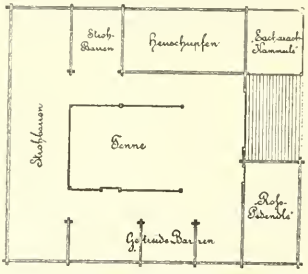


Abb. 42. Grundriss des Obergeschosses des Winkler-Stadels.

Winkler-Stadels angefertigt. Abb. 41 ist der des Erdgeschosses, Abb. 42 der des Obergeschosses.

Durch den Stadel führt auch hier wieder, wie die Laube durch das Wohnhaus, ein breiter Gang, der *Hof* (Abb. 41). In diesem leitet eine Stiege zum Obergeschoss empor. Zur linken Seite des Ganges sind die Ochsenställe, zur Rechten der Kuhstall, Kälberstall Jungviehstall, Pferdestall und der Heuschupfen angeordnet. Zwischen dem Kuhstall und den Ställen für die Kälber und das Jungvieh sind in den aus Balken (Blockverband) ge-

bildeten Scheidewänden, wahrscheinlich deshalb, dass durch dieselben die Luft durchziehen kann, große Ausschnitte angebracht. Die beiden zuletzt genannten Ställe und der Rosstall können von außen betreten werden. Der Heuschupfen geht ins Obergeschoss durch. Zu bemerken ist, dass keiner der Räume gedielt oder gepflastert ist.

Nach Abb. 42 nimmt im Obergeschoss wieder die Tenne die Mitte ein. Rundherum ordnen sich, wie im neuen Stadel beim Sank-Hause, die Barren an. Rechts und links von der *Tennbrücke* sind Verschläge angebracht: das *Rosspö'nle* (dim. von Rossboden), auf dem Klee untergebracht wird, und das *Eacharach-Kāma'le (Eacha'* = Ähren; *-ach* ist eine dem kärntnerischen Dialecte eigene Collectivendung; *Eacharach* bedeutet somit eine Menge Ähren wie *Buabach* oder *Kindarach* eine Anzahl Buben oder Kinder), die Kammer für die ausgedroschenen Ähren. Unter dieser Kammer und der Tennbrücke ist ein Wagenschupfen angebracht. Der Dachraum ist durch eine Bretterlage in halber Höhe horizontal getheilt. Auf den *Stâdlpranta'* kommt mit Ausnahme des Roggens alles Getreide, bevor es ausgedroschen wird. Der Roggen wird gleich nach dem Einführen ausgedroschen. Man erspart sich daher die Mühe des Hinauf- und Herunterschaffens. Die Getreidegarben, die auf den *Pranta'* kommen, werden mittels einer Gabel gleich aus dem Wagen hinaufgeworfen. Stiege führt keine zum *Pranta'* hinauf. Man klettert einfach über Sprossen, die, wie die Abb. 13, Fig. 11, veranschaulicht, in einer der Holzsäulen stecken, zum *Pranta'* empor. Zu bemerken habe ich noch, dass die Fenster der Ochsenställe nicht mit Glas versehen sind. Im Winter werden sie aber mit Brettchen verschlossen. Die Abb. 13, Fig. 12, versinnlicht die Construction der Fenster. Das Verschlussbrett passt genau in die durch die Buchstaben a, b, c und d gekennzeichneten Fugen. In der Brettverschalung zu beiden Seiten des Tennthores befinden sich zierliche Luken, deren Form die Abb. 14, Fig. 14, zeigt.

8. Das Hofer-Haus in Treffling.

Die Hofstätte des Hauses, das ich jetzt besprechen will, wurde oben unter Abb. 8 im Plane gezeigt und kurz besprochen. Das Anwesen ist eines der größten in Treffling und befindet sich jetzt im Besitze der Witwe Katharina Schwaiger, einer noch jungen Frau.

Die Liegenschaften, welche zur Hofer-Hube gehören, bestehen in folgendem:

Bauareal	—	Joch	378□⁰
Gärten	—	»	516 »
Äcker	22	»	376 »
Wiesen	28	»	402 »
Weiden	13	»	1483 »
Wälder . . .	31	»	1213 »
Alpen	21	»	586 »
Zusammen .	118	Joch	100□⁰ [1].

Der Größe des Anwesens entspricht nicht nur die Größe der Hofstätte, sondern auch die Größe des Hauses. Es ist das größte aller Häuser, die ich aufgenommen habe. Seine Länge beträgt 17 *m*, die Breite 14 *m*. Im Erdgeschosse ist, so wie beim Winkler-Hause nur mehr die Rauchstube aus Holz erbaut, alles andere ist Mauerwerk. Dieses Haus hat mit dem Winkler-Haus auch noch das gemein, dass das Obergeschoss, das hier wie dort ganz

[1]) Der Besitzbogen, der die Liegenschaften der Hofer-Hube nachweist, wurde mir von Mathias Ortner vulgo Tripp in Kötzing eingeschickt.

aus Holz besteht, nicht vollkommen ausgebaut ist. Schon aus der Ansicht des Hauses, welche in der Abb. 43 gegeben ist, lässt sich erkennen, dass der rückwärtige Theil des Obergeschosses nicht aus Zimmerwerk besteht, sondern Bretterverschalung aufweist. Trotzdem aber zeigt, wie sich ergeben wird, das Obergeschoss dieses Hauses eine bedeutend höhere Stufe der Entwickelung als das des Winkler-Hauses.

Das Mauerwerk besteht ausschließlich aus Stein. Auf einem niederen Unterbau aus Stein ruht auch das Balkengefüge der Rauchstube. An diesem Hause erblicken wir zwei Gänge. Der eine ist wie beim Winkler-Hause am Abschlusse des Erdgeschosses in der Giebelseite angebracht und setzt sich so wie dort an einer Langwand des Hauses, hier in der Hauptfront desselben, bis über das Thor fort. Der zweite Gang ist am Abschlusse des Obergeschosses in der Giebelwand zu sehen. Die beiden Gänge, deren Brüstungen mit schönen Ausschnitten versehen sind, zieren das Haus ungemein. Eigenartig sind die an diesem Hause sehr weit vorspringenden Dachrinnen. Sie bestehen aus ausgehöhlten halbrunden Baumstämmchen und werden durch krummgewachsene Hölzer, die an den

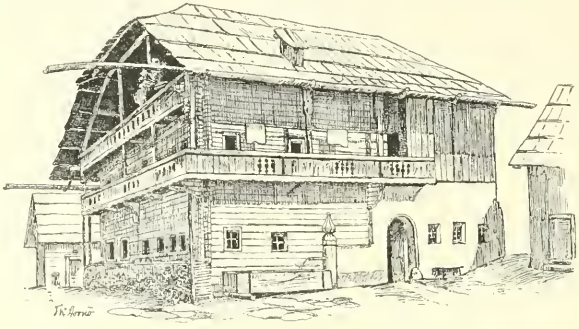


Abb. 43. Hofer-Haus in Treffling.

Dachsparren befestigt sind, gehalten. Die Rinnen leiten das Regenwasser über den vor dem Hause vorbeiführenden Feldweg hinweg in einen unterhalb desselben gelegenen Obstgarten ab. Der über dem zweiten Gang gelegene Giebel ist offen, während der rückwärtige Giebel durch eine Bretterverschalung geschlossen ist.

Durch das große, oben durch einen Rundbogen abgeschlossene Thor, das ungefähr in der Mitte des Hauses angebracht ist und eine Breite von 1·7 *m* hat, gelangt man, wie sich aus dem Grundrisse des Erdgeschosses, Abb. 44, ergibt, in die Laube. Sie geht durch das ganze Haus, ist durchfahrbar und wird von zwei Fenstern erhellt. Die einfache Bretterdecke der Laube wird durch sechs Trambalken getragen. Der Fußboden ist gedielt. Über der Thür, die links vom Eingang in die Rauchstube führt, ist, wie dies gewöhnlich der Fall ist, der hölzerne Rauchfang angebracht, der hier auffallend tief über die Thür herabhängt. Über der Thür ist wieder ein Rauchloch angebracht, das durch einen Schuber geschlossen werden kann. Außerdem kann hier der Rauch aus der Rauchstube auch durch einen großen quadratischen Ausschnitt in der Thür entweichen, der mittels eines an Scharnieren drehbaren Thürchens geschlossen werden kann. So wie fast immer werden auch in diesem Hause die beiden in der Rauchstube angebrachten Kessel (Brennkessel und Saufutterkessel) von der Laube aus geheizt. Über den Heizöffnungen sind Zuglöcher und über diesen kleinere Rauchfänge befestigt, die durch hölzerne Schlote

den Rauch in den großen Rauchfang ableiten. Ich bin in der angenehmen Lage diese originelle Einrichtung, die schon aus einzelnen Häusern besprochen wurde, aus diesem Hause in der Abb. 45 veranschaulichen zu können. In dieser Laube ist unter R_2 (siehe den Riss Abb. 44) noch ein zweiter Rauchfang angebracht. Er nimmt den Rauch vom Kachelofen der Kachelstube auf und führt ihn durch das Haus und das Dach hinaus ins Freie. Es ragen daher aus dem Dache dieses Hauses zwei Schornsteine empor, der eine aus der vorderen, der andere aus der rückseitigen Dachfläche. Aus der Laube führt eine Stiege zum Obenauf. Sie steht auf einem gepflasterten und mit Brettern eingefassten Stiegenabsatz (St.-A.), auf den man durch eine vorgelegte Stufe hinauftritt. Vom Stiegenabsatz aus betritt man auch die *Kemet'n*, welche etwas höher liegt als die Laube, da sie unterkellert ist. Die Kellerstiege führt bei a unter der Stiege, die zum Obenauf leitet, nach unten. Ba und Ba_2 = übertragbare *Stühle*. Eine dritte Bank ist bei Ba_3 angebracht. Sie wurde durch eine in die Mauer eindringende nischenartige Aussparung, die oben durch einen Bogen abgeschlossen wird, erzielt. Die Basis dieser Aussparung ist mit einem Brett belegt. Dies bildet die Bank. Über dieser Bank ist eine Schüsselrem an der Wand befestigt. Vor der Bank steht eine Ölpresse (Ö.-P.), die zur Gewinnung von Lein- und Kürbisöl dient. Das Leinöl spielt im oberkärntnerischen Hause eine große Rolle, denn alle Mehlspeisen, die anderswo »aus dem Schmalz herausgebacken werden«, werden hier in Leinöl gebacken, so die Karpfen, *Rauk'n, Blatt'ln* oder *Auszügler* und die *Hås'nea'lan* (dim. von Hasenohren), die anderwärts *Polsterzipf* genannt werden.

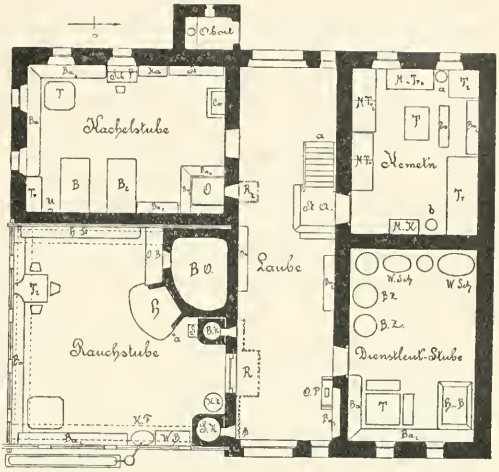


Abb. 44. Grundriss des Erdgeschosses des Hofer-Hauses.

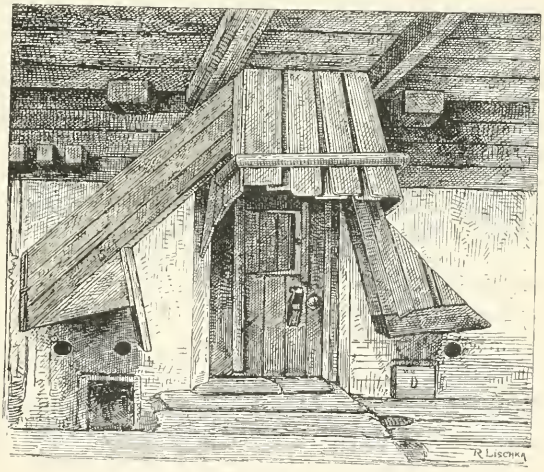


Abb. 45. Rauchfänge in der Laube des Hofer-Hauses.

Wie das Haus das größte ist, das ich aufnahm, so ist auch die Rauchstube dieses Hauses die größte, die mir unterkam. Sie misst 7·8 *m* in der Länge und 7·45 *m* in der Breite, ist also fast quadratisch. Die Höhe beträgt 2·69 *m*. Die Decke bildet eine doppelte Bretterlage, die von vier Tramen getragen wird. Der Fußboden ist gedielt. Die Rauchstube besitzt 7 Fenster, von denen 3 in der Hauptfront und 4 in der Giebelseite des Hauses liegen. Jedes derselben ist 45 *cm* breit und 48 *cm* hoch. Sie scheinen schon vergrößert worden zu sein. Backofen und Herd sind hier auch sehr groß. Der Herd ragt fast in die Mitte der Stube hinein. Sein Kogel wird durch eine Kette, die an der Decke befestigt ist, gehalten. Die Höhe des Herdes ist beträchtlich, sie beträgt 75 *cm*. Die Oberfläche ist mit Steinplatten belegt. Im Herdkörper ist wie beim Herd im Sank-Hause eine Aschengrube ausgespart. Unter der Ofenbank (O.-B.) befindet sich eine Feuergruhe. Bei a steht die Kesselreide. K.-Z. = Kaspelzuber. K.-F. = Kühlfass, welches, wenn es nicht zum Brennen gebraucht wird, hier steht, wo durch eine Röhre von dem vor dem Hause stehenden Brunnen Wasser hereingeleitet werden kann. T_2 = aufklappbarer Tisch.

Die neben der Rauchstube angebrachte Kachelstube, welche heute gemauert ist, dürfte ehedem auch gezimmert gewesen sein. Darauf lässt der Umstand schließen, dass die Kachelstube von der Rauchstube zwei Wände trennen, eine hölzerne, die als die alte, und eine gemauerte, die entschieden als eine neuere Wand angesehen werden kann. Die Außenmauern der Kachelstube haben eine Stärke von 60 *cm* Die Mauer, welche sich an die Holzwand der Rauchstube lehnt, ist nur 30 *cm*, die vierte dagegen 52 *cm* dick. In den Außenmauern sind je zwei Fenster (65 : 79 *cm*) angebracht. Sie sind vergittert. Das Gitter zeigt die Fig. 18 in Abb. 13. Die Höhe der Kachelstube ist so groß wie die der Rauchstube (2·69 *m*). Die Decke ist stuccaturt, der Fußboden gedielt, die Wände sind bemalt. Der Kachelofen (O) besteht aus flachen Kacheln. Er ist mit Bänken (Ba_3 und B_1) umgeben und von einem Geländer eingefasst. Ba und Ba_2 sind stabile Bänke, die mit Lehnen versehen sind. Die Lehnen zeigen Gitterwerk aus Holzstäben. Solche Bänke haben, wenn sie in gemauerten Stuben stehen, stets Lehnen, die Bänke in den gezimmerten Stuben weisen dagegen nie Lehnen auf. Ba_3 = *Stuhl*, darüber hängt eine Schüsselrein; B, B_2 = Betten; Sch.-P. = Schreibpult, davor ein Sessel. St. = Stellage, die mit einem Vorhang verhängt ist.

Gegenüber der Rauchstube liegt ein gedielter, geweißter, mit einer einfachen Decke gedeckter Raum. Früher diente derselbe, wie mir die Bäuerin sagte, als *Menscherkammer*, d. h. als Kammer für die Mägde. Hier sind auch der große Hackblock (H.-B.), die Waschschäffer (W.-Sch.) und die Beizzuber (B.-Z.) aufgestellt. Der Raum ist sehr kühl, darum *zerlexnen* (undicht werden) die Holzgeschirre nicht leicht. Dass der Raum sehr kühl ist, mag auch die Ursache von der Verlegung der Mägdekammer in das Obergeschoss gewesen sein. Ich zweifle, dass der Raum überhaupt ursprünglich als Mägdekammer angelegt worden ist. Ich traf nämlich nirgends eine solche in einstöckigen Häusern im Parterre an. Die Stube dürfte früher Wirtschaftszwecken gedient haben, so dass ein Wohnraum ursprünglich rechts von der Laube nicht existiert haben wird. War es so, so sind die Wohnräume im Erdgeschoss auch dieses Hauses bei seiner Erbauung nach dem Schema Abb. 19 angelegt worden.

So wie die Dienstbotenstube ist auch die *Kemet'n* geweißt, hat eine einfache Bretterdecke, aber statt einem Bretterfußboden ein Ziegelpflaster. In der *Kemet'n*, die als Vorrathsraum und Speisekammer dient, fand ich drei große Mehltruhen (M.-Tr. und $M.-Tr_3$). Jede derselben war in zwei Fächer getheilt, die die verschiedenen Mehlsorten enthalten. In der großen Truhe Tr. befanden sich, ebenfalls in gesonderten Fächern das Schütt-

mehl[1]) und der Prein[2]). Auf dem Tische T standen in Schüsseln, Pfannen, Casserollen und Töpfen die Überbleibsel der letzten Mahlzeiten. Auf dem Tische T_2 stand Milch in blechernen Reinen. Milch war auch in dem unter M.-K. stehenden Milchkastel untergebracht. Auf den Bänken Ba und Ba_2 standen saure Käse, *Kaserle* (Holzkübelchen zum Formen der Käse) und Schmalzdosen. Eine große Schmalzdose stand auch unter b auf dem Boden und bei a der Hackstock zum Zerhacken von Fleisch. Von der Decke hieng in etwas mehr als Mannshöhe eine große Bretterbühne. Auf ihr und auf Stellagen, die an den Wänden angebracht sind, liegt eine Menge Geschirr zu außerordentlichem Gebrauch: große Pfannen zum Speckauslassen, blecherne Kannen, Heber aus Blech, Reibeisen, Schnellwagen u. v. a. In einer Unzahl von allen möglichen Dingen ist in der *Kemet'n* für alles vorgesorgt. Der Reichthum an Geräthen, die man in einer *Kemet'n* findet, ist der beste Maßstab für die Wohlhabenheit eines Bauern. Man merkt es dieser *Kemet'n* an, dass die Hofer-Hube in guten Händen ist. Ein jedes Ding war an seinem Orte und alles blank und rein. Die Ordnung und Reinlichkeit, die in diesem Hause, leider nicht in allen kärntner Bauernhäusern, die ich besuchte, auf Schritt und Tritt fand, muthete förmlich an.

An der Rückseite des Hauses ist neben dem Thor ein Abort angebaut. Er ist neu. Der alte steht auch heute noch, und zwar unter A hinter dem Kasten K (siehe die Planskizze Abb. 8).

Die Abb. 46 bringt den Grundriss des Obergeschosses. Der Obenauf hält die Mitte. Tr-Tr_4 = Truhen. Bei T_3 stehen zwei Truhen übereinander. R_3 ist ein Bretterverschlag, der wie eine kleine Kammer durch eine Thür betreten werden kann. Von dort aus werden die beiden daranstehenden Öfen geheizt. Der Rauch strömt aus den beiden Öfen in diesen Bretterverschlag, der ihn dann an den von unten kommenden Schlot R_2 abgibt.

Die Wohnräume des Obergeschosses liegen links vom Obenauf über der Rauchstube und der Kachelstube. Sie sind gezimmert. Über der Kachelstube liegt die *obere Kachelstube*. Sie ist gedielt und hat eine doppelte Bretterdecke, die geweißt ist. Die Wände sind stuccaturt und bemalt. Hier wohnte der junge Bauer mit seinem Weibe, als der *alte Hofer* noch lebte und die untere Kachelstube inne hatte. Jetzt dient sie als Aufbewahrungsort für die besseren Kleider, für die Wäsche und die noch unaufgearbeitete Leinwand, die hier in erstaunlicher Menge auf den Bänken in großen Rollen aufgestapelt liegt. Tische und Bänke bestehen aus weichem Holz und sind braun gestrichen. Auf dem Tisch T ist in einem weißen Kranz mit weißer Farbe der Name Jesu: J. H. S. gemalt. Es ist gerade keine Seltenheit, dass man dieses Monogramm, das sonst ausschließlich nur von Katholiken gebraucht wird, in protestantischen Häusern Kärntens findet. Die Kästen sind poliert und aus Kirschbaumholz mit Füllungen aus Eschenholz gearbeitet. K.-B. = Kinderbett. Der Ofen, ein Kachelofen, ist mit Bänken umgeben.

Die beiden Räume, die sich an diese Kachelstube anschließen und den Platz über der Rauchstube einnehmen, bildeten früher ein Ganzes. Es wurde durch eine Bretterwand in zwei Theile geschieden. Die größere Hälfte, in der sich der Kachelofen befindet, ist die *Weibenleut'-Stube*, auch das *mittere Stüb'l* genannt. Über a und b sind Stellagen an-

[1]) Fichten- und Wachholdernadeln, im Backofen gedörrt, werden mit Hafer gemengt und das Gemenge wird zu Mehl gemahlen. Dieses Mehl ist das Schüttmehl. Die Getreidewinde hat zwei Abläufe, durch den vorderen kommt das schwere Getreide, durch den rückwärtigen die leichteren Abfälle, das *Hintarach* genannt. Das *Hintarach* von Hafer und Gerste wird ebenfalls zu Schüttmehl gemahlen. Das Schüttmehl wird mit Salz gemengt und dem Vieh gegeben. Auch überschüttet man damit das *Wackach* (abgebrühte Fleiden oder *Bluamach* [abgebrühte Klee- oder Heublumen]). (Senior Karl Bünker.)

[2]) Hirseprein = *Klauprein*, in Milch oder Wasser zu Brei gesotten und mit heißem Schmalz übergossen *(abgeschmalzt)*, dient als Abendessen. (Karl Bünker.)

gebracht, auf denen die Mägde Kleiderstücke, ihre Schuhe und das Nähzeug haben. Bei e hängt ein Eckkästchen *(Alma'le)* an der Wand.

Die *Mannenleut'-Stube* ist unheizbar. Die Fenster aller drei Wohnräume entsprechen in ihrer Größe den Fenstern der Rauchstube (45 : 48 *cm*).

Die Wände des Obenauf und die Außenwände des ganzen vom Obenauf nach rechts liegenden Theiles des Obergeschosses sind aus Brettern hergestellt. Es findet sich hier nirgends Zimmerwerk. Der Theil rechts vom Obenauf ist durch zwei Wände, die ebenfalls nur aus Brettern bestehen, in drei Theile geschieden. Der mittlere davon ist gegen den Obenauf zu offen. Mit einer Bretterdecke ist jedoch jeder der drei Theile versehen. Trotz der recht primitiven Ausgestaltung dieses Theiles des Obergeschosses macht das Haus in keinem seiner Theile wie das Winkler-Haus auf den Beschauer den Eindruck des Unvollendeten, des Unausgebauten. Darin liegt der bedeutende Unterschied zwischen beiden Häusern. Das Hofer-Haus steht im Hinblick auf seine weitergehende Entwickelung hoch über dem Winkler-Hause.

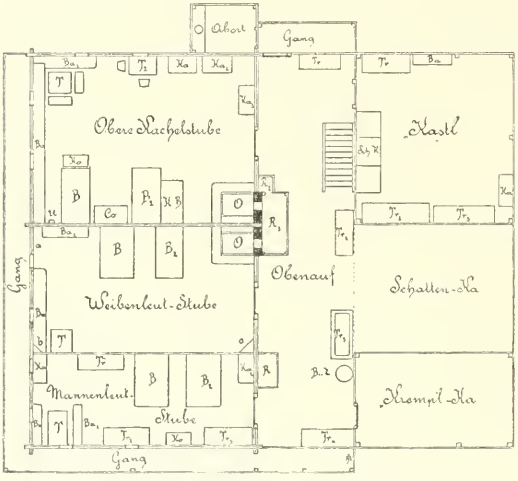


Abb. 46. Grundriss des Obergeschosses des Hofer-Hauses.

Der mittlere, gegen den Obenauf zu offene Raum dient als *Schät'n-Kâma'*, d. h. es werden dort die bei der Bearbeitung von Bau- oder Werkholz abfallenden Scharten (Holzspäne) und Hobelspäne *(How'lschät'n)* aufgestapelt.

Links von der Scharten-kammer liegt die Getreide-kammer, das *Kast'l*. Im Kasten steht ein Schüttkasten (Sch.-K.), große Truhen (Tr-Tr$_3$), ein Kasten und eine Bank. In den Truhen befindet sich Flachs und Wolle in großer Menge. In einer Ecke steht eine Anzahl Spinnräder, ein Rührkübel und Schusterstühle, welch letztere hervorgeholt werden, wenn die Schuster *auf die Stör* kommen. An den Wänden hängen Reitern, an Stangen Leder, viele Ketten, Stricke, Steigeisen, Werkzeug und drei Laternen. In einer Sichelrem stecken 14 Sicheln. Auch hier begegnet uns also derselbe Reichthum an Geräthen wie in der *Kemet'n*.

In der *Kremp'l-Kama'*, d. i. die Gerümpelkammer, lag eine Menge alten Eisens auf dem Boden, auch standen darin alte Möbel, unbrauchbar gewordene Geräthe und gebrochenes Werkzeug.

Auch auf dem hohen Boden, der sich ungetheilt vom Gang bis zur rückseitigen Giebelwand erstreckt, sind Geräthe und Werkzeug in großer Zahl untergebracht. Im vorderen Theil, der über den Dienstbotenstuben und der oberen Kachelstube liegt, fand ich eine reich mit Werkzeug ausgestattete *Werkstatt* und daneben 6 Schlitten. Im zweiten Theil, der über dem Obenauf liegt, standen nicht weniger als 17 Spinnräder und 3 Haspeln. Im dritten Theil zählte ich 6 Drischeln, 4 Sensen, 11 Reitern und 8 leere Bienenstöcke.

Hier waren auch *Graupen* (Renthierflechte), Kukuruzfedern (Deckfedern des Kukuruzkolbens) und Spreu in großen Haufen aufgeschichtet.

Eines Gebäudes, das auf der Hofstätte des Hofer-Hauses steht und in die Planskizze Abb. 8 unter K eingetragen ist, muss ich noch mit einigen Worten gedenken. Es ist dies der *Kasten*. Solche Kästen kommen nur auf den größten Gehöften vor. Sie sind fast immer gemauert und zeigen zumeist ein und dieselbe Form. In früherer Zeit scheinen sie gezimmert gewesen zu sein. Ich fand nämlich beim *Zlattinger* in der Zlatting, oberhalb Trebesing gelegen und zur Ortsgemeinde Trebesing gehörend, einen gezimmerten Kasten. Er muss schon sehr alt, mindestens 200 Jahre alt sein, denn er zeigt noch dieselbe sorgfältige Verzinkung im Balkengefüge, die die Rader-Keusche in Tangern an einer Stelle des Hauses aufweist (vgl. Abb. 13, Fig. 6). Abb. 47 zeigt nun den Kasten beim Hofer-Hause im Bilde. Es ist ein kleines einstöckiges Gebäude von fast quadratischem Grundriss. Während das Erdgeschoss eine Balkendecke hat, ist das Obergeschoss gewölbt. Zum

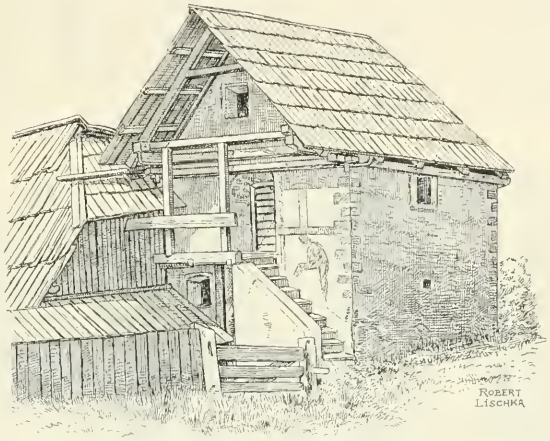
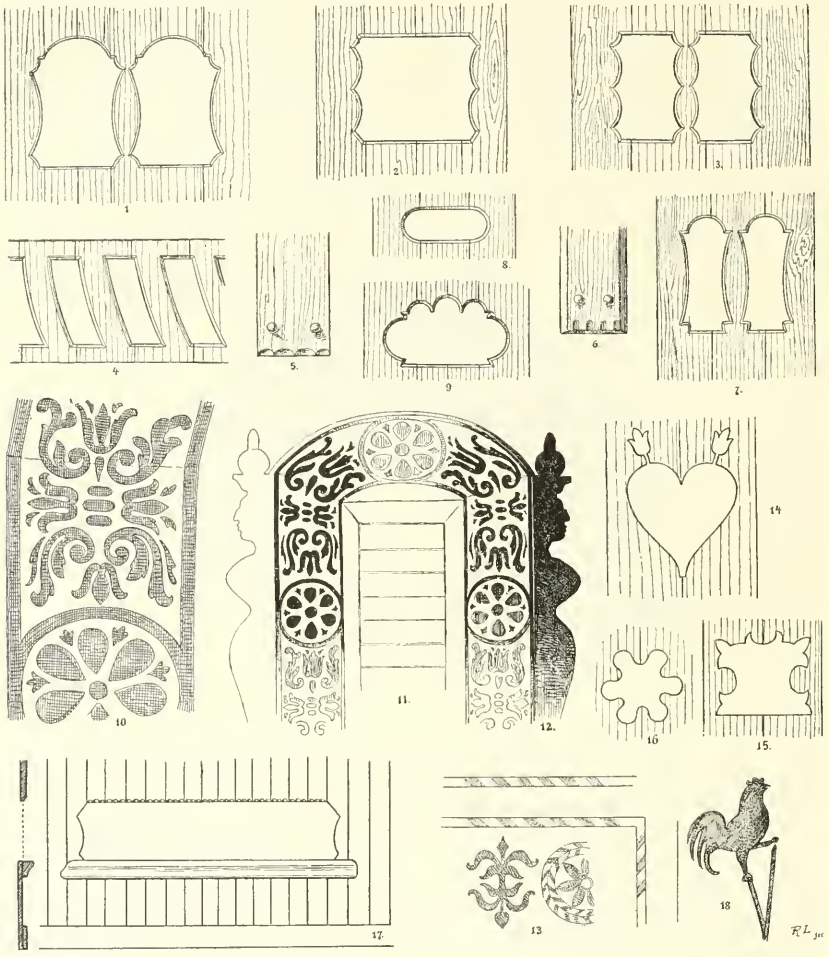


Abb. 47. Kasten beim Hofer-Haus.

Obergeschoss führt außen eine Stiege hinauf, die Thüre des Erdgeschosses ist neben der Stiege angebracht. Die Stiege ist durch das weit vorladende Dach geschützt. Das Erdgeschoss dient als Keller, hauptsächlich für Most und Schnaps. Das Obergeschoss ist eine Getreidekammer. Der Kasten ist das am feuersichersten gebaute Gebäude der Hofstätte.

Dieser Kasten ist auch deshalb noch interessant, weil er einen eigenartigen Schmuck, bestehend aus decorativer Malerei, aufweist. Neben der Stiege ist eine männliche Gestalt in vorgebeugter Haltung an die Wand gemalt. Leider ist sie schon stark verwaschen. Wie einer der Söhne der Hoferin erzählte, soll es das Bild des Großvaters darstellen, der ein außerordentlich großer und starker Mann gewesen sein soll. Man weiß z. B. heute noch von ihm zu sagen, dass er Säcke mit fünf Viertel Weizen (circa 90 *kg* schwer) über die Stiege in den Kasten hinauf trug und dabei stets zwei Stufen auf einmal nahm. Der eigenartige Schmuck des Kastens besteht jedoch nicht in dem Bilde des alten Hofer, er ist an der Thüreinrahmung und in den Wandungen der Thür angebracht. Leider hat auch diese Malerei schon gelitten, zum Theil ist sie aber noch gut erhalten. Alle Malerei ist eintönig in grauer Farbe durchgeführt. Rechts vom Thüreingang ist an der Wand die

Silhoutte einer weiblichen Gestalt noch gut zu erkennen. Herr Lischka hat sie getreu copiert, die Fig. 12 in Abb. 48 gibt sie wieder. Sie erinnert lebhaft an eine Karyatide. Links vom Eingang ist dieselbe Figur in Spuren noch zu erkennen. In der Wandung der



†Abb. 48. Brettausschnitte, Decorations-Malerei u. A.

Thür ist ein wesentlicher Theil des dort angebrachten Ornamentes noch gut, der größere Theil aber weniger gut erhalten. Das am besten erhaltene Stück hat Herr Lischka in Fig. 10, Abb. 48, copiert. Nach diesen Resten hat dann Herr Lischka eine Reconstruction der interessanten Malerei vorgenommen. In Fig. 11, Abb. 48, ist sie zu sehen.

Auf mich hat die Malerei den Eindruck gemacht, als ob man es mit der Nachahmung eines alten Musters von Sgraffito-Arbeit zu thun hätte. Zu dieser Annahme berechtigt mich nicht nur das eintönige Grau der Malerei, sondern auch der Umstand, dass das Decorieren von Wänden in der Technik des Sgraffito bekannt gewesen und ausgeübt worden ist. An dem wenigstens schon 200 Jahre alten Hause Nr. 11 in Kraut *(Wagner)* habe ich noch einen kleinen Rest von Sgraffito-Decoration gefunden. Die Fig. 13, Abb. 48, bietet eine Copie derselben.

Unter Fig. 14—16 derselben Abb. sind einige außergewöhnliche Brettausschnitte gegeben, die am großen Stadel, der zum Hofer-Hause gehört, angebracht sind.

9. Das Bartelbauer-Haus in Treffling.

Das Bartelbauer-Haus, dessen Bild die Abb. 49 bringt, unterscheidet sich vom Winkler-Hause und auch vom Hofer-Hause hauptsächlich dadurch, dass dessen südlicher Tract, der der eigentliche Wohntract ist, noch ganz aus Zimmerwerk besteht und dass dessen Obergeschoss vollkommen ausgebaut ist. Der Gang befindet sich hier nicht am Abschlusse des Erdgeschosses, sondern am Abschlusse des Obergeschosses. Die ihn zierenden Aus-

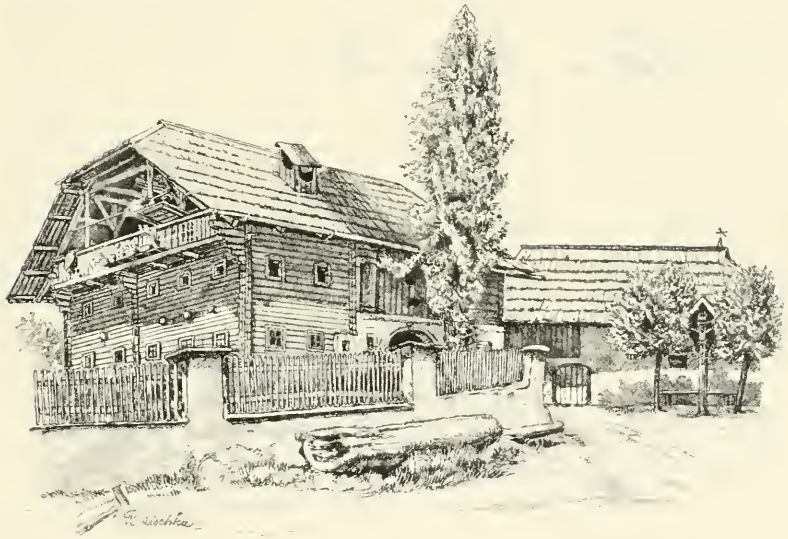


Abb. 49. Bartelbauer-Haus in Treffling.

schnitte finden sich in Abb. 14, Fig. 15, abgebildet. Am unteren Rande der Brüstung des Ganges ist wie beim Winkler-Hause ein Tragbrett befestigt, auf dem in Töpfen und Kistchen Blumen stehen. Blumen stehen auch auf einem zweiten Traggestell, das über den oberen Rand der Brüstung hervorragt. Dieses Gestell ist drehbar, so dass es, wenn die Blumen begossen oder Blüten abgenommen werden sollen, in den Dachraum hineingedreht werden kann. Das hinter einem Gärtchen liegende, vollkommen frei stehende Haus macht durch seine Größe und das Massige in seinen Formen auf dem Beschauer einen imposanten Eindruck.

In Abb. 50 ist der Grundriss seines Erdgeschosses und in Abb. 51 der Grundriss des Obergeschosses zu sehen. Das vordere Thor hat vor sich einen kleinen Gatter *(Gäta'le)*, der das Federvieh abhält, wenn das Thor selbst offen ist. Die Abb. 14, Fig 16, zeigt einige der zierlich geformten Stäbe, aus denen der Gatter besteht.

Die Laube ist breit, gedielt und durchfahrbar. Sie hat eine einfache Bretterdecke, die von fünf Tramen gestützt wird. Wir erblicken darin einen Tisch, umgeben von *Stühlen*. Er nimmt jedenfalls deshalb nicht seinen angestammten Platz in einer der Ecken ein, weil dieselben nicht frei sind. In einer der Ecken führt die Stiege zum Obenauf. Unter dieser Stiege leitet eine zweite zum Keller hinab. Unterkellert sind in diesem Hause die Laube, die Rauchstube und die neben ihr liegende Kachelstube.

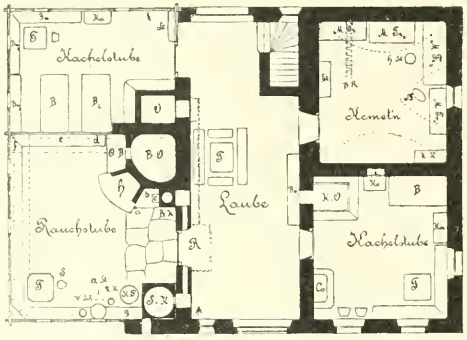


Abb. 50. Grundriss des Erdgeschosses des Bartelbauer-Hauses.

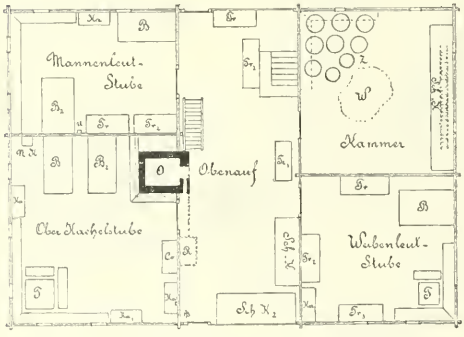


Abb. 51. Grundriss des Obergeschosses des Bartelbauer-Hauses.

Die Rauchstube weist beim Eingang ein Steinplattenpflaster auf, sonst ist sie gedielt. Hier finden wir über allen drei Bänken Holz-Asen. Im Tischwinkel steht auf den Bänken ein *Alma'le*. Von den Einzeichnungen erkläre ich: a = Kesselreide, b = Ort, wo die Bruthenne brütet, c = *Kialfass'l-Maija'le* (Mäuerchen für das Kühlfass). Überd hängt eine *Pfand'lrem* (Rem für Pfannen), unter e ist eine Hühnersteige, darüber eine *Hef'nplätt'nrem* (Rem für Hafendeckel), über f ist eine *Schüss'lprett'lrem* befestigt (ein Schüsselbrett wird weiter unten abgebildet werden, es wird auch *Pfännhâba'* genannt), über g hängt ein Schüsselkorb oder eine Schüsselrem, W.-Sch. = Wasserschaff, A.-St. = *Åbwåschstotz* (ein niederes, kaum 20 *cm* hohes, schaffartiges Gefäß von 70—80 *cm* Durchmesser zum Abwaschen des Geschirres), R.-K. = Rührkübel (Butterfass), K.-F. = Kaspelfass.

Neben der Rauchstube liegt eine Kachelstube. Sie wird die *gezimmerte Kachelstube* oder kurzweg *in Våta' sei Stub'm* geheißen. Hier wohnt nämlich der Bauer, der Besitzer des Hauses und der Bartelbauer-Hube, Johann Unterlercher. Der gemauerte Ofen ist von einer Ofenbank eingefasst. St. = Stellage. Über h hängt ein Schüsselkorb an der Wand.

Gegenüber der Rauchstube liegt auf der rechten Seite der Laube eine zweite Kachelstube, die zum Unterschied von der ersten die *gemauerte Kachelstube* heißt. Sie ist gedielt, die Decke stuccaturt, und die Wände sind bemalt. Der Ofen, welcher von einer Ofenbank umgeben ist, ist ein Kachelofen. Co, die Commode mit einem Glaskasten als Aufsatz sind Möbelstücke modernen Geschmackes aus Zirbenholz (Holz der Zirbelkiefer), i = Mauer-

alma'le. Die Stube dient als Gaststube. *Wenn z'Âb'nds eamp* (jemand) *af Hia'wig kimmpt, nâcha' schläft a' dâ,* so sagte mir die junge Bäuerin, die verheiratete Tochter des Bauern. Die Stube ist also in der Regel nicht bewohnt. Wie die Dienstleut'stube im Hofer-Hause, so dürfte auch dieser Raum früher als Wirtschaftsraum gebraucht worden sein. Es ist darum auch bei diesem Hause anzunehmen, dass die ursprünglichen Wohnräume im Erdgeschosse nach dem Schema Abb. 19 angeordnet waren.

Neben der gemauerten Kachelstube ist die *Kemet'n.* Sie ist gewölbt. Die Mauer, an die sich außen die Stiege anlehnt, ist auffallend stark. Sie misst 78 *cm.* Es kommt in den Bauernhäusern der Gegend nicht selten vor, dass eine Innenmauer stärker als eine Außenmauer ist. Der Grund zu dieser eigenthümlichen Erscheinung blieb mir unerfindlich. In der *Kemet'n* befindet sich ein *Stuhl* St., auf den die Milch gestellt wird. B.-R. = Brotrem H.-St. Hackstock. S.-F. = Salzfass, M.-Tr.—M.-Tr_1 = Mehltruhen. In der ersten befindet sich Schüttmehl, in der zweiten und dritten Kochmehl und in der vierten *Plent'nmehl* (Kukuruzmehl; *Plent'n* stammt vom italienischen Polenta) und *Tâlg'n*[1]).

Das Obergeschoss ist ganz aus Holz gezimmert, nur die Außenwände der Laube bestehen aus Brettern. Es kommt dies auch bei anderen Häusern häufig vor. In diesen Verschalungen sind hier wie auch in anderen Häusern zumeist beiderseits Thüren angebracht. Durch diese Thüren werden Bretter, Latten und Werkholz, Dinge, die man oft in großen Vorräthen auf den Dachböden antrifft, dann auch Möbel und andere Gegenstände bequemer als über die Stiege in den Obenauf gebracht. Diese Thüren haben auch noch einen anderen Zweck. Die im Obergeschoss schlafenden männlichen Bewohner pissen einfach, wenn sie in der Nacht das Bedürfnis ankommt, durch diese Thüre hinab. Ist ein Gang in der Nähe, so wird diese Erleichterung gern auch dort vorgenommen. Die Bretter der Gangbrüstung und oft auch das Holzwerk unter dem Gang erhalten durch die ofte Befeuchtung mit Urin eine wachsgelbe Farbe. Diese hellen Flächen in dem sonst dunkelbraunen Holz kann sich einer, der nicht eingeboren und mit den Sitten und Gebräuchen der Leute nicht vertraut ist, kaum erklären. In Altersberg, einem hochgelegenen Ort des Lieserthales, sah ich an einem Hause an der Stelle, an der sich gewöhnlich die Obenaufthür angebracht findet, einen Rinnstein aus der Mauer hervorragen. Er hat den Zweck, den Urin so abzuleiten, dass das Mauerwerk durch denselben nicht berührt wird. Die hier besprochene Unsitte, die nicht das beste Licht auf den Sinn für Reinlichkeit wirft, wird durch den Umstand gefördert worden sein, dass die Aborte stets außer dem Hause und oft ziemlich weit entfernt von denselben aufgestellt sind.

Das Obergeschoss des Bartelbauer-Hauses weist genau dieselbe Eintheilung wie das Erdgeschoss auf. Hier sind alle Räume, auch die Laube mit Decken versehen, das Obergeschoss ist also vollkommen ausgebaut. Die obere Kachelstube hat eine doppelte Bretterdecke, alle anderen Räume, die durchwegs unheizbar sind, haben einfache Decken. Der Ofen in der oberen Kachelstube ist gemauert und mit Bänken umgeben. Die punktierten

[1]) Es gibt zweierlei *Tâlg'n: Pia'ntâlg'n* und *Gâmpa'tâlg'n. Pia'ntâlg'n* wird aus gedörrten Holzbirnen bereitet. Man zerstampft sie und mahlt sie dann zu Mehl. Diese *Tâlg'n* dient zu Nudelfülle *(gefüllte Nudeln)* oder man überstreut damit *Nocken*, die entweder mittags oder auch abends gegessen werden. *Pia'ntâlg'n* mit Brantwein zu einem Brei gerührt, gibt eine beliebte Jause. — Hafer, Gerste und Kukuruz, zu gleichen Theilen gemischt, werden stark gesotten, dann im Backofen gedörrt und schließlich in der Mühle gemahlen. Das auf diese Weise gewonnene Mehl heißt man die *Gâmpa'tâlg'n.* Manche Bauern bereiten die *Gâmpa'tâlg'n* aus Gerste allein. *Gâmpa'tâlg'n* in süßer Milch verrührt *(untergegampert)*, gibt den *süßen Gamper*, in saurer Milch verührt, den *sauren Gamper.* Ersterer wird zum Frühstück, letzterer zum Nachtmahl genommen. *Tâlg'n* kann auch wie Polenta zubereitet werden. Man richtet ihn dann in einer Schüssel an, macht in dessen Mitte eine Mulde *(Tumpf)* und gießt in dieses heiße Schmalz. Das ist die *Schmâltztâly'n.* Sie wird mit Milch zum Frühstück gegeben. (Senior Karl Bünker.)

Linien beim Ofen deuten ein Ofengeländer an, das an der Decke befestigt ist, also von der Decke herabhängt. In dieser Stube schläft der junge Bauer mit seiner Frau. N.-K. = Nachtkästchen.

Die Mannenleut'stube ist die Stube der Knechte, die Weibenleut'stube die Stube der Mägde; man nennt sie sonst auch die *Menscherkammer*.

In der Kammer liegt bei W ein Haufen Wolle, bei Z stehen Zuber. Die punktierten Linien daselbst deuten Stellagen an, auf denen in Töpfen Wagenschmiere steht. Über dem großen Schüttkasten Sch.-K. hängt eine Brotrem.

Der hohe Boden ist ungetheilt. Dort befinden sich Schüttkästen und Truhen, dann Reitern, Spinnräder, Haspeln, Drischel, Joche und Jöchel, Hauen, Hacken und Bohrer in großer Zahl. Hauen zählte ich zwölf, Hacken zehn und große Bohrer sechs. Ferner sah ich hier Eggen, Pferdegeschirr, Webstuhltheile, alte Bettstellen, dann Bettzeug und Kleider, auf Stangen hängend. Vorne beim Gang steht eine Hobelbank und ein Reifstock mit viel Werkzeug und einem großen Vorrath von Brettern und Stangenholz. Daneben lagen Graupen aufgeschichtet.

In Bezug auf die Hofstätte, auf der das besprochene Haus steht, mag noch erwähnt werden, dass sich auf derselben noch zwei Gehäude erheben, und zwar ein großer Stadel, der parallel zum Hause liegt und mit diesem den geräumigen Hof einschließt, dann ein kleiner Stadel, der im Bilde des Hauses, in Abb. 49 zu sehen ist. Beide Städel haben im Erdgeschosse Viehställe und im Obergeschosse Getreide- und Futterräume.

Herr Lischka hat sich die Mühe gemacht, alle an den drei Gebäuden dieser Hofstätte vorkommenden Brettausschnitte und Bretterverzierungen zu zeichnen. Sie bilden, fünfzehn an der Zahl, unter den Fig. 18—28 der Abb. 14 und Fig. 1—4 der Abb. 48, eine kleine Musterkarte der verschiedensten Formen. Die Endstücke von Brettern, welche Bretterverschalungen angehören, zeigen, wie der Zimmermann daran denkt, selbst beim Kleinsten, Unscheinbarsten durch einige gut angebrachte Einkerbungen dem Gegenstand Schmuck zu verleihen.

10. Das Jank-Haus in Trasischk.

Die Hofstätte des Hauses Nr. 2 in Trasischk ist im Plane Abb. 7 gegeben. Das Wohnhaus findet sich in Abb. 52 abgebildet. Sein Besitzer ist Franz Gaugelhofer, vulgo *Jank*. Das Anwesen ist eines jener beiden Bauerngüter, die den Weiler Trasischk bilden. Es umfasst an

Bauareal	—	Joch	434	□°	in	7	Parcellen
Gärten	2	»	793	»	»	5	»
Äckern	13	»	183	»	»	17	»
Wiesen	14	»	366	»	»	9	»
Weiden	3	»	268	»	»	10	»
Wäldern	22	»	1540	»	»	16	»
unproduct. Grund . .	—	»	211	»	»	2	»
zusammen . .	56	Joch	595	□°	in	66	Parcellen.

In der Hauptsache besteht die Hube aus arrondierten Gründen, die sich in der unmittelbaren Nähe des Hauses ausbreiten. Fernab liegen einzelne Wälder und die so genannten Bergwiesen (Waldwiesen). Zur Hube gehört auch das Recht der Alpenbenützung, wovon jedoch in dem Grundbesitzbogen, aus dem ich mir das Ausmaß der Liegenschaften zusammenschrieb, nicht Erwähnung gethan wird.

Die Hube ernährt an Thieren: 6 Kühe, 3 Paar Ochsen, 8—10 Stück Jungvieh, 1 Pferd, 1 Füllen, 3 große Schweine, und zwar 2 Zuchtschweine und 1 *Bären* (Eber), 6—10 *Frischlinge* (junge Schweine), 20 Schafe und 2 Ziegen.

Das Haus unterscheidet sich in Bezug auf das Material, aus dem es erbaut ist, vom Bartelbauer-Hause dadurch, dass es schon bedeutend weniger Holzwerk aufweist als jenes. Die ganze linke Hälfte des Hauses, also dessen Erdgeschoss und Obergeschoss sind aus Stein erbaut, zudem noch die *Kemet'n*, welche sich von rückwärts an die Rauchstube anlegt. Im Erdgeschosse besteht also nur mehr die Rauchstube allein aus Zimmerwerk. In dieser Hinsicht hat dieses Haus Ähnlichkeit mit dem Winkler-Hause und dem Hofer-Hause. Was dieses Haus besonders ziert, sind die beiden Gänge, deren einer am Abschlusse des Erdgeschosses vor der Hälfte der Hauptfront und der Hälfte der Giebelseite angebracht ist. Der andere befindet sich am Abschlusse des Obergeschosses in der Giebelseite. Die Brüstung des oberen Ganges besteht aus Brettern ohne Ausschnitte, die Brüstung des unteren Ganges dagegen ist durch ein Stabgitter gebildet. Zur Zierde gereicht dem Hause auch das den First überragende Glockendach, unter dem eine *Essglocke* hängt. Auf meinen Ausflügen, die sich auf mehrere Stunden nach jeder Richtung hin erstreckten, fand ich ein Haus mit einer Essglocke nur noch einmal, und zwar in dem wegen seiner romantischen Schönheit und seinen Wasserfällen weithin bekannten Maltathal. Das Haus liegt einsam am rechten Ufer der Malta, in der Nähe der Gössfälle. Auffallend für den Beschauer des Jank-Hauses ist der Umstand, dass aus dem Dache zwei Rauchschlote emporragen. Man ist nämlich gewohnt, am Bauernhause Oberkärntens stets nur einen Rauchschlot zu sehen, und der ist nach alter Gewohnheit immer hölzern. Der zweite, gemauerte Schornstein dieses Hauses ist denn auch neueren Datums. Der alte ist der kleine hölzerne in der Mitte des Daches.

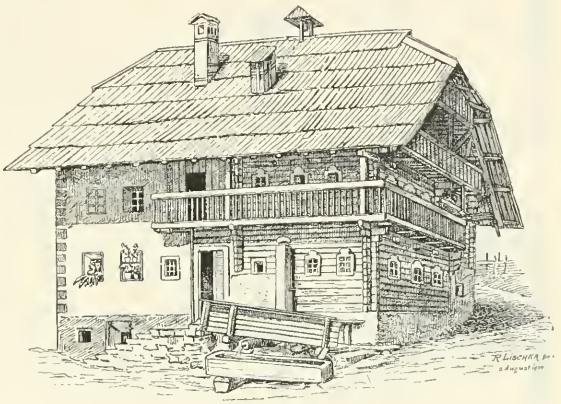


*Abb. 52. Jank-Haus in Trasischk.

Zum Hauseingang, der hoch liegt, weil die linke Hälfte des Hauses unterkellert ist (man bemerkt die Kellerthür im Bilde Abb. 52 links unten), führt von links eine steinerne Stiege, von rechts eine kurze, mit einem Geländer versehene Brücke hinan. Unter der Brücke ragt ein aus einem durchbohrten Baumstamm gebildetes Brunnenrohr hervor, aus dem sich das Wasser in den Trog ergießt. Eine Abzweigung der Wasserleitung bildet der *Tâda'mann*, der sich zwischen dem ersten und zweiten Fenster der Rauchstube erhebt und aus dem Wasser in die Rauchstube geleitet wird. Die Eingangsthür ist senkrecht in zwei Hälften getheilt, wovon die schmälere Hälfte, die ein Drittel der ganzen Breite der Thür einnimmt, gewöhnlich geschlossen bleibt, wohl deshalb, weil durch das Öffnen der ganzen Thür der innerhalb derselben angebrachte Rauchfang leicht Schaden erleiden kann. Die Thür weist reiche Gliederung und Kerbschnitzerei auf. Abb. 13.

Fig. 13, zeigt einen Theil der Thür. Hier sei auch hingewiesen auf die zierliche Umrahmung der Fenster (41 : 54 *cm*) in den gezimmerten Theilen des Hauses. Abb. 13. Fig. 14. gibt die Form einer solchen Umrahmung wieder.

Besehen wir uns nun Abb. 53. den Grundriss des Erdgeschosses in diesem Hause, so erblicken wir in der Mitte des Hauses wieder die Laube. Sie geht durch das ganze Haus, ist aber nicht durchgängig gemacht worden, offenbar deshalb, weil hinter dem Hause das Erdreich steil ansteigt. Die Laube wird durch zwei Fenster erhellt, wovon das eine neben der Eingangsthür, das andere in der Rückwand angebracht ist. Die Laube ist sonst gedielt, nur ganz im Hintergrunde zeigt sie bis zur punktierten Linie ein Katzenkopfpflaster. Dort steht ein Hackblock. Am Tisch links vom Eingang wird im Sommer gegessen.

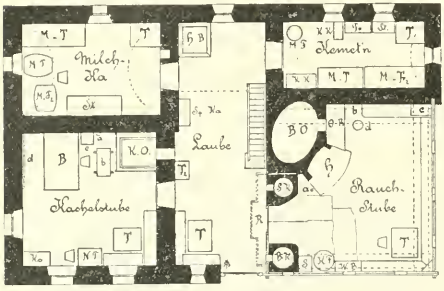


Abb. 53. Grundriss des Erdgeschosses des Jank-Hauses.

Innerhalb der Rauchstubenthür liegen riesige Steinplatten, den anderen Theil des Fußbodens bilden Bretter. Die Ausstattung der Rauchstube gleicht der der bereits beschriebenen. Bei a steht die Kesselreiden, über b hängt eine *Höf'nstöll'n* an der Wand, bei c steht ein *Alma'le* auf der Bank, im Tischwinkel ebenfalls. Unter der einen Bank ist bei H.-St. die Hühnersteige angebracht, bei d steht ein Hackstock. An drei Wänden entlang laufen nahe der Decke die Holz-*As'n*. Die punktierten Linien deuten sie an. Darauf befindet sich ein großer Vorrath von gespaltenen Leuchtspänen und geklobenen Scheitern aus Fichten- und Föhrenholz. In Bezug auf den Saufutterkessel habe ich durch die mittheilsame Bäuerin erst in diesem Hause — es war eines der letzten, die ich aufnahm — erfahren, dass er verschiedenen Zwecken dient. Es wird in ihm nicht nur das Futter für die Schweine gekocht, sondern er dient als Sechtelkessel auch zum Ausbrühen der Wäsche und schließlich auch noch zum Kochen der großen Wassernudeln, der Lieblingsspeise der Kärntner.

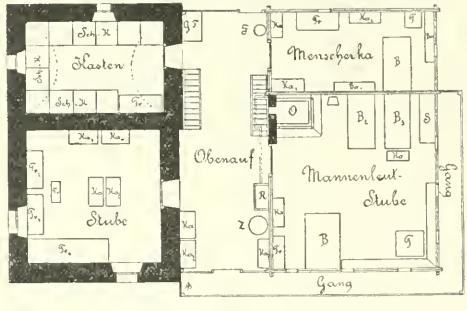


Abb. 54. Grundriss des Obergeschosses des Jank-Hauses.

Hinter der Rauchstube liegt die *Kemet'n*. Sie ist gemauert, gewölbt und hat ein Mörtelpflaster. St. = Stellage, M.-F. = Mehlfass.

Gegenüber der Rauchstube ist das Wohngemach des Bauern und seiner Frau. Wir sehen dort im Grundriss nur ein Bett eingezeichnet. Es ist das Ehebett. a = Uhr, b = Wiege, c = Nachtkästchen, d = Kleiderrechen, N.-T. = Nähtischchen der Bäuerin. Der Kachelofen ist mit einem Geländer umgeben, an dem im Winter die Kinderwäsche getrocknet wird. Die großen Fenster der Stube (76 : 98 *cm*) sind dicht mit Blumen besetzt.

An die Stube schließt sich eine gemauerte und gewölbte Milchkammer an. Den Fußboden bildet ein Steinplattenpflaster. Auf dem Tisch T liegen die *Milchspan*. Es sind dies 2 *cm* breite, 1 *cm* dicke und 30 *cm* lange Holzleisten (Späne). Zwei derselben werden parallel auf eine Milchrein, die gewöhnlich noch aus Holz ist — in neuerer Zeit werden auch solche aus Thon und aus Blech angefertigt — gelegt. Dann stellt man darauf wieder eine Rein, gibt auf diese ebenfalls zwei Späne und kann so einen ganzen Stoß von Reinen aufbauen. Auf einer tischähnlichen Bretterbühne, dem Milchtisch M.-T., sah ich in zwei solchen Stößen 18 volle Milchreinen stehen. Über M.-T. hängt die Brotrem von der Decke. St. = Stellage, darauf stehen die leeren Milchreinen. Unter der Stellage stehen die Schmalzdosen. Über der Thür hängen die aus Kupfer geschmiedeten Schafglocken.

Das Obergeschoss, dessen Grundriss in Abb. 54 gegeben ist, zeigt die gleiche Eintheilung wie das Erdgeschoss. Über der Laube liegt wie immer der Obenauf. Er hat wie die Laube eine einfache Bretterdecke. Die Vorder- und Rückwand bilden Bretterwände. In beiden sind Thüren angebracht. Die Thür in der vorderen Bretterwand führt auf den 80 *cm* breiten Gang.

Der große Raum über der Rauchstube ist die Stube der Knechte, der dahinter liegende kleinere Raum die Stube der Mägde. Ich erwähnte schon oben, dass die Stube der Knechte gewöhnlich nicht heizbar ist, während die Stube der Mägde meistens einen Ofen aufweist. Dass die Sache sich in diesem Hause gerade umgekehrt verhält, hat einen besonderen Grund. Im Winter jedoch schläft die *Dirn* mit den Knechten in der heizbaren Stube.

Gegenüber der Stube der Knechte ist ein Raum, der vorläufig als Kammer dient, wo in Truhen und Kasten die besten Kleider, und was sonst wertvoll ist, verwahrt wird.

Neben diesem Raum liegt der *Kasten* für das Getreide. Er ist vollkommen feuersicher, denn er ist gewölbt. Es war hier das einzigemal, dass mir im Obergeschosse ein gewölbter Raum in einem Bauernhaus der Gegend unterkam. Außer einer einzigen Truhe nehmen die Wände ringsherum die Schüttkästen ein.

Der Dachboden ist nur horizontal getheilt. In der oberen Hälfte, dem Branter, liegen ein Vorrath von hölzernen Dachnägeln, Werg und Graupen, im unteren Theil, dem hohen Boden, liegt nach vorne hinaus eine Werkstätte. Der Bauer ist mit Werkzeug versehen wie ein Wagner oder Zimmermann. Er versteht es aber auch, dasselbe mustergiltig zu handhaben und verfertigt sich alles, was in Haus und Hof aus Holz zu machen ist, selbst. Sonst ist im Dachboden noch untergebracht, was man auch anderwärts gewöhnlich findet: Getreidekästen, Truhen, Spinn- und Webegeräthe etc.

Die Wohngemächer des Erdgeschosses folgen in ihrer Anordnung dem Schema Abb. 20.

11. Das Hatz-Haus in Tangern.

Das Haus, welches die Nr. 19 trägt, ist Eigenthum des Bauern Elias Unterlercher. Fällt das oben beschriebene Hofer-Haus durch seine Größe auf, so imponiert das Hatz-Haus, das übrigens nur unbedeutend kleiner ist als das Hofer-Haus, durch das Schlichte und Kraftvolle im Bau (Abb. 55). Die nach abwärts stärker werdenden und ausladenden Mauern der Giebelseite, das kräftige Balkenwerk des Obergeschosses mit den nur spärlich angebrachten Fenstern, dann das mächtige Dach, das sich breit über das Gebäude legt, geben dem ganzen Hause das Ansehen eines kleinen Bollwerkes. Es fehlt diesem Bau der das oberkärntnerische Haus so hervorragend zierende balkonartige Gang. Der fast vollkommen offene Giebel gewährt Einblick in das Innere des Dachbodens.

In Abb. 56 bringe ich den Grundriss des Erdgeschosses aus diesem Hause. Wie schon die Ansicht erkennen lässt, ist bei diesem Hause im Erdgeschosse nichts mehr aus Holz erbaut. Die Mitte des Hauses nimmt auch hier die Laube ein. Sie ist sehr breit, doch nicht hoch (2·57 *m*). Die einfache Bretterdecke wird durch fünf Trame getragen. Der Fußboden ist gedielt. Die Laube ist durchgängig. Man kann in dieselbe mit Wägen hineinfahren, doch ist sie nicht durchfahrbar, da an der Rückseite des Hauses zur Thür daselbst eine Stiege hinaufführt, weil das Terrain des Hofes niederer liegt als der Dorfweg vor dem Hause. Die Stiege, die in der Laube zum Obenauf hinaufführt, ist mit Brettern verschalt. Unter ihr leitet eine zweite Stiege zum Keller hinab, der sich unter der *Kemet'n* und unter dem vor ihr liegenden Theile der Laube ausbreitet. Der Theil des Kellers, der unter der *Kemet'n* liegt, ist höher als die andere Hälfte, die sich unter die Laube erstreckt, deshalb liegt der Fußboden der *Kemet'n* auch um 80 *cm* höher als der

[1]Abb. 55. Hatz-Haus in Tangern, H.-Nr. 19.

der Laube. Man muss zur *Kemet'n*-Thür über zwei Stufen und den Absatz in der Stiege hinaufschreiten.

Die Rauchstube wird durch vier Fenster erhellt. Sie sind 68 *cm* breit und 85 *cm* hoch und mit Gittern versehen. Die Form der Gitter zeigt die Fig. 15 der Abb. 13. Die Rauchstube zeigt sonst wohl noch ihr altes Gepräge, doch fehlt in ihr das Charakteristischeste, der große Kogel über dem Herd, der sonst diesem Raum im kärntnerischen Bauernhause das Gepräge des Althergebrachten, Originellen und Malerischen verleiht. Auch die sonst übliche Bretterdecke, getragen von Trambalken, ist hier durch eine stuccaturte Decke ersetzt. Das Fehlen derselben fällt jedoch nicht so stark ins Auge als das Fehlen des Kogels. Die Decke ist mit einer glänzend schwarzen Rußschichte bedeckt. Der große Herd, er ist 2·78 *m* lang und 2·14 *m* breit, tritt nicht mehr gegen die Mitte der Stube vor, sondern er ist in die Ecke des Raumes verlegt. Er hat den Backofen auch nicht mehr hinter sich, sondern schließt ihn in sich ein. Infolge dessen musste er auch höher gebaut werden als die Herde gewöhnlicher Form. Er ist 87 *cm* hoch. Damit die

Bäuerin sich beim Kochen nicht allzu sehr strecken muss, ist ihr vor der Feuerstelle eine Stufe aus Holz, St., hingelegt worden. Die Feuerstelle besteht aus einer quadratischen Steinplatte, die Oberfläche des Herdes aus einem Pflaster aus Mauerziegeln. Ein hängender Kessel fehlt hier. Auf der Rückseite des Herdes ist ein 32 *cm* hohes Mäuerchen aufgesetzt worden, das mit einem Brett bedeckt ist. Es ist das Ofenbankel in neuerer Form. Darauf setzen sich die *Schuler* (Schulkinder) gerne, wenn sie im Winter nach einstündigem Wege aus der Schule heim kommen, um ihre erstarrten Finger zu erwärmen und die beinhart gefrorenen Schuhe aufthauen zu lassen. Vor der Backofenheize ist eine Feuergrube (F.-G.) angebracht. Sie dient nicht nur dazu, Asche und Glut aus dem Ofen aufzunehmen, sondern die Bäuerin steigt, wenn die Glut und Asche daraus entfernt ist, in dieselbe hinein, um die Laibe bequem einschießen und, wenn sie gebacken sind, herausnehmen zu können. Der Ofen fasst 23 große Laibe. Bei Ho. liegt Holz, außerdem in großer Menge zum Austrocknen auf den drei *Ast'n*. Bänke laufen an drei Wänden entlang. Sie haben hölzerne Lehnen, die am Mauerwerk befestigt sind. Bei H.-St. fehlt auch hier die Hühnersteige nicht. Sie setzt sich unter H.-St$_2$ fort. Über a ist eine Schüsselrem angebracht, bei b hängt eine Kochlöffelrem und bei c eine Platten-(Hafendeckel-)Rem. Die ganze Rauchstube ist gedielt, nur ein kleines, vor den beiden Kesseln liegendes Stück, das im Plan durch punktierte Linien eingeschlossen ist, ist mit runden Steinen gepflastert. Das Rauchloch, das sich über der Thüre befindet, nimmt die ganze Breite der Thür ein und ist durch zwei Brettflügel, die sich an Scharnieren drehen, zu schließen. Der Tisch, der im Winter an seinem gewohnten Platz steht, steht im Sommer in der Laube. Dort wird während der warmen Jahreszeit gegessen.

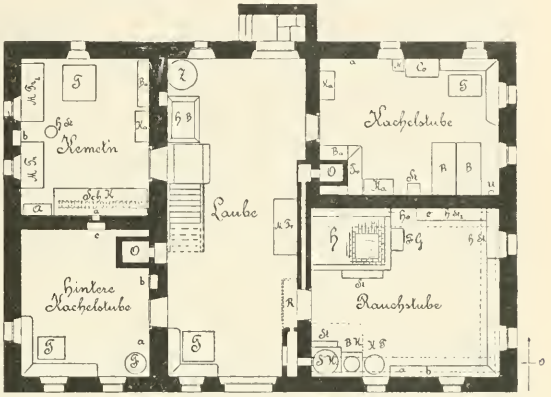


Abb. 56. Grundriss des Erdgeschosses des Hatz-Hauses.

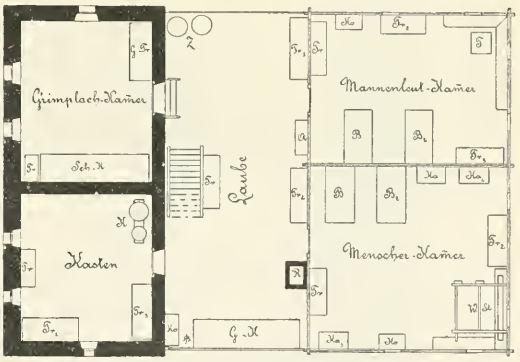


Abb. 57. Grundriss des Obergeschosses des Hatz-Hauses.

Die an die Rauchstube sich anlegende Kachelstube ist wie die Rauchstube gedielt, stuccaturt und geweißt. Jedes der vier Fenster ist 65 *cm* breit und 80 *cm* hoch. Auch diese Fenster sind mit Gittern versehen. Die Form der Gitter ist eine sehr häufig vor-

kommende. Sie wird durch die Fig. 16 in Abb. 13 veranschaulicht. Der gemauerte Ofen der Kachelstube ist von zwei Bänken eingeschlossen. Jene unter Tr. bildet eigentlich den Deckel einer Truhe, in welche die Bäuerin, wie sie sagte, das *schwarze Gewand*, d. i. die schmutzige Wäsche, unterbringt. In der Stube bedeutet N. ein Nachtkästchen, Co. eine Commode, St. einen alten gepolsterten Lehnstuhl und U. eine Uhr. Über a hängt eine Schüsselrem mit feinerem Geschirr. Die Betten, es schlafen darin der Bauer und sein Weib, sind aus Kirschholz, die Füllungen aus Esehenholz.

Auch die hintere Kachelstube ist gedielt und geweißt und hat eine Stuckdecke. Sie ist jetzt nicht bewohnt und dient im Sommer als Milchkammer. Ursprünglich wird sie wohl immer diesem Zweck gedient haben, denn bewohnt wird sie überhaupt nur, wenn das Haus einen Auszügler hat. Früher hat man die Auszügler immer in einer Badstube oder in einem eigens zu diesem Zwecke erbauten *Stübel* untergebracht, in neuerer Zeit weist man ihnen einen wohnlicheren Raum im Hause selbst an. Der humaneren Behandlung der arbeitsunfähig gewordenen Eltern wird nicht nur diese, sondern viele andere *hintere Kachelstuben* ihr Entstehen in neuerer Zeit zu verdanken haben. Auf dem Tische der Kachelstube standen 23 Milchreinen in drei Stößen. Sonst fand ich hier noch Spinnräder, Haspel und Wolle. An der Wand hieng bei a eine Tellerrem, bei b war in der Wand eine *Leicht'n*, d. i. ein kleiner Kamin, angebracht, in dem Leuchtspäne zur Erhellung des Raumes verbrannt werden. Solche Leuchten habe ich auch aus der Gegend von Kirchschlag in Niederösterreich und aus der Gegend von Vorau in Steiermark nachgewiesen. In Kärnten habe ich außer dieser Leuchte nur noch eine, und zwar beim Schmied in Treffling gefunden. In der hinteren Kachelstube des Hatz-Hauses befindet sich in der Mauer bei e auch noch ein Mauer*alma'le*

Die *Kemet'n* hat eine einfache Bretterdecke. Unter ihr laufen sechs Trambalken durch. Der Fußboden besteht aus einem Mörtelpflaster. Von den Einzeichnungen erkläre ich nur: A = *Âlma'*, H.-St. = Hackstock. Über dem Schüttkasten hängt eine Brotrem, über den Fenstern fand ich Stellagen angebracht. Darauf sah ich Pfannen, Töpfe, Flaschen für Brantwein und Kaserln untergebracht. Auf dem Tische stand saurer Käse, *Suppenmachet*, eine Art Käse, welchen die Bäuerin selbst bereitet und zum Kochen der Käsesuppe benöthigt. Dann standen auf dem Tisch noch drei Blechdosen mit Schmalz und ein Korb mit Eiern. Von den Trambalken hiengen kupferne Kuhglocken, Stricke, Hänkelkörbe, Pferdegeschirr, Mühlbeutel und Zwiebel in geflochtenen Kränzen herab. Auf den Bänken standen Backmultern und Säcke mit Mehl. Bei a und b befinden sich *Alma'le* in den Wänden.

Im Obergeschoss, dessen Grundriss unter Abb. 57 gegeben ist, ist die Eintheilung der Räume dieselbe wie im Erdgeschoss. Die Außenwände des Obenauf bestehen auch hier wieder nur aus Brettern. Thüren fehlen jedoch hier in diesen Wänden. Dafür finden wir auch hier wieder Ausschnitte in den Brettern. Abb. 48, Fig. 7, zeigt das Bild des *Guggers*, der über dem Eingangsthor angebracht ist. Im Obenauf stehen unter Z zwei Zuber und unter A ein *Âlma'*. Bei R führt der gemauerte Schornstein empor. In der Stube der Mägde, die über der Rauchstube liegt, steht an der Stelle des Tisches ein Webstuhl. Es ist jedoch nicht daran zu denken, dass etwa die Mägde, die hier schlafen, sich auf das Weben verständen. Das Gespinst, das im Hause angefertigt wird, verarbeitet ein Weber, der für mehrere Tage oder Wochen bestellt werden kann, zu Leinwand verschiedener Art. Er erhält für die Zeit, die er im Hause zubringt, nebst der Entlohnung an Geld, Unterkunft und die Verköstigung. Von den beiden Wohnräumen im Obergeschosse dieses Hauses ist keine heizbar.

Im *Kasten* stehen unter K auf einer Bank Körbe mit gesponnenem Garn. Der Raum über der *Kemet'n* liegt, weil auch die *Kemet'n* höher als die neben ihr angeordneten Räume

zu liegen kommt und höher als jene emporragt, höher als der Obenauf. Es sind darum der Thür zwei Stufen vorgelegt. Der Raum wurde mir von der Bäuerin *G'rimplach-Kâma'* (Gerümpelkammer; man hört sonst auch noch nur *Rimpl'kâma'* und *Rumpl'kâma'*) genannt. Es ist dabei aber durchaus nicht ausgesprochen, dass in einer solchen Kammer nur altes Gerümpel vorkommen muss. So fand ich denn auch hier neben den Getreidekästen, die sich in gutem Zustand befinden, Gegenstände, die nichts weniger als den Namen Gerümpel verdienen: Pferdegeschirr, Joche, 8 Stück Kuhglocken verschiedener Größe, Ruckkörbe, Rechen, Sensen, Heugabeln und eine große Anzahl von Zimmermanns- und Schlosserwerkzeug.

Der Dachraum ist ungetheilt. Es stehen dort Getreidekästen, eine Drehbank, Schlitten, eine Anzahl Spinnräder und Waschgeschirre. Hier ist auch Werkholz, besonders Birkenholz, zum Trocknen aufgelegt, dann liegt da auch ein Haufen Türken-(Kukuruz-)Federn, die zum Füllen der Strohsäcke in den Betten verwendet werden.

Die Wohnräume des Erdgeschosses im Hatz-Hause, die angenommene ältere Einrichtung ins Auge gefasst, sind nach dem Schema Abb. 19 angeordnet.

Der Ausschnitt Fig. 8 in Abb. 48 stammt vom Stadel, der Ausschnitt Fig. 9 derselben Abbildung von der Hausmühle des Hatz-Hauses.

12. Das Frankhofer-Haus in Gritschach.

Die Abb. 58 bringt jetzt ein Haus, an dem keine Zimmerung mehr vorkommt. Nur das Dach und die Giebelverschalungen bestehen noch aus Holz, alles andere ist Mauerwerk. Das war aber nicht immer so. Der Bauer, Johann Frankhofer ist sein Name — hier decken sich also Familien- und Hausnamen — sagte mir, dass bis zum Jahre 1854 eine

Abb. 58. Frankhofer-Haus in Gritschach.

ebenerdige Kammer und das ganze Obergeschoss noch aus Zimmerwerk bestanden. Damals ließ der Vater alles in Stein umbauen. Der Rauchschlot scheint noch bis zum Jahre 1860 aus Holz gewesen zu sein. Der aus dem Dache aufsteigende gemauerte Schornstein weist nämlich neben den Buchstaben F. A. die Jahreszahl 1860 auf. Im Frankhofer-Hause haben wir also eines der in Oberkärnten häufig vorkommenden Bei-

spiele solcher Häuser vor uns, die ehemals ganz oder zum größten Theil aus Holz waren und nach und nach in Steinbauten verwandelt worden sind. Obwohl die gezimmerten Gemächer allenthalben den gemauerten als Wohnräume vorgezogen werden, da sie im Winter besser warm halten, so ist doch das Bestreben, die hölzernen Bauten in gemauerte umzugestalten, ein allgemeines geworden. Der Stein ist doch immer unverwüstlicher als das Holz, auch ist das Holz in den letzten Decennien theurer geworden; was jedoch beim Bauern am meisten für die Errichtung gemauerter Häuser spricht, das ist die Feuersicherheit derselben. So trachtet denn ein jeder, wenn ihm dazu die Mittel in die Hand gegeben sind, die hölzernen Theile seines Hauses in gemauerte zu verwandeln. An malerischer Schönheit verlieren die Häuser durch diese Umgestaltung freilich viel. Das Frankhofer-Haus hat in seinem Äußeren mit dem traulich anmuthenden Holzhause des kärntnerischen Oberlandes nichts mehr gemein als das Dach. Selbst der Gang fehlt ihm an der südlichen Giebelseite. An der Stelle desselben ist in der Bretterverschalung eine große Luke angebracht von der Form, wie sie die Fig. 17, Abb. 48, zeigt. Das Haus hat durch seine Umgestaltung im Äußeren das Aussehen eines recht nüchternen modernen Hauses kärntnerischer Marktflecken oder kleiner Städtchen erhalten. So sehen zumeist auch die großen Gasthäuser der Dörfer Oberkärntens aus.

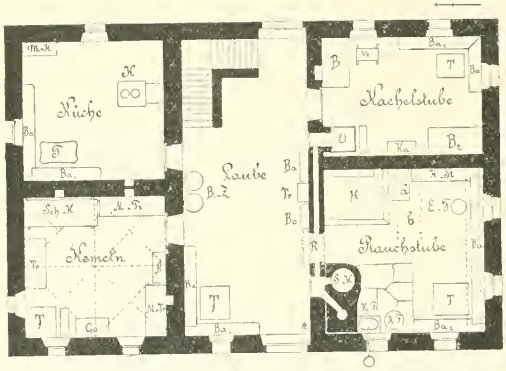


Abb. 59. Grundriss des Erdgeschosses des Frankhofer-Hauses.

Die innere Ausgestaltung des Frankhofer-Hauses, die Vertheilung der Räume, gleicht jedoch noch vollkommen der des hölzernen Bauernhauses, wie dies der Grundriss Abb. 59 auf den ersten Anblick erkennen lässt. Die Laube geht durch die Mitte des Hauses. Sie ist sehr breit und hat sowohl in der vorderen als auch in der rückwärtigen Schmalseite ein großes Thor. Das rückwärtige Thor ist größer (1·51 : 2·07 *m*) als das vordere (1·4 : 1·96 *m*), weil durch dasselbe eingefahren werden kann, was beim vorderen nicht möglich ist, weil sich vor demselben eine Stiege befindet. Sie wird bedingt nicht nur durch die Abschüssigkeit des Terrains, sondern auch durch den Umstand, dass die linke Hälfte des Hauses unterkellert ist, weshalb das Erdgeschoss hoch angelegt werden musste. Neben dem vorderen Thor ist noch ein Fenster angelegt (65 : 85 *cm*). An der Rückseite der Laube fehlt ein Fenster, da dort, wo ein solches hätte angebracht werden können, die Stiege zum Obergeschoss führt. Unter ihr ist die Kellerstiege angebracht. Die Laube ist gedielt und hat eine Stuccaturdecke. Tisch und Bänke sind hier wieder in typischer Weise angeordnet.

Zur rechten Seite der Laube liegen die Wohnräume. Wie aus der Rauchstube des Hatz-Hauses ist auch aus der Rauchstube des Frankhofer-Hauses der alte Herd mit dem Kogel schon verschwunden. Der Herd dieses Hauses ist dem Herde im Hatz-Hause ganz ähnlich. Vielleicht hat die beiden Herde ein und derselbe Maurer gebaut. Der Herd im Frankhofer-Hause ist 2·28 *m* lang, 1·91 *m* breit und 79 *cm* hoch. Er schließt einen Backofen in sich, der 25—26 große Laibe zu fassen vermag. Das Ziegelpflaster der Herd-

oberfläche ist mit Randbrettern eingefasst, die man mir *Herdbänk'* hieß. Auch die Bank im Hintergrunde des Herdes fehlt nicht, auf der sich die Kinder im Winter wärmen. Sie wurde mir in diesem Hause das *Hea'tmaijale* genannt und ist 1·8 *m* lang, 28 *cm* breit und 20 *cm* hoch. Vor der kürzeren Seite des Herdes ist bei a wieder eine Feuergrube angebracht, die durch einen Deckel zu schließen und 40 *cm* tief ist. Die Decke der Rauchstube besteht aus einer doppelten Bretterlage. Um die Decke vor dem Herdfeuer zu schützen, ist jener Theil derselben, der über dem Herde liegt, Stuccatur und mit dicken Brettern

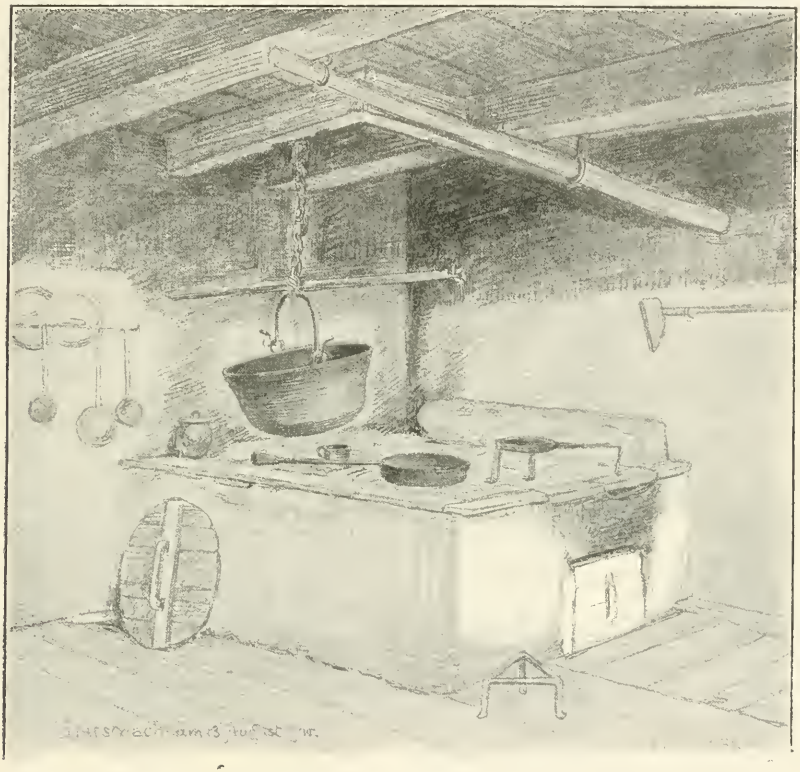


*Abb. 60. Herd in der Rauchstube des Frankhofer-Hauses.

eingefasst, die ebenfalls mit einer dicken Mörtelschichte überzogen sind. In der Abb. 60 ist das Bild dieses Herdes gegeben. Es scheint diese neuere Form des Herdes bei Neu- und Umbauten mehr und mehr Eingang zu finden. Über diesem Herd ist auch ein Kessel angebracht. Er führt den Namen *Hängkessel* und ist nicht wie sonst an einer drehbaren Kesselreiden, sondern an einer Kette befestigt, die, um einen Trambaum geschlungen, von der Decke hängt. Mit dem Kessel ist eine Eisenstange in Verbindung gebracht, die sich wie eine Thür in einer Angel dreht und um welche die Kette, an der der Kessel hängt, gewickelt ist. Der Kessel hängt, wie er im Bilde gezeichnet ist, in seiner natür-

lichen Lage abseits von der Feuerstelle, die rechts vom Kessel liegt. Soll nun der Kessel über die Feuerstelle gebracht werden, so ergreift man die Eisenstange, führt damit den Kessel nach rechts und spreizt dann auf der linken Seite des Kessels einen Holzstab von entsprechender Länge so zwischen den Eisenstab und die Küchenwand, dass der Kessel über der Feuerstelle festgestellt wird. Über b ist die *Fleischselch* angebracht. Sie besteht aus zwei armdicken Stangen, die in eisernen Ringen unter der Decke hängen. Eine von diesen Stangen ist in der Abb. 60 zu sehen. Auf diese beiden Stangen werden dann dünne Holzstäbe, die *Fleischspieß* gelegt, an denen das zu räuchernde Fleisch hängt. Die *Fleischselch* ist also der einfache Räucherungsapparat der Rauchstube. Rechts vom Herd hängt die Ofenkrücke an der Wand und links daran ist eine Plattenrem, an der auch die Schöpfpfännchen hängen, angebracht. E.-F = Essigfass. *As'n* ist in dieser Rauchstube nur eine zu sehen. Sie hängt über Ba. Die Fenster der Rauchstube sind 74 *cm* breit und 1 *m* hoch, die Thüre ist 1 *m* breit und 1·88 *m* hoch. Die Fenster sind mit Gittern aus eisernen Stäben versehen. Die beiden Kessel, der Saufutterkessel und der Brennkessel, sind neben einander angebracht. Sie sind von außen zu heizen. Der Kesselherd ist 88 *cm* hoch.

Die neben der Rauchstube liegende Kachelstube ist geweißt, hat eine Bretterdecke und einen gedielten Fußboden. Der Ofen ist ein Kachelofen. Der Rauch aus demselben wird in den Rauchfang nach R abgeleitet. Die Betten stehen nicht in gewohnter Weise neben einander. Bett B ist das Bett der Bäuerin, davor steht eine Wiege W. Die Bänke sind übertragbar und mit Lehnen versehen. Die Lehnen zeigen ein Stabgitterwerk. Im Tischwinkel hängt ein Kreuz, rechts daran der Jesusknabe und links vom Kreuz der Johannesknabe (Ölfarbendrucke). Daneben ist ein *Alma'le* angebracht, das durch zwei Glasthüren zu schließen ist. Darin verwahrt die Bäuerin ihr schönstes Geschirr. Die Fenster der Kachelstube sind ebenso groß wie die der Rauchstube (0·74 : 1 *m*). Das Gitter, mit dem sie versehen sind, gleicht dem in den Kachelstubenfenstern des Hatz-Hauses (vgl. Abb. 13, Fig. 16).

Der Rauchstube gegenüber liegt die *Kemet'n*. Es ist ein vollkommen quadratischer Raum. Ihr Boden liegt um 20 *cm* tiefer als der der Laube. Es ist ein Estrichboden (*Estara*). Er wird hergestellt, wie mir der Bauer erklärte, aus einer Mischung von Kalk, Sand und Lehm. Geradezu bemerkenswert ist die Decke dieses Raumes. Es ist ein gothisches Gewölbe, dessen Rippen mit großer Sorgfalt ausgeführt sind. Betritt man den Raum, so glaubt man fast, in einer Kapelle zu sein. Das Gewölbe und auch die äußere Umrahmung der Fenster, welche in Abb. 13, Fig. 19, abgebildet sind, deuten auf ein hohes Alter dieses Raumes. Die Fenster selbst sind fast quadratisch (58 : 60 *cm*). In den Wänden befinden sich an drei Stellen Nischen (*Alma'le*), in denen getrocknete Kräuter, Medicinflaschen, Wetzsteine mit den *Kumpfen*, in die sie gesteckt werden, und andere Kleinigkeiten aufbewahrt sind. Am Gewölbe sind zwei wagrecht hängende Stangen angebracht. Daran hängen Handkörbe, Mühlbeutel, Maulkörbe aus Draht für Ochsen, Ochsenketten, Steigeisen, Sägen und Schafglocken. A = *Alma'*.

Neben der *Kemet'n* lag früher die gezimmerte Kammer, die im Jahre 1854 in eine gemauerte umgewandelt wurde. In neuester Zeit, erst vor ein paar Jahren, ist aus der Kammer eine Küche gemacht worden. Es steht in ihr ein neuer schöner Sparherd modernster Form, doch wird er nicht gebraucht. Wie es scheint, kann sich die Bäuerin nicht von ihrer altgewohnten Rauchstube trennen, in der sie alles an der Hand hat: den Backofen eben so, wie die Fleischselch, das Wasser so, wie den trockenen Holzvorrath auf der *As'n*. Der Tisch, den ich hier fand, ist nicht für eine Küche gemacht worden. Es ist ein eingelegter und polierter Tisch mit gedrehten Füßen, wahrscheinlich aus dem Ende des XVIII. Jahrhunderts. M.-K. = Milchkasten. Die Breite der Fenster der Küche beträgt 75 *cm*, die Höhe 1·02 *m*.

Das Obergeschoss zeigt dieselbe Ausgestaltung wie das Erdgeschoss. Der Obenauf wurde mir *Sâal* genannt. Er kommt ja auch der Größe der *Säle* in den Gasthäusern fast gleich. In den beiden Außenwänden des Saales sind je zwei Fenster angebracht. Im Saale stehen Kästen mit den Kleidern der Dienstboten. Auch steht dort ein Bett, in dem die beiden Knechte schlafen. Über der Rauchstube wohnt der Bruder des Bauern mit seiner Familie. Über der Kachelstube ist die *Menscherkammer,* in ihr schlafen die beiden Dirnen. Beide Räume sind heizbar. Über der *Kemet'n* liegt noch eine Stube, die unheizbar ist. Oberhalb der neuen Küche ist ein *Getreidekasten.*

Der Dachboden ist durch eine Bretterwand in zwei Theile geschieden. Die Wand trennt den kleineren Theil über den heizbaren Gemächern des Obergeschosses von dem größeren über den nicht heizbaren Räumen. Im vorderen Theil des Dachbodens, der hier gedielt ist, finden wir wieder eine Werkstatt, ausgestattet mit einer Hobelbank und allerlei Werkzeug. Auch die Spinnräder und Haspel sind hier untergebracht. Hier wird auch das Getreide, wenn es ausgedroschen ist, zum Trocknen aufgeschüttet, dann kommt es in die Schüttkästen. Der rückwärtige Theil des Dachbodens hat einen *esta'nan Pod'n.* Dort liegt neben Truhen und Schüttkästen altes Eisen.

Der ursprünglichen Anordnung der Wohnräume im Erdgeschosse des Frankhofer-Hauses lag das Schema Abb. 19 zugrunde.

13. Das Schmied-Haus in Treffling.

Mit der Besprechung des Frankhofer-Hauses hätte ich die Beschreibung der Bauernhäuser schließen können, denn ich bin in der Schilderung des Frankhofer-Hauses bei der entwickeltsten von den Hausformen aus der Gegend des Millstätter Sees angelangt, doch findet sich in der Gegend, wenn auch nicht gerade häufig, so doch ab und zu noch eine Hausform vor, die nicht übersehen werden darf, wenn das Bild, das ich von den verschiedenen Formen des Bauernhauses bieten will, ein vollkommenes werden soll. Das Haus, von dem ich reden will, zeigt insbesondere dann, wenn man nur seinen Grundriss ins Auge fasst und ihn mit dem des Frankhofer-Hauses vergleicht, eine Ausgestaltung, die der des Frankhofer-Hauses in nichts nachsteht. Vergleicht man wieder sein Äußeres mit dem der größten der besprochenen Holzhäuser, z. B. mit dem des Bartelbauer-Hauses, so steht es auch diesem Hause in seiner imposanten Erscheinung ebenbürtig an der Seite. Trotzdem aber besteht ein großer Unterschied zwischen den beiden zum Vergleich herangezogenen freistehenden Häusern und dem Schmied-Hause, denn das letztere vereinigt trotz des hohen Stadiums in der Entwickelung des Wohnhauses nach dem bekannten Muster der Keuschen und kleinsten Bauernhäuser die Wohnräume und die Wirtschaftsräume unter ein Dach.

Die Abb. 61 bringt die perspectivische Ansicht des Schmied-Hauses. Das Haus hat, wenn man nur den Wohntract desselben in Betracht zieht, in seinem Äußeren am meisten Ähnlichkeit mit dem Bartelbauer-Hause. Wie dieses, weist es in der Giebelseite zwei hölzerne Stockwerke auf. Da es etwas schmäler und um ein Bedeutendes höher ist als das Bartelbauer-Haus, repräsentiert es sich noch besser als dieses. Bei weitem würde es das Bartelbauer-Haus an Schönheit übertreffen, wenn der untere Gang, der beim Baue projectiert war — darauf weisen die sich stufenmäßig überkargenden Balkenköpfe hin, welche an den entsprechenden Stellen aus der Giebelwand und auch aus der im Bilde zu sehenden Langwand hervorragen — ausgeführt worden wäre. Unter den ersten beiden Fenstern der Giebelwand war dort, wo man jetzt in einen dunklen, nach vorne offenen Raum blickt, eine Schmiedewerkstätte. Sie ist in neuerer Zeit in ein eigenes Gebäude verlegt worden. Die Werkstätte an der bezeichneten Stelle anzulegen, war die Veranlassung, dass das

Parterre so hoch gehoben werden musste. Und dass im Hause von jeher ein Schmied gewohnt hat, hat ihm den Hausnamen »Schmied« eingetragen. Ein Schmiedmeister, Josef Presinger, und die Nachkommen seines Vorfahrens im Handwerk, Koch, sind die gemeinschaftlichen Besitzer des Hauses. Dem Hause zur Zierde gereichen die Fensterumrahmungen, deren oberste Theile in den Fig. 1 und 2 der Abb. 62 zu sehen sind. Die Ausschnitte in der Brüstung des Ganges bildet die Fig. 6 derselben Abbildung ab.

Den Grundriss vom Erdgeschoss des Schmied-Hauses zeigt die Abb. 63. Die durchgängige Laube dieses Hauses ist schmal, nur etwas breiter als das Thor, das groß genug ist (1·5 : 2·14 *m*), um mit kleinen Wagen in die Laube einfahren zu können. Die Laube ist nur wenig höher als das Thor, 2·3 *m*. Eben so hoch sind alle übrigen Räume des Erdgeschosses. Die Laube ist gedielt und hat eine einfache Decke. Während die vordere Außenseite der Laube gemauert ist, besteht die rückwärtige Außenwand nicht einmal aus

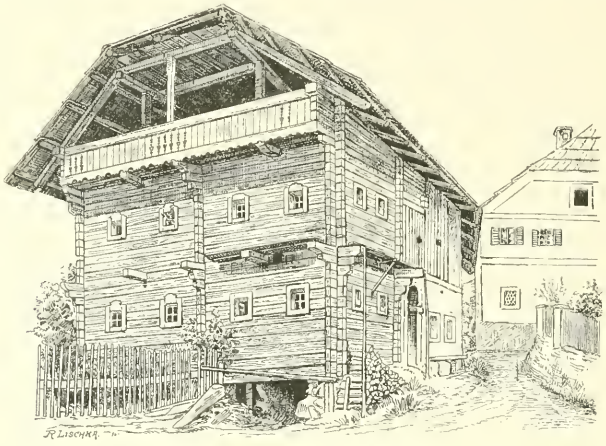


*Abb. 61. Schmied-Haus in Treffling.

Zimmerwerk, sondern ist nur durch eine Bretterwand gebildet. Es ist dies kein vereinzeltes Vorkommnis. Ich werde weiter unten noch auf ähnliche Beispiele, die an die häufig vorkommenden bretternen Außenwände der Obenaufe erinnern, verweisen können. Weil die Laube dieses Hauses sehr schmal ist, finden wir darin auch nur ganz wenige Geräthe untergebracht. H.-B. = Hackblock, H.-St. = Hackstock. Im Hintergrunde der Laube führt eine Stiege vom Obenauf.

Was dieses Haus von allen anderen bisher besprochenen Häusern unterscheidet, ist das, dass wir darin keine Rauchstube finden. Die Dienstleut'stube ist das Gemach, welches hier die Rauchstube vertritt. Sie erinnert in ihrer Ausstattung lebhaft an die ortsübliche Einrichtung der Rauchstube. An zwei Wänden begegnen wir den langen stabilen Bänken, im Winkel, den sie bilden, dem Tisch mit den an ihm stehenden zwei *Stühlen*. In der gegenüberliegenden Ecke steht nun hier an der Stelle des Backofens und des Herdes ein gemauerter Ofen, den eine Ofenbank umgibt. Auf der breiteren Seite der Bank steht links von c ein kleiner Sparherd. Der Raum kann also wie die Rauchstube als ein Kochraum angesehen werden, obwohl der Sparherd gewöhnlich nicht benützt wird. Ich kann übrigens nicht behaupten, dass er immer da war. Das eine aber steht fest, dass die Dienst-

leut'stube nie eine Rauchstube war, denn sonst müsste die Decke derselben geschwärzt sein. Vor e ist ein Wasserkessel in den Ofen eingemauert. Ich habe solche Wasserkessel

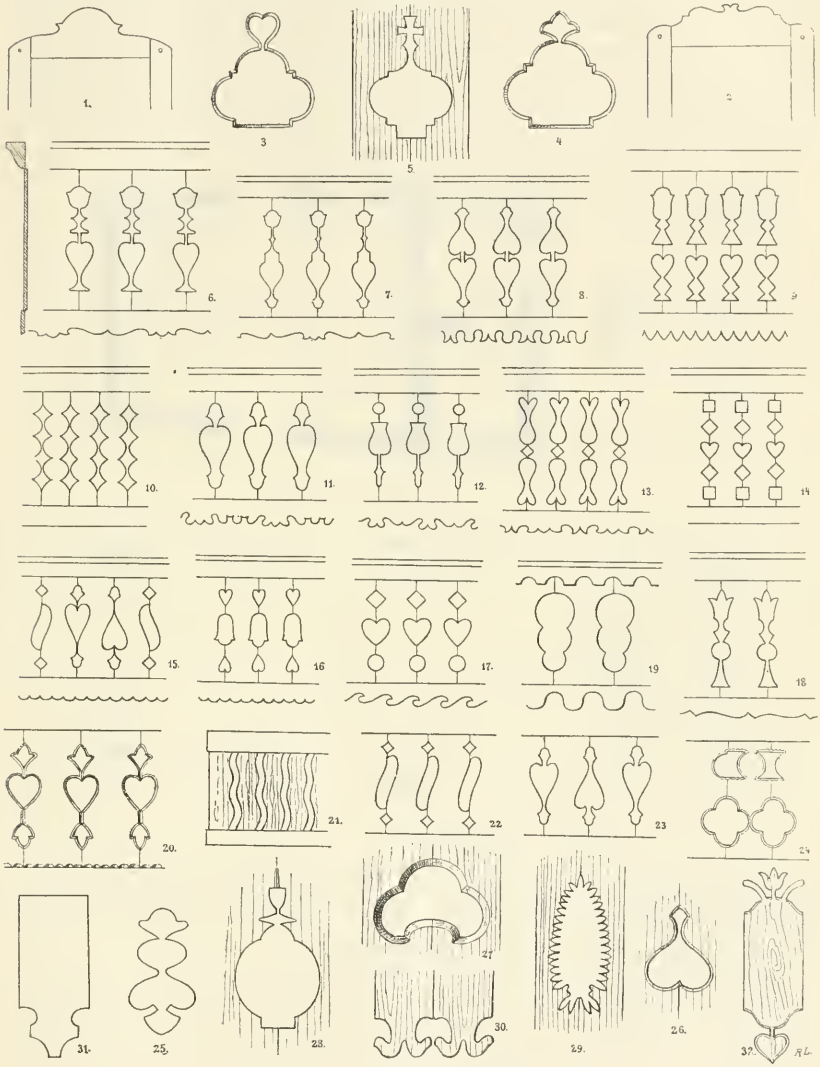


*Abb. 62. Ausschnitte an Bretterwänden und Gangbrüstungen.

an Ofen häufig anderswo, z. B. in der Gegend von Kirchschlag in Nieder-Österreich, in der Gegend am Millstätter-See, aber sonst nirgends gefunden. Rechts von e ist eine

Leuchte in der Wand angebracht, wie ich eine solche in der hinteren Kachelstube des Hatz-Hauses, sonst aber nirgends in der Gegend gesehen habe. Aus der Leuchte strömt der Rauch frei in die Laube. Von den beiden Öfen, von dem bereits besprochenen und von dem in der daneben liegenden Kachelstube, ist dasselbe zu sagen. Sie haben keinen Rauchfang, der den Rauch durch einen Schlot weiter leiten sollte. Der Rauch muss sich seinen Weg durch das Thor, die hintere Laubenthür oder durch das neben der letzteren angebrachte Schubfensterchen ins Freie suchen. In der Dienstbotenstube ist bei a eine bankartige Stellage, die etwa 1 *m* hoch über dem gedielten Fußboden an der Wand befestigt ist und als *Milchstöll'n* dient. Über b hängt ein *Almale* an der Wand.

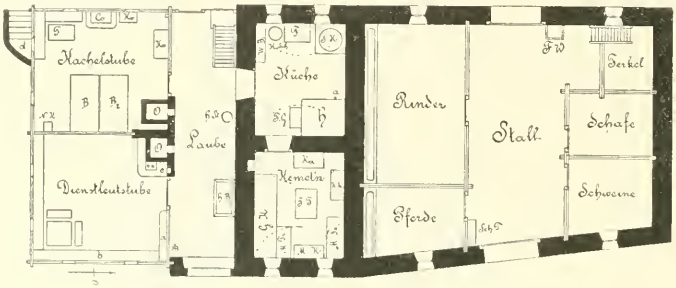


Abb. 63. Grundriss des Erdgeschosses des Schmied-Hauses.

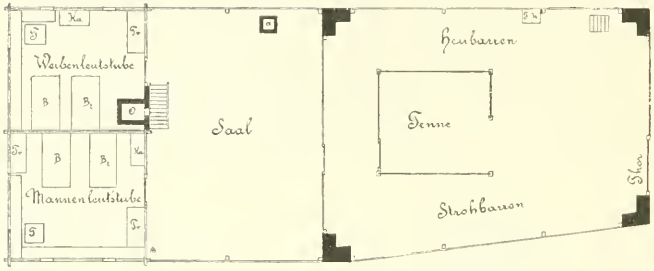


Abb. 64. Grundriss des Obergeschosses des Schmied-Hauses.

Die Kachelstube hat eine Doppeldecke, die durch einen Unterzugbalken getragen wird. Die Stube ist gedielt, und ihre Wände sind geweißt. N.-K. = Nachtkästchen, Co. = Commode mit Glaskästchen als Aufsatz. Die Kachelstube ist unterkellert. Die Kellerstiege führt außerhalb des Gebäudes bei d zum Keller hinab.

Da im Schmied-Hause eine Rauchstube fehlt, ist es selbstverständlich, dass wir in ihm auf eine Küche stoßen müssen. Sie ist Kochraum im engsten Sinne des Wortes und kann mit einer Rauchstube, die nicht nur Kochraum, sondern auch Ess-, Arbeits-, häufig sogar auch Schlafraum ist, nicht verglichen werden. Die Küche in diesem Hause ist nur Küche, also das, was man unter Küche sonst auf dem ganzen oberdeutschen Gebiet versteht. Es ist sehr bezeichnend für das oberkärntnerische Haus, dass mir außer dieser einen Küche und der erst vor wenigen Jahren im Frankhofer-Hause errichteten, aber nicht im Gebrauche stehenden Küche, in den

vielen Bauernhäusern, die ich besuchte, keine weitere Küche untergekommen ist. In Gasthäusern, wenn sie auch sonst innen und außen den Bauernhäusern gleichen, kommen selbstredend keine Rauchstuben, sondern Küchen vor, oft weisen sie aber, wie die Küche im Schmied-Hause, offene Herde auf. Der Plan, der dem Wohntraete des Sehmied-Hauses zugrunde liegt, entspricht vollkommen den Plänen vieler der kleineren Wirtshäuser der Gegend, seien dieselben nun ganz gemauert oder zum Theile noch aus Zimmerwerk wie das Sehmied-Haus. Was im Schmied-Hause die Dienstleut'stube ist, das ist in den Gasthäusern die Wirtsstube, das Sehankloeal; alle anderen Räume dienen genau denselben Zwecken wie die entsprechenden Räume des Sehmied-Hauses.

Sehmiede arbeiten auch auf dem Lande, selbst wenn sie nicht sehr viel zu thun haben, mit einem bis zwei Gesellen und mit einem bis zwei Lehrbuben, und Ackerbau betreibt neben seinem Gewerbe fast jeder Handwerker, auch der Sehmied. Das Dienstpersonal, welches ein Schmied in seinem Hause unterbringen muss, ist darum zumeist größer als das eines großen Bauern. Die Gesellen sind dann auch nicht so leicht in allem zufrieden zu stellen wie die Dienstboten. Es sind dies Umstände, die leicht erkennen lassen, weshalb die sonst so beliebte und praktische Rauchstube in diesem Hause fehlt und an ihrer Stelle ein eigener Raum als Sammelplatz des Dienstpersonales angelegt wurde und warum zum Ersatze der Rauchstube eine Küche in diesem Hause, als in dem eines Handwerkers, errichtet werden musste.

Die Küehe ist gewölbt. Der Herd braueht darum keinen Kogel, die *Kesselreid'n* aber fehlt nieht, sie steht bei a. Den Fußboden bildet ein Cementpflaster. Vor dem Herd, der den Baekofen in sich sehließt, ist in dem Pflaster bei F.-G. eine Feuergrube ausgespart. Ein gemauerter Schornstein, der den Rauch aus der Küehe ableitet, sitzt über dem Tisch auf dem Gewölbe auf. Über dem Tisch hängt eine Schüsselrem an der Wand, über der Wasserbank, auf der ein Abwasehstotz steht, hängt eine Plattenrem, dahinter steeken die Häfenplatten. An der Plattenrem hängen auch Suppenschöpfer, Nudelseiher und eine Plentengabel.

Von der Küche führt eine Thür in die *Kemet'n*. Aueh diese ist gewölbt. Der Fußboden ist ein Bretterboden. In seiner Mitte führt eine Fallthür (F.-T.) hinab in einen zweiten Keller des Hauses, der unter *Kemet'n* und Küche sieh ausbreitet.

Im Obergeschosse des Hauses (siehe den Plan Abb. 64) sind über den beiden Stuben im Erdgeschosse zwei Stuben angeordnet, die in Bezug auf ihre Größe denen im Erdgeschosse vollkommen gleich kommen, nur sind sie um 21 *cm* höher als die unteren Stuben, also 2·51 *cm* hoch. Der über der Dienstleut'stube liegende Raum ist die Mannenleut'stube. In ihr steht kein Ofen. Über der Kachelstube liegt die Weibenleut'stube. Sie ist heizbar. Der Raueh des Ofens dieser Stube entweieht in den Obenauf.

Der Obenauf ist hier sehr groß, da er den Raum über Laube, Küche und *Kemet'n* umfasst. Er wird *Saal* genannt und ist nur durch Bretterwände eingefangen. Hier stehen viele große Truhen, theils Kleidertruhen, theils Schüttkästen, ferner alte Kleiderschränke und viel Werkzeug. Bei a führt der Schornstein aus der Küche herauf und naeh aufwärts dureh das Dach.

Der hohe Boden geht ungetheilt, d. i. ohne verticale Scheidewand durch das ganze Haus. Der *Pranta'* wird mit Heu gefüllt. Auch jener Theil des hohen Bodens, der über dem Saal liegt, dient zur Aufnahme von Heu.

Über den Stuben stehen im hohen Boden Truhen, alte Möbel und Spinnräder. In Bündeln liegen daselbst auch Flaehs und getrocknete Kümmelpflanzen. An Stangen hängt Pferdegeschirr.

Die Besprechung der Wohnräume des Schmied-Hauses hat ergeben, dass die Ausstattung derselben jener in den größten bisher behandelten Bauernhäusern nicht nach-

steht. Dasselbe muss nun auch von den Wirtschaftsräumen, die — wie oben schon hervorgehoben — mit den Wohnräumen unter einem Dache liegen, gesagt werden. Die Eintheilung der Stallräume, die das Erdgeschoss des Stadels einnehmen und mit den Wohnräumen nicht in directer Verbindung stehen, ist der altgewohnten Eintheilung, z. B. der des alten Stadels beim Winkler-Hause in Reich (siehe den Plan Abb. 41) gleich. Quer durch die Stallräume führt der breite Gang, welcher durch große durchfahrbare Thore von beiden Seiten betreten werden kann. Rechts und links davon sind die Verschläge für das Vieh angebracht. Die Einzeichnungen erklären deren Verwendung. Im Hintergrunde führt eine Stiege zum Obergeschoss empor. Bei F.-W. ist ein aus einem Bretterverschlag errichteter *Futterwurf* angebracht, durch den das Futter vom Obergeschoss in den Stall hinabgeworfen werden kann. Unter Sch.-T. steht eine *Schnitzlach-Truh'n*. Mit ihr wird das *Schnitzlach*, ein Gemenge von Heu und Stroh, das das Futter für das Pferd bildet, klein geschnitten.

Während das Erdgeschoss ganz gemauert ist, ragen durch das Obergeschoss nur an dessen Ecken gemauerte Säulen empor, die die hauptsächlichsten Stützen des Daches bilden. Die Wände sind durch Bretterverschalungen gebildet. Die Mitte des großen Raumes nimmt die Tenne ein. Aus ihr führt eine Thür auf diejenige Thür zu, die das Obergeschoss des Wohntractes mit dem Stadel verbindet. Zu beiden Seiten der Tenne liegen die Barren, der eine für das Heu, der andere für das Stroh.

Ich bin jetzt mit der Beschreibung der Bauernhäuser aus der Gegend des Millstätter Sees zu Ende gekommen. Ich habe mich bemüht, durch die eingehende Beschreibung von dreizehn ausgewählten Häusern ein klares Bild zu bieten von all den Formen, in denen das volksthümliche Haus in der Gegend auftritt. Jedes der dreizehn Häuser kann als eine Type angesehen werden, die eine ganze Reihe gleicher Formen hinter sich hat. Es muss dabei aber hervorgehoben werden, dass es kein Dorf am See, wahrscheinlich auch keines in seiner weiteren Umgebung, vielleicht sogar keines in ganz Oberkärnten gibt, das nur eine der besprochenen Haustypen aufweist, d. h. es gibt dort vermuthlich kein Dorf, in dem nur eine Type vertreten wäre, in dem also lauter gleiche Häuser stünden. Im Gegentheil, es wird nur wenig größere Dörfer geben, in denen nicht alle dreizehn Typen zu finden sind. Sie stehen in den einzelnen Dörfern bunt durcheinander gewürfelt und geben dem Dorfe ein Bild voll Abwechslung. Wenigen anderen Gegenden werden Dörfer von solch hohem malerischen Reiz eigen sein, wie ihn die Dörfer Oberkärntens bieten.

* * *

Überblickt man die dreizehn Typen von der ersten bis zur letzten jetzt im Geiste noch einmal, so hat man auch ein klares Bild vor sich, wie sich das Haus in der Gegend des Millstätter Sees aus seiner bescheidensten Form, aus dem ebenerdigen Häuschen, welches nur drei Räume enthält, die beiden Räume mit den Feuerstellen und die feuerstellenlose Laube, weiter entwickelt und ausgebildet hat zu einstöckigen mächtigen Bauten von einer Vollkommenheit, deren sich ein stattliches Bürgerhaus nicht zu schämen hätte.

Was nun die Verbreitung der Typen anbelangt, so kann ich feststellen, dass ich in der Gegend des Sees genau dieselben Formen im Thale ebenso wie auf den höchsten bewohnten Höhen angetroffen habe. Ich verfolgte dieselben Typen in vollkommener Gleichheit der äußeren Form und der inneren Ausstattung 1. im Drauthale aufwärts bis Sachsenburg, dann 2. im Möllthale einwärts bis Mühldorf, weiter 3. im Lieserthale einwärts bis Leoben, ferner 4. in einem Seitenthale des Lieserthales, im Nörringgraben, einwärts bis zur Erasmus-Kirche in der mittleren Nörring und schließlich 5. in einem zweiten

Seitenthale des Lieserthales, im Maltathale, so weit es einwärts bewohnt ist. Sowohl im Drauthale, als auch im Lieser- und Möllthal und in der Nörring werden sich dieselben Hausformen auch weiterhin, weiter auf- und abwärts im Drauthale und weiter einwärts in den anderen genannten Thälern und sicher auch in jenen Thälern vorfinden, aus denen der Millstätter See seinen Zufluss erhält. Ich kann dies jedoch nicht mit voller Bestimmtheit behaupten, da ich in den genannten Thälern weiter vorzugehen nicht in der Lage war. Erwähnen will ich noch, dass das Haus mit dem Eingang in der Giebelseite im Lieserthale und in seinen Seitenthälern häufiger vorkommt als in der Seegegend und im Drauthale, und auffallend ist, dass das Strohdach in den Dörfern des Millstätter Berges, so in Laubendorf, Gössring und Gr.-Dombra häufig vorkommt, während es in den anderen Gegenden, die ich berührte, entweder schon ganz verschwunden oder gar nie vorgekommen ist.

Nicht gerade um nachzuweisen, dass der für das oberkärntnerische Bauernhaus so sehr charakteristische Gang an der Giebelseite auch in Gegenden, die vom Millstätter See schon ziemlich weit abliegen, vorkommt, sondern mehr, um den Reichthum von ornamentalen Formen, mit welchen der Zimmermann nicht nur die Hausgänge, sondern auch andere Theile des Hauses zu schmücken sucht, anzudeuten, sei hier noch auf einzelne solche Ausschnitte verwiesen, die theils Herr Lischka, theils ich, da und dort skizziert haben. Die Wiedergabe dieser Formen findet sich in Abb. 62 zusammengestellt. Fig. 3, 4, 25 und 26 sind Ausschnitte aus den Bretterwandungen beim Stadel des Gasthauses in Trebesing. Fig. 5. Ausschnitt in der südlichen Giebelseite des Stadels beim Hause Nr. 3 in St. Wolfgang auf dem Wolfsberg (südliches Ufer des Millstätter Sees). Fig. 7—9 sind Ausschnitte von Gängen an Häusern in Treffling, und zwar Fig. 7 vom Hause Nr. 16 (Sommeregger-Keusche), Fig. 8 vom Hause Nr. 29 (Fuchsbauer) und Fig. 9 vom Oberbauer-Hause. Die Fig. 10—16 bringen Ausschnitte von Gängen an Bauernhäusern in Trebesing, Fig. 10 vom Hause Nr. 6 (Meßnerhausbauer), Fig. 11 vom Hause Nr. 16 (Weger, unterer Gang), Fig. 12 ebenda (oberer Gang), Fig. 13 vom Hause Nr. 14 (Rader-Keusche), Fig. 14 vom Hause Nr. 11 (Meßner), Fig. 15 vom Hause Nr. 8 (Sautreiber), Fig. 16 vom Hause Nr. 9 (Thaler). Die Fig. 17—19 bilden Ausschnitte von Gängen ab, und zwar Fig. 17 vom Hause Nr. 9 in Malta, Fig. 18 vom Hause Nr. 6 in der Brandstadt (innerstes Dorf im Maltathale), Fig. 19 vom Hause Nr. 9 (Meßner) in der Nörring.

Ausschnitte, wie sie Gänge zieren, werden auch gerne angebracht über den großen Tennenthoren. Sie bilden dort Oberlichte. Solche Ausschnitte zeigen die Fig. 20—24, und zwar Fig. 20 vom Stadel beim Gasthause, Fig. 21 und 22 vom Stadel beim Hause Nr. 12 (Kirchenbauer, Fig. 21 an der Rückseite, Fig. 22 an der Vorderseite des Stadels), alle in Trebesing; Fig. 23 vom Stadel des vulgo Weizer, H.-Nr. 7 in Zlatting, oberhalb Trebesing; Fig. 24 vom Stadel des vulgo Pichler, H.-Nr. 2 in Dentsdorf, oberhalb Leoben (innerhalb Gmünd).

Fig. 27 bildet einen Aussehnitt vom Lackner-Stadel in Gmünd ab, Fig. 28 und 29 zeigen Ausschnitte vom Stadel beim Hause Nr. 7 (Lamprecht) in Gr.-Dombra, oberhalb Millstatt.

Der Gang des Hauses Nr. 3 (Jäger) in der Brandstatt (Maltathal) hat keine Ausschnitte, die Bretter der Brüstung zeigen an ihrem unteren Ende jedoch eine Verzierung, die die Fig. 30 wiedergibt.

Besonders an Städeln werden die aus den Wänden vorstehenden großen Balkenköpfe oft mit zierlich geformten Brettchen bedeckt, die die Köpfe vor Regen zu schützen haben. Fig. 31 und 32 zeigen solche Deckbrettchen, beide aus Trebesing. Fig. 31 am Stadel beim Hause Nr. 11 (Meßner) und Fig. 32 vom Stadel der Wirtin Barbara

Zlattinger. Das in Fig. 32 abgebildete Deckbrettchen fand ich am genannten Stadel zweimal vor. Die oben stehenden Tulpen und die unten anhängenden Herzen sind blau, die abgenommenen Kanten und die seitlich von den Tulpen stehenden Hörner roth bemalt. Beide Brettchen waren mit Sprüchen versehen. Auf dem einen stand:

»Wer Ohren hat, soll hören,
Wer Geld hat, soll's verzehren.«

Auf dem zweiten war geschrieben:

»Wer das nicht lesen kann,
Ist wohl ein dummer Mann.«

Dass die Häuser auch ab und zu mit Haussegen versehen sind, habe ich schon oben gesagt. Die schöne Sitte des Anbringens von Haussegen nimmt leider ab. Einige wenige solcher Sprüche notierte ich. Ihre Wiedergabe soll diesen Abschnitt schließen.

Über dem Thorbogen des Hauses Nr. 38 *(Stelzl)* in Treffling steht der Name des ehemaligen Besitzers des Hauses: Philipp Mayer, darunter auf dem Kämpfer die Jahreszahl 1854. Auf dem Thorbogen selbst steht der Bibelspruch: »Herr, bleibe bei uns, denn es will Abend werden — Und der Tag hat sich geneiget.«

Rechts und links vom Thorbogen sind zwei Kränze gemalt. In dem einen steht:

»Wo Gott das Haus nicht selbst bewacht,
So ist umsonst des Wächters Wacht.«

In dem anderen Kranz liest man:

»Gott ist allein der Herr,
von ihm kommt alles her;
Speis, Trank und alles, was wir haben,
sind alle seine milden Gaben.«

Auf dem Thorbogen des Hauses Nr. 20 *(Messner)*, ebenfalls in Treffling, steht der Spruch:

»Gott segne dieses Haus
Und alle, sie gehen hin- und aus.«

In einem Kranze rechts vom Thorbogen steht noch folgender Spruch:

»Veracht mich nicht um des Meinige,
Betracht zuvor Dich und das Deinige,
Findest Du ohne Tadel Dich!
Kom als dann o Freund und verachte Mich.
A. E. 1856.«

An der Vorderseite des Hauses Nr. 10 *(Lex)* in Laubendorf steht neben dem Thor:

»Gott behüte alle Leute,
Die da gehen ein und aus,
Wenn dieses Haus so lang nur steht,
Bis aller Neid und Hass vergeht,
Dann bleibt's für wahr so lange steh'n,
Bies einst die Welt wird untergeh'n.«

An der Rückseite desselben Hauses ist neben dem Thor der folgende Spruch angebracht:

»O Gott, ich befehle mich in deinen Arm,
Mach mich nicht Zureich und nicht Znarm,
Großer Armuth ist beschwerlich,
Drum ist mein Wunsch allein,
in dem Mittel Punkt zu sein.«

Vom Hause Nr. 6 *(Sapler)* in Laubendorf ruft dem Eintretenden der nachfolgende Spruch zu:

»Grüß Gott, tritt ein, bring Glück herein!«

An dem in Obermillstatt gelegenen Hause Nr. 1 *(Trattnig)*, das dem Schuhmacher Mathias Oberherzog gehört, steht folgender launige Spruch zu lesen:

»Beim Oberherzog heißt's bei mir,
laß meinen Gott noch walten,
ich mache Schuh und Stiefel hier;
Und repariere auch die Alten,
Oft manche sind schon ganz zerlumpt,
Mit Koth fast überzogen,
Die lassen wir wohl auf zu letzt,
Dann ist es erst erlogen.

F. Einiges über die Geräthe des Hauses.

In Bezug auf den Hausrath habe ich nicht viel nachzutragen, da desselben gelegentlich der Besprechung der einzelnen Häuser und ihrer Räume wiederholt Erwähnung gethan wurde. Die Geräthe des Hauses sind dieselben, welche aus alpinen Häusern schon beschrieben worden sind. Es kommt mir darum hier hauptsächlich darauf an, festzustellen, dass sie sich in Oberkärnten in Bezug auf ihre Form gerade so wiederfinden wie in dem von Meringer beschriebenen Ausseer Hause[1]), in dem durch von Schulenburg geschilderten Berchtesgadener Hause[2]) und in dem von mir bearbeiteten Hause der Heanzerei und der östlichen Mittelsteiermark.[3]) So weit auch diese Häuser auseinander liegen, ihr Hausrath ist fast allenthalben derselbe.

Das Hauptgemach des oberkärntnerischen Hauses, die Rauchstube, ist, wie ich schon oben gesagt habe, vollkommen schmucklos, da aller Zierat durch den Rauch mit Ruß überzogen werden würde. Alles Geräth, das sich in der Rauchstube befindet, ist deshalb fast ausschließlich ohne jeglichen Schmuck und dient in seiner Ausstattung rein den praktischen Anforderungen, die an dasselbe gestellt werden.

Den Mittelpunkt der Rauchstube bildet der Herd. Er kommt, wie sich gezeigt hat, in zwei Formen vor. Entweder steht er mit dem Backofen in loser Verbindung und ist dann stets mit einem Kogel versehen (Abb. 28) oder er schließt den Backofen in sich und hat dann keinen Kogel (Abb. 60). Die zweite Form ist die neuere, man begegnet ihr vornehmlich auch in Westungarn. Die erste Form ist die ursprüngliche. Der Herd mit dem Kogel ist mit dem Herd der Vorauer Rauchstube identisch (vgl. Abb. 149 im Bd. XXVII dieser Mittheilungen) und hat im Herde des siebenbürgisch-sächsischen Hauses einen entwickelten Verwandten (vgl. Abb. 63 im Bd. XXIX dieser Mittheilungen).

Von den Geräthen, die auf und beim Herd in der kärntnerischen Rauchstube gebraucht werden, wurden einige schon besprochen. Die Abb. 28 zeigt die Kesselreiden mit dem daranhängenden Kessel. Ersichtlich ist dort hinter der Reiden noch das Kaspelfass. Auf dem Herde steht ein Hafen mit einer Hafenplatte aus Blech. Man hat deren jedoch auch solche, die aus Thon geformt sind. Die große Platte für den Kessel ist, wie aus Abb. 60 zu ersehen, aus Holz gemacht. Vor dem Herd in Abb. 28 steht ein Dreifuß

[1]) Meringer, »Studien zur germanischen Volkskunde I und II« in Bd. XXI und XXIII dieser Mittheilungen.

[2]) v. Schulenburg, »Ein Bauernhaus im Berchtesgadener Ländchen« in Bd. XXVI dieser Mittheilungen.

[3]) Bünker, »Das Bauernhaus in der Heanzerei (Westungarn)« in Bd. XXV, und »Das Bauernhaus in der östlichen Mittelsteiermark und in benachbarten Gebieten« in Bd. XXVII dieser Mittheilungen.

mit einem in eine Gabel endenden Bügel. In die Gabel wird der Stiel der Pfanne gelegt. Eine einfachere Form des dreieckigen Dreifußes ist in Abb. 60 vor dem Herd auf dem Boden zu sehen. Auf dem Herd steht im selben Bilde ein runder Dreifuß. Ein gleicher ist auf der Oberfläche des weiter unten abgebildeten Herdes einer Badstube aus Kraut zu erkennen. Dieser Form entspricht die Form des Dreifußes in Abb. 65[1]), nur ist der hier in die Länge gezogene dritte Fuß mit einem verschiebbaren Bügel versehen. Dieser Dreifuß steht auf dem Herde des Hatz-Hauses in Tangern. Er ist 57 *cm* lang und mit dem Bügel 36 *cm* hoch. Ihm gleicht zwar nicht in der Form, aber in der Ausstattung der dreieckige Dreifuß der vor dem ebengenannten Herde der Badstube in Kraut auf dem Boden steht. Der Bügel kann hier an einem Schraubengewinde höher oder tiefer gestellt werden (vgl. die besprochenen Dreifüße mit ganz ähnlichen, die bei Meringer und v. Schulenburg a. a. O. abgebildet sind).

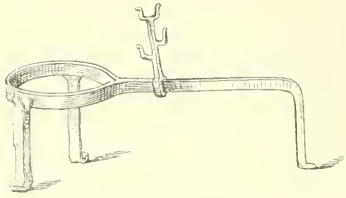


Abb. 65. Dreifuß aus Tangern.

Ein Geräth, das im oberdeutschen Hause fast nie gefehlt hat, ist im Oberkärntner Bauernhaus vom offenen Herd ganz verschwunden. Es ist das Feuerross. Dass es vorhanden war, kann ich sowohl in Bezug auf die Seegegend als auch in Hinsicht auf das

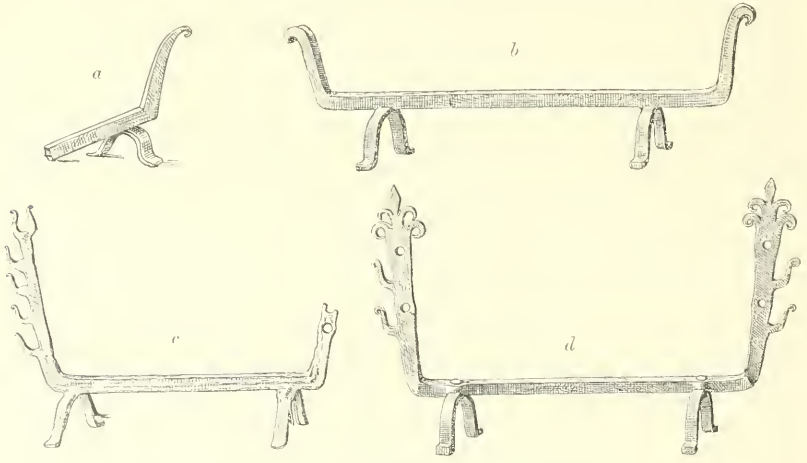


Abb. 66. Feuerrösser (*a*—*d* Inv.-Nr. 53852—53854).

Lieserthal sagen. Im Pacher-Hause habe ich ein Fragment eines Feuerrosses auf dem Dachboden unter altem Eisen gefunden. Fig. *a* in Abb. 66 bildet es ab. Der alte Pacher sagte mir, dass man das Feuerross früher in jedem Hause hatte. Im Lieseregger Pfarrhof sah er noch vor wenigen Jahren ein solches. Dort stand es jedoch nicht auf dem Herd, sondern im Ofen. Auf dem Dachboden des Gasthauses der Wirtin Barbara Zlattinger

[1]) Eine Anzahl der hier besprochenen und abgebildeten Geräthe habe ich mit vielen anderen im Jahre 1896 für das Hofmuseum in Wien aufgesammelt und dorthin abgeliefert. Die den Abbildungen beigefügten Ziffern geben die Inventar-Nummern der Stücke der genannten Sammlung an.

fand ich schon vor Jahren drei weitere Feuerrösser verschiedener Form. Sie sind unter *b—d* in Abb. 66 abgebildet. Das erste derselben ist 64 *cm* lang und 20 *cm* hoch, das zweite 44 *cm* lang und 35 *cm* hoch, das dritte 49 *cm* lang und 35 *cm* hoch. Weitere Feuerrösser sind mir nicht vorgekommen.

Von den Pfannen hängen nur jene in der unmittelbaren Nähe des Herdes in der Pfannenrem, die zum täglichen Gebrauch dienen. Es sind zumeist vier bis sechs von verschiedener Größe und Form. Alle sind sie aus Eisen oder Kupfer geschmiedet und mit langen Stielen versehen. Jede dient einem bestimmten Zweck, nach dem die Pfanne ihren Namen hat. Das eine ist die Suppen- oder Milchpfanne, das andere die Plentenpfanne und das dritte das Schmalzpfandl u. s. f. Fleisch, das übrigens selten auf den Tisch kommt, wird in Töpfen an das Feuer gestellt. Die großen Pfannen und Töpfe, die nur zu außergewöhnlichen Gelegenheiten benützt werden, z. B. wenn Schweine geschlachtet werden oder wenn gebrechelt wird, wobei oft zehn bis zwölf Mägde aus der

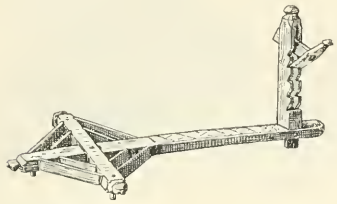


*Abb. 67. Hölzerner Pfannhaber aus Radl (Inv.-Nr. 53904).

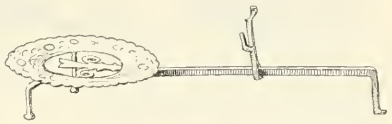


*Abb. 68. Eiserner Pfannhaber aus Trebesing (Inv.-Nr. 53898).

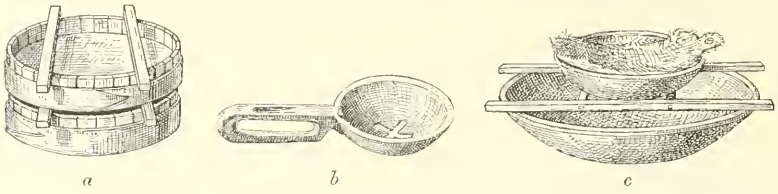
*Abb. 69. Hölzerne Nudelschüssel.

*Abb. 70. Irdene Schüssel mit Becher (Inv.-Nr. 53841—2).

Nachbarschaft mithelfen und verköstigt werden müssen, sind gewöhnlich in der *Kemet'n* oder unter dem Dache aufbewahrt.

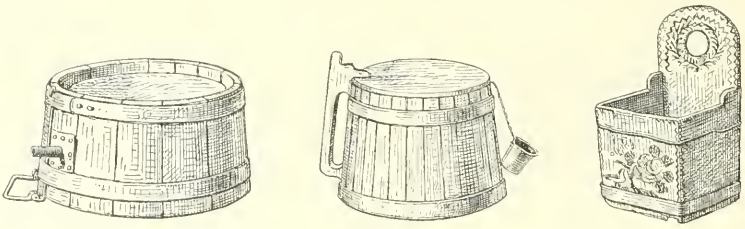
Teller und Schüsseln sind im Schüsselkorb oder in der Tellerrem untergebracht. Die Tellerrem zeigt in Kärnten ungefähr dieselbe Form wie der Ausseer Schüsselkorb (vgl. Abb. 118 in Bd. XXIII dieser Mittheilungen). Oft ist die Tellerrem nicht in der Küche, sondern in der Nähe des Esstisches in der Laube angebracht. Es wird zumeist noch von Holztellern gegessen, wenn nicht solche Speisen aufgetragen werden, die direct aus der großen Schüssel oder aus der Pfanne genommen werden. Kommt eine Pfanne auf den Tisch, so wird ihr ein Pfannhaber untergestellt. Derselbe kann aus Holz oder aus Eisen sein. Abb. 67 zeigt das Bild eines hölzernen aus dem Mallenteiner-Schlössel in Radl bei Gmünd. Die Unterlage für den Pfannenstiel kann durch eine einfache Vorrichtung höher und tiefer gestellt werden. Abb. 68 bildet einen eisernen Pfannhaber aus dem Gasthause in Trebesing ab. Ein sehr interessantes Geräth ist im Oberkärntner-Hause im Aussterben begriffen. Es ist die Nudelschüssel. Abb. 69 zeigt eine. Die Schüssel und der aus ihrer Mitte sich erhebende Schmalztumpf sind aus einem Stück Holz gedreht oder geschnitten. Die Wassernudeln, die in der Größe mitt-

lerer Brotlaibe gekocht werden, wurden in mundgerechte Stücke getheilt und in die Schüssel gelegt, der Schmalztumpf aber mit heißem Schmalz gefüllt. Die zur Mahlzeit Versammelten spießten einzelne Stücke auf ihre Gabeln, tauchten sie in das Schmalz und führten sie dann zum Munde. Ich habe noch einzelne solcher Nudelschüsseln gesehen, so im Winkler-Hause und im Sank-Hause, sie waren aber nicht mehr im Gebrauch. Das Geräth ist jetzt durch eine flache, irdene Schüssel ersetzt, in die ein irdener Becher gestellt wird (siehe die Abb. 70). Die Thongeschirre scheinen die Holzgeschirre, die früher weit zahlreicher waren, allmählich ganz verdrängen zu wollen. An weiteren Holzgeschirren zeigt die Abb. 71 *a* zwei *Milchstötz'*, dazwischen zwei Milchspäne. Abb. 71 *b* einen Milchseiher mit Handhabe und Abb. 71 *c* eine hölzerne Milchrein anderer Form, darauf einen ungestielten Milchseiher und darin einen *Seichfleck*. Die unter



a *b* *c*

*Abb. 71. Milchgefäße und Milchseiher aus Holz (*b*, *c* Inv.-Nr. 53821—53825).



a *b*

*Abb. 72. Trinkwasser-Gefäße (*a* Inv.-Nr. 53870).

*Abb. 73. *Salzfass'l* (Inv.-Nr. 53917).

Abb. 71 abgebildeten Objecte fand ich im Gasthause zu Trebesing. Vom Seihfleck wurde mir gesagt, dass er aus *Ochsenschmieß*, das sind die langen Haare der Quaste eines Ochsenschweifes, gemacht werde. Die Haare müssen zuerst gewaschen, dann getrocknet und schließlich gesponnen und gestrickt werden. Der fertige Fleck, dessen Anfertigung keine leichte Arbeit sei, wird ausgesotten und dann in Verwendung genommen.

Auch die hölzernen Trinkwasser-Gefäße sollen hier erwähnt werden. Man hat deren zweierlei und nimmt sie mit auf das Feld oder in den Holzschlag. Das kleinere ist der *Putsch* (Abb 72 *a*), aus dem durch eine Holz- oder Blechröhre getrunken wird, und das größere wird die *Jeit'n* genannt. Der kupferne Schöpfer heißt *Karl* (Abb. 72 *b*). Abb. 73 stellt ein *Salzfass'l* dar. Es ist aus Holz der Zirbelkiefer gemacht, beschnitzt und bemalt. Ich fand es bei Jos. Oberlercher, vulgo *Nik'lbauer*, H.-Nr. 8 in Altersberg. Auch andere Geräthe aus Holz sind oft bemalt oder bemalt und beschnitzt, so die *Wäschploi*, die zum Auspleuen der Wäsche dienen, und die *Wäschtriw'l*, die zum Rollen der Wäsche gehören. Die Abb. 74 *a* stellt ein 33 *cm* langes *Wäsch-*

ploi aus dem Hause Nr. 8 in Altersberg dar. Die unter Abb. 74 *b—d* abgebildeten Ploi fand ich im Hatz-Hause in Tangern vor. Die beiden letzteren zeigen einfache Kerbschnittmuster. Diese drei Ploi wurden von Michael Adamer in Treffling aus dem Holze eines Maulbeerbaumes angefertigt. Der weiterhin unter Abb. 74 *f* gezeichnete Wäschewalker (*Triw'l*) befindet sich im Besitze des Wirtes Feichter in Treffling. Die Wäsche wird beim Walken um eine Walze gewickelt (siehe Abb. 74 *e* und *g*) und dann mit dem *Triw'l* gerollt. Er ist an seiner Unterseite eingekerbt, dass er die Wäsche besser fassen kann.

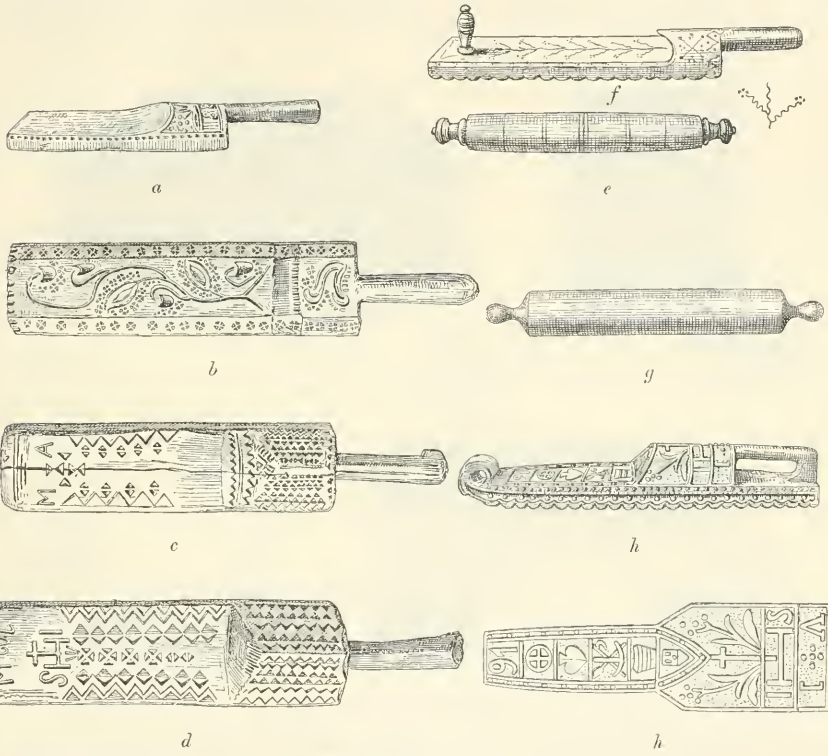


*Abb. 74. *Wäschploi* und *Wäschtriw'l* (Inv.-Nr. *a* 53913, *g* 53903, *h* 53902).

Den unter Abb. 74 *h* abgebildeten schönen *Triw'l*, der nicht nur beschnitzt, sondern auch bemalt ist, besaß die Sennerin in der Altersberger Egarter-Hütte. Er ist 50 *cm* lang. Gemacht hat ihn ein Halter namens Josef Altersberger.

Zu den geschnitzten Objecten gehören dann noch die Buttermodel. Sie sind vertieft geschnitzt und dienen dazu, die Butterstrützel zu zieren. Der unter Abb. 75 *a* stellt den »hohen Namen Jesu« dar; der unter Abb. 75 *b* enthält merkwürdigerweise den Spruch: Daniel 5, 25: Mene, Mene, Tekel, Upharsin. Die zierlichen Model, wie ein solcher in Abb. 76 abgebildet ist, findet man in den Bauernhäusern Oberkärntens ziemlich häufig. Sie sollen von hausierenden Krainern erstanden worden sein. Alle vier Model habe ich in Trebesing aufgefunden.

Abb. 77 stellt eine *Essen-Klepper* dar. Es ist dies ein selten vorkommendes Klapperinstrument, mittels dessen das Gesinde zum Essen gerufen wird. Es besteht aus einem ausgehöhlten Stück hartem Holz, das in eine Handhabe ausläuft. Mit einer Schnur ist daran ein rundes knorriges und sehr hartes Stück Wurzelholz befestigt, das, wenn die Klapper entsprechend geschwungen wird, in schneller Folge, abwechselnd rechts und links an das Holz anschlägt. Die Sache klingt dann, als ob eine kleine hölzerne Glocke geläutet würde.

Wie allenthalben in Räumen, wo das Herdfeuer offen flackert, so dient auch in der kärntner Rauchstube der Span als Beleuchtungsmittel. Die Apparate, die zum Halten

a *b*

Abb. 75. Buttermodel aus Trebesing.

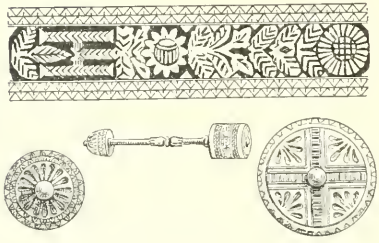


Abb. 76. Buttermodel aus Trebesing.

Abb. 77. Essen-Klepper (Inv.-Nr. 53873).

der Späne dienen, sind denen, die zu gleichen Zwecken anderwärts gebraucht werden, ähnlich. Die Abb. 78 *a—c* stellen typische Spanleuchter aus Trebesing dar. Der Spanleuchter, den die Abb. 78 *c* darstellt, hängt über dem Tisch in der Rauchstube beim *Weger* von der Decke. In der Kachelstube werden Kerzen, Öllämpchen und in neuerer Zeit Petroleumlampen verwendet. Die Abb. 78 *d—f* zeigen Kerzenleuchter älterer Form. Den unter Abb. 78 *d* fand ich im Mallenteiner-Schlössel (Radl, H.-Nr. 19), die anderen beiden waren im Besitze der Wirtin in Trebesing.

Erwähnung gethan mag hier auch einzelner Schneid- und Hackinstrumente werden, die immer wieder in derselben Form in jedem Hause vorkommen. Abb. 79 *a* bildet eine *Paterhacke* ab. Sie ist sammt dem Griff 38 *cm* lang. Man nimmt in jede Hand eine solche Hacke und hackt damit im Hackblock das Futter klein. Demselben Zweck dient die *Stramphacke*. Eine solche ist in Abb. 79 *b* abgebildet. Die Hand-

habe derselben ist 57 *cm* lang. Man handhabt das Werkzeug mit beiden Händen. Die folgende Abb. 79 *c* zeigt ein Laubmesser, mit dem die Äste, besonders der Esche, als Futter für die Schafe abgehackt werden. Das Laubmesser ist 50 *cm* lang. Man hängt es mit dem aus der Öse hervorschauenden Holzdorn rückwärts in den Leibriemen (Gürtel) ein. Die Abb. 79 *d*, abgebildete *Taxprax'n* ist etwas kürzer als das Laubmesser (45 *cm*), aber schwerer als dieses, damit die Hiebe wuchtiger ausfallen. Es werden mit der *Prax'n* die Fichtenäste, welche verkleinert als Streu dienen, abgehackt. Abb. 80 zeigt ein Steigeisen, das man beim Abhacken der Fichtenäste *(Taxenschnatt'n)* zum Besteigen der hohen Bäume verwendet.

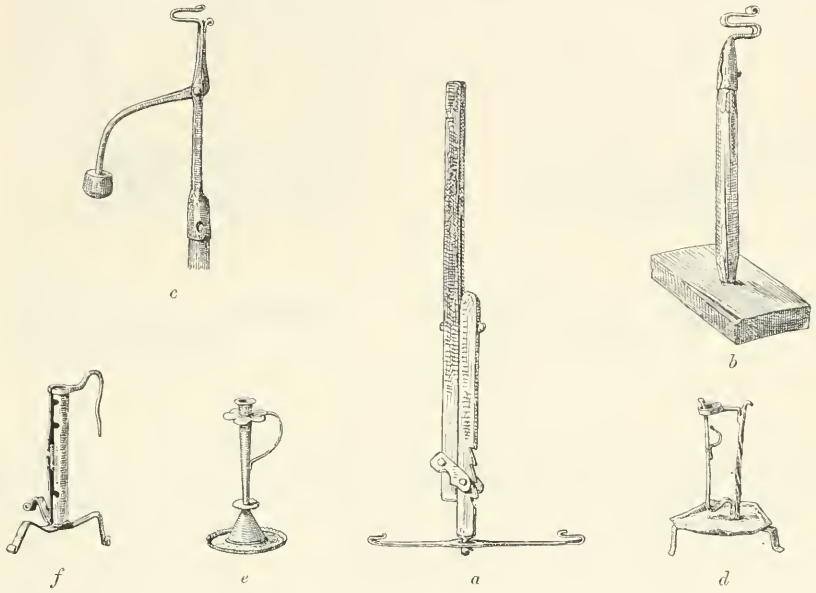


*Abb. 78. Beleuchtungsgeräthe (Inv.-Nr. *a* 53874, *b* 53869, *c* 53906, *d* 53907, *e* 53835, *f* 53868).

Von der Brotrem, die man in der *Kemet'n* fast jedes Hauses antrifft, kann ich sagen, dass sie der im *heanzischen* Hause gleicht (vgl. Abb. 228 im Bd. XXV dieser Mittheilungen).

Es mag am Platze sein, dass ich hier das an Sitten und Gebräuchen, an Aberglaube und Meinung, was mit dem Hause in näherem Zusammenhang steht und ich in Erfahrung bringen konnte, mittheile.

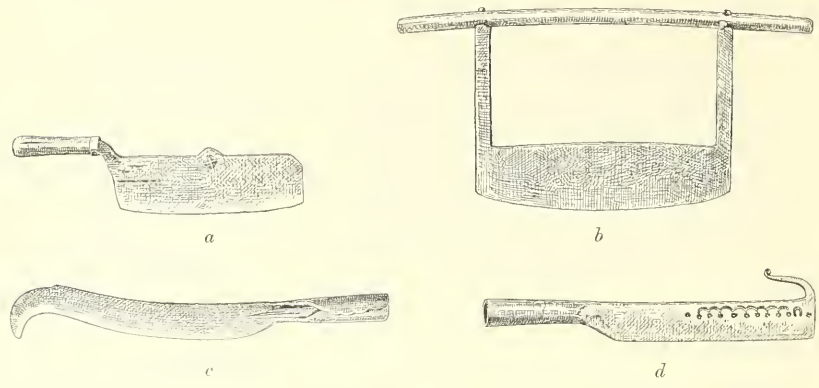
a) Freitags darf man nicht Wäsche waschen, da sonst der Donner gern in das Haus schlägt (Senior Karl Bünker).

b) An einem Sonntag darf man nicht waschen, weil sonst die *Teadin* kommt und mitwäscht. Die *Teadin* ist die Frau des Todes. Man hat sie schon oft *ploien* gehört, manche Leute wollen sie auch schon gesehen haben. Sie soll ein schrecklich *schiachas* (hässliches) schwarzes Weibsbild sein, hat einen *klâan z'flickt'n Kittl* (über und über geflickten Rock) an und einen *flâakat'n* (herabhängenden Hut) auf dem Kopf. Nach einer

Maltaberger Prophezeiung wird einmal eine Zeit kommen, wo der Tod auf der einen Seite mähen, die *Teadin* aber auf der anderen Seite zusammenkehren wird. Der Tod hat nämlich eine Sense, die *Teadin* einen Besen (Karl Bünker).

c) Der Herd in der Rauchstube darf nur mit einem kleinen Handbesen und nicht mit dem großen Kehrbesen abgekehrt werden (Karl Bünker).

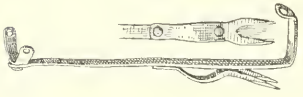
d) In Seeboden ist einmal ein Bettler in einer Badstube gestorben. Es wollte den Armen niemand in sein Haus nehmen, und so wurde er in der Badstube aufgebahrt. Einen Tag nach dem Begräbnisse fand man den Bettler wieder in der Badstube aufgebahrt liegen. Die Leute sahen jetzt, dass der Bettler im Grabe nicht Ruhe finden könne, weil



[1]Abb. 79. Sebneid- und Hackinstrumente (Inv.-Nr. *a* 53856, *b* 53857, *c* 53896, *d* 53895).

er unter keinem rechten Dache aufgebahrt wurde. Ein mitleidiger Bauer ließ ihn in sein Haus bringen und in der Rauchstube aufbahren. Als dann der Arme am folgenden Tage noch einmal begraben worden war, ist er nicht mehr gekommen (Marta Oberwalter).

e) Eines Tages kam ein Handwerksbursche in ein Bauernhaus und bat um ein Almosen. »Ach,« sagte die Bäuerin. »ich kann dir nichts geben, den alle Nacht kommt eine verwunschene Seele, die im Grabe keine Ruh' findet, zu uns ins Haus. Der müssen wir schon seit Menschengedenken alles, was vom Essen übrig bleibt, in einer Schüssel auf den Herd stellen.«



[1]Abb. 80. Steigeisen (Inv.-Nr. 53888).

»Da gibt es ja ein leichtes Mittel,« meinte der Handwerksbursch. Und er gab der Bäuerin den Rath, den ganzen Herd dicht mit *Mâg'n-Hëfaln* (die Samenkapseln des Mohns) zu besetzen.

Die Bäuerin that, wie ihr gesagt wurde. Anderen Tages waren die Mohnkapseln alle leer, und die wandernde Seele ist nicht mehr gekommen (Franz Haupt).

f) Das Weihnachtsbacken. Vor Weihnachten findet großes Brotbacken statt. Man bäckt Roggenbrot *Klâaz'n*-Brot (*Klâaz'n* sind gedörrte Birnenschnitten) und *Reinlinge* (Weißbrot, das mit Zimmt und mit Zibeben gefüllt und in Reinen gebacken wird). Roggenbrote kommen gewöhnlich 20—30 auf einmal in den Backofen. Ist der Ofen klein, so gibt es 3—4 *Bachende,* so dass schließlich 50—60 Laibe zusammenkommen. Auf alle Laibe werden mit dem Wursthorn, das zum Füllen der Würste dient, Augen gemacht, und zwar

ein großes mit dem weiten Ende des Hornes in der Mitte des Laibes und mit dem engen Ende mehrere kleine im Kreise um das große Auge. Auf einen Laib werden so viel Augen gemacht, als darauf Platz finden, denn so viel Augen, so viel Vierling Roggen gibt es im kommenden Jahre. Dies ist der Quatemberlaib. Er kommt als erster in den Ofen und zuletzt heraus. Das Weihnachtsbrot reicht gewöhnlich bis zur Anbauzeit. Der Quatemberlaib wird auf jeden Fall bis zum Roggenanbau aufbewahrt und dann erst verzehrt. *Klâaz'n-Strütz'n* (Strützel aus Kletzenbrot) werden gebacken aus einem Gemenge von Teig aus Roggenmehl, Kletzen und Nüssen. In besseren Häusern nimmt man zum Kletzenbrot Weizenmehl, Feigen, Datteln, Rosinen und Mandeln. Das Kletzenbrot bildet einen Hauptbestandtheil der Weihnachtsgabe der Bauern an die Dienstboten. Außer diesem erhalten sie noch einen Laib schwarzes und einen Laib weißes Roggenbrot, ein Stück sauren Käse, Äpfel, Nüsse, Kletzen, dann Schnaps, Bier oder Most und schließlich eine Wurst, die mindestens einen Meter lang sein muss. Auch Bettler und *Bießner* werden um die Weihnachtszeit von der Bäuerin reich beschenkt. *Bießner* sind Kinder, die am *Unschuldigenkindleinstag* (28. December), mit Tannenästen Bauer und Bäuerin schlagend, ihnen folgenden Glückwunsch bringen: »Frisch und g'sund, frisch und g'sund, wir reichen Enk ein neues Jahr und ein Christkind'l mit gekraustem Haar, dazu soll Enk der liebe Gott geb'n recht ein langes Leb'n und danach eine glückliche Sterbestund'.« Die Entlohnung für diesen Wunsch, das *Bießnergut,* besteht aus einem handgroßen Laibchen aus Roggenmehl mit einem Auge in der Mitte und aus Äpfeln und Nüssen (Karl Bünker).

g) Festessen. Festmahlzeiten werden in den Bauernhäusern an den drei großen Feiertagen, zum neuen Jahr, am Sylvesterabend, am Fasching-Dienstag und am Kirchtag veranstaltet.

Am Christtag besteht das Frühstück aus Milch und Nudeln, das Mittagessen aus: 1. Fleischsuppe mit weißem Brot, 2. Rindfleisch mit Krensauce, 3. eingemachter Suppe, 4. Schweinebraten, 5. Geselchtem mit Kraut, 6. Milch mit Nudeln.

Ähnlich sind die Mahlzeiten auch an den anderen Festtagen. Zumeist wird nur ein Gang durch einen andern vertauscht oder das Frühstück ist ein anderes, so z. B. am Ostersonntag. Da darf das geweihte geräucherte Schweinefleisch in keinem Hause fehlen (Karl Bünker).

h) Gelegentlich solcher Festessen kommt es nicht selten vor, dass einer oder der andere der Hausgenossen zu viel zu sich nimmt und dies dann büßen muss. Die Ursache solchen Unwohlseins, das durch Überessen herbeigeführt wird, erklären sich die Leute in gar eigener Art. Sie sagen: Jeder Mensch hat in seinem Magen wenigstens drei große Würmer, die den Speisebrei aufrühren müssen. Wenn man ein wenig Knoblauch, etwa in einer Wurst oder in einer anderen Speise zu sich nimmt, so werden die Würmer rebellisch und man muss sich erbrechen. Isst man aber mehr Knoblauch, so gehen die überflüssigen Würmer ab (Karl Bünker).

(Schluß folgt in Heft III).

Beiträge zur Kenntnis der frühen Bronzezeit Mitteleuropas.

Von **Dr. Paul Reinecke** in Mainz.

(Mit 21 Textabbildungen.)

Trotz des vor etwas mehr als Jahresfrist abgeschlossenen großen Werkes Oscar Montelius' über die älteste Bronzezeit, das uns in reicher Fülle ältere und neuere Materialien dieser Stufe vorführt, gehört der erste Hauptabschnitt des Bronzealters, die »frühe Bronzezeit«, keineswegs zu denjenigen Phasen der Vorzeit, welche auch nur einigermaßen in topographischer oder typologischer Hinsicht erschöpfend behandelt wären. Und doch ist dieser erste Abschnitt des Bronzealters, für den die Funde in Menge vorliegen, für das Studium der Vorgeschichte unseres Erdtheiles von höchster Bedeutung. Für das Verständnis des sehr lange Zeiträume umfassenden jüngeren Steinalters ist es unumgänglich nothwendig, dass wir über den Beginn des Bronzealters vollkommen unterrichtet sind, und hinsichtlich der absoluten prähistorischen Chronologie beansprucht gerade die frühe Bronzezeit Mittel-, Nord- und Westeuropas, welche mit einem scharf umgrenzten Culturkreise der Osthälfte des Mittelmeergebietes die engsten Beziehungen aufweisen dürfte, sowohl für die zeitliche Fixierung und Abgrenzung anderer, jüngerer Stufen des Bronzealters wie auch der einzelnen jüngerneolithischen Abschnitte erhöhtes Interesse.

Die Mehrzahl der Prähistoriker kennt die frühe Bronzezeit nur aus ihren allerdings überaus zahlreichen Depotfunden und Einzelfunden, doch vermag diese Bekanntschaft nur ein ganz unvollständiges Bild von dieser Stufe zu geben. Ungleich wichtiger sind die Materialien aus den noch sehr sparsam vertheilten frühbronzezeitlichen Wohnstätten, in noch höherem Grade die aus den oft recht unscheinbaren Gräbern stammenden Reste. Freilich darf man sich hierbei nicht an die Ausbeute einer oder einiger Nekropolen halten und danach diese Stufe beurtheilen wollen, obschon in der Prähistorie augenblicklich dies Verfahren, und zwar nicht nur in den Kreisen, denen die Beschäftigung mit den Alterthümern der Vorzeit Europas lediglich Liebhaberei oder Spielerei ist, sich großer Beliebtheit erfreut, und man vielfach glaubt, dass die Bekanntschaft mit den Resultaten eigener Ausgrabungen eine jede, auch nur geringe Beschäftigung mit den anderwärts gehobenen Materialien völlig überflüssig macht. Wer z. B. die frühe Bronzezeit nur nach dem kümmerlich ausgestatteten Hockergräberfelde auf dem Adlerberg bei Worms abschätzen wollte[1]), würde zu ganz falschen Anschauungen kommen. Denn diese Stufe zeigt sich uns schon in einer so prächtigen Entfaltung, in einer so glänzenden, eines großen Goldreichthums nicht ermangelnden Ausstattung[2]), wie sie kaum noch durch andere Stufen des Bronzealters überboten werden kann.

[1]) Der Entdecker dieses Grabfeldes hatte es so wenig zutreffend zu beurtheilen vermocht, so dass neuerdings R. Forrer, offenbar gestützt auf diese unklare, unrichtige Definition, das Grabfeld einfach als spätneolithisch bezeichnen konnte (Achmim-Studien I, 1901, S. 22—23).

[2]) Zu den bekannten Fundplätzen mit größeren Goldmengen aus der Provinz Sachsen (Leubingen Merseburg) gesellt sich neuerdings auch der Rhein bei Mainz (große Säbelnadel, ähnlich dem Magdeburger Exemplar des Berliner Museums, zwei dicke Doppeldrahtringe); auch die Goldringe von Böhl in der Pfalz (Mittheilungen d. hist. Ver. der Pfalz, II, 122; Harster, Catal. der Speier. Sammlung, 1888, S. 48) wird man der frühen Bronzezeit zuweisen können. Größere Goldobjecte dieser Stufe liegen noch aus Österreich-Ungarn, Dänemark, aus der Bretagne und von den britischen Inseln vor.

Das wichtigste mitteleuropäische Verbreitungsgebiet frühbronzezeitlicher Gräber, ein Centrum in topographischer Beziehung, nicht etwa ein Centrum, ein Ausgangspunkt der frühbronzezeitlichen Cultur selbst, ist Nordböhmen; die großen Nekropolen des »Aunetitzer Typus« (Flachgräber, meist mit liegenden Hockern in Steinsetzungen, in steinkistenartigen Grabanlagen oder auch frei in der Erde ruhend) geben uns in reicher Fülle Material zur Beurtheilung dieses Abschnittes an die Hand. In unmittelbarer Verbindung mit den Leichenfeldern an der oberen Elbe, an der unteren Moldau und Eger stehen die Gräber in Mähren, Niederösterreich und Oberungarn (Pannonien). Weiter nach Südosten zu bieten uns erst wieder einige Hügel auf dem Glasinac im östlichen Bosnien Gräber dieser Stufe. Nordwärts von Böhmen treffen wir auf analoge Erscheinungen in Schlesien und Nordthüringen (zwischen Thüringerwald und Harz), ja selbst der Nord- und Ostrand des Harzes zeigt in überraschendem Reichthum Grabstätten dieser Zeit. Neben Flachgräbern treten jedoch hier, wohl eine Fortsetzung der Gepflogenheiten aus der jüngeren Steinzeit her, Tumuli mit Bestattungen der frühen Bronzezeit auf. Westlich von den bisher genannten Gebieten haben wir Gräber dieser Stufe wieder an der oberen Donau und im mittleren Rheingebiet, sowohl aus der Nord- wie aus der Südhälfte der oberrheinischen Ebene, zu verzeichnen; vorläufig handelt es sich hier noch um eine geringe Zahl von Bestattungen, die sich aber wohl durch Sichtung älterer Materialien und eingehende Prüfung alter Fundberichte etwas vergrößern ließe. Nördlich der süd- und mitteldeutschen Zone fehlen bisher noch verwandte Gräber beinahe gänzlich, am Südrande der Ost- und Nordsee wie in Skandinavien lassen sich nur äußerst wenige gut beglaubigte Bestattungen mit Inventar dieser Stufe nachweisen, doch glaube ich heute schon die Vermuthung aussprechen zu können, dass sich in diesem Gebiete vielfach unter scheinbar neolithischer Facies Gräber des ersten Abschnittes des Bronzealters verstecken. Südwärts von der oberrheinischen Ebene bis zu der Alpenkette hin kennen wir nicht minder frühbronzezeitliche Bestattungen: einmal ist es die zwar engbegrenzte, aber über reiche Materialien verfügende Gräbergruppe des oberen Rhônethales (bis zum Genfer See hin), aber auch die Nordschweiz, nördlich der Berner Alpen, führt solche Gräber. Sehr reiche Grabfunde, und zwar aus Grabanlagen von sehr wechselnder Form[1]) lernen wir wieder aus dem mittleren und unteren Rhônegebiet, zwischen Westalpen und Cevennen, und weiter auch westwärts von diesen kennen. Die Zahl der Gräber ist in Südfrankreich keine geringe, Chantre stellt aus den drei Departements Ardèche, Lozère und Aveyron allein mehr als 100 frühbronzezeitliche Dolmen zusammen, aus anderen Bezirken Südfrankreichs liegt zweifellos noch sehr viel unedirtes Material in den Museen.[2]) Weiter nach Westen treten frühbronzezeitliche Gräber in reicher und zugleich eigenartiger Entfaltung in der Bretagne auf, vornehmlich handelt es sich hier um Steinkisten unter Hügeln. Das Nämliche gilt von den auch noch viel zu wenig gewürdigten frühbronzezeitlichen Gräbern der britischen Inseln.

Sehen wir uns nun in der Mittelmeerzone nach Parallelfunden um, so haben wir vor allem die Resultate der Siret'schen Ausgrabungen an der Südostküste Spaniens ins Auge zu fassen. Es fällt nicht schwer, die innige Verwandtschaft des Inhaltes dieser Pithos- und Steinkistengräber von El Argar, Fuente Alamo u. a. m. mit dem der Hockergräber-

[1]) Bestattungen in Höhlen, Flachgräber ohne Steinschutz, Steinkisten (Dolmen) ohne oder mit Hügelbedeckung, große Ganggräber (Allées couvertes).

[2]) Im ganzen zählt Chantre (Age du Bronze dans le Bassin du Rhône, II, 38—59) aus den Departements Alpes-Maritimes, Ardèche, Gard, Hérault, Lozère, Aveyron, Lot und Tarn-et-Garonne 147 Dolmen mit Beisetzungen seiner »phase cébenienne« auf; Gräber anderer Anlage wären auch noch aus den Departements Hautes-Alpes, Var, Bouches-du-Rhône, Haute-Garonne, Ain und Isère zu nennen.

felder Nordböhmens u. s. w. wahrzunehmen und sich auf Grund der Metalltypen wie der Keramik davon zu überzeugen, dass hier eine vollkommene zeitliche Übereinstimmung bestehen muss. Andere Fundgruppen der iberischen Halbinsel, vornehmlich aus Portugal, an deren frühbronzezeitlichem Charakter nicht zu zweifeln ist, nähern in der Grabform sich wieder mehr französischen Denkmälern. Italien führt sowohl im Polande wie in Mittel- und Unteritalien Gräber, welche sich durch ihre Beigaben als der ersten Stufe des Bronzealters angehörend verrathen. Daneben fehlen auf der Apenninen-Halbinsel nicht Funde von etwas älterem Charakter, die eine Art Übergang von jüngerneolithischen Abschnitten vermitteln könnten, nämlich die Grabfunde der Remedellostufe. Es muss in der nächsten Zeit noch genauer untersucht werden, ob die Nekropolen nach Art der von Remedello-Sotto zeitlich mit den Grabfeldern vom Aunëtitzer Typus u. s. w. zusammenfallen oder eine Vorstufe der frühen Bronzezeit, eine Vermittlung zwischen den Stufen von prägnant jüngerneolithischem Charakter und der ersten Periode unseres Bronzealters vorstellen. Letzteres hat mehr Wahrscheinlichkeit für sich.

Für Sicilien ist der Nachweis von Gräbern der uns ja durch Einzelfunde belegten frühen Bronzezeit etwas schwierig zu erbringen, da die Insel in der Vorzeit weniger europäisch-prähistorischen Charakter zeigt und vielmehr den Gebieten um die östlichen Theile des Mittelmeeres anzugliedern ist. Auf Sicilien können wir in nahezu lückenloser Reihe die Gräber von der rein historischen Zeit bis zum jüngermykenischen Bronzealter zurückverfolgen; dann aber fällt ein deutlicher Zusammenhang fort, es folgen für ältere vorgeschichtliche Abschnitte nur noch unter sich nicht gut zu vereinigende Gruppen von bronzezeitlichem oder neolithischem Typus. Die bronzezeitliche Castelluccio-gruppe dürfte nun jedoch, wie wir glauben, ungefähr unserer frühen Bronzezeit entsprechen. Wir wissen ja, dass in diesen Gräbern Parallelen zu keramischen und anderen Erscheinungen aus den tief unter der jüngermykenischen sechsten Stadt von Hissarlik-Troja liegenden Schichten nicht fehlen, weiter dürfen wir heute mit ziemlicher Bestimmtheit vermuthen, dass die bemalten Vasen von Castelluccio u. s. w., da wir nunmehr auch aus dem Kreise der Inselcultur Vasenmalerei (älter als die mykenische Mattmalerei und die Vasenmalerei des ersten und zweiten Firnisstiles) kennen, Anregungen der Inselcultur ihren Ursprung verdanken.

Wir deuteten eingangs schon an, dass wir den Kreis der Inselcultur mit unserer frühen Bronzezeit, deren Gräber wir in Mittel- und Westeuropa wie auf der iberischen und italischen Halbinsel verfolgen konnten, in engste Beziehung bringen zu können glauben.[1]) Eine Schwierigkeit, die dagegen spräche, ist gegenüber dem, was für diese Anschauung spricht, kaum vorhanden. Die uns in Kreta, auf Thera und in den Schliemann'schen Schachtgräbern entgegentretende altmykenische Stufe wird das Jahr 1800 oder 1900 v. Chr. kaum in nennenswerter Weise überschreiten, die Inselcultur kann aber von dieser altmykenischen Stufe nicht sehr weit entfernt sein. In Europa ist die frühe Bronzezeit die erste von vier sich allerorten deutlich ausprägenden Stufen des Bronzealters, deren jüngste, noch dem ersten Eisenalter Italiens vorangehend, mit den jünger- oder theilweise noch spätmykenischen Erscheinungen (mit Keramik des dritten und vierten Firnisstiles) zusammenfällt. Wenn wir weiter die Gesammtausstattung der Gräber der Inselcultur mit

[1]) Montelius (Chron. der älteren Bronzezeit, S. 166—167) will zwar die aus dem schönen altmykenischen Grabfunde [6] von Amorgos (Aarböger 1896, S. 27—30) stammende kleine Bronzeklinge für einen Schwertstab in Anspruch nehmen. Nach der von ihm reproducierten Zeichnung des Stückes ist er scheinbar im Recht, doch lässt die viel genauere Abbildung in der Arbeit Blinkenbergs (Fig. 8), meines Erachtens wenigstens, erkennen, dass wir es hier keineswegs mit einer Schwertstabklinge, sondern mit einer Variante der üblichen ägäischen Dolchform zu thun haben. Als Parallele für nordeuropäische Erscheinungen der frühen Bronzezeit darf das Stück keineswegs aufgefasst werden.

der unserer frühbronzezeitlichen Nekropolen vergleichen, so müssen wir, wenn wir von einzelnen durch die bevorzugte Lage des ägäischen Kreises sich von selbst erklärenden Dingen absehen, einen gewissen Parallelismus der beiden Gruppen zugeben, sowie sich ein solcher aus noch älterer Zeit für unsere bandkeramischen Gräber und die älteste Gräberschicht Ägyptens geltend macht. Geht man auf Details ein, so lässt sich auch da eine Übereinstimmung bald mehr, bald minder deutlich nachweisen. Wir werden nicht darüber hinauskommen, dass die Inselcultur frühbronzezeitlichen, nicht vorbronzezeitlichen Charakter hat; die wenigen scheinbaren Parallelen zwischen der Inselcultur und Butmir in Bosnien sind nicht allein maßgebend, auch für diese werden wir noch eine richtige Erklärung finden, versagen doch ohnehin schon die anderen südosteuropäischen oder alpinen bandkeramischen Stationen bezüglich der Gleichstellung mit den Inselgräbern beinahe ganz.[1])

Es wäre nur zu wünschen, dass uns die classische Archäologie für eine genaue zeitliche Fixierung der Inselcultur und für ihr Verhältnis zu den Funden vom Aphidnatypus und der altmykenischen Zeit recht bald positives Material beibringen möchte, jedoch nicht je nach dem Autor wechselnde Meinungen, sondern durch ägyptische oder vorderasiatische Documente gewährleistete Thatsachen.[2])

Der Inselcultur haben wir, abgesehen von Sicilien, einmal Cypern, dann den troisch-phrygischen Kreis lose anzugliedern. Es ist leicht zu begreifen, dass auf Cypern wie in der Troas u. s. w. Erscheinungen nicht fehlen können, welche Verwandtschaft mit der Inselcultur und in gewisser Hinsicht auch mit unserer früheren Bronzezeit verrathen. Für Cypern das im Detail nachzuweisen, fällt zur Zeit noch etwas schwer, da wir trotz der bestimmten Angaben Ohnefalsch-Richters über die Stufenfolge der älteren cyprischen Funde (solange nicht in grösserer Zahl geschlossene Grabfunde zur Beurtheilung vorliegen) uns keine klare Vorstellung machen können.[3]) Anders verhält es sich mit der Troas. Die in Hissarlik unter der VI. Stadt liegenden Schichten der II. bis V. Niederlassung, die ja der jüngermykenischen Zeit vorausgehen müssen, bieten ein recht charakteristisches Vergleichsmaterial für allerhand Typen der Inselcultur. Allerdings lassen sich in Troja die Stufen der Inselcultur und der altmykenischen Gruppe nicht scharf trennen, da wir es nicht mit Gräbern zu thun haben und sich zudem an der Nordostecke des ägäischen Meeres ein Einfluss des altmykenischen Kreises nicht energisch geltend gemacht hat, daher auch die troisch-phrygische Gruppe bis zur jüngermykenischen Zeit hin mehr einen frühbronzezeitlichen Charakter bewahrte. Man mag aus diesem scheinbaren Nebeneinander zweier Stufen den Schluss ziehen, dass Inselcultur und alt-

[1]) Das Vorkommen von recenten Conchylien, die nicht dem Mittelmeere, sondern dem Indischen Ocean entstammen (Meleagrina, Mitra, Spondylus, Pectunculus), am Nordrande der Mittelmeerzone wie auch nördlich der Alpen in zweifellos vorbronzezeitlichen Schichten (die zum Theil durch typische Bandkeramik datiert sind), deutet doch für jünger neolithische Zeiten einen über das Mittelmeer noch hinausgehenden Zusammenhang des prähistorischen Europa mit den ältesten Culturcentren der alten Welt an. Darau seien diejenigen, welche unsere Bandkeramik zeitlich mit der Inselcultur zusammenstellen wollen, erinnert. Ebenso wollen wir hier in Erinnerung bringen, dass ja auch von anderen Seiten bereits vor Jahren, freilich in wenig detaillierter Weise, Beziehungen der Inselcultur zu den Gräbern der Argai-Stufe Südostspaniens angenommen wurden.

[2]) Hoffentlich werden wir uns bezüglich einer genaueren Datierung der Inselcultur nicht erst noch wieder jahrelang so herumzuquälen haben, wie es mit der altmykenischen Gruppe der Fall war, wo wir ja die Auswahl vom Jahre 2500 v. Chr. bis zum XV. und XIV. Jahrhundert v. Chr. hatten!

[3]) Man wird mich hier übrigens an die »cyprischen« Nadeln Mitteleuropas erinnern wollen, doch nehme ich bezüglich dieses Nadeltypus keinen zeitlichen Zusammenhang mehr an, bevor eine genaue Datierung der cyprischen Stücke möglich ist. Sollten diese »cyprischen« Nadeln für unsere bronzezeitlichen Funde eine Parallele der Art wie die (in Cypern dem Schluss der Bronzezeit angehörenden) Nadeln mit durchlochtem Halse sein, so dürfen wir getrost jetzt schon darauf verzichten, hier einen Zusammenhang feststellen zu können.

mykenische Stufe nicht sehr weit auseinander liegen können. Phrygien, dessen prähistorische Materialien uns A. Körte zugänglich gemacht hat, schließt sich in allem dem troischen Gebiete an.

Über die hier gegebenen Andeutungen hinsichtlich des zwischen der Inselcultur und unserer frühen Bronzezeit bestehenden Parallelismus wollen wir an dieser Stelle nicht hinausgehen. Einige diesbezügliche Details wird man weiter unten erörtert finden.

* * *

Im vorigen Jahre erhielt das westpreußische Provinzialmuseum in Danzig aus Bresnow (Kreis Pr.-Stargard) in Westpreußen einen kleinen Bronzedepotfund, welcher aus einem Axthammer (Abb. 81*a*), einer triangulären Dolch- oder Schwertstabklinge und einem Flachbeil mit niedrigen Randleisten besteht.[1]) Diese drei unter einem großen Geschiebeblock gefundenen Bronzen bilden zweifellos einen geschlossenen Fund, wenngleich der Axthammer einen ganz ungewöhnlichen Typus zu repräsentieren scheint. Montelius, dem eine Zeichnung des Stückes zur Beurtheilung vorlag, war geneigt, obschon er kein Analogon bei-

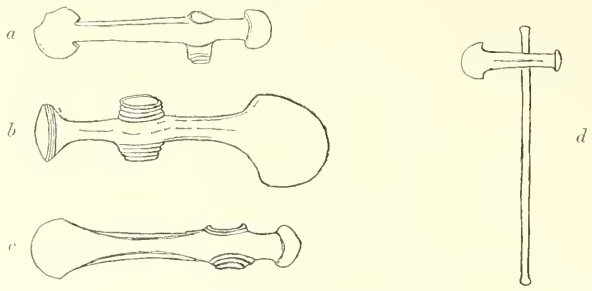


Abb. 81. Axthämmer: *a* aus Bresnow (1/4 n. G.), *b* aus Kamýk (1/3 n. G.), *c* vom Schlaner Berg (1/4 n. G.), *d* aus Kersoufflet (1/8 n. G.).

zubringen wusste, es der älteren Bronzezeit zuzuweisen, auf anderer Seite hegte man jedoch starke Zweifel an dem zeitlichen Zusammenhange der Bronzen.

Diese Zweifel sind jedoch ganz unbegründet, da der Axthammer von Bresnow keineswegs einzig in seiner Art dasteht und wir verwandte Stücke aus anderen gut datierten Funden der frühen Bronzezeit nachweisen können. Und zwar sind es gerade die Hockergräberfelder Böhmens, welche uns hier Vergleichsmaterial bieten.

In dem frühbronzezeitlichen Friedhof von Kamýk bei Groß-Přílep (Bez.-H. Smichow) kam unter dem typischen Gräberinventar auch ein entsprechend gegliederter Axthammer mit breiter, stark gebogener Schneide, schmalem Schafttheil, langen Fortsätzen für den Stiel und kräftigem Knauf zum Vorschein (Abb. 81*b*).[2]) Ein ähnliches Stück, dem nur die röhrenförmigen Fortsätze für den Stiel fehlen und dessen Schneide sich mehr der der »spatelförmigen« Flachbeile nähert, ergaben die Hockergräber am Schlaner Berg (Abb. 81*c*).[3]) Also auch in diesem Falle kann über das Alter kein Zweifel bestehen.[4])

[1]) XXI. Amtlicher Bericht über die Vermehrung des westpreußischen Provinzialmuseums zu Danzig für 1900, S. 32.

[2]) Památky, XVIII, 1898—1899, S. 557—558, Nr. 19.

[3]) Památky, XVI, 1893—1895, S. 451, Nr. 2.

[4]) Ein Mittelglied zwischen den hier abgebildeten Typen und einer weit verbreiteten, aber noch nicht ganz genau datierbaren alten, offenbar aber frühbronzezeitlichen Kupferhammerform (Alterthümer unserer heidnischen Vorzeit, I, IV, 2, 13. 14. u. s. w.) ist der bereits von Much in seiner »Kupferzeit« (2. Anflage, S. 44) erwähnte Kupferhammer mit gegossenem Stiel und reicher Strichverzierung von Göding oder Holitsch in Mähren (Časopis des Olmützer Museumsvereines, IV, 1887, S. 101—103).

Diese Axthämmer dürften übrigens räumlich nicht bloß auf die mährisch-böhmische und die nordwärts davon gelegene ostdeutsche frühbronzezeitliche Gruppe sich beschränken, sondern auch noch anderen Gebieten zukommen. Die von der »Société d'Émulation des Côtes du Nord« herausgegebenen »Trésors archéologiques de l'Amorique occidentale« bringen in ihrer 7. und 8. Lieferung einen ähnlich gegliederten, gestielten Axthammer aus Bronze, welcher aller Wahrscheinlichkeit nach noch dem ersten Abschnitt des Bronzealters einzureihen ist.[1]) Das Stück (Abb. 81 *d*), dessen Gewicht 2007 *g* beträgt, stammt aus Kersoufflet (Gemeinde Faout) in Morbihan; über seine Fundumstände u. s. w. kann ich leider nichts Näheres angeben, da mir diese Veröffentlichung nicht zugänglich war. Mit voller Sicherheit vermag ich daher auch nicht dafür einzutreten, dass dieser Axthammer noch der frühen Bronzezeit angehört, obschon man in ihm eine gewisse Parallele zu den Schwertstäben mit gegossenem Stiel erkennen kann, eine Ansicht, die schon Much und Hoernes geäußert haben. Betrachtet man anderseits die jüngeren, hauptsächlich der übernächsten Stufe der Bronzezeit (Periode II nach Montelius' Classification) zuzuweisenden Axthämmer, die etwas geschweiften »ungarischen« Typen mit Knaufplatte und die Formen, die sich als specielle Arbeiten der nordwestdeutsch-skandinavischen Gruppe zu erkennen geben[2]), so fällt doch ein gewisser Unterschied zwischen allen diesen jüngeren Formen und der Waffe von Kersoufflet auf, während diese doch mehr wieder den oben namhaft gemachten frühbronzezeitlichen Typen sich nähert. Freilich darf man die frühbronzezeitlichen Waffen mit Stielloch nicht nach den aus dieser Stufe sonst noch bekannten, durch ihre Ornamentik zur Genüge charakterisierten, schweren ungegliederten Metallhämmern (die einfache durchlochte Steinbeile nachzuahmen scheinen)[3]) beurtheilen, denn diese Gattung muss bei einer Betrachtung des keineswegs an eleganten Typen armen Formenkreises des ersten Abschnittes des Bronzealters typologisch als auffallend primitiv gelten. Eine wieder etwas mehr gegliederte, aus der Donau- und der mitteldeutschen, ja selbst der norddeutschen Zone stammende Streitbeilform, große gerade Beile mit langen Schaftröhrenfortsätzen[4]), gehört doch auch wieder, wenigstens nach Ausweis des Depotfundes von Křtěnow in Böhmen, der frühen Bronzezeit an. Weiter kennt doch auch die Stufe der neolithischen Bandkeramik kupferne Hammerbeile, und dem Ende der Steinzeit oder eher dem Beginne der Bronzezeit mag auch eine andere Classe von gegliederten kupfernen Hammerbeilen mit oder ohne Schaftröhrenfortsatz[5]) angehören, welche typologisch, aber auch nur in der oberflächlichen Betrachtungsweise unserer Typologen, einzelnen »facettierten« Steinhämmern nahestehen. Jedenfalls, das wird man zugeben, besitzt die frühe Bronzezeit bereits einen hoch entwickelten Formenkreis, welcher nur dadurch verständlich wird, dass man für vorbronzezeitliche Perioden, für unsere verschiedenen neolithischen Stufen eine durch Funde ja auch gut bezeugte, lang andauernde Bekanntschaft mit den Metallen annimmt.

* * *

Um die hohe Entwickelung der Bronzecultur, welche sich schon in dem ersten Abschnitte des Bronzealters zu erkennen gibt, des weiteren zu illustrieren, lenken wir hier

[1]) Matériaux, XXII, 1888, S. 381, Fig. 191, 192.

[2]) Typen wie Soph. Müller, Ordning, Bronzealderen, 153 oder auch 96. — Mit dieser Classe von Beilen ist wohl auch ein Bronzehammer von Bannockburn in Stirlingshire (Proc. Soc. Antiqu. Scotland, VI, 1864—1866, S. 374; Anderson, Scotland in Pagan Times, Bronze und Stone Ages, 1886, S. 188, Fig. 98) in Verbindung zu bringen.

[3]) Wie Soph. Müller, Bronzealderen, 139.

[4]) Richlý, Bronzezeit in Böhmen, Taf. XIII.

[5]) Wie Alterth. unserer heidnischen Vorzeit, I, IV, 2, 13. 14. — Vgl. oben S. 108, Note 4.

die Aufmerksamkeit von neuem auf einen zwar schon mehrfach abgebildeten[1]), aber einem nahezu ganz vergessenen, wertvollen frühbronzezeitlichen Grabfunde der Schweiz entstammenden Gegenstand hin. Der hier als Fig. 82 wiedergegebene Bronzeflachcelt wurde im Jahre 1829 in einer aus unbehauenen Steinen gebildeten, mit einer flachen Platte bedeckten Steinkiste (von 10 Fuss Länge und 5 Fuss Breite) am Renzenbühl beim Dörfchen Buchholz unweit Strättlingen am Thuner See gefunden.[2]) In der Grabkammer lagen bei dem Skelet außerdem ein als Diadem bezeichnetes Bronzeblech, eine sehr viel jüngeren Gürtelhaken (der La Tène- und frühen Kaiserzeit) ähnliche Bronzegurtschnalle, eine Speerspitze (? — Dolchklinge ?), zwei Bronzenadeln (eine Rollennadel mit breiter Platte, eine Nadel mit kleiner Kopfscheibe und unterhalb dieser umgewickeltem Drahtfortsatz[3]) und mehrere mäßig starke Bronzeringe (wohl Halsringe). In der Nachbarschaft fand sich ein Jahr später ein analoges Skeletgrab; dasselbe ergab u. a. einen triangulären Dolch, dessen Griff zwischen dem Knauf und dem unteren Griffabschluss auf der Angel vier, einst Einsätze aus organischer Substanz trennende Scheiben trägt.

Das Flachbeil des ersten Grabes gehört in den Kreis der langgestreckten spatelförmigen Celte, die uns durch viele Funde aus dem Gebiet der Alpenzone und der nordwärts davon sich ausbreitenden Länder belegt sind. Aber als einziges unter allen Exemplaren zeigt es, meines Wissens wenigstens, eine Verzierung, welche es mit gewissen

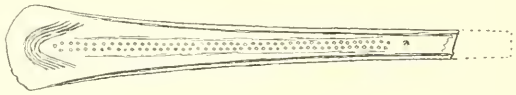


Abb. 82. Flachcelt vom Renzenbühl ($^1/_4$ n. G.).

Metallarbeiten des östlichen Mittelmeergebietes in Beziehung bringt. Seine Mittelrippe trägt Goldincrustation, zwei Reihen eingeschlagener Goldnägelchen, also können wir dieses Flachbeil als eine Parallele der eingelegten altmykenischen Bronzewaffen und der durch diese influenzierten ägyptischen Erscheinungen der Zeit des mittleren und vom Beginn des neuen Reiches bezeichnen. Im Kreise unserer frühen Bronzezeit, welche wir, wie bereits bemerkt, der Inselcultur gleichsetzen zu können glauben, sehen wir also schon sich technische Details entwickeln, die in der Folge im östlichen Mittelmeergebiete so hervorragende Metallarbeiten zeitigten.

Schmuck durch Goldnägelchen, allerdings nicht auf Metall, sondern auf organischer Substanz, ist uns aus der frühen Bronzezeit auch sonst noch bekannt. Der Griff eines von Hoare vor einem Jahrhundert in einem frühbronzezeitlichen Tumulus (Bush Barrow) bei Normanton in der Grafschaft Wilts gefundenen Bronzedolches ist reich durch Goldnägelchen decoriert.[4]) Reste solcher Verzierungsart kehren auch an einem Dolchgriff

[1]) Mortillet, Musée préhistorique, 1881, Nr. 747; Heierli, Urgesch. der Schweiz, S. 244, Fig. 226; Montelius (Chron. der alten Bronzezeit, S. 93, 105) erwähnt diesen Fund auch.

[2]) Mitth. d. Antiqu.-Ges. Zürich, II, 1844, 2. Abtheilung, S. 17—25.

[3]) Ein Typus, der unter den Funden vom Letten bei Zürich wiederkehrt (Mitth. d. Antiqu.-Ges. Zürich, XXII, 2 (1888), Taf. VI, 9; Zeitschrift für Ethnologie, XX, 1888, Taf. V, 41. — Ähnlich ist eine Nadel der Sammlung Nessel-Hagenau (Elsass) aus »Grabhügel 8 Donauberg«. Es sei hier bemerkt, dass Nessel auch sonst noch im Hagenauer Revier frühbronzezeitliches Material fand (z. B. im Grabhügel 12 Donauberg«).

[4]) J. Evans, Bronze Implements etc., 1881, S. 232, Fig. 283; R. C. Hoare, Ancient Wiltshire, I, S. 202, pl. XXVII, 2.

aus einem gleichalterigen Tumulus mit Steinkiste unter Niveau bei Cruguel (Gemeinde Guidel) in Morbihan wieder, weiter fehlt sie auch sonst nicht auf Dolchen aus anderen derartigen Gräbern der Bretagne (Kergourognon und Port-an-Saoz)[1]). Diese Decoration von Dolchgriffen deckt sich mit derjenigen, die uns an dem Griff altmykenischer Dolche mit eingelegten Klingen aus den Schachtgräbern der Akropolis von Mykenä entgegentritt.[2]) Weiter stimmt mit den goldverzierten Dolchgriffen der Bretagne und Englands technisch wieder vollkommen der Griff eines ägyptischen Dolches des Berliner Museums, der aus einem thebanischen Grabe des neuen Reiches stammt, überein.[3]) Man ersieht daraus, dass auch derartiger Schmuck den östlichen Mittelmeergebieten nicht fremd war, wenngleich wir auch hier wieder nicht an eine zeitliche Parallele zu denken haben. Die Funde der vormykenischen Inselcultur beginnen eben ja erst etwas reichlicher aufzutreten, es ist also nicht ausgeschlossen, dass auch die griechischen Inseln uns noch unseren goldincrustierten Waffen des frühen Bronzealters zeitlich gleichzusetzende Gegenstücke liefern werden. Doch würde ein Mangel an solchen Parallelen aus dem Kreise der Inselcultur u. s. w. an sich nichts zu bedeuten haben, da diese in jeglicher Beziehung unserer frühen Bronzezeit nördlich der Alpen überlegen ist und der Umstand, dass die Gräber des ägäischen Kreises im allgemeinen nur sparsam mit Bronzen ausgestattet sind, unsere Beurtheilung der Inselcultur nicht ungünstig beeinflussen darf.[4])

* * *

In Montelius' Werk über den ersten Abschnitt des Bronzealters werden die Bronzenadeln, ja ganz allgemein die Schmucksachen der frühen Bronzezeit, welche allerdings in Norddeutschland und Skandinavien eine etwas untergeordnete Rolle spielen, nur oberflächlich berührt. Die Mehrzahl der frühbronzezeitlichen Nadeln ist zwar durch ihr häufiges Erscheinen in den Gräbern der liegenden Hocker Böhmens und Mährens bekannt genug, die Säbelnadeln mit Öhr auf der Kopfscheibe, die gestreckten oder stark säbelartig gekrümmten Rollennadeln, die kleinen spatel- und ruderförmigen Nadeln, die sogenannten »cyprischen« Typen, die Formen mit dicken, durchlochten Köpfen bieten nichts Neues mehr, obschon eine Zusammenstellung des Vorkommens der einzelnen Typen und ihrer Varianten immerhin einiges Interesse böte. Wir wollen hier nur eine etwas größere Form, welche wegen ihres ziemlich ausgedehnten Verbreitungsgebietes Beachtung verdient, hervorheben und im Anschluss daran auf andere größere Schmuckgegenstände der ersten Stufe des Bronzealters eingehen.

Zu den Leitformen des Inventars der frühbronzezeitlichen Gräber im oberen Rhônethale gehören große Bronzenadeln, welche mit einer in der Längsachse der Nadel liegenden großen, stets verzierten, ihrerseits nochmals umgerollten Scheibe abschließen (Abb. 83*a*)[5]),

[1]) Revue archéologique, III. sér., XVI (1890), 337, Fig. 7—9, 320, 322. — Aus dem Grabe von Tanhouédou (Bourbriac) im Departement Côtes-du-Nord werden Lederreste mit Goldnägelchen erwähnt (ib. S. 321).

[2]) Ἐφημ. ἀρχαιολ., 1890, Tafel 7, 7.

[3]) Bastian-Voss, Bronzeschwerter der königlichen Museen in Berlin, 1878, XVI, 31. — Gefunden nebst einer Lederscheide zusammen mit einer Bronzeaxtklinge, einem Schleifstein, einem Elfenbeinarmring und einem Steinbüchschen bei einer Mumie, die ohne eigentliches Grab im Schutt bestattet war.

[4]) Es sei hier noch daran erinnert, dass in der norddeutsch-skandinavischen Gruppe aus jüngeren Stufen des Bronzealters und der älteren Hallstattzeit Metallarbeiten mit Goldeinlage, Goldplattierung u. s. w., welche man technisch, zum Theil wenigstens, mit den hier erwähnten mykenischen Arbeiten vergleichen kann, nicht fehlen.

[5]) Mehrere Abbildungen und die Nachweise für die übrigen Stücke finden sich in Heierlis Studie über die »Urgeschichte des Wallis« (Mitth. d. Antiqu.-Ges. Zürich, XXIV, 3, 1896).

ein Typus, der, wie man bisher wusste, in der norddeutschen Zone in allerdings jüngeren Stufen in gewisser Häufigkeit wiederkehrt. Im Laufe der letzten Jahre brachten uns neue Funde den Nachweis, dass die frühbronzezeitlichen Scheibennadeln, die an der oberen Rhône schon gar nicht selten auftreten, zu den in Mitteleuropa recht weit verbreiteten Formen zählen.

Aus dem mittleren Rheingebiet ist vor kurzem eine typische frühbronzezeitliche Scheibennadel bekannt geworden (Abb. 83 *b*)[1]). Das von einem Mainzer Antiquar erworbene Stück stammt angeblich aus Nackenheim (Kr. Oppenheim) in Rheinhessen, von wo es durch einen Händler jenem Mainzer Antiquar überbracht wurde. Vielleicht steht jedoch diese Nadel im Zusammenhang mit frühbronzezeitlichen Fundstücken, welche zu verschiedenen Zeiten durch den nämlichen Händler und denselben Antiquar in das Mainzer Museum gelangten und als deren Fundort das Gebiet westlich vom »Schänzchen« bei Dexheim (Kr.

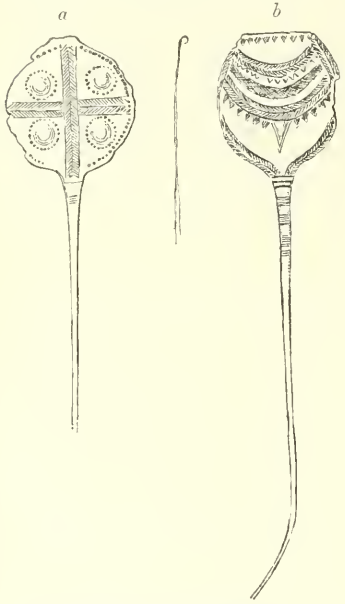


Abb. 83. Scheibennadeln: *a* aus Dröne bei Savièse (1/3 n. G.), *b* aus Nackenheim (1/4 n. G.).

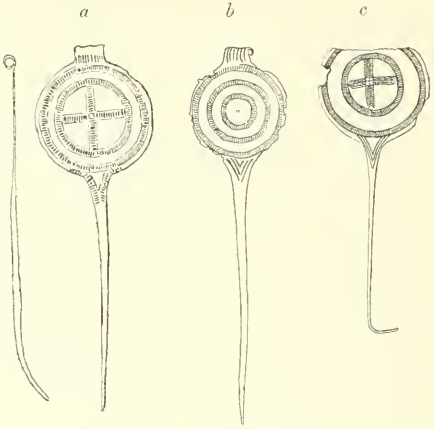


Abb. 84. Scheibennadeln: *a* aus Gäta, *b* aus Kamyk, *c* aus Unter-Rissdorf (1/3 n. G.).

Oppenheim), respective zwischen bei Dahlheim und Waldülversheim (Kr. Oppenheim) bezeichnet wurde. In früheren Jahren erwarb der Mainzer Alterthumsverein in zwei Gruppen rechteckige Bronzeblechplättchen mit umgerollten Schmalseiten, in der Größe sehr variierend, und Bronzeblechröllchen, und weiter neuerdings, mit derselben Fundortangabe Dexheim, wieder einen Plättchenschmuck nebst kleinen Nadeln mit etwa fünfeckiger oder mehr viereckiger, oben umgerollter Scheibe (»Rudernadeln«), einem Bronzedrahtring und einem großen Bronzehalsring mit umgerollten Enden. Möglicherweise gehört also die angeblich aus Nackenheim stammende Scheibennadel zu diesen Plättchen u. s. w., welche ihrerseits, obschon zu drei verschiedenen Malen angekauft, zusammen mit analogen Plättchen vom gleichen Fundorte im Museum zu Wiesbaden offenbar nur ein einziges großes oder günstigsten Falls zwei, durch den Finder oder den ersten Käufer zerstückelte Bronzedepots bilden.

[1]) Das Stück ist bereits in der Museographie der Westdeutschen Zeitschrift 1901 veröffentlicht worden.

Weiter nordwärts, in Nordwestdeutschland, lassen sich frühbronzezeitliche Scheibennadeln nicht mehr nachweisen, doch, wenn wir uns weiter nach Osten wenden, finden wir sie nochmals in einer ungefähr von Süd nach Nord streichenden Zone.

Die kleine frühbronzezeitliche Gräbergruppe in Oberungarn (im nördlichen Pannonien), welche als ein Anhängsel des niederösterreichisch-mährisch-böhmischen Kreises zu betrachten ist, wäre hier zunächst zu nennen. Das Flachgräberfeld von Gáta im Wieselburger Comitat ergab neben charakteristischen Gefäßen und Bronzen auch ornamentierte Scheibennadeln (Abb. 84*a*)[1]. Weiter ist uns dieser Typus auch aus Böhmen belegt. Hier ist es das oben schon erwähnte Hockergräberfeld von Kamýk (Bz.-H. Smichow), das eine ganz analoge Nadel lieferte (Abb. 84*b*)[2]. Endlich kann ich eine solche noch aus der Provinz Sachsen anführen, aus einem soeben von Prof. Grössler veröffentlichten frühbronzezeitlichen Depotfunde des schönen Museums in Eisleben.[3] Das hier als Abb. 84*c* abgebildete Stück wurde beim Pflügen auf der »Unteraue« bei Unter-Rissdorf (Mansfelder Seekreis), angeblich zusammen mit einer (nicht erhaltenen) Leichenbrandurne (oder einem Thongefäß ohne Knochenreste?) entdeckt, und zwar in Gemeinschaft von drei ungewöhnlich großen Bronzehalsringen mit umgerollten flachen Enden, zwei stark säbelartig gekrümmten »cyprischen« Nadeln und einem dicken, gegen die mit kleinen Scheiben abschließenden Enden etwas verjüngten offenen Armringe, wie solche uns aus der frühen Bronzezeit ganz geläufig sind.

Die großen Scheibennadeln bilden ein schönes Beispiel für die Langlebigkeit prähistorischer Typen, so zwar, dass sie sich für eine gewisse längere Zeitdauer in mehreren benachbarten Stufen nachweisen lassen, und nicht in der eben so häufigen Art der Langlebigkeit, dass die Wiederkehr der Typen in Perioden, die durch längere oder kürzere Zeiträume getrennt sind, erfolgt. Die von uns hier zusammengestellten Stücke gehören, wie ihre Ornamentik oder die mit ihnen gefundenen Gegenstände bezeugen, der frühen Bronzezeit an. Der nächstfolgenden großen Stufe des Bronzealters, welche zwischen den speeifischen Erscheinungen der Abschnitte I und II nach Montelius' Classification liegt und mit der älteren Phase der eigentlichen Hügelgräber-Bronzezeit Süddeutschlands und Böhmens zusammenfällt, sind Scheibennadeln zuzuweisen, die, in der süddeutschen Zone zwar fehlend, in Norddeutschland (vornehmlich in Hannover, Mecklenburg, Pommern und in der Nordhälfte der Mark) einige Bedeutung haben. Zum Unterschied von der Mehrzahl der älteren Stücke sind bei ihnen die Scheiben zu feinem, federndem Blech ausgehämmert und tragen dementsprechend, soweit unser Material bisher ein Urtheil erlaubt, nicht gravierte, sondern aus eingeschlagenen Buckeln und Punkten gebildete Muster. Anfänge dieser Verzierung zeigen sich, wie wir nachzuholen haben, bereits auf einigen frühbronzezeitlichen Nadeln von der oberen Rhône. Wichtig für die Datierung dieser norddeutschen Stücke sind die Depotfunde von Heinrichswalde bei Friedland (Mecklenburg-Strelitz), von Angermünde, Lemmersdorf und Arnimshain in der Ukermark und Clempenow bei Demmin in Vorpommern, weiter ein Grabhügelfund von Lehmke (Kr. Ülzen) im östlichen Hannover[4], und vielleicht auch das Gräbermaterial von Schabernack in der Priegnitz. Gleichalterig damit ist in Süd- wie in Mitteldeutschland die breite Menge der Radnadeln, welche ihrerseits auch wieder ein sehr großes Verbreitungsgebiet einnehmen.

[1]) Arch. Értesitö, 1898, S. 149, Nr. 13.

[2]) Památky, XVIII, 1898—1899, S. 557—558, Nr. 1.

[3]) Mansfelder Blätter, XV, Eisleben 1901, S. 244—246, Tafel II. — Die Mehrzahl der Stücke des Fundes wurde analysiert, der Zusatz anderer Metalle zum Kupfer war stets ein sehr geringer.

[4]) v. Estorff, Die heidn. Alterth. von Ülzen, 1846, Tafel VIII, 1 (V, 25; VII, 16, 24); Alterth. uns. heidn. Vorzeit, II, III, 4, 2; R. Virchow, Das Grabfeld von Koban, 1883, S. 34; Nachr. über deutsche Alterthumsfunde, 1897, S. 7—10; Mitth. d. Ukermärk. Museums- und Geschichtsvereines, I, 1901, S. 4, 11.

Noch wieder jünger sind Scheibennadeln aus der norddeutschen Zone, welche durch ihre Kreis- und Spiralmuster deutlich den Stempel von Arbeiten der norddeutsch-skandinavischen Bronzezeit an sich tragen, und zwar vornehmlich solcher der Stufe II nach Montelius' Eintheilung[1]). Das östliche Hannover, das Gebiet zwischen der unteren Elbe und der unteren Weser, ergab in gewisser Anzahl solche Stücke, doch mögen sie auch in anderen Theilen am Südrande der norddeutsch-skandinavischen Gruppe nachweisbar sein. Die Ornamente der Scheibennadel von Marssel im Stadischen und einzelner Stücke aus der Gegend von Ülzen orientieren uns vollkommen über das Alter der Stücke; auch die Nadel von Sommerbeck (Kr. Bleckede)[2]), welche statt der Spiralen nur concentrische Kreise zeigt, wird man nach einem Vergleich mit nordischen Materialen der Abschnitte II und III (nach Montelius) zeitlich genau fixieren können. Entsprechend den großen Zierscheiben mit Kerbschnitt- und Spiralmustern dieses Kreises dürften diese Scheibennadeln lediglich durch Guss hergestellt sein. Vielleicht gehen in Süd- wie in Norddeutschland mit diesen späten Formen noch Radnadeln, die mit den Scheibentypen ja so nahe verwandt sind und lediglich Derivate der frühen Scheibennadeln vorstellen, parallel; allerdings lässt das augenblicklich zur Verfügung stehende Fundmaterial nicht sehr deutlich erkennen, ob die Radnadeln noch die Stufe II (Montelius') der skandinavischen Bronzezeit noch erlebt haben.

* * *

Ganz den Charakter der Scheibennadeln tragen auch noch andere frühbronzezeitliche Schmucksachen, Nadeln sowohl wie andere Ziergegenstände, deren große Flächen zumeist reich mit Ornamenten bedeckt sind, und die somit eine willkommene Bereicherung unserer Materialien für das Studium frühbronzezeitlicher Ornamentik bilden. Namentlich sind es die Gräber des oberen Rhônebeckens, welche derartige Dinge führen, doch auch aus Süddeutschland, Böhmen u. s. w. fehlt es nicht an analogen Metallarbeiten.

Unlängst hatte ich Gelegenheit, auf einige absonderliche süddeutsche Nadeltypen mit breiten Flächen hinweisen zu können.[3]) Im Augsburger Museum werden zwei »in der Paar bei Stätzling« (östl. Augsburg, Bez.-A. Friedberg, Oberbayern)[4]) gefundene, sicherlich aus fließendem Wasser oder noch eher aus Moorboden stammende Schmucknadeln aufbewahrt; die eine endigt mit einem sehr großen dreifachen Fortsatz, die andere trägt an der Seite ihrer breiten Fläche zwei kreisrunde Fortsätze. Wir bilden hier beide Stücke, welche sich durch Umrollung am »Kopfe« ebenso wie die Scheibennadeln als Parallelen der so vielgestalteten »Rollennadeln« zu erkennen geben, als Abb. 85 ab. Ein kleiner Depotfund von Daiting bei Donauwörth enthält eine mit dem Exemplar aus der Paar völlig übereinstimmende, jedoch unverzierte Dreizacknadel. Für die andere Nadel aus der Paar können wir aus den frühbronzezeitlichen Steinkistengräbern zwischen Aigle und Ollon im oberen Rhônethale (Canton Waadt)[5]) ein Gegenstück namhaft machen, das eine noch compliciertere Form, mit je zwei kreisrunden Fortsätzen an den Seiten, aufweist (Abb. 86). Die Stärke des Bronzebleches ist bei allen diesen Stücken wohl etwas

[1]) Alterth. uns. heidn. Vorzeit, II, III, 4, 3. (= Müller-Reimers, Fig. 82); v. Estorff, Tafel VIII, 2, 3.

[2]) Alterth. uns. heidn. Vorzeit, II, III, 4, 4.

[3]) Corr.-Bl. d. Deutsch. Anthr. Ges., XXXII, 1901, S. 57.

[4]) Bezüglich des Fundortes ist zu bemerken, dass Stätzling an der Ach, einem rechten Nebenflusse des Lech liegt; die Paar, ein rechter Nebenfluss der Donau, ist im Bez.-A. Friedberg immerhin noch 5 *km* von Stätzling entfernt.

[5]) Mitth. d. Antiqu.-Ges. Zürich, II, 1884, 2. Abth., S. 27, Tafel I, 2. — Die Localität, bei der diese Gräber zum Vorschein kamen, wird verschieden genannt (Vers-Chiez, Verschile, Verchi).

geringer als bei der Mehrzahl der frühen Scheibennadeln, wie schon die neben den gravierten Verzierungen auftretenden eingeschlagenen Punkte und Buckel beweisen.

Man spricht öfter von ruderförmigen Nadeln der frühen Bronzezeit, allerhand kleine Varianten der Scheibennadeln mit umgerolltem Ende, solche mit etwa ovaler oder mehr fünfeckiger oder rautenförmiger Platte versteht man allerdings meistens darunter. Außer diesen in Depot- wie in Grabfunden vom Rhein bis nach Ungarn hin verbreiteten Stücken fehlt es jedoch, wie uns einige Funde erkennen lassen, in der frühen Bronzezeit nicht an wirklich ruderförmigen Typen nach Art der kaukasischen, für die diese Bezeichnung zuerst verwendet wurde.

Bei Alt-Bydžow (Bez.-H. Neu-Bydžow) in Böhmen[1]) fand man in einem Thongefäß neben einem Flachbeil mit Randleisten, Armspiralen aus einfachem und doppelt genommenem Bronzedraht, merkwürdigen Drahtgehängen mit Blechscheibe, wie sie auch noch ein anderer

Abb. 85. Bronzenadeln aus der Paar bei Stätzling ($^1/_3$ n. G.).

Abb. 86. Bronzenadel aus Verchi ($^1/_3$ n. G.).

Abb. 87. Bronzenadel aus Alt-Bydžow ($^1/_4$ n. G.).

böhmischer Fund ergab, einem Armring mit verjüngten Enden und zwei großen Zierscheiben auch solche Rudernadeln in zwei Größen, die zum Theil noch Spuren der Verzierung tragen (Abb. 87). Dem oben schon erwähnten, unlängst vom Mainzer Alterthumsverein erworbenen Bronzefund (respective dem Theil eines solchen) aus der Gegend von Dexheim in Rheinhessen gehören außer kleinen Stücken mit mehr fünfeckiger Platte auch kleine Rudernadeln an.[2]) Etwas abweichende Form, nämlich eine geradezu rechteckige Platte, haben etwas größere Nadeln dieser Gattung aus einem Bronzedepot von Eresi (Stuhlweißenburger Comitat) in Ungarn, die im Verein mit dicken Halsringen und Armspiralen, Zierbuckeln, Drahtröllchen, länglichen Blechen mit umgerollten Schmalseiten und herzförmigen Blechanhängseln, sowie ähnlichen, aber ausgeschnittenen Stücken (die wir als frühbronzezeitliche Vorläufer der in der folgenden Stufe in den Grabhügeln Bayerns und Böhmens so häufigen herzförmigen Anhänger zu betrachten haben) gefunden wurden.[3])

[1]) Památky, XVI, 1893—1895, S. 93—96, Tafel VII.

[2]) Abgebildet in der Museographie der Westdeutsch. Zeitschr. 1901.

[3]) Hampel, Bronzealter in Ungarn, XCIII, 1, 2.

In den folgenden Abschnitten des Bronzealters treten Rudernadeln nicht auf, wohl aber erscheinen sie wieder im älteren Eisenalter. In den kaukasischen Gräbern der älteren Kobanstufe stellen sie, obschon mannigfach variierend, gewissermaßen eine Leitform vor; sie sind hier einmal mit gut datierbaren Stücken der älteren Eisenzeit, wie Bogenfibeln u. s. w., und weiter mit hochalterthümlichen Formen von fast rein frühbronzezeitlichem Charakter, triangulären Dolchklingen, dicken Armspiralen, Fingerspiralen, Zierbuckeln, ja selbst Scheibennadeln alter Art vergesellschaftet. Befremdend ist dies im Kaukasus im ersten Drittel des letzten vorchristlichen Jahrtausends nachweisbare Wiederaufleben sehr viel älterer Typen nicht, es ist das ja nur eine Erscheinung, die auch in Mitteleuropa oftmals wiederkehrt. Gerade in Bezug auf die Rudernadeln können wir aus dem mitteleuropäischen Gebiet ein mit dem kaukasischen Vorkommen zeitlich sich ungefähr deckendes Wiederaufleben dieser Form constatieren, und zwar östlich des Unterlaufes der Weichsel, z. B. in den Funden von Fritzen im Samlande.[1]) Und halten wir

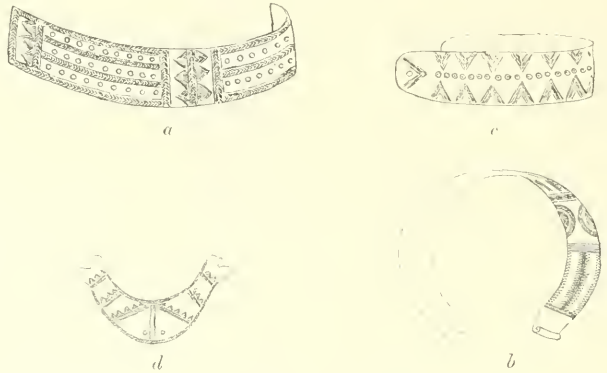


Abb. 88. Halsschmuck: *a* von Renzenbühl, *b* und *d* aus Conthey, *c* aus Rame (¹/₂ n. G.).

in noch jüngeren Abschnitten Umschau, so fehlt es im ostbaltischen Gebiet selbst im ersten Jahrtausend nach Christi Geburt nicht an Dingen, welche typologisch auf die Ruder-, oder allgemein gesagt auf die Scheibennadeln zurückgeführt werden können.

Außer Nadeln tragen auch noch andere Schmucksachen der frühen Bronzezeit Mitteleuropas, Hals-, Brust- und Gürtelschmuck u. s. w., reiche Verzierung. Große langgestreckte Bleche des Halsschmuckes, die als »Diademe« bezeichnet werden und die Vorläufer der in der norddeutsch-skandinavischen Gruppe in den vier folgenden Stufen erscheinenden Halsbergen (»Diademe«) sein mögen, liegen in mehreren Exemplaren aus Gräbern des ersten Abschnittes des Bronzealters vor. Der oben erwähnte Grabfund vom Renzenbühl bei Burgdorf am Thuner See enthielt ein derartiges, typisch ornamentiertes rechteckiges Blech (Abb. 88 *a*).[2]) Weiter ergaben die Gräber des oberen Rhônethales solchen Schmuck.[3]) Ein hier als Abb. 88 *b* abgebildetes Stück aus Conthey (Wallis), dessen Ornamentik wegen der Bogenstellungen als beachtenswert gelten darf, verjüngt sich etwas an den Enden, die zudem umgerollt sind. Ein zweites, mit ähnlichem Bogenmuster verziertes

[1]) Sitz.-Ber. der Prussia 1885—86, S. 5—6, Tafel I; Katalog des Prussia-Museums, I (1883), S. 35 bis 36, Nr. 225; Zeitschr. für Ethn., XVIII, 1886, Verhandl., 382—383.

[2]) Mitth. d. Antiqu.-Ges. Zürich, II, 1884, 2. Abth., S. 17 fg., Tafel I. 9.

[3]) Mitth. d. Antiqu.-Ges. Zürich, XXIV, 3, 1896, Tafel III 4—6.

Blech vom nämlichen Fundplatze ist hingegen genau rechteckig, ein dritter, verwandter Halsschmuck aus Conthey besteht aus einem Ring von rundem Querschnitt, dessen umgerollte Enden auf ein größeres Stück hin breitgehämmert sind und hier wieder eine typische Verzierung tragen. Ein ähnliches, nur kleineres, etwa rechteckiges Blech mit Löchern an den Enden (Abb. 88 *c*) wurde bei einem Skelet in einer kleinen Felsgrotte bei Rame (Departement Hautes-Alpes) gefunden[1]), zusammen mit einer triangulären Dolchklinge, einem spatelförmigen Celt, einem Bärenzahn und anderen Gegenständen, die verloren giengen (genannt werden ein Goldblech und ein »Helm« — offenbar andere Bronzeblechbänder oder dgl.).[2])

Einer anderen Gattung von Halsbergen gehört das aus einem Hockergrabe bei Welwarn (Bez.-H. Schlan) in Böhmen stammende große Bronzeblech an.[3]) Ohne Zweifel bildet diese Form, als Parallele der westeuropäischen mondsichelförmigen Halsschmuckplatten aus Gold (die von den britischen Inseln wie aus Westfrankreich und Dänemark bekannt sind), einen Vorläufer der im skandinavischen Gebiet in jüngerer Zeit (Montelius III) nicht seltenen großen Hals- oder Brustplatten (wie Worsaae, Nordiske Oldsager, 226).

Aus den Gräbern des oberen Rhônethales haben wir noch andere ornamentierte Schmuckplatten namhaft zu machen.[4]) Ein mondsichelförmiges Blech, zum Aufheften be-

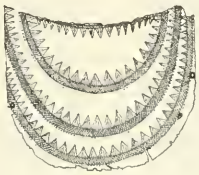


Abb. 89. Schmuckplatte aus Verchi ($^1/_3$ n. G.).

Abb. 90. Bronzeschmuck *a* aus Verchi, *b* aus Drône bei Saviese ($^1/_1$ n. G.).

stimmt (Abb. 88 *d*), stammt aus Conthey (Wallis), die Steinkistengräber zwischen Aigle und Ollon (Waadt) lieferten mehr halbmondförmige Platten mit dem typischen Wolfszahnmuster und Streifen mit gekreuzter Schraffierung (Abb. 89). Auf demselben Friedhofe fand man auch Hängeschmuck, längliche Platten, welche an dem einen Ende mit einem Ring abschließen, während das andere umgerollt ist, Stücke, wie sie in den Gräbern von Drône bei Saviese (Wallis) wiederkehren (Abb. 90).

Die frühbronzezeitlichen Funde der Rheinlande haben bisher analoge Schmucksachen nicht aufzuweisen. Wohl kennen wir vom Rhein in genügender Fülle die auch in Ungarn nicht fehlenden rechteckigen Blechplättchen mit umgerollten Schmalseiten (wohl Gürtelschmuck, zu dem einzelne besonders kleine Exemplare der »Rudernadeln« vielleicht als Anhänger gehörten), doch tragen diese überhaupt keine Verzierung oder nur eine solche aus eingeschlagenen Punkten. Hingegen haben wir wieder aus der bayerischen und böhmisch-schlesischen Gruppe der ersten Stufe des Bronzealters verschiedenartige Schmuckbleche

[1]) Materiaux etc., XIII, 1878, S. 155, Fig. 89; Mortillet, Musée préh., Nr. 750.

[2]) Vielleicht kehren diese »Diademe« in Ungarn wieder. Ich erhielt vor kurzem Nachricht, dass bei Csabrendek (Comitat Zala) ein derartiges »Diadem« (mit Bogenstellungen u. s. w. verziert) mit anderen, anscheinend sehr alten Bronzen in einem Skeletgrabe gefunden wurde, jedoch bin ich mir über die Zeitstellung dieser Bronzen nicht im reinen, da ich die Stücke nicht aus eigener Anschauung kenne.

[3]) Památky, XV, 1890—92, Tafel XI, 7; Pič, Čechy předhistorické, I, 1899, Tafel VII, 7.

[4]) Mitth. d. Antiqu.-Ges. Zürich, II, 1844, 2. Abth., S. 27, Tafel I, 1, 3; XXIV, 3, 1896, Tafel, II, 2. 12; J. B. Waring, Stone monuments, tumuli and ornament of remote ages, London 1870, pl. 90, 2.

zu erwähnen, welche ganz den bisher betrachteten entsprechen. In dem oben bereits kurz charakterisierten Depotfund von Alt-Bydžow in Nordböhmen liegt eine kreisrunde ebene Bronzeblechscheibe mit kegelförmig vortretenden Buckel in der Mitte, um den in concentrischer Anordnung aus einem gestrichelten Band und Wolfszahnmuster gebildete Streifen laufen.[1]) Der Durchmesser der Platte beträgt 11 *cm*, zwei Löcher neben dem kegelförmigen Buckel deuten an, dass sie zum Aufheften bestimmt war, diese Form ist also wohl als ein Vorläufer der viel jüngeren großen kreisrunden Gürtelplatten der nordwestdeutsch-skandinavischen Bronzegruppe aufzufassen. Zwei gleiche, nur noch größere Schmuckscheiben von 15·2 *cm* Durchmesser (Abb. 91) stammen aus dem Bronzedepot von Iser-Vtelno (Bez.-H. Jungbunzlau) in Nordböhmen, welches außer Armringen mit verjüngten Enden aus Bronze und einer sehr hellen Legierung (»Weißmetall«), zwei Armspiralen und zusammengewundenen Drahtstücken auch einen vielleicht als Ohrring anzusprechenden Hängezierat mit kreisrundem Bronzeblech an einem Draht (von einem ja schon aus Alt-Bydžow erwähnten Typus) enthielt.[2]) Zwei analoge kreisrunde Scheiben

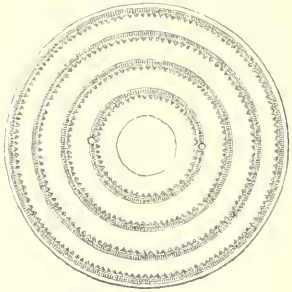


Abb. 91. Schmuckscheibe aus Iser Vtelno ($^1/_3$ n. G.).

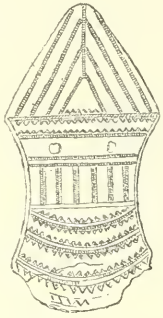


Abb. 92. Schmuckplatte aus Alt-Bydzow ($^1/_2$ n. G.).

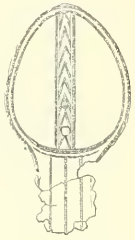


Abb. 93. Schmuckblech aus Zedlitz ($^1/_4$ n. G.).

mit derartigem Wolfszahnornament um einen großen Buckel in der Mitte begegnen uns noch in einem schönen Moorfund von Honsolgen (Bez.-A. Kaufbeuren) im bayerischen Schwaben. Auch die bekannten »ungarischen Goldscheiben des Kupferalters« werden wir hier anzufügen haben, wenigstens zeigt der Depotfund von der »Langen Wand« bei Wiener-Neustadt, dass diese Goldbleche der frühen Bronzezeit nicht fernstehen können.

Der Bronzefund von Alt-Bydžow lieferte noch eine anders gestaltete, wieder in den Kreis dieser Arbeiten gehörende, in der üblichen Art reich ornamentierte Schmuckplatte (Abb. 92). Diese, die stattliche Länge von 17 *cm* erreichend, erscheint aus einem nahezu gleichseitigen Dreieck und einem Rechteck mit einer convexen Schmalseite und concaven Langseite gebildet, zwei große Löcher, die ziemlich in der Mitte der Platte in einiger Entfernung von einander angebracht sind, deuten an, dass das Stück wohl als Verkleidung eines Gürtels oder als Gewandschmuck Verwendung fand. Demselben Zweck mochte ein leider nur unvollständig erhaltenes (jetzt 16 *cm* langes) Bronzeblech (Abb. 93) aus dem Depotfund von Zedlitz (Kr. Steinau) in Niedersehlesien[3]) dienen. Die aus einer ovalen Fläche mit sich daran anschließendem Rechteck von kleinen Dimensionen gebildete Platte

[1]) Památky, XVI, 1893—95, Tafel VII. 4.

[2]) Památky, XII, 1882—84. S. 435—39, Tafel XIX. 1—11; Richlý, Bronzezeit in Böhmen, Tafel XLII.

[3]) Schlesiens Vorzeit, VI, 1896, S. 341 u. f.

zeigt neben einem kleinen Buckel ein Loch zum Aufheften; ihre Verzierung weicht etwas von der sonst üblichen ab, wie eine Betrachtung des mit Sparren gefüllten breiten Bandes in der Längsachse zeigt. Dieser Fund von Zedlitz enthielt, wie noch erwähnt sei, außerdem Bronzedrahtrollen, ein Bernsteinstück, ein Flachbeil mit Randleisten und einige, aus einer langen schmalen Blechplatte mit sich daran anschließendem Draht gebildete, offenbar als Ohrgehänge aufzufassende Ringe in der Größe eines Kinderarmbandes, während andere gleichartige Stücke nach Art der Spiralrollen des Halsschmuckes zusammengewunden sind.

Den langgestreckten Bronzeplatten von Alt-Bydžow und Zedlitz könnte man vielleicht noch ein großes ornamentiertes Bronzeblech vom Burgberge (Schellenburg) bei Jägerndorf in Österreichisch-Schlesien[1]) an die Seite stellen wollen. Wir finden hier dieselben Motive, die uns nun schon so oft begegnet sind, wieder, jedoch in Gemeinschaft mit Elementen, die für die frühe Bronzezeit ganz ungewöhnlich sind und eher auf die Hallstattzeit hindeuten. Im Grunde sind die Muster der frühen Bronzezeit weiter nichts als »alteuropäische«, vom jüngeren Steinalter bis in verhältnismäßig sehr junge Zeiten nachweisbare Ornamente, die, zum Theil wenigstens, in jeder Stufe der Vorzeit erscheinen können. Ebenso könnte man auch die Zierscheiben aus dem Bronzefunde von Grehin-Gradac in der Herzegowina oder runde Zierbleche aus Gräbern vom Glasinac in Bosnien auf Grund ihrer Verzierung dem ersten Abschnitt des Bronzealters zuweisen wollen, doch, sowenig das in diesem Falle zulässig ist, so wenig dürfen wir es auch für die Platte von Jägerndorf in Anwendung bringen wollen.

Allen den bisher betrachteten frühbronzezeitlichen Schmucksachen, die Scheibennadeln eingeschlossen, wird man trotz ihres großen Verbreitungsgebietes (Alpen-, süd- und mitteldeutsche Zone) einen engen Zusammenhang, eine nahe Verwandtschaft nicht absprechen können, auch diese Metallarbeiten vermögen darzuthun, dass die frühe Bronzezeit in Europa sich für sehr große Strecken nahezu homogen abgelagert hat. Wenn auch aus dem Süden, aus der Mittelmeerzone, derartiges noch nicht bekannt geworden ist, so fehlt es an verwandten Erscheinungen jedoch nicht aus dem westeuropäischen Kreis. Vor allem sind es die großen goldenen, meist reich verzierten Halsberge der Britischen Inseln und Westfrankreichs, welche hier zu nennen wären. Auffallenderweise versagt wieder die eigentliche skandinavische Gruppe (die skandinavischen Länder und die Gebiete am Südrand von Ost- und Nordsee) bezüglich derartiger Schmucksachen nahezu vollständig, vielleicht jedoch nur aus dem Grunde, weil hierselbst Grabfunde des ersten Abschnittes des Bronzealters noch zu großen Seltenheiten zählen und die Bronzezeitgräber hier vorläufig, ähnlich wie bis vor kurzem auch in Süddeutschland, erst mit der folgenden Stufe (welche zwischen den Abschnitten I und II Montelius' steht) deutlich einsetzen. Doch fehlen in dieser Gruppe Arbeiten, die den von uns besprochenen anzureihen wären, schon jetzt nicht ganz. So z. B. enthielt ein größerer frühbronzezeitlicher Depotfund von Wonsosz (Kr. Schubin) in Posen[2]) ein mit einem Häkchen versehenes, langgestrecktes Ohrgehänge aus Goldblech, das wir zwar nicht aus den südlichen Theilen Mitteleuropas, wohl aber aus Westeuropa, z. B. aus einem Steinkistengrabe von Orton (Grafschaft Elgin, Schottland)[3]), kennen. Die für ganz Norddeutschland, von Hannover bis Posen, belegten Schmuckplatten

[1]) Much, Präh. Atlas, LXXVII, 1. — Ich bin geneigt, die Platte von Jägerndorf lediglich als eine nördliche Umbildung der Bronzeblechgürtel des Villanovakreises aufzufassen.

[2]) Jahrb. d. Hist. Ver. f. d. Netzedistrict, Bromberg 1892, Tafel I; Montelius, Chron. d. ält. Bronzezeit, S. 35, Fig. 85.

[3]) Proc. Soc. Antiqu. Scotland, VIII, 1868—1870, S. 30; Evans, Bronze implements etc. 392, Abb. 492; Anderson, Scotland in Pagan Times, Bronze and Stone Ages, 1886, S. 65.

mit zwei wohl im Guss imitierten, starken, spitzen, für ein Öhr der Rückseite auf der Vorderseite angebrachten Nietköpfen[1]) entfernen sich zwar schon etwas mehr von den hier aufgezählten Schmucksachen, doch haben sie sonst ganz den Charakter anderer frühbronzezeitlicher, ganz allgemein verbreiteter Arbeiten. Die starken Stachel auf der Vorderseite dieser meist aus »Weißmetall« bestehenden Platten entsprechen ganz den Nietköpfen, wie wir sie von unseren Schwertstäben, einzelnen Dolchen oder Bronzeäxten kennen, und die Form der Platten selbst erinnert wieder auffallend an das verzierte Bronzeblech aus dem Depotfunde von Alt-Bydžow. Andere größere Schmuckgegenstände von mehr nördlicher Verbreitung hingegen, so die in Norddeutschland verhältnismäßig häufigen und auch aus den Gräbern vom Aunětitzer Typus stammenden manchettenartigen großen Armbänder, wird man kaum noch den oben besprochenen Bronzen aus der Alpen- und der süd- und mitteldeutschen Zone gleichstellen können, sondern vielmehr nach anderen Gesichtspunkten zu beurtheilen haben.

* * *

Aus Oberolm (Kr. Mainz) in Rheinhessen besitzt der Mainzer Alterthumsverein einen angeblich aus einem Grabe stammenden frühbronzezeitlichen Fund, der sich aus rechteckigen Bronzeplättchen mit umgerollten Schmalseiten, Bronzeblechröhrchen, kleinen Knöpfen mit ><-förmiger Durchbohrung Scheiben und Ringen aus Elfenbein und zahlreichen Schnecken gehäusen zusammensetzt.[2]) Die Plättchen und Röllchen dieses Fundes bieten nichts Außergewöhnliches; die Formen der kleinen Knöpfe und Ringe aus organischem Material kehren in einigen frühbronzezeitlichen Grabfunden der Rheinlande wieder[3]), wie ich bereits an anderer Stelle dargelegt habe, ><-förmig durchbohrte Knöpfe aus verschiedenem Material, welche ja bereits in der jüngeren Steinzeit vorkommen, finden sich auch noch in gleichalterigen Gräbern anderer Gebiete. Eine singuläre Erscheinung sind jedoch die im Oberolmer Funde in drei Exemplaren vertretenen Scheiben (Abb. 94) mit seitlicher Durchbohrung (seitlich durchlochte niedrige Cylinder, welche sich in der Form ungefähr mit den Skarabäoiden sehr viel jüngerer Zeiten vergleichen lassen, nur dass bei ihnen Ober- und Unterseite eben sind, während bei den Skarabäoiden eine Fläche etwas gewölbt ist. Zwar

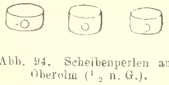


Abb. 94. Scheibenperlen aus Oberolm (1/2 n. G.).

[1]) Zu den bisher aus der Literatur bekannten, auch von Montelius erwähnten Platten dieser Art von Punitz (Provinz Posen) und Cummeltitz (Niederlausitz) haben wir noch ein Exemplar aus einem schönen Depotfunde aus dem Fiener Bruch bei Tucheim (Kr. Jerichow I, nordöstlich von Magdeburg) und drei Stücke aus einem Depot von Marweddel (Kr. Dannenberg) im östlichen Hannover (Zeitschr. d. Hist. Ver. f. Niedersachsen, 1863, S. 382; Müller-Reimers, Vor- u. frühgesch. Alterthümer Hannovers, S. 136) nachzutragen.

[2]) Westdeutsche Zeitschr., XX, 1901, Corr.-Bl., 12 (Sp. 25).

[3]) Westdeutsche Zeitschr., XIX, 1900, Corr.-Bl. 82 (Sp. 205—208). — Mir ist eben erst der Nachweis gelungen, dass diese rheinischen Schmucksachen aus Elfenbein verfertigt sind. Noch deutlicher als bei den Perlen, Knöpfen u. s. w. ans Oberolm ist die Elfenbeinstructur bei einem großen Ringe aus dem Skeletgrab von den »Neunmorgen« bei Nierstein. Zweifellos bestehen auch die anderen derartigen Gegenstände unserer hessischen Funde (Perlen und Knöpfe aus Klein-Gerau: Ringstücke aus dem genannten Niersteiner Grabe; ein großer Ring nebst Ringfragmenten, und weiter wohl auch zwei Nadeln vom »Adlerberg« bei Worms) aus Elfenbein. Leider lässt sich vorläufig noch nicht feststellen, ob hier recentes afrikanisches oder fossiles einheimisches Elfenbein (Mammut, Mastodon) vorliegt. In Anbetracht des Umstandes, dass am Rhein die Gräber dieser Stufe auch einheimische Fossilien als Schmucksachen führen, so wie es auch in der jungneolithischen Stufe der Bandkeramik der Fall ist, darf es also nicht als ausgeschlossen gelten, dass das Rohmaterial dieser Gegenstände einheimisches fossiles Elfenbein ist, welches ja das Mittelrheingebiet in Fülle liefert. Einige Stücke gleichen in ihrem rissigen Aussehen mehr unserem fossilen Elfenbein, andere entfernen sich von diesen jedoch ganz erheblich.

fehlt es nicht an ähnlichen scheibenförmigen Schmuckperlen aus der ersten Stufe des Bronzealters (aus Bernstein u. s. w.), doch sind diese Stücke, so weit ich das einschlägige Material überschauen kann, nie seitlich, sondern in der Achse des Cylinders durchlocht.[1]) Zweifellos ist dieser Typus nicht eine mitteleuropäische Erfindung, sondern geht auf Vorbilder der Mittelmeerzone zurück, seien es nun schmucklose Perlen aus hartem Stein u. s. w. oder geschnittene Steine.[2]) Allerdings fällt es im Augenblick schwer, aus dem östlichen Mittelmeergebiet oder etwa aus den frühbronzezeitlichen Gräbern Siciliens oder der iberischen Halbinsel vollkommen übereinstimmende Gegenstücke namhaft zu machen, einige Verwandtschaft wenigstens bekunden jedoch schon Perlen aus Gräbern der Inselcultur, vielleicht bieten auch ägyptische Funde Vergleichsmaterial, obschon das gewöhnliche ägyptische Perlenmaterial Ähnliches nicht aufzuweisen hat. Trotz des augenblicklichen Mangels an Parallelen aus dem Süden werden wir daran festhalten müssen, dass auch der Steinschmuck u. s. w. der östlichen Mittelmeerländer selbst für die Länder nördlich der Alpen von Bedeutung war und auch bezüglich dieser Gattung von Altsachen Spuren der Einwirkungen des Südens auf den Norden zu constatieren sind. Was wir hier mehr vermuthungsweise äußern, wäre ohne weiteres völlig in unserem Sinne entschieden, wenn sich feststellen ließe, dass diese Scheiben u. s. w. aus Oberolm, wie es den Anschein hat, aus recentem afrikanischen Elfenbein verfertigt sind. Denn da Elfenbein zu den am Nordrande der Mittelmeerzone schon in der frühen Bronzezeit bekannten Materialien zählt, wie die spanischen und ägäischen Funde es darthun, nachdem es übrigens in Ägypten bereits in noch älteren Abschnitten so reiche Verwendung gefunden hatte, wie die Königs- und Privatgräber der Zeit vor Menes und der ersten drei Dynastien zeigen, fällt es nicht in den Bereich der Unmöglichkeiten, dass die Oberolmer Perlen aus importiertem Elfenbein bestehen könnten.

Beziehungen zu den östlichen Mittelmeerländern. Parallelen zu Fundstücken aus dem Kreise der Inselcultur u. s. w. lassen sich für den Perlenschmuck der west- und südwesteuropäischen frühen Bronzezeit eher nachweisen, als es für Mitteleuropa mit seinen monotonen Bernsteinperlen der schlesisch-böhmisch-mährischen Gruppe, seinem Beinschmuck von der oberen Donau und vom Mittelrheingebiet zur Stunde möglich ist. In den Gräbern der iberischen Halbinsel und Südfrankreichs finden sich nicht gerade selten Perlen und Anhänger aus allerhand mehr oder minder kostbarem Steinmaterial, hierin ist ein Parallelismus in der Ausstattung frühbronzezeitlicher Gräber des europäischen Kreises und der Gräber der Inselcultur (und der sicilischen Funde der Castelluccio-stufe) nicht in Abrede zu stellen, und zwar gelten diese Parallelen, soweit das südwesteuropäische Material in Betracht kommt, lediglich für den Beginn des Bronzealters, nicht mehr aber für jüngere Stufen. Weiter lassen sich die Formen einzelner Perlen und Anhängsel aus derartigem Steinmaterial auch nur wieder mit Erscheinungen des Kreises der Inselcultur vergleichen; wir erinnern hier nur an die geflügelten Perlen der frühbronzezeitlichen Steinkistengräber Süd-Frankreichs.[3])

Aus dem Funde von Oberolm haben wir noch die Schneckengehäuse, denen die Spitze abgeschnitten ist, um eine Verwendung als Perlen zu ermöglichen, hier zu er-

[1]) Den Scheiben aus Oberolm entsprechende, jedoch viel jüngere Stücke aus Bernstein kenne ich aus Norddeutschland (z. B. Fund von Riensförde, Mus. Stade, oder von Altnicken, Phys.-Ök. Ges. Königsberg).

[2]) Unter den offenbar orientalischen Schmuckperlen nachrömischer Zeiten ist diese Form mit vielen anderen uralten Typen vertreten.

[3]) Man vergleiche z. B. die Perlen Ἐφημ. ἀρχαιολ. 1898, Tafel 8 mit den Stücken bei Cartailhac, La France préhistorique, S. 252, Fig. 122, 123, Mortillet, Musée préhistorique, 640—642. Matériaux etc., V, 1869, pl. 13, oder Much, Kupferzeit, 2. Aufl., S. 110, 111. — Aus einem Pfahlbau der »mittleren Steinzeit« bei Mörigen (Bieler See) stammen analoge Steinperlen (IX. Pfahlbaubericht, Tafel XVIII, 11), welche aller Wahrscheinlichkeit nach erst frühbronzezeitlich, nicht neolithisch sind.

wähnen. Wir wissen, dass in der frühen Bronzezeit, ähnlich wie in der jungneolithischen Stufe der Bandkeramik, Schmuck aus Muschelschalen oder Schneckengehäusen einigermaßen reichlich Verwendung fand. Mehrfach begegnen wir in den Gräbern der Schweiz, der Rheinlande und Böhmens kleinen Pectunculusschalen; soweit ich bisher Originale zu Gesicht bekam, handelt es sich bei diesen um fossile Stücke, aber auch Schalen recenter Arten werden erwähnt. Dazu kommen nun für die süddeutsche Zone aus dem Funde von Oberolm Gehäuse einer recenten Mittelmeerschnecke, welche als die weitverbreitete Columbella rustica des Mittelmeeres (und der westafrikanischen Küste) bestimmt werden konnte. Die Gräber des oberen Rhônethales führen die nämliche Species, den Stücken ist regelmäßig, wie es auch in dem rheinhessischen Funde der Fall ist, die Spitze abgeschnitten.[1]) Weiter kehrt die Art Columbella rustica (vielleicht noch mit anderen Collumbellen) in den frühbronzezeitlichen Steinkisten Südfrankreichs wieder. Chantres Zusammenstellung der Inventare von 147 Dolmen dieser Stufe aus dem Bereich der Cevennen nennt Columbellen aus den Dolmen bei Campestre-et-Luc (Gard), Saint-Beauzély, Saint-Jean-d'Alcapiet, Saint-Rome-de-Tarn und Sauclières (Aveyron). Vielleicht liegen auch aus den iberischen Gräbern der ersten Stufe des Bronzealters Columbellen vor. Die Gebrüder Siret erwähnen im Text ihres Werkes über ihre Ausgrabungen an der Südostküste Spaniens zwar diese Schnecke nicht, sondern sprechen von der Gattung Conus, ohne jedoch genauer die Species zu bezeichnen. Es lässt sich somit nicht erkennen, ob diese Bestimmung auf das Urtheil eines Fachmannes zurückgeht. Die Abbildungen der betreffenden Stücke in ihrem Werke sprechen ebenso gut für Columbella wie für Conus. Doch, da die südfranzösischen Gräber dieser Stufe auch die Gattung Conus führen (neben Dentalium, Cerithium, Buccinum, Cardium, Bucardia [Isocardia?], Pectunculus und Pecten), weiter auch Conus aus den Gräbern der Remedellogruppe gemeldet wird (neben Unio und Cardium), ist es an sich ganz nebensächlich, ob nun wirklich in der frühen Bronzezeit an der spanischen Küste noch eine andere, selbst in Mitteleuropa nachweisbare Mittelmeerschnecke Verwendung fand oder nicht.[2])

* * *

Im europäisch-prähistorischen Kreise spielt eine primitive Plastik schon im jüngeren Steinalter eine nicht unwesentliche Rolle. Soweit wir heute die plastischen Denkmäler neolithischer Zeiten genau datieren können, handelt es sich vornehmlich um eine Stufe des jüngeren Steinalters, die ihrerseits innige Beziehungen zu den ältesten Cultureentren der östlichen Mittelmeergebiete verräth. Nach dem heutigen Stande unserer Kenntnisse verschwindet in Mitteleuropa für die Bronzezeit diese Plastik nahezu gänzlich, um erst mit Beginn des Eisenalters wieder aufzuleben. Doch lassen sich für einzelne Stufen des mitteleuropäischen Bronzealters wenigstens Spuren einer Plastik nachweisen, und zwar kommt gerade der Beginn und weiter auch der Schluss des eigentlichen Bronzealters in Betracht. Was wir an derartigen Altsachen mit einiger Bestimmtheit der frühen Bronzezeit zuweisen zu können glauben, sei hier kurz zusammengestellt.

Der bekannte Depotfund von Bythin (Kr. Samter) in Posen[3]) enthält außer schweren Kupferbeilen (ohne Randleisten) zwei kupferne oder bronzene Rinderfigürchen, die einst

[1]) Mitth. d. Antiqu.-Ges. Zürich. XXIV, 3, 1896, S. 107, 111, 122.

[2]) Columbella rustica fehlt, wie noch erwähnt sei, nicht unter den Mollusken der ligurischen Höhlenfunde.

[3]) Album przedhistorycznych zabytków etc. w muzeum towarzystwa przyjaciół nauk w Poznaniu, I, 1893, Tafel VII.

zu einem Gespann vereinigt gewesen waren (Abb. 95 *a*). Hebt sich zwar dieser Fund auch vollkommen von unseren üblichen frühbronzezeitlichen Depotfunden mit Randleistencelten u. s. w. ab, so beansprucht er nach meinen Dafürhalten deswegen doch nicht ein sehr viel höheres, etwa gar vorbronzezeitliches Alter, sondern deutet, ebenso wie der Fund von der »Langen Wand« bei Wiener-Neustadt, auf ein Gebiet hin, das Beile mit Randleisten u. s. w. überhaupt, ja auch in sehr viel jüngeren Abschnitten, verschmähte. Zwei analoge Stierfiguren stammen nach Montelius' Mittheilung aus der Bretagne, aus einem Depotfunde von Châtillon-sur-Seiche (Dep. Ille-et-Vilaine), welcher auch alte Bronzebeile mit Randleisten, also frühbronzezeitliche Typen, enthielt.[1])

Bei einer weiteren Umschau nach gleichalterigen Figürchen finden wir in der Mittelmeerzone unter den Bronzen der II. Stadt von Hissarlik-Troja, die wir ja mit ziemlicher Gewißheit der vormykenischen Inselcultur und damit auch unserer frühbronzezeitlichen Periode gleichsetzen dürfen, nochmals ein ganz ähnlich gebildetes Stück, das allerdings als Abschluss eines Messergriffes verwendet wurde.[2]) Dieses Zusammentreffen gestattet uns, vielleicht auch noch analoge, durch die Fundumstände nicht ganz sicher datierbare Figürchen aus Thon, welche gleich den Bronzen von Bythin und aus der Bretagne nördlich der Alpenzone gefunden wurden, der frühen Bronzezeit zuzuweisen. Aus der großen prähistorischen Ansiedlung auf dem Schlaner Berg (Bez.-H. Schlan) in Böhmen[3]) stammen zwei derartige Stücke, von denen wir hier das eine, kleinere, abbilden (Abb. 95 *c*). Müssen wir auch bei Wohnstättenfunden von nicht ganz homogenem Charakter bezüglich der zeitlichen Fixierung ungewöhnlicher Erscheinungen uns einer gewissen Vorsicht befleißigen, so dürfen wir doch, da das Material vom Schlaner Berg der überwiegenden Menge nach der frühen Bronzezeit angehört, auch diese beiden Terracotten als Arbeiten dieser Stufe auffassen und sie in Zusammenhang mit den Figürchen aus Bythin, Châtillon-sur-Seiche und Troja bringen. Ähnlichen Stücken begegnet man auch sonst noch im prähistorischen Europa, doch gewähren die Fundstücke nie recht einen Anhalt dafür, dass sie gerade dem Beginn des Bronzealters zuzuweisen wären. Hoffentlich gelingt es uns jedoch recht bald, noch anderes Material für die Beurtheilung der frühbronzezeitlichen Plastik der Länder nördlich der Mittelmeerzone herbeizuschaffen.

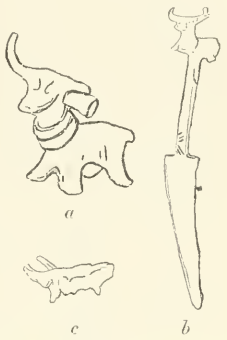


Abb. 95 *a* Figürchen aus Bythin (1/2 n. G.). *b* Bronzemesser aus Hissarlik II. (1/4 n. G.), Figürchen vom Schlaner Berg (1/2 n. G.).

* * *

Unter den Zeichen, die Evans nach geschnittenen Steinen u. s. w. aus alt- und vielleicht vormykenischer Zeit in seinen Arbeiten über vorphönikische Schrift des kretisch-ägäischen Kreises zusammengestellt hat, spielen solche, welche Waffen wiedergeben, eine gewisse Rolle. Unter den Symbolen dieser Gattung erscheint am häufigsten die Doppelaxt, ein Typus, der zwar, wie bekannt, im ägäischen Gebiet selbst erst in den Funden der jüngermykenischen Zeit uns entgegentritt, für den aber der Norden, sicherlich nicht ohne

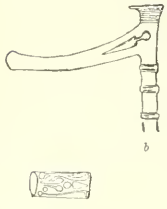
[1]) Montelius, Chron. d älteren Bronzezeit, S. 9, Anm. (nach Trésors arch. de l'Armorique occidentale, pl. V).

[2]) Schliemann, Ilios. S. 563, Fig. 927.

[3]) Památky, XVII, 1896—1897, Tafel XXXIII, 21, 22; Zeitschr. f. Ethnologie, XXIX, 1897, Verhandl, S. 255 (die Unterschrift der Abbildungen muss »Stierfigurен«, nicht »Steinfiguren« lauten).

Zusammenhang mit dem Süden, aus sehr viel älteren Zeiten zahlreiche Belege geliefert hat. Aber auch andere Waffen fehlen nicht unter den ägäischen Schriftzeichen, so z. B. Pfeilspitzen, einfache Äxte und Dolche, respective Kurzschwerter. Letzteres Symbol lässt sich unter allen diesen Zeichen sehr weit nach Norden, weit über die Mittelmeerzone hinaus, verfolgen, allerdings in einer etwas abweichenden Form.

Der auf einem kretischen Stein abgebildete Dolch gibt eine typisch mykenische Waffe mit triangulärer Klinge, parierstangenartigem Griffabschluss und kugelförmigem Knauf wieder, wie wir sie z. B. aus den Gräbern von Mykenä kennen. Eine Variante dieses Symbols, der nämliche Dolch, jedoch ohne Parierstange, kehrt auf einem Cylinder aus blauem Feldspath aus der II. Stadt von Troja-Hissarlik wieder[1]), in Verbindung mit anderen Zeichen, unter denen ein gekrümmter Stab (mit rundem Knauf an einem, mit einem rechtwinkelig abbiegenden Fortsatze am anderen Ende) vielleicht als ein Schwertstab aufzufassen wäre (Abb. 96 *a*). Das nämliche Symbol wie auf dem troischen Cylinder, nur mit noch etwas längerer Klinge, findet sich nun überraschenderweise auf dem Kopftheil eines mitteleuropäischen Schwertstabes (Abb. 96 *b*) vor, auf dem einen durch seine außergewöhnliche Form auffallenden Schwertstabe des kleinen frühbronzezeitlichen Depotfundes von Welbsleben (Mansfelder Gebirgskreis) in der Provinz Sachsen.[2]) Das Zeichen ist hier eingeschnitten, und zwar beiderseits, auf der rechten und linken Seite sich völlig entsprechend; sicherlich dienten diese Einschnitte nicht etwa nur dafür, um den Gusskern des hohlgegossenen Schwertstabes zu entfernen, sondern erhielten in einer bestimmten Absicht die Form des Schwertsymbols, sei es nun, dass sie für einen besonderen Einsatz aus anderem Material, Gold, Elfenbein oder dergleichen hergestellt wurden, oder dass man sie auch leer ließ. Wie dem nun auch sein mag, jedenfalls wird man zugeben, dass auf dem Schwertstab von Welbsleben die Darstellung eines Zeichens, das im ägäischen Kreise eine gewisse Rolle spielte, vorliegt.



a

Abb. 96. *a* Feldspathcylinder aus Hissarlik II (1/1 n. G.), *b* Schwertstab aus Welbsleben (1/4 n. G.).

Meines Wissens ist es das einzigemal, dass nördlich der Alpen in der frühbronzezeitlichen Stufe etwas Derartiges in so deutlicher Form sich nachweisen lässt.[3]) Ob hier ein Zusammenhang besteht, ob dieser Zusammenhang uns etwa über den noch unbekannten Gebrauch der Schwertstäbe aufzuklären vermag, und weiter, ob dieser Zusammenhang auch auf die eingangs erwähnten mitteleuropäischen Doppeläxte aus Kupfer Bezug hat, die ja, ebenso wie auch die Schwertstäbe und die oben schon genannten Hammerbeile mit gegossenem Bronzestiel, für praktischen Gebrauch zumeist vollkommen ungeeignet waren, darüber müssen wir uns heute noch eines jeden Urtheils enthalten.

* * *

Neben Gold und Kupfer (und seinen Legierungen) ist in den ältesten Abschnitten des Metallalters bereits das Silber bekannt. Für die Verwendung des Silbers in den uralten Culturcentren der alten Welt legt die Silbervase des Patesi Entemena Zeugnis ab, und

[1]) Schliemann, Ilios, S. 464, Nr. 502.

[2]) Alterth. uns. heidn. Vorzeit, III, VI, 1, 5. — C. D. F. Lehmann, Beiträge zur Untersuchung der Alterthümer aus einigen bei Welbsleben vorgefundenen heidnischen Überbleibseln, Halle 1789, S. 68, 69, Tafel II, 22—24; Curiositäten der physisch-literarisch-artistisch-historischen Vor- und Mitwelt, VII, 2, 1818, S. 152—154, Tafel III. (Hierselbst sind die Schwertstäbe bereits als in Erbach'schem Besitz befindlich angeführt. Der Dolch des Fundes scheint damals schon verschwunden gewesen zu sein.)

[3]) Aus der folgenden Stufe der Bronzezeit wäre aus dem Norden noch ein Schriftzeichen, das vielleicht von demselben Standpunkte aus zu betrachten ist, namhaft zu machen. Es ist das »runenartige« Zeichen auf dem oft abgebildeten Bronzebeil von Gimrings auf Gotland (Montelius, Antiquités suédoises, 142).

für den Beginn des Bronzealters lässt sich Silber aus dem weiten Gebiet der Mittelmeerzone und auch nordwärts davon nachweisen. Am ägäischen Meere führen die Gräber der Inselcultur Silber, in der II. Stadt von Troja-Hissarlik tritt Silber in reichlicher Fülle auf, aus dem Leichenfelde von Remedello-Sotto in Oberitalien liegt eine Silbernadel vor und endlich ergaben die Siret'schen Ausgrabungen silberne Schmucksachen aus den frühbronzezeitlichen Nekropolen der Südostküste Spaniens.

In welchem Umfange Silber nördlich der Alpen in der frühen Bronzezeit eine Rolle spielt, ist aus unserem Fundmaterial im Augenblick noch nicht recht ersichtlich. Silberdraht erscheint bekanntlich in dem Depot von Pile in Schonen, Silber mit Goldzusatz als Armring in dem schönen Edelmetallfund von Merseburg (Provinz Sachsen) des Berliner Museums. Weiter aber treffen wir in frühbronzezeitlichen Funden gar nicht selten neben Gegenständen aus normal zusammengesetzter oder zinnarmer Bronze auch solche aus »Weißmetall« oder besonders verzinnte oder solche, die überhaupt nur aus Zinn bestehen, an. Die oben erwähnten schildförmigen Schmuckplatten norddeutscher Herkunft (aus den Funden von Punitz, Cummeltitz, Tucheim und Marweddel) bestehen zum Theil aus »Weißmetall«, dessen Siberglanz in den Berichten besonders hervorgehoben wird; in dem oben schon genannten Depotfund von Iser-Vtelno in Böhmen und in einem frühbronzezeitlichen Grabfunde von Thierschneck bei Camburg a. d. Saale liegen Armringe aus Weißmetall, bei einigen Schwertstäben wird ein starker Zinngehalt besonders namhaft gemacht, einige Bronzedolche haben noch, wie es heißt, auf den Klingen einen Zinnüberzug, endlich wird uns von Objecten aus reinem Zinn aus Dänemark und Oberitalien gemeldet. Aus diesen Nachweisen, die sich wohl leicht vermehren ließen, geht doch deutlich hervor, dass in der frühen Bronzezeit neben Bronzen von mehr oder minder goldähnlichem Aussehen auch Metallgegenstände von sehr heller, silberartiger Färbung eine gewisse Bedeutung hatten.

In fränkischer Zeit ist bei Fibeln mit Vergoldung und Nielloeinlage das Silber gelegentlich durch eine Weißmetallcomposition, die keine Spur von Silber enthält, ersetzt[1]), zweifellos in betrügerischer Absicht, und in einem ähnlichen Sinn möchte ich auch das Vorkommen von »Weißmetall« in der frühen Bronzezeit auffassen, sei es, dass man durch das Ersetzen des Silbers durch Kupfer mit starkem Zusatz von Zinn, Antimon oder dergl. andere oder auch nur sich selbst betrügen wollte. Ich vermag mir diese Erscheinung nicht anders zu erklären, als dass hier eine Imitation, ein Ersatz von Silber beabsichtigt war. Auffallen muss es dabei allerdings, dass es sich nicht nur um Schmucksachen, sondern auch um Waffen handelt, freilich wissen wir, was die Schwertstäbe anbetrifft, heute noch nicht, ob diese wirkliche Waffen waren, und einzelne Dolche konnten auch eine ganz andere Verwendung haben, in dem Sinne, wie wir es von den Schwertstäben und Doppeläxten vermuthen dürfen.

Weißmetallobjecte fehlen auch in der Folgezeit nicht. Bekannt sind die zahlreichen hörnchen- oder thierzahnartigen pommer'schen »Tutuli aus stahlgrauer Bronze«, die vornehmlich der zweiten Stufe des Bronzealters angehören, auch scheibenförmige Anhänger der süd- und mitteldeutschen Gruppe wären hier zu nennen, aber selbst aus jüngeren Abschnitten lassen sich Weißmetallgegenstände nachweisen, jedoch bei weitem nicht mehr in dem Umfange, wie in der frühen Bronzezeit.

Man findet es öfter ausgedrückt, dass sich der Übergang vom Steinalter zum Bronzealter so vollzog, dass zunächst Kupfer, dann zinnarme Bronze, dann Bronze von normaler Zusammensetzung verwendet worden wäre. Hat diese Aufstellung theoretisch auch ihre

[1]) Wie uns Förtsch (Mitth. aus dem Provinz.-Mus. Halle, II. [1900], 32) nachgewiesen hat.

Berechtigung, so wäre es jedoch ganz verfehlt, sie in streng chronologischem Sinne, namentlich für kleinere Gebiete, in Anwendung bringen zu wollen, und gar etwa für die eine Stufe der frühen Bronzezeit. Gerade das Vorkommen von Weißmetall lehrt, dass die frühe Bronzezeit bereits umfassende Kenntnis in der Behandlung der Metalle hatte, so, wie wir sie auch in typologischem Sinne keineswegs als arm, als primitives Stadium bezeichnen können. Dass in dieser Stufe sowohl importierte Waren wie locale Nachgüsse aus Kupfer oder zinnarmer Bronze bestehen, ändert daran nichts, so wenig wie z. B. aus dem Vorkommen von Flintsachen in allen Abschnitten des vorhallstättischen Bronzealters im skandinavischen Norden ein Weiterbestehen rein neolithischer Verhältnisse erschlossen werden kann.

* * *

Weiteren Kreisen ist die Keramik der frühen Bronzezeit nahezu unbekannt, selbst die Fachmänner, die sich mit dem Studium des ersten Abschnittes des Bronzealters beschäftigt haben, ließen sie in der Regel stets bei Seite. Trotz alledem sind die Vasen aus den Gräbern dieser Stufe, welche gegenüber den Gefäßen anderer Perioden allerdings einen recht unscheinbaren Eindruck machen, wegen ihrer Beziehungen zu Erzeugnissen der Mittelmeerzone für uns von höchstem Wert, ja man darf fast sagen, dass ein Verständnis der frühen Bronzezeit Mitteleuropas ohne eine eingehende Kenntnis ihrer Keramik geradezu unmöglich ist.

Das wichtigste keramische Material dieser Stufe lieferten die Hockergräberfelder Böhmens. Seltsamerweise ergaben die parallelen Grabfunde Mährens, Schlesiens, Thüringens und des Nordharzgebietes meist Gefäße von weniger charakteristischer Art, obschon unter ihnen prägnante Formen keineswegs fehlen. Wir wollen uns hier bei dieser Erscheinung nicht weiter aufhalten, ebensowenig wollen wir hier auf die sich in der Keramik ausprägende Sonderstellung der einzelnen Gebiete eingehen, sondern nur auf die vornehmlich in den Gefäßen der böhmischen Hockergräber sich kundgebenden Beziehungen zu den Mittelmeerfunden hinweisen.

Jedem, der einmal den Bestand an frühbronzezeitlichen Gefäßen des Museums Regni Bohemiae in Prag mustert oder die Tafeln neuerer Bände der Památky archaeologické a mistopisné durchblättert, muss es auffallen, dass die Vasen der Gräber vom Aunětitzer Typus fast ohne Ausnahme, von einfachem plastischen Schmuck, buckelartigen Vorsprüngen, breiten Fortsätzen u. dgl. abgesehen, unverziert sind und sich somit in ihrer Schmucklosigkeit ganz erheblich von den Grabgefäßen anderer altprähistorischer Stufen unterscheiden. Unsere Typologen, die ja selbst bei der oberflächlichsten Kenntnis der Alterthümer nie um eine Erklärung verlegen sind, werden nun zwar mit großer Bestimmtheit zu antworten wissen, dass die frühbronzezeitliche Keramik einen Rückfall in tiefe Barbarei bekundet, für uns aber, die wir bei der Betrachtung mitteleuropäischer Altsachen nie die Parallelfunde der Mittelmeerzone außeracht lassen, bedeutet diese Erscheinung etwas ganz anderes. Schon die Form zahlreicher Vasen der Aunětitzer Nekropolen lässt uns klar erkennen, um was es sich handelt, und andere, ganz ungewöhnliche Vasentypen dieser Gräber werden uns auch nur von demselben Standpunkte aus verständlich. Diese nahezu ornamentlose Keramik der frühen Bronzezeit stellt, nach unserer Auffassung, nichts weiter vor als in Thon ausgeführte Nachbildungen und Umbildungen polierter Steinvasen, speciell solcher aus härteren Materialien, welche in den östlichen Mittelmeerländern in alten Zeiten eine ungemein wichtige Rolle spielen, eine so wichtige Rolle, dass sie selbst für das einheimische Thongeschirr vorbildlich wurden. Bereits in jüngerneolithischen Stufen macht sich in Mitteleuropa in der Keramik der Einfluss der mittelländischen Steinvasen geltend, die Typen unserer bandverzierten Gruppe, vor allem die bomben- und birnförmigen Gefäße mit

rundem Boden und nicht besonders abgesetztem Halse sind ein beredtes Zeugnis dafür[1]), aber in noch höherem Grade trifft das für die frühbronzezeitliche Topfware zu. Müssen wir in der jüngeren Steinzeit hierbei uns an die Parallelen halten, die die altbabylonischen Fundstätten und die ägyptischen Königs- und Privatgräber aus der Zeit vor Menes und der ersten drei Dynastien darbieten, so können wir mit dem Beginn unseres Bronzealters schon von den südlichen Theilen der Mittelmeerzone absehen, da uns nunmehr die Inseln des ägäischen Meeres so treffliches Vergleichsmaterial liefern.

Zu den gewöhnlichsten keramischen Typen der Aunětitzer Gräbergruppe zählen Väschen in Form der etwa doppelkonischen Büchsehen aus Stein (und auch aus Thon) der Inselcultur (Abb. 97). Freilich fehlt unseren Stücken regelmäßig der Deckel, doch zeigt ein Blick auf die kleine hier von uns zusammengestellte Auswahl, dass hier un-

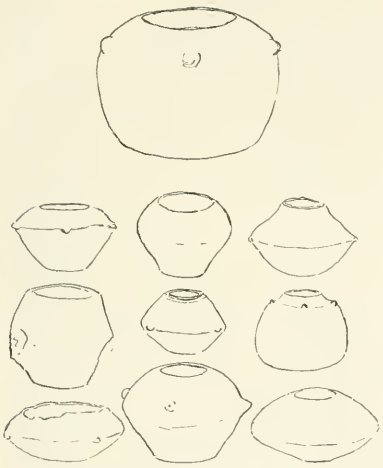


Abb. 97. Gefäße vom Aunětitzer Typus (1/4 n. G.).

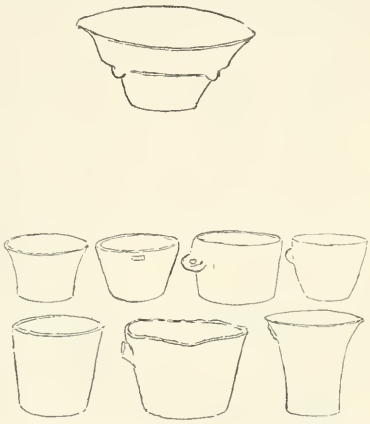


Abb. 98. Gefäße vom Aunětitzer Typus (1/4 n. G.).

zweifelhaft Imitationen und Umbildungen jener Steinvasen der Mittelmeerzone vorliegen. Doch nicht nur Böhmen allein kennt in der frühen Bronzezeit diese Gefäßgattung, sondern auch das Nachbargebiet und weiter auch die Südostküste Spaniens, wie die Ausgrabungen der Gebrüder Siret dargethan haben. Ein anderer Typus, der deutlich auf Steinformen zurückgeht und nach unserer Auffassung eine Beeinflussung durch den Süden zu erkennen gibt, sind konische Vasen mit Buckeln und walzenförmigen Fortsätzen (Abb. 98),

[1]) Damit fällt auch der eine der beiden Stützpunkte für die bekannte Ansicht Koehls, dass die Bandkeramik (eben wegen ihrer primitiven Formen — kein Boden, kein Gefäßhals) in der Reihe der neolithischen Erscheinungen die älteste Stufe einnehmen müsse, in nichts zusammen. Man wird Koehl, der ja offen zugibt, dass ihm jede durch eingehendes Studium der einschlägigen einheimischen und ausländischen Funde gewonnene Ansicht ein »Urtheil vom grünen Tische« bedeute, wenn sie seinen unzulänglichen Beobachtungen zuwider läuft (Westdeutsche Zeitschrift, Ergänzungsheft X, 1901, S. 59), und der damit wohl aus der Reihe der Prähistoriker ausscheidet, denen die Aufhellung der Vorgeschichte Europas nicht lediglich in einer fast als Sport betriebenen Ausgräberei besteht, für seine Anschauungen keinen Vorwurf machen. Für derartig schiefe Auffassungen vorgeschichtlicher Dinge trifft vielmehr diejenigen »Fachmänner« die Schuld, welche durch ihren typologischen Weisheitskram, der doch nun schon genug in der prähistorischen Wissenschaft zu Irrungen verleitete. Koehl mit schlechtestem Beispiel vorangehen.

welche ihrerseits auch nur Wiederholungen der an Steinvasen selten fehlenden zapfenförmigen Vorsprünge vorstellen können. Die in den Gräbern der Inselcultur häufigen Steinteller und Steinschüsseln haben eine weniger prägnante Form, darum legen wir auf diesen Typus weniger Gewicht, obschon man auch einen Zusammenhang mit Schüsseln der böhmischen Gräber (Abb. 99 *a*) nicht in Abrede stellen wird. Schalen und Teller kennen wir ja übrigens als Grabbeigaben bereits aus dem jüngeren Steinalter. Die gleichfalls aus neolithischen Schichten, dann aber auch noch aus jüngeren Stufen vorliegenden Fußvasen und Fußschälchen (Abb. 99 *b*) von unzweifelhaftem Steincharakter fehlen in den frühbronzezeitlichen Gräbern nicht. Namentlich ist es die iberische Halbinsel, die hierfür ein wertvolles, gerade zu einen Vergleich mit den Erscheinungen der Inselcultur herausforderndes Material lieferte, aber auch Mitteleuropa versagt bezüglich dieser Formen nicht. Auf Steintypen führen wir weiter die »ansa lunata« u. s. w. und die auch mit diesem Namen belegten mitteleuropäischen, namentlich aus Böhmen stammenden Henkelformen nebst anderen breiten Henkeltypen (Abb. 100) zurück. Lassen sich diese nördlich der Alpen schon im jüngeren Steinalter nachweisen, so fehlt es daran auch nicht in den Gräbern der frühen Bronzezeit.

Abb. 99. Gefäße vom Aunětitzer Typus (¹/₄ n. G.).

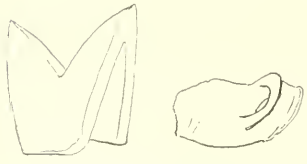


Abb. 100. Henkeltypen (¹/₄ n. G.).

Gibt man nun, wie es wohl kaum anders möglich ist, für alle hier kurz charakterisierten Erscheinungen der Nekropolen Böhmens u. s. w. eine Anlehnung an Steinvasen zu, so wird man auch für andere frühbronzezeitliche Gefäße, z. B. die merkwürdigen hochhalsigen weiten Henkeltöpfe mit Bauchkante und ganz flachem Bauch, die kleinen enghalsigen, dosenartigen Väschen, die schlauchförmigen Henkelkrüge u. s. w. eine Ableitung aus Steinformen nicht von der Hand weisen wollen, obschon wir zur Stunde aus dem Süden die Parallelen noch nicht kennen.

Die Steinvasen und die thönernen Nach- und Umbildungen solcher spielen in den älteren Abschnitten vor- und frühgeschichtlicher Zeiten eine wesentliche Rolle. In den frühesten Culturcentren der alten Welt, im Zweistromland und in Ägypten, sind die Steinvasen ganz allgemein verbreitete Artikel, die sich bis in verhältnismäßig sehr späte Zeiten halten, und die unausgesetzt die Formen von Thongefäßen beeinflussen. Steinvasen als dominierende Typen erscheinen weiter in einem dritten Gebiete, im ägäischen Kreise, wie die Grabfunde der Inselcultur so deutlich zeigen. Aus anderen Gebieten lassen sich in älteren vorgeschichtlichen Zeiträumen Steinvasen in nennenswerter Menge nicht mehr nachweisen, wohl aber treffen wir überall auf Beeinflussung der localen Töpferei durch Steinformen. Die vor- und altmykenische Keramik kann nur unter diesem Gesichtspunkte richtig verstanden werden, nicht minder die frühbronzezeitliche Topfware Siciliens oder gar erst Spaniens, woselbst ja so treffliche Parallelen zu den Steingefäßen der Inselcultur sich nachweisen lassen. Für die bandkeramische Gruppe und gewisse mit ihr lose zusammenhängende Erscheinungen, ebenso für das frühbronzezeitliche Thongeschirr wird man das Nämliche anzunehmen haben, aber auch noch jüngere Erscheinungen erklären sich nur aus der Steinvasentechnik. Die Inselcultur führt außer schmucklosen Steingefäßen auch solche mit Verzierung, die meist aus weicherem Material verfertigten Steinbüchsen, großen Platten u. s. w. mit Kerbschnitt- und Spiralmustern. Die eigenartige Ornamentik dieser Stücke kehrt nun in vollkommen identischer Weise im norddeutsch-skandinavischen Kreise wieder, zwar nicht auf Thongefäßen, sondern auf Bronzeschmuck und Bronzewaffen.

Doch fehlt es nicht an derartig (speciell mit Kerbschnittmustern) verzierten Thongefäßen, gewisse Vasen der jüngeren süddeutschen Bronzezeit erbringen den Nachweis dafür, und die einmal in Mitteleuropa zur Geltung gekommene Verzierungsart hält sich auch noch in der Folge bis zur Schlussphase der älteren Hallstattzeit hin, und zwar dazu noch auf Thongeschirren, die ihrerseits ebenso unzweifelhaft wieder auf Metallformen der Mittelmeerzone, die nicht minder in unserer prähistorischen Keramik eine äußerst wichtige Rolle spielen, zurückgeführt werden müssen.

Zum Schluss unserer Arbeit wollen wir noch auf eine andere, vielleicht nicht ganz bedeutungslose Parallele innerhalb der frühbronzezeitlichen Topfware hinweisen. Große, kräftige Henkel von einiger Spannweite zählen beim mitteleuropäischen Thongeschirr der ersten Stufe des Bronzealters, abgesehen von den als Nachahmung schön geschwungener, großer Steinhenkel aufzufassenden »ansae lunatae« etc., nicht zu den gangbaren Erscheinungen. Aus ungarischen Gräbern dieser Stufe liegen jedoch einige Vasen mit großen Henkeln vor, welche wenig Anknüpfung an einheimische ältere (neolithische) oder gleichzeitige Geschirre zeigen, sondern eher mit Typen der Mittelmeerzone in Zusammenhang stehen dürften. Es sind das Gefäße mit hohem, eingeschnürtem Hals, der von zwei kräftigen Henkeln umspannt wird. Wir bilden hier ein derartiges Stück (Abb. 101) aus dem oben schon erwähnten Skeletgrabfelde von Gáta (Wieselburger Comitat) in Oberungarn ab. Bekanntlich bilden ähnlich gestaltete Doppelhenkelgefäße in der Castelluccioiogruppe Siciliens gewissermaßen eine Leitform, und da die Gräber dieser Gruppe Dinge führen, welche auch in der II. Stadt von Troja wiederkehren, ist man geneigt, auch diese Vasen mit den troisch-phrygischen Doppelhenkelbechern, die zwar meist feiner modelliert sind, in Verbindung zu bringen. Liegt dieser Parallele nun etwas Thatsächliches zu Grunde, so dürfen wir auch an einen Zusammenhang dieser Formen der Mittelmeerzone mit den selbst für die frühe Bronzezeit Mitteleuropas etwas ungewöhnlichen Doppelhenkelvasen glauben. Da wir nun schon zu oft für diese Stufe der Vorzeit Beziehungen zwischen Erscheinungen des Südens und Nordens feststellen konnten, wird man wohl auch in diesem Falle eine Erklärung in diesem Sinne nicht abweisen wollen.

Abb. 101. Gefäß aus Gata ($^1/_4$ n. G.).

Die Maskoi-Gruppe im Gran Chaco.

Von **Dr. Theodor Koch**, Grünberg(Hessen)-Berlin.

(Mit einer Karte im Text.)

Die kurze Wörterliste aus der Sprache der sogenannten *Lengua*-Indianer des nördlichen Gran Chaco, die den zweiten Theil dieser Abhandlung bildet, verdanke ich der Liebenswürdigkeit des Zoologen Herrn Dr. J. Bohls-Lehe (Hannover).

Im Jahre 1893 war es diesem Forscher gelungen, auf längerer, mühevoller Reise in die unbekannte Wildnis des nördlichen Chaco einzudringen und in den dortigen Sümpfen den Lepidosiren (Lungenfisch) aufzufinden, jenen sonderbaren Dipnoër, der bis dahin nur für die Gebiete des Amazonenstromes durch Natterer *(Lepidosiren paradoxa)* und Castelnau *(Lepidosiren dissimilis)* nachgewiesen war. Diesen wichtigen Erfolg hatte Bohls nicht in letzter Linie der thätigen Hilfe seiner Freunde, der *Lengua*-Indianer, zu verdanken, die sich hauptsächlich von den in jenen Sümpfen erbeuteten Fischen ernähren und dem Lepidosiren, der über 1 *m* lang wird, wegen seines schmackhaften Fleisches eifrig nachstellen. Der Fundort des Fisches, ein sehr ausgedehnter Sumpf, liegt etwas nördlich vom Wendekreis, vier Tagreisen — circa 160 *km* — westlich vom Rio Paraguay. In dem umliegenden Gebiet, vom Ufer des Paraguay bis acht Tagereisen ins Innere, wohnt ein Stamm der *Lengua*-Indianer, die damals noch fast ganz im Urzustande lebten. Bohls war nächst den englischen Missionären der erste Europäer, dem es gelang, diesen jungfräulichen Boden zu betreten.[1])

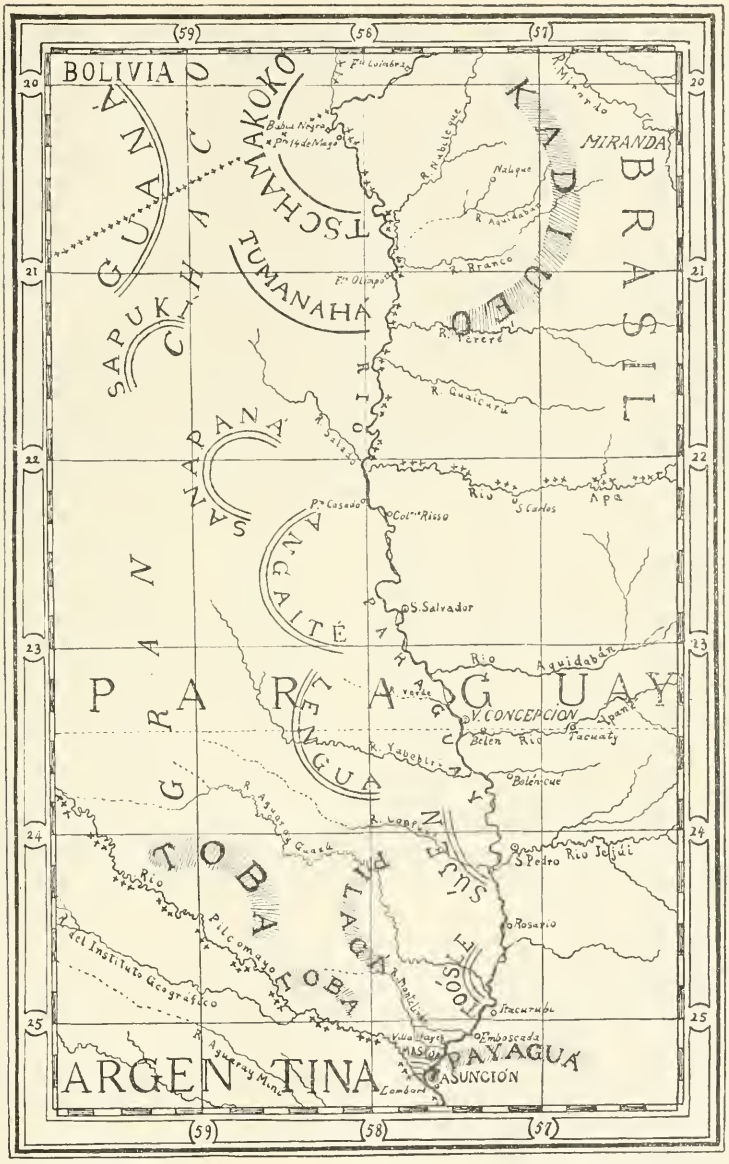
Es muss dem Forscher hoch angerechnet werden, dass er auf seiner beschwerlichen Reise, die doch in erster Hinsicht zoologische Interessen verfolgte und auch in reichen Sammlungen die schönsten Ergebnisse hatte, noch Zeit fand, der Ethnologie zu dienen. Seine interessante Sammlung von ethnographischen Gegenständen der *Lengua*-Stämme befindet sich jetzt im königlichen Museum für Völkerkunde zu Berlin. Die vorliegende Wörterliste, die sich — bedingt durch die Wissenschaft des Autors — besonders durch Reichhaltigkeit der meist ganz neuen Thiernamen auszeichnet, ist die erste deutsche Aufnahme dieser bis vor kurzem noch unbekannten Sprache und bildet infolge ihrer phonetischen Genauigkeit, die häufig erst eine Erklärung der langsilbigen Wörter ermöglicht, eine wertvolle Bereicherung der südamerikanischen Linguistik, für die Herrn Bohls hier nochmals Dank gesagt sei.

I. Geschichtliches.

Wie in Brasilien das unselige *Coroado*, so hat in den La Plata-Gebieten der Name *Lengua* eine Jahrhunderte hindurch fortgesetzte Verwirrung hervorgerufen, die zu sichten erst in neuerer Zeit dem Italiener Guido Boggiani, dem hervorragenden Kenner der dortigen Ethnologie, gelungen ist, worauf ich weiter unten gebührend zurückkommen werde. *Lengua*, »Zunge«, ursprünglich ein Spott- oder Unterscheidungsname für Indianer, deren eigenthümlich geformter Lippenpflock eine zweite »Zunge« vortäuscht[2]),

[1]) J. Bohls, »Mittheilungen über Fang und Lebensweise von Lepidosiren aus Paraguay« in »Nachrichten der k. Gesellschaft der Wissenschaften zu Göttingen«. 1894, Nr. 2.

[2]) Felix de Azara, Voyages dans l'Amérique Méridionale, II, 148, 150. Paris ed. C. A. Walckenaer, 1809.



Nach G. Boggiani. 1 : 2,500.000.

Abb. 102. Die Maskoi-Gruppe und ihre Nachbarn.

Maskoi.

Guaikurú.

Samiku.

ist von den Spaniern zu verschiedenen Zeiten den verschiedensten Stämmen beigelegt worden, die sprachlich untereinander auch nicht die geringste Verwandtschaft haben. Aus dieser Unsicherheit der Bezeichnung entspringen, wie ich bereits an anderer Stelle hervorgehoben habe[1], die sich scheinbar widersprechenden Angaben über die Kopfzahl des sogenannten *Lengua*-Stammes am Rio Paraguay, der nach Azara im Jahre 1794 fast ausgestorben war und nur noch 22 Individuen jeden Alters zählte[2], während d'Orbigny im Jahre 1829 seine Zahl auf 300 Seelen angibt.[3] Noch im Jahre 1891 bezeichnet Fontana die *Lengua* als erloschen[4], während Bohls sie als einen lebenskräftigen Stamm antraf, der auf dem rechten Ufer des Rio Paraguay und im innern Chaco weite Strecken in großer Anzahl bewohnte[5], was sich genau mit den neuesten Forschungen Boggianis und meinen eigenen Beobachtungen und Erfahrungen bei Gelegenheit der zweiten Schingú-Expedition des Herrn Dr. Hermann Meyer-Leipzig deckt.[6]

Lange Zeit wusste man sich diese scharfen Widersprüche in den Angaben der einzelnen Autoren nicht zu erklären, bis endlich, gewissermaßen ein glücklicher Zufall, Klarheit in die Sache brachte. Im Jahre 1898 veröffentlichte der argentinische Forscher Enrique Peña im »Boletin del Instituto Geográfico Argentino« (Tomo XIX, p. 464 ff.) den ethnologischen Theil eines dreibändigen Manuscriptwerkes des spanischen Fregattencapitäns und Mitgliedes der spanisch-portugiesischen Grenzcommission am La Plata, gegen Ende des achtzehnten Jahrhunderts, Don Juan Francisco Aguirre, das er zufällig in der »Biblioteca Nacional« in Buenos Aires gefunden hatte.[7] Dies Manuscript des Begleiters und Gehilfen Azaras enthält neben historisch-ethnologischen Bemerkungen über die Stämme der Grenzgebiete, besonders des Chaco, zwölf vergleichende Wörterlisten, die umso wichtiger sind, als bei Azara alle Sprachangaben fehlen, die einen Vergleich mit den modernen Sprachen dieser Gegenden hätten ermöglichen können.[8] In der Sprachentabelle Aguirres befindet sich das ansehnliche Wörterverzeichnis eines *Lengua*-Stammes, der zweifellos mit der *Lengua* Azaras identisch ist. Denn beide Autoren, Mitglieder derselben Grenzcommission, machten ihre Aufnahmen zu derselben Zeit und bei derselben Gelegenheit und geben vollends als ihre Quelle denselben Mann an, den Pater Francisco Amansio Gonzalez.[9] Als nahe verwandt mit seinem *Lengua* gibt Aguirre noch Wörterproben von zwei anderen *Chaco*-Stämmen, den *Enimaga* und *Guentuse*, die wiederum mit den gleichnamigen Stämmen Azaras[10] zu identificieren sind. Die Sprachen dieser drei Stämme zeigen nun eine so enge Verwandtschaft, dass wir sie derselben Sprachgruppe zuzählen müssen. Aguirre hat diesen Zusammenhang klar erkannt, denn er sagt ausdrücklich von den *Enimaga*: »*Su lengua es dialecto de los Lenguas*«[11] und weiterhin von den *Guentuse*

---

[1]) Globus, LXVII, 330.

[2]) Azara, 149.

[3]) d'Orbigny, Alcide, L'homme Américain, S. 242. Paris 1839.

[4]) Fontana, El Gran Chaco, S. 121. Buenos Aires 1881.

[5]) J. Bohls, in Verhandlungen der Gesellschaft für Erdkunde zu Berlin, XXI (1894), 358.

[6]) Globus, LXVII, 217.

[7]) Der Titel des Gesammtwerkes lautet: »Diario del capitán de Fragata de la Real Armada don Juan Francisco Aguirre en la demarcación de límites de España y Portugal en la América Meridional. — Dedicado al Rey N. S. — En la Asunción del Paraguay. — Por don Pedro Rodriguez, Oficial 2° en la Factoría General de Reales rentas de Tabaco. Año de MDCCLXXXXIII.«

[8]) Aguirre gibt Wörterlisten der: Guarani, Mascoy, Lengua, Guentuse, Enimaga, Guana, Mbaya, Payagua, Toba, Mbocobi, Abipon, Pampa.

[9]) Aguirre, 467. Azara, 149, 151, 154, 158.

[10]) Azara, 157—160.

[11]) Aguirre, 468.

»... *su lengua es muy llegada á la de los Enimagas* ...«[1] Azara drückt sich vorsichtiger aus und gibt an, sein Gewährsmann Gonzalez finde gewisse Beziehungen zwischen dem Satzbau im *Lengua* und im *Enimaga*[2], und das Idiom der *Guentuse* scheine eine Mischung von *Lengua* und *Enimaga* zu sein, was ohne Zweifel seinen Grund in dem beständigen Verkehre dieser drei Stämme untereinander habe.[3] Bei der großen Unzuverlässigkeit Azaras in sprachlichen Fragen, worauf ich an dieser Stelle später noch zurückkommen werde, ist auf diese Bemerkungen kein großes Gewicht zu legen.

Noch ein anderer Umstand spricht für die nahe Verwandtschaft der *Enimaga* und *Lengua*. Erstere geben nach Azara sich selbst und den *Lengua* den Namen *Cochabot* oder *Cochaboth*.[4] Es liegt kein Grund vor, hier einen Irrthum des Übersetzers oder Herausgebers anzunehmen, wie es Demersay gethan hat[5], sondern es ist ein ganz natürlicher und durchaus nicht seltener Vorgang, dass ein Volk dem anderen, um es als stammverwandt zu bezeichnen den eigenen Namen beilegt. Auch Aguirre sagt von den *Enimaga*: »*Se llama esta nación en su idioma Cochabot* ... *y Enimaga generalmente*«.[6]

Aber gesetzt auch, alle diese unmittelbaren Zeugnisse der Autoren für einen engen Zusammenhang der drei Stämme untereinander fehlten, so würde allein schon ein Vergleich der Wörterlisten Aguirres diese Verwandtschaft genügend beweisen, die freilich zwischen *Lengua* und *Enimaga* näher zu sein scheint, als zwischen *Guentuse* und den beiden anderen Idiomen. Hier nur einige wenige Beispiele:

	Lengua	*Guentuse*	*Enimaga*
Feuer	*feit*	*fiet*	*fàt*
Erde	*saha*	*sèchà*	*yotestí*
Berg	*vetéch*	*achalguesenete*	*uetec*
Fluss	*lactú*	*haca*	*lextú*
Alter	*ilaattel*	*cochaléi*	*cuchúa*
Alte	*ilatélé*	*amhle*	*amhét*
Mädchen	*enamé*	*nelcó*	*enamy*
Freund	*yiejubaya*	*yejubayeá*	*yiejubayca*
schlafen	*hama*	*hamata*	*hiponipgí*
gehen	*hăyqui*	*hayejuyeque*	*haquí*
tödten	*ejăm*	*eiam*	*attegui.*

Die *Lengua* Aguirres und Azaras sind offenbar identisch mit den *Lengua*, die Demersay um die Mitte des 19. Jahrhunderts nur noch in sehr geringer Anzahl vereinigt und vermischt mit den *Machicuy* und *Enimaga* etwas nördlich vom Rio Pilcomayo antraf und von deren Sprache er in dem ersten Bande seines Werkes (456) eine kleine Liste von 16 Wörtern, verglichen mit Ausdrücken der *Guarani, Toba* und *Machicuy*, gibt. Leider fehlen in Aguirres Aufnahme die für die Sprachvergleichung so wichtigen Wörter für menschliche Körpertheile, von denen Demersay elf bietet, so dass sich nur die beiden *Lengua*-Ausdrücke für »Feuer« und »Weib« zum Vergleiche heranziehen lassen. Doch geht schon aus dieser kleinen Gegenüberstellung die Identicität der *Lengua* Aguirres und Demersays deutlich hervor:

[1]) Aguirre, 469.
[2]) Azara, 158.
[3]) Azara, 159.
[4]) Azara, 148, 157.
[5]) Alfred Demersay, Histoire physique, économique et politique du Paraguay et des établissements des Jésuites, I, 445 (note [1]). Paris 1860.
[6]) Aguirre, 468.

	Lengua (A.)	*Lengua* (D.)
Feuer	*feit*	*fuîté*
Weib	*afó*	*hefou.*

Die *Lengua*, die sich nach Azara selbst den Namen *Juiadgé*, nach Aguirre *Oujadgé* gaben und von den *Payaguá Cadalu*, den *Machicuy Quiesmaypipo*, den *Enimaga Cochaboth*, den *Toba* und anderen Indianern *Cocoloth* genannt wurden[1]), waren gegen Ende des 18. Jahrhunderts (1794) auf die Zahl von 22 Individuen jeden Alters zurückgegangen, die sich zum Theile unter den Schutz des Paters Amansio Gonzalez gestellt, zum Theile unter die *Pilagá (Toba)* und *Machicuy* zurückgezogen hatten. »por no cristianizarse ni sujetarse«.[2]) Auch Demersay fand diese Nation »très-peu nombreuse et presque éteinte« in einer — etwas größeren — Anzahl von 12 Familien mit den *Machicuy* vereinigt, bezeichnet aber die *Toba*, verbündet mit den *Pilagá*, *Tschunipi* und *Aguilot*, als ihre Todfeinde.[3])

Die *Enimaga*, die in ihrer eigenen Sprache *Cochaboth*, bei den *Machicuy Etabosle*[4]), nach Aguirre (468) *Estabosle* hießen, bewohnten, zur Zeit der spanischen Invasion, in zwei Horden getheilt, den Chaco Central (zwischen den Flüssen Bermejo und Pilcomayo). Mit den Nachbarstämmen lagen sie in erbittertster Fehde, standen aber in freundschaftlichem Verkehr und im Bündnis mit den stammverwandten *Lengua* und *Guentuse*. Durch ihre beständigen Kriege und durch Krankheiten auf 150 waffenfähige Männer reduciert, wanderten sie später nach Norden aus und ließen sich an der Seite der befreundeten *Lengua*, nach Aguirre im Quellgebiete des Rio Verde, eines rechten Nebenflusses des Rio Paraguay im Chaco Boreal, nieder. Einen kleinen Theil, etwa 50 Personen, fand Azara in der Mission des Paters Gonzalez.[5])

Die friedlichen, einen geringen Ackerbau treibenden *Guentuse* waren besonders eng befreundet mit den ihnen benachbarten *Enimaga*, denen sie dann auch in ihre neue Heimat im Norden folgten. Sie waren der volkreichste der drei Stämme und zählten zur Zeit Azaras in zwei Horden etwa 300 Krieger.[6])

Aus einer auch nur oberflächlichen Sprachvergleichung lässt sich nun erkennen, dass die *Lengua* Aguirres, Azaras und Demersays mit den modernen *Lengua* des nördlichen Chaco, von denen das weiter unten folgende Wörterverzeichnis stammt, nicht das geringste zu thun haben, woraus sich die scheinbaren starken Widersprüche in den Angaben der Autoren über die Kopfzahl des *Lengua*-Stammes von selbst erklären. Auch in keiner anderen der heute bekannten Chaco-Sprachen finden sich Beziehungen zu dem alten *Lengua* und seinen Verwandten, den *Enimaga* und *Guentuse*. Diese drei Stämme und ihre Sprachen sind heutigentags in den von ihnen einst bewohnten Gebieten völlig unbekannt, sei es, dass sie in anderen Stämmen aufgegangen sind, was aus Demersays Angaben wahrscheinlich wird, sei es, dass sie sich weiter in das unbekannte Innere des nördlichen Chaco zurückgezogen haben und jetzt unter anderem Namen auftreten. Überhaupt bezweifle ich, dass *Enimaga* ein wirklicher Stammesname ist, sondern möchte das Wort eher für eine Bezeichnung des Hasses und der Feindschaft durch die Nachbarstämme halten — ähnlich wie *Guaikurú* — zumal derselbe Name *Enima*, im Plural *Enimaga*, der nach Boggiani ohne Zweifel aus der Sprache der *Mbayá-Kadiueo (Guaikurú)* stammt, noch heute in diesen Gegenden kein »nome di una speciale tribù, ma . . . nome generico«

[1]) Azara, 148, Aguirre, 469.
[2]) Azara, 149, Aguirre, 469.
[3]) Demersay, 438.
[4]) Azara, 157.
[5]) Azara, 157, 158, Aguirre, 468.
[6]) Azara, 159, Aguirre, 469.

ist, den die *Kinikinao, Tereno (Nu-Aruak), Kadiueó (Guaikurú)* und *Tschamakoko (Samuku)* nicht nur unterschiedlos allen Stämmen der großen Gruppe geben, zu denen die modernen *Lengua* gehören, sondern ganz im allgemeinen auch den *Toba* und anderen Nationen, die südlich von den *Tschamakoko (Chamacocos mansos)* und *Tumanú* oder *Tumanahá (Chamacocos bravos)* den Chaco bewohnen.[1])

Fehlen so den heutigen *Lengua* sprachlich alle Beziehungen zu ihren jetzt verschollenen »Namensvettern« und deren Sippe, so finden wir doch in der Sprachentabelle Aguirres einen ihnen sehr nahe verwandten Stamm in den *Mascoy* oder *Machicuy*.

Dieser Stamm — wir müssen auch hier wieder die Berichte Aguirres und Azaras identificieren — hieß bei den Spaniern *Machicuy*, bei anderen Stämmen, nach Azara bei den *Lengua Mascoy*, nach Aguirre auch *Tujetge*[2]), und nannte sich in seiner eigenen Sprache *Cabanataith*.[3]) Die *Machicuy* wohnten im Innern des nördlichen Chaco an den Ufern des Baches Araguay, den sie *Lacta, Nelguata* oder *Utugualacta* — die *Mascoy-Machicuy*-Bezeichnung Aguirres für »Fluss« — nannten, und der sich von Norden nach Süden in den Rio Pilcomayo ergoss kurz vor dessen Vereinigung mit dem Rio Paraguay.[4]) Das ganze Volk theilt Aguirre in 16, Azara in 19 Horden, deren Namen nach diesem letzteren Autor folgende waren:

1. *Quiomoguigmon,*
2. *Cabanataith,*
3. *Quiesmanapon,*
4. *Quiabanalaba,*
5. *Cobayte,*
6. *Cobastigel,*
7. *Emegsepop,*
8. *Quioaeyeé,*
9. *Quiomomcomél,*
10. *Quiaoguaina,*
11. *Quiaimmanagua,*
12. *Quiabanaelmayesma,*
13. *Quiguailyeguaypon,*
14. *Siquietiya,*
15. *Quiabanapuacsie,*
16. *Yeteaguayenene,*
17. *Painuhunguié,*
18. *Sanguotaiyamortac,*
19. *Apieguhem.*

Vier von diesen Horden, die zusammen 200 waffenfähige Männer zählten, waren unberitten, die übrigen, etwa 1000 Krieger, besaßen Pferde, eine, die Aguirre *Saltayey* nennt, kleine und sehr schmutzige Menschen, lebte angeblich in unterirdischen Höhlen und Erdlöchern.(?)[5]) Alle Stämme hatten dieselbe Sprache mit geringen dialectischen Abweichungen und gehorchten einem Oberhäuptling, der sich *Ambuyamadimon* nannte. Sie trugen Lippenpflöcke und waren von starkem, wohlproportioniertem Körperbau.[6])

Die Hordennamen Azaras sind wohl nur Ortsbezeichnungen, Namen der einzelnen *Tolderías*, oft von ganz gleichgiltigen Nebenumständen, einer erfolgreichen Jagd oder dergleichen, hergenommen, wie es noch heute bei den *Lengua* und ihren Verwandten üblich ist. Namen, die sich bei dem häufigen Verlegen der leichtgebauten Dörfer beliebig und rasch ändern können. Bisweilen gilt auch der Name des jeweiligen *Kaziken* als Bezeichnung der von ihm beherrschten Horde.

---

[1]) Guido Boggiani, Guaicurú sul nome, posizione geografica etc. S. 25. Roma 1899.

[2]) Vielleicht ist dies eine Verwechslung mit *Juiadgé* oder *Oujadgé*, dem Namen der alten *Lengua* in ihrer eigenen Sprache. Aguirre, 469. Azara, 148.

[3]) Azara, 154. Aguirre, 470.

[4]) Azara, 154. Aguirre, 469, 470.

[5]) Azara, 155, 156. Aguirre, 470, 501. Boggiani, Compendio de Etnografía Paraguaya Moderna, S. 56, Asunción 1900, nimmt an, dass unter den *Saltayey* die heutigen *Toósle*, ein südlicher Zweig der modernen *Lengua*, zu verstehen seien, die als reine Nomaden nur in ganz niedrigen, nothdürftig aus Ästen hergestellten Unterschlupfen hausten.

[6]) Azara, 156. Aguirre, 470, 501.

Schon der ganze Bau und die Zusammensetzung der oben angeführten langsilbigen Hordennamen lassen auf eine Verwandtschaft mit den modernen *Lengua* schließen, und Boggiani hat vielleicht nicht Unrecht, wenn er die Namen der 4., 12. und 15. Horde: *Quiabanalaba*, *Quiabanaelmayesma*, *Quiabanapuacsie* mit *kilwaná*, dem *Lengua*-Wort für Weib, und den Namen der 7. Horde *Emegsepop*, ebenso wie den *Machicuy*-Namen der alten *Lengua* Azaras *Quiesmagpipo*[1]) mit den *Lengua*-Wörtern für Tabakpfeife und Gras, *s„epúp* und *s„apup*, in Verbindung bringt.[2]) Auch die Endung *oc*, *ac* in dem Namen der 18. Horde ist charakteristisch für das moderne *Lengua* und die ihm verwandten Dialecte.

So erhalten wir erst gegen Ende des 18. Jahrhunderts von zwei Autoren, die beide aus derselben Quelle schöpfen, und deren Berichte sich theilweise ergänzen, die ersten ausführlichen Nachrichten über das zahlreiche Volk der *Machicuy-Masmy*.

Ich wage nicht, mit Dr. Valentin Langmantel, dem Herausgeber der Münchener Handschrift, die *Machkaisies* Ulrich Schmidels, des Genossen Iralas auf seinem abenteuerlichen Zug quer durch den nördlichen Chaco nach Peru um die Mitte des 16. Jahrhunderts, als *Machicuy* anzusprechen.[3]) Denn diese *Machkaisies*, die damals schon längere Zeit unter spanischer Oberhoheit standen und zum Theile die spanische Sprache beherrschten[4]), wohnten in der Nähe der Cordilleren von Chuquisaca (Sucre), 377 Meilen über Land nordwestlich von Asuncion[5]), also in einer gewaltigen Entfernung von den Wohnsitzen der späteren *Machicuy*.

Erst über ein halbes Jahrhundert nach Azara und Aguirre hören wir wieder etwas von den *Machicuy* durch den französischen Reisenden Alfred Demersay, der sie in ihren alten Wohnsitzen im Chaco etwas nördlich von dem Mündungsgebiet des Rio Pilcomayo antraf und in seinem Werke eine kurze Schilderung ihrer körperlichen Erscheinung, Sitten und Sprache gibt.[6]) Die wertvolle, leider nur zu kurze Liste von sieben Wörtern, darunter vier für menschliche Körpertheile, zeigt uns wiederum die engste Verwandtschaft zwischen dem *Machicuy* und dem modernen *Lengua*.

Auf Grund dieser unbestreitbaren Thatsache hat Boggiani diese *Lengua* mit noch sechs anderen naheverwandten Stämmen, *Toósle*, *Sújen*, *Angaité*, *Sanapaná*, *Sapuki* und *Guaná*, unter einer Sprachgruppe vereinigt, der er neuerdings den alten Namen *Machicui* beilegt.[7])

Diese sieben Namen bezeichnen im Grunde genommen nicht sieben verschiedene Stämme, sondern sieben Unterabtheilungen eines Stammes, deren Sprachen dialectisch nur wenig von einander verschieden sind und ein in sich abgeschlossenes Ganze bilden, ohne irgend welche Beziehungen zu anderen Sprachgruppen des Chaco, z. B. der *Guaikurú*-Gruppe (*Toba*, *Mokoví* etc.) zu haben, mit der d'Orbigny das *Machicuy* zusammenbringen will.[8]) Während Boggiani diese Gruppe früher *Enimaga* nannte, nach dem Namen, mit dem — wie oben erwähnt — die dazu gehörigen Stämme von den nördlichen Nachbarn bezeichnet werden, hat er in seiner neuesten Schrift diese Benennung mit dem alten *Machicui* vertauscht, da nach Aguirre in der That ein *Enimaga*-Stamm bestanden hat —

[1]) Azara, 148. Demersay, 444.

[2]) Guaicurú, 17, 18.

[3]) Ulrich Schmidels Reise nach Süd-Amerika in den Jahren 1534—1554, nach der Münchener Handschrift herausgegeben von Dr. Valentin Langmantel. S. 94, 95 (S. [48]). Tübingen 1889.

[4]) Ebenda, 95 (48).

[5]) Ebenda, 96 (48).

[6]) Demersay, I, 453 ff.

[7]) Guido Boggiani, Linguistica Sud-Americana. Datos para el estudio de los idiomas Payaguá y *Machicui*. II, 39 ff. Buenos Aires 1901.

[8]) d'Orbigny, II, 94.

und vielleicht noch besteht — der mit den *Machicui* sprachlich gar nichts zu thun hatte.[1]) Ich bin mit dieser treffenden Namensänderung an und für sich durchaus einverstanden, kann aber den Gründen, die Boggiani für die neue Bezeichnung vorbringt, nicht beipflichten. Er sagt, er habe deshalb *Machicui* gewählt, weil dieser Name, mit dem man ehemals dieselben Stämme bezeichnete, die er heute darunter begreift, jetzt »extinguido ó olvidado« sei und gänzlich unbekannt in diesen Gegenden, in denen er noch vor nicht allzulanger Zeit allgemein gebräuchlich war (»todavía muy conocida no hace muchos años«).[2]) Und an einer anderen Stelle wundert sich Boggiani darüber, dass seit Demersay (Mitte des 19. Jahrhunderts) der alte Name *Machicui* verschwunden und mit dem modernen *Lengua* vertauscht sei.[3])

Diese Einwürfe und Beweismittel des hochgeschätzten Forschers sind nur zum Theile berechtigt. Meiner Ansicht nach ist *Machicui* derselbe Name wie *Mascoi* nur mit etwas veränderter Orthographie. *Machicui* sowohl wie *Mascoi* sind nie Namen gewesen, die sich diese Stämme in ihrer eigenen Sprache gaben, sondern sie wurden ihnen, wie wir gesehen haben[4]), von ihren Nachbarn, Spaniern, *Lengua* und anderen Stämmen, beigelegt. So war es vor Jahrhunderten, und so ist es noch heute! Aguirre nennt denselben Stamm unterschiedslos bald *Machicuy* bald *Mascoy;* ja er gebraucht den letzteren Namen weitaus häufiger als den ersteren, so in seiner Wörterliste ausschließlich.[5])

Dass Demersay die sicherlich zu seiner Zeit gebräuchliche Form *Mascoi* kannte und nur von Azara, den er ja ausgiebig benützte, die Form *Machicuy* adoptierte, scheint daraus hervorzugehen, dass er, nachdem er vorher davon gesprochen hat, dass die *Machicuy* die Reste der *Lengua* aufgenommen hätten, weiter fährt: »En effet, ils disent ne plus former que douze familles, et le cacique des ***Mascoys*** est en même temps le leur.«[6])

Ich möchte *Machicuy* für eine spanische Verketzerung des eigentlichen indianischen Wortes *Mascoy* oder *Maskoi* halten. Dieser letztere Name aber war nie erloschen. Noch heutigentags werden nach Lafone Quevedo[7]) und Boggiani[8]) die *Lengua* und ihre Verwandten von den sogenannten *Tóba michí* (*Toba chicos,* kleinen *Toba,* der Zahl nach, im Gegensatze zu den *Tóba guazú,* großen *Toba,* des Innern, von denen sie durch die stammverwandten *Pilagá* oder *Aí* getrennt sind[9])), die in der Nähe des Rio Paraguay gegenüber von Asuncion den Chaco bewohnen, *Mashcoi* oder *Mascoi* genannt. Wie mir Herr Dr. Bohls mittheilt, versteht man heute unter *Maskoi* speciell den bei Villa Hayes wohnenden Südstamm der modernen *Lengua,* die unmittelbaren Nachbarn der *Toba* und *Pilagá.* Mit diesen südlichen *Lengua* mussten die Forscher der früheren Zeit, wie Azara, Aguirre und auch noch Demersay, die sämmtlich von Asuncion ausgiengen, in erster Linie in Berührung kommen und erhielten infolgedessen für die dortigen Vertreter dieser Gruppe den Abtheilungsnamen *Maskoi,* den sie dann als Sammelnamen auch auf die diesen sprachverwandten Stämme übertrugen.

Gestützt auf diese Erwägungen, schlage ich für diese Gruppe statt des spanisierten und für die deutsche Aussprache unbequemen *Machicui* den alten Namen ***Maskoi*** vor,

[1]) Linguística, 46.
[2]) Ebenda, 46.
[3]) Ebenda, 44.
[4]) Azara, 154. Aguirre, 470.
[5]) Vgl. besonders Aguirre, 501, wo er von *Mascoy* ***ó*** *Machicuy* spricht.
[6]) Demersay, 438.
[7]) Lafone Quevedo, Samuel A., Arte de la lengua Toba. S. 181, 229. La Plata 1893.
[8]) Boggiani, Compendio 37. Linguística 46.
[9]) Compendio 32.

der sich nach den competentesten Zeugnissen von dem ersten Bekanntwerden dieser Stämme an bis auf unsere Zeit unverändert erhalten hat.

Unter dieser *Maskoi*-Gruppe fasst Boggiani die bereits oben erwähnten sieben Stämme zusammen[1]), deren Wohnsitze sich in einem breiten Streifen süd-nord-westlicher Richtung vom Mündungsgebiete des Rio Pilcomayo bis etwa zum 20° südlicher Breite erstrecken. Diese Gegenden hatten schon die alten *Maskoi* inne, von denen Aguirre sagt, ihre Gebiete reichten nördlich bis in die Nachbarschaft der *Tschikito*, »..... todas las divisiones de los *Mascoys*) tienen territorios extensos peculiares hasta confinar con los *Chiquitos*«.[2]) Bis zur Höhe von Puerto Casado, nur wenig südlich vom 22° südlicher Breite, einer Linie, die die *Lengua, Angaité* im Süden von den *Sanapaná, Sapukí, Guaná* im Norden trennt, ziehen sich die Wohnsitze der *Maskoi*-Stämme dem Paraguayflusse entlang. Von da an wenden sie sich nach Nordwesten in das Innere des Chaco und erreichen mit dem Gebiete der *Guaná* auf dem 20° südlicher Breite mehr als 25 Leguas vom Rio Paraguay entfernt ihren nördlichsten Punkt.[3]) Das Dreieck, das der Rio Salado mit dem Paraguay bildet, ist heute ohne nennenswerte Bevölkerung, denn erst mit etwa 21° 5′ südlicher Breite, der Höhe von Fuerte Olimpo, beginnt das Gebiet der *Tumaná* oder *Tumanahá*, der wilden *Tschamakoko*. Boggiani schreibt die Ursache dieser Erscheinung wohl mit Recht dem von allen Chacostämmen gefürchteten Volk der *Mbayá-Kadiueo* zu, das in früherer Zeit in diesen Gegenden hauste, sich aber jetzt, auf einen kläglichen Rest zusammengeschmolzen, auf das linke Paraguay-Ufer südlich von Miranda zurückgezogen hat.[4])

Von allen Stämmen der *Maskoi*-Gruppe besitzen das ausgedehnteste Gebiet die *Lengua*. Sie wohnen von der Mündung des Pilcomayo bis zum 22° 45′ südlicher Breite[5]), nach Bohls ungefähr bis zur Obraje (Holzfällerei und Ansiedlung) Barranca la Novia, in der jetzt viele von ihnen arbeiten. Im Süden theilt sich der Stamm in mehrere kleinere Unterabtheilungen, von denen Boggiani die *Toósle* und *Sújen* erwähnt, die unmittelbaren Nachbarn und Todfeinde der *Toba* und *Pilagá*. Die *Sújen* sind wohl identisch mit den *Sau-hin*, die mir Herr Dr. Bohls als Nachbarstamm der *Lengua* angibt. *Toósle* scheint derselbe Name wie *Tobosliu* zu sein, womit nach Bohls die *Toba* von den *Lengua* bezeichnet werden, und kann zur Unterscheidung sehr wohl auch von den eigenen Verwandten auf den Theil des Stammes übertragen werden, der die Grenzwacht gegen den Erbfeind bildet. Die oben erwähnte Stammesbezeichnung der *Enimaga* durch die *Machicuy*, *Etabosle* oder *Estabosle*[6]) ist wohl auf ähnliche Ursachen zurückzuführen. Als eine besondere Unterhorde des *Lengua*-Stammes müssen wir auch die *Maskoi*, die südlichste Abtheilung der ganzen Gruppe, bezeichnen, die sich durch gewisse ethnographische Merkmale, z. B. die Bogenarbeit, von den Nord-*Lengua* unterscheiden. Ihre Wohnsitze erstrecken sich vom Rio Pilcomayo bis zum Riacho Montelindo, also in der Umgegend von Villa Hayes. Der Bach *Lacta, Nelguata, Utugualuetá*, an dessen Ufern Azara und Aguirre die alten *Maskoi* wohnen lassen, ist vielleicht mit dem heutigen Montelindo identisch.[7])

[1]) Compendio und Linguística.

[2]) Aguirre, 470.

[3]) Linguística, 40, 47.

[4]) Linguística, 47. Vgl. meine Abhandlung im Globus, LXXXI (1902), 1 ff., 39 ff., besonders S. 44: Die *Guaikurú*-Stämme.«

[5]) Linguística, 44, 45.

[6]) Azara, 157. Aguirre, 468.

[7]) Azara, 154. Aguirre, 469, 470.

Von Montelindo bis Barranca la Novia wohnen die eigentlichen *Lengua*[1]), deren Name jetzt zu einem Namen »lucus a non lucendo« geworden ist, da weder Boggiani noch Bohls bei irgend einem Stamme der *Maskoi*-Gruppe Lippenpflöcke angetroffen haben[2]), die Azara doch für die alten *Maskoi* bezeugt.[3]) Die Angabe des Herrn Dr. Bohls, dass die *Lengua* sich selbst ***Gekoinlahaăk*** nennen[4]), ist deshalb von großem Werte, weil sie uns endlich die Möglichkeit gibt, mit der sinnlosen und verwirrenden Bezeichnung *Lengua* zu brechen. Als einen noch ganz wilden Nachbarstamm der *Gekoinlahaăk*, im Innern des Chaco, hörte Bohls die *Upsucksinta* nennen und sah auch eines Tages einige Indianer dieses Namens, die in vollem Federschmuck das Dorf besuchten; doch gelang es ihm nicht, Aufzeichnungen ihrer Sprache zu machen, die eine Classificierung ermöglichen könnten.

Das Hauptgebiet der *Angaité*, die sich selbst *Enslét* »Menschen« nennen, liegt gegenüber der alten Mission San Salvador.[5]) Die *Sanapaná*, von den *Gekoinlahaăk Sápăn*[6]) von den *Angaité Saapaún* genannt[7]), wohnen etwa bis vis-à-vis der Apa-Mündung, der brasilianischen Grenze, und auf dem rechten Ufer des Rio Salado. An sie schließen sich landeinwärts die *Sapukí*, bei den *Angaité Slamái-aí*, und weiterhin die *Guaná*[8]) an, die bei den *Angaité Cas$_x$kihá* oder *Es$_x$liéém-alóp* heißen[9]), ein volkreicher Stamm, der im Gegensatze zu seinen durch Lues und Alkohol zum Theile schon arg degenerierten Stammverwandten des Paraguayufers Eigenart und Charakter rein erhalten hat.[10]) Boggiani bezeichnet sie von allen Stämmen der *Maskoi*-Gruppe als »los más industriosos y de mejor aspecto y carácter«.[11])

Die Kopfzahl der *Maskoi*-Stämme ist nicht leicht zu bestimmen, weil sie in kleinen Niederlassungen wohnen, die häufig (Wasserstand, Tod eines Dorfgenossen u. a.) den Platz wechseln, doch bilden sie noch heute eine der zahlreichsten Stammesgruppen der Chaco-Gebiete. Die *Gekoinlahaăk* wurden zu Bohls' Zeit auf 1500 Seelen geschätzt.

II. Sprachliches.

Autoren.

Die ersten genaueren Nachrichten über diese Stämme brachte wieder der Argentinier Juan de Cominges, der im Jahre 1879 das Gebiet der *Guaná* bereiste, und dessen Forschungen im Jahre 1892 unter dem Titel »Obras Escogidas« in Buenos Aires veröffentlicht wurden. Dieser tagebuchartig geschriebene Reisebericht enthält neben verstreuten Angaben über Sitten, Gebräuche und Lebensweise dieses *Maskoi*-Stammes auf Seite 247 bis 249 ein kurzes Vocabular seiner Sprache.

[1]) Von den *Payaguá* (von Asunción) werden sie *Calalú* genannt. Linguística, 46.

[2]) Compendio, 45.

[3]) Azara, 156.

[4]) Ihren eigenen Namen geben sie nach Bohls ungern dem Fremden preis, offenbar weil sie glauben, dass dieser dann Macht über sie gewinnt und ihnen z. B. böse Geister (Krankheiten) senden kann.

[5]) Linguística 46.

[6]) Bohls.

[7]) Linguística 46.

[8]) Diese *Guaná* des Chaco sind nicht zu verwechseln mit den *Guaná-Chané* bei Miranda (Nu-Aruak).

[9]) Linguística, 46.

[10]) Bohls (in Verhandlungen der Gesellschaft für Erdkunde zu Berlin, XXI, 358) weist in einem in Hamburg über seine Reise gehaltenen Vortrag auf den crassen Unterschied zwischen Inlandbewohnern und Indianern der Paraguayufer hin, die schon in verhängnisvolle Berührung mit der »Civilisation« gekommen sind.

[11]) Boletin del Instituto Geografico Argentino, XVIII (1897), 622, 623. Buenos Aires.

Den »Chacoforscher« Marquis de Brettes, der denselben Stamm einige Jahre später als Cominges besucht haben will, übergehe ich mit »gebürendem« Stillschweigen. Seine abenteuerlichen Reiseschilderungen aus dem Chaco und Columbia sind schon von berufener Seite hinreichend beleuchtet worden.[1])

Boggiani lernte die *Guaná* im Jahre 1889 in Puerto Casado kennen und behandelte ihre Sprache in den »Atti della R. Academia dei Lincei« zu Rom im Jahre 1895 im Vergleich mit der Sprachaufnahme des Cominges. In seiner Studie über die Sprachgruppen des nördlichen Chaco und der angrenzenden Gebiete, die derselbe Autor im Jahre 1898 unter dem Titel »*Guaicurú*« in dem Band VIII, Theil II der »Memorias« der »Società Geográfica Italiana« zu Rom publicierte, fasst er (S. 14 ff.) die historisch-bibliographischen Daten über diese Gruppe, die er damals noch *Ennímaga*-Gruppe nannte, kritisch zusammen.

Ich selbst veröffentlichte im Band LXVII des »Globus« (S. 217 ff.), was Herrn Boggiani entgangen zu sein scheint, einige ethnographische Angaben über die sogenannten *Lengua* bei Villa Concepcion nebst einer kurzen Wörterliste und gab daran anschließend (S. 235 ff.) einen Versuch der sprachlichen Classificierung dieses Stammes, wobei ich die kurz vorher erschienene Arbeit des Enrique Peña über das Manuscriptwerk Aguirres bereits benützen konnte.

Einige Jahre früher hatte der inzwischen verstorbene englische Missionär Adolf Henriksen in einer mir unbekannten Publication, deren Titel auch Boggiani nicht anzugeben weiß[2]), in London eine Liste von 70 Wörtern aus der Sprache derselben *Lengua* veröffentlicht. Eine Copie dieser Wörterliste wurde Boggiani (1898) durch Lafone Quevedo zur Verfügung gestellt.

Ausführliche ethnographische Daten über die Stämme der *Maskoi*-Gruppe enthält der erste Theil von Boggianis »Compendio de Etnografía Paraguaya Moderna« (S. 30 ff.), der im Jahre 1900 in Asuncion erschien.

Die letzte Schrift Boggianis »Linguística Sud-Americana«, die er im vorigen Jahre dem »Congreso cientifico Latino Americano« in Buenos Aires als »fruto de las observaciones de estos últimos años« vorlegte, bringt neben historischer Einleitung drei Vocabularien von *Maskoi*-Stämmen, ein größeres der *Sanapaná* und zwei kleinere der *Angaité* und *Lengua*.

Die Wörterliste der *Gekoinlahaăk-Lengua* des Herrn Dr. Bohls, die ich hier der Öffentlichkeit übergebe, wird nicht unwesentlich zur Ergänzung der bisherigen Vocabularien der *Maskoi*-Gruppe beitragen.

Habitus der Sprache.

Sämmtliche Autoren stimmen darin überein, dass die *Maskoi*-Sprache der Aufnahme und Erlernung die größten Schwierigkeiten entgegensetze. Aguirre nennt sie »la más difficil de cuentas (lenguas) serian inspiradas en la torre de Babel« und so voll von langsilbigen und synkopierten Redensarten und Wörtern, dass die anderen Nationen sie weder aussprechen noch verstehen könnten.[3])

Ein wahrhaft resigniertes Urtheil fällt Azara. Er sagt, die *Maskoi*-Sprache sei nicht allein nasal und guttural und verschieden von allen anderen, sondern ihre Wörter seien

[1]) H. Wichmann, Petermanns Geographische Mittheilungen, 1889, S. 253. W. Sievers, Geographisches Jahrbuch, XIV (1890), 132. W. Sievers im Globus, LXXIII, Nr. 24.

[2]) Compendio, 74. Linguística, 49.

[3]) Aguirre, 470, 500.

auch so lang und so voll von Synkopen und Diphthongen, dass der Pater Gonzalez, der sich bemüht habe, dies Idiom von seinen Schützlingen zu lernen, erstaunt gewesen sei, dass die Kinder ihre eigenen Eltern verständen(!). Wahrlich eine ungeheuerliche Behauptung, die wohl durch ein leicht begreifliches Scherzwort des Paters entstanden sein kann, das Azara für Ernst nahm. Bei der Aufzählung der Stammesnamen klagt derselbe Forscher über die Unmöglichkeit, sie auszusprechen, geschweige denn niederzuschreiben. Er zweifle nicht, dass, wenn man diese Namen zwanzig Personen dictierte, alle erklären würden, dass es unmöglich sei, sie zu fixieren und dass, wenn sie es thun wollten, jede es verschieden ausführen würde.[1])

Demersay betont zwar auch die Fülle der gutturalen und nasalen Laute in dem *Maskoi*-Idiom und die seltene Schwierigkeit seiner Aussprache, weist aber die in den Worten Azaras liegende Übertreibung zurück[2]), dessen philologische Urtheile überhaupt nicht maßgebend sein dürfen, da er ohne linguistische Belege, und offenbar ohne tieferes Verständnis für die Wichtigkeit der vergleichenden Sprachforschung arbeitet.

Auch Boggiani nennt die *Maskoi* Sprache »el idioma más sincopado y raro«, doch seien die überlangen Namen und Wörter, von denen Azara handle, keine einfachen Wörter, sondern Wortverbindungen, Phrasen, die man erst dann transscribieren könne, wenn man die nöthigen Trennungen vornehme.[3]) Ich werde diese durchaus richtige Behauptung des italienischen Forschers im folgenden Wörterverzeichnisse öfters mit beweisenden Beispielen belegen.

Die *Lengua-Gekoinlahaăk* des Herrn Dr. Bohls sprachen gewöhnlich leise und langsam, nur wenn sie erregt waren, polterten die Worte lauter und sehr schnell aus ihrem Munde. Es sei sehr schwer, für die häufig gutturalen, aber nicht nasalen (wodurch Bohls im Widerspruche zu den älteren Autoren steht) laute Schriftzeichen zu setzen.

Das eintönige Staccato der *Maskoi*-Sprachen kommt in der syncopierten Schreibweise sämmtlicher Aufnahmen deutlich zum Ausdrucke.

Wörterverzeichnisse von Stämmen der *Maskoi*-Gruppe.

(Erklärung der Abkürzungen im Vocabular.)

Ma. 1 = *Mascoy* bei Aguirre, Juan Francisco: Boletin del Instituto Geográfico Argentino, XIX, 488 ff. Buenos Aires 1898. Schreibweise spanisch.

Ma. 2 = *Machicuy* bei Demersay, Alfred: Histoire physique, économique et politique du Paraguay. (2 Bde. und Atlas.) I, 456. Paris 1860. Schreibweise französisch.

Gu. 1 = *Guaná* bei Cominges, Juan de: Obras escogidas. 247—249. Buenos Aires 1892. Schreibweise spanisch.

Gu. 2 = *Guaná* bei Boggiani, Guido: Atti della Reale Academia dei Lincei: Vocabolario dell' idioma Guaná. 61—77. Roma 1895. Schreibweise phonetisch

Le. 1 = *Lengua* bei Henriksen, Adolf: Boggiani, Guido: Compendio de Etnografía Paraguaya Moderna. 75—77. Asunción 1900 und Boletin del Instituto Geográfico Argentino, XX (1899), 50. Buenos Aires. Schreibweise englisch.

Le. 2 = *Lengua* bei Koch, Theodor: Die Lenguas-Indianer in Paraguay. Globus, LXXVIII. 239. Schreibweise phonetisch.

Le. 3 = *Lengua* bei Boggiani, Guido: Linguística Sud-Americana. 64—67. Buenos Aires. Schreibweise phonetisch.

An. = *Angaité* bei Boggiani. Ebenda, 60 bis 64.

Sa. = *Sanapaná* bei Boggiani. Ebenda, 50—60.

[1]) Azara, 154, 155.
[2]) Demersay, 455.
[3]) Linguística, 49.

Alphabete.

Boggiani für *Gu.* 2.

ḫ = deutsches ch.
š = rauher s-Laut, hervorgerufen, indem die Zunge wider den Gaumen gepresst und die Luft zu beiden Seiten stark hervorgestoßen wird.
á = Wortaccent.
a, b, c, d etc. = Ein kleiner Buchstabe an den Fuß zur Rechten eines anderen gesetzt, theilt diesem den eigenen Ton mit.
ṇ = nasales n.
r̃ = gutturales (französisches) r.
— = zwischen zwei Vocalen synkopiert.
ž = spanisches z, mit der Zunge an den Zähnen.
ö = deutsches ö, französisches eu.
ü = deutsches ü, französisches u.
ė = sehr offenes e.
ğ = vor n ist ein harter Laut und theilt das Wort gleichsam in zwei Theile, von denen der erste mit ğ endigt, der zweite mit n anfängt.
ā, ē, ī = Länge.
j = spanisches j.
w = englisches w, zwischen u und v.
h = stark aspiriert.
y = Laut zwischen italienischem gi und i.
ñ = spanisches ñ, italienisches gn in »ogni, magno«; nur am Ende eines Wortes gebraucht.

Boggiani für *Le.* 3, *Sa.*, *An.*

á = Wortaccent.
— = kleine Synkope zwischen zwei Buchstaben.
l·l = ausgesprochen als zwei l, nicht als spanisches ll.
th = englisches th.
rg = gutturales r, ähnlich dem französischen r.
gr = ähnlich wie rg, aber mehr nach g hin.
aa, ee, ii = Verlängerung des Vocals.
jh = deutsches ch, spanisches j, weich.
ė = offenes e.
a, b, c, d, e = kleiner Buchstabe am Fuß zur Rechten eines anderen wie in *Gu.* 2.
ou = geschlossenes o mit einigem Hang nach u.
Nicht-cursiv = stumm.
s = italienisches s in »rosa, casa« etc.
z = italienisches z in »pezzo, tizzone«.
z' = italienisches z in »mezzo, bazza, gazza«.
y = italienisches g vor i und e.
(?) = Orthographie oder Bezeichnung des Wortes ist unbestimmt.
ü = deutsches ü, französisches u.
güe = ü als Diphthong gelesen.
oe = französisches e in »je«, deutsches ö.
w = englisches w, zwischen u und v.
sx = s mit an den Gaumen gepresster Zunge.
ch = spanisches ch, italienisches c vor e und i.
x = englisches sh, italienisches sc vor i und e.

Koch für *Le.* 2.[1])

y = deutsches j.
ā = Länge.
ă = Kürze.
ck = k stark guttural.
w = englisches w (früher v).
th = englisches th (früher z).
s = scharfes s.
ž = französisches j in »je«.
č = tsch.
ń = Palatalisierung (französisch »ignorer«).

Bohls.

y, ā, ă, ck, w, th = *Le.* 2; sonst deutsch.

Vocabular.

(Der *Gekoinlahaăk* des Herrn Dr. Bohls, verglichen mit anderen Aufnahmen der *Maskoi*-Dialecte. Um die Identicität der alten und heutigen *Maskoi* zu beweisen, sind auch andere Wörter als die von Bohls zum Vergleiche herangezogen.

Körpertheile.

	Gekoinlahaăk-Lengua.	*Maskoi*-Dialecte.
Augen	— — — —	*Ma.* 2: *hartec.*
		Gu. 2: *gniactė,c; nguahëc.*
		Le. 3: *ahactic* (deine Augen).
		Sa.: *njuahèėc.*
		An.: *gniactėc.*
Fuß	— — — — —	*Ma.* 2: *hemenec.*
		Gu. 2: *hemmenëc.*
		Sa.: *teté-emmenéc,*
		mennéc,
		immeṇiéc.
		An.: *immenéc.*

[1]) Zur Vereinfachung wurde die früher von mir gebrauchte Schreibweise etwas der des Herrn Dr. Bohls angepasst.

Finger — — — —	*Ma.* 2: *heptehec.*
	Gu. 1.: *yanamé peék, yetsiná peék.*
	Gu. 2: *innappeiúc.*
	Sa.: *innappheiúc, atapuèéc, immiiiúoc, appihíc.*
Bein — — — —	*Ma.* 2: *hehihohoc.*
	Sa.: *ihoᵒiancúc* (Unterschenkelknochen).
Geist *nēkōma.*	

Aus Boggianis Aufnahmen geht Folgendes hervor:

Das Pronominalpräfix der 1. Person ist i - oder in—, womit sämmtliche menschlichen Körpertheile anfangen, z. B.: Fuß *mennéc* (Stammform), *immenéc* (präfigierte Form) = mein Fuß. Finger: *appihíc, innappheiúc.* *Le.* 3: *immahác*, mein Mund; *ictón*, mein Arm.

Das Pronominalpräfix der 2. Person ist a— oder ah—, z. B. *Sa.*: meine Oberlippe, *iñaₐtúₒn, iñatúₒn*; *Le.* 3: deine Oberlippe, *ahoaₐatún.*

Das Pronomialpräfix der 3. Person ist a— oder o—, z. B. *Le.* 3: meine Haare, *iguá*; Blätter des Baumes = seine Haare, *aguá*. *Sa.*: meine Zähne, *icmahóc*; Zähne (der Ziege) = ihre Zähne, *(itenèép-kisic) ocmahóc.*

Familie und Gesellschaft.

Mann, Mensch *inthlit.*	*Ma.* 1: *cenget.*
	Gu. 1: *emanabié.*
	Le. 2: *enthlit.*
	Le. 3: *ensₓlét, ensₓét.*
Fran *kilyana.*	*Ma.* 1: *inquilùàna.*
	Gu. 1: *engilbaná.*
	Gu. 2: *chilwaná, hilwaná.*
	Le. 1: *kilnaa.*
	Le. 2: *kilwána.*
	Le. 3: *kilwana, kilwaná.*
	Sa.: *kilwaná* (Plur. *kilnomá*).
	An.: *kil-laá.*
Mädchen *kilyanät-kuck* (junge Frau).	*Le.* 2: *kilwána it-kock* (junge Frau).
weibliches Thier *kilwā́na.*	
männliches Thier *kilnăwú.*	*Ma.* 1: *quilnaga*, Mann.
	Le. 3: *kilnowó, kilnowó, kilnoó.*
	Sa.: *kinnaó* (Mensch), *kilnoó, kilnowó, kilnaó.*
	An.: *kinnaá.*
Vater (Anrede des Kindes) — —	*Ma.* 1: *tâta.*
	Le. 2: *papá.*
	Le. 3: *tatá.*
Mutter (Anrede des Kindes) — —	*Ma.* 1: *mame.*
	Le. 2: *mamá.*
	Le. 3: *mimí.*
	Sa.: *mamá, mamái.*
Häuptling *wistye.*	*Ma.* 1: *guirgea.*
	Ma. 2: *viskê.*
	Le. 2: *wísži.*
	Sa.: *casíc* (Kazike).
Zauberarzt *yibothma.*	*Ma.* 1.: *mammel.*
Medicin *panakte.*	
Freund *sī́bbiĕ*	*Gu.* 1: *esquelektekmá, lektesmá. skelektesmá.*
	Gu. 2: *lectesmá.*
	Sa.: *lèctesmá, lecteasmá, skelèctesmá, sₓkelectesₐmá.*
	(Wir werden unten bei den Verba ein anderes Wort für »Freund« kennen lernen.)

Natur.

(Himmel, Zeit, Wetter, Erde, Stein, Metall, Feuer, Wasser.)

Himmel *nätin* (oben).	*Ma.* 1: *quillalticisgú.*
	Le. 3: *ecc-hém (taasüé)*, (heiterer) Himmel [wörtlich: schöne Sonne].
Welt *yo klitch ma, kioik slā́.*	
Sonne, Tag *ick hĭm.*	*Gu.* 1: *ignem.*
	Gu. 2: *igném, agném.*
	Le. 1: *acnem.*
	Le. 2: *tátla (?)* (Feuer).
	Le. 3: *ecc-hém.*
	Sa.: *ajₒném, agₑném.*
	An.: *agnèém, ignèém.*
Mond *peltin.*	*Gu.* 1: *pelstein.*
	Gu. 2: *pelstéin.*
	Le. 1: *pelstemp.*
	Le. 3: *pelçtén (ç = sₓ), phèéc.*
	Sa.: *pielstéin.*
	An.: *pelsₓtén, pelsₓtèén.*
Sterne *yauá.*	*Le.* 3: *kitkitsoóc-pelsₓtén (?)* (kleiner Mond).
	Sa.: *iaua, ioa.*
	An.: *iuoá.*
Morgen *issuká.*	*Ma.* 1: *yseguiscaet.*
	Le. 1: *esecaa.*

	Sa.: *nisxliaaiaam.*
	etzèé-c-aóc.
Donner *tackha.*	*Sa.*: *tècc-haè.*
Blitz *kill yin moa.*	*Sa.*: *kilguinmama.*
Wolke *yip mo poya.*	*Gu.* 2: *ipopayá.*
	Le. 3: *assamké.*
	Sa.: *ipopaiá.*
	An.: *popai-á.*
Thau *yálya.*	
Stein, Berg *matai āmon.*	*Ma.* 1: *metainum.*
	Gu. 1: *mtealmó, temma.*
	Gu. 2: *metaei mó.*
	Le. 1: *meteomen.*
	Sa.: *mataei mó.*
	meitaeimón.
Salz *yasick.*	
Eisen *sawu.*	*Le.* 2: *sawu.*
Feuer *tāāslá.*	*Ma.* 1: *talslá.*
	Ma. 2: *tahaslá.*
	Gu. 2: *tata (Guarani?).*
	Le. 1: *talsa.*
	Le. 2: *tatla.*
	Le. 3: *tasxla.*
	Sa.: *tasxla, tahsxlá.*
	An.: *tasxla, tasxá.*

Rauch *átin(?).*	*Le.* 3: *itén.*
	Sa.: *itéin, ietéin.*
	An.: *itén.*
Wasser *yĭng mĭn.*	*Ma.* 1: *ygmen.*
	Gu. 1: *quilmén, kilmén.*
	Gu. 2: *hilmén.*
	Le. 1: *enmen.*
	Le. 2: *ńing-ming.*
	Le. 3: *ilmén, iglmen, ilmén.*
	Sa.: *ilmén, ilmén.*
	An.: *ilmen.*
See *tack melácksla.*	
Fluss *watsóm.*	*Ma.* 1: *utugualacta.*
	Ma. (Azara): *lacta, nelguatá.*
	Gu. 1, 2: *aluguatá.*
	Sa.: *aluguatá.*
Bach *ĭlwā́ta.*	*Ma.* 1: *guadipton.*
	(Die gemeinsame Wurzel der Wörter für »Fluss, Bach« ist: *guad, guat, wat.*)
Brunnen *māslick.*	
Sumpf *sā́ngha.*	
Schlamm *yilpā.*	
Weg — —	*Le.* 2: *tapoi.*
	Gu. 1: *camai, canáy.*

Ethnographisches.

Haus *slankuck, thlankuck.*	*Ma.* 1: *esancoch.*
	Gu. 1: *paat.*
	Le. 2: *ńanting, ńanting-ma,* Dorf.
	Le. 3: *sxlancóc.*
	Sa.: *paat, pahát.*
	An.: *tigma.*
	(*paat, pahat* heißt das Gras, mit dem die Hütten bedeckt werden.)
Messer *sawu* (Eisen).	*Le.* 2: *sawu.*
	Sa.: *nettáno.*
Perlen *lamūm.*	*Sa.*: *lemóom.*
Geld *sclyuckye.*	*Le.* 2: *seleé, seleétik.*
Hazardspiel mit vier Hölzchen } *has-tawa.*	*Gu.* 2: *žiga.*
	(Dasselbe Spiel findet sich auch bei den *Toba*: vgl. meine Abhandlung: Die Guaikurú-Stämme. Globus, Bd. LXXXI (1902), Heft 7, S. 107, wo ich es genau beschreibe.)

Tabakpfeife *slapúp.*	*Gu.* 2: *šeipúop* (rauchen) (*šapup*, Gras, Kraut).
	Gu. 1: *spo.*
	Le. 2: *slapúp.*
	Le. 3: *sxepúp.*
	(*sxapúp*, Gras, Kraut).
	Sa.: *sxeipúop, sxlipúop, sxliepúop.*
Decke, Poncho. — —	*Le.* 2: *kilpaná, apaná* (wenn allein genannt, davon gesprochen wird).
	Le. 3: *appá-abwá*, Mantel aus Wolle (*abwá*, Gewebe).
	Gu. 2: *noné puahác.*
	Sa.: *noné-puaác.*
Strick — —	*Gu.* 1, 2: *tamá.*
	Le. 2: *tā́ma.*
	Sa.: *tama* (gedreht), *tama pancóc* (geflochten).
Feuerholz *yantabuck.*	

Pflanzen.

Holz, Baum *yamīt.*	*Gu.* 1: *tehet-puthem(?).*
	Gu. 2: *yameit.*
	Le. 3: *iaméit, iaaméit.*
	Sa.: *iamet, iaméit*
	An.: *iaaméit, iamèét.*
	(In *yámīt* steckt anscheinend der Begriff »groß« *yam, yau.*)
Blume, Blüte *isnamuck.*	
Gras *pāōt.*	*Gu.* 2: *ahác.*
	Sa.: *paat, pahát* (vgl. Haus).

Zuckerrohr *yam pāōt* (großes Gras).	*Gu.* 1: *navat.*
Tabak *haḗnā.*	*Ma.* 2: *hequéna.*
	Gu. 1: *tená* (tabacco compresso).
	Gu. 2: *hennà, c-hennà.*
	Le. 2: *héna.*
	Sa.: *hènnà, c-hènnà, hec-hennà.*

Thiere.

(Säugethiere, Vögel, Amphibien, Fische.)

Jaguar *niptána, neptahānā́.* (*Felis onça. Joguareté.*)
Gu. 1: *kimhava.*
Gu. 2: *quilmawá. açmá.*
Le 1: *neptuaná.*
Sa.: *tomaiohán.*
An : *taaná.*

Katze *temuck.*
Gu. 1: *emmagmiwá.*
Gu. 2: *tenó.*
Le. 3: *cameéths.*
Sa : *tenóc, tenóuc.*
An.: *teinnóc.*

Tigerkatze *käskasick.* (*Felis tigrina.*)

Große Tigerkatze *yan käskasick.* (*Felis pardalis* oder *mitis.*)

Puma *mā́wa.* (*Felis concolor.*)

Hund *simhing, schemhé.*
Gu. 1: *chemejen.*
Gu. 2: *chemhén.*
Le. 1: *tenheng.*
Le. 3: *chemhén.*
Sa.: *chemhèén, chemhén*
An : *chemhén.*

Wolf *wawóo.* (*Canis jubatus.*)

Fuchs *yim malim.* (*Canis vetulus.*)

Fischotter *sabuckyick.* (*Lutra paranensis.*)

Große Fischotter *yan sabuckyick.* (*Lutra brasiliensis.*)

Dasyprocta aguti oder *Coelogenys paca* } *tomháng.*

Carpincho *yátick tomhang.* (*Hydrochoerus capybara.*)
Gu. 2: *tap-tomahán.*
Sa.: *tap-tomahán.*
(*yátick*, dem wohl *tap* entspricht = groß, also: großes Aguti.)

Meerschwein *yinyickpā.* (*Cavia aperea.*)

Maus (spec.) *pomōó.*

Ratte (spec.) *yátick pomōó* (große Maus).

Gürtelthier *yā́lwā.* (*Dasypus novemcinctus.*)

Riesengürtelthier *yamsĕhé.* (*Dasypus gigas.*)
Sa.: *neapnacsehéi* (Gürtelthier).
(In *yamsĕhé* steckt der Begriff groß = *yam.*)

Brüllaffe *izĕné.* (*Mycetes niger. Caraya.*)

Nyctipithnus od. *Callithrix* } *kilyenĕád.*

Fledermaus (*Desmodus rufus?*) } *mäpop.*

Tapir *nāposlin.* (*Tapirus americanus.*)

Stute (Pferd ♀) *yatnaslin.*
Le. 1: *etnalsteng.*
Le. 2: *ńatnaling.*
Le. 3: *iatnasin, iètnaszhic.*
An.: *ètnasxien.*
Sa.: *tasxlin.*

(Die Wörter für Tapir und Pferd sind offenbar mit einander verwandt. Gemeinsam ist beiden der Schlussbestandtheil *slin.* In *yatnaslin* ist *yat* = groß enthalten; *na* kann Präfix sein; *slin* ist der Hauptbestandtheil des Wortes *na-poslin* = Tapir. Die Indianer verglichen das Pferd mit ihrem stärksten Jagdthier, mit dem es die meiste Ähnlichkeit hat, und nannten es: großer Tapir.)

Hengst (Pferd ♂) } *yslin kilnawá(u?).*

(*kilnawá, kilnawú* = Männchen, männliches Thier.)

Wallach *yatnaslin yan kilwána.*
(*yatnaslin* = Stute; *yan* = groß; *kilwána* = Weibchen, weibliches Thier.)(!?)

Schaf *nipkäsick.*
Gu. 2: *nip-chissic.*
Le. 3: *nepkieesiec, nepkieesiec.*

Ziege *yat nipkäsick* (großes Schaf).
Gu. 1: *atanékp-kesek.*
Gu. 2: *itenip-cheiseic.*
Le. 3: *itenepkieesiec.*
Sa.: *itenèp-kisic.*

Auchenia spec. yan yat nipkäsick.
(Großes großes Schaf, ganz großes Schaf.)

Kuh — —
Gu. 1: *buca.*
Gu. 2: *muhcá.*
Le. 2: *vaića.*
Le. 3: *wacké, uacké.*
Sa.: *mujhcá, waccá.*
An.: *wackiá, uackiá.*

Vogel *nātā.*

Jaku *kinnátin.* (*Penelope spec.*)

Große Ente *mittíckting, mittinckting.* (*Cairina moschata.*)

Ente mit rothem Schnabel } *yatēlaba.*

Ente *hapó.*

Huhn — *Le.* 2: *tata-á.*
Le. 3: *tattaha.*
Sa.: *tapié* (Hahn, Huhn, Küchlein), *tapiékinnaó* (Hahn), *tapié kilwana* (Huhn).

Eidechse *pōma.*
Teju guazú *piyim.*
(Tejus teguixin.)
Krokodil *yattć piyím* (großes Teju gnazú). *Gu.* 2: *tapiyim.* *Sa.*: *tapi-iim.*
(Alligator sclerops.)
(Hier entspricht *ta* oder *tap* dem *yattć*, wie oben (vgl. Carpincho) *tap* dem *yáttick.*)
Schildkröte *apnockseké.*
(Testudo tabulata.)
(Der Worthestandtheil *seké* weist vielleicht auf die Schale des Thieres hin, da er sich auch in *yamséké* = Riesengürtelthier findet.)
Wasserschildkröte *ponkalwück.*
(Platemis spec.)
Schlange *yćwā.* *Gu.* 2: *emmachiwá* (Giftschlange). *Sa*: *kiwa* (Klapperschlange).
Klapperschlange *yucktawé.*
(Crotalus horridus.)
Kröte *pinnick.*

Kleine Kröte *nopnickting.*
(*pnick* = *pinnick*, Kröte; *no* kann Präfix sein; *ting*, das sich als Bestandtheil einer Anzahl von Wörtern findet, drückt vielleicht den Begriff der Kleinheit geringer Quantität aus, also: kleine Kröte. So könnte man *ńanting-ma* vielleicht zerlegen in: *ń-an-ting-ma. ń* oder *ńa* ist Präfix; *an* steckt auch in *slankuck, esancoch, szlancóc* = Haus und deutet vielleicht den Begriff Schutz, Behausung an; *ma* = nicht; *ting* in *ńanting* entspricht dem *kuck* in *slankuck*; *kuck, coc* = klein, daher: *ńanting* = kleines Haus oder nur ein Haus; *ńanting-ma* = kleines Haus nicht, nur ein Haus nicht = viele Häuser = Dorf. Vielleicht drückt auch die Endung *ma* den Plural aus. *slankuck* oder *thlankuck* lässt sich zerlegen in *sl, thl* oder *slo, thla* den Hauptbestandtheil der Zahl 1 *slama, thlama*; *an* = Behausung; *kuck* = klein, wenig; *slankuck* würde darnach heißen: [nur] eine [kleine] Behausung = ein Haus, im Gegensatze zum Dorf [= viele Häuser].)
Laubfrosch *sālkón.*
Fisch *killāsmā.* *Gu.* 1: *ilasummaći* (Art Fisch).
Wels *nompehć.*
(Silurus.)
Kleiner Aal *yisslim.*
Großer Aal *yameslim.*
(Symbranchus.)
(*yam* = groß; *eslim* = Aal in *y-isslim* mit *y* als wahrscheinliches Präfix.)
Lepidosiren *loalách.*
Kleines Gethier *askuck* (*kuck*, klein).

Eigennamen.

(Männernamen.)

1. *Metegyak.*
2. *Paisiamaak.*
3. *Tomai.*
4. *Tomasowa.*

(Die Namen beziehen sich meistens auf hervorstechende Eigenthümlichkeiten der betreffenden Person. So nennen die *Lengua* den englischen Missionär Mr. Grubb, ihren Superintendenten, »Langhals«. Bohls nannten sie zuerst »Knochen«, weil er lebhaftes Verlangen nach einigen Schädeln ihrer Jagdthiere trug, dann »Weißmütze« nach seiner sehr bewunderten zeitweiligen Kopfbedeckung; wieder wurde er »umgetauft«, als er sich einmal einen Stirnzopf drehen ließ und eine Feder hineinsteckte, und schließlich blieb ihm der Name *Loalách* = *Lepidosiren* wegen seines fortwährenden Mahnens: Fangt Lepidosiren!)

(Ortsnamen.)

1. *Thlack na sink in miss.*
2. *Waikthlating many yalwa.*
3. *Elpaisiantawa.*
4. *Paisiantawa.*
5. *Nāntōmāmā.*
6. *Thlamapéiya.*
7. *Uwaiahai.*
8. *Uwaiupkumuck.*

(Die Ortsnamen beziehen sich auf die besondere Beschaffenheit des Platzes oder auf irgend ein Vorkommnis. So heißt nach Bohls ein Name: »Nur ein Mosquito.« Wahrscheinlich ist dies 6. *Thlamapéiya*, in welchem die Zahl 1 *thlama* enthalten ist. 8. *Uwaiupkumuck* bedeutet einen Ort, wo *kumuck* (Heliconium; im Guarani: *Pegnahé*) wächst. 1. *Thlackna sink in miss* zerfällt in *thlackna* = *Le.* 2: *thlangna, thlayna* — viele und *sinkinmiss* = *Le.* 2: *thingen-nick* = Carrapate und heißt demnach: viele Carrapaten; ein böser Name für einen Wohnplatz, denn diese Zecken gehören zu den schlimmsten Quälgeistern unter den südamerikanischen Insecten. 2. *Waikthlatingmangyalwa* heißt nach Bohls: »Das Gürtelthier *(yalwa)* im Dorfe *(tingma)* ankommend«. An dieser Stelle ist ihnen der willkommene Braten offenbar einmal ins Dorf gelaufen.)

Adjectiva.

gut, schön *tisi.*	*Le.* 2: *tasiá.*	In *yatick* von *yat* haben wir eine ähnliche Bildung wie in *tasick* vor *tasi.*)
	Le. 3: *tasʒüi.*	
	Sa.: *itaₐsi.*	
	An.: *tasüi, tasʒüi.*	
schönes Haus *tasick slankuck, tasick thlankuck.*		
schlecht, hässlich — —	*Le.* 2: *samschit.*	
	Le. 3: *saₐunkèc.*	
	Sa.: *soₒccvi.*	
	zoₒccvi.	
	zoncvi.	
	psungüé.	
	An.: *zₒamtc.*	
	zₒamkc.	
groß *yam, yan, yat, yot*	*Sa.*: *tlitètsic.*	
(Auch *yatte* und *yatick* kommen, wie wir gesehen haben, in Verbindung mit Substantiven vor.		

klein *kuck*	*Gu.* 1: *quidquiá*, Sohn.	
	Gu. 2: *chiʃca*, jung.	
	Le. 2: *it-kok*, jung, *inthlit it-kok* oder nur: *it-kok*, junger Mann.	
	Le. 2: *kitzück.*	
	Sa.: *sitcuuc, cit-coóuc*, jung.	
	chit-coóc, Knabe.	
	kircá, kleiner Knabe.	
	An.: *ickia-á*, Knabe.	
weiß — —	*Le.* 2: *kátik.*	
	Gu. 1: *kidkick.*	

Pronomina.

ich *koó.*	*Ma.* 1: *coó*,	er *ēk.*	
	coó tatá, mein Vater.	dieser *kýsec.*	
	nincoó, wir.	mein *koó ŏpankuk, ähankuk.*	*Le.* 2: *ap han kok.*
	Le. 2: *koŏ.*	mein Messer *sawii ähankuk.*	
	An.: *essaₐmoá.*	dein *thliyip ŏpankuk, thläb (?) ŏpankuk.*	*Le.* 2: *sewiyip.*
du *thliyip.*	*Ma.* 1: *hüpp.*		
	Le. 2: *seyip.*	sein *ēk ŏpankuk.*	

Zahlwörter.

1 *slāmắ.*	*Ma.* 1: *slema.*[1])	anderer, noch einer, enthalten zu sein. Dies *mōk* steckt anscheinend auch in 4 *mohōk nockhắ. agatanagatanana* ist die zweimal mit Zusatz gesetzte 2 *agaèt*, also 2 + 2, was noch deutlicher in *Le.* 2: *ănit-ănit* zum Ausdrucke kommt. 5 *slamärmik* und *sʒlimimmic* bedeutet 1 Hand *(slāmắ-immic)* = 5 Finger. Für 10 sagen sie: alle Hände *(Ma.* 1: 10 = *oatameh).* 15 heißt 1 Fuß, 20 alle Füße, wobei die Hände als selbstverständlich weggelassen werden.[2])
	Le. 2: *ling.*	
	Sa.: *insʒipcoèc.*	
2 *ānit.*	*Ma.* 1: *agaèt.*	
	Gu. 1: *agamét.*	
	Gu. 2: *daeɔc.*	
	Le. 1: *adnec.*	
	Le. 2: *ănit.*	
	Sa.: *incanét.*	
3 *ăntanslamă.*	*Ma.* 1: *naidque.*	(*inthlit . . . pōk inthlit* = ein Mann . . . noch ein Mann, ein anderer Mann, murmeln die Indianer auf dem Marsche halblaut vor sich hin, wenn sie in der Ferne einen Mann und bald darauf noch einen anderen entdecken.)
	Gu. 1: *aganatsemá.*	
	Le. 1: *antalsanac.*	
	Le. 2: *antanslma.*	
	Sa.: *mickina-mijhmic-moóc.*	
4 *mohōk nockhắ.*	*Ma.*: *agatanagatanana.*	viele *thlămō.* *Le.* 2: *thlangna, thlagna. thlắ-mo*, alle.
	Le. 2: *ŏnit-ŏnit.*	
	Sa.: *ilasʒ memeĉn-cawói.*	einige *pōkmă.* (Vielleicht Pluralform von *pōk.*)
5 *slamärmik.*	*Ma.* 1: *guinflosoy.*	alle *thlāmāk thlahó.* *Ma.* 1: *saamagohe.*
	Gu. 1: *temenin.*	*Le.* 2: *thla-mo-so-hó*, alles, ganz und gar.
	Sa.: *sʒlimimmic.*	
anderer *mōk, pōk.*		nichts *móă.* *Ma.* 1: *mamma*, nicht.
		Le. 2: *mă.*

(*ăntanslamă* ist zu zerlegen in *ānit* 2 mit einem Zusatz und *slāmă* 1, also 2 + 1 = 3. In *Sa.*: *mickina-mijhmic-moóc* scheint *immic* = Hand und *mōk* = ein

[1]) Im Boletin steht dafür *flema*; offenbar Irrthum des Herausgebers oder Druckfehler.

[2]) Ebenso zählen die *Yaulapiti*, ein *Nu-Aruak*-Stamm des Schingu-Quellgebietes (Karl von den Steinen, Unter den Naturvölkern Central-Brasiliens, S. 406. Berlin 1894).

Bestimmungsausdrücke des Ortes.

hier *hilup*. dort *op ma han kuck*.

Interjectionen.

Ausruf des Staunens *apopai*. *Le.* 2: *a-po-pai*.

Aufruf zur Thätigkeit } *gua, wua*. (*Guaraní: yahá = vamos!* = gehen wir! auf! marsch!)

Phrasen.

komm! *ithyim*.
geh! *thlink*.
komm zurück! *itokŏŏ*
sieh nach! *iting-yi*.
komm hierher zurück } *yamuck sata* oder *sat nă hun*.
nimm! *issuck kli*. *Le.* 2: *e-lick-ya*, nimm weg!
bring! *sunta*. *Le.* 2: *sam-tă*.
(*sam-tă ap-hon-kok ŭing-ming!* = bring mein [mir] Wasser!)
was gibt es? was ist los? } *sŏp ta ha*. *Le.* 2: *sap-ta-há*, wo ist? (bei lebenden Wesen).
wo ist es? *sŏp mă hăck*. *Le.* 2: *sack-ma-há*, wo ist? (bei leblosen Wesen).
bist du satt? *yekönnakmä*. *Ma.* 1: *hecomoquiaye*, Hunger.
ich bin satt! *yekönnak*.
willst du schlafen? *tink keă thliyip*.
ja, ich will schlafen! } *O tink ki sătta*.
bist du mein Freund? } *ei mo wuck tkliyup*.
ich bin dein Freund! } *koó thlibück yi mo wuck*.

(*Ma.* 1: *eemugóch*; *Le.* 1: *enmanoc*; *Le.* 3: *immeóc* = Freund. Auch in *ńee muck seyip*, der Abschiedsformel, mit der nach Angabe des Herrn Guppy, meines Gewährsmannes für *Le.* 2, die Zurückbleibenden auf das *tagle hoí koŏ*, ich gehe! (*Ma.* 1: *tachecli*, gehen) des Weggehenden antworten, scheint dies Wort für Freund zu stecken, so dass die Formel etwa bedeuten würde: Freund du!, d. h. auf gutes Deutsch: Lebe wohl, bleib mein Freund!)

Bei Drucklegung dieser Arbeit erhalte ich die traurige Nachricht, dass der treffliche Boggiani seit Monaten im nördlichen Chaco verschollen ist. Seine beiden Peone, mit denen er von Puerto Casado in das Gebiet der Sanapaná aufgebrochen war, kehrten nach einiger Zeit mit dem Vorgeben zurück, sie hätten die Strapazen nicht mehr ertragen, deshalb habe Boggiani die Reise allein fortgesetzt. Seitdem fehlt jede Nachricht von ihm. Es ist nicht unwahrscheinlich, dass der unermüdliche Forscher von seinen eigenen Begleitern ermordet worden ist und somit dasselbe Schicksal erlitten hat, wie seinerzeit Ramon Lista am Pilcomayo.

Die Fr. Müller'sche Theorie über die Melanesier.

Von Prof. P. Wilhelm Schmidt, S. V. D. in Mödling.

(Vortrag, gehalten in der Monatsversammlung am 4. Februar 1902.)

Wenn auch der sehr geehrte Herr Secretär der Anthropologischen Gesellschaft mir nicht die ehrenvolle Einladung hätte zukommen lassen, in diesem Winter einen Vortrag zu übernehmen, so würde ich, was wenigstens den Gegenstand angeht, den ich in folgendem zu behandeln habe, selbst mich um diese Ehre beworben haben. Ich werde hier nämlich von einer Art Gewissenspflicht gedrängt, etwas, das ein Unrecht scheinen könnte, und das ich an dieser Stelle begangen, auch hier wieder gut zu machen.

Im December des Jahres 1899 nämlich hatte ich die Ehre, ebenhier einen Vortrag halten zu können über »Die sprachlichen Verhältnisse Oceaniens«. Ich hatte dabei auch die melanesischen Sprachen zu behandeln und musste dabei zu meinem Bedauern fast in sämmtlichen darauf bezüglichen Punkten einem Manne entgegentreten, der im allgemeinen um die vergleichende Sprachwissenschaft und die Ethnologie und als Mitbegründer unserer Gesellschaft auch um diese im besonderen sich die größten Verdienste erworben hat, ich meine Friedrich Müller. Nach anderer Richtung hin war das freilich kein so besonderes Wagnis für mich, denn gerade diese Ansichten Müllers hatten schon seit langem viele und bedeutende Gegner gefunden, und sie waren ohnehin schon im Abnehmen begriffen; was ich da noch zu leisten hatte, war nur, dass ich die letzten Stützen hinwegriss, welche diesen Theorien etwa noch geblieben waren.

Gerade im Gegentheil hierzu nun könnte es Ihnen als recht sonderbar und als ein Wagnis erscheinen, wenn ich heute abend vor Ihnen mit Darlegungen auftrete, die auf den ersten Blick eine völlige Repristination der, wie es schien, doch abgethanen Theorien Müllers bedünken möchten. Ich selbst bin mir dieser Sachlage wohl bewusst. Ich empfinde dazu auch noch sehr gut, dass eine derartige Wiederaufnahme von Dingen, über die man längst hinaus zu sein glaubte, bei Sprachforschern wie bei Ethnologen zunächst auf keine sehr günstige Aufnahme zu rechnen hätte. Man merkt ja die Genugthuung, die aus den Worten klingt, die z. B. Prof. v. Luschan niederschrieb[1]): »Im allgemeinen freilich darf die Irrlehre Fr. Müllers von der nahen Verwandtschaft der Polynesier mit den Melanesiern als gestürzt gelten.« Bei mir werden Sie es nun doppelt begreiflich finden, wenn ich Scheu davor habe, dem Ruf eines »Irrlehrers« zu verfallen. Sie werden es mir darum umso mehr gestatten, dass ich in meinen Darlegungen recht vorsichtig und bedächtig vorangehe.

Da es hier auf klare Fragestellung vor allem ankommt, so darf ich wohl zunächst mit einigen Worten den Gegenstand der Frage und den Stand der daran sich anschließenden Erörterungen Ihnen ins Gedächtnis zurückrufen. Fr. Müller spricht da gewiss mit Recht von einem »ethnologischen Räthsel der Melanesier (einer dunklen, wollhaarigen Rasse, welche eine Sprache spricht, die mit der Sprache der lichten, straffhaarigen Malayen [besser sagen wir: Indonesier und Polynesier] verwandt ist)«.[2]) Ein

[1]) Beiträge zur Ethnographie von Neu-Guinea in M. Krieger, Neu-Guinea, Berlin 1899, S. 444.

[2]) Grundr. d. Sprachw., Bd. IV, S. 21.

tiefgehender anthropologischer Unterschied zwischen Indonesiern und Polynesiern einerseits und Melanesiern anderseits ist ganz gewiss vorhanden, und man kann Sprachforschern, wie H. Codrington, welche die Neigung zeigen, die Verwandtschaft der Sprache auch auf die anthropologischen Merkmale auszudehnen, nicht beistimmen. Ebenso unleugbar aber wie die Verschiedenheit im Körperbau und auch im Wesentlichen unbestritten ist die Zusammengehörigkeit der Sprachen dieser beiden Völkergruppen. Dieser Gegensatz nun, noch gesteigert dadurch, dass die körperlich so abweichenden Melanesier sich wie ein Keil zwischen die körperlich und sprachlich zusammengehörigen Indonesier und Polynesier schieben und sie so geographisch völlig voneinander trennen, bildet eben das Räthsel, um dessen Lösung so viele Gelehrte sich bemüht haben.

Mit Beiseitelassung aller anderen diesbezüglich zutage getretenen Theorien, beschäftige ich mich jetzt ausschließlich mit der von Fr. Müller aufgestellten. Sie lässt sich nicht in einem kurzen Satze aussprechen, und — was besonders hervorzuheben ist — ihre Einzelsätze stehen nicht alle in einem nothwendigen Zusammenhange miteinander, so, dass die Annahme oder Verwerfung des einen Satzes auch die Annahme, beziehungsweise Verwerfung der übrigens ohne weiteres nach sich zöge. Es ist da zunächst zu unterscheiden der anthropologische und allgemein ethnologische Theil der Theorie von dem sprachlichen. Der anthropologisch-ethnologische Theil besteht wiederum aus zwei Sätzen, deren ersten Müller selbst so formuliert: »Die Melanesier ..... bilden die zweite Schichte, welche auf die erste Schichte, die Polynesier, beim Auszuge aus der malayo-polynesischen Urheimat gefolgt ist.«[1]) Den zweiten Satz spricht Müller in folgender Weise aus: »Die Melanesier sind malaiisierte Papuas, d. h. sie sind physisch von den echten Papuas (auf Neu-Guinea) nicht verschieden«[2]); früher schon sagte er: »Die Melanesier sind physisch betrachtet ein Mischstamm, hervorgegangen aus der Vermischung der kraushaarigen, dunklen Papuas, der Aboriginer dieser Inseln, mit den schlichthaarigen, lichten Malayen, den späteren Einwanderern«.[3]) Diesen anthropologisch-ethnologischen Theil der Müllerschen Theorie lasse ich zunächst beiseite und wende mich dem rein sprachlichen zu.

Auch dieser lässt sich in zwei ganz analoge Sätze zusammenfassen: Den ersten spricht Müller in folgenden Worten aus: »Es bildet also der malayo-polynesische Sprachstamm eine Stufenleiter fortschreitender Sprachentwickelung, auf deren unterster Stufe die polynesischen Partikel-Sprachen .... stehen, deren höchste Entwickelung die .... malayischen Sprachen darstellen, welcher theilweise historisch zu verfolgende Process in den melanesischen Sprachen ..... seinen vermittelnden Ausdruck findet«.[4]) In der Ablehnung dieses Theiles der Müller'schen Theorie nun, wie ich sie damals in meinem Vortrage[5]) mit Verweisung auf eine frühere Arbeit von mir[6]) aussprach, habe ich heute abends nichts zurückzunehmen. Ich bin seit der Zeit in diesen Anschauungen eher noch bestärkt worden und halte also auch jetzt noch daran fest, dass in der Entwickelung der malayo-polynesischen, oder wie ich mich ausdrücke, austronesischen Sprachen nicht ein Beispiel fortschreitender Entwickelung vorliegt, sondern eine absteigende Bewegung, an deren höherem Ende die indonesischen Sprachen stehen, von denen die melanesischen zu den polynesischen hinableiten.

[1]) A. a. O., Bd. II, 2, S. 160.

[2]) Im Globus, Bd. LXXII, S. 1.

[3]) Grundr. d. Sprachw., Bd. II, 2, S. 160.

[4]) A. a. O., Bd. II, 2, S. 2.

[5]) Mittheilungen der Wiener Anthropologischen Gesellschaft, Bd. XXIX., S. 250.

[6]) Sitzungsberichte der kais. Akademie der Wissenschaften in Wien, philosophisch-historische Classe, Bd. CXLI, S. 12 f. und 27 ff.

Im zweiten Satz des sprachlichen Theiles seiner Theorie hatte Müller entsprechend der Annahme anthropologischer Mischung die melanesischen Sprachen ebenfalls aus einer Mischung hervorgehen lassen, als deren Componenten er die Papuasprachen der Ureinwohner und die malayo-polynesischen Sprachen der Einwanderer bezeichnete. In der Angabe dessen, worin der Antheil der beiden Componenten bei dieser Mischung bestanden, war Müller sich nicht überall gleich geblieben. Einmal sollte der papuanische Einfluss sich nur in einem Residuum von nicht malayo-polynesischen Wörtern[1]), ein andermal auch in der grammatischen Structur sich zeigen.[2]) Diesen zweiten Satz hatte ich damals nicht durchaus bekämpft, sondern nur nachgewiesen, dass für denselben die sprachlichen Thatsachen — und die sind doch bei der Beurtheilung von Sprachen ausschlaggebend — nicht die hinreichende Rechtfertigung geben.[3]) An dieser Stellungnahme habe ich auch jetzt nichts zu ändern.

Und doch aber muss ich als Endergebnis meiner seitdem fortgesetzten Untersuchungen ein solches mittheilen, welches der Theorie Müllers als Ganzes genommen erheblich günstiger gegenübersteht, als dasjenige meiner früheren Arbeiten sein zu können schien. Ich brauche mir dabei nicht die »Demüthigung« eines Widerrufes früher ausgesprochener Ansichten aufzuerlegen. Zu widerrufen habe ich nur den einen noch dazu in zweifelnder Form ausgesprochenen Satz: »Bei der Entscheidung der Frage, ob die Melanesier mit Papuas gemischt seien, wird die Ethnologie von der Sprachwissenschaft nicht viel Unterstützung erwarten können, sondern ihre Sache allein führen müssen.«[4]) Ich bin nämlich jetzt der Ansicht, dass im Gegentheil die Sprachwissenschaft in die Lage gesetzt ist, ein entscheidendes Wort in dieser Frage zu sprechen. Ich greife hier auf den anthropologisch-ethnologischen Theil der Müller'schen Theorie zurück. Den ersten Satz derselben, dass die Polynesier die erste Schichte der nach Osten ziehenden Auswanderung darstellten, denen die Melanesier als zweite gefolgt seien, verwerfe ich noch ebenso wie früher.[5]) Den zweiten Satz dagegen, dass die Melanesier eine Mischrasse darstellten, entstanden aus den papuanischen Ureinwohnern und den austronesischen Einwanderern, glaube ich, so reserviert ich mich früher auch darüber ausgesprochen, jetzt doch entschieden bejahen zu sollen.

Diese Annahme anthropologischer Mischung ist aber zweifellos der Haupttheil der Theorie Müllers. Niemand, der Müllers sprachwissenschaftlichen Ausführungen aufmerksam folgt, kann es entgehen, wie er bei denselben beeinflusst wird durch sein ethnologisches System: zuerst stand ihm der Charakter der Melanesier als eines Mischvolkes in anthropologischer Beziehung fest, und weil ihm dieses feststand, glaubte er eine Mischung annehmen zu müssen auch in sprachlicher Beziehung. Das war ein Irrthum von ihm; er hätte sich vor Augen halten müssen, dass neben dem thatsächlichen Bestehen anthropologischer Mischung doch eine der beiden hier in Frage kommenden Sprachen verschwinden konnte, ohne dass sie deutliche, beweiskräftige Rückstände hinterließ. Anderseits lässt sich nicht leugnen, dass, wenn Müller der Nachweis derartiger Rückstände gelungen wäre, er damit den Nachweis auch anthropologischer Mischung in unwidersprechlicher Weise erbracht haben würde. Denn Sprachen setzen Menschen voraus, von denen sie gesprochen werden; die Mischung einer Sprache mit einer anderen beim Zu-

[1]) Globus, LXXII, S. 1.

[2]) Grundr. d. Sprachw., IV, S. 18.

[3]) Sitzungsberichte der kais. Akademie der Wissenschaften in Wien, philosophisch-historischer Classe, Bd. CXLI, S. 9.

[4]) A. a. O.

[5]) Mittheilungen der Wiener Anthropologischen Gesellschaft, Bd. XXIX, S. 250 ff.

sammentreffen zweier Völkerstämme vollzieht sich aber nur in solchen Zeiträumen und bei solcher Intimität des gegenseitigen Verkehres, dass auch weitgehende anthropologische Mischung davon ganz unzertrennlich ist. Es ist Fr. Müller nicht gelungen, den Beweis für die Existenz solcher Rückstände zu erbringen. Er befand sich dafür auch anfangs in einer ungünstigen Lage. Er sollte in der melanesischen Mischung einen papuanischen Componenten nachweisen, konnte aber dieses papuanische Element nirgendwo rein und ungemischt existierend aufweisen. Als im Jahre 1890 Sidney H. Ray die Existenz von Sprachen auf Neu-Guinea nachwies, die von den austronesischen durchaus verschieden sind, besserte sich seine Lage zwar in etwas, aber dass er auch von da an den geforderten Nachweis nicht erbracht hat, glaube ich in meiner früheren Arbeit[1]) bewiesen zu haben.

Diesen Nachweis glaube ich indessen jetzt mit aller Bestimmtheit und Vollständigkeit führen zu können. Nach dem Vorgange Sidney H. Rays, der auf die Possesivformen der Sprache von Savo, einer kleinen Insel inmitten der Salomonen, als abweichend von der Bildungsweise der melanesischen (und austronesischen) Possessiva hingewiesen, hatte ich schon in meiner eben erwähnten Arbeit[2]), indem ich noch mehrere derartige Abweichungen nachwies, »eine Mischung derselben mit papuanischen Elementen als möglich, wenn nicht als wahrscheinlich« hingestellt. Aus Anlass einer Arbeit über »die sprachlichen Verhältnisse von Deutsch-Neuguinea«, die im 4. Hefte des V. Jahrganges der Zeitschrift für afrikanische und oceanische Sprachen begann und im 1. Hefte des VI. Jahrganges derselben Zeitschrift vollendet ist, habe ich in zusammenfassender Weise die sämmtlichen bis jetzt bekannten Papua-Sprachen behandelt. Ich fühlte mich dabei angetrieben, das von der Savo-Sprache vorhandene Material[3]) noch einmal eingehend zu untersuchen. Das Resultat dieser Untersuchung war, dass sich mir — ich muss gestehen, zu meiner eigenen Überraschung — hier nicht eine melanesische Sprache mit bloß papuanischen Residuen, sondern eine durchaus papuanische Sprache enthüllte, die in ihrem ganzen Aufbau die charakteristische papuanische Weise treu bewahrt und nur in den Wortschatz, in allerdings vielleicht bedeutendem Umfange, melanesische Wörter aufgenommen hat. Dieser letztere Umstand erklärt sich übrigens auch mehr als hinreichend durch die Thatsache, die Codrington (a. a. O., S. 559) anführt: »Most of the Savo men can speak Florida or Bugotu, but the Florida or Bugotu residents in Savo cannot speak the language of the country.«

Den Nachweis für den durchaus papuanischen Charakter des Savo habe ich in eingehender Weise in der oben erwähnten Zeitschrift geführt, auf die ich deshalb verweisen kann.[4]) Ich zähle hier die einzelnen Beweispunkte nur kurz auf: 1. Das Personalpronomen weicht sowohl in Form als Construction von dem melanesischen beziehungsweise austronesischen ab; 2. das Gleiche gilt von den Zahlworten wenigstens bei den Formen für »eins«, »drei« und »vier«; 3. das Possesivum ist nicht wie bei den austronesischen Sprachen durch Präfigierung, sondern wie den Papua-Sprachen durch Suffigierung einer Partikel an die (verkürzten) Personalpronomina gebildet; 4. beim Substantivum fehlt vollständig die melanesische Scheidung in Substantive, die das Possesivsuffix unmittelbar zu sich nehmen und in andere, die dasselbe erst einer Partikel suffigieren; 5. der Artikel behält, abweichend von den austronesischen Sprachen, übereinstimmend mit dem papuanischen Galela im Singular und Plural die gleiche Form; 6. das Substantivum hat eine durch Suffigierung gebildete Pluralform, die sich nur bei

[1]) Sitzungsberichte, a. a. O., S. 4 ff.

[2]) A. a. O., S. 10 ff.

[3]) Bei H. Codrington, Melanesian Languages, pag. 559 ff.

[4]) A. a. O., S. 80 ff., Anmerkung.

durch papuanische Sprachen beeinflussten austronesischen Sprachen findet; 7. der Genitiv steht übereinstimmend mit allen papuanischen Sprachen vor dem zu bestimmenden Worte, was sich zwar auch bei einer Gruppe von austronesischen Sprachen findet, aber auch dort, wie ich nachgewiesen[1]), nur auf papuanischem Einfluß beruht; 8. auch der Accusativ steht dem regierenden Verb voran, was sich wiederum nicht bei austronesischen Sprachen, wohl aber bei den Papua-Sprachen Miriam, Saibai, Bogadjim, Hatzfeldthafen (?), Valman (?) und Galela findet; 9. das prädicative Adjectiv geht, abweichend von den austronesischen, übereinstimmend mit den papuanischen Sprachen Miriam und Saibai, dem Substantiv voran; 10. entsprechend der Thatsache, dass beim Nomen der Genitiv vorangeht, zeigen sich statt der Präpositionen der austronesischen die Postpositionen der papuanischen Sprachen; 11. beim Verbum wird, in Übereinstimmung mit dem papuanischen Kai, dem Valman und Galela, vollständig abweichend von den austronesischen Sprachen, das Pronominalobject dem Verbalstamm nicht suf- sondern präfigiert; 12. die Finalisform des Verbums wird gebildet nach der von der austronesischen durchaus abweichenden Weise der papuanischen Sprachen Miriam, Saibai, Kai, Bogadjim und Valman (?).

Ich denke, dass die hier aufgezählten Punkte sowohl ihrer Zahl, als ihrem Gewichte nach meine Aufstellung, dass das Savo eine durchaus papuanische Sprache sei, vollauf rechtfertigen.[2]) Ich muss zwar, um ganz gewissenhaft zu sein, hinzufügen, dass Codrington von dem sprachlichen Material, das er von Savo beibringt, sagt, dass es nur »a very imperfect, if not incorrect, account of the language« gebe. Wie er das meint, erklärt er aber selbst vorher, indem er sagt, dass er sein Material von Savo-Leuten »by means of Bugotu, Florida and Mota« erhalten habe. Da ist es aber klar, dass, wenn Uncorrectheiten mitunterlaufen sind, das nicht zu Gunsten, sondern zu Ungunsten einer Annahme des Savo als Papua-Sprache geschehen sein kann, und dass somit Codrington Recht hat, wenn er sagt, dass diese Sprache »is still more remarkably different from the Melanesian languages generally, as the following sketch of its Grammar will show«. Ich gebe mich deshalb auch vollständiger Sicherheit hin und bin gewiss, dass, wenn besseres und umfangreicheres Savo-Material eintrifft, was niemand sehnlicher wünscht als ich, dieses mir nur noch zahlreichere und eventuell stärkere Beweise, wenigstens aber Bestätigungen meiner Ansicht bringen wird.

Ist nun diese zunächst rein sprachliche Thatsache der Existenz einer Papua-Sprache inmitten der Salomons-Inseln dargethan, so fragt es sich, welche Folgerungen sich aus derselben in anthropologischer und allgemein ethnologischer Beziehung ergaben. Ich denke, wie ich vorhin schon sagte, nichts Geringeres als die Bestätigung des einen Hauptsatzes der Theorie Fr. Müllers, dass nämlich die Melanesier, anthropologisch genommen, eine Mischrasse darstellen, hervorgegangen aus der Verbindung von Austronesiern mit Papuas; denn es kann doch keinem Zweifel unterliegen, dass die Sprache von Savo auf ihrem jetzigen Standorte sich befand, bevor die melanesischen Sprachen dorthin gelangten. Dass sie erst nachträglich von Neu-Guinea aus, wo jetzt die compacte Masse der Papua-Sprachen ihren Sitz hat, dorthin gekommen wäre, ist aus dem doppelten

[1]) A. a. O., S. 88 ff.

[2]) H. Codrington (a. a. O. S. 560) schreibt: »In points also of Grammar where it differs from its neighbours, ressemblances occur with Ambrym and Nengone, and these rather suggest an archaic Melanesian character than a connexion with some other family.« Dass die Sprachen von Ambrym und Nengone mehr einen archaistischen melanesischen Charakter suggerieren als die Zugehörigkeit zu einer gänzlich verschiedenen Sprachfamilie, darin stimme ich mit Codrington überein. Nicht aber kann ich ihm darin zustimmen, dass die grammatischen Abweichungen des Savo sich (vielfach) in Ambrym und Nengone wiederfänden: auch nicht ein einziger der oben von mir aufgeführten Punkte findet sich im Ambrym oder im Nengone.

Grunde zu verwerfen, weil einerseits die Papua-Stämme von Neu-Guinea, wenigstens nach dieser (östlichen) Seite hin, durch eine Kette von melanesischen Insel- und Küstenstämmen so ziemlich von der Außenwelt abgeschnitten sind, und anderseits, selbst wenn auch ein vereinzelter Papua-Stamm doch als von dort abgesplittert angenommen werden könnte, er doch jedenfalls nicht bis auf ein Inselchen inmitten der Salomonen gelangt wäre und dort gegenüber den übermächtigen melanesischen Einflüssen seine Sprache in solchem Umfange bewahrt hätte. Man muss also der Sprache von Savo die (relative) Autochthonie an ihrem Platze zugestehen.

Nun ist aber auch weiter die Annahme, dass vor der Ankunft der austronesischen Einwanderer gerade nur auf diesem Inselchen ein Papua-Stamm mit eigener Sprache gewohnt habe, alle anderen, besonders auch die größeren Inseln unbewohnt gewesen seien, von so hochgradiger Unwahrscheinlichkeit, dass die noch erübrigende kleine Möglichkeit getrost vernachlässigt werden darf, und man berechtigt ist, anzunehmen, dass auch an anderen Stellen des jetzigen melanesischen Gebietes früher Papua-Stämme gewohnt haben.

Wenn die originellen Sprachen derselben vor dem Eindringen der austronesischen Sprachen jetzt überall verschwanden, so kann doch nicht vorausgesetzt werden, dass dieser Process sich so schnell vollzogen habe, dass nicht in der Zwischenzeit weitgehende anthropologische Mischungen eingetreten wären, und das ist es ja eben, was Fr. Müller in seiner Theorie behauptet, allerdings nicht genügend bewiesen hatte. — Wenn nun vielleicht jemand sagen möchte, dass es doch »der Scharfblick des Genies« gewesen, der Müller hier, anderen vorauseilend, das Richtige erfassen ließ, so weiß ich nicht, ob Müller selbst, der in seinem schlichten, resoluten Wesen allem Überspannten und Phrasenhaften gründlich abhold war, da nicht der Erste gewesen wäre, derartiges zurückzuweisen. Gewiss werden wir auch für die Wissenschaft den Wert des Genies nicht gering anschlagen, aber viel mehr noch als für die Kunst, dem ersten und eigentlichsten Wirkungskreis desselben, gilt doch für die Wissenschaft der Satz, den ich einmal irgendwo bezüglich der genialen Untersuchungen des Physikers Hertz über die elektrische Wellenlehre gelesen, dass nämlich die Genialität des Forschers sich nicht so sehr in überraschenden »Lichtblicken« offenbare, sondern in der rastlosen Umsicht, womit er von den verschiedensten Seiten her die einzelnen Glieder des Beweises zu finden und zu einem geschlossenen lückenlosen Ganzen zu verbinden wisse, und in der alles beherrschenden Ruhe, womit er durch die verwirrende Menge der Einzelheiten hindurch das Hauptziel des Ganzen stets im Auge behalte. Alles Andere, so geistreich es scheinen oder auch wirklich sein mag, werden wissenschaftlich gebildete Männer nicht als Genialität, sondern als Dilettantismus bezeichnen, und auf den war Fr. Müller ganz besonders schlecht zu sprechen. Er würde es sich sehr verbeten haben, dass er mit seiner Theorie nur geistreiche Ahnungen habe aussprechen wollen, nein, er glaubte ehrlich, wenn auch irrig, eine hinreichend begründete wissenschaftliche Ansicht ausgesprochen zu haben.

Aber ich darf noch nicht Halt machen, denn noch habe ich immerhin einige Schwierigkeiten zu berücksichtigen, die man dieser Wiederaufnahme alter Theorien entgegensetzen könnte. Auch vom rein anthropologischen Standpunkte aus lehnt F. v. Luschan »irgend eine nahe genetische Verwandtschaft zwischen Polynesiern und Melanesiern mit aller Entschiedenheit« ab: der anatomische Unterschied zwischen einem typischen Polynesier und einem typischen (Ost-)Melanesier sei größer, als der zwischen einem Europäer und einem Chinesen, er sei ebenso groß als der zwischen Europäern und Negern; vom rein anatomischen Standpunkte aus müsse man sagen, dass größere Unterschiede innerhalb des

menschlichen Geschlechtes überhaupt nicht möglich seien.[1]) Mir will es scheinen, als sei hier, wenn damit die Müller'sche Theorie getroffen werden sollte, diese nicht ganz richtig erfasst. v. Luschan bezweifelt, beziehungsweise bestreitet überhaupt, dass es Mischlingsrassen im anatomischen Sinne gebe, besonders dann, wenn es sich um die lang andauernde Vermischung zweier sehr verschiedener Rassen handle, da in solchen Fällen unsere neueren Erfahrungen ergeben hätten, »dass stets und allezeit ein gewisser Procentsatz der Nachkommen in allen physischen Eigenschaften völlig auf die Ureltern zurückgeht und dass jeweilig nur ein Theil der Bevölkerung wirklich ‚gemischte' Eigenschaften hat; aber auch diese Mischlinge besitzen noch die Fähigkeit, die latent in ihnen vorhandenen Eigenschaften ihrer reinen Stammeltern auf ihre Nachkommen zu vererben«.[2]) Ich denke, damit befindet es sich doch in völliger Übereinstimmung, wenn Fr. Müller wenigstens an einer Stelle[3]) seine Ansicht über die Art der anatomischen »Mischung« der Melanesier so ausspricht, dass er dieselben als »eine Mischrasse bezeichnet, welche von der körperlich kräftigen dunklen Rasse den Körperbau, von der geistig überlegenen lichten Rasse die Sprache empfieng«. Damit schließt es Müller ja geradezu aus, dass die »nahe genetische Verwandtschaft zwischen Polynesiern und Melanesiern« darin zutage trete, dass letztere in bemerkenswertem Maße somatische Ähnlichkeit mit den ersteren zeigten. Wenn er dabei der »körperlich kräftigen dunklen Rasse« den überwiegenden, beziehungsweise ausschließlichen Einfluss auf die körperliche Bildung des entstehenden Mischvolkes zuschreibt, so hätte er das auch noch rechtfertigen können durch den Hinweis darauf, dass die austronesischen Einwanderer der Natur der Sache nach zum größten Theil, stellenweise vielleicht ausschließlich aus jungen Männern bestanden. Infolge dieses Umstandes musste dann das anfangs vielleicht noch vorhandene rassenreine austronesische Element bald sich erschöpfen und verlieren, während dagegen wenigstens für die ersten Generationen dem landsässigen papuanischen Element die Möglichkeit verblieb, sich rein zu erhalten und in der stets wiederholten Abgabe reinblütiger papuanischer Weiber an die stets mehr gemischten ursprünglichen austronesischen Männer schließlich das austronesische Element zu überwältigen. Für die Probabilität einer solchen Auffassung hätte sich Müller dann noch berufen können auf ganz analoge Vorgänge, die in der Wirklichkeit, und zwar auf eben demselben Schauplatz beobachtet wurden, um den es sich hier handelt. Schon H. Codrington[4]) hatte auf die polynesischen Ansiedlungen in Mae, einer Insel der Neu-Hebridengruppe, und denen der Swallow Islands hingewiesen. Beide haben die alte polynesische Sprache bewahrt: ‚The speech, the descent of chiefs, certain religious practices, have remained Polynesian', aber »physically they are not distinguishable from their neighbours who are Melanesian both in language and physical character«. Codrington führt diese Erscheinung ganz richtig darauf zurück, dass »the Polynesian settlers have, generation after generation, taken Melanesian wives into their villages in which the speech was Polynesian«. In ähnlicher Weise hatte Sidney H. Ray aufmerksam gemacht auf die Bewohner der Insel Aniwa in der Loyalitätsgruppe (10 Meilen nordöstlich von Tanna)[5]): ‚Though the natives are in general appearance and customs almost identical with the Melanesian tribes near them, their language is akin to the Eastern Polynesia, and more especially resembles the Tongan and Samoan«; die Skizze der Grammatik, die Ray beifügt, und die doch besonders beim Artikel, beim Pronomen personale, beim Possesivum und einigermaßen

[1]) A. a. O., S. 444 ff.
[2]) A. a. O., S. 446.
[3]) Grundr. der Sprachw., IV, S. 21.
[4]) Melanesian Languages, S. 8 ff.
[5]) Journ. of the Anthropolog. Institut, XVII, pag. 282 ff.

auch im Lautbestand melanesische Einflüsse zeigt, während der Wortschatz fast rein polynesisch geblieben, ist für die Theorie der Sprachentwickelung äußerst lehrreich.

Wenn nun in all diesen wirklich beobachteten Mischungen die dunkle Rasse ihre Characteristica, dunkle Hautfarbe, wolliges Haar, breite Nase, wulstige Lippen (dolichocephale Schädelbildung?) endlich zur ausschließlichen oder doch überwiegenden Geltung brachte, so muss man die Möglichkeit eines derartigen Vorganges auch für die Melanesier überhaupt zugeben, umsomehr, als ja Müller seiner Papua-Rasse gerade diejenigen körperlichen Merkmale zuweist, die auch in den vorhin besprochenen Fällen obsiegten. Freilich aber auch nicht mehr als die bloße Möglichkeit; denn die Wirklichkeit ist erst dargethan mit der Aufweisung einer solchen Thatsache, wie ich sie in der Existenz einer Papua-Sprache, der Sprache von Savo, inmitten des eigentlich melanesischen Gebietes Ihnen vorführen konnte. Und dass diese Thatsache hierfür entscheidend sei, daran halte ich fest, obwohl ich zur Zeit über den anthropologischen und allgemein ethnologischen Charakter der Bewohner von Savo keine Angaben irgendwelcher Art habe. Denn außer einigen insignificanten Daten, die ich in Codringtons »The Melanesians« gefunden, habe ich weitere Angaben nirgendswo auftreiben können. Es ist das nicht zu verwundern, da das kleine Inselchen bis jetzt kaum Veranlassung bot, sich besonders mit ihm zu beschäftigen. Man kann aber wohl erwarten, dass jetzt, nach Bekanntwerden ihrer hohen Bedeutung, diese Aufmerksamkeit der Forscher ihm in erhöhtem Maße zutheil werden wird.

Wenn nun so der papuanische Charakter der Sprache von Savo bis in die neueste Zeit unbekannt bleiben konnte, so erscheint es nicht ausgeschlossen, dass bei genauerer Durchforschung des ganzen melanesischen Gebietes auch anderwärts sich noch Ähnliches auffinden ließe. Zwar nicht, wie ich im Gegensatz zu anderen Forschern glaube, im äußersten Süden dieses Gebietes, auf Neu-Caledonien und den Loyalitäts-Inseln. Wenn Fr. Müller dort beim Nengone den Einfluss des Papuanischen in der grammatischen Structur zu erkennen glaubte, so meine ich das Unzutreffende dieser Ansicht nachgewiesen zu haben.[1]) Sidney H. Ray will dort papuanische Residua im Wortschatz erkennen; ich kann dieser Ansicht nur zweifelnde Zurückhaltung entgegenbringen. Dagegen scheint mir das Gebiet der nördlichen Salomons-Inseln, das uns in sprachlicher Hinsicht auch noch so wenig bekannt ist, noch die Möglichkeit zu gewähren, papuanische oder papuanisierte Sprachen zu entdecken. Ich weise auch hier wieder auf die Sprache der etwas nördlich von Savo gelegenen Insel Vella Lavella hin, deren Wortschatz[2]) wenigstens von dem der austronesischen Sprachen stark abweicht. Sidney H. Ray machte mich auch noch aufmerksam auf die Yela-Sprache, die Sprache der Bewohner der Insel Rossel, die am äußersten Ende des Louisiaden-Archipels gelegen ist. Nachdem mir durch die liebenswürdige Vermittlung des Herrn Ray das in dem officiellen Annual-Report on British New-Guinea 1893—94, S. 116—120 enthaltene Wortverzeichnis zugängig gemacht worden ist, kann ich der Ansicht Rays dass auch hier eine Papua-Sprache vorliege, wenn auch mit einigem Vorbehalte, doch immerhin beistimmen. Das Material ist zu unexact, als dass man ganz sichere Schlüsse darauf bauen könnte. Aber es scheint doch, dass Suffixbildung vorherrscht und insbesondere die Possessiva durch Suffigierung einer Partikel gebildet sind. Von den Bewohnern Rossels liegen auch einige anthropologische Angaben vor, die ihren »papuanischen« Charakter sehr stark betonen. So schreibt Basil Thomson[3]):

[1]) Sitzungsberichte, a. a. O., S. 5 ff.

[2]) Bei Schellong, Die Jabimsprache, Leipzig 1890, S. 105 ff.

[3]) The Scottish Geographical Magazine, V. 1889. Thomson nennt allerdings irrthümlicherweise die den Bewohnern der mittleren Salomons-Inseln in Körperbau und Sprache nahestehenden Bewohner der Südostküste Neu-Guineas »Papuas«, während er die eigentlichen Papuas als »Melanesier« bezeichnet.

»The natives of Rossel have few of the characteristics of the pure-bred Papuan (?). The prominent nose, large eye, and delicate features of the latter are replaced by the negroid character of the Melanesian, wide nostrils, flat nose and prognathous head. They are short and squat, of that sooty brown complexion that resembles black.« — Die Lage von Rossel an der Südostspitze von Neu-Guinea, auf welchem die Existenz von Papua-Sprachen einwandfrei nachgewiesen ist, macht den Nachweis einer Papua-Sprache auch dortselbst zwar nicht so wichtig, wie es die Existenz einer Papua-Sprache auf dem mitten in der Salomonsgruppe gelegenen Inselchen Savo ist. Immerhin aber liegt doch Rossel von allen zu Neu-Guinea gehörenden Inseln der Insel Savo noch am nächsten und könnte also, auch geographisch betrachtet, eine Brücke dort hinüber bilden.

Einmal auf der Suche nach Spuren früherer Sprachen, glaube ich doch auch noch auf eine diesbezügliche Thatsache aufmerksam machen zu sollen, die zwar nicht dem Gebiet der melanesischen, sondern der polynesischen Sprachen angehört, und die, soweit ich sehe, von Anthropologen und Ethnologen bis jetzt kaum berücksichtigt worden ist. Es ist die Thatsache, dass die fast am äußersten Ende des polynesischen Gebietes gelegenen Paumotu-Inseln in ihrer Sprache Wörter aufweisen, die in seltsamer Weise von der sonst so weitgehenden Einheitlichkeit der polynesischen Sprachen abweichen und selbst in melanesischen Sprachen nur in einzelnen Fällen zweifelhafte Äquivalente finden zu können scheinen. E. Tregear führt einen Theil derselben in der »Introduction« zu seinem »Maori-Polynesian Comparative Dictionary« [1]) an, und Herr Sidney H. Ray hatte wiederum die Liebenswürdigkeit, mir diese Liste außerdem noch durch einige Wörter zu vergrößern. Ich setze dieselben hierher:

	Paumotu	Polynesisch
Mann	*hakoi*	*tangata, tane*
Frau	*morire, erire*	*vafine, fafine etc.*
Sohn	*makuro*	*(tama)*
Neffe	*kare*	*iramutu, ilamutu*
Mädchen	*manania*	*tuna, hine etc.*
Kopf	*penu, pepenu*	*ulu, upoko*
Zunge	*mangeu*	*arero, alelo*
Leber	*kerikeri*	*ate*
Knochen	*keingi, keiga*	*iwi, ivi*
Sehne	*pouru*	*uaua*
Mond	*kavake* [2])	*masina, marama*
Wolke	*paku*	*ao*
Regen	*toite, touite*	*uha, ua*
Wasser	*komo*	*vai*
Meer	*takarari*	*tahi, tai*
Salz	*toau*	*(mataitai)*
Feuer	*neki, korure, rotika*	*afi, ahi*
Rauch	*kaihora*	*asu, ahu, au*
Asche	*topurena*	*relu, lefu, lelu*
Wind	*rohoki*	*matangi, matani*
Schlamm	*niganiga*	*parapara, palapala*
Stein	*konno*	*fatu, maka, toka*

	Paumotu	Polynesisch
Hund	*ngaike*	*uri, mango, nahe*
Fisch	*paru*	*ika, i'a*
Ei	*tono* [3])	*fuo, hua, uo*
Frucht	*teke*	» » »
Baum	*mohoki*	*rakau, lakau* etc.
Wald	*puka*	*wao, vao*
Mark	*nimo*	*uso, uho*
Öl	*mori*	*hinu, inu, u'u*
Weg	*keka*	*ara, alo, hala*
Leiter	*kega*	
Fehler	*veke*	*sese, hehe*
schlafen	*piko*	*moe*
groß	*toreu, tuetue*	*nui, tele, rahi*
klein	*korereka*	*iti, uuku*
1	*rari*	*tasi, tahi*
2	*ite*	*rua, lua, ua*
3	*geti*	*toru, tolu*
4	*ope*	*fa, ha*
5	*keka, miha*	*rima, lima, ima*
6	*hene*	*ono*
7	*hito*	*fitu, hitu*
8	*hawa*	*varu, valu*
9	*uipa*	*iva*
10	*korihori*	*(se) fulu (a) huru* etc.
100	*penu* (= Kopf)	*(se) lau, rau*

[1]) Wellington 1891, S. 22.

[2]) Vgl. aber Tahiti: *ava'e*.

[3]) Vgl. Melanesisch: *tolu, Malay, telor etc.*

Ich weise besonders auf die Zahlwörter hin, von denen wohl die Form für 7 auf polynesisch *hitu*, sowie die für 6 und 8, allenfalls auch für 4 auf melanesische Formen zurückgehen könnten, während alle anderen Formen aber durchaus abweichen. Ich wage nicht zu entscheiden, wie diese seltsamen Verschiedenheiten zu erklären seien. Aber es wäre gewiss angebracht, Nachforschungen darüber anzustellen, ob auch in anthropologischer und allgemein ethnologischer Hinsicht Abweichungen sich vorfinden, wie sie in sprachlicher Beziehung vorliegen.

Indem ich mich dem Schluß zuwende, greife ich zurück auf jene Sprache, an der Müller zum erstenmale seine Theorie über die Melanesier praktisch zur Anwendung brachte, die Sprache der Mafor oder Nufor am westlichen Ende der Nordostküste Neu-Guineas. Müller bezeichnete sie als Papua-Sprache.[1]) Was er indes als Beweis dafür anführte, war nicht stichhaltig, und so konnte H. Kern ihm nachweisen, dass das Mafor in seinen wichtigsten Bestandtheilen doch eine austronesische, beziehungsweise melanesische Sprache sei.[2]) Einen wichtigen, von der Art dieser letzteren Sprache durchaus abweichenden Punkt, die Voranstellung des Genitivs vor das zu bestimmende Substantiv, hatte indes Kern zwar erwähnt[3]), aber in seiner Bedeutung nicht weiter untersucht. Das geschah durch J. L. A. Brandes[4]), der eine Reihe von Sprachen, welche die gleiche Abweichung zeigten, zusammenstellte; auf die Frage nach einer Erklärung dieser Thatsache, glaubte er die Möglichkeit annehmen zu müssen, dass diese Sprachgruppe einen früheren, ursprünglicheren Zustand der austronesischen Sprachenfamilie darstellte und aus diesem die Voranstellung des Genitivs bewahrt hätten. In meiner »Jabim-Sprache«[5]) wies ich nach, dass die melanesischen Sprachen auch von Deutsch- und Englisch-Neu-Guinea die gleiche Abweichung der Voranstellung des Genitivs und die durch dieselbe bewirkte Neigung, in den Nominalverhältnissen die Suffigierung statt der in den austronesischen Sprachen üblichen Präfigierung anzuwenden, aufweisen. Gegen die Erklärung dieser Thatsache, wie Brandes sie vorschlug, erhob ich indes schon damals Bedenken.[6]) In meiner vorhin erwähnten neueren Arbeit glaube ich den Beweis erbracht zu haben, dass diese bedeutungsvolle Abweichung von den übrigen austronesischen Sprachen auf eine Beeinflussung durch Papua-Sprachen zurückzuführen sind, die alle, soweit sie bekannt geworden, diese Voranstellung üben.[7]) Gegen diese Aufstellung konnte sofort der Einwand erhoben werden, dass diese durch Papua-Sprachen beeinflusst sein sollenden Sprachen sich doch bis nach Flores und Roti hin erstrecken, dass aber bis jetzt in ganz Holländisch-Neuguinea und den nördlich vorgelagerten Inseln noch keine Papua-Sprachen entdeckt worden seien, durch die sie hätten beeinflusst werden können. Darauf ließe sich zunächst erwidern, dass, wenn man ja auch für diese Inseln die Entdeckung dort noch bestehender Papua-Sprachen ausschließen möchte, das doch nicht in gleicher Weise von Neu-Guinea selbst geschehen kann, dessen Küste nur mit Unterbrechungen und dessen Inneres noch gar nicht bekannt ist; ich persönlich halte es für so gut wie sicher, dass dort noch Papua-Sprachen in der Zukunft gefunden werden. Aber ich glaube doch ein noch stärkeres Argument als diese, wenn

[1]) Grundr. d. Sprachw., I. S. 30.

[2]) Actes du VI. congrès internat. des Orientalistes tenu 1883 à Leide, IV, pag. 125 ff.

[3]) A. a. O., S. 227.

[4]) »Bijdrage tot de vergelijkende Klankleer der Westersche Afdeeling van de Maleisch-Polynesische Taalfamilie.« Utrecht 1884, S. 20 ff.

[5]) Sitzungsberichte der kais. Akademie der Wissenschaften in Wien, philosophisch-historische Classe, Bd. CXLIII, S. 54 ff.

[6]) A. a. O., S. 59.

[7]) Zeitschrift für afrikanische und oceanische Sprachen, Bd. VI, S. 88 ff.

auch starke Möglichkeit zu besitzen in der wirklichen Thatsache der Existenz einer »Papua-Sprache« auch selbst inmitten jener Inselwelt. In meinem früheren Vortrage [1]) hatte ich Sie auf die Thatsache hingewiesen, dass wir im Südosten des indonesischen Archipels, auf der Insel Halmahera oder Djilolo, sowie auf den beiden ihr nach Westen hin vorgelagerten Inselchen Ternate und Tidore eine Sprachengruppe finden, die sich aufs Schärfste von den in der ganzen Umgebung gesprochenen Sprachen abhebt. Ich wagte damals noch nicht der Ansehauung H. Kerns durchaus entgegenzutreten, der, wenn auch den tiefgehenden Unterschied anerkennend, doch noch die allgemeine Möglichkeit offenhalten wollte, diese Gruppe den austronesischen Sprachen zuzuzählen. Nachdem ich indes seit jener Zeit noch mehrere Papua-Sprachen kennen gelernt, erscheint es mir nothwendig, auch diese Sprachen den papuanischen zuzurechnen; die Gründe, die mich zu dieser Annahme bewogen, habe ich in meiner vorhin [2]) erwähnten Arbeit (S. 93 ff.) des Näheren ausgeführt. Wenn dann also das bis in unsere Zeit hineinreichende Bestehen von Papua-Sprachen auf einer der am äußersten Ende dieses Gebietes gelegenen Inselgruppe nachgewiesen ist, so ist es auch nicht mehr bloße Hypothese, dass, wenn auch auf den übrigen hier in Betracht kommenden Inseln jetzt keine Papua-Sprachen mehr existieren, sie doch früher existiert haben und eben in den Abweichungen von den übrigen austronesischen Sprachen, welche die jetzigen Sprachen dieser Inseln aufweisen, ihre Spuren zurückließen.

Durch diese Annahme sind nun allerdings die sprachlichen Verhältnisse dieser Gegend bedeutend vereinfacht und geklärt worden, aber wohl das Gegentheil trifft zu in Bezug auf die anthropologischen Verhältnisse. Besonders geschieht das durch die Hinstellung der Sprachen von Halmahera etc. als »Papua-Sprachen«, wenn es richtig ist, was H. Kern [3]) schreibt, »dat de bewoners van Halmahera, Ternate en Tidore in type aanmerkelijk van de andere Indonesiërs, en nog veel meer van de Papoes verschillen«. Ich weiß deshalb auch nicht, ob Fr. Müller, dem der anthropologische Theil seiner Theorie, wie ich schon vorhin [4]) sagte, der wichtigste war, der Anwendung derselben, wie ich sie in diesem letzten Theil geübt, nicht widersprechen würde, zumal ich damit eigentlich ja auch schon über das Gebiet hinausgreife, für welches er seine Theorie aufgestellt hatte. Indes habe ich doch in diesem letzten Theil zunächst eigentlich nur sprachliche Constatierungen vorgenommen, und für diese können mir nicht anthropologische Gesichtspunkte maßgebend sein. Aber ich denke, dass, selbst wenn Kerns vorhin angeführte Worte richtig sind, doch noch nicht ein absoluter Gegensatz der sprachlichen und anthropologischen Constatierungen sich ergibt. Denn die aus einem Zusammentreffen von Austronesiern und Papuas hervorgehende Mischrasse brauchte doch nicht unter allen Verhältnissen eine solche zu sein, welche, wie Müller sagt [5]), »von der körperlich kräftigen dunklen Rasse den Körperbau, von der geistig überlegenen lichten Rasse die Sprache empfieng«. Auch das Umgekehrte konnte eintreten, wenn die erste Schaar der einwandernden Austronesier nicht so stark war, dass sie die einheimische papuanische Sprache verdrängen konnte, wenn sodann aber, wie es bei diesen dem rein-austronesischen Gebiet so nahe liegenden Inseln auch wahrscheinlich ist, diese Zuzüge sich stets wiederholten, so dass schließlich dann die anthropologische Überwindung nicht aufzuhalten war.

[1]) Mittheilungen, Bd. XXIX, S. 256.
[2]) Siehe S. 158, Anm. 7.
[3]) Bijdragen tot de taal-, land- en volkenkunde von Ned.-Indië, V, 5, S. 494.
[4]) Siehe S. 151.
[5]) Siehe S. 155.

So denke ich also auch hier der Müller'schen Theorie in dem Umfange, wie ich ihn vorhin präcisiert, nicht entgegen zu sein.

Wenn durch diese Ausführungen wenigstens zum Theil eine Theorie wieder zur Geltung gebracht werden soll, die vielfach als »veraltet« bezeichnet wurde, so kann dieser letztere Umstand allein ja nicht zur Verwerfung derselben berechtigen. Denn der Fortschritt der Wissenschaften besteht nicht durchaus in der Aufnahme und dem Festhalten des Neuen, und es gibt mehr wie ein Beispiel in der Geschichte der Wissenschaften, wo ältere Ansichten wieder aufgenommen wurden. Umso größer ist die Berechtigung zu dieser Wiederaufnahme, wenn dieselbe nicht bloss nach einer erneuten sorgfältigeren Erwägung der früher schon bekannten Gründe, sondern auch, wie eben im vorliegenden Falle, nach Herbeischaffung neuer bedeutsamer Thatsachen vollzogen wird.

Entgegnung auf Dr. Reineckes Publication: Die La Tène-Funde vom Gräberfeld von Reichenhall.

Von Dr. phil. Max v. Chlingensperg auf Berg in München.

In den an dieser Stelle, Bd. XXIX, S. 40, enthaltenen »Studien über Denkmäler des frühen Mittelalters« führte der Verfasser Dr. Reinecke das Vorkommen prähistorischer Objecte als Beigaben in nachrömischen Gräbern auf den Umstand zurück, dass entweder bei Anlage der Gräber ältere Bestattungen zerstört wurden und der Ausgräber dies nicht kannte, oder auch dass bedeutend ältere Gegenstände zum zweitenmale benützt worden sind. Als Beleg für letzteren Fall erinnert Reinecke an das Vorkommen von Alterthümern in den Gräbern von Keszthely, Regöly u. s. w., während er dem Entdecker des Gräberfeldes in Reichenhall das Nichterkennen eines zerstörten La Tène-Friedhofes zum Vorwurfe macht.

Der Entdecker der bajuvarischen Nekropole von Reichenhall, Dr. Max v. Chlingensperg, entgegnete hierauf im Bd. XXX, S. 203, und wies auf seine umfassenden Gräberfundberichte hin.

Indem ich diese Recapitulation zur besseren Beurtheilung der Sachlage für die Leser angezeigt hielt, gehe ich jetzt zur Besprechung einer im Bd. XXXI, S. 340, erschienenen Replik von Dr. Reinecke über.

Vor allem muss ich die in der Einleitung gemachte Bemerkung lebhaft zurückweisen, als hätte ich Reineckes Kenntnisse vorrömischer, römischer und nachrömischer Altsachen angezweifelt, meine Entgegnung bietet doch für eine solche Annahme nicht den geringsten Anhalt, hingegen zeiht mich derselbe der völligen Unkenntnis in der Bestimmung der einschlägigen Alterthümer, obwohl diese in meinen Gräberberichten hinsichtlich der Zeitstellung richtig eingereiht worden sind.

Das La Tène-Material beziffert sich nach Reineckes eigener Angabe in 525 Gräbern auf nicht mehr als sechs Stücke, und wie wir nachstehend zeigen, wurden die sämmtlichen Funde aus vorgeschichtlicher und römischer Zeit entweder von dem Bestatteten im Leben benützt und getragen oder bei der Beerdigung auf den Körper des Todten gelegt. Diese Beigaben traf man dann immer an derjenigen Stelle des Skelettes an, wo sie ihrer eigentlichen Bestimmung nach hingehörten, so dass jedes zufällige Hineinkommen dieser Gegenstände durch Zerstörung eines La Tène-Friedhofes bei Anlage der Reihengräber ausgeschlossen ist. Es wäre doch ein mehr als merkwürdiger Zufall, wenn diese Objecte bei Einfüllung der Reihengräber jedesmal unfehlbar auf den ihnen zugehörigen Platz bei dem Todten gefallen wären, wie z. B. die Schließe auf die Schulter, die Nadeln auf die Brust unterhalb des Halses, die Gürtelstücke in die Beckengegend, oder gar der Armring an den Vorderarm!

Derselbe Vorgang wie in Reichenhall liess sich letzthin in dem vom historischen Vereine von Dillingen explorierten großen alemannischen Friedhofe bei Schretzheim verfolgen, wo im Grabe Nr. 250 eine »Bronzepaukenfibel« auf der Brust des Skelettes einer reich mit Perlen und zwei silbervergoldeten Fibeln u. s. w. ausgestatteten Frau angetroffen wurde (Prähistorische Blätter von Prof. Dr. Naue, 1901, Nr. 6, S. 85).

Reineckes Aufsatz enthält aber auch manche Unrichtigkeiten und Unwahrheiten, die hiermit kurz berichtigt werden sollen:

1. Das im Grab Nr. 20 (Fundtafel XV, Text S. 103 des Gräberfeldes von Reichenhall) gefundene hufeisenförmige Riemenbeschlagstück, welches Reinecke für einen »traubenförmigen Anhänger« anspricht, bildete mit fünf anderen bronzenen Riemenbeschlägen, unzweifelhaft merowingischen Ursprungs (Lindenschmits Handbuch, Theil 1, S. 377, Fig. 396, 397 und 398), die Verzierung eines Ledergürtels in der Weise, dass diese Beschläge in Zwischenräumen von circa 15 *cm* auf einem Lederbande derartig vertheilt waren, dass der erste rechts oben an der Schulter, der zweite und dritte im Rücken und der vierte unter der Achselhöhle zu liegen kam. Der fünfte Beschlag mit oben offenem viereckigen Ausschnitte war dann auf der Brust dem sogenannten Anhänger gegenüber angeheftet, der gleichfalls auf dem Lederbande lag. Dergleichen

hufeisenförmige Riemenbeschläge waren eine häufige Erscheinung zu Keszthely und sind in der Publication von Dr. Lipp in Fig. 220, 221 und 222, S. 108 und Text S. 48, zur Veranschaulichung gebracht.

Das in diesem Grabe an gleicher Stelle auf der Brust erhobene — von Reinecke als »Gürtelhackenfragment« und von mir seinerzeit als Zierknopf bezeichnete Berloque — ist in Wirklichkeit ein Anhänger. Die an einer Seite etwas offene Öse dieses Hängschmuckes, welche Reinecke in seiner Zeichnung hackenartig dargestellt hat, veranlasste ihn wahrscheinlich, diesen Anhänger für den Schlusshacken eines Gürtels zu halten. Abgesehen davon, dass die Öffnung an der Öse so schmal ist, dass kaum ein ganz dünner Draht durch diese schadhafte Stelle geführt werden könnte, ist auch nicht zu ersehen, wie dieses ringsherum mit vier und nach unten noch mit einem fünften Endknopfe versehene Berloque als Schlussstück eines Gürtels angebracht gewesen wäre.

2. Der im Grabe Nr. 158 (Fundtafel XV) im »Becken« erhobene Gürtelkrappen, dessen Rahmen in zwei Vogelköpfe mit Augen und breiter Schnauze ausläuft, erinnert bezüglich des Ornaments an gleiche Stücke aus Grabhügelfunden von Rheinhessen und Rheinbayern und durfte seinerzeit wohl nicht ganz mit Unrecht der La Tène-Zeit zugeschrieben werden unter Bezugnahme von Lindenschmits Alterthümern unserer heidnischen Vorzeit, in welchen ähnliche Stücke im Bd. II, Heft 6, Tafel 1, zur Abbildung gebracht sind und diese mit der im Bd. I, Heft 9, Tafel II, Abb. 2, dargestellten La Tène-Fibel den keltischen Bronzen zugewiesen werden.

3. Hinsichtlich des bronzenen Armringes im Grabe Nr. 175 (Fundtafel XXIII) weist Reinecke auf meine Unkenntnis in der Unterscheidung zwischen römischen und merowingischen Alterthümern hin. Diese Angabe entspricht aber nicht der Wahrheit, indem ich bei Besprechung dieses Fundes auf S. 92 des Gräberfeldes von Reichenhall ausdrücklich bemerkte, dass dieser Armring mit spiralförmig aufgerollten Enden und Schließhacken in der Mitte sich als ein ehemaliges Beutestück oder sonstiges Überbleibsel aus der »römischen Occupationszeit Noricums« darstellt. Aus dem Fundbericht auf S. 117 ist wiederum klar und deutlich nachgewiesen, dass dieser römische Frauenring in Begleitung eines kleinen Kinderarmringes aus dünnem gehämmerten Bronzebleche von Merowinger Herkunft auf das Schwert des Todten niedergelegt wurde.

4. Der im Grabe Nr. 141 (Fundtafel XXVIII, Text S. 123) aufgefundene eiserne Armring, den ich schon in meiner ersten Entgegnung als einen der La Tène-Zeit angehörigen Fund angegeben habe, ist mit einem Messer aus der Merowinger Zeit, welches der Todte in der Hand hielt, erhoben worden. Der Armring war an dem Vorderarm angerostet, woraus Reinecke schließt, dass hier ein unversehrtes La Tène-Grab vorliegt: auf die Frage, wie es dann aber möglich ist, dass ein Merowingisches Messer in die Hand eines Todten aus der La Tène-Zeit kommt, bleibt uns Reinecke die Antwort schuldig. Wir dagegen sehen im Gegentheile abermals den Beweis geliefert, dass der Ring von einem Bajuvaren getragen wurde; es ist dies keine auffallende Erscheinung, da das Vorkommen eiserner Armringe in germanischen Gräbern durch gleiche Funde in den longobardischen Todtenfeldern von Civezzano, Testona bei Turin und in Gräbern von Keszthely in Ungarn verbürgt ist. Die Reinigung dieses Fundstückes ist ehedem im Römisch-Germanischen Centralmuseum in Mainz unter Dr. Ludwig Lindenschmits Leitung bethätigt worden und jeder Zweifel an der richtigen Wiederherstellung der Endscheiben ausgeschlossen, welche Herr Reinecke in seiner Abhandlung als zu groß bemängelt.

5. Der Text auf S. 126 zum Grabe Nr. 251 (Fundtafel XXX) lautet:

»Den vorerwähnten zwei Gräbern grenzte ein drittes an, welches 1·68 *m* tief im Lehmbett ein jugendliches männliches Skelett von 1·52 *m* Länge barg. Die linke Hand hielt einen Eisenring mit einer kleinen Pfeilspitze, die rechte ein Messer; etwas unterhalb am rechten Oberschenkel kam dann ein bronzener Ring, ähnlich wie die an den Fibeln hängenden Ringe von Hallstatt und Waatsch zum Vorschein, an seinem Außenrande der oberen und unteren Seite sind nämlich je fünfmal drei vorstehende Knöpfe angebracht.«

Herr Reinecke erwidert mir zu vorstehendem Texte: »Aus Grab Nr. 251 stammt ein kleiner, mit Knoten besetzter Bronzering der bekannten Gattung, den wohl außer Chlingensperg niemand für die merowingische Zeit in Anspruch nehmen wird!« Wie kann aus diesem Fundberichte herausgelesen werden, dass ich diesen Fund der Merowinger-Zeit zutheile?

Bei solcher Entstellung des wahren Sachverhaltes wäre man fast versucht, in dem Tone zu antworten, den Reinecke häufig anderen Forschern gegenüber anzuschlagen beliebt, und der ihm auch bei der letzten Versammlung der deutschen anthropologischen Versammlung einen Vermerk eingetragen hat.

6. Grab Nr. 214 (Fundtafel XXXII, Text S. 130) erwähnt den Fund einer kleinen römischen durchbrochenen, bronzenen Scheibenfibel; auch hier will wiederum Reinecke glauben machen, als sei mir die Provenienz derselben unbekannt gewesen, obwohl der Wortlaut meines Fundberichtes klar und deutlich sagt:

»Eine überdies noch an ‚der rechten Schulter' angetroffene Gewandnadel von Bronze kennzeichnet sich bei ihrer fremdartigen Ornamentbildung, welche von unserer altnationalen Zierweise gänzlich verschieden ist, als ein Überlieferungsstück aus der Zeit der römischen Herrschaft.«

7. Grab Nr. 165 (Fundtafel XXXIII). Bezüglich des hier in Frage kommenden La Tène-Fundes muss ich auch diesmal wieder auf meinen Fundbericht auf S. 131 hinweisen, woraus ersichtlich ist, dass dieses Gliedertheil eines Bronzegürtels mit den Spuren vermoderten Leders aufgefunden wurde. Möglicherweise hat dieses Bruchstück als Verzierung des Ledergürtels gedient.

8. Von zwei in den Gräbern Nr. 426 und 446 (Fundtafel XXXVI und XXXVII, Text S. 137 und 138) erhobenen unverzierten Knopfnadeln ist zu constatieren, dass auch sie unterhalb des Halses auf der Brust vorgefunden worden sind und von den Bestatteten im Leben getragen wurden. Eine eigenthümliche Erscheinung ist, dass diese beiden Bronzenadeln jedesmal in Begleitung der feinen hohlen Silberperlen auftreten und zu den charakteristischen Funden der letzten Gräberperiode gehören. Ungefähr von dem Grabe Nr. 400 begann nämlich die Ausstattung an Beigaben ärmlicher zu werden, die letzten 70 Gräber entbehrten gänzlich die Spuren der altheidnischen Todtenbestattung und das Ganze ließ den Gedanken von dem allmählichen Eintritte der christlichen Ära mit ihren Einflüssen auf das Todtenfeld aufkommen.

9. Reinecke bringt in seiner Abhandlung über die La Tène-Funde von Reichenhall (Abb. 6) das Bruchstück einer Glasperle zur Ansicht, die auf einige Ähnlichkeit mit den in Manching erhobenen zwei Stücken Anspruch machen kann. Ein Vergleich damit war meinerseits selbstredend vor zwölf Jahren ausgeschlossen, da bekanntermaßen die Gräber von Manching vor nicht gar langer Zeit erst entdeckt worden sind. Wenn aber dieses Stück in Berlin zusammen mit Merovinger-Glasperlen, als ein Perlhalsband gedacht, auf einem Mainzer Silberdraht sitzt, so darf Reinecke versichert sein, dass dieses Stück auch in dieser Lage gefunden worden ist. Die erhobenen Perlen sind in jedem einzelnen Falle immer in der Reihenfolge, wie ich sie antraf, genau notiert, dann an Bindfaden angereiht und so an das Römisch-Germanische Centralmuseum in Mainz verschickt worden, wo man sie genau wieder in derselben Anordnung dem Entdecker des Gräberfeldes zurückstellte.

Aus diesem geht abermals und wiederum hervor, dass diese La Tène-Perle mit anderen aus der Merovinger-Zeit im Leben getragen worden und nicht durch Zufall bei Neuanlage eines Friedhofes an den Hals der Todten gefallen ist.

10. Charakteristisch für die bajuvarischen Gräber ist das gänzliche Fehlen von eigentlichen Grabgefäßen. In unseren Gräbern zu Reichenhall sind nur einzelne Scherbchen erhoben worden, die man den Todten in die Hand gegeben oder auf die Leiche geworfen hatte. Dagegen fanden sich am Rande der Gräber vielfache Scherbenreste vor, die darauf hindeuten, dass die Gefäße nach dem Todtenmahle zerstreut worden sind: über diese germanische Sitte habe ich mich auch auf S. 61—65 unter Hinweis auf die Kirchengesetze des 8. Jahrhunderts und päpstlichen Erlässe aus gleicher Zeit an den deutschen Glaubensapostel Bonifacius eingehend ausgesprochen. Durch die mehr als 1000jährige Cultivierung des Bodens wie durch Umstürzen der Ackerkrume, ferner durch unzählige Fuhren von Dünger und Hausunrath haben sich die Reste der verschiedensten Zeitperioden kunterbunt miteinander vermischt, wodurch das Vorkommen von römischem, frühmittelalterlichem und selbst neuzeitlichem Scherbenmateriale klargestellt ist.

Ganz falsch ist die Vorstellung, die sich Reinecke von den Bodenverhältnissen des Gräberfeldes macht, da eine von ihm vermuthete La Tène-Schicht, welche etwa den Friedhof durchzog und in der die Scherben gelagert angetroffen werden konnten, bei meinem Ausgrabungsverfahren sich schon bei den allerersten Anfängen gezeigt haben müsste. Auf S. 36 des Gräberfeldes von Reichenhall gebe ich bei Beschreibung der Auffindung des Friedhofes genau das vom Beginne der Ausgrabung im Jahre 1884 bis zum Ende derselben 1888 eingehaltene Ausgrabungsverfahren an und führe dort ausführlich aus, dass die Schürfungen immer in der Richtung von Nord nach Süd, beziehungsweise später von Nord nach West ausgiengen und so gewöhnlich nach der Länge des Gräberfeldes zu ein Viereck von 100—140 m^2 ausgesteckt wurde. Von dieser Fläche wurde dann die Grasdecke abgehoben und von dem Arbeiter die Wegräumung der Erde so lange fortgesetzt, bis eine ziemlich vollkommen reine Lehmschichte — die eigentliche Gräber-

einbettung — zutage trat. War diese Arbeit an dem ausgepflockten Vierecke vollendet, so kann an der nördlichen Seite desselben ein mindestens $1^1/_2$—$2\ m$ breiter Graben bis auf den gewachsenen Boden zum Aushub; in der Weise konnte nämlich die Ausdehnung der Gräber auf das Genaueste jedesmal bestimmt werden, indem der fein geschwemmte Kies sich von den gelben Letten nach allen Seiten hin scharf abgrenzte. Sämmtliches ausgeschöpfte Erdreich musste hierauf immer möglichst nach rückwärts geworfen werden, was viele Zeit und Mühe beanspruchte, aber nur dadurch, dass man bei den Schürfungen den beständig vorwärts schreitenden Graben bis an den gewachsenen Boden sorgfältig von anderem Materiale rein und frei hielt, war ein Übersehen von manchmal tiefer als sonst in den Kies eingebetteten Leichen verhindert. Die eigentlich behutsame Ausgrabung und Bloßlegung der Skelete, namentlich die vorsichtige Entnahme der dabei zum Vorschein kommenden Alterthümer wurde einzig und allein von mir bethätigt.

Das Übersehen einer früheren, an Stelle der Reihengräber befindlichen und durch deren Anlage später zerstörten La Tène-Nekropole ist daher ganz ausgeschlossen, bei dem sachgemäßen Ausgrabungssysteme hätte diese jedem Laien und selbst dem einfachsten Erdarbeiter nicht entgehen können.

Die Gewissenhaftigkeit und Genauigkeit, mit der ich bei dieser Arbeit vorgieng, ist neben anderen hervorragenden Forschern noch ganz besonders von Geheimrath Dr. Rudolf Virchow hervorgehoben worden (Zeitschrift für Ethnologie, XXII. Jahrgang, 1890, Heft 3, S. 105).

Nachdem ich zwölf volle Jahre der Erforschung der Frühgeschichte in Reichenhall mit Pickel und Spaten diente, habe ich mir auf diesem Gebiete wohl auch meine Erfahrungen gesammelt. In Anbetracht der großen Bedeutung des Salzes und der dadurch bedingten starken Ansiedelung unseres Thales in der letzten vorrömischen Periode ist aber sicher anzunehmen, dass die Lagerungsstätten der Reste aus der La Tène-Zeit überhaupt noch nicht aufgefunden worden sind, da dort eine solche Nekropole nur in ähnlicher Ausdehnung und mit gleichem Fundmaterial wie der bereits erforschte germanische und römische Friedhof gedacht werden kann und dann die Überreste derselben mehr als sechs Bruchstücke betragen dürften.[1])

[1]) Hiermit betrachtet die Redaction diese Angelegenheit für erledigt.

LITERATURBERICHTE.

I. ANTHROPOLOGIE UND URGESCHICHTE.

1.

Kraitschek, Dr. G.: »Der alpine Typus.« (Centralblatt für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte, Heft 6, 1901.)

In diesem gedrängten Aufsatze erklärt der Verfasser den alpinen Typus Ripleys nicht für eine europäische Grundrasse, sondern, nach des Referenten Ansicht ganz gerechtfertigter Weise für eine ausgesprochene Mischform, erzeugt durch Kreuzung des langgesichtigen, dolichocephalen, germanischen (blonden) oder in den Ostalpen wahrscheinlich auch des langgesichtigen, dolichocephalen, mediterranen (dunklen) Typus mit dem kurzgesichtigen, brachycephalen (dunklen) Typus Mitteleuropas.

Ripleys zwei andere europäischen Grundrassen, die teutonische (germanische) und mediterrane, erkennt er als solche an; beide sind scharf charakterisierte Typen, deren ersterer sich vollkommen mit dem sogenannten Reihengräbertypus deckt; seinem alpinen Typus dagegen kommen außer Brachycephalie und mittelgroßer Gestalt keine weiteren, gemeinsamen Charakteristika zu, indem die Haar- und Augenfarbe, sowie die Gestalt des Gesichtes wechselt.

Bei dieser Kreuzung hat sich die germanische (lange) Gesichtsform überwiegend erhalten, trotz des Verschwindens der Doliche- und des Vorherrschens der Brachycephalie, welche letztere sehr häufig Übergänge zur ersteren, ja einzelne Merkmale der Dolichocephalie zeigt, ganz abgesehen vom auffällig often Vorkommen von Dolicheiden in den österreichischen Alpenländern. In den westlichen Alpenländern dagegen überwiegen weitaus die dunklen Brachycephalen (Savoyen, Piemont, Lombardo-Venezien).

Den kurzgesichtigen, brachycephalen, dunklen Typus Mitteleuropas will Kraitschek als »lappenartig« bezeichnet wissen, indem er die Benennung »Keltentypus« als unrichtig, »Ligurer- oder gar Slaventypus« als bedenklich hinstellt und der sarmatische und Disentistypus bloß die langgesichtigen Brachycephalen, also Mischformen umfassen.

Nach des Referenten Meinung ist die Bezeichnung dieses kurzgesichtigen, brachycephalen, dunklen Typus als »Lappentypus« viel zu weit hergesucht und höchst wahrscheinlich auch unbegründet und läge es viel näher, denselben, um Völkernamen auszuweichen, einfach den mitteleuropäischen zu nennen; eher hätte noch die Bezeichnung als Ligurertypus eine Berechtigung, da das Centrum seiner Verbreitung im Westen und Süden der Alpen sich vorfindet. Weisbach.

2.

Światowit, rocznik poświęcony archeologii przeddziejowej polskiej. (Światowit, Jahrbuch für prähistorische Archäologie Polens.) Bd. III, Warschau 1901.

Der Inhalt dieses Bandes zerfällt in zwei Theile. Der erste umfasst Originalberichte über prähistorische Forschungen in verschiedenen Gegenden Polens, der andere ist den Literaturbesprechungen gewidmet. Die erste Gruppe eröffnet Wandalin Szukiewicz mit seiner Arbeit: Prähistorische Nachforschungen im Lida- und Trokibezirk (Gouvernement Wilna). Diese sehr interessante Abhandlung berichtet über die zahlreichen Funde des Verfassers. Bis 1899 hatte er in den obengenannten Bezirken 58 neolithische Stationen aufgedeckt, außerdem fand er in 35 Ortschaften vereinzelte Gegenstände aus derselben Periode. Da die von ihm durchforschte Gegend sich auf 1200 km^2 erstreckt, so fällt eine Station auf etwa 21 km^2, was von einer für das prähistorische Zeitalter auffallend bedeutenden Bevölkerungsdichte zeigt. Dabei muss noch bemerkt werden, dass der Verfasser die vereinzelten Funde der 35 anderen Ortschaften hier nicht in Betracht nimmt.

Sehr dicht gruppiert sind diese Stationen insbesondere an den Ufern der Uła, eines Zuflusses der Mereczanka, welche in den Niemen mündet. Alle zwei Kilometer findet man hier eine prähistorische Ansiedelung. Dieser Gruppe ist natürlich der größte Theil der Szukiewicz'schen Abhandlung gewidmet.

Seiner schönen Arbeit sind drei Karten, sowie 7 Tafeln mit 247 Abbildungen der interessantesten Funde, hinzugefügt.

Es folgt hierauf F. Tarczyńskis Bericht über die von ihm aufgegrabenen Steinreihengräber im Plocker Bezirk (Königreich Polen). Zwei Tafeln mit 26 Abbildungen der meist bronzenen und silbernen Gegenstände, sowie zwölf Schädelmessungen von L. Rutkowski bewerkstelligt, ergänzen den Aufsatz. Leider ist es auch der letzte, den Tarczyński gegeben hat. Denn noch vor dem Drucke desselben, im Sommer 1900, hat ihn der Tod hinweggerafft.

Światowit enthält anderorts (S. 237) seine Biographie. Geboren im Jahre 1833 in Łęczyca, befasste sich Tarczyński in den von seiner Beschäftigung (er war Zeichenlehrer im Mädchengymnasium zu Płock) freien Stunden mit Archäologie und Prähistorie. Er hinterließ eine schöne Sammlung aus diesem Bereiche, dieselbe wurde von ihm dem Plocker Capitel vermacht, mit der ausdrücklichen Bedingung, sie dem öffentlichen Gebrauch anheimzugeben. So entstand dank ihm das erste prähistorische Provinzialmuseum im Königreich Polen.

Leon Kolski beschreibt einen interessanten Schalenstein aus dem Dorfe Wrząca Wacka im Gouvernement Kalisz (Königreich Polen). Das Volk nennt ihn Gottesmutterwannenstein. Einen Schalenstein, der neben der Augustinerkirche in Rawa zu sehen ist, beschreibt auch M. Wawrzeniecki; derselbe bringt auch eine Karte der von ihm gefundenen Spuren des prähistorischen Menschen in der Umgebung Rawas (Gouvernement Piotrków).

Wertvoll sind Dr. Leon Rutkowskis Messungen der in Reihengräbern der Bezirke Płock, Płońsk und Sierpsk gefundenen Schädel, sowie S. Jarockis Beschreibung der Tumuli des Oszmianyer Bezirkes (Gouvernement Wilno). Hierauf folgen E. Majewskis »Prähistorische Funde aus dem Dorfe Janina im Stopnicabezirk« (vornehmlich Urnen und sonstige Keramik), S. J. Czarnowskis »Borsucza-Höhle in Ojców« (interessante keramische und osteologische Funde; die Messungen des daselbst ausgegrabenen prähistorischen Schädels wurden von J. Tur bewerkstelligt), E. Majewskis: »Bronzen und Menschenknochen aus dem Dorfe Koniuchy in Lithauen, Wilkomierzer Bezirk« (nebst zwei Tafeln und Textillustrationen, Schädelmessungen von J. Tur). Der Anfang einer umfangreichen Monographie Erasmus Majewskis »Der Stopnicabezirk in prähistorischer Beziehung« beschließt die Reihenfolge größerer Arbeiten. Da die Abhandlung nach ihrer Beendigung im Sonderabzug erscheinen wird, so behalten wir uns eine nähere Besprechung derselben für später vor. Hier geben wir nur einige Ziffern an. Majewski untersuchte diesen Bezirk seit zehn Jahren. Ende 1892 kannte er dort bloß 25 prähistorische, meist neolithische Stationen, im Jahre 1897 war diese Anzahl auf 92 gestiegen. Die drei folgenden Jahre ergaben indes die Entdeckung von 6 neuen Ansiedelungen. So kann man annehmen, dass heute der genannte Flächenraum mehr Weniges dem Prähistoriker bietet.

Da der ganze Bezirk 1590 km^2 misst, so fällt hier eine prähistorische Station auf je 16 km^2. Die Stationendichte übersteigt demnach jene Westpreußens, eines der am dichtesten besiedelten Länder, wo Lissauer eine Fundstätte auf je 33 km^2 berechnet.

Die Zahl der Funde beträgt einige Zehntausende. Die überaus größte Mehrzahl ist neolithisch, doch sind auch die Bronzeperiode und das Zeitalter der Anfänge des Eisens ziemlich reich vertreten.

Der bisher veröffentlichte Theil der Abhandlung enthält eine gründliche Herzählung der Funde nach den Localitäten.

Es bleibt noch eine Anzahl kleinerer Beiträge. Sigismund Gloger berichtet über seinen Fund Liutolf- und Ottomünzen aus dem 10. Jahrhundert, ein Enkolpium) aus Kretki bei Dobrzyn, B. Aleksandrowicz über einen hübschen La Tène-Fund aus Smardzewice (Gouvernement Radom), M. Witanowski bringt einige Beiträge zur prähistorischen Karte Polens und durchforscht polnische Provinzialzeitungen nach Nachrichten über prähistorische gelegentliche Funde. Derartige Arbeit ist sehr anerkennenswert. Schließlich kämpft der Światowit immer für die Gründung der prähistorischen Museen vor und widmet dieser Frage auch diesmal zwei gute Artikel über die Nothwendigkeit derselben sowohl für Warschau, als für Galizien.

Paris. Dr. W. Bugiel.

3.

Blasius, W.: Vorgeschichtliche Denkmäler zwischen Helmstedt, Harbke und Marienborn. Braunschweig 1901. 31 S.

— — Die megalithischen Grabdenkmäler bei Neuhaldensleben. Braunschweig 1901, 58 S.

In der erstgenannten Schrift gibt der Verfasser eine orientierende Übersicht über die in der Gegend zwischen Helmstedt, Harbke und Marienborn noch nachweisbaren vorgeschichtlichen Denkmäler: die megalithischen Grabdenkmäler der neolithischen Periode, die Kegelgräber der Bronzeperiode und den sogenannten »Opferaltar bei Marienborn«. Die von Blasius mit voller Bestimmtheit als wirkliche megalithische Grabdenkmäler erklärten vorgeschichtlichen Steindenkmäler dieser Gegend stellen die Brücke her, durch welche die an Megalithen überaus reiche Gegend westlich von Neuhaldensleben mit den bekannten Lübben-

steinen bei Helmstedt verbunden wird. Weitaus zahlreicher als die megalithischen Grabdenkmäler sind die sämmtlich der Bronzeperiode angehörenden Kegelgräber, die sich sonst nirgends in Norddeutschland in so großer Zahl, in so stattlicher Größe und in so dichten Gruppen bis in unsere Zeit erhalten haben wie in Marienborn. Auf einer verhältnismäßig nicht sehr großen Fläche finden sich nicht weniger als etwa hundert Kegelgräber von den verschiedensten Größen in dichten Gruppen vereinigt. Blasius, der bis jetzt selbst außer Stande war, dort Ausgrabungen zu machen, bezeichnet es als eine wissenschaftliche Pflicht der dortigen Alterthumsforscher, in diesem Gebiete planmäßige Ausgrabungen vorzunehmen. Was den sogenannten »Opferstein« oder »Opferaltar« von Marienborn mit seinen napfartigen Vertiefungen und Spalten anlangt, so erklärt sich Blasius bis jetzt außer Stande, die Frage, ob die Deutung dieser Steingruppe als eines vorgeschichtlichen Opferaltars richtig ist oder nicht, zur Entscheidung zu führen, da einerseits durch H. Gruner nachgewiesen sei, dass die meisten derartigen in Deutschland vorkommenden kessel- oder schalenartigen Vertiefungen und Spalten an Felsblöcken natürlichen Ursprungs seien, anderseits es immerhin möglich sei, dass die auf natürliche Weise entstandenen Vertiefungen und Rinnen zu Opferhandlungen benützt worden sind. In dem vorliegenden Falle hätten wir neben und in den auf natürlichem Wege entstandenen großen Vertiefungen einige Spalten und Risse, die auf künstlichem Wege durch menschliche Bearbeitung hergestellt oder doch erweitert zu sein scheinen; auch der dem großen »Opferstein« untergelagerte Block deute vielleicht ebenfalls auf eine planmäßige Thätigkeit des Menschen hin, wie auch die Stelle, an welcher sich die fragliche Steingruppe findet, nicht gegen eine ehemalige Verwendung zu Opferzwecken spreche, da sie nicht weit von einigen megalithischen Grabdenkmälern der neolithischen Zeit und mitten in dem großen Friedhof von Kegelgräbern der Bronzeperiode, der sich nördlich und nordwestlich von Marienborn ausbreitet, finde, und zweifellose Opferaltäre mehrfach in der Nähe vorgeschichtlicher Begräbnisstätten gefunden worden seien.

Die zweite Schrift enthält eine topographische Aufzählung der megalithischen Grabdenkmäler der Gegend von Neuhaldensleben, die hier in so großer Anzahl vorkommen, dass Blasius glaubt, es gebe in Deutschland, vielleicht in ganz Europa, keinen Flecken Erde, auf welchem jetzt noch die Megalithe so dicht gedrängt zu finden seien, wie dort. Derselbe konnte in 21 verschiedenen Gruppen 81 namhaft machen. Nach der topographischen Aufzählung derselben entwirft er auf Grund der Art des Aufbaues von 50 Gräbern, die so gut erhalten sind oder doch waren, dass man bestimmte Schlussfolgerungen daraus ziehen kann, für die dortigen megalithischen Grabdenkmäler ein Eintheilungsschema; dasselbe enthält nicht weniger als 15 Gruppen. Blasius fand dort in dieser Hinsicht eine so außerordentlich große Mannigfaltigkeit, dass er glaubt, es dürfte wohl kein anderes Gebiet in der Größe von nicht ganz 4 *km* im Quadrat in Deutschland, vielleicht in Europa, geben, auf welchem so viele und große Verschiedenheiten im Bau der Megalithe sich dem Auge des Beschauers nebeneinander darbieten. Es folgen hierauf genauere Beschreibungen typischer Beispiele für die unterschiedenen 15 Gruppen und zum Schlusse allgemeine Bemerkungen über die Anlage der Megalithe dieser Gegend.

K. Penka.

4.

Zinck L.: Det Nordeuropaeiske Dysse-Territoriums Stengrave og Dyssernes Udbredelse i Europa. Kjøbenhavn 1901. Det Nordisk Forlag, 238 S.

Die Annahme eines gemeinsamen nordeuropäischen Ursprungs der über ein großes Gebiet Europas sowie über einen Theil der angrenzenden Länder Afrikas und Asiens verbreiteten megalithischen Grabbauten ist eine ziemlich alte; es waren zunächst Thatsachen der physischen Anthropologie und darauf sich stützende Erwägungen, die französische Forscher bestimmten, den Ausgangspunkt dieser Steingräber-Bewegung nach dem europäischen Norden zu verlegen. Diese Anschauung erhielt bald auch eine Stütze durch die archäologischen Thatsachen, da die genauere Untersuchung des Inhaltes dieser Steingräber insofern einen Unterschied ergab, als die Dolmen des südlichen Frankreich wie der pyrenäischen Halbinsel und Nordafrikas einerseits, Vorderasiens (des Kaukasus, Syriens, Linkorans, Palästinas) anderseits zahlreiche Objecte von Kupfer und Bronze oder gar wie die Indiens am häufigsten Gegenstände aus Eisen enthalten, während solche in den Dolmen des mittleren und nördlichen Frankreich sowie Norddeutschlands mit ganz geringen Ausnahmen, in denen der skandinavischen Länder aber vollständig fehlen und nur Steingeräthe gefunden werden, Thatsachen, die unter der Voraussetzung eines geschichtlichen Zusammenhanges unter denselben gleichsam von selbst zu der Annahme führen, dass die Sitte, die Todten in diesen, den Wohnungen der Lebenden nachgebildeten Steingräbern zu bestatten, zuerst im europäischen Norden aufgekommen ist.

In dem hier besprochenen Werke, das den dritten Theil der »Stenalderstudier« seiner »Nordisk Arkaeologie« bildet, unternimmt es nun der bekannte dänische Archäologe L. Zinck durch vergleichende Betrachtung aller in Betracht kommender archäologischer Merkmale, sowohl der Formen der

megalithischen Grabbauten an und für sich wie ihres Inhaltes an Geräthen und Schmuckgegenständen, sowie der Form und Ornamentation der Gefäße und der Bestattungsarten den Nachweis zu führen, dass nur Nordeuropa und keineswegs der Orient, wie vielfach von angesehenen nordischen Archäologen angenommen wurde, als das Heimatland derselben betrachtet werden könne.

Dieser Nachweis wird erbracht, und es wird insbesondere in streng methodischer Weise dargethan, dass von den beiden großen für unsere Frage zunächst in Betracht kommenden Steingrähergebieten — dem holländisch-norddeutschen mit seiner westelbisch-holländischen und seiner ostelbischen Provinz, sowie dem skandinavischen — nur das skandinavische und in diesem wieder vor allem das der altdänischen Länder als das eigentliche Heimatland der megalithischen Grabbauten angesehen werden könne und dass Holstein in dieser Hinsicht der Charakter eines Zwischengliedes zwischen den zwei großen nordeuropäischen Steingräbergebieten zukommt.

Die Wichtigkeit dieses Nachweises für die Entscheidung der Frage nach der Heimat der Arier ist klar Zu bedauern ist, dass der Verfasser weder diese Frage, noch die mit der Verbreitung der megalithischen Grabbauten im Zusammenhange stehenden anthropologisch-ethnologischen und historisch-linguistischen Thatsachen in den Bereich seiner Untersuchungen gezogen hat. Er hätte dann weder zu der ganz unwahrscheinlichen Hypothese, welche die Verbreitung dieser Art von Grabbauten ohne Annahme einer Ausbreitung oder Wanderung von Völkern bloß aus der allmählichen Verbreitung neuer religiöser Vorstellungen von dem Fortleben des Menschen nach dem Tode erklären will, seine Zuflucht zu nehmen, noch die mit den europäischen enge verwandten Steingrähergruppen Afrikas und Asiens auszuscheiden und sie als selbständig und unabhängig enstandene Schöpfungen hinzustellen gebraucht.

Denn wenn auch zugegeben werden muss, dass solche den Wohnungen der Lebenden nachgebildete Steingräber von jedem Volke, wenn es eine gewisse Culturstufe erreicht hat, errichtet werden können und thatsächlich ihr Vorkommen bei einem und dem anderen nichtarischen Volke nachgewiesen worden ist, so ist doch die Annahme einer selbständigen Entstehung als unwahrscheinlich überall dort zurückzuweisen, wo zu den Übereinstimmungen der Gräber nach Plan und Bauart mit den Gräbern benachbarter Länder anthropologische und historisch-linguistische Thatsachen hinzutreten, die deutlich zeigen, dass sie von Menschen einer und derselben Volksgruppe bei ihrem allmählichen Vordringen in andere Länder errichtet worden sind, auf deren Angehörige die Errichtung der ersten Gräber mit Sicherheit zurückgeführt werden kann.

Gleich Sophus Müller sieht auch Zinck sowohl in der besonderen Tüchtigkeit und Energie der ersten Bewohner der altdänischen Länder, als auch in deren günstigen allgemeinen Naturverhältnissen — dem milden Klima, der Fruchtbarkeit des Bodens, der reichen Gliederung der Küsten durch Buchten und Sunde und dem Reichthum an geeignetem Steinmaterial — die Hauptursachen, dass sich daselbst in verhältnismäßig kurzer Zeit die primitive Cultur der Kjökken-møddinger-Menschen ohne äußeren Einfluß und ohne neue Einwanderung zu der neolithischen Cultur mit ihrem Reichthum an schönen und sorgfältig gearbeiteten Gebrauchs- und Schmuckgegenständen entwickelt hat. Es ist jedoch ein besonderes Verdienst des Verfassers dieses Werkes, dass er in demselben den überzeugenden Nachweis geführt hat, dass dasselbe Volk nicht nur diese Gegenstände, sondern auch die zahlreichen Steingrabbauten, die hervorragendsten Denkmäler der ganzen Urzeit, gleichfalls durch dieselbe schöpferische Kraft ohne fremde Vorbilder und Anregung geschaffen hat, während noch Sophus Müller glaubte, die Entstehung der letzteren auf orientalische »von Volk zu Volk« vermittelte religiöse Einflüsse zurückführen zu müssen.

Nicht nur wegen des außerordentlichen Reichthums und der Schönheit der Steingeräthe, wie sie in den altdänischen Ländern gefunden worden sind, sondern auch, und zwar hauptsächlich deshalb, weil sich in ihnen der Entwickelungsprocess von der primitiven Cultur der älteren Steinzeit Europas zur Cultur der jüngeren Steinzeit vollzogen und diese sich von ihnen aus verbreitet hat, nehmen dieselben unter allen europäischen Ländern eine ganz eigenartige und besondere Stellung ein. K. Penka.

5.

Much, M.: Die Heimat der Indogermanen im Lichte der urgeschichtlichen Forschung. Berlin 1902, 311 S.

In diesem Werke versucht es M. Much auf Grundlage der archäologischen Forschung, die Heimat der Indogermanen oder Arier zu ermitteln. Indem er von der Ansicht ausgeht, dass die Heimat einer so volkreichen und mächtigen Rasse, die sich schon in sehr früher, vorgeschichtlicher Zeit in zwei Welttheilen herrschend auszubreiten vermocht habe, sich über weitere Strecken ausgedehnt haben und auch eine vielgestaltige gewesen sein müsse, weil es keinem Zweifel unterliegen könne, dass die Keime zur Spaltung ihrer Bewohner in viele Völker und zu ihrem Auseinandergehen schon in ihr gelegen seien, findet er als ein solch vielgestaltiges Land das Gebiet um das ganze westliche Ostseebecken, also das südliche Schweden, Dänemark, Nordwest-

deutschland mit allen Inseln in diesem Becken und mit den Festlandsküsten an der Nordsee; im Süden reicht ihm dieselbe an den quer durch das heutige Deutschland sich erstreckenden Gebirgszug vom Harz zum Thüringerwalde, zum Fichtel-, Erz- und Riesengebirge bis an die äußersten Ausläufer der westlichen Karpathen. »Im Osten dürfte die Oder die ursprüngliche Grenze gebildet haben, die frühe schon an die Weichsel vorgeschoben worden sein mag, wie denn überhaupt eine strenge Umgrenzung nicht möglich ist, weil sie in einer steten Erweiterung begriffen war, denn schon im weiteren Verlaufe ihres Anwachsens, doch noch innerhalb der Steinzeit, überschritten die Indogermanen das deutsche Mittelgebirge und drangen einerseits bis an die Alpen, schifften nach Großbritannien und Irland und erreichten anderseits etappenweise die mittlere Donau und den Balkan, sowie den Dnjester und die südrussische Steppe, endlich die Länder am Schwarzen und Ägäischen Meere.«

Dieses weit ausgedehnte Gebiet betrachtet der Verfasser aber nur als die weitere Heimat; die eigentliche »erste Heimat« müsse ein weitaus enger begrenztes Gebiet gewesen sein; auch die archäologische Hinterlassenschaft der ältesten vorgeschichtlichen Bewohner derselben müsste gewissen Anforderungen entsprechen, die man von vornherein an ein als Urheimat angesprochenes Land zu stellen berechtigt sei. »Darüber besteht kein Zweifel«, schreibt er S. 10, »dass leiblich verwandte Völker, mögen sie zur Zeit über noch so weite Länderstrecken ausgebreitet sein, in frühester Zeit einmal ein Volk waren und in einer weitaus enger begrenzten Heimat gewohnt haben. Diese erste Heimat werden wir mit Recht im Bereiche jenes einzelnen Volkes der Gesammtheit suchen, wo wir die ältesten, d. i. die einfachsten, unvollkommensten und bei dem vorauszusetzenden Mangel vieler Thätigkeitsrichtungen am wenigsten differenzierten Werkzeuge finden.« Das Stammvolk müsse ferner lange Zeit in dieser seiner Heimat verharrt sein, denn sonst hätte kein Anwachsen der Volkszahl eintreten können, welches zur allmählichen Ausbreitung geführt habe; im Heimatlande leiblich verwandter Völker müssten ferner außer jenen ursprünglichen, einfachen, auch schon zweckmäßigere, in ihrer Art vielleicht schon sehr vollkommene, zum Theil auch schon formschöne Werkzeuge erwartet werden; in ihm müssten sich aber auch, da es am längsten von dem nämlichen Volke bewohnt gewesen, die meisten Werkzeuge und zwar von allen Stufen der aufsteigenden Entwickelung seiner Bewohner vorfinden.

Frage man sich nun, fährt Much S. 17 fort, wo sich uns innerhalb des Steinalters die ältesten, die schönsten und am meisten entwickelten, endlich die zahlreichsten Belege für die Thätigkeit und Befähigung in der Herstellung von Werkzeugen bieten, so bestehe kein Zweifel, dass dies die Küsten seien, welche Festland und Inseln des westlichen Ostseebeckens umsäumen. »Hier (in den dänischen Kjökkenmöddingern oder Muschelhaufen und den gleichartigen und gleichzeitigen Werkzeugen Schonens) treten uns die ältesten und einfachsten Zeugnisse entgegen, welche wir nach Abschluss des paläolithischen Steinalters kennen.« Hier hätten während des ersten Zeitraumes die Bewohner am Meer von Fischerei und Jagd gelebt, ohne Ackerbau und Hausthiere, den Hund ausgenommen, doch im Besitze einfacher, ungezierter Thongefäße und einfacher, ungeschliffener Werkzeuge aus Feuerstein. »Im zweiten Zeitraume finden wir in den Muschelhaufen bereits die Knochen von Hausthieren (Rind, Schwein und Schaf), die verkohlten Körner von Weizen und Gerste geben einen zweifellosen Hinweis auf Ackerbau, und die mannigfach decorierten Gefäße und geschliffenen Steingeräthe entsprechen dem ersten Abschnitte des jüngeren Steinalters in Dänemark.«

Jedermann, der sich nur einigermaßen mit dem Inhalte meiner, die Herkunft der Indogermanen behandelnden Arbeiten bekannt gemacht hat, wird sofort erkennen, dass Muchs »erste Heimat« der Indogermanen mit dem von mir als solche angenommenen Gebiete fast gleich ist und dass die von ihm als Beweis für seine Annahme angeführten archäologischen Thatsachen auch von mir ganz in derselben Weise seit dem Jahre 1883 für meine zum erstenmale in meinen Origines Ariacae aufgestellte südskandinavische Hypothese geltend gemacht worden sind. Einen kurzen Hinweis auf diese archäologischen Thatsachen enthält bereits mein in unserer Gesellschaft am 13. November 1883 gehaltener Vortrag: »Über den physischen Typus und die Urheimat der Arier« (Mittheilungen der Anthropologischen Gesellschaft in Wien, XIII. 256). Eingehend habe ich dann die ganze Frage auch mit Rücksicht auf die theilweise abweichenden Anschauungen Japetus Steenstrups in meiner »Herkunft der Arier« (1886) behandelt; der VII. Abschnitt dieses Buches enthält von S. 52—65 den »Nachweis der älteren Steinzeit Dänemarks als Übergangsepoche zwischen der paläolithischen und der neolithischen Periode«. Noch einmal habe ich dann dieselbe Frage ausführlich in meiner 1893 erschienenen Abhandlung über die Heimat der Germanen (Mittheilungen, XXIII, 72 fg.) mit Benützung der seit 1886 erschienenen Literatur erörtert.

Als einen Beweis dafür, welch außerordentliche Wichtigkeit ich stets diesen Thatsachen für die Entscheidung der Frage nach der Heimat der Indogermanen beigelegt habe, möchte ich noch anführen, dass ich seinerzeit während eines längeren Aufenthaltes in Kopenhagen die Gelegenheit wahrnahm, mit Japetus Steenstrup, einem der Hauptforscher der Kjökkenmöddinger, die ganze Frage mit besonderer Rücksicht auf seine oben erwähnten abweichenden Anschauungen eingehend zu besprechen. Jetzt ist die Frage vollkommen geklärt, und kann sich jeder über dieselbe bequem aus Sophus Müllers »Nordischer Alterthumskunde« unter-

richten. Um auch niemanden in Zweifel zu lassen, dass ich unter Südskandinavien, das ich als die Heimat des arischen Urvolkes betrachte, nicht nur das südliche Schweden, sondern auch Dänemark verstehe, habe ich noch ausdrücklich auf S. 1 »meiner »Herkunft der Arier« erklärt, dass ich den Namen Skandinavien in der umfassenderen Bedeutung des Wortes, nach der er nicht allein die skandinavische Halbinsel, sondern auch Dänemark bezeichnet, gebraucht habe.

Und nun finde ich zu meinem größten Befremden, dass der Verfasser des vorliegenden Werkes einerseits meine Lehre als eine neue, erst von ihm aufgestellte Lehre und meine archäologische Begründung als eine neue, erst von ihm gegebene Begründung hinstellt, anderseits mir eine Lehre unterschiebt, die von meiner wesentlich verschieden ist, indem er S. 2 anführt, dass ich das »südliche Schweden« als Heimat der Indogermanen betrachte und damit dieselbe »zu eng umgrenze«. Es ist dies um so befremdender, als sich Much sonst als ein sehr genauer Kenner meiner Schriften erweist und ich noch vor kurzem (1900) in diesen »Mittheilungen« (XXX, 54) ausdrücklich erklärt habe, dass als Heimat des arischen Urvolkes »nur ein verhältnismäßig sehr kleiner Theil der skandinavischen Halbinsel, die Provinz Schonen, wo die mesolithische Culturperiode vertreten ist, in Betracht kommt«.

Der Hauptgrund, warum ich die Heimat der Arier auf die altdänischen Länder beschränke, ist der, dass sich nachweisbar auf diesem Gebiete selbständig und ohne fremden Einfluss die Entwickelung der Cultur der paläolithischen Protoarier zur neolithischen Cultur des arischen Urvolkes vollzogen hat. Aus diesem Grunde möchte ich auch Mecklenburg und Rügen, die Much noch in das Gebiet seiner »ersten Heimat« einbezieht, ausgeschlossen wissen, da sich daselbst nur sehr roh zugeschlagene Feuersteingeräthe gefunden haben, dagegen alle jene Funde fehlen, die in den altdänischen Ländern die mesolithische Culturperiode charakterisieren.

Die Grenzen der Heimat der Indogermanen noch weiter auszudehnen, halte ich für noch misslicher, weil es überhaupt ausser diesen Funden kein sicheres Mittel der Abgrenzung gibt, wie dies ja auch Much selbst zugesteht, da die Indogermanen fortwährend ihr Siedlungsgebiet durch Ausbreitung oder Auswanderung erweiterten.

Soll aber ihre Heimat so groß angenommen werden, als es bei der Annahme, dass sich in derselben die Anfänge der späteren arischen Sondervölker entwickelt haben, nothwendig ist, so erweist sich auch Muchs erweiterte Heimat als viel zu klein. Sie dürfte dann z. B. im Osten nicht durch die Oder oder Weichsel abgegrenzt werden, da sich erst jenseits der Weichsel die Slaven und noch weiter im Osten die Indo-Iranier zu Sondervölkern entwickelten.

Im II. Abschnitte seines Werkes behandelt Much die Frage nach der Herkunft des Nephrit und Jadeit, zwei Gesteinsarten, die bekanntlich das Rohmaterial für zahlreiche, in einigen Gegenden Europas gefundene Werkzeuge geliefert haben, die man einst als sichere Zeugnisse für die Einwanderung der Indogermanen aus Asien nach Europa betrachtete. Die Frage ist längst entschieden, und konnte ich bereits im Jahre 1888 in meiner Anzeige von Max Müllers »Biographies of words and the home of the Aryans« (Mittheilungen, XVIII, 62), in welchem Werke zuletzt die Nephrit-Funde für die asiatische Hypothese zu verwerten gesucht wurden, darauf hinweisen, dass die Untersuchungen A. B. Meyers aus den Jahren 1883 und 1885 dieser Frage vollständig ihren ethnologischen Charakter benommen haben. Immerhin sind die ergänzenden Mittheilungen Muchs über die Ergebnisse der späteren Forschung schätzenswert.

In dem folgenden Abschnitte, der »von der geometrischen und der farbigen Decoration der Gefäße und der Spirale im besonderen« handelt, sucht der Verfasser in eingehender Darstellung nachzuweisen, dass die Spiraldecoration ihren Ursprung in Mitteleuropa, und zwar in den nördlichen und östlichen Vorlanden des Harzes und an der Saale habe, von wo sie zunächst nach Böhmen und dann weiter nach dem Südosten bis an die troische Küste gelangt sei, im Gegensatze zu der allgemeinen Anschauung, welche Ägypten als ihre Heimat betrachtet. Zugleich wird in diesem Abschnitte wiederum der einheitliche Stil der sich durchaus in geometrischen Formen bewegenden Gefäßdecoration, wie ihn die steinzeitliche Bevölkerung Europas ausgebildet hat, im Gegensatze zu der orientalischen, ihre Bestandtheile aus der organischen Welt nehmenden Decorationsweise betont. Dieser Abschnitt ist der verdienstlichste des ganzen Buches.

Der IV. Abschnitt des Werkes ist dem Nachweise gewidmet, dass der Bernstein fast ausschließlich im Besitz indogermanischer Völker gewesen und geblieben sei und dass seine erste Verbreitung nicht durch den Handel, wie allgemein angenommen werde, sondern durch wandernde Völker erfolgt wäre, welche ihrer alten, in ihrer nordischen Heimat gewonnenen und deshalb tief eingewurzelten Vorliebe für den Bernsteinschmuck auch in fremden Ländern treu geblieben seien.

Im V. Abschnitte sucht der Verfasser in ähnlicher Weise, wie ich es in meiner Abhandlung: »Die ethnologisch-ethnographische Bedeutung der megalithischen Grabbauten« (Mittheilungen, XXX, 25—43) gethan habe, die Haltlosigkeit der Annahmen von Sophus Müller und O. Montelius, welche den großen Steingräbern, wie sie so zahlreich im nordwestlichen Europa sich finden, orientalischen Ursprung zuschreiben,

darzuthun und es wahrscheinlich zu machen, dass die Gepflogenheit, den Leichen der Verstorbenen in Räumen aus großen Steinblöcken eine Ruhestätte zu bereiten, im Norden Europas aufgekommen ist.

Im VI. Abschnitte wird die Frage nach der Herkunft unserer Hausthiere erörtert und auf Grund der Untersuchungen der letzten zwei Jahrzehnte nachzuweisen versucht, dass die wichtigsten Hausthiere der steinzeitlichen Bevölkerung Europas, die noch heute im wesentlichen dieselben seien, ihre wilden Stammformen in Europa selbst hätten, dass daher die Schlussfolgerung entfalle, dass die Indogermanen, weil ihre Hausthiere aus Asien stammten, ebenfalls aus Asien eingewandert sein müssten; dass wir vielmehr aus dem Umstande, dass die Völker der Vorzeit in der Regel mit ihrem Hausthierbestande enge zusammenhängen, folgern können, dass auch die Heimat der Indogermanen in Enropa gelegen sein müsse.

Im VII. Abschnitte behandelt Much im Anschlusse an die in meinen zwei Hauptwerken gegebenen Ausführungen kurz die Rassenfrage, um zum Schlusse im VIII. Abschnitte die »geographische und physikalische Beschaffenheit des Heimatlandes und ihren Einfluss auf die Bewohner« zu erörtern. Er erkennt im wesentlichen in der »gedeihlichen und erziehlichen« Beschaffenheit dieses Ländergebietes die Grundlage für die Eigenart der Indogermanen, sowie deren Vermehrungs- und Ausdehnungskraft. Auf S. 308 fasst derselbe das Ergebnis seiner Betrachtungen in folgende Worte zusammen: »Ein gemäßigtes, für die Gesundheit und Stählung des Körpers, sowie für die Anregung des Geistes ungemein förderliches Klima, fruchtbarer, für Ackerbau und Viehzucht gleich geeigneter Boden, der den Nachbarvölkern nicht in gleicher Menge und Güte zukommende Besitz des Feuersteins, des damals vortrefflichsten Rohstoffes für Werkzenge und Waffen, der Besitz des Pferdes, das Meer mit all seinen Gaben und seinem erziehenden Einflusse, ein weites Hinterland mit seinen schiffbaren Strömen, welche die Ausbreitung in ihren fruchtbaren Niederungen förderten und dem Herrschergefühl freie Bahn wiesen, das sind die hervorragenden Erscheinungen in der Beschaffenheit des Landes, und zwar Erscheinungen, die wir in anderen Theilen der Erde in dieser Vereinigung nicht wieder finden.« Was die Annahme des Einflusses des maritimen, zwischen den Abständen von Hitze und Kälte, Feuchtigkeit und Trockenheit nur mäßig schwankenden Klimas auf die Entstehung der Eigenart der Indogermanen anlangt, so berührt sich dieselbe gleichfalls nahe mit meinen Anschauungen, wie ich sie in meiner »Herkunft der Arier« auf S. 118 f. und dann eingehender in meiner Abhandlung: »Die Entstehung der arischen Rasse« (Ausland, 1891, Nr. 7—10), sowie in dem Aufsatze: »Der Mensch nnd das Klima« (Ausland, 1891, Nr. 21) ausgeführt habe, nur mit dem Unterschiede, dass ich annehme, dass durch dieselben klimatischen Factoren schon während der Diluvialperiode die arische Rasse auch ihre physische Ausgestaltung, und zwar in West- und Mitteleuropa erfahren hat.

Die Bedeutung des Much'schen Werkes liegt weniger in der Aufstellung und Begründung einer neuen Theorie über die Heimat der Indogermanen, als vielmehr in dem dankenswerthen Nachweise, dass eine Reihe von urgeschichtlichen Fragen, die mit der Frage nach der Heimat der Indogermanen in einem mehr weniger entfernten Zusammenhange stehen, leichter auf Grund der Theorie von der nordeuropäischen Herkunft der Indogermanen ihre Lösnng findet, als eine solche vom Standpunkte jeder anderen der früher aufgestellten Hypothesen möglich war. K. Penka.

6.

Mayr, Albert: Die vorgeschichtlichen Denkmäler von Malta. (Abhandlung der k. bayerischen Akademie der Wissenschaft.. I. Cl., XXI. Bd., 3. Abth., München 1901, S. 643 bis 726. Mit 12 Tafeln und 7 Plänen.)

Die monumentalen Banten von Malta haben schon seit langer Zeit die Aufmerksamkeit der Archäologen auf sich gezogen. Abgesehen von früheren Berichten, hat bereits im Jahre 1836 A. La Marmora diese primitiven Bauwerke, besonders die Torre dei Giganti auf Gozo, eingehender behandelt. Einheimische Forscher, wie Vassallo und Caruana, trachteten durch Ausgrabungen mehrere dieser Denkmäler bloßzulegen, sowie ihre Deutung und chronologische Stellung festznsetzen. Ein längerer Aufenthalt auf diesen Inseln während des Winters 1897—1898 bot Albert Mayr Gelegenheit, die Forschnngen fortznsetzen und einige neue Entdeckungen daselbst zu machen, die er jetzt in den Schriften der bayerischen Akademie veröffentlicht. Die interessante Arbeit gibt nns vor allem eine erschöpfende Beschreibnng dieser megalithischen Banten, mit mehreren Plänen und wohlgelungenen photo-lithographischen Ansichten. Es sind eigenthümliche durch ihre Form- nnd Größenverhältnisse anffallende Gebäude, die theils Heiligthümer zu sein scheinen — sie wurden bisher meistens als phönikische Tempel angesehen — theils Befestigungen, Wohnstätten oder Banwerke zweifelhafter Bestimmnng. Die ersten in sehr roher Weise aus großen Steinen oder Blöcken ohne Verwendung von Mörtel errichtet, haben gewöhnlich einen unregelmäßigen, mehr oder weniger complicierten Grundriss und bestehen aus einer Verbindung von mehreren runden oder ovalen, miteinander communicierenden Räumen, die von einer äußeren Umfassnngsmauer umgeben sind. Von ähnlichen Bauten auf Sardinien und den Balearen, den Nuraghe und den Talayot, denen man die Sesi von Pantellaria und die Truddhu Apuliens

anreihen könnte, unterscheiden sie sich wesentlich dadurch, dass sie nicht mittels Überkragung überwölbt sind, sondern offene, unbedeckte Räume darstellen. Die Mauern haben hie und da noch eine Höhe von 3—6 *m*.

Die inneren Räume und manchmal auch die Außenwände werden durch vertical gestellte Platten eingeschlossen. Von besonderer Wichtigkeit scheinen die Ein- und Durchgänge gewesen zu sein, da sie zuweilen eine Bedeckung erhielten und die Steine an ihren Seiten, sowie die Schwellen oft ornamentiert sind. Kleine Nischen befinden sich rechts und links vom Durchgange und eine größere im Hintergrunde, gegenüber dem Eingange, die aus einem großen tischartigen Aufbaue zwischen zwei hohen Pfeilern besteht. Diese Tische spielten im Culte gewiss eine große Rolle, ebenso wie die tabernakelartigen Gehäuse, denen eine besondere Heiligkeit zukam, da in denselben höchst wahrscheinlich religiöse Gegenstände, etwa die Symbole der Gottheit in Form konischer oder pfeilerartiger Steine, wie sie vor kurzem Evans im mykenischen Cultus nachwies, aufbewahrt wurden. Von diesen symbolischen Steinen wurden mehrere in den untersuchten maltesischen Heiligthümern gefunden. Später scheint man die Gottheit auch bildlich dargestellt zu haben, worauf die rohen Kalksteinköpfe, die man dort antraf, hindeuten. In Hagiar-Kim fand man überdies sieben kleine, roh geformte, nackte, hockende Frauenfiguren, welche als Votivbilder oder Idole angesehen werden können. Sie zeigen wegen ihren enorm verdickten Extremitäten und Hüften eine große Ähnlichkeit mit den von Flinders Petrie in Oberägypten ausgegrabenen steatopygischen Thonfiguren.

Was die Ausschmückung der inneren Räume betrifft, so ist dieselbe sehr einfach und besteht meistens nur aus Punktornamenten, nur selten in Spiralen oder in dem Pflanzenreiche entnommenen Motiven. Von den in diesen Heiligthümern gefundenen Gefäßen ist leider sehr wenig bekannt geworden, da man, ihre Wichtigkeit verkennend, für ihre Erhaltung nicht gesorgt hat, und entweder zerstört oder verschleppt wurden. Mayr gibt die Abbildungen einiger derselben, die sehr roh, mit freier Hand gearbeitet und ganz einfach verziert sind. Steinartefacte und Bronzen scheinen dabei nicht gefunden worden zu sein.

Außer diesen Tempeln hatten vielleicht auch die hie und da sowohl auf Malta als auf Gozo vorkommenden isolierten aufgerichteten Steine eine sacrale Bedeutung. Nach der von Caruana und Mayr gegebenen Beschreibung scheinen sie identisch mit den Monolithen oder Menhirs der Terra d'Otranto und Sardiniens zu sein.

Weiter verdienen Beachtung die Reste von Thürmen, Befestigungen und Wohnstätten, die zerstreut auf den Hochflächen oder in der Ebene, sowohl auf Malta als auf Gozo mehrfach vorkommen. Auch diese bestehen aus unbearbeiteten Steinen oder aufgerichteten Platten, die ohne Mörtel in primitiver Art aufgebaut sind.

Von den oben besprochenen Heiligthümern unterscheiden sie sich dadurch, dass dazu häufig kleineres Material verwendet wurde. Öfter befinden sich die Ansiedlungen in unmittelbarer Nähe der Heiligthümer.

Schließlich wird noch mehrerer künstlicher Aushöhlungen in Felsen gedacht, die höchst wahrscheinlich als Gräber gedient haben. Ihrer Form und Anlage nach erinnern sie an die glockenförmigen Schachte der Insel Pianosa, sowie an ähnliche Bestattungsarten sicilianischer und sardinischer Nekropolen, mit dem Unterschiede, dass letztere seitliche Eingangsöffnungen besitzen. Leider sind die maltesischen Schachtgräber schon längst durchwühlt und ihres Inhaltes gänzlich beraubt, so dass man über dieselben nichts weiter erfahren kann.

Im zweiten Theile der verdienstvollen Arbeit behandelt der Verfasser eingehend die geschichtliche Stellung der beschriebenen Denkmäler. Auf Grund vergleichender Studien weist er nach, dass die maltesischen Heiligthümer den Phönikiern nicht zugeschrieben werden können, sondern viel deutlichere Beziehungen zum Westen, über Pantellaria nach den Inseln und Küsten des westlichen Mittelmeeres, mit Sardinien, den Balearen und dem südöstlichen Spanien aufweisen und einer viel älteren Civilisation als der phönikischen, nämlich jener der älteren Bronzeperiode zugeschrieben werden müssen. Sowohl in der Anlage und in der Bauart, als auch in den sehr primitiven Cultgegenständen findet man zwischen den maltesischen Monumenten und jenen obgenannter Gegenden die größte Analogie, so dass sie uns einen gemeinsamen Culturkreis, welcher durch zahlreiche Wechselbeziehungen eng verknüpft ist, darstellen. Diese westmittelländische Inselcultur entwickelte sich lange bevor die Phönikier diese Küsten berührten, wenn sie auch theilweise neben der phönikischen durch längere Zeit sich später forterhalten hat. Durch die vortheilhafte Lage dieser Inseln und Küsten begünstigt, entwickelte sich sehr früh ein bedeutender Seeverkehr, welcher eine große Beeinflussung dieses westmittelländischen Culturkreises auch von Seite der ägäischen und mykenischen Cultur zur Folge hatte. Die mächtige Einwirkung der letzteren auf die culturelle Entwickelung des Westens zeigt sich immer deutlicher, je mehr sich unsere Kenntnisse über diese so wichtige Periode erweitern. Von Griechenland und den umliegenden Inseln strahlte sie nach allen Richtungen aus und kam besonders in Sicilien zu einer bedeutenden Entfaltung.

Die Frage nach der Herkunft des Volkes, das die megalithischen Denkmäler auf Malta hinterlassen hat, lässt sich nicht von der anderen trennen, woher auch die übrigen Inseln des Mittelmeeres und dessen Küsten ihre Bevölkerung erhielten. Durch die anthropologischen Arbeiten Sergis haben die älteren Ansichten betreffs der Migration afrikanischer Stämme in das Mittelmeergebiet eine neue festere Stütze gewonnen. Die verschiedenen Inseln, die sich in größerer oder kleinerer Entfernung von der afrikanischen Küste ausbreiten, dienten dieser urafrikanischen Menschenwanderung als Brücken zwischen den zwei Continenten. Die große Migration hatte verschiedene Verästelungen, so eine östliche — die der Pelasger — aus Ägypten über Creta nach Griechenland, wo sie die ägäisch-mykenische Cultur hinterließ; eine lybische aus Tunis über Malta und Pantellaria nach Sicilien, der das Volk der Sikanier seinen Ursprung verdankt; eine westliche endlich, die der Iberier, welche über Gibraltar sich nach Spanien ausbreiteten und in ihrer weiteren Wanderung längs den Küsten des tyrrhenischen Meerbusens als Ligurer bekannt wurden. Die in Nordafrika, in Tunis, Tripolis und Algier gefundenen megalithischen Denkmäler, die zahlreichen Dolmen, zeigen dasselbe architektonische Motiv, wie die Heiligthümer von Malta und die auf den Inseln, sowie in Südapulien und in Ostspanien zerstreuten vorgeschichtlichen Bauten.

Somit kann man mit Mayr die älteste Geschichte von Malta in folgender Weise zusammenfassen. In einer entlegenen Zeit, etwa zu Beginn der Metallzeit — wenn auch nicht früher, wie die neolithischen Funde von Pantellaria anzudeuten scheinen — fand eine Einwanderung lybischer Stämme auf Malta statt. Während der weiteren langsamen Entwickelung bildete sich eine eigenartige Cultur aus, auf welche östliche Einflüsse einwirkten. Als später die phönikische Seeherrschaft und Colonisation größere Ausdehnung gewann, gieng die einheimische Bevölkerung der kleineren Inseln, wie Malta, früh in die Zahl der neuen Ansiedler auf, während auf den größeren Gebieten, wie auf Sardinien und den Balearen, die alte Cultur noch lange bei den eingeborenen Stämmen, besonders im Innern des Landes, sich behaupten konnte. Dieser Assimilationsprocess dürfte auf Malta schon lange sich vollzogen haben, bevor diese Inseln im VI. Jahrhundert dem carthagischen Reiche einverleibt wurden.

Dr. C. Marchesetti.

7.

R. Forrer: Achmim-Studien I. Über Steinzeit-Hockergräber zu Achmim, Naqada etc. in Ober-Ägypten und über europäische Parallelfunde. Straßburg, Trübner 1901. 8°, 57 S.

Ägyptens alles conservierender Boden bietet zahlreiche Funde, die Parallelen zu unseren europäischen darstellen und sie zum Theil ergänzen. Dies gilt auch von den von Petrie, Quibell und Forrer zu Ballas, Naqada und Achmim aufgedeckten neolithischen Hockergräbern. Die Todten wurden in Hockerlage als Leichen nicht skeletiert und nicht mumisiert beigesetzt. Als Ausnahme findet sich auch Skeletbestattung. Das Grabinventar ist sehr gleichförmig. Typisch sind aus grüngrauem Schiefer bestehende Plättchen zum Anreiben von Farben, die wahrscheinlich zur Körperbemalung dienten. Die Plättchen haben verschiedene Form. Es kommen Fische, Antilopen, Vögel, Schiffe, Elephanten, doch auch Rechtecke und Rhomben vor. Auf manchen waren noch Farbenspuren sichtbar; in einem Ledertäschchen fand sich Malachiterde. Auch bei europäischen Hockern (z. B. in den von Koehl untersuchten Hockergräbern bei Worms) fanden sich Farben, Hämatit und Eisenocker, als Beigaben. Die bisher als Amulette, Zieranhänger, Netzsenker gedeuteten durchbohrten Steinplatten sind nach Analogie der ägyptischen Funde als Farbenreibplatten zu betrachten. Außerdem finden sich beinerne und elfenbeinerne Haarkämme, beinerne Haarnadeln, Steinperlen, auch solche aus Elfenbein, Silber, grüner und grauer Paste. Zu allen Funden gibt es Parallelen aus europäischen Hockergräbern, doch ist das Material zuweilen ein anderes. Typisch für die ägyptischen Hockergräber sind ferner geschlossene Armringe aus Elfenbein, Horn und den unteren Rändern großer Mittelmeermuscheln. Auch diese Art von Armbändern kommt in den europäischen Hockergräbern vor. Sie bestehen daselbst theils aus einheimischen Gesteinen, theils aus derselben Mittelmeermuschel. Auch das keramische Material zeigt zahlreiche Parallelen zu dem der europäischen Hockergräber. In Naqada herrschen rothe und schwarze henkellose Gefäße mit Politur und eingeritzten, mit weißer Masse ausgefüllten Ornamenten vor, die an Scherben von Butmir, Lengyel, Ciempuzuelos, Hissarlik und zum Theil an die Keramik des Rössner-Typus erinnern. Von Feuersteingeräthen finden sich Lanzen, Dolche, Pfeilspitzen u. s. w. Neben Beilen speciell ägyptischer Form finden sich auch spärliche Proben geschliffener Beile europäischer Art. Auch Nephrit kommt vor. Die Kupfersachen von Naqada umfassen Beile, verwandt den in Hissarlik, Cypern, Europa gefundenen, kleine Meißelchen, eine Fischangel, Harpunen, einen kyprischen Dolch. Auch Gold und Silber kommt vereinzelt vor. Diese Metalle traten auch in Hissarlik zusammen mit Kupfer mehrfach auf. Silber ist in Europas neolithischen Stationen noch nicht gefunden worden und ist wohl stets ein Zeichen der Spätzeit der Kupfercultur, Gold und Kupfer scheinen aber schon sehr früh bekannt, wenn auch spärlich gewesen zu sein. Die 3000 Hocker

von Naqada haben kaum 30 Kupfersachen ergeben, auch in Lengyel und Worms erscheint das Kupfer nur selten als Beigabe. Aus der Vergleichung des Grabinventars der ägyptischen und europäischen Hockergräber zieht der Verfasser den Schluss, dass es sich hier nicht um einige äußerliche Parallelen handle, dass vielmehr hier zu ein und derselben Zeit ein und dieselbe Cultur geherrscht habe und schon zur Steinzeit Ägypten und Mitteleuropa im Zusammenhange gestanden haben müssten.

Wenn man auch für eine Anzahl von Objecten annehmen kann, dass sie von einem Mittelpunkte aus durch den Handel über das fragliche Gebiet verbreitet worden seien, ist diese Annahme bei jenen Objecten ganz unzulässig, die bei gleicher oder verwandter Form aus anderem, der betreffenden Gegend entnommenen Materiale gefertigt sind. Dieser Umstand, sowie die übereinstimmende Art der Todtenbestattung, die gleiche Anordnung des ebenfalls gleichen Grabinventars gestatten die Annahme, dass die europäischen und ägyptischen Neolithiker eines Stammes gewesen seien. In physischer Beziehung ist zu bemerken, dass die Hocker meist dolichocephal sind. Sowohl in Ägypten als auch in Europa waren sie große, gut gebaute Leute; von den auf dem Adlerberge bei Worms gefundenen erreichten einzelne sogar die Größe von 185—190 *cm*. Aus dem Umstande, dass auch Brachycephale unter den Hockern vorkommen (Chamblandes), ferner daraus, dass neben den Hockern sich auch gestreckte Leichen finden, zieht Forrer den Schluss, dass erstere in Ägypten wie in Europa mit Völkern zusammensaßen, welche anderer Rasse waren und andere Bestattungsgebräuche hatten. Thatsächlich sollen die zahlreichen, um Worms gefundenen, gestreckt bestatteten Neolithiker kleiner sein als die Hocker vom Adlerberge. Koehl ist der Ansicht, dass diese ein fremdes, südliches, von den gestreckt bestatteten Wormser Neolithikern in cultureller und religiöser Beziehung verschiedenes Volk gewesen seien. Er stellt sie mit den bei Remedello nahe Brescia gefundenen Hockern zusammen.

Über Herkunft und Stammeszugehörigkeit der Hocker spricht Forrer vorläufig noch keine bestimmte Ansicht aus, doch vermuthet er in Anbetracht der »gewaltigen Massen ägyptischer Hocker«, dass in ihrer Richtung die Quellen liegen, welche den Hockerstrom speisten, dass dessen Quelle nicht etwa im Norden, sondern im Süden zu suchen sei«. Der Stammsitz der Hocker soll nicht weit vom Mittelmeere, etwa in den Ländern östlich und südöstlich desselben, zu suchen sein. Die nach Europa eingewanderten Hocker fanden dort Neolithiker vor, die gestreckt bestattet wurden und das Kupfer nicht kannten, während die Hocker dieses Metall sowie Mittelmeer-Muschelschmuck ins Land brachten. Die Hocker wurden in Ägypten durch die einwandernden Ägypter verdrängt, in Europa aber giengen sie in der Masse der Eingeborenen oder neuer Einwanderer auf. Bemerkenswert ist, dass die Cultur des Hockervolkes auffallend mit jener übereinstimmt, welche die Sprachforschung für die Indogermanen vor ihrer Trennung erwiesen hat. Die Hockersitte umfasst ferner genau das Verbreitungsgebiet der Indogermanen, sowohl das indische und iranische, wie das armenische und das der europäischen Äste.

Wir haben also hier nichts Geringeres vor uns als eine allerdings noch mit großer Zurückhaltung angedeutete Ansicht über die Heimat der Indogermanen. Dass sich die Cultur der europäischen Stein-Kupferzeit mit der primitiven Cultur der Indogermanen deckt, hat schon M. Much (die Kupferzeit in Europa) ausgeführt; Penka wies im Anschlusse daran (Österr.-ungar. Revue 14, H. 6) nach, dass man aus sprachlichen Gründen nicht dazu gezwungen sei, dem ungetrennten indogermanischen Urvolke die Kenntnis des Kupfers zuzuschreiben, sondern dass man sich ganz gut denken könne, die Arier hätten irgendwo in Europa das Kupfer gefunden und zu verarbeiten gelernt, worauf es sich von dort aus zugleich mit dem Namen zu den übrigen, noch nicht durch weite Strecken von einander getrennten Stämmen verbreitet habe. Forrers Beobachtungen bieten eine Ergänzung der Arbeit Muchs, indem sie die Verbreitung derselben Cultur auch in Ägypten nachweisen, und zwar in einer Zeit, die vor den Anfängen der eigentlich ägyptischen Epoche, d. h. ungefähr vor dem Jahre 3000 v. Chr. liegt. Stimmen nun die von Forrer constatierten Thatsachen vollkommen mit den neueren Ansichten über die Indogermanen überein, so stehen die von ihm gemachten Annahmen in um so unvereinbarerem Gegensatze dazu. Waren die Hocker die Träger der indogermanischen Frühcultur und ist ihre Heimat wirklich in den Ländern südöstlich vom Mittelmeere zu suchen, so ist das ein entscheidendes Argument gegen die von Penka, Lapouge und Wilser verfochtene Theorie von der nordeuropäischen Herkunft der Indogermanen. Ich muss jedoch gestehen, dass die von Forrer ins Treffen geführten Beweise auf mich keinen überzeugenden Eindruck gemacht haben. Was die große Zahl der gerade in Ägypten erhaltenen Hocker anbelangt, so widerlegt sich dieses Argument durch die vom Verfasser selbst betonte conservierende Eigenschaft des ägyptischen Bodens. Die Mittelmeermuscheln können den europäischen Hockern ebensogut durch den Handel zugekommen sein wie den ägyptischen; wer kann wissen, ob das in Europa oder im Süden zuerst geschah! Nach Muchs Ansicht zeigen die russisch-sibirischen Kupferfunde ein entschieden jüngeres Gepräge als jene des übrigen Europa, was eher auf eine Ausbreitung von Westen

nach Osten als umgekehrt schließen ließe (Penka, a. a. O). Dasselbe scheint mir für das Inventar der ägyptischen Hockergräber zu gelten, das nach Forrers Angaben im Vergleich zu dem der europäischen vielfach vorgeschrittenere Formen zeigt (z. B. Haarnadeln mit figuraler Verzierung), auch kommt daselbst das Silber vor, das in den europäischen Gräbern vollkommen fehlt. Die außerordentliche Größe der Hocker würde auch eher auf nordische Verwandtschaft schließen lassen, wenn auch zugegeben werden muss, dass die mit den Cromagnons verwandten Araber auch häufig bedeutende Größen erreichen. Ziehen wir in Betracht, dass der einzige bei allen physisch so gemischten indogermanischen Völkern nachweisbare Typus der der großen dolichocephalen blonden Nordländer ist, dass ferner nach Forrer die ebenfalls großen und langköpfigen Hocker über das ganze indogermanische Sprachgebiet verbreitet sein sollen, so liegt der Schluss nahe, dass letztere mit ersteren identisch seien. Volle Klarheit ist jedoch hierin nur von der physischen Anthropologie zu erwarten, die in dieser Sache wohl das letzte Wort zu sprechen haben wird.

Dr. Gustav Kraitschek.

II. ETHNOLOGIE.

1. Allgemeines; Zeitschriften; Sammelwerke.

8.

Langkavel, Dr. B.: Dogs and Savages. Washington 1900 (From the Smithsonian Report for 1898. S. 651—675).

Eine Übersetzung des im Internationalen Archiv für Ethnographie, Bd. VIII, S. 109—149, in deutscher Sprache erschienen Originals. Verfasser bringt aus der Literatur eine reiche Sammlung von Belegstellen über die Beziehungen des Hundes zum Leben des Wilden. Leider ist die Arbeit nicht in einzelne Unterabschnitte gegliedert, so dass ihre Benützung wegen Unübersichtlichkeit unnöthig erschwert ist. Dass eine Vollständigkeit im Zusammenbringen des fast unübersehbaren, in der ethnologischen Literatur aufgespeicherten Stoffes schwer zu erzielen war, ist begreiflich, doch hätte sich über so manches Capitel mehr sagen lassen. In Folgendem gehen wir ein kurzes Inhaltsverzeichnis der Arbeit: Gebiete, wo der Hund nicht gefunden wird — Der Hund in der vorgeschichtlichen Zeit — Zwergvölker und der Hund — Gute Behandlung des Hundes bei den Naturvölkern — Der Jagdhund bei denselben — Castration des Hundes — Der Hund als Zugthier zu Wasser und zu Lande — Straßenhunde — Leichen den Hunden vorgeworfen — Hunde im Kampfe verwendet — Verwendung der Hundecadaver, des Hundefelles, Zähne u. s. w. — Das Wort »Hund« als Beschimpfung — Der Hund als Begleiter der Seele — Der Hund als Todtenopfer und Grabbeigabe — Der Hund als Gottheit — Der Hund den Göttern geopfert — Der Hund in der Volksmedicin — Der Hund im Folklore — Der Hund als Stammvater; Menschen in Hunde verwandelt — Namen des Hundes.

Schließlich wollen wir noch auf den Aufsatz von Oberlieutenant Friederici: Der Indianerhund von Nordamerika (Globus, LXXVI, S. 361 ff.), hinweisen, welcher Langkavels Arbeit in vieler Hinsicht ergänzt.

Horn, Niederösterreich. Dr. Richard Lasch.

9.

Höck, F.: Die Brotpflanzen, ihr Ursprung und ihre heutige Verbreitung. (Sammlung gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge. Herausgegeben von R. Virchow. Neue Folge. XV. Serie. Heft 356.) Hamburg 1901, gr. 8°, 40 S.

Der bekannte Pflanzengeograph F. Höck gibt in diesem Hefte eine allgemein orientierende Übersicht über die Brotpflanzen, deren Ursprung und heutige Verbreitung auf Grund unserer heutigen wissenschaftlichen Forschungsergebnisse.

Behandelt werden folgende Brotpflanzen: Roggen (wahrscheinlich durch die Slaven unseren Vorfahren übermittelt und aus dem Osten oder Südosten Europas stammend, vielleicht von jener Art, die uns heute Secale montanum repräsentiert), Weizen und dessen Formen (dessen Heimat ist nicht sicher zu ermitteln, vielleicht stammt er aus Südosteuropa, Nordafrika oder Vorderasien, ebenso ist dessen Stammart nicht bekannt, denn jedenfalls sind in den verschiedenen Ländern mehrere Arten in Cultur genommen worden), Hafer (einst, bevor die Römer nach Germanien kamen, das Hauptgetreide der Germanen, wohl von Avena fatua abstammend und in den Donauländern in Zucht genommen), Gerste (stammt von Hordeum spontaneum und ihre Heimat ist Vorderasien und das östliche Nordafrika), Hirse (Heimat wahrscheinlich Mittelasien), Mohrenhirse (Andropogon sorghum, die Hauptpflanze Afrikas, das wohl auch ihre Heimat ist), Duchu (Pennisetum spicatum; Heimat wohl Afrika), Tef (Eragrostis abyssinica; in Abessynien und Habesch gebaut, Heimat wohl auch Afrika, Urform Eragrostis pillosa), Dagussa oder Korakan (Eleusine coracona;

in Habesch gebaut, Stammform Eleusine indica, Heimat entweder Afrika oder Indien), Reis (Oryza sativa; wohl indischen Ursprungs und sicher zuerst in Asien in Cultur genommen worden), Mais (Heimat Mittelamerika, Stammart noch nicht erwiesen, obwohl sie dort vorkommen soll). Zum Zusatze zum Brot werden die Samen von Wasserreis (Zizania), Kanariengras, Flughafer und Mannagras verwendet. Nicht eigentliche Brotpflanzen sind die Bluthirse (Panicum sanguinale), die Saathirse (Panicum frumentaceus, wahrscheinlich in Indien heimisch) und das Thränengras (Coix lacryma in Hinterindien). Durch eine weitere Fassung des Begriffes »Getreide« kommen als Brotpflanzen noch in Betracht die amerikanische (in den Anden) Kinoahirse (Chenopodium quinoa), Gänsefuß-(Chenopodium-)Arten, deren massenhafte Pfahlbaureste nicht anders zu erklären wären, die Wassernuss, echte Kastanie, Rosskastanie, Linsen, Erbsen, Eicheln (verschiedene Arten), Spinat (in Besançon) u. s. w., doch haben alle diese Pflanzen wenig Bedeutung als Brotpflanzen, da sie meist nur im Nothfalle verwendet werden; doch können unseren Getreidearten ruhig die Pflanzen der wärmeren Zone, als der Brotfruchtbaum (Artocarpus spec.), die Banane (Musa spec.), Sagopalme, Cocospalme (Heimat wahrscheinlich Amerika), Dattelpalme (in der Sahara), an die Seite gestellt werden, obwohl uns die heiße Zone unsere Getreidearten nicht lieferte, sondern deren Heimat in kühleren Gegenden zu suchen ist, und zwar scheinen hauptsächlich die Steppengebiete die Stammländer derselben zu sein. Den Beschluss bildet ein ziemlich umfangreiches Literaturverzeichnis. E. K. Blümml.

10.

Sante de Sanctis: Die Träume. Medicinisch-psychologische Untersuchungen. Autorisierte und durch zahlreiche Nachträge des Verfassers erweiterte Übersetzung von Doctor O. Schmidt, nebst Einführung von P. J. Möbius. gr. 8°. VII, 256 S. Halle a. S., Karl Marhold, 1901. 5 Mk.

Seit den ältesten Zeiten beschäftigte man sich mit der Natur und der Deutung der Träume, ohne dass es jedoch gelang, befriedigende Aufklärung darüber zu erhalten, denn erst der Jetztzeit ist es gelungen, Einblick in die geheimnisvollen Vorgänge des Traumlebens zu erhalten, obwohl auch heute noch vieles hypothetische Annahmen sind, die nicht leicht erhärtet werden können, und solche Annahmen finden sich auch in der Monographie Sante de Sanctis', was jedoch dem Werte des ganzen Buches keinen Eintrag thut, da dasselbe die bis jetzt über diesen Gegenstand vorhandene große Literatur kritisch sichtet, verarbeitet und durch eine große Reihe von selbstgemachten Erfahrungen und Versuchen ergänzt.

Jedem Ethnologen ist ja bekannt, dass gewisse Thatsachen, wie die Medicinmänner, der Vampyrismus, überhaupt der ganze Glanbe an schädliche, dem Menschen erscheinende und ihn quälende und strafende Wesen, auf dem Traumleben der Naturvölker beruht, was schon Edw. B. Tylor (Anfänge der Cultur, Leipzig 1873, II., 1 ff.) ausführlich darlegte, so dass also für denselben vorliegendes Buch ein erhöhtes Interesse gewinnt, da er darin vieles aus dem gegenwärtigen Traumleben bestätigt findet, was einst dem Menschengeschlechte als Offenbarung u. s. w. galt. Gleich das erste Capitel (S. 1 ff.): Der Traum im Mysticismus des Alterthums und der Neuzeit, enthält manches Interessante über dem Traum, und Referent will hier darauf hinweisen, dass über den Traum in den nordischen Sagas, der S. 8 angezogen wird, eine eigene, interessante Arbeit von 89 Seiten von W. Henzen (Über die Träume in der altnordischen Sagaliteratur. Diss. 1890) erschienen ist, die sehr viel Bemerkenswertes bringt. Des weiteren legt Verfasser die Methoden zum Studium der Träume (S. 14 ff.), die Träume der Thiere (S. 20 ff., diese träumen, unterscheiden aber wahrscheinlich den Traum nicht von der Wirklichkeit), der Säuglinge und Kinder (S. 38 ff. meist schreckhafte Träume, zu deren Bewusstsein die Kinder erst nach dem fünften Jahre gelangen), der Greise (S. 50 ff., deren Träume sind von der Witterung abhängig), der Erwachsenen (S. 59 ff., die meisten Menschen träumen oft, doch bei vielen geht gleichzeitig die Erinnerung daran mit dem Aufwachen verloren), der Neuropathischen (S. 69 ff., gerade dieses Capitel bietet für uns Ethnologen großes Interesse, da das Alpdrücken und andere Erscheinungen, auch die mystischen Träume, Visionen u. s. w. hierher gehören), der Irren (S. 107 ff., hier ist es besonders schwer, richtige Resultate zu erzielen, wegen der Schwierigkeiten, die sich einer Beobachtung entgegenstellen), der Verbrecher (S. 134 ff., dieselben schlafen meist in den auf das Verbrechen folgenden Nächten ruhig und tief, träumen im allgemeinen wenig und selten, und ihre verbrecherische That wiederholt sich selten im Traume), die Träume und die Gefühle (S. 146 ff., die Gefühlsbewegung ist ein deutliches Zeichen der organischen Emotivität, die ein Mensch von der Natur mitbekommen oder Umstände und Krankheiten in ihm entwickelt haben), die Traumzustände und die Traumpsychosen (S. 176 ff., und zwar Pseudo-Traumzustände, die psychologisch dem Traume ähnlich sind, und wahre Traumzustände, die zum physiologischen Traum ursächliche und wahre Beziehungen haben, während Psychosen des Traumes Geisteskrankheiten verursachen), Psychophysiologie des Traumes (S. 199 ff., der Schlaf, die hypnagoge Periode und die Elemente des Traumes), das Wunderbare im Traum (S. 231 ff., eine Ergänzung zum ersten Capitel, die wichtige Fälle über den Glauben

an den Traum enthält; zu 237 f., wo es sich um einen Schatz handelt, von dem jemand geträumt hat und der richtig an der bezeichneten Stelle [es handelte sich um Umbrien, wo reiche etruskische Funde beinahe überall zu machen sind] gefunden wird, will Referent auf eine Parallele dazu hinweisen, die P. K. Rosegger als Jugenderinnerung im Heimgarten, XX, 39—44: Das Kreuz an der Stiegel, mittheilt) dar. Den Beschluss macht ein Literaturverzeichnis, das 337 Nummern umfasst. Mag man auch mit Möbius damit einverstanden sein, dass das Buch manches Phantastische enthalte, so enthält es doch anderseits soviel des Wertvollen, dass seine Lectüre sehr empfehlenswert ist. E. K. Blümml.

2. Specielle Ethnographie und Volkskunde.

11.

Dreselly, Anton: Grabschriften, Marterl-, Bildstöckl- und Todtenbrettl-Verse, Hausinschriften, Wohn- und Trinkstuben-Reime, Geräthe-Inschriften u. a., gesammelt, geordnet, sowie mit einer einleitenden Abhandlung versehen und herausgegeben. Zweite vollständig umgearbeitete, stark vermehrte und verbesserte Auflage. Salzburg o. J. (1900), 300 S.

Der ersten Ausgabe gegenüber hat sich die vorliegende wesentlich und zu ihrem besonderen Vortheile geändert, so dass wir von einem beinahe ganz neuen Werke sprechen können. Besonders anerkennenswert ist es, dass der Herausgeber alle jene Reime entfernt hat, die wohl zum großen Theile nur in den Köpfen von Touristen und in den verschiedenen Zeitungen ihr Unwesen treiben. Es wäre auch kein Schade gewesen, wenn die unter »Grabsprüche« zusammengetragenen Reime eliminiert worden wären. Bezüglich der Ortsangaben bei den einzelnen Reimen wäre zu bemerken, dass eine größere Anzahl nicht die Angabe des Landes beigefügt hat, in welchem der Ort liegt, was im Interesse einer besseren Benützung zu wissenschaftlichen Zwecken zu bedauern ist. Wertvoll ist die Einleitung (S. 5—30), die eine genaue Charakteristik der Begriffe Grabschrift, Grabsprüche, Marterln, Bildstöckl, Todtenbretter, Hausreime (an der Hand eines Stubaier Bauernhauses) und Gerätheinschriften gibt. Wertvoll ist auch die Zusammenstellung der einschlägigen Literatur (S. 31—36), die in der ersten Ausgabe nicht enthalten war, jedoch noch ziemlich lückenhaft ist, und ich glaube dem Wunsche des Herausgebers (S. 8) zu entsprechen, wenn ich hier eine größere Anzahl von einschlägigen Arbeiten, die bei ihm nicht enthalten sind, angebe, und zwar in genauer Citation, die im Verzeichnisse viel zu wünschen übrig lässt.

K. Alberti, Über die Bedeutung der Kreuzsteine insbesondere des Ascher Bezirkes. Asch 1897, 47. S.

H. Ankert, Steinkreuze in Nordböhmen. Zeitschrift für österreichische Volkskunde. 1898, Bd. IV, S. 154. — Glockensprüche aus der Leitmeritzer Gegend. Ebenda, 1900, Bd. VI, S. 35.

F. Branky, Glockeninschriften aus Krumau. Ebenda, 1899, Bd. V, S. 88 ff.

A. Dörner, Todtenbretter. Ebenda, 1895, Bd. I, S. 96.

M. Eysn, Über alte Steinkreuze und Kreuzsteine in der Umgebung Salzburgs. Ebenda, 1897, Bd. III, S. 65 ff. (Mit reichen Literaturangaben.)

C. F. Gutmann, Häuserinschriften aus der Baar. Schriften des Vereines für Geschichte und Naturgeschichte der Baar und der angrenzenden Landestheile in Donaueschingen. Karlsruhe 1872, Heft 2, S. 195 ff.

K. Gusinde, Über Todtenbretter. Mittheilungen der schlesischen Gesellschaft für Volkskunde. 1900, Heft 7, S. 27 ff.

W. Hein, Todtenbretter. Zeitschrift für österreichische Volkskunde. Bd. I, 1895, S. 64. — Marterln in Mähren. Ebenda, 1897, Bd. III, S. 288.

J. Freiherr v. Helfert, Todtenbretter. Ebenda, 1895, Bd. I, S. 192.

A. John, Über Kreuzsteine, Marterln und sogenannte Pestsäulen im Egerlande. Ebenda, 1897, Bd. III, S. 79 ff.

H. Jelinek, Todtenbretter. Ebenda, 1895, B. I, S. 126 f.

L. Kirchner, Todtenbretter. Ebenda, 1895, Bd. I, S. 64.

H. Kaserer, Sühnkreuze. Ebenda, 1895, Bd. I, S. 287.

R. F. Kaindl, Todtenbretter bei den Polen. Ebenda, 1896, Bd. II, S. 96.

A. Petak, Über die Bedeutung der »Sterbeandenken«. Ebenda, 1896, Bd. II, S. 335 f. — Friedhofverse in Salzburg. Ebenda, 1895, Bd. I, S. 138 ff. — Grabschriften aus Leonding in Oberösterreich. Ebenda, 1899, Bd. V, S. 119 ff. — Die Kindergräber in Ottensheim. Ebenda, 1898, Bd. IV, S. 107 ff. — A. P. und J. Schwarzbach, Todtendichtung II. Ebenda, 1899, Bd. V, S. 162 ff., 260 ff.

K. Reiterer, Grab und Marterlinschriften (aus dem Ennsthale). Tagespost, Graz 1898. Nr. 179 vom 30. Juni 1898, Bogen 4. — Volkskundliches (aus dem Ennsthale). Ebenda, Nr. 256 vom 16. September 1898,

Bogen 5. — Reisereminiscenzen (mit Inschriften, Marterln etc. aus dem Ennstbale). Ebenda, 1896, Nr. 299, Bogen 2. — Haussprüche (aus Steiermark). Obersteirer-Zeitung, Bruck a. d. Mur. 1892, Nr. 55. — Grabinschriften und Marterln aus Steiermark. Zeitschrift für österreichische Volkskunde. 1898, Bd. IV, S. 264 f. — Votivbilder aus Steiermark. Ebenda, 1898, Bd. IV, S. 266 f.

H. Röttinger, Deutsche Haussprüche aus Tirol. Ebenda, 1898, Bd. IV, S. 302 f.

H. Schukowitz, Altsteirische Hausgerätheinschriften. Ebenda, 1899, Bd V, S. 177 ff.

J. Schwarzbach, Todtendichtung I. Ebenda, 1896, Bd. II, S. 180 ff.

R. Sieger, Marterln. Ebenda, 1896, Bd. II, S. 95; 1897, Bd. III, S. 127 f., 304 ff. — Fragebogen zur volkskundlichen Aufnahme von Marterln. Ebenda, 1897, Bd. III, S. 19 f. — Marterln im italienischen Sprachgebiete Tirols. Ebenda, 1896, Bd. II, S. 333 ff. — Marterln und Grabkreuze. Ebenda, 1895, Bd. I, S. 292 ff.

M. Urban, Todtenbretter in Westböhmen. Ebenda, 1895, Bd. I, S. 179 ff. — Kreuzsteine in Westböhmen. Ebenda, 1895, Bd. I, S. 289 ff.

J. Wichner, Zwei Kachelöfen aus der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts in Bludenz. Ebenda, 1896, Bd. II, S. 33 ff.

Die Eintheilung des gewaltigen Stoffes, der trotz der vielen Streichungen gegenüber der ersten Ausgabe um 400 Nummern mehr enthält (im ganzen 1247 Nummern), erfolgte nach folgenden Gesichtspunkten: I. Grabinschriften *a)* auf Kinder (67 Nummern), *b)* »Hier liegt« und »hier ruht« (96 Nummern), *c)* Tod und Ewigkeit (95 Nummern), *d)* Diverse (109 Nummern), *e)* Prosa (35 Nummern), *f)* Grabsprüche (31 Nummern); II. Marterln und Bildstöcke *a)* Marterln (54 Nummern), *b)* Bildstöcke, Wegkreuze, Kirchen und Kapellen etc. (66 Nummern), *c)* Aufschriften über den Thoren und Eingängen am Leichenhause des Centralfriedhofes in München (18 Nummern); III. Todtenbrettinschriften (48 Nummern); IV. Hausinschriften *a)* Wohnhäuser außen (288 Nummern), *b)* Wohnhäuser innen (Stubenreime 52 Nummern), *c)* Wirtshäuser außen (Wirtsschilder 42 Nummern), *d)* Gastzimmer- und Trinkstubenreime (95 Nummern); V. Gerätheinschriften (121 Nummern). Die anderen Nummern sind Citate aus Dichtern u. s. w.

Zu dem S. 216 unter Nr. 781 mitgetheilten Florianispruch, der ja beinahe überall bekannt ist, gebe ich folgende nicht jedem leicht zugängliche Belegstelle (Wiener Musenalmanach auf das Jahr 1789. Herausgegeben von Ratschky und Blumauer. Wien 1789, S. 48: Sonderbare Aufschrift, welche ein Bürger eines gewissen Städtchens über sein Hausthor setzen ließ):

O heiliger Sankt Florian!
Beschütz dies Haus, zünd' and're an.

Ebenso möge zu der S. 61 unter Nr. 113 gegebenen Grabinschrift folgender seltener Beleg mitgetheilt werden (Wienerischer Musenalmanach auf das Jahr 1785. Herausgegeben von Ratschky und Blumauer. Wien 1785, S. 74: Beglaubigte Abschrift eines Epitaphiums auf dem Kirchhof des Dorfes Dreystätten in Unterösterreich):

Hier in diesem Rosengarten
Liegt Johann Michel Hut,
Der auf sein Weib und Kinder thut —
Warten.

E. K. Blümml.

12.

Lang, Peter: Catalonische Volkslieder und andere hispanische Früchte. XIX, 188 S., 8°. Dresden und Leipzig (E. Pierson). 1900.

Peter Lang hat es unternommen, den deutschen Ethnologen in gediegenen Übersetzungen eine größere Anzahl catalonischer Volkslieder, worunter mancher Bekannte zu finden ist, einen catalonischen Romanzencyklus und catalonische Sprichwörter dienstbar zu machen. Was die Übersetzungen besonders wertvoll macht, ist, dass sie nicht vom dichterischen Standpunkte aus gemacht wurden, der des bloßen Reimgeklingels wegen die getreue Wiedergabe des Inhaltes aufgibt und bloß frei übersetzt, sondern (s. S. X, XII f.) getreue, beinahe wörtliche Übersetzungen sind, was nicht hoch genug anzuschlagen ist.

S. 2—61 finden sich 45 Volkslieder mitgetheilt, zu denen Referent nur kurz folgendes bemerken möchte: S. 7 Das Briefchen: dazu vergleiche man die Verwendung ähnlicher Kettenreime bei den Kindern in Niederösterreich (Referent in »Der niederösterreichische Landesfreund«, 1900, S. 2); S. 9 Die Wirtsmagd: ein ähnlicher Glaube, wie er dort bezüglich eines angezündeten Kinderarmes, den Verbrecher benützen, damit niemand bei ihrer Thätigkeit im Hause aufwacht, mitgetheilt wird, in Steiermark (s. P. K. Rosegger, Buch der Novellen, Bd. I., 8. Aufl. Wien 1894, S. 255); S. 38 Der Zitherspieler mit dem Gemeinplatz der Liebeslyrik »Du wirst den Schlüssel meines Herzens tragen«, der auch im deutschen Volksliede vorkommt (s. Schmeller, Bayeri-

sches Wörterbuch, II, 500; Minnesangs Frühling ed. Lachmann und Haupt. 4. Anfl. Leipzig 1888, S. 3[5] u. s. w.). S. 63—96 enthält ausgewählte Stücke castilianischer Kunstpoesie, während S. 97—156 ein wertvoller Romanzencyklus: Bernardo del Carpio mitgetheilt wird, der ein weiterer Beitrag zu den Rolandsagen ist. S. 157—181 bringt 300 castilianische und catalonische Sprichwörter, die nach Lang (S. XVI f.) den Castilianern und Cataloniern specifisch eigen sein sollen, was jedoch für die überwiegende Mehrzahl nicht zutrifft, wie folgende Proben zeigen werden, die Referent nur als Stichproben für die Giltigkeit des Lang'schen Ausspruches machte. Im ganzen sind vielleicht nur 50 den Castilianern und Cataloniern eigen:

1. Wo man's am wenigsten denkt, da springt der Hase auf, s. K. F. W. Wander, Deutsches Sprichwörter-Lexikon, Leipzig 1870, II, 371, Nr. 12; Fr. L. Čelakovský, Mudrosloví národu slovanského ve přísloviích, Praha 1852, S. 264 (čechisch); J. P. Harrebomée, Spreekwoordenboek der Nederlandsche taal enz., I, 271, 272; H. G. Bohn, A Polyglot of foreign proverbs, London 1857, S. 302 (holländisch), 91 (italienisch) und 214 (italienisch).

10. Zu Hochzeiten und Taufen gehe nicht ungebeten, s. Wander, II, 697: 35; 697: 48; 697: 51; 699: 2 (sub Hochzeitsmahl); H. G. Bohn, Handbook of Proverbs comprising an entire publication of Rayes Collection of English proverbs, London 1860, S. 361; Leroux de Lincy, Le livre de proverbs français, Paris 1841, II, 254.

14. Eine Hand wäscht die andere — und die beiden das Gesicht, s. Wander, II, 298: 122; Chr. Lehmann, Florilegium politicum. Getruckt impensis autoris 1630, S. 374: 8, 235: 50; J. M. Sailer, Die Weisheit auf der Gasse oder Sinn und Geist deutscher Sprichwörter, Angsburg 1810, S. 241; O. v. Schlechta, Osmanische Sprichwörter, Wien 1865, S. 62; W. Körte, Die Sprichwörter und sprichwörtlichen Redensarten der Deutschen, Leipzig 1837, Nr. 2554; Čelakovský, S. 86 (čechisch, croatisch, polnisch); Harrebomée, I, 276; Bohn, A Polyglot, S. 304 (holländisch), 180 (portugiesisch), 228 (spanisch), 129 (italienisch); G. A. Pazzaglia, Ingresso al viridario Proverbiale aperto a curiosi amatori della vera moralità insegnata da proverbi antichi e mederni etc., Hannover 1702, S. 212: 3 (italienisch); G. von Gaal, Sprichwörterbuch in sechs Sprachen, Wien 1830, Nr. 1 (französisch), 847 (italienisch).

17. Hinter dem Kreuze steht der Teufel, s. J. Eiselein, Die Sprichwörter und Sinnreden des deutschen Volkes, Freiburg 1840, S. 395; K. Simrock, Die deutschen Sprichwörter, Frankfurt a. M. 1846, Nr. 5949; J. M. Braun, Sechstausend deutsche Sprichwörter und Redensarten, Stuttgart 1840, Nr. 2009; Gaal, Nr. 800 (englisch); Bohn, A Polyglot, S. 15 (französisch); Wander, II, 1607: 54, 55.

19. Im Hause des Musikants — liebt Frau und Tochter den Tanz, s. Wander, II, 406: 223; Bohn, A Polyglot, S. 17 (französisch).

21. Der Honig ist nicht für des Esels Maul, s. Wander, II, 766: 9; 769: 66; Körte, Nr. 2951; Ida von Düringsfeld, Das Sprichwort als Praktikus, Leipzig 1863, S. 60.

23. Der Hund wedelt nicht um deineswillen, sondern des Brotes wegen, s. Wander, II. 830: 261; P. Winckler, Zwey Tausend gutte Gedancken, Görlitz 1685, Nr. 1955; Bohn, A Polyglot, S. 110 (italienisch), 232 (spanisch), 269 (portugiesisch); Chr. W. Kritzinger, Nouveau dictionnaire françois-allemand, Leipzig 1742, S. 141a.

30. In dem Hause, da kein Brot ist, schreiet jeder — und jeder hat Recht, s. Wander, II, 408: 258; Ida von Düringsfeld, S. 85.

32. In vollem Haus ist bald das Mahl bereitet, s. Wander, II, 408: 256, 257, 265; Harrebomée, I, 343 und 345 (holländisch); Leroux, I, 125; Ph. Ch. Cahier, Quelque six mille proverbes et aphorismes usuels etc., Paris 1856, Nr. 3284.

38. Wer kein Brot hat, macht sich viel Gedanken, s. Wander, I, 479: 283.

40. Gutem Hörer — wenig Worte, s. Wander, II, 782: 1, 3; Gaal, Nr. 912 (französisch, italienisch).

42. Jeder spricht vom Jahrmarkt, je nachdem es ihm darauf ergangen ist, s. Wander, II, 999: 9, Bohn, A Polyglot, S. 207 (spanisch).

46. Alle Affection ist schlecht, s. Wander, I, 38: 1—7.

47. Gott behüte mich vor stillen Wassern, vor lauten hüte ich mich selbst, s. Wander, II, 15: 301; Winckler, Nr. 516; Bohn, Handbook, S. 362 (englisch); Bohn, A Polyglot, S. 90 (italienisch), 211 (spanisch); Cahier, Nr. 3182 (spanisch).

48. Geschenke brechen Felsen, s. Wander, I, 1590: 27; Winckler, Nr. 1117; Leroux, II, 248; Pazzaglia, S. 96: 6 (italienisch); Bohn, A Polyglot, S. 210 (spanisch), 273 (portugiesisch); Cahier, Nr. 3359 (spanisch).

50. Vertraue dein Geheimnis und du bist deines Vertrauten Gefangener, s. Wander, I, 1420: 2; 1421: 16, 18; Sailer, S. 281; Bohn, A Polyglot, S. 125 (italienisch), 263 (portugiesisch); Pazzaglia, S. 344: 7 (italienisch); J. von Düringsfeld, S. 78; Gaal, Nr. 620 (französisch und italienisch); Lehmann, S 714: 48.

51. Der Käse ist gesund, wenn ihn ein Geizhals gibt, s. Wander, II, 1156: 18, 25; 1157: 47; Harrebomée, I, 372; Körte, Nr. 3248; M. Zeiller, Das andere hundert Episteln, Ulm 1641, S. 101 (französisch); Dictionnaire des proverbes danois, Kopenhagen 1761, S. 440.

54. Jeder ist, wie Gott ihn geschaffen hat — und manchmal noch schlimmer, s. Wander, II, 1010: 65.

60. Ob der Krug gegen den Stein stößt oder der Stein gegen den Krug, schlimm ist's für den Krug, s. Wander, II, 1643: 25; Lehmann, S. 842: 6; Eiselein, S. 398; Körte, Nr. 3572; Simrock, Nr. 5987; Braune, Nr. 2029; Dictionnaire des proverbes danois, S. 362; J. v. Zingerle, Die deutschen Sprichwörter im Mittelalter, Wien 1864, S. 85.

64. Durch den Faden erlangt man den Knäuel, s. Wander, I, 913: 12.

75. Der dürre Hund ist voller Flöhe, s. Wander, II, 834: 353, Cahier Nr. 3641 (spanisch).

80. Ob man die Äffin kleide in Sammt und Seide, Äffin bleibt sie doch, s. Wander, I, 34: 1; J. A. Heusler, Luthers Sprichwörter, Leipzig 1824, Nr. 323.

81. Alle Extreme sind fehlerhaft, s. Wander, I, 910: 1.

86. Ob das Essen gut, ob das Essen schlecht — dreimal dazu trinken, ist billig und recht, s. Wander, I, 886: 3; Bohn, A Polyglot, S. 102 (italienisch).

99. Fünf Füße an der Katze suchen, s. Wander, I, 1302: 177; 1303: 195; 1305: 238; Harrebomée, II, 399.

104. Oft sinkt die Geduld zu Boden, wenn man sie mit Beleidigungen belastet, s. Wander, I, 1407: 167; Čelakovský, S. 111 (čechisch, polnisch).

107. Zum Geben und zum Haben ist Verstand erforderlich, s. Wander, I, 1376: 220; Gaal, Nr. 590 (italienisch).

108. Schenkt man dir die Kuh — so eile mit dem Seil herzu, s. Wander, I, 1370: 94; II, 1673; 198.

114. Für wen macht sich die Frau des Blinden schön? s. Wander, I, 402: 56; Bohn, Handbook S. 3 (englisch); Bohn, A Polyglot, S. 227 (spanisch).

120. Diene keinem, der gedient hat, flehe nichts von Einem, der gefleht hat, s. Wander, I, 595: 20.

124. Wer dem König die Kuh isst, bezahlt in hundert Jahren die Knochen, s. Wander, II, 1489: 170; Winckler, Nr. 1077.

125. Wer gegen den Himmel speit, dem fällt es gegen das Gesicht zurück, s. Wander, II, 653, 168; Čelakovský, S. 14 (englisch, spanisch, čechisch); Harrebomée, I, 302; Caroli Bovilli, Sarmarobrini vulgarium proverbiorum, 1531, II, Nr. 162 (lat., italienisch, französisch).

136. Die Fußstapfen des Bauern verderben den Acker nicht, s. Wander, I, 1308: 1; Harrebomée, II, 396.

137. Fragend, fragend kommt man nach Rom, s. Wander, I, 1096: 63; Lehmann, S. 186: 1; Körte, Nr. 1473; Simrock, Nr. 2584; Eiselein, S. 178; Proverbes danois, S. 526; Leroux, I, 198; Kritzinger, S. 411; Gaal, Nr. 482 (italienisch).

146. Wer beim Hochzeitsschmaus am wenigsten isst, das ist die Braut, s. Wander, II, 699: 1; Bohn, A Polyglot, S. 221 (spanisch).

149. Krieg, Jagd und Liebe — für eine gute Stunde tausend trübe, s. Wander, II, 1622: 133; Bohn, Handbook, S. 21.

151. Dem klappernden Hufeisen fehlt ein Nagel, s. Wander, II, 797: 1.

160. Der Bedrohten sind mehr als der Geschlagenen, s. Wander, I, 288: 1; Winckler, Nr. 1566.

162. In meinem Hause bin ich König, s. Wander, II, 406: 216; 408: 278; 420: 547; 1485: 74; 1486: 101; I, 547: 1, 9 und die dort zahlreich angegebene Literatur.

163. Trinken und blasen geht nicht zu gleicher Zeit, s. Wander, I, 393: 8, 9, 10, 12; Simrock, Nr. 1121; Eiselein, S. 81; Lehmann, II, 129: 157; Hoffmann von Fallersleben, Altniederländische Sprichwörter. Hannover 1859, Nr. 660.

164. Eine Frau, die Latein spricht, die nehm' ein anderer, ich nicht, s. Wander, I, 1113: 185, 192; 1115: 231; Cahier, Nr. 694 (französisch); Harrebommé, II, 420.

167. Ist dir Böses zugestoßen, sollst du kein böses Blut dir machen, sonst sind es zwei der bösen Sachen, s. Wander, I, 438: 78; Körte, Nr. 697; Proverbes danois, S. 437.

169. Großer Kopf: entweder sehr gescheit oder ganz ein Tropf, s. Wander, II, 1506: 179—182; Čelakovský, S. 179; Winckler, Nr. 1648, Proverbes danois, S. 303; Bohn, Handbook, S. 101; Kritzinger, S. 362 a; Harrebommé, I, 362 a.

175. Die Irrthümer des Arztes deckt die Erde zu, s. Wander, II, 967: 3; Bohn, A Polyglot, S. 290.

182. Wenn die Armen den Reichen geben, kann der Teufel das Lachen nicht vergeben, s. Wander, I, 136: 131.

197. Was soll der Blinde mit dem Spiegel? s. Wander, 404: 83; Körte, Nr. 650; Eiselein, S. 83; Simrock, Nr. 1148; Proverbes danois, S. 74; Harrebommé, I, 62.

200. Das Kreuz auf der Brust, den Teufel darinnen, s. Wander, II, 1605: 19; Bohn, A Polyglot, S. 213.

201. Wenn der Hund sterben soll, so sagt man, er ist toll, s. Wander, II, 871: 1210.

206. Der Geizhals wie das Schwein, wird nach dem Tod erst nützlich sein, s. Wander, 1457: 3; Simrock, Nr. 3229; Eiselein, S. 218; Proverbes danois, S. 226.

227. Fleisch macht Fleisch und Wein macht Blut, s. Wander, I, 1054: 60, 61; 1053: 53, 55; Winckler, Nr. 1168; Kritzinger, S. 117 (französisch).

266. Diesen Knochen einem andern Hund, s. Wander, II, 1435: 28; Körte, Nr. 3034.

274. Im Hause des Gehängten soll man nicht vom Stricke sprechen, s. Wander, II, 406: 224; Simrock, Nr. 4557; Winckler, S. 702; Cahier, S. 450; Bohn, A Polyglot, S. 24 (französisch), 114 (italienisch), 221 (spanisch), 276 (portugiesisch); Pazzaglia, S. 181: 4 (italienisch).

E. K. Blümml.

13.

Seler, Eduard: Die alten Ansiedelungen von Chaculá. Berlin 1901. Verlag von Dietrich Reimer. XVIII, 223 S. Mit 50 Lichtdrucktafeln, 282 Abbildungen und Plänen im Text und 1 Karte.

Diese neueste Arbeit Selers, die, wie man es von dem genannten Verlage nicht anders erwarten kann, vornehm und reich ausgestattet ist, enthält den ersten Theil einer Veröffentlichung der Ergebnisse seiner zum Theil im Auftrage und auf Kosten des Herzogs von Loubat ausgeführten Reise von Mexico aus über Oaxaca und Chiapas nach Guatemala, in den Jahren 1896 und 1897. Es sind insbesondere diejenigen Ergebnisse, welche die Grenzgebiete von Chiapas und Guatemala dargeboten haben.

Um die großen Mühen und persönlichen Opfer, die vielen Enttäuschungen, welche diese Reise mit sich gebracht hat, richtig zu würdigen, muss man freilich das im Jahre vorher und im selben Verlage erschienene Buch von Frau Cäcilie Seler »Auf alten Wegen in Mexico und Guatemala« gelesen haben. Sie, die treue und geschickte Gefährtin ihres Mannes, der wir ja auch die große Anzahl von Photographien verdanken, welche zum Schmuck beider Bücher gedient haben, schildert in überaus lebenswahrer und reizvoller Weise den ganzen Verlauf der Reise. Freilich muss man in solcher Weise reisen, um richtige und nachhaltige Eindrücke von Land und Leuten zu gewinnen, wie ich das aus eigener Erfahrung weiß. Trotz den mancherlei Widerwärtigkeiten, die Indolenz und Unzuverlässigkeit besonders für den mit sich bringen, der etwas beschaffen will und muss, wird man doch wieder ausgesöhnt durch das liebenswürdige und im großen Ganzen gutherzige Naturell der Bewohner. Der Zauber aber, den die großartige Natur und das Ungebundensein ausüben, verbunden mit dem Interesse an den verfolgten wissenschaftlichen Zielen drängen doch alles andere in den Hintergrund, und jenen Zauber hat auch Frau Cäcilie wiederzugeben verstanden; so dass mir wiederholt beim Lesen der Wunsch kam: Hättest du dabei sein können!

Das Gebiet, um das es sich in dem vorliegenden Buche handelt, ist der District Nenton im Departement Ueuetenango in Guatemala, sowie auch ein Theil des angrenzenden, zu Mexico gehörigen Staates Chiapas. Das Jahr 1896 führte die Reisenden durch diese Gebiete nach Guatemala, aber die eigentliche archäologische Durchforschung wurde erst im Jahre 1897 auf der Rückreise unternommen. Die wichtigsten Ergebnisse gruppieren sich um Chaculá, in dessen Umgebung mehrere alte Ruinen aufgefunden und genau vermessen wurden. Abbildungen und Grundrisse derselben werden gegeben, wobei es von Interesse ist, dass auch die Anlage der bekannten Ballspielplätze nachgewiesen werden konnte. Angestellte Nachgrabungen ergaben dabei manches interessante Material, zu dem die alte Stadt Quen Santo und die unterhalb derselben in der Schlucht liegenden Höhlen wohl die interessantesten Beiträge geliefert haben.

Leider ist schon in früheren Jahrer vieles Material von den Anwohnern theils zerstört, theils entfernt, beziehungsweise verschleppt worden, so dass ein einigermaßen vollständiges Bild der Cultur der ehemaligen Bewohner nicht mehr gewonnen werden konnte, wie das ja leider überall in diesen Ländern der Fall ist. Von Waffen, Geräthen, Schmucksachen, wie überhaupt von Erzeugnissen der Kleinkunst ist verschwindend wenig gefunden, ja sogar Spinnwirtel, die doch sonst überall massenhaft vorkommen, fehlen ganz. In der Keramik scheint nach den gefundenen Stücken die ornamentale Bemalung wenig geübt worden zu sein, denn nur an ein paar Stücken, insbesondere bei dem Thonbecher, Abb. 23, findet man sie; Farbenüberzüge dagegen sind mehrfach beobachtet. Vorwiegend ist die Verzierung der Thongefäße plastischer Art, seltener durch Einritzen hergestellt. Aber wie schon gesagt, der Befund gibt kein richtiges Bild, denn ich weiß aus eigener Erfahrung, dass gerade bemalte Gefäße, die in der Regel auch einfachere Formen haben, mit Vorliebe von den Indianern, die zufällig auf solche Funde stoßen, oder im Glauben Schätze zu finden, Nach-

grabungen anstellen, mitgenommen werden, sei es, um sie im eigenen Haushalt zu verwerthen oder um sie zu verkaufen.

Die in der Einleitung von Seler zusammengestellten Nachrichten über die früheren Bewohner dieser Gegenden, bieten keine absolute Gewissheit darüber, welcher der in Frage kommenden Stämme als Urheber der hier aufgefundenen Culturreste anzusehen ist. Nur das glaubt Seler befürworten zu dürfen, dass zwischen den Bewohnern der Umgegend von Chaculá, den Lacandonen des 16. und 17. Jahrhunderts, den Indianern der Alta Vera Paz und den Maya-Stämmen von Chiapas eine Gemeinsamkeit insoferne bestanden haben muss, dass sie im Besitze der Elemente jener eigenartigen und hochentwickelten Cultur waren, deren großartigste Schöpfungen wir in den Monumenten von Copan, Quiriguá, Palenque und den Ruinenstätten des Usumacinta bewundern. Nur, fügt er S. 13 hinzu, waren die Bewohner von Chaculá augenscheinlich ärmlicher und bäuerischer, und wenn sich auch in den gesammelten Überresten besondere Kunstformen und besondere Cultusformen unverkennbar aussprechen, so hätten aber auch diese Stämme die Kunst und Wissenschaft und die Cultur der Erbauer der Monumente von Copan und Quiriguá gekannt und besessen; ich komme hierauf später noch zurück. Für die letzte Annahme führt Seler zunächst die Stelen, Abb. 5, 6, mit bekannten Maya-Hieroglyphen an, die in der That in nichts von denen der genannten hochentwickelten Kunsterzeugnisse abweichen. Sie befanden sich allerdings nicht mehr in situ, und nur das Material, aus dem die Stelen hergestellt sind, scheint die Angabe der Anwohner zu bestätigen, dass sie aus der Nachbarschaft von Chaculá und speciell aus Quen Santo hergebracht sein sollen. Sonst hat Seler an Resten derartiger Inschriften oder Zeichen nichts gefunden. Dagegen findet er einen weiteren und sicheren Beweis für die Gemeinsamkeit wenigstens für einen Theil des Culturbesitzes mit jenen höher entwickelten Stämmen in der Darstellung dreier Gottheiten. Die erste dieser Gottheiten ist auf einem scheibenförmigen Stein, Abb. 89, angebracht und wurde bei El Cimarron, östlich von Quen Santo, gefunden. Vier, in Kreuzform angeordnete Paare von zungenförmigen Leisten, deren Enden gegenständig eingerollt sind, umgeben ein Gesicht, das der Abbildung nach normal gebildet zu sein scheint. Am äußeren Rande, zwischen den Voluten sind, wie es scheint, neun runde Scheibchen vertheilt. Die vier Volutenpaare führen zunächst zum Vergleich mit einem Relief aus Copan, Abb. 90, in deren Mitte eine Gottheit in ganzer Figur sitzt, deren Hauptmerkmal eine proliferierende Nase ist. Diese Gottheit wird, unter Heranziehen von anderen Darstellungen und Hieroglyphen aus Copan und aus dem Dresdner Maya-Codex, als der Gott des Ostens, der Wassergott, *Ah bolon tz'acab* bestimmt, der häufig mit der Zahl 9 verbunden ist. Viel sicherer aber erscheint die Deutung einer zweiten Gottheit, deren Kopf nicht nur auf Steinplatten, sondern auch mehrfach in den plastischen Verzierungen von Thongefäßen dargestellt erscheint. Vgl. Abb 105, 144, 215, 232, 242, 244 u. a. Dies ist, wie Seler durch vielfache Vergleiche nachweist, die Gottheit des Westens, der Dämon der sieben Schwarzen, oder der Mann mit den Jaguartatzen, der von den Mayas *Uuc ekel ahau*, in Tzeltal: *Uuc ical ahau* oder *Oxlahun-tox* genannt wird. Das besondere Merkmal dieser Gottheit ist der vermuthlich durch Schlangen gebildete Wulst, der sich unter den Augen hinzieht und über der Nase eine Verschlingung bildet. Dieses Merkmal ist in jeder Darstellung unverkennbar vorhanden, so dass an der Identität mit den Maya-Darstellungen nicht zu zweifeln ist. Dasselbe Merkmal führt Seler zu der Vermuthung (S. 176—177), dass dieser Gott mit der Darstellung der Gottheit des Abendsternes, *Tlauizcalpan-tecutli*, dem Repräsentanten der 5×13 Venusperioden im Codex Vaticanus B, Blatt 80, übereinstimme. Diese, in Abb. 254 wiedergegebene Darstellung zeigt allerdings auch eine merkwürdige, beiderseits volutenartig endende Verzierung, die sich unter den Augen zur Nasenwurzel hinaufzieht. Hier ist aber das äußerste Volutenende oben mit zwei quastenartigen Gebilden verziert, so dass eigentlich die Bildung jener charakteristischen Schleife über der Nasenwurzel nicht wahrscheinlich erscheint. Die Profilstellung kann dies Fehlen kaum erklären, denn man findet z. B. auf der Cedrela-Holzplatte von Tical, Abb. 109, die Schleife auch bei der Profilstellung deutlich angegeben, was bei einer Holzschnitzerei doch weit schwieriger auszuführen war als bei der Zeichnung. Aber ich will trotzdem Selers Vermuthung nicht bestreiten. Es ist ja sicher, dass die Beobachtung des Planeten Venus, beziehungsweise die Einfügung seiner Umlaufszeit in die verschiedenen Kalendersysteme sowohl in den mexicanischen (einschließlich der Borgiagruppe) wie in den Maya-Codices nachgewiesen ist. Außerdem muss man ja die Quineunx-Bemalung im Gesicht, die mehrere Darstellungen des *Tlauizcalpan-tecutli* zeigen (ähnlich wie in der Abb. 254), dem Zeichen an die Seite stellen, welches die Maya für den Planeten Venus hatten, und das Seler auch auf einem scheibenförmigen Stein aus dem Pueblo viejo Quen Santo, Abb. 174, wieder zu finden glaubt, wenn es auch etwas abweichend gebildet ist. (Vgl. Abb. 110b.)

Die dritte Gottheit kommt wie die erste auch nur einmal vor, und zwar ebenfalls auf einem scheibenförmigen Stein, Abb. 190. Die eine Oberfläche zeigt einen Kopf mit geschlossenen Augen, der von einer Leiste umrahmt ist, von der vier Strahlenbündel ausgehen, zwischen denen noch andere Zeichen stehen. Über dem Scheitel befindet sich dann noch ein schmales, mit der Spitze nach oben gerichtetes Dreieck, ähnlich den Pfeilspitzenstrahlen, welche mexicanische Sonnenbilder zeigen, oder wie Seler sagt, ähnlich dem Mittelpfeil mancher Formen des Olin-Zeichens. Der Vergleich mit Thonköpfen aus der Alta Vera Paz und anderen Dar-

stellungen aus Palenque und Copan ergibt die berechtigte Annahme, dass es sich hier um eine Sonnendarstellung handelt. Seler nennt daher den Ruinencomplex, in dem dieser Stein gefunden wurde, den Sonnentempel von Quen Santo.

Die Lage der drei scheibenförmigen Steine mit Darstellung der drei, vorstehend näher besprochenen Gottheiten, ist nun zu der alten Stadt von Quen Santo in der Weise orientiert, dass sich im Osten derselben der Stein mit der Wassergottheit, dem yukatekischen *Ah bolon tz'acab* befindet. Ungefähr in gleicher Entfernung im Westen liegt der Stein mit dem Gotte *Oxlahun tox* oder *Uuc ical ahau* und der Stein mit dem Sonnengesicht krönt einen Felsblock, der fast genau die nördliche Fortsetzung des Plateaus der alten Stadt bildet. Seler bemerkt hierzu, dass diese Anordnung diejenige der drei Tempel in Palenque wiederholt, Abb. 193, deren Altarplatten zum Theil genau den Vorstellungen entsprechen, die die Gesichter dieser drei Steine veranschaulichen.

Unter den sonstigen Funden bieten eine ganz besondere Eigenthümlichkeit die Steinfiguren Abb. 78, 140, 141, 172, 177, 218, 219, welche alle eine Art Halsband tragen, von dem menschliche Köpfe mit dem langen aufgelösten Haar nach unten gerichtet, herabhängen. Seler bemerkt dazu, S. 75—76, dass ihn diese Köpfe, welche klein im Verhältnis zu der sie tragenden Figur sind, an die Sitte der Jivaro, Indianer Südamerikas, erinnern, die Köpfe erschlagener Feinde durch Herausnehmen der Knochentheile und durch Einfüllen heißer Steine auf die Größe eines Affenkopfes reducieren und in dieser Form als Trophäe auf dem Rücken tragen. Er fügt hinzu, dass in der Literatur allerdings über eine solche Sitte in Centralamerika nicht berichtet wird, dass es aber ja eigentlich an Nachrichten über diese Gegenden vollständig fehlt. Zu den vielen interessanten Thongefäßen möchte ich schließlich noch bemerken, dass eine Reihe von Bruchstücken aus der Höhle Nr. 1 von Quen Santo, Abb. 233, in der Technik und der Art der aufgesetzten Verzierungen an eine Gruppe der Alterthümer aus Costa Rica erinnern, die sich im Bremer Museum befinden und von denen ich eine Auswahl im Jahre 1887 in den Abhandlungen des Naturwissenschaftlichen Vereines daselbst abgebildet und besprochen habe.

Wenn nun auch, besonders bei den Götterdarstellungen, Seler die Beziehungen zu den Vorstellungskreisen der hoch entwickelten Culturen nachgewiesen hat, deren Überreste wir in Copan, Quiriguá, Palenque und den Ruinenstätten am Usumacinta bewundern, so bleibt doch immerhin zwischen den Darstellungsformen dieser Gruppe und denen der Chaculágegend ein gewaltiger Unterschied, der sich besonders in der Steinplastik, etwas weniger in der Thonplastik bemerkbar macht. Die Beziehungen in den Götterdarstellungen sind gewissermaßen nur angedeutet und es fehlt im allgemeinen das phantastische Beiwerk und die saubere Ausführung jener hochentwickelten Culturgruppe. Außerdem ist unter den Funden auch mancher Typus, für den derartige Beziehungen nicht nachweisbar waren. Auch wenn man annehmen kann und muss, dass manche der besseren, oder doch mehr in die Augen fallenden Stücke verschleppt sind, so glaube ich doch nicht, dass das im wesentlichen das Urtheil über das Wesen und die Stufe der Kunstäußerung der ehemaligen Bewohner dieser Gegend ändern würde. Seler fasst ja die Charakteristik dieser Kunstäußerung, wie schon gesagt, durch die Bezeichnung »ärmlicher und bäuerischer« zusammen, wenn damit auch vielleicht nur die oberflächliche Wertschätzung dieser eigenartigen Erzeugnisse angedeutet wird und nicht ihr eigenstes Wesen. Seler hat aber Recht, wenn er die mancherlei Vermuthungen, welche diese Eigenart wachruft, als vorderhand zwecklos unterdrückt und sich darauf beschränkt, in der Vorrede zu erklären, dass er das Problem des Ursprungs dieser Culturen weder gelöst, noch zu lösen versucht habe. Ich möchte aber doch betonen, dass uns Seler in den Ergebnissen der archäologischen Durchforschung dieser Gegend ein ganz besonders interessantes Material bietet, weil er trotz allen mit gewohnter Gründlichkeit nachgewiesenen Beziehungen zu Bekanntem doch einen eigenartigen Typus darbietet. Man muss ihm dafür sehr dankbar sein.

Seler fügt der Arbeit noch einige sprachliche Notizen und eine Besprechung der in Chaculá aufgefundenen Schädel durch Herrn Prof. Dr. Felix v. Luschan hinzu. Den Buchschmuck durch Wiedergabe vieler Photographien von Frau Seler habe ich schon erwähnt, ich muss aber noch den weiteren Schmuck hervorheben, der durch die Zeichnungen des Herrn Wilhelm v. d. Steinen geboten wird, denn dieser Künstler versteht es vorzüglich, den Charakter der altamerikanischen Kunst wiederzugeben, was er ja schon in mehreren Veröffentlichungen Selers bewiesen hat.

Hamburg, Januar 1902. Hermann Strebel.

14.

Der Codex Fejérváry-Mayer. Erläutert von Dr. **Eduard Seler,** Berlin 1901. Groß-Folio, VI + 230 S.

Diese auf Kosten Sr. Excellenz des Herzogs von Loubat reproducierte altmexikanische Bilderhandschrift, befindet sich zur Zeit in den »Free Public Museums« in Liverpool. Dieselbe wurde zuerst in dem bekannten Prachtwerke von Kingsborough unter dem Namen des ersten Besitzers, Fejérváry, veröffentlicht.

Wie Seler berichtet, gieng sie nach Fejérvárys Tode an dessen Neffen Franz Pulszky über, der sie an einen Bürger Liverpools, den Herrn Josef Mayer verkaufte, von dem sie dann später jenen Instituten vermacht wurde. Darüber, wie diese Bilderhandschrift in den Besitz Fejérvárys gelangt ist, hat sich bisher nichts ermitteln lassen.

Die in Paris vorzüglich ausgeführte Facsimile-Ausgabe wird von einer Notiz des Herzogs von Loubat begleitet, in welcher außer einem Verzeichnis des ganzen, von ihm der amerikanistischen Forschung zugeführten wichtigen Studienmaterials auch eine vergleichende Tabelle der originalen, gegenüber der im Kingsbourough gebotenen Reihenfolge der Blätter gegeben wird, und zwar von allen bisher reproducierten Bilderhandschriften. Befremdend wirkt die Bemerkung, dass leider die k. k. Hofbibliothek in Wien noch nicht eingewilligt habe, die in ihrem Besitze befindliche, herrliche Bilderhandschrift zur Reproduction unter Aufsicht des Herzogs nach Paris zu entsenden.

Vergleicht man nun die Facsimile-Ausgabe mit der Wiedergabe im Kingsborough, so machen sich auch bei diesem Codex mehrseitige Abweichungen bemerkbar. Vor allem zeigt sich aber jetzt erst, dass dieser Codex zu einem der schöner ausgeführten Codices gehört. Die Linienführung ist ungemein sicher, und sie wie auch die ganze Ausführung lassen auf einen sehr geübten Künstler schließen. Das Original ist aus Pergament aus Hirschhaut gefertigt, das wie gewöhnlich mit einer weißen Stuckschicht überzogen ist, um eine glatteree Fläch für die Bemalung zu gewinnen und den aufgetragenen Farben bessere Wirkung zu geben Der Codex enthält 22 aneinander gereihte quadratische Blätter, die auf beiden Seiten bemalt und in der bekannten Weise zusammengefaltet sind.

Der Inhalt dieser Bilderhandschrift wird von Seler zunächst in eine Nacht- und eine Tagseite getrennt, deren Inhalt im einzelnen aus den nachfolgenden Capitelüberschriften des Textes erhellt.

A. Für die Nachtseite:

I. Die fünf Weltgegenden und ihre Gottheiten.
II. Die neun Herren der Stunden der Nacht.
III. Eine veränderte Liste von Hütern der fünf Weltgegenden.
IV. Der Tod durch Zauberei und andere Tode.
V. Die Götter der Lust.

B. Für die Tagseite:

I. Die viermal fünf Hüter der Venusperioden.
II. Die Götter der sechs Richtungen.
III. Die Periode von 59 Tagen.
IV. Eine andere Liste der sechs Richtungen.
V. Die sechs Himmelswanderer.
VI. Die Gottheiten der vier Himmelsrichtungen.
VII. Eine zweite Reihe von Göttern der vier Richtungen.
VIII. Die sechs Himmel.
IX. Die sechs Erdregionen.
X. Die vier Formeu der Gottheit des Planeten Venus.
XI. Noch eiumal die fünf Richtungeu.
XII. Der Zauberer Tezcatlipoca.

Den Erläuterungen ist, wie das schon bei denen zum *Tonal-amatl* Aubin geschehen ist, in sehr praktischer Weise eine Wiedergabe der Bilder in Umrisszeichnung angefügt, in der die einzelnen Namen und Bezeichnungen der Gottheiten und deren Attribute eingedruckt sind.

Wenn auch manches in dieser, wie auch in den bisher von Seler erläuterten Bilderhandschriften noch undeutbar oder in seiner Deutung fraglich bleiben musste, so kann man doch sagen, dass wir Seler eine ungeahnte Förderung des Verständnisses dieser eigenartigen Culturäußerungen verdanken. Die sogenannten Erklärungen, welche alte Interpreteu zu zweien dieser Bilderhandschriften geschrieben haben, bieten doch im Grunde nur sehr beschränkte Anhaltspunkte für eine so eingehende und im allgemeinen überzeugende Deutung, wie sie Seler bietet. Für den vorliegenden Codex lagen solche Erklärungen überhaupt nicht vor, und es ist daher doppelt hoch anzuerkennen, dass dafür eine verhältnismäßig vollständige Deutung wenigstens des Hauptinhaltes und dazu noch mancher Einzelheiten geboten wird. Seler musste dabei meist auf eigene Arbeiten zurückgreifen, denn manche Deutung lässt sich überhaupt erst durch den Vergleich mit anderen verwandten Darstellungen finden, sei es, weil solche besser ausgeführt sind, oder weil sie irgend eine, unserem Verständnis näher liegende Seite der Auffassung mehr hervorheben. In diesem Sinne sind mancherlei Wiederholungen in Wort und Bild von schon Bekanntem nicht nur unerlässlich, sondern auch sehr erwünscht, zumal für diejenigen, denen entweder frühere Arbeiten Selers oder die herangezogenen Bilderhandschriften nicht zur Verfügung stehen.

Jede neue Arbeit Selers auf diesem Gebiete zeigt eine Festigung der schon erworbenen und einen Fortschritt zu weiterer Erkenntnis. In der vorliegenden Arbeit überrascht der Nachweis einer bisher nicht bekannten Art der Einschaltung von Tagen, um die Correctur des Kalenders mit der wirklichen Jahreslänge herbeizuführen. Auf den Blättern 26—29 dieses Codex (Kingsborough 19—16) ist eine Periode von 59 Tagen oder zwei synodischen Monaten verzeichnet, die in dem *Tonal-amatl* oder Vielfachen desselben in keiner Weise aufgehen, so dass erst nach 59×260 Tagen auf den Anfangstag dieser Perioden wieder dieselbe Zahl und dasselbe Zeichen fallen. 59×260 sind 15.340 Tage oder 42 mexikanische Jahre von 365 Tagen und 10 Tage oder fast genau 42 wirkliche Jahre. Seler fügt hinzu: »Es scheint demnach, dass diese Perioden von 59 Tagen nicht so sehr dazu bestimmt waren, die Mondumläufe festzulegen oder eine Concordanz zwischen Mondumläufen und Sonnenjahren herzustellen — zwei synodische Monate sind ja auch etwas mehr als 59 Tage; das 260fache eines wirklichen Doppelmonats würde 42 Jahre und 26 Tage betragen — als vielmehr eine Correctur der Jahreslänge zu ermöglichen, indem man nach Ablauf dieser großen Periode die Zeit, in der die regelmäßig im Jahre zu feiernden Feste abgehalten werden sollten, um zehn Tage hinausschob.« S. 178 u. folg. kommt Seler dann auf diesen Gegenstand bei Besprechung der Gottheiten der vier Himmelsrichtungen, zurück, die hier in einer besonderen Reihenfolge auftreten. In der Parallelstelle des Codex Borgia, Blatt 49—52 (Kingsborough 66—63), werden nämlich neben den Gottheiten und anderen Darstellungen auch vier Jahre angegeben, und zwar:

1. *naui calli* = vier Haus,
2. *naui tochtli* = vier Kaninchen,
3. *naui acatl* = vier Rohr,
4. *naui tecpatl* = vier Feuersteinmesser,

die also dem Osten, Norden, Westen, Süden entsprechen würden, beziehungsweise den Tageszeichensäulen *ce cipactli, ce ocelotl, ce mazatl, ce xochitl*, während doch jenen Himmelsrichtungen die Jahre *ce acatl, ce tectaptl, ce calli, ce tochtli*, beziehungsweise die Tageszeichen des einfach geordneten *Tonal-amatls ce cipactli, ce miquiztli, ce ozomatli, ce cozcaquauhtli* entsprechen müssten.

Nun, das Jahr *naui calli* ist von dem Jahre *ce acatl*, das eigentlich die Himmelsrichtung des Ostens bezeichnen müsste, genau um 42 Jahre entfernt. Das ist die Periode, die schon bei den 59 Tagen (S. 135) herausgefunden wurde, nach deren Ablauf man 10 Tage einschalten muss, um das um $^1/_4$ Tag zu kleine Jahr der Mexikaner mit der wirklichen Länge des Jahres in Übereinstimmung zu bringen. Und schaltet man diese 10 Tage ein, so kommt man von dem Tage *naui calli*, der ja mit dem Jahre gleichlautend ist, auf den Tag *ce acatl*, d. h. genau auf den Tag, der als Anfangstag eines Jahres gedacht, der Himmelsrichtung des Ostens entsprechen würde. In gleicher Weise verhält es sich mit den drei anderen Daten. Seler, den ich im Vorstehenden fast wörtlich citiert habe, schließt dann wie folgt. »Es ist also durch das Vorkommen der vier Jahre *naui calli, naui tochtli, naui acatl, naui tecpatl* auf den vier, den Himmelsrichtungen Osten, Norden, Westen, Süden entsprechenden Codex Borgia-Blättern das erwiesen, was wir schon durch die in der unteren Hälfte der Blätter 26—29 unserer Blätter dargestellte 59tägige Periode angezeigt erschien, dass die alten Mexikaner oder wenigstens die Priester, welche die Handschriften der Codex Borgia-Gruppe verfassten, nach Ablauf von 42 Tagen 10 Tage einschalteten, um eine Correctur der Jahreslänge herbeizuführen. Und es ist eine Erinnerung an diese nothwendige Correctur, deren Art und Weise der Ausführung sicher durch mündlichen Unterricht überliefert wurde, die in den vier Bildern, die die unteren Hälften der Blätter 33, 34 unsere Handschrift füllen, und in den Parallelstellen des Codex Bologna und des Codex Borgia übermittelt wurde. Man begreift deshalb, dass im Codex Bologna der Darstellung des *Tonal-amatl* (Blatt 1—8) und der der 5×13 Venusperioden (Blatt 9—11) als einziges und wesentliches Stück diese Bilder der Götter der vier Himmelsrichtungen (Blatt 12—13) angefügt wurden. Diese bezeichneten eben dem in den Priesterwissenschaften Unterrichteten das dritte Hauptstück der Chronologie, die Correctur der Jahreslänge. Und nur der glückliche Zufall, dass der etwas gründlichere Gelehrte der Codex Borgia-Handschrift sich veranlasst sah, neben diesen vier Bildern die genannten vier Jahre hinzuschreiben, lässt auch uns nunmehr in diesen Bildern das erkennen, was den durch mündlichen Unterricht unterwiesenen alten Priesterschülern ohne weiteres klar sein musste.«

Wenn nun auch diese von Seler entdeckte Art der Correctur sehr interessant ist, so muss man dieselbe doch wohl vorläufig, wie er es auch andeutet, als eine Eigenart der Priesterschule ansehen, welcher man die Anfertigung derjenigen Bilderschriften zuschreiben muss, in denen eine derartige Correctur nachweisbar ist. Gegen eine Verallgemeinerung sprechen doch mancherlei Gründe. Ich brauche wohl kaum darauf hinzuweisen, dass die Frage, ob und in welcher Weise sowohl die alten Nationen Mexikos wie die Mittel-Amerikas die künstliche Jahreslänge ihres Kalenders mit der wirklichen in Einklang brachten, bisher als eine offene betrachtet ist. Seler selbst hat in seiner Arbeit über die mexikanische Chronologie (Berliner Zeitschrift für Ethnologie, 1891) den Standpunkt vertreten, dass eine Correctur überhaupt nicht stattgefunden

hat, höchstens in sehr weiten Zwischenräumen, dass aber auch gegen das letztere die sehr großen Zeiträume sprechen, welche Förstemann zuerst in den Maya-Codices nachgewiesen hat, und bei denen keinerlei Einschaltung verzeichnet ist. Die älteren Autoren haben zum Theil ebenfalls jede Jahrescorrectur geläugnet, andere haben eine solche von einem Tag alle vier Jahre und wiederum andere 13 Tage nach 52 Jahren angenommen. Gegen die wirklich praktische Anwendung der neu aufgefundenen Art der Correctur von zehn Tagen nach 42 Jahren spricht nach meiner Ansicht nach ein anderer Umstand, dass nämlich die Zahlen 10 und 42 so gar nicht zu den Zahlengruppen passen, die sonst bei allen diesen Völkerschaften im Kalendersystem für Eintheilungen benutzt wurden (also 4, 5, 9, 13, 18, 20 und z. Th. ihre Vielfachen), und die auch mit ihren religiösen Vorstellungen vielfach eng verknüpft sind.

Ich will die Möglichkeit keinen Augenblick bezweifeln, dass die in den Codices Fejérváry-Mayer und Borgia aufgefundene Art der Correctur mit der Zeit weitere Bestätigung und vielleicht auch noch eine andersartige Motivierung finden wird, denn gegen eine Autorität, wie es die Original-Bilderschriften sind, kann keine andere aufkommen. Es kann aber auch sein, dass es sich hier wirklich nur um eine, auf engeren Kreis beschränkte priesterliche Wissenschaft oder Speculation handelt.

Seler behandelt in der Schlussbemerkung dieser Schrift wiederum, und zwar eingehender die Zusammengehörigkeit der Codices Borgia, Vaticanus B, Bologna, Laud und Fejérváry-Mayer, beziehungsweise er gibt in großen Zügen an, worin sie sich von einander unterscheiden. Seler sagt dann am Schluss folgendes: »So decken sich bald, bezüglich ihres Inhalts, diese verschiedenen verwandten Bilderschriften, bald weichen sie von einander ab. Jede einzelne stellt eben ein Sammelwerk, eine Encyklopädie des Wissens ihrer Zeit dar — Encyklopädien, die aber bei dem einen Verfasser diese, bei dem anderen jene Lücke aufweisen. Am engsten verwandt ist, trotz den Abweichungen im Inhalt, unsere Handschrift dem Codex-Laud. Das zeigt sich vor allem in dem Stil der Figuren, in der Art der Zeichnung sowohl, wie in der Farbengebung. Beide sind vermuthlich in derselben Gegend entstanden.«

Jedenfalls findet man innerhalb dieser Gruppe von Bilderschriften Vorkommnisse, die auf eine Entlehnung aus anderen Culturcentren schließen lassen. Dahin rechne ich u. a.: 1. Die merkwürdige Abweichung in der Form einiger Tageszeichen, welche die Blätter 14—24 (Kingsborough) des Codex Bologna aufweisen, worauf auch Seler schon a. a. O. hingewiesen hat. 2. Die Eigenartigkeit, dass in den Codices Bologna, Laud und Fejérváry in gewissen Zahlenreihen die 5 durch einen Strich anstatt durch fünf Scheibchen geschrieben wird, was der Maya-Schreibweise entspricht, während doch die Zahlen bei den eigentlichen Daten überall in der gewöhnlichen Art geschrieben sind. Die eigentliche Bedeutung dieser merkwürdigen Zahlenreihen hat Seler bisher nicht herausgefunden, wenn er auch bei Einzelnen Vermuthungen ausspricht. Dass es nur Zahlenspielereien sein sollten, glaube ich nicht recht.

Seler kommt zuletzt noch auf die Frage zurück, wo denn die Heimat dieser Gruppe von Bilderhandschriften zu suchen sei. Er erwähnt dabei, dass gerade in der hier besprochenen Handschrift Berührungen mit zapotekischer Kunst oder mit dem zapotekisch-mixtekischen Mythus, sowie eine Verwandtschaft mit Maya-Handschriften vorhanden sind. Er bestätigt dann nur die schon mehrfach früher ausgesprochene Annahme, dass die Heimat der Codex Borgia-Gruppe von Bilderschriften in der Gegend von Tehuacan, Cozcatlan, Teotitlan del Camino zu suchen sei. Das war ein von mexikanisch redenden Leuten bewohntes Land, den Zapotekan benachbart und an der Handelsstraße gelegen, die von da nach der Küste und zu der Maya-Bevölkerung von Tabasco führte. Seler schließt mit der Frage: »Wer weiß, ob es nicht die von dieser Gegend ausgehenden Colonisten gewesen sind, die in dem Maya-Gebiete den Anstoß zu jener Culturentwickelung gegeben haben, deren hervorragende Schöpfungen wir an den zahlreichen alten Plätzen jenes Gebietes mit Bewunderung schauen.« Möge es Seler vergönnt sein, auch auf diese Fragen, wie schon auf so manche andere, eine befriedigende Antwort zu finden.

Hamburg, Februar 1902. Hermann Strebel.

15.

Koch, Theodor: Die Guaikurústämme. Globus, Bd. LXXXI, S. 1—7, 39—46, 69—78, 105—112. Braunschweig 1902.

Der Verfasser hatte auf der Rückreise von Dr. Herrmann Meyers zweiter Schingú-Expedition Gelegenheit, in Porto Murtinho, nahe der brasilianisch-paraguayischen Grenze am Paraguay gelegen, Guaikurús genauer kennen zu lernen und legt in den vorliegenden, gut illustrierten Aufsätzen ein detailliertes Bild seiner reichen ethnographischen Beobachtungen unter diesen Indianern vor. Er behandelt von den beiden Hauptstämmen der Guaikurú, den Kadiuéo und Toba (zusammen heute kaum mehr ein und ein halbes Tausend Seelen) ausführlich die Stammgeschichte, beschreibt ihre körperliche Erscheinung und physischen Eigenschaften, Lebensweise, Wohnstätten, Tracht, Schmuck (die Kadiuéo üben Spitzfeilen der oberen Incisiva [siehe diese Mittheilungen, XXXI, 15] — Tätowieren und Körperbemalen — Epilation), ihre Waffen

(besonders Bogen und Pfeile genau), Gewerbefleiß (primitive Töpferei der Frauen »durch Aneinanderlegung dünner Thoncylinder um ein gemeinsames Centrum, die dann zusammengestrichen und innig miteinander verbunden werden« — Schnurornamentik; rothe, schwarze und weiße Bemalung), endlich sociale Gliederung und religiöse Anschauungen (Seelencult oder besser Seelenfurcht; Namensänderung der Familienangehörigen bei einem Todesfall; das Grab wird mit Baumstämmen verrammelt, damit die Seele nicht mehr heraus könne; alles dem Todteu Liebe wird ihm mitgegeben [selbst der lebende Säugling der Mutter], damit er nicht erst zurückkehre, um es zu holen — Wiederbestattung nach 10—12 Tagen — Zauberärzte — Altentödtung), alles zum Theil auf eigener Anschauung beruhend, zum Theil mit genauer Heranziehung der gesammten darüber vorhandenen Literatur.

Kürzer bespricht der Verfasser die Mokoví, Abipon, Payaguá und Guatschí, Stämme, deren völliges Aussterben unmittelbar bevorsteht. Die in dem kurzen sprachlichen Anhang erwähnte größere Arbeit des Verfassers über die Linguistik dieser Stämme ist in dem vorliegenden Hefte dieser Mittheilungen inzwischen erschienen.

Die Arbeit gehört zu den gründlichsten und instructivsten ethnologischen, die wir über dieses Gebiet besitzen. L. B.

16.

Geiger, Paul: Beitrag zur Kenntnis der Ipoh-Pfeilgifte. Mit einem Anhang: Pharmakognostische Mittheilungen über einige zur Herstellung von Ipoh verwendete Giftpflanzen. Basel 1901 (Inaugural-Dissertation zur Erlangung der Doctorwürde).

Diese Arbeit bereichert unsere Kenntnis der südasiatischen Pfeilgifte um ein Bedeutendes und beruht wesentlich auf der chemisch-pharmakologischen Untersuchung einer Anzahl Giftproben, welche Prof. Dr. Rudolf Martin auf seiner Forschungsreise auf der malayischen Halbinsel unter den Ureinwohnern, den Sakai, gesammelt hat.

Im I. Abschnitt (Geschichte) erhalten wir eine historische Darstellung unseres bisherigen Wissens über die Pfeilgifte in der Verarbeitung sämmtlicher über den Gegenstand vorhandenen Literatur. Im II. Abschnitt wird die Gewinnung des Ipoh aus der Mutterpflanze (Antiaris toxicaria) eingehend geschildert. Die auf S. 22 enthaltene Angabe, wonach Gustav Schneider aus Basel der erste Europäer gewesen ist, der die Karo-Battak aufsuchte, ist jedoch unrichtig, da Baron de Raet im Jahre 1866, de Haan, Feilberg und Dr. Hagen bereits vor ihm jenen Stamm besucht haben. Der III. Abschnitt behandelt die Giftigkeit und physiologische Wirkung des Ipoh, der IV. die gebräuchlichen Gegenmittel, der V., ethnologisch wichtigste, die Herstellung und Anwendung der Giftpfeile, sowie der übrigen zu ihrem Gebrauche nothwendigen Utensilien. Insbesondere möchten wir auf die kartographische Darstellung der Verbreitung des Blasrohres im malayischen Archipel aufmerksam machen. Merkwürdig und bisher unaufgeklärt ist das Fehlen des Blasrohres auf der Mentaweigruppe westlich von Sumatra. [1]) Ob dies nicht auf Beziehungen zu den Melanesiern hindeutet, da man bekanntlich in deren Gebiete zur Abschießung der Giftpfeile nur den Bogen verwendet? Die Provenienz des auf Tafel I, Fig. 7, abgebildeten, von den Gebrüdern Sarasin gesammelten doppelspitzigen Giftpfeiles aus Celebes dürfte wahrscheinlich in Losso, landeinwärts von der Pare-Pare-Bai in Süd-Celebes, zu suchen sein. (Vgl. den Reisebericht der Sarasins in Zeitschrift der Gesellschaft für Erdkunde in Berlin, XXXI. 1896, S. 77.) Im VI. Abschnitte erhalten wir eine Übersicht der geographischen Verbreitung des Gebrauches von Ipoh, und stellt sich heraus, dass das Gebiet des Ipohgebrauches mit nur kleinen Unregelmäßigkeiten (Mentawei) mit demjenigen des Blasrohres zusammenfällt. Es ist dies eine neue Bestätigung für die von Pleyte in seiner bekannten Arbeit: Sumpitan and bow in Indonesia (Internationales Archiv für Ethnographie, IV, 1891) ausgesprochene Anschauung, dass das Blasrohr und die Pfeilgifte die einheimische Waffe des malayischen Stammes sind. Dass in den Molukken das Blasrohr fehlt, erklärt sich wohl durch die Einwirkung der angrenzenden melanesischen Cultur. Die Behauptung Frobenius' Petermanns Mittheilungen, 1900, S. 235), dass das Blasrohr in eifriger Ausdehnung begriffen und eine Reihe jüngerer Verbreitungsgebiete (Palau, Halemahera, Kisser und Wetter) erlangt habe, steht im Widerspruche mit dem überall erkennbaren Rückgange des Blasrohrgebrauches in seinem engeren Heimatgebiete. [2])

Abschnitt VII gibt das botanische Verzeichnis aller bei der Ipohbereitung verwendeten, als Gegenmittel genannten und zur Herstellung der Waffen gebrauchter Pflanzen, Abschnitt VIII enthält die toxikologische Untersuchung einer Anzahl Pfeilgifte, Abschnitt IX beschreibt endlich eine theilweise auch abgebildete Anzahl Bambusbüchsen, Spatel, Blasrohrpfeile und lose Giftproben, welche sich in den Sammlungen

[1]) Auch auf Nias ist das Blasrohr ursprünglich fremd, bürgert sich jedoch langsam ein (Modigliani, Un viaggio a Nias, S. 253).

[2]) Die Einbürgerung des *sumpitan* in Nias wird erklärlich, da dort jede Schusswaffe, auch der Bogen, von Anfang an fehlten (Modigliani, S. 252).

R. Martin, des Herrn G. Schneider und der Brüder Sarasin befinden. Der Anhang enthält pharmakognostische Mittheilungen.

Die auch für die Ethnologen wichtigen Hauptresultate der Arbeit lassen sich, nachdem wir das Zusammenfallen des Verbreitungsgebietes des Ipoh mit dem des Blasrohres bereits erwähnt, in folgendem kurz zusammenfassen:

1. Als Grundlage des Ipoh ist fast stets der Upasbaum (Antiaris toxicaria Lesch.) zu betrachten. Von anderen Giftpflanzen kommen noch zwei Strychnosarten (Strychnos Tienté Lesch. und Strychnos lanc. Miqu.) und nur ganz vereinzelt Derris elliptica Berth. (gewöhnlich als Fischgift, *tuba*, gebraucht) bei der Ipohherstellung in Betracht.

2. Da Arsen und Antimon in keinem Pfeilgifte nachgewiesen werden konnten, ist Ipoh als reines Pflanzengift anzusehen.

Horn, Niederösterreich. Dr. Richard Lasch.

Der paläolithische Mensch und seine Zeitgenossen aus dem Diluvium von Krapina in Kroatien.

Nachtrag
(als zweiter Theil).

Von **Dr. Karl Gorjanović-Kramberger,**
k. o. ö. Professor der Geologie und Paläontologie in Agram.

(Mit 4 Tafeln und 18 Textabbildungen.)

Die Veröffentlichung dieses Nachtrages — eigentlich: des zweiten Theiles der Abhandlung über den diluvialischen Menschen von Krapina — veranlassten fortgesetzte eingehende Studien des vorhandenen Materiales, insbesondere aber der Schädelbruchstücke, welche näher zu untersuchen sich auch Herr Prof. Dr. H. Klaatsch aus Heidelberg zur Aufgabe machte. Es gelang ihm auch während seines fünftägigen Aufenthaltes in Agram (September 1901), einige der Schädelbruchstücke aneinanderzufügen und dadurch ein ansehnlicheres Schädeldachstück und eine (die rechte) Occipitalpartie zusammenzukleben, wodurch es sich auch als nothwendig erwies, letztere Schädelpartie eingehender zu besprechen, umsomehr, da sich diesbezüglich so manche und gewichtige Übereinstimmungen mit den bereits beschriebenen alten Schädeln, vor allem aber mit jenem des »Neanderthalers« ergaben.[1]) Anderseits regten mich die also vergrößerten Schädelbruchstücke an, die Frage zu untersuchen, ob sich aus ihnen möglicherweise ein treues Bild der Schädelformation des Krapinaer Menschen construieren ließe. Zu diesem Zwecke wählte ich diejenigen Schädelbruchstücke, welche sich vermöge ihrer Dicke und Oberflächenbeschaffenheit als Stücke möglicherweise desselben Individuums betrachten ließen. Diese wurden in allen Stellungen photographisch aufgenommen, insbesondere aber hatte ich jene Knochenansichten vor Augen, welche die Construction der »Norma verticalis«, »lateralis« und den Querschnitt des Schädels ergeben sollen. Dann habe ich in den auf diese Weise erhaltenen Längsschnitt nach den Methoden Prof. Dr. Schwalbes alle jenen Punkte und Linien verzeichnet, die zur Berechnung einiger wichtiger Indices nothwendig waren, um mit den so gewonnenen — vielleicht nicht absolut genauen — Ergebnissen doch einen Vergleich mit den bekannten diluvialen Schädelstücken anzustellen. Ich halte nämlich daran fest, dass man den Schädeltypus auch aus Bruchstücken verschiedener Individuen von ziemlich gleichem Alter, welche aus einer und derselben Fundgrube — ja derselben Schichte (Culturschichte) — herrühren, erkennen vermag, da es ja doch mehr als wahrscheinlich ist, dass die Schädelreste einer so kleinen Ansiedlung gewiss auch denselben Schädelbau aufweisen werden.

[1]) Ich habe wohl in meiner Abhandlung: »Der paläolithische Mensch und seine Zeitgenossen aus dem Diluvium von Krapina in Kroatien« (siehe: Mittheilungen der Anthropologischen Gesellschaft, Wien 1901, S. 183), hervorgehoben, dass sich der Krapinaer Mensch unter anderem auch durch seine hohe Stirne auszeichnet. Diese meine Annahme wird dahin umgeändert, als er sich, obwohl als Repräsentant der Neanderthaler-Species erweisend, doch innerhalb des genannten Formenkreises, als einer eigenen Rasse angehörend, darstellt. Auch hatte man vor den Schwalbe'schen Arbeiten über den »Neanderthaler« keinen rechten Begriff, was man eigentlich unter der sogenannten »fliehenden Stirne« zu verstehen habe.

Ich habe ferner den Unterkiefer auf seine innere Symphysis, sodann die Milchzähne als auch Zähne erwachsener Individuen bezüglich ihrer Wurzelbildung, Dimensionen u. s. w. geprüft. Endlich wurden noch einige interessante Fälle von »Arthritis deformans« durch Knochenexostose an Wirbeln und Kiefern des *Ursus spelaeus* veranschaulicht.

Auf mein Ansuchen hat Herr Dr. Klaatsch die Beschreibung der Occipitalpartie des Schädels freundlichst übernommen, und ich habe sie wörtlich in dieser Schrift reproduciert. Zu großem Danke verpflichtete mich Herr Prof. Dr. Schwalbe in Straßburg für das überaus liebenswürdige Geschenk, das er mir mit drei vollständigen menschlichen Milchgebissen und isolierten Milchzähnen machte. Sehr verpflichtet fühle ich mich gegenüber dem Herrn Dr. Walkhoff in München für die Röntgenbilder der Kiefer meines Krapinaer Menschen. Endlich sei mir noch an dieser Stelle erlaubt, die große Liberalität der Direction des allgemeinen Krankenhauses der barmherzigen Schwestern in Agram für die Benützung des Röntgenapparates hervorzuheben und meinen besten Dank dem Herrn Dr. Hühn als auch meinem Freunde Prof. F. Sandor und dem Institutsassistenten Herrn V. Ivanek für die gemachten Röntgenaufnahmen einiger hier reproducierter Unterkiefer-Angularstücke hiermit auszudrücken.

I. Die Knochen des Schädels.

Obzwar dieselben schon in meiner erschienenen Arbeit zum größten Theil beschrieben sind, so hat sich nachträglich, wie bemerkt, doch die Nothwendigkeit, einige davon etwas näher zu beschreiben, herausgestellt. Andere wurden, wie einleitend bemerkt, von Herrn Dr. Klaatsch durch Aneinanderkleben der zugehörigen Fragmente vergrößert und wiesen dabei Charaktere auf, die jedenfalls veröffentlicht werden müssen, da sie einen nicht unwichtigen Beitrag zur Kenntnis des Schädelbaues des Krapinaer Menschen lieferten.

Von den bereits beschriebenen Knochen soll hauptsächlich die untere Stirnpartie mit den Supraorbitalrändern, das Schädeldach, das Occipitale, der Unterkiefer und die Zähne (bezüglich ihrer Größenverhältnisse und Wurzelbildung) in Betracht gezogen werden.

1. Das Stirnbein.

An diesem Knochen ist das Wichtigste seine untere, die oberen Augenränder bildende Partie, welche sich in einer starken Protraction und Verdickung kundgibt. Die Supraorbitalränder sind, vom *Proc. zygomaticus* gegen die *Glabella* gehend, von ungleicher Beschaffenheit: zuerst sind sie dicht, bald aber, und zwar von der *Incisura frontalis* an, erscheinen große Hohlräume (*Sinus frontalis*), welche eine sowohl stärkere obere und vordere als hintere und untere Orbitalwand verkleiden. Die Ausdehnung der Hohlräume gegen den *Proc. zygomaticus* hin ist eine ungleiche; einmal beginnen dieselben schon 20 *mm* von der erwähnten Stelle, ein anderesmal, und zwar am Supraorbitalrand eines jüngeren Individuums (Exemplar 10 auf S. 183 meiner Arbeit), 27·5 *mm*, und bei einem Rand eines Erwachsenen beginnt die Hohlraumbildung erst in einer Entfernung von 33 *mm* von der genannten Stelle. Bei der abgebildeten Stirne (Tafel I, Fig. 1, l. c.) beginnt die Höhlung sogar 38 *mm* vom *Proc. zygomaticus* und erstreckt sich circa 20 *mm* weit gegen die *Crista* hin, wobei sie durch Abschnürungen in kleinere Höhlungen getheilt erscheint. Die innere Fläche des Sinus ist zwar glatt, aber durch Unebenheiten und rippenartige Erhöhungen unterbrochen. Der *Sinus frontalis* ist, wie dies auch bei den Anthropoiden der Fall ist, in den Supraorbitalrand hineingedrängt. Es mag noch erwähnt sein, dass in die innere, vordere Orbitalwand des Oberaugenrandes (Tafel I, Fig. 2, l. c.) mehrere kleine Öffnungen führen, und zwar fünf in einer Reihe und dann noch drei oder diesen. Unsere

Textabbildung 104 zeigt uns übrigens die Anordnung dieser Löcher. Was die äußere Beschaffenheit des *Margo supraorbitalis* betrifft, so mag vor allem bemerkt werden, dass er nicht überall gleich dick ist; am stärksten ist er zwischen der *Incisura frontalis* und der *Glabella,* am dünnsten zwischen der *Incisura* und dem *Proc. zygomaticus.* Das Bruchstück, welches uns die Textabbildung 104 darstellt, zeigt diesbezüglich folgende Ausmaße: Dicke beim *Proc. zygomaticus* = 12·3 *mm*, bei der *Incisura supraorbitalis* = 16·4 *mm* und in der Mitte 11·3 *mm*, woselbst die Protraction des *Margo supraorbitalis* von der *Squama*

Abb. 103 *a*.

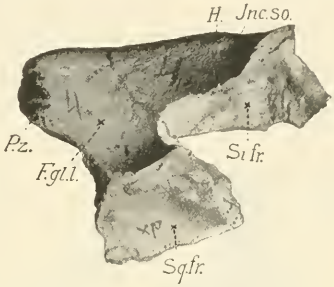


Abb. 104.

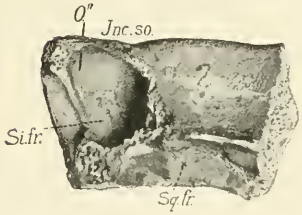


Abb. 103 *b*.

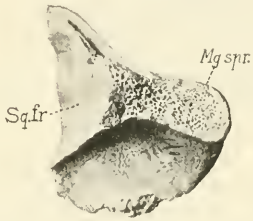


Abb. 105.

Die Supraorbitalränder des Krapinaer Menschen in natürlicher Größe.

Abb. 103 *a*, *b* = linker Oberaugenrand von vorne und unten. — Abb. 104 = rechter Supraorbitalrand von unten. — Abb. 105 = linker Supraorbitalrand; Seitenansicht.
Si. fr. = Sinus frontalis; *Inc. so.* = Incisura supraorbitalis; *For. so.* = Foramen supraorbitalis; *Sq. fr.* = Squama frontalis; *P. z.* = Processus zygomaticus; *F. gl. l.* = Fossa glandulae lacrimalis; *Mg. spr.* = Margo supraorbitalis; *H* = Höcker (Processus supraorbitalis); *Ö* = Öffnung.

frontalis 25 *mm* ausmacht. Das abgebildete Exemplar, Abb. 103 *a*, *b*, ist an seiner dünnsten Stelle 10·5 *mm*, bei der *Incisura* bereits 14·3 *mm* dick. Beim Fragmente Abb. 105 beträgt die größte Dicke beim *Proc. zygomaticus* 11·3 *mm* und in der Mitte 9·6 *mm*. Hinter dieser Stelle aber, also in der Mitte zwischen dem vorderen Supraorbitalrand und der Stirne, bloß 8 *mm*, wodurch jene charakteristische Verdickung des vorderen Endes hervorgerufen wird, wie man solche an den bekannten diluvialen Schädeln noch nicht beobachtete, welche Erscheinung aber bei den Anthropoiden sehr stark hervortritt (vgl. diesbezüglich den Schimpansen).

An der unteren Seite des vorderen Supraorbitalrandes beobachtet man die bereits beschriebene weite, sanft eingebuchtete *Incisura supraorbitalis,* neben welcher sich manchmal ein rundlicher Höcker *(Processus supraorbitalis)* befindet *(H)*. Im Bereiche der *Incisura* ist das *Foramen supraorbitale* (Abb. 103 *a*, *b*), vor welchem (gegen die *Glabella* gehend)

noch ein größeres Foramen (*Ö*), welches in den *Sinus frontalis* führt, auftritt. Über diesem sind noch zwei kleinere Öffnungen vorhanden.

Bezüglich der Augenhöhle selbst, speciell der *Fossa glandulae lacrimalis*, hätte ich zu bemerken, dass diese obere Wandung der Augenhöhle schon 23·5—29 *mm* hinter dem vorderen Augenrande beginnt, so zwar, dass es den Eindruck macht, die Augenhöhle wäre nicht tief gewesen, wenigstens nicht so sehr wie beim recenten Menschen.

Röntgenbild eines Stirnfragmentes des Homo von Krapina. Der Assistent des geologisch-paläontologischen Nationalmuseums in Agram, Herr V. Ivanek, machte eine Röntgenaufnahme eines kleinen Stirnfragmentes, welches von einem noch jugendlichen Individuum herrührt. An der Außenseite des Knochens sind noch Spuren der *Sutura frontalis*, an der Innenseite die *Crista frontalis* sichtbar. Das Röntgenbild zeigt nun eine anscheinend gleichmäßige *Spongiosa*, die bloß entlang der *Crista frontalis* zwei leichte Verdichtungen aufweist. Bei genauerer Betrachtung indessen sieht man im linken oberen Winkel als auch an der rechten Knochenseite die *Spongiosa* zu zarten Trajectorien angeordnet, welche sich schräge kreuzen und eine vornehmlich diagonale Stellung einnehmen. Siehe Abb. 106, *Tr.* Interessant ist auch der links ober dem *Sinus frontalis* im Inneren des Knochens gegen die *Crista* zu verlaufende und sich gabelnde, sonst horizontal gelegene, etwas wellig gebogene, verhältnismäßig breite Canal, welchen ich nach einem Röntgenbilde hier skizziert habe (siehe Abb. 106).

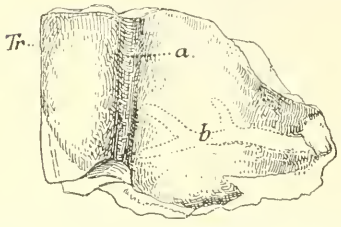


Abb. 106. Stirnfragment eines jungen Individuums des Homo von Krapina nach einem Röntgenbilde. — *a* = verdichtete Spongiosa längs der *Crista frontalis*, *b* = der innere gegabelte Canal. — *Tr.* — Trajectorium.

2. Die Scheitelbeine.

(Tafel I, Fig. 1.)

Das vorliegende, bereits erwähnte, jedoch von mir noch weiter vergrößerte Schädeldachstück zeigt uns die ganze *Sutura sagittalis*, Theile der rechten und linken *Sutura lambdoidea*, einen Theil der *Sutura coronalis* und einen kleinen Theil der *Linea temporalis sup.* Das Schädeldach ist ziemlich flach; die äußere Knochenfläche ist sehr deutlich punktiert und alle Suturen sind noch unverwachsen. An der inneren Knochenfläche beobachtet man kräftige *Foveolae granulares*, welche beiderseits und in einiger Entfernung von der *Sutura sagittalis* auftreten. Dieselben bestehen aus zwei gegen die *Sutura coronalis* schräge gerichteten, länglichen, rinnenartigen, ungleichgroßen Vertiefungen, in welchen größere und kleinere Löcher gruppenweise und vereinzelt auftreten (siehe Tafel I, Fig. 1 *b*, *F. g.* — Diese Abbildung rührt noch von dem durch Klaatsch vergrößerten Stücke her).

Dieses nun vergrößerte Schädelstück zeigt uns die ganze *Sutura sagittalis*, wodurch ermöglicht wurde, einen Index zu berechnen, welcher — wie dies im II. Abschnitte dieser Arbeit, nämlich bei der Reconstruction des Schädels zu sehen sein wird — sehr gut mit jenen Ergebnissen im Einklange steht. Ich werde auch sogleich die entsprechenden Ausmaße vergleichend hier vorführen (Schwalbe, Der Neanderthalschädel, S. 41, 42):

Sutura sagittalis	Sehne	Bogen	Index
Recent	101	114	88·6
Krapina	109	117·5	92·8
Neanderthal	104	110	94·5

woraus die große diesbezügliche Übereinstimmung des *Homo neanderthalensis* mit jenem von Krapina ersichtlich ist. Ich würde auf diese sonst geringfügige Übereinstimmung natürlich kein besonderes Gewicht legen, wenn dieselbe nicht auch mit anderen — auf constructivem Wege erhaltenen Ergebnissen — im Einklange stehen würde (siehe die gleiche »Glabella-Inionlänge« des Krapinaer und Neanderthaler Menschen).

Die Röntgenaufnahme eines Knochentheiles längs der *Sutura sagittalis* mit einem Theile der *Sutura coronalis* zeigt eine gleichmäßige *Spongiosa* und bloß längs der erwähnten Suturen eine Verdichtung der Knochensubstanz.

Linkes Seitenwandbein *(Os parietale sin.)*. Tafel III, Fig. 1. Dieses bereits von Klaatsch vergrößerte und die ganze *Sutura sagittalis* zeigende Schädelfragment gelang mir — mit Ausnahme der mittleren vom Coronalrand über die beiden Temporallinien und bis auf 2·5 *cm* vor den Occipitalrand hin ausgebrochene Partie — sonst ganz zusammenzukleben — so zwar, dass an diesem Knochen nun alle vier Ränder messbar sind, da fast alle vier Ecken bis auf unbedeutende Defecte erhalten sind. Der Knochen ist stark aufgebläht, und zwar sowohl seitlich, d. h. in der Richtung von der vorderen zur hinteren Sutur, als auch von der Mitte des Schläfenrandes zur Sagittalsutur heraufgehend. Es besaß demnach dieser Knochen einen deutlichen und stark ausgeprägten *Tuber parietale*. Die äußere Knochenfläche ist fein punktiert; alle Suturen waren unverwachsen und davon die *Sutura sagittalis* in ihrem mittleren Theile stark gezackt. Unten und rückwärts vor dem *Angulus mastoideus* läuft von oben herab eine circa 22 *mm* lange, flache, nach unten zu sich allmählich verstärkende Rinne, welche in die Ecke der rechtwinkelig gekrümmten Sutur einmündet.

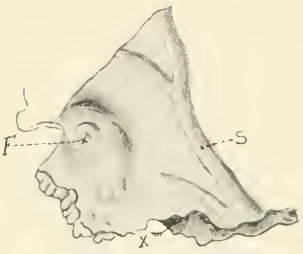


Abb. 107. Der hintere untere Parietalwinkel in natürlicher Größe. — *F* = die große Grube, *S* = der starke Sulcus, *x* = die Mündung der äußeren Gefäßrinne, links unten der Angulus mastoideus.

Die innere Knochenfläche ist insoferne bemerkenswert, als man bei der *Sutura lambdoidea*, und zwar in der hinteren unteren Ecke (siehe Abb. 107) eine große, 2 *cm* lange und fast 1·5 *cm* breite Grube (*F*) beobachtet, die etwa die Stelle des *Sulcus transversus* einnimmt. Vor dieser Grube ist ein sehr kräftiger, nach oben sich verästelnder und dann rasch sich verjüngender *Sulcus arteriosus* (*S*) eingeprägt. Seine Breite beträgt unten 5 *mm*, in der Mitte 3 *mm*. Die vorhin erwähnte, in die Sutura sich vertiefende Rinne endet hier zwischen der Grube und dem Sulcus.

Sehr bemerkenswert sind endlich die Ausmaße der einzelnen Ränder dieses Knochens, welche ich — vergleichshalber — mit den entsprechenden Rändern des Neanderthalers als auch mit denjenigen des recenten Menschen verzeichnen werde.

(Vergleiche diesbezüglich: Schwalbe, Der Neanderthalschädel. S. 41, 42):

	Neanderthal			Krapina			Mensch			Krapina
	Bogen	Sehne	Index	Bogen	Sehne	Index	Bogen	Sehne	Index	Index-Mittel dreier Messungen
Margo sagittalis . .	110	104	94·5	113,5	98·0	86·3	114·0	101	88·6	87·80
Margo coronalis . .	107	94	87·8	113·6	93·3	82·1	109·0	89	81·6	83·30
Margo lambdoideus .	80	69	86·2	101·0	86·0	85·1	88·0	73	82·9	87·06
Margo temporalis . .	118	—	—	98·0	95·5	—	106·8	—	—	—

Aus diesem Vergleiche ergibt sich, dass sich der Mensch von Krapina bezüglich seines kurzen *Margo lambdoideus* dem *Homo neanderthalensis*, hinsichtlich der übrigen diesbezüglichen Verhältnisse aber dem recenten Menschen anschließt. Mit diesem Ergebnisse werden noch einige andere im Einklange stehen, wie dies im II. Abschnitte zu ersehen sein wird.

Ein anderes, ebenfalls linkes Seitenwandbein (Tafel I. Fig. 2) ist bloß theilweise erhalten. Man sieht eine Partie der *Sutura coronalis*, einen Theil der *Sutura temporalis* und *Sutura lambdoidea*. Ferner sind bemerkbar die beiden *Lineae temporales*, besonders aber tritt der *Tuber parietale* hervor. Die Oberfläche des Knochens ist punktiert und in die hintere untere Knochenecke tritt ebenso — wie beim vorigen Knochen — eine leichte Rinne in die Sutur ein. Bemerkenswert ist ebenfalls die innere Knochenfläche, und zwar deshalb, weil auch hier außer den kräftigen und verästelten *Sulci arteriosi* ebenfalls — und zwar — bei der Lambda-Sutur an Stelle des *Sulcus transversus* grubenartige Vertiefungen auftreten. Besonders ist die eine — die unterste — davon sehr kräftig und besitzt am Boden Eindrücke zarter Gefäße.

Die Röntgen-Aufnahme dieses Knochens wurde hauptsächlich wegen der beiden *Lineae temporales* gemacht, weil hier der *Musc. temporalis* seine Ansatzstelle hatte. Der directe Verband dieses Muskels mit dem *Proc. coronoidalis* des Unterkieferastes musste auch einen entsprechenden Bau wegen des Widerstandes, den das *Parietale* dem Muskelzuge zu leisten hatte, bekunden. Es wurde die innere Knochenfläche röntgeniert. Das Bild weist eine Verdichtung der Knochensubstanz im Bereiche der *Linea temporalis* und eine Zone von Trajectorien auf, welche der radialen Anordnung der Muskelfasern entsprechend eine darauf senkrechte Lage zeigen und ein System von sich schräge kreuzenden Linien darstellen. Dies ist hauptsächlich in der vorderen Knochenpartie sichtbar. Sonst sind noch einige leichtere Verdichtungen der Knochensubstanz erkennbar, was besonders längs der *Sutura lambdoidea* der Fall ist.

3. Das Hinterhauptbein. — Os occipitale.

(Tafel II. Fig. 1—6.)

Ich habe bereits in meiner Arbeit »Der paläolithische Mensch und seine Zeitgenossen . . .« auf S. 184 in Kürze hervorgehoben, dass von diesem Schädeltheil mehrere Fragmente vorliegen, welche Individuen verschiedenen Alters angehören. Auch habe ich betont, dass die innere und äußere Fläche dieser Knochenstücke durch stark ausgeprägte Sulci, Protuberantien und Nuchallinien ausgezeichnet sind. Nachdem aber, wie erwähnt, es Dr. Klaatsch gelungen ist, mehrere zusammengehörige Stücke aneinanderzukleben, unternahm er es, auf mein Ersuchen auf das bereitwilligste eingehend, die Beschreibung von zwölf Occipitalstücken durchzuführen, welche nun seinem Manuscripte wörtlich entnommen ist:

»Am Hinterhaupt der Krapina-Schädel finden sich Eigenthümlichkeiten, welche eine genaue Beschreibung beanspruchen. Da die Stirnregion in einer so auffälligen Weise mit dem Typus der Schädel von Neanderthal und Spy übereinstimmt, so legte ich mir die Frage vor, ob am Occipitale sich nicht ähnliche Anklänge finden sollten. Bekanntlich zeigt der Neanderthal-Typus, an den besser erhaltenen Schädeln von Spy besonders deutlich, eine scharfe Abknickung des *Planum occipitale* gegen das *Planum nuchale*. Der Region der *Lineae nuchae superiores* entspricht eine horizontal gestellte Wulstbildung, ein typischer Torus occipitalis im Sinne Eckers, durch dessen unteren Rand die obere gewölbte Schädelpartie gegen die untere, schwach ausgehöhlte Außenfläche des Occipitale viel deutlicher abgesondert ist, als bei den recenten Schädeln. Dem Mittelpunkt dieses *Torus*

entspricht die als »Inion« bezeichnete Stelle, welche für die Fixierung des größten Längendurchmessers des Schädels, der Glabella-Inion-Linie verwertet wird.

Am Neanderthal-Schädel[1]) sind die betreffenden Partien bekanntlich defect, auch an den Schädeln von Spy ist nur ein kleiner Theil des *Planum nuchale* erhalten. Da ich von letzteren nur Gipsabgüsse kenne, die Originalien bisher nicht untersucht habe, so sehe ich zunächst von Vergleichungen ab und überlasse es späterer Prüfung, festzustellen, inwieweit die Befunde von Spy und Krapina im einzelnen übereinstimmen. Dass sie bezüglich des Hinterhauptes in der allgemeinen Configuration deutliche Beziehungen zu einander haben, ersah ich, nachdem es mir gelungen war, aus den Fragmenten eine Anzahl von solchen des Occipitale herauszufinden und dieselben zum Theil als zusammengehörig aneinanderzufügen. Im ganzen liegen jetzt zwölf Stücke vor, verschieden große Fragmente des Occipitale darstellend; sie gehören mindestens acht verschiedenen Individuen an, von denen eines einem jugendlichen Alter entspricht. Alle stimmen miteinander in den von mir als wesentlich erkannten Punkten überein: indem bald dieser, bald jener Theil des Knochens durch die einzelnen Stücke verdeutlicht wird, lässt sich ein annähernd zutreffendes Gesammtbild der Hinterhauptschuppe construieren, wobei die im einzelnen bestehenden Variationen sich für die Vergleichung der Krapina-Menschen mit denjenigen des Recenten nützlich erweisen.

Die Verschiedenheit zwischen beiden ist in der That eine bemerkenswerte.

Denn der Krapina-Mensch zeigt sowohl an der Außen- wie an der Innenfläche der *Squama occipitalis* ein von der überwiegenden Mehrzahl der recenten Befunde abweichendes Relief.

Beim Recenten gehen die Lineae nuchae superiores meist von einem median gelegenen Vorsprung aus, der Protuberantia occipitalis externa. Die mediane Partie ist in der Regel die am meisten nach hinten vorspringende. Anders am Krapinafund. In derselben Anordnung wie bei Spy läuft auch hier eine horizontale Wulstbildung über die Außenfläche des Occipitale, aber dieser »Torus« ist nicht einheitlich, nicht gleichmäßig in seinen Theilen gestaltet, sondern er lässt eine mediane und zwei laterale Partien unterscheiden.

Die mediane Partie ist durch eine Einsenkung markiert zwischen zwei beträchtlichen seitlichen Wülsten, deren unterer Rand besonders scharf ausgeprägt der Linea nuchae superior des Recenten entspricht.

Die Pars media des Torus occipitalis wird von einer schmalen, circa 3—4 *mm* breiten Leiste gebildet (Schwalbes querer Inionwulst). Oberhalb derselben bildet das Planum occipitale eine flache Vertiefung, deren laterale Ausdehnung (circa 2 *cm*) etwa doppelt so groß ist als die sagittale. Ich bezeichne diese Depression als *Fossa supratoralis*, da sie auch bei Recenten eine fast constante Bildung zu sein scheint. Nach vorn und oben ist keine scharfe Abgrenzung der Grube gegen die sanft ansteigende des obersten Theiles der Hinterhauptschuppe vorhanden.

Die lateralen Partien des Torus occipitalis stellen Erhebungen dar, welche in maximo circa $1^1/_2$—2 *mm* weiter nach hinten vorspringen als die mediane Partie des Hinterhauptes. Die Stelle stärkster Prominenz liegt circa 1 *cm* von der Medianlinie entfernt. Betrachtet man den Knochen im Profil, so sieht man daher den hinteren Umriss durch diese seitlichen Theile gebildet.

Bei dieser Ansicht tritt deutlich hervor, dass die untere Begrenzung des lateralen Wulstes der Knickungslinie an den Spy-Schädeln entspricht. Das Planum occipitale ist gegen

[1]) Vgl. Schwalbe, a. a. O. 44, 45.

den lateralen Wulst nur durch eine ganz schwach angedeutete Niveaudifferenz abgegrenzt, hingegen ist der Abfall gegen das Planum nuchale steil: diese Fläche zeigt eine deutliche Concavität.

Die untere Begrenzungslinie des Wulstes (das Homologon der Linea nuchae suprema) hat einen leicht S-förmig gekrümmten Verlauf. Eine schwache Concavität nach unten findet sich an der Stelle der stärksten Prominenz des Wulstes, dann steigt die Linie sanft nach oben an, um seitlich nach abwärts umzubiegen. Hier kommt sie in örtliche Beziehung mit Rauhigkeiten, in denen das Homologon der *Linea nuchae inferior* erkannt wird. Unregelmäßige Grübchen mit zackigen Umrissen, den Anheftungsstellen der Fasern des *Semispinalis capitis* entsprechend, liefern eine ganz charakteristische Figur an dieser Stelle. Die mittleren unteren Partien des Occipitale sind uns nicht erhalten geblieben.

Auffallend schwach sind die Rauhigkeiten, welche auf eine *Protuberantia occipitalis externa* zu beziehen wären. Wohl finde ich in zwei Fällen kleine Vorragungen, unterhalb des mittleren Theiles des Torus, aber diese Unebenheiten entsprechen nicht genau der Medianlinie, sie liegen etwas links davon.

Das Homologon der Linea nuchae suprema wäre in jener ganz schwachen Abgrenzungslinie zu erkennen, durch welche sich der Torus vom Planum occipitale (an einem der Objecte) abhebt. Diese Linea folgt dem bogenförmigen Verlauf jener anderen, in welcher wir das Homologon der *Linea nuchae superior* erkannten. Der Abstand beider Linien, d. h. die Breite des Wulstes ist ungefähr an der Stelle am größten (circa 1 *cm*), wo sich die größte Prominenz desselben findet.

Wenden wir uns nun der Innenfläche der *Squama occipitalis* zu, so finden wir leicht das Homologon der *Protuberantia occipitalis interna*, deren Centrum etwa 2 *cm* abwärts vom Torus liegt. Wir können wohl von einer *Eminentia cruciata* sprechen, aber die Wülste und Furchen, die hier von vier Seiten zusammentreffen, sind etwas anders gestaltet, als wir bei der Mehrzahl der Recenten, namentlich beim Europäer zu finden gewohnt sind. Die Sulci transversi sind nicht in der typischen Form ausgeprägt. Ihre Stelle wird von Wülsten eingenommen, in einem Falle von einer scharfen Crista. Der Verlauf des Sinus muss neben dieser Crista, respective auf oder neben den Wülsten gedacht werden. Das Auffällige ist dadurch gegeben, dass die Bluthahn sich nicht ein tiefes Bett geschaffen hat, wie in der Regel an den recenten Objecten. Dies zeigt sich auch am Sulcus sagittalis, dessen Stelle durch Wulst- und Kammbildungen markiert ist. In einem Falle ist der Sulcus auf seiner linken Seite durch eine sehr steil aufragende Crista, auf der rechten Seite durch einen schwachen Wulst begrenzt.

Unregelmäßige kleinere und größere Vertiefungen zeigen sich an der — leider ziemlich defecten — Region des Confluens sinuum.

Eine besondere Beachtung verdienen die Abdrücke, welche das Gehirn an der Hinterhauptschuppe hinterlassen hat.

Die Hinterhauptslappen des großen Gehirns haben sich offenbar stark nach hinten vorgeschoben. Die Vertiefungen lateral vom Sulcus sagittalis sind ungewöhnlich tief; ja — an einem Objecte lässt sich sogar unterhalb der Spitze der Hinterhauptschuppe im Bereiche der Medianlinie eine Wulstbildung constatieren, durch welche die dem betreffenden Gehirntheil entsprechende Aushöhlung noch eine derartige Abgrenzung erfährt, wie man sie bei recenten Objecten wohl selten finden dürfte. Mit diesen Erscheinungen steht es im Einklang, dass die einzelnen Furchen und Windungen der Hinterhauptsregion des Gehirns sich im Knochenrelief sehr deutlich wiederspiegeln. . . . Die bedeutendste Vertiefung der Gehirngrube entspricht der Stelle des Torus occipitalis. Die

Messungen der Knochendicke zeigen, dass das Wesentliche dieser Wulstbildung keineswegs in einer besonderen Knochenauftreibung bestehen kann, sondern eher eine Knochenvorwölbung darstellt. Erwägt man ferner die bilateral-symmetrische Ausbildung der Torus-Prominenzen, so drängt sich der Gedanke an einen ursächlichen Zusammenhang im allgemeinen zwischen der Entfaltung des Hinterhauptlappens und der lateralen Wulstbildung an der Außenfläche des Occipitale auf, deren Relief im speciellen durch die Beziehungen zur Musculatur beherrscht werden mag.

Die nachfolgende Einzelbeschreibung und die Abbildung einiger Hauptpunkte mögen diese Thatsache belegen, deren vergleichend anatomische Verwertung späteren Studien vorbehalten bleibt.

Nr. 1. Fragment der linken Hälfte der Schuppe, aus zwei Bruchstücken zusammengesetzt; stammt von einem jüngeren Individuum; die Knochen sind zart. Erhalten ist der Torus der linken Seite, der lateral bis zur Bruchstelle (unweit der Verbindung mit dem Mastoid) sich verfolgen lässt; darunter die Muskelrauhigkeit des Semispinalis. Der Lateralwulst schwillt neben der Mittellinie zu einer bedeutenden Erhebung an, eine Abgrenzung nach oben fehlt gänzlich. Die untere Begrenzungslinie ist nicht scharf; der untere Abhang des Wulstes geht allmählich in das schwach concave Planum nuchale über. Die Fossa supratoralis ist sehr deutlich und ausgedehnt. Innen erkennt man die Stelle des linken Sulcus transversus durch einen Wulst ohne jegliche Furchenbildung angedeutet. Im Bereich des Torus besteht innen eine tiefe Aushöhlung.

Die Dicke des Knochens beträgt am lateralen Bruchrande 5—6·5 *mm*, am medialen Bruchrande unterhalb des Sinus transversus 3 *mm*, im Bereiche desselben 6 *mm*, am Torus 6·5 *mm*, etwas darunter 4 *mm*, darüber an der Fossa 6 *mm*. Es besteht also eine Verdünnung der Knochenwandung unterhalb des Torus, aber keine locale Verdickung im Bereich desselben; vielmehr erscheint die ganze Schuppe am Torus von innen nach außen vorgewölbt.

Nr. 2. Fragment der rechten Hälfte und eines kleinen Theiles der linken Schuppenhälfte aus fünf Bruchstücken zusammengesetzt. Die Knochensubstanz ist kräftig entwickelt, an ihrer Außenfläche mit zahlreichen kleinen Grübchen versehen. Das Fragment entstammt einem erwachsenen Individuum, von dessen Schädel zahlreiche andere Bruchstücke erhalten sind. Da es am schönsten und relativ vollständigsten die typischen Zustände zeigt, so wurde es im wesentlichen der vorangehenden Beschreibung zugrunde gelegt. Die Knochendicke ergibt folgende Zahlen: Am lateralen Rand der Verbindungsnaht mit dem Parietale entsprechend 7 bis 8 *mm*; in der Mittellinie an der Stelle der inneren Wulstbildung unterhalb der Spitze der Squama 10 *mm*; oberhalb der Fossa supratoralis im Bereiche der inneren Crista (»Sulcus«) sagittalis 9 *mm*, an der Fossa 9·5 *mm*, am mittleren Theil des Torus 12 *mm*, unterhalb desselben 9·5 *mm*; am Sulcus transversus (25 *mm* von der Medianlinie entfernt) 7 *mm*, weiter lateral 10 *mm*.

Ein sagittal in einer Entfernung von 10 *mm* von der Medianebene gelegter Schnitt würde die höchste Erhebung des Lateralwulstes treffen und von oben nach unten folgende Maße der Knochendicke ergeben: Planum occipitale 8 *mm*, auf größter Höhe des Wulstes (rechts wie links) 8 *mm*. Am Planum nuchale 6·5 *mm*. Auch hier ist es deutlich, dass die äußerliche Prominenz des Lateralwulstes nicht einer localen Verdickung der Knochensubstanz ihren Ursprung verdankt. Der Höhe des Torus entspricht genau eine von einer Gehirnwindung herrührende transversal verlaufende Impression.

Nr. 3. Fragment der linken Hälfte der Schuppe. Größte Ausdehnung in sagittaler Richtung 50 *mm*, in transversaler 45 *mm*. Die Knochensubstanz ist stark. Das Stück entstammt sicher einem erwachsenen Individuum; es ergänzt in manchen Punkten Nr. 2.

Der mediale Bruchrand entspricht eine Strecke weit genau der Mittellinie. Hier ist ein Stück des mittleren Theiles vom Torus sichtbar als 4 *cm* breite Leiste; von einer Protuberantia ext. ist nichts vorhanden. Von der Fossa supratoralis ist gerade noch ein kleines Stück sichtbar. Der Lateralwulst hebt sich mächtig an, mindestens 2 *mm* weiter nach hinten vorragend als der mittlere Theil des Torus; eine obere Abgrenzung (Lin. nuch. suprema) ist nicht nachweisbar. Der untere Begrenzungsrand des Wulstes wird erst ziemlich weit lateralwärts scharf ausgeprägt. Die Concavität des Planum nuchale erscheint beträchtlich und erhält den Eindruck der Mächtigkeit des Lateralwulstes. Das Muskelrelief am äußeren Theil der Linea nuchae inferior ist scharf ausgeprägt.

Auf der Innenseite ist ein Stück vom »Sulcus transversus« erhalten, an dessen Stelle ein Wulst mit einer kaum wahrnehmbaren Einsenkung besteht. Die Abdrücke des Gehirns sind überaus deutlich. Man erkennt eine quere Eminentia, welche circa 5 *mm* unterhalb des Lateralwulstes, ihm parallel verläuft; dem Torus genau entspricht eine von einer quer verlaufenden Hirnwindung hervorgebrachte Impression.

Die Knochenmasse ist ziemlich dick; am Planum occipitale zeigen die Bruchränder Dicken von 8 und 9 *mm*, desgleichen an der theilweise erhaltenen Lambdanaht. Die Dicke am Torus beträgt lateral 11 *mm*, unmittelbar medial davon steigt sie auf 13 *mm* (am Bruchrande) an; am Sinus transversus 9 *mm*.

Nr. 4. Fragment der linken Hälfte der Schuppe, sagittal 44 *mm*, transversal 36 *mm* lang; von einem Erwachsenen. Der linke Lateralwulst ist im Bereich seiner höchsten Erhebung erhalten. Der mediale Bruchrand bleibt etwas links von der Mittellinie. Ein Theil der medianen Einsenkung des Torus ist noch sichtbar, darunter eine kleine circumscripte rauhe Fläche, welche, wenn sie nicht (wie in den anderen Fällen auch) links von der Mittellinie gelegen wäre, an eine Protuberantia occipitalis externa erinnern würde. Von der Fossa supratoralis ist ein Stück erhalten. Eine obere Abgrenzung des Torus besteht nicht; die untere ist durchwegs scharf, das Planum nuchale stark concav und mit den typischen Muskelrauhigkeiten versehen.

Innen findet man an Stelle des Sulcus transversus eine scharfe Crista, der Sinus hat keinen Abdruck hinterlassen. Die Gehirneindrücke sind sehr deutlich. Wie bei Nr. 3 findet sich im Niveau des Torus eine quere Furche, darunter eine quere Eminentia, darunter folgt wieder eine tiefe Impression. Der Knochen ist ziemlich dick, am Planum occipitale 8 *mm*, auf der Höhe des Lateralwulstes 9 *mm*, an der Fovea 6·5 *mm*.

Nr. 5. Fragment der linken Hälfte der Schuppe, von einem Erwachsenen. Erhaltungszustand nicht sehr gut. Größte Ausdehnung in sagittaler Richtung 56 *mm*, in transversaler 57 *mm*. Dicht unterhalb des Lateralwulstes liegt der Bruchrand. Sehr groß erscheint (vielleicht durch Zerstörung der Oberfläche) die Fossa. In der Mittellinie unter der Fossa ein kleiner Vorsprung; da die Oberfläche nicht ganz intact ist, können keine Schlüsse bezüglich der Bedeutung dieses Reliefs (ob einer Protub. occ. ext. entsprechend) gezogen werden. Innenfläche auch mangelhaft erhalten. Knochendicke am Parietalrande 7 *mm*, am Planum occipitale 8 *mm*, auf der Höhe des Wulstes 7·5 *mm*.

Nr. 6. Fragment der linken Schuppenhälfte, bereits früher mit den angrenzenden Theilen von Parietale und Mastoid vereinigt. Der mediale Bruchrand erreicht nicht die Mittellinie. Der linke Torus ist als eine massige Erhebung vorhanden. Die untere Begrenzung ist wenig scharf, der ganze Wulst erscheint mehr als eine gleichmäßige Vorwölbung des ganzen Knochens und erinnert an das jugendliche Exemplar Nr. 1, obwohl bestimmt von einem Erwachsenen herrührend. Die Innenfläche zeigt schwächere Reliefbildungen des Gehirns, hingegen eine, wenn nur angedeutete Spur des typischen Sulcus transversus auf der Höhe eines niederen Wulstes. Knochendicke am Parietalrande 8·5 *mm*,

auf der Höhe des Wulstes 8·5 *mm*. Unterhalb desselben verdünnt sich die Knochensubstanz des Planum nuchale auf 5 *mm*.

Nr. 7. Fragment der rechten Hälfte der Schuppe. größte Ausdehnung sagittal 33 *mm*, transversal 55 *mm*; an den Außenflächen sehr defect, gehört einem Erwachsenen an. Die Möglichkeit ist nicht ausgeschlossen, dass es mit Nr. 6 zusammengehört, doch lässt dies sich nicht beweisen; ich führe diese Möglichkeit nur an wegen der Zahl der Individuen, denen die Fragmente zugehören. Das Stück zeigt alte Brandspuren. Der rechte Torus ist zu erkennen, aber seine Oberfläche, sowie diejenige der Fossa ist theilweise zerstört. Auf dem Planum nuchale erblickt man die charakteristischen Muskelreliefbildungen. Die Innenfläche des Stückes ist gut erhalten und zeigt interessanten Befund der Gefäßfurchen. Es handelt sich um den oben erwähnten Fall, dass der Sulcus longitudinalis deutlich entwickelt ist und sich in den schwach angedeuteten Sulcus transversus dexter fortsetzt. Besonders eigenthümlich ist die Crista longitudinalis links vom Sulcus. Von Messungen der Knochendicke muss abgesehen werden.

Nr. 8. Fragment des Planum nuchale der rechten Seite, größte Ausdehnung sagittal 39 *mm*, transversal 46 *mm*.

Das Stück ist sehr mangelhaft erhalten, aber sofort erkennbar an dem Muskelrelief des Semispinalis, auch ist ein Stückchen des Randes gegen das Mastoid hin erhalten.

Eine Zugehörigkeit zu einem der früher aufgezählten Fragmente ist nicht zu begründen.

Der obere Bruchrand deutet die Nähe des Torus an, denn er hebt sich mit concaver äußerer Fläche empor. Innen zeigt sich nach Entfernung noch anhaftender Sandpartikel ein querer Wulst, welcher genau dem Sulcus transversus dexter entspricht, darüber Gehirneindrücke.

Nr. 9. Fragment des Planum nuchale der linken Seite, größte sagittale Ausdehnung 47 *mm*, transversale 52 *mm*.

Das Stück ist gut erhalten, stammt von einem Erwachsenen. Die Zugehörigkeit mit einem der früheren wäre allenfalls bezüglich Nr. 5 denkbar, aber es fehlt der Beweis; auch sind Färbung und Erhaltungszustand verschieden, was freilich für sich nicht entscheidend ist.

Auf der Außenfläche ist der laterale Ausläufer des Torus zu erkennen bis gegen den Mastoidrand. Das Muskelrelief auf dem Planum nuchale in typischer Weise vorhanden. Die Concavität des Planums deutlich. Alle diese Punkte lassen keinen Zweifel über die Natur des Fragmentes, und daraus ergibt sich dann auch, dass eine tiefe Furche, welche quer über die Innenfläche hinzieht, einen typischen Sulcus transversus darstellt, wie wir ihn bisher noch bei keinem anderen Objecte angetroffen haben.

Nr. 10. Fragment der linken Schuppenhälfte. Größte Ausdehnung sagittal 74 *mm*, transversal 38 *mm*.

Das Stück rührt von einem jüngeren, offenbar sehr zarten Individuum her, die Knochensubstanz ist außerordentlich dünn. Die Erkennung des Stückes gründet sich auf das Vorhandensein eines Suturrandes links, des Muskelreliefs auf dem Planum nuchale und der entsprechenden inneren Reliefbildung. Den Torus würde man ohne diese anderen Merkmale entschieden übersehen, denn einmal ist nur ein ganz kleines Stück von ihm erhalten, und zweitens ist er so schwach ausgeprägt wie bei keinem der anderen Objecte; er erscheint nur als eine leichte Vorwölbung der Knochenwandung. Unter ihm verdickt sich dieselbe in der Gegend des Sulcus transversus sinister, der auf der Höhe dieses Wulstes deutlich zu erkennen ist. Vom Gehirnrelief ist immerhin soviel zu erkennen, dass dem schwachen Torus eine innere Impression entspricht. Die Dicke der Knochenmasse beträgt

hier nur 2·5 *mm*, weiter oben am Planum occipitale 3 *mm*. Im Bereiche der Fossa supratoralis 3 *mm*.

Das Vorhandensein der äußeren Grube auch in diesem Falle und der Umstand, dass in derselben eine Verdünnung der Knochensubstanz nicht eintritt, sind beachtenswert. Am Sulcus transversus erreicht die Knochendicke 5 *mm*.

Nr. 11. Fragment der rechten Schuppenhälfte, größte Ausdehnung in sagittaler Richtung 30 *mm*, in transversaler 56 *mm*.

Dieses Stückchen stammt von einem Erwachsenen und zeigt alte Brandspuren. Ein Theil des Parietal- und Mastoidrandes ist deutlich. Vom Torus ist der laterale Ausläufer erkennbar, auch noch ein kleines Stück seiner höheren Erhebung aus dem concaven Planum nuchale. Gerade an dieser Stelle ist innen eine Furche vom Abdruck einer Hirnwindung zu erkennen. Die Dicke des Knochens beträgt hier 5·5 *mm*, am Parietalrand 6·5 *mm*.

Nr. 12. Fragment der linken Schuppe, aus drei Bruchstücken zusammengefügt. Größte Ausdehnung sagittal 83 *mm*, transversal 44 *mm*.

Die Knochensubstanz ist sehr stark entwickelt, das Stück stammt offenbar von einem erwachsenen robusten Wesen.

Ich halte es nicht für unmöglich, dass dieses Stück zu dem Hauptstück der Collection Nr. 2 hinzugehört. Knochendicke und Beschaffenheit sind sehr ähnlich. Das Stück zeigt den zackigen Parietalrand und einen an das Mastoid angrenzenden Theil. Vom Torus ist nur der laterale Ausläufer vorhanden. Unterhalb desselben ist auf der Innenseite der Wulst des Sulcus transversus ohne jegliche Furchenbildung vorhanden. Das Gehirnrelief ist deutlich. Knochendicke am Parietalrand 8 *mm*.«[1])

* * *

Das Röntgenbild des auf Tafel II, Fig. 3 und 4, abgebildeten Occipitalknochenstückes, welches beiderseits durchleuchtet wurde, zeigt eine axiale Verdichtung der Knochensubstanz im Bereiche des *Sulcus longitudinalis*, welche insbesondere am oberen Ende desselben unter dem Winkel der Lambdanähte und im Bereiche der *Protuberantia occipitalis* ins Auge sticht. Von ersterer Stelle erstreckt sich die Verdichtung der Knochensubstanz längs der Lambda-Suturlinien, von letzterer Stelle hingegen zieht sich die Verdichtung entsprechend den Nuchallinien fort. Die Spongiosa ist an den Verdichtungsstellen stellenweise engmaschiger; die Trajectorien sind zwar nicht deutlich, immerhin sind aber Spuren von radiär zur *Protuberantia occipitalis* verlaufenden Trajectorien erkennbar.

[1]) Seitdem ich im Anfang September vorigen Jahres diesen absichtlich in der Form eines Protokolles gehaltenen Bericht niederschrieb, habe ich reichlich Gelegenheit gehabt, die Befunde von Krapina mit recentem Materiale zu vergleichen. Bei Untersuchungen, welche ich über das Skelet niederer Menschenrassen, in erster Linie der Australier, anstellte, prüfte ich mit einem durch den Krapinafund gesteigerten Interesse das Verhalten des Torus occipitalis. Hierbei bestätigte sich meine Annahme, dass der bei Krapina, ebenso wie der bei Spy und Neanderthaler ausgeprägte Typus der Torusbildung in selbständiger Wiederholung aller Merkmale zwar nicht beim Recenten vorkommt, dass aber die niederen Zustände der gegenwärtigen Menschheit eine directe Anknüpfung an den altdiluvialen Befund gestatten. Durch die Kenntnis der primitiven Bildung der betreffenden Occipitalregion ist erst die Möglichkeit gegeben, in das scheinbare Chaos verschiedenartiger Formzustände der Recenten Ordnung zu bringen, indem sich nun Reihen bilden lassen, die von dem alten, primären, niederen Bildungsmodus der Torusregion zu den einzelnen modernen, secundären, höheren Formationen hinführen. Attribute der letzteren sind das Zurücktreten der lateralen Partien und das Hervortreten des mittleren Theiles des Torus in Verbindung mit Ausbildung der Protuberantia externa. Ferner geht die locale Beziehung von Windungen des Occipitallappens zum Torus gänzlich verloren. Die Stelle des lateralen Wulstes stellt nicht mehr eine Vorwölbung, sondern eine wirkliche Verdickung des Schädels dar, und der Sinus transversus liegt durchaus nicht immer unterhalb

II. Die Gestalt des Schädels.

Von den zahlreichen Bruchstücken des Schädels wurden bloß einige aneinandergefügt, und zwar so, dass von den größeren Fragmenten das linke *Parietale*, ein Theil des Schädeldaches an der *Sutura sagittalis*, die Stirne mit dem verdickten und stark vorgezogenen *Margo supraorbitalis* und ein Occipitalstück vorlagen. Nachdem es nun Doctor Klaatsch gelang, das vorhandene Occipitalstück und das Schädeldach zu vergrößern und noch ein zweites durch Aneinanderkleben von drei Fragmenten herzustellen, konnte ich die Aufgabe, den Bau des Gehirnschädels wenigstens theilweise zu construieren, zu versuchen, übernehmen. Ich habe, wie erwähnt, alle größeren Schädelstücke in natürlicher Größe bezüglich

des Torus, sondern entspricht oft seiner Innenfläche oder kann noch höher hinaufrücken. Die Befunde sind darin beim Europäer so variable, dass falls man das Occipitale derselben zum Ausgangspunkte der Untersuchung nehmen würde, man überhaupt gar nicht auf den Gedanken an eine Beziehung des Torus zu Gehirntheilen kommen würde. Anders steht es bei niederen Rassen, wie schon Ecker gelehrt hat. Naturgemäß leuchtete mir sogleich die Ähnlichkeit der Krapinabefunde mit Eckers Beschreibung ein; da ich damals die Originale Eckers nicht aus eigener Anschauung kannte, so vermied ich eine Parallelisierung. Ich nahm jedoch alsbald die Gelegenheit wahr, die berühmten Floridaschädel im anatomischen Museum zu Freiburg mir anzusehen und überzeugte mich davon, dass wirklich eine Annäherung an den Typus besteht, und dass der Sinus transversus abwärts vom Torus gelegen ist, dessen innere Aushöhlung von Occipitallappen eingenommen wird. An Australiern habe ich mich dann von dem gleichen Verhalten überzeugen können, besonders an Schädeln, welche mir von der Direction des Stuttgarter Naturaliencabinets gütiger Weise auf längere Zeit zur Untersuchung überlassen wurden. Besonders zu Dank verpflichtet bin ich der Direction, ebenso wie auch derjenigen des Senckenberg'schen Museums in Frankfurt a. M. für die Erlaubnis der horizontalen Eröffnung des Schädels. Unsere großen Schädelsammlungen sind erst dann im vollen Umfange wissenschaftlich verwertbar, wenn das Studium der Innenfläche des Schädels mit dem äußeren Relief in Beziehung gesetzt wird. Welche vortrefflichen Resultate auf diesem Wege gewonnen werden, lehrt die schöne neueste Arbeit Schwalbes über die von Hirnwindungen hervorgebrachten äußeren Reliefbildungen des Schädels. Das hie und da noch anzutreffende altmodisch ängstliche Vorurtheil, dass man doch einen »wertvollen Schädel« nicht aufsägen dürfe, wird hoffentlich bald gänzlich schwinden!

Abgesehen von der tiefen Lage des Sinus transversus (ob dieselbe wirklich bei Australiern die Regel darstellt, oder ob nicht, wie ich vermuthe, auch andere an Europäer erinnernde Befunde sich ergeben werden, kann erst bei Eröffnung einer noch größeren Zahl von Schädeln entschieden werden), fand ich bei den bisher untersuchten Objecten noch andere Anklänge an den altdiluvialen Typus. Beachtenswert scheint mir besonders, dass auch bei Australiern die Gefäßeindrücke in der Gegend des Confluens viel schwächer sein können, als beim Europäer.

Auch im äußeren Relief finden sich bei manchen Australiern Anklänge an das Alte. Die Schädel der acht Australierskelete, die sich im hiesigen Grassi-Museum befinden (früher dem Godeffroy-Museum gehörig), und deren genaue Untersuchung durch das freundliche Entgegenkommen des Herrn Director Dr. Obst mir gestattet worden ist, zeigen zum Theile in der Gestaltung des queren Inionwulstes, der Fossa supratoralis, dem fast gänzlichen Fehlen der Protuberantia externa noch Anklänge an die alten Zustände.

Genaue Darstellungen dieser Befunde sollen bei späterer Gelegenheit erfolgen; ich möchte hier, nur um eventuellen Missverständnissen vorzubeugen, darauf hinweisen, wie ich mir die genetischen Beziehungen der primitiven Formation des Torus zum Occipitalhirn denke. Ich muss vor allem dem vorbeugen, dass man aus meinen kurzen Andeutungen den Schluss zieht, ich betrachtete die Torusbildung überhaupt als eine vom Gehirn bedingte Bildung in dem Sinne, wie es Schwalbe für andere Schädelvorragungen gezeigt hat. Davon kann natürlich gar nicht die Rede sein, denn die im Bereiche des Torus gegebene Abknickung der Schädelfläche hängt genetisch mit verschiedenen anderen Factoren zusammen, vor allem mit der Musculatur. Etwas anderes aber ist es, wenn man sich die Frage vorlegt, ob nicht die bilaterale stärkere Vorwölbung des schon vorher gegebenen Torus — also gerade diejenige Eigenart desselben beim altdiluvialen Menschen, durch welche er sich bezüglich des Occipitals von Pithecanthropus, niederen Affen und den Jugendformen der Anthropoiden unterscheidet — ob nicht diese laterale Wulstbildung mit dem stärkeren Vordrängen des sich ausdehnenden Occipitalhirnes in einen genetischen Zusammenhang zu bringen ist. Eine solche Annahme ist durch die Thatsachen wohl gestützt. Es muss den Physiologen und Hirnforschern überlassen werden, der Frage näher zu treten, ob der stärkeren Prominenz der betreffenden Windungen des Occipitalhirnes eine functionelle Bedeutung beizumessen ist.

Leipzig, 2. Mai 1902. H. Klaatsch.

ihrer Profillinien photographisch aufgenommen, solche dann zusammengestellt, das Fehlende dazu copiert (was an paarweise vorkommenden Knochen besonders leicht war) und so gelangte ich zu allen drei Schädelansichten: der *Norma verticalis, lateralis* und dem theilweisen Querschnitte. Wenngleich diese Knochen vielleicht auch von verschiedenen Individuen herrühren, so decken sich ihre Dimensionen doch recht gut und liefern ein ausführliches Bild des Schädeltypus des Homo von Krapina (siehe Textabbildungen 108. 109).

Derselbe war ein Hyperbrachycephalus und stellt uns in seiner »Norma verticalis« einen durch die Schwellung der Seitenwandbeine, die starke Einschnürung der Temporalpartie und das zwischen den Nuchalwülsten eingedrückte Occipitale ausgezeichneten Typus dar. Auch der Längsschnitt zeigt uns sehr bemerkenswerte Eigenthümlichkeiten, die sich insbesondere in der starken Knickung des Occipitale, der relativ ziemlich hohen Stirne und den verdickten und vorgezogenen Oberaugenrändern erkennen lassen. Der theilweise construierbare Querschnitt stellt eine seitlich ausgebauchte und oben mehr abgeflachte Profillinie vor.

Abb. 108.

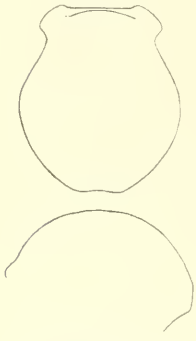


Abb. 109.

Ansichten des Schädels des Menschen von Krapina.

Abb. 108. Norma verticalis. — Abb. 109. Norma lateralis.

Als Ausgangspunkt aller weiteren Messungen und Rechnungen musste jedenfalls der Längsschnitt in Betracht gezogen werden, da auf diesem eigentlich die ganze Bestimmung des Typus und die Vergleichung mit den übrigen diluvialen Schädeln beruht. Ich habe mehrere Profilaufnahmen gemacht: am besten scheint mir die letztvorgenommene, bei welcher ich die stark punktierten Schädelfragmente, nämlich das flachere Schädeldach mit dem rechten Occipitalstücke combinierte, wozu ich bemerke, dass diese beiden Knochenstücke wohl von einem und demselben Individuum herrühren könnten, da die Dicke der sich berührenden Theile an der oberen Lambda-Sutur-Ecke dieselbe (fast 9 *mm*) ist. Viel schwieriger war indessen die Verbindung mit dem Stirnbeine — dessen oberer Theil vom Bruchrande an bis zur Sutura coronalis fehlt — herzustellen. Die Größe des fehlenden Stückes musste nun beiläufig eruiert werden. Zu diesem Zwecke schien mir Folgendes einen ziemlich sicheren Anhaltspunkt zu gewähren: ich zog von der Stelle, wo sich die *Linea temporalis* mit der *Sutura coronalis* schneidet, auf die erstere zu eine senkrechte Linie bis zur *Crista frontalis*, und von dort bis zum »Bregma« fand ich als Durchschnitt von mehreren Schädeln den Betrag von 22 *mm*. Noch sei bemerkt, dass die Dicke des oberen Bruchendes des *Os frontale* 7 *mm* beträgt, und dass sich dieselbe bis zum Bregma gewiss bis auf 9 *mm* gesteigert hätte, wobei noch erwähnt sei, dass auch dieses Stirnfragment infolge seiner Dicke und Punktation dem vorerwähnten Schädeldache und Hinterhauptbeine angehören könnte. Wiewohl diese nicht ganz sicheren Ergebnisse den Typus des Schädels des Krapinaer Menschen vielleicht als problematisch erscheinen lassen, so halte ich doch fest, dass zur Eruierung desselben auch Bruchstücke von gleichartigen und fast gleichalterigen Individuen hinreichen, um eine Construction des Schädels des Krapinaer Menschen wagen zu dürfen. Als ein günstiges Moment bei diesem Versuche kann ich das fast haarscharfe Zusammenfallen der »Norma lateralis« mit der »Norma verticalis« betrachten, um so mehr, da ich jeden dieser Schnitte für sich — also unabhängig von einander — construierte.

Die Messungen der also in natürlicher Größe reconstruierten Calotte als auch die Berechnungen der entsprechenden Indices habe ich ganz nach der ausgezeichneten Methode des Dr. Schwalbe durchgeführt und welche wir beispielsweise in seinen Arbeiten über

den Neanderthaler- und Egisheimer-Schädel[1]) appliciert finden. Auf Grund dieser Methoden machte ich 15 Messungen und Berechnungen, und zwar:

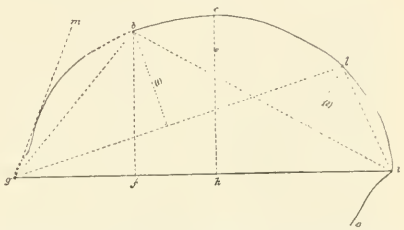
1. Dimensionen: Glabella-Inion-Länge per . . . . . 197·5 *mm*
   Schädelbreite . . . . . 169·0 *mm*
   Calotten-Höhe . . . . . 83·5 *mm*
   Glabella-Lambda-Länge . . . . . 180·5 *mm*
   Differenz der Glabella-Inion und der Glabella-Lambda-Länge . . . . . 17·0 *mm* = g i — g l
   Lambda-Calotten-Höhe (1) . . . . . 53·0 *mm*

2. Indices: Längen-Breiten-Index . . . . . 85·5 *mm*; Formel $\frac{169 \times 100}{g\,i}$
   Calotten-Höhe-Index . . . . . 42·2 *mm* $\frac{c\,h \times 100}{g\,i}$
   Lambda-Calotten-Höhen-Index (1) . . . . . 29·3 *mm* $\frac{53 \times 100}{g\,l}$
   Lage-Index des Bregma . . . . . 31·8 *mm* $\frac{g\,f \times 100}{g\,i}$

3. Winkel: Stirnwinkel . . . . 66°
   Bregmawinkel . . . . . 50°
   Lambdawinkel . . . . . 65°
   Opisthionwinkel . . . . . 57°

Ein Vergleich dieser Dimensionen, Indices und Winkel mit solchen an recenten und bekannten fossilen Menschenschädeln werden uns am besten über den Typus des Krapinaer Menschenschädels belehren. Ich werde zu diesem Zwecke unsere Ausmaße mit denjenigen Schwalbes über den

Abb. 110.



Mediancurve des Menschen von Krapina nach Photographien zusammengestellt. — *g* = Glabella; *b* = Bregma; *l* = Lambda; *i* = Inion; *gi* = Glabella-Inion-Linie; *ch* = Calottenhöhe: *bf.* = Bregma-Höhe; *m. g. f.* = Stirnwinkel; *b. g. f.* = Bregmawinkel; *l. i. h.* = Lambdawinkel; *h. i. o.* = Opisthionwinkel.

	Recent	Spy 2	Krapina I	Krapina 1	Neander
	Millimeter				
Glabella-Inion-Länge	—	—	174·6	197·5	199·0
Längen-Breiten-Index	—	81·1	—	85·5	79·0
Calotten-Höhe	84	87·0	87·0	83·5	80·5
Calotten-Höhe-Index	52·3—68·9	44·3	50·0	42·2	40·4
Lambda-Calotten-Höhe-Index	29·4—43·0	31·3	31·8	29·3	29·4
Lage-Index des Bregma	22·2—35·7	35·2	34·3	31·8	38·4
Differenz der Glabella-Inion und der Glabella-Lambda-Länge	—	7·0	8·3	17·0	14·0
Stirnwinkel	78—110°	67·0°	68°	66°	62°
Bregmawinkel	53°	50·5°	53°	50°	44°
Lambdawinkel	78—85°	—	72°	65°	66·5°
Opisthionwinkel	31—40°	—	50°	57°	51·5°

[1]) Vergleiche: »Der Neanderschädel.« (Bonner Jahrbücher, Heft 106, 1901.) — »Über die specifischen Merkmale des Neanderthalschädels.« (Verhandlung der anatomischen Gesellschaft auf der 15. Versammlung in Bonn vom 26—29. Mai 1901, S. 44.) — »Der Schädel von Egisheim.« (Beitrag zur Anthropologie Elsass-Lothringens.) Straßburg 1902.

Schädel von Neanderthal und den Angaben desselben Autors über den Schädel von Spy 2 vergleichend vorführen (siehe Tabelle S. 203[1]).

Ich habe noch einen Index zu verwerten gesucht, und zwar den »Lambda-Calotten-Höhen-Index« (2) bezogen auf die »Bregma-Inion-Länge«. Nach den Schwalbe'schen Medianeurven, welche in zwei Drittel der natürlichen Größe gezeichnet sind und meinem Längsschnitte ergab sich:

	Krapina	Neander
Bregma-Inion-Länge	154·3	141·7
Lambda-Höhe (2)	35·0	28·6
Lambda-Calotten-Höhe-Index (2)	22·6	20·2.

Die auf diese Art erhaltenen Indices scheinen mir für die Richtigkeit meiner Constructionen in hohem Maße zu sprechen, da ja auch dieser Index nicht nur in gewissen Verhältnissen zu den übrigen steht, sondern auch jene hohe Übereinstimmung dieser beiden Schädel — als eine Art Correctiv — zu bekräftigen scheint.

Die obigen Zahlen nun unter sich verglichen belehren uns, dass der Homo von Krapina (1) im Sinne Schwalbes unzweifelhaft in den Formenkreis des »*Homo neanderthalensis*« gehört, wobei er bezüglich des Lambda-Calotten-Index, der Differenz der Glabella-Inion und der Glabella-Länge, des Lambda-, des Opisthionwinkels und der Kopflänge mehr oder weniger genau dem *Homo neanderthalensis* selbst entspricht; indessen, was den Stirn- und Bregmawinkel anlangt, mit dem Spy 2 genau zusammenfällt. Bezüglich der übrigen Ausmaße (Calotten-Höhe und Calotten-Höhe-Index) aber, theils eine Mittelstelle zwischen Neanderthaler und Spy 2 einnimmt, theils wieder, und zwar hinsichtlich des Längen-Breiten-Index und Lage-Index des Bregma, dem recenten Menschen sich anschließt.

Das auf Grund des ganzen linken bauchigen *Parietale* (Tafel III, Fig. 1) reconstruierte Schädelprofil mit den oben verzeichneten Ausmaßen und Indices (vergleiche in der Tabelle: Krapina 2) belehrt uns abermals, dass der Homo von Krapina dem Formenkreise des *Homo neanderthalensis* angehört, jedoch bezüglich der Calotten-Höhe, Lambda-Calotten-Höhe-Index, Lage-Index des Bregma und der Differenz der Glabella-Lambda-Inion und der Glabella-Lambda-Länge mit Spy 2 fast genau zusammenfällt. Bezüglich des Opisthionwinkels entspricht der Schädel Krapina 2 dem Neanderthaler, während er hinsichtlich des Bregmawinkels und des Calotten-Höhe-Index sich den respectiven Minimalbeträgen des recenten Menschen entweder nähert oder ihnen gleichkommt.

Es möge noch bemerkt sein, dass der Krapinaer Mensch bezüglich der Postorbital-Breite per 111·4 *mm* dem Neanderthaler, hinsichtlich des entsprechenden Index (bezogen auf die größte Schädelbreite) jedoch mehr dem Pithecanthropus zu entsprechen scheint.

Wiewohl also der Mensch von Krapina — wie gezeigt wurde — zweifelsohne dem Formenkreise des *Homo neanderthalensis* angehört,[2]) so scheint er uns doch, was den Längen-Breiten-Index anlangt, eine andere Rasse darzustellen. *Homo neanderthalensis* aus dem Neanderthale ist ein an der oberen Grenze stehender Mesoecephalus[3]), der Homo von Krapina aber ist — wie schon bemerkt wurde — ein Hyper-Brachycephalus, welcher

[1]) Nachdem mir die Zusammenstellung des linken Parietale (Tafel III, Fig. 1) nachträglich gelang, so habe ich diesem Knochen die Schädeldachprofillinie entnommen und diese mit dem vorhandenen Stirn- und Occipitalprofile combiniert. Diese beiden letzteren bleiben sich immer ziemlich constant, weil die entsprechenden Knochen immer gleichartig gebaut sind (was ihre größere Anzahl beweist), während aber das Parietale beim Krapinaer Homo ein veränderlicher Factor war, was uns eben die in obiger Tabelle sub Krapina 2 einbezogenen Ausmaße und berechneten Indices bezeugen.

[2]) Es möge nebenbei noch bemerkt sein, dass der neanderthaloide Typus des Krapinaer Menschen auch ohne diese Reconstructionen — bloß nach dem Stirnbeine und der Occipitalpartie — unzweifelhaft erkenntlich ist.

[3]) Schwalbe, Der Neanderthalschädel, S. 24.

auch demgemäß eine andere Rasse oder Varietät des *Homo neanderthalensis* darstellt, welche man füglich als *Homo neanderthalensis* var. *Krapinensis* bezeichnen und unterscheiden könnte.

Außer auf den verschiedenen Längen-Breiten-Index haben wir noch auf ein anderes Gebilde unser Augenmerk zu lenken, und dieses sind die öfter besprochenen Supraorbitalränder. Wir haben sie auch etwas früher bildlich dargestellt; nun aber wollen wir dieselben mit jenen des Neanderthalers vergleichen, wobei wir uns wieder an die Schwalbesche Darstellungsweise anschließen wollen, weil dadurch am besten die Analogien als auch die Unterschiede und Einzelheiten zum Ausdrucke gelangen werden. Vor allem sind die oberen Augenränder des Homo von Krapina, wenn auch nicht so robust wie beim Neanderthaler, so doch entschieden größer und dabei, wie uns bereits unsere Textabbildungen belehrten, von einer eigenthümlichen Gestaltung, welche an einigen Stücken hauptsächlich in einer leichten Verdickung der vorderen Supraorbitalschnabelpartie liegt und welche eben den Krapinaer Menschen noch äffischer als den Neanderthaler erscheinen lassen. Diese Verhältnisse werden am besten ersichtlich sein, wenn wir auf Art Schwalbes in das Stirnprofil den Supraorbitalschnabel und dabei gleichzeitig dieselben Verhältnisse des Neanderthalers in unsere Skizze hineinzeichnen. Die hauptsächlichsten Unterschiede zwischen beiden liegen in der etwas höheren Stirne des Krapinaer Menschen und in seinem oberen Augenrand, welcher, wie früher bemerkt, viel dünner dabei, aber stark vorgezogen und am vorderen Rande hie und da verdickt ist. Ein derartiger Augenrand wurde noch an keinem diluvialen Schädel beobachtet. Übrigens ist aber zwischen beiden Schädeln eine große Übereinstimmung, sowohl was die Lage der Schläfenlinie, als auch was den *Processus zygomaticus* anlangt, vorhanden. Nur verläuft die *Crista frontalis lateralis* beim Krapinaer Menschen nicht so parallel der Stirnprofillinie wie beim Neanderthaler, sondern biegt sich rasch nach rückwärts, so dass diese Linie in der Region der *Fossa supraglabellaris* etwas eingeschnürt erscheint.

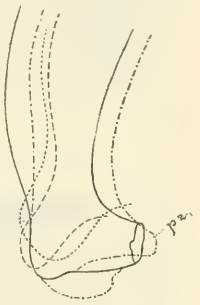


Abb. 111. Mediancurve des Stirntheils des Homo von Krapina

und des *Homo neanderthalensis*

mit dem *Proc. zygomaticus* (*p. z.*), sowie der Schläfenlinie.

III. Der Unterkiefer.

Sowohl im Texte (S. 188, Abb. 120) als auch auf Tafel II, Fig. 3, meiner Arbeit über den Menschen von Krapina habe ich wohl sehr gute Abbildungen vom Unterkiefer geliefert, dieselben sind indessen so dargestellt, dass immer der ganze Kiefertheil zu überblicken ist. Ich habe nun den Kiefer in seitlicher Ansicht photographisch aufgenommen und unsere Textabbildung 112 zeigt uns eine genaue Copie davon. Diese Abbildung ist jedenfalls nothwendig, um einen Vergleich mit den bekannten Unterkiefern leichter zu veranschaulichen. Eine große Übereinstimmung finde ich zwischen dem Unterkiefer von Naulette mit dem von Krapina, und zwar in der Gestalt, welche insbesondere durch das Fehlen des Kinns und den damit im Zusammenhange stehenden stumpfen Symphysenwinkel bedingt wird. Noch größer ist die Ähnlichkeit unseres Unterkiefers mit jenem aus der Šipkahöhle, den Maška in mehreren Ansichten abgebildet hat.[1]) und wovon in

[1]) »Der diluviale Mensch in Mähren.« Neutitschein 1886, S. 81, Abb. 1—6.

Dr. Walkhoffs Arbeit »Der Unterkiefer der Anthropomorphen und des Menschen«, S. 274. 275.[1]) nebst photographischen Abbildungen in natürlicher Größe, eine eingehende Beschreibung des bekannten Sipkakiefers als auch ein Vergleich desselben mit jenen von Naulette. Předmost und Krapina durchgeführt und die Stellung des Krapinaer Kiefers in der Serie der erwähnten diluvialen Kiefer in genetischer Hinsicht festgestellt wurde. Bevor ich noch auf die Auseinandersetzungen Walkhoffs zurückkomme, muss ich meiner Beschreibung des Unterkiefers eine genaue Darstellung des inneren Symphysentheiles, welche ich zu diesem Zwecke vergrößert aufnahm, hinzufügen. Als Ausgangspunkt der Beschreibung diene das Foramen (*F*) in der *Fossula supraspinata* (*F. s. sp.*). Letztere bildet eine flache Vertiefung mit einem quer-ovalen circa 0·75 *mm* messenden Foramen, dessen Eingang in den Knochen nach aufwärts gerichtet ist. Beiläufig 1 *mm* unter dem Foramen liegen zwei 6½ *mm* lange, flache, rauhe Erhebungen (*g. hy*), welche zwischen sich eine Gefäßfurche besitzen. Unter 0·3 *mm* jeder der genannten Erhebungen liegt je ein kleineres Foramen (*f' f''*), von welchen jedoch das rechte (*f''*) größer ist. Zwischen diesen Foramina befindet sich ein, die Mitte der Symphysis einnehmender elliptischer (*H*) Kamm, welchen noch kleinere Rauhigkeiten unten und seitwärts begleiten. Ober dem Foramen und im Bereiche der Fossula supraspinata sehen wir einen flachen rinnenartigen Eindruck, welcher mit mehreren kleinen Löchern besetzt ist. Zu diesem Eindrucke führt von oben her ein feiner gegabelter Gefässeindruck (*G*), welcher in ein kleines Löchelchen 9 *mm* ober dem großen Foramen (*F*) mündet. Auch beiderseits und ober dem Foramen sehen wir je einen schräg gestellten Gefäßeindruck (*R' R''*), wovon der rechte bei weitem kräftiger als der linke ist. In der Fossula supraspinata sieht man außer den bereits geschilderten noch mehrere kleine Gefäßöffnungen. Die Ansatzstelle des *M. genioglossus* um das Foramen *F* war radiär angeordnet. Die rauhen Ansatzstellen *g. hy.* sind Gebilde, welche der *Spina mentalis interna* entsprechen, nur sind diese beiden Erhebungen beim recenten Menschen — soviel ich dies an mehreren Unterkiefern feststellen konnte — knapp an das Foramen, ja auch etwas über dasselbe heraufgerückt, während dieselben beim Krapinaer Kiefer unter dem Foramen liegen. Ich besitze Unterkiefer mit Übergängen von einer doppelten, fast 8 *mm* hohen, an der Basis 8 *mm* breiten und 1·5 *mm* dicken *Spina mentalis interna* zu solchen, an denen statt jener hohen Fortsätze zwei getrennte, aber etwas erhabene Höcker vor-

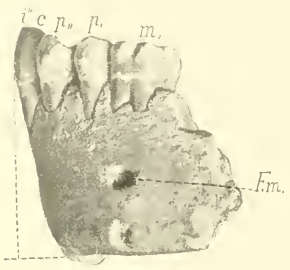


Abb. 112. Linker Unterkiefer des Homo von Krapina in seitlicher Ansicht und nat. Größe. *F. m.* = *Foramen mentale.*

Abb. 113. Die innere Symphysis des Unterkiefers des Homo von Krapina ca. 2½mal vergrößert. — *F. s. sp.* = *Fossula supraspinata* mit dem *Foramen* = *F*, und mehreren kleinen Gefäßöffnungen. — *g. hy.* = paarige rauhe Erhebungen für den *M. genioky ideus*; *H* = unpaarer Höcker. — *f' f''* = kleinere ungleich große Foramina. *R' R''* = rinnenartige Vertiefungen. — *G* = gegabelte Gefäßeindrücke.

[1]) »Menschenaffen.« Herausgegeben von E. Selenka. 4. Lieferung, 1902.

kommen. Ferner sieht man an einem anderen Kiefer bloß flache, rauhe Erhebungen und unter diesen einen unpaarigen länglichen Höcker, ganz ähnlich, wie wir dies an dem Krapinaer Kiefer sehen. Endlich liegt noch ein Unterkiefer eines alten Individuums vor, an welchem die Anheftungsstellen des *M. geniohyoideus* nur mehr zwei rauhe leichte Vertiefungen darstellen.

Jene zwei flachen, rauhen Erhebungen unter dem großen Foramen am Kiefer des Krapinaer Menschen sind also nicht nur topographisch, sondern auch factisch Dependenzen für die *Spina mentalis interna*.

Bei aller Analogie in der Beschaffenheit der Innenfläche an der Symphysis des Unterkiefers des Krapinaer Menschen mit solcher von recenten Menschen, bestehen dennoch einige Differenzen, welche sich kurz wie folgt zusammenfassen lassen:

1. Der Krapinaer Unterkiefer besitzt eine leicht eingebuchtete *Fossula supraspinata*, in welcher sich ein Gefäßloch nebst mehreren kleineren Gefäßöffnungen befindet.

2. Die paarigen, der *Spina mentalis interna* entsprechenden rauhen Erhebungen, liegen unter jenem Gefäßloche als getrennt von ihm und haben an ihrer Basis je eine Gefäßöffnung.

3. Die *Fossula supraspinata* des Krapinaer Kiefers mit ihrem mittelständigen Foramen und ihrem durchbohrten Boden zeigt gewisse Analogien mit der entsprechenden Grube der Affen.

Dies hätte ich noch zur besseren Kenntnis des Krapinaer Unterkiefers, respective seiner inneren Seite nachzutragen gehabt. Das übrige hat Dr. Walkhoff in seiner trefflichen Arbeit »Der Unterkiefer der Anthropomorphen« auf S. 295 und 313 dargelegt, insbesondere einen Vergleich des Krapinaer Kiefers mit jenen von Šipka, Předmost und Naulette durchgeführt. Dr. Walkhoff versuchte unter anderem auch die chronologische Aufeinanderfolge der erwähnten Kiefer festzusetzen und betrachtet nun den Šipka-Kiefer als den geologisch ältesten davon, den Krapinaer als vielleicht gleichalterig mit jenem von Naulette, doch älter als den Předmoster Kiefer (S. 313, l. c.). Hiezu bemerke ich nur, dass die Reihenfolge dieser Kiefer wohl den Resultaten der Walkhoff'schen Untersuchungen über den feineren Knochenbau auf Grund der Entwickelungsmechanik entsprechen mag, doch könnte daraus — meiner Meinung nach — noch nicht auf die chronologische Folge der genannten Kiefer geschlossen werden, da man doch nicht beweisen kann, dass der Šipka-Kiefer wirklich der älteste von den erwähnten Kiefern ist. Größere oder geringere individuelle Abweichungen im Kieferbau können kaum zu geologischen Zwecken, insbesondere aber nicht etwa zur Gliederung glacialer Abschnitte des Diluviums herangezogen werden und dies umsoweniger, da wir derartige Abweichungen auch an entsprechenden Skelettheilen recenter Menschen nachweisen können. Viel wichtiger ist entschieden die Erkenntnis eines diluvialen Unterkiefertypus, zu welchem nun — wie dies Walkhoff nachwies — der Krapinaer Kiefer gehört.

Untersuchungen über den feineren Bau einiger Unterkiefertheile des »Homo von Krapina« mittelst Röntgenstrahlen.

Zu diesem Zwecke wurden die in meiner Arbeit (l. c., S. 188—189, Tafel II, Fig. 4, 5, 6) abgebildeten Kieferfragmente herangezogen. Die Fragmente des rechten und linken Unterkieferastes (Abb. 4, 5) wurden in Agram durch die Herren Prof. F. Sandor und Dr. Hühn, der hintere Corpustheil der linken Mandibula (Abb. 6) von Herrn Prof. Dr. Walkhoff in München aufgenommen. Die erhaltenen Bilder sind zwar nicht genug scharf, erlauben dennoch auf das Sicherste gewisse »Trajectorien« und Ver-

dichtungen der Spongiosa zu erkennen, welche nun hier in Kürze dargestellt werden mögen.

Was die beiden Unterkieferäste betrifft, so ist es als ein günstiger Zufall zu betrachten, dass an beiden der Angulus mandibulae gut erhalten blieb, weil an diesem Theile gewisse Trajectorien zu erwarten waren. In der That zeigen die Röntgenbilder beider Kieferfragmente (siehe Textabb. 114) verglichen mit dem Schema der Trajectorien des Kieferastes eines Orangutans (Walkhoff, S. 241, Fig. 9 u. s. w.) zwar Analogien, aber auch gewichtige Abweichungen. Wir sehen wohl das Traj. posticum sowie das Traj. marginale, aber dies letztere kreuzt jenes bereits im Niveau der Einbuchtung des Hinterrandes unter dem Gelenkkopfe. Ferner tritt das Trajectorium dentale in einer interessanten Modification auf. Dasselbe zieht sich nicht nur einfach bogenförmig vom Kiefergelenk zum zahntragenden Kiefertheil, sondern es wird in zwei Partien zerlegt. Im inneren Kieferwinkelrand nämlich sehen wir nebst einer Verdichtung der Knochen-

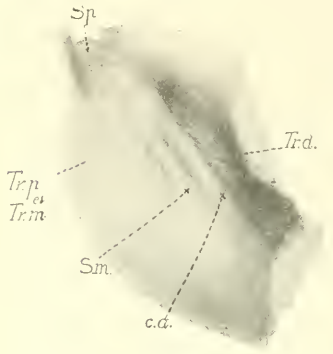


Abb. 114.

Abb. 115.

Abb. 114. Der rechte Unterkieferast von außen beleuchtet. — Abb. 115. Der hintere Corpustheil des linken Unterkiefers von innen beleuchtet. — *C. a.* = Canalis alveolaris. — *S. m.* = Sulcus mylohyoideus. — *Tr. d.* = Trajectorium dentale. — *Tr. p.* = Traj. posticum. — *Tr. m.* = Traj. marginale. — *i. a.* = Interalveolartheil mit horizontalen Knochenbälkchen. — *Sp.* = großmaschige Spongiosa.

substanz auch Trajectorien auftreten, welche parallel und S-förmig gebogen in den Ast heraufsteigen, wobei sich die Substantia compacta gabelt, und zwar so, dass nur eine Andeutung von Verdichtung der Spongiosa gegen den Processus coronoidalis sichtbar ist, während ein kräftigerer Ast gegen den Processus condyloideus hin verläuft. Durch diese eigenthümliche Anordnung der Trajectorien und Vertheilung der Substantia compacta wird der Druck, den sonst der Kieferkörper bewältigen sollte, auch in den Kieferast übertragen und dadurch der Kieferbruch in der Zone, welche die beiden Kieferwinkel verbindet, verhütet. Es möge noch erwähnt sein, dass zwischen dem hinteren Kieferastrand und dem Traj. dentale noch eine ziemlich breite Zone großmaschiger Spongiosa auftritt.

Am hinteren Corpustheil des linken Unterkiefers (Abb. 115) sehen wir an der Kieferbasis eine ziemlich breite, von hinten nach vorne zu sich verdichtende Zone der Substantia compacta nebst horizontal verlaufendem Trajectorium marginale. Sehr interessant ist ferner die Interalveolarpartie mit ihren charakteristischen, horizontal und parallel gestellten Knochenbälkchen, welche durch dünnere untereinander verbunden

werden. Die Basis und die Ränder der Alveolen zeigen leicht verdichtete Spongiosa. Hinter dem letzten Molar aber tritt die zur Substantia compacta verdichtete Zone des Trajectorium dentale auf.

Herr V. Ivanek machte noch nachträglich einige Röntgenaufnahmen verschiedener Unterkieferfragmente, von denen ich bloß eines Angularstückes und jenes in meiner veröffentlichten Arbeit S. 189, Fig. 121 *a, b* abgebildeten *Processus condyloideus* Erwähnung thun möchte. Das erstere zeigt radiär gegen den inneren Winkel auslaufende Verdichtungen der Knochensubstanz und darüber nahe beim Rande das *Trajectorium posticum*, welches etwa durch das *Trajectorium transversum* oder *Trajectorium marginale* gekreuzt scheint.

Interessant ist das Röntgenbild des linken *Processus condyloideus* mit einem Angulartheil, weil an ihm außer dem *Trajectorium basilare* schwache Andeutungen und Kreuzungen mit dem *Trajectorium dentale* sichtbar sind. Erwähnenswert ist das *Trajectorium posticum*, welches einen dreieckigen Flecken im äußeren Kieferwinkel einnimmt und durch eine deutlich großzellige Spongiosa ausgezeichnet ist (siehe Abb. 116).

Abb 116. Röntgenbild des linken Unterkieferasttheiles mit dem Condylus. — *Tr. b.* — Trajectorium basilare. *Tr. d.* — Traj. dentale. — *Tr. p.* — Traj. posticum.

Vergleichen wir nun unsere Krapinaer Unterkieferreste bezüglich ihrer durch mechanische Zug- und Druckfunctionen bedingte Anordnung der entweder zu Trajectorien angeordneten Bälkchen, oder zur *Substantia compacta* verdichtete Knochensubstanz, so erkennen wir leicht einen gewissen Unterschied zumal im allgemeinen Aufbau des Unterkiefers respective seines Astes, welcher letztere entschieden schmäler als derjenige der Anthropomorphen, ja auch als der der uncivilisierten Völker ist. Der Kieferast des Krapinaer ist nämlich schmal, weil, wie es scheint, keine besonderen Ansprüche an die innere Kieferpartie, zumal den *Proc. coronoideus* — mit Ausnahme seiner Basis — gestellt wurden, deshalb auch keine gegen denselben hinaufreichende Verdichtung der Knochensubstanz, noch ein *Trajectorium praeceps* zu beobachten ist. Im Vergleiche zum recenten Menschen scheinen nur die Trajectorien wohl übereinstimmend, doch prägnanter, also einer kräftigeren Benützung der Kiefer entsprechend entwickelt zu sein. Wenngleich der Unterkiefer des Homo von Krapina im Asttheile schmäler als jener der Anthropomorphen und uncivilisierten Menschen ist, so scheint mir doch die Anlage seines *Trajectorium dentale, Trajectorium basilare* und *Trajectorium posticum* jeder Druck- und Zugleistung Rechnung tragend gebaut gewesen zu sein, wobei jedenfalls die ökonomische Vertheilung dieser verfestigten Partien des Kiefers (Verdichtung der Knochensubstanz und Trajectorien) gegenüber den lockeren, indifferenteren Zonen ziemlich contrastiert.

IV. Die Zähne des Homo von Krapina.

1. Die Milchzähne.

(Tafel III, Fig. 2—6.)

Es liegen davon sowohl obere als untere Zähne vor, und zwar: 1 o. I_1, 2 o I_2, 2 u. I_2, ferner ein großer o. I_1, dessen Wurzel zur Hälfte aufgesogen ist, dann 1 o. C., 1 o. Ma., 2 o. Mp., 1 u. Ma. und 4 u. Mp., im ganzen also 15 Stück von verschieden alten Individuen. In folgender Tabelle habe ich die Ausmaße dieser Zähne nach Kiefern zusammengestellt, und man wird daraus ersehen, dass die Milchzähne des Menschen von Krapina jedenfalls größer sind als solche der recenten Menschen.

	Höhe der Krone Millimeter	Mesio-Distal-Durchmesser der Krone Millimeter	Labio-Lingual-Durchmesser der Krone Millimeter	Totale Zahnlänge Millimeter
		Oberkiefer:		
o. I_1.	5·0	5·6	5·0	19·0
I_2.	6·5	6·8	6·2	19·6
C.	7·3	8·4	7·3	19·9
Ma.	6·0	9·5	9·9	14·0
Mp.	7·0	10·5	12·0	15·0
		Unterkiefer:		
u. I_2.	6·5	8·4	6·9	19·6
Ma.	7·5	10·0	8·0	18·0
Mp. mittel:	**5·8**	**10·7**	**9·6**	**10·5**
Mp. größte:	6·4	11·3	10·0	17·0
Mp. kleinste:	5·3	10·1	9·3	14·0

Bezüglich der I und C möge bemerkt sein, dass sie mehr oder weniger deutliche Längsfurchen an den Wurzelseiten aufweisen. Besonders ist diesbezüglich ein I wegen seiner stark ausgeprägten vorderen Längsfurche (siehe Tafel III, Fig. 3) bemerkenswert. Ferner liegt noch ein unterer I vor, dessen Wurzel zum größeren Theile resorbiert ist, und dessen Krone bedeutend größer als diejenige der übrigen Milchincisivi ist (siehe Tafel III, Fig. 2). Der ganze Zahn mit dem noch erhaltenen Wurzeltheil misst 17 *mm*; die Zahnkrone ist vorne 13 *mm* hoch, oben 7 *mm* breit und verschmälert sich nach unten so, dass die Wurzel beim unteren Kronentheil bloß 4·7 *mm* beträgt, jedoch von vorne nach rückwärts gemessen 7·8 *mm* misst. Die Wurzel ist nämlich seitlich abgeflacht. An der Schneide zeigt dieser Zahn 2—3 unbedeutende Einkerbungen und mehrere kurze radiäre Furchen.

Bezüglich des Canin hätte ich zu bemerken, dass dessen Wurzel etwas auswärts gekrümmt ist und zwei schwächere und eine stärkere Längsfurche besitzt, wodurch die Wurzel einigermaßen dreiseitig pyramidal erscheint. An der inneren Kronenseite sind zwei leichte Basalhöcker sichtbar.

Von den unteren Molaren liegen mehrere Exemplare vor, und zwar: 1 l. M. a., 3 l. M. p. und 1 r. M. p. Sämmtliche M. p. sind deutlich fünfhöckerig, mehr oder weniger abgekaut, lassen durch die noch vorhanden gebliebenen Lücken auf eine reichlichere Schmelzfaltenbildung schließen (besonders der r. M. p.). Alle diese Molaren besitzen eine deutliche *Fovea anterior* und *Fovea posterior*, ferner lassen sie an der oberen Hälfte der Außenseite der Krone zwei tiefe mit einem Grübchen endigende Einschnitte zwischen den Höckern erkennen. An den hinteren äußeren, als auch am ersten, d. h. dem vorderen Höcker ist zuweilen noch ein Einschnitt sichtbar. Sämmtliche Zahnkronen sind mehr oder weniger schräge und fallen von innen und vorne nach außen und rückwärts ab. Ihre Höcker sind sehr hervortretend, weil sie eben durch tiefe Einschnitte von einander getrennt sind. Die Wurzeln sind durch Zusammenwachsen flach und breit geworden, und bloß bei einem l. M. (Tafel III, Fig. 5) sind sie getrennt, weit auseinanderstehend (die inneren Wurzeln sind abgebrochen) und dürften vier vorhanden gewesen sein.

Der untere vordere l. M. (Tafel III, Fig. 4) ist recht gut erhalten: seine vorne hohe, nach rückwärts abfallende Krone ist schräge und ziemlich abgekaut, indessen sind die inneren zwei Höcker noch trotzdem gut sichtbar, ebenso auch die nach innen sich öffnende *Fovea anterior*. Die beiden Wurzeln sind flach und der Länge nach gefurcht: das Ende

der vorderen inneren Wurzelhälfte ist nach rückwärts gebogen; eine der so häufig zu beobachtenden Unregelmäßigkeiten.

Ich erwähne noch einen linken o. M. p. mit breiten Wurzeln, deren hintere Partie zwar zum größten Theil abgebrochen, doch eine mehrfache Verwachsung, welche durch Längsfurchen angedeutet ist, erkennen lässt.

Bemerkenswert sind endlich zwei von einem und demselben jugendlichen Individuum herrührende M. p. der rechten und linken Seite. Sie sind nur wenig abgekaut; an beiden bloß die Spitze des hinteren und die innere Seite des vorderen Lingualhöckers. Zu erwähnen wäre ein vor dem vorderen inneren Höcker stehender kleinerer Nebenhöcker, der durch eine deutliche Lücke von dem erwähnten getrennt erscheint. Außerdem sind noch zwischen den beiden Außenhöckern zwei kleine Zwischenhöcker zu finden. Die Wurzeln sind durch Zusammenwachsung breit und flach; die vordere Partie besteht aus zwei, die hintere aus drei zusammengeschmolzenen Wurzeln, welche bloß labialwärts getrennt sind.

2. Die Zähne erwachsener Individuen.

(Tafel III, Fig. 7—16.)

In meiner Arbeit »Der paläolithische Mensch . . .« habe ich auf S. 192 bloß die Zahnkronen und zwar deren Länge und Breite gemessen und diese mit solchen recenter Menschen verglichen. Hier nun werde ich einige Zähne erwachsener Individuen in ihrer Gesammtheit vorführen, wobei ich speciell die Wurzelbeschaffenheit hervorheben werde.

	Gesammtlänge Millimeter	Wurzellänge Millimeter	Ausmaß Millimeter	
			von außen nach innen	von vorne nach hinten
l. I_2.	30·5	21·5	10·5	6·5
l. C.	31·5	22·0	10·3	6·7
o. P_1.	26·2	18·3	10·5	5·9
o. P_2.	25·5	18·0	11·0	5·9
u. P_1.	27·0	19·0	9·0	5·7
u. P_2.	26·0	19·7	8·5	6·3
o. r. M_2.	22·2	14·7	10·0	7·5
o. l. M_2.	22·0	14·0	12·3	8·7
u. r. M_1.	22·3	15·5	10·2	9·6
u. r. M_1.	24·0	16·3	10·0	8·0
M_2.	24·4	17·2	8·4	7·8
M_3.	21·3	14·4	7·5	8·5

Bezüglich der Wurzeln der einzelnen Zahnarten möge bemerkt werden, dass die Incisivi häufig abgeflacht sind und deutliche Längsfurchen und Zuwachsstreifen erkennen lassen (Tafel III, Fig. 7). Ähnliches beobachtet man auch an den Canini (Tafel III, Fig. 8). Besonders instructiv sind die oberen P sowohl P_1 als P_2 deshalb, weil sie entweder zwei getrennte oder durch eine Lamelle verbundene Wurzeln aufweisen und überdies an der Außen- und Innenseite der äußeren Wurzel eine starke Längsfurche erkennen lassen, so dass man annehmen kann, die oberen P hätten drei Wurzeln besessen. An dem u. P_2 sind die Verhältnisse nicht so deutlich leserlich wie an den oberen P (vgl. Tafel III, Fig. 9, 10 und 13), doch erkennt man an jeder Seite der unteren Wurzelhälfte je eine, also zusammen vier Längsfurchen. Auch die oberen Molaren sind diesbezüglich lehrreich; ihre Wurzeln sind entweder zu einem rhomboidischen Prisma verwachsen oder sie sind theilweise frei (vgl. Tafel III, Fig. 11, 12 und 14, 15, 16). Diese letzteren bilden zwei

abgeflachte Wurzelplatten, vorne und hinten eine. Die vordere davon ist im Querschnitte dreiseitig mit eingebogenen Seiten, was von den Längsfalten herrührt; die hintere Wurzelplatte besitzt eine Längsfurche. Ich folgere daraus, dass die oberen *M* fünfwurzelig waren und ebensoviel Kronenhöcker besaßen, und zwar: vorne drei, hinten zwei. Dies ist besonders gut an dem o. M_2 zu sehen. An den o. M_1 mit verschmolzenen Wurzeln sind diese Verhältnisse anders, indem nur seitlich je eine Furche auftritt, während sie vorne und hinten verwachsen sind und so auf vier Wurzeln mit ebensoviel Kronenhöcker hindeuten. Ebenso ist es am u. M_1 mit prismatisch verschmolzenen Wurzeln der Fall, wo man bloß die seitlichen und etwa die vordere Längsfurche sieht, während die Wurzel des fünften Höckers mit den hinteren zwei zusammengewachsen ist. Auch wo die beiden (die vordere und hintere) Wurzelplatten am u. M_1 vorhanden sind, beobachtet man bloß an der vorderen davon eine breite deutliche Längsfurche, welche von den beiden nun verwachsenen

Abb. 117. Schematische Skizze, um den Zusammenhang der Kronenhöcker mit den Wurzeln darzustellen. — Die ausgezogene Linie zeigt uns den Umriss der Zahnkrone; die punktierte Linie die Verwachsungsweise der Wurzeln; die schwarzen Punkte aber die Zahnhöcker.

Abb. 118. Ansicht des Wurzeldeckels eines M_3 des Homo von Krapina in vierfacher Vergrößerung. *a* = Ansicht von oben (innen); *b* = Ansicht von unten (außen).

Wurzeln der vorderen Kronenhöcker herrührt, während die hintere Wurzelplatte für den fünften hinteren Höcker bloß eine unbedeutende Verdickung der entsprechenden Wurzelpartie zeigt, die möglicherweise von der Verwachsung derselben herrührt.

Es kann demnach an unseren Krapinaer Zähnen ein gewisser genetischer Zusammenhang zwischen den Kronenhöckern und Wurzeln entnommen werden, woraus sich der Schluss ziehen ließ, dass die Anzahl der Zahnkronenhöcker aus der Verwachsung einer gleichen Anzahl von Zahnkegeln hervorgegangen sei.

Höchst interessant ist der untere M_3, dessen Ausmaße wir zuletzt gegeben haben (Tafel III, Fig. 16). Seine verwachsenen Wurzeln bilden einen unten durch ein cementartiges, deckelförmiges — offenbar secundäres — Gebilde verschlossenen Cylinder. Ich besaß auch ein isoliertes derartiges flach-konisches Gebilde, wusste indessen nicht, wohin es gehört, bis sich nicht — zufälligerweise — jener Deckel von der Wurzel unseres M_3 loslöste. Diesen Wurzeldeckel hat Prof. F. Šandor in viermaliger Vergrößerung beiderseits dargestellt (siehe Textabb. 118 *a*, *b*). Seine Dimensionen betragen: 5 *mm* im Durchmesser und 3 *mm* an Dicke; sonst ist er unregelmäßig rund. Die untere Fläche des Deckels ist leicht concav mit einem rundlichen centralen Höcker, seine obere, d. h. in die Zahnwurzel gekehrte Fläche ist flach-konisch erhoben und hat an seiner Spitze eine runde Einsenkung. Der Deckelrand weist unregelmäßige Einschnürungen auf.

Bezüglich der Zahnlänge hätte ich noch zweier Röntgenbilder zu erwähnen, welche Herr Dr. Walkhoff in München während meines dortigen Aufenthaltes die Freundlichkeit hatte, aufzunehmen. Es sind dies der Ober- und der Unterkiefer, welche in meiner Arbeit: »Der paläolithische Mensch . . .« auf Tafel II. Fig. 1 und 3, dargestellt sind und von welchen ich wegen der besonderen Zahnlänge die Abb. 119, 120 hier vorführe.

Im Oberkiefer habe ich die Länge des C, I_2 und P_1 auf Grund beiderseitiger Aufnahmen bestimmen müssen, weil bei dem einen Bilde (beleuchtete Innenfläche) der Kiefer etwas verzerrt, deshalb alle Dimensionen vergrößert sind, während wiederum bei der anderen Abbildung (beleuchtete Außenfläche), die Ausmaße zu kurz erscheinen. Das Mittel ergab nun für den I_2 eine Länge von 31 *mm*, für den $C = 33{\cdot}9$ *mm*, während die Länge des P_1 nach beiden Aufnahmen mit $27{\cdot}5$ *mm* bestimmt wurde.

Im Unterkiefer habe ich den C und M_1 gemessen; die Länge wurde ebenfalls auf Grund beiderseitiger Aufnahmen bestimmt, jedoch gleich befunden, und zwar $C = 29{\cdot}2$, $M_1 = 20{\cdot}5$ *mm*.

Vergleichen wir diese Längen mit den früher gegebenen der entsprechenden Zähne, so finden wir, dass die Zähne unseres Oberkiefers die längsten von allen in Krapina

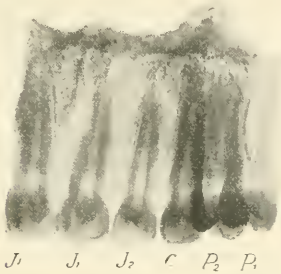


Abb. 119.

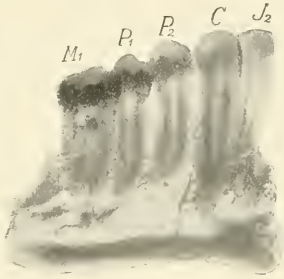


Abb. 120.

Abb. 119. Linker Oberkiefer mit Röntgenstrahlen durchleuchtet, um die Länge der Zähne zu zeigen. — Abb. 120. Linker Unterkiefer zu demselben Zwecke wiedergegeben.

gefundenen sind. Bezüglich der übrigen Einzelheiten dieser interessanten Röntgenbilder verweise ich auf die bereits nominierte Studie Dr. Walkhoffs.

V. Diverse Knochen des Homo von Krapina.

(Tafel III. Fig. 17, 18, 19; Tafel IV, Fig. 7, 8.)

Von vereinzelten besser erhaltenen Knochenfragmenten erwähne ich die auf Tafel III. Fig. 17, dargestellte rechte *Scapula* eines jungen Individuums, bei welchem bloß die sehr flache »*Cavitas glenoidalis*« und deren umgeschlagener, abgerundeter Rand bemerkenswert ist. Dieselbe ist unregelmäßig oval; ihr Längsdurchmesser (sammt dem umgebogenen Rand) misst 32·4 *mm*, der größere Querdurchmesser 19·6 *mm*. Die Mitte der Cavitas zeigt sehr leichte wulstige Unebenheiten. Die Dicke des Knochens beim *Margo axillaris* beträgt 10·5 *mm*.[1])

[1]) Hierzu möchte ich bemerken, dass mir bei Betrachtung der Cavitas glenoidalis sogleich die Ähnlichkeit mit derjenigen des Neanderthalmenschen auffiel. Sie erstreckt sich sowohl auf die ganze Form, als auch die Gestaltung des Randes, als auch auf die leichten Unebenheiten der Mitte. Diese Ähnlichkeit hat insofern ein allgemeineres Interesse, als der betreffende Befund an der Scapula des Neanderthalmenschen unter den pathologischen Merkmalen figurierte, auf welche hin Rudolf Virchow die Arthritis jenes Wesens construierte. Die ovale flache Gestaltung der Cavitas glenoidalis ist auch in den niederen Zuständen des recenten Menschen weit verbreitet. Bei Australiern finde ich sie ganz allgemein, aber auch bei anderen niederen Rassen. H. Klaatsch.

Rechter *Humerus* (Tafel III. Fig. 18). Davon liegt der untere Gelenkkopf eines ganz jungen Individuums, und zwar die *Trochlea humeri* mit einem kurzen Corpustheil vor. Die beiden Epicondyli sind weggebrochen. Die Breite der Rolle der *Trochlea humeri* beträgt 18 *mm*. Die *Fossa coronoidea* ist länglich und verhältnismäßig flach und zeigt links zwei starke längliche Furchen. Sehr ausgebreitet und tief ist die *Fossa olecrani*, welche ebenfalls mehr in die Quere ausgedehnt ist. Die Zwischenwand beider Gruben ist 0·3 *mm* dick. Knapp ober der *Fossa olecrani* misst der Knochen 13 *mm*.

Linke *Ulna* (Tafel IV. Fig. 7). Davon habe ich das obere Gelenk mit einem kurzen Corpustheil, welchem das Olecranon abgebrochen ist, abgebildet. Es ist daran sehr deutlich der *Proc. coronoideus* und die *Incisura radialis* ausgeprägt. Die größte Breite des Knochens im Bereiche des *Proc. coronoideus* beträgt 33·5 *mm*, diejenige in der Zone der *Crista musc. supinator* 16 *mm*.

Rechter *Radius* (Tafel III, Fig. 19). Derselbe zeigt uns die obere Gelenkfläche mit einem geringen Corpustheil. Ganz besonders prägnant an diesem Knochenfragment tritt das *Capitulum radii*, das *Collum radii* und die *Tuberositas radii* hervor. Das *Capitulum* stellt uns eine unregelmäßig rundliche, mit einer flachen Vertiefung versehene Gelenkfläche, deren Ränder umgeschlagen sind, dar. Der größte Durchmesser dieser Gelenkfläche beträgt 22 *mm*, jener der Grube selbst bei 14·5 *mm*. Der Gelenkkopf verschmälert sich rasch gegen die Tuberositas hin: denn es beträgt der größte Durchmesser des Knochens in der Mitte der beiden Stellen 12, der kleinste 10·5 *mm*. Die *Tuberositas radii* ist circa 20 *mm* lang und 13·5 *mm* breit. Die Entfernung des oberen Randes der Tuberositas vom Gelenkrande beträgt circa 21·4 *mm*.

Rechte *Patella* (Tafel IV. Fig. 8). Das hier in natürlicher Größe abgebildete angebrannte Stück ist etwas über 40 *mm* hoch, über 41·5 *mm* breit und 30·6 *mm* dick. Ihre äußere Fläche ist etwas gestreift und weist noch überdies einige leichte Vertiefungen auf.

Es liegt ferner noch ein geringes und angebranntes Fragment des rechten *Os ilei* und ein Stück des *Os naviculare* vor.

VI. Schlussbemerkungen.

Nach allen Beobachtungen, die wir an den Schädelresten des Homo von Krapina anstellten, kann als feststehend betrachtet werden:

a) Dass der Mensch von Krapina ein *Hyper-Brachycephalus* war.

b) Seiner Schädelformation nach gehörte er dem Formenkreise des *Homo neanderthalensis* an, wobei er sich wegen seiner etwas höheren Stirne u. s. w. an den Schädel von Spy 2 anschließt und überdies noch Anklänge an den recenten Menschen aufweist.

c) Der Mensch von Krapina besitzt die am meisten vorgezogenen Supraorbitalränder und übertrifft in dieser Hinsicht sämmtliche fossile Menschenschädel.

d) Der Homo von Krapina hatte noch schwach entwickelte *Processus mastoideus*, jedoch eine stark verdickte *Pars tympanica*.

e) Die Zähne jugendlicher als auch erwachsener Individuen des Menschen von Krapina besaßen zahlreiche Schmelzfalten.

f) Der Unterkiefer des Krapinaer Menschen war prognath und weist überdies noch jenen typischen Bau auf, welcher an den diluvialen Kiefern von Šipka, Předmost und Naulette beobachtet und festgesetzt wurde (Walkhoff).[1])

[1]) Der *Homo neanderthalensis* muss nach der großen Übereinstimmung im Schädelbaue mit dem Krapinaer Menschen (unter anderen Klaatsch: Occipitalpartie) auch einen ebenso oder ähnlich gebauten Unterkiefer besessen haben.

Aus allem dem kann aber für den Krapinaer Menschen als Folge gelten:

1. Der Homo von Krapina schließt sich durch die sub *b), c), d), e)* und *f)* gegebenen Charaktere an die ältesten bekannten Schädel und gehört dem Formenkreise des *Homo neanderthalensis* im Sinne Schwalbes an.

2. Der Homo von Krapina bildet durch die sub *a), b)* und *c)* gegebenen Verhältnisse — eine neue Rasse, die etwa als *Homo neanderthalensis* var. *Krapinensis* bezeichnet werden kann.

3. Der Homo von Krapina weist noch durch die sub *c), d), e)* und theilweise *f)* erwähnten Verhältnisse pithecoide Charaktere auf.

Anhang.

»Arthritis deformans« an Knochen des *Ursus spelaeus* aus Krapina.

Pathologische Erscheinungen an Skelettheilen des *Ursus spelaeus* sind längst bekannte Thatsachen, die mit dem Aufenthalte dieses Thieres in feuchten Höhlen u. dgl. im innigsten Zusammenhange stehen und Folgen der sogenannten »Höhlengicht« sind. Diese krankhaften Erscheinungen — »Arthritis deformans« — erstreckten sich über alle Skelettheile, und zwar einmal in Gestalt einer starken Knochenwucherung (Exostose), die derartig auftritt, dass das davon betroffene Thier kaum imstande war, Bewegungen zu machen; ferner bekundete sich diese Krankheit in einer Auflösung der Knochensubstanz, infolge derer eine Auflockerung, respective Durchlöcherung der respectiven Knochen und speciell das Ausfallen der Zähne beider Kiefer eintrat.

Zu allen diesen Erscheinungen fanden sich in Krapina Belege, die ich in Kürze beschreiben werde.

A. Arthritis an Wirbeln:

a) Ein Epistropheus, dessen Basaltheil infolge der Exostose verdickt und der rechtsseitige Theil nach rückwärts verlängert ist (Tafel IV, Fig. 2).

b) Vier Cervicalwirbel, deren Corpus mehr oder weniger aufgelöst, demgemäß durchlöchert und deren Basaltheile mit Exostose bedeckt sind. Die Überwucherung erstreckt sich nach rückwärts, und zwar entweder ziemlich regelmäßig longitudinal und ober sich eine schwammige Zone des Corpus, oder einseitig unregelmäßig und einen ebensolchen Corpus zurücklassend (Tafel IV, Fig. 3).

c) Besonders interessant tritt die Exostose an den Thoracalwirbeln auf; sie ist hier am stärksten und wieder an die Basalpartie der entsprechenden Wirbeln gebunden. Die Wucherung geschah hier in einer zusammenhängenden Masse, und zwar so, dass davon die unteren Partien mehrerer (2—4) Wirbel durch eine bis $1^1/_2 cm$ dicke Masse unbeweglich miteinander verbunden wurden, da die Überwucherung entweder das Verwachsen der betreffenden Wirbel einleitete oder auch gleichzeitig rinnenartige Fortsätze bildete, in welchen die Nachbarwirbel eingebettet und dadurch unbeweglich gemacht wurden. Außerdem sind noch die Gelenkflächen des Corpus als auch die *Fovea costalis* theilweise angefressen (Tafel IV, Fig. 4).

d) In einer ganz charakteristischen Form tritt die Exostose an den Lumbarwirbeln auf. Dieselbe ist hier fein schwammig und einem Kalktuffansatze äußerst ähnlich; sie blieb indessen nicht bloß auf die basale Körperpartie des Wirbels gebunden, sondern sie umkleidet alle seine Theile: das Corpus und dessen Fortsätze, wobei der Körper sehr stark zerfressen ist (Tafel IV, Fig. 5).

B. Arthritis an den Kiefern.

Dieselbe tritt in einer ganz anderen Weise auf, da sie sich, wie bemerkt, in einer Auflösung der Knochensubstanz bekundet, welche vornehmlich eine Durchlöcherung des Corpus und das Ausfallen der Zähne — besonders der Canini — veranlasst hat.

Es liegen zwei derartige Kiefer vor, die möglicherweise einem Individuum angehört haben. An der linken Kieferhälfte sind nur mehr zwei *I* vorhanden; alle übrigen Zähne sind bereits ausgefallen. Die Alveole des *C* ist von innen und außen schwammig überwuchert, der mittlere Corpustheil im Bereiche der *M* reducirt, wodurch die Alveolenreihe concav ist. Die Außenfläche des Corpus ist grobnetzig. Der rechte Unterkieferast (Tafel IV. Fig. 1) besitzt noch einen *I*, einen *P* und den sich anschließenden M_1. Auch hier ist die Alveole des *C* — besonders ihre Außenwand — durch Exostose verdickt, gleichzeitig aber die Alveole verkürzt, so zwar, dass der Canin keinen Halt mehr in ihr hatte und aus dem Kiefer herausfallen musste. Knapp hinter dem M_1 sehen wir zwei große, der Quere nach stehende Löcher, wobei noch die Außenwand des Corpus grobnetzig und wulstig überwuchert ist.

C. Arthritis an den Extremitäten.

Diesbezüglich habe ich bloß zwei Fibula-Fragmente zu erwähnen: eine obere Knochenhälfte mit einer Schwellung und lappenartigem Fortsatz, beiläufig im oberen Viertel des Knochens, dann eine untere Hälfte mit einer seitlichen, mit einem Loche versehenen Knochenschwellung (Tafel IV. Fig. 6).

Hier möchte ich noch eines linken Femurs gedenken, welcher offenbar von einem *Ursus arctos* herrührt und welcher stark deformiert ist. Der Knochen ist nämlich verkürzt und nach auswärts gebogen. Die Deformation des Knochens geschah beim *Trochanter minor*, welcher stark knotig verdickt ist; links und unter ihm gewahrt man größere offene Canäle. Nach Meinung des Herrn Dr. Schwarz, Primarius in Agram, wurde die Deformation und Exostose durch einen Knochenbruch verursacht, derzufolge auch der Knochen verkürzt und verbogen wurde.

Knochenschlittschuh. Knochenkufe. Knochenkeitel.

Ein Beitrag zur näheren Kenntnis der prähistorischen Langknochenfunde.

Von **Otto Herman** in Budapest.

(Mit 32 Textabbildungen und einer Tafel.)

Es gibt wohl kaum eine anziehendere Forschung, als jene ist, welche unsere Schritte in die fernste Vergangenheit lenkt und uns dann plötzlich, sozusagen unbemerkt über die Grenzscheide von Epochen führt — von dies- nach jenseits.

Soweit wir die Spuren menschlicher Thätigkeit vom Längstvergangenen bis auf unsere Zeit zu erkennen und zu ordnen vermögen, finden wir es klar ausgesprochen, dass ebenso, wie die in den Schichten der Erdrinde begrabenen Reste des einst organischen Lebens an der Grenzscheide annehmbarer Epochen keine erkennbar scharfe Linie trennt, ebenso auch hinsichtlich der Epochen menschlicher Thätigkeit Übergänge, Vermischungen hinüber leiten, dass also die Spuren menschlicher Thätigkeit aus einer Epoche in die andere übergreifen, mithin eine scharfe Trennung nicht besteht.

Diese Auffassung mochte auch Virchow vorgeschwebt haben, als er im Vorworte zu Lubbocks berühmtem Buch es aussprach,[1]) dass zur Erklärung der Verhältnisse des Urmenschen die Menge der Funde und der Scharfsinn nicht genügen und nur die Beobachtung des lebenden Menschen es vermag, in vielen Fällen die richtige Lösung zu geben. Aus dieser Auffassung folgt, dass die Erklärung so mancher, aus dem Urzustande des Menschen stammender Gegenstände nur deswegen unmöglich scheint, weil wir den lebenden Menschen allen seinen Verhältnissen nach nicht genügend kennen und überdies die große Wahrheit von den Übergängen unbeachtet lassen, welche uns belehrt, dass Gewohnheit und die hieraus entspringende Anhänglichkeit aus längst vergangenen Epochen Vieles bis auf unsere Tage herübergebracht hat, was somit einen Lichtstrahl in das Dunkel längstvergangener Epochen zu werfen ganz geeignet ist.

Diese Ausführungen enthalten jene Gesichtspunkte, in deren Lichte ich eine Reihe zu untersuchen wünsche, welche ganz bestimmt einer längst vergangenen Epoche entstammend, auf uns überkam, vielfach zu unbestimmten, schwankenden Erklärungen Anlass bot, jedoch durch Beobachtung des Menschenlebens kaum vergangener Zeit und sogar der Gegenwart vollkommen klargelegt werden kann.

Die Reihe enthält Knochengegenstände, welche also aus einem Materiale bestehen, das unter günstigen Umständen nicht leicht verwest, mithin Epochen zu überdauern geeignet ist.

Die überwiegende Zahl gehört zu den sogenannten Langknochen des Pferdes und des Rindes; speciell sind es zumeist Mittelhand- und Mittelfußknochen — Metacarpus, Metatarsus.

Die meisten dieser Knochen, welche vielfach in ethnographische Sammlungen kamen, zeigen an der Vorderseite eine spiegelglatte abgeschliffene Fläche, wohingegen die Rück-

[1]) Lubbock, Sir John, »Die vorgeschichtliche Zeit« etc. nach der dritten Auflage aus dem Englischen von A. Passow. Vorwort von R. Virchow. Jena 1874.

seite durch die Tuberositäten rauh verblieb. Manche dieser Knochen zeigten keine Spur irgend einer Bohrung, bei anderen war der Gelenkkopf durch Behauen zugerichtet; wieder andere waren verschiedenartig gebohrt; bald von der rauhen Seite gegen die glatte, ohne jedoch durchzudringen, und zwar groß gelocht, bald an beiden Enden horizontal und quer zur abgeschliffenen Fläche mit kleinen Löchern versehen.

Die Ansicht, dass die mit einer glatten, abgeschliffenen, ebenen Fläche versehenen Knochen zum Gleiten auf dem Eise benützt wurden, entstand schon zeitig, und Virchow unterschied schon vor gut drei Decennien zwei Arten: den ungebohrten und gebohrten Schlittschuhknochen oder Knochenschlittschuh. Die erstere Art wurde unmittelbar betreten und es genügten die Tuberositäten, um den Fuß unter dem Gewichte des Körpers festzuhalten; die letztere Art wurde vermittelst Schnur oder Riemen aufgebunden.[1])

Hinsichtlich der übrigen Formen geschah es — auch noch nach Virchows Unterscheidung und Bestimmung — dass dieselben als Glättknochen für Gewebe angesprochen wurden.[2]) Die Thatsache stand jedoch fest, dass die bekannt gewordenen Knochen in den ausgesteckten Rahmen nicht untergebracht werden konnten, besonders die großgelochten und jene, welche keine Bohrung und keine abgeschliffene Fläche zeigten.

Das von mir gesammelte und aus der einschlägigen Literatur geschöpfte Materiale gestattet es nun, diese Knochen nach Gruppen zu ordnen und abzuhandeln.

I. Der Knochenschlittschuh.

Nach Friedel: Schlittschuhknochen, hievon Schlittschuhlaufen. Ungarisch: *csontironga, iringa*. Englisch, nach Munro: *bone-skate*. — Das Werkzeug zum Treiben: Pickstock. Pieke nach Virchow und Friedel: Schiebstelze nach Jeitteles. Ungarisch: *szegesbot* und *gusztony*.

Da die Richtung meiner Forschung aus der geschichtlichen in die vorgeschichtliche Periode und zurück führt, beginne ich mit den historischen Elementen, vor allem mit jenen, welche ich nicht imstande bin genau zu datieren. Besonders diese sind es, welche nach dem Norden hindeuten.[3]) Der Schlittschuh wird schon in der Runendichtung erwähnt, und Bischof Thomas Percy — 1728—1811 — meint in der Übersetzung, das Schlittschuhlaufen gehöre zu den vorzüglichen Eigenschaften des nordischen Charakters. Held Harold sagt in seinen Klagen, er sei in acht Dingen vollkommen, unter diesen ein guter Fechter, ein guter Reiter, ein guter Schwimmer, ein guter Schlittschuhläufer,[4]) ein guter Lanzenwerfer und Ruderer — und »doch verachtet mich eine russische Maid!« Dass die Schlittschuhe Knochen waren, kann angenommen werden.

Nach J. J. A. Worsaae — 1821—1885 — berichten die alten schwedischen mythologischen Gesänge, dass Oller und Uller im Winter auf thierischen Knochen schliffen.

Olaus Magnus führt neben blanken eisernen Schlittschuhen auch solche aus Knochen des Schafes und des Hirsches an.

Treichel[5]) führt aus dem Norden Europas im XII. Jahrhundert an: K. Eystieren Magnusson brüstete sich, er »kunna ok isleggjer«, wozu bemerkt wird, dass zu jener

[1]) Verhandlungen der Berliner Anthropologischen Gesellschaft, Bd. III [1870], S. 20.

[2]) Am entschiedensten Dr. Tergast in: »Die heidnischen Alterthümer Ostfrieslands«, 1879, S. 43. Erklärung der Abb. 49.

[3]) Munro, Robert, »Prehistoric Problems« Edinbourgh and London 1897, dem ich hier eine Weile folge.

[4]) Wörtlich: »I glide along the ice on skates«.

[5]) Verhandlungen der Berliner Anthropologischen Gesellschaft, Bd. XIX, S. 83.

Zeit der Schlittschuh in Norwegen aus dem Knochen des Pferdes, auf der Insel Island aus jenem des Schafes gewesen sei.

Wo Munro des Fundes von »Moorfield« gedenkt, worin auch ein Knochenschlittschuh enthalten war, führt er die lateinische Beschreibung Fitz-Stephens aus der Zeit Heinrich II. — 1133—1189 — also aus dem XII. Jahrhundert an, wonach, sobald der Sumpf Moorfield festfror, die Jugend Londons sich in hellen Scharen auf das Eis begab, die geschickteren unter ihre Sohlen Thierknochen[1]) banden, mit eisernen Stacheln beschlagene Stücke ergriffen, mit welchen sie sich fortschoben und so schnell glitten, wie der Vogel auf seinen Flügeln dahinfliegt.

Es scheint, dass auf Fitz-Stephens Beschreibung auch jene zurückgreift, welche John Stow in »Survey of London« im Jahre 1598 gab, und welche, durch Guido Weiß übersetzt, von Virchow vorgelegt wurde.[2]) Der Text lautet wie folgt:

»Sobald der große Sumpf, der sich bei Moorfield zu der nördlichen Mauer der City erstreckt, gefroren ist, so gehen junge Leute in großer Gesellschaft hinaus, um sich dort zu belustigen. Sie nehmen einen Anlauf, drehen den Körper nach der Seite, spreizen die Beine auseinander und schleifen so ein gutes Stück Weges fort. Andere nehmen einen Eisblock von der Größe eines Mühlsteines und benützen ihn als Sitz: einige spannen sich vorne an, indem sie sich einander die Hand reichen und ziehen so den Schlitten schnell vorwärts. Einige fallen zwar nieder, indem sie mit den Füßen ausgleiten. Andere aber, die mit dem Eise vertrauter sind, befestigen sich an den Schuhen Knochen von Thieren und halten mit Eisen beschlagene Stöcke in der Hand, welche sie von Zeit zu Zeit in das Eis stoßen. Diese Leute bewegen sich mit der Geschwindigkeit eines Vogels, der in der Luft fliegt, oder eines Pfeiles, der von einer Kriegsmaschine abgeschnellt wird. Zuweilen stellen sich zwei Leute auf eine Entfernung einander gegenüber und rennen mit eingelegten Stöcken einer gegen den anderen los, als gälte es Lanzen zu brechen, dadurch fällt dann einer oder gar beide zu Boden, wobei freilich ihr Körper nicht von Stößen verschont bleibt; durch die heftige Bewegung gleiten sie auch nach ihrem Falle noch ein tüchtiges Stück weiter. Fällt dabei einer auf seinen Arm oder Fuß, so ist dieser zwar in der Regel gebrochen; aber junge Leute, die nach Ehre dürsten und nach Ruhm verlangen, üben sich so in nachgeahmten Gefechten, damit sie umso tapferer den Anprall auszuhalten vermögen, wenn es zum Ernste kommen sollte.«

Das ist aber auch richtig, dass wir Alten, die wir den Eissport in unserer Jugend nicht auf der »Stahlsohle von Halifax« genossen haben, die Treue der Beschreibung Stowes nur bestätigen und auch ihren wissenschaftlichen Wert nicht bestreiten können, welch letzterer darin besteht, dass der Knochenschlittschuh durch die Worte: »befestigen sich an den Schuhen Knochen von Thieren« als quergebohrter Knochenschlittschuh gut determinierbar ist, mithin im Sinne der Unterscheidung Virchows schon im XII. beziehungsweise XVI. Jahrhundert der fortgeschritteneren Form angehört, weil ja die ungebohrte offenbar die primitivere ist.

Wir wollen nun an die nähere Betrachtung unserer Sammlung, welche auf Tafel V gegeben ist, herantreten, wobei ich bemerke, dass ich vorerst nur die Knochenschlittschuhe vornehme, um mich dann auf die übrigen Objecte im Verlaufe dieser Abhandlung an gehöriger Stelle zu beziehen.

---

[1]) Munro, a. a. O., »Tibias scilicet animalium«.

[2]) Verhandlungen der Berliner Gesellschaft für Anthropologie u. s. w., 1870, S. 60.

Wenn wir nun auf Tafel V[1]) die Knochenschlittschuhe Fig. 2—13 betrachten, so springt es sofort in die Augen, dass dieselben ohne Ausnahme Metacarpus des Pferdes und manche durch langen Gebrauch derart abgeschliffen sind, dass das poröse innere Gewebe des Knochens zum Vorschein kommt — Fig. 4.

Abb. 121. Auf Knochenschlittschuhen laufender ungarischer Junge

Es ist natürlich, dass auch die auf Tafel V abgebildeten ungarischen Knochenschlittschuhe, welche keine Bohrung aufweisen, also Fig. 2, 3, 4, 5, 6, 7 als primitivere Form aufzufassen sind, wogegen jene aus der walachischen Dobrudscha,[2]) als an beiden Enden quergebohrt, der fortgeschritteneren Form angehören.

Ich will nun die Praxis des Laufens auf Knochenschlittschuhen näher erörtern, und zwar in erster Reihe die primitivere Form vornehmen. Die Länge des Knochens, die auf dem Eise aufliegende ebene, abgeschliffene Fläche und die Rauhheit der, der Sohle zugekehrten Fläche machte und macht die Erhaltung des Gleichgewichtes leicht; das Fortschieben hatte aber seine besondere Bedingung: das Paar der Knochenschlittschuhe musste gegen einander parallel verbleiben; denn sobald es in eine nach vorne divergirende Stellung kam, liefen die Füße auseinander und das unfreiwillige Niedersitzen war unvermeidlich, und zwar oft mit einer Gewalt, welche in das Eis einen sogenannten »Stern« schlug.

Abb. 122. Ungebohrt, mit freiem Auftritt.

Abb. 123. Gebohrt, angebunden.

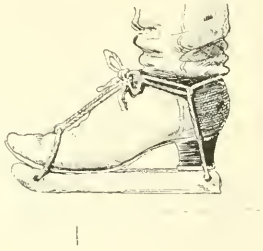


Abb. 124. Gebohrt, aufgebunden und gespannt.

Außerdem mussten beide Füße stets in gleicher Entfernung verbleiben, damit — bei Gebrauch nur einer Schiebstelze — das Stoßen zwischen den Füßen leicht und sicher geschehen könne. Auch die Haltung des Körpers war wesentlich: man musste die Knie und den Leib etwas beugen und eben in dieser Stellung lag das ermüdende Moment, weil

[1]) Fig. 1, 2, 3 bilden eine recente, prächtige Garnitur, welche ich der Aufmerksamkeit des Herrn Dr. Albert v. Barabás, Arzt in Sepsi-Szt.-György, zu verdanken habe; ihre Wichtigkeit wird sich später ergeben.

[2]) Die quergebohrte Form, Tafel V, Fig. 9—13, aus der Dobrudscha, habe ich Herrn Dr. Georg von Almásy zu verdanken.

TAFEL I.

Das *Parietale* des Homo von Krapina.

Tafel I.

Abb. 1 *a*. Das *Parietale*, Ansicht von oben, um die punktierte Knochenfläche zu zeigen.

Abb. 1 *b*. Dasselbe, jedoch von innen, um die *Foveolae granulares — F. g.* in rinnenartigen Vertiefungen zu zeigen.

Abb. 2. Das linke *Parietale* von innen mit kräftigen *Sulci arteriosi — G.*, und dem stark vertieften *Sulcus transversus — S. t.*
S. s. = Sutura sagittalis. — S. c. = Sutura coronoidalis. — S. l. = Sutura lambdoidea.

Sämmtliche Abbildungen sind in $^3/_1$ natürlicher Größe und ohne Retouche dargestellt.

Abb. 1*a*.

Abb. 1*b*.

Abb. 2.

TAFEL II.

Das *Occipitale* des Homo von Krapina.

Tafel II.

Abb. 1. Fragment des *Occipitale*, linke Schuppenhälfte von außen. Von einem jüngeren Individuum.

Abb. 2. Fragment des *Occipitale*, linke Schuppenhälfte von außen. Vom Erwachsenen.

Abb. 3. Fragment des *Occipitale* zum größten Theil der rechten Hälfte von außen. Typische Ausprägung aller Theile. Siehe Text.

Abb. 4. Dasselbe Fragment von innen gesehen.

Abb. 5. Dasselbe im Profil vom rechten Bruchrande aus gesehen.

Abb. 6. Fragment der rechten Schuppenhälfte von außen gesehen.

Alle Abbildungen sind in $^{7}/_{8}$ natürlicher Größe dargestellt.

Für alle Figuren gemeinsam giltige Bezeichnungen:

T. l. = Lateraler Wulst des *Torus occipitalis*. — *T. m.* = Mediane Einsenkung des *Torus occipitalis*. — *L. n. s.* = Homologon der *Linea nuchae superior*. — *L. n. i.* = Homologon der *Linea nuchae inferior*. — *L. n. spr.* = Homologon der *Linea nuchae suprema*. — *F. s.* = *Fossa supratoralis*. — *M. r.* = Muskelrelief (*Semispinalis capitis*) auf dem *Planum nuchale*. — *m. d.* = bezeichnet die Stellung der Medianlinie. — *S. l.* = *Sulcus longitudinalis*. — *S. t.* = *Sulcus transversus*. — *C.* = Stelle des *Confluens sinuum*.

Die Zusammenstellung dieser Tafel als auch die Bezeichnung der Abbildungen stammt von Herrn Prof. Dr. H. Klaatsch in Heidelberg.

Abb. 1.

Abb. 2.

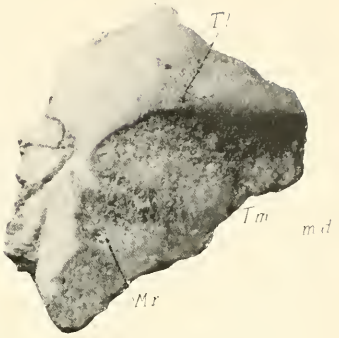


Abb. 6.

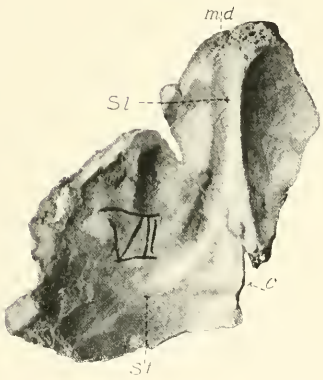


Abb. 3.

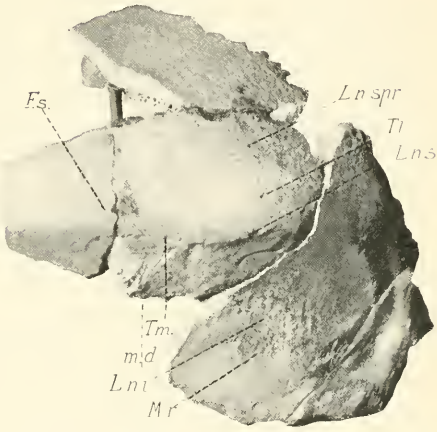


Abb. 5.

Abb. 4.

TAFEL III.

Das *Parietale*, die *Scapula*, der *Humerus*, *Radius* und die Zähne des Homo von Krapina.

Tafel III.

Abb. 1. Das linke *Parietale* von außen.
Abb. 2. Ein unterer *Incisiv* mit stark resorbierter Wurzel.
Abb. 3. Ein unterer *Incisiv* mit starker vorderer Längsfurche.
Abb. 4 und 4*a*. Ein unterer, linker, vorderer *Molar* und dessen Krone.
Abb. 5 und 5*a*. Ein unterer, linker, hinterer *Molar* und dessen Krone.
Abb. 6 und 6*a*. Ein unterer, linker, hinterer *Molar* und dessen Krone. — Die Zähne, Abb. 2—6, entstammen dem Milchgebisse.
Abb. 7. Ein linker, äußerer *Incisiv*.
Abb. 8. Ein *Canin*.
Abb. 9 und 10. Obere *Praemolaris* mit mehr weniger verwachsenen Wurzeln.
Abb. 11. Ein oberer, linker, erster *Molar* mit zusammengewachsenen Wurzeln.
Abb. 12. Ein oberer, rechter, zweiter *Molar*, dessen vordere und hintere Wurzeln verwachsen sind.
Abb. 13. Ein unterer, zweiter *Praemolar* mit seitwärts gebogener (zum *Canin*) Wurzel.
Abb. 14. Ein unterer, rechter, erster *Molar* mit vorne und hinten verwachsenen Wurzeln.
Abb. 15. Ein unterer, rechter, erster *Molar* mit verschmolzenen Wurzeln.
Abb. 16. Ein unterer, rechter, dritter *Molar* mit verschmolzenen Wurzeln und Wurzeldeckel. Die Zähne, Abb. 7—16, stammen von erwachsenen Individuen.
Abb. 17. Die rechte *Scapula* eines jungen Individuums.
Abb. 18. Der rechte *Humerus* eines jungen Individuums.
Abb. 19. Der rechte *Radius*.

Alle Abbildungen, mit Ausnahme einiger Zähne, die etwas vergrößert wurden, sind in natürlicher Größe wiedergegeben (vergleiche übrigens die entsprechenden Ausmaße).

Abb. 1.

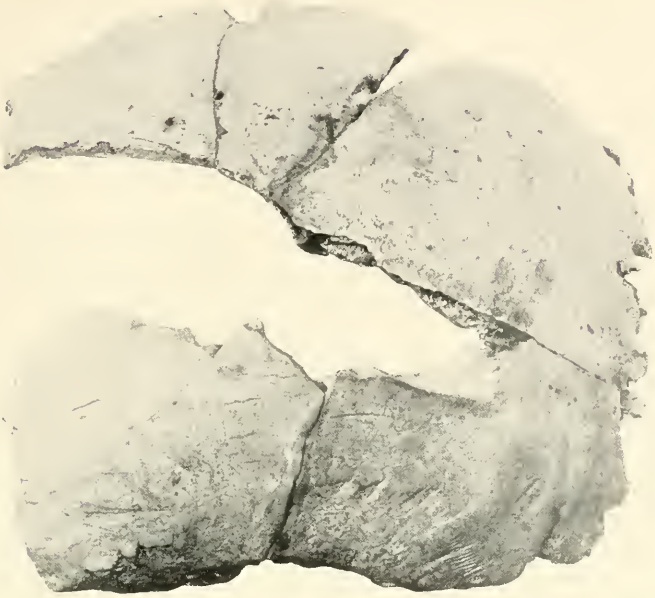


Abb. 19.

Abb. 17.

Abb. 2.

Abb. 3.

Abb. 4*a*.

Abb. 5*a*

Abb. 6*a*.

Abb. 4*b*

Abb. 5*b*.

Abb. 6*b*.

Abb. 7.

Abb. 8.

Abb. 9.

Abb. 10.

Abb. 11.

Abb. 12.

Abb. 18.

Abb. 13.

Abb. 14.

Abb. 15.

Abb. 16

TAFEL IV.

Ulna und *Patella* des Homo von Krapina. »*Arthritis deformans*« am Unterkiefer, Hals-, Brust- und Lendenwirbel und an der *Fibula* des *Ursus spelaeus* von Krapina.

Tafel IV.

Abb. 1. Der rechte Unterkiefer, die Außenseite mit je einem J_1, P und M_1, ferner die durch Exostose überwucherte Alveole des C, die hinter dem M_1 liegenden Löcher und die dort herum befindliche wulstige und netzige Überwucherung zeigend.

Abb. 2. Der *Epistropheus* von unten, dessen Basis durch Exostose verdickt und dessen rechtsseitiger Theil stark nach rückwärts verlängert und gelappt ist.

Abb. 3. Ein Halswirbel von unten mit longitudinal angelagerter Exostose, welche den Wirbelrand rückwärts überschreitet.

Abb. 4. Zwei, durch basalwärts stark angelagerte Exostose unbeweglich verbundene Brustwirbel von der Seite.

Abb. 5. Ein Lendenwirbel (von hinten), dessen Körper (mit Ausnahme der Vorderfläche) infolge von Arthritis ganz ausgelöchert, dessen Basis und Apophysen aber durch schwammartige Exostose überkleidet wurden.

Abb. 6. Die proximale Hälfte der *Fibula* mit Knochenschwellung und lappigem Fortsatz.
Die Abb. 1—6 sind in $^1/_2$ natürlicher Größe dargestellt.

Abb. 7. Linke *Ulna* des Homo von Krapina.

Abb. 8. Rechte *Patella* des Homo von Krapina in natürlicher Größe.

Sämmtliche auf den Tafeln abgebildeten Überreste werden im kroatischen geologisch-paläontologischen Nationalmuseum in Agram aufbewahrt.

Abb. 8.

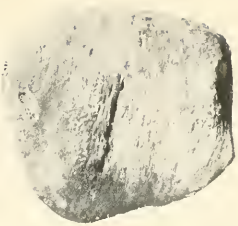


Abb. 1.

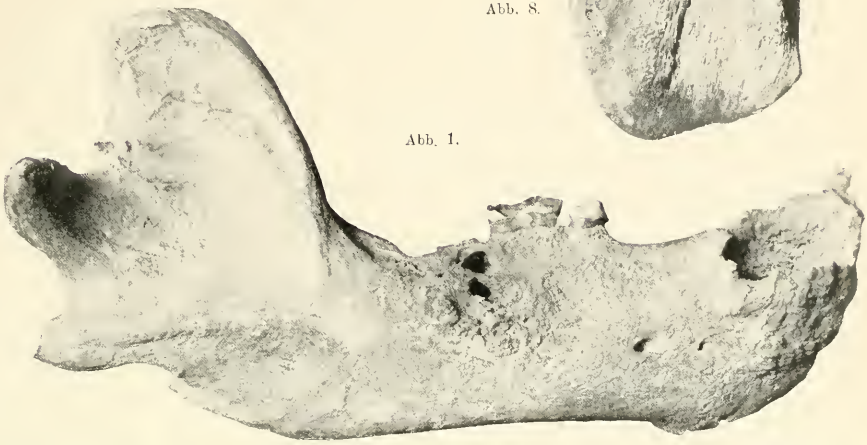


Abb. 5.

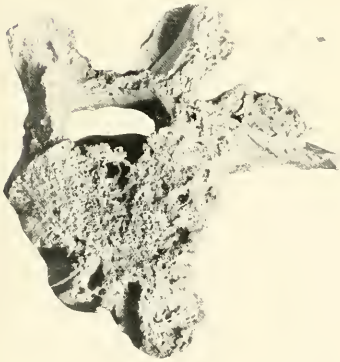


Abb. 7.

Abb. 4.

Abb. 6.

Abb. 2.

Abb. 3.

TAFEL V.

Tafel V.

Erklärung.

Fig. 1, 2, 3. Vollständige Garnitur. 1. Stachelstock; 2, 3. Knochenschlittschuhe, ungebohrt, recent. Kézdi-Szt.-Lélek im Széklerland.

Fig. 4. Knochenschlittschuhe, paarig, früheste Bronzeperiode. Verebély, Barser Comitat. Dazu ein geschmolzener Metallklumpen.

Fig. 5, 6, 7. Ungebohrte, recente Knochenschlittschuhe. Csongrád-Mindszent.

Fig. 8. Angebohrte, recente Knochenschlittschuhe, paarig, früher Keitelknochen.

Fig. 9, 10, 11. Quergebohrte Knochenschlittschuhe, recent. Dobrudscha.

Fig. 12, 13. Quergebohrte, mit Originalschnur versehene Knochenschlittschuhe, paarig, recent. Dobrudscha.

Fig. 14. Glättknochen, prähistorischer Fund. Gyoma, Comitat Békés.

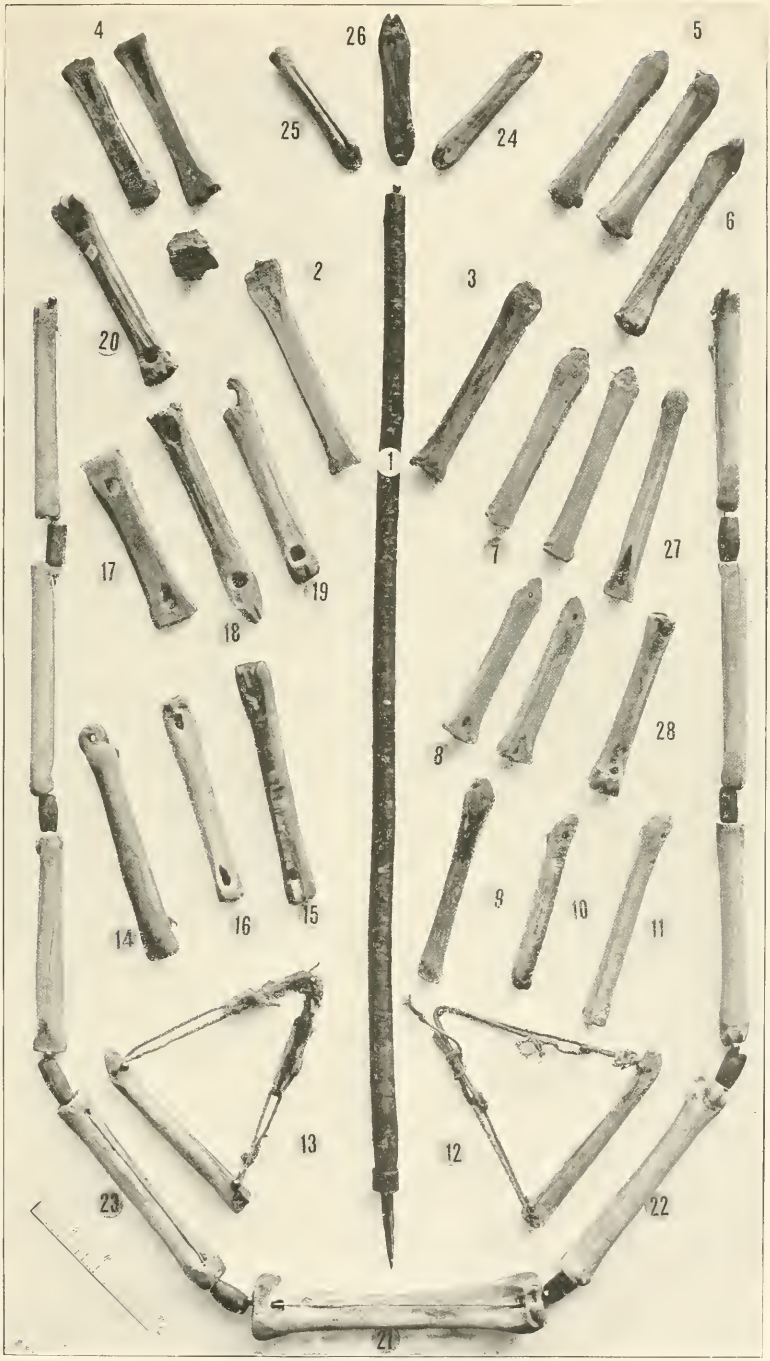
Fig. 17, 18, 19, 20. Schlittenkufenknochen. Fundorte im Texte.

Fig. 15, 16, 27, 28. Keitelknochen, recent. Mittlere Theiß.

Fig. 21, 22, 23 und beide Schenkel der Figur bis zu Ende: vollständige Garnitur des ungarischen Knochenkeitels mit 9 Knochen, nebst eisernen Turbukringen. Mittlere Theiß.

Fig. 24, 25, 26. Prähistorische Netzknochen. Fundorte im Texte.

Mit Ausnahme von Fig. 24, 25, 26 sämmtlich Knochen des Pferdes.


1
2
3
4
5
6
7
8
9
10
11
12
13
14
15
16
17
18
19
20
21
22
23
24
25
26
27
28

die betreffenden Muskeln dauernd in Spannung erhalten werden mussten. Den ganzen Vorgang zeigt Abb. 121, wo jedoch statt der eigentlichen Schiebstelze — *gusztony* — die in Ungarn gebräuchliche »Heuangel« — *vonyogó* — verwendet wird.

Alle diese Momente zusammengenommen brachten es mit sich, dass das Laufen nur in gerader Linie erfolgte, und hierauf beziehen sich Hildebrands Worte, wonach auf den Knochenschlittschuhen das Ausweichen unmöglich war.[1])

Was nun das Verhältnis des Fußes zum Knochenschlittschuh weiters anbelangt, so zeigt dasselbe Abb. 122, 123 und 124, wobei zu bemerken ist, dass die Bundschuhe ungarischer Form als Urform und Volkserzeugnis eine besondere Beachtung verdienen.[2])

Die Art des Bindens erklären die Abbildungen wohl genügend. Die Verbreitung der recenten Knochenschlittschuhe in Ungarn ist gegenwärtig die folgende: Szeged, Zent.a, Ung.-Darócz, Kézdi-Szt.-Lélek die ungebohrte; Doroszló, Bács die gebohrte Form. Merkwürdig ist es, dass ich den Knochenschlittschuh am Plattensee (Balaton) nicht erfragen konnte.

In Deutschland wurden die Knochenschlittschuhe besonders durch Virchows öftere Bekanntmachungen vielfach angeführt und was bis 1897, respective 1898 zum Vorschein kam, das hat mein sehr geehrter Freund, Geheimer Hofrath Friedel, mit großer Umsicht zusammengestellt.[3]) Er leitet die Zusammenstellung mit folgenden Worten ein: »Die Schlittschuhknochen sind entweder undurchbohrt oder zum Hindurchziehen von Riemen oder Bindfaden durchbohrt. Die undurchbohrten sind natürlich die primitiveren. Bei undurchbohrten Schlittknochen, bei denen selbstredend die Köpfe der Rinder- oder Pferderöhrknochen abgeschlagen sind,[4]) stand der Eisläufer einfach auf den Knochen aufrecht, wozu lediglich Vorübung und Gewandtheit gehörte, und trieb sich mit einem Stachelstock, besser mit zweien, in jeder Hand mit einem, vorwärts. Auch wurde zwischen den beiden Stöcken wohl ein Tuch als Segel befestigt. Setzte sich der Wind dort hinein, so war man imstande, außerordentlich schnell auf glatter Eisbahn vorwärts zu kommen. So haben noch vor wenigen Jahren uns alte Leute berichtet.« [5])

Es wird hieraus ganz klar, dass die deutschen Knochenschlittschuhe im wesentlichen den ungarischen vollkommen entsprachen, dass der Schub auch vermittelst nur eines Stockes, der »Picke«, geschah; der Schub mit zwei »Picken« ist jedoch ein wesentlicher Unterschied — Abb. 125; die Anwendung eines Segels noch in höherem Maße — Abb. 126, und es kann letztere Art als Urform der holländischen Segelschlitten angenommen werden.

Nach dieser bis in die Neuzeit hineinragenden historischen Ausführung können wir an die Frage der vorgeschichtlichen Epoche, respective Abstammung herantreten.

Ich schicke voraus, dass Munro in seiner Zusammenstellung, welche mit jener Friedels zur selben Zeit erschien, in der »General Conclusion« ausspricht, die Knochenschlittschuhe seien ihrem Ursprunge nach nicht prähistorisch.[6]) worauf ich noch zurückkommen werde. Hier nur soviel, dass wenn Munro Friedels Arbeit vorgelegen wäre, er seinen Ausspruch nicht gethan hätte.

---

[1]) Bastian in Verhandlungen der Berliner Gesellschaft für Anthropologie u. s. w. 1870, S. 103. Vgl. auch »A magyar halászat könyve« des Verfassers, 1887, Bd. I, S. 171—172.

[2]) Vgl. Otto Herman: »Ethnographische Elemente u. s. w.« in den Mittheilungen der Anthropologischen Gesellschaft in Wien, Bd. XXVI, [1896], Sitzungsberichte [8].

[3]) In »Brandenburgia«, Monatsblatt der Gesellschaft für Heimatskunde u. s. w. zu Berlin, Bd. VI, S. 318 ff.

[4]) Bei den ungarischen nicht, höchstens verkürzt für Kinderfüße; meist aber spitz zugehauen.

[5]) »Brandenburgia«, Bd. VI, S. 318.

[6]) Munro, a. a. O., S. 305.

Bei der Zeitfrage der Knochenschlittschuhe verbleibend, gestaltet sich dieselbe wie folgt: Das älteste, aus Ungarn stammende, unzweifelhaft prähistorische Paar ist jenes auf Tafel V. Fig. 4. Es ist der Metacarpus des Pferdes; darunter befindet sich der geschmolzene Metallrest — ein sogenannter »Bär«[1] — einer prähistorischen Gießerei. Dieses gewiss merkwürdige Knochenschlittschuhpaar stammt von dem Fundorte Verebély und wurde aus bedeutender Tiefe zutage gefördert; die Ausgrabung geschah durch Postmeister Josef Nécsey. Beide Knochen sind wie erdfarbig, der eine — ursprünglich wahrscheinlich gebraten — ist wie marmoriert; die ebene Gleitfläche auf beiden ist ausgezeichnet erhalten und reicht an einem Ende so tief, dass das poröse Innere sichtbar ist. Der Metallbär stammt von selbem Fundorte, und wenn auch der unmittelbare Zusammenhang

Abb. 125. Schub mit zwei Picken.

Abb. 126. Schub mit Segel.

mit den Knochen — dem Situs nach — nicht präcis nachgewiesen werden konnte, gehört er doch zur allgemeinen Charakteristik des Fundortes. Die oberflächliche Betrachtung bestimmte den Bär als Kupfer, und es entstand die Frage, ob es sich um einen Vorgänger der Bronzeperiode handelt.

Mein Freund, Herr Josef Loczka, Chemiker des ungarischen Nationalmuseums, war so gütig, die qualitative Analyse zu vollführen und theilte mir folgendes mit: »Das Metall enthält viel Kupfer; 2—3% — also verhältnismäßig viel — Antimon; wenig Eisen, wenig Nickel; Zink konnte nicht mit Sicherheit ermittelt werden; Arsen blieb fraglich; sehr wenig Silber, Blei, Bismuth, Phosphor, diese letzteren beinahe nur als Spuren vorhanden; außerdem als Verunreinigung wenig Lehm und Quarz beigemengt. Es scheint, dass dieser Metallbär einem antimonhältigen Kupfererz entstammt; es ist aber nicht ausgeschlossen, dass das Antimon beigeschmolzen wurde, um ein härteres Metall zu erlangen. Ob dies in vorhistorischer Zeit bewusst geschah, hierfür mangeln die sicheren Daten.« Soweit die Analyse. Das ist aber sicher, dass dieses Object aus vorgeschichtlicher Epoche stammt, mithin für den Fundort charakteristisch ist. Und da nun dieses offenbar prähistorische Knochenschlittschuhpaar im wesentlichen den recenten entspricht, ist die vorgeschichtliche Epoche mit der Jetztzeit verbunden. Das brauche ich wohl nicht erst zu sagen, dass sich dieses nur auf das Gebiet Ungarns und nicht auf das Magyarenthum bezieht.

[1] In der Kunstsprache des ehemaligen deutschen Hochofenbetriebes in Ungarn.

Hinsichtlich Deutschlands wurde die Zeitbestimmung durch Ernst Friedel angebahnt. Er führt an, dass im Jahre 1881 in Spandau ein Kriegsmagazin angelegt wurde, und bei der tiefen Fundamentierung ein Pfahlbau zum Vorschein kam, welcher der Blütezeit der Bronzeperiode angehörte. Hier fand sich ein ungebohrter, subfossiler Unterarmknochen vom Pferde mit abgeschliffener, infolge der Biegung des Knochens nur wenig ausgedehnter Gleitfläche. Ein ganz ähnlicher Knochen wurde aus der Spree bei Berlin ausgebaggert, Abb. 127.[1]) Auch bei diesem Knochen ist die Gleitfläche infolge der Biegung des Knochens nur beschränkt und dieser Umstand ist es, welcher diese Funde als Knochenschlittschuhe zweifelhaft macht; denn die Convexität machte das Stehen auf dem Eise schwankend, die Convexität war für den Fuß unbequem. Es dürften also diese Knochen Schlittenkufen gewesen sein, worauf ich an geeigneter Stelle zurückkommen werde. Die

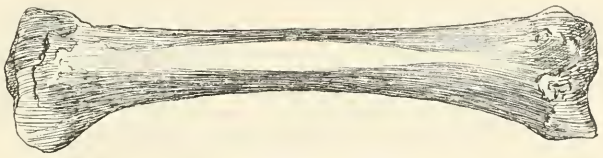


Abb. 127. Schlittknochen aus der Spree.

Hauptsache ist hier, dass das Vorkommen der Schlittknochen überhaupt auch in Deutschland in der prähistorischen Zeit hierdurch belegt ist.

Wenn wir nun Friesland nicht zu Deutschland rechnen, so können wir abgesondert für dieses Gebiet den Nachweis des prähistorischen Vorkommens wie folgt durchführen.

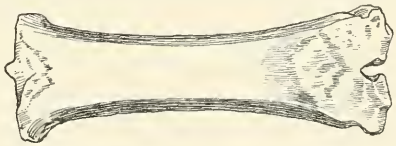


Abb. 128. Knochenschlittschuh aus Grimmersum.

Wie bekannt, gehören die »Warfe« — im östlichen Theile »Terpe« — Frieslands als Hügel- und Wallformationen zu den friesischen Ursitzen. Nach Tergast (a. a. O.) giengen die »Warfe« der Bronzeperiode voran und tragen nun ansehnliche Dörfer über sich. Allem Anscheine nach wurden diese Ursitze durch Urfischer bezogen und durch Wälle vor der Springflut geschützt. Diese Ursitze ergeben reiche prähistorische Funde, und aus dem »Warfe« von Grimmersum kam auch ein ungebohrter Knochenschlittschuh zum Vorschein, welchen Dr. Tergast als Glättknochen für Gewebe ansprach[2]) und welcher sich dadurch auszeichnet, dass er den bis nun abgehandelten entgegen, nicht vom Pferde, sondern vom Rinde stammt. Es ist ein Metacarpus — Abb. 128.

Von Aalsum und ebenfalls einem Terpen entstammend, führt Munro einen Knochenschlittschuh vom Metacarpus des Pferdes — hier Abb. 129 — an, dessen ebene Gleitfläche so tief liegt, dass auf dem Fersenende das Innere sichtbar wird. Dieser Knochen ist deswegen sehr interessant, weil er, einem prähistorischen Ursitz entstammend, dennoch voll-

[1]) Siehe »Brandenburgia«, S. 221, untere Figur

[2]) Tergast, a. a. O., S. 43, Tafel VI, Fig. 49.

kommen jenen entspricht, welche ich als recent von Kézdi-Szt.-Lélek stammend, auf Tafel V und hier besonders Fig. 2 vorgeführt habe.

Der Wert dieser Analogie besteht nun darin, dass dadurch der friesische Seestrand mit dem Innersten des europäischen Continentes und überdies die vorgeschichtliche Epoche mit der Jetztzeit verknüpft wird.

An die soeben entwickelte Analogie schließt sich der Knochenschlittschuh an, welchen Lindenschmit ohne nähere Angabe des Fundortes aus dem Museum in Hannover anführt — hier Abb. 130.[1]) Auch dieser Knochen ist jenem von Aalsum und jenem aus dem Széklerland völlig entsprechend.

Abb. 129. Knochenschlittschuh von Aalsum.

Abb. 130. Knochenschlittschuh, Mus. Hannover.

Außer diesen führt aber Lindenschmit auch noch einen anderen Knochen, und zwar aus Osterend in Friesland an, welcher im Museum zu Leiden aufbewahrt wird. Diesen Knochen bildete Lindenschmit von drei Seiten ab, weil er die Wichtigkeit erkannte, und zwar von oben, von unten und von der Seite. Abb. 131. 1. 2. 3.

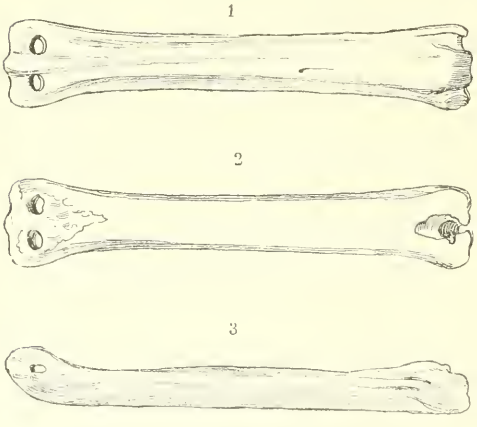


Abb. 131. »Knochenschlittschuh« aus Osterend. Mus. Leiden.

Dieser »Knochenschlittschuh« ist vom Metatarsus des Pferdes und mochte für einen Mann bestimmt gewesen sein.

Wenn wir diesen Knochen als Schlittschuh auffassen wollen, so ist es für denselben bezeichnend, dass er an einem Ende zugerichtet und hier streng paarig gelocht ist — Abb. 131. 1. Diese Löcher konnten ja für den Riemen oder die Schnur bestimmt sein, um den Knochenschlittschuh an den Fuß — vorne — zu befestigen; doch vermuthe ich hier eine andere Bestimmung, auf welche ich an geeigneter Stelle schon zurückkommen werde.

Ich will nun noch einen Blick auf England werfen, dessen Knochenschlittschuhe Munro[2]) zusammengefasst hat.

Er führt an, General Fox-Pitt-Rivers habe gelegentlich einer Ausgrabung, welche er an der Stelle der einstigen Umfassungsmauer Londons vollführte, in bedeutender Tiefe einen Pfahlbau angetroffen, wo außer Küchenabfällen und Gegenständen römischer Abstammung auch ältere Sachen vorkamen, und zwar solche aus Horn und auch Knochen.

[1]) Lindenschmit, Dr. L., Die Alterthümer unserer heidnischen Vorzeit. Nach den in öffentlichen und Privatsammlungen befindlichen Originalien zusammengestellt und herausgegeben von dem Römisch-Germanischen Centralmuseum in Mainz durch den Director. 1864, Heft XII, Taf. I.

[2]) Munro, a. a. O., S. 296.

Unter diesen fanden sich auch zwei Schlittknochen, welche, nach Munro, jenen entsprachen, welche Lindenschmit mitgetheilt hat — mithin der Form von Hannover und von Leiden — hier Abb. 130 und 121. Diese Mittheilung ist in dieser Form nicht ganz präcis, weil ja die von Lindenschmit gegebenen Schlittknochen von einander wesentlich verschieden sind und der General, respective Munro nicht angab, ob auch die beiden Londoner Knochen untereinander verschieden waren. Überdies wird der Leidener Knochen mit jenem von Hannover verwechselt und auch Funde von Zeeland, Utrecht und Geldern beigemischt. Der General acceptiert nicht die Determination Lindenschmits, wonach die betreffenden Schlittknochen der Steinzeit angehören, weil die übrigen, auf derselben Tafel gegebenen Gegenstände der Eisenzeit angehören und überdies am Fersenende des Leidener Schlittknochens eine kleine Höhlung sichtbar ist — hier Abb. 131, 2 — welche geeignet war, einen eisernen Stachel aufzunehmen. Diesen Schlittknochen hätte also an der Spitze des Fußes ein Riemen, am Fersenende ein eiserner Stachel festgehalten. Dieser eiserne Stachel ist aber nur eine Voraussetzung, weil es ja schwierig ist, aus einer Höhlung zu folgern, was darin eventuell zur Zeit der Römer gewesen sei. Viel näher liegt die Vor-

Abb. 132. Schlittknochen aus Set. Peter of Arches, Lincoln.

Abb. 133. Schlittknochen aus der walachischen Dobrudscha.

aussetzung, Lindenschmits Leidener Knochen sei ein Kufenknochen aus den Warfen gewesen, wie ich nachzuweisen versuchen werde.

Hinsichtlich der Altersbestimmung gibt es aber für England auch noch einen anderen Weg, welchen Munro in seiner Conclusion selbst angibt, indem er die Möglichkeit annimmt, dass der Überfluss der Bevölkerung der Terpen nach England strömte und die Knochenschlittschuhe eingeführt haben konnte; denn selbst in dem Falle, dass die Warfe und Terpen nicht eben der Steinzeit angehören, sind sie doch prähistorischen Ursprunges. Munros Schwanken ist aber eben darin begründet, was ich eingangs hinsichtlich des Übergreifens der Epochen ineinander und über den Mangel absolut scharfer Grenzen angeführt habe. Die hierdurch entstehende Unbestimmtheit spiegelt sich nothwendigerweise auch in den Schriften der Autoren ab. Meiner Ansicht nach besteht kein annehmbarer Grund, für England eine Abweichung anzunehmen.

Der von Munro gegebene Knochenschlittschuh — Abb. 132 — stammt aus einer Tiefe von nicht weniger als 70 englischen Fuß, der Gelenkkopf ist spitz zugerichtet und quergebohrt, am Fersenende ist eine Ausbröckelung (?) sichtbar, auch der Typus ist ein anderer und erinnert dieser Knochen an jenen Lindenschmits, also mehr an einen Kufenknochen.

Ich schließe die Erörterung mit Vorführung des eben erst zugehauenen, noch ungebohrten und ungebrauchten Schlittknochens aus der walachischen Dobrudscha, wo der Knochenschlittschuh nach Dr. v. Almásy das Requisit einer jeden Fischerhütte ist — Abb. 133.

Wir sehen, dass die Fischer dem Knochenschlittschuh vermittelst Behauens eine entsprechende Form geben; die Hiebfläche ist auch dann muschelig, wenn ein Beil mit gerader Schneide gebraucht wird, ich betone dieses, weil es vorgekommen ist, dass jemand aus der Muscheligkeit auf ein paläolithisches Feuersteinbeil gefolgert und auf paläolithischen Ursprung geschlossen hat.

Ganz zum Schluss möge hier noch jener Knochenschlittschuh Platz finden, von welchem Friedel sagt,[1]) er sei eine ungeschickte kindische Nachahmung eines Holzschlittschuhes mit Eisen. Der Knochenschlittschuh befindet sich in der Sammlung des »Museum für deutsche Volkstrachten und Erzeugnisse des Hausgewerbes« in Berlin, ist der in Holz eingelassene Unterkieferknochen des Schafes — Abb. 134 —, an der Stelle der beiden Querlöcher befinden sich Lederschlupfen zum Einziehen von Schnüren. Ich kann nicht entscheiden, ob dies das nämliche Object ist, welches Virchow schon im Jahre 1887[2]) als ein, durch einen Alten nach dem Gedächtnis erzeugtes Modell in der Berliner Anthropologischen Gesellschaft vorgezeigt hat. Ich bin geneigt, mich der Ansicht Friedels anzuschließen, setze jedoch hinzu, dass es wichtig wäre, zu erforschen, welche Knochen des Schafes die Isländer als Knochenschlittschuhe benützten.

Wenn Munro in seinem Werke geneigt ist, die Verbreitung des Knochenschlittschuhes vornehmlich nach dem Norden zu verlegen, so kann dies mit Ausschließlichkeit nicht angenommen werden, denn die fortgeschrittenere Form ist ja im Bereiche des schwarzen Meeres — walachische Dobrudscha — gemein, ebenso, wie die primitivere Form an der mittleren Theiß sehr verbreitet war und aus der gemäßigten Zone voraussichtlich noch von zahlreichen Punkten bekannt werden wird. Das ist gewiss, dass der Knochenschlittschuh im Norden massenhafter vorkommen kann, spricht doch Dr. Stolpe im Bericht des archäologischen Congresses 1874 von 300, die am Mälarsee gefunden wurden; das liegt in der Natur der Sache.

Abb. 134. Knochenschlittschuh aus dem Kieferknochen des Schafes.

Ich entsage der näheren Erörterung über die Verbreitung aus doppelter Ursache. Vorerst aus dem Grunde, weil viele Beschreibungen als solche Zweifel über den Entwicklungsgrad der nur in Worten abgehandelten Formen aufkommen lassen; ferner, weil ich hier nur die Zeitbestimmung und den Übergang des Knochenschlittschuhes, schließlich — wie Friedel richtig betonte — die Unterscheidung des Knochenschlittschuhes vom Kufenknochen möglichst durchführen wollte.

II. Die Knochenkufe oder der Kufenknochen.

Deutsch: Knochenschlitten, Beinschlitten, Pickschlitten. Englisch: *runner*, jedoch nicht bestimmt als Kufe.

In der Mitte des europäischen Continentes, in dessen civilisiertem Theile, waren wir Ungarn schier die letzten, die an der allerprimitivsten, ich möchte sagen »paradiesischen« Art des Schlittenfahrens sich ergötzten. Mitten im strengsten Winter schlüpfte aus der am Dorfende gegrabenen Erdhütte der nackte Zigeunerjunge heraus, lief was er konnte auf die nächste Erdwelle, auf der durch Begießen eine Rutschbahn hergestellt war und fuhr ohne irgend eine Unterlage blitzschnell herab, einmal, zweimal, dreimal, um dann wieder in die Hütte zu schlüpfen und sich des Feuers zu erfreuen.

[1]) »Brandenburgia«, Bd. VI, S. 325.

[2]) Verhandlungen der Berliner Anthropologischen Gesellschaft. Bd. XIX. [1887]. S. 361 und Figur.

Das schnelle, anstrengungslose Herabrutschen ruft im Menschen das Wohlgefühl des freien Fluges hervor, und dort, wo der Winter andauernd und hart ist, wird das Herabrutschen als Volksvergnügen fleißig betrieben; ich verweise hier nur auf den Schneeschuhsport im skandinavischen Norden und auf die künstlich hergestellten Rutschberge Russlands, deren Bahnen ungemein steil von thurmhohen Gerüsten herabfallen, damit der Schlitten, auf ebenen Boden gelangt, noch weit, oft auch über Wellenbahnen dahinfliege.

Zur Zeit — auch noch in der ersten Hälfte des IX. Jahrhunderts — als in Ungarn besonders das Ende des Dorfes durch die im Urzustande befindliche Zigeunercolonie charakterisiert war, welche man schon von weitem an den umherliegenden, gebleichten Gerippen von Pferden, Rindern, Hunden und dergleichen erkennen konnte, dienten als Schlitten drei oder vier zusammengekoppelte Pferde- oder Ochsenrippen; den nämlichen Dienst leistete auch die Fassdaube. Die abgehärteten Jungen und Burschen des oberen Endes der Stadt Miskolcz warfen sich noch in den Vierzigerjahren auf geeigneten Lehnen einfach seitwärts auf den zottigen Schafpelz — *guba* — und rutschten kopfabwärts zu Thal. Zu gleichem Zwecke dienten auch die alten hölzernen Brodtröge — *melencze* — zur Aufnahme des ausgewalkten Brodes bestimmt.

Ob in Ungarn in historischer Zeit außer den Rippen noch irgendwelche Knochenschlitten benützt wurden, das weiß ich nicht; ausgeschlossen ist es nicht und es ist möglich, dass diese Arbeit zur Lösung dieser Frage beitragen wird.

Historische Daten, welche jenen über Knochenschlittschuhe entsprechen würden, kenne ich nicht und ist für mich die älteste literarische Angabe für Deutschland jene, welche ich der Güte des Herrn Hofrathes Dr. Hugo Schuchardt zu verdanken habe, welche aus dem Jahre 1826 stammt. In diesem Jahre erschien in Wien Adolf Müllners Trauerspiel: »Der neunundzwanzigste Februar«.[1]) worin der verloren geglaubte Knabe — Emil — die Ursache seines Ausbleibens wie folgt gibt:

»Als aus der Schul wir waren.
Spielten wir und ballten Schnee,
Führten Krieg und von der steilen Höh',
Wo das Hochgericht ist, glitten
Wir hinab auf Knochenschlitten.

Müllner wurde 1774 in Langendorf bei Weißenfels geboren und kann dieser Umstand auch als Andeutung für das Vorkommen des Knochenschlittens angenommen werden, freilich ohne die Beschaffenheit zu erklären. Ich bemerke übrigens, dass der »Galgenberg« — *akasztó* — als Rutschort auch bei der ausgelasseneren ungarischen Jugend frequentiert wurde. Ein zweites Datum steht — ebenfalls laut Schuchardt — bei Ranke: »Der Mensch« [2]) und lautet: »Schlitten, deren Kufen man nicht mit Eisen, sondern mit Knochen unterlegte, sogenannte Beinschlitten, waren im Anfang des XIX. Jahrhunderts vielfach und weitverbreitet im Gebrauche und sind es zum Theile heute noch.« Hier erfahren wir, dass der Beinschlitten Kufen hatte und den Eisenbeschlag Knochen vertraten.

So wie ich es beim Knochenschlittschuh that, will ich auch hier das Vordringen in das Dunkel der vorgeschichtlichen Zeit aus der jüngsten Vergangenheit versuchen.

Die erste Frage ist: ob es zwischen Schlittschuhlaufen und Schlittenfahren einen Übergang gibt? Ich glaube, die Frage sogar nett bejahen zu können. Virchow sagt ge-

[1]) »Deutsche Schaubühne seit Lessing und Schröder u. s. w. Bd. XXIV: I. Die Quälgeister: II. Der neunundzwanzigste Februar.« Wien 1826.

[2]) Zweite Auflage. 1894, II, 510.

eigentlich einer Vorlage.[1]) welche Knochen betraf, er habe als Kind auch einen Pickschlitten besessen, welcher aus einem Brettstück mit als Kufen daran genagelten Pferdeknochen bestand; zu diesem Flachschlitten, welchen ich Virchow-Schlitten nennen will, gehörten zwei kurze Picken, und Virchow bemerkt, er habe mit diesem Schlitten viele Künste ausgeführt. Das war freilich vor mehr als siebzig Jahren!

Wir Jungen hier in Ungarn waren auch auf das Rutschen versessen, freilich nur auf einfachsten Holzschlitten; und wir hatten auch unsere Künste, darunter die »höchste Kunst«: auf dem Schlitten stehend hernieder zu sausen. Es ist wahrscheinlich, dass zu Virchows Künsten auch der stehende Rutscher gehörte, und da der Virchow-Schlitten auch auf ebener Eisbahn sitzend und stehend gebraucht werden konnte, ist der Übergang fertig.

Abb. 135. Virchow-Schlitten.

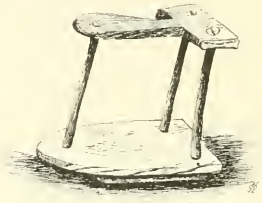


Abb. 136. Deutscher Reitschlitten.

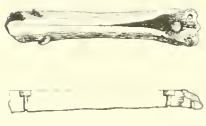


Abb. 138. Kufenknochen des Reitschlittens.

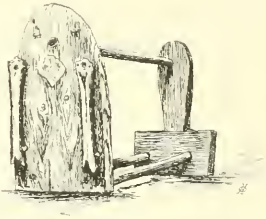


Abb. 137. Der Reitschlitten von unten.

Die weitere Entwickelung dieser Virchow-Form gestaltet sich nun wie folgt: Friedel erwähnt in seiner Zusammenstellung[2]) ganz kurz, dass sich im »Museum für deutsche Volkstrachten und Erz. d. Hausgew.« ein Schlitten befindet, welcher mit Knochen ausgestattet ist. Herr Sökeland, der unermüdliche Förderer dieses so wichtigen Institutes hatte nun die Güte, mir unter anderen auch die Photographie dieses Schlittens zu übersenden, welchen ich nun in Abb. 136 stehend, in Abb. 137 von unten gebe, während Abb. 138 den einen Kufenknochen von der Gleitseite — Sohle — und im Längendurchschnitt darstellt.

Wir sehen nun, dass die Form der Schlittensohle an jene des Plätteisens erinnert — Abb. 137; hier sehen wir auch die Lage der Kufenknochen, deren Befestigung Abb. 138 näher erklärt. Dieselbe geschah ursprünglich an beiden Enden durch entsprechende Bohrlöcher vermittelst Nägel, deren Köpfe versenkt wurden; wenn dann der Knochen ausbröckelte, so wurden auch seitlich Nägel ohne Kopf eingeschlagen und auf den Knochen gebogen, wie dies Abb. 137 und 138 zeigen.

[1]) Verhandlungen der Berliner Anthropologischen Gesellschaft. 1870, S. 19.

[2]) »Brandenburgia«. Bd. VI, S. 324.

Was den Fundort dieses Reitschlittens anbelangt, so schrieb mir Herr Sökeland, dass derselbe einen kleinen Zettel mit der Aufschrift »Mattsee« (ein Dorf im Salzburgischen, welches wir im Verfolge noch anführen werden) trug.

Ehe ich nun weiterschreite, muss ich auf einen Umstand noch besonders hindeuten. Wenn wir den einen, von der Gleitfläche gegebenen Kufenknochen — Abb. 138 — näher betrachten, so bemerken wir, dass er am vorderen Ende behauen war und hier noch zwei kleinere, paarige Löcher zeigt, welche jenen auf Lindenschmits »Knochenschlittschuh« entsprechen — Abb. 131, 2; hieraus und aus der Ausbröckelung am entgegengesetzten Ende folgere ich nun mit Sicherheit, dass der Leidener Knochen ein Kufenknochen war.

Abb. 139. Jeitteles' Reitschlitten mit drei Kufenknochen.

Wenn wir die fernere Entwickelung des Reitschlittens verfolgen, so gelangen wir zu jenem, welchen Prof. H. Jeitteles aus dem Salzkammergut, und zwar nebst Zubehör vor Jahren vorgelegt hat.[1]) Auf der Sohle dieses Reitschlittens befinden sich jedoch drei Kufenknochen, wie dies Abb. 139 zeigt.

Zu diesem Reitschlitten gehörten nun auch zwei »Schiebstelzen« — in Deutschland »Picken« — deren Handhabung Abb. 140 zur Veranschaulichung bringt. Es ist als sicher anzunehmen, dass diese Form des Reitschlittens auf dem Mattsee, oder sonst einem anderen See des Salzburgischen, auf dem flachen Eise gebraucht wurde. Ich bemerke, dass hinsichtlich dieser Form der Schlitten auch durch Prof. Felix v. Luschan bekannt gemacht wurde.[2])

Abb. 140. Jeitteles' Reitschlitten mit Schiebstelzen und 3 Kufenknochen.

Schon aus den bisher angeführten Thatsachen geht es wohl klar hervor, dass zwischen gebohrten und ungebohrten Knochenschlittschuhen und den zum Aufnageln geeigneten Kufenknochen ein großer Unterschied besteht und wahrgenommen werden muss.

Unter den Knochenfunden finden wir aber, und zwar ziemlich häufig, auch solche Langknochen, zumeist des Pferdes, welche eine ebene Gleitfläche besitzen und an beiden Enden, auf der rauhen Seite, je ein großes — jedoch nicht durchdringendes — Loch aufweisen. Manchmal gehen diese Löcher ganz durch, jedoch sichtlich nur als Folge sehr starker Abnützung. Mich haben eben diese Knochen schon seit Jahren vielfach beschäftigt, darunter besonders jener, der durch den Eifer des Herrn Prof. Karl Herepei in die Sammlung des Bethlen-Collegiums in Nagy-Enyed gelangte — siehe Tafel V, Fig. 20.[3])

Wir wollen nun vorerst die hierher gehörigen Knochen unserer Tafel V ein wenig näher kennen lernen. Fig. 17 stammt von der Puszta Nagy-Alag, Fig. 18 von Csépa, Fig. 19 von Eresi, sämmtlich im ungarischen Nationalmuseum. Wenn wir nun alle diese

[1]) Zeitschrift für Ethnologie, Bd. VI, [1874], S. 176, Tafel XII, Fig. 1—3.

[2]) Mitth. d. Anthrop. Gesellsch. in Wien, VI, 142.

[3]) Herepei, in litt.

Knochen sammt jenen des Collegiums Nagy-Enyed, welcher von Ispánlaka stammt — Fig. 20 — genauer vornehmen, so bemerken wir am letzteren — Fig. 20 — ganz deutlich, dass in das Loch ein Zapfen gehörte, für dessen Schulterung eine entsprechende Quervertiefung ausgehauen wurde. Hieraus folgerte ich, dass es sich hier um Kufenknochen handelt und der Sitzschlitten vielleicht so ausgesehen haben mochte, wie dies Abb. 141 andeutet. Wenn auch der Form nach anders, wurde diese Voraussetzung doch durch Vorführung des Sitzschlittens nach Luschan.[1] dessen Form ich hier als Skizze gebe — Abb. 142 — im wesentlichen bestätigt.

Abb. 141. Idealer Sitzschlitten mit Knochenkufen.

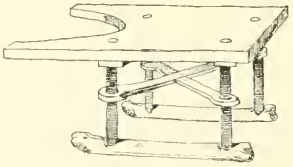


Abb. 142. Luschan-Sitzschlitten mit Knochenkufen.

Dieser Schlitten, dessen Construction sich von selbst erklärt, löst die Frage der an beiden Enden großgelochten Knochen als Schlittenkufen vollkommen. Der Fundort dieses Schlittens ist der Trumsee, ebenfalls nahe dem Orte Mattsee im Salzburgischen. Es kann als sicher angenommen werden, dass sich die Angabe »Mattsee« am Berliner Objecte eigentlich auch auf den Trumsee bezieht, somit ist auch der Fundort des von Herrn Sökeland mitgetheilten Schlittens — Abb. 136, 137 — entschieden. Eine besondere Eigenschaft des Luschan-Sitzschlittens ist der halbkreisförmige Ausschnitt, wahrscheinlich dazu bestimmt, um auch mit einer einzelnen Schiebstelze hantieren zu können.

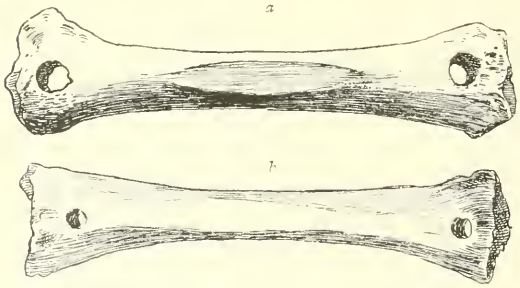


Abb. 143. Prähistorische Kufenknochen; *a* Treptow, *b* Ramsey.

Und nun steht uns nichts mehr im Wege, um den Versuch des Eindringens in das Dunkel vorgeschichtlicher Epochen zu wagen. Abb. 143 *a*, *b* zeigt uns prähistorische Kufenknochen aus Treptow und Ramsey,[2] an welchen die Gleitfläche infolge der Convexität — in der Länge gemeint — nur von beschränkter Ausdehnung ist, woraus folgt, dass diese Knochen nicht paarweise angebracht sein konnten — wie z. B. bei Abb. 137 — und auch so nicht wie am Luschan-Sitzschlitten — Abb. 142 — weil infolge der Möglichkeit des Schaukelns keine ebene Gleitfläche hätte entstehen können. Es folgt hieraus, dass dieselben mittelst Zapfens entweder zu dreien so befestigt wurden, wie beim Jeitteles-Schlitten — Abb. 139 — oder an je einer Kufe etwa zu zweien hintereinander.

Die sehr charakteristische Gleitfläche dieser Knochen berechtigt zu der Voraussetzung, dass auch die sogenannten »Knochenschlittschuhe« von Spandau und aus der

[1] Mittheilungen der Anthropologischen Gesellschaft in Wien, Bd. X [1881], S. 327.

[2] »Brandenburgia«, Bd. VI, S. 323, und Munro, a. a. O., S. 300.

Spree — Abb. 127 — Kufenknochen gewesen sein mochten, und zwar an beiden Enden angebunden, weil ja die Biegung des Knochens das Bindemittel schonte.

Ich bemerke, dass Munro den Ramsey-Knochen als *bone skate* anspricht, was aber offenbar ein Irrthum ist; das muss aber zugegeben werden, dass er auch Kufenknochen anführt, also unterscheidet.

Als *runner* unterscheidet Munro[1]) den hier in Abb. 144 abgebildeten Kufenknochen, welcher im Jahre 1848 ans Tageslicht kam. Dieser Kufenknochen — wahrscheinlich Unterarm des Pferdes — zeigt einen eigenen Typus, entsprechend dem Knochenschlittschuh (?) von Arches — Abb. 132.

Die schärfere Zeitbestimmung gestaltet sich nun wie folgt: Der Herepei-Kufenknochen — Tafel V. Fig. 20 — wurde auf dem Territorium des berühmten Bronzefundes von Ispánlaka, aber auch mit anderen Objecten vermischt gefunden und wird daher von Prof. Herepei nur als sporadischer Fund bezeichnet, wenn wir aber diesen Knochen mit jenem des Luschan-Schlittens — Abb. 142 — und jenem von Csépa und Eresi — Tafel V. Fig. 18, 19 — vergleichen, so ist die Zusammengehörigkeit außer Zweifel. Die Mehrzahl solcher Knochen kommt nun in Ungarn in der Terramarenformation vor, für welche Herr Prof. Béla v. Posta folgende Bestimmung gab: »Das Zeitalter der Terramaren Ungarns ist das Ende der neolithischen und der Beginn der Metallperiode.«[2]) Somit ist die Herkunft der Kufenknochen aus prähistorischer Zeit auch annehmbar, das Übergreifen in unsere Periode durch den Luschan-Schlitten außer Zweifel.

Abb. 144. Kufenknochen aus Styxwold Ferry, Lincoln.

Abb. 145. Kufenknochen aus dem Burgwall von Potzlow.

Der Vollständigkeit wegen möge hier auch noch jener Knochen Platz finden, welchen Friedel in der »Brandenburgia« als aus dem Burgwall von Potzlow stammend anführt und ins XI.—XII. Jahrhundert verlegt — Abb. 145. Die Art des Bruches an beiden Enden scheint auf ursprünglich weite Bohrung hinzudeuten, woraus auf einen Kufenknochen geschlossen werden kann.

Abb. 146. Arnswalder Kieferschlitten.

Die ganze hier abgehandelte Reihe lässt uns auch hier zu demselben Schluss gelangen, wie beim Knochenschlittschuh, dass nämlich die Erscheinungen vom Ende der neolithischen und vom Anfang der Metallperiode, also aus prähistorischer Zeit bis auf unsere Tage herübergreifen.

Ganz zum Beschluss dieser Reihe möge hier noch ein echter und rechter Knochenschlitten Platz finden, welchen mir Herr Sökeland mitzutheilen so gütig war — Abb. 146.

Diese Art Schlitten wurde aus dem Unterkiefer der großen Hausthiere — Pferd, Rind — auf die Art hergestellt, dass auf die Bezahnung ein entsprechendes Brett fest-

[1]) Munro, a. a. O., S. 209.

[2]) Dr Posta, in litt.

gemacht wurde. Friedel erwähnt diese Form aus Pichelsdorf. Virchow führt mit dem Schafschlittschuh zugleich — Abb. 134 — ein Modell vor. Das im Museum für deutsche Volkstrachten befindliche Stück stammt aus Arnswalde — Neumark, Provinz Brandenburg.

III. Keitelknochen, Netzsenker.

Die Verwendung der Langknochen des Pferdes, nur seltener des Rindes, an Fischnetzen, und zwar meist in bestimmter Zahl, scheint in ihrer Art bis jetzt eine ungarische Specialität zu sein, welche anderwärts nicht vorkommt.

Diese Verwendung kann auf mehrere Ursachen zurückgeführt werden, und zwar auf den schlammigen Grund der durch die Ebene — Steppe — dahinfließenden großen Gewässer, auf den Mangel an geeigneten Steinen und schließlich auf die Gelegenheit, welche sich in den gebleichten Gebeinen der umgestandenen Rosse eines fischenden Reitervolkes überall darbot und ein vorzügliches Material reichlich lieferte.

Die Antwort auf die Frage, was denn Keitel- und Netzknochen an dieser, den Schlittknochen gewidmeten Stelle zu schaffen haben, ist sehr einfach und klar: geeignete Knochen der betreffenden Fischergeräthe wurden vielfach abgelöst, und als Knochenschlittschuhe benützt: ihre ursprüngliche Verwendung verriethen die Reste der ursprünglichen Bohrung.

Die Behandlung dieser Knochen war aber auch aus der Ursache nicht zu vermeiden, weil es unter den aus Ungarn stammenden prähistorischen Knochenfunden auch solche Stücke gab, welche Netzknochen waren, ohne dass sie als solche in der Literatur behandelt worden wären.

Auch hier will ich die Richtung vom Bekannten in das Dunkel vorgeschichtlicher Perioden einschlagen.

Das jedenfalls merkwürdigste Knochennetz der fischenden Ungarn ist das Knochenkeitel — *kuszakecze* — dessen untere Sehne mit sieben oder neun Knochen beschwert ist, Abb. 147. Zwischen je zwei Knochen sind kurze Eisenrollen — *turbukvas* — eingeschaltet, heute meist Bleiringe. Am Ende der Schenkel des Rahmens befindet sich je ein schwerer Stein — *keczekö*. Das Netz selbst besteht aus zwei großmaschigen Spiegelnetzen, aus starker Schnur geknüpft — *regyina* oder *tükörhäló*; zwischen beiden ist das aus feinen Fäden geknüpfte Garnfangnetz — *léhés* — eingeschaltet, dessen doppelte Enden aus zwei mittleren Maschen des Spiegelnetzes hervorhängen und vermittelst eines Riemens oder einer Schnur verknüpft sind.

Beim vollkommen correct beschwerten Knochenkeitel ist der mittlere, sogenannte Leitknochen immer der Radius vom Pferde, die nächsten beiderseits sind Metatarsi, die übrigen Knochen Metacarpi. Alle diese Knochen sind nun in ihrer Längenachse, jedoch nur an beiden Enden, derart gebohrt, dass ihr Anbinden auf die Art erfolgen kann, wie dies in Abb. 147 die untere, vergrößerte Zeichnung deutlich zeigt.

Das ganze Netz versenkt der Fischer an einer langen Leine in den Fluss, hält die Leine mit der linken Hand, und rudert stehend mit eingehängtem Ruder im Achter ∞ den zur Strömung quergestellten Kahn nach abwärts.

Von Zeit zu Zeit hebt er das Keitel empor, um nachzusehen, ob es Beute enthält. Ist eine solche vorhanden, dann stellt sich der Fang so dar, wie dies Abb. 148 deutlich erklärt. In das Bereich des Netzes gerathen, trachtet nämlich der Fisch durchzudrängen, wodurch das feinmaschige Garn-Fangnetz als Sack durch eine der großen Spiegelmaschen hervorgedrängt wird, dagegen die beiden Zipfel eingezogen werden. Der Fisch verfängt sich im feinen Garn des Fangnetzes mit Kiemendeckel, Flossen, ja Schuppen und

muss, ans Tageslicht gebracht, ausgelöst werden. Wenn alles ausgelöst ist, zieht der Fischer am Riemen, welcher die beiden Zipfel — Abb. 147 — verbindet, dadurch kommen die Zipfel heraus, die Fangsäcke hingegen werden hineingezogen und das Garn gespannt, mithin wieder fängisch gemacht. Der Fischer versenkt das Keitel und rudert weiter.

Dieses merkwürdige Netz wirkt nicht als Sack, sondern als Schleppe, damit es mit der, mit Knochen beschwerten unteren Sehne in die Gruben des Flussbodens einfalle und dieselben förmlich ausfege, wobei sich die Knochen an alle Unebenheiten des Flussbodens anpassen und leicht dahingleiten.[1])

Die gleiche Bohrung haben auch die Knochen des Zugnetzes an der mittleren Theiß, wie dies Abb. 149 deutlich erklärt. Die Knochen stehen hier von einander weiter entfernt und ist zwischen je zweien ein flacher, abgerundeter Senker aus gebranntem Thon angebracht, und zwar zu dem Zweck, um das Einschneiden der Sehne in den Schlamm zu erschweren.

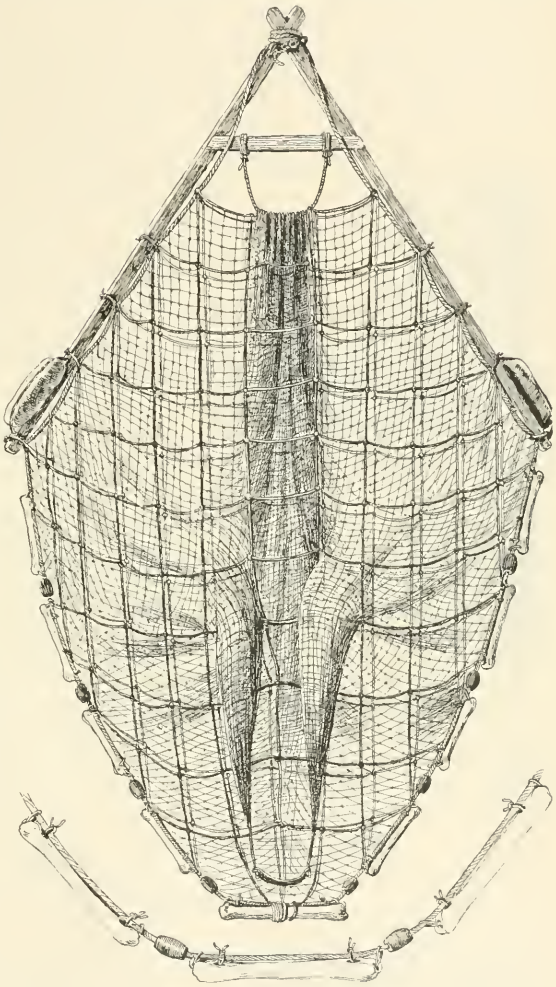


Abb. 147. Ungarisches Knochenkeitel.

[1]) Im Werke des Grafen Eugen Zichy: »Dritte asiatische Reise etc. Bd. I. zweite Abtheilung, 1900« ist das Knochenkeitel S. 419. Fig. 389 *a* so gegeben, als wäre die Zeichnung eine Copie jenes skizzenhaften Originales, welches ich in: »A magyar halászat könyve«, Bd. I. S. 174. Fig. 52. gegeben habe. Die angebliche Copie ist im Werke des Grafen Zichy sogar mit meinem Namen belegt, hat aber mit meinem Original und mit dem Keitel in natura eben im wesentlichen nichts gemein, ist ganz willkürlich als Sacknetz mit zwei Enden gegeben, was ja die oben soeben geschilderte Fangart geradezu ausschließt. Diese willkürlich entstellte Zeichnung übergieng auch in die Besprechung des Zichy'schen Werkes durch Dr. Birkner im »Globus«.

Es versteht sich nun von selbst, dass sowohl die Knochen des Keitels, als auch des Zugnetzes durch langen Gebrauch durch den feinen Schlamm walzig geschliffen und sozusagen poliert werden; aber die Eigenheit der Bohrung legitimiert sie stets als Fischnetzsenker. Die Spuren dieser Bohrung verbleiben auch dann, wenn der Knochen z. B. als Knochenschlittschuh verwendet wird, wie dies auf Tafel V, Fig. 8, ganz unzweifelhaft darlegt wird. Das prächtige Paar stammt aus Csongrád-Mindszent.

Hier habe ich nun den Punkt erreicht, von welchem aus ich ins Prähistorische übergehen kann. Vor allem müssen wir zu Tafel V zurückkehren, um das einschlägige Materiale näher zu betrachten. Die mit Fig. 21, 22, 23 bezeichnete Knochengarnitur nebst »Turbukeisen« ist correct zusammengestellt und besteht, wie schon gesagt, aus Radius — Fig. 21, Metatarsus- — Fig. 22, und Metacarpus- — Fig. 23 — Knochen des Pferdes. Alle Knochen standen lange im Gebrauche, sind also walzig abgeschliffen; Fig. 21 und 22 zeigen die eigenthümliche Bohrung. Die übrigen hierhergehörigen Knochen, als: Fig. 15, 16, 27, 28 sind alte, gebrauchte, zum Theil auch ausgebröckelte — Fig. 27 — Keitelknochen, die ich selbst vom Keitel abgelöst habe. Die Frage steht nun so: Was mochten die drei Knochen der Tafel V, Fig. 24, 25, 26, gewesen sein? Alle drei sind an beiden Enden zugerichtet und offenbar zum Anbinden gelocht, nach Ausbröckelung auch mehrfach; ferner sind sie rundherum abgeschliffen, wie die Keitelknochen.

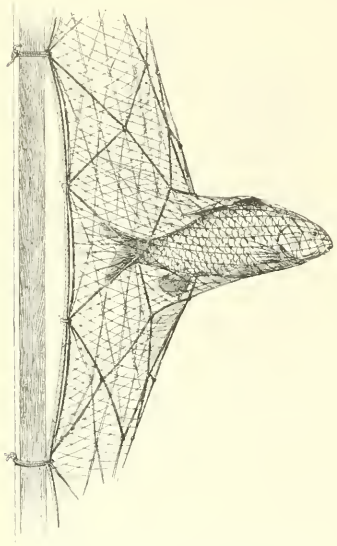


Abb. 148. Der Fang mit dem Knochenkeitel.

Der mit Fig. 25 bezeichnete Knochen hat schon seine Literatur. Er stammt aus den Terramaren von Tószeg und wird im ungarischen Nationalmuseum sub 50, 87/876 aufbewahrt. Der Knochen wird von Virchow in der Zeitschrift für Ethnologie, Bd. VIII, (1876), S. 251, angeführt, wo er das Folgende sagt: »Die Mehrzahl der Knochen gehört Hausthieren an. Ich fand deren — 1876 — eine große Samm-

Abb. 149. Knochen-Zugnetz, untere Sehne.

lung in einer Grube auf dem Hofe des Herrn Pfarrers Dolenszky in Tószeg. Ich bemerkte darunter zahlreiche Knochen vom Pferd und Rind, ferner solche von der Ziege, dem Schaf und dem Hund. In der Grube fand ich auch einen zerbrochenen Schlittknochen aus einem Pferde-Metatarsalknochen gefertigt. Er ist offenbar viel gebraucht, denn die Schliffläche ist sehr tief und glatt. Am Ende ist ein großes, querdurchbohrtes Loch zum Einziehen einer Schnur, ganz ähnlich, wie wir es an den märkischen Schlittknochen bis in die neueste Zeit finden.« [1]) Dies ist der Knochen, der im ungari-

[1]) Fräulein Elisabeth Lemke war so gütig, mir dieses Excerpt zu besorgen.

schen Nationalmuseum deponiert und hier Tafel V. Fig. 25. von jener Seite abgebildet ist, welche Virchow als »tiefe Schlifffläche« angeführt hat. Munro befasst sich auch mit diesem Knochen [1]) und führt ihn auch als Knochenschlittschuh an, citiert dazu die Legende aus dem Kataloge der Sammlung gelegentlich des archäologischen Congresses zu Budapest 1876, und zwar wie folgt: Un os troué aux deux bouts ayant peut être servi de patin.« Munro kommt aber im Appendix zu seiner »Generalconclusion« auf diesen und ähnliche Knochen ungarischer Provenienz zurück und sagt: Es finden sich im Nationalmuseum zu Budapest noch einige Knochen, Metacarpi vom Pferde und vom Esel (?), der Gestalt nach wie Knochenschlittschuhe und auch gebohrt, doch fehlt ihnen die geschliffene Fläche — but none these objects presents a polished surface — es ist also wahrscheinlich, dass diese eine andere Bestimmung hatten.«[2]) Zwischen Munro und Virchow besteht also hinsichtlich des Knochens von Tószeg der Widerspruch, dass Munro Metacarpus, Virchow Metatarsus sagt, Munro das Charakteristikon des Knochenschlittschuhes, die polierte Fläche vermisst, Virchow dagegen von einer tiefen Schlifffläche, also von einer Art Furche spricht, die auf diesem Knochen — Tafel V. Fig. 25 — factisch vorhanden ist, den Knochenschlittschuh jedoch, der Natur der Sache nach, als solchen nicht charakterisieren kann; es scheint hier von Seite Virchows ein Irrthum vorzuliegen. Munro mag auch den Knochen von Kun-Szt.-Márton — im Nationalmuseum 307/896/858, vorausgesetzt, dass »858« die Jahreszahl ist — gesehen haben, hier auf Tafel V. Fig. 24.

Mit letzterem Knochen hat die größte Ähnlichkeit der Knochen von Tiszafüred — im dortigen Museum — welcher an beiden Enden gebohrt und auch zugerichtet ist: die Hiebfläche ist hier muschelig, was — wie wir wissen — von der Textur des Knochens kommt. Dieser wunderschön braune, interessante Knochen, kam gelegentlich der Fundamentierung des Brückenpfeilers der Theißbrücke von Tiszafüred mit Mammutknochen zum Vorschein, und Amateure bestimmten denselben als »Weberschiffchen«, und zwar mit einem paläolithischen Feuersteinbeil zugerichtet.[3]) wonach also hier eine Analogie der bekannten französischen Funde vermuthet wurde, welche den Homo sapiens mit dem Mammut zum Zeitgenossen machten. Gegen diese Annahme sprach der Umstand, dass in dem Grade, wie die Mammutknochen echt fossil waren, das sogenannte »Weberschiffchen« recent war.

Vom Knochenkeitel und Knochenzugnetz ausgehend, hatte ich überhaupt keinen Zweifel, dass es sich hier um prähistorische Netzknochen handle, ich griff aber — besonders auf den Knochen von Tiszafüred Rücksicht nehmend — doch zur vergleichenden osteologischen Untersuchung, welche Herr Dr. Eugen Vángel am zoologischen Institute der Budapester Universität durchführte. Das graphische Ergebnis stellt Abb. 150 dar, das Ergebnis lautet wie folgt:

Schon das Äußere der Knochen, wie Schlankheit, Längsfurche; ferner das Innere, der durch Zwischenwand getheilte Markcanal, welcher der Zusammenwachsung zweier Knochen entspricht, besagen, dass diese Knochen nicht von Einhufern abstammen können. Es kann hier nur das Rind oder eine stärkere Hirschart in Betracht kommen. Da aber die Knochen stark abgenützt und an den Enden abgeschlagen sind, musste der Versuch der Bestimmung auf einer anderen morphologischen Basis durchgeführt werden. Es empfahlen sich hierzu besonders die Foramina nutritiva, deren gegenseitige Entfernung als Längenfactor, dann die Dicke oder Stärke des Knochens, soweit dieses alles thunlich war. Das Ergebnis ist nun das folgende:

[1]) a. a. O., S. 292.

[2]) Munro, a. a. O., S. 306.

[3]) Dr. Andreas v. Jósa in einer kleinen Schrift

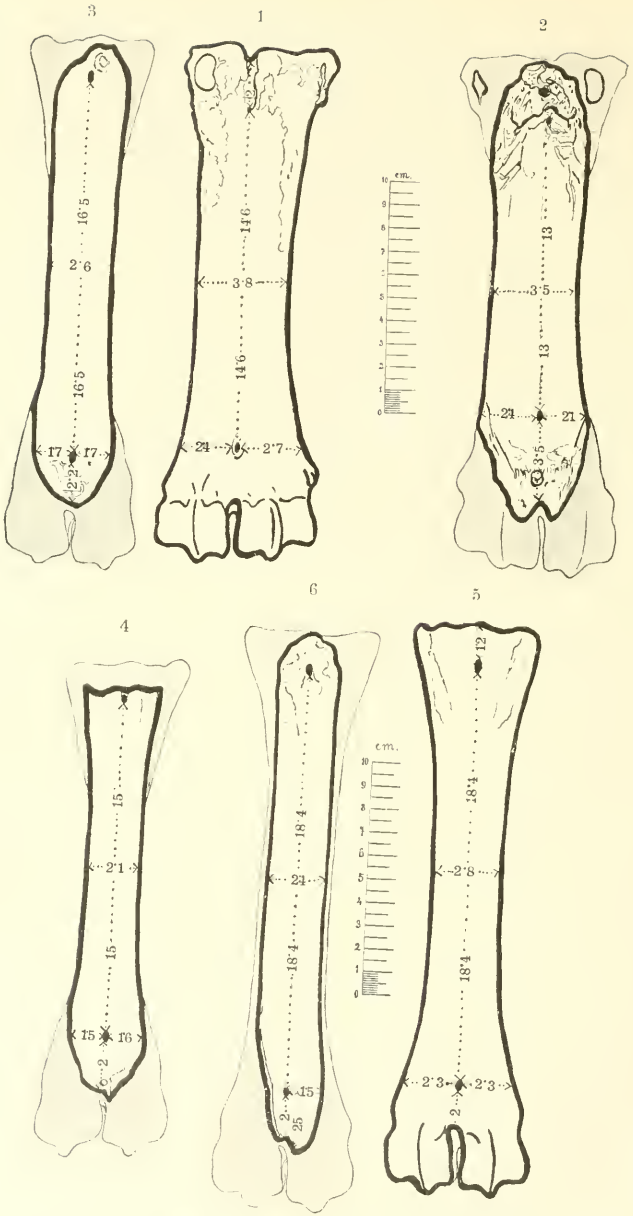


Abb. 150. Graphische Darstellung der osteologischen Untersuchung von Keitelknochen.

A. Am Metatarsus des Rindes: Längenfactor 18·4 *cm.* Dicke 2·8 *cm.* mithin kommt auf 1 *mm* der Dicke: 18·4 : 2·8 = 6·54 *mm.*

B. Am Metatarsus des Hirsches — Cervus elaphus: Längenfactor 24·4 *cm.* Dicke 2·2 *cm.* mithin 24·4 : 2·2 = 11·09 *mm* der Länge.

Es beträgt sonach das Wachsthum beim Rinde auf 1 *mm* der Dicke 6—7 *mm*; beim Hirsche auf 1 *mm* 10 *mm* der Länge.

Anwendung auf die zu bestimmenden Knochen:

1. Knochen aus Tiszafüred: Abb. 150, Fig. 1, recenter Pendant Fig. 2, der Knochen ist rechter Metacarpus des Rindes: 1 *mm* der Dicke entsprechend 3·8 *mm* der Länge.

2. Knochen aus Kun-Szt.-Márton: Abb. 150, Fig. 3, rechter Metatarsus des Rindes mit 1 *mm* der Dicke entsprechend 6·35 *mm* der Länge.

3. Knochen aus Tószeg: Abb. 150, Fig. 4, linker Metatarsus des Rindes mit 1 *mm* der Dicke entsprechend 7·4 *mm* der Länge.

4. Schlittschuhknochen aus der Dobrudscha, recent, Abb. 150, Fig. 5, Pendant Fig. 6, der Knochen ist rechter Metatarsus des Rindes mit 1 *mm* der Dicke entsprechend 6·35 *mm* der Länge.

Am sichersten war die Bestimmung beim Knochen von Tiszafüred, Tafel V, Fig. 26; Abb. 150, Fig. 2; dann beim Knochen aus der Dobrudscha, Abb. 150, Fig. 6; weniger sicher am Knochen von Kun-Szt.-Márton, Tafel V, Fig. 24, und Abb. 150, Fig. 3; am wenigsten sicher beim Knochen von Tószeg, Tafel V, Fig. 25, und Abb. 150, Fig. 4.

Nach dieser Erörterung bleibt nur mehr eine Frage offen, wie nämlich der recente Knochen von Tiszafüred zu den Mammutknochen kam? Es ist als sicher anzunehmen, dass dieser Knochen seit der Terramarenperiode im Schlamme des Theißflusses eingebettet lag und gelegentlich der großen Erdbewegung, welche die Fundamentierung des Brückenpfeilers nothwendig machte, durch Nachsturz in die Grube gerieth. Dass dieser Knochen ebenfalls den Terramaren angehört, ist schon aus seiner Ähnlichkeit mit jenem von Kun-Szt.-Márton anzunehmen.

Wenn wir zu allem diesen noch die Bohrung nehmen, so können wir aussprechen, dass die fraglichen Knochen auf Tafel V, Fig. 24, 25 und 26, den Keitel- und Netzknochen analog sind, mithin Netzknochen aus der Terramarenperiode repräsentieren, dass somit Munro richtig vorgieng, als er dieselben — Fig. 24, 25 — von den Knochenschlittschuhen trennte.

IV. Andere Langknochen.

Wie ich oben angeführt habe, wurden Knochenschlittschuhe auch als Glättknochen für Gewebe angesprochen, und zwar durch Dr. Tergast und Prof. Herepei — durch letzteren brieflich.

Der scharf beobachtende Friedel fand aber richtig in den Händen der Weber von Oderberg i. M. recente Knochen des Rindes als Glättknochen in Verwendung.[1]) Diese Knochen sind Metacarpi oder Metatarsi des Rindes, rundherum glatt, beinahe poliert und an einem Ende gelocht, wahrscheinlich um aufgehängt werden zu können. Mein Versuch, solche Knochen bei unseren schwäbischen Webern in der Bácska zu finden, verlief negativ; es ist aber nicht ausgeschlossen, dass bei den Webern der Zips und bei den Siebenbürger Sachsen noch etwas gefunden werden kann.

[1]) Friedel, in »Brandenburgia«, Bd. VI, S. 317, beziehungsweise 320.

Der zum Aufhängen gelochte Knochen von Oderberg — Abb. 151 — brachte mich aber auf die Vermuthung, dass der im ungarischen Nationalmuseum sub 75/93.96 aufbewahrte Knochen aus Gyoma, Tafel V. Fig. 14, ein Glättknochen aus der Terramarenperiode sein mag. Derselbe ist rundherum, aber noch wenig geglättet, besitzt ein Öhr, aber absolut keine Gleitfläche. Eine andere Erklärung könnte ich zur Zeit nicht geben.

Diese Abhandlung möge ein Knochenwerkzeug beschließen, welches mir im Jahre 1900 in der französischen Abtheilung der Ethnographischen Sammlung des Trocadéro in Paris auffiel, Abb. 152. Die Aufschrift sagt, dies sei ein »Ecorçoir avec lame de fer, pour enlever du tan du chêne«, und zwar aus den Ardennen. »Lame de fer« ist eine Art Meißel, wahrscheinlich zum Anschneiden der Rinde, um dann den »Ecorçoir« einschieben zu können. Ganz analog ist der deutsche Knochen, genannt Lohschnitzer, welchen Johannes Ranke in seinem Werke »Der Mensch«, Bd. II, S. 509, nach Dr. Krause anführt, und welcher ein Kuhknochen sein soll.

Abb. 151. Glätt- oder Gniedelknochen aus Oderberg i. M.

Ranke bezeugt übrigens im zwölften Capitel seines Werkes eine Auffassung, welche jener Virchows in seiner Vorrede zu Lubbocks Buch im ganzen entspricht und welche ich hier zu vertiefen und mit Thatsachen zu erhärten trachtete.

Abb. 152. Französischer Ecorçoir.

Wärmsten Dank für vielfache Unterstützung sage ich hier außer den im Texte schon Genannten, Herrn Prof. Dr. Josef Hampel, Sectionsdirector am Nationalmuseum in Budapest, Regierungsrath Franz Heger am kaiserlichen Hofmuseum in Wien, Dr. Eduard Krause am Museum für Völkerkunde in Berlin, Herrn Oberforstrath Anton v. Rónay in Ungvár und Seiner Hochwürden Andreas Tariczky, Begründer des Museums zu Tiszafüred; wiederholt und wärmstens danke ich meinem liebsten jungen Künstler, Eugen Koszkol, der die Zeichnungen mit der größten Freude und wirklich genial zur Ausführung gebracht hat, schliesslich der Redaction dieser Zeitschrift für die große Mühewaltung bei der Revision dieser Abhandlung.

Das Bauernhaus am Millstätter-See in Kärnten.

Von **J. R. Bünker** in Ödenburg.

(Schluss.)

G. Primitive Oberkärntner Wohnbauten.

Die Hauptaufgabe der vorliegenden Arbeit besteht in der Beschreibung des Bauernhauses aus der Gegend des Millstätter-Sees in Kärnten. Neben und unter den Bauernhäusern dieser Gegend liegen nun noch mancherlei andere kleine Bauten, die ebenfalls Wohnzwecken dienen. Sie können nicht außeracht gelassen werden, denn mich dünkt nicht nur, dass ihre Beschreibung zum Ganzen gehört, sondern ich halte auch dafür, dass uns das Beschauen dieser einfachen Hütten und Häuschen einen tiefen Einblick gewährt in die Wohn- und Lebensverhältnisse unserer Ahnen aus altersgrauer Zeit und auch Einblick in jene Urformen des kärntnerischen Hauses, aus denen es sich allmählich zu seiner gegenwärtigen Vollkommenheit entwickelt hat. Ein Theil dieser primitiven Bauten liegt in den Dörfern unmittelbar neben und zwischen den stattlichen Bauernhäusern; es sind die *Stübeln* und *Bad'stuben,* die den Altersschwachen und Armen des Volkes als Herberge dienen. Der andere Theil dieser unscheinbaren Menschenwohnungen muss fernab von der Heerstraße und den Dörfern in dunklen Forsten und auf den lichten Höhen der Alpenregion aufgesucht werden; das sind die Ochsenhalter-, Senn- und Holzknecht-Hütten, in denen die wetterharten Hirten und Holzknechte in Nacht und Sturm Obdach finden.

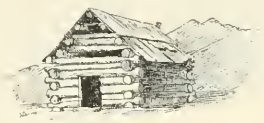


Abb. 153. Die Zelsacher Ochsenhalter-Hütte.

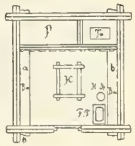


Abb. 154. Grundriss von Abb. 153.

Von solchen primitiven Bauten soll jetzt die Rede sein.

1. Ochsenhalter-Hütten.

a) Die Zelsacher Ochsenhalter-Hütte.

Abb. 153 bringt ihr Bild. Sie liegt in einer Höhe von 1645 *m* über dem Meere auf dem Ballonknopf (in der Specialkarte: Ballonberg), der eine Vorstufe zum Gmeineck (in der Specialkarte: Hühnersberg) bildet, und von dem aus man einen herrlichen Überblick über das Thal des Millstätter-Sees genießt. Die Hütte gehört zum Dorfe Zelsach und dient den Sommer über dem Hüter, der dort oben die Ochsen der Zelsacher Bauern weidet, zur Wohnung. Die Hütte ist ein Blockbau, zusammengefügt aus unbehauenen 23—38 *cm* starken Baumstämmen, die an den Enden verkämmt sind und durch Dippelnägel aneinander gehalten werden. (Abb. 13, Fig. 20, zeigt die Art der Verdippelung zweier Balken.) Das Dach bilden *Klubbretter* (geklobene Bretter). Den Fußboden bildet die gewachsene Erde. Plafond hat die Hütte keinen, ihre einzige Decke ist das Dach. Die Thür ist 89 *cm* breit und nur 1·22 *m* hoch. Die Abb. 154 stellt den Grundriss der Hütte dar. In ihrer Mitte steht der Herd. Er ist 1·08 *m*

lang, 80 *cm* breit und 62 *cm* hoch. Der Herd ist aus einem Gefüge von Balken aufgebaut. Das Balkengefüge ist mit Erde ausgefüllt und oben mit Steinplatten belegt. Den Kranz der die Feuerstelle umfangenden Balken schützen schräg an die Balken gelehnte Steinplatten. Rechts und links laufen in der Hütte Bänke hin, die aus beiderseitig roh behauenen Baumstämmen gebildet sind, deren Stärke 25 *cm* beträgt, und deren Oberflächen 32 *cm* breit und vom Boden 52 *cm* hoch entfernt liegen. Im Hintergrunde der Hütte ist hinter einem Verschlag von aufrechtstehenden Brettern eine 1·15 *m* hohe und 1·05 *m* breite Bühne aus Brettern errichtet, die die Schlafstelle des Hirten bildet. Sie wird *Pograt'n* genannt. (Den Namen kann ich nicht erklären.) Zu Füßen des Lagers steht eine Truhe, in der der Ochsenhalter Mehl, Speck, Brot, Salz, Schmalz und Schnaps verwahrt. Über a und b sind Brettstellagen an den Wänden angebracht, auf denen die anderen Habseligkeiten des einsam Wohnenden ihren Aufbewahrungsort haben. d = Hackstock. e = Futtertrog für die Ziegen, die dem Ochsenhalter die Milch liefern. Abb. 155 bietet einen Einblick in die armselige Hütte. Wie aus dem Bilde zu erkennen ist, gleicht der Herd vollkommen jenem, den Meringer aus einer zu Mürzzuschlag gehörenden Holzknecht-Hütte im Band XXIII dieser Mittheilungen abgebildet hat. Sogar der hölzerne *Pfannhäba'*, dort *Gack* genannt, fehlt nicht.

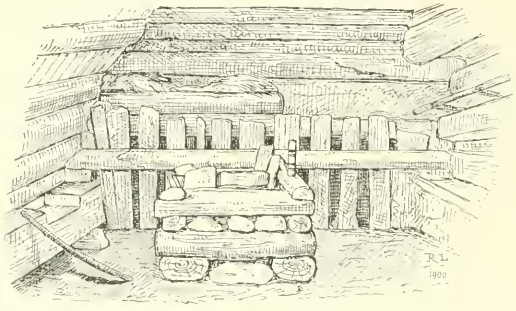


Abb. 155. Inneres der Zelsacher Ochsenhalter-Hütte.

Abb. 156. Die Altersberger Ochsenhalter-Hütte.

Abb. 157. Grundriss von Abb. 156.

b) Die Altersberger Ochsenhalter-Hütte.

Diese Hütte habe ich auf dem Bleinhoferboden aufgenommen. Sie liegt in einer Höhe von 1800—1900 *m* südöstlich vom Stoder, der den östlichen Theil des Gmeineck bildet. Die Abb. 156 bringt das Bild dieser Hütte. Sie ist aus Steinen ohne Mörtel (trocken) aufgemauert und hat ein Dach aus Klubbrettern. Die Dächer noch höher gelegener Ochsenhalter-Hütten bestehen, damit sie den Stürmen in den hochgelegenen Regionen trotzen können, aus großen Steinplatten. Im Bilde ist neben der Hütte noch ein kleiner Blockbau zu sehen. Es ist ein Stall, in dem die Ziegen des Hirten die Nacht verbringen. Die Ochsen lagern im Freien.

Der Eingang der Hütte ist 69 *cm* breit und 1·34 *m* hoch, die Thür dagegen etwas niederer, damit über derselben der Rauch vom Herdfeuer entweichen kann. Die Seitenwände der Hütte sind 1·45 *m* hoch, während die Giebelmauern eine Höhe von 2·5 *m* erreichen. Die Hütte hat keinen Plafond. Abb. 157 ist der Grundriss der Hütte. Die Mauern besitzen eine Stärke von 56 *cm*. Im Hintergrunde der Hütte liegt bei P die *Po-*

grat'n. Ba und Ba_2 = Bänke. Der Herd H ist hier in die linke vordere Ecke gerückt. Auch dieser Herd weist einen Pfannhaber auf. Auf der Bank Ba_2 steht bei Tr die Truhe des Hirten, und über Ba_2 ist eine Stellage befestigt. Sie ist durch punktierte Linien angedeutet. Über dem Herd befindet sich eine *As'n.* Die ganze Breite der Hütte beträgt nur 3·42 *m*, ihre Länge 3·86 *m*.

Die Ochsenhalter-Hütten sind die kleinsten einzelligen Bauten der Oberkärntner Alpen.

2. Die Holzknecht-Krame.

Die Wohnungen der Holzknechte, die Krame (sing. *Krām*), weisen, obwohl sie stets nur einzellig sind, bereits bedeutend größere Ausmaße auf, da sie nicht nur einen einzigen Menschen, sondern immer eine ganze »Partie« von Holzknechten, an deren Spitze der »Partieführer« steht, beherbergen. Krame gibt es zweierlei: Sommerkrame und Winterkrame. Die Sommerkrame sind bedeutend primitivere Bauwerke als die Winterkrame.

Abb. 158. Eine Sommerkram.

a) Eine Sommerkram.

Die Sommerkram, welche die Abb. 158 abbildet, habe ich auf dem *Straßer-Köpf'l* bei Trebesing im Lieserthale aufgenommen. Die Kram hat die Form eines Zeltes oder die eines auf den nackten unebenen Waldboden gelegten Satteldaches. Die Sparren *(Rååf'n)* des Daches bestehen aus jungen Fichtenstämmen von circa 12 *cm* Durchmesser. Sie sind ihrer Rinde nicht entledigt worden. Je zwei Sparren bilden ein Paar. Sie sind an ihren oberen Enden durch Holznägel verbunden. Nur das dritte Sparrenpaar hat im fünften Sechstel seiner Höhe ein Bindeholz *(Pånt).* Die vier Sparren, welche die westliche Dachfläche tragen, sind in die Erde gerammt, während die vier der östlichen Dachfläche an zwei übereinander gelegten Baumstämmen, die miteinander verdippelt sind, mit Holznägeln befestigt wurden. Die beiden Baumstämme sind nothwendig geworden, um das unebene Terrain auszugleichen, und wohl auch deshalb, weil an der Ostseite der Kram das Terrain sehr abschüssig und felsig ist, so dass dort das Einrammen der Sparren nicht möglich gewesen wäre. Die vier Gesperre tragen auf jeder Seite vier Latten, die aus 8—10 *cm* dicken berindeten Fichtenstämmchen bestehen und mittelst Holznägeln an den Sparren befestigt sind. Das Deckmaterial ist Rinde von dicken Fichtenstämmen. Die Rinde wird gewöhnlich von stehenden Bäumen, die später gefällt werden, abgelöst, um die Blätter möglichst groß und unbeschädigt zu erhalten (1·6 : 1·3 *m*). Die Blätter werden, damit kein Regen durch das Dach dringen kann, in doppelter Lage an die Latten gelegt. An die Latten gepresst werden sie durch Stangen, die parallel zu den Latten über die Rindenblätter gelegt werden. Diese Stangen werden durch *Wieden* (Ringe aus Fichtenästen) mit den Latten zusammengehalten. Auch die Giebelseiten und die Thür werden mit

Rindenblättern bekleidet. Die Thür dreht sich an einem Stämmchen *(Grind'l)*, das unten etwa 2 *cm* tief in der Erde steckt und oben durch Holznägel am Dachsparren befestigt ist (vgl. Fig. 21 in Abb. 13). Von den Giebelseiten bleibt oben ein Dreieck frei, damit dort Licht in den Raum fallen kann.

Die Abb. 159 bringt den Grundriss der Kram. Die Kram ist 7·8 *m* lang und 5·4 *m* breit. Gleich innerhalb der Thür steht der Herd H. Er ist 1·88 *m* lang, 88 *cm* breit und 60 *cm* hoch. Er besteht aus einem im Blockverbande hergestellten Rahmen von 10 unbehauenen Fichtenrundhölzern von 15—20 *cm* Stärke, wovon an den Langseiten des Herdes je 3 und an den Breitseiten derselben je 2 übereinander zu liegen kommen. Der Rahmen ist mit Erde ausgefüllt, und die obersten Hölzer sind, wie beim Herde der Oehsenhalter-Hütte, durch schräg an dieselben gestellten Steinplatten gegen das Feuer geschützt. Auch hier fällt uns ein *Pfänn'hâba'* auf. Ich habe ihn skizziert (vgl. die Fig. 22, Abb. 13). Ba und Ba_2 sind Bänke, die aus drei nebeneinander gelegten rohen Fichtenstämmen von 18 *cm* Durchmesser gebildet werden. Diese Bänke ruhen auf 40—45 *cm* starken Rund-

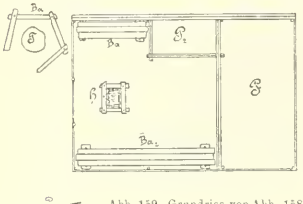


Abb. 159. Grundriss von Abb. 158.

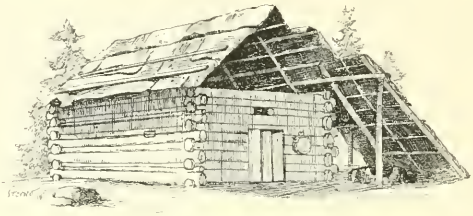


Abb. 160. Eine Winterkram.

hölzern auf. P = *Pograt'n* für 6 Holzknechte. P_2 = *Pograt'n* für 2 Holzknechte. Die *Pograt'n* werden eingeschlossen durch zwei aufeinander gelegte Holzstämme von 20—25 *cm* Stärke. Die *Pograt'n* sind bis zu ihrer halben Höhe mit Stroh ausgefüllt.

Vor der Hütte ist bei T der Jausentisch der Holzknechte. Er besteht aus dem Strunk einer mächtigen Fichte und ist von Bänken umfasst, die aus halbrunden Holzscheiten bestehen. Seitwärts, ungefähr 3 *m* von der Kram entfernt, ist die *Kuch'l* der Holzknechte. Sie ist gebildet aus einem Flugdach aus Rindenblättern und dem darunter liegenden Herd H_2. Dieser Herd besteht nur aus drei Steinplatten, die mit einer ihrer Kanten in der Erde stecken und zusammen die Form eines Hufeisens bilden.

Eine Sonnenkram wird in 15 Schichten erbaut, das heißt 15 Holzknechte arbeiten daran einen Tag lang oder 5 Holzknechte stellen sie in drei Tagen auf.

b) Eine Winterkram.

Die Abb. 160 zeigt das Bild einer Winterkram. Ich fand sie im Walde auf dem *Steinbrucker-Köpf'l* bei Trebesing. Sie wurde von Holzknechten ohne Zuhilfenahme von Zimmerleuten aufgebaut. Das Errichten einer Winterkram erfordert 25 Schichten. Die Hütte ist ein Blockbau, *z'sâmgm'âcht aus gânz'n Holz*, das heißt die zum Bau verwendeten Stämme sind nicht behauen und auch nicht *gemeidet* (ihrer Rinde entledigt) worden. Der Blockbau der Holzknechte unterscheidet sich von dem, wie ihn die Zimmerleute bei Städeln und ähnlichen Bauten aufführen, in Folgendem: Während die Zimmerleute die Rundhölzer an ihren Enden dort, wo sie verkämmt werden, so tief einhacken, dass die

übereinander liegenden Hölzer direct aufeinander zu liegen kommen, hacken die Holzknechte die Baumstämme nur wenig ein, so dass zwischen Stamm und Stamm stets ein Zwischenraum von etwa 15 *cm* frei bleibt. Diese Zwischenräume werden dann durch dünnere Fichtenstämme, die genau hineinpassen, ausgefüllt. Die dicken, circa 30 *cm* starken Rundhölzer nennen die Holzknechte *Zimma'pam*, die dünnen Einschüblinge dagegen *Meis*. Die untersten, auf der Walderde aufliegenden Zimmerbäume der Langwände führen den Namen *Ånzugpam*, die beiden obersten, an denen die Dachsparren befestigt sind, heißen *Fea'schtâla'* oder *Ferscht'lpam*, die Dachsparren aber, welche die Zimmerleute *Spâa'n* nennen, heißen die Holzknechte *Rååf'n*. Die an den Ecken vorspringenden Balkenköpfe nennen die Holzknechte *Këg'l*. Die Einschnitte, welche gegen das Ende zur Verkämmung der Zimmerbäume gemacht werden müssen, heißen sie *Täp'm*. Bei dünneren Stämmen macht man sie mit der Hacke, bei dickeren mit der großen *Zugsåg'* (Ziehsäge). Die Construction des Blockverbandes einer Winterkram erklärt die Fig. 23 in Abb. 13. Die Thüre besteht hier aus Brettern. Sie ist 1 *m* breit und nur 1·2 *m* hoch. Der Thürpfosten, an den die Thür anschlägt, heißt *Ånschlåg*. Die Schwelle wird *Trischip'l* genannt, und das Rundholz, an dem sich die Thür dreht, ist der *Grind'l*. Die Winterkram hat eine Decke (Plafond). Sie besteht aus dicht aneinandergereihten Baumstämmchen von 12—15 *cm* Stärke; man nennt sie *Pamlan* (Bäumlein) und die Decke nach ihnen einen *Pam'lpod'n*. Die Ritzen zwischen den Zimmerbäumen und Meisen und auch die Ritzen zwischen den einzelnen Stämmchen des *Pam'lpod'n* werden vor Eintritt des Winters mit *Mias* (Moos) gut verstopft, und der *Pam'lpod'n* zudem mit Erde beschüttet, damit die Wärme aus der Hütte nicht entweichen kann. Über der Thür der Hütte ist ein Loch angebracht. Es ist 30 *cm* lang und 10 *cm* hoch. Das Loch ist ein *Rauchloch*, früher nannten es die Holzknechte *Wolfloch*. Ein gleiches Loch ist in gleicher Höhe in der anderen Giebelseite der Hütte angebracht. Ein drittes Wolfloch (54 : 17 *cm*) befindet sich über dem Herd, der früher *Fouja'wâg'n* (Feuerwagen) oder *Eis* (Esse) geheißen wurde. Eigentliches Fenster, das auch diesen Namen führt, befindet sich nur eines in der Hütte, und zwar im vorderen Theil der linksseitigen Langwand. Es hat die Form der Wolflöcher, ist aber etwas höher als diese. Im Winter wird es mit Glas vermacht. Die Fig. 24—26, Abb. 13, zeigen die Construction der Wolflöcher und Fenster. Fig. 24 stellt die Form der Wolflöcher in den Giebelseiten, Fig. 25 die Form des Wolfloches über dem Herd, Fig. 26 die Gestalt des Fensters dar.

Das Dach der Hütte ist wieder ein Rindendach. Die beiden über dem Schneidepunkt der Rafen emporragenden Enden derselben nennen die Holzknechte *Krõ* (Krone). Die oberste Dachlatte, die in diesen Kronen liegt, heißt die Firstlatte, die unterste die *Träflât'n* (Traufiatte). Die Holznägel, welche die Latten halten, werden *Lât'n-Pfosch'n* geheißen. Fig. 27, Abb. 13, zeigt, wie die Latte am Dachsparren durch den Pfoschen festgehalten wird.

Bevor die Herbststürme beginnen, ist der Holzknecht bedacht, das Dach der Hütte vor denselben zu sichern. Er legt von außen auf die Dachfläche in der Richtung der Sparren dünne Stangen, Stämmchen junger Fichten, von denen je zwei über dem First durch *Wieden* (Bänder von Lärchen- und Fichtenzweigen) zusammengehalten werden. Diese Stangen nennen die Holzknechte *Windgeier*.

Abb. 161 bringt den Grundriss der Winterkram. Wie dieser zeigt, ist das Innere der Hütte in zwei Theile gegliedert. Den vorderen Theil nimmt der Herd und die an den Wänden entlang laufenden Bänke ein. Dieser Theil, der den Speiseraum der Holzknechte bildet, erinnert gerade durch die rundum angebrachten Bänke und den in der Mitte stehenden Herd lebhaft an die Rauchstube des Bauernhauses. Selbst die Holz-*As'n*, welche

durch zwei die Hütte über dem Herd durchquerende Stangen gebildet ist, fehlt nicht. Der Herd gleicht dem in der Sommerkram. Er ist 1·2 *m* lang, eben so breit und 56 *cm* hoch. Die Bänke bestehen aus drei bis fünf nebeneinander gelegten Baumstämmen und variieren in ihrer Breite von 44—84 *cm* und in ihrer Höhe von 37—54 *cm*. Zum Theil sind die Bänke mit Rindenblättern bedeckt. Den rückwärtigen Theil der Hütte nehmen die Schlafstellen P und P_2, die *Pograt'n* ein. Wie aus der Abb. 162, die einen Einblick in die Kram gewährt, zu erkennen ist, liegen die *Pograt'n* hoch (1·3 *m*) über der Erde, nahe der Decke. Ein 19 *cm* starker Baumstamm trägt eine Bühne, die wie der *Pam'lpod'n* aus 12 *cm* starken Stämmchen gebildet ist. Auf diese Stämmchen kommt eine Schichte Schaubenstroh zu liegen. Auf dieser Strohschichte schlafen die Holzknechte angekleidet ohne jegliche weitere Unterlage, abgerechnet kleine Polster, die sie unter die Köpfe schieben. Die abgenähten Decken *(Gulter)*, mit welchen sich die Holzknechte in der Nacht bedecken, sind mit Werg gefüllt. Die *Pograt'n* wird durch einen Gang, der 57 *cm* breit ist und zu beiden Seiten von drei übereinander gelegten Stämmchen, die zusammen eine Höhe von 57 *cm* aufweisen, eingeschlossen wird, in zwei Theile getheilt. In den beiden Theilen der *Pograt'n* finden 12—14 Mann Platz. Die Sommerküche ist hier an die

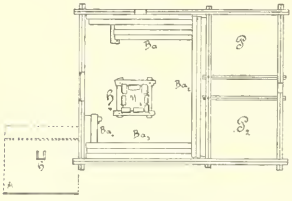


Abb. 161. Grundriss von Abb. 160.

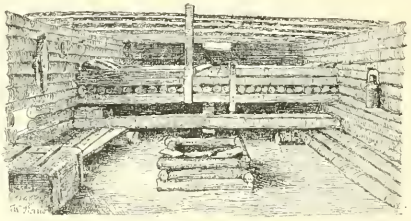


Abb. 162. Inneres der Winterkram.

Kram angebaut. Aus dem Namen sollte man glauben, schließen zu können, dass im Winter auf dem Herd in der Küche gekocht wird. Dem ist jedoch nicht so. Auch im Winter wird draußen gekocht, damit die Hütte nicht voll Rauch wird, denn das wäre lästig, und die Holzknechte könnten sich nicht frei bewegen, sondern müssten jeder auf seinem Platze sitzen bleiben. Es wird im Winter auf dem Herd in der Hütte nur geheizt, um die Hütte zu erwärmen. Dies geschieht durch eine Stunde vor dem Mittag- und Abendmahl, während in der Sommerküche das Mahl bereitet wird. Kommen dann die Holzknechte zum Essen, so ist der Rauch bereits verflogen, und sie finden eine warme Stube. Der Herd der Sommerküche besteht wie der neben der Sommerkram nur aus drei Steinplatten, die hufeisenförmig an einander gestellt und mit einer ihrer Kanten in die Erde eingerammt sind. Das Feuer wird zwischen den drei Platten auf der Erde angefacht. Der Kessel, in dem gekocht wird, ruht auf den oberen Kanten der drei Steinplatten. Die deutschen Holzknechte Oberkärntens ahmen jetzt in ihrer Kochweise das Beispiel der in der Gegend häufig verkehrenden italienischen Erd-, Straßen- und Bahnarbeiter nach. Die aus 12—14 Mann bestehende Partie isst nämlich in der Hauptsache gemeinschaftlich. Einer unter ihnen, der Koch genannt wird, kocht für alle. Die zum Kochen nöthigen Bedürfnisse werden natürlich auch gemeinsam eingekauft. Sie sind von geringer Zahl: Kukuruzmehl, Salz und Milch. Das Frühstück wird im Sommer schon um $^1/_2$5 Uhr eingenommen. Es besteht aus Polenta, nach italienischer Art zubereitet, und aus Frico. Den Frico, diese wohlschmeckende, nahrhafte, aber sehr fette Zuthat zur Polenta, bereitet sich jeder Holzknecht in einem langgestielten Schmalzpfännchen selbst. Die italienischen Arbeiter und mit ihnen auch

die deutschen Holzknechte machen sich den Frico auf folgende Art: sie schneiden geräucherten Speck in kleine Würfel und halten ihn in der Pfanne über das Feuer, bis er sehr heiß geworden ist. Dann legen sie Emmenthaler Käse, in Scheiben geschnitten, bei, wenden und drehen das Gemenge in der Pfanne über dem Feuer so lange hin und her, bis es eine sulzige Masse bildet.

Bei der anstrengenden Arbeit, die der Holzknecht zu verrichten hat, wird das schwere Gericht leicht verdaut. Um 11 Uhr wird das Mittagessen eingenommen. Es besteht wieder aus Polenta und Frico. Nach dem Mahle genießen die Holzknechte eine Stunde Rast. Um 8 Uhr abends, zum Schlusse der Arbeit, essen sie wieder Polenta, jetzt aber mit Milch. So geht es fort, Tag für Tag und Jahr für Jahr. Eine Abwechslung bietet nur der Sonntag. Den verbringen die Holzknechte bei ihren Angehörigen in den Dörfern. Dass sie dieselben noch Samstag abends erreichen können, wird an diesem Tage schon um 4 Uhr Feierabend gemacht. Zwischenmahlzeiten werden keine gehalten, auch wird die ganze Woche hindurch kein Schnaps getrunken.

Zur weiteren Ausstattung der Kram mag noch erwähnt werden, dass sich innen an den Wänden Stellagen angebracht finden, die durch Bretter gebildet sind, welche von langen Holznägeln, die in den Fugen zwischen den Baumstämmen stecken, getragen werden. Auf einem dieser Tragbretter finden wir in Papier gewickelt, Speck und Käse, dabei die Speckbretter, das sind Brettchen, die in eine Handhabe auslaufen und auf denen die Holzknechte in Ermangelung eines Tisches den Speck schneiden. Auf einer anderen Stellage finden wir die Schmalzpfannen und das Esszeug untergebracht. An Holznägeln, die in die Wände eingelassen sind, hängen Röcke, Hüte, Schnapsäcke (Ledertaschen), Milchkannen und Fußeisen. Auf den Bänken stehen kleine Kisten und Kofferchen, in denen die Holzknechte ihre besseren Habseligkeiten verwahren.

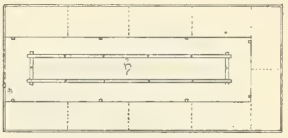


Abb. 163. Grundriss einer Holzknechthütte im steirischen Wechselgebiet.

Einer Analogie muss ich noch Erwähnung thun. Als ich der Sommerkram auf dem Straßer-Köpfl ansichtig wurde, glaubte ich mich plötzlich in das steirische Wechselgebiet versetzt. Dort sah ich nämlich im Jahre 1896, von Mönichkirchen nach Vorau wandernd, in der Nähe der Thalberger Schwaig eine Holzknecht-Hütte, die in ihrem Äußeren der oberkärntnerischen Sommerkram so ähnlich war wie ein Ei dem anderen. Das Innere derselben — Holzknecht-Flug nennt man sie dort — unterschied sich von dem Innern der Sommerkram dadurch, dass sich der Herd fast durch die ganze Länge der Hütte erstreckte und die Schlafstellen der zehn Holzknechte, die die Hütte bewohnten, an den beiden Langseiten und der dem Eingange gegenüber liegenden Giebelseite angebracht waren. Dieser Holzknecht-Flug war nahezu 10 *m* lang und $4^1/_2$ *m* breit. Abb. 163 gibt den Grundriss dieser Hütte nach Aufzeichnungen, die ich meinem Notizbuche vom Jahre 1896 entnehme. Am langgestreckten Herde H hatte ein jeder der zehn Leute seine Kochstelle. Die punktierten Linien im Grundrisse scheiden die *Liegerstätten* der Holzknechte von einander. Dieser Holzknecht-Flug ist wohl schon lange verschwunden, ebenso werden auch die beiden beschriebenen Krame verschwinden, sobald die Holzknechte ihre Arbeit im Frühling (1901) zu Ende gebracht haben werden.

3. Sennhütten.

a) Die obere Loibeneck-Hütte.

Die obere *Loibeneck-* (so in der Specialkarte) Hütte ist die am höchsten gelegene Sennhütte des Gmeineck. Sie liegt circa 2000 *m* über dem Meere und gehört mit der

dazu gehörenden Alpe und der unteren Loibeneck-Hütte zum Leobeneck-Gute in Rojach, unweit St. Peter im Holz (das alte Teurnia), oberhalb Spittal a. d. Drau. Es kommt meines Wissens nur selten vor, dass ein Besitzer in ein und derselben Alpe zwei Hütten hat. Dass die Loibeneck-Alpe deren zwei aufweist, hat seinen guten Grund. Die Alpe ist nämlich eine der größten und erstreckt sich wohl durch 600—700 *m* von der unteren Hütte bis zur Spitze des Gmeineck. Wenn um den St. Veitstag das Vieh in die Alpe getrieben wird, so kommt es zuerst in die untere Region der Alpe, und die *Sendin* schlägt mit ihrem Personal in der unteren Hütte ihr Quartier auf. Wenn hier die Weiden abgegrast sind, wird das Vieh in die höher gelegenen Theile der Alpen getrieben und sowohl dieses als auch das Wartepersonal findet jetzt in der oberen Hütte Unterkunft. Vor dem Abtrieb, der gewöhnlich am kleinen Frauentag (Maria Geburt, 8. September) stattfindet, wird wieder auf einige Wochen in der unteren Hütte Station gemacht.

Die obere Loibeneck-Hütte ist ein gezimmertes Häuschen von 5·3 *m* Breite und 4·5 *m* Länge. Die Balken sind wie die eines Bauernhauses vierkantig behauen und 14 *cm* stark. Die Hütte tritt uns im Vordergrunde des Bildes Abb. 164 entgegen. Ihr Dach ist ein Satteldach. Der vordere Giebel ist verschalt, der rückseitige offen. In der rückseitigen

Abb. 164. Obere Loibeneck-Hütte.

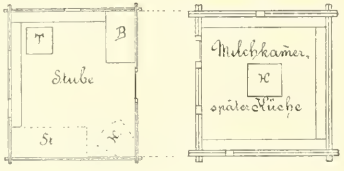


Abb. 165. Grundriss von Abb. 164.

Giebelwand der Hütte befindet sich die Thür. Hinter der Thür ist in Abb. 164 noch ein Gebäude sichtbar. Es ist dies ein roher Blockbau, aus unbehauenen Stämmen aufgeführt. Sein Dach ist ebenfalls ein Satteldach, dessen vorderer Giebel offen, dessen rückwärtiger aber geschlossen ist. Der Eingang befindet sich in der vorderen Giebelwand. Beide Hütten, deren Lage zu einander ihre Grundrisse in Abb. 165 angeben, sind durch ein Dach mit einander verbunden, das im Grundrisse durch die punktierten Linien angedeutet, aber in der Ansicht aus Versehen weggeblieben ist.

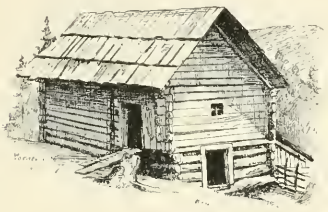
Die eigentliche Sennhütte ist die vordere mit den beiden auffallend großen Fenstern, die wahrscheinlich in neuerer Zeit vergrößert worden sein dürften. Die sich ihr anschließende Hütte wurde mir von den Ochsenhaltern, die gegenwärtig die Hütte im Sommer bewohnen, *Kasten* genannt. Die Hütte wird nämlich schon seit Jahren nicht mehr als Sennhütte, sondern nur mehr als Ochsenhalter-Hütte benützt. Ich fand sie darum bei meinem Besuche im verflossenen Sommer (1900) auch nicht mehr so ausgestattet wie gelegentlich meiner öfteren Besuche in früheren Jahren. Die Hütte hat als Fußboden ein Steinplatten-Pflaster und als Decke eine doppelte Bretterlage. Ich fand in ihr nichts als den Tisch T, die beiden stabilen Bänke und unter B das Bett der beiden Ochsenhalter. Vor Jahren, als die Sennhütte noch als solche diente und in ihr Käserei betrieben wurde, standen darin außer den angeführten Möbeln bei H ein Herd mit einem an einer Kesselreiden hängenden großen Kessel, in dem die Milch zur Käsebereitung gesotten wurde, und bei St war eine Stellage aufgestellt, in deren Fächern die wagenradgroßen Käse lagen. Als die Käserei aufgelassen wurde, verschwand sowohl die Stellage, als auch der Herd aus der Hütte. Die Stellage dürfte verbrannt worden sein, der Herd aber wurde

in den Kasten verlegt. Dort steht er jetzt noch in der Mitte des Raumes. Früher war dieser Raum die Milchkammer. Auf den rundumlaufenden Bänken standen in großen Stößen die Reinen, mit Milch gefüllt. Die nur aus einem Raume bestehende, also einzellige Sennhütte war, als Wohnstätte aufgefasst, entschieden primitiver als es die Krame sind, denn während die Kram heute zumeist nur als Ess- und Schlafraum dient, war diese Sennhütte Arbeits-, Koch-, Ess- und Schlafraum zugleich.

In Abb. 164 ist rechts noch ein aus Steinen aufgeführter Bau, der mit einem Pultdache gedeckt ist, zu erblicken. Es ist dies ein schmaler, aber wohl an die 40—50 *m* langer Stall, in dem zu der Zeit, als in der Sennhütte noch Käserei betrieben wurde, 30—40 Kühe in einer Reihe standen. Jetzt ist der Stall leer, da die Ochsen, die hier oben auf der Halt sind, bald da, bald dort im Freien nächtigen. Nur zur Zeit recht schlechten Wetters suchen sie den Stall auf.

b) Die Egarter-Hütte.

Abb. 166 stellt eine zweite Sennhütte dar. Es ist die Egarter-Hütte des Johann Obereggger vulgo Unter-Egarter in Altersberg. Sie ist eine der am tiefsten gelegenen Senn-



** Abb. 166. Die Egarter-Hütte.

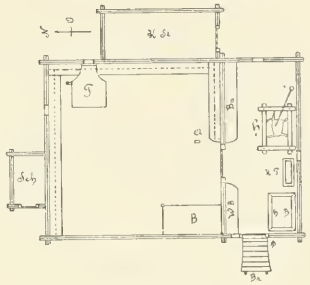


Abb. 167. Grundriss von Abb. 166.

hütten des Gmeineck-Gebietes und dürfte kaum höher als etwa 1400—1500 *m* über dem Meere liegen. Ich habe diese Hütte gelegentlich eines Ausfluges in die heimatlichen Berge schon im Jahre 1895 aufgenommen und photographiert. Die Abb. 166 hat Herr Franz Storno nach meiner Photographie angefertigt. Wie aus dem Bilde zu erkennen, ruht die eigenartige Hütte auf einem Unterbau aus unbehauenen Stämmen. Dieser Theil des Baues schließt den *Kuhstand* (Kuhstall) ein. Hierher kehren abends die Kühe, zusammengetrieben vom Halter, zurück, um hier gemolken zu werden und zu übernachten. Sie stehen in zwei Reihen, die Köpfe gegen die Langwände gerichtet und in der Mitte einen Gang frei lassend. Die eigentliche Hütte zerfällt, wie aus dem Plan Abb. 167 hervorgeht, in zwei Räume. Der eine Raum, der durch die Hüttenthür betreten wird, die in einer Langwand angebracht ist, ist der Herdraum, der zweite die Stube. Wir haben also in dem Riss dieser Hütte bereits den Plan eines oberdeutschen Hauses einfachster Ausgestaltung vor uns, nur der Unterschied ist wahrzunehmen, dass die Stube, der Ofenraum des oberdeutschen Hauses, hier keinen Ofen enthält. Dies ist leicht zu erklären. Öfen findet man in oberkärntnerischen Sennhütten meines Wissens überhaupt nie, weil sie ja im Winter nicht bewohnt werden.

Betritt man den Herdraum — ich vergaß leider bei meinem zweiten Besuche der Hütte im vergangenen Sommer, die Sennerin um den ortsüblichen Namen dieses Raumes

zu befragen — so hat man einen Bretterboden unter den Füßen, keine andere Decke aber über dem Kopfe als das Dach. Die Stube jedoch besitzt eine Decke.

Der Herdraum wird, wie aus dem Plane zu ersehen, durch drei Fenster erhellt. Sie sind breiter als hoch und nur mit Holzschubern zu schließen. Der Herd steht an die Giebelwand gerückt. Er gleicht den besprochenen Herden in den Holzknecht-Kramen und ist 1·5 *m* lang und 1 *m* breit. Die Oberfläche bilden Steinplatten, die in der Mitte eine Aschengrube frei lassen. Von der Herdoberfläche aus lehnen sich Steinplatten an die Hüttenwand, um diese vor dem Feuer zu schützen. Links vom Herd steht die Kesselreiden, an der der große Kessel hängt. Auf dem Herd fand ich einen einfachen dreieckigen Dreifuß. Am Feuer steht immer ein großer Hafen, in dem Wasser gehitzt wird. Rechts vom Herd steht der *Kawasa'-Trog* (K.-T.), meines Erachtens als Käsewasser-Trog zu deuten.

Über dem *Kawasa'-Trog* sind zwei übereinander angebrachte Stellagen befestigt. Auf der unteren stehen Töpfe, auf der oberen Käse, das *Kaschga'le* (in Seebaden und Treffling: *Kasa'le*) und das *Milchsöchta'le*, ein mit einer Handhabe versehenes schaffähnliches Gefäß, in das die Milch gemolken wird. Neben dem *Kawasa'-Trog* steht ein Hackblock. Darin werden, wie die Sennerin sagte, Nesseln, Kraftrosen (Arnica) und *Åukäck* (Einhack = Disteln) mit einer *Taxpraxen* klein gehackt und mit Hafermehl und Salz überschüttet. Dieses Gemenge wird den Kühen beim Melken gegeben, dass sie stillhalten. Außer den aufgezählten Geräthen steht im Herdraume noch eine Wasserbank W.-B. und eine stabile Bank Ba.

Die Einrichtung der Stube ist eine äußerst einfache. Es steht darin ein Bett B, ein aufklappbarer Tisch und an drei Wänden stabile Bänke. Über den Bänken sind Stellagen, gebildet aus je einem Brett, angebracht.

Auf der Bank, die dem Stubeneingange gegenüber liegt, standen zwei *Rahmschaff'l* und in Stößen Milchreinen aus Holz, Thon, Blech und Zinn. Ich zählte deren 57. Unter der Bank sah ich fünf größere und kleinere *Sauremilchschaff'l* mit Deckeln. Aus der sauren Milch wird *Schotten* (Topfen) und aus diesem saurer Käse gemacht. Auf der Stellage über dieser Bank lagen die Butterstrützeln, 13 an der Zahl, und ein Buschen Milchspäne. Die Butter war mit einem Buttermodel verziert. Wie mir die Sennerin sagte, bleibt die Butter in der frischen Alpenluft stets frisch und wird nicht ranzig. Zu *Jåkastag'n* (Jakobi, 25. Juli) wird sie abgeholt und nach Hause gebracht. Dort wird sie ausgelassen und aus ihr das Rindsschmalz bereitet. Ganz frische Butter wird als Arzneimittel für Wunden und innere Krankheiten gebraucht:

»Butter aus dem Kübel
Ist gut für neun Übel.«

In der Ecke rechts von der Thür stand auf der Bank ein kleiner Trog *(Trög'l)*, der in drei Fächer getheilt war. Darin befanden sich zwei verschiedene Mehlsorten und Salz. In derselben Ecke lagen unter der Bank die *G'lecksäck*. Das *G'leck* besteht aus einer Mischung von Hafermehl, Gerstenmehl und *waza'ne Kleib'm* (Kleie vom Weizen). Auf der Stellage, die sich an der Wand befindet, an der der Tisch befestigt ist, stand Geschirr, auch lag dort das Gebetbuch, die Wäsche und der Nähkorb der Sennerin.

Auf der Stellage, die sich über der kürzesten Bank neben der Thür angebracht findet, ist die Apotheke der Sennerin untergebracht. Es stehen dort in Flaschen Terpentinöl, Bleiessig, Weinsteinöl und Skorpionöl. Letzteres wird nach der Mittheilung der Sennerin benützt, wenn sich ein Thier den Fuß *ausscheibt* (verrenkt). In einem *Multa'le* (kleine hölzerne Backmulde) ist dort noch *Supp'nmâchat* aufbewahrt. Es ist jene Art von

Käse, welche zur Bereitung der Käsesuppe verwendet wird. Die Sennerin sagte mir, dass dieser Käse aus dem Schotten der Rührmilch (Buttermilch) hergestellt wird.

An der Wand, an der das Bett steht und an der sich keine Bank befindet, hängt eine Uhr und die Kleider der Sennerin. Das Bett der Sennerin ist nicht viel besser als das Lager der Holzknechte. Das Unterbett besteht nur aus Stroh und einem darüber gebreiteten Leintuch, dem *Unta'leilach*. Darüber liegt das *Oba'leilach* mit dem *Gulter*. Der Stoff, aus dem der Gulter hergestellt wird, heißt *Rüss*. Er ist sehr rauh und besteht aus einem Gewebe von Werggarn und Baumwolleintrag. Der Polster ist klein, nur zwei Spannen lang, $1^1/_2$ Spannen breit und sehr hart. Er ist mit Garn aus aufgelassenen alten Strümpfen gefüllt. A Loch im Fußboden, das der Sennerin bei kleineren Bedürfnissen als Abort dient.

Auf dem Hüttenboden, d. i. die Decke der Stube, wird Heu untergebracht. Dort schläft der *Halter*. Das Heu bildet einen Futtervorrath für solche nicht selten vorkommende Tage, während welcher das Vieh nicht ausgetrieben werden kann, weil die Alpe mit Schnee bedeckt ist.

** Abb. 168. Die Messner-Hütte.

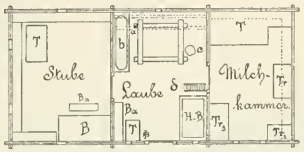


Abb. 169. Grundriss von Abb. 168.

c) Die Messner-Hütte.

Die Abb. 168 bringt das Bild der Messner-Hütte im Radlgraben, der sich von dem Dorfe Radl, zwischen Trebesing und Gmünd gelegen, in nordwestlicher Richtung allmählich ansteigend ins Gebirge hineinzieht. Die Messner-Hütte liegt etwa in der halben Länge des Grabens, zwei Stunden vom Dorfe Radl entfernt, in einer ungefähren Höhe von 1100 *m* in der Thalsohle des Grabens. In der unmittelbaren Nähe dieser Hütte liegen noch drei weitere Hütten, von denen zwei, die Lippbauer- und die Braunegger-Hütte, der Messner-Hütte vollkommen gleich sind. Die vierte, welche sich aber wesentlich von dieser unterscheidet, soll weiter unten kurz besprochen werden.

Die Messner-Hütte hat keinen Kuhstand unter sich. Das Zimmerwerk, welches außen nur roh, innen aber glatt behauen ist, ruht auf einem Unterbau aus Stein von 1—2 Spannen Höhe. Das Dach ist ein Satteldach. Die Giebel sind verschalt. Die Verschalung lässt aber das oberste Drittel des Giebels frei, damit hier der Rauch aus der Küche, welcher, da die Küche keine Decke hat, frei in den Dachraum emporsteigt, entweichen kann.

Aus Abb. 169, dem Grundriss der Hütte, kann ersehen werden, dass diese Hütte drei Räume in sich schließt. Die Küche, zu welcher die Eingangsthür führt, liegt in der Mitte. Sie hat drei Fenster, von denen jedes 17 *cm* breit und 11 *cm* hoch ist. Alle drei Fenster haben kein Glas und sind nur mit Holzschubern zu schließen. Links von der Küche ist die Stube, rechts eine Milchkammer angeordnet. Stube und Kammer haben Decken. Alle drei Räume sind mit Steinplatten gepflastert. Das Gebälke, das die drei Räume umschließt, ist schlecht gefügt. In die Kammer hat der Wind durch die klaffenden Fugen freien

Zutritt. Die Spalten in den Wänden der Stube und Küche sind mit Moos verstopft. Die Küche wurde mir *Lab'm* genannt. In derselben steht der Herd an die rückwärtige Wand gerückt. Er ist dem Herd in der Egarter-Hütte gleich. 1·6 *m* lang, 1·3 *m* breit und 70 *cm* hoch. Die Kesselreiden steht bei a auf dem vorstehenden Balkenkopf des Herdes auf. Über dem Herd ist eine Holz-*As'n*, im Plan durch punktierte Linien angedeutet, angebracht. Links vom Herd steht bei b ein Trog für das Kaspel, unter c ein Hackstock. d deutet eine übertragbare Leiter an, über die man auf die Dachböden gelangen kann. Im Vordergrunde der Laube steht links ein Tisch mit einer Bank, rechts der Hackblock H.-B.

Die Stube ist nur 1·64 *m* hoch und erhält durch vier Fenster Licht. Sie sind verglast, 33 *cm* breit und 23 *cm* hoch. Die Einrichtung der Stube ist eben so einfach als die in der Egarter-Hütte. Die Bänke sind ungleich hoch. Sie bestehen so wie der Dippelboden (Decke) der Stube aus halbrunden Stämmen. Interessant ist es, dass das Bett der Sennerin nicht verrückbar, da es an den Wänden, an denen es steht, befestigt ist. Es hat infolgedessen auch nur einen Fuß, der die freie Ecke des Bettes unterstützt.

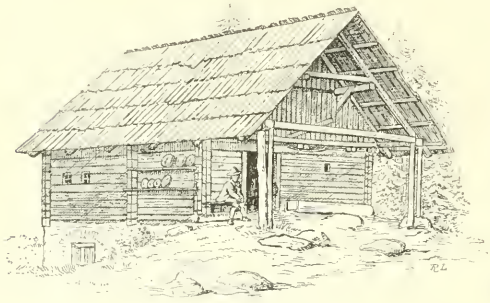


Abb. 170. Die Mallenteiner-Hütte.

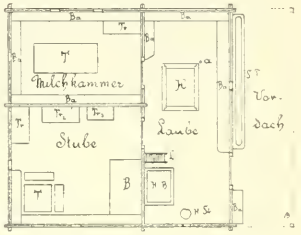


Abb. 171. Grundriss von Abb. 170.

Die Höhe der Milchkammer beträgt 1·9 *m*. T = Milchtrog. Tr—Tr_3 Truhen, in denen Koch- und Schüttmehl und Salz aufbewahrt ist. Die punktierten Linien deuten Stellagen an, auf denen saurer Käse und *Supp'nmächat* steht.

d) Die Mallenteiner-Hütte.

Dass sich die Mallenteiner-Hütte, wie oben gesagt, von der Messner-Hütte wesentlich unterscheidet, geht schon aus der Ansicht der Hütte, Abb. 170, hervor. Sie hat nämlich wie die Egarter-Hütte einen Unterbau, der als Stall dient, zudem hat sie einen von vier Säulen gestützten vorhallenartigen Vorbau, das *Fürdach* genannt, und schließlich weist sie ihn ihrem Innern, wie aus dem Grundriss Abb. 171 hervorgeht, eine Untertheilung auf, die uns bei den bisher besprochenen primitiven Bauten noch nicht vorgekommen ist.

Die Eingangsthür liegt in der Giebelseite des Hauses. Der erste Raum, den wir durch sie betreten, ist wieder die Küche, auch hier *Lab'm* genannt. Sie hat zwei Fenster (27 : 24 *cm*). Da sie bei ihrer Kleinheit wenig Licht zulassen, ist die Thür tagsüber gewöhnlich offen. Der Herd nimmt fast die Mitte der Küche ein. Die Balken der Holzumrahmung sind nicht verkämmt, sondern verzinkt. Die Kesselreiden steht bei a. Den Herd umgeben an drei Wänden stabile Bänke. Im Vordergrund stehen bei H.-B. ein Hackblock, bei H.-St. ein Hackstock, L = Leiter.

Der Herdraum hat keine Decke. Die beiden sich an ihn angliedernden Räume weisen aber Decken auf. Sie bestehen aus doppelten Bretterlagen. Jede der Decken wird in ihrer Mitte von einem Unterzugbaum gestützt. Die beiden Räume sind gedielt. Das eine ist die Stube, das andere die Milchkammer. Die in den beiden Räumen untergebrachten Möbel sind durch die Einzeichnungen erklärt. Die Fenster der Stube messen 32 : 32 *cm*, die der Kammer 31 : 31 *cm*. Da wie dort sind sie verglast.

Unter dem *Fürdach* steht bei Ba. eine Bank und unter S.-T. ein Saufuttertrog. An der schmalen Außenwand der Küche sind zwei Tragbretter angebracht, auf denen die Milchreinen zum Trocknen hingestellt werden.

Da das Dach der Breite der Hütte wegen (7·5 *m*) groß werden musste, sind zum Tragen desselben wie bei den Bauernhäusern Pfetten angebracht worden.

Wie mir die alte Sennerin dieser Hütte sagte, sollen in früherer Zeit die Sennhütten alle *Fürdächer* gehabt haben. Da diese Vorhallen als Sammelplatz für Kälber, Ziegen und Schweine, besonders bei regnerischem Wetter als sehr praktisch anerkannt werden müssen — es ist dort ja auch ein Futtertrog aufgestellt — und ähnliche Vorhallen in Oberkärnten bei anderen Bauten, wie sich zeigen wird, gar nicht selten sind, ist es nach dem Ausspruch der Sennerin recht glaubwürdig, dass die Vorhallen bei Sennhütten früher häufig vorkamen. Jetzt errichtet man in der Nähe der Hütten gewöhnlich kleine Blockbauten (Kälberstände, Sauställe), in die sich das Kleinvieh vor dem Regen und vor den Strahlen der Sonne in der Mittagsstunde flüchten kann. Die *Fürdächer* sind daher überflüssig geworden.

An der Außenseite der Lippbauer-Hütte fand ich einen originellen Spruch mit dem Messer eingegraben. Der ehemalige Besitzer der Hütte, der alte Gauglhofer vulgo Lippbauer in Trebesing soll ihn selbst gemacht haben. Er heißt:

»Behüt' uns, Gott, das Vieh,
Das große und das kleine,
Die Schafe und die Schweine.
Gib große Butter und auch große Kas',
Ach Gott, wie gut wär' das.«

4. Auszügler-Stübel.

Der Auszügler-Stübel, kurzweg auch nur *Stüb'l* genannt, wurde schon wiederholt Erwähnung gethan. Ich sagte oben, dass ein solches Stübel beim Hofer-Hause in Treffling und ein anderes beim Jank-Hause in Trasischk stehe. Sie sind in die Pläne dieser beiden Hofstätten, Abb. 7 und Abb. 8, eingezeichnet. Bei größeren Gehöften fehlen solche Stübel selten, obwohl in neuerer Zeit, wie erwähnt, die Alten oder der Verkäufer einer Hube (z. B. die alte Sankin) als Heimstätte sich eine Stube im Hause selbst vorbehalten. Solche Stübel sind oft primitivster Natur. Es sollen im nachfolgenden einige besprochen werden.

a) Das Bartelbauer-Stübel.

Auch zum Bartelbauer-Hause in Treffling gehört ein Stübel, das unter eigener Hausnummer, 34b), in der Nähe des Bartelbauer-Hauses im Dorfe steht und jetzt von Paul Zelsacher, dem früheren Besitzer der Bartelbauer-Hube, und seiner Frau Marie im Ausgeding bewohnt wird. Das Stübel ist in der Abb. 172 abgebildet. Abb. 173 zeigt seinen Grundriss. Er weist drei Räume auf. Die Küche hält die Mitte, rechts davon liegt die Stube, links eine Vorrathskammer *(Kemet'n)*. Die Stube besteht aus Zimmerwerk. Es ist sorgfältig gearbeitet. Die anderen beiden Räume sind gemauert. Alle drei besitzen sie

Decken. Die Stube ist gedielt, die Küche hat ein Pflaster aus Mauerziegeln und die Kammer ein solches aus unregelmäßigen Steinplatten.

Die Stube ist mit einem gemauerten Ofen versehen. Die Anordnung der Möbel in der Stube lässt sich aus den Einzeichnungen ersehen. Von diesen erkläre ich nur die folgenden: N.-T. = Nähtischchen. N.-K. = Nachtkästchen, N. = Nachttischchen.

Die Küche hat einen Herd, der sich von den ortsüblichen und bereits besprochenen Herden im Bauernhause unterscheidet. Der Herd bildet nämlich eine Nische, die oben durch ein Gewölbe abgeschlossen ist, auf dem ein gemauerter Schornstein aufsitzt. Von der Herdoberfläche aus führt die Heize in den Ofen. Über dem Heizloch ist ein Zugloch angebracht. Über der Wasserbank W.-B. hängt ein Schüsselkorb und über a eine Schüsselrem, darüber noch eine Rem für die Hacken.

In der Kammer stehen drei Kästen, Bottiche und Fässer, ein Tisch und auf demselben Milchreinen.

Der Dachboden des Stübels ist ungetheilt. Im rückwärtigen Theil des Dachbodens befindet sich eine Werkstatt mit einer Hobelbank und vielem Tischler- und Schlosserwerkzeug. Sie erhält Licht durch zwei Dachlucken, die sich gegenüber im Dache be-

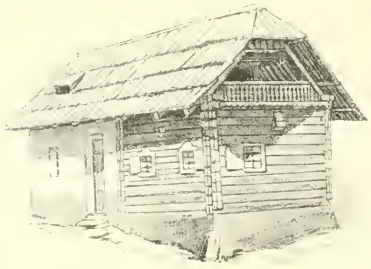


Abb. 172. Das Bartelbauer-Stübel in Treffling.

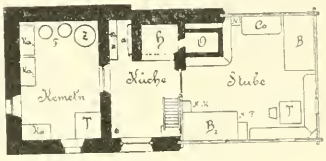


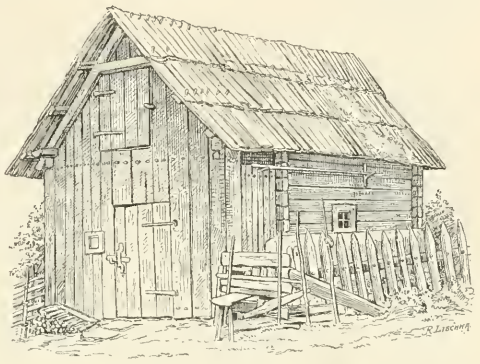
Abb. 173. Grundriss von Abb. 172.

finden. In der rückwärtigen Giebelwand ist eine Thür angebracht, durch die, wenn sie geöffnet ist, ebenfalls Licht zugelassen werden kann. Über der Küche stehen, wie man dies auch in den Bauernhäusern allenthalben findet, Mehltruhen, Haspel, Spinnräder, Reitern und alte Möbel. Die vordere Giebelwand ist offen, aber mit einer Brüstung versehen, wie wir sie sonst an den Gängen der Bauernhäuser angetroffen haben. Im vordersten Theil des Dachraumes steht ein Tisch mit einer Bank und Stühlen, eine Commode, eine Truhe und ein Bett. In diesem Bett schläft Zelsacher im Sommer.

Das Bartelbauer-Stübel gleicht in seiner Ausgestaltung, wenn von dem Material, aus dem es erbaut ist, abgesehen wird, ganz der Messner-Hütte im Radlgraben. So wie diese hat es eine Stube, eine Küche und eine Kammer. Während aber die Messner-Hütte nur eine Feuerstelle hat, weist das Stübel deren zwei auf. Es wird ja auch im Winter bewohnt. Heute ist das Häuschen dreizellig, früher dürfte es nur zweizellig gewesen sein und die Kammer erst später bekommen haben. Darauf deuten die großen Fenster der Kammer und der Umstand, dass die Mauer, welche an der linken Seite des Herdes ansetzt, nicht mit der Rückwand des Herdes in einer Linie liegt, sondern vorspringt. Zweizellig ist heute auch die große Mehrzahl aller anderen Stübel, die ich gesehen habe. An Vollkommenheit der Ausstattung stehen sie, wie sich aus der Beschreibung noch zweier Stübel ergeben wird, selbst den einfachsten Sennhütten, wie diese durch die Egarter-Hütte in der vorliegenden Beschreibung repräsentiert sind, nach.

b) Das Messner-Stübel in Treffling.

Dieses Stübel gehörte früher zum Messner-Hause und war dessen Ausnehmer-Stübel. Jetzt wird es von Elisabeth Bodesser bewohnt, die sich im Sommer als Sennerin verdingt. Während dieser Zeit ist das Häuschen geschlossen, ich konnte es daher auch nicht betreten, vermessen konnte ich es aber auch von außen ganz gut. Abb. 174 gibt das perspectivische Bild, Abb. 175 den Grundriss des Häuschens. Es besteht aus einer Stube und einem Vorraum. Die Möbel der Stube sind nur beiläufig, wie ich eben ihre Stellung zu einander durch die Fenster abschätzen konnte, eingetragen. Ich erkläre von den Einzeichnungen: Sp.-H. = Sparherd, H.-St. = Hühnersteige. Das Fenster, das neben der Eingangsthür angebracht ist, hat nur einen Holzschuber als Verschluss. Der Vorraum wurde mir bei anderen Stübeln theils Küche, theils Laube genannt. Die letztere Bezeichnung ist wohl die zutreffendere, denn, wie sich aus der Ansicht erkennen lässt, ist dieser Raum ja wirklich nichts anderes als eine Bretterlaube, eine der Stube vorgelegte, durch zwei Säulen gestützte und mit Brettern versehlagene Vorhalle. In dieser Vorhalle liegt bei H, dem Ofen vorgebaut, ein Herd. Er wird kaum mehr benützt, da er durch einen Sparherd überflüssig gemacht worden ist.



* Abb. 174. Das Messner-Stübel in Treffling.

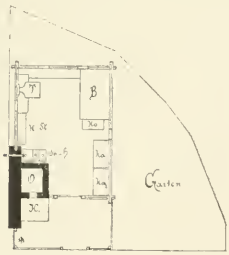


Abb. 175. Grundriss von Abb. 174.

** Abb. 176. Das Peterbauer-Stübel in Ober-Ailach.

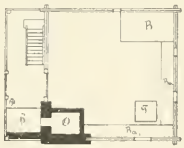


Abb. 177. Grundriss von Abb. 176.

c) Das Peterbauer-Stübel in Ober-Ailach.

Ober-Ailach liegt an dem Wege von Trebesing nach Altersberg. Am Ausgange des Dorfes steht unter der Nr. 2 das Peterbauer-Stübel, dessen Ansicht die Abb. 176 bietet. Die Abb. 177 bringt den Grundriss dazu. Das Peterbauer-Stübel gehört zum Peterbauer-Hause. In seiner Anlage gleicht es vollkommen dem Messner-Stübel in Treffling. Wie dieses besteht es aus einer Stube und einem vorhallenartigen Vorraum, in dem der Herd steht. Ob dieser immer da war und ob der Vorraum stets mit Brettern verschlagen war, konnte ich nicht mit Sicherheit ermitteln, ich bezweifle es jedoch: 1. weil die Bretterversehalung, wie ja auch aus der Zeichnung Abb. 176 zu erkennen, ganz darnach aussieht.

als ob sie erst lange nach der Erbauung des Stübels angebracht worden wäre: 2. weil die an den Wänden und an der Decke der Stube abgelagerten Rußschichten mit Sicherheit besagen, dass die Stube in früherer Zeit eine Rauchstube war, ein Herd im Vorraum deshalb damals ganz gewiss nicht gestanden sein wird; 3. weil ich andere primitive Wohnbauten gefunden, die den Stübeln sehr ähnlich sind, und offene Vorhallen, wie ich eine solche bei dem Peterbauer-Stübel zur Zeit seiner Erbauung annehme, bis auf den heutigen Tag in Oberkärnten immer und überall erhalten haben. Es sind dies die Badstuben, die Flachs-Dörrhütten und -Brechelhütten, von denen ich im nachfolgenden einige besprechen will.

5. Badstuben.

Welche Wichtigkeit der Badestube in deutschen Landen vor Jahrhunderten beigelegt wurde, das hat in diesen »Mittheilungen«, XXIII. S. 167 ff., Prof. Dr. Meringer auf Grund alter Quellen und neuerer Forschungen angedeutet. Er weist dort nach, dass die Badestube noch im XV. Jahrhundert im Winter gerne aufgesucht wurde, um sich dort zu erwärmen, und das wahrscheinlich dort, wo eine andere heizbare Stube nicht vorhanden war. Auch davon spricht Meringer mit Berufung auf Ernst Martin, T. Lund und A. Schultz, dass »der Gebrauch, das Badestüblein als Salon zu verwenden, dahin seine Freunde zu laden, dort zu baden und zu zechen, sich noch längst erhalten habe, als schon »Stube« und »Badestube« getrennte Begriffe waren«.

Ob die Badstuben des kärntnerischen Alpenlandes jemals eine ähnliche Rolle im Leben des Volkes gespielt, möchte ich fast bezweifeln. Sollte es dennoch sein, so müsste in Bezug auf den Sinn für Reinlichkeit im kärntnerischen Volke ein großer Rückschritt angenommen werden. Abgesehen davon, dass im Hauptraume des Bauernhauses, in der Rauchstube, von mustergiltiger Reinlichkeit, da Hühner dort nisten, brüten, aus- und eingehen, Hunden, Katzen und selbst Ferkeln der Zutritt nicht verwehrt ist, nie die Rede sein kann, muss ich hier, um der Wahrheit die Ehre zu geben, wenn es mir auch schwer fällt, aussprechen, dass der Bauer und sein Gesinde blutwenig auf Reinlichkeit halten, äußerst wenig sogar auf Reinlichkeit der Kleidung und des Körpers. Selbst das Waschen seines Gesichtes und der Hände ist dem Bewohner des Bauernhauses ein lästig Ding. Seife wird dazu in den seltensten Fällen gebraucht. Zum Baden des Körpers nimmt er sich schon gar nicht die Zeit. Wenn warmes Wasser zum Baden auch stets zur Hand wäre, so fehlen doch die Gescheirre, in denen man sich baden sollte, im Bauernhause vollkommen. Dass man vor dem kalten Wasser eine unbegreifliche Scheu und Abneigung hat, habe ich bereits erwähnt. Ich glaube, ich könnte besonders von den älteren Leuten in der Seegegend sehr viele nennen, die, so bequem sie das Baden in dem herrlichen Wasser des Millstätter-Sees hätten, durch Jahrzehnte, und viele, die seit den Kinderjahren, da das Baden als ein Vergnügen gilt, überhaupt nie ein Bad im See genossen.

So wie die gemauerte Rauchstube im Frankhofer-Hause nach dem, was ich oben mitgetheilt habe, nur viermal geweißt, also nur viermal im Jahre einer eingehenden Reinigung unterzogen wird, so nehmen die Bewohner der Bauernhäuser zu denselben Zeiten, nämlich an den Vorabenden der drei hohen Feste und des Kirchtages auch an sich selbst nur viermal des Jahres gründliche Reinigung vor. Sie bestehen jedoch nicht in Bädern, sondern in Waschungen mit warmem Wasser und Seife. Wenn ich mich recht erinnere, so beschränken sich diese Waschungen nur auf den Oberkörper. Hiebei ist es Gebrauch, dass die Bäuerin dem Bauer und die Mägde den Knechten die Rücken waschen. Man nennt dies das *Buckel-Waschen*. Da diese Hilfeleistung durch die Mägde seitens der

männlichen Dienstboten allenthalben im Kärntner Oberlande als eine Verpflichtung aufgefasst wird, haben wir es hier wohl mit einem alten, aus grauer Vorzeit übernommenen Brauch zu thun. Wenn die Cultur in dem am Alten festhaltenden Gebirgsbewohner Oberkärntens auch nur langsam fortschreitet, so ist doch ein Fortschritt auf allen Gebieten des Wissens und der Gesittung unverkennbar. Es müsste darum wie ein Räthsel zu nehmen sein, wenn der Kärntner Bauer in verrauschten Jahrhunderten mehr auf Reinlichkeit, mehr auf Pflege des Körpers durch Bäder in eigens zu diesem Zwecke errichteten Badestuben gehalten hätte als in den heutigen Tagen, wo doch das Beispiel des Gebildeten und auch die gute Schule in so hohem Maße zur Belebung des Gefühles für Reinlichkeit im Volke beitragen.

Dagegen wird freilich eingewendet werden, dass der Name Badestube oder ma. *Bådstub'm* (genau eigentlich: *Pâtsch-tub'm,* nicht etwa *Pâd-schtub'm* gesprochen) da sei und alles erkläre. Anderseits existieren zwei mundartliche Ausdrücke, die mit der Badstube in enger Beziehung stehen und zu denken geben.

Während alle Mägde ohne Ausnahme die Flachsbrechel zu handhaben wissen, gibt es nur wenige ältere Frauen, die durch jahrelange Übung das Rösten des Flachses in tadelloser Weise verstehen. Sie werden der Reihe nach von allen Bauern eines Dorfes gedungen und wandern von Badstube zu Badstube. Man nennt eine solche Frau *Pātschin.* Das a in diesem Worte ist kein tief-, sondern ein hochlautendes. Das zweite interessante Wort besteht aus der Wurzel des Wortes *Pātschin* und heißt *Pā.* Unter der Bezeichnung *Pā* versteht man aber jene Menge Flachses, die in einer Badstube zum Rösten untergebracht und auf einmal geröstet werden kann. Beiden Worten aber liegt das Zeitwort *pān* (bähen) zugrunde. *A'Pā* lautet ins Hochdeutsche übertragen: eine Bähe, und *Pātschin* bedeutet nichts anderes als: die Bähende.

Das Wort bähen *(pān)* ist aus der Mundart des Kärntners fast ganz geschwunden. Man spricht nur mehr höchstens vom Bähen einer Semmel, nie aber vom Bähen des Flachses. Der Flachs wird geröstet oder gedörrt. Das schließt aber nicht aus, dass das Wort bähen früher für rösten oder dörren allgemein im Gebrauch war. Ich habe darum gedacht, ob die Kärntner *Pâtschtub'm* nicht als *Pāschtub'm,* als Bähstube, in der der Flachs gebäht wird, aufzufassen sei. *Pāschtub'm* würde ganz gut zu *Pā* und *Pātschin* passen, und aus der *Pāschtub'm* kann erst eine *Pâtschtub'm* geworden sein, als der Gebrauch des Wortes *pān* bereits aus dem Munde des Volkes geschwunden und der Geist des Volkes bemüht war, dem ihm unverständlich gewordenen Namen der *Pāschtube* einen zu geben, den es wenigstens dem Sinne nach zu deuten vermochte. Wie dem nun auch sei, die Sache ist wichtig genug, dass ihr nachgegangen werde.

Bevor ich auf die Besprechung der Badstuben eingehe, ist vor allem noch eines festzustellen, das nämlich, dass die Badstuben im Herbste, wenn die Zeit zur Bearbeitung des Flachses kommt, alle zum Rösten des Flachses und zum Brecheln desselben dienen. Die übrige Zeit des Jahres hindurch sind die Badstuben fast alle bewohnt. Früher wurden sie hauptsächlich als Auszüglerwohnungen benützt, jetzt werden sie an arme Leute: Taglöhner, Handwerker u. s. w. vermietet. Sie müssen darum unbedingt auch zu den primitiven Wohnbauten gerechnet werden.

a) Badstube aus Trebesing.

Die in Abb. 178 abgebildete Badstube liegt in Trebesing an dem Wege, der die Verbindung zwischen der alten und neuen Reichsstraße herstellt. Diese Badstube ist gemeinsames Eigenthum der Wirtin Zlattinger und des Bauern Gauglhofer vulgo

Lippbauer. Wie ein Vergleich der Ansicht dieser Badstube mit dem Bilde des Peterbauer-Stübels (Abb. 176) ergibt, weisen die beiden Bauten in ihrem Äußeren große Ähnlichkeit auf. Der Hauptunterschied beider Häuschen besteht darin, dass die Vorhalle, welche bei beiden Bauten eine Stiege, welche nach oben führt, zu schützen und dem Bewohner ein geschütztes Plätzchen zur Arbeit in freier Luft zu bieten hat, hier offen und dort geschlossen ist. Beim Vergleiche der beiden Ansichten wird meiner oben ausgesprochenen Annahme, dass das Peterbauer-Stübel früher auch eine offene Vorhalle gehabt haben wird, gerne beigepflichtet werden. Ich denke, die Vorhalle wird dort erst geschlossen worden sein, als der offene

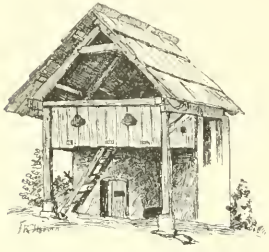


Abb. 178. Badstube aus Trebesing.

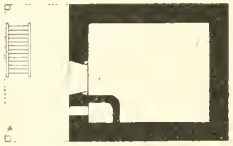


Abb. 179. Grundriss des Erdgeschosses von Abb. 178.

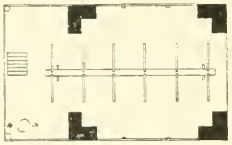


Abb. 180. Grundriss des Obergeschosses von Abb. 178.

Herd aus der ehemaligen Rauchstube in die Vorhalle verlegt worden ist.

Die Trebesinger Badstube ist gemauert wie die meisten Badstuben, und der Dörrraum ist wie bei vielen der gemauerten Badstuben gewölbt. Neben der Thür, die zur Dörrstube führt, ist rechts unten, fast am Boden, das Heizloch zu erkennen. Abb. 179 zeigt den Grundriss der Badstube. Die Trebesinger Badstube hat zum Unterschiede von vielen anderen Badstuben eine Art Obergeschoss. Die Mitte desselben nimmt, wie die Abb. 180, der Grundriss des Obergeschosses, zeigt, der lange vierkantige Brechelbaum ein, der auf vier Füßen steht, und an dem die Brecheln befestigt werden. Bei a steht ein Baumstrunk, auf dem der Flachs, bevor er gebrechelt wird, mit Keulen gepleut wird. Diese Arbeit besorgen Männer.

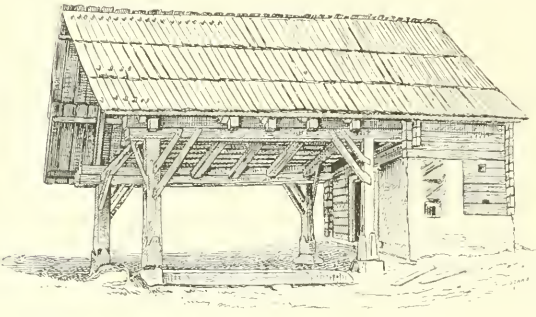


Abb. 181. Badstube aus Trasischk.

b) Badstube aus Trasischk.

Abb. 181 bringt die Ansicht der Badstube des Johann Trasischker vulgo Bernhard in Trasischk. Sie unterscheidet sich von der Trebesinger Badstube dadurch, dass die Dörrstube aus Holz erbaut und der Brechelraum nicht über der Dörrstube, sondern in eine geräumige Vorhalle vor dieselbe gelegt ist. Gemauert ist, wie auch aus dem Grundriss Abb. 182 hervorgeht, nur die Feuerstelle.

Mein ehemaliger Schulgenosse Franz Gauglhofer, vulgo Jank in Trasischk, der mich zu dieser Badstube seines Nachbars führte, erklärte mir die Construction des Ofens.

wie folgt: Der Ofen ist gewölbt. Er hat die Form der Hälfte eines Fasses. Die Untermauerung des Ofens, sowie die Seitenwände, auf denen das Gewölbe liegt, sind aus Steinen und Mörtel gemauert. Das Gewölbe besteht ebenfalls aus Steinen, doch ist zur Herstellung derselben kein Mörtel verwendet, es ist »trocken« gemauert worden, damit die Wärme durch die Ritzen zwischen den Steinen leicht in die Dörrstube dringen könne. Um jedoch die etwa durch die Spalten aufsteigenden Funken, die den Flachs leicht entzünden könnten, niederzuhalten, ist das Gewölbe des Ofens mit einer großen Menge von größeren und kleineren Rollsteinen bedeckt.[1])

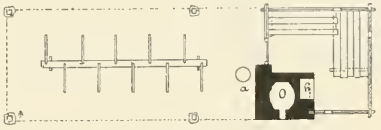


Abb. 182. Grundriss von Abb. 181.

Es ist klar, dass, wenn Funken durch die Ritzen zu dringen versuchen, der Rauch noch leichter seinen Weg zwischen den Steinen des Gewölbes findet und die Stube nach und nach erfüllt. Wird der *Pätschin* der Rauch in der Stube zu arg, so öffnet sie das mit einem nassen Rasen verstopfte kleine Loch, das unter dem Fenster in der Höhe des Heizloches in der Holzwand sichtbar ist, und ein zweites Loch, das in der gegenüberliegenden Wand hoch, unmittelbar unter der Holzdecke der Stube angebracht ist. Die durch das tief liegende Loch eindringende kalte Luft treibt dann den Rauch durch das hochgelegene Loch hinaus. Fenster seien, erklärte mir Gaugl-

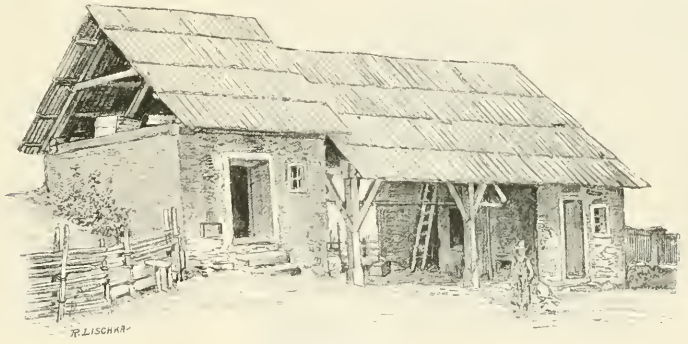


Abb. 183. Badstube aus Kraut.

hofer, in einer Badstuben nicht nöthig, er habe in seiner keine, doch die meisten Bauern vermieten ihre Badstuben an arme Leute, darum seien fast alle Badstuben mit Fenstern versehen. Auch der Nachbar habe seine Badstube — von der hier die Rede ist — durch lange Jahre vergeben gehabt, darum sei neben dem Ofen auch ein Herd angebracht. Die Lage des Herdes zum Ofen kann aus dem Grundrisse Abb. 182 ersehen werden. Da der Herd ein offener ist, hat die Stube den Charakter einer Rauchstube. Die Vorhalle, in welcher der Brechelbaum und der Block a zur Seite geschoben werden kann, dient, wenn nicht gebrechelt wird, als Wagenschupfen. Zur Zeit, als ich die Badstube besuchte und aufnahm, war sie nicht vermietet. Ich konnte darum in ihr die Bretterbühnen sehen, auf denen der Flachs zum Rösten aufgelegt wird. Ich habe sie in den Grundriss eingetragen.

[1]) Hiedurch sind vielleicht auch die Rollsteine auf den Öfen der Abb. 81 bei A. Schulz, worauf sich Meringer a. o. a. O. beruft, erklärt.

c) Badstube aus Kraut.

Die Badstube, deren Bild die Abb. 183 bringt, ist Besitzthum des Mathias Ortner, vulgo Oberschwinger in Kraut (Seeboden). Sie glich anfangs ganz der vorstehend beschriebenen Badstube des vulgo Bernhard in Trasischk und unterschied sich von dieser nur dadurch, dass sie gemauert ist. Sie ist aber nicht wie die Trebesinger Badstube gewölbt, sondern hat eine Decke aus halbrunden *verdippelten* Baumstämmen, die über sich ein Pflaster haben, wie die Rauchstuben der Bauernhäuser, damit die Wärme aus der Stube nicht so leicht entweichen kann. Später hat dann der Oberschwinger zur einen Badstube am Ende der Halle noch eine zweite hinzubauen lassen, so dass aus einer *einfachen* eine *doppelte Badstube* geworden ist. Ich ließ mir den Unterschied zwischen einer einfachen und einer doppelten Badstube vom alten Oberschwinger eingehend erklären.

Eine *Pā*, sagte er mir, die aus 7—8 *Pâas'n* (Bündeln) à 50 Pfd. besteht, braucht 5—6 Stunden bis sie dürr wird. Ist die Stube einmal warm, so geht es schneller, die *Pā* wird in vier Stunden dürr. Ungefähr so lange dauert es aber auch, bis der gedörrte Flachs aufgebrechelt wird. Das Einlegen frischen Flachses bei einer einfachen Badstube ist aber, bis der Flachs der ersten *Pā* nicht aufgebrechelt ist, nicht möglich, weil bei fortwährendem Heizen der zuerst eingelegte Flachs leicht verbrannt werden kann. So muss denn erst dann frisch aufgelegt und geheizt werden, wenn die erste *Pā* aufgebrechelt worden ist. Es entstehen dabei Pausen von mehreren Stunden, die bei doppelten Badstuben vermieden werden können. Beim Brecheln ist man nämlich auf die Mithilfe von Dienstboten der Nachbarn angewiesen und will den Nachbarn ihre Leute nicht länger entziehen, als es unbedingt nothwendig ist.

Den Vorgang beim Brecheln in einer doppelten Badstube schilderte mir der alte Oberschwinger auch: »Die *Pātschin* beginnt um Mittag vorzurichten und zu heizen. Mit *Finsterwerden* (zu brecheln beginnt man eine Woche nach Michaeli, das ist zu Ende der ersten Octoberwoche) fangen die Brechlerinnen ihre Arbeit an. In 24 Stunden nur kurz unterbrochener Arbeit arbeiten 18 Brechlerinnen fünf *Pā'n* auf. Bis Mitternacht sind sie schon mit zweien fertig. Dann erhalten sie ein Frühstück, bestehend aus Krapfen und gelber Suppe. Hierauf begeben sie sich auf kurze Zeit zur Ruhe, denn schon um 4 bis ½5 Uhr morgens, je nachdem der Flachs dürr wird, müssen sie wieder antreten. Bis 8 oder 9 Uhr arbeiten sie die dritte *Pā* auf, dann erhalten sie eine Jause. Sie besteht aus gesottenen *Arwas'n* (Erbsen) und einem halben Liter Schnaps für jeden Tisch. Nach kurzer Rast von etwa einer halben Stunde wird die vierte *Pā* in Angriff genommen und bis zum Mittag beendet. Zum Mittagmahl wird den Brechlerinnen eine Suppe und *Gerb'mnud'ln* mit *Köpf'lsâlât* oder Erdäpfeln gegeben. Um 2 Uhr kommt die fünfte *Pā* an die Reihe. Das Aufarbeiten derselben dauert bis *Sonn'zugehen* (Sonnenuntergang). Die Gerichte, die den Brechlerinnen jetzt gegeben werden, bestehen aus Suppe, aus Milch mit weißem Brot und aus Klauprein (Hirsebrei, mit Wasser oder Milch zubereitet). Muss noch weiter gearbeitet werden, so »geht nur mehr eine Badstube«, damit die Brechlerinnen öfter rasten und schlafen können. Die *Pātschin*, die kaum Ruhe genießt und »alles einrichtet und herrichtet, hat gedoppelten Lohn«.

Der Oberschwinger vermietet seine beiden Badstuben auch. Der Anbau, die neuere Badstube, fand ich, als ich sie aufnehmen wollte, verschlossen, weil die Bewohner abwesend waren. Ich nahm deshalb diese Stube auch nicht auf. Der Grundriss, Abb. 184, zeigt also nur die alte Badstube mit der vorgelegten Halle. Der Riss kommt also dem einer einfachen Badstube gleich, wie eine solche die Oberschwinger-Badstube früher in der That war. Die Ansicht, Abb. 183, aber zeigt das gegenwärtige Bild, das die Badstube nach

dem erfolgten Ausbau zu einer doppelten Badstube erlangt hat. Die alte Badstube konnte ich betreten. Ich habe darum auch die Anordnung der Möbel in den Grundriss eingezeichnet. K.-B. = Kinderbett, Ko = Koffer, Sp.-H. = Sparherd, O = Ofen, der nur beim Dörren des Flachses geheizt wird und dem Ofen in der vorstehend besprochenen Badstube gleich ist, O_2 = Stubenofen, H = Sommerherd, dessen Bild die Abb. 185 zeigt, und der, wie sein Name sagt, nur im Sommer in Verwendung steht.

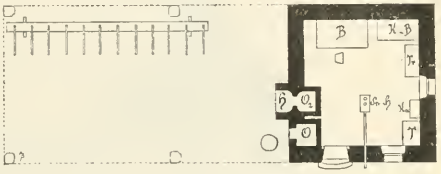


Abb. 184. Grundriss von Abb. 183.

Während der Zeit des Brechelns, das, da der Besitzer die Badstube zum Zwecke des Brechelns auch an Bauern vermietet, die keine Brechelhütte besitzen, durch mehrere Wochen dauert, muss die *Gästin*, die ständige Mieterin, die Badstube räumen und findet während der Dauer des Brechelns sammt ihren Möbeln Unterkunft in einer Stube des Bauernhauses. Statt der Möbel kommen die Bühnen *(Pin)* in die Stube. Die Fenster werden mit Rasenstücken gut verlegt und mit Brettern verschlagen. Bevor die Gästin wieder einzieht, lässt ihr der Bauer die Stube weißen, da sie während des Flachsdörrens ganz schwarz geworden ist.[1])

Da die doppelte Badstube, wie ja mitgetheilt wurde, bedeutend praktischer als eine einfache ist, findet man einfache nur selten, die doppelten sind vorherrschend geworden.

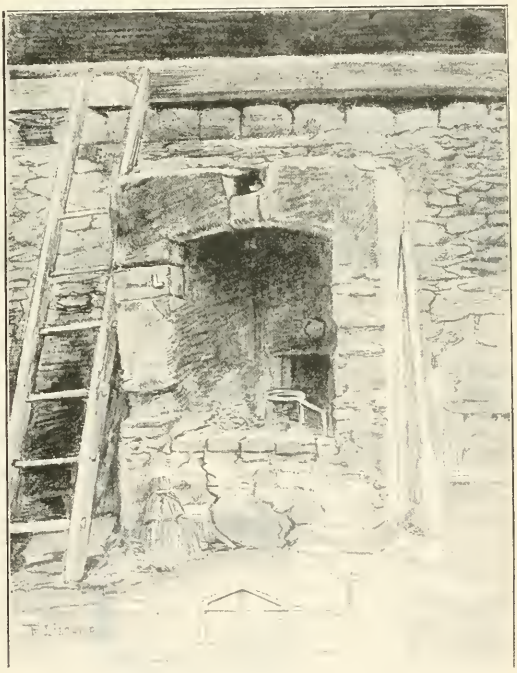


Abb. 185. Sommerherd der Badstube in Kraut.

d) Badstube aus Techendorf.

In Abb. 186 bringe ich die Ansicht einer zweiten doppelten Badstube. Sie steht in Techendorf und ist Eigenthum der Techendorfer Nachbarschaft. Wohl deshalb, weil nicht einer, sondern mehrere über sie zu entscheiden haben, ist diese Badstube

[1]) In ganz gleicher Weise wird mit den *Hâa'stub'm* in der Gegend von Vorau vorgegangen, wie ich dies in der Anmerkung [1]) auf Seite 181, Bd. XXVII dieser »Mittheilungen« festgestellt habe. Ob dort neben *Hâa'stube* (*Hâa'* = Flachs) auch die Bezeichnung Badstube bekannt ist, weiß ich heute nicht mehr zu sagen.

nie vermietet gewesen. Sie hat darum auch kein Fenster, sondern nur Luftlöcher. Von der vorher besprochenen doppelten Badstube unterscheidet sie sich hauptsächlich dadurch.

Abb. 186. Badstube aus Techendorf.

dass sie nicht erst durch einen Anbau zu einer doppelten ausgebaut, sondern schon von

Abb. 187. Grundriss von Abb. 186.

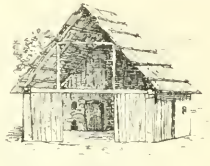


Abb. 188. Badstube aus Fresnitz.

Anfang an als doppelte Badstube angelegt wurde. Die Rückwand der Halle ist hier zudem mit Brettern verschalt. Abb. 187 zeigt den Grundriss der Techendorfer Badstube. Die beiden Dörrstuben sind vollkommen symmetrisch angeordnet. Die theils innen, theils außen im Mauerwerk ausgesparten Nischen dienen der *Pätschin* dazu, ihre Laterne dort abzustellen. Die Öfen gleichen dem aus der Trasischker Badstube beschriebenen Ofen. Herde fehlen hier.

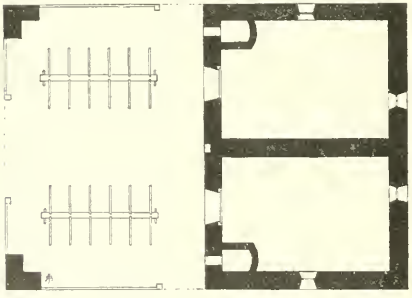


Abb. 189. Grundriss von Abb. 188.

e) Badstube aus Fresnitz.

In der Abb. 188 bringe ich schließlich noch eine Badstube zur Ansicht. Sie steht in Fresnitz bei St. Peter im Holz und bildet das gemeinsame Eigenthum der 9 Behausten Fresnitz' (4 Bauern und 5 Keuschler). Die Ansicht fertigte Herr Storno nach meiner Bleistiftskizze an. Abb. 189 bietet den Grundriss dieser Badstube. Wie auf den

ersten Blick zu erkennen ist, haben wir es hier auch mit einer doppelten Badstube zu thun. Die beiden Dörrstuben liegen jedoch nicht durch die Halle getrennt von einander wie bei den Badstuben aus Kraut und Techendorf, sondern sie liegen nebeneinander, und die Halle legt sich beiden Räumen vor. Sie ist rundum verschalt, lässt aber drei Zugänge offen. Die Halle ist sehr groß und bietet Platz für 24 Brechlerinnen. Die Dörröfen sind den besprochenen gleich. Die Badstube ist von zwei armen Familien bewohnt. Die spärliche Einrichtung der beiden Stuben bietet nichts von Interesse.

H. Zur Entwickelung des oberkärntnerischen Bauernhauses.

Die beiden einfachsten der besprochenen Bauernhäuser sind diejenigen, mit deren Beschreibung ich den Abschnitt E begonnen habe: die Rumpler-Keusche und das Mauerbauer-Haus. Ich habe oben schon darauf aufmerksam gemacht, dass den Wohnräumen aller weiterhin in demselben Abschnitt besprochenen Häuser mit Ausnahme eines einzigen entweder die Anordnung der Wohnräume des einen oder des anderen dieser Häuser zugrunde liegt. Diese Behauptung hat sich dann im Verlaufe der Schilderung der anderen Häuser, fasst man deren ursprüngliche Ausgestaltung ins Auge, als richtig erwiesen, denn, abgesehen vom letzten der dreizehn Häuser, dem Schmied-Hause, dessen Grundriss einer Combination des Schemas Abb. 19, das aus der Anordnung der Wohnräume der Rumpler-Keusche abgeleitet wurde, mit dem Schema Abb. 20, das aus dem Zusammenliegen der Wohnräume im Mauerbauer-Hause hervorgieng, gleichkommt, folgen dem Schema Abb. 19 in der That in dem Zueinanderliegen ihrer Wohnräume folgende Häuser: 1. Das Rumpler-, 2. das Jank-, 3. das Gasperle-, 4. das Winkler-, 5. das Hofer-, 6. das Bartelbauer-, 7. das Hatz- und 8. das Frankhofer-Haus. Das Schema Abb. 20 liegt dagegen folgenden Häusern zugrunde: 1. Dem Mauerbauer-, 2. dem Pacher-, 3. dem Rader- und 4. dem Jank-Hause.

Das Schema Abb. 19 liegt demnach der Mehrzahl der Wohnräume in den besprochenen Häusern zugrunde, und es kann zudem noch constatiert werden, dass die Häuser dieser Mehrzahl zum größten Theil sehr entwickelte Formen aufweisen. Unter den acht Häusern, die diese Mehrzahl bilden, sind nur zwei, die kein Obergeschoss besitzen. Unter jenen Häusern, in denen die Wohnräume nach dem Schema Abb. 20 angeordnet sind, ist das Verhältnis ein umgekehrtes. Von den vier Häusern hat nur ein einziges ein Obergeschoss. Obwohl auch sehr entwickelte Hausformen, wie eine solche durch das Jank-Haus vertreten ist, in der Anordnung ihrer Wohnräume den Charakter des Mittelflurhauses zeigen, so kann doch, nicht nur in Bezug auf die in dieser Abhandlung besprochenen Häuser, sondern in Hinsicht auf die Wohnräume des oberkärntnerischen Hauses überhaupt gesagt werden, dass der Mittelflurhaus-Typus mehr in kleineren ebenerdigen Häusern, der Seitenflurhaus-Typus dagegen in den entwickelteren Häusern mit Obergeschossen vertreten ist.

Ich habe oben gegen den Abschluss des Abschnittes E gesagt, dass alle von mir zur Besprechung gebrachten 13 Hausformen, wovon eine jede eine andere Stufe der Entwickelung zeigt, ganz gut in buntem Gemenge in ein und demselben Dorfe nachgewiesen werden können. Damit ist auch schon ausgesprochen, dass beide Typen, der Typus des Seitenflurhauses und der des Mittelflurhauses, ebenfalls in buntem Gemenge nebeneinander in ein und demselben Dorfe ihre Vertreter haben. So sehr sie auch verschieden sind, sie stehen jedenfalls schon seit vielen Jahrhunderten friedlich nebeneinander. Je weiter man in der Zeit zurückblicken wollte, desto einfacher, primitiver hätte man sich die Formen der nebeneinander stehenden Typen zu denken. Schließlich müsste man dann auf eine Urform kommen, aus der sich die beiden Typen, wie sie uns heute vor die

Augen treten, der eine nach der einen, der andere nach der anderen Richtung entwickelt haben.

Diese Urform festzustellen, soll die Aufgabe der nachfolgenden Zeilen sein.

Wie das oberdeutsche Haus im allgemeinen, so hat sich auch das oberdeutsche kärntnerische Haus aus einem ganz primitiven Häuschen entwickelt, das nur einen Raum in sich schloss, der Arbeits-, Koch- und Schlafraum zugleich war. Solche kleine Bauten, die dieser ursprünglichsten Zelle, aus der sich das oberdeutsche Haus entwickelt hat, gleich kommen, haben wir im vorstehenden Abschnitt in den Ochsenhalter-Hütten, in den Holzknecht-Kramen und auch in der oberen Loibeneck-(Senn-)Hütte, in ihrer ursprünglichen Form, da der *Kasten* neben ihr noch nicht errichtet war, kennen gelernt. Diese einzelligen Bauten bilden jedoch nicht nur die Urzelle für das oberdeutsche Haus, sondern auch für das sächsische Haus und für viele andere Hausformen. Ich stelle mich hier mit Dr. Meringer auf ein und denselben Standpunkt. Schon in Bd. XXIII dieser »Mittheilungen« sprach er sich folgendermaßen aus: »Das oberdeutsche Haus ist in seiner ältesten Erscheinung gerade so einzellig wie das sächsische, von dem es sich nur dadurch unterscheidet, dass das Vieh nicht im Menschenhause wohnt. Aber einzellig ist ursprünglich jedes Haus, wie v. Hellwald (Haus und Hof) richtig hervorgehoben hat.«

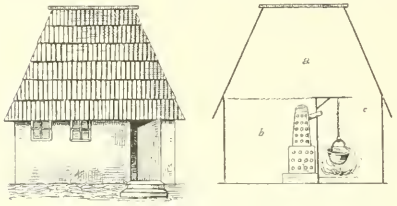


Abb. 190. Schema eines zweizelligen bosnischen Häuschens (nach Meringer).

Um zu erkennen, wie aus dem einzelligen Häuschen ein Bau entstanden ist, der die wesentlichen Merkmale der einfachsten Form des oberdeutschen kärntnerischen Hauses an sich trägt, müssen wir erst über das Charakteristische der einfachsten Formen, in denen das Bauernhaus in Oberkärnten auftritt, ins Reine kommen. Die Grundrisse der einfachsten Formen sind in den Schemen Abb. 19 und 20 festgestellt. Jedes dieser Schemen weist drei Räume verschiedenen Charakters auf. Der eine ist der Herdraum, der zweite der Ofenraum, der dritte ist die Laube (oder der Flur). Das Bauernhaus Oberkärntens ist also schon in seinen einfachsten Formen dreizellig. Vom einzelligen Häuschen bis zum dreizelligen Haus ist aber ein weiter Sprung. Im Herdraume des oberkärntnerischen Hauses, in der Rauchstube, ist die Urzelle des einzelligen Häuschens noch fast in ihrer ursprünglichen Form erhalten. Aus einem Vergleich der Rauchstube mit dem Innern einer Ochsenhalter-Hütte, einer Holzknecht-Kram lässt sich, worauf ja schon aufmerksam gemacht wurde, dies leicht erkennen.

Trachten wir nun festzustellen, wie im einfachsten oberkärntnerischen Bauernhause zu dieser einen Zelle die beiden anderen gekommen sind.

Wie aus dem Herdraum als zweite Zelle durch Abtrennung die Stube entstanden ist, erklärt uns Dr. Meringer durch ein Häuschen, das er in Bosnien gefunden hat, und dessen Schnitt er unter Abb. 78 in seiner bereits erwähnten Arbeit über das bosnische Haus S. 281 abbildet. Ich finde mich genöthigt, den Schnitt jenes Häuschens hier in Abb. 190 zu reproducieren. Meringer bemerkt hiezu S. 253: »Im zweizelligen (bosnisch-herzegowinischen) Hause führt die Hausthür immer in die Küche, niemals in die Stube. Die Küche hat keine Decke, gleich wie noch oft im alpinen Hause ist über ihr nur das Hausdach. Die Stube dagegen hat eine eigene Zimmerdecke.«

Ein paar Zeilen weiter unten fährt Meringer fort: »Ich habe mir einmal die Entstehung des zweizelligen Hauses so gedacht, dass zu dem ersten Raum, dem Herdraum,

der zweite, der Ofenraum, hinzutrat. Das bosnische Haus zeigt aber ganz klar, dass die Stube auch durch Abtrennung eines Raumes von dem Hauptraum entstanden sein kann. Es ist denkbar, dass die Stube überall so entstanden ist, worauf ja die Küchen ohne Decken in den Alpen auch ihrerseits hinweisen würden.«

Ich pflichte Dr. Meringer darin soweit gerne bei, dass die Stube in den meisten Fällen durch Abtrennung in dem von ihm erklärten Sinne entstanden ist, denn wollte man durch die Egarter-Hütte, der viele andere Sennhütten vollkommen gleich sind, einen verticalen Schnitt sich gezogen denken, so hätte man auch von kärntnerischen Bauten, die freilich wohl keine Bauernhäuser, sondern nur primitive Alpenwohnungen sind, einen typischen Schnitt vor sich, der zum Schema des bosnischen Häuschens eine Analogie bildet, wie man sie nicht schöner construieren könnte, der Gedanke an die Entstehung der Stube durch Angliederung kann aber meines Erachtens nicht aufgegeben werden. Es wird sich zeigen, weshalb ich an der Möglichkeit der Angliederung festhalten muss.

Etwas schwieriger ist die Frage nach der Entstehung der dritten Zelle des kärntnerischen Hauses zu lösen. Es ist vor allem nothwendig, erst im allgemeinen über das Wesen der Laube (Flur) und über ihre Stellung zu den anderen beiden Räumen des oberdeutschen Hauses ins Reine zu kommen.

Ich lasse wieder Meringer, der sich bisher von allen Hausforschern mit dem Flur wohl am eingehendsten befasst hat, sprechen. Er sagt in seiner neuesten oben citierten Arbeit S. 249: »Das zweizellige Haus trug die Keime weiterer Entwickelung bereits in sich. Es war naheliegend, den Herd der Küche gegen die Thür abzusondern, wodurch der Vorraum entstand, der Flur, ebenso in der Stube die Lagerstätten von dem Wohnraume zu trennen, wodurch ein Schlafgemach, die Kammer, entstand. So entwickelte sich aus dem zweizelligen Hause — dem Küchen-Stuben-Hause — das dreizellige mit Flur, Küche, Stube oder Küche, Stube, Kammer und das vierzellige mit Flur, Küche, Stube und Kammer. Man kann diesen Entwickelungsgang noch heute bemerken und feststellen. Nur der Flur kann unter Umständen eine andere Herkunft haben. Er ist öfter nicht ein Theil der Küche, sondern ist eine hölzerne Laube, eine Vorhalle des ganzen Hauses, nicht bloß die Vorhalle zu einem Theile desselben.«

Ich verweise vorerst darauf, dass mir Vorhallen im wahrsten Sinne des Wortes, und zwar solche, die nicht nur einem Theile des Gebäudes, sondern dem ganzen Bau vorliegen, an den geschilderten primitiven Bauten Oberkärntens mehrfach vorgekommen sind. Bei den Stübeln sind sie häufig wohl schon sehr verkümmert und fast immer mit Brettern verschalt (vgl. die Ansichten Abb. 174 und 176 und die Risse 175 und 177). In diese kleinen Vorhallen sind oft die offenen Herde aus den ehemaligen Rauchstuben verlegt worden (vgl. die Beschreibung des Peterbauer-Stübels). Diese Herde können Uneingeweihte leicht zu der Annahme verleiten, man hätte es hier nicht mit einer Vorhalle, sondern mit dem alten Herdraum zu thun. Bei Badstuben kommen Vorhallen immer vor, sie sind zumeist offen, selten verschalt. Das schönste Bild einer dem ganzen Hause vorgelegten Halle tritt uns entgegen im Anblick der Mallenteiner-Hütte (vgl. Abb. 170 und 171) und der Fresnitzer Badstube (vgl. Abb. 188 und 189).

Es liegt nun sehr nahe, daran zu denken, dass die Vorhalle dieser primitiven Bauten, in denen wir ja ganz gewiss Bilder des oberkärntnerischen Bauernhauses aus entschwundenen Jahrhunderten vor uns haben, zur Laube des heutigen Bauernhauses geworden ist. Meringer schreibt ja gerade in Bezug auf das alpine Haus in Bd. XXII dieser »Mittheilungen«, S. 166: »Aber man muss sich hüten, zu glauben, dass jener Raum, welchen wir jetzt »Flur« nennen, unter allen Umständen der Nachkomme des alten Herd-

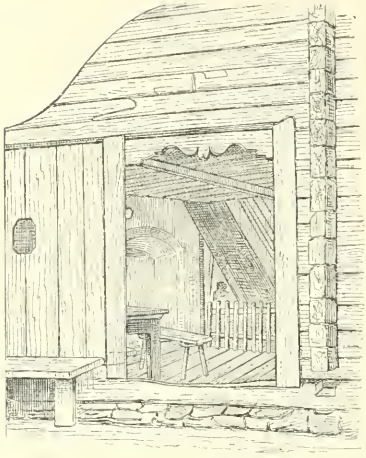


Abb. 191. Bretterverschlag der Laube des Binderhauses in Techendorf.

und Hauptraumes oder mindestens eines Theiles desselben gewesen sein muss. Schon der Name *d'Labn*, die Laube, für den Flur muss uns sehr bedenklich machen.«

An anderer Stelle, Bd. XXV dieser »Mittheilungen«, S. 57, äußert sich Meringer in ähnlicher Weise folgendermaßen: »Bei dem Seitenflurhaus kann ich an regelmäßige Abhängigkeit des Flurs von der Küche am wenigsten glauben. Hier gibt sich der Flur nach Lage und Material als junger Zuwachs. Bemerken will ich noch, dass im Herzen Tirols auch bei der dreitheiligen Anlage, wo der Flur die Mitte des Hauses einnimmt, dieser den Namen *d'Labn* führt.«

So wie beim Tiroler Hause und beim steirischen Hause, gerade so spricht auch beim oberkärntnerischen Hause der Name »*Lab'm*«, der dem Flur hier beigelegt wird, dafür, dass der Flur aus einer Vorhalle entstanden sein muss, obwohl sie heute den Charakter der Laube, des Vorhallenartigen schon fast ganz eingebüßt hat und in die Architektur des Hauses aufgegangen ist. Ich sage, fast ganz eingebüßt hat, denn es bestehen ab und zu bei einzelnen Bauernhäusern noch Merkmale, die an das Laubenartige oder Vorhallenartige des Flurs im Kärntner Hause erinnern.

Abb. 192. Kirche in Tangern.

Ich mache aufmerksam darauf, dass der Rauch aus den Stubenöfen in vielen Bauernhäusern, so im Rumpler-, im Mauerbauer-, im Rader-, im Pacher- und auch im Schmied-Hause frei in die Laube entweicht, genau so, wie der Rauch aus den Öfen der Badstuben frei in die offenen Vorhallen emporsteigt. Ich verweise dann auch darauf, dass

die rückwärtige Wand der Laube im Schmied-Hause nur durch einen Bretterverschlag gebildet ist (vgl. den Grundriss Abb. 63). Ähnliche Bretterverschläge an Lauben, die ja ganz und gar an die Verschläge der Vorhallen beim Messner- und Peterbauer-Stübel erinnern, habe ich noch bei einzelnen anderen Häusern gesehen, so in Lieserhofen (*Graß*, H.-Nr. 6), in Mühldorf im Möllthal, in Techendorf beim Binder-Hause, H.-Nr. 11. Den Bretterverschlag dieses Hauses hat Herr Lischka gezeichnet (s. die Abb. 191). Aufmerksam machen muss ich weiter auch noch darauf, dass die Laube des Obergeschosses, der Obenauf, den Charakter der Laube vielfach fast noch vollkommen erhalten hat. Man besehe sich vor allem den Grundriss des Obergeschosses vom Gasperle-Hause, Abb. 34, in dem der Obenauf rundum mit Brettern verschalt ist, dann auch noch die Obergeschosse des Schmied-Hauses, Abb. 61, und des Hofer-Hauses, Abb. 46. Die Außenwände der Lauben der Obergeschosse bestehen übrigens immer aus Brettern, wenn sie nicht etwa gemauert sind, wie beim umgestalteten Frankhofer-Hause. In Groß-Dombra, oberhalb Millstatt gelegen, fand ich übrigens ein Haus, dessen Obenauf an der Ostseite keine Bretterwand hatte, sondern vollkommen offen war. In diesem Hause hat sich das Laubenartige zum mindesten im Flur des Obergeschosses am besten bewahrt. Es ist das Aichholzer-Haus, Nr. 4. Den vorhallenartigen Charakter der Laube erweist zum Schlusse, aber nicht in letzter Linie, meinem Gefühle nach der Umstand, dass der Bauer in die Laube mit bespanntem Wagen einfährt und dort Arbeiten verrichtet, die anderswo, wo das Bauernhaus keine solch großen Räume aufweist wie das kärntnerische Haus in seiner großen Laube, in den Tennen oder im Freien vorgenommen werden müssen.

Meringer hält den Flur des Seitenflurhauses nach dem oben gebrachten Citat aus dem Bd. XXV dieser »Mittheilungen« »nach Lage und Material als jungen Zuwachs«. Nach den Erfahrungen, die ich in Kärnten gemacht habe, kann ich mich, wenigstens in Bezug auf das Kärntner Haus, nicht zu gleicher Anschauung bekennen. Ich halte dafür, dass die Laube des oberkärntnerischen Hauses so alt als das Haus selbst ist. Für diese Annahme sprechen nicht nur die mit Vorhallen versehenen primitiven Bauten, sondern auch, worauf ich großes Gewicht lege, die kleinen Filialkirchen und Kapellen, die sich in ihrer Bauart stark von den großen Pfarrkirchen unterscheiden, und von denen man, eben diesen auffallenden Unterschied vor Augen gehalten, mit voller Bestimmtheit sagen kann, dass es volksthümliche Kirchenformen hohen Alters sind.

Eine solche Kirche bringt die Abb. 192 im Bilde. Die Kirche steht in Tangern. Von solchen Kirchen und Kapellen mit Vorhallen, die ich gesehen habe, zähle ich hier auf: eine kleine Kapelle in Laubendorf (sie steht beim Hause Nr. 10), die Kirche in Treffling, die St. Anton-Kapelle bei Spittal a. d. Drau, die Kirche in St. Peter im Holz, die alte Kirche in Platz bei Trebesing, die Kirche in der Nörring und die zweithürmige Calvarienkirche in Gmünd. Bei einzelnen größeren Kirchen ist die Vorhalle bereits auf ein Drittel der Kirchenbreite zusammengeschrumpft, so bei der Kirche in Maria-Pichel bei Lendorf (Station der Südbahn) und bei der Kirche in Plesnitz ob Leoben im Liesenthal. Bei der letzteren muss früher eine Halle gewesen sein, die die ganze Kirchenbreite einnahm, denn es liegt vor dem Kircheneingang ein Steinplatten-Pflaster von der Größe der Vorhallen bei anderen Kirchen. An großen Pfarrkirchen befindet sich wohl auch noch ab und zu eine Vorhalle, sie ist aber nur wenig breiter als das Thor, so bei den Pfarrkirchen in Lieseregg und Gmünd. Die altehrwürdige Kirche in Millstatt hat wohl auch eine Vorhalle, dieselbe ist aber in die Architektur der Kirche eingezogen. Erwähnen muss ich noch, dass nicht alle Vorhallen, wie die der abgebildeten in Tangern durch eine Brüstung eingefasst sind. Es kommt diese Einfassung aber nicht selten vor. Die Vorhalle der Tangerner Kirche ist leer. In anderen Vorhallen stehen ab und zu Bänke. Was das

Merkwürdigste und Bedeutungsvollste für mich ist, ist das, dass diese Vorhallen genau so wie der Flur des Bauernhauses *Lab'm* (Laube) heißt. In Tangern wurde ich dessen auf das Bestimmteste versichert.

Nach all dem, was ich über die Vorhalle bei oberkärntnerischen Kirchen mitgetheilt habe, ist es ganz sicher, dass wir es hier mit einem volksthümlichen Typus zu thun haben. Es ist hochinteressant, dass uns Meringer in seiner Arbeit über das bosnisch-herzegowinische Haus Abbildungen von Holzmoscheen bringt, von denen insbesondere zwei, die Patok-Džamija und die Mosnik-Džamija in Dolnja-Tuzla, der Kirche in Tangern auffallend ähnlich sind. Der einzige Unterschied zwischen dieser und den beiden Moscheen besteht darin, dass bei den Moscheen der Kirchenraum und die hölzerne Laube unter ein Dach gebracht sind, während die Laube in Tangern ihr eigenes Dach hat. Das höhere Dach der Kirche ist aber durch das gothische Gewölbe bedingt. Da die Holzlaube natürlich kein Gewölbe hat, lag kein Grund vor, das Dach der Laube ebenso hoch wie das Kirchendach anzulegen. Es ist aber sehr leicht möglich, dass die Lauben an oberkärntnerischen Vorhallen-Kirchen erst ihr eigenes Dach erhielten, als die Gewölbe in Kirchen allgemein wurden. Ich glaube darum, dass die ältesten Kirchen Oberkärntens ehedem auch so ausgesehen haben dürften wie die beiden herangezogenen Holzmoscheen aus Dolnja-Tuzla, und meine, dass sich in den entlegeneren Thälern Oberkärntens vielleicht sogar noch Kirchen und Kapellen werden auffinden lassen, die den Kirchenraum und die Laube unter ein Dach vereinigen wie die Holzmoscheen Bosniens.

Interessant und mir wieder sehr wichtig ist nun das, was Meringer in der angeführten Arbeit S. 254 über die Holzmoscheen Bosniens sagt: »Bei weiteren und vertieften Forschungen über das bosnisch-herzegowinische Haus wird der Vorhalle, der hölzernen Laube, besondere Aufmerksamkeit zuzuwenden sein. Dabei wird man auch der Džamien, besonders der Holzmoscheen achten müssen, die immer ein und denselben Grundriss zeigen, einen viereckigen Kirchenraum mit einer Holzlaube auf der Seite, wo die Thür sich befindet. Das ganze Äußere dieser Džamien zeigt ein vergrößertes Bauernhaus ältester Form; man hat es mit einem einzelligen Hause sammt Vorhalle zu thun, einer Grundform, der bekanntlich Rudolf Henning einen hohen Ehrenplatz in der Geschichte des Wohnhauses der Indogermanen angewiesen hat.«

Was im vorstehenden Citat Meringer von den Džamien sagt, das gilt meiner Ansicht nach auch von den Vorhallenkirchen Oberkärntens, umso mehr, als ich doch in der Lage war, solche Bauten aus Oberkärnten zu beschreiben, die denselben Grundriss aufweisen, der den Vorhallenkirchen zugrunde liegt. Ich zähle diese Bauten noch einmal auf. Es sind dies: die Badstube in Trebesing (vgl. Abb. 178 und 179), die einfache Badstube in Trasischk (vgl. Abb. 180 und 181), der ältere Theil der Badstube des Mathias Ortner in Kraut (vgl. Abb. 183 und 184) und schließlich das Peterbauer-Stübel in Ober-Ailach aus der Zeit, da seine Stube noch eine Rauchstube war und in der kleinen Vorhalle der Herd noch fehlte (vgl. Abb. 176 und 177).

Ich glaube, ich kann mit voller Bestimmtheit mit den Worten Dr. Meringers im übertragenen Sinne sagen: »Das ganze Äußere dieser Vorhallenkirchen«, besonders wenn man sich, wozu sich nach dem oben Gesagten Berechtigung findet, die Vorhalle nach dem muthmaßlichen Aussehen der Kirchen der älteren Zeit, jener Zeit, da das Gewölbe noch nicht üblich war, mit dem Kirchenraum unter ein Dach gebracht vorstellt, »zeigt ein vergrößertes oberkärntnerisches Bauernhaus ältester Form«. Ist nun das einzellige Haus mit der Vorhalle in diesem Sinne die älteste Form des oberkärntnerischen Bauernhauses, so muss ich entgegen der Anschauung Meringers auch darin Recht haben, dass ich die Laube des kärntnerischen Hauses, wie oben gesagt, für

so alt halte wie das Haus selbst, denn die ehemalige Vorhalle der ältesten Form des Bauernhauses ist ja die Laube des heutigen Hauses in Oberkärnten.

Jene Grundform aber, »der Rudolf Henning einen hohen Ehrenplatz in der Geschichte des Wohnhauses der Indogermanen angewiesen hat«. ist die von ihm reconstruierte »Urform des arischen Hauses«, der ein Grundriss zukommt, wie ihn die Abb. 193 zeigt. Es ist der Grundriss des kleinen Tempels von Rhamnus in Attika.[1]) Derselbe Grundriss ist erhalten in den bosnischen Džamien Meringers, in den Vorhallenkirchen und den aufgezählten primitiven Bauten Oberkärntens.

Aus dieser Urform muss sich nun das kärntnerische Haus auf folgende Art entwickelt haben: Denkt man sich in der Richtung einer horizontalen Linie in Abb. 193 den einzigen geschlossenen Raum dieser Grundform in zwei Theile geschieden, wie Meringer durch Untertheilung oder Abtrennung die Entstehung der beiden charakteristischen Räume des oberdeutschen zweizelligen Hauses nach Abb. 190 erklärt, so haben wir bereits den Grundriss eines Hauses vor uns, der der Mehrzahl der oberkärntnerischen Bauernhäuser eigen ist. Nicht nur die Fresnitzer Badstube (vgl. Abb. 188 und 189), sondern auch der Wohntract der Rumpler-Keusche (vgl. Abb. 11 und das Schema Abb. 19) und mit ihm alle oberkärntnerischen Bauernhäuser, die in ihren Wohnräumen den Charakter des Seitenflurhauses an sich tragen, zeigen denselben Grundriss. Der oberdeutsche Charakter kann aber keinem der kärntnerischen Häuser, was ja schon oben betont wurde, abgesprochen werden, das im Grundrisse dem Schema Abb. 19 folgt, denn jedes dieser Häuser hat neben dem Herdraum seinen Ofenraum. Vom einfachen zweizelligen oberdeutschen Hause unterscheidet sich das kärntnerische Seitenflurhaus nur dadurch, dass jedes derselben als drittes Element die aus der Vorhalle entstandene Laube aufweist, welche sich bei den primitiven Bauten noch vielfach als Vorhalle erhalten hat und die bei den meisten Badstuben noch offen, bei der Fresnitzer Badstube zum Theil noch offen, zum Theil mit Brettern verschalt, bei den Stübeln zumeist mit Brettern verschlagen, im Bauernhause selbst aber in die Architektur des Hauses aufgegangen ist.

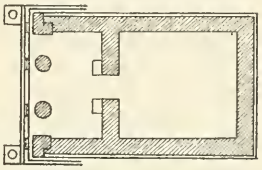


Abb. 193. Grundriss von Hennings »Urform des arischen Hauses«.

Und erst der Grundriss des Mittelflurhauses, wie ihn das aus dem Mauerbauer-Hause abgeleitete Schema Abb. 20 zeigt, er lässt sich durch die Voraussetzung der Entstehung der Laube aus der Vorhalle meines Erachtens gar nicht, durch die Anerkennung der Entstehung der Laube aus der Vorhalle aber auf die einfachste Art erklären.

Man besehe sich das Bild der Badstube aus Kraut (Abb. 183) und den Grundriss der ursprünglichen Theile derselben (Abb. 184). Die jetzt doppelte Badstube entstand aus einer einfachen, der der Grundriss der Urform zugrunde lag, durch die Angliederung einer zweiten Stube an das Ende der Halle, so dass diese jetzt durch zwei Stuben eingeschlossen ist, genau so, wie die Laube des Mauerbauer-Hauses durch die rechts und links liegenden Stuben eingeschlossen wird.

In gleicher Weise entstand, wie ich dies in Bd. XXIX dieser »Mittheilungen« in meiner Arbeit über das siebenbürgisch-sächsische Haus nachgewiesen habe, das Székler-Haus.

Auf dieselbe Weise wie nach dem soeben Gesagten die doppelte Badstube in Kraut und das Székler-Haus durch Angliederung eines zweiten geschlossenen Raumes an die dann in die Mitte zu liegende Vorhalle entstanden ist, so, denke ich mir, muss das ober-

[1]) Entnommen aus: Henning, Deutsches Haus (daselbst Abb. 58, S. 107).

kärntnerische Haus, das nach dem Schema Abb. 20 den Charakter des Mittelflurhauses hat, entstanden sein.

Diese meine Ansicht hat mich gezwungen, oben zu sagen, dass ich den Gedanken an die Angliederung eines Raumes an einen oder zwei bereits vorhandene in Hinsicht auf die Art der Entstehung oberdeutscher Hausformen nicht aufgeben kann.

Prof. Meringer hält in seiner Arbeit über das bosnisch-herzegowinische Haus die Entstehung eines Mittelflurhauses auf die von mir jetzt besprochene Art und Weise noch für zweifelhaft. Meringer tritt auch meiner im Bd. XXIX dieser »Mittheilungen« verfochtenen Annahme, dass der Entwickelung des oberdeutschen Hauses genau so wie der Entwickelung des griechischen, des italischen, des nordischen und des ostdeutschen Hauses die von Henning construierte »Urform des arischen Hauses« [1]) zugrunde liege, entgegen. Er bespricht in der »Zeitschrift für österreichische Volkskunde«, VI. 127 ff.: Julius Lippert, »Das alte Mittelgebirgshaus in Böhmen und sein Bautypus« (S.-A. aus »Beiträge zur deutsch-böhmischen Volkskunde«, Prag 1898) und an diese Kritik anknüpfend, kommt dann Meringer auch auf meine Arbeit über das siebenbürgisch-sächsische Haus zu sprechen, wobei er meine dort ausgesprochene Ansicht, dass das oberdeutsche Haus sich aus einem Herdraum mit vorgelegter Halle entwickelt habe, bekämpft.

Meringer sagt dort: »Eckflurhäuser mit offenem Flur hat J. R. Bünker (Mittheilungen der Anthropologischen Gesellschaft in Wien, XXIX, 225 ff.) bei den Széklern in Siebenbürgen nachgewiesen. Das eine seiner Beispiele daselbst, S. 225, Abb. 97 (Haus aus Uzon), hat eine Stube, wovor sich in einer Vorhalle untergebracht *eresz* (offen) und *kamra* befinden. Im *eresz* steht die niedrige Herdstelle. In seiner Abb. 99 sieht man ein Häuschen, das bloß aus einer Stube *(štuf)* mit Ofen besteht und einer vorgelegten Laube *(lef)*, in der er einen Herdraum nicht verzeichnet.«

Hiezu habe ich nichts zu bemerken; Meringer constatiert hier nur Thatsachen. Dann fährt er fort: »J. R. Bünker hat flugs diese Funde benutzt, eine alte Theorie von R. Henning neu aufzuwärmen. Man weiß, dass Henning ein »arisches« Haus construierte, es habe aus einem Herdraum mit einer Laube davor bestanden, wie der griechische Tempel, das nordische (und armenische, muss man hinzufügen) Haus. Bünker freut sich nun in dem Gedanken, nachweisen zu können, dass die paar kleinen Széckler-Häuschen das Urbild des siebenbürgisch-sächsischen Hauses sind, und damit, dass das Urbild des oberdeutschen Hauses der Herdraum sammt Vorhalle, also das »arische« Haus Hennings sei.

Der letzte Nachweis ist allerdings misslungen. Sein Haus, S. 225, Abb. 97, hat klar und deutlich zwei Feuerräume wie die nächstverwandten croatischen Häuschen, und bei Abb. 99, S. 227, hat er leider vergessen anzugeben, wo gekocht wird. Ich sehe keinen Grund, der dagegen spräche, dass die Laube *(lef)* einmal auch hier die Feuerstelle zum Kochen (es muss gar kein Herd gewesen sein) enthalten hat, und dass man sie aufließ, als man im Ofen der Stube oder auf einem gemauerten Tisch vor ihm Kochen lernte, wie so oft der Herd dem Backofen vorgelagert wird (Bünker, daselbst Abb. 69, 76, 79 u. s. w.).

Meringer meint, der Nachweis sei mir misslungen. Ich muss bekennen, dass mein Material ein kaum zureichendes war. Ich habe das beim Abfassen meiner erwähnten Arbeit gar wohl gefühlt und es dort im Schlussatze der Abhandlung auch ausgesprochen, dass ich erst aus einer das siebenbürgisch-sächsische Haus in seinem ganzen Umfange umfassenden Untersuchung die Bestätigung meiner Annahme erwarte. In Bezug auf das

[1]) Henning, Das deutsche Haus, S. 140.

Székler-Haus, das ich, wie ich dort des weiteren ausgeführt habe, für eine minder entwickelte Vorstufe des siebenbürgisch-sächsischen Hauses halte, bin ich jetzt schon in der Lage, aus einer kleinen Arbeit von Gabriel Szinte[1]) Belege zu bieten, die für meine Annahme, dass das Székler-Haus und mit ihm das siebenbürgisch-sächsische Haus sich aus einer Hausform entwickelt haben, dessen Grundriss dem des »arischen Hauses« gleichkommt, eine Bestätigung bilden, wie ich sie kaum erwartet habe.

Ich reproduciere zum Beweise des Gesagten von den acht Grund- und Aufrissen, durch welche Szinte die schematische Entwickelung des Székler-Hauses darstellt, in Abb. 194 nur jene vier, die die untersten Entwickelungsstufen veranschaulichen. Häuschen so einfacher Form, wie eines aus Sepsi-Köröspatak (Comitat Háromszék) in Nr. 1 abgebildet ist, habe ich selber in Siebenbürgen nicht gefunden und kaum erwartet, dass sich solche Häuschen mit vollkommen offener Vorhalle *(eresz)*, die den Badstuben Oberkärntens an Ursprünglichkeit gleichkommen, noch werden nachweisen lassen. Von dem Häuschen Nr. 1 sagt Szinte, dass es ein Kleinhäusler-Haus *(zsellér-ház)*, das primitivste Székler-Haus sei (S. 108).

Nr. 2 bildet ein Häuschen aus Étfalu (Comitat Háromszék) ab. Es wurde nach der über der Thür angebrachten Jahrzahl im Jahre 1711 gebaut. Die Vorhalle war früher

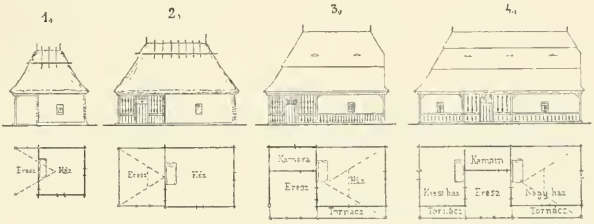


Abb. 194. Székler-Häuser nach Szinte.

offen. Der jetzige Besitzer des Hauses hat sie aber mit Brettern verschalen lassen, sie ist also jetzt geschlossen. In seinem gegenwärtigen Aussehen gleicht das Häuschen meinem Hüterhäuschen aus Kl.-Bistritz fast vollkommen (vgl. Abb. 98 und 99 in Bd. XXIX dieser »Mittheilungen«).

Meringer meint, ich hätte vergessen anzugeben, wo in dem Hüterhäuschen gekocht wird. Ich antworte jetzt darauf: auf der einzigen Feuerstelle, die das Häuschen in seiner Stube aufweist, und die wie der Lutter-Ofen des siebenbürgisch-sächsischen Hauses sowohl zum Erwärmen der Stube, als auch zum Kochen der Speisen eingerichtet ist. Die Székler-Häuschen Nr. 1 und 2 haben jedes auch nur eine einzige Feuerstelle, und keine der Vorhallen all der acht von Szinte abgebildeten Häuser weist einen Herd auf. So lange die Vorhalle bei den primitiven Holzbauten der Székler, als auch der siebenbürgisch-sächsischen Häuser noch vollkommen offen war, wie sie heute beim Häuschen Nr. 1 nach Szinte noch vollkommen offen ist (der Strich, welcher im Grundriss dieses Häuschens von der hinteren Hauswand zum Standpunkt der hinteren Säule gezogen ist, deutet nicht etwa eine Bretterwand, sondern einen am Boden liegenden Balken an, auf dem die Säule steht; die vordere Säule ist in die Ecke gerammt [S. 109]), kann man eine Feuerstelle darin nicht voraussetzen. Ursprünglich wird wohl die *lef* des sächsischen Hauses gerade so offen gewesen sein, wie sie bei

[1]) Szinte Gábor, A székely ház. Ethnographia, XI. Bd., Heft 7, 1900.

Szintes Häuschen Nr. 1 noch offen ist und beim Häuschen Nr. 2 vor wenigen Jahren noch offen war.

Es scheint fast, als wäre es nur ein Zufall gewesen, dass ich in einem der beiden in Bd. XXIX abgebildeten Székler-Häuschen aus Uzon (siehe dort die Abb. 97) in der Vorhalle einen Herd fand, was Meringer mit den Worten: »Sein Haus, S. 225. Abb. 97, hat klar und deutlich zwei Feuerräume« hervorhebt, um damit und mit anderem behaupten zu können, dass mein Nachweis misslungen sei.

Vom Häuschen Nr. 2 sagt Szinte, dass »ähnliche Gebäude in Gidófalva, Martonos und im allgemeinen in der ganzen Gegend sehr viele sind« (S. 110). Man hat es also jedenfalls mit einem Typus zu thun.

Das Haus Nr. 3 steht in Csík-Karczfalva. Es gleicht im Grundrisse sehr dem von mir im Bd. XXIX dieser »Mittheilungen«, Abb. 96 und 97, abgebildeten Székler-Hause aus Uzon und unterscheidet sich von jenem wesentlich nur dadurch, dass es eine geschlossene Vorhalle hat, und dass in diesem ein Herd fehlt. Dass der Stube ein Gang *(tornácz)* vorgelegt ist, betrachte ich nicht als wesentlich. Von dieser Entwickelungsstufe des Székler-Hauses sagt Szinte: »Es ist der erste Schritt in der Bauart, in der das Székler-Haus seine wahre Gestalt fand. Neben einem gefälligen Äußeren zeigt es in seiner Eintheilung eine Anordnung und Ausmaße, die entwickelungs- und außerordentlich umgestaltungsfähig sind, es ist die Mutter aller Székler-Häuser« (entwickelterer Form, hätte Szinte dazusetzen müssen).

Zu Nr. 4 schreibt Szinte: »Es ist genau das vorstehende Haus, als Modification schließt sich nur das »kleine Haus« (die zweite Stube) an die Vorhalle an. — — — Das Haus steht gegenwärtig in Gyergyó-Szárhegy (Comitat Csík) an der Landstraße; es wurde aber in Kilyenfalva erbaut und als fertiges Haus an seinen jetzigen Ort gebracht, was beweist, dass das Székler-Haus transportabel ist.« Szinte hält dieses Haus für den eigentlichen Typus des Székler-Hauses, das in dieser Form in tausenden von Exemplaren im Széklerlande zu finden ist. Alle weiteren Abweichungen von diesem Typus betrachtet er als unwesentliche Abänderungen.

Durch das, was ich hier aus der Arbeit Szintes mitgetheilt habe, bin ich in meiner Anschauung, dass sich das Székler-Haus und mit ihm auch das siebenbürgisch-sächsische Haus aus einem Häuschen, das nur aus einem geschlossenen Raum und einer davor liegenden Halle entwickelt hat, nur noch bestärkt worden und ich glaube, dass im Hinblick auf die von Szinte publicierten Hausformen Meringer kaum mehr wird denken können, dass die Laube *(lef)* einmal auch hier die Feuerstelle zum Kochen enthalten hat, und dass man sie auffieß, als man im Ofen der Stube oder auf einem gemauerten Tisch vor ihm kochen lernte. Ich glaube sogar, dass Meringer diesen Ausspruch gar nicht gethan hätte, wenn er, wie ich, das siebenbürgisch-sächsische Haus und seine Feuerstellen (die Feuerstellen des Székler-Hauses sind denen im sächsischen Hause fast gleich) gesehen hätte. Der Ofen des sächsischen sowohl als auch der des Székler-Hauses ist ja gar kein Ofen nach unseren mitteleuropäischen Begriffen, es ist nichts anderes als ein mit einem aus Kacheln gebildeten Feuerhut über der Herdfläche versehener Herd, und der Feuerhut hat nur das eine, freilich sehr Bedeutende vor dem Feuerhut sowohl der kärntnerischen als auch der Vorauer Rauchstube voraus, dass er den Rauch nicht in die Stube entweichen lässt, sondern ihn entweder in die Laube oder in den Dachraum ableitet (vgl. Abb. 63 in Bd. XXIX dieser »Mittheilungen«). So lange man nicht darauf gekommen war, den Rauch nach außen abzuführen, wird eben auch der einzige geschlossene Wohnraum des primitiven Hauses der Székler und der Sachsen eine Rauchstube gewesen sein.

Ich schulde Meringer noch eine Aufklärung, noch eine Antwort auf eine an mich gerichtete Frage. In seiner Besprechung meiner Arbeit sagt er nämlich weiterhin:

»Dass das alte einzellige Haus, das bloß eine Feuerstelle hatte, noch heute erhalten ist, war auch mir wohlbekannt. Die meisten Sennhütten zeigen diesen Typus, mit oder ohne Vorhalle. Auch das italienische, französische, herzegowinische, bulgarische Haus zeigen den Feuerraum (gewöhnlich durch Umwandlung des Herdes zum Kamin) erhalten als einzigen oder wenigstens als Hauptraum. Hat Bünker Lust, ein solches Haus, wenn es noch eine Vorhalle hat (wie etwa die bosnischen Holzmoscheen, die ich im Sarajevoer Glasnik, Bd. XXI[1]) abgebildet habe) Urbilder »oberdeutscher« Häuser zu nennen?«

»Urbilder oberdeutscher Häuser« werde ich solche Häuser, die nur einen Hauptraum und eine demselben vorgelegte Halle haben, allerdings nennen unter der Bedingung nämlich, dass ich solche primitive Häuser auf oberdeutschem Gebiet finde und ersehen kann, dass die höheren Hausformen derselben Gegend ihren Ausgang in der Entwickelung aus dem einzelligen Häuschen mit der Vorhalle genommen haben, wie ich dies vom Székler-Hause und dem siebenbürgisch-sächsischen Hause immer noch annehme, bis ich eines besseren belehrt worden bin, und wie ich dies nach dem gebotenen Material auch vom Bauernhause Oberkärntens und von jenem aus der Gegend von Vorau voraussetze. Sollten mir dagegen einzellige Häuser mit Vorhallen aus Italien, Frankreich, Bulgarien oder aus der Herzegowina bekannt werden, so werde ich wohl sagen, es seien Bauten, die dem von Henning reconstruierten »arischen Hause« gleichen, aber ich werde von ihnen nicht als von Urbildern oberdeutscher Häuser sprechen.

Nun noch eins! Meringer sagt a. a. O. weiter:

»Dass auch das oberdeutsche Haus aus einem einzelligen Haus mit bloß einer Feuerstelle erwachsen ist, wird wohl schlechthin von niemandem bezweifelt werden. Aber einen Herdraum sammt Vorhalle »oberdeutsch« zu nennen, geht nicht an, denn es fehlen alle Charakteristika. Wenn man nicht Wortmissbrauch treiben will, kann man, wie Henning und ich es thun, nur den Typus, der noch einen aus dem Herdraum abgetrennten Ofenraum besitzt, »oberdeutsch« nennen.«

Meringer spricht hier nicht direct zu mir, seine Worte sind allgemein gehalten. Trotzdem geht die Warnung an meine Adresse, und zwar — ich gestehe es offen — nicht mit Unrecht.

In der letzten Spalte meiner Arbeit über das siebenbürgisch-sächsische Haus habe ich eine nicht genug bedachte Äußerung gethan, die Meringer zur Aussprache der vorstehend citierten Sätze berechtigte. Ich sage dort (vgl. S. 231, Bd. XXIX dieser »Mittheilungen«): »Sowohl das mir wohlbekannte Haus meiner Heimat, das leider noch nicht eingehend beschrieben ist, als auch das Haus der Gegend von Vorau weist in seinen ursprünglichen Formen nur zwei Räume auf, von denen der eine die rauchige rußige Stube mit dem offen brennenden Herdfeuer, der andere der Flur (die *lab'm*) ist, welche nie eine Feuerstelle enthält, wenn sie dort nicht etwa erst in allerneuester Zeit errichtet worden ist. Diese Hausform ist doch zweifellos fränkisch-oberdeutsch.«

In dem letzten der beiden hier angeführten Sätze ist der Ausdruck »Hausform« schlecht gewählt, denn er gibt dem Worte »fränkisch-oberdeutsch« den Charakter des terminus technicus, welcher von den Hausforschern für das zweifeuerige Haus angewendet wird. Ich wollte in dem Satze gesagt haben, dass sowohl die oberkärntnerischen Häuser als auch die Häuser um Vorau zweifellos fränkisch-oberdeutsche Häuser in dem Sinne sind, als sie doch auf oberdeutschem Gebiete stehen

[1]) Wissenschaftliche Mittheilungen aus Bosnien und der Herzegowina. VII.

und von oberdeutschen Volksstämmen bewohnt werden. Aus der ganzen vorliegenden Arbeit kann ja Prof. Dr. Meringer erkennen, dass ich mit ihm und Henning in der Auffassung des Begriffes »oberdeutsches Haus« auf ein und demselben Standpunkt stehe, und ich erkläre hier gerne, dass ich in dieser Auffassung durch einen Briefwechsel mit Meringer bestärkt worden bin.

Festhalten muss ich aber nach den gemachten Erfahrungen und nach dem vorliegenden Material daran — und dies sei als Endergebnis meiner vorliegenden Arbeit ausgesprochen — dass sowohl das Székler-Haus in Siebenbürgen als auch das Haus Oberkärntens aus einem einzelligen Haus mit vorgelegter Laube, also aus einer Hausform, welche der Grundform Hennings gleichkommt, entstanden sein muss; hat es sich doch gezeigt, dass im Székler-Lande nach den Feststellungen Szintes die Urform theils mit offener, theils mit verschalter Laube noch vielfach vorhanden ist und sich in Oberkärnten in den primitiven Bauten und in den Hallenkirchen noch erhalten hat. Im entwickelten Székler- und Oberkärntner Bauernhause von schon oberdeutschem Charakter ist die Vorhalle, und zwar hier als *lab'm*, dort als *eresz* in die Architektur des Hauses aufgegangen. Das ist nach den in dieser Arbeit niedergelegten Erfahrungsergebnissen wohl nicht mehr anzufechten. In Bezug auf das siebenbürgisch-sächsische und das Vorauer Haus will ich mit Meringer gerne noch nähere Untersuchungen abwarten, ich bin aber dessen sicher, dass sie meine Anschauung bekräftigen werden.

Die letzten Zeilen dieser Arbeit mögen mir schließlich noch dazu dienen, die letzten Worte meiner Abhandlung über das siebenbürgisch-sächsische Haus zu modificieren. Es veranlassen mich dazu nicht nur die neuesten Erfahrungen, sondern auch der Gewinn, den ich aus dem Briefwechsel mit Prof. Dr. Meringer gezogen.

Am Ende meiner Arbeit im Bd. XXIX dieser »Mittheilungen« sagte ich nämlich, dass ich aus der Erforschung des alpinen Hauses meiner kärntnerischen Heimat und von einer das siebenbürgisch-sächsische Haus in seinem ganzen Umfange umfassenden Untersuchung die Anerkennung jener meiner Annahmen erhoffe, wonach auch dem fränkisch-oberdeutschen Hause der »Urtypus des arischen Hauses« zugrunde liege. Dieser Satz greift nach meinen neuesten Erfahrungen zu weit aus, denn obwohl Henning aus den Baurissen des Klosters St. Gallen aus dem Jahre 820 entnimmt, »dass einst auch das fränkisch-oberdeutsche Haus eine Vorhalle gehabt habe,[1]) und obwohl durch die vorliegende Arbeit der »Urtypus des arischen Hauses« als Ausgangspunkt zur Entwickelung des Székler-Hauses und des Hauses in Oberkärnten nachgewiesen ist, so hat doch Meringer durch sein bosnisches Häuschen, das ich in Abb. 190 reproduciere, gezeigt, dass die Entstehung eines Hauses oberdeutschen Charakters auch ohne Vorhalle möglich ist. Welchen der mannigfaltigen oberdeutschen Hausformen nun die einfache Zelle, und welchen das einzellige Häuschen mit der Vorhalle zum Ausgange in der Entwickelung gedient hat, das lässt sich heute noch nicht sagen. Die Zahl jener Häuser, denen das Vorhallenhäuschen in ihrer Entwickelung zugrunde liegt, ist gewiss keine kleine. Ich glaube nicht zu irren, wenn hieher alle jene Häuser auf oberdeutschem Gebiete zu rechnen sein werden, die Reste von Vorhallen, wenn auch nur in laubenförmigen Säulengängen, die sich den Wohnräumen vorlegen, erhalten haben,[2]) ferner jene Häuser, in denen der Flur »Laube« genannt wird.

[1]) Henning, Das deutsche Haus, S. 144.

[2]) Welche bedeutende Größe jenes Territorium einnimmt, das von Häusern mit Vorhallen beherrscht wird, hat Meringer feststellen geholfen. Er sagt nämlich in seiner Nachschrift Nr. 5, S. 286 der Arbeit über das bosnisch-herzegowinische Haus folgendes: »Meine Reise vom Jahre 1898 hat mir gezeigt, dass das zweizellige Haus (aus Küche und Stube bestehend) mit Vorhalle von den östlichen Grenzen Niederösterreichs über das westliche und südliche Ungarn bis nach Bosnien sich erstreckt.«

Es dürfte also ein ganz respectabler Procentsatz aller oberdeutschen Hausformen sein, denen das Vorhallenhäuschen als Ausgang zu ihrer Entwickelung gedient hat.

Nachschrift.

Am 4. Juli v. J. (1901) traf ich mit Herrn Prof. Dr. R. Meringer in Graz zu einer Besprechung in Sachen der Hausforschung zusammen. Die eingehende Berathung, welcher der letzte Abschnitt der vorstehenden Abhandlung im Manuscripte zugrunde gelegt wurde, brachte in Bezug auf das Wesentlichste des oberdeutschen Hauses eine Einigung zustande, die wir in nachfolgenden fünf Punkten feststellen:

1. Der Ausdruck arisches Haus ist aus bekannten Gründen überhaupt zu verwerfen, aber auch von einem indogermanischen Haus kann schwerlich gesprochen werden, weil wir uns die Behausung so früher Zeiten kaum primitiv genug vorstellen können und von einem einförmigen Typus überhaupt nicht die Rede sein kann. Die Form, die Prof. Henning reconstruiert hat — einen annähernd quadratischen Raum mit vorgelegter Halle — welche eine, wenn auch nur primitive Kunst des Zimmerns voraussetzt, mag vielleicht neben anderen, z. B. kreisrunden Hütten, vorhanden gewesen sein, aber diesem Hause den Namen arisch oder indogermanisch zu geben, liegt kein Grund vor, weil sich diese Form überall vorfindet.

2. Diese selbe Form nach Jahrtausenden oberdeutsch zu nennen, weil sie sich auf oberdeutschem Boden findet, geht nicht an, denn sie hat in dieser Zeit ebensowenig Charakteristisches an sich, wie in früheren Zeiten.

3. Es empfiehlt sich, den Ausdruck »oberdeutsches Haus« demnach nur für das charakteristische zweifeuerige Haus — Küchen-Stubenhaus — zu verwenden und andere Bezeichnungen, die dem Wesen der Sache in keiner Weise gerecht werden, wie z. B. der Ausdruck »Flurhallen-Haus« zugunsten der Einheitlichkeit in der Nomenclatur zu verwerfen.

4. Wir beide sind der Anschauung, dass das oberdeutsche Haus in gewissen Gegenden aus dem einzelligen Feuerraume, in anderen aus dem Feuerraume mit vorgelegter Halle entstanden ist. Auch in Bezug auf die weiteren Entwickelungen sind wir gleicher Ansicht. Dagegen glauben wir nach unseren Erfahrungen nicht, dass das oberdeutsche Haus in seiner Gesammtheit aus einem Herdraum und einer Vorhalle entstanden sein müsse. Die Vorhalle war unserer Überzeugung nach nicht überall vorhanden und ihre Annahme ist bei der Reconstruierung der Urform der einzelnen Typen nicht überall geboten.

5. Der Name »oberdeutsches Haus« kann keinen Anfechtungen unterliegen, wenn es sich auch auf deutschem Boden weit über Oberdeutschland und sogar über Gebiete, die von Magyaren und Slaven bewohnt sind, erstreckt, denn es weisen bestimmte Thatsachen darauf hin, dass der Ausstrahlungspunkt dieser Culturform Oberdeutschland war.

Die Bewohner der Insel Tumleo, Berlinhafen, Deutsch-Neu-Guinea.[1])

Von P. **Mathias Josef Erdweg**, S. V. D., Missionär in Berlinhafen.

(Mit 70 Abbildungen.)[2])

I. Lage und Gestaltung der Insel.

Tumleo (Tamara) gehört zu der aus vier kleinen Inseln bestehenden Gruppe, welche den Berlinhafen bilden (vgl. die Kartenskizze Abb. 195). Es liegt unter 142° 25" östlicher Länge (Greenw.) und 3° 15" südlicher Breite, etwa 60 Seemeilen von der Westgrenze Deutsch-Neu-Guineas. Tumleo ist eine Koralleninsel, es ist allenthalben von Riffen umgeben, nur auf einer ganz kurzen Strecke an der Südspitze fehlt die Barre. Der Flächeninhalt der Insel beträgt annähernd 90 *ha*. Sie liegt zum großen Theile nur 1—3 *m* über dem Meeresspiegel. Doch findet sich an der Westseite eine kleine Hügelkette, die sich in einer Entfernung von 100—150 *m* parallel dem Strande von Süden nach Norden hinzieht. Durch ein Querthälchen von dieser Kette getrennt, erhebt sich ganz in der Nordspitze der Insel ein kleiner Berg, *sol jalíu* »Berg am Meere« genannt, der eine Höhe von etwa 80 *m* erreicht. Derselbe ist ein durchaus vulcanisches Gebilde, seine Wurzeln ruhen zum Theil auf den Korallenriffen des Nordendes der Insel. An seinem Fuße im Süden graben die Frauen einen ganz vorzüglichen Lehm, der weiß und mit Tausenden von Korallensteinen von der Größe eines Fingers bis zu Centnerschwere durchsetzt ist; dicht daneben liegen die schwarzen vulcanischen Gesteinsmassen. Durch das beständige Ausgraben und Einstürzen

[1]) Diese Arbeit, die sich mit Beiseitelassung der anthropologischen Verhältnisse hauptsächlich mit der Darlegung der eigentlichen Ethnographie Tumleos befasst, erhält, wie ich glaube, ihren besonderen Wert dadurch, dass sie ein, wenn auch kleines, so doch scharf umgrenztes Gebiet umfasst, wodurch es dem Verfasser möglich wurde, seine Angaben mit möglichster Präcision zu fassen. Was die Qualification des Verfassers für seine Aufgabe angeht, so wird sie sich ja aus der Arbeit selbst ergeben; er selbst schreibt mir: »Ich habe mir die größte Mühe gegeben, mich über alle Sachen, über die ich geschrieben, persönlich aufs genaueste zu informieren, und ich hoffe, dass es mir gelungen ist, die Verhältnisse ziemlich der Wirklichkeit entsprechend dargestellt zu haben. Da ich jetzt vier Jahre beständig auf Tumleo war, dabei aber doch auch Gelegenheit hatte, andere Stämme und Sprachen kennen zu lernen, so glaube ich auch wohl durch die äußeren Verhältnisse so gestellt gewesen zu sein, dass ich manches sonst verborgen Gebliebene auffinden konnte.« — Weitere exacte Beobachtungen in der »Berlinhafen-Section« (s. R. Parkinson, Die Berlinhafen-Section, im »Internationalen Archiv für Ethnographie«, XIII, 18 ff.) werden sich bequem an diese eingehende Darstellung anlehnen können, um so eher, da Tumleo auch in anderer Hinsicht, durch sein Monopol in der Töpferei, ein Handelscentrum für ziemlich diesen ganzen District bildet. Auch die eben erwähnte Arbeit Parkinsons beruht zum sehr großen Theil auf schriftlichen Mittheilungen des Verfassers der vorliegenden Abhandlung an diesen, wie es jedem, der sich die Mühe nimmt, eine Vergleichung anzustellen, in sehr drastischer Weise klar werden wird. Es wäre wohl wünschenswert gewesen, dass Herr Parkinson selbst das etwas deutlicher angegeben hätte, auch schon der rein wissenschaftlichen Genauigkeit halber. P. Erdweg hat nämlich seine Mittheilungen immer nur als für Tumleo giltig machen wollen und stets sorgfältig angegeben, wo er auch anderweitige Verhältnisse berührt. Dem gegenüber ist es sehr unexact, wenn Herr Parkinson S. 40 seiner Arbeit von dem »Eingeborenen dieser Section« (also doch der ganzen »Section Berlinhafen«) das hinschreibt, was P. Erdweg nur von den Bewohnern von Tumleo zu sagen beabsichtigte. Ähnlich noch in mehreren anderen Punkten. P. W. Schmidt, S. V. D.

[2]) Sämmtliche Abbildungen sind vom akademischen Maler Herrn C. R. Lischka gezeichnet, und zwar die mit * bezeichneten nach Skizzen des Verfassers, die übrigen nach Originalen im Museum des Missionshauses St. Gabriel (bei Mödling).

der Lehmlöcher hat sich dort im Laufe der Jahre oder vielleicht der Jahrhunderte eine Rinne gebildet, die wohl 10 *m* breit, 1—2 *m* tief und einige 100 *m* lang ist. Während der *sol jalíu* an der Landseite, wenn auch ziemlich ansteigend, so doch noch recht gut zu erklettern ist, erhebt er sich von der Seeseite her zum Theil direct senkrecht aus den Gewässern, die seinen Fuß umgeben. Der nie rastende Drang der Wogen hat ihm dort schon manchen Fußbreit seiner Wurzeln abgerungen. Er ist dort im Norden umgeben von einem 10—20 *m* breiten Riff; nur bei tiefster Ebbe, während des Süd-Ost-Monsuns, kann man dieses betreten. Dasselbe bietet einige wunderschöne Partien, die man hier auf dem kleinen Inselchen gar nicht hätte suchen sollen.

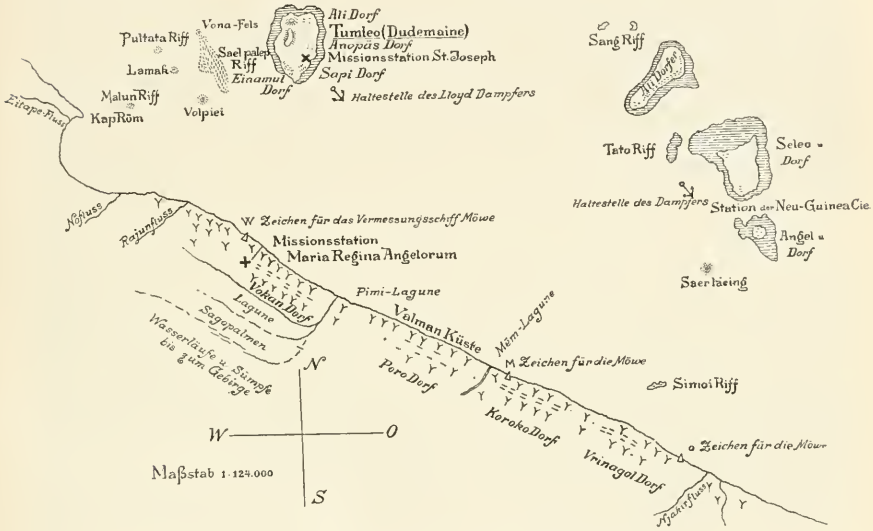


Abb. 195. Kartenskizze von Tumleo und Umgebung (Berlinhafen).

Geht man von dem im Norden der Insel gelegenen Dorfe Alí westwärts zu dem im Südwesten gelegenen Dorfe Einamúl am Meeresstrand vorbei, so muss man dieses Riff passieren. Zunächst führt der Weg über etwa 100 *m* langen Sandstrand, dann folgen angeschwemmte Steinmassen und darauf ein Stück vulcanischen Riffes, das vielfach von kleinen, scharfkantig geränderten Wassertümpeln durchbrochen ist. Dann folgt wieder ein wüstes Trümmerfeld, ein Theil des Berges ist hier durch die See unterwaschen worden und herabgestürzt. Über unseren Häuptern hängt noch gefahrdrohend eine breite Felsmasse, die aus zahllosen kleinen, schwarzen Steinen zusammengebacken ist. Den Weg, den wir passieren, hat die See ausgewaschen. Wir enteilen diesem gefährlichen Winkel und gelangen auf einen ziemlich geräumigen Platz, der vulcanisches Gestein und Korallen zur Grundlage hat. Zur Linken erhebt sich senkrecht der *sol jalíu*, zur Rechten braust die See. Heftige Erschütterungen haben hier in das Riff zwei mächtige Rinnen gegraben, deren Eingang von der See her verdeckt ist, die aber hier zu tage treten und sich zu einem Kessel von 3—4 *m* Tiefe erweitern. Von hier aus gehen sie dann noch weiter in den Fels hinein, wo die eine derselben sich noch wohl 100 *m* unterirdisch hinzieht. Die

nimmer ruhende Brandung presst jede Minute wohl ein halbes Dutzend mal ihre Wogen in den Eingang hinein, dadurch hebt sich das Wasser in dem offenen Kessel und in den Spalten, brausend und zischend stürmt das nasse Element darin herum, um sich beim Rückgange der Wogen wieder zu senken und dann mit der Brandung wieder zu steigen und so fort. Die durch das nachströmende Wasser gewaltsam aus den Schächten herausgepresste Luft reißt oft ganze Strahlen Wasser mit sich, die im Sonnenschein als schöne Regenbogen auf das Riff niederfallen. Wir klettern über die dicht hintereinanderliegenden Rinnen und gehen weiter. Da treffen wir wieder etwas Interessantes. Vor uns liegt ein mächtiger Felsblock, der wohl haushoch sein mag. Derselbe hat sich vom *sol jalíu* losgerissen, hat sich aber dann glücklicherweise so hingelegt, dass sowohl zwischen ihm und dem *sol jalíu* noch ein Spalt übrig bleibt, als auch nach der Seite des Riffes hin noch ein Pfad vorbeigehen kann. Ist man hier durchgegangen, so erblickt man einen ebenen Platz gleich dem vorigen. Hier steigt die Wand des *sol jalíu* am höchsten empor; nicht ein einziges Pflänzchen ist an dem dürren Gestein zu sehen. Dicht am Fuße der Wand zieht sich die Fortsetzung der obenerwähnten Rinne in Gestalt eines $^1/_2\,m$ breiten Canals hin. Gleich daneben nach der Seeseite hin ist auch die zweite, aber hier unterirdisch verlaufende Rinne; nur hie und da führt ein kleines Loch von dem Innern des Spaltes an die Oberfläche, durch welches je nach den Bewegungen des Wassers die Luft sich pfeifend aus- und einzieht.

Wiederum durch ein wüstes Steintrümmerfeld schreitend, erreichen wir endlich die letzte Partie des Ganzen. Links neben uns haben wir einen kleinen Thalweg, der zwischen dem *sol jalíu* und einer Felsenspitze hindurchgeht. Das kleine Thal ist mit vielen Pandanusbäumen bestanden. An einer Seite desselben findet sich eine kleine Höhle, die den Tumleo als Sitz eines Geistes gilt. In derselben trifft man eine Anzahl Parak-Flöten; wer hier vorbeikommt, nimmt wohl eine der Bambuspfeifen zur Hand, um ihr zu Ehren des Geistes einige Töne zu entlocken. Die Frauen meiden ängstlich diesen Ort, da ihnen die Geister nicht hold sind. Eine Unmasse der verschiedensten Steine, die früher durch vulcanische Einflüsse aneinandergebacken einen Theil des *sol jalíu* bildeten, jetzt aber losgewaschen sind, bedecken den Grund des Thalweges.

Geht man nicht diesen Weg weiter, sondern um die Felsspitze herum, so sieht man, dass diese in zwei Hälften gespalten ist, die sich aber oben wieder vereinigen und so ein hübsches Thor bilden. Etwas weiter biegt der Weg scharf um die Ecke, wir gelangen von der Nord- auf die Westseite der Insel. Vor uns haben wir das nahe Festland, welches eine kleine Halbinsel bildet, die ziemlich die Gestalt eines Rechteckes hat. Auf beiden Spitzen steht je ein mächtiger Fels, an dem sich donnernd und schäumend die Wogen brechen. Zwischen dem Festland und unserem Standpunkt liegt eine ganze Reihe von Fels- und Korallenriffen, die ihr graues Haupt aus den Fluten hervorstrecken und bei etwas Wind von einem weißen Schaumgürtel umgeben sind. Da sehen wir zunächst den *Vóna*, »Tamara-Fels« hat ihn das Vermessungsschiff »Möwe« genannt. Er bildet fast ein kleines Eiland und erhebt sich mehr als $10\,m$ über dem Meeresniveau. Bäume und Gräser kleiden ihn in ein grünes Gewand, zwischen dem hie und da das aschgraue Gestein trotzig hervorschaut. Weiter haben wir den *Lamák* und *Pultatá* und nicht weit mehr vom Festland den *Matún*, die sich alle nur $1—2\,m$ über die Hochflut erheben. Zwischen diesen Steinen erstreckt sich ein großes Riff, dessen höchste Spitzen bei niedriger Ebbe sichtbar werden. Zwischen dem *Vóna* und unserem Standort, wie auch zwischen dem *Vóna* und dem Festland bleibt je eine Passage für Schiffe, die natürlich nicht so ganz ungefährlich ist, zumal es noch einige Riffe dort gibt, die Fahrzeugen von größerem Tiefgang überhaupt den Weg versperren.

Gehen wir jetzt weiter, so müssen wir auch eine kleine Klettertour machen und befinden uns nach einer Minute in einem ziemlich von allen Seiten eingeschlossenen Thal, welches etwa 1 *ha* Ausdehnung haben mag. Bald gelangen wir auf einen Fahrweg, den unsere Mission vor einiger Zeit schlagen ließ, um zu den Steinen des *sol jalíu* zu gelangen, die ein gutes Baumaterial liefern. Derselbe führt uns auf die Spitze des Berges, von wo man eine schöne Fernsicht bis auf 24 Meilen in der Runde hat. Für die Schiffe bildet der *sol jalíu* ein gutes Wahrzeichen, welches schon zwei bis drei Stunden vor der Ankunft zu sehen ist.

Im übrigen ist der größte Theil der Insel mit Wald bestanden. Der Nutzhölzer gibt es nur wenige; das meiste Holz, was hier wächst, ist für den Schreiner und Zimmermann unbrauchbar, da es dem Wetter und schädlichen Insecten keinen Widerstand zu leisten vermag. Von den Nutzhölzern seien erwähnt: Eisenholz (Afzelia bijuga), Catapa terminalis, die Casuarina, die Betelpalme. Von weiteren Holzarten nenne ich noch Pandanus, Königspalme, Sykospalme. Von den übrigen weiß ich leider nur die Eingebornen-Namen, die hier aufzuzählen ja zwecklos wäre. Einen dichten Urwald findet man auf Tumleo nicht, dafür ist die Insel zu klein und die Bevölkerung zu zahlreich. Schlinggewächse gibt es jedoch genug hier. Manche Bäume sind über und über mit ihnen bedeckt. Darunter finden sich Exemplare von zehn und mehr Centimeter Durchmesser. Die kleinen und geschmeidigen Lianen finden eine Verwendung als Stricke.

Auf den ebenen Theilen der Insel findet man die Plantagen der Eingebornen. Indes sind dieselben weder besonders zahlreich, noch auch gut gepflegt. Die Ackererde ist etwa $1^1/_2$ Fuß tief, sie hat eine schwarze Farbe und ist von ziemlicher Güte. In den Plantagen werden Bananen, Taro, Yam, Süßkartoffeln, Kanakenkohl, Bohnen, Zuckerrohr und noch einige andere Gewächse gezogen. Die Cocospalmen befinden sich meistens in den Dörfern oder in deren nächster Umgebung. Sie liefern ziemlich reichen Ertrag.

Säugethiere und Vögel sind auf Tumleo nicht sehr zahlreich vertreten. Von den letzteren finden sich Tauben, Schwalben, Krähen, Seeadler, Seeschwalben, Honigsauger; die Singvögel fehlen gänzlich. Die Säugethiere, die heimisch sind, kann man an den Fingern einer Hand abzählen: Ratten, eine Art Eichhörnchen, Schweine, Hunde, einige Arten Fledermäuse. Die Katze wurde erst vor einigen Jahren durch die Missionäre eingeführt, ebenso die Ziege.

II. Die Bewohner Tumleos; Aussehen und Anzahl.

Die Hautfarbe der Tumleo ist eine hellbraune bis schwarze. Zwischen diesen beiden Grenzen gibt es alle möglichen Nuancen. Einige gar sind auffallend hell, man könnte sie mindestens für Kinder von Malaien und Eingebornen halten. Die schwarze Farbe ist für das Auge am angenehmsten, während die Halb-Weißen einen weniger günstigen Eindruck machen. Wegen der vielen Hautkrankheiten, die unter den Leuten herrschen, trifft man oft ganz eigenthümliche, buntscheckige Gestalten. Sogenannte Albinos habe ich hierherum noch nirgends gesehen.

In der Körpergröße bleiben unsere Tumleo meistens hinter dem Durchschnittsmaß eines Europäers zurück. Trotzdem wir Missionare gerade nicht auf unsere Leibeslänge zu pochen brauchen, kann man doch oft genug von den Eingebornen die Worte hören: »*Misionare jiji lama rakip* (Missionar, du bist ein riesengroßer Mensch)«. Im übrigen sind indes die Eingebornen durchgehends recht kräftig gebaut und gut genährt, schwächliche und krüppelhafte Personen sind selten.

Die Gesichtszüge der meisten Tumleo sind ziemlich ansprechend, fast beständig spielt ein Lächeln um den Mund. — Das Haar trägt der Tumleo-Mann in einer großen,

bald länglich, bald rundlich geformten Perücke. Frauen und Kinder tragen es meist kurz geschoren.

Die Anzahl der Bewohner Tumleos beläuft sich auf 280—290. Dieselben vertheilen sich auf die vier Dörfer: Einamúl, Sapi. Anopäs, welche den Süden, und Alí, welches den Norden der Insel einnimmt. Ein Zuzug von oder eine Auswanderung nach außen findet nicht statt. Von innen heraus scheint sich bis jetzt eine langsame Abnahme der Bevölkerung zu vollziehen. Öffentliche und geheime Schäden sind die Ursache dieser traurigen Erscheinung. Zu den ersteren gehören Kriege und Streitigkeiten, Krankheiten und Epidemien, ferner die Lebensweise der Eingebornen. Schäden mehr geheimer Art sind die Scheu der Eltern vor einer größeren Anzahl Kinder, moralische Verkommenheit, Heiraten in der Familie, Kindermord. Die einzelnen Ursachen werden im weiteren Verlauf dieser Arbeit eingehender besprochen werden.

III. Verlobung, Heirat und Ehe.

Während in Europa Verlöbnisse und Hochzeiten mit großem Pomp und vieler Freude der Betheiligten gefeiert werden, scheint der Tumleo sich unter diesen Dingen nicht viel Sonderliches vorzustellen. Eine Heirat ist denn auch mit so wenigen Ceremonien und Gebräuchen verbunden, dass man sich mit der Zeit daran gewöhnt, ohne dass irgend welche auffallende Äußerlichkeiten vorhergegangen wären, zwei gute Bekannte eines Tages als Mann und Frau wieder zu finden. Von einer glanzvollen Verlobung weiß der Eingeborne ebensowenig. Der Bräutigam geht zu den Eltern der Braut und hält um die Hand der Tochter an, wie es auch in Europa geschieht. Manchmal geschieht diese Brautwerbung schon jahrelang vor der Ehe, wenn beide Theile noch kaum dem Kindesalter entwachsen sind, andere melden sich erst kurz vor der Heirat, wieder andere, die nicht sogleich das Ja-Wort von den Eltern der Braut erhoffen dürfen, offenbaren sich letzterer allein und warten auf eine günstige Gelegenheit, ihre Bitte mit Erfolg anzubringen. Ein Vierter holt sich ohne viel Umstände bei Nacht und Nebel unter seinen Bekannten eine Frau, wohl nicht ohne Einwilligung der letzteren. Ernstere Streitigkeiten scheint es bei diesem Acte nicht abzusetzen. Es gehört allerdings zum guten Ton, dass die Betheiligten bei solchen Gelegenheiten einige Tage bewaffnet und im Kriegsschmucke herumlaufen, von Gefahren sprechen, die ihnen drohen, wenn sie in das Dorf oder den Dorfbezirk der anderen Partei kommen, aber die Sache entbehrt jeden Ernstes. Es wurde eben von jeher so gehalten, und »wie die Alten sungen, so zwitschern die Jungen«. Die Verlobung geschieht auf Tumleo in der Weise, dass der Bräutigam der Braut ein kleines Geschenk schickt, ein Kleid, Cocosnüsse, Betelnüsse und Betelpfeffer. Letztere scheinen bei jeder Verlobung eine Rolle zu spielen. Die Annahme dieser Sachen von Seiten der Braut gilt als Gegengelöbnis ihrerseits.

Die Heirat wird in der Weise vollzogen, dass die Braut ein kleines Essen im Hause ihrer Eltern oder Verwandten oder auch wohl anderswo bereitet und dazu den Bräutigam einladet. Das Erscheinen desselben bei dem Mahle besiegelt den Ehebund. Von einer Betheiligung weiterer Kreise an einer solchen Feier habe ich noch nie gehört. Bei der Heirat macht der Mann den Eltern seiner Braut auch wohl kleine Geschenke an Nahrungsmitteln, Schmucksachen, Waffen, Arbeitsgeräthen u. s. w. Diese Geschenke sind aber so gering, dass sie auf keinen Fall als ein Kaufpreis für die Frau betrachtet werden können. Ein durchschlagender Grund für die Richtigkeit obiger Behauptung ist der Umstand, dass diese Geschenke an die Verwandten der Braut gar nicht nothwendig sind, sondern vom freien Willen der Betheiligten abhängen. Die Ehehindernisse der Verwandtschaft und Schwägerschaft werden auch von unseren Tumleo respectiert. Es

ist mir aber nicht klar, bis zu welchem Grade diese Ehehindernisse gelten und ob unter Umständen keine Ausnahmen von der Regel gemacht werden. Ein anderer Gebrauch bringt es mit sich, dass vielfach wechselseitige Heiraten zwischen zwei Familien stattfinden, so dass das zwischen beiden geknüpfte Band dadurch noch inniger wird. Heiratet z. B. ein Jüngling in eine andere Familie, so heiratet ein Mitglied jener Familie eine seiner Schwestern oder eine seiner anderen weiblichen Verwandten. Die Leute sehen bei Verlobungen oft sehr darauf, dass ihren Verwandten auch Gelegenheit geboten wird, in jene Familie zu heiraten. Jüngst noch klagte mir ein Jüngling: »Was sagst du von der Juak (er meinte seine Schwester), die hat sich da plötzlich mit dem Wuimatjim verlobt, und der Mensch hat nicht einmal noch eine Schwester, was soll ich da jetzt anfangen, wie komme ich da zu einer Frau?«

Die Heiraten geschehen wohl zum größten Theile aus gegenseitiger Neigung der Contrahenten zueinander. Meist haben wir es hier mit Monogamien zu thun. Früher gab es in Tumleo vier Männer, die zwei Frauen hatten, in letzter Zeit sind noch drei neue dazugekommen, indem ältere Witwen sich mit Männern, die schon eine Frau hatten, verehelichten. Es ist ganz auffallend, dass Witwen vielfach erst dann wieder heiraten, wenn ihre Kinder, besonders die Jungen, schon herangewachsen sind. Es scheint somit, dass die älteren Kinder sich wenig mehr um die Mutter kümmern, wenn sie Witwe ist, und diese, um den jungen Leuten gegenüber ihre Autorität zu wahren und eine Stütze für das Alter zu haben, eine zweite Heirat eingeht, und zwar mit einem bedeutend jüngeren Manne, bei dem sie ganz gut Mutterstelle vertreten könnte. Ein älterer Mann würde eben auf die Dauer auch seine Frau nicht länger ernähren können. In anderen Gebieten scheint die Polygamie recht oft vorzukommen, man findet da Männer, die drei und mehr Frauen haben. Warum Doppelheiraten nicht auch hier häufiger vorkommen, dafür weiß ich keinen greifbaren Grund anzugeben, denn an Gelegenheit zu heiraten fehlt es den erwachsenen Männern nicht, da es eine große Anzahl Witwen hier gibt.

Ehescheidungen kommen bei den Eingebornen recht oft vor, manchmal ohne jede greifbare Ursache. Bald ist der Mann der schuldige Theil, »*sapor sauwen*«, sagen die Leute, »er will seine Frau nicht mehr«, bald ist es die Frau, die das Joch der Ehe abstreift, »*sauwen eirahil ra*«, heißt es dann, »die Frau ist durchgebrannt«. Öfter gelingt es wohl, ein solches Pärchen wieder zu versöhnen oder zusammenzubringen, oft aber schreiten beide Theile wieder zu einer neuen Ehe. Dass durch solche Trennungen der Verbreitung des Christenthums große Hindernisse in den Weg gelegt werden, ist klar, zumal da solche Ehescheidungen so oft vorkommen. Unter den etwa 45 Ehepaaren, die hier auf der Insel leben, mag wohl der dritte Theil in irgend welche Geschichten dieser Art verwickelt sein.

Der Tumleo-Jüngling heiratet fast immer auch eine Tumleo-Frau, aus dem einfachen Grunde, weil seine Zukünftige sich auf das Töpferhandwerk verstehen muss, falls sie in der Familie von Nutzen sein will. Da nun die Mädchen und Frauen anderer Stämme nichts von der Töpferei verstehen und auch dieses Handwerk nicht erlernen, so verzichtet der Tumleo lieber auf die Heirat, als dass er eine Frau heimführte, die nicht in diesem Gewerbe bewandert ist. Sonst ist Ehelosigkeit eine Seltenheit hier, bis jetzt sind mir nur ein Mann und eine Frau bekannt, die ausnahmsweise lange mit der Heirat warteten. Ersterer wurde, wie ich glaube, durch eine Wunde (er hatte einen offenen Fuß) verhindert, eine Ehe einzugehen. Nachdem wir dem Übel abgeholfen, nahm er bald eine Frau. Frühe Heiraten finden hier wohl kaum öfter statt, als in Europa. Die Mädchen sind meist schon erwachsen, wenn sie heiraten, und die Jungen müssen erst einen ordentlichen Bart haben, ehe sie daran denken dürfen.

IV. Geburt und Erziehung.

Bei der Geburt eines Kindes macht der Tumleo nicht viel Aufhebens. Es scheint fast, dass die Leute eine gewisse Scheu davor haben, solche Familienangelegenheiten in die Öffentlichkeit zu bringen. Es ist mir schon vorgekommen, dass ich erst nach Monaten erfuhr, dass einem guten Bekannten der Mission ein Kind beschert worden war, trotzdem ich vielleicht Dutzende Male am Hause des Betreffenden war. Der Vater hatte nie auch das Geringste von seinem jüngsten Sprösslinge vermerken lassen. Die ersten 5—8 Tage nach der ersten Niederkunft verbringt die Mutter mit dem Neugebornen in einem armseligen Häuschen, welches bald bei ihrer Wohnung, bald im Walde, aber immer in der Nähe der See liegt. Die Frau darf in dieser Zeit keinen Mann sehen, selbst nicht den eigenen Gatten. Wir wissen noch nicht recht, welche Vorstellung bei dieser Sache im Spiele ist. Die Männer selbst fürchten sich davor, eine solche Frau zu sehen, sie glauben, dass, wenn solches geschähe, ihr Körper aufschwellen würde und sie sterben müssten. Sind die 5—8 Tage um, so begibt sich die Mutter nach Hause. Sie bleibt aber in den ersten drei Monaten fast immer drinnen und kommt selten ans Tageslicht. Nach Beendigung dieser Zeit tritt der junge Weltbürger seine öffentliche Laufbahn an. Bei einer zweiten oder weiteren Geburt braucht die Mutter nicht mehr in das obenerwähnte Häuschen zu gehen, auch ist der Aufenthalt im Hause dann kürzer bemessen. Vielfach bringt die Mutter diese Zeit dann bei den Verwandten zu. Auffallend ist es, dass Eingeborne, besonders Frauen oder Mädchen, die sich wegen eines religiösen Gebrauches oft längere Zeit im Innern des Hauses aufhalten müssen und während dessen nicht den versengenden Sonnenstrahlen ausgesetzt sind, eine viel lichtere Haut bekommen, als sie früher hatten. Sobald sie jedoch wieder ans Tageslicht kommen, wird die Hautfarbe wieder dunkel wie zuvor.

Die Tumleo-Frau nährt ihr Kind viel länger, als dies bei uns in Europa der Fall ist, die Kleinen werden erst mit dem dritten oder vierten Jahre ganz entwöhnt. Daneben aber bekommen sie auch bereits frühzeitig andere Nahrung, schon in den ersten Monaten lernen sie das Fleisch der Cocosnuss, die sogenannte Kopra, Kartoffeln, Sago und Fische essen. Das Kind braucht bloß eine oder die andere Woche alt zu sein, dann fängt die besorgte Mutter schon an, es mit der Nutzbarkeit dieser Dinge bekannt zu machen. Wiegen, Bettchen und Kinderkleider sind für den kleinen Tumleo ein überflüssiger Luxus. Bis das Kind laufen kann, trägt die Mutter es meist in einer breiten Binde, die sie nach Art einer Schärpe angelegt hat, auf der Seite. Wenn das Kind einmal sich selbst fortbewegen kann, dann bildet der Ufersand oder die gute Mutter Erde sein Bettchen. Das Wasser macht den kleinen Tumleo nicht so oft Grausen als den Kindern in Europa. Wenn die Tumleo-Frau jeden Tag einmal ihren kleinen Liebling in der See badet, so meint sie schon übergenug gethan zu haben. Meistens sind solche Reinigungen von einem lauten Kinderconcert begleitet, just wie in der lieben Heimat drüben.

Auffallend ist, dass es hier so selten vorkommt, dass die Mutter ihr erstes Kind behält. Fast immer stirbt dasselbe, und wenn man einmal glaubt, diese oder jene Frau mache eine Ausnahme, so hört man nachher, dass sie schon früher ein Kind durch den Tod verloren habe. In dem Augenblicke, wo ich diese Zeilen schreibe, kann ich ohne weiteres Nachdenken vier junge Frauen aufzählen, die in den benachbarten Dörfern Anopäs mit etwa 35 und Einamúl mit etwa 80 Einwohnern ihre ersten Kinder verloren und das während der letzten 11—12 Monate. Ob das damit zusammenhängt, dass die Mutter das elende Häuschen, von dem ich oben sprach, beziehen und sich auch nachher so abgeschlossen halten muss? Das ist wohl nicht der einzige Grund, aber vielleicht doch einer von den Gründen, die diese Thatsache erklären. In den

vier Jahren, welche wir hier auf der Insel sind, wurden in den drei Dörfern Einamúl, Sapí und Anopäs mit etwa 210—220 Bewohnern nach unserer Aufzählung von etwa 28 betheiligten Ehepaaren 38 Kinder geboren; von diesen Kindern starben 11; davon bilden die Erstgeborenen die Hälfte. Diese Aufzeichnung ist nicht ganz genau, da wir im Anfange die Leute noch nicht kannten; es mögen einestheils einige Geburten, anderntheils auch einige Todesfälle von Kindern uns unbekannt geblieben sein. Annähernd richtig dürften aber die Zahlen doch sein.

Von einer Erziehung der Kinder kann bei den Tumleo keine Rede sein. Wenn die Kinder noch klein sind, sind die Eltern recht besorgt für dieselben, und umgekehrt zeigen auch die Kinder eine große Anhänglichkeit an die Eltern. Mit zunehmendem Alter der Kinder aber erkaltet vielfach ihre Liebe zu Vater und Mutter, letztere dagegen bewahren den Kindern auch bis ins Alter hinein meist eine große Zuneigung. Von kindlichem Gehorsam weiß der kleine Tumleo nicht viel. Schon frühe lernt er es, seinem Eigenwillen nachzugehen, den Trotzkopf zu spielen, das zu thun, was ihm beliebt. Die Schwachheit der Eltern ist all dem sehr förderlich; denn sie bringen es kaum über das Herz, dem Sprösslinge eine Tracht Prügel zu verabreichen. Nur wenn sie zornig sind, dann setzt es oftmals etwas ab. Ein Beispiel indes, dass die Eltern je ein Kind misshandelt hätten, ist mir unbekannt; selbst wenn der Vater erzürnt ist, kommt so etwas nicht vor.

Wenn die Kinder so weit sind, dass sie sich selbst helfen können, denken sie schon bald selbst daran, sich einen Theil der nothwendigen Nahrung zu verschaffen. Der Wald bietet so manche Früchte und Gemüse, die essbar sind, es gibt dort so manches Thierchen, angefangen von der Raupe, dem Holzwurm u. s. w., das einen kleinen Braten gibt, die See ist so reich an Fischen und anderen schwimmenden Lebewesen, dass es nicht gerade schwer ist, eine Zulage zur mütterlichen Küche zu erlangen. Auf das Kochen versteht ein Tumleo-Bürschchen von 6—7 Jahren sich ganz famos. Es brät sich Kartoffeln, macht sich verschiedene Salate zurecht, kocht und schmort Fische und anderes Gethier, und dies alles mit einem Ernst und einer Geschicklichkeit, die einem Erwachsenen alle Ehre machen würden.

Auf das Spielen sind die Kinder hier nicht so versessen, wie in Europa, jedoch ist immerhin ein guter Theil des Tages dem Spiele und der Erholung gewidmet. Bald tummeln sie sich in der See herum und halten Wettschwimmen, bald wählen sie den Ufersand als Spielplatz. Das einemal treiben sie sich auf den freien Plätzen im Dorfe herum, das anderemal geht es in den Wald hinein. Spiele, ähnlich den unseren, kennen die Tumleo-Kinder in Menge. Ein besonders beliebtes Spiel ist: Schießübungen mit dem kleinen Kinderbogen. Diese Übung hat für die Knaben den praktischen Nutzen, dass sie sich zu tüchtigen Schützen heranbilden. Auch Mädchen sieht man wohl den kleinen Bogen handhaben. Ein anderes Spiel ist das »Kartoffelpflanzen«. Dieses Spiel führt vor Augen, wie zwei Leute auf demselben Felde eine Pflanzung anlegen, ohne dass der eine etwas von der Absicht des andern weiß. Sehr treffend wird dabei die Überraschung der beiden Pflanzer über das Resultat ihrer Arbeit zur Darstellung gebracht. Ein weiteres Spiel ist das »Vogelspiel«, welches einen größeren Vogel vorführt, der seine Jungen gegen fremde Eindringlinge vertheidigt. Besonders gern treiben die Kinder Reigenspiele; dieselben werden stets mit fröhlichem Gesange begleitet. Stundenlang können dabei die kleinen Hände und Beinchen in Bewegung sein, die Jugend versäumt über diesen Spielen Schlafen und Essen und scheint nicht müde werden zu wollen, bis schließlich der untergehende Mond, denn solche Spiele finden meistens des Abends beim Vollmondscheine statt, dem Jubel ein Ende macht. Der Spielsachen kennen unsere Kinder nicht sehr viele. Ich erwähnte oben schon den Kinderbogen, dann machen die

Väter auch wohl kleine Schiffe für ihre Jungen. Der Ball (*tjapán*; Abb. 196) ist auch hier bekannt, nur tritt ein Geflecht aus Gras oder aus Bananenblättern an Stelle unseres Gummiballes; Knaben wie Mädchen spielen mit ihm, jedoch letztere mehr als erstere; der Ball wird in die Höhe geworfen und fällt dann mit der flachen Seite in die ihn auffangende Hand, wobei er ordentlich aufklatscht[1]).

Die Kinder lieben es auch, kleine Schiffe auf die See hinauszuschicken. Eine Cocosschale dient als Schiffsrumpf, ein Grashalm als Mast, ein Blatt ersetzt die Segel. Manchmal findet man mitten auf der See, wenn man eine Bootfahrt macht, ein kleines Schiffchen aus Holz, welches von Kinderhand den Wellen anvertraut wurde. Zeichnen und Malen

Abb. 196. Spielball ($^1/_4$ n. Gr.).

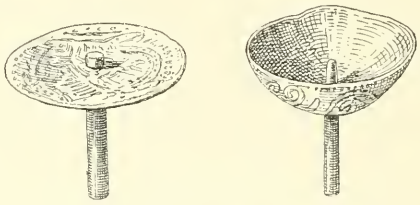


Abb. 197. Kreisel ($^1/_4$ n. Gr.).

Abb. 198. Ornament der Drehscheibe der beiden Kreisel (Abb. 197, $^1/_2$ n. G.).

auf dem glatten feuchten Sande, den die Wellen an das Seeufer heraufspülen, ist auch eine Lieblingsbeschäftigung der Kinder. Segelschiffe, Dampfer, Canoes, Fische, Schildkröten, Vögel sind die Gegenstände, welche am meisten zur Darstellung kommen. Seit der Zeit, wo wir unsere Schule eingerichtet haben, sind vielfach auch die Thüren und Mauern unserer Nebengebäude mit derartigen Malereien geschmückt. Dort prangen Schiffe mit voller Takelage, mit Segel und Tauwerk; selbst Anker und Ankerkette sind

[1]) Von Suein, etwa 40 Meilen südöstlich am Festlande, kommen eine Art Brummkreisel, die aus einem kleinen Stück Cocosschale und einem durch dasselbe gesteckten Rohrstäbchen bestehen. In Tumleo heißen sie *patji-patji* (etwa = »noch nie dagewesen!«). Man nimmt entweder die Drehscheibe zwischen beide Hände, dreht sie und setzt dann den Kreisel zum Laufen auf den Boden, oder man fasst das Drehstäbchen unten zwischen Zeigefinger und Daumen der einen Hand, dreht dasselbe und lässt den Kreisel fahren. In Suein heißt der Kreisel *mitjik*. (Siehe Abb. 197 und 198.)

nicht vergessen, ein Zeichen, dass die kleinen Leute dem *lapil tjakin* »großes Schiff«, so nennt der Tumleo den Postdampfer, große Aufmerksamkeit schenken.

V. Krankheiten, Heilmittel. Krankheitszaubereien.

Erschöpfendes über die Krankheiten der Eingebornen zu schreiben, ist Sache des medicinisch gebildeten Fachmannes. Wenn daher an dieser Stelle das Thema »Krankheiten« behandelt wird, so soll gleich hier gesagt sein, dass bloß einige allgemeine Thatsachen, wie sie sich dem Auge des aufmerksamen Beobachters darbieten, angeführt werden sollen zugleich mit einigen Erfahrungen, die wir bei der Behandlung von Kranken machen konnten. Die Tumleo sind verhältnismäßig recht oft, wenn auch gerade nicht immer gefährlich, krank. In Europa gibt es Leute, die 30, 40 Jahre alt werden, ohne je einen Tag wegen Krankheit ans Bett gefesselt gewesen zu sein. So etwas kommt hier auf Tumleo nicht vor, jeder Eingeborne wird im Jahre das eine oder andere Mal krank, selbst die kräftigsten Männer sind davon nicht ausgenommen. Äußere Verwundungen sind bei den Tumleo im allgemeinen selten, die Arbeiten und Arbeitsgeräthe der Leute erklären dieses schon zum größten Theile, dagegen sind Hautkrankheiten und Geschwüre recht häufig. Von Hautkrankheiten seien erwähnt der Ringwurm und ein eitriger Ausschlag. Der Ringwurm ist eine Krankheit der Haut, die durch Eindringen eines Pilzes unter dieselbe verursacht wird. Die Krankheit breitet sich ringförmig aus, daher auch der Name. Zuerst ist eine kleine Hautstelle von ihr ergriffen, zuletzt breitet sie sich über den ganzen Körper aus. Die Haut löst sich dabei in Schuppen und kleinen Fetzen ab. Einen schädlichen Einfluss auf das sonstige Befinden scheint dieses Übel nicht zu haben, das starke Jucken, das es verursacht, ist der einzige Schaden, den es in dieser Beziehung bringt. Der Ringwurm wie auch die folgende Krankheit, »Eiterbildungen an bestimmten Stellen der Körperoberfläche«, ist ansteckend. Wenn sich letztere Krankheit herausbildet, sieht man zuerst kleine Knötchen auf der Haut, dieselben vergrößern sich, werden weich und gehen zuletzt auf, sie sind mit einem jauchigen, stinkigen Eiter angefüllt. Peinliche Sauberkeit ist das beste Mittel, diesen beiden Übeln vorzubeugen; eine Salbe, bestehend aus Waschseife, Schwefelblüte mit Zusatz von etwas Carbol, wie man sie in Europa mit Erfolg gegen Krätze gebraucht, ist ein recht wirksames Mittel, die Krankheitserreger zu vernichten und die Hautwunden zur Heilung zu bringen. Wenn allerdings der Ringwurm schon den ganzen Körper ergriffen hat, kann man ihm auf besagte Weise nicht mehr beikommen, der Kranke würde darob zu Grunde gehen, da das Mittel etwas drastisch ist. Geschwüre im Gehörgange findet man hier auch öfter, mit Erfolg kann man dabei Ausspritzungen des Ohres anwenden. Augenkrankheiten sind ziemlich selten, es kommt wohl öfter vor, dass Leute, die längere Zeit auf der offenen See fischten und ohne Schutz den Sonnenstrahlen ausgesetzt waren, sich ein Augenübel zuziehen, welches sich in einer allzugroßen Empfindlichkeit des Auges gegen Licht zeigt; aber diesem Fehler ist bald abzuhelfen, wenn man das Auge fleißig badet und sich einige Zeit im Dunkeln aufhält. Unter meinen etwa 50 Schulkindern habe ich augenblicklich drei Mädchen, welche den grauen Staar haben; zwei derselben haben ihn auf einem Auge, das dritte auf beiden Augen. Räthselhaft ist es mir, wie die kleine Anna, so heißt das letztere Kind, dabei noch etwas sieht, wenn sie auch schrecklich schielt. Das Übel ist schon so alt, dass ich längst glaubte, der Staar müsste reif sein.

Von den inneren Krankheiten ist an erster Stelle die tropische Malaria in ihren verschiedenen Formen zu nennen. Kein Tumleo bleibt von ihr verschont, der eine hat ein regelrechtes Fieber, der andere starken Schmerz in der Stirne, ein anderer Er-

brechen von Galle und galligen Massen, wieder ein anderer Schmerzen in der Leber. Glücklicherweise tritt aber die Krankheit nie bösartig auf. Es ist uns noch nie ein Fall vorgekommen, dass ein Tumleo an Malaria gestorben wäre. Den größten Procentsatz zu den Sterbefällen liefern die Lungenkrankheiten. Wenn hier für einige Zeit ein kühler Wind weht und dazu noch oft Regen fällt, haben die meisten Eingebornen an Erkältungskrankheiten zu leiden. Das tritt jedes Jahr ein- bis zweimal ein. Auffallend ist, dass während von diesen Krankheiten fast sämmtliche Insulaner betroffen werden, zu einer anderen Zeit die Kinder, und in einer ganz anderen Periode die Erwachsenen krank werden. Die schlimmste Zeit in dieser Beziehung sind die Monate August und September; solange wir hier sind, sind in dieser Periode noch immer Leute an Lungenkrankheiten gestorben. Voriges Jahr giengen ihrer acht mit dem Tode ab, jetzt, wo ich diese Zeilen schreibe (wir stehen gerade im September) habe ich wieder drei Todesfälle zu verzeichnen. Die Krankheit ist meist sehr acuter Natur, ein kräftiger Mann kann in 5—8 Tagen eine Leiche sein. Vielfach tritt vor dem Tode eine längere Bewusstlosigkeit bei den Kranken ein, dieselbe dauert bisweilen volle 24—48 Stunden. Mit gutem Erfolge haben wir gegen dieses Übel die homöopathischen Mittel Aconit und Bryonia angewendet, oft waren die Erfolge, die man mit diesem Mittel erzielte, ganz überraschende.

Von den epidemischen Krankheiten, die hier zu Zeiten herrschen, sind besonders die Blattern zu erwähnen. Diese Seuche wüthete 1895—1896 hier zum letztenmale, sie muss die Leute förmlich weggemäht haben. Aus der Zeit haben wir auch fast gar keine Kinder, es gibt manche Kleinen von 3—3½ Jahr, aber fast keine, die älter sind, bis man auf die Kinder von 6 Jahren kommt, von denen es wieder eine ziemliche Anzahl gibt. Das sind so die Krankheiten, mit denen unsere Tumleo am meisten zu kämpfen haben. Die Eingebornen sind vielfach selbst schuld daran, dass diese Zerstörer des menschlichen Organismus so günstigen Boden bei ihnen finden. Die mangelhafte Bekleidung und das gänzliche Fehlen einer Bedeckung während der Nacht, das stete Sitzen auf dem nasskalten oder feuchten Boden, das Schlafen im Freien, das alles kann auf den Organismus nur schädigend einwirken.

Heilmittel gegen eine Krankheit kennen unsere Tumleo, wie es scheint, nur wenige. Ist die Krankheit nur eine geringe, so kümmert man sich nicht viel darum; ist die Sache schlimmer, so glaubt der Tumleo zunächst stets an eine Behexung und wendet eher Mittel an, den Hexenbann zu brechen, als die Krankheit auf natürliche Weise zu heilen.

Bei solchen Hexereien sind vielfach die Geister der Verstorbenen, *mōs* genannt, im Spiele, man sucht sich daher womöglich immer auf guten Fuß mit ihnen zu stellen.

Hat jemand eine Krankheit, die den ganzen Körper angreift, so nimmt man an ihm die Procedur des *ralí mäl*, d. h. des Bestreichens mit Mälkraut, vor. Man macht das in folgender Weise: Einige Männer gehen in den Busch und sammeln dort verschiedene Kräuter als *mäl mōs*, d. h. Mäl des Mos, eine Art Pfefferminz, *mäl tjep, seijú, einátun, njaun raun*. Die Pflanzen werden in ein oder je nach der Zahl der Kranken in mehrere kleine Bündel zusammengebunden und nach einem *alól*-Platze gebracht. Dort wird ein Feuerchen angezündet, und das oder die Kräuterbündel werden darauf gelegt und eine Zeitlang geschmort. Dabei fließt der heiße Saft aus den Pflanzen heraus, und im Innern des Bündels entwickelt sich eine ziemlich starke Hitze. Scheint den Leuten das Zeug heiß genug zu sein oder genug geschmort zu haben, so wird der Kranke herbeigerufen oder auf den *alól*-Platz getragen. Dort muss er sich mit gespreizten Beinen hinstellen. Zwei Männer nehmen nun die Ceremonie des Bestreichens vor. Einer von ihnen nimmt das Kräuterpäckchen, und zwar feierlich hinter dem Rücken her und

legt es dem Kranken zwischen die Füße. Hierauf öffnet er das Päckchen, nimmt etwas von den Kräutern und schlägt leicht damit den Körper und die Beine des Kranken. Dasselbe thut auch der andere Mann, der das Bestreichen mit vornimmt. Die Eingebornen nennen das *pakúp* = Bedecken (mit den Kräutern). Während die zwei diese Ceremonie vornehmen, sprechen sie, und falls noch andere Männer herumstehen, diese die folgenden Worte:

Pup, apuinjeí kaheí, ko neíu, ko ās,
Urgroßvater, Großvater oder Vater herab! wir geben Cocosnüsse, geben Sagobrei.
ko paúp, kokáva, jeijeí saün vonín. Su li su maul, palé
geben Fische, gehe weg, er (sei) Körpers guten. Etwas Osten, etwas Westen. nicht
kajémpetj, kápu vonín; kapál Leming ko etét suvakeí; nu vonín, etít
fange an, sei gut; sage (den) Leming zu geben uns Tabak; See gut, wir
kaótj vut, eileijelpetj, paúp kápu tjol matá, etét
stoßen ab Norden, es ist die stürmische Zeit, Fische bleiben (auf) Stelle einer, wir
mataótj. Majér sos, sos oh, etét matahéo sos,
schießen sie. Die Wogen ruhig (im) Süden, (im) Süden oh, wir fahren (nach) Süden,
majér jalíu sála, etét mataótj vut.
die Wogen (auf) der See ?, wir stoßen ab nach Norden.

In flüssigerem Deutsch: »Geist des Urgroßvaters, des Vaters komm heraus! Wir geben dir Cocosnüsse. Sagobrei. Fische. Geh fort (von dem Kranken). Er sei gesund. Stifte hier und dort (= allüberall) nichts Schlechtes an. Der Kranke sei gesund. Sag den Lemingleuten (o Geist), dass sie uns Tabak geben. Sind die Wogen ruhig, so stoßen wir vom Lande abfahrend nach Norden (nach Tumleo) ab, es ist Nordwestzeit (wo die Brandung groß ist). Die Fische mögen auf einer Stelle bleiben, wir werden sie dann schon fangen; die Wellen im Süden, o im Süden (an der Lemingküste) mögen sich glätten, dass wir nach Süden (Leming) fahren können. Die See draußen soll sich glätten, dass wir vom Land nach der Heimat abstoßen können.«[1]) Ist die Bestreichung zu Ende, so legt man die Kräuter auf den Boden und befeuchtet (mit dem Finger) das Ohr des Kranken mit Speichel, welcher durch Zerkauen von Betelnuss, Pfeffer und Kalk blutroth gefärbt ist. Ebensolchen Speichel spuckt man unter die Achselhöhlen des Kranken. Dann zieht man die einzelnen Finger des Kranken, dass sie knacken, und spricht dabei wieder einige der vorhergehenden Worte. Dann nehmen drei Mann je einen *voljú*-Zweig, packen denselben an den beiden Enden an und bilden damit einen Halbbogen (Abb. 199), und mit der Mitte des Bogens *(a)* streichen sie den Kranken ab von Kopf bis zum Fuß, indem sie dabei sprechen:

Abb. 199.

kalúj parés, kalúj njára, kalúj tjanjír, kasí,
Umfassend lass los, umfassend lass ab. umfassend lass fahren. geh weg.
kápu rien, kasí, kápu palók, rien nalí,
bleib (in) dem Wasser, geh weg, bleib (in) dem Schlammgrunde. das Wasser geht östlich,
palók nalí.
der Schlammgrund geht östlich.

»(Geist, der du den Kranken in Besitz genommen), lass los, lass ab von ihm, lass ihn fahren. Geh zu dem Wasser, in den Schlammgrund, das Wasser ist östlich,

[1]) Beim Abfahren vom Land gegen die Brandung benützt man die Stoßstange, weil der Grund dort noch nicht tief ist. Das Canoe erhält dadurch größere Fahrt und mehr Kraft, gegen die Brecher anzukommen.

der Schlammgrund östlich.« Hierauf wird das Kräuterbündel auf die *tjol páru* (Schädelstätte beim *alól*, s. S. 292) gebracht. Eine kleine Mahlzeit vereinigt nachher noch die Männer eine Zeitlang beim *alól*.

Bei Verwundungen einzelner Körpertheile sowie Schmerzen in denselben wendet man das Besprechen an, unsere Leute nennen es *nahám*. Neulich verletzte sich ein Einamúl-Mann am Auge, ein Holz war ihm ins Gesicht geschlagen. Ich kam gerade dazu, wie sein Bruder die Wunde besprach. Er nahm ein Blatt, hier *molraún*, d. h. Blatt vom Molbaume, genannt, bespie dasselbe und bestrich dann zu wiederholten Malen mit dem Blatte das Auge von oben nach unten. In einer Hand hielt er ein Stückchen *vorvór*-Rinde, die am Festlande wächst und, wie ich glaube, mit der *masól*-Rinde identisch ist. Die Tumleo brauchen bei ihrer Toilette und bei Behexungen diese Rinde, die einen eigenthümlichen scharfen Geruch von sich gibt. Von dieser Rinde hatte er ein Stückchen abgebissen, gekaut und dasselbe dann auch mit dem Speichel vermischt, der auf das Blatt gespieen war. Bei der Vornahme der Bestreichung mit dem Blatte sprach der Mann folgende Worte:

Matalangén	*motj*	*oh!*	*Matalangén*	*paróng*	*oh.*	*Laúl oh,*	*lavít oh,*[1])	*kanjun njára,*
Auge	klar	oh!	Auge	offen	oh,	?	?	anziehe los,

[1]) Die Worte *laúl oh*, *lavít oh*, sind mir noch unbekannt. Ein Mann sagt mir, man brauche dieselben, wenn man sich z. B. in der Brandung befände und es käme ein hoher Brecher, der einen über den Kopf zusammenschlüge; ich habe deshalb in der freien Wiedergabe für diese Worte die Übersetzung gewählt: Achtung da! Vielleicht wäre noch besser der Ruf: O weh! oder O was ist das doch! Zu bemerken ist noch, dass sowohl hier als auch auf S. 285 bei der interlinearischen Übersetzung die Wörter stets in ihrer ursprünglichen Bedeutung übersetzt sind, daher manchmal der Sinn etwas verworren, z. B. *kaip* heißt »berühren«, »anfassen«, *parés* heißt »herab«. Der ganze Ausdruck *kaip-parés* dagegen lautet: »ab-, loslassen«. Ein anderesmal erblickte ich eine mir gut bekannte Frau, die in der Nähe ihres Hauses am Boden kniete. In der Hand hielt sie ein Kräuterbüschel von Blättern, die hier *maaúl sakúl* genannt werden. Sie tunkte dasselbe in einen vor ihr stehenden, mit warmem Wasser gefüllten Topf, bestrich sich damit die linke Seite und spie auf dieselbe Stelle Speichel, der mit gekauter *vorvór*-Rinde vermischt war. Während der Procedur murmelte sie einen Spruch her. Ich fragte die Frau: »Tentjám, was machst du da!« Sie antwortete mir: »Ich habe in der linken Seite Schmerzen und bespreche die Stelle, damit die Schmerzen weggehen.« Das Besprechen nannte sie auch *nasám* oder *nahám*. Auf meine Bitten sagte sie mir auch am andern Tag das Sprüchlein, das sie bei dem Besprechen gemurmelt hatte. »Viele Frauen und auch die Männer kennen dasselbe nicht,« sagte sie mir, »ich dürfe es auch sonst niemand sagen.« Das Sprüchlein lautete:

Eipaú	*tamín*	*salés,*	*salés,*	*salés.*
Eipaus	Vater	glatt,	glatt,	glatt.
Eipaú	*tamín*	*tjatjír,*	*tjatjír,*	*tjatjír.*
Eipaus	Vater	rücke.	rücke,	rücke.
Motj	*tamín*	*salés,*	*salés,*	*salés.*
Motjs	Vater	glatt,	glatt,	glatt.
Motj	*tamín*	*tjatjír,*	*tjatjír,*	*tjatjír.*
Motjs	Vater	rücke.	rücke,	rücke.

Übersetzen kann ich das Verschen beim besten Willen nicht. *Eipaú* soll, wie mir die Frau sagte, in der Geheimsprache Sago bedeuten. *Motj* heißt sonst »rein«, kann aber hier nicht Attribut zu *tamín* »Vater« sein, da es dann nachstehen müsste. Äußerlich möchte der Zauberspruch fast einem der vielen sinnlosen Sprüche dieser Art gleichsehen, wie sie ja auch im Volksaberglauben »civilisierter« Völker vorkommen. Jedoch ist es auch nicht ausgeschlossen, dass der Spruch etwas Vernünftiges bedeutet, dass er an einen Ahnengeist oder sonstigen Geist gerichtet ist, der beschworen wird, den Kranken in Ruhe zu lassen, von ihm wegzugehen. Wie mir die Tentjám sagte, würden auch die *manúp*-Zweige von der Friedenspalme, die man an dem Hause befestigt, wenn ein Kranker oder Verwundeter dort sich befindet, mit denselben Worten aufgehängt, um dadurch den bösen *mos* abzuhalten, der dem Kranken schaden möchte. Als vor Jahresfrist Markós aus Sapí von einer Schlange gebissen war, und die Wunde anschwoll, brachte auch ebendieselbe Tentjám diese *manúp*-Zweige am Hause des Markós an.

kanjun njára, laúl oh, lavít oh, kalúij tjanjír, kalúij parés, naheí na, matalangén
anziehe los, ? ? umfassend los, umfassend ab, herab gehe. Auge
parúng, matalangén parúng, matalangén niétj
offen. Auge offen, Auge ?

d. h. wohl: »O Auge, sei klar, Auge, sei offen (Achtung da! [du Geist?] lasse los, lasse ab), heraus mit dir, gehe fort! Das Auge sei offen, das Auge sei offen. Das Auge??«

Manchmal gehen Schwerkranke in das Haus eines guten Bekannten oder Verwandten, sie glauben, dass der *mōs* sie da vielleicht nicht finden würde. Ist jemand ernstlich krank, so gehen die Leute auch wohl auf Reisen, um zu erfahren, ob nicht jemand von einem benaehbarten Stamme oder Dorfe den Kranken behext und dem Tode geweiht habe. Diese Behexung geschieht durch den *tjapel*. Ein Tumleo, der einem anderen übel will, sucht sich etwas von dessen Sachen, z. B. Kleid, Haare, Speichel, Blut, Speiseüberreste, zu verschaffen, wickelt das in gewisser Weise ein und wirft das Päckchen ins Feuer mit der Verwünschung, der und der, dem die betreffende Sache angehört, möge sterben. Wer eigentlich hier das *tjapel*-Machen versteht, ob es Vorrecht einer gewissen privilegierten Classe von Menschen ist, habe ich nie erfahren können. Es heißt immer: die und die Leute haben *tjapel* gemacht, aber man kann nie einen greifbaren Grund dafür finden, ob etwas an der Sache ist, und wer speciell der Schwarzkünstler ist. Wegen dieses Glaubens an den *tjapel* hüten sich die Leute mit peinlichster Sorgfalt, von ihren Sachen etwas zu verlieren. Als ein Mann, der eine Wunde im Munde hatte und daran beständig blutete, zu uns kam, um sich verbinden zu lassen, war seine treue Gattin sorgfältig bemüht, allen Auswurf zu sammeln und in die See zu bringen. Wegen der Furcht vor dem *tjapel* verrichtet der Eingeborne seine Bedürfnisse, wenn es eben geht, in der See oder im Waldesdunkel; aus Furcht vor dem *tjapel* wird alles Zeug, was man zur Wundbehandlung verwendete, sorgfältig gesammelt und ins Wasser geworfen; die Furcht vor dem *tjapel* treibt die Leute an, ein kleines Stoffetzchen, das sie verloren, mit größter Mühe zu suchen. Weilen sie in der Fremde, so halten sie alle Sachen gut bei sich, werfen alle Speiseabfälle ins Meer, ja sie verwischen sogar die Stelle, wo sie gesessen. Es ist mir aber noch nie bekannt geworden, dass die Kundschafter, die auf das Aussuchen des Kranken-*tjapel* ausgeschickt waren, je herausgebracht hätten, ob eine Hexerei vorläge, und wer den Zauber bewirkt habe.

Medicamente sind den Eingebornen hier auf Tumleo, wie schon vorhin gesagt, sehr wenige bekannt, auch von einer Pflege der Wunden verstehen sie nichts. Das einzige, was sie in der Beziehung thun, ist, dass sie dann und wann eine Wunde reinigen. Zu diesem Zwecke nehmen die Leute stets Seewasser, da das Trinkwasser meist knapp ist. Das scharfe Seewasser reizt aber die Wunden sehr, und somit ist das Reinigen derselben mit solchem Wasser der Heilung sehr wenig förderlich. Dann und wann sieht man auch einmal, dass jemand eine Wunde mit Blättern verbindet; das geschieht aber nur, um die lästigen Schmeißfliegen abzuhalten, die sich so gerne auf einer wunden Stelle niederlassen. Blutungen stillen die Tumleo gerne dadurch, dass sie die Wunde mit Korallensand bestreichen. Der Sand verbäckt mit dem Blute zu einer festen Kruste, und so kommt das Blut zum Stillstand, falls nicht gerade eine größere Ader getroffen ist, denn dann hilft natürlich das Mittel nichts.

Seitdem die Missionäre hier sind, gewinnen die Tumleo allmählich Vertrauen zur Wundbehandlung und den Medicamenten der Europäer. Im Anfange war es nicht gerade leicht, die Leute zu bewegen, bei uns Hilfe zu suchen. Das Misstrauen hielt sie vielleicht davon ab. Als sie aber allmählich einzusehen begannen, dass der Missionär stets nur auf ihr Bestes bedacht ist, fiengen sie an, in ihren Krankheiten um Rath zu bitten. Mehrere

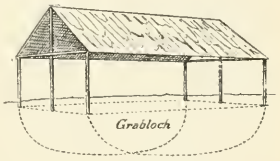
erfolgreiche Curen verbreiteten unseren medicinischen Ruf, und jetzt wird man fast überall mit Freuden aufgenommen, wenn man seine Hilfe zur Zeit der Krankheit anbietet. Leute, die uns näher bekannt sind, kommen von selbst zu uns, um Heilung zu suchen. Früher kostete es auch viel Arbeit, die Leute dazu zu bewegen, einen Verband sitzen zu lassen. Ein Mann, dem ein fallender Baum den Unterkiefer an zwei Stellen gebrochen hatte, riss sich gleich am ersten Tage zweimal den Verband herunter; ein anderer, der durch ein Unglück eine Hand verloren hatte, ließ sich in kurzer Zeit zweimal die Binden abnehmen, weil er glaubte, dadurch seine Schmerzen verringern zu können. Ich machte den Mann darauf aufmerksam, dass er diese Unklugheit wahrscheinlich mit dem Leben büßen müsste. Was ich gefürchtet, traf auch ein, nach ein paar Tagen wimmelten die Wunden von Würmern. Die Schmeißfliegen hatten in das entblößte Fleisch ihre Eier gelegt, und aus diesen entwickelte sich eine Menge von Maden; der arme Patient gieng zugrunde. Ich hielt den Männern, die dem Kranken das Verbandzeug abgenommen, eine ordentliche Strafrede und bedeutete ihnen, dass sie mit Schuld seien am Tode ihres Landsmannes. Ob das etwas geholfen hat? Thatsache ist, dass die Leute jetzt einen Verband meist ruhig sitzen lassen. Die homöopathischen Heilmittel erzielen bei unseren Kranken recht gute Erfolge. Die Leute leben nüchtern, würzen keine Speisen, kennen keine alkoholischen Getränke und sind somit recht gut für die Aufnahme der ebengenannten Medicamente disponiert. Bei Fieber thut Chinin seine gute Wirkung, der schlechte Geschmack desselben macht den Tumleo nicht viel Kopfzerbrechen; ich habe schon gesehen, wie ein Mann ganz ruhig das Chininpulver regelrecht mit seinen Kauwerkzeugen bearbeitete. Gegen die Pocken scheint das Impfen probat zu sein. Mehrere Männer von hier, die früher auswärts auf einer Plantage arbeiteten und dort geimpft worden waren, erzählten, dass sie alle von den 1895—1896 herrschenden Pocken verschont geblieben seien.

VI. Tod und Todtenfeierlichkeiten.

Ist eine Krankheit recht hartnäckig oder langwierig, so werden die Leute des Kranken leicht überdrüssig, und mancher denkt: »Wenn der doch nur bald sterben würde!« Ja, ich möchte fast glauben, dass dem Sterben dann und wann etwas nachgeholfen wird. Ein Kranker befindet sich meist in halbliegender Stellung; eine Frau aus der Verwandtschaft stützt ihn in dieser Lage. Doch lässt sie den armen Menschen nie in Ruhe, beständig wird der Kranke hin- und hergeschüttelt, bald dreht man ihn so, bald so herum, dazu kitzelt man ihn mit einer Feder in Gesicht und Nase. In und bei dem Hause eines Schwerkranken findet man stets eine Anzahl Leute aus der Verwandt- oder Nachbarschaft. Die Besucher nehmen aber meist sehr wenig Rücksicht auf den Kranken, sie machen Feuer, rauchen und qualmen, dass es einem übel werden möchte, kauen Betel, erzählen sich Tagesneuigkeiten u. s. w. Sie sagen dem Kranken geradezu ins Gesicht, dass es bald mit ihm aus sein werde. Der Ton, in dem die Unterhaltung bei einem Krankenbesuche geführt wird, ist ein ganz eigenthümlicher. Wenn der Missionär nur einigemale solchen Gesprächen gelauscht hat, dann findet er bald heraus, wo schwer erkrankte Eingeborne darniederliegen. Vor dem Tode scheinen unsere Tumleo gar keine Furcht zu haben, sie nehmen ohne Jammer und Klage von dem Leben Abschied, sie sterben meist langsam dahin, erlöschen wie eine Kerze.

Ist der Tod eingetreten, so brechen die Verwandten in ein herzzerreißendes Weinen aus, ihre Klagen sind so rührend, dass man dabei selbst ganz elegisch gestimmt wird. Ist der Todte ein erwachsener Mann, so wird gleich nach dem Hinscheiden die große Trommel gerührt, deren dumpfe Töne weithin das Ableben eines Dorf- oder Stammesgenossen verkünden.

Die Leiche wird in dem Sterbe- oder auch in einem Nachbarhause aufgebahrt, die Beerdigung erfolgt gewöhnlich nach 24—30 Stunden. Der Todte wird in halb sitzender, halb liegender Stellung mit dem Rücken an ein Brett angelehnt, der ganze Körper ist mit Lehm beschmiert, Hals, Arme, Brust und Ohren tragen Perlenschmuck oder Ringe, ein schönes Lendentuch umschlingt den Leib. Um ihn herum sind meist noch allerlei Waffen oder Schmucksachen aufgestapelt. Auch legt man wohl Schädel von Verwandten, z. B. des anderen Ehetheiles, der Kinder, zu dem Todten. Die Hausgenossen und Bekannten des Heimgegangenen bestreichen zum Zeichen der Trauer das Gesicht, den Körper, Arme und Beine mit einem gelblich weißen Lehm. Eine ganze Anzahl Leute, meist Frauen, hält bei dem Verstorbenen die Todtenwache. Sie singen fort und fort, oft die ganze Nacht, Todtenlieder in langgezogenen, klagenden Tönen. Zum Zeichen der Trauer wirft man unter Gesang und Weinen allerhand Geräthe aus dem Hause, in dem der Todte liegt, hinaus. Man kann noch lange die Scherben der Töpfe, Stücke von Pfeilen und Bogen, von Rudern auf der Schwelle liegen sehen. Handelt es sich um einen sehr geliebten Todten, z. B. um das einzige Kind, so schlägt der Vater in wildem Schmerze seine Boote oder wenigstens eines derselben entzwei, er fällt mehrere, oft bis ein Dutzend Fruchtbäume, als Cocos-, Brotfrucht-, Gemüsebäume, um seiner Trauer Ausdruck zu verleihen. Meist gehörten diese Bäume zum Eigenthume des Heimgegangenen oder waren, wenn es sich z. B. um ein Kind handelt, für denselben gepflanzt. Wenn man hier im Walde herumgeht, sieht man Dutzende dieser Bäume herumliegen; fragt man, weshalb man dieselben abgehauen, so erhält man regelmäßig die Antwort: »*Tumleo eikamät*«, »das geschah zum Andenken an einen verstorbenen Tumleo«, wörtlich: »Ein Tumleo ist gestorben«. Wir haben schon oft die Leute darauf hingewiesen, dass sie doch diese Unsitte abstellen möchten, es sei doch besser, die Bäume stehen zu lassen und sie sammt ihren Früchten für die Verwandten oder auch für die etwaigen Kinder des Verstorbenen aufzubewahren; bis jetzt hat das noch wenig gefruchtet, die Eingebornen sind eben zu sorglos, sie denken nur an heute, was nachher kommt, das wird sich schon so finden.



* Abb. 200. Grab.

Kommt die Zeit des Begräbnisses heran, so legt man den Verstorbenen in einen Sarg, der meist aus Betelholz gemacht ist und wie unsere Särge aus einem Kasten und einem Deckel besteht. Der Sarg *(rapír)* und auch der Deckel *(rapék)* sind mit Bananenblättern ausgeschlagen. Letzterer wird erst dann aufgesetzt, wenn der Sarg im Grabe steht. Das Grab wird entweder im Hause oder bei demselben gemacht. Ist das erstere der Fall, so legt man auf den Betelholzfußboden eine Lage von Baumbast, schüttet darauf Meeressand, setzt den Sarg hinein, verschließt diesen mit dem Deckel und bringt auf das Ganze noch eine 20—30 *cm* dicke Schichte Sand, und das Grab ist fertig. Wird der Todte neben dem Hause beigesetzt, so macht man eine etwa 40—50 *cm* tiefe Grube, setzt darein den Sarg und überschüttet denselben mit einer etwa 30—40 *cm* dicken Sandschicht. Über ein solches Grab wird ein kleines Schutzdach errichtet, dessen Construction man aus Abb. 200 ersehen kann. Wir konnten bis jetzt noch keinen greifbaren Grund dafür finden, weshalb man diesen Todten in, jenen außer dem Hause begräbt; in letzter Zeit hat man schon mehrfach auf unseren Wunsch hin von einer Beisetzung der Todten in dem Hause Abstand genommen. Wenn ein Haus recht klein ist, so kommt es kaum vor, dass man einen Todten darin begräbt, ist es aber groß und geräumig, so findet man auch wohl zwei Gräber in einem Hause. Während die Herstellung des Sarges den Männern

aus der Verwandtschaft des Todten zufällt, bereiten die Frauen meistens das Grab. Zu dem Begräbnis versammeln sich in der Regel viele Leute.

Die Thränen fließen bei dieser Gelegenheit reichlich, das Klagegeschrei will gar kein Ende nehmen. Die Ceremonien bei den Begräbnissen sind vielfach verschieden. Das Herausbringen des Sarges aus dem Hause nimmt meist lange Zeit in Anspruch, es wird dabei herumgeredet, bald wird der Sarg so, bald so gestellt; der eine der Betheiligten sagt hier, der andere da etwas, dass man glaubt, sie wüssten nicht recht, was zu thun sei. Doch endlich, nach langem, langem Harren scheint Klarheit in die Sache zu kommen, und der Sarg wird herausgebracht. Man stellt ihn in das Grab hinein. Bevor man den Deckel aufsetzt, nimmt man dem Todten die schönen Schmucksachen, mit denen man ihn geziert, ab und lässt ihm nur noch wenige Ringe oder Perlenschnüre. Einigen Todten gibt man Pfeile mit ins Grab, andere bekommen ein Ruder mit, anderen legt man Gebeine von verstorbenen Angehörigen bei. Einen sonderbaren Vorgang beobachtete ich vor Jahresfrist, als ein älterer Mann aus dem Dorfe Sapí begraben wurde. Die Leiche war ganz roth mit Lehm bemalt. Es dauerte eine endlose Zeit, bis der Sarg einmal aus dem niedrigen Sterbehäuschen herausgebracht wurde. Immer dachten wir, nun geht die Geschichte los, aber da gab es, wer weiß, was zu thun, und eine halbe Stunde schier musste ich mit meinem Confrater warten, ehe man die sterblichen Überreste des alten Tjápam herausbrachte. Doch jetzt hieß es, die Augen aufmachen. Teiwar, die steinalte, treue Haushälterin des Verstorbenen, hatte ein Stück Sagobrei zur Hand genommen und rieb damit den Todten ab. Während wir noch über den Sinn dieser Ceremonie nachdachten, sahen wir zu unserem Entsetzen, dass die Alte den Sago ganz munter verzehrte. Dann nahm sie einige Fische, bestrich auch damit den Todten und ließ auch diese zwischen ihren Zähnen verschwinden. Dann legte man den Sarg ins Grab, that den Deckel darauf, und nun stellten sich zwei Männer mit Bogen und Pfeilen bewaffnet an der linken Seite des Todten auf, einer am Kopf, der andere am Fußende. Beide legten einen Pfeil auf die Sehne und schossen diese in der Mitte neben dem Sarge kreuzweise übereinander, dann zog man die Pfeile wieder heraus. Letztere Ceremonie wurde auch noch neulich bei dem Begräbnisse eines Mannes aus Anopäs vorgenommen.

Das Zuwerfen des Grabes besorgt stets eine große Zahl von Leidtragenden, und zwar mit den Händen: auch bei diesem Anlasse wird viel geklagt und geweint, die Thränen, die den Augen entströmen, graben ganze Furchen in die mit Lehm bestrichenen Gesichter. Doch darf man aus dieser Thränenmenge nicht auf die Größe der Trauer schließen. Von Krokodils-Thränen wissen unsere Tumleo zwar noch nichts, aber sehr tief sitzt das Thränenwasser bei ihnen auch nicht. Wenn officiell bei ihnen geweint werden muss, dann fließen die Wasser in kleinen Bächlein; ist die Ruhepause oder das Ende des Klageliedes gekommen, dann versiegt wie mit einem Zauberschlage die Quelle.

Die Gräber sind hier auf Tumleo recht einfach gehalten, man baut ein kleines niedriges Häuschen darüber, und bemüht sich, stets den Ort rein zu halten. An bestimmten Tagen im Jahre wird eine ziemlich allgemeine Reinigung der Begräbnisstätten vorgenommen, dies geschieht etwa um den Frühlingsanfang. Die Leute glauben, dass dieser Liebesdienst, den sie den Verstorbenen erweisen, Glück auf der See und im Handel, die Vernachlässigung der Begräbnisstätten dagegen großes Unglück bringen werde. An dem frischen Grabe wird eine Zeitlang ein Feuer unterhalten. Im Sterbehause selbst muss eine weibliche Anverwandte des Verstorbenen, seine Frau, Schwester, Schwägerin, Nichte oder Tante noch längere Zeit Todtenwache halten. Diese Todtenwache dauert einige Wochen bis zwei, drei Monate; sie schließt mit einem kleinen Feste, an dem Verwandte und Nachbarn des Verstorbenen theilnehmen. Nach dieser Zeit wird auch das Feuer am Grabe

nicht mehr unterhalten, man glaubt, dass der Geist, der bis dahin noch nicht an dem Orte der Seligen weilte, nun an seinen Bestimmungsort gelangt ist (s. S. 298). Die Todtenwächterin muss stets im Hause bleiben, nur bei wichtigen Umständen darf sie selbes verlassen; zum Zeichen der Trauer ist sie mit Lehm bestrichen, von Zeit zu Zeit lässt sie Klagelieder in weinendem, wehmüthigem Tone erschallen. Sonst kann sie irgend eine Arbeit vornehmen. Durch das lange Verweilen in dem Innern des Hauses wird, wie ich schon früher bemerkte, die Hautfarbe der betreffenden Person eine ganz helle, doch dauert das nur so lange, als ihr Hausarrest anhält, sobald sie sich wieder der Sonne aussetzt, wird die Haut so dunkel wie vorher.

Unsere Tumleo glauben ganz bestimmt an eine Fortdauer der Seele nach dem Tode, haben auch eine Ahnung von Belohnung oder Strafe, die der Menschen wartet, aber es ist recht schwer, etwas Bestimmtes über ihre diesbezüglichen Ansichten zu erfahren, da die einen die Sache so, die anderen so darstellen. Es scheint mir fast, dass ihre gegenwärtige Anschauung über das Leben nach dem Tode, und ihre ganze Religion und ihr ganzer Geisterglaube nur mehr die Bruchstücke eines früher besser ausgebildeten religiösen Systems sind. Da über diese Punkte aber in dem Capitel »Religion« Näheres gesagt werden wird, will ich mich hier mit wenigen Andeutungen begnügen. Das Andenken an die Todten wird öfters im Jahre begangen, so wie vorhin schon gesagt, bei der Reinigung der Gräber, dann finden auch sonst noch kleine Feste zu ihrer Ehre statt. Jüngst gieng ich durch ein Dorf und hörte aus einem Hause lautes Weinen. Ich gehe hin und frage: »Alök, warum hast du dich denn so mit Lehm beschmiert und weshalb weinst du so?« »Ich beweine meinen verstorbenen Bruder«, sagt die Angeredete. Der betreffende Bruder ist aber schon vor zehn Monaten gestorben. Auch setzt man wohl den Todten ein Denkmal. In Tumleo sind diese meist recht einfach, man fällt einen jungen, 7—10 *m* hohen Baum, entlaubt ihn und steckt ihn bei dem Hause des Verstorbenen in den Boden. Die Äste des Baumes werden mit Erdfrüchten, Cocosnüssen, Lendentüchern, Töpfen und Schmucksachen behangen. Während die Gräber und Grabdenkmäler der Tumleo recht einfach gehalten sind, findet man bei den Festlandbewohnern vielfach sehr nett geschmückte Gräber, die ganz gut auf einen europäischen Kirchhof passten. Sie sind mit einem Lattenzaun umgeben, manchmal sind kleine, niedlich geflochtene Häuschen über denselben errichtet, manchmal ist die Grabstätte ein schönes Blumengärtchen, und mancher Gärtner einer europäischen Residenz würde sich freuen, wenn er die farbenprächtigen Blumen ziehen könnte, die dort bei geringer Pflege gedeihen. Auch findet man dort ganz imposante Grabdenkmäler. Dieselben sind über und über mit allerlei Esswaren, Geräthschaften und Waffen behangen. Am Fuße des Denkmals lehnt ein hölzerner Kriegsschild, der mit einigen dreißig Pfeilen, die nicht selten die zolldicke Bretterwandung durchschlagen haben, gespickt ist. Solche Grabdenkmäler machen, ich möchte fast sagen, einen großartigen Eindruck.

Während man in Europa die Gebeine des Entschlafenen ruhig dem Auferstehungstage entgegen schlummern lässt, dauert die Grabesruhe des Tumleo meist nicht lange, indem dieselben nach zwei bis drei Jahren wieder ausgegraben werden. Dieses Ausgraben der Todtengebeine ist stets mit großen Feierlichkeiten verbunden, besonders, wenn es sich um einen erwachsenen Mann handelt. Diese Todtenfeierlichkeiten werden im Monate December vorgenommen. Zur bestimmten Zeit versammeln sich die Jünglinge und Männer des Dorfes, um die Vorbereitungen zu treffen; sie schleppen einen ganzen Haufen von Waffen und Schmucksachen zusammen und stapeln diese in der Nähe des Hauses, welches dem betreffenden Dorfbezirke seinen Namen gibt, auf. Die Sachen werden schön geordnet und gruppiert, manches Museum würde sich glücklich schätzen, eine

solche Sammlung von Ethnologica zu besitzen. Hierauf setzen die Männer sich gruppenweise zusammen und bereiten ein kleines Essen. Ein jeder der Theilnehmer trägt etwas zu dem Schmause bei, der eine hat Cocosnüsse, der andere Sago mitgebracht, ein dritter brät Kartoffeln, ein vierter hat einige Fische, ein weiterer besorgt das Gemüse. Nachdem der Hunger gestillt ist, greift man zur Cigarre oder zur Betelnuss. Während des Mahles und Rauchens wird fleißig geplaudert und erzählt. So wartet man geduldig, bis die Mittagszeit kommt. Steht die Sonne im Zenith, so kann das Ausgraben der Gebeine vor sich gehen. Es begeben sich zu diesem Zwecke mehrere Leute zu der oder zu den Begräbnisstätten, räumen die kleinen Häuschen und andere Sachen weg, die man bei dem Grabe niedergelegt oder angebracht hat, und fangen an, mit den Händen die Gebeine auszugraben. Zuerst wird der Kopf bloßgelegt, derselbe wird auf den Platz vor dem Bezirks- oder Jünglingshause gebracht. Dann gräbt man auch die anderen Gebeine aus. Einige derselben stecken die Leute zu sich, z. B. die Unterarmknochen, die Schulterblätter, die Rippen, die Halswirbel, die anderen werden gesammelt und neben dem Grabe niedergelegt. Auch die Schmucksachen, die dem Todten mitgegeben wurden, werden herausgegraben, mit Wasser übergossen und dann von den Lebenden wieder getragen. Die Theile des Sarges, die sich noch vorfinden, werden auch zu den übrigen Gebeinen gelegt. Das Ganze wird dann gesammelt und in das Leichenwäldchen gebracht.

Das Leichenwäldchen, *tjol páru* nennen die Tumleo es, ist ein kleines Gebüsch, in das die Gebeine, Sargüberreste und andere Sachen, die mit den Todten in Berührung gekommen sind, gebracht werden. Die *tjol páru* mag meist einige 20 *m* ins Geviert messen, sie ist dicht mit Bäumen und Sträuchern bestanden und liegt, falls es sich um die *tjol páru* der Männer handelt, meist dicht bei dem Bezirkshause, dem *alól*. Es gibt eine *tjol páru* für alle männlichen Personen, die den Lendenschurz tragen, und eine solche für alle weiblichen Personen und diejenigen Knaben, die noch nicht mit dem Lendenschurz, der hier landesüblichen Kleidung, ausgestattet sind. Die Frauen und Knaben dürfen die *tjol páru* der Männer nicht betreten, das würde Unglück bringen. Ihre *tjol páru* liegt etwas vom Dorfe entfernt oder auch wohl im Busch. Die *tjol páru* bietet einen Anblick, den nur starke Nerven ertragen können. Da liegen Trümmer von Särgen herum, Überreste von den Grabhäuschen, zerschlagene Töpfe. Geht man etwas weiter, so grinsen einen wohl ein Dutzend Menschenschädel vom Boden an, allenthalben sieht man Knochen herumliegen, kein Wunder, dass da den Weißen, der zuerst eine solche Todtenstätte betritt, ein kleines Schaudern erfasst.

Was machen die Leute nun mit den Knochen, die sie zu sich nehmen? Dieselben finden eine verschiedene Verwendung. Die Halswirbel flicht man vielfach in Armbänder ein, aus einem Rippenpaar macht man ein Halsband, mit den Schulterblättern ziert man die Körbchen und Handtäschchen, die Unterarmknochen trägt man als Schmuck bei feierlichen Gelegenheiten, meist sind dieselben mit einer Schnur am Halse befestigt und hängen über den Rücken herunter. Man trägt sie vorzüglich im Kriege und wendet sie auch an, wenn man guten Wind machen will für eine Seefahrt. Die Schädel, welche, wie ich oben sagte, auf den Platz vor das Bezirkshaus gebracht werden, werden nachher bei Schluss der Ausgrabungsfeierlichkeiten in das Haus getragen und auf eine Art Wandbrett aufgestellt. Auch einer der Oberschenkelknochen findet dort seine Stelle. In dem Bezirkshause findet sich eine ganze Menge Schädel; so lange noch Platz auf den Wandbrettern ist, lässt man alle ruhig beieinander stehen, ist aber der Platz besetzt und es kommen noch neue Schädel hinzu, so werden die ältesten weggenommen und in die *tjol páru*, das »Leichenwäldchen«, geworfen.

Nach den Ausgrabungsfeierlichkeiten müssen einige Männer aus der Verwandt- oder Bekanntschaft des Ausgegrabenen in dem Bezirkshause *(alól)* Todtenwache halten. Diese Wache dauert 3—5 Tage. Die Wächter dürfen nur ganz leise miteinander sprechen, um den Geist des Todten nicht zu stören, auch dürfen sie nur im Falle der Noth den Ort verlassen. Sonst aber geht es ihnen recht gut. Ganze Körbe von Speisen (Sago und Fischen) werden herbeigeschleppt. Die Kauwerkzeuge der biederen Wächter müssen in diesen Tagen das Menschenmögliche leisten. Die Leute haben immer Feiertag, wenn sie im *alól* Todtenwache halten. Am letzten Tage beschließt ein kleines Fest die ganze Ausgrabungsfeier.

Die vorhin beschriebenen Gebräuche werden, streng genommen, nur dann beobachtet, wenn es sich um das Ausgraben eines Mannes handelt, bei allen anderen, als Jünglingen, Kindern, Frauen, Jungfrauen, sind die Gebräuche anders. Es würde zu weit führen, wenn ich mich noch im einzelnen mit diesen Unterschieden befassen wollte, ich will deshalb versuchen, durch folgendes Schema zu erklären, wie es mit den Ausgrabungsfeierlichkeiten bei den verschiedenen Altersclassen und Geschlechtern gehalten wird:

I. Geschlecht und Alter der Person	II. Das Ausgraben wird besorgt	III. Die Schädel- und Schenkelknochen werden aufbewahrt	IV. An den Mahlzeiten nach der Ausgrabungsfeier nehmen theil
Ein Mann	von verwandten Männern oder solchen, die im selben Dorfbezirke wohnen	in dem Bezirkshause	nur Männer aus der Verwandtschaft oder Bekanntschaft. Das Essen findet statt im *alól*.
Eine Frau	von Frauen aus dem Dorfe oder Stamme	im Sterbehause, falls sie Nachkommen hat, wenn nicht, so kommen sie in die *tjol páru* der Frauen	Männer und Frauen der Verwandt- und Bekanntschaft. Das Essen ist im Sterbehause.
Ein Jüngling	vom Vater, der Mutter oder von Verwandten	im Sterbehause	Jünglinge, Jungfrauen und Männer. Das Essen ist im Sterbehause.
Eine Jungfrau	vom Vater, der Mutter oder von Verwandten	im Sterbehause	Jünglinge, Jungfrauen, Männer und Frauen.
Ein Kind	vom Vater, der Mutter oder von Verwandten	im Sterbehause	Frauen, Jungfrauen, Kinder. Das Essen ist im Sterbehause.

VII. Religiöse Anschauungen der Tumleo. [1])

Auch der Tumleo-Mann, so armselig sein geistiges Eigenthum und sein Bildungsgrad sein mögen, weiß von einem überirdischen Wesen, das über die Menschen

[1]) Da Herr Parkinson bei diesem Capitel in seiner obenerwähnten (s. S. 274) Arbeit ausnahmsweise die Autorschaft des P. Erdweg deutlich zum Ausdruck bringt (a. a. O. 45 ff.), so könnte ich es füglicherweise hier wohl weglassen. Da indes doch wohl von manchem das Fehlen gerade dieses wichtigen Theiles in der hier vorliegenden Arbeit unliebsam empfunden würde, so glaube ich es doch stehen lassen zu sollen, umsomehr auch, da es die Eigennamen, die bei Parkinson theilweise uncorrect wiedergegeben sind, richtig bringt. P. W. Schmidt.

erhaben ist. Hören wir, was die Tumleo-Leute sich über dieses Wesen, sowie die Art und Weise, wie sie zur Kenntnis desselben gekommen sind, erzählen:

Vor alten Zeiten lebten nördlich von Cap Lapar, hier *vol tangen sauvin* genannt, etwa sieben bis acht Meilen von hier, die Sael-Leute. Das Dorf der Sael stand etwas landeinwärts, in der Nähe zweier Flüsschen, die dort ins Meer fallen. Die Sael verehrten einen weiblichen Schutzgeist, *Mokrakun* genannt, der bei ihnen in einem eigenen Hause wohnte. Eines Tages kam ein großes Unglück über den Stamm. Durch heftige Regengüsse angeschwollen, wälzten einem verheerenden Strome gleich die beiden Flüsschen ihre schmutzigen Wasser gegen das arme Dörfchen, und da nach der Landessitte die Grundpfeiler der Häuser nicht fest fundamentiert sind (die Leute müssen mit hölzernen Spaten den Boden aufgraben), und zudem der Boden am Festlande vielfach nur loser Sand ist, so hielten die Häuser dem Anpralle des Wassers nicht lange stand. Ein Haus nach dem anderen sank in Trümmer, und bald war das ganze Dorf vernichtet. Die Sael, durch dieses Unglück entmuthigt, wagten es nicht mehr, ein neues Heim auf der alten Wohnstätte zu errichten. Sie zerstreuten sich unter die benachbarten Stämme und verschmolzen allmählich mit ihnen, so dass heute kaum mehr eine Spur von ihnen zu finden ist. Nur der Name des Platzes, wo sie wohnten, gibt noch Kunde von ihnen, er deckt sich, wie das hier immer der Fall ist, mit dem Volks- oder Stammesnamen.

Wo blieb aber der Schutzgeist der Sael bei diesem Unglücke? Die Sage berichtet darüber weiter: Als neben den Hütten der Eingebornen auch die Wohnung des Geistes von den Wellen hinweggefegt wurde, da rettete sich dieser auf einen der umhertreibenden Balken, der eine kleine Höhlung hatte. In diese Höhlung verkroch sich die *Mokrakun*, die nur ein winziges Persönchen ist. Der Strom führt das Holz in die See und ein günstiger Wind brachte es von dort an die Tumleo-Küste. Einige Frauen aus dem Dorfe Sapi waren um diese Zeit gerade damit beschäftigt, am Ufer Wasser zu schöpfen. Sie sahen den Balken, der nahe an ihrem Standorte vorbeitrieb, und hörten, wie aus einem Loche, das in dem Balken war, eine dumpfe Stimme ertönte, die immer *»tjo vŭĕp, tjo vŭĕp, tjo vŭĕp* sagte. Das erregte natürlich im höchsten Grade ihre Neugierde. Sie riefen dem unbekannten Wesen, das sich auf dem Baume befand, zu und baten es, ans Land zu kommen. Der Geist zauderte anfangs, ließ sich aber doch endlich durch die Bitten der Frauen bewegen, heranzukommen. Der Balken wurde nun ganz ans Ufer gezogen, und die Frauen suchten in der Höhlung nach dem Geiste. Sie fanden dort ein ganz kleines weibliches Wesen, die *Mokrakun*, nahmen es heraus und verbargen es in einem *tjik*, das heißt in einem Zaune, an dem die Cocosblätter, die man zu Fackeln verarbeiten will, zum Trocknen aufgestellt werden.

Die Männer bekamen bald von der Sache Wind; sie vertrieben eines guten Tages alle Weiber aus dem Dorfe, suchten den Geist und brachten ihn in das schönste ihrer *alól* (Bezirkshäuser), welches in dem Distriete *tjol aluvut* (Nordplatz) des Dorfes Sapí liegt. Dann giengen sie daran, dem Geiste ein eigenes, geräumiges Haus zu bauen, *parúk* genannt. Nachdem dieses vollendet war, brachten sie die *Mokrakun* dorthin. Mit der Zeit gebar die *Mokrakun* mehrere Kinder, lauter Mädchen. Die Sapí-Leute schenkten die ersten drei derselben an die Bewohner der anderen Tumleo-Dörfer, eines nach Einamúl, ein anderes nach Anopäs, das dritte nach Alí. Dann gaben sie auch an die benachbarten Stämme einige Kinder ab, dasselbe thaten die anderen Tumleo-Dörfer, nachdem die von ihnen verehrten Geister auch Kinder geboren hatten. So gab Sapí eines der Kinder nach der Insel Angél, Einamúl nach Seléo, Anopäs nach Alí (Insel). Sonderbar ist dabei, dass gerade auch heute noch diejenigen Dörfer, welche eines der Kinder zum Geschenke gaben, respective erhielten, gegenseitig befreundet sind. Unsere Sapí gehen immer nach

Angél auf Besuch, die Einamúl-Leute halten es mit denen von Seléo, die Anopäs fahren nach Alí, und doch liegen die Inseln so nahe zusammen, dass es fast ebenso leicht ist, zur einen, wie zur anderen zu kommen. Ebenso erhielten auch die Leming-Leute und nach und nach auch die anderen Küstenbewohner, die mit den Tumleo in freundschaftlichem Verkehre stehen, einen Schutzgeist.

Die Geister haben alle einen gemeinsamen Namen *Tapum*. Dieser Name hängt augenscheinlich mit dem hier auf der Südsee überall bekannten Worte *tapu tabu* = »heilig«, »den Göttern geweiht«, zusammen. Die *Tapum* sind lauter weibliche Gottheiten, sie haben keinen Vater, nur einen Sohn gebar die Göttermutter *Mokrakun*. Dieser, *Teim kato* genannt, that später seiner Mutter Gewalt an. Schließlich wurden der Geister so viele, dass hier auf Tumleo jedes Dorf mehrere Schutzgeister hat; in Sapí hat sogar fast jede Familie einen. Die Leute haben auch ihre Namen für diese Geister, und die Kenntnis des Namens vom Familien-Schutzgeiste vererbt sich vom Vater auf den Sohn. Es mögen einige dieser Namen hier angeführt werden: *Apukraun, Rolot* = Atap, *Parak aliu* = »der Parak schlägt«, *Parakter, Taminsaliu* = »Köchin«, *Meintatj, Timjon, Aluvut* = »Nordgeist«. Die Bedeutung der Namen der einzelnen ist uns mindestens zur Hälfte klar, während die andere Hälfte vielfach aus einem Worte besteht, dessen Bedeutung uns noch recht dunkel ist.

Die *Tapum* sind gute Geister, welche denen, die sie in Ehren halten, Glück bringen. Hat der Tumleo Glück auf der Jagd oder beim Gewerbe, gelingt es ihm, einen reichen Fischzug zu thun, eine Schildkröte zu fangen, erlegt er ein Schwein, ein Känguruh oder einen Casuar auf der Jagd, so schreibt er das dem Schutze seines Hausgeistes zu und bringt das auch deutlich bei dem eventuellen gemeinsamen Mahle, bei dem das Thier verzehrt wird, zum Ausdruck. Diese Mahlzeiten werden nämlich vielfach bei dem *parák* gehalten. Der Hausgeist beschützt den Tumleo auch in der Fremde, sorgt für Sago und andere Lebensmittel, die der Tumleo bei anderen Stämmen einhandeln muss, er macht ihm die Fremden geneigt. Hat man dagegen die Gunst der *Tapum* verscherzt, so rächt sich das, das Unglück verfolgt den Missethäter, und oft findet derselbe ein trauriges Ende unter den fremden Stämmen, die der Geist gegen ihn aufreizte.

Wie verehrt man aber die *Tapum*? Zunächst muss dafür gesorgt werden, dass sich die Wohnung der Geister, der *parák*, immer in einem guten Zustande befindet und der Platz, auf dem derselbe liegt, immer recht sauber ist. Jedes Jahr, vor dem Beginne des Südost-Passates, wird der schadhafte *parák* ausgebessert und der dabei liegende Platz gesäubert. Dieses Geschäft ist stets mit einer großen Feierlichkeit verbunden und wird mit Festgelagen, Tänzen und Spielen gefeiert. Ist die Reparatur eine größere, so dauert das Fest immer mehrere Tage. Schon des Morgens früh hört man aus dem *parák* die dumpfen Töne der Bambus-Wasserflöten, die von den Jünglingen des Dorfes geblasen werden; dieselben, *serompaáp* genannt, bestehen aus zwei ineinandergesteckten Bambusröhren, da ein Bambusstück nicht lang genug wäre; durch ein Loch, das unten angebracht ist, bringt man Wasser in dieselben und bläst dann stoßweise hinein, (siehe Abb. 201). Den Tact zu der Musik schlägt man auf der großen *garamuth*-Trommel, die sich im *parák* findet. Allmählich versammeln sich die Männer des Ortes, um die Arbeiten vorzunehmen. Am Abende wird ein Schmaus gehalten, zu dem jeder Familienvater seinen Antheil geliefert hat. Dabei hat man so recht Gelegenheit, zu sehen, was ein Tumleo-

Abb. 201. Bambus-Wasserflöte ($^1/_{12}$ n. Gr.).

Magen zu leisten vermag, wenn die Kauwerkzeuge mit Hochdruck arbeiten, und ich weiß nicht, ob man sich mehr über die Quantitäten des genossenen Materials oder darüber wundern muss, dass die Theilnehmer nicht alle Magendrücken bekommen. Auch sonst werden öfters auf dem Platze vor dem *parák* kleine oder größere Mahlzeiten gehalten, und immer werden dieselben mit Musik und Trommelschlag eingeleitet. Solche Mahlzeiten finden statt, wenn jemand im Dorfe einen reichen Fischzug machte oder reiche Jagdbeute mit nach Hause brachte. Ein Theil der Beute wird dann immer auf dem Platze vor dem *parák* verzehrt.

Sonderbar ist, dass die *parák*-Geister den Frauen und Kindern nicht hold sind, trotzdem sie selbst weibliche Wesen sind. Das zeigt sich im ganzen öffentlichen und privaten Leben der Tumleo. Eine Frau, ein Kind dürfen den *parák* niemals betreten, ja nicht einmal auf dem Platze unmittelbar vor demselben verweilen. Bei den Haupt-*parák*-Festen, wenn etwas am *parák* restauriert oder auch nur auf dem *parák*-Platze gearbeitet wird, müssen sämmtliche Weiber und Kinder das Dorf verlassen und in den Busch oder sonstwohin gehen. Erst am Abend, wenn die Herren Gemahle, Väter oder Brüder ihre Mahlzeit beendet haben, dürfen sie zurückkommen. Bei den gewöhnlichen Festen mögen sie zwar im Dorfe bleiben, aber oft müssen sie noch die Thür verschließen und sich hübsch ruhig verhalten. An einigen wenigen Festen dürfen sie sich auch draußen, aber nicht in unmittelbarer Nähe des *parák* aufhalten. Wenn in einem Dorfe ein *parák*-Fest gefeiert wird, hüten sich die Kinder eines anderen Dorfes, wenn sie des Morgens zur Schule oder von da nach Hause gehen, wohl, jenes Dorf zu passieren, sie nehmen dafür ihren Weg durch den Busch oder auf einem Seitenpfade. Wie ich schon früher bemerkte, benützen die Männer diese Wahnvorstellung, dass der *parák*-Geist dem weiblichen Geschlechte nicht hold gesinnt sei, dazu, die Frauen in gewisser Weise unter ihrer Botmäßigkeit zu halten und sie dahin zu bringen, möglichst viele Speisen, als Sago, Gemüse, Fische, für die *parák*-Feste herzurichten. Wenn eine Frau das *parák*-Haus betritt, so wird sie krank oder muss gar sterben, so sagen die Männer, dasselbe würde geschehen, wenn die Frauen bei den großen *parák*-Festen im Dorfe blieben und nicht in den Busch flöhen. Die Leute behaupten steif und fest, selbst solche Fälle erlebt zu haben, wo neugierige Frauen vom *parák*-Geiste mit dem Verluste des Augenlichtes oder sonstwie bestraft wurden, was an der Sache Wahres ist, entzieht sich vollständig unserer Beobachtung. Sicher ist, dass die Männer eine Frau, die in frecher Weise die *parák*-Gesetze verletzte, niederschießen oder sonstwie aus dem Wege räumen würden. Deshalb haben auch die Frauen eine leicht begreifliche Angst vor dem Geisterspuk, trotzdem sie ganz gut wissen, dass sie in dieser Beziehung von den Männern hinter das Licht geführt werden. Die letzteren aber haben allen Grund, die Frauen in ihrem Glauben und ihrer Furcht zu belassen, ich führte vorhin schon zwei Gründe dafür an; es gelingt ihnen nämlich so leichter, die Frauen in Botmäßigkeit zu halten und zur Zubereitung der *parák*-Mahlzeiten anzuspornen. Auch sonst haben die schlauen Männer noch manches Profitchen bei der Sache. Wenn zum Beispiel ein großer Theil der reichen Jagdbeute dem *parák* geweiht wird, so dürfen die Frauen nichts von dem geopferten genießen, die Männer brauchen ihr Mahl also nicht mit der Familie zu theilen, sie können sich allein den culinarischen Genüssen hingeben. Hat ein Mann einen Baum, auf dem recht schöne Gemüseblätter wachsen, so hängt er ein paar Palmblätter, die früher zur Bedeckung des *parák*-Hauses dienten, daran auf. Keine Frau, die dieses Wahrzeichen sieht, wird es wagen, aus Furcht vor der Rache des *parák*, etwas von diesen Blättern zu nehmen. Wenn die Haupt-*parák*-Feste gefeiert werden, so kommen, wie die Männer den Frauen sagen, die Geister selbst herab und verzehren die ihnen von den Männern mitgebrachten Speisen. Schon vorher beim Beginne des Festes

kündigen die *Tapum* an, dass sie Hunger haben. Sie benützen dazu die *parák*-Pfeifen. Wenn diese erklingen, sagen die Männer, so kann man aus ihrem Tone deutlich die Worte heraushören: »*Tjo vüëp, tjo vüëp, tjo vüëp, paap manaën, äs manaën*«, das heißt wohl: »Der *parák*-Geist ist da, er will Fische und Sago essen.« Die Frauen müssen diese Speisen nun in Menge bereiten und dann das Dorf verlassen. Die Männer bringen sie zum *parák* und verzehren sie dort selbst. Um das *parák*-Geheimnis möglichst sorgfältig zu bewahren, dürfen Frauen und Kinder nicht neben demselben vorbeigehen, sie müssen um ein solches Haus im Bogen herumgehen. Wenn die Männer uns Missionären von *parák*-Geschichten erzählen, so wird Frauen und Kindern ein Zeichen gegeben, dass sie sich vorher entfernen. Nachher sagt man uns auch, dass vieles von den Sachen nur erlogen sei, um die Frauen zu hintergehen, wir möchten aber um alles in der Welt willen diesen nichts davon mittheilen. Dass wir dieses Versprechen nicht machen, sondern es als unsere Pflicht ansehen, unsere weiblichen Katechumenen über den Parákschwindel aufzuklären und ihnen die Furcht vor dem Spuk zu nehmen, ist ja selbstverständlich. Wie es der Pastoralklugheit entspricht, rathen wir ihnen zwar an, im Anfange recht vorsichtig in diesen Sachen zu sein und nicht unnöthig die Männer zu reizen, nehmen sie aber auch ebenso nachdrücklich gegen abergläubische Forderungen und Verfolgungen der letzteren in Schutz. Dasselbe Verfahren muss man auch bei den Kindern beobachten, auch sie haben viel unter den *parák*-Geschichten zu leiden. Wenn ein recht großartiges *parák*-Fest gefeiert wird, z. B. Einweihung eines neuen *parák*, Beendigung einer großen Reparatur am alten, so werden so viel Spukereien getrieben, dass die Kinder vielleicht halbe oder ganze Wochen lang die Schule nicht besuchen können. Dass wir uns darum energisch zur Wehr setzen, wenn es sich um Arrangierung eines solchen Festes handelt, wird jeder begreifen, der weiß, wie schwer es ist, den Eingebornen, der noch keine Ahnung von irgend welchem Zwang hat, an ein geordnetes, regelmäßiges Leben zu gewöhnen, ihn für die christliche Civilisation zu gewinnen. Wir dürfen unseren Schulkindern nicht einmal eine Woche Ferien geben, dann wäre schon wieder ein großer Theil unserer Anstrengungen umsonst, noch viel weniger dürfen wir ihnen demnach erlauben, einfach die Schule zu versäumen, dann könnten wir bald die leeren Bänke unterrichten.

Außer den *parák*-Geistern kennen die Tumleo auch noch andere überirdische Wesen, die sich hier oder dort aufhalten. Meist sind ihre Wohnplätze irgendwie durch die Natur ausgezeichnet. So wohnt ein Geist *Mänsaül tamin* oder *Mänvolím tamin* »Zehn-Vogel-Weib« auf dem »Seeberge« *sol jalú* bei dem Dorfe Alí, den ich oben (S. 274 f.) des näheren geschildert habe. In der Schlucht in einer Höhle stehen einige Bambuspfeifen und wenn die Männer dort vorbeikommen, versäumen sie es nicht, denselben einige Töne zu entlocken. Bei regnerischem Wetter kommt der Geist aus seinem Versteck hervor, um sich im Dorfe Sago zu stehlen. Nachher macht er auf dem Berge Feuer, um sich sein Mahl zu bereiten, und selbst beim dichtesten Regen wirbelt der Rauch, der seinem Feuerchen entsteigt, lustig am Berge hinauf. Ein anderer böswilliger Geist, der *Auvang*, wohnt in einem kleinen, dichten Hain, hinter dem Dörfchen Anopäs. In den Jahren 1895 und anfangs 1896 hat dieser Geist nach Ansicht der Leute die schreckliche Pockenepidemie, die damals hier herrschte, hervorgerufen. Auch heute noch wäre er fähig, ein solches Unglück anzustiften, wenn man z. B. einen der Bäume des Haines fällte und ihn dadurch erzürnte. Auch gibt es noch andere Stellen auf unserer Insel, die bestimmten Geistern geweiht sind, da solche Stellen immer mit einer gewissen Scheu von den Leuten umgangen und gemieden werden.

Ebenso allgemein verbreitet, wie der Glaube an ein oder mehrere höhere Wesen, an einen Gott oder mehrere Götter, scheint unter den Tumleo die Überzeugung von der

Fortdauer der Seele nach dem Tode zu sein. Wenn der Mensch gestorben ist, so ist nicht alles aus mit ihm: sein Leib ist zwar todt, aber das, was in dem lebenden Menschen denkt, spricht, hört, fühlt, das stirbt nicht, es ist weggegangen, hat den Körper verlassen. Dieses Wesen, von dem unsere Tumleo nur eine sehr undeutliche Vorstellung haben, nennen sie *mōs* von dem Augenblicke an, wo es den Körper verlassen hat. Der *mōs* kommt, so wie er den Leib verlassen hat, an einen unterirdischen Ort, der sich hier auf der Insel tief unter dem Boden befindet. Dort haust ein Geist, *Su asin tjakin*, »das große Übel« genannt. Die Wohnung desselben befindet sich bei einem großen Wasser, welches ein jeder passieren muss, der zu dem Wohnorte der Seligen will. Über dieses Wasser führt eine einzige Leiter, die sich im Gewahrsam des *Su asin tjakin* befindet. Jeder, der diese Leiter benutzen will, muss dem Geist eine kleine Abgabe entrichten. Um es dem Todten zu ermöglichen, diesen Tribut zu bezahlen, gibt man ihm einen Ohrring aus Schildpatt mit einem kleinen Muschelringe darin und ein Armband, worin ein großer Muschelring eingeflochten ist, mit in das Grab. Kommt der *mōs* nun bei dem Geiste an und bittet ihn, die Treppe benützen zu dürfen, so fragt dieser: »Bekomme ich denn auch das Armband, wenn ich dich passieren lasse?« Stimmt der Todte bei, und ist der *Su asin tjakin* bei Laune, so kann er ungestört über die hingelegte Leiter hinübergehen und das andere Ufer gewinnen. Wehe aber dem, der es wagen würde, die einem andern hingelegte Leiter benützen zu wollen, ohne dem Geiste einen Preis entrichtet zu haben. Alsbald würde dieser gewahren, dass er noch keinen Tribut erhalten, da er den Arm- und Ohrring noch bei dem Todten sieht. Er fährt diesen an: »Warum hast du mich um mein Recht betrügen wollen? Das musst du mir aber büßen.« Spricht's und kehrt die Leiter um. Der arme *mōs*, der sich darauf befindet, plumpst in das tiefe Wasser, in dem er jämmerlich zugrunde geht. Gelingt es dagegen dem Todten, wie vorhin erwähnt, glücklich hinüberzukommen, so erwarten ihn am andern Ufer zwei *mōs*, die ihn auf ein Canoe bringen und von Tumleo aus nach Sisanó bringen, das etwa 25—30 Meilen nordwärts von hier am Festlande liegt. Dort befindet sich ein großer Fluss, der *Rien palep*, »Großer Strom«, worin sich drei unterirdische Todtenstädte befinden, *Parim*, *Samilamat* und *O* genannt. Dort nimmt der Geist seine Wohnung, und zwar, wie schon vorhin erwähnt, von dem Zeitpunkte an, wo die Todtenwache aufhört, und das Feuer am Grabe nicht mehr unterhalten wird. Er kann diese Stätte aber auch verlassen und auf der Welt herumstreifen, um dort je nachdem Glück oder Unglück zu bringen. Besonders ist er natürlich denen nahe, mit denen er früher zusammenlebte, und die ihm durch Bande des Blutes oder der Freundschaft verbunden sind.

VIII. Feste.

Trotzdem der Tumleo eine ganze Reihe von Festen kennt und feiert, besitzt er doch in seiner Sprache kein besonderes Wort für »Fest«, noch für »Fest feiern«. Die meisten Feste werden zur Zeit des Nordwestwindes begangen, weil dann die Leute am besten Muße haben, sich der Festesfreude hinzugeben. Im einzelnen weisen die Feste in ihrem Ursprung, in der Art ihrer Feier und in der Betheiligung seitens der Bevölkerung große Verschiedenheiten auf. Aber doch finden sich auch bei allen wieder gemeinsame Punkte. Diese wären etwa folgende: Die Festtheilnehmer erscheinen bei den Feierlichkeiten zumeist in Gala, wenn man so sagen darf, sie haben sich eigens für das betreffende Fest geschmückt und herausgeputzt. Ferner sind die meisten Feste mit einem kleineren oder größeren Festessen verbunden, welches, wenn man so sagen will, den Gipfelpunkt des Festes bildet oder mindestens für manchen der Hauptreiz bei der Sache ist. Grund zu Festfeiern sind für den Tumleo Ereignisse sowohl freudiger wie trauriger Natur.

Die Geburt eines Kindes wird durch ein kleines Fest begangen, welches gewöhnlich nach der Rückkehr der Mutter in ihr Haus stattfindet. Die ersten Tage nach der Entbindung verlebt die Wöchnerin, wie wir schon sahen, in einem kleinen Häuschen am Meeresufer oder im Walde oder auch in einem Eckchen unter dem Hause. Sind die Tage der Reinigung vorüber, so geht die Mutter wieder in ihr Haus zurück, und bei dieser Gelegenheit findet für die älteren weiblichen Anverwandten ein kleines Festessen statt, auch werden wohl Cocosnüsse, Kartoffeln und andere Sachen an die Festtheilnehmerinnen vertheilt. Erhält das Kind sein erstes Kleid, was bei Knaben meist um die Zeit geschieht, wo dieselben ins mannbare Alter eintreten, so werden Verwandte und Freunde wiederum zu einem Feste eingeladen. Bei den Mädchen, die oft schon ziemlich frühe ein Kleidchen erhalten, ist die Feier der *mol*-Anlegung meist eine recht bescheidene, während dann und wann für die Jungen eine größere Feier veranstaltet wird. Dieselbe hat einen religiösen und einen privaten Charakter. Über die religiösen Feierlichkeiten anlässlich des Anlegens der ersten Kleidung wird im Abschnitt X das Nähere gesagt werden. Die private Feier besteht auch in einem Festessen für Verwandte und Freunde, auch werden noch vielfach Speisen an dieselben ausgetheilt. Bei den Todtenfestlichkeiten, beim Ausgraben der Leichen, wie sie in dem betreffenden Abschnitte geschildert wurden, finden außer den dort schon beschriebenen Feierlichkeiten und Festessen auch noch öfter größere Feierlichkeiten statt, wenn z. B. die Eltern, Kinder, Brüder oder verheiratete Schwestern des Todten noch leben. In diesem Falle verschenken selbe an die Verwandten des oder der Verstorbenen: Fische, Sago, Lianen- und andere Sehnüre, Bogen, Pfeile, Täschchen, Paradiesvögel, die ausgestopft sind, Armringe, Ohrringe, Armbänder, Töpfe, Eisen, einheimische *(mol-)*Kleidung. Diese Sachen werden bei den Todtenfeierlichkeiten zum Theil an einer Art Zaun zur Schau ausgestellt. Die Festlichkeiten beim Ausgraben eines Todten, bei der Anlegung des ersten Kleides haben ihren Ursprung in den religiösen Gebräuchen, die mit diesen Feiern verbunden sind.

Einen ebensolchen Ursprung haben auch einige kleine Feste, die besonders zur Zeit der Übergangsperiode vom Nordwest- zum Südostwinde gefeiert werden. Unsere Leute sind des Glaubens, dass, wenn sie in gutem Verhältnis zu ihren Göttern (Geistern) und den Manen der Verstorbenen stehen, dieses ihnen Glück im Handel und bei der Schiffahrt bringen würde. Sie machen sich deshalb in der Übergangsperiode, wenn der Verkehr bald wieder eröffnet wird, daran, die *parák* und *alól*, d. h. die Häuser, in denen ihre Geister (Götter) und die Manen der Ahnen wohnen, zu reparieren, falls sie zerfallen sind, und den herumliegenden Platz zu säubern und zu reinigen. Dabei bittet man auch ausdrücklich um den Schutz jener betreffenden Wesen. Ein solcher Bittspruch z. B. lautet:

lapíj oh, äs oh, paap oh, su jatúl oh, etét taën pak,
Brot da! Sago da! Fische da! etwas hungrig auch! wir essen Festland,
álun kótem tamín, to tamín talál, to sumatín raën kápu jalíu;
anderes geben Frauen, geben Jungfrauen, geben Jungen zu essen, sind auf der Seeinsel.
lapíj amát ro etét tapúm, etét totahéo.
Sagomehl friesches gebt uns zu schlagen, wir bringen es zu Schiffe weg.

d. h. »Ihr Geister: Brot ach, Sago ach, Fische auch! (verlangen wir). Wir haben großen Hunger und wünschen (solches) am Festlande zu essen. Wir geben auch davon den Frauen, Mädchen und Knaben, die in der Heimat sind, zu essen. Gebet uns friesches Sagomehl, dass wir es schlagen können (aus dem Baume heraus), wir bringen dasselbe zu Schiffe weg.« Ein kleines Mahl, aus Sagobrei, Gemüse und Fischen bestehend, auf dem

Platze vor dem *parák* oder *alól* eingenommen, beschließt die Feier. An den Arbeiten und dem Essen dürfen nur solche männliche Personen theilnehmen, denen bereits der Bart zu sprossen beginnt oder die schon älter sind. Alle anderen männlichen und alle weiblichen Personen ohne Unterschied sind von diesen Festen ausgeschlossen.

Andere Feierlichkeiten, die auch beim *parák* oder *alól* gefeiert werden, und die ohne Ausnahme mit einem kleineren oder größeren Festessen verbunden sind, haben zur Ursache einen reichen Fischzug, eine glückliche Jagd, die Erlegung eines größeren See- oder Landthieres. Dadurch, dass diese Sachen an den *parák* oder *alól* gebracht werden, werden sie dem gemeinsamen Gebrauche entzogen und ausschließliches Eigenthum der Männer des betreffenden Dorfbezirkes oder des ganzen Dorfes, je nachdem die Feier am *alól* oder *parák* stattfindet. Manchmal werden auch Feste dort gefeiert, ohne dass sie eine uns bekannte Ursache hätten; ob das regelmäßig wiederkehrende Feiern sind, die zu gewissen Zeiten begangen werden, ist uns bis jetzt noch nicht bekannt. Bei den meisten *parák*-Feierlichkeiten werden auch von einigen Jünglingen (von 14—20 Jahren) die dort befindlichen Musikinstrumente, die Bambuspfeifen und Trommeln gespielt, respective geschlagen. Ein Mehreres über diese Festlichkeiten ist übrigens schon in dem Abschnitt über die religiösen Vorstellungen der Tumleo gesagt worden, weshalb wir hier das Betreffende übergehen können.

Zuletzt wären noch zu erwähnen die Festlichkeiten beim Stapellaufe eines neuen Schiffes, bei der Vollendung der Reparatur an einem *alól* oder *parák* oder bei Vollendung eines Neubaues derartiger Häuser. Über die erstere Feier ist beim Capitel: »Canoe-Bau« die Rede (s. Cap. XIX). Die letzteren Feste finden auf dem *alól*- oder *parák*-Platze statt, sind mit einem Festschmause für die Männer verbunden und geschehen wohl zum Gedächtnisse der Verstorbenen oder Geister, wie es auch bei den gewöhnlichen Festen, die an diesen Orten gefeiert werden, der Fall ist. Die Einweihung eines neuen *alól* oder *parák* habe ich noch nicht mit erlebt, aber die dabei stattfindenden Feierlichkeiten und Schmausereien müssen großartig sein, wenn man daran denkt, was die Leute schon in der Beziehung leisten, wenn sie nur eine größere Reparatur in diesen Häusern vorgenommen haben. Da werden Tanzvergnügen veranstaltet, Festschmäuse gegeben, die *parák*-Pfeifen und Trommeln in Bewegung gesetzt und geblasen und getrommelt, dass es eine Art hat. In Sapí wurde einmal bei einer größeren Reparatur am *parák* wohl sieben Tage lang das Fest gefeiert. Jeden Morgen gegen $^1/_2$7 Uhr ertönten Pfeifen und Trommel, die Männerwelt versammelte sich auf dem *parák*-Platze zu einem Plauderstündchen, das aber den ganzen Tag dauerte, und bei dem Cigarette und Betelnuss natürlich nicht fehlen durften. Den Schluss bildete jedesmal ein Essen. An den Reparaturarbeiten hatten sich auch Eingeborne eines benachbarten Stammes betheiligt; sie wurden während des Festes gut bewirtet, und es kam ihnen die Ehre zu, die letzte Hand an die Reparatur zu legen, gleichsam den Hahn aufs Dach zu setzen. Die letzte Arbeit bestand nämlich im Schmücken der beiden Dachschnabelspitzen des *parák*, die sich etwa 15 *m* hoch über der Erde erheben mögen. Diese Arbeit wurde unter allerlei komischen Geberden und Kletterkünsten auf zwei Leitern, deren Sprossen wohl meterweit auseinanderstanden, vollzogen.

Eine Sitte besteht hier noch, die man auch wohl füglich als eine Festfeier, und zwar als eine solche im Familienkreise bezeichnen kann. Es kommt hier wohl öfters vor, dass ein Familienvater ein großes Quantum, ein paar Centner Sagobrei herstellen lässt. Die Masse wird tonnenweise in Blätter eingehüllt und auf einen großen Haufen geschichtet oder in ein eigens dazu aus Zweigen erbautes und geschmücktes Gestell gebracht. Dazu kommen noch wohl Fische. Überdies wird eine ganze Sammlung von Bogen, Pfeilen, Gürteln (*mol*), Brustschildern, Täschchen, Leibschilden und anderen Schmucksachen auf einige Stangen,

die einen kleinen Zaun bilden, aufgestapelt. Alle diese Sachen werden dann an einen bestimmten Verwandten verschenkt. Ebenso schenkt wohl eine Familie der anderen mit ihren Verwandten ein ganzes Fass voll Sagomehl; diese Schenkung geht auch unter gewissen Förmlichkeiten vor sich. Die Geschenknehmer müssen sich selbst den Sago abholen per Schiff oder Tragkorb. Ferner schenkt in der Weise eine Familie der anderen ein fettes Schwein. Hält sich hier jemand ein derartiges Thierchen, so ist das bei Leibe nicht für die eigene Familie, sondern stets für die Verwandten bestimmt, und zwar für eine bestimmte Classe von Verwandten. Die Hausleute ziehen das Schwein groß, und wenn es dick und fett geworden ist, müssen sie es an die Verwandten, für welche das Thier bestimmt ist, abliefern. Von diesen wird es geschlachtet und verzehrt. Zu dem Schwein müssen sie außerdem noch eine Reihe der vorhin genannten Schmucksachen zugeben. Sie selber essen von dem Thiere, wie ich meine, gar nichts. Nur wenn sich jemand ein altes Schwein in der Fremde gekauft hat, kann er es selber schlachten und essen, aber auch dann fällt noch immer ein guter Theil für die Verwandtschaft ab.

IX. Tanzfeierlichkeiten.

Die größten Festlichkeiten finden hier auf Tumleo bei Gelegenheit der Tänze statt, die alljährlich in den Monaten während der Nordwest-Zeit abgehalten werden. Es ist uns noch Manches dunkel in Bezug auf diese Tanzfeste, trotzdem wir stets bemüht waren, die Sache gründlich zu erforschen. Durch bloßes Fragen kommt man eben bei den Eingebornen lange nicht immer zum Ziele. Man muss selber Beobachtungen machen, auf Grund der gemachten Erfahrungen Nachforschungen anstellen, in verschiedenen Wendungen dieselben Fragen wiederholen, dabei nie sagen: »Ist das und das so?« oder: »Das wird ja so gemacht,« sonst sagt der Eingeborne schon aus Faulheit oder Schmeichelei: »*äh*«, ja so ists, »du weißt es,« sondern: »Wie macht ihr das,« »Was soll das?« und dann endlich erfährt man tropfenweise den ganzen Inhalt dessen, was man erforschen will. Doch kommen wir nun zur Sache. Wie es scheint, haben die Tanzfeierlichkeiten auch immer eine bestimmte Veranlassung, und zwar werden sie von einem Manne oder einer Familie zu Ehren einer anderen Familie oder ihres Hauptes gegeben. Auch weiß ich, dass einmal ein Vater zu Ehren seines Sohnes, der den ersten *mol*-Gürtel angelegt hatte, ein Tanzfest gab. Damit war zugleich eine Reparatur an dem neben dem Hause stehenden Dorf-*parük* verbunden. Tanzfeste, die ein Verwandter dem andern gibt, haben öfter ähnliche Veranlassung, so gab z. B. Markós, ein vornehmer Sapi-Mann, seinen Neffen, den Söhnen seiner Schwester Alés, ein Tanzfest anlässlich der Anlegung des *mol*, den der erste der Jungen um diese Zeit bekommen hatte. Ein anderesmal werden Tanzfeierlichkeiten zu Ehren eines Todten veranstaltet. Verwandte des Todten geben diese Festlichkeiten dem Bruder oder allernächsten Verwandten des Verstorbenen, bei denen derselbe begraben liegt. An den Tanzfeierlichkeiten betheiligen sich zunächst die Verwandten der Festgeber und derjenigen, denen das Fest gegeben wird, dann die Freunde der beiden Familien, weiters das Dorf, woraus die Familien sind, endlich noch jeder andere von der Insel, der an der Sache Interesse hat und mit den Festgebern bekannt ist oder irgendwie in Verbindung steht.

Zu den Tanzfesten werden große Zurüstungen gemacht, ganze Körbe voll Fische werden auf den Festplatz zusammengeschleppt, riesige Quantitäten Sagobrei werden von den Weibern der Verwandtschaft gekocht. Damit die Zubereitung der Nahrung um so besser und schneller vor sich gehe, und man bei etwaigem Regen sowohl während des Kochens als nachher beim Feste ein provisorisches Unterkommen finde, schlägt man vielfach auf dem Festplatze ein leichtes Ataphaus auf. Das Dach ist meistens einseitig, der

vordere Raum wird vielfach durch Canoesegel abgeschlossen und dadurch die Köchinnen den Blicken der Außenwelt entzogen. Ein älteres Canoe, das doch so wie so repariert werden müsste, wird förmlich abgetakelt und unter der Hütte aufgestellt. Eine Anzahl Frauen trägt beständig Wasser, um damit die Bäuche des Canoes aufzufüllen und es nachher zum Kochen zu verwenden. Die Menge des Sago, der zubereitet werden muss, ist nämlich so groß, dass die gewöhnlichen Wassereimer nicht mehr ausreichen. Dann werden auch noch wohl etwa tausend oder noch mehr, meist schon gekeimte Cocosnüsse entweder in einem Viereck aufgespeichert oder an einem aus Stangen bis zu 200 *m* Länge hergestellten provisorischen Zaune aufgehängt.

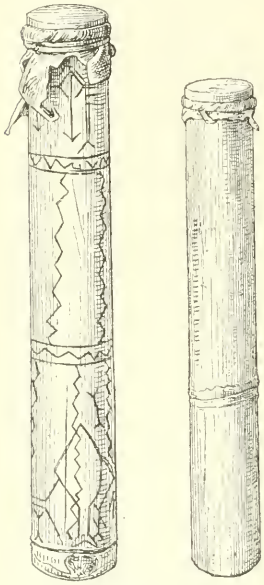


Abb. 202. Trommeln ($^1/_4$ bezw. $^1/_8$ n. Gr.).

Endlich wird noch bei den Tänzen zu Ehren eines Todten von den Festgebern eine Thierfigur verfertigt, welche den Mittelpunkt der Tanzenden bildet oder vielmehr von einem Manne gehalten, unter Umständen auch geschwenkt wird, und um welche die Festtheilnehmer herumtanzen. Die Figur stellt einen Fisch, Vogel, eine Schlange oder anderes dar, und zwar ist bald dieser, bald jener Fisch, bald dieser, bald jener Vogel, der besonders bekannt ist, zur Darstellung gebracht. Das Thier besteht aus einem Holzgerüste, welches mit Baumbast *(mol)* überzogen ist. Flügel, Schnabel, Füße, Schwanz u. s. w. sind meist aus weichem Holz. Nach den Tanzfestlichkeiten wird das Bild, welches reichlich bemalt ist, an einem vielästigen Baumzweige angebracht, den man neben dem Hause aufhängt, in welchem derjenige wohnt, zu dessen Ehren das Fest gegeben wurde, wo es verbleibt, bis Wind und Wetter es vernichten.

Ist die Zeit für die Feier des Festes gekommen, so versammeln sich die Theilnehmer meist in großer Gala auf dem Festplatze. Wir werden im Abschnitt X die Toilette, welche die Männerwelt für diese Festlichkeiten wählt, des näheren beschreiben und können jetzt darüber hinweggehen. Eine gute Anzahl derselben, sowie auch erwachsene Jünglinge tragen kleine Handtrommeln *(atí)* bei sich. Diese sind entweder einfach aus einem Stück *jim* (= Stamm) gemacht, oder aus einem festen Holzklotze gebrannt und geschnitzt. Die Trommeln sind bis 40 *cm* lang und 10—12 *cm* breit. Wählt man einen *jim*-Stamm zur Herstellung einer solchen (Abb. 202), so braucht man bloß ein entsprechend langes und dickes Stück abzuhauen und dasselbe dem Regen auszusetzen, die weiche markähnliche Masse, welche das Innere des Stammes zu vier Fünftel ausfüllt, wird alsdann ganz faul, und man kann es mit einem Messer herausholen. Macht man eine Trommel aus einem massiven Holzklotze, so ist die Arbeit des Aushöhlens, die mit Feuer und einem spitzen, unten nach Art eines Stemmeisens zugeschliffenen Nagel gemacht wird, recht schwer. An diese letztere Trommel schnitzt man meist auch noch eine Handhabe an und versieht sie auch sonst mit manchen Schnitzereien. Öfter ist die Form dieser Trommel gleich der zweier schwach stumpfen Kegel, die in der Mitte übergeschnitten und aneinandergefügt sind (Fig. 203). Oben über der Trommel wird eine buntscheckige Eidechsenhaut gespannt, vielleicht die Haut des großen Leguans, die seitlich mit einem oder ein paar Ringen festgehalten wird. Reißt ein kleines Loch in das Fell, so stopft man dasselbe mit einer kleinen

Masse *aulgnät* = Kitt vom Brotfruchtbaume, den man durch Anzapfen des Stammes gewinnt, indem man den herausfließenden Saft sich verdicken lässt. Die Trommel wird mit den Fingern geschlagen. Manche Männer haben außer Bogen und Pfeilen und ihrem Täschchen, welche alle männlichen Theilnehmer mitführen, keine weiteren Instrumente bei sich, aber auch sie wissen noch einen musikalischen Beitrag zum Feste zu liefern: mit ihren eingekerbten Betelstäbchen (Abb. 222 *a*), mit denen sie aus der Kalebasse den Kalk zum Munde führen, raspeln sie im Tacte in der Mündung der Kalebasse herum und verursachen dadurch ein weithin hörbares Geräusch.

Die älteren Frauen führen vielfach ein kleines Fischernetz mit sich, das sie über den Kopf gehängt haben, oder sie tragen ihr Täschchen an dem Henkel über dem Kopf. In ihrer Hand sieht man wohl öfters Cocosblattfackeln oder Palmblätter. Dazu sind sowohl sie, wie auch die Jungfrauen und Mädchen oder besser gesagt alle Theilnehmer am Tanzfeste mit Perlen, Ringen, Schnüren, Muschelchen und Blätterbüscheln geschmückt, Gesicht und Brust sind vielfach mit weißen, schwarzen und gelben Farben bemalt; außer der landesüblichen Kleidung hat man noch alle möglichen Tuchlappen, die man besitzt, umgehängt, das Haar ist mit einheimischer Pomade eingerieben und röthlich gefärbt.

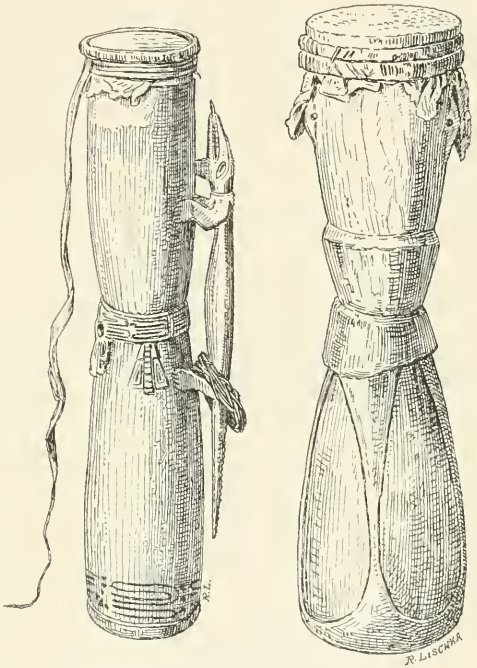


Abb. 203. Trommeln ($^1/_6$ bezw. $^1/_4$ n. Gr.).

Wenn der Tanz endlich beginnt, es geschieht das mit verschwindend wenigen Ausnahmen am späten Abend, so stellen sich die Tänzer und Tänzerinnen ziemlich im Kreise auf. Die Mitte nimmt derjenige ein, welcher das vorhin beschriebene Thier an einer Stange trägt, falls ein solches für die Tanzfestlichkeiten hergestellt wurde. Öfters steckt der Tänzer die Stange auch wohl in den Boden, so dass sie von selbst stehen bleibt. Um diesen Mann herum stellen sich die Trommler auf, ihr Instrument in der Linken haltend. Daran schließen sich die noch rüstigen älteren Männer und Jünglinge, daran die Frauen und Jungfrauen und mit ihnen vermischt oder in derselben Peripherie die Kinder, Knaben und Mädchen. Die Alten sitzen unterdessen in dem Häuschen auf dem Festplatze und pflegen dort der Unterhaltung bei einer Cigarette oder Betelnuss. Bei Beginn des Tanzes verstummt plötzlich das Stimmengewirre, das bis dahin die Luft erfüllte, und einer der Trommler fängt mit ziemlich lauter Stimme zu singen an. Er ist, wenn man so sagen soll, der Vorsänger. Während seines Vortrages steht die Menge ruhig und schweigend. Plötzlich, im richtigen Augenblicke, fällt der ganze Chorus der Trommler oder Männer ein und singt,

dazu werden die kleinen Trommeln im Tacte gerührt, der ganze Haufen setzt sich in Bewegung, und in concentrischen Kreisen tanzt alles um den gemeinsamen Mittelpunkt, bis plötzlich die Melodie abbricht und die Trommeln verstummen. Damit stehen auch die Tänzer still, verschnaufen etwas, räuspern sich, bis nach kurzer Zeit ein neuer Vorsänger auftritt und Gesang, Spiel und Tanz wieder von neuem beginnen. Über die Melodie, nach welcher die Tumleo singen, etwas zu schreiben, ist mir unmöglich, einerseits weil ich jeder musikalischen Kenntnis entbehre, dann weil es weder mir, noch einem meiner Confratres je gelungen ist, eine solche Melodie, die von unseren Gesangsweisen ganz abweicht, im Gedächtnisse zu behalten. Nur das eine kann ich sagen, dass derselbe Text immer wieder in verschiedener Melodie wiederholt wird, und dass so jeder Einzeltanz immerhin 3, 4 bis 5 Minuten dauern mag, während der Text der einfachen Melodie, selbst langsam gesungen, in einer Minute zwei- bis dreimal wiederholt werden könnte. Auffallend ist auch, dass die Melodie immer plötzlich abgebrochen wird.

Das Tanzen selber angehend, so ist dieses bei den einzelnen Tänzergruppen verschieden. Wenn der Tumleo-Mann tanzt, so spreizt er die Beine etwas seitlich nach vorne, knickt die Knie etwas ein und so springt er auf und nieder, immer etwas be Seite rückend, bis er einen Cirkel beschrieben hat. Das Springen ist kein heftiges, unanständiges, sondern ein mehr drolliges, durch den Tact der Trommel geregeltes. Die Männer und Jünglinge, welche hinter den Tänzern hergehen, gehen einestheils langsam, ruhig nach dem Tact, das Gesicht etwas nach dem Centrum gewandt, im Kreise herum; einige von den jungen Leuten scharen sich auch zu drei bis vier Mann dicht nebeneinanderstehend, zusammen, fassen einander gegenseitig über der Schulter an und springen oder rutschen springend langsam im Kreise herum. In dieser Weise tanzen auch die Frauen und Jungfrauen und die Kinder, nach Geschlechtern gesondert. Bei dem Tanzen schwingen die Frauen ihre Baumblätter oder Fackeln, welch letztere entzündet sind und eine angenehme Helle in der Dunkelheit verbreiten. Bei dem Herumrutschen stoßen auch nach dem Tact die Jungfrauen und auch wohl andere Theilnehmer vielfach einen eigenthümlichen Pfiff aus, indem sie die Wangen an die Zähne seitwärts ansaugen und die Lippen etwas spitzen, der Ton wird durch eingezogene Luft hervorgebracht.

Die Tanzvergnügen dauern die ganze Nacht hindurch, bis am anderen Morgen die aufgehende Sonne gegen 6—7 Uhr die Tänzer aus dem Felde schlägt. Ein jeder der Verwandten und Freunde erhält, nachdem er sich schon vorher reichlich gesättigt hat, eine ordentliche Portion Sago und Fische mit auf den Weg, und so kann er den Heimweg antreten. Später werden noch große Haufen Sago, Eimer voll Fische und hunderte von Cocosnüssen, die für das Fest hergerichtet waren, an die Verwandten vertheilt; man bringt ihnen die Sachen ins Haus, nur die Cocosnüsse müssen sie sich, wie es scheint, selber holen. Bei den großen Tanzfesten wird auch wohl dann und wann nachmittags vor dem eigentlichen Tanzabend, also einige Stunden vorher, ein kleiner Vortanz gehalten, zu dem sich auch alle Theilnehmer auf dem Festplatze versammeln. Dieser Tanz dauert nicht länger als eine halbe bis ganze Stunde, und hierauf begeben sich die Tänzer wieder nach Hause, um bei der Dämmerung gegen Abend wiederzukommen. Einmal ist, wie ich mich erinnere, ein großer Tanz im benachbarten Dorfe Sapi gefeiert worden, und als er vorbei war, am anderen Tage, versammelte sich noch eine kleine Gruppe der Tänzer und zog mit dem Vogelträger, der einer der ältesten Männer des Dorfes war, von einer *auitjöl* zur anderen. Dort wurden vor dem einen oder anderen Hause kleinere Tänze aufgeführt, an denen sich außer dem Vogelträger und den Trommlern nur wenige Männer betheiligten. Der Vogel wurde dabei herumgeschwungen dicht über dem Erdboden hin,

als wolle man den Platz einweihen oder etwas Böses daraus verbannen. Einmal legte sich der Vogelträger dabei platt auf den Boden, als wenn er todt wäre. Was es für eine Bewandtnis mit diesen Sachen hat, muss uns noch die Zukunft lehren.

Es muss noch erwähnt werden, dass unsere Leute dann und wann auch fremdländische Tänze, die sie anderen Stämmen abgesehen haben, aufführen. Diese Tänze sind vielfach von den unseren ganz verschieden, so wird z. B. oft dabei eine große hölzerne *garamuth*-Trommel im Tacte geschlagen. Die Leute singen nach dem Tacte der Trommel, und nur dann und wann springt einer aus der Gruppe der dasitzenden Sänger auf, tanzt herum, indem er dabei lebhaft springt, gesticuliert, auf einem Beine im Tacte balanciert; dann geht er wieder zurück, um einem anderen Platz zu machen; öfter wohl kommt auch der zweite Tänzer zu dem ersten, beide machen dann dieselben Sprünge und Bewegungen, stellen sich auch wohl einander gegenüber, balancieren auf einem Fuße, während sie mit dem anderen sich berühren. An diesem Tanze betheiligen sich nur Männer, ebenso an dem folgenden. Er wird ebenfalls unter dem Klange der großen Trommel vollführt. Die Tanzenden, welche auch meist bloß zu ein oder zweien sind, befinden sich dabei in sitzender Stellung, aber so, dass der Körper sich eine gute Handbreit über dem Boden befindet. In dieser Stellung nun springen sie vor- und rückwärts und seitwärts, während die anderen Theilnehmer dazu singen. Wenn unsere Tumleo in der Fremde auf Reisen sind, so mögen sie sich auch wohl, wenn dort getanzt wird, an den Festesfreuden betheiligen. Wie ich glaube, führen sie, wenn es ihre Zahl zulässt und gerade ein besonderer Grund vorliegt, auch wohl einheimische Tänze dort auf. Vor kurzem noch fuhr eine ganze Reihe von Einamúl-Leuten sogar eigens nach dem Festlande hinüber, um dort an einem Tanzfeste theilzunehmen, welches die Familie einer Einamúl-Frau, die dort verheiratet ist, gab. Der Tanz fand in unmittelbarer Nähe unserer dort am Festland befindlichen Missionsstation Maria Regina Angelorum statt. Die Leute tanzten auch dort nach Tumleo-Weise. Voriges Jahr fuhr sogar eine ganze Anzahl von Leuten, Männer, Weiber und Kinder, nach dem 20 Meilen von hier gelegenen Aróp, um dort an Tanzfeierlichkeiten theilzunehmen.

Außer den feierlichen Tänzen, die wir bis jetzt beschrieben, werden auch wohl dann und wann kleine Tänze veranstaltet, zu denen sich hauptsächlich die Jugend und die rüstige Männerwelt einfindet. Diese Tänze sind, wenn man so sagen soll, nur improvisiert, sie verlaufen ohne jede Feier und Förmlichkeit. Irgend ein fröhliches Ereignis, eine mondhelle, stille Nacht, kann Veranlassung zu denselben geben.

Zum Schlusse dieses Capitels mögen noch einige Liedertexte nebst Übersetzung, wie sie hier bei Tänzen gesungen werden, folgen. Zu bemerken ist, dass, wie es mir scheinen möchte, eine jede *anitjól* ihren eigenen Gesang hat, ebenso wie auch eine jede einen besonderen Vogel, Fisch oder besser gesagt, ein besonderes Thier hat, das bei Tanzfesten eventuell hergestellt und benützt wird. Dabei ist aber zu berücksichtigen, dass die Leute früher, wo sie, wie sie sagen, zahlreicher waren als jetzt, eine andere *anitjól*-Eintheilung hatten als gegenwärtig, dass also jetzt manche Familien derselben *anitjól* verschiedene Liedertexte gebrauchen, eben weil sie früher in andere *anitjól* gehörten. Auch sonst im Leben z. B. bei der Verwandtschaft, bei der die *anitjól* (s. Abschnitt XIX) auch eine Rolle spielt, kommt das zum Ausdrucke. Wenn aber auch diese Tanzgesänge sich in den einzelnen Familien unterscheiden, so kennt doch jeder auch eine Anzahl Lieder von fremden *anitjól*, so dass immer solche da sind, die bei den Festlichkeiten mitsingen können.

1. Tanzlied.

Nátun tamén, vopúk Tamión marámoa sol Panúk kúto sos,
Kinder weibliche, der Landwind Tamión tanzt Berg Panik bleibt Süden,
kúto ōn, kúto vut, kúto ōn.
bleibt dort, bleibt Norden, bleibt dort.

»Ihr Mädchen, der Geist (der *mōs*) des Landwindes tanzt auf dem Berge Panik, der dort im Süden liegt, der dort im Norden liegt.« Das Wort *Panúk* ist der Name der südlich von hier gelegenen Gebirge am Festlande. Vom Festlande her kommt auch der Landwind. Das Wort *Tamiōn* ist mir unbekannt, ich meine fast, es müsse damit der Geist irgend eines Todten gemeint sein, vielleicht ein solcher Geist, dem die Tumleo Einfluss auf den Landwind zuschreiben.

2. Tanzlied.

Njavúl, mōs taleó
Njaval, Geist (des) Nordwestmonsun
Njavúl, mōs nu, kajojisí.
Njaval, Geist (der) Wellen, zieh in die Höhe.

Ist dieser Text vielleicht eine Bitte an den Todtengeist, der nach hiesiger Ansicht die Nordwestwinde lenkt, dann dürfte die Übersetzung lauten:

»Njaval, du Geist des Nordwestwindes.
Njaval, du Geist der Wellen, zieh mich heraus.«

Die Nordwestwinde sind sehr stark und machen für Canoes die Seefahrt sehr gefährlich. Bei Seenoth rufen die Leute die Geister ihrer verstorbenen Verwandten um Hilfe an und gebrauchen dabei auch wohl die Gebeine der Verstorbenen, die sie vielleicht bei sich haben (siehe darüber »Feierlichkeiten bei Ausgraben der Leichen«).

3. Tanzlied.

Su anón kajém Parjúm tamín,
Das dort thut Parjáms Vater,
Su anón kajém Jelkä tamín.
Das dort thut Jelkäs Vater.

Et tamūl talúje mil, mil oh!
Ich gehe (nach Norden) zu fassen rothen Lehm, rothen Lehm, oh!
Sies kokú li ka li kokú lien.
Die See führte fort ostwärts, fort ostwärts, fort ostwärts.
Et tamūl talúje neiu neiu oh!
Ich gehe (nach Norden) zu fassen Cocosnüsse, Cocosnüsse, oh!
Sies kokú sos, ka sos, kokú súsen.
Die See führte fort südwärts, fort südwärts, fort südwärts.

In besserer Übersetzung lautet der Gesang: »Das da that Parjáms Vater, das da that Jelkäs Vater (Jelkä und Parjám sind zwei hiesige Personennamen). Ich aber gieng nordwärts, um rothen Lehm zu holen. Aber ach, der rothe Lehm! Die See hat ihn nach Osten, nach Osten, nach Osten weggeschwemmt. Ich gieng nordwärts, um Cocosnüsse zu holen. Aber ach, die Cocosnüsse, die See hat sie nach Süden, nach Süden, nach Süden weggeschwemmt.«

4. Tanzlied.

Sasuaú	*sés*	*jalíu*	*kauví*
Sasuaú-Fische	See	Fläche	gehet
kalisí.	*Seramúr*	*tamún.*	
erhebet euch	Seramúrs	Vater.	

»Ihr Sasuaú-Fische auf der hohen See, kommt wieder hervor in die Höhe, du Seramúrs Vater, d. h. Vater des (oder der) Seramúr.« Sasuaú ist eine Art großer Fische in der offenen See.

5. Tanzlied.

Ahúljakä, vavós mirmiranjakä
Ahúljakä vavós mirmirsóljakä.

Von diesem Texte kann ich kaum ein Wort entziffern. Wie ich meine, soll es ein Jagdgesang des *mōs*, eines Ahnengeistes sein, der auf die Casuarjagd geht und bei einem Wasserloch ein Thier findet.

X. Kleidung.

Die Kleidung der Bewohner von Neu-Guinea ist im allgemeinen eine sehr primitive, die der Tumleo macht von dieser Regel keine Ausnahme. Die Kinder gehen vollständig unbekleidet. Erst wenn sie größer werden, erhalten sie die landesübliche Kleidung, einen Bastgürtel, *mol* genannt (Abb. 204). Derselbe ist recht fest und stark. Will man einen solchen Gürtel anfertigen, so löst man von einem Baume den Bast in einer Länge von 2—2½ *m* bei einer Breite von etwa 25 *cm* ab. Sobald das Stück ein wenig getrocknet ist, bearbeitet man es mit einem hölzernen Schlägel solange, bis es ganz zerfasert ist, es bekommt dann das Aussehen eines grauen Gewebes. Der Schlägel ist aus Hartholz (Eichenholz) gemacht. Er mag mit seiner Handhabe 40—45 *cm* lang sein. Die Handhabe ist rund, der Körper des Schlägels viereckig. Um die Wirkung des Instrumentes zu erhöhen, ist es an der unteren Seite durch Längs- und Querschnitte in eine große Anzahl kleiner, etwa 6—8 *mm* ins Geviert messende Quadrate abgetheilt (siehe Abb. 205).

Der Gürtel wird in der Weise angelegt, dass man ihn zuerst um die Lenden herumschlingt und dann die Blöße damit verhüllt. Die Frauen tragen außer diesem Gürtel noch eine breitere Schürze. An Festtagen legen die Männer einen mit langen

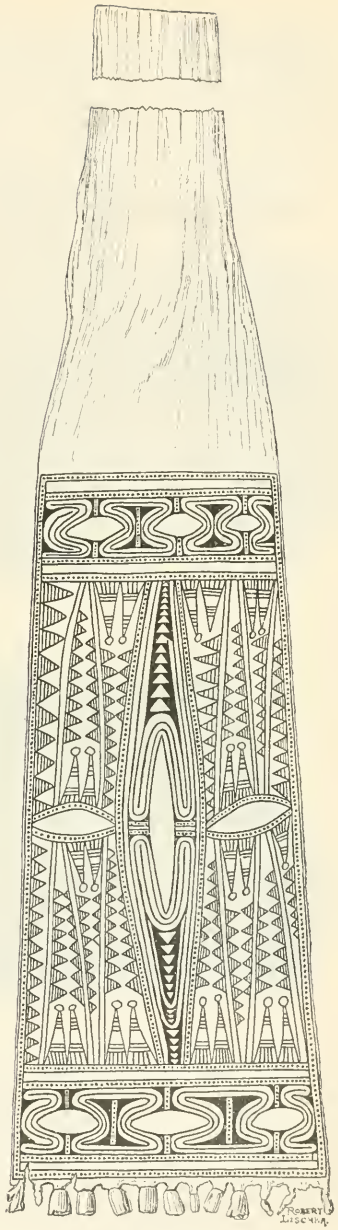


Abb. 204. Bastgürtel aus Monumbo (1/12 n. Gr.; ganze Länge 2·30 *m*).

Fransen verzierten Gürtel an, dessen Enden vorne und hinten bis auf den Boden reichen. Dazu bekleidet man dann auch noch vielfach den Unterleib mit einem runden Leibschild aus Baumrinde, der seine 25—35 *cm* breit sein mag und oft recht schön geschnitzt ist (Abb. 206 bis 208). Vollendet wird der Festtagsschmuck durch ein kleines Schürzchen, welches schön mit Muscheln besetzt ist, die nach verschiedenen Mustern gruppiert sind. Der Lendengürtel, der aus der Ferne einem breiten Leibriemen nicht unähnlich sieht, wird öfters verdickt durch einen schönen aus Gras oder einem anderen Stoffe geflochtenen Gürtel. Die letzteren sind oft recht schön bemalt. An hochfeierlichen Tagen besteht der Überzug des Lendengürtels wohl aus einer Art Leibriemen, der aus einem hanfähnlichen Bast verfertigt, mit Muschelchen besetzt und zumeist geschmackvoll bemalt ist. Einen weniger kostbaren, aber doch immerhin noch schönen Überzug für den Gürtel liefern die langen Blätter einer Pandanusart. Dieselben werden bis $1^1/_2$ *m* lang und sind gezähnt. Man schneidet sie ab, entfernt die Blattrippe und lässt sie trocknen. Diese Gürtel sind ziemlich stark, biegsam, von dunkel weißer Farbe, und machen sich ganz gut.

Abb. 205. Bastschlegel ($^1/_6$ n. Gr.).

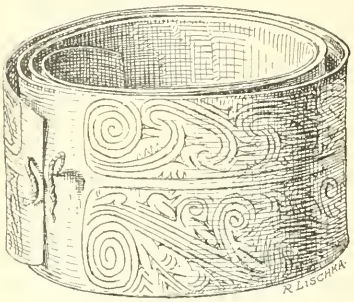


Abb. 206. Rindengürtel ($^1/_4$ n. Gr.).

Das Anlegen des ersten Gürtels ist in einigen Dörfern auf der Insel mit

Abb. 207. Ornament der Innenseite des Rindengürtels (Abb. 206).

großen religiösen Feierlichkeiten verbunden, in anderen Dörfern sind die damit verbundenen Festlichkeiten nicht so ausschließlich religiöser, sondern mehr profaner Natur. In dem Dorfe Einamúl z. B. müssen die Jünglinge, wenn sie den Gürtel bekommen, mehrere Tage in dem Gemeindebezirkshause *(abúl)* in Abgeschiedenheit zubringen. Sie dürfen dort nur leise sprechen, dürfen nur gemeinsam und wegen eines wichtigen Grundes ausgehen, müssen auch dann eingezogen und schweigend ihres Weges gehen und darauf achten, dass sie keine Frauensperson sehen. Zu Anfang oder nach Beendigung dieser Zurück-

gezogenheit wird ihnen der Gürtel gegeben. Die Jünglinge sind bei dieser Gelegenheit festlich geschmückt und geputzt. Bei dieser Einkleidungsfeier erhalten sie auch Bogen und Pfeile und dürfen von da ab diese Waffen frank und frei führen, während sie früher nicht eigentlich berechtigt waren, Waffen zu tragen, wenn man auch die Kinder schon von Jugend auf mit diesen Jagd- oder Mordinstrumenten herumhantieren sieht. In anderen Dörfern sind die Feierlichkeiten, die mit dem Anlegen des ersten Gürtels verbunden sind, nicht so ausschließlich religiöser Natur, als das, wie schon gesagt, in Einamúl und ähnlich

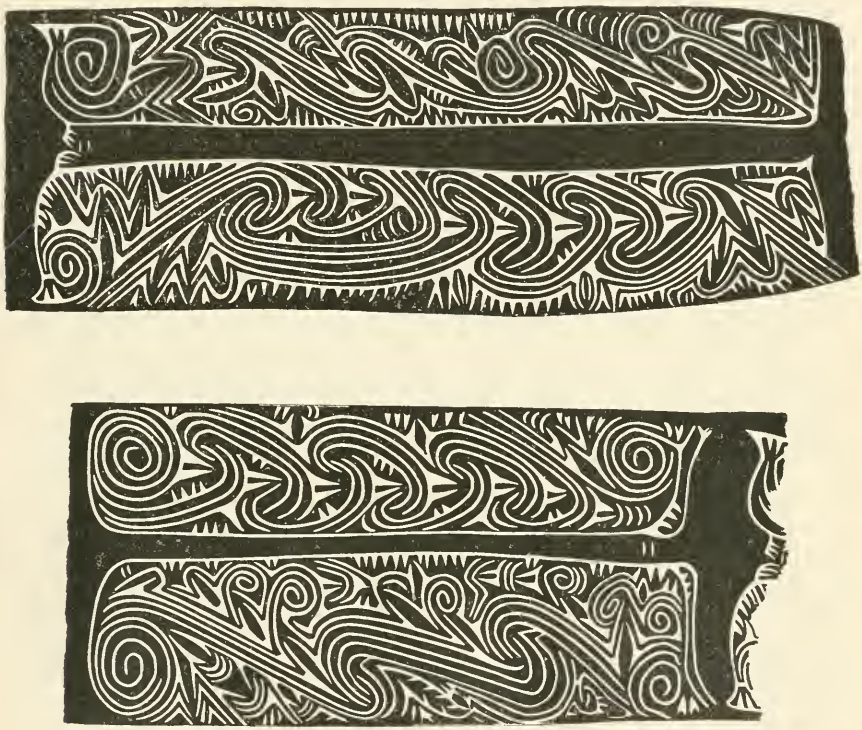


Abb. 208. Ornament der Außenseite des Rindengürtels (Abb. 206).

auch in Alí der Fall ist. In letzterem Dorfe erhielten anfangs dieses Jahres zwei Kinder beim Begräbnis ihres Vaters den Gürtel. Vielleicht will man durch die bei dieser Gelegenheit vorgenommene Ceremonie der Einkleidung den Waisen zu Gemüthe führen, wie sie jetzt als Männer der Hausmütter mannhaft den Kampf ums Dasein aufnehmen und für etwaige jüngere Geschwister sorgen müssten. Die Feier wäre in diesem Falle eine ganz sinnige. Bei den Mädchen ist das Anlegen des ersten Kleides nicht mit vielen Feierlichkeiten verbunden. Es kommt öfters vor, dass Eltern ihre heranwachsenden Töchter zum Besuche bei fremden Stämmen mitnehmen, und dass dieselben dort von ihren Gast-

freunden den ersten Gürtel erhalten, welche Begebenheit natürlich durch ein kleines Familienfest gefeiert wird.

So wenig Wert die Eingebornen darauf legen, dass die Kinder eine genügende Bekleidung tragen, ebenso sorgfältig achten sie darauf, dass die Erwachsenen, wenn sie einmal den Gürtel angelegt haben, stets anständig bedeckt sind. Ich habe nie gesehen, dass ein Erwachsener sich in dieser Beziehung unanständig gezeigt hätte. Wenn die Leute in der See baden, so nehmen sie den Gürtel entweder gar nicht ab oder erst dann, wenn sie schon ganz im Wasser sind. Wenn ein Kranker einmal aus Unachtsamkeit nicht anständig bedeckt ist, so ordnen die Verwandten, sobald sie darauf aufmerksam werden, sein Kleid. Auch die Todtendenkmäler werden, wie ich vorhin erwähnte, mit Gürteln behangen, dieselben sollen nach landläufigen Begriffen den Abgestorbenen zur Bekleidung im Jenseits dienen.

(Schluss folgt in Heft V.)

LITERATURBERICHTE.

17.

Vjesnik hrvatskoga arheološkoga društva. Organ arheološkoga odjela narodnoga muzeja u Zagrebu. Nove serije. sveska V. 1901. Urednik Dr. Josip Brunšmid. (Jahrbuch der kroatischen archäologischen Gesellschaft. Organ der archäologischen Abtheilung des Landesmuseums in Agram. Neue Serie, Band V, 1901.) 4°, 264 S. Mit 145 Abbildungen.

In diesem letzten sorgfältig redigierten Bande finden wir wieder eine Reihe interessanter, für die Archäologie Kroatiens wirklich wertvoller Beiträge. Wie vorher, findet man auch in dem vorliegenden Bande am häufigsten die Berichte und Abhandlungen des unermüdlichen Prof. J. Brunšmid. Dieser Autor setzt seine archäologischen Notizen aus Dalmatien und Pannonien (IV. Theil) wieder fort. Er erwähnt hier eine Menge Funde, besonders aus der Römerzeit und beschreibt dann die Funde des bronzezeitlichen Friedhofes auf der Klaćenica bei Jablanac (Bezirk Senj). Aus diesem Friedhofe erwähnt Brunšmid einige Bronzegegenstände, wie Fibeln und Nadeln des bekannten Hallstätter Charakters. Die Gegenstände von Vranica und Široka Kula haben denselben Hallstätter Charakter und sind von Brunšmid ausführlich beschrieben und abgebildet. Auf einige der Fibeln des erwähnten Fundortes waren stellenweise farbige Glasperlen aufgereiht, eine Fibel zeigt die bekannte Brillenform.

Außerdem erwähnt Brunšmid aus dem Fundorte von Vranica noch einige Nadeln, Ohrringe, eine Pincette, eine La Tène-Fibel und den Deckel einer steinernen Aschenkiste.

Gemeinsam mit Jevremović Luka beschreibt Brunšmid einige antike Inschriften aus der Umgebung von Požarevac in Serbien, und endlich behandelt er einige kroatische Ruinen, die Funde der Münzen in Kroatien und Slavonien und ein neues Fragment der griechischen Inschrift aus Lumbarda auf der Insel Curzola.

Celestin Vjekoslav beriehtet über römische Thonlampen aus Essek.

Dr. Jelić Luka beschreibt einige römische und mittelalterliche Alterthümer der Stadt Nin (Nona), Klaić Vjekoslav die römische Mauer von Fiume bis Prezid.

Laszowski Emilije gibt einige Notizen zur Geschichte Agrams.

Ostermann Stjepan veröffentlicht einen weiteren Bericht über die Funde am Lagerplatze des diluvialen Menschen von Krapina in Kroatien. Es ist ein Auszug aus der in diesen »Mittheilungen« erschienenen Arbeit des K. Gorjanović-Kramberger, mit welchem Ostermann die Forschungen bei Krapina unternahm.

Purić Josip gibt einen Bericht über die prähistorischen Ansiedlungen in der Umgebung von Erdut.

Neben diesen Arbeiten findet man in diesem Buche eine Reihe von kleinen Berichten über die Thätigkeit verschiedener kroatischer Vereine, dann kleine historische, museologische Notizen, Literaturberichte u. s. w.

J. V. Želizko.

18.

Rijks Ethnographisch Museum te Leiden. Verslag van den directeur over het tijdvak van 1 Oct. 1900 tot 30 Sept. 1901. Met 16 pl. Haag 1901.

Wie in den Vorjahren, so gewinnt auch insbesondere heuer dieser Bericht durch die beigegebenen prächtigen Tafeln dauernden Wert. Unter den von Nieuwenhuis' Expedition in Borneo herrührenden Objecten vermögen mehrere wichtige Zwischenglieder in der von Dr. W. Hein in den Annalen des Wiener Hofmuseums (Bd. XIV) versuchten Erklärung eines dajakischen Ornamentmotives abzugeben. Ferner finden wir eine interessante Bronzetrommel von Alor abgebildet, dann eine Reihe ausgezeichneter Erzeugnisse ostasiatischen Kunstgewerbes, Bronzen und ein Elfenbeinschnitzwerk von Benin, endlich eine Collection central- und südwestafrikanischer Gegenstände (besonders die Masken aus dem Kuango- und Sankurugebiet sind erwähnenswert).

19.

Hnatiuk, W.: Etnograficzni materjały z uhorskoi Rusy. (Ethnographische Materialien aus dem ruthenischen Nordungarn.) Lemberg 1897—1900.

Die ungarischen Ruthenen wurden bisher in ethnographischer Beziehung nur wenig untersucht. Höchst dankenswert war also das Unternehmen W. Hnatiuks, welcher im Jahre 1895—1896 sich nach Nordungarn begab, die ganze von Ruthenen bewohnte Region durchstreifte und nach seiner Rückkehr die während seiner Forschungsreise gesammelten ethnographischen Materialien veröffentlichte.

Seit 1897 sind schon mehrere Bände seiner Materialien erschienen. Wir beginnen mit der Besprechung der zweibändigen Märchensammlung.

Der erste Band zerfällt in zwei Theile: »Legenden« und »Novellen«. Unter Legenden versteht der Verfasser Varianten der dem alten Testament entlehnten Erzählungen, ferner Marien-, Christus- und Heiligensagen, dann allerlei religiöse Stoffe und schließlich alles, was sich auf Religion bezieht und eine erzählende Form hat. Das Märchen vom Glück und Unglück, oder von zwei Brüdern, von denen einer Reich und der andere Arm ist, die Volkserzählung vom Ritter, welcher mit dem Tode einen Zweikampf eingeht, die Madeisage (ein Räuber tödtet seine Eltern und thut dann Buße, indem er den einem Asceten gehörigen Stock mit dem auf den Knien herbeigeschafften Wasser so lange begießt, bis der Stock Wurzel schlägt und Zweige treibt), alles dies zählt der Verfasser unter die Legenden, bloß weil dort ethische Fragen behandelt werden.

Darin kann man ihm nicht Recht geben. Unter dem Namen »Legende« sind wir gewohnt, eine vom religiösen (und zugleich übernatürlichen) Charakter durchdrungene Hervorbringung zu verstehen, und diese Definition passt nicht auf die oben genannten Erzählungen.

Gleichfalls kann man nicht als Legenden bissige (übrigens sehr mittelmäßige) Anekdoten ansehen, welche die anderen (insbesondere die calvinische) Confessionen verhöhnen. (»Warum schmücken sich die Calviner bei ihrem Kirchengang mit Blumen«, »Wie wurde ein Calviner von einem ruthenischen Popen aus dem Todesschlaf erweckt«, »Über drei ruthenische Confessionen«.) Sie haben gar nichts mit der Legende gemein. Gleichzeitig fügen wir hinzu, dass sie völlig abgeschmackt sind und der ungarisch-ruthenischen Denkweise nicht viel Ehre thun.

Anlässlich der Bibelepisoden, die im Munde der ungarischen Ruthenen vom ursprünglichen Text abweichen, möchten wir uns auch eine Bemerkung erlauben. Mehrere der Hnatiuk'schen Texte unterscheiden sich so wenig von dem, was man in den Volksschullehrbüchern findet, dass es am besten gewesen wäre, wenn er knapp mit einigen Worten die Abweichung angegeben hätte.

Anders ist es, wenn es sich um apokryphische Erzählungen handelt (»Wann schrieb David das Psalterbuch«, sechs Salomonlegenden). Da hatte Hnatiuk gewiss recht, einen vollen Text zu geben.

Um mit den kritischen Bemerkungen über diese übrigens wertvolle Veröffentlichung zu endigen, wollen wir noch folgendes sagen:

Der Verfasser hat alle seine Texte im ungarisch-ruthenischen Dialect mitgetheilt. Für einen Dialectologen ist es eine willkommene Gabe, anders steht es um den Folkloristen. Die Mundart der ungarischen Ruthenen ist von der eigentlichen ruthenischen Sprache ziemlich verschieden, sie enthält außerdem viele ungarische Wörter. Die Folge davon ist, dass sogar einer, dem die ruthenische Sprache geläufig ist, alle Mühe hat, sich durch diese Texte durchzuschlagen. Wie muss es nun einem anderen sein, der das Ruthenische mit einem Wörterbuch liest!

Außerdem hat Hnatiuk die fremdsprachigen Wörter erst am Ende des zweiten Bandes in einem besonderen Wörterbüchlein zusammengetragen. Viel besser wäre es gewesen, wenn er sie im Texte in den Fußnoten gegeben hätte.

Die Menge der europäischen Sprachen ist sehr groß, anderseits ist der vergleichende Folklorist am glücklichsten, wenn er seine Materialien aus den ursprünglichen Texten schöpft. Dazu aber muss er wenigstens ein Dutzend Sprachen erlernen. Das gibt schon ziemlich viel Mühe; möge man ihm also seine Aufgabe nicht erschweren, indem man Volksmaterialien vorwiegend in der Mundart veröffentlicht. Infolgedessen sind viele treffliche Publicationen, wie z. B. diejenigen Pitrés über Sicilien recht schwer zu benützen. Infolgedessen haben es auch die französischen Folkloristen seit lange unterlassen, Volksmaterialien im Mundarttexte mitzutheilen, und zu ebensolchem Beschluss sind neuerdings die Folkloristen Polens gekommen. Natürlich kann man solche Forderungen an Volksliedertexte nicht stellen.

Wir hoffen also, dass Hnatiuk uns künftighin seine ungarischen Volksmaterialien in gutem Ruthenisch bringen wird.

Weiter wäre es erwünscht, dass der Verfasser die irrthümliche, zu verallgemeinernde Nomenclatur, deren er sich bedient, verwerfe. Wir haben schon deren schwache Seiten bezüglich der »Legenden« hervorgehoben, dasselbe ließe sich in Bezug auf Hnatiuks andere Kategorien, wie z. B. die »Novelle«, sagen. Wo endet die Novelle und wo beginnt das Märchen? Manche der Hnatiuk'schen Novellen gehören zu den

Märchen (wie denn umgekehrt Märchenepisoden in seinen Legenden vorkommen). Anderseits sind manche seiner Novellen nichts als »Faits divers«, das heißt Erzählungen über die Begebenheiten der letzten Tage, aller Abrundung und Pointe, welche eine Novelle kennzeichnen, bar.

Nun übergehen wir zur stofflichen Seite des Buches.

Wie erwähnt, beginnt es mit »Legenden«. Die Reihe wird von den Varianten der Bibelerzählungen eröffnet. Die erste: »Der Ursprung der Welt und der ersten Menschen«, ist theilweise apokryphisch, die Mehrzahl der folgenden (»Lucifers Kampf mit Michael«; »Noe«; »Lot und seine Frau«; »Sodoma und Gomorrha«; »Joseph«; »Moses und Pharaon«; »Samson«; »Jonas«) bieten aus oben besagten Gründen weniger Interesse. Hervorzuheben wäre nur, dass die Altägyptier von ungarischen Ruthenen mit Zigeunern identificiert wurden. Im Gegentheil ist der Salomoncyclus (»Salomon als Kind, Jüngling und König«; »Salomon und seine Frau«; »Salomon und die Teufel im Fass«; »Salomon schlichtet den Streit der Bettler«) recht interessant.

Dasselbe kann auch von Christussagen gesagt werden. Insbesondere gern zeigt uns die Volkslegende den Gottessohn auf seinen Wanderungen. Selbstverständlich gaben dazu die evangelischen Wanderungen Anregung. Sehr schütter sind dagegen bei den ungarischen Ruthenen die Mariensagen vertreten: neben zehn Nummern der ersten Gruppe sieht man nur eine einzige der zweiten.

Es folgen hierauf zwei Heiligensagen (»Basilius und Euladius«; »Teophist«; die letztere ist eigentlich eine Fassung der Enstachiuslegende), die Legende vom Engel als Dienstboten (welcher neulich Gaston Paris einen sehr interessanten Aufsatz gewidmet hat), sowie mehrere andere Volkserzählungen, deren Platz in dieser Gruppe wir oben beanständet haben.

»Novellen« sind vorwiegend Schwänke. Da finden wir Fassungen der Grimm'schen Erzählungen (»Das dumme Weib« = Der Frieder und das Catherlieschen; »Der dumme Pope und sein Diener« = Der junge Riese; »Der Kirchensänger als Dieb und der Pope als Zauberer« = Doctor Allwissend; »Wie eine Prinzessin arm und dann wieder reich wurde« = König Drosselbart; »Der ruthenische Soldat und der König« = Der Stiefel von Büffelleder; »Der Prinz als Dieb« = Der Meisterdieb; »Wie der Arme mit dem Reichen rechtete« = Die beiden Wanderer): andere Schwänke knüpfen an mittelalterliche Stoffe an (»Sage niemals deiner Frau die ganze Wahrheit« = »Quod mulieribus non est credendum« in den Gesta Romanorum[1]); »Beginne nichts ohne Überlegung« = »De omnibus rebus cum consensu et providentia semper agendis« in demselben Sammelbuche.[2]) Mehrere Schwänke scheinen localen Ursprunges zu sein. Interessant ist, dass in einem derselben ein — Phonograph die Hauptrolle spielt (»Wundermaschine«, Bd. I. S. 172—173).

An diese Gruppe wären eigentlich die achtzehn bis zwanzig Anekdoten, die der Verfasser am Ende des zweiten Bandes untergebracht hat, anzuschließen. Sie unterscheiden sich von den »Novellen« bloß durch ihre Kürze. Meistens beziehen sie sich auf Zigeuner und Popen und stehen in künstlerischer Hinsicht höher als die ersteren.

Der zweite Band enthält außerdem drei Thiermärchen (Parallelen zu Grimms: »Der Wolf und der Mensch«, »Der alte Sultan« und »Der Fuchs und die Frau Gevatterin«), sechs historische Sagen, worunter vier vom König Matthias (die beiden anderen sind: »Von Josef II.« und »Warum bekommen die alten Soldaten Kossuths ein Jahresgehalt«) und schließlich 38 Märchen.

Darunter heben wir folgende Parallelen mit den Grimm'schen Märchen hervor: »Wie Kontiuñit Sonne und Mond erlangte« = Sechse kommen durch die ganze Welt; »Von drei Prinzen und der Prinzessin auf dem Jassinberge« = Das Wasser des Lebens; »Drei Brüder: Abend, Mitternacht, Tagesanbruch« hat manches mit demselben Märchen gemein; »Wundermühle, Lamm und Stöcke« = Tischchen deck dich, Goldesel und Knüppel aus dem Sack; »Vom Jäger, der allerlei Thiersprachen verstand« = Die weiße Schlange; »Nemtnda« = Der Eisenhans (zweite Hälfte); »Von sieben Brüdern als Kolkraben und von ihrer Schwester« = Die sieben Raben; »Vom Kaiser, der silberhaarige Kinder hatte« = Das Mädchen ohne Hände; »Vom Taufsohne des Kaisers« = Die Gänsemagd; »Marcus der Reiche und seine Sonnenreise« = Der Teufel mit den drei Haaren; »Der Zigeuner als Krieger« = Das tapfere Schneiderlein; »Der junge Freiherr in Amerika« = Der Räuber und seine Söhne.

Überhaupt gibt es beinahe kein einziges Märchen in dem Hnatiuk'schen Buche, das ohne Parallelen dastände. Wir widmen mehr Platz derjenigen aus der Sammlung der Brüder Grimm, weil die Sammlung allgemein bekannt ist und gewissermaßen ein Gemeingut aller gebildeten Leute bildet. Doch fügen wir die Bemerkung hinzu, dass, wie es überhaupt mit den Parallelen der Fall ist, die Hnatiuk'schen Märchen einerseits mit den angeführten Grimm'schen Märchen manches gemein haben, in mancher Beziehung aber sich davon unterscheiden.

Unter den anderen Nummern citieren wir vor allem eine Fassung der Lenorensage (Bd. II. S. 151).

---

[1]) ed. Österley, n. 124.
[2]) ed. Österley, pag. 431—434.

Allen diesen Legenden, Schwänken und Märchen hat Hnatiuk vergleichende Noten hinzugesellt. Weil insbesondere ruthenische, polnische und russische Quellen dort recht gut vertreten sind, so erhöht dies noch mehr den Wert des Hnatiuk'schen Buches für vergleichende Märchenforscher. Hier und da (übrigens sehr selten) sind die Angaben nicht völlig genau. So z. B. wird die im Archiv für slavische Philologie (1891) veröffentlichte Arbeit des Gezeichneten: »Eine kleinrussische Version der Lenorensage«, von Hnatiuk zwar citiert, doch wird nicht einmal die Zeitschrift, wo sie erschienen ist, angegeben. Indes enthält eben diese Arbeit eine sehr vollständige Literatur der Lenorenfassungen, welche bis 1891 bekannt waren, und manche der dort citierten Versionen sind Hnatiuk unbekannt.

Andererseits ist noch ein Desideratum an diese vergleichenden Noten (und diesmal bezieht es sich nicht nur auf die Hnatiuk'sche, sondern auf viele andere vergleichende Märchenpublicationen) zu stellen. Man ist gewohnt ein Märchen mitzutheilen und hierauf eine Anzahl Parallelen folgen zu lassen. Doch besteht gewöhnlich das Märchen aus mehreren Episoden und manchmal sind dieselben darin ganz locker hineingeflochten.

Man sollte eigentlich Episodenparallelen angeben. Als Beispiel möge das erste Hnatiuk'sche Märchen »Der junge Freiherr in Amerika« dienen. Wie schon der Titel zeigt, weist das Märchen eine interessante Modernisierung auf, und wenn man dazu Parallelen bringt, so wäre auch anzugeben, ob darin dieselbe Modernisierung vorkommt oder nicht. Zweitens enthält das Märchen eine Polyphemversion, mehrere Reminiscenzen aus dem Sindbadcyclus und schließlich die Episode von dem trauernden Ehegemahl, der sich mit seiner verstorbenen Frau begraben lässt. Im gegebenen Fall hat Hnatiuk diese drei Motive von einander geschieden und sie besonders behandelt, dieses Verfahren aber befolgt er jedoch nur von Zeit zu Zeit.

Sodann sind manche seiner Parallelen eigentlich nur stoffverwandt. Es ist nicht ohne Wert, auch derlei Erzählungen anzugeben, doch möge man ihr Verhältnis zum Grundmotiv von vorneherein bestimmen.

Alle, welche den Mechanismus der vergleichenden Märchensammlungen von nahe besehen haben, wissen, dass das, was wir bezüglich Hnatiuks hervorheben, sich beinahe auf alle anderen Publicationen dieser Gruppe beziehen kann. Es scheint uns aber, dass mehr kritische Sichtung in derlei Arbeiten höchst nöthig wäre.

Hnatiuks Buch, welches gewiss die beste ruthenische Märchensammlung der letzten Jahre ist, enthält außerdem noch eine Inhaltsangabe aller Nummern der beiden Bände und mehrere Selbstbiographien der Erzähler. In unserer Besprechung des Lew'schen Buches haben wir dargethan, wie wertvoll solche auf Volkserzähler bezügliche Mittheilungen sein können. Ein näher zu beleuchtender Punkt ist noch der oftmals pedantisch moralisierende Ton der Erzählungen. Sie riechen nach Kirchensängerphilosophie. Bei den galizischen Ruthenen spielen die Kirchensänger eine bedeutende Rolle im Volke; es wäre interessant gewesen, etwas über diese Persönlichkeiten und ihre Beziehungen zur Volksliteratur im ruthenischen Nordungarn zu erfahren.

Paris. Dr. W. Bugiel.

20.

Grandidier, Alfred: L'Origine des Malgaches. Paris 1901, 4°, 180 S.

Der berühmte Erforscher Madagaskars gibt in dieser Schrift, welche einen Band des monumentalen, 52 Bände umfassenden Werkes: »Histoire physique, naturelle et politique de Madagascar« bildet, eine nach historischen Gesichtspunkten gruppierte Darstellung der Besiedelung der großen afrikanischen Insel. Im Gegensatze zu der bisher allgemein angenommenen Auffassung, wonach die ersten Bewohner Madagaskars vom afrikanischen Festlande kamen, stellt Grandidier die Ansicht auf, die Insel sei zuerst durch Einwanderungen indo-oceanischer Neger, welche er als Indo-Melanesier bezeichnet, bevölkert worden. Greifbare Beweise für diese seine Behauptung vermag er jedoch nicht zu geben, obwohl er die Einheitlichkeit der Sprache auf der ganzen Insel, welche in ihrem heutigen Bau schon lange vor der Ankunft der Malaien (richtiger Javaner) bestand und nach ihm den melanesischen Idiomen nahe stehen soll, in erster Linie als Stütze für seine Theorie in Anspruch nimmt. Weiters muss der von Grandidier unternommene Versuch einer zusammenfassenden ethnographischen Schilderung der das südliche Asien und die Inselwelt Oceaniens bewohnenden Völkergruppe unter Hinweis auf die Übereinstimmungen mit den Sitten und Gebräuchen der Madegassen als wenig geglückt bezeichnet werden, denn bei der Zusammenfassung einer solchen Zahl verschiedener Rassen und Völkerschaften, wie Negrito, Melanesier, Polynesier, Mikronesier, Malaien etc. zu einer einzigen Völkergruppe, einer ethnographischen Einheit, müssen naturgemäß jene den einzelnen Bestandtheilen der Gruppe eigenthümlichen Merkmale unberücksichtigt gelassen werden, und schließlich bleibt nur eine kleine Menge allen Theilen der Gruppe gemeinsamer Momente übrig, welche eben bei allen Naturvölkern anzutreffen sind und im Grunde nichts anderes darstellen, als die Bastian'schen Elementargedanken.

Um dies noch deutlicher zu machen, wollen wir einige der für die Theorie Grandidiers ins Treffen geführten ethnographischen Übereinstimmungen zwischen Indo-Oceaniern und Madegassen hier anführen:

Die Identität der Charaktereigenschaften der Indo Oceanier mit den Madegassen; das Vorkommen des Nasengrußes, der Teknonomie, der Sitte, die Frauen an Gastfreunde zu verleihen, die Verbreitung des Bauopfers, den Glauben an die Seelenwanderung bei den Vornehmen, die Leidenschaft für Thierkämpfe, die absolute Freiheit der Mädchen vor der Heirat, die Polygamie, die Unreinheit der Wöchnerinnen, Behandlung der Kinder etc.

Es ist wohl überflüssig, darauf hinzuweisen, dass selbst der Nachweis einer großen Zahl solcher Berührungspunkte zwischen den Bewohnern Madagaskars und Indo-Oceaniens für die Frage der Herkunft der Urbevölkerung der Insel bedeutungslos ist.

Die Bevölkerung Madagaskars hat im Laufe der Jahrhunderte infolge beständiger Einwanderung fremder Rassen, nicht zum wenigsten auch durch den seit dem XV. Jahrhunderte beständig gepflogenen Verkehr mit Europäern derartige Veränderungen und Vermischungen erfahren, dass vom ursprünglichen materiellen und geistigen Culturbesitze fast nichts auf uns gekommen ist. Daher ist die Ethnologie nicht imstande, uns die Frage der Herkunft der Madegassen zu beantworten; viel eher dürfen wir von der physischen Anthropologie eine Lösung des Räthsels erhoffen. In der That haben auch de Quatrefages (Hist. gener. des Races Humaines, 1889) und Hamy (Crania Ethnica) bereits auf die Ähnlichkeit der Madegassenschädel mit Papuaschädeln hingewiesen. Allerdings gelang es Duckworth nicht, an den aus Madagaskar stammenden Schädeln des anatomischen Museums der Universität zu Cambridge Ähnlichkeiten mit melanesischen Cranien zu entdecken, doch konnten ebensowenig Beziehungen zu afrikanischen Stämmen, insbesondere der benachbarten Küste Ostafrikas, nachgewiesen werden (Journ. Anthropol. Inst. of Great. Brit., vol. 26, 1897, pag. 289—290). Vielleicht wird das Studium eines größeren Vergleichsmateriales das Dunkel lichten.

Der übrige Theil der Grandidier'schen Schrift beschäftigt sich mit der Geschichte der malaiischen und semitischen Einwanderungen nach Madagaskar. Als Jahreszahl für die Ankunft der Javanen, der Vorfahren des jetzt die Provinz Imerina beherrschenden Adels der Andrianä, an der Ostküste der Insel, werden die Jahre 1555 und 1560 angegeben. Besonderes Interesse bietet namentlich die Schilderung der Beziehungen zwischen Arabien und Madagaskar, die Gründung zeïditischer, ismaëlitischer und karmathischer Colonien auf der letzteren Insel. Die Nachkommen dieser und anderer arabischer Einwanderer sind noch heute in den Stämmen der Onjatsy, der Zafind Raminia, der Antimoronä und der Antalaoträ erhalten, und soll auch der durch die Lehre der zeïditischen und karmathischen Secten gebotene Incest heute noch bei einigen dieser Stämme im Schwange sein.

Das mit einer erstaunlichen Literaturkenntnis geschriebene Werk Grandidiers lässt uns das Erscheinen des noch ausständigen 4. Theiles des Hauptwerkes, welcher die Ethnographie (von Grandidier) in zwei Bänden, Anthropologie (von Hamy) und Linguistik (von Grandidier) in einem Bande, umfassen soll, mit Ungeduld erwarten.

Horn (Niederösterreich). Dr. Richard Lasch.

21.

Schück, A.: Die Stabkarten der Marshall-Insulaner. Hamburg 1902. 37 S. Mit 11 Tafeln.

Der Verfasser, nicht der erste praktische Seemann, der sich mit dem genannten Thema beschäftigt — schon 1884 veröffentlichte derselbe in der Zeitschrift der königlich niederländischen geographischen Gesellschaft einen Artikel darüber, und Capitän Winkler hat 1898 in der Marine-Rundschau eine für die Deutung dieser lange unverstandenen »Karten« grundlegende Arbeit geliefert, die auch eine Übersetzung ins Englische erfahren hat[1]) — gibt vorerst einen historischen Überblick unserer Kenntnis von den (aus Stäben zusammengebundenen) Karten der Marshallaner und geht dann auf die Erklärung der einzelnen Arten: Lehrkarten, Übersichtskarten und Specialkarten einzelner Inselgruppen über. Das gesammte bekannte, auf den Tafeln skizzierte Material wird eingehend beschrieben, die Bedeutung der einzelnen Stäbe (als Dünungen, Ausgleichstellen, Sichtweiten, Kabbelungen u. s. w.) bei den verschiedenen Karten erörtert. Die Frage, ob ähnliche Stabkarten auch außerhalb der Marshall-Inseln vorkommen, scheint heute eher verneint werden zu müssen. Als Vorläufer der Stabkarten bezeichnet der Verfasser das Verfahren, Steine oder dergleichen nach der Lage der Inseln (beziehungsweise überhaupt geographischen Positionen) auf den Boden zu legen; mir scheint dies nicht der Fall zu sein; denn der Unterschied zwischen der bloßen Darstellung der geographischen Situation der Inseln zu einander und der Darstellung der auf den Marshallkarten außerdem ersichtlich gemachten nautischen Thatsachen ist ein viel zu großer, als dass man ohneweiters an einen genetischen Zusammenhang denken müsste. Ersteres scheint wohl eine allgemein-menschliche Äußerung geographischen Verständnisses zu sein, die eben bei allen Völkern spontan sich ergibt, die für die geographische Beschaffenheit ihrer Umgebung Sinn zu haben genöthigt sind. Die vom Verfasser mitgetheilte Steinsetzung in Mer (Torres-Straße)

[1]) Smithsonian Report for 1899, pag. 487, Washington 1901.

scheint eine ganz andere Richtung der Fortentwickelung dieser primitiven Kartographie darzustellen, als die rein praktischen Bedürfnissen dienenden Karten der Marshallaner, die in der That etwas in ihrer Art einziges darstellen dürften, wenn auch ihre Fortentwickelung nicht eine primäre ist, was noch dahingestellt bleiben mag.

L. B.

22.

Laufer, Dr. Heinrich: Beiträge zur Kenntnis der Tibetischen Medicin. I. Theil. Berlin 1900.

In dieser kleinen Schrift, welche sich als Vorläuferin einer umfangreichen Bearbeitung der medicinischen Literatur Tibets ankündigt, finden wir eine dankenswerte Übersicht der bisher bekannt gewordenen tibetischen Werke über Medicin, sodann eine zum Theil auf diesen, zum Theil auf den Nachrichten der Forschungsreisenden und Linguisten basierende Zusammenfassung der anatomischen und physiologischen Anschauungen, sowie der Kenntnisse über allgemeine und specielle Pathologie und Therapie der Tibetaner. Als Hauptquelle dient das Buch r Gyud bzhi, d. h. die vier Tantra, ein im VIII. Jahrhundert n. Chr. aus dem Sanskrit in die tibetische Sprache übersetztes medicinisches Werk. Das Sanskritoriginal ist bisher nicht bekannt geworden. Dementsprechend geben auch die anatomischen und physiologischen Capitel in jenem Buche genau die indischen Anschauungen jener Zeit wieder. Die Neigung der Inder zur übertreibenden Spielerei mit Zahlen kommt dabei deutlich zum Vorschein. Im ganzen gibt es 900 Nerven, 12 große und 250 kleine Gliedergelenke, 11.000 Kopfhaare, 11 Millionen Haarporen u. s. w. Vom Blutkreislauf hatte man keine Ahnung, die größeren Arterien werden als Canäle des Windes angesehen. Übrigens werden Sehnen, Nerven und Adern oft mit einander verwechselt.

Die fast heilig gehaltenen vier Tantra bilden heute noch in Tibet und in der Mongolei das »standard work« für die Medicin.

Der Abschnitt der Laufer'schen Schrift, welcher über specielle Pathologie und Therapie handelt, bietet auch einen wertvollen Beitrag zur Nosogeographie und Rassenpathologie. Wir erfahren daraus, dass die Blattern eine große Plage Tibets seit jeher darstellen, während die Cholera sehr selten oder gar nicht vorkommt und auch die Pest zu fehlen scheint. Lepra ist ebenfalls selten, in Ladäkh gänzlich unbekannt, dagegen in Baltistan (südlich des Karakorum-Gebirgszuges) und in der indischen Ebene sehr häufig. Erwähnenswert ist, dass die Anhänger der alten Bon-Religion (der vorbuddhistischen Religion Tibets) der Ansicht sind, die Lepra sei eine von den Erdgöttern und Schlangendämonen gesandte Strafe für Verunreinigung des Herdes durch überfließende Milch oder ähnliches. Syphilis ist in Tibet ungemein weit verbreitet, als Heilmittel dagegen wird Quecksilber in Form von Pillen angewendet.

Centralasien gilt schon seit langer Zeit als ein großer Kropfherd und Laufer widmet dem Vorkommen der Krankheit in Tibet eine eingehende Untersuchung. Auch im Buche r Gyud bzhi ist dem Kropfe ein besonderer Abschnitt eingeräumt.

Die Angaben über Erkrankungen des Herzens, der Nieren, des Verdauungstractes und der Bewegungsorgane können wir, als lediglich den Arzt interessierend, hier übergehen, hervorzuheben sind noch die Nachrichten über das häufige Vorkommen von Augenerkrankungen unter den Himalaya-Völkern, und genießen die herumreisenden tibetanischen Augenärzte, die mit Salben und Augenbädern curieren, einen guten Ruf.

Die Ausübung des Heilberufes liegt in Tibet ausschließlich in den Händen der Priester (Lamas) und sind einzelne Klöster wirkliche Hochschulen für Medicin. Die Lama-Ärzte nehmen als Priester eine sehr geachtete Stellung ein und bestreben sich auch, nach Beendigung ihres Studiums Neues zu lernen.

Im allgemeinen erhält man bei Lectüre der in Rede stehenden Schrift den Eindruck, dass die tibetische Medicin in einer über die einer viel höheren Culturstufe angehörigen Nachbarvölker Indiens und Chinas weit hinausragenden Weise vorgeschritten ist und dass namentlich specielle Pathologie und Therapie sich auf einer nicht zu unterschätzenden Höhe befindet, dagegen sind Anatomie und Physiologie verhältnismäßig in der Entwickelung stark zurückgeblieben und die Volkshygiene, zu der sich sonst von vielen Naturvölkern deutliche Ansätze beibringen lassen,[1]) hat sich in die tibetische Medicin überhaupt keine Aufnahme zu verschaffen gewusst.

Horn (Niederösterreich). Dr. R. Lasch.

[1]) Vgl. Bartels, Medicin der Naturvölker. Leipzig 1893, S. 220 ff.

RUDOLF VIRCHOW

† 5. September 1902.

Die Bewohner der Insel Tumleo, Berlinhafen, Deutsch-Neu-Guinea.

Von **P. Mathias Josef Erdweg**, S. V. D., Missionär in Berlinhafen.

(Schluss.)

(Mit 56 Abbildungen.)

XI. Schmuck und Schmucksachen der Tumleo.

So wenig Gewicht die Eingebornen im allgemeinen darauf legen, in ihrer Kleidung über das Allernothwendigste hinauszugehen, umsomehr Zeit und Sorge verwenden sie auf Schmuck und Putz. Aber sonderbar, während bei uns in Europa die Damenwelt am meisten auf Mode und Toilette sieht, verlegt sich hier fast ausschließlich das starke Geschlecht auf das Studium der Verschönerungskünste, wogegen die Mädchen und Frauen mit einigem einfachen Schmuck zufrieden sind. Betrachten wir einmal einen Tumleo-Mann, wenn er sich zu einem Feste herausputzt. Die meiste Arbeit macht die Herrichtung der Haare. Das Geschäft wird auf irgend einem Platze im Dorfe vorgenommen, mit Vorliebe wählt man dazu ein schattiges, mit Sand bestreutes, oder ein am Meeresufer gelegenes Plätzchen. Haarkünstler von Profession sind den Tumleo auch noch unbekannt, der erste beste Freund übernimmt mit Vergnügen diese Arbeit. Er kniet auf den Boden nieder, sein Kunde legt sich vor ihm platt auf den Bauch, und das Werk kann beginnen. Unsere Eingebornen tragen das Haar entweder ganz- oder halblang. Im ersteren Falle lassen sie dasselbe zu einer riesigen Perücke heranwachsen, die über der Stirne, etwas nach hinten gewölbt, sich bis 10 *cm* emporhebt, dann über dem Kopfe nach hinten herunterhängt und an 50 *cm* in der Breite und Länge messen mag. Oft sogar sieht man, allerdings nur bei fremden Besuchern, dass diese Perücke wie eine dichte Mähne ganz über den Rücken heruntergeht. Im letzteren Falle hat der Haarputz mehr halbkugelige Gestalt. Aufgabe des Friseurs ist es nun, die jeweilige Form des Kopfschmuckes möglichst vortheilhaft zum Ausdrucke zu bringen und die Haare zu einer mächtigen Perücke herauszuputzen oder ihnen eine schöne halbkugelförmige Gestalt zu geben. Er beginnt sein Geschäft damit, aus dem Gesichte und von der Stirne jedes Härchen, das nicht schön in Reihe und Glied steht, wegzurasieren. Als Scheermesser dienen die Scherben einer Flasche, die man zu diesem Zwecke zerschlagen hat, und die Barbiere verstehen ihre Kunst so gut, dass der Kunde, trotzdem die Manipulation ganz trocken vorgenommen wird, kein Tröpfchen Blut vergießt. Hierauf wird das Haar mit einem einheimischen Kamme durch und durch gekämmt, bis es ganz locker wird. Nun gibt man ihm vermittelst einer Haarpomade die nöthige Geschmeidigkeit. Diese Haarpomade wird auf folgende Weise zubereitet: Man nimmt das Fleisch einer ganz reifen Cocosnuss, schält es ganz aus der harten Schale heraus und röstet es etwas im Feuer. Dann zerreibt man mit einer scharfen Muschel das ganze Fleisch in kleine Stückchen, ähnlich wie man bei uns die Kartoffel auf dem Reibeisen zerreibt. Diese Stückchen bringt man in ein Bastgewebe, wie solche am Blattstiele der Palmblätter (Cocos) wachsen, ringt sie aus und das Cocosöl fließt heraus in eine dafür bereitgehaltene Perlmuschelschale. In dieses Öl streut man einen mennigartigen Lehm, den man vorher fein pulverisiert hat, vermischt ihn mit dem Öl und so erhält man eine röthliche, stark riechende Haarpomade. Den Lehm findet man nördlich

von hier bei den Festlandsstämmen. Die Pomade wird nun auf das Haar aufgetragen und durch vieles Herumstreichen und Kämmen mit dem Haare vermischt. Letzteres wird dadurch ganz weich und geschmeidig und legt sich in schönen Wellen und Löckchen sanft neben- und übereinander. Um den Haarputz zu vollenden, steckt man noch eine Anzahl Federn hinein. Am beliebtesten sind die langen Hahnenfedern, welche, auf das Haar gepflanzt, sich bei jeder Bewegung des Kopfes majestätisch hin- und herneigen. Oft werden diese Federn noch eigens beschnitten, um ihnen ein schönes Aussehen zu geben, öfters steckt man auch eine Feder in die andere, damit dieselben noch besser hin- und herschwingen können. Der Tumleo legt einen großen Wert darauf, eine ziemliche Anzahl dieser Federn zu besitzen. Für ein Paar derselben arbeitet er wohl einen Tag. Die Hähne hält er fast nur dieser Federn wegen, und deshalb sieht man auch in den Dörfern fast nie einen Hahn mit ordentlichem Schwanze herumstolzieren; sobald das arme Hähnchen auch nur einige brauchbare Federn hat, wird es unbarmherzig gerupft. Selbst die Hähne der Mission müssen sich das gefallen lassen. Auch andere Federn sind für den

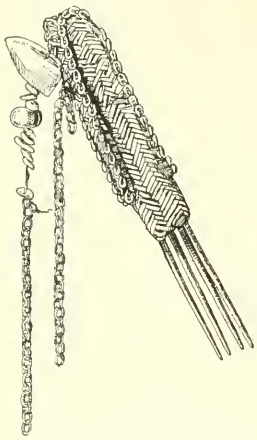


Abb. 209. Haarkamm (¹/₄ n. Gr.).

Abb. 210. Haarnadeln (*a*, *b* ¹/₄, *c* ¹/₂ n. Gr.).

Kopfschmuck erwünscht, so die weißen Federn der hier zahlreichen Tauben, Federn vom Kakadu, von der Krontaube, vom Paradiesvogel und den hier am Festlande zahlreichen Papageien. Die weißen Taubenfedern verwendet man meist so, dass man damit den vorderen oberen Theil der Perücke halbkreisförmig umrahmt. Die Federn der Krontaube werden meist an dem oberen Ende eines Haarkammes befestigt. Der Kamm wird in das Haar gesteckt, die Federn selbst ragen dann senkrecht über dem Kopfe hervor und geben dem ganzen Putz ein recht malerisches Aussehen. Haarkämme (Abb. 209) und Haarnadeln (Abb. 210) sind, wie schon aus dem Gesagten hervorgeht, den Eingebornen bekannt. Man verfertigt selbige aus den harten Blattrippen der Fächerblätter hiesiger Palmenarten. Die Haarkämme bestehen meist aus sechs bis acht solcher Blattrippen und werden durch schöne

kleine Geflechte zusammengehalten. An ihrem oberen Ende, der Handhabe, sind sie meist verziert. Entweder sind sie dort mit Perlen oder Muschelchen besetzt oder sie tragen eine Perlenkette als Anhängsel. Oft findet man auch Kämme, deren Handgriff mit dem rostbraunen Pelze einer hier am Festlande heimischen Beutelratte, die im Volksmunde *arár* heißt, umwickelt ist.

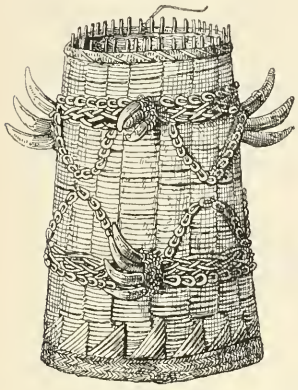


Abb. 211. Haarbinde ($^1/_2$ n. Gr.).

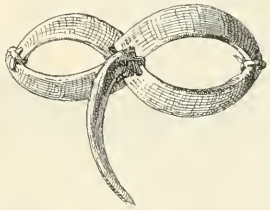


Abb. 212. Stirnschmuck ($^1/_4$ n. Gr.).

Abb. 213. Ohrschmuck ($^1/_4$ n. Gr.).

Wenn der Kopfputz fertig ist, kann der Mann daran gehen, auch seine anderen Schmucksachen anzulegen. Die Zahl derselben, die hier im Gebrauche sind, ist eine sehr große. Es ist kein Theil, kein Glied des Körpers, das nicht einen besonderen Schmuck hätte. Das Haar hält man mit verschiedengestaltigen Haarbinden (Abb. 211) zusammen. Die Stirne schmückt man mit dem Stirnband. Über der Stirne trägt der Tumleo wohl eine Art Brille (Abb. 212) aus Eberzähnen, es fehlen nur noch die Gläser darin, sie würde dann ganz gut als Brille europäischen Stiles Verwendung finden können. In die Ohren bohrt man nicht ein, sondern gleich zwei bis drei Löcher, damit das halbe Dutzend Schildpatt-, Muschel- und Holzringe und damit die Schweineschwänzchen, Perlenschnürchen, Geflechte, Papierröllchen u. s. w., welche er in jedem Ohre trägt, genügend Platz finden (Abb. 213). Durch die Nasenscheidewand, welche eine weite Öffnung zeigt, wird ein bis daumendickes Bambus- oder schön geschliffenes Muschelstäbchen (Abb. 214 *a*) gesteckt. Die Nasenflügel werden dadurch ganz seitlich gedrückt, ein Athmen durch die Nase ist, wenn das Stäbchen massiv ist, ganz ausgeschlossen. Um diesem Übel abzuhelfen, macht man die Muschelstäbchen meist nur so dick, dass sie noch ein leidliches Athmen durch die Nase gestatten. In die hohlen Bambusstäbchen brennt man dagegen für jeden Nasenflügel ein Loch, und so kann man, wenn das Stäbchen, wie nicht gerade selten, auch fast $^3/_4$ Zoll dick ist, doch noch

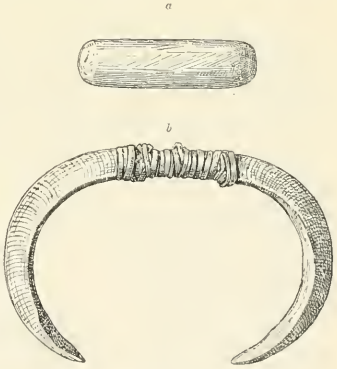


Abb. 214. Nasenschmuck (*a* $^1/_2$, *b* $^1/_8$ n. Gr.).

bequem durch die Nase athmen. Vielfach trägt man auch eine besondere Art Perlmutterringe an der Nase. Dieselben haben die Gestalt eines lateinischen q. In dem Bogen befindet sich eine kleine Öffnung, durch welche es ermöglicht wird, das Ding in der Nasenscheidewand festzuklemmen. Weiters sieht man kleine Löcher seitlich auf den Nasenflügeln, durch welche man ein kleines Perlschnürchen oder sonst etwas zieht.

Perlenketten für den Hals kannten die Tumleo schon eine ganze Anzahl, ehe sie mit den europäischen Glasperlen durch malayische Händler bekannt wurden. Es gibt hier verschiedene Arten von Früchtchen und Muscheln, die sich ganz hübsch zu diesem Zwecke verwenden lassen. So hat man am Festlande in Sissanó, etwa 30 Meilen (Seemeilen) nordwärts von hier, kleine schwarze Früchtchen, welche ganz unseren kleinen schwarzen Glasperlchen ähneln. Sonstwo findet man einen Strauch, der reiskornartige, graue Früchtchen trägt.[1]) Dann hat man die schön rothgefärbten Pater noster-Böhnchen. Diese Früchtchen müssen alle, wie auch unsere Rosenkranzperlen, durchbohrt werden, bevor man sie auf

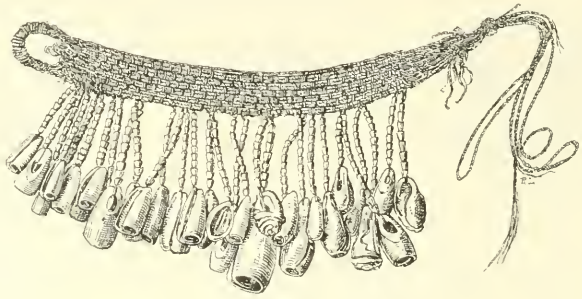


Abb. 215. Halsschmuck (¹/₃ n. Gr.).

eine Schnur aufreihen kann. Mit diesen Perlen macht man lange Halsketten, die schön ineinander und durcheinander gewirkt sind. Außer diesen langen Halsketten trägt man noch große Muschelringe um den Hals, die durch eine kurze Perlenkette festgehalten werden. Dann hat man noch Halsschnüre mit Fransen, die mit den grauen, vorhin erwähnten Früchtchen vielfach besetzt sind (Abb. 215). Dieser Halsschmuck ist einem Fliegengarne, wie es vielfach die Pferde vor der Stirne tragen, täuschend ähnlich. Sehr gesucht und geschätzt sind endlich Halsbänder von Hundezähnen. Dieselben bestehen aus einer steifen, geflochtenen Binde, die den Hals umfasst und in welche die Hundezähne strahlenförmig eingesetzt sind. Die Zähne stehen mit der Spitze nach außen. Das dickere Ende ist durchbohrt und durch einen Faden, der durch diese Öffnung geht, an der Binde befestigt.

Quer über der Brust tragen die Tumleo eine Art Brustschnüre, mit Früchtchen oder Muschelchen besetzte, fingerbreite und gewebte Schnüre, die von der rechten Schulter unter die linke Achsel gehen. Andere trägt man auf der linken Schulter zur rechten Achselhöhle. Auf die Brust hängt man den Brustschild, eines der schönsten und kunstreichsten Schmuckstücke, welche die Eingebornen hier herum kennen (Abb. 216). Es hat eine herzförmige Gestalt und mag, da es vorzüglich auch als Kriegsschmuck getragen wird, in erster Linie wohl den praktischen Nutzen haben, das Herz vor den Geschossen der Gegner zu schützen. Aber auch als Schmuckstück macht der Brustschild besonderen Effect, der, wie

[1]) Wohl Coix lacrima.

schon gesagt, eines der kunstreichsten Erzeugnisse heimischer Industrie ist. Er besteht aus einem herzförmigen festen Geflechte von 2—3 dm^2 Oberfläche als Unterlage. Am oberen Rande sind einander gegenüberstehend auf jeder Seite etwa fünf bis acht Eberhauer angebracht. Der untere Theil ist symmetrisch in verschiedene Felder abgetheilt. In diese Felder wird eine klebrige, leimartige Masse gethan und darauf werden rothe Paternoster-Böhnchen gestreut. Man drückt dieselben in die klebrige Masse ein, und wenn diese trocken ist, haften die Früchtchen fest. Am Rande des Brustschildes kommt das Geflecht zum Vorschein und bildet den Abschluss der Felder.

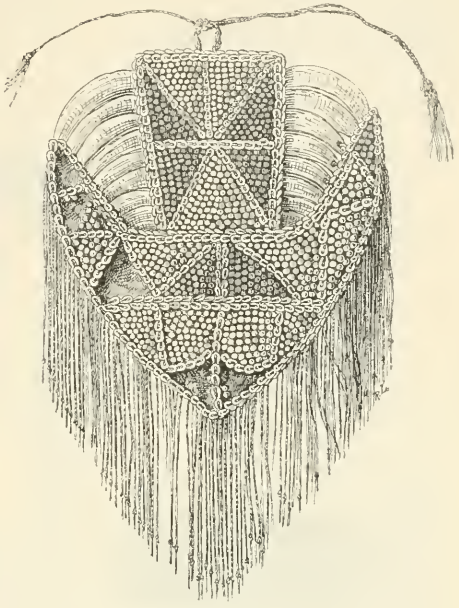


Abb. 216. Brustschild ($^2/_9$ n. Gr.)

Ein anderes Schmuckstück ist der Leibschild (Abb. 206), der aus einem 15—30 cm breiten Streifen Baumrinde verfertigt ist und in zwei bis drei Windungen den Unterleib umgibt. Er dient in Friedenszeiten auch zur Vervollständigung der Toilette. Meist sind diese Schilde auch mit allerlei geschnitzten oder eingebrannten Figuren oder Schnörkeln verziert. Im Kriege dagegen leistet der Schild die besten Dienste zum Schutze der Unterleibsorgane, ein Speer wird nicht leicht durch die zähe Rindenmasse hindurchdringen können, zumal dieselbe ganz rund um den Leib liegt und nach außen gewölbt ist, wodurch ja die Durchschlagskraft des aufprallenden Pfeiles etwas gehemmt wird.

An den Armen tragen die Tumleo die verschiedensten Arten von Schmucksachen, als Armbänder von Schildpatt mit oder ohne eingeschnitzte Verzierungen (Abb. 217), eine Art

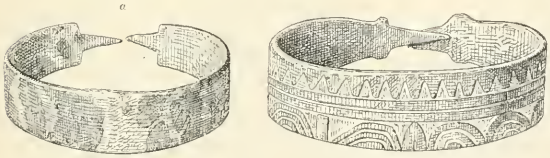


Abb. 217. Armringe aus Schildpatt, *b* aus Monumbo ($^1/_3$ n. Gr.).

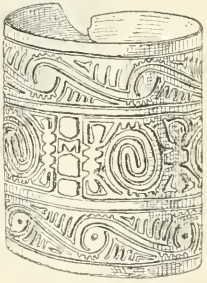


Abb. 218. Armschmuck aus Schildpatt ($^1/_4$ n. Gr.).

Manchetten aus Schildpatt oder Flechtwerk (Abb. 218). Armringe, die aus einer Muschel (Tridacna) vermittelst Bambusbohrer ausgebohrt werden (Abb. 219), oder aber aus der Mündung einer Muschel (*green snail shells*, Schalschnecken) geschnitten und gefeilt sind. Ferner gibt es

geflochtene oder gehäkelte Armbänder, mit oder ohne Verzierungen von Früchtchen, Muschelchen, rothen Pasternoster-Böhnchen, mit oder ohne eingeschaltete Muschelringe oder Eberzähne (Abb. 220). Oft flicht man auch Armbänder, in welche kleine bis schalengroße Muschelringe eingewirkt sind. Auch für die Beine hat der Tumleo kleinere Schnüre, Ringe, Muschelglöckchen als Schmuck.

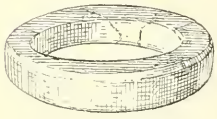


Abb. 219. Muschelarmring (⅓ n. Gr.).

Abb. 221. Rückenschmuck (⅛ n. Gr.).

Wenn es hochfestlich hergeht, zieht der Mann neben dem gewöhnlichen Lendenschurze noch ein kunstreiches, in verschiedenen Mustern mit Muschelchen besetztes Bastgewebe an. Dasselbe wird nach Art der Männerschürzen getragen und geht vom Gürtel

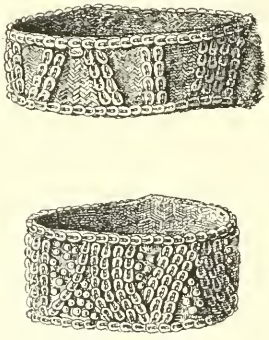


Abb. 220. Armbänder (½ n. Gr.).

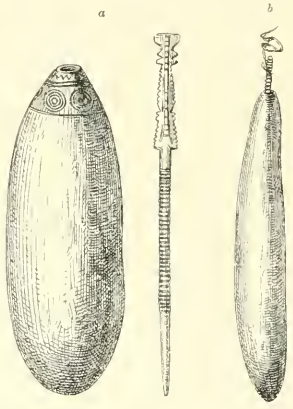


Abb. 222. Kalebassen für Kalk zum Betelkauen (a ¼, b ⅛ n. Gr.).

bis über die Knie herab. Das ganze Gewebe mag etwa so lang und breit sein wie ein großes, einmal gefaltetes Taschentuch. Der eigentliche Lendenschurz, den der Tumleo zu einem Feste anzieht, entbehrt auch nicht der Verzierungen. Er ist so lang, dass er nach Art eines breiten Gürtels hinten und vorne fast den Boden berührt. Die beiderseitigen Spitzen laufen in schöne Fransen aus. Dann muss ich noch eines Rückenschmuckes (Abb. 221) Erwähnung thun. Es ist damit eine Art Bürste gemeint, die aus den schwarzen Federn des ausgewachsenen Casuars geflochten ist und an einer Schnur über dem Rücken getragen wird. Weiters hängt der Mann noch ein kunstvoll gehäkeltes, mit Früchtchen, Muschelchen, Thierpelzen und allerlei Anhängseln verziertes Täschchen auf die Schulter. Dasselbe enthält die nothwendigsten kleinen Geräthe, die der Tumleo tagsüber bei der

Arbeit, beim Essen und bei der Erholung gebraucht. Dieses Täschchen ist der beständige Begleiter unserer Leute, nur dass an den gewöhnlichen Tagen auch das Täschchen selber einfacher ist. Es ist für die Leute dasselbe, was ein Handkoffer mit dem unentbehrlichsten Reisegepäck für den wandernden Europäer ist. In diesem Täschchen findet man verschiedengeformte Knochen und Harthölzer, die als Bohrer, Messer, Meißel und Löffel dienen; Muscheln, die man als Löffel, Reiber und Kratzer verwendet, eine Art Behälter, worin der Tabak verwahrt ist, Betelnüsse, Betelpfeffer, eine ausgehöhlte und mit schönen geschnitzten oder eingebrannten Figuren versehene und mit pulverisiertem Muschelkalk gefüllte Kalebasse (Abb. 222), welch letztere Sachen sämmtlich beim Betelkauen Verwendung finden. Dann enthält das Täschchen noch einen Spiegel, Büchschen mit wohlriechender Baumrinde (Masoi-Rinde) oder mit verschiedenen Farbstoffen (Abb. 223), Messer, Nägel u. s. w. Auf dem Täschchen sind in der Regel noch ein oder zwei Muschelglöckchen angebracht und die Männer wissen es so einzurichten, dass bei jedem Schritte, den sie machen, das Glöckchen tactmäßig klingt. Zu guterletzt greift der Mann noch zu Pfeil und Bogen. Diese beiden Mordwaffen, seine unzertrennlichen Begleiter, dürfen auch beim Feste nicht fehlen. Dafür sind sie aber auch bei solchen Gelegenheiten auf das schönste geschnitzt, mit Flechtwerk und Federn geschmückt, so dass man deutlich sehen kann, dass sie in diesen Fällen mehr des Prunkes als der Vertheidigung wegen da sind.

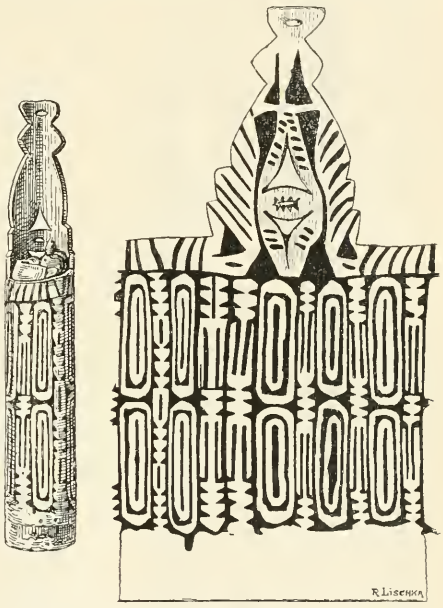


Abb. 223. Bambusbüchse für rothe Farbe ($^1/_8$ n. Gr.) und abgerolltes Ornament derselben ($^1/_2$ n. Gr.).

Sehen wir uns nun einmal einen geputzten Tumleo aus dem Sapi-Dorfe an, wie er sich z. B. zu einem Tanzfeste nach dem Ali-Dorfe begibt. Da der Hauptweg von dem ersten westwärts von hier gelegenen Ort dorthin, gerade vor unserem Hause vorbei führt, haben wir oft und reichlich Gelegenheit, die männlichen Stutzer Revue passieren zu lassen. Schon von weitem kündet der tactmäßige Klang des Muschelglöckchens das Nahen eines Festgastes an. Bald taucht er selbst zu Anfang der Allee auf, die von unserem Hause zum Meeresufer führt. Stolz schreitet der Mann daher, sein ganzer Leib vom Scheitel bis zur Fußsohle ist aufs sorgfältigste geschmückt und geziert, es ist auch kein Härchen an dem Kerl, dem nicht eine besondere Aufmerksamkeit gewidmet worden wäre. Man sieht es ihm aber auch an, dass er seine Würde und Schönheit zu schätzen weiß. Jeder Schritt und Tritt wird mit einer berechneten Bewegung der Extremitäten und Schwenkung des Körpers gemacht, man ist versucht zu glauben, der Mensch hätte es einer Modedame abgesehen, wie man sich anstellen müsste, um beim Gehen recht viel Effect zu machen. Bald ist es uns auch möglich, seine Identität festzustellen, vorher gieng das nicht gut.

denn er hat sich das ganze Gesicht so mit Topfruss und Öl bemalt, dass man ihn erst auf einige Schritte kennen kann. Kommt der Festgast näher heran, so hören wir, wie er mächtig mit einem gekerbten und schön verzierten Stäbchen, das dazu dient, beim Betelkauen den Kalk aus dem Kalkbehälter in den Mund zu bringen, im Halse der Kalebasse, die er unter dem Arme trägt, hin- und herarbeitet. Er ruft damit ein Geräusch hervor, das nach landläufiger Ansicht eigens darauf berechnet ist, die Aufmerksamkeit des Beobachters zu wecken. Jetzt geht unser Mann vorüber. Er würdigt uns nicht einmal eines Blickes, geschweige denn eines Grußes. Wir rufen ihn daher auf Tumleo an: »Wohin des Weges?« — so lautet der hier übliche Gruß. Stolz und kalt wirft der Angerufene den Nacken nach hinten, er dünkt sich viel zu hoch, um auf eine solche Frage Rede und Antwort zu stehen. Majestätisch, mit dröhnendem Schritte, wie ein schwerer Reiter, strebt er vorüber. Allmählich verstummt das Scharren mit dem Betelstäbchen und nur noch der gleichmäßige Tact des Muschelglöckchens tönt von der Hinterfront unseres Hauses herüber. Wir merken, dass der Tumleo, wenn er in seinem Festputze erscheint, sich nichts vergibt, auch wenn er nicht beobachtet wird; er hat so viel Achtung und Respect vor sich selber, dass er auch da noch erhobenen Hauptes und gemessenen Schrittes einherstolziert.

XII. Waffen der Tumleo.

Die Waffen unserer Insulaner sind Bogen und Pfeile, nebst Dolchen von Casuarknochen. Der Bogen (*tur-anîn:* Abb. 224) ist von eisenhartem Palmholz und oft mit schönen Verzierungen, als Schnitzereien, Geflechten, Vogelfedern oder auch ganzen plattgedrückten Vogelbälgen geschmückt. Um diese Verzierungen zu schonen und die Farben immer lebhaft zu erhalten, umgibt man dieselben für gewöhnlich mit einer Schutzhülle von Baumbast. Nur im Kriege, bei Festlichkeiten, Besuchen wird die Hülle entfernt, damit jeder Mann die Schönheit des Bogens bewundern könne. Die Bogensehne ist von Rotang und oben und unten mit einer Schlinge versehen. Die untere Schlinge ist genau der Spitze des Bogens angepasst und sitzt fest auf, die obere dagegen ist etwas größer, um das Spannen und Abspannen des Bogens zu ermöglichen. Das Spannen geschieht in der Weise, dass man das eine Ende des Bogens auf die Erde setzt. Dabei muss man zusehen, dass die Spitze nicht auf einen Stein aufsitzt, da sie sonst abbricht und der Bogen damit verstümmelt ist. Dann drückt man mit einem Knie, das man etwa in die Mitte des Bogens setzt, fest gegen das Holz des Bogens. Dabei hält man mit der einen Hand den Bogen oben fest, mit der anderen greift man die Sehne, bringt sie in die Nähe der oberen Spitze und sobald das Holz hinreichend gebogen ist, streift man die Schlinge über die Spitze. In entsprechender Weise geschieht das Abspannen. Die Bogen, die hier im Gebrauch stehen, sind von stattlicher Größe, sie mögen etwa 2 *m* hoch sein. Das Holz, aus

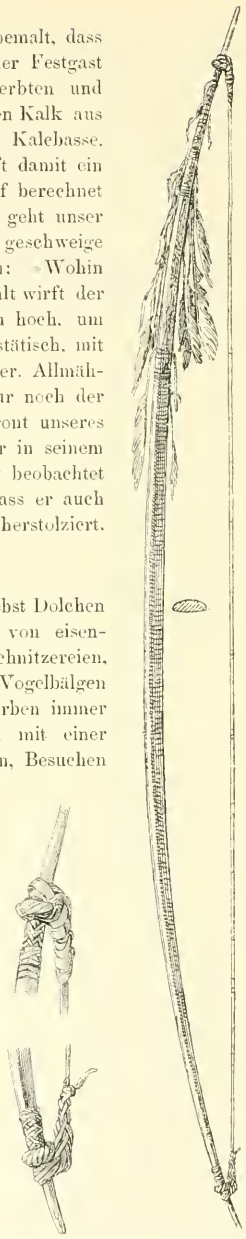


Abb. 224. Bogen ($^1/_8$ n. Gr., Details in $^1/_4$ n. Gr.).

dem der Bogen verfertigt ist, misst in der Mitte etwa 4 *cm* in der Breite und 2 *cm* in der Dicke. Nach den Enden hin verjüngt sich der Bogen und schließlich läuft er in zwei Spitzen aus, die am äußersten Ende etwa der Dicke eines kleinen Fingers entsprechen mögen. Der Bogen ist, wie schon gesagt, aus Palmholz gemacht, und zwar aus einer Betelart. Diese Palmen zeichnen sich dadurch aus, dass sie eine fast steinharte Rinde, aber ein ganz weiches, faseriges Innere haben. Man haut den Baum um, spaltet ihn dann der Länge nach zunächst in zwei Hälften und diese zwei in beliebige Theile, wie man es benöthigt. Dann werden von den einzelnen Latten oder Lättchen, die man so erhalten hat, noch die inneren weichen Faserbestandtheile bis auf die harte Rinde entfernt und die Latten oder Lättchen sind fertig zur Verwendung. Will man nun einen Bogen machen, so nimmt man ein bis 2 *m* langes und 5 *cm* breites Lättchen, mit dem Beile schlägt man das Holz zurecht, dass es sich nach oben und unten hin verjüngt. Um den Bogen schön glatt zu machen, kratzt man ihn mit einer spitzen harten Muschel solange ab, bis er so blank ist, als wäre er unter dem Hobel gewesen. Etwa 5 *cm* von den beiderseitigen Spitzen entfernt wird ein Knopf um die Spitze herum geflochten, der sehr fest ist und etwa die Größe einer wilden Kastanie haben mag. Auf dieses Geflecht streift man die Sehne und somit wird verhindert, dass bei der kegelförmigen Gestalt der Spitzen, die Schlingen an den Sehnen sich erweitern, heraufrutschen und dadurch der Bogen schlaff wird. Dann nimmt man eine entsprechende Sehne, macht daran die zwei Schlingen und passt sie an.

Die Pfeile (*tatúr*; Abb. 225) werden aus verschiedenem Material gemacht.

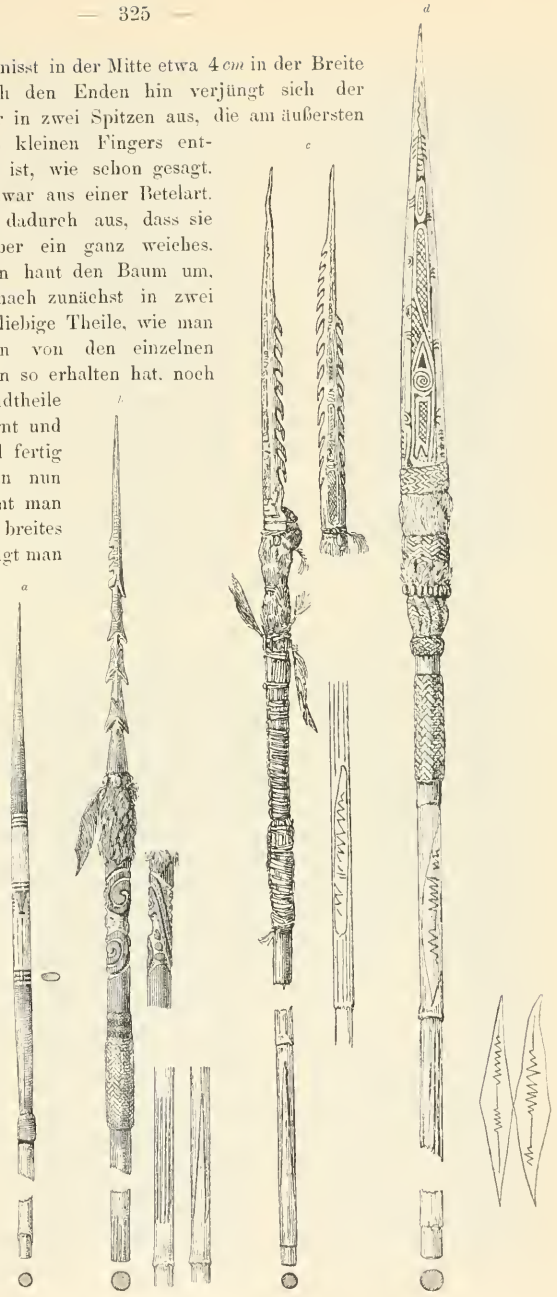


Abb. 225. Pfeile ($\frac{1}{4}$ n. Gr.; ganze Länge von *a* 125, *b* 143, *c* 141 und *d* 149 *cm*).

Der Pfeilschaft besteht immer aus einem schilfartigen, aber harten, etwa fingerdicken Rohr, hier *nakún* genannt. Die Spitze des Pfeiles besteht aus Betelholz, aus Hartholz oder Bambus. Die Pfeilspitze wird in das ebengenannte Rohr eingesteckt und dieses an derselben Stelle mit einem kleinen Geflecht umgeben. Auch die Pfeile sind oft recht schön bemalt, mit Flechtwerk und mit Federn geschmückt. Man kennt ganz einfache glatte Pfeile, gekerbte, gezähnte und mit Widerhaken versehene Pfeile, sie haben eine Spitze aus Hartholz oder Betelholz. Die Spitze der Bambuspfeile ist entweder glatt oder auch mit Widerhaken versehen. Bei Jagden auf größere Thiere und im Kriege werden diese Bambuspfeile mit Vorliebe gebraucht, da sie bis 4 *cm* breit sind und somit ganz furchtbare Wunden machen.

Bogen und Pfeil weiß jeder Tumleo ebenso zu handhaben, wie der Jäger seine Büchse. Schon als kleines Kind lernt der Knabe das Schießen. Der Vater schnitzt ihm einen kleinen Bogen, macht ihm einige Pfeile von Gras oder harten Blattrippen der Sagopalmblätter dazu, und der angehende Schütze kann seine Lehrzeit beginnen. Zuerst ist der Bogen mehr ein Spielzeug, je mehr das Kind sich aber entwickelt, umso besser lernt es den Bogen gebrauchen. Um sich im Schießen zu üben, stellen die Kinder am Seeufer einen ungeheuren Bananenstrunk auf, postieren sich in kurzer Distanz hinter denselben und die Schießerei geht los. Ferner ist ein beliebtes Spiel das Schießen auf dahinrollende Früchte, z. B. wilde Apfelsinen. Die Knaben stellen sich in einer oder zwei Reihen abwechselnd auf, einer wirft eine Apfelsine diese Reihe entlang und jeder bemüht sich, die Frucht zu treffen, während sie auf dem Boden dahinrollt. Dann machen auch die Kinder schon Jagd auf allerlei kleines Gethier, als Eidechsen, Fische, Buschratten und kleine Vögel. Trotzdem aber die jungen Leute schon so früh die Waffen in die Hand nehmen, dürfen sie dieselben mit Fug und Recht erst dann führen, wenn sie mannbar geworden sind und den Gürtel erhalten. Nach Anlegung desselben darf der Knabe auch Waffen tragen als ebenbürtiger Krieger. Zeit und Gelegenheit auch ferner im Waffenhandwerk sich auszubilden, gibt es genug. Auch die Jünglinge veranstalten öfters Probeschießen. Dann gehen sie auch fast alltäglich auf den Fischfang, wobei ebenfalls der Bogen gebraucht wird. Wenn es Krieg gibt, sind sie auch dabei, und somit erlangen die jungen Krieger mit zunehmendem Alter eine immer größere Fertigkeit im Schießen. Man muss sich wundern, wenn man sieht, wie weit und sicher die Leute ihr Ziel zu treffen wissen. Eine ziemliche Zahl von Wunden, die ich schon gesehen, zeigt beredter als alles andere, was unsere Leute im Schießen vermögen. Ich sah einen Jüngling, welcher Wunden im Oberarm hatte, der Speer soll ihm durch den Oberarm hindurch noch in die Seite gegangen sein. Drei andere sah ich, die in die Brust getroffen waren, ein anderer hatte eine klaffende Wunde im Oberschenkel, der Bambusspeer war durch und durch gegangen, und zwar kaum einen Zoll von der großen Oberschenkel-Pulsader entfernt. Wieder ein anderer hatte eine Wunde im Hals. Die Leute schießen mit erstaunlicher Sicherheit schwimmende Fische; eine Cocosnuss auf dem Baume zu treffen, ist ihnen Kinderspiel. Auch Vögel und anderes Gethier fällt ihren Schusswaffen zur Beute.

Um sich gegen diese Waffen im Kriege zu schützen, haben unsere Leute verschiedene Arten von Schilden (*lion*, Abb. 226), als Brust-, Leib- und Holzschild. Über die Brust- und Leibschilde ist bereits im Capitel XI »Schmucksachen« das Nöthige gesagt worden. Mit den Holzschilden, die an 140 *cm* hoch und bis 50 und 70 *cm* breit sind, kann der Krieger seinen ganzen Leib decken. Oben, etwa im zweiten Drittel des Schildes, sind in der Mitte zwei Löcher angebracht, durch welche eine Schnur geht. Vermittelst dieser Schnur, die nach Art eines Henkels benutzt wird, trägt der Krieger diesen Schild auf dem Gelenkaufsatz des Oberarmes (da, wo das Gelenk in dem Schulterblatt aufsitzt) und hat so beide

Hände zur Handhabung des Bogens frei. Jedoch vermögen diese Schilde nicht absolut vor Pfeilschüssen zu sichern, da ein mit voller Wucht auffallender Pfeil oft mehrere fingerbreit durch den Schild hindurchschlägt. Der Krieger muss sich daher wohl hüten, den Schild allzufest auf dem Körper zu tragen, er muss suchen, eine möglichst geringe Körperfläche unmittelbar mit demselben in Berührung zu bringen, und das geschieht dadurch, dass man ihn etwas schräg über die Schulter hängt, und zwar an der Seite, wo die Hand sich findet, welche den Bogen hält, während die andere Hand die Sehne zieht. Da unsere Tumleo bald links, bald rechts schießen, je nach ihrer Angewöhnung, wird somit auch der Schild bald auf der rechten, bald auf der linken Schulter getragen.

Eine Art Dolche bilden die Casuarknochen, deren sich die Tumleo als Vertheidigungs- oder auch Angriffswaffe bedienen (Abb. 227). Es sind die Röhrenknochen von den Schenkeln des Casuar, die wohl an 40 *cm* lang sein mögen. Den oberen Gelenkansatz benutzt man als Handhabe. Die Dolche sind recht stark und spitz, und man kann sehr gefährliche Wunden damit schlagen. Auch diese Dolche sind oft recht schön mit Schnitzereien verziert.

Obschon Kriege und Streitigkeiten hier in unseren Gegenden fast nur von den Männern ausgefochten werden, so haben doch auch die Tumleo-Frauen eine Schutz-

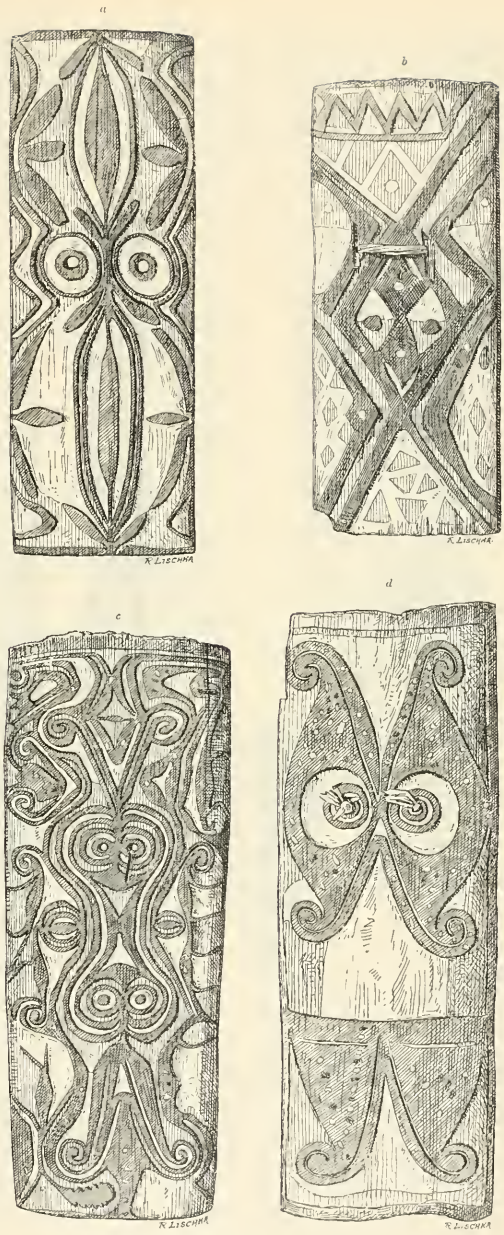


Abb. 226. Schilde (*a*, *b* $^1/_{10}$, *c* $^1/_{14}$, *d* $^1/_{12}$ n. Gr.).

waffe, den *lakúp* (Abb. 228—230). Der *lakúp* gleicht an Gestalt sehr einem Infanterie-Seitengewehre, nur ist er größer und in der Mitte etwas breiter als oben und unten. Das Instrument mag an die 80 *cm* in der Länge messen. Es besteht ebenfalls aus Betelholz. Oben ist es ähnlich den Seitengewehren mit einer Handhabe versehen. In Friedenszeiten dient der *lakúp* einer ganz harmlosen Bestimmung. Die Frauen benützen ihn dann oft als Stütze und Spazierstock, z. B. wenn sie schwere Lasten zu tragen haben, oder wenn sie in größerer Anzahl

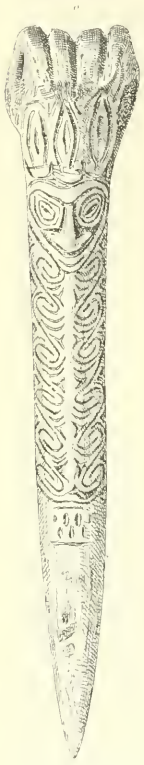


Abb. 227. Knochendolche (a $^1/_{10}$, b $^1/_2$ n. Gr.).

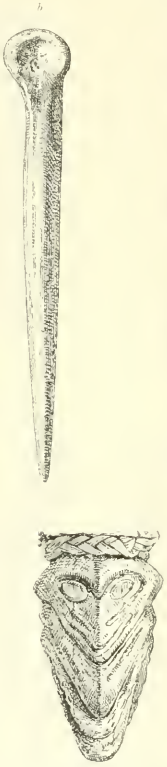


Abb. 229. Griff der Frauenwaffe Abb. 228 a ($^1/_2$ n. Gr.).

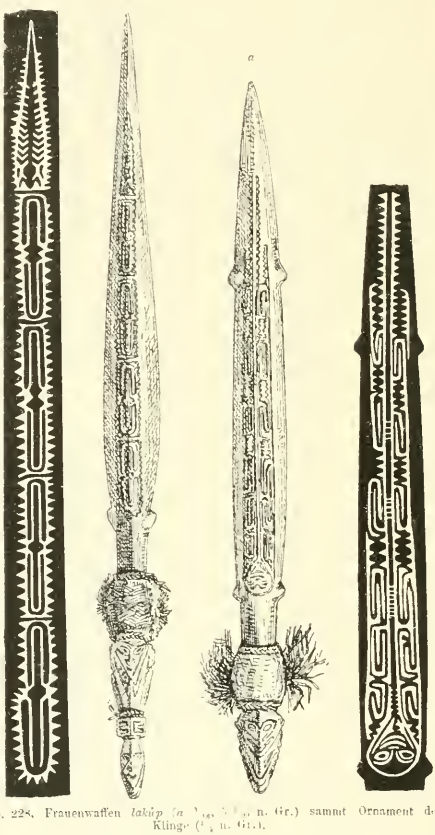


Abb. 228. Frauenwaffen *lakúp* (a $^1/_{10}$, b $^1/_{10}$ n. Gr.) sammt Ornament der Klinge ($^1/_4$ n. Gr.).

auf ein anderes Dorf zu Besuch gehen. Als Waffe wird der *lakúp* meist bei Familien- oder persönlichen Streitigkeiten angewendet. Er dient da als Säbel, mit dem man furchtbare Streiche austheilen und leicht dem Gegner den Kopf einschlagen oder spalten kann, da das Holz sehr schwer und fest ist. Somit ist der *lakúp* in den Händen der Weiber, wenn diese zu Hyänen werden«, eine gefährliche Waffe. Doch hat sich, solange wir hier sind, noch kein Fall ereignet, dass jemand durch dieses Instrument schwer verwundet worden wäre; früher soll es öfter vorgekommen sein, besonders wenn ein Mann sich eine zweite Frau nahm.

Ich sprach vorhin von den Kinderbogen. Zu einer gewissen Zeit des Jahres, im November und Anfang December, sieht man diese Kinderbogen vielfach in den Händen der Erwachsenen; selbst Mädchen und Jungfrauen begegnet man allenthalben, die diese kleinen Bogen tragen. Die Jugend, und recht oft sieht man auch Männer in den besten Jahren dabei, zieht scharenweise in den Wald, um dort Graspfeile »*räng*« zu suchen. Ist eine genügende Anzahl derselben vorhanden, so theilt sich die Gesellschaft in zwei Parteien und es beginnt eine regelrechte Schlacht. Die *räng* fliegen hin und her, dicht wie Hagelkörner durchsausen sie die Luft. Wenn auch bei diesen Schlachten niemand todt bleibt, so gibt es doch vielfach eine Unzahl kleiner Hautwunden und sind die Theilnehmer an

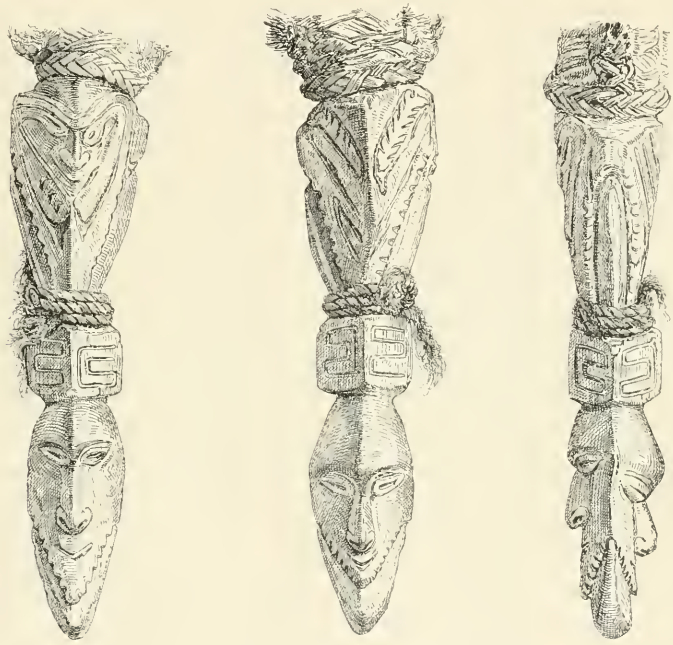


Abb. 230. Griff der Frauenwaffe Abb. 228*b* (¹/₃ n. Gr.).

solchen Schlachten oft förmlich mit Blut überströmt. Was der Grund für diese sonderbare Gepflogenheit ist, konnten wir bis jetzt noch nicht erfahren. Wahrscheinlich spielt der Übermuth eine große Rolle dabei. Gegen Anfang November haben unsere Insulaner Sagovorräthe beisammen, auch manche andere nothwendige und nützliche Sachen wurden in der Fremde während des Südostpassats eingetauscht, wo die See ruhig und die Brandung am Festlande nur eine geringe ist. Jetzt beginnt eine Zeit des Schlaraffenlebens. Während des Nordwestmonsuns (November bis Mai) ist die See stürmisch und die Brandung am Festlande so groß, dass es nur selten möglich ist, den nächsten Nachbarn drüben an der Küste einen Besuch abzustatten. Die Leute haben somit sechs Monate Zeit todtzuschlagen, und dass man dabei übermüthig werden kann und nach Zerstreuungen hascht, ist nur zu natürlich. Da bieten dann die *räng*-Schlachten, die *mosaléo*-Spiele (von denen später

noch gesprochen wird), die Tänze, das Ausgraben der Todtengebeine, Feste zu Ehren der Götter und Ahnen eine angenehme Abwechslung. Während des Südost hatte man gar keine Zeit, sich mit diesen Dingen abzugeben. Da ist der Tumleo nur Kaufmann, da mögen ihm Tänze, Ahnen, Geister und alles andere gestohlen bleiben, ja er hat nicht einmal einen Namen für die Monate, die in diese Zeit fallen, trotzdem er die Zeit nach Monaten eintheilt und auch für die Monate, welche in die Zeit des Nord-Westmonsuns fallen, Namen hat.

Während des *räng*-Monates, so heißt der Monat, wo diese Kampfspiele gefeiert werden, herrscht hier ein förmlicher Fastnachtstrubel. Johlend und pfeifend zieht die Jugend, ziehen selbst manche erwachsene Männer in den Busch, um die *räng* zu machen. Auf allen Wegen und Stegen tönt einem der *räng*-Gesang entgegen. Schlachten werden geschlagen, und wehe dem, der in diesen Tagen die Dummheit machen würde, sich über das Gebaren der Jugend zu ärgern, diesem Ärger durch Worte Luft zu machen oder gar sich zur Verfolgung der *räng*-Helden aufzumachen. Der Betreffende brauchte für den Spott nicht zu sorgen und Ärger würde es auch genug absetzen. Er würde etwa dieselben Erfolge erzielen, die jemand erringt, wenn er sich hinter eine Schar Bauernburschen machen wollte, die zur Ziehung gehen.

Das *räng*-Lied, mit dem die Kämpfer hinausziehen, das hundertemale in diesen Tagen gebrüllt und gesungen wird, hat folgenden Wortlaut: *Telelēl, ah oh vakamén: raín áho Pikrōm, Pikrōm. Mäson naävín áh, hă hă.* Wie die meisten Texte für Tänze und sonstige Lieder, so ist auch dieses Lied seinem Inhalte nach uns und auch den Leuten selber ein Räthsel. Nur ein Paar Wörter desselben können näher gedeutet werden. So glaube ich, dass *raín* soviel als *räng* bedeutet: *Pikrōm* muss der Name eines Kriegers sein, der hier vor Zeiten lebte und der vielleicht mit der Entstehung der *räng*-Geschichte in Verbindung steht: *naävín* ist eine Art wurmförmiger, fingerlanger Fische, die man gerade während des *räng*-Monates fängt, weshalb man den *räng*-Monat auch wohl *naävín*-Monat heißt. Diese Fische müssen des Abends beim Fackelscheine, ehe der Mond aufgegangen ist, gefangen werden, da sie bei Mondlicht sich nicht so leicht erhaschen lassen. Bei dem Fischfange, der auf oder vor dem die Insel umgebenden Riffgürtel betrieben wird, rufen die Leute ihre Ahnen an, dass sie ihnen doch eine große Anzahl dieses Gethieres ins Netz bringen. Es scheint eine ziemliche Kunst zu sein, diese Thierchen zu fangen, oft gelingt es ganze Eimer voll derselben zu ergattern, viele Fischer gehen aber auch ziemlich leer aus. Dazu ist die Zeit für den Fischfang nur kurz bemessen, da er um eine solche Zeit stattfindet, wo der Mond schon bald aufgeht, etwa 8 oder 9 Uhr. Während des Mondscheines aber ist es nichts mit dem Fischen. Die Fische werden mit großer Freude eingeheimst, gekocht und verzehrt; sie spielen etwa dieselbe Rolle wie die Martins-Gans in gewissen Gegenden der deutschen Heimat, oder wie Buchweizen-Kuchen und Milchsuppe, die den Kindern in meiner Heimat vorgesetzt werden, nachdem sie sich abends an der Feier der zur Ehre des hl. Martinus von Tours angezündeten Freudenfeuer betheiligt haben.

XIII. Fischerei.

Der Fischfang ist eine Hauptbeschäftigung der Tumleo, er wird von Jung und Alt, Mann und Frau, am Tage und während der Nacht betrieben, wie die Gelegenheit es mit sich bringt. Die Männer gehen meist mit Bogen, Pfeilen oder Fischspeeren auf den Fang. Beim Fischen braucht man meist nur die glatten Pfeile. Der Fischspeere gibt es mancherlei Arten. Einige werden mit dem Bogen geschossen, andere mit der Hand geschleudert. Erstere sind fast wie die Pfeile gearbeitet, nur dass sie etwa $1/2$ *m* länger sind

und bis 8 und 10 Spitzen haben, die zusammen vereinigt sind. Den Schaft dieses Fischspeeres bildet dasselbe Rohr, welches auch den Schaft zu den Pfeilen liefert, die kleinen Spitzen sind von Betelholz. Eine Art der Fischspeere, die mit der Hand geschleudert werden, gleicht der ersten Art sehr, nur dass diese Speere viel größer und stärker sind und mehr Spitzen haben (Abb. 231 *b*). Der Schaft besteht aus Bambus. Die Spitzen oben mögen wohl einen Kreis von 5 *cm* im Durchmesser bedecken. Andere Fischspeere haben nur drei große Zähne (Abb. 231 *a*), weitere nur einen Zahn. Auch sahen wir schon Fischspeere, die mit einem Tau versehen waren, ähnlich einer Harpune. An der Seite der Fischspeere, die für die Hand bestimmt sind, finden wir etwa $1^1/_2$ *m* von der Spitze entfernt einen kleinen Haken, der durch eine Liane fest an den Speer geschnürt ist. Dieser Haken ermöglicht es, den Speer fester anzugreifen und mit größerer Wucht zu schleudern. Die Männer schießen, wenn sie mit Bogen und Pfeilen oder dem kleinen Fischspeere auf die Jagd gehen, die Fische entweder von einem am Seeufer liegenden Baumstrunk oder von einem das Riff überragenden Steine aus, oder aber sie besteigen das Canoe und schießen von dort aus auf die Fische. Dann und wann errichtet man auch in der Nähe des Ufers in der See einen kleinen Pfahlbau, der eine kleine Plattform trägt. Auf dieser wartet man, bis sich in der Nähe Fische zeigen, die man dann erlegt. Jedoch muss ein Canoe in der Nähe sein, welches die erlegten Fische auffängt und die Speere wieder zurückbringt. Die großen Fischspeere mit den vielen Zinken entsendet man nur vom Canoe aus, auch werden sie bloß zur Nachtzeit gebraucht.

Abb. 231. Fischspeere (a $^1/_{15}$, b $^1/_{16}$ n. Gr.; ganze Länge von a 198 *cm*).

Der nächtliche Fischfang wird von den Männern im großen Stile betrieben. Sowie die Nächte dunkel sind, sieht man bald eine Anzahl Canoes vom Ufer abstoßen. Oben auf dem Sitze glimmt ein Holzscheit. Sobald das Canoe etwa 100 *m* in See ist, entzündet der Mann, der vorne in dem Fahrzeuge sitzt, seine Fackel an diesem Holzscheite und beleuchtet damit die nähere Umgebung. Diese Fackeln sind aus den trockenen und dürren Cocosblättern gemacht. Wenn ein Cocosblatt dürr wird, holen es die Tumleo, wenn es noch nicht bald von selbst herabfällt, vom Baume herunter und bringen es nach Hause oder an einen anderen ihnen gehörigen Platz, wo sie schon eine ganze Menge solcher Blätter zum Trocknen aufgestellt haben. Die Blätter werden an einen Zaun angelehnt und verbleiben dort solange, bis sie durch und durch trocken sind und man ihrer benöthigt. Ist das der Fall, so nimmt man die Blätter weg, reißt die einzelnen Fächerblätter von dem großen Stile los und dörrt sie noch etwas über dem Feuer. Aus ihnen macht man die Fackeln, die großen Blattstiele braucht man beim Brennen der Töpfe. Die Fackeln werden in der Art hergestellt, dass man die Fächerblätter zu kleinen Bündelchen zusammenlegt, die etwa 2 *m* hoch sind und 7–8 *cm* im Durchmesser zählen. Diese Bündelchen umwickelt man mit Bändern von frischen Cocosblättern. Die Bänder sitzen etwa zwei Spannen von einander. Da die Fackeln ziemlich fest von den Bändern umschnürt sind, so muss man sie, wenn sie brennen und aufleuchten sollen, schwenken. Dieses feste Schnüren hat dabei aber doch den Vorzug, dass es das Abbrennen der Fackel verhindert zu der Zeit, wo man kein

Licht gebraucht und somit die Fackel unnütz verbrennen würde. In der Regel vereinigen sich mehrere Canoes zum nächtlichen Fischfange. Es macht einen bezaubernden Anblick, wenn man diesen Fischerzügen zuschaut. Oft sieht man bis 20 Canoes, die sich alle in einem weiten Bogen aufstellen. Jedes Canoe ist mit zwei oder drei Leuten bemannt. Der Hintermann oder die zwei Hintermänner rudern und steuern das Fahrzeug, der Vordermann steht hochaufgerichtet da, in der einen Hand den Fischspeer, in der anderen die Fackel. Jetzt geht die Jagd los. Die Canoes setzen sich in Bewegung. Zugleich beginnen die Vordermänner ihre Fackeln zu schwenken. Wie im Tact fliegen die Lichter auf und nieder und gewähren dem Beschauer einen ganz prächtigen Anblick. Bei der Fahrt machen die Leute oft Lärm, sie schreien, stoßen an die Canoewände, um die Fische, die durch den Feuerschein angezogen werden, zu erschrecken und nach einer bestimmten Richtung hinzutreiben. Der ursprüngliche Kreis, den die Canoes gezogen, verengert sich immer mehr, man sucht die Fische womöglich nach dem seichten Wasser hinzutreiben, dort werden sie dann gespießt, ins Canoe gebracht und die Arbeit kann von neuem beginnen. Öfters spießt man auch die Fische gleich auf der See, ohne sie nach einem Punkt hinzutreiben. Wieder ein anderesmal sieht man bloß die eine oder andere Fackel auf dem Meere, die Leute liegen dann einzeln dem Fischfange ob und speeren die Fische, wie sich eben die Gelegenheit darbietet. Wenn hoher Seegang oder Regenwetter ist, oder auch der Mond hell scheint, gehen die Leute nicht auf den Fischfang, im ersten Falle nicht, weil es dann zu ungemüthlich ist, draußen herumzuschwärmen, im anderen Falle, weil die Fische sich bei Mondschein nicht so leicht erwischen lassen.

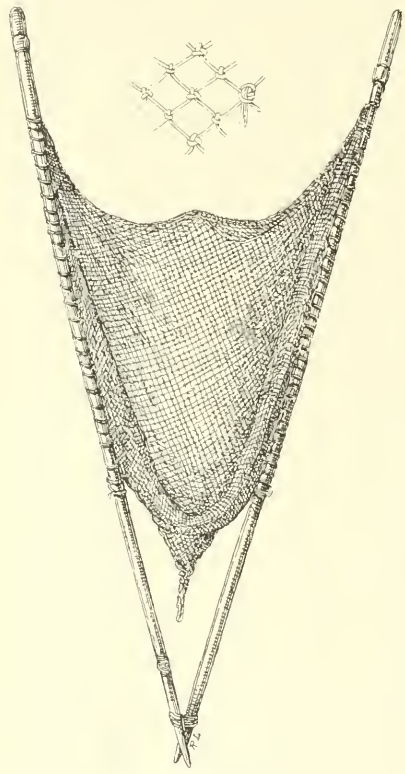


Abb. 232. Großes Fischnetz.

Das Fischen mit den großen Fischernetzen (*lô*: *ô* = *a* im engl. *saw*; Abb. 232), die einen Flächenraum von 2–3 m^2 haben, geschieht auf dem Riffe oder auch vom Canoe aus. Das Netz wird fast nur von den Männern gebraucht, und zwar um kleinere, wurmförmige, finger- bis spannenlange Fische, die sich zu Zeiten in größeren Schwärmen herumtreiben, zu fangen.

Diese Netze werden von den benachbarten Stämmen, von Ali-, Selćo-, Angél- und Jamir-Weibern hergestellt. Unsere Frauen machen auch wohl dann und wann ein solches Netz, aber im allgemeinen ist das eine Ausnahme. Das Flicken der Netze wird auch auf Tumleo selbst besorgt. Es geschieht mit einer dünnen Schnur, die man aus der Wurzel des *jeim*-Baumes gewonnen hat. Der *jeim*-Baum ist eine Pandanus-Art mit hohen Stelzen-Wurzeln und langen, schwertförmigen, scharf gezackten Blättern. Die Wurzeln

werden bis armdick und 2—4 *m* lang. Eine solche Wurzel haut man ab (der Baum bleibt dabei stehen, da er eine große Anzahl Wurzeln hat), spaltet sie der Länge nach, von dem weichen Innern fasst man oben ein kleines Ende an, zieht es los, und es trennt sich in Gestalt eines langen Streifens von oben nach unten ab. Während man diesen Streifen oben mit der einen Hand fest hält, nimmt man mit der anderen eine scharfe Muschel und fährt damit der Länge nach über den Streifen hin. Dadurch löst sich etwas wie eine weiße Haut davon ab; diese wirft man weg, in der Hand aber hält man eine Anzahl Fäden, die ziemlich weiß sind und von der Dicke eines Fadens Nähgarn sein mögen. Diese Masse sammelt man, bis man ein kleines Bündel davon hat, und hängt dieses zum Trocknen in der Sonne auf. Ist das Garn genügend ausgetrocknet, so kann man Schnüre daraus drehen, natürlich mit der Hand, und diese Schnüre benützt man zur Herstellung wie auch zum Flicken der Netze. Die Frauen bessern damit ihre kleinen Netze. *jalí*, aus, die Männer ihre großen *lô* (*ô* = *a* in englisch »*saw*« »Säge«).

Größere Fische und Seethiere als Schildkröten spießt man mit den drei- und einzinkigen Fischspeeren, die oben einen kleinen, geknöpften Widerhaken haben. Schildkröten werden auch vielfach in der Weise gefangen, dass die Leute sich leise an ein Thier heranmachen, welches sich auf dem Meeresspiegel zeigt. Sobald man nahe ist, schwingt sich ein Mann aus dem Canoe, wirft sich auf die Schildkröte, taucht mit ihr unter und sucht das Thier auf den Rücken zu legen; ist das gelungen, so geht er an die Oberfläche, dort nehmen die Gefährten die Beute in Empfang.

Die Frauen fischen meist auf dem Riffe, und zwar zur Zeit der Ebbe. Sie betreiben ihr Handwerk auch bei Tag und Nacht, gerade wie die Meeresgezeiten sind. Im letzteren Falle brauchen sie auch die Fackeln, um genügend Licht zu haben. Sobald bei der Ebbe die See ihren tiefsten Stand erreicht hat, sieht man die Tumleo-Damen, junge und alte, heranrücken. Auf dem Kopfe tragen sie ein kleines Fischnetz *(jalí)*, welches auf eine Gabel aufgesteckt ist, ebenso wie das große Fischnetz: es mag einen Flächenraum von $^3/_4$ m^2 haben. An der Seite tragen die Frauen ein kleines viereckiges Körbchen *(alúm)*, welches aus Cocosblättern geflochten ist, und worin man die Fische birgt. Die Frauen gehen auf das Riff, das entweder nur wenig Wasser mehr hat oder fast ganz trocken ist, während nur hie und da einige Wasserpfützen geblieben sind, in denen sich größeres und kleineres Gethier herumtreibt. Allenthalben auf dem Riffe liegen kleine Steinhaufen, in denen sich manche Fische gerne verstecken. Die Frauen gehen nun an die Arbeit. Sie durchstreichen die Wasserpfützen, bald mit dem Netz, bald mit der Hand nach den Bewohnern der Tiefe haschend, sie durchsuchen die Steinhäufchen, schauen in jedes Loch, in jede Spalte hinein, um Beute zu finden. Alles Gethier, was nur irgendwie genießbar ist, von der Größe eines kleinen Fingernagels bis zum stattlichen Fische, wird eingebracht und in die Tasche gesteckt. Meist ist die Ausbeute eine recht ergiebige. Selbst unsere kleinen Schulmädchen fangen öfters einige Handvoll dieses Gewürms als willkommene Zugabe zum Abendbrot.

Während die Mütter oder älteren Schwestern mit Ernst und Fleiß dem Fischereigewerbe obliegen, tummelt sich die Tumleo-Jugend, darunter die kleinsten Sprösslinge, die eben Hand und Fuß rühren können, in der Nähe auf dem Riff herum. Auch sie jagen schon nach Fischlein, denn das Tumleo-Kind, wenn es nur eben fest auf den Beinen ist, weiß schon bald das eine oder andere Thierchen, welches ihm wohlschmeckt, zu ergattern, sei es ein Heupferdchen, ein kleiner Krebs oder ein Fischlein. Man muss sich im Anfange wundern, wenn man die Kinder, selbst ganz kleine, so am und im Meere herumspielen sieht, aber bald gewöhnt man sich daran. Die Tumleo-Mütter machen sich gar keine Sorgen darum, denn erstens laufen die Kinderchen immer im Schwimmanzuge herum, für trockene Kleider braucht daher die Mutter nicht zu sorgen, und zweitens

können die Kinder fast ebenso frühe schwimmen, als sie gehen können. Ein Tumleo kann kaum ertrinken, bei einem Buschbewohner, der nicht an der See wohnt, gienge das schon an, aber bei unseren Leuten ist das eine kleine Unmöglichkeit.« so hörte ich einmal einen Mann sagen. Zu Anfang unseres hiesigen Aufenthaltes war ich des Schwimmens ganz unkundig. Eines Tages fuhr ich auf einem großen Segelcanoe zum Dampfer, der vor unserer Insel hielt. Die See gieng hoch, das Wasser war sehr aufgeregt. Da brechen die Geflechte, welche den Mast halten, dieser schlägt hin und her und setzt dem Fahrzeuge so zu, dass ich glaubte, es müsse brechen. Ich äußere diese Besorgnis einem Tumleo-Manne, einem guten Bekannten, der mit auf dem Canoe saß. »Was soll das noch geben«, sagte ich, »wenn das Ding mal untergeht? Ich gehe dabei zu Grunde, da ich auch nicht das geringste vom Schwimmen verstehe.« »Und ich,« war die Antwort meines Freundes, »würde wohl noch zum Festlande kommen, wenn ich hier ins Wasser fiele.« Das Festland war, nebenbei gesagt, einige 3000—4000 *m* von der Küste entfernt. Aber der gute Masmalo schnitt nicht auf, dafür haben wir Beispiele genug, wo die Leute ähnliche oder noch größere Entfernungen schwimmend durchmaßen.

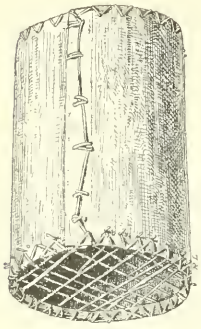


Abb. 233. Räucherfass (1/8 n. Gr.).

Doch kehren wir jetzt wieder zu unserer Fischerei zurück. Eine besondere Art zu fischen geschieht durch eine Art Vergiftung des Wassers. Sie wird ebenfalls von den Frauen betrieben. Es gibt hier zwei Gewächse, *mäl* und *lamäl*, die giftig sind. Man nimmt etwas davon, zerreibt die Pflanzentheile auf einer Korallenreibe und streut diese in die kleinen Wasserpfützen auf dem Riffe zur Zeit der Ebbe. Die kleinen Fischlein fressen das Zeug und sterben bald daran. Begierig werden die bethörten Opfer von den Frauen eingeheimst und hernach verspeist.

Die Fischnahrung bildet einen Hauptbestandtheil der Kost unserer Kanaken. Darum finden wir auch dort, wo es viele Fische gibt, meist viele Menschen, z. B. in der Nähe der fischreichen Arop- und Varópu-Lagune, auf den Inseln Alí, Selóo, Angél und Tumleo, die von großen, fischreichen Riffen umgeben sind. Die Fische werden auf verschiedene Weise zubereitet. Theils werden sie frisch genossen, theils räuchert man dieselben und bewahrt sie so monatelang auf. Man kann die frischen Fische kochen oder im Feuer braten, man bereitet dieselben allein oder mit Gemüse, Kartoffeln, Cocoskernfleisch vermischt. Die Räucherstelle für die Fische befindet sich im Hause. Man sieht dort meist 2—3 Feuerstellen oder auch mehrere, je nach der Größe der Wohnung. Über einigen dieser Feuerstellen hängt ein viereckiges Gestell von Betel-Latten. Auf dieses werden die Fische gelegt und durch das darunter angefachte Feuer geräuchert. Manchmal sieht man auch in den Häusern einen fassähnlichen Behälter (Abb. 233), der etwa 1 *m* hoch ist und 70—80 *cm* im Durchmesser haben mag. Im unteren Theile des Behälters, durch den der Rauch ähnlich wie durch einen Kamin hinaufzieht, findet sich das Räuchergestell, das aber hier eine runde Form hat. Durch einen seitlich angebrachten Verschluss wird es ermöglicht, die Fische in das Fass auf das Räuchergestell zu bringen. Oben ist das Fass verschlossen, so dass der Rauch sich in ihm ansammelt und die Wirkung eine schnellere und bessere ist. Die geräucherten Fische werden in Bastschachteln aufbewahrt; sie sehen ganz schwarz aus.

Auch in den Ahnen-Häusern hat man solche Fischgestelle. Schon früher wurde darauf hingewiesen, wie die Leute Glück auf dem Fischfange den Geistern (Götzen) und Ahnen zuschreiben, wie sie darum die Paraks (Geistertempel) und Alols (Ahnen-

häuser) stets gut in Stand und die Umgebung sauber halten. Zum Danke gegen die Ahnen bringt man die größeren Thiere, die man auf der Jagd oder beim Fischen erbeutet, zu den Paraks oder Alols, bereitet und genießt sie dort. Zum Danke hängt man auch einige Bestandtheile dieser Thiere, als Theile vom Skelette, Schildpatt, Kopfplatte der Schildkröte, Kinnbacken der Schweine an den Alols auf; ebenso findet man das Schildpatt und die Kopfplatten der Schildkröten an den Paraks. Ferner befestigt man gerne die Rückenwirbel eines großen Fisches an den Lianenstricken, mit denen die Räuchergestelle festgemacht sind, auch aus Erkenntlichkeit gegen die Geister der Verstorbenen. Auch an den Räuchergestellen in den Häusern findet man eine ganze Anzahl Knochen, Rückenwirbel u. s. w. von Fischen, die dort theils angebunden sind, theils lose aufliegen. Auf meine Frage, warum das, erwiderte mein Begleiter, dem das Haus gehörte, das thue man, um Glück beim Fischfange zu haben. Im allgemeinen ist der Fischfang ungefährlich, doch gibt es auch Fische, z. B. *vûi*, eine Art Haifisch, *pakón*, Haifische, die dem Menschen recht gefährlich werden können. Ebenso ist hier eine Art Schnabelfisch, *so*, der sich in Scharen zusammenhält und öfter nach Art von fliegenden Fischen sich springend über dem Wasser weiterbewegt, der mit seinem fingerlangen und bleistiftdicken Schnabel den Menschen tiefe und schmerzliche Wunden beibringen kann. Dieselben eitern leicht und heilen erst nach längerer Zeit. Außer den Fischen, die unsere Leute hier fangen, beziehen sie auch deren noch von den Ali-, Seléo-, Angél-, Arop- und Varópu-Leuten, da in den Sommermonaten der Fischfang weniger betrieben wird, weil sich die Leute da mehr auf den Handel verlegen. Diese Fische werden gegen Töpfe, Eisen und Erdfrüchte eingetauscht.

XIV. Ackerbau.

Wie unsere Tumleo den Boden ihrer Insel für den Ackerbau verwenden, ist theilweise schon früher (S. 277) dargelegt worden. Dass überhaupt Ackerbau betrieben wird, muss hervorgehoben werden, da ja die Bewohner der Inseln, die der Küste Neu-Guineas vorgelagert sind, vielfach entweder gar keinen Ackerbau treiben, oder aber ihre Pflanzungen auf dem Festland anlegen. Letzteres ist hier ziemlich ausgeschlossen, da einerseits das Festland immerhin 2—3 Meilen entfernt ist, anderseits die von November bis März dauernden Nordweststürme das Landen an der Küste in diesem Zeitraum ziemlich schwierig machen. Es ist immerhin ein gutes Zeichen, dass unsere Tumleo auf ihrem Inselchen, wenn auch in bescheidenen Verhältnissen, etwas Ackerbau betreiben.

Will ein Tumleo-Mann oder -Jüngling eine Plantage anlegen, so sucht er zunächst auf seinem Familien-Grundstück ein passendes Plätzchen aus. Waldplätze mit starkem Baumwuchs werden selten dafür gewählt, meist sind es mit hohem Alang-Alang-Gras oder hohem Strauchwerk bestandene Plätze, auf welche die Wahl fällt. Nach getroffener Wahl begibt man sich ans Urbarmachen. Etwa vorhandene Bäume werden, falls sie nicht allzu dick sind, gefällt. Nur die Fruchtbäume und solche, deren Blätter man als Gemüse kocht, bleiben erhalten. Das größere Holz schleppt man auf eine Stelle zusammen. Man benützt dasselbe entweder, um, wenn es nöthig scheint, einen Zaun um die Plantage herum aufzuführen, oder man schlägt mit der Zeit den nöthigen Bedarf an Brennholz davon, oder aber man lässt den Stamm einfach vermodern, was bei der Schnelligkeit, mit der hier ein solcher Process vor sich geht, bald einen guten Dünger für den Boden gibt. Die dicken, etwa armstarken Zweige der Bäume speichert man auf als Brennmaterial für die heimatliche Küche; dasselbe geschieht mit den dicken Knüppeln, die man beim Abhauen des Strauchwerkes gewinnt. Das dünne Sträucherwerk, die zarteren Äste der Bäume, alles Gras und Unkraut, was an der Stelle wächst, wird klein- respec-

tive niedergehauen, und mit einer 10—20 *cm* hohen Schicht, die aus diesem Reisig und Gras gebildet ist, bedeckt man, so gut es geht, den ganzen Boden der zukünftigen Plantage. Bei den genannten Arbeiten bedient man sich je nach Bedürfnis des Busch- (Hau-) Messers und des Beiles, schwächere Stämmchen werden auch wohl mit einem gewöhnlichen starken Messer abgeschnitten. Früher, als unsere Leute das Eisen noch nicht kannten, wurde die ganze Arbeit theils mit dem Steinbeil, wenn es sich um stärkere Holzbestände, theils mit dem *lapijtjein*, einer Art hölzernen Schwerts, gemacht, wenn es sich um Gras, Schilf und Alang-Alang handelte.

Ist der Tumleo mit dem Roden fertig, so lässt er das auf dem Boden verstreute, respective aufgeschichtete Zeug einige Tage an der Sonne trocknen. Ist das geschehen, so steckt er das dürre Reisig in Brand und das Feuer verzehrt alles brennbare Material, das am Boden aufgeschichtet war, zu Asche. Diese liefert den Dünger für die neue Plantage und gibt dem Boden seine Fruchtbarkeit. Bei dem Abbrennen der Plantagen muss man zunächst gut acht geben, dass das Feuer sich nicht auf Nachbargebiete ausdehne und dort Schaden anrichte, ebenso muss man darauf sehen, dass zartere Pflanzen, die in dem Bereiche des Feuers stehen, z. B. junge Cocosbäume, von dem gierigen Elemente nicht verschlungen oder beschädigt werden. Um letzteres zu verhindern, schnürt man dieselben in ein Bündel von frischem Reisig ein. Dieses verhindert, dass das Feuer die zarten Sprösslinge versengt oder vernichtet. Dieselben leiden meistens wohl etwas von der Hitze, erholen sich aber bald wieder, während sie dagegen ohne die Schutzvorrichtung wahrscheinlich zugrunde gehen würden.

Jetzt kann man daran gehen, den Boden zu lockern und für die Anpflanzung vorzubereiten. Für diese Zwecke benützt der Tumleo ein Grabscheit, welches er *janás* nennt. Dasselbe ist von hartem Betelholze gemacht, aus demselben Material meistens, aus dem man auch die Bogen schnitzt. Das Grabscheit mag 1·50—2 *m* hoch, 1—2 *cm* dick und 4—5 *cm* breit sein, nach oben hin ist es etwas dünner, der bequemen Handhabung wegen. Unten ist das Instrument etwas zugespitzt, in der Mitte meist etwas gekrümmt. Mit diesem Grabscheit nun fährt man seitwärts in den Boden, stößt ein paarmal zu, bricht die Humusschicht auf und lockert so das Erdreich. Obwohl der *janás* für seine Zwecke ziemlich praktisch ist, so thut eine eiserne Hacke doch bessere Dienste.

Ist der Boden so vorbereitet, dann kann das Pflanzen beginnen. Unsere Eingebornen ziehen in ihren Plantagen Kartoffel, Kanakenkohl, Zuckerrohr, eine essbare Schilfart, Bananen; in letzter Zeit kamen noch dazu Bohnen, Melonen, Papayas. Dann und wann pflanzt man auch wohl einige Fruchtbäume, als Cocospalmen, Brotfruchtbäume, Gallig-Bäume, Gemüse-Bäume und andere derartige Gewächse dort; nicht selten findet man auch einige Zierpflanzen, so besonders ein rothes und ein weißes Kraut, welches einen recht hübschen Eindruck macht, da das helle Roth respective Weiß sehr schön gegen den meist dunklen oder grünen Untergrund, der mit Kartoffeln bepflanzt ist, absticht. Es sind uns auf Tumleo drei Arten der Kartoffel bekannt: Die Süßkartoffel, die Taro und die Yamswurzel. Die möhrenähnlichen Exemplare der letzteren sind oft armlang, etwas krumm verwachsen und unten nicht spitz, sondern stumpf-rundlich. Das äußere Kraut der Süßkartoffel ist eine oft bis fünf und noch mehr Meter lange Ranke, an der seitlich viele Blätter und Zweige sitzen. Durch diese Ranke und ihre Abzweigungen pflanzt sich auch diese Kartoffel fort. Man sammelt in einer alten Plantage ein ganzes Bündel solcher Ranken und bringt eine jede derselben mit einem Ende in die Erde; schon nach einigen Tagen fängt das Pflänzchen an zu treiben und zu wachsen, es sendet seine Ableger nach allen Seiten hin, von ihnen gehen wieder an einzelnen Stellen Würzelchen in den Boden und an diesen, sowie den Hauptwurzeln

setzen sich die Kartoffeln an. Will man Taro pflanzen, so schneidet man den krautigen Stengel der Pflanze, der aus mehreren Blättern, die unten zusammengewachsen sind, besteht, über dem Knollen selbst ab, steckt ihn in den Boden, und so erhält man in kurzem eine neue Pflanze, an die sich nach unten ein Knollen ansetzt, während an den Seiten einige Ableger hervorkommen, die man später ebenfalls wieder abschneiden und verpflanzen kann. Von der Yamswurzel kennt man hier zwei Arten, die eine hat einen Stengel, der eine mit Stacheln besetzte Ranke ist, bei der anderen Art ist die Ranke ohne Stacheln. Die Yamswurzel-Pflänzlinge nimmt man von der Yamswurzel selbst. Man schneidet den obersten Theil derselben, der ein Auge enthält, ab und bringt ihn in die Erde. Dieser Pflänzling macht nur einen kleinen Theil der oft recht mächtigen Wurzel aus. Da das Kraut der Yamswurzel eine Ranke ist, so pflanzt man neben jeden in den Boden gelegten Setzling einen Stock, an dem die Ranke emporklettern kann. Unten an der Wurzel der Ranke setzen sich 1—3 Früchte an, vielleicht auch mehrere. Die Arbeiten beim Pflanzen selber verrichten die Leute meist mit den Händen. Sie schaufeln ein kleines, etwa maulwurfshügelgroßes Häufchen Erde zusammen, machen mitten hinein ein Loch und legen darein die Kartoffelranke, respective den Pflänzling. Bananen und Zuckerrohr werden ebenso gepflanzt; das eßbare Schilf wird gepflanzt durch Stecklinge, die neben den alten Pflanzen emporkeimen, die Cocos- und Brotfrucht-, sowie Gallig-Bäume durch Kerne, den Kanakenkohl und andere Gemüsebäume durch Setzlinge, die von den Zweigen dieser Bäume, respective Sträucher genommen sind.

Ist die Plantage einmal fertig, so muss in der Folge für die Reinerhaltung derselben gesorgt werden. Da hier das Unkraut viel üppiger wuchert, wie in Europa, muss auf diese Arbeit viel Sorgfalt verwendet werden. Während die ersten Arbeiten in der Plantage fast ausschliesslich vom Mann besorgt werden, betheiligt sich auch die Frau an den Jätearbeiten. Wenn sehr viele Steine in der Plantage sind, meist hat man es hier mit Korallensteinen zu thun, so wird im Laufe der Zeit vielfach auch ein Theil derselben zusammengelesen, auf den Grenzrain gebracht oder auf einen nahen Weg geworfen. Nicht selten findet man hier unter den Korallentrümmern, die in Massen am Boden aufgehäuft liegen, eine gute Humusschicht, die man zum Pflanzen verwertet; die Steine selber lässt man liegen, sie scheinen sogar den Nutzen zu haben, dass sie den Boden vor dem Austrocknen schützen.

Ist die Zeit der Ernte gekommen, so heimst man die reifen Früchte ein. Dieses thut man aber nicht auf einmal, da dieselben alle zusammen, wie sie da wachsen, sich nur kurze Zeit halten, wenn sie geerntet sind; man nimmt daher fast immer nur nach dem jeweiligen Bedarf davon weg. Die Früchte sind zu verschiedenen Zeiten reif. Am schnellsten lohnen wohl noch die Süßkartoffeln Mühe und Anbau, sie brauchen nicht mehr als vier Monate zu ihrer Entwickelung, während Yams und Taro fast sechs bis sieben Monate brauchen. Die Kartoffeln gräbt man mit einem Holze, Messer oder mit den Händen aus. Man trägt dieselben dann, wenn es nur wenige sind, in der Hand nach Hause; sind es mehrere, so bringt man sie in einen Tragkorb oder bindet sie in Bündel zusammen und trägt sie an einem Stricke. Auch nimmt man wohl einen vielästigen Baumzweig, spitzt die einzelnen Ästchen zu, steckt in jedes derselben einen Kartoffel und trägt sie an diesem Zweige nach Hause. Die Bananenstaude trägt etwa nach einem Jahre; die Zeit ist aber meist sehr verschieden, sie hängt von der Güte des Bodens ab und von der Pflege, welche die Pflanze genießt. Dazu trägt jede Staude bloß eine Traube; ist diese geerntet, so wird die Staude umgehauen. Dafür wachsen aber auch neben ihr, wenn die Traube hervorkommt, gleich 3—5 Schösslinge heraus, die alle wieder verpflanzt werden können. Den Kanakenkohl, sowie die Gemüsebäume kann man, wenn sie

einmal tragen, zu jeder Zeit plündern, da immer grüne Schösslinge und Blätter, auf welche es ja allein ankommt, da sind.

Die Cocospalmen tragen erst nach 8—9 Jahren, oder vielleicht auch schon ein Jahr eher, wenn der Baum von Anfang an gut gepflegt wird und hinreichend Licht und Luft erhält. Man findet an den Bäumen, die sich unter normalen Verhältnissen entwickelt haben, fast immer neben noch unentwickelten Nüssen auch solche Früchte, deren Fleisch oder Wasser trefflich mundet. Das Pflanzen der Cocosnüsse im kleinen, d. h. wenn es sich nicht um größere Plantagenanlagen handelt, macht hier wenig Schwierigkeiten. Die Bäume gedeihen hier so gut, dass Nüsse, die man an in die Erde geschlagenen Pfählen aufstapelt, und zu Dutzenden neben- und übereinander hängt, ganz lustig ausschlagen und fußhohe Blätter treiben. Diese Schösslinge mit der Nuss braucht man bloß einen halben Fuß tief in den Boden zu stecken, auf die Beschaffenheit desselben kommt es wenig an, und bald fängt das junge Bäumchen an, kräftig auszuschlagen. Es bedarf von da an keiner besonderen Pflege mehr, nur muss man sehen, dass Gras, Unkraut oder Gestrüpp es nicht überwuchern, und der Boden immer recht locker ist. Licht und Luft thun dem Cocosbäumchen überaus wohl. In 8—9 Jahren entwickelt es sich zu einem stattlichen, mehrere Meter hohen Baume und trägt um diese Zeit auch seine ersten Früchte. Die Cocospalme kann in ihrem späteren Alter eine Höhe von fast 30—35 *m* erreichen. In ihrer mittleren Lebenszeit, etwa von 20—60 Jahren, liefert sie den größten Ertrag. Für unsere Südseeinsulaner ist sie von der größten Bedeutung, es gibt kaum einen Theil an ihr, der nicht für diesen oder jenen Zweck Verwendung fände. Das Holz des Stammes benützt man als Brennholz; die dürren Blätter sammelt man und macht aus ihnen die Fackeln für den nächtlichen Fischfang; die starke Blattrippe, besonders der untere stammumfassende Theil derselben, wird gerne beim Brennen der Töpfe verwendet; von dem Faserbaste, der zwischen dem Stielansatze der Blätter und dem Herzen des Baumes herauswächst, macht man Canoesegel; die starke Blütenrispe dient unseren Leuten als Besen, ebensolche macht man auch aus den herausgelösten Rippen der einzelnen Fächerblätter, auch verwendet man letztere als Nadeln, um Blätter aneinander zu stecken, oder als Pfeile, um damit, vermittelst der kleinen Kinderbogen die Fischchen, die sich bei der Ebbe in den Wassertümpeln auf den Riffen herumtreiben, zu schießen; die Blütenhülle der Cocosnuss benützt man als Schöpflöffel auf dem Schiffe; das Herz der Cocosnuss gibt einen trefflichen Salat, aus der Faserschale der Nuss drehen manche Stämme ihre Stricke und Taue, die Schale wird mit Vorliebe als Heizmaterial verwendet; die innere harte Schale der Nuss dient zu demselben Zwecke, auch kann man aus ihr Teller, Schöpflöffel und kleinere Töpfchen und Gefäße und Esslöffel schnitzen; das Cocoswasser liefert, besonders wenn die Nuss schön dick und noch grün ist, ein erfrischendes Getränk; das Fleisch der Cocosnuss stillt den Hunger, die Eingebornen essen es mit Vorliebe, weniger gut mundet es dem Europäer, der sich nicht so leicht an den bitteren Geschmack gewöhnen kann; das Cocosnussfleisch, getrocknet in den Handel gebracht, liefert die sogenannte Kopra, aus der man das Cocosöl gewinnt. Tausende von Tonnen Kopra werden jährlich auf den Südseeinseln gewonnen. Der Preis einer Tonne Kopra beläuft sich auf circa 200 Mark, natürlich mit Preisuntersehieden. Da man pro Jahr eine Tonne durchschnittlich von etwa 100 gut tragenden Bäumen gewinnen kann, so entfällt auf jeden Baum eine durchschnittliche Einnahme von 2 Mark. Dabei sind aber die Unkosten mit eingerechnet. Ist die Cocosnuss schon alt, so verdickt sich das im Innern befindliche Wasser zu einer schwammigen Substanz von Kugelform. Dieselbe füllt den ganzen inneren Hohlraum der Nuss aus. Die hiesigen Eingebornen essen die Masse recht gerne, sie hat einen süßlichen Geschmack.

Der Brotfruchtbaum entwickelt sich aus dem Kerne der Brotfrucht. Die Frucht selber wird so groß wie der Kopf eines kleinen Kindes, die Kerne, deren mehrere in jeder Frucht sitzen, erreichen die Größe einer kleinen Kartoffel. Über das Wachsthum und die Entwicklung dieses Baumes haben wir noch wenige Erfahrungen gemacht. Der Brotfruchtbaum wird sehr hoch, sein Stamm sehr dick, mächtige Äste gehen von demselben aus, große, etwa einen Quadratfuß Fläche bedeckende Blätter sitzen in den Zweigen. Er trägt zweimal im Jahre, seine Blüte ist ein Kätzchen. Das Holz des Baumes ist sehr morsch und wenig stark. Bohrt man einen frischen Stamm an, so quillt ein weißer Saft heraus, der sich zu einem kittförmigen Klebestoff verdickt. Die Blätter des Brotfruchtbaumes dienen als Packmaterial, man wickelt darein den fertigen Sagobrei.

Zuckerrohr und die vorhin erwähnte essbare Schilfart pflanzt man nur so nebenbei in der Plantage. Von dem Schilf isst man die weichen Enden des Stengels, die sich über dem Halmknoten befinden, das Zuckerrohr schneidet man in spannenlange Stücke, entfernt die äußere härtere Rinde und beißt dann von der inneren weichen Masse ab. Dieselbe wird nicht gegessen, sondern nur gekaut, der Saft herausgesogen und die noch übrig bleibenden holzigen Fasern wieder aus dem Mund entfernt.

Eine Plantage trägt 1—2 Jahre Früchte, wenn es sich um Kartoffeln handelt; bei Bäumen halten sie natürlich länger an. Eine neue Plantage legt man meist neben der alten an, wenn die Verhältnisse es erlauben; man macht dann immer ein Stückchen nach dem anderen weiter urbar. Ist aus einem Theile der Plantage nichts mehr herauszuholen, so lässt man ihn brach liegen. Gras, Unkraut und Gestrüpp bedeckt dann bald wieder den Boden. Das geht so, dass man nach einigen Jahren an derselben Stelle wieder von neuem eine Plantage anlegen kann. Die hauptsächlichste Zeit für die Anlage von Pflanzungen sind der letzte Theil des October und der November. Gute Erträgnisse liefern die Pflanzungen auf Tumleo nicht, insoweit es sich um Taro und Yams handelt, diese Gewächse erreichen weder an Güte noch an Quantität die Producte, welche man auf dem Festlande zieht. Der Anbau der Süßkartoffeln ist noch am lohnendsten. Doch dürfen unsere Leute mit den Erträgnissen ihrer Gärten im allgemeinen recht zufrieden sein, da einestheils der Anbau nicht gerade große Mühe macht, anderntheils der Boden doch immerhin soviel hervorbringt, dass für Abwechslung in der Nahrung hinlänglich gesorgt ist.

XV. Nahrung.

Unsere Tumleo essen im allgemeinen alles, was irgendwie genießbar ist. Sie wissen einen saftigen Schweinebraten nach Gebür zu schätzen, sie verachten aber auch nicht ein geröstetes Heupferdchen oder ein Räupchen, einen Holzwurm. Die Mannigfaltigkeit der Nahrungsmittel, die sich aus dieser Weite des Geschmackes ergibt, ist eine sehr große. Zur besseren Übersicht wird es desbalb nothwendig sein, dieselben in verschiedene Gruppen einzutheilen. Zunächst können wir sie überhaupt in zwei große Classen eintheilen, in Pflanzenkost und Fleischnahrung. Von den pflanzlichen Nahrungsmitteln sind die beliebtesten:

1. Erdfrüchte. Solcher gibt es hier verschiedene Arten, als Süßkartoffeln, Taro, zwei Sorten Yams, dann noch zwei andere Gewächse, deren Früchte unseren Kartoffeln sehr an Geschmack ähneln und über der Erde an langen Ranken wachsen, vermittelst derer die Pflanze an Bäumen und Sträuchern festhaftet. Außerdem gibt es noch die eine oder andere, uns aber nicht mit Namen bekannte Frucht, die man im Walde findet und ausgräbt. Von diesen verschiedenen Kartoffelarten gedeihen, wie schon bemerkt, auf Tumleo nur die Süßkartoffeln gut. Besonders in letzter Zeit

baut man viel davon an, ja man führt bereits nach Ali, Seléo, Angél, Aróp und Malól aus, wo nur wenig oder gar kein Plantagenbau betrieben wird. Taro und Yams werden auch hier angebaut, aber sie kommen nicht gut fort und stehen sowohl an Qualität als auch an Quantität den gleichen Gewächsen am Festlande nach. Taro, Yams und auch die beiden anderen erwähnten Gewächse, deren Frucht oder der Erde an den Ranken reift, beziehen die Tumleo vielfach vom Festlande, wo diese Pflanzen ein besseres Fortkommen finden. Die Kartoffeln werden auf verschiedene Weise zubereitet; man reinigt sie, brät oder röstet sie im Feuer, hierauf kratzt man die verbrannte Schale mit einer scharfen Muschel ab, und das Gericht ist fertig. Eine andere Art der Zubereitung besteht darin, die Kartoffeln im Wasser zu kochen. Die Süßkartoffeln lässt man dabei unzertheilt, da sie nicht dicker sind wie europäische Kartoffeln. Yams und Taro jedoch, deren Gewicht sich manchmal auf mehrere Pfund beläuft, muss man vorher entzweischneiden. Nachdem man die Kartoffeln gekocht und mit einer Haarnadel (!) aus dem Topfe herausgeholt hat, werden sie ohne weitere Zuthat auf einer Holzschüssel zum Essen serviert. Eine dritte Art der Zubereitung der Kartoffeln besteht darin, dieselben, nachdem sie gekocht sind, ganz mit einem Schlägel zu zerstoßen. Hierauf schüttet man Cocoswasser über dieselben und bringt dann zerriebenes Cocosnussfleisch darauf. Hernach wird der ganze Brei umgerührt und tüchtig durcheinandergearbeitet. Man serviert die so gewonnene Speise in hölzernen Schüsseln. Diese Schüsseln sind ganz flach, nur etwa zwei Finger breit tief, aus einem Stück Holz, meist Hartholz, geschnitzt. Der eben genannte hölzerne Schlägel besteht aus demselben Material. Die Schüsseln sind an Größe verschieden, sie messen vielfach 30—35 *cm* im Durchmesser. Das erwähnte Gericht bildet für einen Kanaken schon eine sehr begehrenswerte Sache, bei dem ihm das Wasser im Munde zusammenläuft. Süßkartoffeln werden auch öfter, ohne vorher am Feuer gewesen zu sein, roh verzehrt. Sie sollen selbst in diesem Zustande gar nicht übel schmecken.

2. Von den Baumfrüchten, die den Tumleo als Nahrung dienen, sind vor allem zu erwähnen die Cocosnüsse und die Brotfrucht, dann haben wir Bananen, eine Art Mandeln, die in harter Schale sitzen und ähnlich den Haselnüssen schmecken, aber größer sind. Ferner gibt es noch eine ganze Anzahl fleischiger Früchte. Obst könnte man sie nennen, da sie nicht so sehr eine eigene Nahrung, als vielmehr eine Zugabe zur Nahrung bilden. Die *maló* genannte Frucht gleicht an Gestalt und Größe den wilden Äpfeln und hat eine grüne Schale, das Innere der Frucht ist weiß. *Ei* und *ngiétj* sind kleinere weiche Früchte, die in geringeren Quantitäten genossen, nicht übel munden. Die *njacép* ähneln unseren Pflaumen, sie schmecken jedoch etwas harzig und gehören nicht zum Steinobst. Zum Obst wären auch noch wohl die Pandanusfrüchte zu zählen. Der Pandanusbaum hat Stelzenwurzeln, harte Rinde und ganz weiches, im Innern faseriges Holz. Der Baum hat nur einige wenige Äste, aus denen an bestimmten Stellen die meterlangen, schmalen, gezähnten Blätter hervorwachsen. Die Früchte sind den Anstreicherpinseln nicht unähnlich. Sie sind unten grün und oben gelb und sitzen in großen Mengen aneinander, etwa wie die Zellen eines Hummelbaues. Nur die gelbe Spitze der Frucht wird genossen, respective gekaut, bloß um den süßen Saft daraus zu ziehen. Es erübrigt noch etwas über die Cocosnuss, Brotfrucht und Banane als Nahrungsmittel zu sagen. Die Cocosnuss bildet einen Hauptbestandtheil oder wenigstens einen wichtigen Bestandtheil der Nahrung unserer Insulaner. Man trinkt mit Vorliebe das kräftigende und erquickende Cocoswasser, welches sich in den frischen, reifen Nüssen befindet. Man isst das Fleisch der Cocosnuss in allen Stadien, wie man es findet, wenn es noch ganz zart ist, oder wenn es schon ganz hart und trocken geworden ist. Auch die sich im Innenraume alter Nüsse bildende schwammige, weiche Masse, *neiu-angén* genannt, wird

mit großer Vorliebe von den Leuten verzehrt. Wenn die Cocosnuss noch ganz frisch ist, kann man sehr leicht mit den Fingern oder einem Löffel den fleischigen Kern aus der Schale herausessen. Ist die Nuss schon älter, so muss man mit einem Messer oder Knochen, wie ihn die Eingebornen gebrauchen, das Fleisch aus der harten Schale loslösen. Vielfach kratzen sie auch mit einer Muschel, die sehr scharf oder mit einer großen Zahl Kerben versehen ist, den fleischigen Kern aus der Schale heraus. In letzterem Falle erhält man eine weiße Masse, die den zerriebenen Kartoffeln nicht unähnlich sieht und gar nicht übel schmeckt. Diese zerriebene Cocosnuss wird außerdem auch noch bei Zubereitung von gequetschten Kartoffeln und von Gemüsen gebraucht. Die wilde Brotfrucht ist auch ein Lieblingsgericht der Tumleo. Sie wird entweder im Feuer geröstet oder im Wasser gekocht. Besonders wohlschmeckend sind die kartoffeldicken Kerne im Innern der fleischigen Frucht. Die Bananen werden roh gegessen oder auch im Feuer geröstet. Auf Tumleo gibt es nicht viele gute Bananen. Unsere Leute beziehen dieselben meist von ihren Bekannten am Festlande, von Aróp, Malól, Leming, Jamir, Tjúám. Die Bananen sind, wenn sie vom Baume heruntergenommen werden, meist noch recht hart und ungenießbar. Nur wenn man dieselben rösten will, kann man sie gleich gebrauchen. Will man sie roh genießen, so muss man sie einige Tage aufbewahren, nachdem man sie gepflückt hat. Dann werden die Früchte saftig, weich und schmecken ganz vorzüglich.

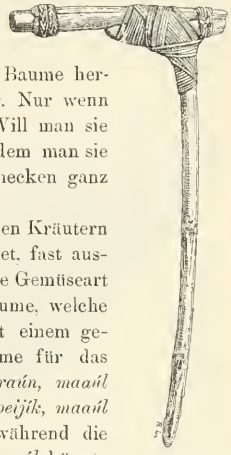


Abb. 234. Sagoklopfer (1/8 n. Gr.).

3. Gemüse. Während bei uns in Europa die Gemüse zu den Kräutern gehören, wachsen hier die Blätter, die man als Gemüse herrichtet, fast ausschließlich auf recht stattlichen Bäumen. Nur eine mir bekannte Gemüseart gewinnt man von den Blättern eines Strauches. Diejenigen Bäume, welche solche Gemüseblätter tragen, heißen in der Tumleosprache mit einem gemeinsamen Namen *maaúl*, wozu dann noch der specielle Name für das betreffende Gemüse hinzugefügt wird. So haben wir *maaúl panraún, maaúl alúp, maaúl sakúl, maaúl rarám, maaúl akí, maaúl panje, maaúl peijík, maaúl pés* Letztere Art kommt von dem eben erwähnten Strauch, während die vorher genannten *maaúl* alle von Bäumen sind. Das Wort *maaúl* könnte man im Deutschen wohl am besten mit Kohl wiedergeben. Denn die gekochten *maaúl*-Blätter schmecken ziemlich wie unser deutscher Kohl. Die *maaúl*-Blätter, wie wir sie am Baume finden, sind meist von frischer und zarter, lebendig grüner Farbe. Sie sind etwa eine Hand breit groß. Gekocht, werden sie so zart wie junge Kohlsprösslinge. Da auch der Geschmack des Gemüses sehr an Kohl erinnert, hat man auch dem Gemüse den Namen Kanakenkohl gegeben, ein Name, der eigentlich nur für den vorerwähnten Strauch gilt, der aber füglich auf alle anderen *maaúl*-Arten übertragen werden kann, da diese Gemüse im Geschmack ähnlich sind. Will der Tumleo sich ein Gericht mit Gemüse bereiten, so muss er zunächst einen seiner *maaúl*-Bäume besteigen, um die nöthige Menge Blätter herunterzuschneiden. Ist das geschehen, so bringt man einen Topf ans Feuer, in dem sich Süßwasser, dem ein wenig Seewasser beigemischt ist, befindet. Die Blätter werden hierauf zerschnitten und in den Topf gebracht. Will man sich etwas besseres leisten, so verwendet man noch eine reife Cocosnuss beim Kochen. Die Cocosnuss wird aufgeschlagen, das Fleisch bloßgelegt und mit einer Muschel herausgekratzt. Dieses zerriebene Cocosnussfleisch bringt man nun zu dem Wasser in den Topf, und dazu kommt das Gemüse. Wenn es hochfestlich hergeht, werden noch einige kleine Fische in den Topf gelegt. Ist das Gemüse gar gekocht, so bringt man es auf

eine Schüssel oder auch in eine Cocosschale. Daraus isst man, indem man sich dabei der Finger als Gabel bedient. Das Gemüse wird theils allein für sich gegessen, theils in Verbindung mit Kartoffeln oder Sago. Es ist recht schmackhaft und behagt selbst dem Europäer. Wenn er die *maaül* kennt, so lässt er sich gewöhnlich nicht lange nöthigen, wenn er von dem Eingebornen aufgefordert wird, auch einmal etwas davon zu essen.

4. Der Sago bildet die Hauptnahrung unserer Tumleo. Was die Körnerfrüchte, was in manchen Gegenden die Kartoffeln für uns Europäer sind, das und noch mehr ist der Sago für den Tumleo. Den Sago gewinnt man von der Sagopalme. Die Sagopalme gedeiht in den sumpfigen, lagunenreichen Niederungen des nahen Festlandes. Sie ist ein stattlicher Baum mit schönen Fächerblättern, die an wuchtigen, riesengroßen Blattstengeln sitzen. Der Stamm der Sagopalme mag, wenn der Baum für die Gewinnung des Sago am geeignetsten ist, etwa 4—6 *m* in der Höhe und 40—60 *cm* im Durchmesser haben. Der Stamm und die Blätter sind ganz mit Stacheln besetzt. Ein dichter Sagowald würde eine famose Pallisadenreihe vor einem Festungsgraben abgeben, da die Stacheln recht stark und scharf sind. Der Stamm des Sagobaumes besteht aus einer ziemlich harten Rinde und einem ganz weichen Innern. Man könnte ihn wohl mit einem Fasse vergleichen, dessen Dauben die Rinde des Baumes bilden und welches mit einem weichen, faserigen Marke angefüllt ist. Will man den Sago gewinnen, so fällt man zunächst eine Palme, die das rechte Alter hat. Darauf haut man den Stamm in einige 2—3 *m* lange Stücke. Diese Stücke werden nun der Länge nach in zwei Hälften gespalten. Ist das geschehen, so nimmt man eine besondere Art Steinbeil (Abb. 234), um das weiche Mark des Baumes, das auf den beiden Rindenhälften aufsitzt, loszuschlagen. Dieses Steinbeil besteht aus einer Handhabe, wie jedes andere Beil, aus zwei Keilen, die oben an der Handhabe angeflochten sind und zwischen denen die Steinschneide eingeklemmt ist. Letztere ist in diesem Falle ein etwa 10—15 *cm* langer und 2—3 *cm* im Durchmesser großer, walzenförmiger Stein, der an der Spitze eine kleine Vertiefung trägt (siehe Zeichnung).

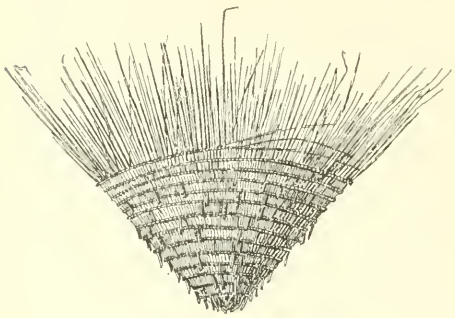


Abb. 235. Sagosieb ($^1/_6$ n. Gr.).

Hierauf wird das herausgeklopfte Mark zu der Sagowäscherei gebracht. Eine solche findet sich fast immer nur in der Nähe eines Flusses oder Brunnens. Um eine Sagowäscherei herzustellen, steckt man zunächst 3—4 Paar Stöcke je zwei und zwei nebeneinander in den Boden. Diese Stöcke kreuzt man in verschiedener Höhe übereinander, und zwar die ersten in einer Höhe von etwa 1 *m* über dem Boden, die anderen aber in einer Höhe von etwa 80, respective 60 und 40 *cm*. Über dem Schneidepunkte dieser Hölzer nun legt man den unteren Blattstengel eines Sagoblattes, und zwar so, dass die Höhlung nach oben schaut. Man muss nämlich wissen, dass die Sagoblätter an ihren unteren Enden ähnlich den Röhren einer Dachrinne halbrund gebogen sind, nur dass sie nicht überall gleich breit sind, sondern einem Trichter ähnlich sich in der Breite von unten nach oben hin verjüngen. Oben, wo das Blatt aufliegt, legt man noch einige Blattscheiden von der Betelpalme unter, die fast aussehen wie ein großer schiefviereckiger Bogen Carton. Aus diesen Blattscheiden macht man eine Art Mulde. Eben eine solche

Mulde bringt man auch unter der Sagoblattrinne an, nachdem man eine kleine, flache Vertiefung in den Boden gegraben hat. Oberhalb der Mulde wird in die Rinne ein Loch geschnitten, so dass der abgeschwemmte Sago durch dasselbe in die Mulde fließt. Etwas oberhalb dieses Loches bringt man ein Sieb (Abb. 235) in der Rinne an, indem man einige Einschnitte in die Wand macht und darin ein Stück Cocosbastgewebe festklemmt, welches fast dieselbe Structur hat wie das Haargeflecht, woraus man Siebe macht. Das Sagomark schüttet man nun in die obere Mulde. Hierauf nimmt man einen Eimer voll Wasser, gießt ihn über das Mark aus und beginnt dieses, indem man es nach dem Siebe hinschiebt, mit den Händen durcheinander zu kneten und zu arbeiten. Während die eine Hand emsig das Herumrühren und Mischen besorgt, schlägt die andere nach Bedarf aus der Mulde Wasser dazu. Das weiche Sagomark wird durch diesen Process ausgeschwemmt und kommt mit dem Wasser vermischt in das Sieb. Dort werden die Holztheile, Unreinigkeit, Staub, Erde u. s. w. abgesetzt, und der feingeschlemmte Sago passiert das Sieb und gleitet durch das Loch der Rinne in die darunterliegende Mulde hinab. Ist diese mit Wasser vollgefüllt, so lässt man dasselbe etwas ablaufen und schwemmt oben immer weiter nach, bis die untere Mulde gefüllt ist. Dort schlägt sich der Sago allmählich als feines Mehl zu Boden, während das Wasser oben darauf steht. Ist die untere Mulde nun hinreichend vollgeschwemmt, so zieht man sie beiseite, lässt das Wasser ablaufen und nimmt den Sago heraus. Nachdem derselbe getrocknet ist, wird er zu dicken Klumpen von 30—150 Pfund zusammengefügt und entweder bald zum Gebrauche fertig gemacht oder in große Blätterhüllen geschlagen und so in den Handel gebracht.

In diesem Zustande kann aber der Sago nicht lange verbleiben, er würde bald verderben. Deshalb bringt man ihn in ein Fass, welches aus Sagoblattscheiden hergestellt ist, die durch Lianen miteinander verbunden sind. In diese Fässer wird der Sago eingelegt, indem man ihn recht feststampft und oben mit Steinen beschwert, nachdem man das Fass geschlossen hat. Diese Sagofässer verwahrt man in Tumleo gewöhnlich in einem kleinen Schuppen bei dem Hause. Der so eingelegte Sago hält sich fast ein Jahr. Er ist natürlich nicht mehr so gut wie frischer Sago, mundet jedoch den Eingebornen immer ausgezeichnet. Der eingelegte Sago scheint einen kleinen Gährungsprocess durchmachen zu müssen. In diesem Stadium verbreitet das Fass gerade nicht die angenehmsten Düfte um sich herum. Wenn der Sago gegohren hat, so bekommt er einen etwas säuerlichen Geschmack.

Bei dem Einlegen des Sago werden vielfach besondere Zaubereien vorgenommen. Wir beobachteten vor kurzem eine alte Frau, die vor einem Eimer Wasser saß. In denselben rieb sie mit einer sehr scharfen und harten Muschel *(tjip)* etwas *vorvór*-Rinde; dieselbe, auch beim Besprechen von Wunden gebraucht (s. Seite 286), wird etwa 35—40 Meilen von hier von dem am Festlande wohnenden Gerra-Stamme geholt; sie hat einen widerlich süßen Geruch. Dann nahm sie einige grüne Blätter *(mäl-tjep)*, zerpflückte dieselben und gab auch sie ins Wasser. Dann schabte sie auch ein Weniges vom Schnabel eines Fisches *(piet)*, er findet sich auf den die Insel umgebenden Riffen), und zwar vom Oberkiefer, ins Wasser. Darauf holte sie einzelne Blätter der Friedenspalme *(manúp)*. In jeder Hand eines haltend kniete sie bei dem Sagofass nieder, in dem ihr ältester Sohn schon den vom Festland geholten Sago festtrampelte, und das bereits zum Theil gefüllt war. Sie bespuckte die Blätter und hierauf das Fass von unten nach oben, zum Zeichen, dass das Brot in dem Fasse wachsen und sich mehren möge. Dann rutschte sie auf den Knien weiter und wiederholte an anderen Stellen des Fasses dieselbe Manipulation. Sie bog darauf die Blattstiele am Ende, machte einen Knoten hinein und

steckte beide in die Seitenrippen des Sagofasses. Hierauf goss sie das Wasser nach und nach, je mehr der Sago sich häufte, in das Fass. Bei dem ganzen Vorgang sprach und murmelte die Frau gewisse Worte, die wohl eine Bitte um Vermehrung des Sago bedeuten:

Kasún Ser pōr eisér ein, ko eipeilp alumául,
Fahre (nach) Ser auf Kahn (von) Eisen-Holz, gib ? nach Westen.
ko kasún li, karík, karík si, namar, nali si,
gib zu fahren nach Osten, gib, gib nach oben, wachse, gehe nach oben.
tak natúl, jamún natúl paut sapín,
die Hüften mögen dick werden, die Beine mögen dick werden, die Hinterbacken feist,
atín sapín, moak-mi tauvin kaúun, pei tauvin kaúún.
das Herz feist, ein Muschel-Armband um den Arm legen, einen Muschelring um den Arm legen.

Die nähere Zubereitung als Speise erhält der Sago in mehrfacher Weise. Man macht entweder einen Brei oder backt Brot daraus. Sagobrei gibt es wieder verschiedene Arten. Eine Art, die gewöhnlich genossen wird, und ich möchte sagen, das Brot ersetzt, wird auf folgende Weise hergerichtet: Man nimmt einige Pfund frischen oder eingemachten trockenen Sago und bringt ihn in eine Schüssel. Dieser trockene Sago gleicht im Äußeren ganz unserer Presshefe, er fühlt sich auch so mehlig, klebrig an. Hierauf setzt man zwei Töpfe zurecht, einen gewöhnlichen Kochtopf mit verengtem Halse und einen anderen halbrunden Topf mit weiter Öffnung. Ersteren bringt man, nachdem er bis zum Rande mit Frischwasser aufgefüllt ist, ans Feuer. In den anderen legt man den Sago. Hernach nimmt man eine Anzahl großer Brotfruchtbaumblätter oder Palmblätter, die mit Holznadeln zusammengesteckt sind. Auf diese wird der fertige Sago aufgelegt. Ist das Wasser in dem einen Topfe zum Kochen gekommen, so nimmt man mit einem Schöpflöffel etwas Wasser und befeuchtet damit den Sago, der in dem anderen Topfe ist. Das thut man mehreremale, bis das Sagomehl etwa einen Finger hoch unter Wasser steht. Währenddem die Rechte das Wasser zugießt, dreht die Linke den Topf vorne- und hintenherüber, damit das Mehl gleichmäßig angefeuchtet werde. Nach und nach füllt man noch mehr Wasser hinzu, dann greift man zu einem Stäbchen und arbeitet mit diesem Mehl und Wasser ordentlich durcheinander, bis das Ganze eine dicke breiige Masse wird. Besonders acht muss man haben, dass etwaiges zusammengelaufenes Mehl ordentlich verrührt wird. Diejenigen Theilchen, die zu hart sind, als dass sie sich verrühren ließen, und etwaige andere Sachen, die nicht in den Sago hineingehören, werden hierauf mit einem Siebe entfernt. Ist das geschehen, so greift die Rechte wieder zum Schöpflöffel, um kochendes Wasser zuzuschütten, während die Linke emsig das Rührstäbchen handhabt, damit der Brei recht zähe werde und nicht gerinne. Ist des Wassers genug zugegossen, so wird der Mehlbrei noch einige Zeit lang kräftig umgerührt, indem man noch hie und da einige Tröpfchen recht heißen Wassers daraufschüttet. Nun lässt man den Brei ein bis zwei Minuten stehen. Während dieser Zeit verdickt er sich und wird ganz zähe. Ist er genug geronnen, so nimmt man zwei Stäbchen von etwa einem Fuß Länge, das eine derselben taucht man in den Brei, während das andere eine Portion Sago von dem Umfang einer größeren Semmel daranschiebt. Hierauf hebt man die beiden Stäbchen empor, formt mit dem einen eine Art Semmel aus dem daran haftenden Sago und bringt dieses auf die bereit gelegten Blätter. Das thut man so lange, bis der Topf leer ist. Danach kann man den Sago entweder sogleich essen, oder auch einige Tage aufbewahren, und dann verzehren. Im letzteren Falle schlägt man den Sago in die vorhin erwähnte Blatthülle ein, bringt ihn ins Haus und lässt ihn dort bis zum Gebrauche auf einem Tischgestelle liegen. Der vorhin beschriebene Sagobrei heißt im Tumleo *äs*. Der *äs* bildet die

Hauptnahrung unserer Eingebornen. Er wird sowohl allein für sich, als auch, und das ist meist der Fall, mit anderen Zugaben verzehrt, als da sind Fleisch, Fische, Gemüse.

Eine andere Speise, die aus dem Sago bereitet wird, ist Sagobrei, *lapij-rauvir*. Um diesen herzustellen, hat man zwei flache, weit offene Töpfe nöthig. Einer der Töpfe steht halb mit Wasser gefüllt über dem Feuer, der andere mit kaltem Wasser halb gefüllt, steht am Boden. In letzteren bringt man einige Pfund Sagomehl. Das Sagomehl, das man zu diesem Zwecke verwendet, ist schleeht, schwärzlich, und kann für Brot und Sagobrei nicht mehr verwendet werden. Das Mehl wird in dem Topfe zerrieben, soweit es sich nicht von selber darin auflöst. Um zu verhüten, dass die Stückchen zusammengebackenen Sagomehls in das Wasser kommen, bringt man es in ein Sieb und nimmt dort das Zerreiben vor. Das Sieb selber steht im Wasser. Ist das Mehl hinlänglich zerrieben, so nimmt man das Sieb heraus und schüttet den Topfinhalt in das über dem Feuer stehende Gefäß. Der Bodensatz wird noch mit Wasser nachgespült und dieses gleichfalls in den Topf über dem Feuer gebracht. Dann nimmt man ein Stäbchen und rührt das Wasser mit dem Sagomehl darin kräftig um. Während bis dahin unter dem Topfe nur ein ganz schwaches Feuerchen unterhalten wurde, gibt man ihm jetzt etwas mehr Hitze. Wenn das Wasser kocht, so gerinnt das Mehlwasser allmählich und da das Rühren immer langsamer wird, gerinnt die Masse endlich zu einem schwärzlichen, dem Buchbinderkleister ähnlichen Brei zusammen. Ist derselbe ganz steif geworden, so nimmt man mit zwei Stäbchen das Kochproduct heraus, ähnlich wie beim *äs*-Machen. Die herausgenommenen Portionen werden in bereitliegende große Brotfruchtbaumblätter gebracht und diese später zusammengefaltet. In jedem Blatte findet man eine Portion. Während *äs* sich längere Zeit aufbewahrt, muss *lapij-rauvir* bald gegessen werden, weil es sonst verdirbt.

Die Zubereitung des Sagobrotes geschieht auf eine sehr einfache Weise. Man bringt einen ganz flachen schüsselförmigen Topf aufs Feuer. Wenn derselbe gut angewärmt ist, nimmt man ihn herunter und streut an die Innenseite trockenen Sago, wie er durch die vorhin beschriebene Zubereitung gewonnen wird. Der Sago oder das Sagomehl, welches immer etwas feucht ist, wird etwa in Fingerdicke aufgetragen. Alsdann setzt man einen zweiten Schüsseltopf, der auch vorher heiß gemacht wurde, darauf. Will man nur ein Brot backen, so bringt man das Ganze wieder ans Feuer und lässt es einige Minuten backen. Wünscht man mehrere Brote, so wird in der vorhin beschriebenen Weise noch ein dritter Schüsseltopf aufgesetzt, nachdem man in den zweiten das Sagomehl gebracht hat. Die Brote sind, wie man aus der Beschreibung sieht, sehr dünn und somit bald durchgebacken. Da sie in dem schüsselförmigen Topfe bereitet wurden, haben sie eine hutförmige Gestalt. Ihre Farbe ist eine weißgraue, die Oberfläche ist rauh und körnig, das Brot selber recht zähe. Letzteres kommt daher, weil das Sagomehl vorher nicht erst mit Wasser zu einem Teig angemacht, sondern so ohne jede Zubereitung verwendet wird. Das Sagobrot schmeckt gar nicht übel. Man isst es sowohl allein, als auch mit anderen Speisen, besonders mit Gemüse, und zwar in der Weise, dass man das Gemüse in den hutförmigen Brotkuchen gießt, diesen zusammenrollt und dann das Ganze verzehrt.

Der Sago bildet, wie schon eingangs gesagt, die Hauptnahrung unserer Eingebornen. Da aber die Sagopalme auf Tumleo nur ganz vereinzelt vorkommt, so müssen sie ihren Bedarf vom Festlande holen. Dort in dem lagunenreichen Küstengebiete gibt es denn auch dieser Palmen in Menge. Die Sagobestände sind jedoch kein herrenloses Gut, sondern meist Eigenthum bestimmter Familien, und unsere Leute müssen von diesen ihre Nahrung einkaufen. Sobald in den Monaten Mai oder Juni die See ruhig geworden, fahren die Tumleomänner hinaus in die Fremde, um dort ihren Bedarf an Lebensmitteln

für die kommende schlechte Jahreszeit (November bis April), wo die Verbindung mit vielen Küstenplätzen sehr erschwert ist, einzuhandeln. Als Tauschwaren dienen ihnen Eisen und Schmucksachen, Fische, Süßkartoffeln und vor allem Töpfe, wie sie von den Frauen hier gemacht werden. Die Männer bringen fast die ganze Zeit, vom April oder Mai bis November, in der Fremde bei ihren dortigen jeweiligen Bekannten zu. Wie in Europa ein Geschäftsmann bestimmte Kunden und Lieferanten hat, so bringen die Tumleo ihre Waren auch nur bei bestimmten Leuten an, und beziehen umgekehrt andere Waren von ihnen. Die Kunden, die also zugleich Lieferanten sind, nennt der Tumleo Besucher, Gastfreunde, in hiesiger Sprache *mangún*. Haben die Männer eine genügende Ladung Sago zusammen, es mögen darüber immer 14 Tage bis drei Wochen vergehen, so fahren sie nach Hause, nehmen dort wieder neue Vorräthe und beginnen das Geschäft von Neuem. Entweder gehen sie wieder zu Gastfreunden desselben Stammes oder auch zu einem anderen Stamme. Auch hier in Tumleo selbst haben die Leute öfters Gelegenheit, Sago einzuhandeln von ihren fremden Gastfreunden, die vom Festlande hier zum Besuche eintreffen. Hat der Hausvater genug Vorräthe eingesammelt, um seine Familie während des Nordwestmonsuns davon ernähren zu können, so wird der Sago, der bis dahin in Baumblätter eingeschlagen und unter einem provisorischen Dach aufgestellt war, in Fässer eingemacht und davon je nach Bedarf zur Bereitung von Sagobrot oder Sagobrei genommen. Ein Mahl ohne Sago kann man sich kaum denken. Es kommen auch Zeiten, wo man sich an Kartoffeln, Baumfrüchte, Bananen u. s. w. hält, aber das Haupteontingent zum Speisezettel liefert doch immer der Sago. Will der Tumleo eine Speise recht loben, dann sagt er wohl, sie schmecke wie *ás* (Sago); wird ein Festmahl gehalten, so werden ganze Mulden von Sagobreibrötchen gemacht und rastlos arbeiten die Kauwerkzeuge, bis die Berge, die da aufgethürmt wurden, verzehrt sind.

Wenn man etwas über die Fleischnahrung der Eingeborenen schreiben will, wird man unwillkürlich an die Verse in Schillers Lied aus dem »Tell« erinnert:

Ihm gehört das Weite,
Was sein Pfeil erreicht . . . .

Dies mag der Leser aus folgender Ausführung selbst ersehen. Die Leute essen zunächst das Fleisch von Schweinen, Hunden, Känguruh, Buschratten, Katzen und überhaupt von allen Säugethieren, deren sie habhaft werden können, mit einziger Ausnahme der Ratten oder rattenähnlichen Thiere. Die vorgenannten Thiere werden zumeist mit Bogen und Pfeilen erlegt. Ist das geschehen, so werden die Haare abgebrannt, die Eingeweide herausgenommen, und hierauf wird das Fleisch entweder im Wasser gekocht oder am Feuer gebraten. Das Aufbewahren des Fleisches ist unbekannt. Den zweiten Platz unter der Fleischnahrung der Tumleo nehmen die Vögel ein. Auch sie werden mit Bogen und Pfeil erlegt, ihr Fleisch wird ähnlich behandelt wie das der Säugethiere. Über die Fischnahrung habe ich schon unter dem Capitel »Fischerei« gehandelt. Erwähnt zu werden braucht bloß, dass die Leute alle See- und Süßwasserthiere, deren sie habhaft werden können, und deren Genuss nicht schädlich ist, genießen. Von sonstiger Fleischnahrung endlich genießen die Tumleo so ziemlich alles, was ihnen an Lebewesen unter die Finger fällt. Es mögen hier einige dieser Thiere aufgezählt werden, die dann und wann bei Gelegenheit auf dem Küchenzettel zu finden sind: Eidechsen aller Art, Frösche, Heuschrecken, große fingerdicke Holzwürmer, Raupen, rothe Ameisen, Schnecken, alle möglichen Arten von Landkrebsen, Muscheln aller Arten. Diese Thierchen werden meist am Feuer geschmort. Die Muschelthiere werden im Wasser gekocht oder auch wohl am Feuer gebraten und verzehrt. Das Einsammeln der Muscheln geschieht meist von den Frauen. Hier in der Nähe von Tumleo gibt es mehrere Muschel-

bänke und Riffe, die immer bestimmten Dörfern gehören. Die Muschelriffe liegen eben unter dem Spiegel der Hochwasserflut. Die Frauen fahren im Canoe dorthin. An Ort und Stelle angekommen, geht eine derselben ins Wasser, taucht unter und schlägt mit einem Stein eine Anzahl von Muscheln los. Die losgeschlagenen Stücke werden an die Oberfläche gebracht, im Canoe geborgen, und dann beginnt das Tauchen von neuem. Diese Muscheln sitzen in Stöcken zusammen, ähnlich den Zellen in einem Hummelbau. In jeder Zelle sitzt ein Thierchen, von der Größe einer kleinen, zahmen Kastanie. Das Fleisch dieser Muschelthiere ist recht wohlschmeckend.

Zum Abschluss dieses Capitels wäre noch etwas über die Zeit zu sagen, wann die Tumleo zu essen pflegen. Die Eingebornen hier herum kennen nur zwei Mahlzeiten, die eine gegen 8—9 Uhr morgens, die andere gegen 5—6 Uhr nachmittags. Zu anderen Zeiten essen die Leute auch wohl, wenn ihnen gerade etwas unter die Finger kommt; aber man sieht doch seltener, dass sie außer der Zeit eine eigentliche Mahlzeit hielten, außer wenn gerade ein Fest, eine Reise oder sonst ein Umstand besondere Veranlassung dazu gäbe. Hungern kann der Eingeborne auch, einen ganzen Tag kann er ohne Speise zubringen, ohne dass er darüber klagte; aber zur Zeit des Mahles weiß er auch seinen Mann zu stellen. Gierig essen die Leute eigentlich nicht, aber sie können doch ein gehöriges Quantum zu sich nehmen. Nur wenn eine allgemeine Schmauserei stattfindet, dann essen die Leute mit Gier und Leidenschaft; es scheint, als ob sie sich dadurch Muth machen wollten, die Haufen von Speisen, die vor ihnen lagern, und vor denen einem Europäer bangen würde, ihrem Schicksal entgegenzuführen.

Das Tafelgeschirr der Tumleo ist recht einfach. Als Tisch dient ihnen die Erde, als Tischtuch ein großes Baumblatt oder Brett. Gabel und Messer bilden die Finger, die Löffel sind aus Muschelschalen, Cocosschalen oder Knochen verfertigt. Braucht jemand eine Gabel, so nimmt er dazu, ohne langes Besinnen, seine Haarnadel. Aufgetragen werden die Speisen in Holzschüsseln, kleinen Töpfen oder auch größeren Schüsseln aus gebranntem Lehm, in Baumblättern und Cocosschalen.

XVI. Haus- und Arbeitsgeräthe.

Die Herstellung der nothwendigen Haus- und Arbeitsgeräthe obliegt dem Manne. Die gebräuchlichsten derselben sind etwa: Eimer, Tragkörbe, Schüsseln, Teller, Sagofässer, Vorrichtungen zum Aufhängen von Sachen im Hause, kleine Kisten, Äxte und Beile, Haumesser, Grabscheite, Waffen- und Fischereigeräthe.

Die Eimer und Tragkörbe hier werden aus der stengelumfassenden Blatthülle der verschiedenen größeren Betelarten hergestellt. Diese Blatthüllen gleichen in ihrem Äußeren einem etwa $1^1/_2$—2 *mm* dicken Pappdeckel von grauer Farbe, jedoch ist die Masse recht biegsam, besonders wenn sie etwas feucht und noch jung ist; in späterer Zeit werden die *jir*, so heißen diese Blatthüllen hier, recht spröde und rissig. Die *jir* haben einen Flächenraum von circa 2—4 Quadratfuß. Man faltet dieselben in viereckiger Form zusammen, so dass im Innern ein Hohlraum von 10—20 *l* bleibt. Die Falten werden mit Lianenschnur festgebunden, ein Henkel von Baumbast wird angebracht und man hat einen Wassereimer oder Tragkorb zum Lehm-, Holz-, Kartoffelschleppen u. s. w. Diese Eimer und noch mehr die Tragkörbe haben im Äußeren viel Ähnlichkeit mit den Butten, wie man sie in Österreich in den Weinbergen und auch sonstwie zum Schleppen von Lasten gebraucht.

Schüsseln (Abb. 236) und Teller sind aus Holz und Cocosschalen verfertigt. Die Schüsseln sind entweder flach oder etwas tiefer. Einigemale sah ich schon Dinger, die einem Feuerwehrhelm täuschend ähnlich sahen. Die Schüsseln werden mit Beil und Messer

ausgearbeitet. Öfter sind dieselben mit einigen kleinen Verzierungen versehen, an der Seite ist gewöhnlich eine Öse angebracht, durch die man eine Schnur ziehen kann, um die Schüssel aufzuhängen.

Die Sagofässer werden von den stengelumfassenden, etwa $^1/_2$ *cm* dicken Blatthüllen der Sagoblätter gemacht. Es sind das dieselben, von denen man auch meist die Seitenwände der Häuser macht. Diese Hüllen werden in einer Länge von 60—120 *cm* abgeschnitten, gespalten und dann gerade gemacht. Hierauf werden die einzelnen Tafeln, die man so gewonnen hat, deren Länge 60—120 *cm* und Breite circa 20—30 *cm* beträgt, mit Lianenschnur aneinandergenäht. Man erhält damit eine etwa $2^1/_2$—$3^1/_2$ *m* lange Fläche und näht zuletzt die erste Tafel mit der letzten zusammen, so dass das Ganze eine rundliche Form bekommt. Hierauf macht man aus stärkeren Lianen zwei Streifen und näht den einen oben, den anderen unten außen um den Behälter fest; damit wird derselbe ziemlich rund und in sich fest. Bei der Benützung stellt man das Fass, welches den Sago aufnehmen soll, den die Leute hier für die Zeit des Nordwestmonsuns gebrauchen, auf ein paar

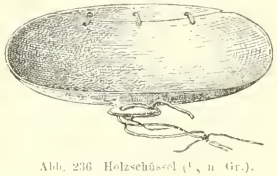
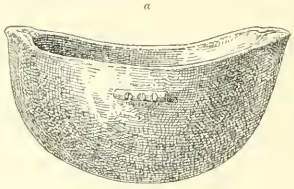


Abb. 236. Holzschüssel ($^1/_8$ n. Gr.).



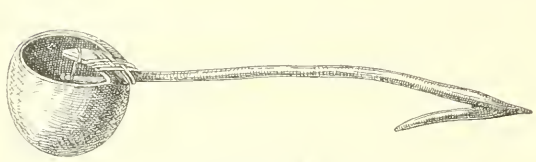


Abb. 238. Schöpflöffel ($^1/_{10}$ n. Gr.).

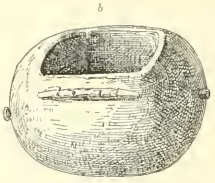


Abb. 237. Holzgefäße (a $^1/_8$, b $^1/_6$ n. Gr.).

Bretter. Unten legt man einige *jir* in den bodenlosen Behälter hinein. Darauf kommen große breite Blätter, und mit ebensolchen schlägt man auch die Seitenwände aus. Das Fass ist damit fertig, das gesammelte Sagomehl aufzunehmen, es mag 100—200 Pfund, vielleicht auch bis 300 Pfund fassen. Oben auf dem Sago, der fest geknetet und getreten wird, kommt wieder eine Schichte Blätter, *jir* und darauf Steine, das Ganze zu beschweren.

Über die Aufhängevorrichtungen, *sangavél*, wird beim Capitel über den Hausbau schon das Nöthige gesagt werden.

Die Kisten sind klein und messen selten mehr als zwei Cubikfuß Inhalt; dieselben werden auch aus *jir* gemacht. Die Kiste ist eigentlich mehr eine Schachtel, da der Deckel darübergestreift wird; sie wird fast in gleicher Weise hergestellt wie die Wassereimer und Tragkörbe.

Eine Arbeit, die den Frauen obliegt, ist das Flechten der Siebe (Abb. 235), die man bei der Bearbeitung des Lehms und der Sagozubereitung benützt. Diese Siebe haben eine rundliche Form; oben stehen sie etwa 30 *cm* weit offen, nach unten laufen sie spitzkegelförmig zu. Sie sind aus ganz fein gespaltenen, bis 2 *mm* breiten und dicken Streifen der Blattstiele

einer hier heimischen, kleinen Palmenart und einer einem dicken Faden ähnlichen Schnur hergestellt. Unten am Boden liegen diese Streifen kreuzweise übereinander. Das Gestell des Siebes bilden eine Anzahl Ringe von dem gleichen Stoffe, die in gleichmäßigen Abständen übereinander gelagert sind. Die Streifchen sind auf die Ringe festgebunden oder geflochten und zwar mit einer sehr dünnen drahtähnlichen Lianenschnur, *elvarín* genannt. Da das Sieb nach oben hin verbreitert ist, müssen immer mehr Streifchen eingesetzt werden, was von außen geschieht. Hat das Sieb die richtige Höhe, so wird das Flechtwerk zum Abschluss gebracht, hervorstehende Enden werden ausgeschnitten und das Sieb ist für den Gebrauch fertig. Seiner Form nach würde es einen ganz schönen Hut abgeben;

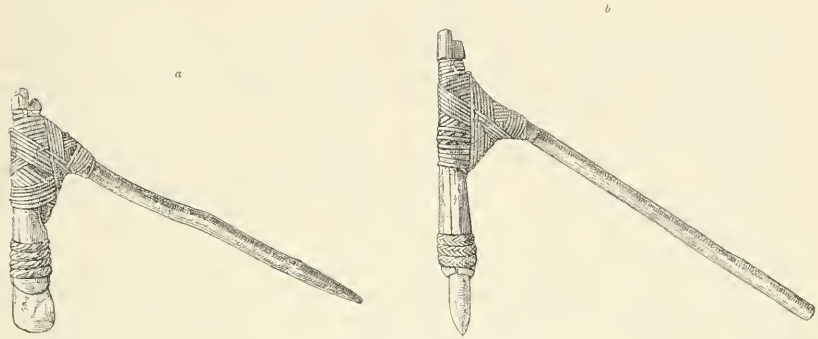


Abb. 239. Steinbeile (*a* $^1/_{10}$, *b* $^1/_8$ n. Gr.).

nicht selten sieht man auch, wie die Frauen, wenn sie ein solches Sieb zu tragen haben, dasselbe wie einen Hut aufsetzen.

Die Äxte (Abb. 239) sind eines der wichtigsten oder wohl das wichtigste Werkzeug, dessen sich unsere Eingebornen bedienen. Beim Häuser- und Schiffsbau, beim Roden in der Plantage und bei Herstellung des Hausrathes spielt die Axt eine wichtige Rolle. Früher, vielleicht noch vor 6—7 Jahren, bevor die ersten Weißen sich in Berlinhafen niedergelassen, war die Steinaxt noch vielfach hier im Gebrauche, und vielleicht vor 20 oder noch weniger Jahren hatte man fast nur Steinäxte. Heute braucht man noch bei Aushöhlung der runden Stellen im Canoeboden die hohlen Steinäxte, d. h. Steinäxte mit runder Schneide, da man Eisen in dieser Form noch nicht hat. Die jetzigen Äxte unterscheiden sich von Steinäxten nur durch die Schneide. Sie bestehen aus einem Stiele und dem Eisen, welches aber keine Öse hat, sondern oben und unten gleichmäßig eckig ist oder oben in eine Spitze ausläuft. Der Stiel der Beilchen und Äxte ist aus drei Hölzern zusammengesetzt. Das erste Holz, welches viel Ähnlichkeit mit einer Schiffs-*alampanjíp* hat, bildet den eigentlichen Stiel, die Handhabe. Dieser Stiel ist mit seiner Wurzel auf einem runden Keil aufgeflochten. Die beiden überstehenden Wurzelenden des *alampanjíp* und die Art des Geflechtes bewirken, dass beide Theile recht fest aneinandersitzen. Der Keil besteht aus zwei Theilen, oder vielmehr ist ein in zwei Theile gespaltenes keilförmiges Stück Holz. Am unteren Ende desselben ist das spitze oder stumpfe Eisen eingesteckt. Einige feste herumgeflochtene Lianenringe geben dem Keile die nöthige Festigkeit, dass er das Eisen halten kann. Die Eisen, welche ein längliches Rechteck bilden, also oben

Abb. 240. Haumesser ($^1/_8$ n. Gr.).

stumpf sind, nennen unsere Leute hier herum *tompú*. denselben Namen haben auch kleine dreieckige Eisen. Die größeren Eisen mit spitzem Stiel heißen *blión*. Die *blión* können in ihrem Loche gedreht werden, und somit kann das Eisen bald in der Richtung des Stieles, bald senkrecht, bald mehr oder minder winklig zu derselben stehen, ein Umstand, der für hiesige Zwecke unerlässlich ist, weil man mit einer gewöhnlichen Axt, die fest im Stiele steckt, nicht alle die Arbeiten machen kann, welche der Canoebau erfordert. Die Eisen, welche unsere Leute für ihre Beile verwenden, sind bald leicht, bald schwer, wie es die Art der Arbeit erfordert.

Die Handgriffe der Haumesser werden fast in ähnlicher Weise hergestellt, wie die Keile der Äxte, insoferne der Tumleo das Werkzeug nicht schon fertig erhält. Die Eisen eines Haumessers weisen vielfach die Form eines Hackmessers oder einer Hippe auf, wie man sie in Norddeutschland zum Holzhauen und -Hacken gebraucht. Die Handhabe umgibt den kurzen eisernen Stiel des Instrumentes und ermöglicht das leichtere und bequemere Anfassen desselben. Diese Handhabe, welche, wie schon gesagt, dem Keile des Beiles gleicht, ist natürlich nicht so lang wie dieser, sondern nur so groß, dass man sie bequem umfassen kann.

Über die Grabscheite, Waffen und Fischereigeräthe, welche hier im Gebrauch sind, kann man das Nöthige in den Abhandlungen über den Plantagenbau, über Jagd und Fischerei nachlesen.

XVII. Töpferei.

Es wurde schon mehrfach darauf hingewiesen, dass Tumleo der Sitz einer recht blühenden Töpferei-Industrie und der Mittelpunkt eines recht lebhaften Handels mit Töpfen ist. Der Hausfrau und ihren älteren Töchtern obliegt es, die Ware zu fabricieren, der Mann und die Brüder bringen sie auf den Markt. Das Material zur Herstellung der Töpfe findet man auf unserer Insel, nämlich verschiedene Lehmarten. Auch am Festlande, etwa drei Meilen von hier, bei dem kleinen Eitapéflüsschen, ist Lehm zu finden, aber nur seltener fahren die Leute dorthin; das meiste Material muss unsere Insel selbst abgeben. Da ohnehin Tumleo nicht gar groß ist, so wandert alljährlich ein nicht zu verachtendes Stück der Insel in Form von Töpfen in die Fremde. Haben doch unsere fleißigen Hausfrauen um den Fuß des Aliberges herum, der im Norden unserer Insel liegt, einen kleinen Canal von 1—2 *m* Tiefe, circa 10 *m* Breite und einigen hundert Metern Länge gegraben, und der Lehm, der dort geholt wird, ist nur ein Theil der ganzen Lehmmasse, die alljährlich verarbeitet wird. Man hat hier verschiedene Sorten Lehm. Man unterscheidet dieselben zunächst nach ihrem Fundorte: so kennt man einen *peitj meisór*, d. h. Lehm, der an dem Bergabhange, welcher *meisór* heißt, und *peit pal sauvín*, d. h. Lehm, der an der Stelle, die *pal sauvín*, und *peit áni paón*, d. h. Lehm, der an der Stelle, die *áni paón* heißt, gefunden wird. Dann unterscheidet man den Lehm nach der Farbe, z. B. *peitj pei* = rother Lehm, *peitj ngek* = schwarzer Lehm. Weiter benennt man ihn *peitj ríen* = nasser Lehm, *peitj ranún* = trockener Lehm, *peitj njót* (ein Name von uns noch unbekannter Bedeutung). Der hiesige Lehm ist der Farbe nach verschieden, und ebenso auch verschieden durch die Beimischungen, mit denen er durchsetzt ist. Es gibt hier schwarzen, weißen, rothen. Bald wird der Lehm, wie auch bei uns in Europa, direct oder hart an der Erdoberfläche gefunden, andere Lehmarten gräbt man zwischen dem gespaltenen vulcanischen Felsgestein, aus dem sich unsere kleinen Berge auf Tumleo zusammensetzen, heraus. Er ist wie eine Schichte zwischen dieses Gestein eingelagert. Andere Lehmlöcher finden sich am Fuße der Hügel. Während die beiden ersteren Lehmarten nur mit kleinen, wenn auch vielen scharfkantigen, meist dreieckigen Steinchen

durchsetzt sind, so ist der letztere fast zur Hälfte mit Korallensteinen von Fingergröße durchsetzt. Wenn man aus diesen Löchern Lehm herausgräbt, möchte man fast glauben, man grübe zerkleinerten Schotter, so zahlreich sind da die Steine.

Das Lehmholen ist eine ziemlich anstrengende Arbeit. Die Frauen besorgen gewöhnlich zu mehreren zusammen dieses Geschäft. In der Hand ein säbelförmiges Grabscheit, den *lakúp*, auf dem Rücken den Tragkorb, so ziehen sie im Gänsemarsch dahin, zu den Lehmlöchern. Zuerst geht man daran, den Lehm loszumachen. Dabei muss man sich wohl hüten, dass die Gesteins- und Korallenmassen nicht während der Arbeit zusammenbrechen, das wäre gefährlich. Ist genug Lehm losgeschlagen, so werden die Körbe gefüllt, und dabei wirft man schon die dickeren Steine und die übermäßig zahlreichen Korallenstückchen, die sich in dem Lehm am Fuße des Aliberges finden, so gut es geht, weg, damit man wenigstens etwas reine Ware nach Hause bringe. Dort angekommen, bewahrt man den Lehm entweder noch einige Zeit lang in dem Tragkorbe auf, oder man schüttet ihn, falls man ihn bald gebraucht, in eine Mulde, die man aus den Trümmern eines zerborstenen Canoe gemacht hat. Will man den Lehm lange aufbewahren, so übergießt man ihn mit Seewasser, arbeitet ihn zu einem Klumpen zusammen und speichert ihn unter dem Hause zu einem größeren Haufen auf.

Wenn man den Lehm für die Töpfe vorbereitet, so ist die erste Arbeit die, ihn ordentlich von Steinen zu reinigen. Man schüttet ihn in die oben genannte Mulde und lässt ihn vorerst etwas trocknen. Dann werden mit einem rundlich-glatten Steine die Lehmbrocken, die sich in der Mulde finden, in Stücke geschlagen und hierauf die kleinen dreieckigen Steinchen, die etwa $^1/_2$—1 cm^3 groß sein mögen, fleißig herausgesucht, bis der Lehm ganz rein wird. Um auch die kleinsten Steinchen daraus zu entfernen, schüttet man ihn dann endlich noch durch ein kegelförmiges Sieb. Damit ist die Reinigung beendet. Jetzt kann man ans Topfmachen selber gehen. Man überschüttet den in der Mulde liegenden Lehm mit Seewasser und rührt ihn um, bis er ordentlich durchfeuchtet ist. Aus der Masse bildet man eine Anzahl Klumpen, deren Größe sich nach der Größe des zu verfertigenden Gefäßes richtet. Der Klumpen wird gut bearbeitet, geknetet, geschlagen, wieder durchgeknetet, bis die ganze Lehmmasse zähe und geschmeidig ist. Aus diesen Klumpen nun werden die Töpfe fabriciert.

Sehen wir uns die Entstehung und Vollendung eines solchen einmal an. Die hier am meisten vorkommenden Töpfe, die gewöhnlichen Kochtöpfe, haben unten ziemlich die Form einer Halbkugel. Oben verengt sich der Hals zuerst und biegt sich dann nach außen aus. Die Töpfe dieser Art fassen gewöhnlich 12—15 *l*. Um einen solchen herzustellen, nimmt die Tumleofrau einen Klumpen Lehm von der Größe eines Kinderkopfes. Die ganze Masse ist ziemlich angefeuchtet. Zuerst bringt sie den Klumpen in eine größere alte Topfscherbe, welche die Drehscheibe vertreten muss. Dann nimmt sie einen Schlägel zur Hand, der aus Hartholz geschnitzt ist, etwa 25 *cm* Länge hat und plattrund ist. Das Werkzeug verjüngt sich am Ende nach der Handhabe hin. Mit diesem Schlägel wird der Lehmklumpen in eine walzenförmige Form gebracht. Ist das geschehen, so ergreift die Töpferin einen etwa faustdicken, eiförmigen Stein und bohrt damit ein Loch in die Lehmmasse gerade oben in der Mitte. Durch leichtes Aufschlagen mit dem Holze treibt sie den Stein immer tiefer in den Klumpen herein. Zugleich wird das dadurch entstandene Loch auch nach den Seiten hin verbreitert und nach und nach eine ziemliche Höhlung in der Lehmmasse hergestellt. Durch Arbeiten mit den Händen wird dieselbe immer mehr vergrößert, bis sie ein etwa 2 *l* fassendes Behältnis darstellt. Dann werden die äußeren Wände dieses Behälters durch Anschlagen mit dem Schlägel von außen geglättet. Bei jedem Schlag, den die Rechte mit dem Holze thut, muss die Linke an der betreffenden

Stelle von innen den Stein vorhalten, damit ein Gegendruck da ist. Durch diese Arbeit wird in etwa 5—8 Minuten ein ziemlich rundes Gefäß hergestellt, welches oben eine Öffnung hat von etwa 7—10 *cm* Breite und einen Inhalt von 2—3 *l*. Während der Arbeit ruht das herzustellende Gefäß in der vorhin genannten Topfscherbe, deren Durchmesser eine gute Spanne betragen mag, oder es wird nach Bedarf auch in die Hand genommen, besonders wenn unten der Boden von außen glatt geschlagen wird. Im Innern streicht man schließlich noch, nachdem der Topf eine ziemliche Form angenommen hat, mit einem nassen Finger den Boden nett glatt. In eben dieser Topfscherbe wird das Gefäß dann auch etwa 24 Stunden zum Trocknen aufgestellt an der Seite des Hauses unter dem Außendache. Die erste Arbeit ist nämlich jetzt an dem Topfe geschehen. Einen Tag später, wenn die Lehmmasse etwas mehr trocken ist, folgt die Fortsetzung. Diese beginnt vielfach damit, dass man den Topf zunächst in eine neue Topfscherbe bringt; oft aber, besonders wenn man nicht so viele alte Topfhälse hat, behält man die erstere bei, wie man auch schon sogleich von Anfang an einen *tjamój* nehmen kann. Dieser ist aus dem Halse eines gewöhnlichen Topfes hergestellt und hat etwa 7—10 *cm* Höhe. Es wurde schon gesagt, dass die gewöhnlichen Töpfe sich am Halse etwas verengen und dann nach außen hin ausgebogen sind. Die neue Form wird so aufgestellt, dass der frühere Rand des Topfes auf dem Boden steht. In die Form hinein auf die Ausbuchtung legt man etwas Bast vom Cocosblattstiele. Auf diesen setzt man den unfertigen Topf. Der Bast verhindert, dass das noch weiche Material des neuen Gefäßes sich am Boden durchdrücke. Ist der Topf so aufgestellt, so setzt sich die Töpferin platt auf den Boden. Die Topfform mit dem Topfe nimmt sie zwischen die Beine, in der Rechten hält sie den Schlägel, in der Linken einen plattrunden Stein. Rechts neben ihr steht eine Cocosschale mit Seewasser. Jetzt geht's an die Arbeit. Zunächst wird der Rumpf des Topfes in die gehörige Form gebracht. Die Rechte bringt das Stäbchen ins Wasser, lässt etwas davon auf den Stein träufeln und dann wird der Topf langsam rund herum mit dem Schlägel bearbeitet. Bei jedem Schlage des Schlägels von außen, presst die Linke den Stein an die Innenseite der Topfwand auf der entsprechenden Stelle fest. Das Befeuchten des Schlägels und des Steines soll das Festkleben dieser beiden Instrumente an der Topfmasse verhindern und zugleich den Lehm durch die Anfeuchtung biegsamer machen. Das Bearbeiten mit Schlägel und Stein gibt dem Topfe die richtige Form und macht zugleich die Lehmmasse immer zäher und geschmeidiger. In etwa einer Stunde ist die Töpferin mit dem unteren Theile des Gefäßes fertig. Jetzt kommt der obere Theil, der Hals, an die Reihe. Der Stein wird jetzt oben am Rande angesetzt, und die Topfwand mit dem Schlägel bearbeitet; so wächst allmählich durch verschiedene Manipulationen der Hals heraus. Ist derselbe ziemlich im Rohen fertig, so gilt es, auch dort die Lehmmasse zu glätten und ihr die richtige Form zu geben. Das geschieht auch wieder durch Anschlagen mit dem Schlägel und mit dem Steine innerhalb und außerhalb des Topfhalses. In etwa einer halben Stunde ist auch diese Arbeit fertig. Nun muss der Topf noch am Boden innen schön geglättet werden: solches geschieht durch Streichen mit den angefeuchteten Fingern und durch Anschlagen mit dem Steine. Während der ganzen Arbeit ruht der Topf meist auf der vorhin beschriebenen Form. Nach Bedarf wird er jedoch auch in die eine Hand genommen und so geformt.

Ist diese Arbeit fertig, so kann man darangehen, den Topf mit Verzierungen zu versehen, wenn man einen verzierten Topf herstellen will. Die Verzierungen sind bei den Töpfen meist nur am oberen Rande oder Halse angebracht. Sie sind theils erhaben, theils eingekratzt. Erstere macht man mit der Hand, letztere mit einem Holzsplitterchen. Die erhabenen Verzierungen stellen manchmal zwei Ringe dar, die etwa $^1/_2$ *cm* breit

und 1—2 *mm* hoch sind und concentrisch den oberen Topfrand umgeben (Abb. 241 *a*). Zwischen diesen Ringen oder, wenn sie fehlen, ziemlich an denselben Stellen sind kleine erhabene Bogen angebracht in verschiedener Gruppierung. Oft sieht man auch Verzierungen in Knopfform. Die eingekratzten Verzierungen (Abb. 242) bestehen meist nur in kleinen Strichen nach Form großer Kommata. Sie finden sich auch in bestimmter Gruppierung, allein oder abwechselnd mit anderen erhabenen Verzierungen. Einige Verzierungen finden sich auch im Topfrande selber, indem derselbe gezackt ist oder größere bogenförmige Abschnitte (Abb. 241 *b*[1])) zeigt oder zickzackförmig (Abb. 241 *c*) verläuft.

Ist so endlich der Topf fertiggestellt, so setzt man ihn zum Trocknen hin an der Seite des Hauses unter dem Außendache. Dort findet man für diesen Zweck meistens ein Brett angebracht, auf welches der Topf mit der Mündung nach unten gestellt wird. Ist auch dieser Process zu Ende, was ja je nach der Witterung und dem günstigen Standorte der Gefäße verschieden lange Zeit dauern kann, und hat die Hausfrau eine genügend große Anzahl der Töpfe beisammen, so kann sie daran gehen, die Gefäße zu brennen. Töpferöfen kennen die Tumleo noch nicht. Für die Topfbrennerei spart die Hausfrau jahraus, jahrein alle Cocosblattstiele auf, deren sie habhaft werden kann, besonders die dicken Ansätze der Blattstiele. Holz wird nur wenig bei dem Brennen gebraucht, und wenn das geschieht, so ist dasselbe meist kleines, von der See angeschwemmtes und am Ufer gesammeltes Holz. Vor dem Brennen werden die Töpfe zuerst angewärmt, damit sie, wenn sie nachher der großen Hitze ausgesetzt werden, nicht springen. Das Anwärmen geschieht in der Weise, dass man etwa eine handvoll trockener Cocosfächerblätter im Innern des Topfes verbrennt. Während dieses Processes wird die Außenseite fleißig mit den Händen abgerieben, der Topf wird hin- und hergewendet, und damit auch das Feuer, und so vertheilt sich die Hitze ziemlich gleichmäßig an der Oberfläche. Sind alle Gefäße vorgewärmt, so legt man sie in einen Haufen nebeneinander, so dass zwischen den einzelnen etwas Zwischenraum bleibt. Hierauf umgibt man den äußeren Rand des Haufens, der 1 *m* im Durchmesser haben mag, mit einer Schicht trockener Cocosblattstiele von circa 1 Fuß Länge. Ebensolche Stiele bringt man auch zwischen und auf die einzelnen Töpfe. Dann wird der kleine Scheiterhaufen entzündet, lustig prasselt die Flamme herauf und es entwickelt sich eine ziemliche Hitze. Neben dem Feuer steht die fleißige Töpferin. In der Hand hat sie zwei längere Stöcke, die sie wie eine Zange gebraucht; damit dreht und wendet sie die Geschirre, bringt glühende Kohlen in das Innere und hantiert herum, dass jedes Gefäß eine gleichmäßige und die rechte Hitze bekomme. In einer guten Stunde bis höchstens anderthalb Stunden ist der Brennprocess beendet. Da die Topfwände der gewöhnlichen Kochgeschirre ziemlich 1 *cm* dick sind und die Hitze gar nicht ökonomisch ausgenützt wird, so ist die Folge davon die, dass die Töpfe nur leise angebrannt sind und eben bloß die ziegelgraurothe Farbe bekommen.

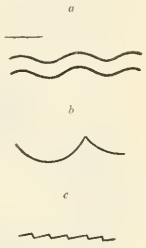


Abb. 241.

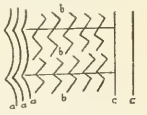


Abb. 242. Eingekratzte Verzierungen an der Seitenfläche eines *su lapij pïak*.

Ist der Brennprocess vorbei, so kann man entweder gleich oder auch später die letzte Hand an die Herstellung der Töpfe legen. Die Töpfe, welche man hier für den Hausgebrauch hat, sind schwarz gefärbt. Die Farbe wird folgendermaßen hergestellt: Zuerst bringt man den Topf über ein aus drei Steinen bestehendes Gestell, welches zum

[1]) Je etwa $^1/_{10}$ bis $^1/_{20}$ der Peripherie des Topfes ausmachend.

Kochen dient. Unter dem Topfe macht man ein kleines Feuer von Cocosfächerblättern. Der Ruß und Rauch des Feuers färbt die Außenwand des Topfes schwarz. Jetzt schüttet man in das Innere desselben etwa einen halben Liter Sagowasser. Dasselbe wird hergestellt durch Aufgießen von Wasser auf alten, verdorbenen Sago. Die dadurch entstandene Brühe bewahrt man in einem Topfe unter der Ecke des Hauses auf. Vielfach ist der Topf mit einem Deckel versehen, dass kein Unrath in denselben komme. Mit diesem Sagowasser nun, welches im Innern des Topfes zum Kochen gebracht wurde, bestreicht man zunächst die Außenseite desselben. Man besorgt das mit einer Handvoll Fasern der Cocosnuss. Durch das Bestreichen mit der Sagobrühe bekommt der Topf äußerlich ein glänzend schwarzes Aussehen, später, wenn die Flüssigkeit trocken ist, sieht das Gefäß einem gethranten Lederschuhe nicht unähnlich. Die schwarze Farbe kommt von dem Ruß, womit ihn das Feuer bedeckte. Auch im Innern wird der Topf mit dem Sagowasser bestrichen

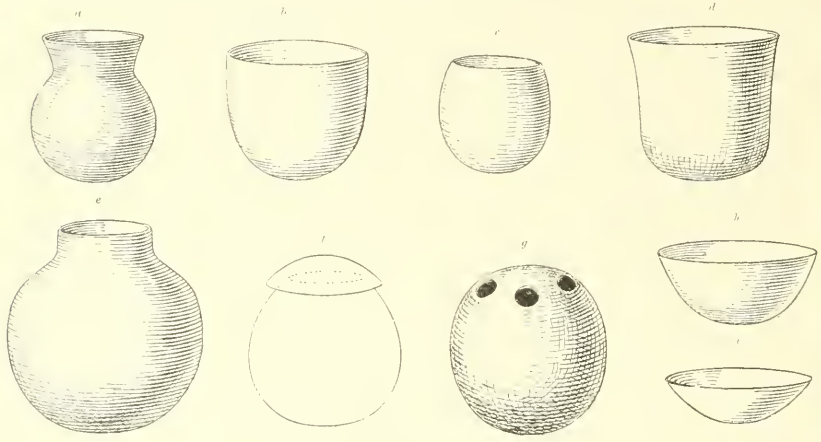


Abb. 243. Topfformen.

und erhält dadurch das Aussehen eines eingefetteten Lederstreifens von gelber Farbe. Ist die Brühe eingetrocknet, was bei der infolge des Feuerns entstandenen Hitze bald erfolgt, so ist der Topf für den Handel fertig. Er wird im Hause auf dem Speicher aufbewahrt, um gelegentlich an die Handelsfreunde abgeliefert zu werden. Trotzdem die Töpfe, welche unsere Frauen herstellen, sehr gebrechlich sind, wissen die Leute doch so mit denselben umzugehen, dass sie Jahre halten. Auf Handelsreisen packt man die Töpfe in Mulden, die man aus Cocosblättern geflochten hat, und stellt sie darin hintereinander, die Mündung des einen hinter dem Rumpfe des anderen. Beim Anfassen fasst man die Gefässe am besten mit beiden Händen oder mindestens mit gespreizten Fingern an, so dass der Daumen außen, die Finger innen angreifen.

Es wäre jetzt noch etwas über die verschiedenen Formen der Töpfe zu sagen. Der (eben besprochene) Topf, dessen Herstellung wir bis jetzt beschrieben haben, wird in hiesiger Sprache *per* (Abb. 243 *a*) genannt; er ist der eigentliche gewöhnliche Kochtopf, worin Wasser, Kartoffeln, Gemüse, Fleisch gekocht werden. Die Töpfe dieser Art mögen 8—12—15 *l* halten, je nach ihrer Größe. Ein anderer Topf ist von ganz halbkugeliger Form, nur dass der aufstehende Rand etwas höher ist. Die Töpfe dieser Art benützt man zur Herstellung des Sagobreies, wie es in dem Capitel über die Bereitung der Speisen des aus-

führlicheren dargethan wurde. Diese Töpfe heißen *sal* (Abb. 243 *b*). Sie sind meistens etwas größer oder doch ebenso groß, wie die *per*. Ein weiterer Topf ist der *takúm* (Abb. 243 *c*). Derselbe stellt ein fast halbkugeliges Gefäß vor und gleicht in seinem Äußern viel der Schale einer alten Cocosnuss, die ausgehöhlt ist. Die *takúm* sind kleine Töpfe von nur 4—5 *l* Inhalt. Zum Aufbewahren des Sagomehls bedient man sich der *sujanú* (Abb. 243 *e*). Die *sujanú* sind große Töpfe von bis 30 *l* Inhalt. Dieselben haben fast kugelige Form, oben schließt der Topf mit einer Mündung ab, die eine gute Spanne breit ist und sich über die Peripherie der Kugel um eine Handbreit erheben mag. Hat der Topf keinen Hals, erhebt sich die Mündung gar nicht über die Peripherie der Kugel, so heißt der Topf *lup malangón* (Abb. 243 *f*). Zwei Arten von Töpfen gibt es hier, die nicht zum Kochen, sondern als Schmuckgegenstände vielfach an der Außenseite der *alól* an einer Schnur aufgehängt sind. Die eine Sorte dieser Töpfe hat so ziemlich Glockenform, es sind die *su lapíj púak* (Abb. 243 *d*). Die *su lapíj púak* werden so aufgehängt, dass die Mündung nach unten geht. Die andere Art hat längliche Kugelform. Oben ist aber nicht eine Mündung an dem Topfe, sondern es finden sich dort 2—3 oder 4 kleine Löcher von circa 5 *cm* Durchmesser, deren Centrum in der Peripherie eines

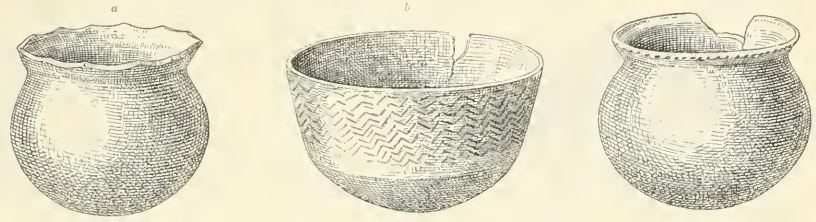


Abb. 244. Topfformen (*a*, *c* $^1/_8$, *b* $^1/_6$ n. Gr.).

Kreises liegt, den man von der obersten Mitte des Topfes aus mit einem Radius von vielleicht 8 *cm* zieht. Diese letzteren Töpfe (Abb. 243 *g*), *per atjék vol* (»Krebstöpfe«) genannt, werden ausschließlich als Schmuck der *alól* gebraucht, während die *su lapíj púak* auch im Haushalt gebraucht werden. Man bringt Sago hinein oder benützt sie auch in Ermanglung von Kochtöpfen zum Kochen. Endlich sind noch die *tapél*, flache, schüsselförmige Töpfe (Abb. 243 *h*), zu nennen, die man entweder bei der Bereitung des Sagobrotes als Backpfanne benützt oder als Deckel auf die *sujanú* legt, im letzteren Falle heißen sie *tapél tjup* (Abb. 243 *i*). Zuletzt ist noch zu bemerken, dass, trotzdem die Töpferkunst recht in Blüte steht, doch von einem Glasieren der Töpfe hier kein Mensch etwas weiß.

XVIII. Häuser und Hausbau.

Zunächst gehen die Leute daran, das nothwendige Holz zu suchen und zu bearbeiten. Beim Hausbaue werden zunächst Pfosten von drei verschiedenen Längen benöthigt, solche von 1—2$^1/_2$ *m* Höhe, welche den Fußboden tragen, solche von 2—3$^1/_2$ *m* Höhe, welche die Seitenpfetten stützen, und solche von etwa 4—5$^1/_2$ *m* Höhe, auf welchen der Mittelfirst ruht. Das Holz, welches man zu diesen Pfosten auswählt, ist ausschließlich Hartholz. Oft findet sich noch altes, aber noch brauchbares Material für diese Zwecke; da die Pfosten oft aus Eisenholz bestehen, so überdauern sie nämlich den Bestand eines Hauses doppelt und dreifach und können bei einem Neubau gut wieder verwendet werden. Anderes Material schwemmt die See an. Findet ein baulustiger Tumleo so einen Hartholz-

stamm am Meeresufer, so ist er gleich dabei, um ihn für seine Zwecke zu bearbeiten. Das noch fehlende Holz endlich wird frisch im Busch geholt, sei es hier oder am Festlande. Die Pfosten, welche für den Hausbau benützt werden, sind meistens unten etwas dicker als oben, an der Spitze tragen sie einen Einschnitt, der bestimmt ist, die Fußbodenschwellen, Firsten oder Pfetten zu tragen. Dann und wann werden auch kleine Verzierungen am Kopfe des Pfostens angebracht. Dann hat man weiter etwa acht bis zehn, mindestens aber sechs Hölzer nöthig für die Firste, Pfetten und Schwellen. Für diesen Zweck nimmt man je nach der Länge des Hauses 5—10 *m* lange, runde und nicht allzu schwere Hölzer. Auch hier verwendet man meist Hartholz, manchmal aber auch ein anderes dauerhaftes Holz. Wenn alle diese Theile beisammen sind, ist die erste Hausbau-Periode vorüber. Die Länge derselben ist verschieden, oft vergehen Monate, manchmal sogar ein paar Jahre darüber, bis ein Tumleo die Materialien zusammen hat; besonders gilt das, wenn man viel neues Eisenholz für den Bau geschlagen hat. Das Eisenholz hat nämlich einen sehr weichen, wenig widerstandsfähigen Splint. Um diesen Splint zu entfernen, braucht der Tumleo aber nicht Axt oder Messer, das wäre viel zu mühevoll, er weiß die Sache praktischer anzustellen. Er lässt den Eisenholzstamm einige Monate in Regen und Wetter am Boden liegen, bis der Splint verfault ist und sich von selbst loslöst. Der Härte und Güte des Stammes selber wird dadurch aber kein Eintrag gethan. Um sich von den Strapazen, die ihm die erste Arbeit brachte, zu erholen, lässt der Tumleo nun dafür aber auch einstweilen das Haus Haus sein und wendet sich anderweitigen Geschäften zu.

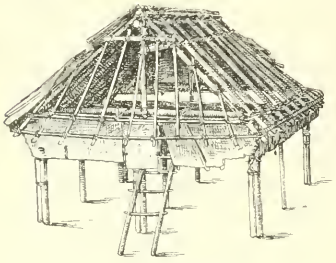


Abb. 245. Wohnhaus.

Oft erst nach Monaten denkt er wieder daran und geht nun ziemlich eilig ans Werk. Schnell wird ein Platz für das neue Haus ausgewählt. Hat man früher schon ein Haus abgebrochen, so wählt man meistens diese Stelle, um das neue Heim an der alten Wohnstätte aufzurichten. Ist kein früherer Hausplatz vorhanden, so wählt man in der nächsten Nähe des derzeitigen Wohnhauses einen Bauplatz aus. Öfter geschieht es auch, dass jemand sein schadhaftes Wohnhaus niederreißt, zu einem Nachbar oder Verwandten zieht und auf dem alten Platze ein neues Haus errichtet. Ist der Bauplatz ausgewählt und gereinigt, so gräbt man die Fundamentlöcher, je nach der Länge des Hauses auf den beiden Seiten drei bis fünf, und in der Mitte zwei bis vier. In diesen Löchern werden dann die entsprechenden Pfosten aufgerichtet, und zwar so, dass neben jeden längeren Pfosten ein kleinerer gestellt wird, der den Fußboden tragen soll. Dann werden noch schnell die Firste, die Seitenpfetten und Fußbodenschwellen aufgelegt, und die zweite Hausbau-Periode ist vorüber, und der Bau hat wieder einmal für einige Monate oder auch für ein Jahr Ruhe.

Die freie Zeit benützt der Tumleo, um das Deckmaterial, das Bindezeug, die Latten und sonstiges für den Hausbau nöthiges Material herbeizuschaffen. Da dasselbe hier auf der Insel nicht gefunden wird, so muss er wiederholt zum Festlande fahren, um die Sachen zusammenzubringen. Das Nächste, was man für das neue Haus benöthigt, ist die Dachbedeckung. Man wählt zu diesem Zwecke ein Geflecht von Palmblättern, welches mit dem malaischen Namen Atap bezeichnet wird. Das Atap ist von den Fächerblättern der Sago- oder Nipapalme gemacht, welche in ihrem Äußeren sehr den Blättern der Cocosbäume gleichen, während ihre Fächerblätter jedoch viel breiter und steifer sind, als jene

der Cocospalme. Will der Tumleomann Atap machen, so fährt er zunächst zum Festlande, um dort in den sumpfigen Niederungen der Küstenstriche, wo die Sago- und Nipapalme ihren Standort haben, das nöthige Material zu holen. Er reißt eine große Anzahl von den genannten Fächerblättern ab und bindet dieselben in Bündel zusammen. Darauf wird auch noch eine Anzahl Stöcke von einer kleinen Betelart mitgenommen, die ebenfalls bei der Atap-Fabrication ihre Verwendung finden. Zuhause wird dann das Atap bereitet. Die ganze Familie, Vater, Mutter und die erwachsenen Kinder, auch wohl die Nachbarn und Verwandten betheiligen sich an dieser Arbeit. Zuerst gilt es, die harten, steifen Blattrippen aus den Fächerblättern zu entfernen, da man sonst das Atap nicht gut verwenden könnte, weil es, wenn trocken, zu spröde würde. Man knickt zu diesem Zwecke die etwa meterlangen und drei bis vier Finger breiten Blätter mitten über, dadurch bricht auch die harte, drahtstiftdicke Blattrippe, und man kann sie aus dem Fächerblatte herauslösen. Aus solchen Rippen, die recht hart sind, machen sich die Kinder gern Pfeile für ihre kleinen Bogen. Ist eine genügende Anzahl Blätter entrippt, so spaltet man die vorhin genannten Betelstöcke in ganz dünne, fingerdicke und bis 2 *m* lange Stäbchen. Man nimmt nun eines derselben und legt es mit der einen Spitze rechts vor sich hin, das andere Ende geht nach hinten, links vom Arbeiter. Dann nimmt man zwei bis vier der eben erwähnten entrippten Fächerblätter, knickt sie noch einmal in der Mitte gut durch und schiebt sie da, wo sie umgebogen sind, auf das vordere Ende des Stockes, dann nimmt man ein Messer oder ein Knochenmesser von mindestens 3 *cm* Breite, sticht damit in die Blätter etwa zwei Finger breit unterhalb des Stockes hinein, nimmt ein anderes dünnes Stäbchen von gleicher Größe und steckt dieses da, wo das Messer herauskommt, in das Blatt hinein, und indem man das unterliegende Messer, welches noch in den beiden Öffnungen steckt, als Führung benützt, bringt man es an der Stelle, wo das Messer eingeführt wurde, heraus. So werden die Blätter durch das zweite Stäbchen zusammengehalten. Man zieht nun erst das Messer heraus, nimmt einige neue Blätter, knickt sie um und legt sie dachziegelförmig auf die anderen Blätter um den Betelstock herum. Hierauf werden die Blätter wieder wie oben durchbohrt, das zweite Stäbchen, welches meist aus der Rinde des großen Sagoblattstiels oder des Blattes der Nipapalme genommen ist, wird mit der rechten Hand durch die Löcher geführt, das Messer wieder herausgezogen und so wird Blatt an Blatt gereiht, bis das ganze bis 2 *m* lange Betellättchen ganz mit Blättern bedeckt ist. Man hat dann ein fertiges Atap vor sich. Wie aus dem Gesagten erhellt, bildet das Betellättchen, um das die Blätter dachziegelförmig gelegt sind, die feste Stütze des Atap. Das zweite Blättchen gleicht einem Faden oder Drahte, mit dem das Geflecht um das Betellättchen zusammengehalten wird. Die Malayen, welche das Atap auch ähnlich wie unsere Leute machen, nehmen statt des zweiten Lättchens auch thatsächlich eine Liane von Bindfadendicke und nähen damit die Atap zusammen. Für ein kleines Haus braucht man etwa 2—300 Atap, für ein größeres die doppelte Anzahl; diese Arbeit nimmt demnach längere Zeit in Anspruch. Ist das Atap fertig, so legt man es schön übereinander und bringt es in einen kleinen Schuppen, damit es nicht nass wird und verfault.

Dann geht man daran, die Latten und das Bindezeug, welches man für den Hausbau gebraucht, zu sammeln. Für erstere Zwecke nimmt man das Holz der verschiedenen großen Betelarten, die hier am Festlande und auch auf der Insel wachsen. Die Betelbäume sind eine ganz schlanke, schnell wachsende Palmenart mit steinharter Rinde und ganz weichem Innern. Die einzelnen bis 25 *m* hohen Stämme werden je nach Bedarf in 3—8 *m* lange Stücke gehauen. Ist das geschehen, so spaltet man die Stücke der Länge nach zuerst in zwei Hälften, dann jede Hälfte wieder in zwei und diese

Viertel wieder in Theile, je nachdem die Breite der Latten sein soll. Das Spalten ist sehr leicht. Man schlägt mit der Axt in der Richtung der Fasern des Baumes einen Spalt, steckt darein einen armdicken, zugespitzten Pfahl, schlägt einen weiteren Spalt, in den man wieder einen Pfahl bringt und reißt mit diesem den Baum der Länge nach auf, indem man die zuerst kleine Spalte immer mehr erweitert. Ist die genügende Anzahl Latten beschafft, so geht man daran, das weiche, faserige Innere des Baumes, welches den einzelnen Latten in fingerdicken Schichten anhaftet, mit einem großen Haumesser herunterzuschlagen. Will man sich diese Arbeit ersparen oder wenigstens erleichtern, so lässt man wieder die Latten liegen in der oben beim Eisenholz-Splint beschriebenen Weise, bis die weiche Masse von selbst verfault ist. — Zuletzt nun muss noch das nöthige Bindemittel herbeigeschafft werden. Man benützt dafür verschiedene Arten von Lianen, meistens den *calvó*, eine Art Rohr, dessen Haut ungemein fest und zähe ist und woraus man auch die Bogensehnen macht. Nägel werden zu dem Hausbaue nicht verwendet, die einzelnen Hölzer, die Latten, das Atap werden alle festgebunden, und unsere Leute haben es darin zu einer solchen Meisterschaft gebracht, dass ein gewöhnliches Erdbeben dem Hause nicht den geringsten Schaden thut. Die einzelnen Theile sind so fest ineinandergefügt und haben aber auch wieder so viel Spielraum, dass sie unter Erschütterungen wenig oder gar nicht leiden.

Abb. 246.

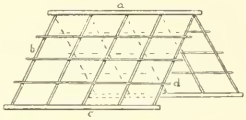


Abb. 247.

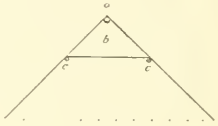


Abb. 248.

Jetzt ist die Hauptarbeit am Hause selbst vorzunehmen. Zunächst werden die Latten aufgelegt, es geschieht das in ähnlicher Weise, wie man in Europa die Sparren aufs Haus bringt. Die Latten liegen mit den Köpfen oben auf dem Firste (*a* in Abb. 246) zusammen und gehen von da nach den beiderseitigen Seitenpfetten (*b*), über welche sie noch etwa einen Fuß herausgehen. Um den Latten und der Dachconstruction möglichste Festigkeit zu geben, legt man die Latten vielfach auf dem First oben kreuzweise dicht nebeneinander zu zwei und zwei. In die Winkel, die durch die so gelagerten Enden der Latten gebildet werden, bringt man noch eine Latte (*c*), die also parallel über dem Firste liegt und dadurch, dass sie fest mit den kreuzweise gelegten Lattenenden verbunden wird, ein Herabrutschen oder Sichlockern derselben unmöglich macht. Um zu verhindern, dass die Latten sich durchbiegen, was ja leicht möglich ist, da von dem Mittelfirste bis zu den Seitenpfetten der Abstand meist 2—4 *m*, je nach der Breite des Hauses, oft noch mehr, beträgt, legt man dieselben vielfach auf die Hochkante. Um das Dach noch mehr zu versteifen, werden an jeder Seite zwischen Mittelfirst und Seitenpfetten die Sparren noch durch zwei bis drei, den ersten parallel laufende, in gleichen Abständen voneinander liegende Längslatten (*d* in Abb. 247) miteinander verbunden, und somit der Druck gleichmäßiger auf größere Flächen vertheilt. Endlich werden noch die beiderseitigen, dem Mittelfirste zunächst liegenden Längslatten durch kurze Latten miteinander verbunden, und zwar liegt diese Verbindungslatte da, wo die Sparren mit den oberen Längslatten sich kreuzen. Wenn das Haus fertig ist, werden über diese Verbindungslatten noch andere Latten gelegt, so dass das ganze Gerüst nach unten ziemlich dicht wird und als eine Art Speicher (*b* in Abb. 248) zur Aufbewahrung von allerlei Sachen dienen kann. Eine primitive Leiter führt auf diesen Speicher hinauf.

Sind die Sparren auf den beiden Längsseiten des Hauses gelegt und ordentlich versteift, so geht man daran, das Dach an der Vorder- und Hinterfront fertig zu bauen. Dasselbe wird so angelegt, dass die ganze Dachconstruction einige Ähnlichkeit mit einem geschiefteten Dache erhält; es ist aber insoferne von ihm verschieden, als das Dach der Vorder- und Hinterfront mit dem Längsdache nicht in schräg verlaufenden Linien zusammentrifft, sondern in das Längsdach, welches auf den Ecken von dem First zu den Seitenpfetten gerade verläuft, hineingebaut ist. Dieses Dach wird nämlich folgendermaßen angelegt. Zunächst legt man über die äußersten Enden der beiden Seitenpfetten sowohl an der Vorder- als Hinterfront eine kräftige Stange, die mit ihnen fest verbunden wird. Diese beiden Stangen bilden mit den Seitenpfetten einen vollständig viereckigen Rahmen um das Haus. Nun nimmt man etwa ein halbes Dutzend Sparren, dieselben werden auf einer kleinen, kaum 50 *cm* langen Latte, die unterhalb des Mittelfirstes an dem Hauptpfosten angebracht ist, mit den Kopfenden aufgelegt. Die Latte ist sowohl an dem Hauptpfosten, als an den Sparren befestigt, die von dem Punkte, wo der First auf dem Hauptpfosten liegt, beiderseitig nach unten hin verlaufen. Da diese Latte, wie eben gesagt, sehr klein ist, so liegen die Sparren auf dem Kopfende des Hauses oben dicht beieinander. Nach unten hin dagegen gehen sie soweit auseinander, dass sie die ganze Breitseite des Hauses einnehmen, so dass die beiden äußersten am unteren Ende mit den Sparren des seitlichen Daches zusammenstoßen. Um auch den Sparren auf den Kopfenden des Hauses die nöthige Versteifung zu geben, werden auch sie durch Querlatten verbunden, die ihrerseits wieder mit den Enden an den Seitensparren befestigt sind. Die Sparren ragen auf den Seiten etwa 40 *cm* über die Seitenpfetten, vorne und hinten etwa $1^1/_2$ *m* über die vorhin erwähnten Stangen auf die Vorder- und Hinterfront hinaus, und ihre Enden sind durch vier Latten, je eine auf jeder Seite des Hauses, miteinander verbunden. Doch mit diesen Arbeiten ist die ganze Dachconstruction noch nicht fertig. Die einheimische Sitte verlangt es, dass das Dach, soweit es über die Seitenpfetten hinausragt, ein gebrochenes Dach sei, und zwar so, dass von dort seine Steilheit abnimmt. Um das Dach in dieser Form herzustellen, muss man sich eine große Anzahl, etwa $1^1/_2$ *m* langer Latten zurecht machen. Diese legt man nun auf die beiden Seitenpfetten und die eben erwähnten Stangen an der Vorder- und Hinterfront, die mit den Pfetten den viereckigen Rahmen bilden, auf, so dass sie nach oben hin noch etwa 35 *cm* hinaufgehen, und zwar unter eine von den Latten, welche parallel mit dem Mittelfirst und den Seitenpfetten liegen und zur Versteifung der Sparren dienen. Nach unten hin gehen sie über die vier Latten, welche auf den Unterenden der Sparren befestigt sind, so dass also der untere Theil des Daches um die Dicke zweier Sparren weniger schräg ist. Auf die äußersten Enden der kleinen Latten, die das gebrochene Dach bilden, wird eine zolldicke Liane befestigt, die so lang ist, dass sie um das ganze Dach herum geht und wieder in sich selbst zurückläuft.

Mit dieser letzten Arbeit ist die Construction des Dachstuhles beendet, man kann nun darangehen, das Haus einzudecken. Das geschieht mit den vorhin erwähnten Atap. Zuerst deckt man das Haus an den beiden Seiten ein, dann kommen die Vorder- und Hinterfront und endlich die Firste an die Reihe. Man beginnt mit dem Decken unten, und zwar wird das erste Atap an die Ecke des betreffenden Dachfeldes gelegt. Ist das eine Atap oben befestigt, so schiebt man seitlich ein anderes unter, so dass die beiden etwa 30—35 *cm* übereinander zu liegen kommen. Ist auch dieses befestigt, so nimmt man ein drittes Atap und verfährt damit in derselben Weise, bis die Reihe voll ist. Dann wird über die erste eine zweite Reihe in derselben Weise gelegt u. s. w. Was die Befestigung des Atap angeht, so geschieht diese dort, wo der Stab liegt, auf den die einzelnen Fächer aufgereiht sind. Die Atap werden mit einem Knochenstäbchen oder Messer durch-

bohrt und vermittelst starker Lianenfasern auf den Dachsparren an drei bis vier Stellen festgebunden. Zum Schluss wird noch die »Firstkappe« aufgelegt, deren Fächerblätter viel dichter gelegt sind als bei den gewöhnlichen Atap. Sie gehen an beiden Seiten etwa 30 *cm* herunter. Am unteren Ende werden sie in der Art befestigt, dass man von etwa 50 zu 50 *cm* einen Betelholznagel von der Dicke eines Rechenzahnes durch die Firstkappe steckt, der dann das darunterliegende Atap durchbohrt, unter dem First hergeht, das Atap auf der anderen Seite durchsticht sammt dem anderen Theile der darüberliegenden Firstkappe und dort wieder hervortritt. Diese Nägel stehen an beiden Seiten ein paar Handbreiten hervor.

Ist die Dachbedeckung fertiggestellt, so kann man darangehen, den Fußboden zu legen, die Schwellen liegen schon, wie aus der Beschreibung der zweiten Bauperiode ersichtlich: jetzt gilt es, die Bodenbretter aufzulegen. Für diese Zwecke verwendet man auch wieder die Betellatten. Da die Schwellen sehr weit, bis 3 *m*, auseinanderliegen, so genügt eine einzige Lage von Betelholz nicht, man gebraucht deren, damit die Latten sich nicht durchbiegen, gewöhnlich drei Lagen. Auf die Schwellen kommt zunächst, in anderer Richtung natürlich, eine Anzahl starker, breiter Betelschwaden, die bis 80 *cm* auseinanderliegen. Auf diese kommt eine ebenso dichte Schicht von weniger starken Latten und endlich zu guter Letzt der Fußboden, welcher aus dicht nebeneinander gelegten Betellatten besteht und an den beiden Längsseiten des Hauses noch vielfach um einige 40—50 *cm* hervorsteht. Ist der Fußboden gelegt, so schneidet man an zwei bis vier Stellen, je nach der Größe des Hauses, aus der obersten Betelschicht des Fußbodens quadratische Löcher von vielleicht 50—60 *cm* im Geviert heraus. Auf die darunterliegende Betelschicht bringt man eine bis zwei Lagen Baumbast und darauf schüttet man Sand oder Lehm, auf diese Weise bereitet man die Feuerstellen. Gewöhnlich werden dieselben noch mit einem Rahmen von Betellatten umgeben. Diese Feuerstellen sind recht praktisch, da sie auch bei Wind und Regen leicht das Kochen ermöglichen. Um den Rauch kümmert man sich nicht viel. Feuersgefahr entsteht durch diese primitiven Herdfeuer auch nicht, ich wüsste nicht, dass irgend einmal ein Tumleohaus abgebrannt wäre.

Eine weitere Arbeit ist das Einsetzen der Seitenwände. Getragen und gehalten werden diese durch eine Reihe von Betellatten, die man in Abständen von etwa 40—50 *cm* seitlich um das Haus herum angebracht hat, und zwar in der Weise, dass das obere Ende an den Seitenpfetten, respective auf der Vorder- und Hinterfront an den dort befindlichen Stangen befestigt ist, während das untere Ende mit den Fußbodenlatten verbunden ist. Zur größeren Festigung werden die Wandlatten noch an jeder Seite durch eine Betellatte miteinander verbunden. Ist diese Arbeit gethan, so kann man das Material für die Seitenwände selber anbringen. Gewöhnlich begnügt man sich für's erste jedoch, die Wände durch Cocosmatten zu bilden, dieselben sind leicht zu machen, genügen dem ersten Bedürfnisse und ermöglichen eine frühere Benützung des Hauses. Will man nachher die Seitenwände ausbauen, so nimmt man nach und nach dieselben weg. Die entstandenen Lücken werden mit Sagoblattstielen, die man senkrecht dicht nebeneinander setzt, oder durch die stengelumfassende Blatthülle von Sagoblattstielen ausgefüllt. Die Sagoblätter werden bis 10 *m* lang. Am unteren Ende umfassen sie den Baum und erweitern sich auf etwa 1 *m* Länge zu einer rinnenförmigen Mulde von circa 30 *cm* Durchmesser. Diese Rinne trennt man vom Blatt ab, spaltet die Rinde davon ab, bringt sie in eine Vorrichtung zum Geradebiegen, und so erhält man eine Art dünner Brettchen von circa 1 *m* Höhe und 40—45 *cm* Breite. Mit diesen Brettchen wird dann das Haus an der Seitenwand ganz umgeben. Besagte Blätter werden auch wieder mit Lianen an den seitlich von den Pfetten nach dem Fußboden hin gehenden Betellatten befestigt, oft werden sie noch mit vieler

Mühe an den Außenseiten zahnförmig ausgeschnitten. Diese Art der Seitenwände verleiht dem Hause einen sauberen und netten Anblick.

Thüren machen die Tumleo an ihren Häusern gewöhnlich zwei, entweder an der Breitseite oder, was meist der Fall ist, eine auf der Vorder-, die andere auf der Hinterfront. Die Thüren sind etwa 60—80 *cm* breit und gegen 1 *m* hoch. Sie sind auch aus den eben genannten Brettchen, die man auf einem Rahmen von Betellatten befestigt, verfertigt. Oben an der Thür sind drei bis vier Bügel von einer Art Rohr, vermittelst deren die Thür an einem wagrechten Stabe aufgehängt ist. Die Thüren werden hier von unten nach oben aufgeklappt wie ein Kistendeckel. Auch schiebt man wohl auf dem Stabe, worauf die Thür durch die Bügel beweglich angebracht ist, die Thür nach der Seite.

Auf einer primitiven Treppe gelangt man in das Innere. Die Treppe besteht aus zwei 1—2 *m* hohen und 15 *cm* dicken Pfosten, durch welche drei, vier bis fünf Löcher gestemmt sind. Durch diese Löcher steckt man lose ebensoviele Stöcke von Hartholz als Sprossen und die Treppe ist fertig. Wenn der Eigenthümer des Hauses vorübergehend sich entfernt hat, so klappt er die beiden Treppenpfosten zusammen und stellt sie beiseite. Ist er sammt Familie auf längere Zeit abwesend, z. B. im Walde, auf der Plantage, so wird dazu noch die Thür verriegelt durch Querstöcke, die man im Innern vorschiebt, oder durch Zubinden. Um zu bezeichnen, dass ein Haus ganz verlassen ist, wird die Thüre verriegelt und verrammelt. Es ist eine kleine Kunst in ein Tumleohaus hineinzukommen. Die Treppe oder besser Leiter ist nämlich sehr holperig und meist ziemlich steil, die Thüre ist nur bis 1 *m* hoch, man muss also förmlich dadurch kriechen, meist hat man dazu noch das Unglück, den nur ganz lose angestellten Stützstock der die Klappthüre aufspannt, umzustoßen und die Thüre fällt einem auf den Kopf oder den Rücken. Im Innern, gerade ober der Thür an der Vorder- und Hinterfront, dieselbe ganz einnehmend, bauen unsere Tumleo eine weitere Art Speicher. Derselbe besteht aus einem Gerüste von Betelholz und ist mit ebensolchen Lättchen belegt. Auf demselben sehen wir fertige Töpfe liegen, die demnächst verkauft werden sollen. Weiters erblicken wir dort Wassereimer, Tragkörbe und Schachteln; dann finden wir dort Fischnetze, wie sie die Frauen gebrauchen, Siebe für den Haushalt und die Töpferei und noch anderes mehr. An den Wänden herum stehen mächtige Töpfe von bis 40 *l* Inhalt, sie sind mit Sagomehl oder seltener mit Trinkwasser gefüllt. Über den Feuerstellen erblicken wir Fischräucher-Apparate von zweifacher Form, der eine ein kleines Lattengestell viereckig und flach, der andere ein fassähnliches Gehäuse, auf dessen Boden sich auch ein solches Lattengestell findet, welches aber rund ist. In dem Capitel über die Fischerei sind diese beiden Apparate des näheren beschrieben. An verschiedenen Stellen sehen wir an einer Liane von der Decke ein Stück Baumast herunterhängen, der *sangauvél*, an dem sich dicht nebeneinander mehrere fingerdicke Zweige befinden. Der *sangauvél* dient unseren Leuten als Mantelstock, um Kleider, Körbchen, Taschen, kleine Netze und andere Sachen daranzuhängen. Oben auf dem bereits früher erwähnten oberen Speicher unter dem Firste sehen wir eine ganze Reihe von Bogen, Pfeilen, Gürteln aufgestapelt, wie sie die Eingebornen tragen. Ebenso findet man dort Vorräthe von Tabak, von Lianen zum Binden der Canoes oder zum Hausbau. Zur weiteren Ausrüstung eines Hauses gehören ferner noch einige Canoepaddels (Ruder, Riemen), einige Äxte, Beilchen, Hauer, Buschmesser, Schöpflöffel und einige Wandbrettchen, von denen herab ganz friedlich einige Todtenschädel, Andenken an eine verstorbene Mutter, Gattin oder ein Kleines, auf die Familie niederschauen. Als ich vor einiger Zeit eine kranke Katholikin, die zufällig bei ihrem Schwiegersohn war, besuchte, und den Hauseigenthümer fragte: »Katjis, was ist denn da in den beiden Blattumhüllungen eingepackt?« erhielt ich

zur Antwort: »Hier, das ist die Leiche meines Bruders.« »Und,« fügte ich hinzu, »dann ist jenes gewiss das Skelett der kleinen Johanna Tarar, der Tochter Deiner verstorbenen Schwester, die im ersten Jahre unseres Hierseins kaum drei Monate alt, starb.« »Stimmt,« war die Antwort des Hausherrn. Derlei Sachen gehören also auch zur Ausstattung eines Tumleohauses. Unser Katjis hatte nach Abbruch seines ersten Hauses die zwei darin begrabenen Todten sorgfältig in Betelblatthüllen geschlagen und ihnen pietätvoll sogleich beim Einzuge in das neue Heim einen Ehrenplatz an der Ostseite des Hauses angewiesen.

Die Tumleowohnhäuser sind fast alle nach demselben Stile, wie es vorhin angegeben wurde, gebaut. Nur der Größe nach sind sie verschieden. Auch hier in Neu-Guinea hat man Hütten, die kaum einige 2—3 *m* im Gevierte messen und nicht viel höher als ein Backofen sind und dazu fast dicht auf dem Erdboden liegen, und Paläste, die ihre 12—13 *m* lang und 6 *m* breit und so hoch sind, dass man überall aufrecht darin gehen kann. Die meisten Wohnungen nehmen zwischen diesen die Mitte ein. An einigen Häusern hat man auch eine Veranda, meist an den größeren. Ist das Haus recht hoch auf Pfählen gelegen, so zäunen die Tumleo den Platz unter dem Hause in derselben Ausdehnung wie dieses selber ist, ab, entweder durch Cocosmatten oder durch dicht nebeneinander stehende Holzpfähle. Man erhält so unter dem Hause einen schönen Raum, in dem man Cocosnüsse, Lehm für die Töpferei, Brennholz und andere Sachen aufbewahren kann. Dieser Raum wird meist mit weißem Korallensande bestreut und ist geeignet für manche Hausarbeiten, z. B. Töpferei, Kochen u. s. w., die man nicht immer im Freien vornehmen kann.

Etwas anders als die Wohnhäuser sind meist die Ahnenhäuser und die Geistertempel (*alól* und *parák*), von denen schon unter dem Capitel »Todtenfeierlichkeiten« die Rede war, gebaut. Die Hauptverschiedenheit besteht in der Dachconstruction. Bei diesen Bauten verwendet man nämlich gerne die sogenannten »Schnabeldächer«. Dieselben sind eigentlich angelegt wie ein gewöhnliches Dach, nur sind die beiden Enden des Firstes so lang, dass sie noch etwas über das Haus hervorragen, und so ausgebaut, dass sie viel Ähnlichkeit mit einem Schiffsschnabel haben. Weiters zeichnen sich die *parák* oder *alól* dadurch aus, dass sie oft ein unterbrochenes, nicht gebrochenes Dach haben, indem das Dach von oben nach unten in zwei Felder getheilt ist, von denen das eine bis 30 *cm* höher liegt als das andere, und dass sie oft zweistöckig sind. Unten, etwa 50 *cm* bis $1^1/_2$ *m* über dem Boden, findet sich in diesem Falle der erste Stock, der aber nach allen vier Seiten offen oder nur durch lose Blätter verhängt ist, während das eigentliche Gebäude sich bis 1·50 *m* darüber befindet. Dann findet man an den *alól* und *parák* vielfach Schnitzereien und Malereien an den Wänden. Die Schnitzereien sind an den Pfosten, Treppen, Balken der Fußbodenschwellen, die mit ihren Enden nach außen hin hervorstehen, und auf dem Dache angebracht. Man sieht dort Figuren von Menschen mit eigenthümlichen Gesichtszügen: oft ist sogar ein halbes Dutzend dieser Figuren nebeneinander geschnitzt, und zwar aus einem Stück; dann findet man Tauben, Krokodilköpfe, Fische. Die Malereien bilden nur immer verschieden geschwungene Linien, die sich immer in fast unveränderter Form wiederholen. Endlich findet man an den *parák* und *alól* meist noch einige Jagdtrophäen, als Kinnbacken von Schweinen, Schädel und Decken von Schildkröten, Rückenwirbel und Gräten von Fischen außen oder innen angebracht. Einfache Schnitzereien und Zeichnungen findet man übrigens auch an den Wohnhäusern.

Endlich erübrigt noch zu erwähnen, dass der Tumleo auch mehrere Arten von kleinen Schuppen kennt, die sehr einfach gebaut sind und verschiedenen Zwecken dienen. Die einen stehen als selbständige Häuschen neben dem Wohnhause und dienen zur Aufnahme von allerhand Sachen, die man nicht gut in und unter dem Hause unter-

bringen kann. Ähnliche Schuppen sieht man in den Pflanzungen, dieselben sollen zur Zeit eines Regens oder eines Unwetters den dort Arbeitenden eine Zufluchtsstätte bieten. Wieder andere Schuppen dienen als Vorbauten zu den Häusern, sie finden sich meistens da, wo der Eingang liegt. Um einen solchen Schuppen herzustellen, verlängert man das Dach an der betreffenden Stelle um 2—3 *m*, so dass es nur mehr um einen Meter über dem Boden liegt. Es wird dann durch Pfosten gestützt, die Zwischenräume zwischen den einzelnen Pfosten schliesst man mit Cocosmatten ab, bringt vorn eine Thür an, und der Schuppen ist fertig. Solche Vorbauten benützen unsere Tumleo meist als Koch-, Arbeits- und Speiseraum.

Wie lange eigentlich ein Tumleohaus bestehen kann, haben wir während der wenigen Jahre unseres Hierseins natürlich durch eigene Erfahrungen noch nicht feststellen können. Mindestens aber, glaube ich, wird es seine acht bis zehn Jahre aushalten. Natürlich muss während dieser Zeit das Dach dann und wann geflickt werden. Die aus Eisenholz gefertigten Pfosten halten, wie schon oben bemerkt, meistens zwei bis drei Häuser aus. Zu erwähnen bleibt noch, dass die Atapdächer, wenn sie regensicher sein sollen, sehr steil sein müssen. Ist z. B. ein Haus 5 *m* breit und sind die Seitenpfosten 3 *m* hoch, so ist der Mittelfirst meist 5—5½ *m* hoch. Die Atapdächer sind recht praktisch für die hiesigen Verhältnisse. Der Atap ist ein schlechter Wärmeleiter, und so herrscht selbst bei der größten Hitze eine recht kühle Temperatur im Hause, zumal auch die Seitenwände und das übrige Material schlechte Wärmeleiter sind.

XIX. Schiffe und Schiffbau.

Von größter Wichtigkeit, einfach nothwendig für die Beschaffung der unentbehrlichsten Lebensmittel sind unseren Insulanern ihre Canoes, besonders um den nöthigen Bedarf an Nahrungsmitteln für die Zeit des Nordwestwindes einzuhandeln und heimzubringen. Deshalb sind auch die Canoes von den Eingebornen kaum zu erhandeln.

Unsere Tumleo verfertigen Canoes der verschiedensten Größen: Da gibt es solche von kaum 5—6 *m* Länge, die zur Nothdurft drei Menschen tragen, der Schiffskörper mag kaum 30 *cm* im Durchmesser haben, und wieder andere, die ihre 12—15 *m* lang, bis 70 und 80 *cm* weit sind, und die an 1—2 Tonnen zu tragen vermögen. Das Holz für den Canoebau findet der Tumleo selten auf seiner Insel, noch weniger ist das mit dem meisten übrigen Material der Fall, dessen er beim Baue nnd zur Herstellung des Schiffes benöthigt. Er holt dieses, sowie auch den Baum, aus dem der Schiffskörper gezimmert wird, meist bei Bekannten auf dem Festlande. Er wählt da einen Baum aus, der für seine Zwecke passt. Das Holz muss fest und dauerhaft, aber doch leicht sein, es muss in seinen Dimensionen dem Größenverhältnis entsprechen, welches für das Canoe bestimmt ist. Ist der Baum gefällt, so wird er mittelst auf den Boden gelegter Rollen mit einem starken Lianentau ans Ufer gezogen und eine Strecke weit in die See hinausgebracht; dort hängt man ihn dann mit einem Lianenseile hinten an ein größeres Segelcanoe fest. Bei günstigem Winde nimmt dieses seinen Curs nach Tumleo. Die Fahrt geht langsam von statten, und wenn schwere See kommt, so kann es geschehen, dass man den Stamm abhängen und treiben lassen muss. Meistens aber wählen die Leute für den Transport eine ruhige Zeit aus und kommen ungefährdet ans Ziel. In der Heimat wird der Balken auf den Strand gezogen, und bald errichtet man ein provisorisches Schattendach darüber, wenn ein solches nicht schon von Natur aus vorhanden ist, einestheils damit der Arbeiter nicht allzusehr von der Sonne belästigt werde, anderseits um zu verhüten, dass das Holz zu schnell trockne und reisse.

Die nächste Arbeit besteht nun darin, den Baumstamm auszuhöhlen. Die Eingebornen brauchen für diese Arbeit ihre einheimische Axt, bei der man die Klinge verstellen kann, so dass die Schneide bald in der Richtung des Stieles, bald senkrecht zu diesem, bald in größerem oder kleinerem Winkel zum Stiele gestellt wird; eine europäische Axt wäre für solche Zwecke ganz untauglich. Man beginnt die Arbeit damit, dass man auf der Hochkante des Stammes eine Anzahl Querscharten oder Rinnen schlägt, die etwa 5—6 *cm* breit, ebenso tief sind und quer zur Richtung des Stammes liegen. Das ganze Canoe wird so in mehrere Felder abgetheilt, die einzeln etwa $^3/_4$ *m* lang sind. Ist das geschehen, so wird zwischen zwei Rinnen an beliebiger Stelle mitten oder auch vorne auf dem Stamme eine Längsrinne eingehauen, dieselbe wird immer mehr vertieft, bis sie die nöthige Tiefe erreicht hat. Dann nimmt man ein neues Feld vor, später ein weiteres, und fährt damit solange fort, bis das ganze Canoe im Innern, allerdings noch roh und unförmlich, ausgehöhlt ist. In der Mitte des Canoes, einige 50 *cm* von dort nach vorne und hinten lässt man an beiden Seiten der Innenfläche ein gutes Stück Holz stehen, welches dem Schiffe, das an dieser Stelle gerade am meisten zu halten hat, als Versteifung dient. Ist die Aushöhlungsarbeit im Rohen vollendet, so geht man daran, das Innere des Schiffsrumpfes sauber und schön zu glätten, bis die Schiffswand die richtige Dicke hat; kleinere Canoes haben bis $1^1/_2$ Zoll dicke Wände, größere 2 bis $2^1/_2$ Zoll dicke Wandungen. Bei dem Glätten bedient man sich auch meist nur der Axt, schwierigere Partien werden mit einem Hohlbeil, dessen Schneide einen Bogen bildet, ausgeschlagen. Diese letzteren Beile sind hier noch von Stein, da die Europäer bis jetzt noch keine Hohlbeile einführten, wahrscheinlich aus dem Grunde, weil sie noch nie ein Beil dieser Art bei den Eingebornen im Gebrauche gesehen haben.

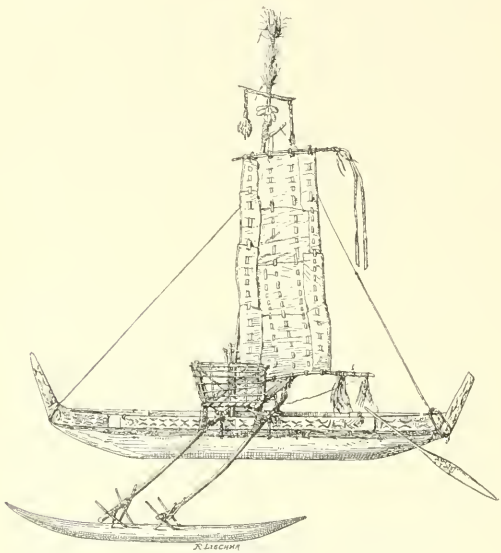


Abb. 249. Canoe.

Ist das Canoe ausgehöhlt, so spitzt man vorne und hinten den Stamm zu und gibt ihm die richtige Schiffsform. Hernach, nachdem er noch einige Zeit ausgetrocknet ist, brennt man die Außenwand etwas an. Man macht ein kleines Feuer längs des Canoe und sieht zu, dass die Hitze sich gleichmäßig verbreite. Das Brennen geschieht solange, bis sich eine dünne verkohlte Schichte an der Oberfläche gebildet hat. Diese macht das Schiff natürlich widerstandsfähiger gegen Nässe.

Hierauf werden vorne und hinten auf das Canoe die beiden Schnäbel (Abb. 250 *a*) aufgesetzt. Diese Schiffsschnäbel hat man überall in Vorrath, ebenso die Bretter, welche auf den beiderseitigen Rand der Canoeöffnung gesetzt werden und die Schnäbel miteinander

verbinden. Sieht ein Tumleo im Walde oder am Meeresufer ein Holz liegen, das stark im Winkel gebogen ist, so ist er alsbald mit dem Beile da, um daraus einen *tjepatjúp* (Schiffsschnabel) zu machen. Zuerst bearbeitet er das dünne Ende des Klotzes und spitzt es zu, dann wird das andere Ende vierkantig geplättet und hierauf — von der Wurzel der Spitze an — eine Rinne hineingeschlagen, die nach hinten geht. Die Rinne wird durchgearbeitet, bis der Klotz sich in zwei Bretter spaltet, welche an der Wurzel der Spitze zusammenlaufen. Der *tjepatjúp* ist damit fertig. Die Bretter macht man aus weichem Holze, und zwar allein vermittelst des Beiles. Aus einem dünnen Stamme kann man ein, aus einem dickeren zwei, aus einem sehr dicken drei dieser Bretter machen. Das geschieht in folgender Weise: Zunächst, wenn man z. B. zwei Bretter schlagen will, schlägt man der ganzen Länge nach durch den Baum eine Rinne; dieselbe wird mit der Zeit so vertieft, dass der ganze Baum in zwei Hälften getheilt wird. Diese einzelnen Hälften legt man flach auf den Boden, stellt das Eisen der Axt quer zum Stiele, und schlägt die beiden Hälften auf beiden Seiten glatt. An der einen Seite, wo die Rinne vorher gehauen wurde, ist die Arbeit bereits schon gethan, an der anderen Seite muss die ganze Halbrundung des Stammes abgeschlagen werden. Die Bretter sind 1—1½ Zoll dick und etwas uneben, krumm und schief, aber sie erfüllen ihren Zweck. Sowohl Bretter als Schiffsschnabel werden auch im Feuer gebrannt, um ihre Widerstandsfähigkeit zu steigern. Dort, wo die Bretter und Schiffsschnäbel, respective die Bretter untereinander verbunden sind, sind sie auf die Hälfte eingeschnitten und so nebeneinander gelegt. Durch Löcher, welche sowohl in den beiderseitigen oberen Canoerand, als in die Schiffsschnäbel und Bretter gemacht sind, wird die Verbindung des Ganzen ermöglicht (Abb. 250 *f*). Dieselbe wird hergestellt durch eine Sumpfliane, *njuk*, deren Ranke den Hopfenranken nicht unähnlich sieht. Zu allen Flechtarbeiten am Canoe verwendet man diese *njuk*, die etwa ½ *cm* dick und sehr stark ist. Auch werden die Bretter untereinander und mit den Schiffsschnäbeln durch *njuk* verbunden. Die Verbindung der Bretter mit dem Canoerumpf geschieht durch einfaches gewöhnliches Binden des *njuk*, die Verbindung der Bretter untereinander durch ein schönes starkes Geflecht. Ein Canoe mitsammt den Brettern sieht in diesem Zustande aus, wie es die Abb. 250 erkennen lässt. Zu beachten ist dabei, dass die Bretter mittschiffs eine Erhöhung (Abb. 250 *d*) haben, auf welcher der Canoesitz angebracht wird.

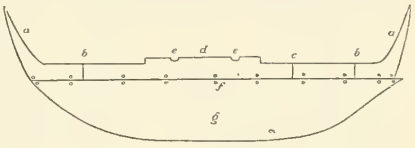


Abb. 250. Canoe in unfertigem Zustand.

Jetzt geht man dazu über, das Canoe zu dichten. Vor allem müssen die Löcher, die in den Schiffsrumpf und die Bretter gemacht sind, sowie die Verbindungsstelle zwischen beiden selber verdichtet werden. Das geschieht mit dem sogenannten *tjeim*. Der *tjeim* wird von dem gleichnamigen Baume durch Ablösen der Rinde gewonnen. Man bringt etwas Wasser in den Schiffsrumpf und lässt darin einige Zeit diese Rinde aufweichen. Dann kratzt man das Innere der Rinde mit einer scharfen Muschel ab und erhält einen klebrigen Saft. Dieser wird mit einer Kohle vermischt, welche man durch Verbrennen des schwammleichten Innern des Sagoblattstengels erhält, die an 10 *m* lang und an ihrem unteren Ende faustdick sind. Diese so vermischte Masse gibt ein treffliches Material zum Dichten und Kalfatern der Canoes. Ist der *tjeim* hergestellt, so steckt man dort, wo an dem Canoe die Bretter auf dem Schiffsrumpfe aufsitzen, sowohl innen wie außen dünne Blättchen von Betelholz durch die Lianenverbindung, welche durch die Löcher in dem Schiffsrumpf und den Brettern gelegt ist und beide miteinander verbindet.

Diese Lättchen laufen also parallel mit der Längsrichtung der Bretter, sitzen am unteren Theile derselben, so dass die Lianenbinde um sie herumgeht. (Siehe Canoemodell Abb. 249.) Auf dieselbe Weise werden auch Risse im Schiffsrumpfe gedichtet. Man stemmt in die beiderseits des Risses laufenden Wandungen Löcher, zieht mit *njuk* den Riss so an, dass er sich nicht mehr erweitern kann und bringt unter der *njuk* innen und außen am Rumpfe die zwei Lättchen an. Zwischen diese Lättchen, in die Fugen der nebeneinander gelegten Bretter, in die Löcher, die sich im Schiffsrumpfe und in den Brettern befinden, wird nun der *tjeim* hineingedrückt. Man thut das mit einem Hartholz- oder Knochenmeißel. Dann nimmt man einen Stein, und diesen als Hammer benützend, schlägt man vermittelst des Meißels den *tjeim* in die Löcher hinein fest. Der *tjeim* wird in einigen Tagen ganz hart und erfüllt seinen Zweck als Kalfatermasse so gut, dass das Schiff, wenn es anders mit Sorgfalt gearbeitet ist, fast kein Wasser aufnimmt.

Ist die Dichtung fertig, so geht man dazu über, die Ausleger am Schiffe anzubringen. Zunächst wird das Schiff noch in der Mitte versteift, damit es besser die Last, die ihm dort aufgelegt wird, tragen könne. Zwischen die beiden Versteifungen, die man jederseits im Mittelschiffsrumpfe stehen ließ, wird je ein Brettchen *(rarèu)* eingeklemmt und dasselbe fest mit dem Rumpfe und den Brettern durch *njuk* verschnürt. Dann verbindet man noch die Bretter oben beiderseits durch ein paar Geflechte *(pangpúng)*, die auch mittschiffs

Abb. 251.

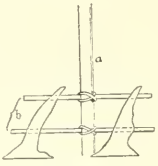


Abb. 252.

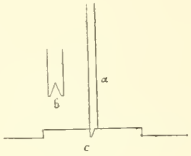


Abb. 253.

liegen und das Ausbiegen der Bretter verhindern sollen. Ist die Versteifung fertig, so legt man mitten über die erhöhten Canoebretter, und zwar dort, wo dieselben etwas eingeschnitten sind Abb. 250 *e*, die Auslegerhölzer. Dieselben sind, je nach der Größe des Canoes, bald stärker, bald schwächer, bald länger, bald kürzer. Bei kleinen Canoes zählt man zwei, bei ganz großen drei Auslegehölzer, von denen jedoch im letzteren Falle das mittlere nicht bis auf den Schwimmer geht, es endigt bei einem mit den anderen Auslegerhölzern in Verbindung stehendem Querholze. Die Hölzer werden so gelegt, dass das eine dickere Ende etwa $^2/_3$—$^1/_2$ *m* über den Bretterrand des Schiffsrumpfes herausragt, während das andere mehrere Meter weit nach links hervorsteht. Das Festmachen der Ausleger auf die Bretter geschieht durch *njuk*-Geflechte. Mitten werden die Hölzer bei größeren Fahrzeugen noch durch 1—2 Querhölzer fester verbunden.

Auf diese Ausleger baut man nun den Canoesitz auf. Die Grundlage desselben bilden die Ausleger. Dann bringt man rechts an den Kopfenden derselben, sowie von der Mitte des Canoes aus in derselben Entfernung nach links die Streben an, welche dem Sitze die Festigkeit geben. Diese Streben heißen *alampanjíp*; sie sind Hartholzstöcke; ein Stück des Astes, woran der Stock sitzt, bildet den Aufsatz des *alampanjíp*, der durch Geflechte von *njuk* auf dem Ausleger befestigt wird (siehe Abb. 251). An größeren Canoes werden links je zwei *alampanjíp* etwa 1 Fuß weit hintereinander aufgeflochten, ebenso rechts. Man benützt diese Vorrichtung dann, um eine kleine besondere Abtheilung auf dem Sitze herzustellen zur Aufnahme von Bogen und Pfeilen oder um die Ladung bei stürmischer See mehr vor dem Herausfallen zu sichern. Etwa $^3/_4$—1 Fuß

hoch befestigt man nun an dem *alampanjíp* über jedem Ausleger zu diesem parallel laufend einen Hartholzstock. Über diese beiden oder auch vielen Stöcke, wenn das Canoe groß ist, legt man andere Stöcke ziemlich dicht nebeneinander querüber. Unten werden diese zwei oder mehr Längshölzer noch durch kleine Stützen gestützt, damit sie sich nicht durchtragen. Die Stützen, Längs- und Querhölzer, sind alle durch *njuk*-Geflechte mit einander verbunden (siehe Zeichnung). Weiters wird der Sitz noch durch Querstreben gefestigt, welche die *alampanjíp* mit einander verbinden; schließlich wird der ganze Sitz unten über den Querhölzern mit kleinen Lättchen von härtestem Betelholz belegt, welches den Namen *papó* führt. Auch dieses wird mit *njuk* festgebunden. So ist der Sitz im großen und ganzen fertig. Ist das Canoe groß und zum Segeln bestimmt, so wird der Sitz mit allerhand Flechtereien und Stöcken versehen, die ihm größere Festigkeit verleihen, den Aufenthalt auf dem Canoe den Menschen gemüthlicher machen und das Verlorengehen der Waren bei hoher See verhindern. Der Sitz ist in diesem Falle zu einem völligen Kasten von 4 m^2 Raumfläche ausgebaut, nur vorne und hinten in der Längsrichtung des Schiffes findet sich ein Aus-, respective Eingang zu dem Sitze. Bei kleineren Canoes ist der Sitz viel einfacher.

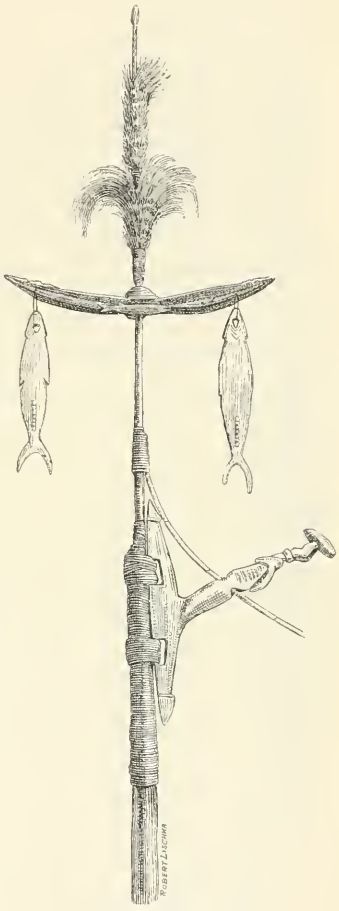


Abb. 254. Mastspitze.

Soll das Canoe zum Segeln eingerichtet werden, und ist das Schiff von größeren Dimensionen, so wird auf dem Sitze noch eigens eine Versteifung für den Mast angebracht. Diese besteht aus zwei starken *alampanjíp* (Abb. 252), die sich mitten auf dem Sitze erheben, die aber natürlich unten auf dem Ausleger aufgeflochten sind. Diese *alampanjíp* stehen etwas schief, damit sie umso besser stützen. Etwa 1 Fuß über dem Sitzboden und an der Spitze sind sie durch zwei Querstangen verbunden (Abb. 252 *b*), an die der Mast (*a*) befestigt wird. Diese Streben heißen hier *tjöntjil*. Der Canoemast ist ein recht schlankes Bäumchen von stattlicher Höhe. Große Canoes haben einen Mast, der 8—9 *m* messen mag. Der Mast wird auf dem linken Seitenbrett mitten auf dem Sitze aufgestellt wo für ihn im Boden des Sitzes ein Loch freigelassen ist. Unten ist derselbe etwas eingeschnitten (Abb. 253 *b*) und in diesem Einschnitte sitzt er auf dem Brette (Abb. 253 *c*) auf, über dem Sitze ist er an den Querstangen des *tjöntjil* festgemacht. Oben ist der Mast durch zwei feste Taue aus Rohr mit dem Vorder-, respective Hintertheil des Schiffes verbunden. Das Rohrtau vorne ist etwa 1 Fuß höher angebracht, als das hintere. An der Vorderseite ist nämlich oben an den Mast eine Vorrichtung festgeflochten, die an der Spitze ein

Loch trägt, durch welches das Rohrtau heruntergeht. Es entsteht damit oben ein geschlossenes Dreieck, durch welches später das Tau geführt wird, vermittelst dessen man das Segel hochzieht. Da dieses Tau an allen Seiten eingeschlossen ist, kann es demnach nicht herabrutschen (Abb. 254). Die oberste Spitze des Mastes ist meist auf das schönste geziert, sie ist für unsere Tumleo eine Art Standarte. Jede *anitjöl* (Dorfbezirk, siehe S. 378), die ein größeres Canoe hat, führt eine andere Flagge. An der Gestalt dieser Standarte kann man schon von weitem sehen, wem das Canoe gehört. Auf manchen Canoes findet man oben Schnitzereien, die einen Fisch oder Vogel darstellen; fast alle Mastspitzen sind mit Vogelfedern, als Tauben- und Casuarfedern, in verschiedenster Gruppierung geschmückt. Zu erwähnen ist noch, dass man die Mastspitze nach Belieben auf den Mast aufstecken und herunternehmen kann, sie ist nämlich nicht ein fester Theil des Mastes, sondern ein meist 1—$1^1/_2$ *m* langer und einige Finger dicker Stock, der dann in der angegebenen Weise geschmückt ist.

Besondere Aufmerksamkeit gebürt dem Canoesegel, da uns die Herstellungsweise desselben deutlich zeigt, wie die Eingebornen sich mit geringen Mitteln zu helfen wissen. Die großen Canoesegel mögen oft eine Fläche von 8—16 m^2 haben. Ein Segel von dieser Größe weist etwa folgende Dimensionen auf: $1^1/_2$ *m* Breite zu circa $5^1/_3$ *m* Höhe oder $2^1/_4$ *m* Breite zu $7^1/_2$ *m* Höhe. Das ganze Segel besteht aus einem viereckigen Rahmen und der eigentlichen Segelfläche. Der viereckige Rahmen wird in der Breitseite, d. h. oben und unten, von je einem armdicken und festen Stocke gebildet. Die Längsseiten bilden jederseits ein Tau, das von dem oberen zu dem unteren Holze verläuft. Die Segelfläche ist aus kleinen Stückchen des Bastfaserstoffes, welcher unter dem Blattansatz der Cocospalmen zwischen dem Blatte und Herzen des Baumes hervorwächst, zusammengenäht. Da jedes dieser Bastfaserstücke kaum ein Dreißigstel bis Zwanzigstel Quadratmeter Fläche hat, so folgt, dass man für ein großes Segel mehr als ein paar hundert dieser Faserläppchen gebraucht. Beim Zusammennähen des Segels wird zuerst der Rahmen des Segels hergestellt; ist er fertig, so breitet man ihn auf den Boden aus. Die ganze Fläche, die der Rahmen umfasst, wird sodann mit den erwähnten Faserläppchen ausgefüllt, und zwar so, dass die jeweiligen Ränder übereinander zu liegen kommen. An den Längsseiten nimmt man den Faserbast doppelt, indem man ihn um die beiderseitigen Stricke umbiegt. Dann geht man ans Nähen. Als Nadel dient ein etwa 20—30 *cm* langes, unten spitzes, oben etwas breiteres Betelholzstäbchen. Oben trägt das Stäbchen einen Spalt, in den man den Faden festklemmt. Die erste Naht wird beiderseits dicht neben das Tau gelegt, welches an den Seiten den Rahmen des Segels bildet. Als Faden dient eine weiche starke Rinde, die man in Streifen von einem Finger Breite geschnitten hat. Das untere Ende des Fadens wird an dem unteren Holze des Segelrahmens festgebunden, und dann legt man parallel dem seitlichen Taue dicht neben diesem eine Naht. Die Stiche mögen 1—2 Zoll weit, respective groß sein. Ist man oben angelangt, so macht man das Ende des Fadens an dem oberen Mastholze fest. Dann legt man neben dieser Naht und parallel zu ihr eine zweite, dritte u. s. w. Naht, bis das ganze Segel durchgenäht ist. Die Herstellung eines Segels nimmt ziemliche Zeit in Anspruch, dafür ist die Arbeit aber auch eine recht solide und kann ein Segel, wenn es recht vernünftig gebraucht wird, eine lange Zeit überdauern.

Die Canoesegel sind eine Art lateinisches Segel, ihre Form ist die eines regelmäßigen Rechteckes von den vorhin angegebenen Dimensionen. Oben ist an dem Segelrahmen eine einfache Stange, unten dagegen eine mit Gaffel versehene Stange. Als Gaffel benützt man einfach einen Gabelzweig, und falls man keinen größeren passenden Zweig finden kann, verbindet man einen Gabelzweig mit kürzerem Ende, den man ja

leichter auftreiben kann, mit dem unteren Segelstock. Das Segel wird durch ein Tau hochgezogen. Dieses Tau ist aus der Rinde eines Strauches nach Art unserer Taue, natürlich nur mit der Hand, geflochten. Es läuft durch eine am oberen Theile des Mastes angebrachte Vorrichtung und hängt an beiden Seiten die ganze Länge des Mastes von oben herunter. Will man das Segel hochziehen, so befestigt man das eine Ende des Taues an dem oberen Querholze des Segels, und zwar ziemlich in der Mitte. Das Segel liegt dabei aufgerollt auf dem Canoesitze. Unsere Leute können die Segel nicht so festmachen, wie das bei einem Segel von Tuch der Fall ist, sie müssen, um das Material zu schonen, das Segel aufrollen, und zwar geschieht das um die Segelgaffel, d. h. den Gaffelstock an dem unteren Theil des Segels. Ist das Segel hochgezogen, so stellt man die Gaffel an den Mast, so dass der Mast zwischen die Zinken der Gaffel (Gabel) kommt. Das Feststellen und Richten des Segels geschieht durch kleinere Taue, die beiderseits und mitten an der Gaffel, sowie oben an dem Segelbaum angebracht sind und an den Stöcken des Canoesitzes, die zu diesem Zwecke eigens unter dem Ausleger befestigt sind. Zu bemerken ist noch, dass beim Segeln die Canoes so gestellt sind, dass der Ausleger nach der Seite liegt, woher der Wind kommt, und das Segel an der Seite des Mastes angeschlagen ist, die vom Winde abliegt.

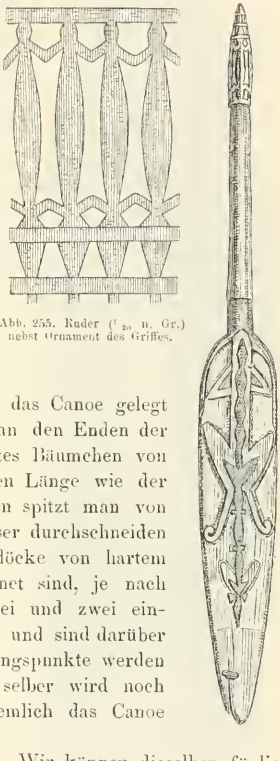


Abb. 255. Ruder ($^1/_{20}$ n. Gr.) nebst Ornament des Griffes.

Ist das Segel fertig, so kann die letzte Hand an das Canoe gelegt werden durch Anbringung des Schwimmers unten an den Enden der Auslegerbäume. Als Schwimmer benützt man ein leichtes Bäumchen von geringerer oder größerer Dicke und so ziemlich derselben Länge wie der Theil des Canoes, der im Wasser liegt. Vorn und hinten spitzt man von unten her den Schwimmer zu, damit er besser das Wasser durchschneiden könne. Oben in der Mitte schlägt man eine Anzahl Pflöcke von hartem Betelholz ein, die in zwei oder drei Gruppen angeordnet sind, je nach der Zahl der Auslegerbäume. Die Pflöcke sind je zwei und zwei einander schräg gegenüber eingeschlagen, kreuzen sich oben und sind darüber hinaus noch einige 10—20 *cm* länger. Auf diesem Kreuzungspunkte werden die Ausleger mit *njuk* festgeflochten. Der Ausleger selber wird noch etwas angebrannt und verkohlt, und damit ist so ziemlich das Canoe fertig.

Die Canoes können von verschiedener Größe sein. Wir können dieselben füglich nach dieser Hinsicht in drei Gruppen eintheilen. Die kleinsten Canoes sind die Fischercanoes, sie fassen meist nur drei bis vier, höchstens fünf Personen. Diese Art Canoes wird nur mit Rudern fortbewegt. Ein einzelner Mann schon kann sehr leicht damit fahren, und zwar recht schnell. Er setzt sich auf das Hinterschiff und benützt sein Ruder bald rechter, bald linker Hand, bald als Riemen, bald als Steuer. Die Ruder sind aus einem einzigen Stück Holz gehauen und geschnitzt, das Blatt hat meist die Form der Abb. 255. Die kleinen Canoes werden mit den gewöhnlichen Rudern gerudert und gesteuert. Für die großen Canoes braucht man als Steuer ein ganz großes Ruder von doppelt so großem Blatt und drei- bis vierfacher Schwere des gewöhnlichen. Ruderdollen kennt man nicht. Das Steuer wird entweder wie das Ruder aus freier Hand geführt, und

zwar besorgen die Leute dann das Steuern beim Rudern selber, oder sie führen das Ruder dicht am Schiffskörper herunter und während die eine Hand dasselbe festhält, macht die andere die nöthigen Steuerbewegungen. Letztere Steuermethode muss besonders bei den großen Canoes angewendet werden, da nur ein starker Mann auf kurze Zeit vermöchte, das gewaltige Steuerpaddel, das man für diese Schiffe braucht, als eigentliches Ruder zu führen. Beim Rudern sitzen die Eingebornen meist im Canoe, und zwar so, dass die Beine frei in den Schiffsraum herunterhängen, während der Körper oben zwischen den zwei Bretterwänden mit dem Sitztheil eingeklemmt ist, oder auf den Brettern aufsitzt, je nachdem das Verhältnis der Größe des Menschen zu der Weite der Rumpföffnung über den Brettern ist. Bei kürzeren Touren stehen auch die Leute, an seichten Stellen, wo man das Canoe bequem mit einer Stoßstange weiterbringen kann, muss man meistens stehen, da die durch das Stoßen beschleunigte Fahrt eine geschicktere Handhabung der Stange erfordert. Wenn sie über das Gürtelriff einer Insel fahren, so brauchen sie diese Stoßstange fast immer, da sich mit ihr das Canoe besser regieren und bewegen lässt, als mit dem Paddel.

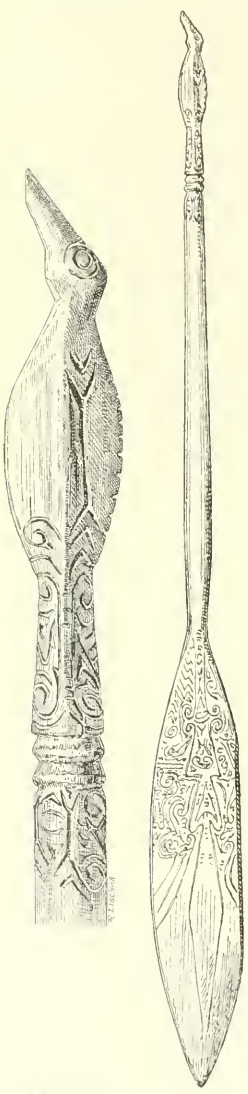


Abb. 256. Ruder ($^1/_{10}$ n. Gr.) mit Griff ($^1/_5$ n. Gr.).

Die Canoes der mittleren Sorte sind viel größer und fester gebaut, als die vorigen, sie tragen etwa 1000 bis 1500 Pfund und man braucht immerhin vier bis fünf Ruderer, um das Fahrzeug in schnelle Fahrt zu bringen. Diese Canoes können auch, wenn sie weite Reisen machen sollen, mit einem kleinen Mast und Segel provisorisch versehen werden. Die Canoes dieser Gattung gebraucht man für kürzere Reisen, oder bei guter See auch für längere Touren. Sie können wohl ebenso gut eine See aushalten, wie die großen Segelcanoes, aber weil das Rudern auf lange Strecken sehr ermüdet, braucht man sie nicht so oft für weite Fahrten, es sei denn, dass man gerade ein passendes Segel für sie habe.

Die Canoes der größten Sorte sind oft stattliche Schiffe von bis zu zwei Tonnen Tragfähigkeit. Auf ihnen machen die Eingebornen weite Reisen, bis zu 60 Meilen gehen sie damit die Küste entlang. Das Hauptbewegungsmittel für diese Canoes ist das Segel. Gegen Wind kämen die Fahrzeuge nur mit Mühe an, da sie sich zu schwer rudern lassen. Bei günstigem Winde laufen diese Schiffe dagegen eine schöne Fahrt.

Die Eingebornen kennen Wind, See und Wetter so genau, wissen ihr Fahrzeug so geschickt zu führen, dass man bei ruhiger See nichts zu besorgen braucht. Fataler ist die Sache, wenn ein starker Wind aufkommt und man gezwungen ist, auf See zu bleiben. Die Canoes sind nicht sehr seetüchtig, eine Reise in die offene See zu machen mit ihnen, wäre sehr waghalsig, darum halten sich denn die Leute

auf der Reise immer, wenn eben möglich, dicht unter Land, um bei eintretender Gefahr bald die sichere Küste erreichen zu können. Aus diesem Grunde findet zur Zeit der starken Nordwestmonsune (November bis März) nur eine sehr beschränkte Schiffsbewegung statt. Segelcanoes sieht man fast nie in der Zeit, jedoch in den ruhigen Monaten des Südostpassates ist die Schiffahrt eine sehr rege. Oft sind zehn und noch mehr Menschen auf einem Fahrzeuge. Wenn der Wind nur einigermaßen günstig ist, stellen die Ruderer ihre Thätigkeit bald ein und überlassen es dem Segel, das Schiff weiter zu bringen, geht die Fahrt auch noch so langsam; der Eingeborne hat ja Zeit genug, er quält sich darum nicht mit Rudern ab. Die Passagiere hocken auf dem Sitze des Canoes. Um sich die Zeit zu vertreiben, kauen sie Betelnüsse und rauchen ihre Cigaretten. Die Leute führen auf dem Schiffssitze stets Feuer mit sich. Sie nehmen die Blatthülle eines Betelblattstieles, der auseinandergebreitet eine zwei Quadratfuß große Fläche bedeckt, streuen eine Schicht Sand darauf und legen darauf ein glimmendes Holzscheit, das ist die ganze Feuereinrichtung.

Abb. 257. Ornament des Ruderblattes Abb. 256.

Vorhin unterschieden wir die Canoes nach ihrer Größe, eine andere Eintheilung wäre die in Canoes ohne jegliche Verzierung und in solche mit Verzierungen. Die gewöhnlichen einfachen Fischercanoes sind meist fast jeder Verzierung bar. Die größeren Canoes dagegen, und besonders die großen Segelcanoes, sind mitunter auf das prächtigste verziert. Zunächst ist der Schiffskörper selber vorne und hinten, nicht auf der übrigen Fläche, mit Schnitzereien in erhabener Arbeit geziert. Diese Schnitzereien stellen dar einfache Knöpfe, die in einer Reihe angeordnet sind, Bilder von Thieren, Menschen, Gesichter von Menschen. Der Vorder- oder Hinterschnabel des Canoerumpfes läuft wohl in eine mit Geflecht von *njuk* versehene Spitze aus, oder er ist beiderseits mit geschnitzten Knöpfen und Blättern verziert. Die Canoebretter sind öfter ganz mit regelrecht über die ganze Fläche angeordneten einfachen Figuren, z. B. in Form eines Fragezeichens, geschnitzt. Diese Figuren sind oft abwechselnd schwarz, weiß und roth bemalt, (Abb. 258). Als Farbstoffe benützen die Leute für Schwarz den Ruß von Töpfen, für Weiß pulverisierten Kalk, für Roth und Gelb Lehmarten von dieser Farbe. Die Farben werden entweder mit Wasser verrieben oder aber, und das ist bei der schwarzen Farbe der Fall, mit dem Wasser, das man durch Kauen von *maaul-peijik*-Blättern gewinnt, und mit einem Pinsel, den die Natur wachsen lässt, aufgetragen. Dieser Pinsel ist die Pandanusfrucht, welche, wenn sie reif ist, vorn sich in unzählige haardicke Fäserchen spaltet, die den Haaren eines Pinsels sehr ähnlich sind; das hintere dicke Ende der Frucht dient als Handhabe des Pinsels. Die Auslegerhölzer laufen an ihrem dicken Ende vielfach in geschnitzte Schlangenköpfe aus, ebensolche findet man auch an anderen Stöcken auf dem Sitze. An dem Segel und auch an dem Sitze werden Bänder angebracht oder auch Schnüre, an denen hübsche Grasquasten herunterbaumeln. Die Vorrichtung, durch welche das zum Emporziehen des Segels dienende Tau läuft (Abb. 254), ist manchmal mit einer phantastischen menschlichen Figur versehen. Die Mastspitze ist, wie schon oben angegeben, als eine Art Standarte zu betrachten und mit Schnitzereien von Fischen und Vögeln und mit Federn geschmückt. Die Schnitzereien haben in ihrer Mitte ein Loch, und durch dieses führt die Spitze des Mastes, ähnlich wie der Eisenstab durch die Wetterfahne, nur dass in unserem Falle die Figuren nicht auf der Hochkante stehen, sondern glatt liegen. Auch die Ruder sind meistens mit netten Schnitzarbeiten versehen. Auf dem Kopfe des Ruderstieles finden wir öfter eine Menschenfigur oder ein Krokodil geschnitzt, das Ruderblatt ist ganz oder wenigstens oben mit Schnitzereien von verschiedensten Mustern versehen. Die hiesigen Canoes haben natürlich keine Anker, sie werden immer auf das Land aufgezogen. Man bringt das Schiff ans Ufer, legt eine Anzahl runder Hölzer auf den Boden und zieht darüber das Fahrzeug hinauf. Ein größeres Canoe führt, um überall ohne große Schwierigkeit landen zu können, vielfach diese Hölzer, welche als Stollen dienen, mit sich. Manche der Hölzer sind auch an dem Kopfende mit Schnitzwerk versehen. Es werden Krokodile, Vögel darauf dargestellt.

Abb. 258. Verziertes Canoebrett.

Zuletzt wäre noch etwas zu sagen über den Stapellauf eines großen Canoes. Bei kleineren Canoes ist die Sache einfach. Man schmückt die beiden Schiffsschnäbel vorne und hinten mit Grün, an den Seiten bringt man eine Anzahl Fransen an, man macht einen Fischzug mit dem neuen Fahrzeug und die Festlichkeit wäre zu Ende. Größere Feierlichkeiten finden beim Stapellauf eines großen Segelcanoes statt. Schon wenn die erste wichtigste Arbeit, das Aushöhlen des Schiffsrumpfes, beendet ist, wird ein kleines Festessen veranstaltet, an dem die Arbeiter, welche bis dahin sich mit dem Canoe zu

schaffen machten, sowie ein paar gute Freunde theilnehmen. Bei dieser Gelegenheit bringt man auch an den Löchern, die sich vorne und hinten am Rumpfe des Canoeschnabels befinden, ein paar Blätter von der Friedenspalme an. Das geschieht auch bei Beendigung der Arbeiten am Schiffsrumpfe der kleinen Canoes. Des Morgens bei Sonnenaufgang an dem zum Stapellauf bestimmten Tage werden im Schiffsrumpfe Bündel von Blättern z. B. von *volrapér* verbrannt. Hernach ertönt das Tritonshorn, welches die Festtheilnehmer auf den Platz beruft, wo das Schiff steht. Die Tritonsmuschel hat einen Ton, ähnlich der Sirene eines Dampfers. Wenn ein Segelschiff in See steht, wenn ein großes Canoe sich dem heimatlichen Strande nähert, so ertönen vom Schiffssitze aus die Tritonshörner, deren man gewöhnlich zwei oder mehrere an Bord hat. Die Gäste und Schiffsbesitzer versammeln sich allmählich, und nun beginnt die eigentliche Feier des Stapellaufes. Zuerst werden vor und hinter dem Ausleger, in den beiden Ecken, welche dieser mit dem Schiffsrumpfe bildet, einige Cocosnüsse mit der Axt zerschlagen. Die Nüsse hebt man auf, hält sie über die Öffnung des Schiffsrumpfes und lässt das Cocoswasser in diesen herablaufen. Das Schiff selber ist festlich geschmückt. Vorn und hinten an den Schiffsschnäbeln sind große Kräuterbüschel angebracht, an den Seiten hängen den ganzen Rumpf entlang Grasfransen. Öfter hat man auch noch verschiedene Figuren für diesen Tag eigens geschnitzt, die Menschen und Vögel darstellen. Selbe werden am Vorder- und Hinterschiff, sowie auf dem Sitze angebracht. Ebendort bringt man auch die Schalen der Cocosnüsse an, die man aufgebrochen hat. Die Leute thun alles, d. h. das Verbrennen der Kräuter im Schiff, Aufschlagen und Befestigen der Cocosnüsse, in dem Glauben, dass sie dadurch mit dem Schiffe Glück haben würden.

Hernach macht die Menge sich daran, das Canoe in die See zu ziehen. Man legt Holzstücke als Rollen vor den Vorderschnabel, einige der Leute stemmen ihre Schultern unter die Ausleger an der Stelle des Sitzes, andere ziehen am Schiffe selber, wieder andere heben die Ausleger und den Schwimmer auf, und so heben und ziehen sie das Fahrzeug in das Wasser. Sobald dasselbe flott ist, springt die Mannschaft hinauf. Einige Frauen und Kinder haben schon vorher auf dem Sitze Platz genommen. Die Bemannung setzt sich meistens aus jungen, lebenslustigen Burschen und jüngeren Männern zusammen. Die Stoßstange wird angesetzt, die Ruder werden in die Hand genommen und langsam bringt man das Fahrzeug in die See hinaus. Dabei wird kräftig gejohlt, geschrieen, gelacht und Spectakel gemacht. Weht der Wind, so spannt man auch das Segel auf und in lustiger Fahrt geht es um einzelne Partien der Insel herum. Die Festesfreude an Bord wird immer größer. Ein Hauptspass der Rudersleute besteht darin, sich gegenseitig und die müßig auf dem Sitze hockenden Weiber und Kinder mit Seewasser zu besprengen und naß zu gießen. Brausender Beifall und stürmischer Jubel folgt einem wohlgezielten Guss. So fährt das Schiff einige Stunden hin und her, kreuz und quer. Das Muschelhorn wird bei der Gelegenheit auch fleißig geblasen. Endlich wendet man sich wieder dem heimischen Gestade zu. Mit Jubel wird das Schiff vom Lande aus begrüßt. Dutzende von Händen beeilen sich, dasselbe wieder hoch auf den Strand zu ziehen. Während der Fahrt haben die Hausfrauen fleißig die Hände gerührt, den nöthigen Sago für ein Festessen fertig zu stellen. Ein allgemeiner Schmaus beschließt die Feier. Die älteren Männer begeben sich auf einen *alól*-Platz, um dort der Freude des Mahles zu pflegen. Sie nehmen dorthin den Sago mit sich, braten dort Fische, kochen Gemüse und dann geht die Arbeit los. Die jüngere Generation, sowie die Frauen verzehren ihr Mahl zu Hause. Zuletzt vereinigt man sich noch zu einem Pfeifchen, natürlich fehlt auch die Betelnuss nicht dabei. Noch lange wird das Tagesereignis besprochen, bis endlich spät am Abend Morpheus seine Rechte geltend macht und die Gesellschaft nach Hause treibt.

XX. Kunst.

Das Wort »Kunst« ist hier freilich zum Theil nur in euphemistischer Bedeutung zu nehmen, immerhin finden sich aber doch entschiedene Ansätze, die theilweise selbst bis zu einer gewissen Höhe der Entwicklung gediehen sind; besonders in der Holzschnitzerei. Leider kann ich nicht sagen, dass diese Entwicklung augenblicklich weiter fortschreite, sie ist im Gegentheil in starkem Verfall begriffen. Selten trifft man noch gute Schnitzereien neueren Datums. Fast alle noch vorhandenen Stücke stammen aus älterer Zeit.

* Abb. 259.

An einem alten Parák in Alí sieht man eine ganze Reihe geschnitzter Figuren *(eilamat)* angebracht. Auf der Veranda des unteren Stockwerkes stehen einige drollige Menschenfiguren mit riesig langen dürren Beinen und feisten Bäuchlein, andere Figuren stehen bei der Thüre. Draußen um den Parák herum hängen eine geschnitzte Schlange, ein Kreuz, welches nebenstehende Form hat.

Abb. 260. Verziertes Brett vom Geisterhaus *(reparep tjarin)*, 1/12 n. Gr.

Viele schöne Figuren finden sich besonders auch an dem Haupt-*alól* in Sapí. Auf den beiden Längsseiten stehen die Tragbalken, welche das zweite Stockwerk tragen, etwas hervor. Dieselben laufen in allerhand geschnitzte Figuren aus, als Krokodilkopf, Vogel, drollige Menschenfiguren, ein Vogel, der zwischen den Krallen einen Menschenkopf hält. Auf dem niedrigen, etwa 10 *cm* hohen Vordergeländer der Veranda sind ein ganzes Krokodil und ein Paar Täubchen geschnitzt. Das Geländer der Treppe zum zweiten Stock zeigt auf beiden Seiten einige Menschenfiguren, die aber lebhaft an Orang-Utangs erinnern. Die Arme sind sehr lang. Die Figuren mitsammt dem Geländer sind aus einem Stück geschnitzt. Schade, dass die ganze Gruppe jetzt schon völlig defect geworden ist.

Schöne Schnitzereien finden sich auch oft an den Canoes, an den Canoepaddeln, Kopfbänken, auf den großen *garamuth-* und den kleinen Handtrommeln, auf den großen Trommelschlägern, auf Schüsseln, auf Bogen, und zwar sind bei letzteren allein die Schnitzereien eingeritzt, während sie sonst in erhabener Arbeit ausgeführt sind.

Fast alle diese Arbeiten aber stammen aus älterer Zeit. So lange wir hier sind, haben wir kaum die eine oder andere schöne Schnitzerei herstellen gesehen. Man sieht noch wohl, wie der eine oder andere Mann einige derartige Arbeiten macht, aber dieselben sind so wenig geschickt ausgeführt, dass dieselben für den Ethnologen kaum Wert haben. Nur zwei Brüder sind noch hier, die in der Beziehung wohl etwas leisten. Andere Schnitzer kenne ich nicht mehr auf Tumleo.

Die früheren Schnitzereien stellten Menschen, Thiere, Blattwerk und auch manche uns unbekannte Formen dar. Die menschlichen Figuren waren meistens in sehr grotesker Weise dargestellt, wie wir schon oben sahen. Viele der Darstellungen sind obscön. Unter den Thieren werden Vögel, Fische, Krokodile am meisten dargestellt. Ebenso findet man Blattwerk, verschlungene Linien, Formen wie Fragezeichen. Öfter sind auch bloß Menschen- oder Thierköpfe zur Darstellung gelangt.

In der Malerei leisten die Tumleo auch wenig mehr. Früher gab es wohl manche *alól* und *parák*, deren Seitenwände mit Malereien verziert waren. Heute sieht man das nur noch selten. Als Farben dienten weiß, hellgelb, schwarz und hellroth, wofür man Kalk, Lehm, Ruß und eine rothe Erdart, mit Wasser oder Pflanzensaft vermischt, brauchte. Als Pinsel diente eine Pandanusfrucht. Jetzt brauchen

die Leute schon vielfach auch europäische Farben. Ihre Malereien sind jetzt weder zahlreich, noch auch irgendwie ansprechend, während aus früherer Zeit einige noch ganz nette Malereien an einem *alól* erhalten sind.

Von anderen »künstlerischen« Leistungen unserer Tumleo verdienen noch hervorgehoben zu werden: Geschnitzte Bogen, bemalte Pfeile, geflochtene Armbänder mit eingeflochtenen oder eingereihten großen oder kleinen Muschelringen, Armbänder aus Baumbast, die mit kleinen Muschelchen und Pater-Noster-Böhnchen besetzt sind, geschnitzte Leibschilde, Haarnadeln und Kämme, kleine Hand- und große *garamuth*-Trommeln, aus Muschelwindungen herausgeschnittene Armringe, aus Muscheltrümmern geschliffene Nasenstäbchen. Damit wäre wohl das, was unsere Männerwelt in künstlerischer Beziehung leistet, erschöpft. Näheres über diese Sachen findet sich in den früheren Abhandlungen über die »Waffen« und »Schmucksachen«.

XXI. Gesellschaftliche Organisation. Dorf. Dorfbezirk, Familie.

In Neu-Guinea steht der Particularismus in seiner schönsten Blüte. Die Eingebornen kennen keinen gemeinsamen Namen für ihre ganze Insel und für ihre Bewohner, jedes Stammesgebiet hat einen eigenen Namen, denselben wie der Stamm selber, die Stämme zerfallen in Dorfschaften, die Dorfschaften wieder (hier herum) in Dorfbezirke. Die einzelnen Stämme suchen sich möglichst gegen einander abzuschließen, die Verschiedenheit der Sprache, die weiten Entfernungen, die zwischen den einzelnen Stämmen bestehen, thun ihr Theil dazu, diese Abgeschlossenheit zu einer möglichst schroffen zu machen. Freundschaften des einen Stammes mit dem anderen sind uns nicht bekannt. Wenn jedoch unsere Tumleo und ebenso die übrigen Insel- und Festlandsbewohner mit anderen Stämmen befreundet sind, mit diesen Verkehr unterhalten, dorthin reisen, so kommt das nur daher, dass die einzelnen Familien eines Stammes dort viele Gastfreunde haben. Nur diese besucht man, und da nun jeder bei einem Stamme einen oder mehrere Gastfreunde hat, so könnte man äußerlich meinen, die Stämme ständen als solche miteinander in Freundschaft. Das ist jedoch nicht der Fall. Die eigentlichen Freundschaften sind nur particulärer Natur. Kommt z. B. ein Lemingmann von dort hierher, so besucht er nur seine Gastfreunde, geht ein Tumleo nach Arop, so besucht er wieder nur seine Gastfreunde, andere Leute kümmern sich kaum um ihn, besonders, wenn sie noch aus einem anderen Dorfe sind als das, wo seine Freunde wohnen. Unsere Einamúlleute unterhalten viel Verkehr mit den Pultalú am Festlande drüben, besuchen dieselben und erhalten von ihnen Besuche, einen Sapímann wird man aber nie bewegen können, mit nach Pultalú zu gehen, weil er dort keine Freunde hat, und doch liegen beide Dörfer Sapí und Einamúl kaum 100 *m* von einander.

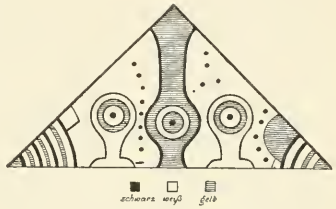


Abb. 261. Malerei an einem Hausgiebel in Sapi.

Diese particulären Freundschaften selbst können dann freilich sehr herzlicher Natur sein. Hier einige Einzelnheiten darüber. Das Wort *magún* »Freund« heißt in Tumleo so viel als »Gastfreund« oder wörtlich übersetzt: »Er ist ein Besuch von mir.« Bei seiner Ankunft wird der Gastfreund recht wohlwollend empfangen, an Speise und Trank fehlt es nicht, auch wenn der Besuch Tage oder Wochen lang dauern sollte; ebenso wird für andere Bedürfnisse des Fremden, z. B. Tabak, Betel, bestens Vorsorge getroffen. Dann übernimmt der Freund es auch, den Besucher überall herumzuführen, ihm das Neueste

zu zeigen, und er würde es als unanständig ansehen, den Fremden ohne dessen Willen längere Zeit allein zu lassen. Beim Abschiede oder der Weiterreise erhält der Scheidende noch eine gute Wegzehrung mit, die ihn für die nächste Zeit der Nahrungssorgen überhebt. Die ganze Familie begleitet den Freund eine Strecke weit oder bis ans Meer, wenn er zu Schiffe gekommen ist. Unter freundschaftlichen Zurufen scheidet man von einander. Eine recht schöne Sitte, die ich nicht unerwähnt lassen will, besteht hier, wenn fremde Besucher ankommen und erfahren, dass jemand aus dem Kreise ihrer Bekannten gestorben ist seit ihrem letzten Abschiede. Die Ankommenden trauern dann erst eine Zeitlang um den heimgegangenen Freund, und danach erst freuen sie sich mit den Lebenden. Die Sitte, Kinder auf längere oder kürzere Zeit zu Verwandten oder Bekannten zu schicken, herrscht auch hier. Diese Sitte ist zugleich auch ein Zeichen dafür, dass der Tumleo, der im allgemeinen sehr selbstsüchtig ist, doch nicht jeder Freigebigkeit entbehrt, und auch Freundschaft und Liebe zu schätzen weiß.

Abgesehen von diesen particulären Freundschaften schließen sich indes nicht nur die einzelnen Stämme untereinander ab, selbst die einzelnen Dörfer desselben Stammes und unter Umständen die einzelnen Dorfbezirke desselben Dorfes huldigen diesem Particularismus. Neben unserer Station liegt das kleine Dörfchen Anopäs. Es sind nur neun Männer in dem Orte. Den einen oder anderen dieser Männer habe ich noch nie in dem benachbarten, kaum sieben Minuten entfernt gelegenen Dorfe Einamúl gesehen, während man fast alle Anopäsleute in dem etwas weiter entfernten Dorfe Alí trifft. Woher kommt das? Die Anopäs- und Alileute sind vielfach miteinander verschwägert und befreundet, in Einamúl dagegen haben die Anopäsleute nur wenige Verwandte und gute Bekannte. Leute aus einem Dorfe unserer Insel, die in einem anderen Dorfe keine Freunde oder Verwandte haben, gehen überhaupt ohne Nothwendigkeit nicht dorthin. Selbst der Missionär muss oft recht lange auf solche einreden, ehe er es dahin bringt, dass sie ihn in ein anderes Dorf begleiten. Als wir neulich einmal einige Sapileute photographieren wollten und unseren Apparat im letzten Theile des Dorfes aufstellten, entschuldigte sich eine Frau, der wir zuredeten, sich mitphotographieren zu lassen, sie »gienge überhaupt nicht in die Gegend«. Ähnliches findet man öfter. An solchem Gebaren sind oft ehemalige Feindschaften zwischen Leuten dieses oder jenes Dorftheiles schuld. Feindschaften, die aber längst vergessen sind, da die Leute z. B. an einem dritten Platze ruhig zusammensitzen und auch sonst sich nicht mehr gram sind.

Unsere Tumleo sind, wie die meisten ihrer hiesigen Landsleute, Republikaner vom reinsten Wasser. Häuptlinge und Dorfälteste, die über einen Stamm oder auch nur ein Dorf zu commandieren hätten, gibt es hier gar nicht.[1]) Jeder erwachsene Mann hat gleich viel zu sagen, und wenn der eine sich in etwas vor dem anderen hervorthut, größeren Einfluss, größeres Ansehen hat, wie seine Altersgenossen, so hat er das meist seinem Fleiße,

[1]) In ganz Nordwest-Neuguinea ist uns nur ein Häuptling bekannt, der ziemlichen Einfluss hat auf seine Leute, der alte Masóï von Taravei, einer Insel, die man gewöhnlich unter dem Namen Bertrandinsel auf der Karte findet, und die etwa 60 Meilen ostwärts von hier liegt. Nach Ansicht der meisten Weißen, die die hiesigen Verhältnisse näher kennen, verdankt derselbe sein Ansehen jedoch nur dem Einflusse der Europäer und Malayen, die früher auf Taravei Handel trieben. Da Masóï nämlich ziemlich gut das Malaysche spricht, wurde er von den Fremden meist als Dolmetscher benützt. Das brachte ihm natürlich Ansehen bei seinen Stammesgenossen, denen er die Wünsche der fremden Herren erklären musste, viele Geschenke und die Gewogenheit der Fremden, denen er so gute Dienste leisten konnte, und diese Umstände wusste der schlaue Alte dahin zu benützen, sich allmählich zu einem kleinen Häuptlinge herauszubilden, was ihm umso leichter war, da er durch die Weißen in diesen Bestrebungen unterstützt wurde. Ob es aber ohne weitere Einwirkung von Seite des kaiserlichen Richters oder anderer Privatpersonen dem Sohne des Masóï gelingen wird, die Würde seines Vaters zu behaupten, ist mehr als fraglich.

seiner Tapferkeit, seinem guten Mundstücke oder sonst einem ähnlichen Umstande zu danken, befehlen kann er aber gar nichts, niemand würde sich um den Befehl kümmern.

Wenn die Leute nun aber von keiner Obrigkeit wissen, in welcher Weise erledigen sie denn gemeinsame Angelegenheiten? Vor allem ist zunächst zu bemerken, dass es der gemeinsamen Angelegenheiten minimal wenige hier gibt. Gemeinsame Angelegenheiten zweier Stämme sind hier völlig unbekannt, und selbst zwischen den Angehörigen desselben Stammes, die sich auf verschiedene Dörfer vertheilen, gibt es nur wenige Sachen zu verhandeln, die von gemeinsamem Interesse wären. Gibt es irgend eine öffentliche Angelegenheit unter den Bewohnern desselben Dorfes zu berathen, so versammeln sich die erwachsenen Männer meist vor einem *alól* (Gemeindehaus eines Dorfbezirkes) oder dem *parák* (Geistertempel). Die Cigarette und Betelgeräthe dürfen bei solchen Berathungen ja nicht fehlen, sie bilden, wenn man so sagen darf, die Würze des Gespräches. Während Cigarre und Betelnuss die Runde machen, wird die fragliche Angelegenheit eifrigst besprochen, es stehen Redner auf, oder vielmehr einige der angeseheneren Theilnehmer der Gesellschaft entwickeln mit lebhaften Worten ihre Ansicht in der betreffenden Sache, sie erwägen das pro und contra und suchen für ihre Ansicht bei den Zuhörern Stimmung zu machen. Das gelingt ihnen auch meistens, es bildet sich unter den Theilnehmern bald eine »öffentliche Meinung«, wie der betreffende Fall zu behandeln sei, wechselseitiger Austausch der Ansehauungen festigt die gewonnene Ansicht noch mehr, und bald ist der Plan für eine gemeinsame Action festgesetzt. Haben zwei Dörfer eine gemeinschaftliche Angelegenheit zu besorgen, so werden wohl in beiden Rathsversammlungen gehalten und erwogen, wie man sich zu dem betreffenden Falle stellen soll. Dann gehen für gewöhnlich einige Männer, die das meiste Ansehen haben oder drüben am besten bekannt sind, in das andere Dorf hinüber, entwickeln dort ihren Plan, der nun noch einmal discutiert und angenommen oder abgelehnt wird. Meist wird eine baldige friedliche Verständigung zwischen den beiden Interessenten herbeigeführt. Die Sache wird auch nach diesem gemeinsamen Plane in Angriff genommen und zur Ausführung gebracht.

Angelegenheiten, welche das öffentliche Interesse eines oder auch mehrerer Dörfer betreffen, sind z. B. der Bau eines *alól*, der Bau eines *parák* (Geisterhauses, in denen die Gottheiten der Tumleo hausen, jedes Dorf hat meist nur einen *parák*), eine größere Reise zu entfernteren Stämmen, mit denen man sonst wenig Verkehr unterhält, ein größeres öffentliches Unglück, als welches z. B. der Tod, schwere Verwundung eines Mannes gilt, bei denen nach landläufiger Ansicht nur Zauberei vorliegen kann, Streitigkeiten eines Dorftheiles mit einem anderen, eines Dorfes mit einem zweiten, oder zwischen zwei Stämmen, gemeinschaftliche Jagd- oder Fischzüge. Was die Kriege und Streitigkeiten einzelner Dorfbewohner untereinander, mit Angehörigen anderer Dörfer oder Stämme angeht, so wird da, wie es scheint, selten nach einem wohlüberlegten Plane vorgegangen. Es ist mir ein Fall bekannt, wo einmal unsere Sapíleute in dem Glauben, ein Sapímann sei durch Schuld der Alíleute gestorben, ernstlich einen Kriegszug gegen Alí beschlossen. Vielfach greifen die Leute in der ersten Erregung zu den Waffen, einer kommt dem anderen zu Hilfe, es entspinnt sich ein regelrechter Kampf. Wenn in demselben hüben oder drüben jemand fällt, so ist damit der Grund zu neuen Zwistigkeiten gelegt, die Leute eines Dorfes oder Stammes können sich so gegen die Angehörigen eines anderen Dorfes oder Stammes verbittern, dass sie sich immer gegenseitig beschießen, wo sie sich gerade treffen mögen.

So particularistisch nun auch die einzelnen Stämme und Dorfschaften sich einander gegenüberstehen, so enge schließen sich unter Umständen die Bewohner eines Dorfes oder noch mehr

eines Dorfbezirkes und die Mitglieder einer Familie zusammen. Können die Bewohner eines Dorfes sich gut miteinander vertragen, so leistet einer dem anderen hilfreiche Hand bei größeren Arbeiten. Noch mehr ist das der Fall zwischen den Bewohnern eines Dorfbezirkes. Schon früher wurde darauf hingewiesen, wie ein jedes Dorf hier in verschiedene Dorfbezirke zerfällt, welche *anitjól*, d. h. Männer-, Leute-, Volksplätze heißen. Den Mittelpunkt eines Dorfbezirkes bildet der *alól*, das Gemeindehaus, in dessen oberem Stock die Schädel und einige Knochen der verstorbenen Männer jenes Dorftheiles aufbewahrt werden, und dessen unterer oder auch oberer Stock von den Jünglingen und Männern vielfach als Schlafstelle benützt wird. Bei schlechtem Wetter dient der *alól* auch wohl als eine Art Sprechzimmer für solche, denen es zu Hause zu langweilig oder zu nass ist. Der *alól* mit dem dazugehörigen Dorfbezirke hat einen eigenen Namen. Oft merkt man es schon an der Lage der Häuser zu dem *alól*, dass sie zu diesem in irgend welchem Verhältnisse stehen. Das Dorf Sapi, gleich südwestlich unserer Station, zählt auf 19 Häuser sechs *alól* und ebensoviele Dorfbezirke, welche der Reihe nach heißen: *Waró, Nojín, Kavaré, Tjol alurút, Anianijún, Tjaleín.* Zu den ersten drei *alól* gehören nunmehr nur noch vier Häuser. Früher waren es mehr, aber die Leute sterben allmählich weg. *Aní tamit katép* (= die Leute sind todt, die dort früher herum wohnten), so sagte mir heute noch ein Mann, den ich darum fragte, weshalb denn bloß so wenige Häuser zu den dortigen *alól* gehörten.[1]) Wie innig das Verhältnis ist, welches zwischen den Bewohnern derselben *anitjól* besteht, kann man daraus ersehen, dass die gleichalterigen Leute einer *anitjól* sich gegenseitig »Geschwister« nennen, während die älteren Mitglieder einer *anitjól* von den viel jüngeren »Vater« und »Mutter« gerufen werden, und jene diese hinwiederum »Kinder« nennen. Gibt es in der *anitjól* irgend eine Arbeit zu thun, welche von gemeinsamem Interesse ist, so helfen alle Mitglieder der *anitjól* treulich mit, z. B. beim Baue eines neuen Hauses für die Ahnenschädel *(alól)*, beim Fällen eines Baumes, der den umliegenden Häusern bei unruhigem Wetter Gefahr bringt. Hat irgend eine Familie der *anitjól* eine größere Arbeit zu bewältigen, so helfen die anderen Familien ohne Entgelt treu bei dem Werke mit, so z. B. bei einem Hausbau. Die großen Segelcanoes sind meist Eigenthum zweier oder dreier Familien einer *anitjól*, welche dann auch die Bemannung für diese Fahrzeuge stellen. Beim Fischfange müssen immer mindestens zwei Leute auf dem Canoe sein, meistens sind es Leute desselben *alól*, und zwar für gewöhnlich immer dieselben, entweder Vater und Sohn, oder zwei Brüder, oder zwei Leute derselben *anitjól*, die stets in Compagnie fischen. Ist einer der Bewohner der *anitjól* krank, so trauert die ganze *anitjól* um ihn; hat er keine näheren Verwandten mehr, so nehmen die Frauen der *anitjól* sich seiner an und versorgen ihn mit dem Nöthigen. Stirbt der Kranke, so erweisen ihm die Mitglieder der *anitjól* die letzte Ehre, falls keine Verwandten da sind, und wenn solche sich finden, so betheiligen sie sich wenigstens an den Trauerfeierlichkeiten. Hinterlässt der Verstorbene Kinder, so finden diese, falls keine Verwandten da sind, bei irgend einer Familie derselben *anitjól* liebevolle Aufnahme und Pflege. Auch andere Ereignisse freudiger oder trauriger Natur werden von den Mitgliedern der *anitjól* gemeinsam gefeiert, z. B. ein glücklicher Fischzug, ein Tanzfest, die Geburt eines Kindes, der Stapellauf eines großen Canoes, die Vollendung eines neuen *alól* oder eines neuen Hauses, Verlust eines großen Canoes, ein Unfall, bei dem jemand verwundet wurde, oder andere Güter verloren giengen, als Lebensmittel, Waffen, Schmucksachen, Auswanderung irgend eines Mitgliedes der *anitjól*, Tod eines Hundes oder sonst geliebten Thieres u. s. w.

[1]) In der That sind auch in den vier Jahren, wo wir hier sind, in diesen Häusern vier Männer, eine Frau und drei Kinder gestorben, während in derselben Zeit bloß zwei Kinder dazu kamen. Das macht auf jedes Haus dieser drei *anitjól* zwei Todte und auf zwei Häuser nur ein Kind.

Auf Verwandtschaften hält der Tumleo ebenfalls sehr viel, das zeigt sich in der Sprache; die Verwandten werden kaum je mit dem allgemeinen Namen »Verwandte« bezeichnet, der Tumleo braucht das Wort Verwandte *(jör)* nur für solche Verwandte, die in irgend einer bestimmten Beziehung zu seiner Familie stehen, sonst hat jede Art der Verwandtschaft einen bestimmten Namen. Wer dieselben alle kennen lernen will, muss schon einige Zeit und Mühe darauf verwenden, denn die Worte Onkel und Tante, Schwiegervater und -Mutter, ja Vater und Mutter sind noch zu allgemein, die Tumleo drücken sich noch specieller aus, wie die folgenden Beispiele darthun.

»Vater« heißt auf Tumleo im allgemeinen *éitja,* manche Kinder aber nennen den Vater *éita,* andere *jei,* noch andere *máma* und wieder andere *mo* oder *tjátja.* Ist der Sohn verheiratet, und hat er selber Kinder, so nennt er seinen Vater *apunjeí.* Die verheiratete Tochter dagegen nennt ihn, sobald sie Kinder hat, *ajáng.*[1]) Wir können die beiden Wörter am besten mit »Großvater« übersetzen, wie ja auch bei uns die Eltern vielfach in Gegenwart der Kinder die eigenen Eltern »Großeltern« nennen, um die kleinen besser an diese Ausdrücke zu gewöhnen. »Mutter« heißt hier *áma* oder *njáu.* Von dem Sohne wird die Mutter, sobald dieser selbst Kinder hat, *minjeí* genannt, die Tochter nennt ihre Mutter dann ebenso wie den Vater *ajáng,* welche beide Ausdrücke wir mit »Großmutter« wiedergeben können. »Onkel« heißt auf Tumleo *apalép* oder *alúp,* wenn der Onkel des Vaters älterer Bruder, *aplaín* und *jeitaín,* wenn er dessen mittlerer oder jüngerer Bruder ist. Weiters heißt »Onkel« *wau,* wenn damit der Mutter ältester, *waulaín* und *wautaún* (in den beiden letzten Worten ist *wau* fast wie *wo* zu sprechen), wenn damit der Mutter mittlerer oder jüngerer Bruder gemeint ist. Mit denselben Namen bezeichnen auch wohl die Eltern ihre Brüder, sobald sie selber Kinder haben. Ist der Onkel zugleich noch Pflegevater, so heißt er *taminlíu, taminlíu laín, taminlíu taun,* je nachdem er der älteste, mittlere oder jüngere Verwandte von Vater oder Mutter ist. »Tante« heißt *tjotj, tjotjlaín, tjaun, alúp, anglaín, angtaún,* je nachdem sie die ältere, mittlere oder jüngere Schwester des Vaters oder der Mutter ist. »Stiefvater« heißt *taminlíu* oder *ap.* »Stiefmutter« *tanínlíu, amúje, ája* oder *njan ti,* d. h. noch eine Mutter. Der »Schwager« heißt *majé(k)* oder *jí(k),* der »Schwiegervater« *lavé,* »Schwiegermutter« *lavé(k) tamen,* »Schwägerin« *take(k) tamen,* der »Neffe« *nútun* (= Sohn) oder *vojín* (= Neffe), die »Nichte« *nútun* (= Tochter) oder *vojí(k) tamen* (= Nichte), der »Vetter *langén* (= Bruder) oder *maní(k), malun* (= Schwester) oder die »Nichte« *maní(k).* »Tante« kann auch *sangón, amúje* heißen, »Onkel« *apu(i)njeí vetj.*

Den Eigennamen des Schwagers und der Schwägerin oder der Schwiegereltern spricht der Tumleo nie laut aus, er nennt dieselben stets »Schwager«, »Schwägerin, »Schwiegervater« oder »Schwiegermutter«; wenn man nun nicht weiß, wer denn gerade der Schwager u. s. w. ist, kann man oft lange Zeit herumrathen, ehe man einmal erfährt, um wen es sich da eigentlich handelt. Andere Leute, die zufällig nahe bei einem sind, lassen einen auch für gewöhnlich im Stich, wenn man sich nach dem eigentlichen Namen des Betreffenden erkundigt, da sie meist auch mit ihm verschwägert sind. Ist der Wirrwarr gar zu groß, dann tritt die sprechende Person an einen heran und flüstert ihm den Namen des Schwagers ganz leise ins Ohr. Das zu thun ist den Leuten erlaubt, dagegen öffentlich den Namen solcher Verwandten auszusprechen, bringt sicher, wie man glaubt, Unglück. Um nun, wenn man der Schwäger u. s. w. gar zu viele hat, doch einen Namen für dieselben zu haben, gibt man denselben

[1]) [*Apunjei* ist wohl ein zusammengesetztes Wort, vergleiche weiter unten die entsprechende Bezeichnung für »Mutter« = *minjei*; *ajáng* wird in dem in meinem Besitze befindlichen Wörterbuche auch als = »Herr« und »Vorfahr« angegeben. W. Schmidt.]

einen ganz eigenen Namen, der von dessen gewöhnlichen Rufnamen verschieden ist und nur von den Verwandten des Betreffenden gebraucht wird. Dasselbe thut man auch wohl, wenn man ein Wort nennen muss, das dem Namen des Schwagers entspricht, aber sonst gar keine Beziehung zu ihm hat. Auf welche Auskunftsmittel die Leute da verfallen, um sich verständlich zu machen, möge aus folgendem Geschichtchen erhellen. Unser nächster Nachbar in dem Dorfe Anopäs, *Vurpós* mit Namen, hat einen Sohn mit Namen *Meinmeín*. Vor einigen Jahren heiratete nun seine Schwester einen Witwer, welcher *Puipúi* und mit einem anderen Namen auch *Meinmeín* heißt. Um nun den Namen des Schwagers nicht immer im Munde führen zu müssen, nennt *Vurpós* von da ab seinen Jungen *Kutieí*, d. h. Holzhacker. Ein anderer Vorfall: Ich frage beim Unterrichte eine Alte, wer der oberste Vorsteher der katholischen Kirche sei. Wir nennen den heiligen Vater auf Tumleo »Pápa«, ein Wort, das aber auch in der Tumleosprache als Eigenname vorkommt. Zufällig hatte nun die Frau früher gerade einen Schwager, der *Pápa* hieß, von ihr aber *Neiuvoapín*, »Cocosschale«, genannt wurde. Damit der Name Pápa nun nicht verunehrt würde, gibt sie mir auf meine Frage frischweg zur Antwort: *Neiuvoapín* sei das Haupt der katholischen Kirche. Fragt man: »Wer fährt dort zum Festlande?« »*Majek auó*,« »mein Schwager«, lautet die Antwort. Da man aber nicht weiß, wer von allen Schwägern des Angeredeten — er hat deren wohl ein halbes Dutzend — dort auf dem Canoe sitzt, fragt man weiter: »Wie heißt der Schwager?« »*Auéo kaís ahén pamuúm, auó saúk majén.*« »Ich nenne seinen Namen nicht, ich schäme mich dessen,« ist die Antwort. Zugleich fordert er jedoch seinen Nebenmann auf: »*Jiji makaís*« »nenne du seinen Namen«. Da der Angeredete und zwei weitere Männer, die noch da sind, aber ebenfalls mit dem Betreffenden verschwägert sind, so hört man immer nur: *majék*. Da kommt jemand auf den schlauen Gedanken und sagt: »Es ist Mäntaróm's Vater.« Es ist hier nämlich vielfach Sitte, die Eltern mit dem Namen ihrer Kinder zu benennen. Dabei braucht man für die Worte »Vater« und »Mutter« *tamen* und *tanín*, z. B. *Mäntaróm tamen*, Mäntarom's Vater, *Apám tanín* Apam's Mutter. Doch mit dem Namen *Mäntaróm* ist uns auch nicht viel gedient, wenn wir nicht wissen, dass der kleine Mäntaróm, der vor beiläufig $3^1/_2$ Jahren starb, der Sohn des Markós ist. Da ein Fremder aber auch von einem Mäntaróm nichts weiß, so geht auch endlich den Leuten selbst die Geduld aus, ein Mann nähert sich vorsichtig und flüstert einem leise die Worte ins Ohr: »*Markós rahéo on,*« »Markós fährt dort oben«. Jetzt endlich weiß man, um wen es sich handelt . . .

Der große Wirrwarr mit den Verwandtschaftsbezeichnungen wird noch dadurch erhöht, dass jemand oft zwei bis drei Namen hat, oder in diesem Dorfe so, in dem anderen so gerufen wird. Außer diesen vielen schon aufgezählten Namen haben die Tumleo aber noch eine ganze Reihe, Dutzende von Verwandtschaftsbezeichnungen, darunter solche wie »kleiner Großvater«, mittlerer Vaterbruder« u. a. m. Man kann aus alledem schon schließen, dass der Tumleo im allgemeinen viel auf seine Familie hält. Und das ist auch thatsächlich der Fall. Die Personen, welche zur selben Familie, zur selben Verwandtschaft gehören, hängen meist sehr aneinander.

In der Familie herrscht meist rechte Eintracht und Liebe. Der Mann ist seiner Frau von Herzen zugethan, und diese liebt hinwiederum ihren Mann. Der Mann verrichtet die schwersten Arbeiten, als da sind: Häuser bauen, Canoes machen, Plantagen roden und anlegen, den nöthigen Sago aus der Fremde herbeiholen; ferner liegt er emsig dem Fischfange ob, geht auf die Jagd, versorgt die Familie mit Tabak, das Haus mit den nöthigen Geschirren und Geräthen und beschäftigt sich auch mit den Kindern. Die Frau geht dem Manne in manchen Geschäften treu zur Hand. Sie jätet mit in der Plantage, sammelt die reifen Früchte, geht auf den Fischfang mit

Netz oder Fischkorb, sie fabriciert Töpfe, begleitet den Mann wohl auf seinen Reisen, sie schafft das nöthige Brennholz herbei, hält das Haus und seine Umgebung in Stand, sorgt für Wasser, bereitet das Essen und pflegt die Kinder, so lange sie der mütterlichen Sorgfalt bedürfen. Im ersten Lebensjahre trägt sie fast immer das Kleine bei sich, sie braucht sich dafür aber auch gar nicht viel zu plagen in dieser Zeit, da der Mann, ältere Kinder oder die Verwandten ihr die meisten Arbeiten, oder wenn das Kind über die ersten Monate hinaus ist, einen großen Theil derselben abnehmen. Die Frau nimmt in der Familie durchaus eine Achtung gebietende Stellung ein, sie ist nicht das Lastthier oder die Sclavin des Mannes. Das gilt nicht nur für die Tumleofrauen, sondern auch für die sämmtlichen Stämme, welche in der Umgebung von Berlinhafen wohnen, also für die *Sissanó, Ser, Varópu, Malúl* nordwestlich und für die *Angél, Seléo, Alí, Jamír, Tjúam, Volíp, Saueín* südöstlich von hier. In ihrem Reviere schaltet die Frau selbständig; sie besitzt Eigenthum, kann dasselbe veräußern, die Kinder gehorchen ihr wie auch dem Vater, dieser behandelt im allgemeinen seine Lebensgefährtin recht anständig, hört auf ihren Rath, lässt sich von ihr beeinflussen, scheut sich, seiner Frau Verdruß zu bereiten. Er verlangt auch nicht von ihr, dass sie über ihre Kräfte arbeite, die Frau hat immer Zeit in Überfluss, auch der Muße zu pflegen, wie es hier die Eingebornen ja so lieben. Die Kinder sind im allgemeinen recht anhänglich an die Eltern, und ebenso die Eltern an die Kinder. Auch wenn die Kinder das Alter der Reife erlangt haben, wenn sie später heiraten, immer noch bleiben sie den Eltern zugethan, arbeiten mit ihnen oder für sie, wohnen auch vielfach noch mit ihnen zusammen. Wenn letzteres nicht der Fall ist, so kommen sie doch noch öfters nach Hause, und ebenso oft kann man die Eltern bei ihnen finden. Auch die Geschwister sind sehr anhänglich aneinander, sowohl wenn sie in der Familie zusammenleben, als auch wenn sie schon verheiratet und vom Hause weg sind. Tritt ein Todesfall ein, so nehmen Eltern oder Geschwister mit größter Bereitwilligkeit ihre Enkel oder Geschwisterkinder auf.

Eine ähnliche Anhänglichkeit wie an die engere Familie, zeigen die Tumleo ihren Verwandten. Ich rechne dazu Schwiegereltern, Schwager und Schwägerin, Neffe und Nichte, Vetter und Base. Die Verwandten helfen sich auch gegenseitig aus bei diesen und jenen Bedürfnissen, z. B. mit Material zum Hausbau, mit Lebensmitteln, bei der Arbeit, beim Fischfange. Wird ein Familienmitglied krank, so findet es stets bei einem Verwandten gastliche Unterkunft und von dieser Gastfreundschaft wird oft Gebrauch gemacht, wie schon früher in dem Capitel über Krankheiten gesagt wurde. Da nämlich die Krankheiten meist dem Einflusse der Geister der Verstorbenen zugeschrieben werden, so verlässt der Kranke, um den Geist zu täuschen, seine Wohnung und siedelt zu Verwandten über. Gewöhnlich wird er, falls die Krankheit tödtlich verläuft, erst einige Tage vor seinem Ende in das alte Heim zurückgebracht.

Wenn ein Reisender, der die hiesigen Verhältnisse nur oberflächlich kennt, diese Urtheile über das Familienleben der Tumleo, über die Stellung der Frau, der Kinder in der Familie, über das Verhältnis der entfernteren Verwandten zu einander hören wird, so wird er vielleicht denken, manches von dem Gesagten entspreche nicht der Wahrheit. Es ist wahr, auf den ersten Blick hin scheinen die Verhältnisse anders zu liegen, aber man muss den Eingebornen nicht nach unserem europäischen Maßstabe messen; dass auch er ein Herz im Leibe hat, das liebt und anhänglich ist, das meine ich, beweisen mehr Thaten als Worte, und an solchen Thaten, die man ohne innere Hochachtung und Liebe des einen gegen den anderen nicht erklären kann, fehlt es bei unseren Leuten nicht, wie aus dem Vorhergehenden ersichtlich ist.

Dass es hier aber auch Familienverhältnisse gibt, bei denen nicht alles so ist, wie es sein soll, kann gar nicht auffallen. Ein Heide, der keine Ahnung von der Heiligkeit und Würde der Ehe hat, weiß nicht die eheliche Gemeinschaft und Treue zu schätzen und zu üben, wie es für ein geordnetes Familienleben nöthig ist. Das zeigt sich auch bei unseren Tumleo. Wie manche junge Ehefrau läuft nach den ersten Flitterwochen ihrem Manne weg! Sie ist oft wohl noch zu kindisch, um die ernsten Pflichten einer Hausmutter zu begreifen und kehrt bei den ersten Schwierigkeiten wieder zum heimatlichen Herde zurück. Das ist auch besonders dann der Fall, — und solches kommt auch noch später vor — wenn der Mann die Frau einmal schlägt oder ihr mit dem Bogen droht oder sogar auf sie schießt. Da liegt dann die Schuld meistens auf beiden Seiten. Wenn die Eltern vernünftig sind und dem Manne sonst an seiner Frau etwas gelegen ist, so wird mit der Zeit der Friede wieder hergestellt, und die Ausreißerin wird nachher vielleicht doch noch eine treue Gattin und gute Mutter. Immer ist das jedoch nicht der Fall, und kommt es auch vor, dass er sich eine andere und sie einen anderen nimmt, und beide finden sich in den neuen Verhältnissen glücklich und zeigen durchaus kein Verlangen, einander wieder näher zu kommen. Dann und wann kommt es auch wohl vor, dass der Mann seine Frau entlässt, d. h. sie fortjagt und eine andere heiratet, oder dass er eine zweite Frau dazu nimmt. Im ersteren Falle kehrt die Frau seltener zum Manne wieder zurück, im zweiten Falle gibt es anfänglich meist wohl Zwist in der Familie, besonders zwischen den zwei Nebenbuhlerinnen; die rechtmäßige Frau geht meist mit ihren Kindern auf einige Zeit aus dem Hause, aber nach und nach bahnen sich bessere Verhältnisse an, die Frauen vertragen sich allmählich, und sehr oft leben dieselben so gut zusammen wie zwei Schwestern. Die beiden Frauen wohnen theils in demselben Hause, theils in getrennten Häusern für sich. Auf Tumleo gibt es augenblicklich sieben Männer, die zwei Frauen haben, von diesen leben drei mit ihren beiden Frauen zusammen in einem Hause, die anderen vier wohnen bei einer Frau, während die andere in einem anderen Hause wohnt. Eheliche Untreue kommt hier, soweit unsere Erfahrung reicht, sehr selten vor, es sind mir nur zwei Fälle dieser Art bekannt, und da weiß ich selbst noch nicht, ob wirklicher oder nur beabsichtigter Ehebruch vorlag. Öfter dagegen, wie schon aus dem Vorigen erhellt, geschieht es, dass der Mann die Ehe dadurch bricht, dass er eine zweite Frau nimmt oder nach einer solchen fahndet. Diejenigen Tumleo, welche solchen Sachen fremd gegenüber stehen, sehen es nicht als Ehebruch an, es ist ja so von altersher Sitte, die rechtmäßige Frau dagegen und ihre Familie betrachten meist die Sachen mit anderen Augen, und nicht selten kommt es bei solchen Anlässen zu Zwistigkeiten zwischen den beiden Familien. Meistens werden diese aber am Ende friedlich beigelegt, die rechtmäßige Gattin ergibt sich, wie schon gesagt, in ihr Schicksal. Ob sie das Gebaren ihres Mannes auch als Ehebruch ansieht oder bloß über ihre Nebenbuhlerin eifersüchtig ist und deshalb die Gekränkte spielt, kann man nicht sagen, letzteres möchte ich fast für das Wahrscheinlichere halten.

Einen weiteren sehr wunden Punkt im Familienleben bildet die Kinderfrage. Dass Heiden, die auf der untersten Stufe der Cultur stehen, ihren Kindern keine eigentliche Erziehung angedeihen lassen, ist schon leicht zu begreifen. Die Kinder wachsen ohne Zucht und Ordnung auf. Die Eltern erwarten wohl Gehorsam von ihnen, da aber der Ungehorsam meist unbestraft bleibt, so ist es vielfach dem guten Willen der Kinder überlassen, ob sie durchgängig Gehorsam üben wollen oder nicht. Wenn die Kinder es gar zu bunt treiben, erhalten sie wohl von den Eltern eine Tracht Prügel oder auch einen Verweis, aber der Nutzen der Strafe ist meist ein geringer. Es ist das sehr

traurig, denn es hält gar nicht sehr schwer, unsere Kinder ordentlich zu erziehen. Sowohl Vater als Mutter sind stolz auf die kleinen Lieblinge, sind ängstlich besorgt, wenn ihnen Gefahr oder Krankheit droht. Selten aber bringen es die Eltern übers Herz, das Kind, wenn es auch oft noch so nothwendig wäre, zu züchtigen, und doch sehen wir andererseits auch wieder, wie die Mutter in unnatürlicher Weise vollständig mit dem Leben der Kinder spielt. Manche Mutter mag überhaupt nichts von Kindern wissen, und sie weiß sich zu helfen, um die Erzeugung von Kindern unmöglich zu machen. Es sind uns schon vier anscheinend ganz harmlose Pflanzen bekannt, deren Genuss Unfruchtbarkeit bewirkt. Eine dieser Pflanzen heißt *kakaú*, sie wächst zu Tausenden hier herum. Von ihr essen die Frauen die Blätter mit Sagobrot. Von einer anderen Pflanze *natunnúm* heißt, glaube ich, soviel als »Kinderverfehler«) isst man sowohl das Laub als auch die Frucht mit Sagobrot. Eine weitere Pflanze, deren Name uns noch unbekannt ist, dörrt man am Feuer wie Tabak, zerreibt sie, macht eine Cigarrette davon und raucht diese. Die Frauen schlucken den Rauch herunter und machen sich dadurch unfruchtbar. Die schlimmste Pflanze dieser Art ist die letzte, *lapalét* genannt. Die Pflanze hat eine Wurzel, die man abschält, in Scheibchen schneidet und dann abwechselnd mit Cocoskern isst. Kauen darf man das Zeug nicht, man muss es ganz herunterschlucken, da es zu bitter schmeckt. Das Gift dieser Pflanze ist so verderblich, dass es nicht nur Unfruchtbarkeit erzeugt, sondern auch einen drei bis vier Monate alten Fötus tödten kann. Was der Grund dieser Übel ist, weshalb die Leute sich unfruchtbar machen, und sogar den Abortus betreiben, ist uns noch ganz unbekannt. Auch die Männer wissen darüber nichts zu sagen, sie kennen weder die Geheimmittel der Frauen, noch auch deren Kunstgriffe, die Kindererzeugung unmöglich zu machen, nur die Thatsache, dass die Frauen solches thun, ist ihnen bekannt, sowie auch, dass dieselben hiezu Pflanzengifte nehmen. Über die näheren Umstände beobachten die verheirateten Frauen, welche allein in diese Geheimnisse eingeweiht sind, unverbrüchliches Stillschweigen. Von irgend welcher Vorsicht, das Leben des Kindes im Mutterleibe zu schützen, kennt die Tumleofrau auch wenig. Den lieben langen Tag hockt sie auf dem nassen Boden herum, noch kurz vor der Entbindung schleppt sie schwere Lasten, verbringt sie stundenlang bei der Fischerei in der See halb im Wasser stehend. Ist das Kind endlich zur Welt gebracht, so erwartet seiner oft ein grausames Geschick. Ist die Mutter seiner überdrüssig, wird das Kind erst nach dem Tode des Vaters geboren, ist es ein Mädchen, dem schon ein oder gar zwei Schwesterchen vorausgehen, so wirft die unnatürliche Mutter wohl das arme Wesen unter Umständen in die See, oder vergräbt es in die Erde, um dem jungen Leben ein Ende zu machen. Man zählte mir achtzehn Kinder auf, welche zum Theil getödtet wurden, zum Theile in der Gefahr schwebten, getödtet zu werden, sei es, dass bloß die Frage aufgeworfen worden war, ob man sie tödten sollte oder nicht, oder dass mitleidige Frauen das Kind aus der See oder der Grube herausholten. Auffallend ist auch, dass z. B. in dem benachbarten Dorfe Sapí unter 21 jungen Leuten von etwa 14—20 Jahren 14 Jungen und bloß 7 Mädchen sich befinden. Dasselbe ist in Einamúl der Fall, dort stellt sich das Verhältnis wie 11 zu 6. Noch ungleicher ist das Verhältnis in Ali, wo auf 11 Jungen nur 4—5 Mädchen gleichen Alters kommen. Auffällig ist auch, dass so manche Ehen anfänglich 2, 3 und vielleicht 4 Jahre unfruchtbar bleiben, dass häufig das erste Kind stirbt. Dass gewöhnlich 2—$2\frac{1}{2}$ Jahre zwischen der Geburt eines und des anderen Kindes liegen, mag wohl seinen Grund darin haben, dass die Mutter das Kind so lange, bis ins vierte Jahr, säugt und auch sonst im Anfange viel Last mit ihm hat. Ist das eine Kind gestorben, so folgt ihm vielfach schon bald wieder ein Brüderchen oder Schwesterchen. Wer von den Eltern an dem Kindermorde schuld ist, können

wir noch nicht so sicher sagen. Unstreitig haben jedenfalls die Mutter und andere ältere Frauen, die ihr bei der Geburt zur Seite stehen, die meiste Schuld daran. In den ersten zwei bis drei Tagen, besonders nach der ersten Entbindung, darf kein Mann, nicht einmal der Vater, Mutter und Kind sehen, die Männer glauben, dass sie dann sterben müssten, indem sie unnatürlich anschwellen und platzen würden. Und gerade in diesen Tagen, meist wohl schon in den ersten Stunden oder gleich nach der Geburt, wird das Urtheil über das Kind gesprochen und vollzogen, so dass der Vater vielleicht das Kind überhaupt nie zu Gesicht bekommt. Den Männern wird dann vielfach gesagt, das Kind sei todt geboren worden. Dass diese Ausrede nun nicht immer gebraucht wird, erhellt schon aus der Angabe der Schulkinder über die ausgeführten und versuchten oder beabsichtigten Kindermorde. Weshalb der Vater dem Gebaren der Mutter nicht entgegentritt, ob und inwieweit er dabei schuldig ist und ob bloß der Aberglaube ihn abhält, sich in derlei Sachen einzumischen, darüber fehlen uns bis jetzt noch jegliche Kenntnisse.

Familienzwiste kommen recht selten vor: dass ein Mann ständig oder auch nur öfters seine Frau misshandelt, kommt überhaupt nicht vor; übrigens würden die Verwandten der Frau und gleichalterige Leute, die auf derselben *anätjil* mit ihr groß geworden sind, solches nicht dulden und dem Manne bald mit Bogen und Pfeil zu Leibe rücken.

Zum Schlusse möge hier der besseren Orientierung wegen folgende Statistik[1]) Platz finden. Auf Tumleo gibt es augenblicklich unter circa 290 Menschen 64 monogamische Ehen. Unter den 64 Ehemännern sind 11, die früher schon Witwer waren, unter den Frauen 7, die früher schon Witwen waren; Männer, die ihre frühere Frau wegjagten, oder denen die erste Frau entlief und die wieder heirateten, 4; Männer, denen die Frau entlief und die nicht wieder heirateten, 2; Männer, die eine verstoßene oder entlaufene Frau heirateten, und demgemäß verstoßene oder entlaufene Frauen, die sich wieder verheirateten, 4; entlaufene Frauen, die nicht wieder heirateten, 1 (ihr Mann hat auch nicht wieder geheiratet, obschon die Trennung vor fast zwei Jahren erfolgte, wollten sich die Leute später wieder versöhnen; sie waren noch recht jung bei der Heirat). Aus diesen Ehen, die jetzt noch bestehen, sind bis jetzt 51 Kinder hervorgegangen. Gesammtzahl der Kinder dieser Eheleute, auch die aus früheren Ehen mitgerechnet, 69. Unter den 64 Ehepaaren sind solche, die überhaupt, auch aus erster Ehe, keine Kinder haben, 11; solche, die aus der zweiten Ehe keine Kinder haben, wie schon gesagt, 17. Unter diesen 11 Ehepaaren, die überhaupt jetzt keine Kinder haben, sind bloß 8, die noch nie Kinder hatten, die übrigen 3 hatten wohl Kinder, aber dieselben starben. Unter diesen 8 bis jetzt ganz kinderlosen Ehen sind 6, die erst in den letzten eineinhalb Jahren geheiratet haben.

Bigamien existieren hier auf Tumleo 7. Aus diesen Bigamien sind bis jetzt 16 Kinder entsprossen, also noch nicht einmal auf jede der verheirateten Personen ein Kind. Die eine Ehe ist mit 1 Kinde gesegnet, das der ersten Frau gehört; die zweite mit 3, von denen 1 der ersten, 2 der zweiten Frau gehören; die dritte mit 3, die der ersten; die vierte mit 1, das der zweiten Frau gehört; die fünfte mit 4, von denen 3 der ersten, 1 der zweiten Frau gehören; die sechste mit 2, die beide der ersten Frau gehören; die siebente mit einem, das der ersten Frau gehört. Bei den Heiraten war nur in 3 Fällen die zweite Frau jünger als die erste, in den anderen 4 Fällen waren die zweiten Frauen ältere Witwen, die schon zum Theil verheiratete Kinder hatten. Daher auch die geringe Kinderzahl aus diesen Ehen. — —

[1]) Die hier folgende Statistik ist einige Monate früher aufgenommen als die am Ende der Arbeit folgende.

An diesen Absehnitt anschließend möchte ich auch noch Einiges über die Art und Weise des Grüßens bei den Tumleo angeben. Treffen sich zwei Bekannte, so grüßt der eine den anderen freundlich. Das geschieht von Seite des einen auch dann, wenn der andere vorbeigeht, ohne seiner gewahr geworden zu sein. Vielfach erfolgt aber in diesem Fall der Gruß des Nachdrucks halber erst dann, wenn der Bekannte schon ein paar Schritte vorbei ist. Dieser ist dann natürlich überrascht und muss sich umwenden, den Gruß zu erwiedern. Fremde und Unbekannte gehen im allgemeinen schweigend aneinander vorüber. Auch solche, die einander feind sind, gehen stumm und kalt aneinander vorbei, um den Hass recht zum Ausdruck zu bringen, mit einer gewissen Ostentation.

Die hier am meisten gebrauchte Form des Grusses ist die Frage: *Jiji kovi eijen?* »Wohin gehst Du?« Als Antwort muss man angeben, wohin man gehen will. Der Erste antwortet dann meistens: *Ohe,* »gut so« und geht dann weiter. Eine andere Art des Grusses bildet die directe Frage, ob man da und dahin wolle, z. B.: *Jiji kovi Einamul?* »Willst Du in das Dorf Einamul?« Man antwortet, falls der Fragende das Richtige getroffen hat, mit: *Ohe.* Eine weitere Art des Grußes besteht darin, dass der Begegnende uns zuerst sagt, er sei da und da gewesen und gehe jetzt dort und dorthin: als Gegengruss erwartet er, dass auch wir unsererseits angeben, wohin wir wollen.

Wenn zwei Bekannte auseinandergehen, so besteht der Abschiedsgruss darin, dass der eine sagt: *Auéo kovi,* »ich gehe«, und der andere erwidert: *Jiji kovi,* »(ja,) Du willst fort«. Auch sagt man wohl, wenn man aus einer Versammlung weggeht: *Jiji kapu, auéo menovi,* »Ihr bleibt, ich gehe«. Kürzer kann man auch ausdrücken, dass man sich jetzt verabschieden wolle, indem man z. B. sagt: *Auéo teitmaul,* »ich gehe nach Westen, d. h. nach meiner Heimat, die im Westen liegt.«

XXII. Die Eigenthumsverhältnisse.

Es ist gewiss nothwendig, im Rahmen dieser Beschreibung der Verhältnisse auf Tumleo auch etwas über das Eigenthumsrecht, wie es hier ausgebildet ist, zu sagen. Die Eigenthumsverhältnisse, wie wir sie hier auf der Insel finden, können wir am besten in folgenden Sätzen ausdrücken:

Die Tumleo besitzen sowohl A) Privateigenthum, als auch B) Sachen, auf die sie gemeinschaftliches Eigenthumsrecht haben, und zwar im engeren und weiteren Sinne.

ad A. Das Privateigenthum kann man wieder nach verschiedenen Gesichtspunkten eintheilen.

I. In solches Eigenthum, das einer jeder einzelnen Person speciell gehört. Solches Eigenthum kann schon das kleinste Kind besitzen. Unter diese Kategorie gehören z. B. Kleidung, Schmucksachen, Dinge, die zum persönlichen Gebrauche dienen, als Bogen, Pfeile, Fischspeere, Fischnetze, ferner Sachen, die jemand sich selbst herstellt oder für sich gekauft hat. Erwirbt z. B. die Frau oder das Kind eine Axt durch Arbeit oder Tausch, so gehört dieses Werkzeug ihnen. Endlich Dinge, die jemandem geschenkt wurden, gehören auch dem Geschenknehmer, selbst wenn es ein Kind von zwei Tagen ist.

II. Rechnen wir unter Privateigenthum solche Sachen, welche Eigenthum der ganzen Familie (Vater, Mutter, Kinder, eventuell Brüder, Schwester, Großeltern, die zusammen wohnen) sind, als das Haus, verschiedene oder wohl der meiste Theil der Hausgeräthe, die von allen benützt werden, Fruchtbäume, Plantagen, die angebaut sind Fischer-Canoes.

III. Sachen, die der Verwandtschaft oder Familie im weiteren Sinne gehören, woran also auch schon anderwärts verheiratete Brüder oder Schwestern etc. noch Antheil haben. Solche Sachen können sein angebaute Plantagen, Canoes, Bäume.

ad B) Die Sachen, worauf mehrere ein gemeinschaftliches Eigenthumsrecht haben, können wir wieder eintheilen in solche:

a) Auf welche die Mitglieder einer *anitjól* ein gemeinsames Recht haben. Dazu gehören z. B. das *alól*-Gebäude, Canoes, welche von der ganzen *anitjól* besessen werden, sowie endlich der unbebaute Grund und Boden.

b) Auf welche die Einwohner eines ganzen Dorfes Anspruch haben. Dazu gehören z. B. das Geisterhaus, der *parák* nebst Einrichtung; die Gemarkung des ganzen Dorfes, die aber nach *anitjól* in bestimmte Parzellen zerfällt; Riffe zum Muschelfischen, sowohl hier um die Insel herum, als draußen im Meere, soweit dieselben im näheren Bereiche von Tumleo liegen; einzelne Plätze am Festlande, wo man Plantagen macht oder Bauholz und Sago schlägt.

Bezüglich des Grundeigenthums sind hier noch einige erläuternde Bemerkungen hinzuzufügen. Es wurde schon wiederholt darauf hingewiesen, dass unsere Dörfer hier in *anitjól*, d. h. wörtlich »Menschenplätze« oder am besten übersetzt wohl in Bezirke, zerfallen. Die Zahl der Bezirke wird nach der Zahl der *alól* bestimmt, die ein Dorf hat. So hat Sapi 6 *alól* und auch 6 Bezirke. Diese Zahl ist nun maßgebend für die Zahl der Feldgemarkungen, die ein jedes Dorf hat. Der ganze Grundbesitz unserer Insel unterscheidet sich nämlich zunächst nach der Zahl der Dörfer hier in vier größere Theile, indem jedes Dorf einen zusammenhängenden Complex von Grund und Boden besitzt. Dieser Antheil der einzelnen Dörfer zerfällt nun wieder je nach der Zahl der *alól*, die ein Dorf hat, in ebenso viele Gemarkungen, und zwar liegt die Gemarkung eines *alól* auch in einem Stück zusammen. Die Grenzen der Dorfcomplexe und *anitjól*-Gemarkungen werden durch Bäume der verschiedensten Gattung, die man dort gepflanzt hat, gebildet. An den Bäumen ist kein besonderes Zeichen mehr angebracht, die Leute wissen schon selber, wo die Grenze ist. Wie es nun scheint, ist dieser Grund und Boden, der zu einer *anitjól* gehört, gemeinsames Eigenthum der einzelnen Familien, die zu einer *anitjól* gehören, so dass sich jedes der Mitglieder des betreffenden Dorfbezirkes auf dem gemeinsamen Gebiete ein Stückchen für seine Plantage aussuchen kann. Die Plantage selbst, d. h. deren Früchte, Erträgnisse, die Bäume, die es dort gepflanzt, gehören ihm und das auch dann noch, wenn es nachher seine Plantage irgend wo anders hin verlegt. Bäume, die von selbst wachsen, sind gemeinsames Eigenthum der *anitjól*-Mitglieder. Wie leicht zu ersehen ist, könnten aus diesen letzteren Umständen leicht Verwicklungen zwischen den einzelnen Familien eintreten, wenn z. B. jemand in seiner Pflanzung neben den Bäumen des anderen, die dieser pflanzte, als er früher dort seine Plantage hatte, andere Bäume pflanzen würde. Aber zunächst kommt solches wohl nicht so oft vor; die Leute sind einestheils nicht so leicht bei der Hand mit dem Pflanzen von Bäumen und anderntheils bequemen sie sich auch den vorgefundenen Verhältnissen an. Dann ist wohl zu beachten, dass die Mitglieder einer *anitjól* sich als Geschwister betrachten, und daher ist es leicht, eine Verständigung in kleineren Schwierigkeiten bei ihnen zu erzielen; so kann z. B. der eine dem anderen seine Bäume schenken oder gegen ein Entgelt überlassen. Wenn auch die *anitjól*-Eintheilung, wie ich schon früher bemerkte, zu Zeiten als Tumleo noch mehr Häuser und Bewohner zählte, eine andere war, und auch ferner von mehreren Brüdern schließlich der eine sich in dieser, der eine in jener *anitjól* niederlässt, so ist doch die Grundbesitzvertheilung meist noch nach den alten *anitjól*-Eintheilungen gemacht.

Wenn ein Mann stirbt, so erben seine Kinder seine Rechte in der *anitjól* und damit außer dem privaten auch den gemeinsamen Grundbesitz, der dem Vater von der *anitjól* zukommt. Doch ist dieses Erbschaftsrecht noch mit manchen Beschränkungen verbunden. So viel wir jetzt über diese Sache wissen, ist es damit etwa wie folgt. Wenn

hier ein Kind, sei es Sohn oder Tochter, heiratet, so bekommt es in die Ehe nur das mit, was es selber an persönlichem Eigenthume hat. Dahin gehören z. B. Bogen, Pfeile, Fischspeere, Äxte, eventuell ein kleines Fischercanoe, Schmucksachen, Fruchtbäume, eine Plantage, Fischernetze, Töpfe, Eimer u. s. w., die das Kind sich früher selbst gemacht, respective angelegt hat, die es sonstwie erworben oder zum Geschenke erhalten hat. Wenn die jungen Eheleute selber das erste Kind bekommen, dann erhalten sie von den Eltern auch eine Ausstattung. Diese besteht in Töpfen, Äxten, Buschmessern, Schmucksachen und ähnlichen Sachen, wie die eben aufgezählten. Wenn die Eltern sterben, so theilen sich die verheirateten Kinder, die schon selber eine Familie haben, in den Besitz der Eltern, soweit dieser beweglich ist oder sich auf Bäume erstreckt. Wenn Kinder beim Tode ihrer Eltern erst im jugendlichen Alter stehen, so nehmen die Verwandten das bewegliche Vermögen in Verwahrung. Werden die Kinder später größer, so erhalten sie zunächst etwas von der Erbschaft der Eltern. Wie es sonst mit dem Erbschaftsrechte bestellt ist, z. B. wenn minorenne und majorenne Kinder (nach hiesigen Begriffen) vorhanden sind, oder wie es mit dem unbeweglichen Eigenthume geht, oder wie, wenn z. B. Geschwister oder Verwandte sterben, die keine Familie haben oder deren Kinder alle noch klein sind, das ist alles noch unbekannt.

Es kommt auch wohl öfter vor, dass jemand in einer fremden *anitjól*-Parzelle eine Plantage anlegt; das darf aber nicht so ohneweiteres geschehen, sondern er muss bei einem der *anitjól*-Mitglieder um die Erlaubnis fragen. Am besten und gewöhnlichsten geschieht das bei einem Verwandten. Wenn eine Frau aus einem Dorfe in ein anderes oder aus einer *anitjól* in eine andere heiratet — dasselbe kann auch beim Mann geschehen — so verbleibt ihm das persönliche Eigenthum, das er auf Fruchtbäume, die in der *anitjól*-Parzelle seines Ursprungs-*alól* stehen, hat. Auch ihren, respective seinen Kindern kommt noch dieses Eigenthumsrecht zu, nicht aber mehr ihren, respective seinen Enkeln. Nach dem Tode der Kinder fällt nämlich dieses Eigenthum wieder an die betreffende Familie des Ursprungs-*anitjól* zurück. Dadurch wird verhindert, dass der Besitz sich zersplittere und aufgetheilt werde.

XXIII. Die Namengebung.

Familiennamen kennen die Tumleo nicht, hier gibt es nur Personennamen. Da der Tumleo in seinem Leben selten mehr als einige tausend seinesgleichen sieht, so kommt es nicht gerade häufig vor, dass zwei oder mehrere derselben den gleichen Namen hätten. Der junge Tumleo erhält schon bald nach seiner Geburt einen, oder besser gesagt, mehrere Namen. Der Vater nennt das Kind so, und meist oder vielleicht immer benennt es die Mutter anders. Sind die beiden Eltern aus demselben Dorfe und derselben *anitjól*, was letzteres aber wohl selten, vielleicht kaum je eintreffen dürfte, so rufen die Leute im Dorfe und ebenso Angehörige fremder Dörfer das Kind mit diesem oder jenem Namen. Ist die *anitjól* oder das Dorf der Mutter von der *anitjól* oder dem Dorfe des Vaters verschieden, so wird das Kind vom Vater und auf dem Platze, wo es wohnt, nach dem Namen des Vaters benannt, ebenso anderwärts im Dorfe und in anderen Dörfern, mit Ausnahme in der *anitjól* oder dem Dorfe, woher die Mutter stammt. Dort nämlich heißt das Kind nach dem Namen, mit dem es die Mutter benannt hat. Oft hat aber ein Kind noch mehr als zwei Namen, und diese werden ihm wohl von den Verwandten oder näheren Bekannten beigelegt; die Leute kennen so ziemlich alle Namen einer ihnen irgendwie bekannten Person, und daher genügt es schon, wenn man einen von diesen Namen weiß.

Zum besseren Verständnis der hiesigen Namensbezeichnungen will ich hier einmal alle Namen unserer Schulkinder angeben und womöglich die Übersetzung hinzufügen, ebenso von mehreren Kindern noch die anderen, als der gewöhnliche Rufname, mit dem wir sie benennen. Aus diesem Verzeichnisse mag man ersehen, welche Namen die Tumleo tragen und wie die Namen zusammengesetzt sind. Zu bemerken ist schließlich noch, dass hier, wie auch in Europa, die neugebornen Kinder vielfach nach Namen verstorbener oder schließlich auch noch lebender Verwandten benannt werden. Dabei kommt es vor, dass das Kind wohl einen anderen Rufnamen hat, als z. B. der des Großvaters ist, aber doch denselben Namen hat wie dieser. Ferner muss noch gesagt werden, dass die Tumleo keine Namen haben, die ausschließlich den Männern, und andere, die ausschließlich den Frauen reserviert wären. *Alók* heißt z. B. hier eine Frau, in Leming heißt so ein Junge, allerdings mit der dem dortigen Sprachgeiste entsprechenden Betonung *álok*. Es folgen hier nun die Namen unserer Schulkinder:

A. Knaben.

1. *Lamaanén* = Fischmensch. *Lóma* heißt »Mensch«, »Wesen«; *anén* ist eine bestimmte Sorte Fische, die ich aber nicht mit dem deutschen Namen kenne.
2. *Umpó, Um?: po* heißt »Betelnuss«.
3. *Mōskanjún* = Todtengeist, der an der Küste liegt. *Mōs* der Todtengeist, *kankanún* »liegen«, *jun* »Seeküste«.
4. *Vatapāl vata? pāl* Name einer Seemöve.
5. *Anjí?*
6. *Auvijúret, Auvíj* der fliegende Hund; *Arét?*
7. *Masún?*
8. *Alapún, Ala* in Tumleo unbekannt, in Leming »die Plantage«, *Pon* eine Art Plattfisch.
9. *Meinmún, Mein* heißt »säuerlich« in Tumleo, »Vogel« in Arop; aus welcher von beiden Sprachen der Name abzuleiten sei, ist nicht zu bestimmen. Das Wort *Mein* = »Vogel« findet sich in vielen hiesigen Personennamen.
10. *Sol* = der Berg.
11. *Arakól*, Name eines Flusses etwa 10 Meilen südöstlich von hier am Festlande.
12. *Eijrerór*, Name eines Schwimmvogels oder Sumpfwatvogels am Festlande.
13. *Avu?*
14. *Eivi?*
15. *Vuiavi, Vúi* eine kleine Haifischart, *Avi* vielleicht corrumpiert aus *auvij* »der fliegende Hund« } Haifisch-Fledermaus.
16. *Lapóí* (*í* schwach), heißt in Leming »groß«. In Leming liegt dem Geiste der Sprache nach der Ton auf der *paenultima*.
17. *Tjamío*, eine Krebsart. Krebs.
18. *Panáh?*
19. *Apú, Po* heißt »Betelnuss«, *apú* »wilder Betel«.
20. *Simél?*
21. *Telsauveín, Tel* »die Spitze«, *sauveín* ein Volksstamm, südöstlich von hier am Festlande, auch wohl *Saueín*.
22. *Paniwet?*
23. *Savaú?*
24. *Eíló*, Name des Flusses *Rajú*, nördlich von Leming bei den dortigen Leuten, die aber *Eílo* betonen.
25. *Sírma?*

26. *Repmóam. Rep? móam* »aber nicht«, »doch nicht«.
27. *Solsér. Sol* »Berg«, *Ser* Volksstamm nordwestlich von hier, *Ser*-Berg.

B. Mädchen.

28. *Seiparák. Sei* »nieder«, *parák* »Geisterhaus«, vielleicht ist aber *sei* corrumpiert aus *síei*, eine Art Bambus, aus dem die *parák*-Flöten gemacht werden, und hieße darnach das Kind *Parák*-Flöte.
29. *Tentjám. Ten? tjam* »die Tante«.
30. *Einé?*
31. *Nápi?*
32. *Voré?*
33. *Otamen. O* eine Fischart, Tümmler; *tamen* »Frau«. Fischweib.
34. *Napús?*
35. *Eivúl? Ei* drückt eine Verstärkung aus, *vul* Leming: »das Wasser«. Viel Wasser.
36. *Peisúr?*
37. *Talél*, Name der großen Tridacna-Muschel.
38. *Veimól?*
39. *Manaú. Ma? Nau* heißt in Seléo »die See«.
40. *Tarapúl. Tara? Pul* »Schwein«.
41. *Tapúm*, so heißen die *parák*-Geister.
42. *Aué?*
43. *Mängsangúr?*
44. *Poví. Po* Betelnuss, *wí(e)* in Seléo »gehen«.
45. *Alitamen. Alí* Dorf in Tumleo, *tamen* »Weib«, Aliweib.
46. *Palúl.* Schmutz, Staub.
47. *Anovó. Anó* »Haus«, *vo* »Fischkorb«. Fischkorbhaus.
48. *Varél?*
49. *Noleo?*
50. *Tjapó. Tja* (Leming) der Platz. *po* Betelnuss. Betelnussplatz.
51. *Valis*, Name der Guilbertinsel bei den hiesigen Eingebornen. Dieselbe liegt 60 Meilen östlich von hier dem Festlande vorgelagert.
52. *Tamentjakó. Tamen* »Weib«. *Tjakó?*
53. *Tamensauveín. Tamen* »Frau«, *Sauveín* Stamm südöstlich von hier am Festlande, *Sauveín*-Frau.
54. *Meinsúm. Mein* (Arop): »Vogel«, *sam?*
55. *Makakú. Ma? Kakaú* Pflanze ad procur. abortum.
56. *Molapín. Mol* Gürtel. *apín* unten. Unter-Gürtel.
57. *Nimól?*
58. *Etjisaém?*
59. *Meinpúr. Mein* (Arop): »Vogel«, *pur* »viel«, Anhängesilbe. Viele Vögel.

Dazu seien noch eine Anzahl anderer Namen angeführt, deren Sinn besser verständlich ist.

A. Männliche Namen.

1. *Vurpús. Vur* (aus dem Arop) »Banane«, *pús* »weiß«. Weiße Banane.
2. *Vaurmaéil. Vaur* »Banane«, *maeíl* »schief«. Schiefe Banane.
3. *Parákmó. Parák* »Geisterhaus« / *Mo* eine Form für Vater } *Parák*-Vater ist, wie ich glaube, Name eines Geistes, den hier die Leute fürchten.

4. *Páre. Paré* heißt auf Seléo »Busch«.
5. *Kajúp. Kajúp* »bitten«, ebenso ist *kajúp* Name einer Blume auf Tumleo.
6. *Parákvóna. Parák* »Geistertempel«
vóna Fels in der See hier bei Tumleo } *Parák* auf dem *Vóna*.
7. *Mäntaléo. Män* »Vogel«, *taléo* Nordweststurm, Nordwestmonsun. Nomen proprium in Tumleo. Sturmvogel.
8. *Tau* = Huhn.
9. *Nospalép. Nos* »Land«, *palép* »groß«. Großes Land.
10. *Maropalép. Maró* »Baumfrucht«, Apfel, *palép* »großer«. Großer *Maró*-Apfel.
11. *Voparí. Vo* »Korb«, »Fischkorb«, *parí* »Zierpflanze. *Parí*-Korb.
12. *Maláp* = Däumling.
13. *Ser* = Servolk. Etwa 30 Meilen nördlich von hier am Festlande.
14. *Parákviem. Parák* »Geistertempel«, *viem* »Albatros«. Albatros-*Parák*.
15. *Alí* = Dorf hier auf Tumleo. Nom. proprium.
16. *Naní* = Raupe, Made.
17. *Aléo* = Krokodil oder Krieg.
18. *Mōsanopalép. Mōs* »Ahnengeist«, *áno* »Haus, *palép* groß. Großes Ahnengeister-Haus.
19. *Parákpeí. Parák* »Göttertempel«, *pei* »roth«. Rother Göttertempel.
20. *Neiupalép. Neíu* »Cocosnuss«, *palép* »groß«. Große Cocosnuss.
21. *Peim* = »Gürtel«, worin die Mutter das kleine Kind trägt vor der Brust.
22. *Neiuaróp. Neíu* Cocosnuss. *Aróp* Volksstamm am Festlande, circa 20 Meilen nordwestlich von hier. *Aróp*-Cocosnuss.
23 a. *Anosól. Ano* »Haus«, *sól* »Berg«. Berghaus.

B. Weibliche Namen.

23 b. *Laúl* Vogelname.
24. *Tamen räng vetj. Tamen* »Frau«, *räng* »Graspfeil«, *vetj* »klein«. Frau mit den kleinen Graspfeilen.
25. *Tjaó* = Muschelart.
26. *Tapel* = Tafel, Schüssel.
27. *Arón* = Staubregen, Dunst.
28. *Tamentaléo. Tamen* »Frau«, *taléo* für Nordwestmonsun. Nordwestwind-Frau.
29. *Tamenramúr. Tamen* »Frau«, *ramúr* »roth«, aus dem Seléo. Rothe Frau.
30. *Júak* = Ratte, große Maus.
31. *Eirauntaléo. Eiraún* »Baumblatt«, *taléo* »Nordwestwind«. Nordwestwind-Baumblatt.
32. *Alók* = »Kopfkissen«.
33. *Lapijanál. Lapíj* »Brot«, »Sago«
Anál Binnenlandstamm, der südlich von hier wohnt } *Anál*-Sago.
34. *Nostamen. Nos* »Land«, *tamen* »Weib«, »Frau«. Landfrau.
35. *Maló* = Name eines Fisches.
36. *Arín* = Riff, Korallenbank.
37. *Nosalítamen. Nos* »Land«, »festes Land«, auch das einer Insel. *Alí* Insel Alí, *tamen* »Frau«, Alíland-Frau. Alíinsel-Frau.
38. *Mamúm* = der Ducker.

Die Zusammensetzungen mit den Worten *tamen* »Frau«, *män* oder *mein* »Vogel«, *neiu* »Cocosnuss«, mit Fischnamen, mit *parák* »Götzentempel«, *mōs* »Ahnengeist«, *palép* »groß« sind, wie man sieht, besonders zahlreich.

Als erheiternden Abschluss lasse ich noch eine Anzahl Schimpfnamen folgen, mit welchen die Tumleo sich bei entsprechenden Gelegenheiten belegen. Die feinsten davon sind noch: *aní palé* »Waldmensch«, *anál-palé* oder auch *anál* allein »Analmensch«; *Anal* ist der Name eines Stammes, der auf dem Festland im Busch wohnt und von den Tumleo als uncivilisiert betrachtet wird; die drei Bezeichnungen hießen also ungefähr so viel, wie »Buschkerl«, »ungehobelter, ungeschliffener Kerl«. Resoluter sind schon die folgenden Bezeichnungen: *auritjalík maeíl* (Krummbein) »krummer Kerl«, *jaeík tjaratj* »verwachsener Krüppel«, *jaeik tapit* »kleiner Krüppel«, *salín rakún* »Plattgesicht«, *salín váí* »Haigesicht« (*váí* eine Art Hai, die selbst dem Menschen gefährlich wird), *salín pul* »Schweinsgesicht«. Der Gipfel der Liebenswürdigkeit wird etwa mit folgenden Wendungen erreicht: *matjúret tjaín* »Stinkmaul«, *sulapík tjaín* »Stinknase«, *saun pis kaleo* »Buntscheckiger«, »vom Ringwurm Zerfressener«, *saun alín tjaráp* »dir hängt die Haut in Fetzen herab«.

XXIV. Zeitrechnung und Sternkunde.

Unsere Tumleo sind in ihrer Zeitrechnung einzig und allein auf die Beobachtungen, die sie an den Gestirnen machen, angewiesen. Das genügt für die hiesigen Verhältnisse vollkommen, zumal da die »Astronomie« hier mehr entwickelt ist, als man vermuthen sollte.

Der erste und wichtigste Factor, nach dem hier die Zeit bestimmt wird, ist natürlich die Sonne. Nach ihrem Stande berechnen die Eingebornen tagsüber die Zeit. Der Tumleo kennt eine Morgenröthe *alulí kúra* = »Im Osten strömt es«, vielleicht »flutet das Licht herauf« (*síes kúra*, z. B. heißt »der Meeresstrom«, »die Strömung«). Die Zeit des Sonnenaufganges heißt *os kahú* »die Sonne steigt auf«, die Zeit des frühen Morgens *tjim katjém;* des Morgens *os kahú alulí* »die Sonne geht im Osten in die Höhe«, des Mittags *os paheinsi* = »die Sonne steht senkrecht« oder *os tjeranglaín* = »die Sonne steht in der Mitte«, »die Sonne hat ihren halben Bogen zurückgelegt«, des Nachmittags *os katulkei maul* = »die Sonne rückt nach Westen«, des Abends *os kaheí peitj* = »die Sonne steht schon der Erde nahe«, des Abends *lali,* der Abendröthe *alumail mahon* = »Westen hat die Farbe, wie unreife Frucht«. Fast alle diese Zeitbestimmungen hört man täglich aus dem Munde der Eingebornen; am seltensten gebraucht werden wohl die Ausdrücke *os kahú alulí,* weniger selten, aber doch nicht gerade oft gebraucht ist das *os (ei)katulkeí maul.* Da man hier wahrscheinlich kein unserem deutschen »Wann« entsprechendes Fragewort hat, so fragt man bei Zeitbestimmungen: »Wo steht die Sonne, wenn du losfährst?« Darauf ist die Antwort: »Wenn die Sonne da und da steht, so wollen wir losgehen«, dabei zeigen sie, welchen Sonnenstand sie meinen. Ob nun die Frage oder das Ungewisse der beiden vorgenannten Zeitbestimmungen selbst den Eingebornen veranlassen, von denselben nicht so oft Gebrauch zu machen, oder ob noch andere Gründe ihn dazu bewegen, lassen wir dahingestellt sein. Auf Tumleo lautet die genannte Frage und Antwort: »*Os náipu eíjen, jíjí marahéo?*« = »Die Sonne ist wo, (wenn) du losfährst?« Antwort: *Os kúpu on, etét tahíl maul*« = »(Wenn) die Sonne steht da, so ich eile (per Segel) nach Westen = so fahre ich nach der uns bekannten Gegend, die westlich von hier liegt.« In der Zeitbestimmung beruft man sich auch wohl, wenn auch nicht gerade oft, auf die Gezeiten des Meeres, z. B. »Wenn die Flut kommt, so wird der Todte begraben«, *Mamús eikahú, láma kamät eiranúnje.* Bei Bestimmung der Nachtzeit hilft man sich zunächst mit den beiden unbestimmten Ausdrücken *pung laín,* d. h. »mitten in der Nacht«, und *tau kaléo* »wenn die Hähne krähen = am Ende der Nacht«. Nähere

Bestimmungen der Nachtzeit werden natürlich vor allem nach dem Stande des Mondes gemacht. So frage ich z. B. des Nachts bei einem Tanzfeste einen Bekannten:

Jiji kauí áno pamuám?

»Du gehst (nach) Hause (noch) nicht?«

Er antwortet vielleicht:

Zanár nahá etét menauí oder: *Zanár kápu*

»(Wenn) der Mond aufgeht, ich gehe« »(Wenn) der Mond ist

om etét menauí oder: *Zanár naheí, zanár tjarír*

da (er zeigt mit dem Finger), ich gehe« »(Wenn) der Mond sinkt, der Mond untergeht,

etét kauí áno.

ich gehe (nach) Hause.«

Die Zeit der späten Nacht, lange nach Mitternacht, bezeichnet man auch mit dem Ausdruck *kon*, welches das Lemingwort für »Nacht« ist.

Ganz genaue Bestimmungen der Nachtzeit macht man auch nach dem Stande einzelner bekannter Sterne oder Sternbilder. Die Tumleo kennen derselben eine ziemliche Anzahl: Die Venus *t(i)aurám* oder *matempaún rakún (?)*, den Jupiter *matempaún lauvén*, den Sirius *tiaulalitalín*, Orion *paúp jútol*, Rabe *tiaulapijrarír*, den großen Bären *peím jalíu* (*peím* ist hier ein zusammengeknotetes Baststück *[mol]*, welches die Mutter unter der einen Schulter und über der anderen quer über Rücken und Brust trägt, und worin sie ihr Kleines birgt; *jalíu* »auf der See«, der große Bär steht hier über der See), »Kreuz des Südens« *peím pak* (*pak* Festland«, das Kreuz des Südens steht hier über dem Festlande von Neuguinea), Stern η (?) im Stier *taun*, heller Stern, vielleicht α im Scorpion *sanír;* die Leute kennen auch, wie es mir scheinen möchte, das ganze Bild des Scorpions, wenigstens den Kopf desselben, den sie *romín mán* »Vogelkopf« nennen.

Diese Sternbilder wurden mir in den Monaten März und April von den Eingebornen gezeigt. Ich zweifle nicht, dass sie auch von den anderen zu der Zeit nicht sichtbaren noch viele kennen. Mit Hilfe einer guten Karte, die uns leider jetzt noch fehlt, hoffen wir später das Genauere darüber noch feststellen zu können. Für die Zeitbestimmung gebraucht man die Sternbilder nun ähnlich wie auch den Mond. So fragten wir ebenfalls bei einem Tanzfeste einen Mann:

Kokamá, jiji kauí áno pamuám?

»Kokama, du gehst (nach) Hause (noch) nicht?«

Die Antwort lautete:

Sanír eitjarír etét menauí.

»(Wenn) der helle Stern im Orion untergeht, ich gehe.«

Eine Eintheilung der Zeit nach Monaten ist unseren Tumleo bekannt. Es gibt in Tumleo Namen für zehn Monate, die anderen drei bis vier werden nicht benannt, sondern haben den gemeinschaftlichen Namen: *zanár janút* »Monat (*zanár* = ‚Mond' = ‚Monat'), wo die See ruhig ist«. Die Namen der 10 einzelnen Monate sind: 1. *zanár aréo* »Apfelsinenmonat«, weil in demselben die wilden Apfelsinen reif sind; die Knaben treiben ihr Spiel mit denselben, wie es oben geschildert ist. 2. *zanár nauvín*, »Monat der Nauvinfische«, oder auch *zanár räng*, »Monat der Graspfeile«, weil in dieser Zeit die Jugend sich mit Graspfeilen beschießt, s. S. 329. In demselben Monate werden auch besonders am Festlande neue Plantagen angelegt. 3. *zanár mosaléo* oder auch *zanár palép* = »Monat, wo der *mös* (Todtengeist) Streit macht« oder »Großer Monat«: in diesem Monate, der ein echter Freudenmonat zu sein scheint, begeben sich die Knaben und Jungen von 12—20 Jahren in den Busch und machen dort aus Reifengestellen, die sie mit Rinde überziehen, eine

Art Dukduk-Tanzkappen. An einigen Tagen bei Mondschein nun ziehen sie diese Dinger an, oder vielmehr setzen sie dieselben auf, kommen ins Dorf und tanzen in diesen Kappen auf einzelnen Plätzen oder vor einzelnen Häusern herum. Dieser ganze Aufzug macht sich sehr drollig, bisher konnten wir noch nichts Bestimmtes über die Sache und ihre Bedeutung erfahren. Der Name weist wohl schon darauf hin, wo die Sache hinaus soll. Hoffentlich bringt die nächste Zukunft (der *zanár mosaléo* kommt bald wieder) auch darin etwas Licht. 4. *zanár laúl.* In diesem Monate ist die See besonders unruhig. Es ist um die Zeit der Wintersonnenwende. Zu dieser Zeit schaukeln sich die Kinder recht gerne. Sie binden oben an den Cocosbaum eine Liane, lassen diese herabhängen und schaukeln sich damit herum. Oft sogar machen sie auf einem niedrigen Baum eine Art Leiter, nehmen dorthin das Ende der Liane mit und lassen sich von dort heruntersausen, in weitem Bogen gehen sie nach der entgegengesetzten Seite und schnellen auch wieder auf den alten Standpunkt zurück. 5. *zanár mahúl.* 6. *zanár tamún reijúl;* in diesem Monate beruhigt sich allmählich die See. 7. *zanár karím.* In diesem Monate schlagen die Leute von Leming die große Trommel, daher der Name (*karím* = »Trommel«); in demselben Monate kehren auch einige Vögel, welche im *zanár nauvín* von hier tiefer ins Festland hineinzogen, wieder zurück. Es sind der *mán kauvér, mántoréü* und *japúr,* der erstere und letztere haben etwa Dohlengröße, ihr Gefieder ist schwarz mit bläulichen und anders-farbigen Federn, den *mántoréü* kenne ich nicht weiter. Im *zanár karím* reifen auch die ersten Feldfrüchte in den Plantagen der Festlandsbewohner. Im selben Monate glättet und beruhigt sich die See ganz und gehen die Tumleo da wieder zuerst auf Reisen, während sie zur Zeit des Nordwestwindes meist zuhause bleiben mussten. Nur dann und wann fahren sie zu einem größeren Fischzuge nach der Aliinsel, Angél oder Seléo oder bei günstigem Wind und Wetter nach Leming, um dort vor allem Tabak zu holen. Im selben Monate zeigen sich vor der Mündung des Rajuflusses, der dem Dorfe Einamúl gegenüber am Festlande mündet und etwa zwei Seemeilen weit entfernt ist, die *vanúp,* eine Art armlanger Silberfische, deren Fleisch von unseren Leuten sehr geliebt und aufs eifrigste gejagt wird. 8. *zanár avél tjeparén* = »Monat der alten *avél*-Fische«. Der Monat hat seinen Namen von einer Fischart *avél,* die in dieser Zeit häufig gefangen wird. 9. *zanár matimalú.* 10. *zanár tjín.* In diesen beiden Monaten und in den nachfolgenden 3. bis 4. *zanár janút* sind die Tumleo fast beständig auswärts auf Handels- und Geschäftsreisen begriffen. Da ruhen alle anderen Geschäfte und Festlichkeiten, ja es scheint, dass sie nicht einmal mehr Zeit haben, den betreffenden Monaten einen Namen zu geben.

Die Leute behalten gar nicht im Gedächtnisse, wie viel *janút*-Monate schon verflossen sind, manche mögen sich kaum Rechenschaft darüber ablegen, wie gerade der jeweilige Monat heißt. Den Anfang ihrer Zeitrechnung bestimmt man auch wieder nach dem Laufe der Gestirne. Der Tumleo weiß ganz genau, wann das und das Sternbild oder der und der Stern aufgeht oder untergeht für uns, d. h. für uns sichtbar wird oder verschwindet, dann ist die und die Jahreszeit. So sagte mir noch neulich jemand: *taunkahú alulí, leijél,* d. h. »wenn der und der Stern (?) im Stier im Osten aufgeht, so (ist die Nordwestzeit da) wird die See unruhig«. Diese Zeitrechnung beginnt mit dem *zanár aréo,* der etwa dem October entspricht.

Die größeren Zeitperioden, als halbe Jahre, werden nach verschiedenen Ereignissen bemessen. So benennt man das eine halbe Jahr *leijél,* d. h. »(Zeit der) stürmischen See« und das andere *janút,* d. h. »(Zeit der) ruhigen (See)«, oder man sagt: *os nahús* = »wenn die Sonne (auf ihrer Bahn) nach Süden geht« und: *os navút* = »wenn die Sonne (auf ihrer Bahn) nach Norden geht«. Oder man denkt auch an die herrschenden Winde, die jeder etwa ein halbes Jahr anhalten, und spricht demnach

von *talêo* = »Nordwest« und *rieí* = »Südost«, z. B. *Talêo kamieí, etét rajem laum* = »wenn der Nordwest wiederkehrt, so baue ich ein Haus«. Ob unsere Leute einen rechten Begriff vom Jahr haben, ist uns noch nicht klar. Sie haben ein Wort *tapén*, welches man wohl in diesem Sinne gebrauchen kann, aber ich zweifle sehr, dass sie sich darunter eine geschlossene Zeitperiode von 13—13½ Mondmonaten denken, *tapén* heißt nämlich auch »gute See«, »gutes Wetter« und besagt soviel wie *leijél*. Wir brauchen es vielfach für das Wort »Jahr«, das uns sonst fehlen dürfte. Der Begriffsübergang ist auch kein allzu schwerer.

Abb. 262. Keule (¹/₈ n. Gr.).

Abb. 263. Keule (¹/₈ n. Gr.) nebst Ornament des Griffes (¹/₂ n. Gr.).

Es erübrigt noch, ein wenig über die Arbeiten zu sagen, welche unsere Tumleo in den einzelnen Jahreszeiten verrichten. Die Südostzeit ist die Zeit des Handels, der Reisen, des Einkaufes der nöthigen Nahrung. Größere Arbeiten werden in dieser Zeit von den Männern keine unternommen. Man hält eben nur die Pflanzung imstand, geht auf den Fischfang, macht diese oder jene kleinere Reparatur am Hause oder Canoe, schafft Material für den Hausbau herbei, das man, wie z. B. jetzt *atap*, schon öfter auswärts kauft. Das ist so ziemlich alles. Feste werden im Südost fast keine gefeiert und wenn doch, so sind es fast nie Tanzfeste, sondern meist nur ganz kleine Feiern. Im Nordwest aber ist die Sache anders. Da werden Häuser und Canoes gebaut, respective ausgebessert, Plantagen angelegt, allerlei Sachen für das Haus gemacht, größere Fischzüge nach den benachbarten Inseln unternommen. Feste gefeiert mit und ohne Tanzvergnügen, mit öffentlichem oder mehr privatem Charakter. Alles scheint da neu erwacht zu sein. Selbst Kriege und Streitigkeiten blühen da. Die Leute können in der Zeit sich wieder mit sich selber beschäftigen — früher bei den Reisen gieng das nicht. Noch in jedem Nordwest, solange wir hier sind, hat es eine oder mehrere solcher Streitigkeiten abgesetzt, mehrere mit blutigem Ausgange, im ganzen wurden dabei, so lange wir hier sind, zwei Mann getödtet und fünf verwundet. Die Hausfrau hat wohl im Südost die meiste Arbeit, dann müssen Töpfe gemacht werden, des Tags über haben wir in der Zeit die großen Ebben, und da muss sie auf dem Riffe fischen. Dazu kommen die Arbeiten im Dienste der Familie und für die Reinhaltung des

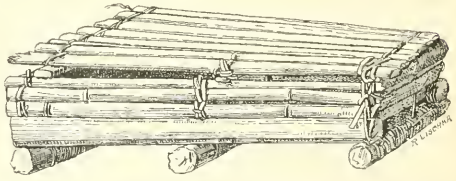


Abb. 264. Kindersarg.

Hauses und des Hausplatzes. Im Nordwest hat sie mehr Muße, da ist sie nicht so mit ihrer Töpferware beschäftigt, obschon auch da die Töpferarbeiten nie ganz ruhen, außerdem ist die große Ebbe des Nachts, da gibt es nicht soviel Arbeit mit dem Fischen; sie hat daher auch jetzt Zeit und Gelegenheit, sich an den Festen, die allenthalben gefeiert werden, zu betheiligen.[1])

Statistik der Bewohner von Tumleo.

Aufgenommen am 1. Januar 1901.

Vorbemerkungen.

I.

a) Die »laufende Nummer« vor der Rubrik der Männer gilt zugleich für alle übrigen Abtheilungen.

b) Die erste Nebencolonne bei »Männer« gibt an, ob der Mann verheiratet (= **v**), verwitwet (= **w**) oder ledig (ohne Zeichen) ist. $\mathbf{v}^2$, $\mathbf{v}^3$ bedeutet zum »zweiten-, respective zum drittenmal verheiratet«, **vv** = zu gleicher Zeit zwei Frauen besitzend, $\mathbf{v}^0$ = die Frau wurde entlassen oder entlief, $\mathbf{v}^2\mathbf{v}$ = zum zweitenmal verheiratet nach dem Tode seiner Frau und zugleich zwei Frauen besitzend, $\mathbf{w}^2$, $\mathbf{w}^3$ = zum zweiten-, respective drittenmal verwitwet.

c) Die zweite Nebencolonne lässt die Geschwisterschaft erkennen. Alle, welche die gleiche Zahl in Parenthese haben, sind Geschwister zu einander, entweder ganze oder halbe. Wo der Fall vorgekommen ist, dass ein Witwer mit Kindern eine Witwe geheiratet hat, die ebenfalls schon Kinder besitzt, somit dann die aus dieser Ehe hervorgegangenen Kinder wohl Halbgeschwister sowohl der ersten Kinder ihres Vaters als der ihrer Mutter, jene aber untereinander nicht verwandt sind, so haben zwar alle diese Kinder dieselbe Nummer, zur Unterscheidung aber ist an der Klammer der Kinder aus erster Ehe ein Zeichen gefügt, und zwar für die Kinder des einen Theiles ein Strich —, für die des anderen zwei Striche =, z. B. (10)— a (10) b (10)= c, **a** und **c** sind Halbgeschwister von **b**, untereinander aber nicht verwandt.

II.

a) Die Colonne vor der Rubrik der Frauen gibt an, an wen sie verheiratet sind, z. B. eine vor 5 dem Namen bedeutet »verheiratet an den Mann Nr. 5«. Ist die Frau Witwe ohne Kinder, so hat der Name keine Zahl, ist sie Witwe mit Kindern, so hat er eine Zahl mit dem Buchstaben **f**.

b) In der ersten Nebencolonne bedeutet **vv** jetzt »die zweite Frau eines Mannes«.

III.

a) Die Colonne vor der Rubrik der Jünglinge gibt an, wessen Kinder sie sind. Stammt das Kind aus erster Ehe des Vaters, so ist ein **m** vorgesetzt, wenn aus erster Ehe der Mutter, so ein **f**. Ein + bedeutet, dass die Eltern gestorben sind.

b) Alles übrige ist wie bei I und II.

IV.

Die Rubriken der Jungfrauen sind in gleicher Weise zu verstehen wie die der Jünglinge.

V., VI.

Das Gleiche gilt von denen der Knaben und Mädchen. Eine kleinere Zahl nach der größeren in der ersten Colonne gibt an, von welcher Mutter das Kind stammt, z. B. 18[1] ist das Kind der ersten rechtmäßigen Frau des unter 18 aufgeführten Mannes, 18[2] ist das Kind der zweiten Beifrau desselben Mannes.

[1]) Zum Schlusse seien noch einige Abbildungen zu den früheren Capiteln nachgetragen.

I. Die Bewohner des Dorfes Sapí.

Laufende Nummer	Männer	verheiratet od. Witwer	Geschwister von	verheiratet an	Frauen	verheiratet od. Witwe	Geschwister von	Kind von	Jünglinge	Geschwister von	Kind von	Jungfrauen	Geschwister von	Kind von	Knaben	Geschwister von	Kind von	Mädchen	Geschwister von
1	Ropa	v	(1)	1	Saraluhmaaltamen	v	(18)	+	Ser	(1)	f 4	Nau	(36)	2	Avu	(41)	2	Teinfam vet	(41)
2	Mazazoi	v	(2)—	2	Arapona	v		+	Sakeij	(1)	m 5	Aron vet	(37)	2	Tamiro	(41)	6	Apen	(43)
3	Manare	v[2]			Laül	w		+	Parakvom	(2)	f 31	Ayisaëm	(38)	3	Lamaanen	(42)	+	Nimal	
4	Katif[1])	v	(3)	3	Kake	v	(4)	f 33	Apo	(30)	+	Kasor	(29)	3	Papa	(42)	+	Anovo	(39)
5	Markos[2])	v[2]		4	Takéi[1])	v[2]	(17)	+	Salapei	(31)	+	Asak	(39)	m 5	Ayirorer	(37)	9	Vorëi	(44)
6	Salimus	v		5	Narmarik[2])	v[2]	(18)	m 10	Kolalen	(11)	18[1]	T'alel	(40)	f 31	Arakol	(38)	13	Otamen	(45)
7	Lapau	v		f 31	Sumi	w	(2)—	+	Eitu	(29)				f 31	Moskañun	(38)	13	Tamentaleo	(45)
8	Masmalo	v	(71)	6	Salum	v[2]	(16)	15	Ter	(16)				6	Lapau	(43)	16	Sarke	
9	Mazor	v[2]		f 32	Amase	w		15	Tarau	(16)				7	Meirapalep		17	Palul	(34)
10	Vare	w		7	Afe	v	(15)	+	Makau	(32)				f 33	Eiri	(30)	17	Alitamen	(34)
11	Kaloi	v	(11)	f 33	Nopmil	w		+	Ayon	(33)				9	Ninsoi	(44)	18[1]	Arir	(40)
12	Einfeo	v			Teinfam	w	(2)—	+	Akok	(33)				12	Sariria		19	Napi	(46)—
13	Parakmo	v		8	Rapof	v		+	Kamovo	(33)				18[1]	Vatapel	(40)	f 35	Talel	(47)
14	Avom	v	(32)	9	Minsei	v	(19)—	17	Ali	(34)				18[2]	Eifapä	(40)	f 35	Vunupätamen	(47)
15	Avoi	v		f 35	Alamel	w[2]	(17)	f 39	Kokato	(2)—				f 39	Umpo	(2)—	15	Povi	(16)
16	Aror	v	(16)	f 36	T'ao	w											18[2]	Savé	(40)
17	Sive	v		11	Tampanik	v	(20)												
18	Okama[3])	v v	(17)	f 37	Samei	w													
19	Vanrmeil	v	(2)	12	Sayerpalep	v	(17)												
20	Lamein	w		15	Tamenfeo	v	(32)												
21				14	Neim	v													
22				15	Akano	v													
23				16	Amari	v	(13)												
24				17	Vakei	v	(29)												
25				f 38	Perare	w													
26				18[1]	Saryon	v	(3)												
27				18[2]	Kali	v v	(29)												
28				f 39	T'akein	w													
29				19	Vatak[4])	v[2]													

[1]) Katif hat zur Frau die Takéi, die von ihrem ersten Manne, Apuk aus Einamul (s. dort Nr. 11), verstoßen war. Apuk heiratete darauf Lapij-anal. Nau, das Kind der Takéi und des Apuk, wurde von Katif adoptiert und ist jetzt zur Jungfrau herangewachsen.

[2]) Markos ist mit Narmarik verheiratet. Nach dem Tode seiner ersten Frau heiratete er ein Mädchen aus dem südostlich von hier wohnenden Jamirstamme. Doch schon nach einigen Tagen verließ diese Tumleo. Darnach heiratete Markos dann die Narmarik. Dieselbe war früher bei dem Malolstamme, nordwestlich von hier, verheiratet, wurde von ihrem ersten Manne, von dem sie wenigstens ein Kind hatte, verstoßen, heiratete dann einen anderen Malol, von dem sie mehrere Kinder hatte. Nach dem Tode dieses Mannes kam sie mit ihren Kindern nach Tumleo. Die Kinder starben aber hier, und ein paar Jahre später ward sie die Frau des Markos. Ihr erster Mann in Malol lebt noch, derselbe ist auch längst wieder verheiratet.

[3]) Okama hat zwei Frauen, beide haben Kinder.

[4]) Vatak ist Mutter eines Sohnes Ayi-aret, der unter den Knaben von Anopäs (s. dort Nr. 15) verzeichnet ist. Als die Mutter nach dem Tode ihres ersten Mannes nach Sapi heiratete, blieb der Knabe in Anopäs bei seinen Pflegeeltern Moyun (Pflegevater) und Ataun (Pflegemutter). Ayi-aref hat zwei Halbschwestern, Napi, die als Nr. 12 unter den Sapikindern sich findet und mit ihm dieselbe Mutter, Vatak, hat, und Raur, Jungfrau von Anopäs, die mit ihm denselben Vater, T'atan, den ersten Mann der Vatak, der diese als Witwer heiratete, gemeinsam hat.

Das Dorf Sapi zählte am 1. Januar 1901 an Gebäuden einen alten zerfallenen Parak, 6 Alol, 17 bewohnte Häuser. Dazu stehen noch einige kleine Schuppen und unbewohnte zerfallene Hütten im Dorfe.

II. Die Bewohner des Dorfes Einamúl.

Laufende Nr.	Männer	verheiratet od. Witwer	Geschwister von	Verheiratet an	Frauen	verheiratet od. Witwe	Geschwister von	Kind von	Jünglinge	Geschwister von	Kind von	Jungfrauen	Geschwister von	Kind von	Knaben	Geschwister von	Kind von	Mädchen	Geschwister von
1	Parakvona	v		1	Tamenramur	v	(2)=	f 4[2]	Aleo	(57)	1	Teilem	(20)	f 4[2]	Sanipa	(57)	1	Eivul	(20)
2	Amaul	v[2]	(48)	4[2]	Aron takin	v v[2]		3	Kampatif	(48)	f 18	Raui	(55)	1	T'ameo	(20)	5	Napus	(58)
3	Lapij-yup	v		2	Aki	v	(53)	f 16	Ayau	(19)	+	Amok		2	Mazn		6[1]	Vanapä	(64)
4	Pare	v v		3	Ńangon takin	v	(54)	f 5	Nani	(58)	+	Yuak	(47)	4[1]	Ramram	(61)	6[2]	Peisar	(59)
5	Kayup	v[2]	(49)	4[1]	Atakon	v	(55)	7[1]	Páse	(59)				4[1]	Meinrik	(61)	f 17	Eirauntaleo	
6	Apas	v v	(50)	f 16	Sakanä	w[2]	(56)	7[2]	Sani	(59)				8	Solparau	(62)	m 8	Varel	(62)
7	Ripos	v v	(50)	5	Alez	v[2]		f 10	Pat[7])	(15)				f 6[2]	Mosanopalep	(52)	m 10	Noleo	(31)
8	Eikaläu	v[2]	(51)	6[1]	Teimamas	v		+	Vune	(60)				9	Mänsavapä		11	Atimo	(36)
9	Mäntaleo	v	(51)	7[1]	Amaze	v		+	Ate	(60)				11	Avop	(36)	11	Atöi	(36)
10	Eiremrem	v[2]	(51)	7[2]	Meinyar	v v	(2)—	f 13	Sapako	(53)				12	Payei vef				
11	Apuk[1])	v[2]	(52)=	f 17	Anko[6])	w[2]	(49)		Ariñi					m 13	Maron				
12	T'araken	v	(52)	f 18	Volapau	w	(54)	+	Karom					15	Lamaraunris				
13	Mopel[4])	v[2]	(49)	8	Yeiyo	v[2]	(10)=							5	Märpalem	(58)			
14	Lapop[5])	v	47	6[2]	Alok	v v[2]								+	Apo vef	(47)			
15	Sanyol[2])	v		9	Ńangon vef	v	(53)							f 5	Lapoi	(58)			
16				10	Tayer	v[2]								6[1]	Panas	(64)			
17				11[2]	Lapij-anal[1])	v	(57)												
18				12	Arin	v	(58)												
19				13[2]	Malo[4])	v[2]													
20				14	Tamentareklol	v[2]	(90)												
21				f 19	Tamensayau	w													
22				15	Nostamen	v													

[1]) Apuk verstieß seine erste Frau, die Takèi (s. die Statistik von Sapi unter 4), und heiratete die Lapij-anal.

[2]) Sanyol, ein Mann aus dem Stamm der Arop, ist der einzige Fremde, der sich hier verheiratet hat und als Fremder ansässig ist. Außerdem ist seit mehreren Jahren ein Aropjüngling hier (s. die folgende Anm.).

[3]) Ariñi, aus dem Stamm der Arop, dessen Vater, Mutter und Geschwister in Arop leben.

[4]) Mopel hatte bis vor ungefähr vier Monaten zwei Frauen. Die zuerst geheiratete, Patarau, ist ihm endlich entlaufen nach einer nicht gerade glücklichen Ehe und hat in Ali den Nospalep (s. dort unter 4) geheiratet. Ihr Kind, Maron, ein Knabe, ist beim Vater geblieben. Die zweite und jetzt einzige Frau des Mopel, Malo, hat schon Enkelkinder und könnte ganz gut die Mutter ihres Mannes sein, da ihre Enkel noch älter sind als das Kind des Mopel. Fast auf gleiche Weise verhält es sich mit der zweiten Frau des Pare (s. Nr. 4).

[5]) Lapop hat die Tamentareklol zur Frau. Dieselbe ist die rechtmäßige Frau des Malap in Ali (s. dort unten 4), trennte sich aber bald von diesem und heiratete zweimal kurz nacheinander den Lapop. Auch diesem ist sie aber jetzt zum zweitenmal entlaufen.

[6]) Anko hat schon ein bewegtes Leben hinter sich. Sie heiratete zuerst einen Mann aus dem Stamm der Leming, Kaleam aus dem Dorfe Vokau. Diesem entlief sie und heiratete den Peir-tal aus Sapi, der jetzt schon gestorben. Sie wurde aber von ihm entlassen, knüpfte dann Verbindungen an mit dem Sapimann Mazoi (s. dort unter 9), die aber, wie es scheint, nicht zu einer Heirat führten. Endlich heiratete sie den jetzt verstorbenen Einamúlmann Epau, von dem sie ein kleines Töchterchen hat.

[7]) Pat ist seit etwa zwei Jahren fallsüchtig und halb verrückt, früher schien er ganz normal zu sein. Er mag jetzt 18 Jahre zählen.

Am 1. Januar 1901 zählte Einamúl an Gebäuden einen alten zerfallenen Parak, vier Alol nebst einem provisorischen Alol und 18 bewohnte Häuser, dazu noch einige unbewohnte Häuser und Schuppen.

Laufende Nr.	Männer	verheiratet od. Witwer	Geschwister von	verheiratet an	Frauen	verheiratet od. Witwe	Geschwister von	Kind von	Jünglinge	Geschwister von	Kind von	Jungfrauen	Geschwister von	Kind von	Knaben	Geschwister von	Kind von	Mädchen	Geschwister von
1	Valan	v	(73)	1	Navuf	v	(78)	f 18	Vor	(73)	+	Tamentapi	(70)	1	Alavar		2	Pasul	
2	Kautem	v	(93)	2	Tamenarino	v		+	Peinap		6	Valis	(77)	m 4	Neiupun	(79)	m 4	Meinas	(79)
3	Anokep		(18)	4	Pa'arau[1])	v[1]	(57)	f 19	Neiupalep		+	Tamen sauvein	(78)	6	Telsauvein	(77)	m 4	Arapos	(79)
4	Nospalep[1])	v[3]	(93)	6	Kayamo	v		+	Savauvä	(76)	+	Molapin	(76)	6	Neiuarop	(77)	6	Tamenfako	(77)
5	Maropalep			f 18	Voka	w[2]	(91)	+	Sanrui	(76)	m 13	Makakau	(58)	+	Panivei	(78)	f 18	T'apo	(73)
6	Paro[2]	v		f 19	T'auvelpos	w		+	Kautek		m 13	Tamentamor	(58)	m 7	Añi		f 20	Meinsam	(65)
7	Nivei	v[1]	(90)	7	Ayel	v	(70)	+	Mutei	(67)				11[1]	Sinkarei	(80)	1[1]	Teimam	(80)
8	Avik[2])	v[2]	(65)		Marpäs	w	(90)	m 13	T'eip	(58)				m 12	Sirma	(81)	9	Afip	
9	Veikä	v		f 20	Ampoil	w	(71)	16[1]	Karvef					12	Samar	(81)	15	Eikova	(82)
10	Tau[3])	v[1]	(73)	8	T'irei	v	(72)	+	Väu	(69)				+	Eilo		+	Veimol	
11	Amä[4])	v v	(91)	11	Apoif	v	(18)	+	Eisa					15	Savau	(82)			
12	Avok	v[1]	(67)	11	Kirvei	v[2] v	(92)							+	Repmom	(69)			
13	Payei	w[2]	(68)	12	Ramyon	v								f 20	Solser[9])	(65)			
14	Savarap			f 21	Manau[8])	w													
15	Vopari	v[2]	(68)	15	Arangein	v[2]													
16	Araper[5])	v v		9	Mamum	v[2]	(73)												
17	Peim	v	(69)	16	Aläu	v													
18	Meila[6])	v		16	Maam	v v	(92)												
19	Malap[7])	v[6]	(70)	17	Aräu	v	(64)												

[1]) Nospalep ist in dritter Ehe mit Pafarau verheiratet, die früher die Frau des Mopel, eines Einamúlmannes war (s. dort unter Nr. 14).

[2]) Avik hat, nachdem ihm Mamum, seine erste Frau, entlaufen und den Veikä (s. unter 9) geheiratet, die Jungfrau T'irei aus Anopäs geheiratet.

[3]) Tau war verheiratet mit Arangein. Sie trennten sich, er blieb unverheiratet, sie heiratete den Vopari (unter 15).

[4]) Amä hat zwei Frauen, die erste Apoif, die zweite, welche ganz gut seine Mutter sein könnte, Kirvei. Nur von der ersteren hat er zwei Kinder.

[5]) Araper hat zwei Frauen, die erste Aläu, die andere Maam. Nur von der ersteren hat er ein Kind.

[6]) Meila war mit dem Anopäsmanne Melauviei (s. bei Anopäs unter 6) in Potsdamhafen und kam durch die Mission wieder hierhin zurück. Seine Frau wollte oder konnte ihm nicht folgen, sie lebt noch dort.

[7]) Malap heiratete die Tamentareklol (s. über dieselbe bei Einamúl, Anmerkung 5).

[8]) Manau ist hier die einzige Person, welche Urenkel hat. Sie hat zwei Söhne, die Alimänner Vopari (15) und Payei (13). Payei hat mehrere Kinder: die älteste Tochter ist in Einamúl an T'araken verheiratet (s. dort unter 12) und heißt Arin. Seit December 1900 haben diese ein Kind, Payei, nach dem Großvater genannt (s. bei den Einamúl-Knaben 12).

[9]) Solser ist seit der Geburt fallsüchtig und total irrsinnig.

IV. Die Bewohner des Dorfes Anopäs.

Laufende Nr.	Männer	verheiratet od. Witwer	Geschwister von	verheiratet an	Frauen	verheiratet od. Witwe	Geschwister von	Kind von	Jünglinge	Geschwister von	Kind von	Jungfrauen	Geschwister von	Kind von	Knaben	Geschwister von	Kind von	Mädchen	Geschwister von
1	Vurpos	w	(83)	2	Pakeiya	v	(91)	m 4	Kaurum	87		Raur	(46)—	m 3	Sol	(98)	3	Atui	(98)
2	Vatir	v		3	Yamkol	v	(86)							m 1	Meinmein	(13)	7	Ot	(89)
3	Payau	v^3	(83)	4	Masavak	v^2	(85)=							m 4	Alapon	(87)	+	Meinpur	
4	Varakmur	v^2	(84)	5	Pokä	v								m 8	Mason	(88)	m 8	Tarapul	(88)
5	Parau	v	(84)	f 10	Kapís	w^2	(85)								Ayiaref [2])	(46)	f 10	Marin	(39)
6	Melauviei [1])	w	(85)	f 11	Palamang	w								9	Alpak	(72)	f 11	Eine	(86)
7	Puipui	v^3	(85)	9	Ataun	v								+	Vuiavi	(39)	m 7	Tapom	(89)
8	Sapui	w		7	Rakaur	v	(4)										9	Manau	(72)
9	Moyun	v															9	Seiparak	(72)
																	m 1	Ane	(13)
																	m 1	Mänsangar	(13)

[1]) Malauviei war ebenso wie Meila von Alí (s. dort Anmerkung 6) im Jahre 1887 nach Stephansort als Arbeiter gegangen, war aber bald mit vielen anderen entflohen und hatte sich, wie sie, auf den Weg hierhin gemacht. Viele wurden unterwegs von den Stämmen, deren Gebiet sie passierten, niedergemacht, einige gelangten nach ihrer Heimat zurück. Andere, darunter Melauviei und Meila, blieben in der Gegend von Potsdamhafen hängen, siedelten sich unter dem dortigen Stamme an und heirateten auch dort. Melauviei's Frau starb, die des Meila lebt noch. Als die katholische Mission im Jahre 1899 nach Potsdamhafen kam, besorgte sie die Leute, welche freiwillig zu ihr gekommen waren, in die Heimat zurück.

[2]) Ayiaret' ist das Kind der Vafak, einer Sapifrau (s. dort Nr. 19); als die Mutter sich zum zweitenmale verheiratete, blieb er bei seinem Pflegevater Moyun in Anopäs.

Anopäs hatte am 1. Januar 1901 2 Alol, 6 bewohnte Häuser, 1 unbewohntes Haus und ein Paar Schuppen.

Gesammtzahl der Bewohner Tumleos.

Dorf	Männliche Bewohner			Weibliche Bewohner			Summa
Sapí	Männer	20		Frauen	29		
	Jünglinge	15		Jungfrauen	6		
	Knaben	15	Summa 50	Mädchen	16	Summa 51	101
Einamúl	Männer	15		Frauen	22		
	Jünglinge	12		Jungfrauen	4		
	Knaben	16	Summa 43	Mädchen	9	Summa 35	78
Alí	Männer	19		Frauen	19		
	Jünglinge	11		Jungfrauen	6		
	Knaben	13	Summa 43	Mädchen	10	Summa 35	78
Anopäs	Männer	9		Frauen	8		
	Jünglinge	1		Jungfrauen	1		
	Knaben	7	Summa 17	Mädchen	11	Summa 20	37
Summa	1. Januar 1900:		153			141	294

	Männliche Bewohner		Weibliche Bewohner	Summa
8. Dec. 1899	Sapí	47	42	89
	Einamúl	41	42	83
	Alí	41	33	74
	Anopäs	16	19	35
Summa		145	136	281
8. Dec. 1898	Sapí	49	45	94
	Einamúl	40	38	78
	Alí	44	37	81
	Anopäs	16	18	34
Summa		149	138	287

Der Tod und die Beerdigungsgebräuche bei den polnischen Juden.

Von Henri Lew in Paris.

I. Der Tod im jüdischen Begriff.

Obwohl den Juden der Tod als Erlösung der Seele aus den irdischen Fesseln und ihre Erhebung zur rein geistigen Daseinssphäre gilt und ungeachtet des Verbotes übermäßiger Trauer und Thränen nach dem Verluste eines Verwandten, gibt es wahrscheinlich kein Volk, welches den Tod mehr fürchtete, und auf welches derselbe einen so erschütternden Eindruck machte, als die Juden.

Den Tod wünscht man nicht einmal seinem schlimmsten Feinde. Ein Gespräch über den Tod wird gemieden. »Spricht man vom Tode, ist man seines Lebens nicht sicher.«

Und gerade den geheimnisvollen Übergang ins Jenseits darf der Jude nicht vergessen, wenn er es auch wünschte, weil die feierlichsten Momente seiner Religion ihn fortwährend daran erinnern. Während der freudigsten Feste an den Ostertagen, an Hochzeiten ist der Jude verpflichtet, seinen *kittel* (Todeshemd) anzuhaben, gleichwie ein jüdisches »memento mori«.

Die Volksphantasie bemühte sich, die Gestalt eines Todesengels zu schaffen, welche des grauenhaften Eindruckes, den der Begriff Tod in der Vorstellung der Juden erweckt, wert wäre.

Der jüdische Todesengel ist ein riesiges, zum Himmel reichendes Ungeheuer, dessen ganzer Körper mit garstigen Augen behaftet ist, damit Niemand ihm entgehen könne; in der Hand hält er ein langes Schwert, an dessen Spitze ein Tropfen Galle hängt.

»Einst,« erzählt die Volkssage, »zu Abrahams, Isaaks und noch früheren Zeiten, pflegten die Leute gar nicht krank zu sein, ihr Leben dauerte viele hundert Jahre, und wenn Einer sterben sollte, da nieste er und entschlief sanft, ohne Schmerzen und Kampf.

Dem Erzvater Jakob gefiel diese Einrichtung nicht, und er betete zu Gott, ihn von dem bevorstehenden Tode in Kenntnis zu setzen, damit er sich von seiner Familie verabschieden und seine Kinder segnen könnte. Gott sandte über Jakob eine langwierige Krankheit, durch welche ihm der nahende Tod geoffenbart wurde«.

Seit jener Zeit hörten die Leute auf, mit einem Niesen zu sterben, welches fortan nur eine Erinnerung, ein »memento mori« blieb, von den Zuhörern mit dem Wunsche begleitet: »Wohl ergeh's.« Man zieht auch den Niesenden beim Ohr, um ihn zur Besinnung zu bringen. Das Niesen während einer Krankheit wird als unbestrittenes Besserungszeichen angesehen.

Von Jakobs Zeiten stammen also die Krankheiten, als Merkmale des drohenden Todes, der dazumal seinen Opfern ohne weiteres den Hals durchschnitt, ohne sich im geringsten durch die Anwesenden stören zu lassen, denen dieser Anblick überaus peinlich war.

Erst seitdem einst ein Weiser durch List den Todesengel gezwungen hatte, ihm zu schwören, fortan unsichtbar zu sein und die Menschen ohne Blutvergießen zu tödten,

ist er nur dem Sterbenden sichtbar, sein Anblick soll jedoch so entsetzlich sein, dass der Kranke seine letzten Kräfte sammelt, um ihm zu entrinnen: da schneidet ihn der Todesengel in den Hals, ohne dass es Jemand bemerkt oder Blut zu sehen ist. Der Kranke öffnet entsetzt den Mund, und hinein fällt der Tropfen Galle, dem Antlitz einen gelben Hauch verleihend. Sein blutendes Schwert spült der Todesengel im Nachbarhause. Darauf stützt sich die Sitte, in den benachbarten Häusern eines Verstorbenen alles zur Zeit dort befindliche Wasser auszuschütten.

Trifft der Todesengel am Lager einen Betenden oder andächtig fromme Bücher Lesenden, dann muss er warten, bis das Gebet beendigt ist.

Oft erscheint der Todesengel in Gestalt einer Katze, eines Vogels, einer Fliege, auch eines Menschen.

Fromme und tugendhafte Menschen erleiden nicht so viel Qualen als die verstockten Sünder. Oft gelingt es ihnen, durch Gebete den nahenden Tod zu beschwichtigen. Diesbezügliche Legenden sind sehr zahlreich und alle mehr oder weniger der Sage von des Weisen Tochter, deren Männer in der Hochzeitsnacht starben, ähnlich. Einige dieser Legenden sind in Kaw-Haïaschar (Cap. 19, 31 ...) zu finden, enthalten aber nichts besonders Eigenartiges.

II. Glaube und Bräuche vor dem Tode.

Infolge seiner großen Empfänglichkeit angesichts des Todes, besitzt das jüdische Volk zahlreiche Kennzeichen des bevorstehenden Endes.

Setzen sich auf den Menschen Fliegen, nähern sich ihm Vögel, so bedeutet dies einen sicheren Tod, denn Fliegen und Vögel haben Leichen gern, anderseits entstammt dieser Glaube der Vermuthung, der Todesengel erscheine oft in Gestalt kleiner beflügelter Geschöpfe. Ein noch gewisseres Todeszeichen soll eine Spinne sein, die auf dem Körper oder Anzuge des Kranken kriecht.

Die Henne, welche wie ein Hahn kräht, prophezeit den Tod. (Diese Meinung wird von dem polnischen Volke getheilt.)[1])

Erscheint im Hause des Kranken eine Katze — stirbt derselbe, denn sicherlich hat der Todesengel die Gestalt dieses Thieres angenommen.

Es gibt auch viele böse Omina, die nicht allein den Kranken, sondern auch den Gesunden Unheil verkünden. Wer sehr verwickelte, unklare Träume hat, muss baldigst sterben; wer seinen Schatten nicht sieht, ist des Todes, denn, so lautet der jüdische Glaube, 30 Tage vor dem Tode eines jeden Menschen verlässt ihn sein Schatten oder begleitet ihn stets von hinten, anstatt seitwärts.

Abends darf man weder das Zimmer ausfegen, noch den Kehricht nach Sonnenuntergang herausräumen, man könnte sonst gleichzeitig das Leben und Glück eines Hausbewohners mitnehmen. (Ähnliches beim polnischen Volke.)[2]) Der Volksmeinung nach sieht der Kranke oft den Tod vor sich und unterhält sich mit ihm. Bemerkt er den Engel zu seinen Füßen, wird er genesen, wenn er aber zu seinen Häupten steht, stirbt er. Einem gefährlich Kranken gibt man einen anderen Namen, damit der Todesengel getäuscht werde.

Um den drohenden Tod zu entfernen, begeben sich die Angehörigen des Kranken auf den guten Ort (Kirchhof) und zerren an den Gräbern und beten zu ihren verstorbenen Verwandten um Fürsprache im Himmel und ein gutes Wort beim allmächtigen Richter —, denn der Volksphantasie zufolge ist der Tod nicht imstande, die Fühlung zwischen Ver-

[1]) Udziela, »Medycyna ludu polskiego«.

[2]) Ebda.

storbenen und Hinterbliebenen zu zerstören und die irdischen Bande vollständig zu lösen. Auch Lichter in der Synagoge werden angezündet und den Armen Brot und Almosen gespendet.

Niesen und Schwitzen sind untrügliche Vorzeichen baldiger Besserung und Genesung. Am meisten graut dem Volke vor plötzlichem Tode, dem laut der Volksmeinung böse und gottlose Menschen zum Opfer fallen.

Oft schreibt man auch plötzlichen Tod bösem Zauber zu, und der Argwohn fällt meistens auf irgend einen Feind des Dahingegangenen. Selbstmord gereicht zur größten Schande der ganzen Familie. Einem Mädchen, dessen entferntester Verwandter einen Selbstmord ausgeübt, fällt es schwer, sich zu verheiraten. Der Schmach- und Schandegipfel ist es, einen Erhängten in der Familie zu haben. »Hat jemand einen Erhängten in der Familie, dann sage ihm nie, er möge dir den Überzieher an die Wand hängen — du könntest ihm wehe thun!« (Jüdisches Sprichwort.)

Den Tod eines Selbstmörders begleitet in der Regel Sturmwind; sobald ein großer Wind erbraust, pflegen die Juden zu sagen: »Es hat sich schon wieder Einer erhängt.«

Auch der Fluss begehrt, wie das Volk vermeint, alljährlich ein neues Opfer. Zur Beschwichtigung wird jedes Frühjahr eine Katze ins Wasser geworfen.

Sieht man einen fallenden Stern, heißt es gleich: »Es ist Jemand gestorben«, denn jedermann besitzt seinen eigenen Stern, welchen die Vorsehung bei seiner Geburt am Firmamente befestigt hat, und der bei Eintritt des Todes vom Himmel fällt.

Steht es schlimm mit dem Kranken, dann werden einige Mitglieder der »heiligen Bruderschaft« *(Chevra kadischa)* geholt, mit denen der Sterbende die letzten Gebete, sogenannte *vide*, hersagt.

Bei völliger Besinnung sagt der Kranke das Gebet: *Schima raboïsai* . . ., das auf dem Glauben beruht, der Satan strebe immer, den Sterbenden zur Gottentfremdung und Verletzung von Gottes Geboten zu bereden. Der Kranke versichert nun in seinem Gebete, dass falls es dem tückischen Satan gelingen sollte, seinen geschwächten Sinn zu benebeln und zu gottlosen Äußerungen zu bringen, dieselben nicht die geringste Bedeutung hätten, da er treu und heilig an Gottes Wahrhaftigkeit glaube und bei seinen Gesetzen beharre.

Die Trennung der Seele vom Leibe stellt sich das Volk als etwas unsäglich peinliches vor.

Man betet zu Gott, er möge die Seele vor dunklen Mächten schützen, welche dem Kranken den Geist umnachten, vor zerstörenden bösen Geistern warnen u. s. w.

In diesem Augenblick dürfen die nächsten Angehörigen nicht im Zimmer verbleiben, um durch Thränen und Jammer das Sterben nicht noch schwerer zu machen.

Durch Thränen, meint das Volk, kann man oft das Leben um einige Spannen Zeit verlängern, was aber mit unsäglichen Leiden des Sterbenden verbunden ist.

Je gottesfürchtiger einer sein lebenlang war, desto kürzer dauert die Todesqual.

Den Sterbenden auch nur für einen Augenblick allein zu lassen, ist nicht gestattet.

Solange der Lebenshauch noch im Menschen verweilt, dürfen keinerlei Vorbereitungen zum Begräbnisse gemacht werden, man darf weder an derartiges denken, noch dem Sterbenden die Augen zudrücken, denn dies wäre eine Missethat ohnegleichen. Während des Sterbens darf an dem Kranken nicht gerüttelt werden, man soll ihn weder auf- noch zudecken, der Tod könnte sonst verzögert oder beschleunigt werden — und beides ist eine große Sünde.

Im kritischen Momente sagt die Umgebung folgenden Vers:

»Höre Israel, ewig ist unser Gott, ewig ist der Einzige«

einmal;

»Gelobt sei der Name seines herrlichen Königreiches in Ewigkeit«

dreimal;

»Der ewige Gott«

siebenmal;

»Der Ewige regiert, der Ewige hat regiert, der Ewige wird regieren in Ewigkeit«

einmal.

Darauf folgt ein Gebet voll Schmerz und Ergebung. Man nähert ein Federchen der Nase des Verstorbenen, und sobald es unbewegt bleibt, ist es ein Beweis, dass der Lebensodem den Menschen bereits verlassen.

III. Vor der Bestattung.

Nachdem der Tod erfolgt ist, werden alle Fenster aufgemacht, einer der Anwesenden (meistens der Sohn) drückt dem Verstorbenen die Augen zu, sein Antlitz wird verhüllt, und jedermann zerreißt etwas an seinen Kleidern.

Es wird auf dem Fußboden ein wenig Streu ausgebreitet, ein Kopfkissen zurechtgelegt, dies Lager mit einem Bettuche zugedeckt und darauf der Todte auf den Rücken mit ausgestreckten Gliedern hingelegt und mit schwarzem Zeug vollständig verhüllt. Auf den Magen stellt man oft eine Metallschüssel, um dem Aufdunsen vorzubeugen. Bei den Häupten werden Lichter angesteckt, in gewöhnlichen Fällen zwei, mehrere, je nachdem der Verstorbene eine bedeutende Persönlichkeit gewesen war.

Nachdem diese Manipulation geschehen, sagt die Umgebung des Gebet *mechilo*, d. h. der Verstorbene möge dies Schaffen an ihm verzeihen, es geschah alles ihm zu Ehren.

Das jüdische Volk hängt an dem Glauben fest, der Körper des Verblichenen bewahre eine zeitlang Gefühl und gewisse Lebenskraft und habe gegen den Schmerz eine noch größere Empfindlichkeit als zur Lebenszeit.

Vom Tode bis zur Beerdigung wird bei der Leiche die heilige Schrift laut gelesen. An der Wand hängende Spiegel werden verhüllt, auch müssen Bilder und Luxusgegenstände entfernt oder zugedeckt werden. Das zur Zeit im Zimmer befindliche Wasser wird ausgeschüttet.

Im Todtenzimmer darf nicht gegessen werden, am Sabbath verzehrt man die Pflichtmahle im Nebenraum, oder man theilt vermittelst eines Bettuches das Zimmer in zwei Hälften. Der Anblick der Leiche wird sorgfältig vermieden.

Niemand unternimmt es gern, Vermittler einer Trauerbotschaft zu sein. Erfährt man den Tod jemandes, pflegt man die Worte auszusprechen: *Boruch dajen emes* (Gelobt sei der gerechte Richter). Leichen männlichen Geschlechtes werden von der »Heiligen Bruderschaft« bedient, und *Gabetes* verrichten Dienste bei Frauenleichen.

Man trägt gewöhnlich Sorge dafür, dass zwischen Tod und Bestattung der geringste Zeitraum vergehe. Ein längere Zeit unbestatteter Körper erleidet dem Volksurtheile nach unaussprechliche Leiden und Schmach. Sind mehrere Leichen da, herrscht das Princip, denjenigen zuerst zu beerdigen, welcher früher starb; ausgenommen ein Lehrer, welcher stets ein Vorrecht seinem Schüler gegenüber besitzt, ein großer Weiser vor einem gewöhnlichen Sterblichen und ein Frauenzimmer vor einem Manne.

IV. Das Begräbnis.

Einst in alten Zeiten galt das Begräbnis dem Juden als die wichtigste Sache und bildete den Gegenstand seiner sorgfältigsten Bemühungen. Mit der Zeit entwickelte sich dabei ein so hochgradiger Luxus, dass die Beerdigung eines Verwandten mehr Ausgaben verursachte, als die Krankheit selbst, und viele, welche die unermesslichen Kosten nicht zu bestreiten imstande waren, überließen ihre Verstorbenen der Gnade fremder Leute.

Bevor man sie in die Erde legte, wurden die Körper sauber gewaschen und mit wohlriechenden Substanzen gesalbt; dazu gebrauchte man eine bedeutende Zahl vielartiger Essenzen, wie balsamisches Öl, Myrtenessenz, Aloe, später Isop, Rosenöl u. a. Dies geschah in Begleitung von Ceremonien und Gebeten. Darauf wurde der Körper in seine Todeskleider eingewickelt *(Tachrichim)*. Ähnlich wie bei den Nachbarvölkern war es hier Sitte, außer den Kleidern mancherlei Gegenstände in den Sarg hineinzulegen, und zwar solche, die der Todte während seines Lebens im Gebrauch hatte.

Die Särge waren meistens aus Holz, namentlich aus Cedernholz, manchmal auch aus Stein. Es galt als schmählich, in einem Korbgeflecht begraben zu werden, und der Volksstimme nach hatte diese Art der Bestattung zur traurigen Folge eine ewige Unruhe des Geistes des Begrabenen, welcher, an sein Grab gefesselt, sich nie in den Kreis der anderen hochschwebenden Geister hinaufzuschwingen vermochte. Man schmückte auch die Gräber mit Myrtengewinden, und der anfänglich ausnahmsweise angewendete Weihrauch wurde später zur üblichen Sitte bei bedeutenden verstorbenen Männern.

Ein unentbehrliches Element bei Bestattungen bildeten außer den Fackeln und der feierlichen, aus Flöten und Oboën bestehenden Musik, die Elegien weinender Mietweiber. Sie gaben langgedehnte Wimmertöne und Klagelaute von sich, regten die Anwesenden zum Weinen an, und wetteiferten im Aufzählen aller Vorzüge des Verstorbenen, sich dabei auf die Brust schlagend und durch lebhafteste Geberden ihren Schmerz ausdrückend.

Den Elegien folgten Grabreden, welche aber, wie aus existierenden Fragmenten ersichtlich, nur beim Ableben wichtiger Persönlichkeiten gehalten wurden.[1])

Eine gewisse Reform in den Bestattungszeremonien bei den Juden durchzuführen, gelang gewissermaßen ohne Schwierigkeiten dem Rabbi Gamaliel II. (80—117). Dieser verbot streng jeden Aufwand und bestimmte, dass die Leichen in einfaches Linnenzeug einzuhüllen seien. Seit dieser Zeit verschwand der ehemalige Prunk bei Begräbnissen, welche fortan in allen gesellschaftlichen Schichten auf bescheidenste Weise stattfanden.[2])

Von Musik während der Beerdigung kann heutzutage überhaupt keine Rede sein, das Volk könnte sich gar nicht mit diesem Gedanken vertraut machen. Es scheut jeden Luxus und trachtet vielmehr nach einer gewissen Verwahrlostheit. Die nächsten Hinterbliebenen legen ihre ältesten Kleider an, und das Zimmer, wo die Leiche liegt, wird nicht gesäubert.

Die Hauptrolle beim Begräbnis spielt der Trauerzug, der der Leiche vom Hause bis zum Kirchhofe das Geleite gibt, man sorgt, dass es so zahlreich wie möglich sei. Jedermann, der einem Leichenzug begegnet, ist verpflichtet, sich demselben anzuschließen. Das so hochgeschätzte Studieren der Gesetze darf sogar eines letzten Dienstes wegen unterbrochen werden.

Man ist fest überzeugt, der Todte höre deutlich alle ihm geltenden guten Worte, Thränen und Ehrerweisungen, und empfinde dadurch viel Trost und Beruhigung.

[1]) »Uroczystości pogrzebowe w pobildijnym judaizmie« (Izraelita r. 1879).
[2]) Dr. S. Beck i Dr. M. Braun, »Istorja jewrejew«.

Es herrscht die Meinung, dass jeder Wohlthat des Menschen ein Engel, und jeder Missethat ein Teufel entstamme.

Wenn nun der Mensch stirbt, kommen alle durch seine Thaten erzeugten guten und bösen Geister zusammen und beginnen einen erbitterten Kampf. Gewinnen die bösen Geister Oberhand — dann verfällt der Todte ihrer Macht und wird erbarmungslos misshandelt.

Beim Begräbnis gottloser Sünder, Diebe, Räuber, Spione und Denuncianten verwandeln sich die begleitenden bösen Geister in einen peitschenden Sturmwind, der am Sarge rüttelt und der Leiche unsägliche Leiden verursacht.

Es ist Sitte, dass die Angehörigen und überhaupt alle, die irgendwelche Verbindungen, besonders Zwistigkeiten mit dem Verstorbenen hatten, denselben vor der Bestattung um Verzeihung bitten *(mechilo)*.

Sehr wichtig ist auch die Wahl des Platzes, worauf das Grab sich befinden soll, und dessen Nachbarschaft, ungeachtet der Ansicht, dass der Tod jeden irdischen Unterschied zerstöre.

Zwei Feinde werden nicht nebeneinander bestattet. Dem Selbstmörder wird keine Ehrenbezeigung erwiesen, und meistens begräbt man ihn unter der Kirchhofsmauer.

V. Beerdigungsgebräuche.

Bevor der Leichnam in das Grab gelegt wird, wird er von Mitgliedern der Gesellschaft *Chevra kadischa* sorgfältig gewaschen. Dem Verstorbenen zieht man eine weiße Mütze an und kleidet ihn in das Todtenhemd, das mit einem Gürtel umspannt wird. Darauf bettet man ihn auf Bettücher und legt ihn behutsam auf die Bahre, unter den Kopf gibt man ein Kissen, an die rechte Seite ein mit Erde gefülltes Säckchen.

Die Verheirateten werden noch mit einem Kittel bekleidet, und rechts wird ihr *tales* hingelegt.

Einen Ermordeten begräbt man in denselben Kleidern, in denen man ihn fand. Jedenfalls werden ihm aber, ohne vorherige Abwaschungen, die blutigen Kleider ins Grab gegeben.

Die weiblichen Todtenkleider unterscheiden sich wenig von den männlichen. Statt der Mütze bekommen Frauen eine Haube. Wöchnerinnen und Bräuten zieht man Schuhe an ohne Absätze, mit schwarzen Binden zum Umbinden, eine Jacke ohne Ärmel und eine weiße Schürze. Außerdem wird den Bräuten ein rothseidenes Tuch um den Kopf geschlungen.

Die *Tachrichim* (Todtenkleider) verfertigt man bei reichen Leuten aus feinster Leinwand, bei Armen hingegen aus grobem Linnenzeug. Gold- und Silbernähte oder Stickereien werden vermieden.

Abwaschung und Ankleiden des Todten findet entweder in dessen Hause oder im Kirchhofe statt. Auf der Bahre befestigt man den Körper mit einem Handtuche und verhüllt ihn mit schwarzem Stoff. Beim Grabe angelangt, stellt man die Bahre hin, entfernt die schwarze Hülle, ein Mitglied der Bruderschaft steigt in die frische Grube hinein, füllt ein Säckchen mit Erde und legt es sammt dem Handtuche zu Häupten des Grabes. An den Enden das Bettuch haltend, lassen zwei andere Mitglieder den Körper in die Grube hinabgleiten. Der in der Grube Befindliche ordnet an dem Verstorbenen die Kleider, legt ihm, wenn er verheiratet war, den *tales* um, bedeckt seine Augen und Mund mit Thonscherben und gibt ihm in jede Hand einen dürren Zweig. Darauf legt er ein Schloss an das Grab an und bittet den Todten um Verzeihung *(mechilo)*.

Dem Volksglauben nach dienen die dürren Zweige dem Todten zum Ausgraben der Erde bei des Messias Ankunft; die Thonscherben bedeuten, dass der Mensch viel Böses gesehen und geredet, was er nicht sollte.

Manchmal bekommt der Verstorbene unter das Haupt ein Häuflein Erde aus Palästina. Es ist möglich — schreibt Mscislawski — dass unter anderen höheren Ursachen diese Sitte auch auf dem Glauben beruht, alle in Jerusalem Begrabenen seien gänzlich frei von irgendwelchen Leiden, während anderswo Ruhende vielerlei Qualen erdulden müssen.

Gegenwärtig sind Särge nicht im Gebrauche. Man zimmert die Wände der Grube mit Holzbrettern aus, und bedeckt sie ebenfalls mit einem Brette. Eines *Kohen*, dessen Tochter oder erstgeborenen Sohnes Grab hat außerdem ein Brett auf dem Grund. Bräute, Wöchnerinnen und Ermordete haben das ganze Grab mit Brettern ausgelegt.

Liegt der Todte im Grabe, dann wird die Bahre umgestürzt, man entfernt sich vier Ellen weit mit den Worten: »Mögen sie wie Feldgras emporwachsen.«

Auf das Grab wird Erde gehäuft; jeder Anwesende hilft bei dieser Arbeit, wobei allemal der Spaten auf die Erde geworfen und von dem Nächstfolgenden aufgehoben wird, damit er nicht von Hand zu Hand gehe. Die Verwandten sprechen das *Kadisch* und zerreißen ihre Kleider. Der Eltern Kleider werden bis zum Körper zerrissen, und zwar mit der Hand, bei anderen Angehörigen genügt es, wenn irgend ein Theil des Kleidungsstückes beschädigt wird, was auch mittelst eines Messers geschehen darf.

Die vom Begräbnisse Heimkehrenden wählen absichtlich einen anderen Weg, als den, welchen sie zum Kirchhofe genommen hatten, auch sind sie verpflichtet, am ersten Brunnen die Hände zu waschen, denn nicht nur die Berührung eines Todten, auch sein Anblick allein macht den Menschen unrein *(tomo)*.

Eine große Kraft wird Leichen zugeschrieben. Hat einer Zahnschmerzen und reibt die Zähne mit dem Finger eines Todten, geht der Schmerz vorüber. Dasselbe gilt von Augen-, Zahnfleischleiden und anderen Gebrechen. Ein Überbein, einigemale von einer Todeshand gerieben, verschwindet in Bälde.

Die Entfernung einer Grabstätte von der anderen darf nicht weniger als sechs Fäuste betragen. Das Brett, worauf der Verstorbene gewaschen wurde, darf nicht während des Begräbnisses umgewendet werden, sonst könnte einem Anwesenden Unglück zustoßen.

VI. Die Trauer.

Nach der Heimkehr beginnt die Trauerbuße, welche sieben Tage dauert. Während dieser Zeit dürfen die Verwaisten weder das Haus verlassen, noch Fußbekleidung tragen, auch ist jedes Lesen, ausgenommen die Bücher Jeremias' und Jobs, verboten. Sitzen wird nur auf dem Fußboden gestattet. Kinder brauchen ihren Unterricht nicht zu unterbrechen. Ein *melamed* (Kinderlehrer) kann nach Verlauf von drei Tagen seine Thätigkeit wieder aufnehmen.

Vor alten Zeiten gab es kostspielige Trauermahlzeiten, die von den Familien dem Volke gespendet wurden. Diese Sitte ist längst aufgehoben, statt dessen verzehren die Hinterbliebenen nach der Rückkehr vom Kirchhofe ein mit Asche bestreutes Ei und Bretzel, welche nur von einem Fremden und für dessen Geld gekauft werden dürfen.

Während des Trauerjahres ist das Tragen der beim Begräbnisse zerrissenen Kleider obligatorisch, jeden Tag wird *Kadisch* gesagt, jedem Vergnügen, Musik, Feierlichkeiten aus dem Wege gegangen. Auch werden keine Schmucksachen von den Frauen getragen.

Besonders streng sind alle diese Vorschriften für die ersten 30 Tage, denn namentlich während der ersten Wochen nach dem Tode erleidet der Verstorbene die so unerträglichen Qualen im Grabe, in den Volkssagen unter dem Namen *Chibut-hakewa* bekannt. Nachdem die Überreste begraben und alle Lebenden die Grabstätte verlassen haben, erscheint der *malach-doma* (unterirdische Engel), macht mit einem Schwertschlage das Grab auf, belebt den Körper, stellt ihn aufrecht und fragt: *Ma szmecho?* (Wie ist dein Name?) Der erschreckte Todte hat seinen Namen vor lauter Angst vergessen und schweigt. Da gibt der Engel ihm einen so wuchtigen Schwertschlag, dass der Körper zerstückelt auseinanderfällt. Diese Folter zu verhüten und sich gewissermaßen der Erinnerung seines Namens zu versichern, fügt der Jude dem täglichen Gebete einen Bibelvers zu, der mit dem Anfangsbuchstaben seines Namens beginnt und schließt.

Derartige Vorgänge wiederholen sich während der ersten 30 Tage, mit Ausnahme des Sabbath und von Feiertagen.

Wer im Monate *Nisan* (Mai) stirbt, ist frei von obgenannten Leiden.

An den ersten sieben Trauertagen brennt unaufhörlich ein Lämpchen; daneben steht ein Glas Wasser und liegt ein sauberes Tüchelchen. Hier erscheint täglich, dem Volksglauben zufolge, die Seele des Verstorbenen während der Gebete, wäscht sich in dem Wasser und trocknet sich mit dem Tüchlein. Nach verflossener Trauer wird das Wasser auf das betreffende Grab geschüttet.

In den ersten sieben Trauertagen ist es Sitte, den Trauernden nicht zu begrüßen.

An jedem Jahrestage wird *Kadisch* von den Verwaisten gesagt, und es werden entweder zu Hause oder im Tempel für das Seelenheil des Verstorbenen Lichter angezündet. Bei diesem Lichte ist es nicht gestattet, Arbeiten zu verrichten, sondern nur zu beten. An diesem Tage besucht man auch die Gräber seiner Nächsten. Dies geschieht auch am Fasttage *Tisze bow* und vor dem Versöhnungstage. Manche besuchen den Kirchhof jeden Monat.

Das Betreten der Gräber wird als Geringschätzung der Todten betrachtet. Überhaupt sorgt man dafür, deren Ruhe nicht durch etwaigen Platzwechsel zu stören. Auf übervollen Kirchhöfen kommt es zuweilen vor, dass Gräber übereinander gegraben werden, die Schichten müssen aber mindestens um eine Elle Erde von einander entfernt sein.

Durch Gräberbesuch will man entweder die Erinnerung an den Verlorenen rege erhalten oder auch ihm seine Anliegen vorbringen, ihn um Fürsprache bei dem Ewigen bitten. Viele Gebräuche sind mit diesen Besuchen verknüpft. Auf gottesfürchtiger Leute Gräber legt man oft Zettelchen, worauf alle Sorgen und Kümmernisse, mit Flehen um Erbarmen, geschrieben sind.

Einst schmückten die Juden die Gräber ihrer Lieben mit besonderer Sorgfalt. Jetzt ist Gräberausstattung nicht gebräuchlich, den Blumenschmuck hält das Volk sogar für eine Abweichung von den Vorschriften und Gesetzen.

Oft wachsen auf dem Kirchhofe Obstbäume, deren Früchte aber nicht verzehrt werden dürfen, da man vermuthet, sie schließen in sich Seelenatome ein.

Von ungemeiner Wichtigkeit sind hingegen Grabmäler, deren Aufstellung in kürzester Frist nothwendig ist; meistens findet diese Ceremonie am ersten Jahrestage statt. Das Denkmal ist öfters aus Stein, mit gereimter Inschrift und mit Reliefdarstellungen: entweder einer Hand, die Wasser aus einem Kruge ausschüttet (wenn der Verstorbene ein »Levit« war), oder einer in der Mitte durchbrochenen Kerze (wenn jemand in jugendlichem Alter gestorben), oder auch einem aufgeschlagenen Buch (auf den Gräbern der Gelehrten).

Im Talmud ist von Grabmälern noch keine Rede; dennoch deutet der Satz: »Das Lesen der Inschriften auf den Gräbern ist dem Gedächtnisse schädlich«. auf das Existieren von Epitaphien *(Horaïoth)*.

Wenn das Herumgehen auf Gräbern streng untersagt ist, so ist es hingegen allgemein üblich, weitläufige Inschriften bedeutenden Verstorbenen zu widmen und den Inschriften vielerlei Commentare hinzuzufügen. Die riesigen Denksteine großer Rabbiner sind ganz mit Kreide- oder Bleistiftschrift bedeckt.

Auf armer Leute Gräbern stehen Holz-*Mezaïven,* oder im äußersten Falle einfache Holzbretter mit Inschrift. Über dem Grabe eines Kindes sieht man oft eine Wiege stehen, worin es gelegen hatte.

Einigemal jährlich sagen die Verwaisten das Gebet für die Verstorbenen *(mazkir-nschomos)* her.

NEKROLOG.

Andreas Reischek.

Am 3. April d. J. ist in Linz der Custos des dortigen Landesmuseums, Andreas Reischek, aus dem Leben geschieden. Gehörte er auch nicht dem engeren Kreise unserer Fachgenossen an, so hat Reischek doch durch seine mit großem Verständnis angelegten ethnographischen Sammlungen, die er während seines langen Aufenthaltes auf Neu-Seeland zusammenbrachte, so viel für unsere Wissenschaft geleistet, dass es wohl gerechtfertigt ist, eine kurze Lebensskizze dieses merkwürdigen Mannes an dieser Stelle zu bringen.

Andreas Reischek wurde am 15. September 1845 in Linz als Sohn eines k. k. Finanzwach-Oberaufsehers geboren. Frühzeitig regte sich in dem Knaben der Sinn für die Natur. Leider konnte er wegen der langwierigen Krankheit seiner Mutter seine begonnenen Studien nicht fortsetzen und erlernte in Unterweißenbach das Bäckerhandwerk. Sein Meister, der selbst Jäger und Jagdliebhaber war, suchte das Interesse des jungen Mannes an der Natur zu fördern. Als 1866 der Krieg ausbrach, gieng Reischek zu den Alpenjägern, wo er als solcher in Italien vor den Feind kam. Nach Beendigung des Feldzuges wurde er dem 26. Feldjäger-Bataillon zugetheilt, wo ihn der jetzt noch lebende Oberstlieutenant Baron Gotter von Resti-Ferrari zu sich als Jäger nahm. In dieser Stellung fand Reischek vielfach Gelegenheit, seinen Naturstudien nachzugehen. Nach erfolgter Beurlaubung vom Militär kam er als Leibjäger zu Hofrath Baron Pasetti, dem er viel an Unterstützung seiner Sammelthätigkeit auf naturhistorischem Gebiete zu danken hatte. Später etablierte er sich in Wien als Präparator und Naturalienhändler.

Im Oktober 1876 wurde Reischek durch den jetzigen Intendanten des k. k. naturhistorischen Hofmuseums, Hofrath Dr. F. Steindachner, an den damaligen Intendanten Hofrath Dr. Ferdinand von Hochstetter, den berühmten Erforscher Neu-Seelands, empfohlen. Reischek, den ein lebhafter Reisetrieb beherrschte, nahm freudig einen ihm von Hochstetter gestellten Antrag, als Präparator an das Christchurch Museum zu gehen, an. Diese Stellung war jedoch keine definitive; nach Vollendung seiner dortigen Arbeiten sollte er die Inseln bereisen und Sammlungen für das k. k. naturhistorische Hofmuseum anlegen. Hochstetter hatte ihm namentlich das Sammeln ethnographischer Gegenstände ans Herz gelegt. Diese Aufgabe hat Reischek auch glänzend erfüllt. Als er Ende 1889 nach mehr als zwölfjähriger Abwesenheit nach Wien zurückkehrte, war freilich sein alter Gönner und Förderer schon längst todt († 1884).

Über Ägypten, Ceylon, Australien und Tasmanien erreichte Reischek zu Beginn des Jahres 1877 Christchurch auf Neu-Seeland, wo er bei dem bekannten Neuseeland-Forscher Dr. J. v. Haast längere Zeit blieb, um die zoologischen Sammlungen des dortigen Museums zu präparieren und in Ordnung zu bringen. Hier benützte er nun jede Gelegenheit zu kleineu und größeren Ausflügen. Da in der Provinz Canterbury damals nur noch wenige Eingeborene in einigen kleineu Ansiedlungen lebten, so war hier auf ethnographischem Gebiete nicht viel zu sammeln. Dagegen verlegte sich Reischek auf Ausgrabungen auf alten Kampirplätzen, wo er Steinwerkzeuge fand. Im August 1877 unternahm er eine längere Reise, auf der er die Südinsel von Osten nach Westen durchquerte. In der Haihuna-Ebene, die ganz mit Farngräsern überwachsen war, fand er Spuren von alten Arbeitsplätzen der Maori, die er aufdeckte. Auf großen flachen Steinen wurden mittels Schlagsteinen, welche neben denselben gefunden wurden, Nephritstücke zertheilt, wie dies aus vielen Splittern hervorgieng. Ferner fanden sich hier gebrochene Steinwerkzeuge und auch jene tiefen, mit angebrannten Steinen ausgefüllten Gruben, in welchen die Maori ihre Speisen kochten, und welche heute noch »Hangi« heißen. Im Jahre 1879 wurde von Christchurch aus zuerst ein größerer Ausflug nach Westen unternommen und dabei der Ramsau- und Lyell-Gletscher besucht. Noch im selben Jahre wurde ein längerer Ausflug nach der Nordinsel gemacht, wobei die Umgebung von Wakahora am Kaipara-Hafen exploriert wurde. Sammlungen wurden angelegt und wertvolle Notizen über die Eingeborenen gesammelt, welche dem Ngapui-Stamme angehörten.

Im Jahre 1882 drang Reischek in das damals für Europäer verschlossene Land des Maori-Königs Tawhio ein. Er erwarb sich die Freundschaft des letzteren sowie mehrerer Häuptlinge und wurde dadurch in die Lage versetzt, das ganze Land zu durchforschen und Sammlungen anzulegen. Von dieser Reise rühren auch die besten Stücke in der ethnographischen Sammlung her. 1883 wurden die Inseln an der Ostküste

der Nordinsel besucht. Auf zwei derselben (Great Barrier J. und Hauturu) wurden noch Eingeborene vorgefunden; andere, wie Kawau, Taranga und Marotiri waren unbewohnt. Doch fand hier Reischek Spuren alter Ansiedlungen, nämlich Schanzen, ferner gebrannte Steine, Steinwerkzeuge und Obsidiansplitter, welche bewiesen, dass auch diese Inseln früher bewohnt waren. 1884 wurden die Sounds an der Westküste der Süd-Insel durchforscht, wo er Reste von alten Maori-Ansiedlungen auffand. In den Jahren 1885 und 1886 wurde wieder die Nordinsel bereist und dabei zahlreiche Maori-Ansiedlungen besucht. 1887 wurde die Umgebung des Chalky Sounds an der südwestlichen Spitze der Südinsel untersucht; bei dieser Gelegenheit durchforschte Reischek ausgedehnte Landstrecken und entdeckte sieben bis dahin unbekannte Seen. Von hier aus fuhr er 1888 in einem Regierungsdampfer nach dem Süden, um die dort und im Osten liegenden Inseln zu besuchen. Bei dieser Gelegenheit wurde auf folgenden Inseln gelandet: Stewart, Snares, Auckland, Campbell, Antipoden und Bounty, und hierbei eine reiche Ausbeute an zoologischem Material gemacht. Endlich wurde in den Jahren 1888 und 1889 noch die Nordinsel von Südwest nach Nordost durchquert und dabei hauptsächlich das vulkanische Gebiet durchstreift. Im Frühjahr 1889 erfolgte die Rückkehr nach Europa nach mehr als zwölfjähriger Abwesenheit. Nun gieng es an das Auspacken und Ordnen der Sammlungen, welche im folgenden Jahre durch eine großmüthige Spende des Herrn Generalrathes Karl von Auspitz in den Besitz des k. k naturhistorischen Hofmuseums kamen.

Die gesammten ethnographischen Sammlungen Reischeks zählen 1199 Nummern; davon sind jedoch nur 467 Nummern aus Neu-Seeland, während der Rest aus anderen Südseegebieten, namentlich aus Melanesien stammt, aber nicht direct von ihm gesammelt wurde.

Reischek war ein einfacher, biederer Mann, den alle bei näherem Umgange liebgewannen. Das Bestechende an seiner Person war nicht nur sein offener Charakter, sondern auch seine außerordentliche Vorliebe, ja Begeisterung für die Natur. Insbesondere hatte er für das Thierleben ein feines Verständnis. Er wusste einzelnen Thieren die intimsten Nuancen ihrer Lebensäußerungen abzulauschen und diese auch durch prächtige und selten lebenswahre Gruppen und Präparate zur Darstellung zu bringen.

Große Verdienste erwarb sich Reischek bei der Übersiedlung des Linzer Landesmuseums in das neue Gebäude und bei der Neuaufstellung der Sammlungen, die er zum Theil selbst besorgte. Dort hat er sich, wie im Wiener naturhistorischen Hofmuseum durch seine Sammlungen, durch seine unermüdliche Thätigkeit ein bleibendes Denkmal gesetzt. Es war immer sein höchster Wunsch gewesen, in der Hauptstadt seines engeren Vaterlandes wirken zu können. Dieser Wunsch ist ihm schließlich auch in Erfüllung gegangen. Wir werden das Andenken dieses seltenen Mannes stets in Ehren halten.

Franz Heger.

LITERATURBERICHTE.

23.

Haberer, Dr. K. A.: Schädel und Skeletteile aus Peking. Ein Beitrag zur somatischen Ethnologie der Mongolen. Jena 1902. Bd. I.

In einer brillant ausgestatteten, besonders mit hervorragend schönen Schädelabbildungen versehenen, gründlichen Arbeit untersucht Verfasser hauptsächlich die Schädel, dann aber auch das übrige Skelet von Chinesen; das Material holte er in China, es sind zum Theile Schädel hingerichteter Boxer, zum Theile Knochen aus eröffneten Gräbern, alle nach Herkunft etc. einwandfreies Material. — Zunächst werden die 37 Schädel genau beschrieben und großentheils abgebildet, es sind 9 weibliche, 28 männliche, darunter je ein kindlicher Schädel. Über die genauen und guten Einzelbeschreibungen hinweggehend, möchte Referent aus dem allgemeinen Theil der Schädelbeschreibung hervorheben, dass die Capacität im Mittel 1438 ist (zwei Kephalonen von 1610 und 1980 [!] weggelassen), dass 8% dolicho-, 57% meso-, 32% brachy- und 3% hyperbrachykephal sind. Auch die anderen Maße und Indices werden angegeben, aus dem sehr reichen und gut verarbeiteten Detail kann ein Referat fast nur die Capitelüberschriften geben: so wird die Stirn-, die Schläfenbildung besprochen, die Form der Parietalia, des Hinterhauptes, die Schädelbasis ausführlich untersucht. Es folgt die Beschreibung des Gesichts (alle sind leptoprosop im Sinne Virchows, die meisten nach Kollmann gemessen dolichoprosop, einige brachyprosop); das Gesichtsprofil kommt im allgemeinen dem europäischen sehr nahe. Über Oberkiefer, Augenhöhlen, Nasenform werden interessante Details gegeben, weiter Zahnstellung, Gaumenbildung und Unterkiefer betrachtet. Als Ergebnis der Untersuchung zeigt sich, dass die Chinesen nicht einen einheitlichen Typus darstellen, vielmehr eben auch ein Mischvolk sind; vielleicht tritt hier die Typenmischung noch stärker hervor, weil das Material von einer Haupt- und Handelsstadt des großen Landes stammt. Trotzdem kann man gewisse charakteristische Züge finden: der chinesische Schädel ist mäßig groß, hypsikephal, im frontalen Theil von dolichokephalem, im occipitalen von brachykephalem Aussehen; das etwas schmale Gesicht gut profiliert, die Augenhöhlen weit, viereckig, niedrig, die Nase platt, Pränasalgruben, das Untergesicht nach vorn und unten etwas zugespitzt und zurücktretend. Das so charakterisierte Rassenbild in den großen Mongolenstamm an bestimmte Stelle zu setzen, wagt Verfasser nicht.

Weiter werden die übrigen Knochen des Skelets, Stamm und Extremitäten beschrieben, auf die Referent nicht weiter eingehen kann. Außerordentlich interessant sind die Abbildungen der Deformierungen, welche die einzelnen Knochen des Fußes durch die Sitte des Fußbindens erhalten haben. Verfasser gibt, was bis jetzt noch vollständig fehlte, alle Knochen einzeln in der Ansicht von oben, unten, lateral und medial in sehr schönen Abbildungen wieder, indem jedesmal das entsprechende Bild eines europäischen Fußknochens daneben gesetzt wird. Abbildungen des montierten Fußskelettes, eines lebenden Fußes und eines halbverkrüppelten Fußes einer Leiche, sowie ausführliche Beschreibung vervollständigen uns das Bild. Sämmtliche Knochen sind verändert, meist verlängert, oft gekrümmt, verdünnt, sehr stark der Talus und die Metatarsen, die Phalangen sind zum Theil geschwunden; der Fuß im ganzen ist zugleich sagittal und transversal gebogen. — Südchinesen und die Mandschu huldigen der Sitte nicht, die sonst allgemein (bei Reichen wenigstens) gepflegt wird, und zwar von frühester Jugend an; bis etwa zum zehnten Lebensjahre ist allerdings der Erfolg noch so gering, dass nach Entfernung der Binden der Fuß in die natürliche Lage zurückkehrt. Einige kurze Angaben über Körpergröße und -Proportionen schließen das Werk, dem als Anhang eine Anzahl Tabellen mitgegeben sind. Endlich sei auf ein vom Verfasser und Dr. Amtmann konstruiertes Instrument hingewiesen, einen Höhen-Tiefengoniometer, eine Art Stangenzirkel, auf dessen Längsstange ein in zwei Richtungen bewegliches Lineal angebracht ist; es dient zur Profil- und Beckenmessung, aber auch sonst, um Winkel-, Tiefenunterschiede etc. zu bestimmen.

Das schöne Werk bildet einen wichtigen und soliden Baustein und fördert unsere Kenntnis der Mongolen-Anatomie recht bedeutend.

Freiburg i. B. Dr. E. Fischer.

24.

Fülleborn, Dr. Friedrich: Beiträge zur physischen Anthropologie der Nord-Nyassaländer. Anthropologische Ergebnisse der Nyassa- und Kingagebirgs-Expedition der Hermann

und Elise geb. Heckmann Wentzel-Stiftung. Mit Unterstützung der Stiftung herausgegeben. Mit 63 Lichtdrucktafeln, 1 Farbenskala, 2 Autotypien und 10 Tabellen. Berlin 1902. Dietrich Reimer (Ernst Vohsen). Folio.

Im Vorjahre hat Dr. Fülleborn im Ethnologischen Notizblatt eine Abhandlung über künstliche Körperverunstaltungen bei den Eingeborenen im Süden der deutsch-ostafrikanischen Colonie veröffentlicht, welche zeigt, dass der Verfasser ein guter Beobachter ist und auch versteht, seine Erfahrungen in streng wissenschaftlicher Weise zu verarbeiten. In dem vorliegenden reich ausgestatteten Werke sprechen allerdings die Tafeln das erste Wort, aber auch der Herausgeber findet, wenn auch in sehr knapper Form, Gelegenheit, belangreiche Erläuterungen zu geben, die man nur ungern missen würde. Vor allem fesselt die rein sachliche Behandlung des Stoffes, die nicht nur dem Somatologen, sondern auch dem Ethnographen einen ziemlich klaren Einblick in die sonst so verwickelten Verhältnisse der Nord-Nyassaländer gewährt und diese »Beiträge« zu einen Quellenwerk ersten Ranges stempelt. W. Hein.

25.

Vassits, Dr. Miluje M.: Die neolithische Station Jablanica bei Medjulnžje in Serbien. Braunschweig, Vieweg & Sohn. 1902.

Die vorliegende Publication bringt uns die erste Kunde von einer neu erschlossenen Station, welcher in Zukunft die Rolle beschieden sein wird, einer der wichtigsten Neolithfundplätze der Gegenwart überhaupt zu sein. Es steht außer Zweifel, dass der Name Jablanica neben denen von Hissarlik, Butmir und Tordos von geradezu hervorragender Bedeutung sein wird, wenngleich ein endgiltiges Urtheil über die wissenschaftliche Tragweite dieser glücklichen Entdeckung um so mehr erst später wird gefällt werden können, als von der voraussichtlich sehr umfangreichen Fundstätte bislang erst ein Bruchtheil erschlossen ist. Daher müssen wir auch des Verfassers weitgehende Schlüsse — als ob wir für den europäischen Südosten nur ein, und zwar einzig von Kleinasien ausgehendes Culturcentrum annehmen dürften, das eine zweite, nicht minder wertvolle Befruchtung durch griechisch-mykenische Einflüsse ausschlösse — als mindestens verfrüht bezeichnen. Es will uns vielmehr scheinen, als ob wir nach den vorliegenden Ergebnissen von verschiedenen, aber nahe verwandten Neolithgruppen sprechen müssten. Die im Gegensatz zur Thonplastik spärlichen Gefässreste, die wenigen bandkeramischen Spuren und andere Momente legen die Vermuthung nahe, als hätten wir in Jablanica eine jüngere Culturstufe vor uns, als die aus Butmir vorliegende, die wohl mit dieser zusammenhängt, aber auch zugleich sehr von ihr abweicht. Dieser Unterschied erhellt vor allem aus den reichen figuralen Relicten, er würde sich aber auch wohl aus den Steinartefacten ergeben, von denen Vassits vorläufig keine nähere Kunde bringt. Den Glanzpunkt der Funde bilden die vom Verfasser eigenthümlicherweise vom Capitel »Keramik« getrennten Thonidole, eine Fülle wahrhaft prächtiger, wertvoller Darstellungen. Auf Details einzugehen, überschreitet den Rahmen dieser Recension; hervorgehoben zu werden verdiente aber vor allem die stilistische Darstellung einer Art »zweiter Taille« an einer Reihe von Figuren, die im übrigen wohl auf eine charakteristische Tracht, nicht auf Rasseneigenthümlichkeiten zurückzuführen ist. Das gleiche bestätigen zahlreiche rein-ornamentale Schmuckpartien verschiedener Idole.

Treffliche Illustrationen erleichtern das Studium, die unentbehrlichen Situationspläne u. s. w. werden gewiss in der seinerzeitigen Hauptpublication nicht fehlen. Zum Schlusse sei noch erwähnt, dass Versuche, mit unserer Ansiedlung bereits frühhistorische Völkernamen zu verknüpfen, dem Autor, der classischer Archäologe ist, zwar verziehen werden können, aber rundweg abgelehnt werden müssen.

Wien. Cand. archaeol. Hugo Obermeier.

26.

Ethnologisches Notizblatt. Herausgegeben von der Direction des königlichen Museums für Völkerkunde in Berlin. Bd. III, Heft 2. Mit 11 in den Text gedruckten Abbildungen. Berlin 1902, 8°. 122 S.

Im Anschluss an die in den Achtzigerjahren vorigen Jahrhunderts in der Zeitschrift der Gesellschaft für Erdkunde in Berlin zum Theil erschienene Bearbeitung der »Aufzeichnungen über die Wasserläufe der Westmarken« (Chinas) aus dem Jahre 1824, die in fünf Theilen eine Beschreibung der Gebiete des Tarim und Lob-Nur, des Khara- und Barkul-Nur, Sairaim-Nur und Issik-Kul (auch unter Berücksichtigung der geschichtlichen Vergangenheit) umfassen, bespricht Karl Himly ausführlich die ersten beiden vom Becken des Lob-Nur handelnden Bändchen.

Walter Lehmann leitet in einem Aufsatze über »die Bezeichnung des Krieges im Mexikanischen« das *atl* in *atl tlachinolli* von der Wurzel *a* »werfen« ab.

Vicegouverneur Dr. Hahl bespricht Feste und Tänze der Eingeborenen von Ponapé, er schildert da besonders die Festlichkeiten zur Zeit der Brotfruchternte (Kawa-Bereitung mittelst Hämmern durch die Männer), bei der Einweihung eines neuen Kanu, den Tanz *uim*, der als einer der wirkungsvollsten der Südsee genannt wird (auf in mehreren Etagen aufgebauten Tanzbrücken), und gibt Texte einiger Gesänge.

Stabsarzt Dr. Hösemann bringt ethnographische Tagebuchnotizen von der Expedition gegen die Esüm (60 *km* nordöstlich von Jaunde) und vom Marsch von Jaunde über Ngilla zum Mbám (in Kamerun) und schildert detailliert die Esüm (Kannibalismus), die Batschénga, Mwélle, Wute (Zahnfeilung), Balóm (Labiate, deren Blätter, zerrieben ins Wasser geworfen, als Fischgift dienen).[1] L. B.

27.

Schurtz, Heinrich: Altersclassen und Männerbünde. Eine Darstellung der Grundformen der Gesellschaft. Berlin 1902.

Das Wesen und der Wert des vorliegenden Buches liegen in dem darin wohl zum erstenmale gemachten Versuche, von der bisherigen Art der Darstellung des Entwickelungsganges der menschlichen Gesellschaft, welche sich auf die Ehe, die Familie und die Sippenorganisation aufbaute, abzugehen und die Wirksamkeit eines bisher fast unbeachtet gebliebenen Elementes im socialen Leben, nämlich der Altersgemeinschaften, auf die Gesellschaftsbildung zu ergründen. Zunächst entwickelt der Verfasser in dem allgemeinen Theile seines Buches die psychologischen Gegensätze zwischen beiden Geschlechtern und den verschiedenen Altersstufen. Während der Antagonismus zwischen den letzteren aber eine geringere Bedeutung für das Gesellschaftsleben besitzt, ist der körperliche, namentlich aber der psychische Gegensatz zwischen den Geschlechtern ein derartiger, dass der Geschlechtstrieb und das aus ihm hervorgehende Eheband wohl im Stande sind, die Kluft zeitweilig zu überbrücken, niemals aber gänzlich auszufüllen. Die Bedeutung dieses Gegensatzes der Geschlechter für die Entstehung der gesellschaftlichen Verbände lässt sich am besten mit Schurtz' eigenen Worten ausdrücken: »Die Frau ist der gegebene Mittelpunkt der natürlichen, aus dem Geschlechtsverkehre und der Fortpflanzung entstehenden Gruppen, der Mann dagegen der Schöpfer der freien, auf Sympathie des Gleichartigen beruhenden Gesellschaftsformen« (S. 50).

Ausgehend von dieser Erkenntnis, schildert Schurtz die allmähliche Entstehung der verschiedenen von den Männern geschaffenen Verbände, als deren natürlichste und einfachste die Altersclassen anzusehen sind. Bei dieser Gelegenheit werden die Knaben- und Mädchenweihen und die in denselben zutage tretenden Ideen ausführlich behandelt. In einem eigenen Capitel wird auf die Reste und Spuren, die von der Eintheilung nach Altersgruppen bei den Culturvölkern des classischen Alterthums und des heutigen Europa zu finden sind, aufmerksam gemacht. Die entwickelteren Systeme der Altersclassen, wie sie in Afrika (bei den Massai), in Australien und Amerika sich erhalten haben, werden unter Zusammenstellung alles darüber Bekannten eingehend beschrieben.

Von den Altersclassen kommt Schurtz auch auf die Gruppenehe zu sprechen, und kann die ruhige, leidenschaftslose Art, mit welcher er dieses so gefährliche und umstrittene Problem behandelt, nur rühmend anerkannt werden.[2] Er gelangt dabei zum Schlusse, dass die verschiedenen Thatsachen, die auf die Gruppenehe hinweisen, schwerlich unter einen Hut zu bringen sind; dass vielmehr in den wenigen Fällen, wo eine wirkliche Gruppenehe beobachtet worden ist (Australien), sie erst als eigenartiger Gipfel einer auf die bloße Lockerheit des Ehebundes zurückzuführenden Entwickelung anzusehen ist. Ob diese Lockerheit auf frühere Promiscuität deutet, lässt Schurtz unentschieden. Die auf Verwandtschaftsnamen sich gründende Beweisführung Kohlers zu Gunsten des ehemaligen allgemeinen Bestandes der Gruppenehen wird mit Recht abgewiesen. Die Gruppenehe darf aber nicht mit der freien Liebe der jugendlichen Altersclasse verwechselt werden, für deren Bestehen unzweifelhafte Beweise geboten werden. Die Einschränkung der freien Liebe, welche sofort das Auftreten der Prostitution zur Folge hat, »ist eine Culturerscheinung, aber eine von denen, die bereits auf sehr tiefer Entwickelungsstufe beginnen können und nicht als Maßstab sonstiger hoher Gesittung gelten dürfen«.

Der übrige Theil des Buches ist der Beschreibung des Baues, der Einrichtung und Verbreitung des Männerhauses in seinen verschiedenen Formen und Umbildungen, und endlich der Schilderung der aus den Altersclassen hervorgegangenen Clubs und Geheimbünde gewidmet. Am Schlusse unternimmt Schurtz noch

[1] Ebenso in Ostafrika. Vergleiche die Bemerkungen des Gefertigten hierüber im Globus, LXXXII, 98, Note, Zeitschrift für Ethnologie, XXXIV, 154, und in diesen Mittheilungen, XXX, 59, Note 3, besonders aber Greshoff in den Mededeel. nit's Lands Plantentuin, Batavia 1893.

[2] Das vorliegende Werk unterscheidet sich hierdurch in wohlthuendster Weise von einer unlängst erschienenen, die Uranfänge der Ehe behandelnden Broschüre von Dr. Josef Müller, »Das sexuelle Leben der Naturvölker« (Leipzig 1902), in welcher viel mit theologischen Argumenten gearbeitet wird.

einen Streifzug auf das sprachliche Gebiet. Aus der Ähnlichkeit der Worte für das Männerhaus in Afrika, Australien und Indonesien vermuthet er, dass auch bezüglich der Altersclassen und Geheimbünde ein tieferer Zusammenhang zwischen den westafrikanischen und malayo-melanesischen Zuständen bestehen könnte, womit ein neuer Beitrag zu dem von Frobenius in dieser Richtung gesammelten Beweismateriale geliefert wäre. Aus den vom Verfasser mitgetheilten, wortvergleichenden Tabellen scheint auch in der That hervorzugehen, dass alle auf das Männer-, Junggesellen- und Gemeindehaus Bezug habenden Worte auf einen Urstamm *b—l* zurückgehen, dessen ursprünglicher Sinn »Männerhaus« gewesen sein muss. Der Wurzel *b—l* steht scheinbar eine andere *r—m* gegenüber, deren ursprüngliche Bedeutung »Familienhaus« sein könnte. Sicher ist es nur, dass beide Wurzeln ursprünglich »Haus, Hütte« bedeuteten, während die Specialbedeutungen ein Resultat einer vorgeschritteneren Differenzierung darstellen dürften. Ob Schurtz mit der Vermuthung, dass die Wurzel *r—m* nur eine Umkehrung des Stammes *b—l* ist und vielleicht erst später willkürlich geschaffen wurde, um gewissen socialen oder religiösen Vorschriften hinsichtlich des Sprachgebrauches zu entsprechen, im Rechte ist, wollen wir vor der Hand dahingestellt sein lassen.

Das im Vorhergehenden besprochene Werk stellt sich, wie alle Schriften des Verfassers, als eine wertvolle Bereicherung unserer an guten Arbeiten armen ethnologischen Literatur dar und verdient daher die vollste Beachtung der Fachmänner. Schade, dass Schurtz sich in diesem Buche, entgegen seiner sonstigen Genauigkeit, in Bezug auf die Quellennachweise eine gewisse Nachlässigkeit zu Schulden kommen lässt und bei den meisten Citaten die Seitenzahl nicht angibt. Da eine Nachprüfung der Belegstellen hierdurch erschwert wird, anderseits auch die Verwendbarkeit des Buches als Nachschlagewerk darunter leidet, kann das vom Verfasser befolgte System zur Nachahmung nicht empfohlen werden.

Horn (Niederösterreich). Dr. Rich. Lasch.

28.

Hovorka, Edler v. Zderas, Dr. C.: Volksmedicin auf der Halbinsel Sabioncello in Dalmatien. Wien 1901. (Separatabdruck aus den Wissenschaftlichen Mittheilungen aus Bosnien und der Herzegowina. Bd. VIII, 1901.)

In der letzten Zeit fließen die Beiträge zur Volksmediciu immer reichlicher, und hat unsere Kenntnis, namentlich was die nichtgermanischen Völker anbelangt, dadurch eine bedeutende Erweiterung erfahren. Die vorliegende Abhandlung nimmt unter den einschlägigen Arbeiten einen Ehrenplatz ein und ist umso wertvoller, als sie sich auf ein vom Culturfortschritte wenig berührtes, daher in ethnographischer Hinsicht umso interessanteres Gebiet bezieht. Der Verfasser, der als Arzt längere Zeit in Janjina, einer Gemeinde der Halbinsel Sabioncello, lebte, war gewiss in erster Linie berufen, uns die reichen Schätze der Volksmedicin und des Volksglaubens Dalmatiens zu erschließen. Augenfällig sind die vielen Parallelen zur deutschen Volksmedicin, aber auch mohammedanischer Einfluss aus der nahen, durch Jahrhunderte unter dem Türkenjoche gestandenen Herzegowina ist unverkennbar, wie ein Vergleich mit den in der bekannten Arbeit von Glück, Skizzen aus der Volksmedicin Bosniens (Wissenschaftliche Mittheilungen aus Bosnien, Bd. II, 1894), enthaltenen Angaben lehrt. Auch die vielen Analogien des medicinischen Dämonenglaubens in der deutschen und südslavischen Volksmedicin hat bereits Höfler in seiner Besprechung von Hovorkas Schrift (Globus, Bd. LXXXI, 1902, S. 80) unter Anführung einer Anzahl von Belegstellen hingewiesen, so dass wir von einer neuerlichen Anführung derselben absehen zu können glauben.

Horn (Niederösterreich). Dr. R. Lasch

29.

Trojanović Sima, Dr.: Alterthümliche Speisen- und Getränkebereitung bei den Serben. Mit acht eingedruckten Abbildungen. Sonderabdruck aus dem »Archiv für Anthropologie«. XXVII. Bd., 1. Heft. Braunschweig 1900. S. 1—32.

Diese Abhandlung ist zuerst in serbischer Sprache im »Etnografski Zbornik« (II. Bd.) der serbischen königlichen Akademie der Wissenschaften erschienen. Die Arbeit zerfällt in drei Abtheilungen: in der ersten wird über die Zubereitung der Speisen, in der zweiten über die der Getränke gesprochen; in der dritten werden verschiedene Manipulationen, durch welche das Hunger- und Durstgefühl abgestumpft werden soll, und die verschiedenartige Anwendung von Glühsteinen behandelt.

Die Arbeit ist augenscheinlich nicht ohne Lücken: der Verfasser fußt größtentheils nur auf Gebräuchen in einzelnen Ortschaften und nicht ganzer Landestheile. Gleichwohl bietet uns das gesammelte Material sehr interessante Beispiele von den noch heute vorhandenen primitiven Methoden der Zubereitung von Speisen

und Getränken — Methoden, die meistens nur noch bei den Naturvölkern bestehen, von welchen der Autor selbst entsprechende Parallelen anführt.

Aus dieser anspruchslosen Zusammenstellung von Materialien ersieht man, wie vieles noch in ethnographischer Hinsicht bei den Südslaven und den Balkanvölkern zu arbeiten ist.

Jovan Erdeljanovic.

30.

Paul Sébillot: Le folk-lore des pêcheurs. Paris, Maisonneuve. 1901.

Das Fischerleben war bisher in volkskundlicher Beziehung wenig berücksichtigt worden. Paul Sébillot, welcher das Fischerland Frankreichs, die Bretagne, nach allen folkloristischen Richtungen hin untersucht hat, hat nun den diesbezüglichen Mangel durch ein vortreffliches Buch »Le folk-lore des pêcheurs« ersetzt. Es bildet den 42. Band der wertvollen, allgemein bekannten, vom Pariser Buchhändler J. Maisonneuve herausgegebenen Sammlung »Les littératures populaires de toutes les nations« (Die Volksliteraturen aller Nationen).

Das Buch handelt nicht bloß von der Bretagne. Im Gegentheil wird darin die vergleichende Methode verfolgt. Selbstverständlich sind die französischen Materialien am zahlreichsten vertreten. Die unbedeutendsten und verschollensten französischen Publicationen wurden vom Verfasser zu diesem Zwecke durchsucht und wenn nur dies den einzigen Vorzug des »Folklore des pêcheurs« bildete, so wäre es schon viel.

Der Verfasser befasst sich zuerst mit dem alltäglichen Leben der Fischer der Erdkugel. Die Geburt und die Kindheit, dann die Jugendzeit, die Gründung der Familie und das nachherige Leben bis zur Todesstunde eröffnen das Buch. Gewiss hat das Fischerleben in seinem alltäglichen Lauf viel mit dem Leben anderer Volksstände gemein, doch sind manche volkskundliche Thatsachen nur ihm allein eigen. Insbesondere diesen Eigenthümlichkeiten widmet Sébillot seine Aufmerksamkeit.

Nun kommt das Fischerhaus an die Reihe. Es werden zuerst Fischeramulete, dann Fischergeräthe vergleichend geschildert.

Diesem Capitel schließt sich logischer Weise das folgende, welches von Fischerheiligen und von Fischerfesten handelt, an. Von großem Interesse sind die ihm angereihten Seiten über Fischeropferungen.

Die erwähnten Capitel nehmen im ganzen 134 Seiten ein. Von größerem Umfang ist der dem Fischfang gewidmete Theil. Er zerfällt in folgende Capitel: »Die Schiffe« (Schiffsbau, Bauzeiten, erster Schiffsgang, das Schiff bis zum Untergange), »Vorhersagungen, günstige und ungünstige Tage«, »Brauch und Sitte an Bord eines Fischerschiffes«, »Süßwasserfischer«, »Große Fischfangexpeditionen« (Neufundland, Island Walfischfang).

Selbstverständlich ist das dritte Capitel am reichhaltigsten. Der Verfasser verfolgt hier das tägliche Leben der auf Fischfang hinausgezogenen Leute und lässt zugleich nichts, was den Volksglauben anbelangt, aus dem Auge.

Im Gegentheil ist das Süßwassercapitel verhältnismäßig stoffarm. Der Grund ist ganz natürlich: die Süßwasserfischer wurden bisher so wenig in volkskundlicher Beziehung untersucht, dass man trotz allen Fleißes nur Weniges darüber aufbringen kann. Der Hinweis Sébillots auf diese Lücke ist sehr dankenswert und hoffen wir, dass dank ihm man diesem vernachlässigten Gebiete der Fischerei mehr Achtung zollen wird.

Den Schluss des Buches bildet das Capitel »Volksliteratur der Fischer«. Der Verfasser befasst sich darin mit Märchen, Sagen, Liedern und Räthseln, in denen Fischer vorkommen, oder deren Inhalt dem Fischerleben entlehnt ist.

Das Sébillot'sche Buch ist so inhaltsreich und aller Abschweifungen bar, dass man die Hälfte desselben abschreiben müsste, wenn man auf Einzelheiten eingehen wollte. Wir begnügen uns daher, auf seine Vorzüge hinzuweisen und wünschen ihm eine recht große, wohlverdiente Verbreitung in der folkloristischen Gelehrtenwelt.

Paris. Dr. W. Bugiel.

* * *

Herr A. Schück, der Verfasser der auf S. 315 dieses Bandes angezeigten Abhandlung über die Stabkarten der Marshall-Insulaner, sendet einige Berichtigungen ein, in denen er feststellt, dass er selbst bereits 1881 in »Aus allen Welttheilen« über das genannte Thema gehandelt, sowie dass Kapt. Witt, der 1876 eine Bemerkung in sein Berichtsbuch eintrug, nur gesehen hatte, dass die Marshallaner solche Karten anfertigen, auf Einzelheiten aber nicht geachtet hatte. »Von dem Verfahren, Steine und anderes so zu

legen, dass damit die Lage von Orten zu einander und zur Nord-Südlinie bezeichnet wird, bezweifelt Herr L. B., dass es Vorgänger der Stabkarten gewesen: weil der Unterschied zwischen beiden viel zu groß und »Erstores scheint wohl eine allgemein menschliche Äußerung geographischen Verständnisses zu sein, die eben bei allen Völkern spontan sich ergibt, die für die geographische Beschaffenheit ihrer Umgebung Sinn zu haben genöthigt sind«. Gehören die Marshallaner nicht zu diesen Völkern? Als man dort Kotzebue von solchen Karten nichts sagte oder sagen konnte, bezeichnete man ihm zunächst die Lage von Inseln durch in den Sand gelegte Steine. Wenn Herr L. B. schreibt: »Die vom Verfasser mitgetheilte Steinsetzung in Mer scheint eine ganz andere Richtung der Fortentwickelung dieser primitiven Kartographie darzustellen«, so gesteht Herr L. B. zu, dass das erwähnte Legen von Steinen den irgendwie dauernder hergestellten Karten vorangieng, erweckt aber den Glauben, der Verfasser habe die Steinsetzung als in derselben »Richtung der Fortentwickelung u. s. w.« liegend bezeichnet; dieser sagt nur S. 34: »Feste Steinsetzungen, um Gegenden, Wege u. dgl. kenntlich zu machen, mögen häufiger und weiter verbreitet sein, als man bisher beachtet hat.« Dann gibt er die gütige Mittheilung des Herrn Dr. Haddon.

SITZUNGSBERICHTE

DER

ANTHROPOLOGISCHEN GESELLSCHAFT

IN WIEN.

REDIGIERT VOM

SECRETARIATE.

JAHRGANG 1902.

WIEN.
IM SELBSTVERLAGE DER ANTHROPOLOGISCHEN GESELLSCHAFT.
1902.

Vorstand und Mitglieder

der

Anthropologischen Gesellschaft in Wien

nach dem Stande vom 1. Jänner 1902.

Protector:

Seine kaiserliche und königliche Hoheit der durchlauchtigste Herr Erzherzog Franz Ferdinand von Österreich-Este.

A. Vereinsleitung und Ausschuss.

Präsident:

Dr. Ferdinand Freiherr v. **Andrian-Werburg** (seit 1882), zugleich Ehrenpräsident (1895).

Vice-Präsidenten:

Dr. Karl Ritter **Brunner v. Wattenwyl** (seit 1888).
Dr. Karl Theodor v. **Inama-Sternegg** (seit 1894).
Dr. Karl **Toldt** (seit 1898).

Erster Secretär:

Dr. Wilhelm **Hein** (seit 1900).

Zweiter Secretär:

Franz Ritter v. **Hopfgartner** (seit 1899).

Rechnungsführer:

Dr. Otto **Müller** (seit 1891).

Cassier:

Karl Freiherr v. **Schlosser** (seit 1891).

Ausschussräthe:

Franz **Heger** (seit 1899).
Arthur Freiherr **Schwäger v. Hohenbruck** (seit 1901).
Dr. Vatroslav **Jagić** (seit 1900).
Dr. Josef **Karabaček** (seit 1872).
Felix **Karrer** (1876—1884, neuerdings seit 1887).
Dr. David Heinrich **Müller** (seit 1887).
Karl **Penka** (seit 1890).
Dr. Leopold v. **Schroeder** (seit 1900).
Dr. Sigmund **Wahrmann** (seit 1883).
Hans Graf **Wilczek** (seit 1870).
Dr. Emil **Zuckerkandl** (1878—1883, neuerdings seit 1889).

Rechnungs-Censoren:

Dr. Moriz **Bruck**.
Alois Raimund **Hein**.

B. Mitglieder.

1. Ehrenmitglieder.

1. Seine k. u. k. Hoheit Herr Erzherzog **Josef**. Alcsúth, Ungarn (1895).
2. **Bastian**, Dr. Adolf, Geheimer Regierungsrath, Professor, Director des Museums für Völkerkunde. Berlin, SW. Königgrätzerstr. 120 (1884).
3. **Bertrand**, Alexander. Paris (1901).
4. **Cartailhac**, Dr. Emile. Toulouse (1901). [Zugleich correspondierendes Mitglied.]
5. **Chantre**, Ernest. Lyon (1901). [Zugleich correspondierendes Mitglied].
6. **Fritsch**, Dr. Gustav, Professor, Geheimer Medicinalrath. Groß-Lichterfelde bei Berlin (1895).
7. **Guimet**, Emile. Paris (1901).
8. **Haeckel**, Ernst. Jena (1872).
9. **Hamy**, Dr. Ernest. Paris. (1901). [Zugleich correspondierendes Mitglied.]
10. **Hildebrand**, Dr. Hans, Reichsantiquar am Statens historiska Museum in Stockholm (1895).
11. **Kállay de Nagy-Kálló**, Benjamin, k. u. k. Geheimer Rath, Reichs-Finanzminister. Wien, I., Johannesgasse 5 (1895).

Anmerkung. Die Zahlen in der Klammer bedeuten das Jahr der Ernennung, beziehungsweise des Eintrittes. Correcturen und Ergänzungen dieser Angaben erbittet sich die Redaction der Mittheilungen unter der Adresse: Wien, I., Burgring 7.

12. **Kollmann**, Dr. Julius, Universitätsprofessor. Basel (1895).
13. **Lubbock**, John, Lord Avebury. High Elms, Farnborough, Kent, England (1895).
14. **Montelius**, Dr. Oskar, Professor und Conservator am kgl. histor. Museum in Stockholm (1898).
15. **Müller**, Dr. Sophus, Director des Nationalmuseums in Kopenhagen, Prindsens Palais (1895).
16. **Powell**, J. W., Major, Director des Bureau of Ethnology in Washington, D. C., U. S. A. (1884).
17. **Ranke**, Dr. Johannes, Professor. München, Briennerstraße 25 (1895).
18. **Reiss**, Dr. Wilhelm, Geheimer Regierungsrath. Schloss Könitz [Thüringen] (1889).
19. **Stolpe**, Dr. Hjalmar, Director der ethnographischen Abtheilung des naturhistorischen Reichsmuseums in Stockholm (1898).
20. **Tappeiner**, Edler v. **Tappein**, Dr. Franz. Schloss Reichenbach bei Meran (1900).
21. **Therese Prinzessin von Bayern**. München (1901).
22. **Tylor**, Edward B., Esq., Professor der Anthropologie. Oxford (1895).
23. **Uwarow**, Praskovja Sergejewna Gräfin, Präsident der kais. russ. Archäologischen Gesellschaft in Moskau, Leontjewsky Perenlok, Dom Uwarow (1890).
24. **Virchow**, Dr. Rudolf, Professor, Geheimer Medicinalrath. Berlin, W. Schellingstr. 10 (1879).
25. **Waldeyer**, Dr. Wilhelm, Professor, Geheimer Medicinalrath. Berlin, W. Lutherstr. 35 (1895).

II. Correspondierende Mitglieder.

1. **Andree**, Dr. Richard. Braunschweig. Fallersleberthorpromenade 13 (1877).
2. **Anutschin**, Dmitrij Nikolajewitsch. Akademiker, Universitäts-Professor. Moskau (1890).
3. **Bartels**, Dr. Max, Geheimer Sanitätsrath. Berlin, NW. Roonstr. 71 (1889).
4. **Baye**, Josef Baron de. Paris, Avenue de la Grand Armée 58 (1893).
5. **Boas**, Franz. New-York, 123 West, 82nd Street, N.-York City, U. S. A. (1890).
6. **Brizio**, Edoardo, direttore del Museo civico. Bologna (1895).
7. **Cartailhac**, Dr. Émile, Universitäts-Professor. Toulouse. Rue de la chaine 5 (1879). [Zugleich Ehrenmitglied.]
8. **Chantre**, Ernest, Sous-Directeur des Muséum d'histoire naturelle. Lyon (1879). [Zugleich Ehrenmitglied.]
9. **Dörpfeld**, Dr. Wilhelm, Professor, Erster Secretär des kais. Deutschen Archäol. Instituts in Athen (1895).
10. **Eitel**, Ernst J. North Adelaide, Australien (1870).
11. **Fellenberg**, Dr. Edmund v., Director der archäol. und anthropolog. Sammlungen in Bern (1900).
12. **Finsch**, Dr. Otto, Conservator am zoolog. Rijks Museum in Leiden, Holland (1884).
13. **Gatschet**, Alb. S. Washington, D. C. (1884).
14. **Gerland**, Dr. Georg, Universitäts-Professor. Straßburg im Elsass (1895).
15. **Ghirardini**, Gherardo. Pisa (1895).
16. **Giglioli**, Enrico. Florenz (1895).
17. **Girard de Rialle**, Dr. J. Paris, Place Perèire 1 (1879).
18. **Grempler**, Dr. Wilhelm, Geheimer Sanitätsrath. Breslau, Gartenstraße 46 (1889).
19. **Groß**, Dr. Victor. Neuenstadt, Schweiz (1883).
20. **Gurlitt**, Dr. Wilhelm, k. k. Universitäts-Professor. Graz, Elisabethstraße 37 (1883).
21. **Hampel**, Dr. Josef, Professor, Custos am ungar. Nationalmuseum. Budapest (1892).
22. **Hamy**, Dr. Ernest, Membre de l'Institut, Prof. am Mus. d'histoire naturelle in Paris, Rue Geoffroy St. Hilaire 36 (1884). [Zugleich Ehrenmitglied.]
23. **Heierli**, Jakob, Privatdocent. Zürich (1891).
24. **Helbig**, Dr. Wolfgang, Professor. Rom (1883).
25. **Heldreich**, Dr. Theodor v., Director des botan. Gartens in Athen (1876).
26. **Herbst**, C., Justizrath. Kopenhagen, Schloss Rosenberg (1876).
27. **Herrmann**, Dr. Anton, Professor. Budapest, I. Szt. György-úteza 2 (1890).
28. **Hoernes**, Dr. Rudolf, Universitäts-Professor. Graz (1895). [Zugleich wirkliches Mitglied.]
29. **Jarnik**, Urban, Universitäts-Professor in Prag (1884).
30. **Lissauer**, Dr. A., Sanitätsrath. Berlin, W. Lützowufer 20 (1892).
31. **Mantegazza**, Dr. Paolo, Director des Nationalmuseums für Anthropologie in Florenz (1878).
32. **Martin**, Dr Rudolf, Universitäts-Professor. Zürich, IV. Neue Beckenhofstr. 16 (1900).
33. **Mehlis**, Dr Christian. Neustadt a. d. Haardt, Rheinpfalz (1879).
34. **Meitzen**, Dr. August, Geheimer Regierungsrath Berlin, Kleiststr. 23 (1895).
35. **Mestorf**, Johanna, Museums-Director. Kiel (1877).
36. **Meyer**, Dr. A. B., Geheimer Hofrath. Dresden (1884).
37. **Morselli**, Dr. Enrico. Director der psychiatrischen Klinik der kgl. Universität in Genua. Via Assarotti 46 (1875).
38. **Munro**, Robert. Edinburgh, Soc. of Antiquaries (1895).
39. **Naue**, Dr. Julius. München, Promenadeplatz 6 (1887).
40. **Nehring**, Dr. Alfred, Professor. Berlin, N. Invalidenstraße 42 (1893).
41. **Nüesch**, Dr Jakob. Schaffhausen (1900).
42. **Obst**, Dr. Hermann, Museums-Director. Leipzig (1895). [Zugleich wirkliches Mitglied.]

43. **Olshausen**, Dr. Otto. Berlin, SW. Anhaltstr. 5 (1895).
44. **Orsi**, Dr. Paul, Reale Ispettore degli Scavi. Siracus (1887).
45. **Pigorini**, Dr. Luigi, Director der Musei preistorico e Kircheriano in Rom, Via del Collegio Romano 26 (1872)
46. **Radde**, Dr. Gustav, wirklicher Geheimer Rath, Director des kaukas. Museums in Tiflis (1884).
47. **Radloff**, Dr. W., wirklicher Staatsrath, Akademiker. St. Petersburg (1892).
48. **Ratzel**, Dr. Friedrich, Universitäts-Professor. Leipzig (1886).
49. **Reinach**, Salomon. St. Germain en Laye, Frankreich (1895).
50. **Retzius**, Dr. Gustav, Professor. Stockholm (1880).
51. **Riedel**, Johann Gerard Friedrich, Niederl. Resident. Haag, Obrechtstraat 140, Holland (1873).
52. **Schmeltz**, Dr. J. D. E., Director des ethnographischen Reichsmuseums in Leiden, Rapenburg 69 (1884).
53. **Schmidt**, Dr. Emil. Universitäts-Professor. Jena (1895). [Zugleich wirkliches Mitglied.]
54. **Schulenburg**, Willibald v. Charlottenburg bei Berlin (1887).
55. **Schweinfurth**, Dr. Georg, Professor. Berlin W., Potsdamerstr. 75a (1884).
56. **Schwicker**, Dr. C., Gymnasial-Professor. Budapest (1880).
57. **Stefanović-Vilovsky**, Theodor Ritter v., General-Post- und Telegraphen-Director. Belgrad (1887).
58. **Steinen**, Dr. Karl von den, Professor. Charlottenburg bei Berlin (1895). [Zugleich wirkliches Mitglied.]
59. **Stieda**, Dr. Ludwig, Geheimer Medicinalrath, Professor. Königsberg, Preußen (1880).
60. **Stoll**, Dr. Otto, Universitäts-Professor. Zürich, V. Klosbachstraße 75 (1900).
61. **Török**, Dr. Aurel v., Universitäts-Professor. Budapest (1891).
62. **Topinard**, Paul. Paris, Rue des Rennes 105 (1879).
63. **Trontowski**, W. Moskau, Bersenjewka (1890).
64. **Uhle**, Dr. Max. Philadelphia, Penns. University Museum (1898).
65. **Ujfalvy de Mezö-Kövesd**, E., Professor. Florenz, Via S. Spirito (1879).
66. **Vinson**, Julien. Paris (1879).
67. **Voss**, Dr. Albert, Geheimer Regierungsrath, Director am kgl. Museum für Völkerkunde. Berlin, SW. Königgrätzerstraße 120 (1887).

III. Stifter.[1])

1. **Haas v. Hasenfels**, Georg, Fabriks- und Gutsbesitzer. Schloss Mostau an der Eger, Böhmen (1900).
2. **Liechtenstein**, Johann, reg. Fürst von und zu. Wien, I., Bankgasse 9 (1895).
3. **Sokolowski**, Julian. Berlin, Lessingstr. 24 (1890).

IV. Unterstützende Mitglieder.

1. **Abensperg und Traun**. Hugo Graf v., k. u. k., Geheimer Rath, Oberstkämmerer. Wien, I., Wallfischgasse 13 (1887).
2. **Angerer & Göschl**, C., k. u. k. Hofphotographen, Kunstanstalt. Wien, XVI. 1, Ottakringerstraße 49 (1898).
3. **Apponyi**, Alexander Graf, k. u. k. Kämmerer. Lengyel, Ungarn (1889).
4. **Auer v. Welsbach**, Dr. Karl Ritter, Chemiker. Wien, IV. 1, Wiedner Hauptstraße 69 (1898).
5. **Auspitz v. Artenegg**, Theodor, Procurist der pr. Firma S. Auspitz. Wien, I., Schwarzenbergstraße 3 (1891).
6. **Bonaparte**, Prinz Roland. Paris, Avenue d'Iéna 10 (1895).
7. **Dreher**, Anton, Brauerei- und Großgrundbesitzer. Klein-Schwechat bei Wien (1898).
8. **Dungel**, Dr. Adalbert, kaiserlicher Rath, General-Abt, Prälat des Stiftes Göttweig, Niederösterreich (1881).
9. **Erwein**, Dr. Josef, Landeshauptmann von Kärnten, Mitglied des Herrenhauses. Klagenfurt, Priesterhausgasse 2 (1887).
10. **Grillmayer**, Johann. Schwanenstadt 193, Oberösterreich (1898).
11. **Grünbaum**, Dr. Hermann. Wien, I., Hessgasse 7 (1892).
12. **Gundrum**, Dr. Franz S., Stadtphysikus in Kreuz, Kroatien (1900).
13. **Gussenbauer**, Dr. Karl, k. k. Hofrath, Universitäts-Professor. Wien, IX. 3, Ferstelgasse 5 (1870).
14. **Gutmann**, Max Ritter v., k. k. Bergrath. Wien, XIX. 1, Colloredogasse 24 (1892).
15. **Hamburger**, Fritz, Papierfabrikant. Wien, III. 3, Marokkanergasse 21 (1899).

[1]) Die P. T. Mitglieder werden dringend ersucht, Adressenänderungen sofort dem Secretariate der Anthropologischen Gesellschaft, Wien, I., Burgring 7, anzeigen zu wollen, da nur für diesen Fall die regelmäßige Zusendung der Gesellschaftsschriften, Einladungen u. s. w. garantiert werden kann. Den Mitgliedsbeitrag wolle man an den Cassier der Gesellschaft, Herrn Karl Freiherr v. Schlosser, Wien, IV. 1, Taubstummengasse 8, zu Beginn eines jeden Vereinsjahres einsenden.

16. **Hanau**, Wilhelm, Fürst von. Horowitz in Böhmen (1898).
17. **Harrach zu Rohrau**, Johann Franz Graf, k. u. k. Geheimer Rath. Wien, I., Freyung 3 (1887).
18. **Jasper**, Friedrich. Buchdruckereibesitzer in Wien, III. 1, Thongasse 12 (1901).
19. **Kinsky**, Ferdinand Fürst. k. u. k. Geheimer Rath. Wien, I., Freyung 4 (1887).
20. **Lanckoroński-Brzezie**, Karl Graf, k. u. k. Geheimer Rath. Wien, III. 3, Jacquingasse 18 (1884).
21. **Lieben**, Leopold v., Vice-Gouverneur-Stellvertreter der österr.-ung. Bank. Wien, I., Oppolzergasse 6 (1891).
22. **Liechtenstein**, Heinrich Karl August Fürst von und zu, Oberlieutenant i. d. Res., Professritter des Malteser-Ritterordens. Wien. II. 2, Schüttelstraße 11 (1900).
23. **Lobmeyr**, Ludwig, Mitglied des Herrenhauses. Wien. I., Schwangasse 1 (1887).
24. **Miller zu Aichholz**, Dr. Victor Ritter v. Wien, III. 3, Am Heumarkt 13 (1887).
25. **Niederösterreichisches Landes-Real- und Obergymnasium** in Horn (1893).
26. **Ofenheim**, Wilhelm, Ritter v. **Ponteuxin**, Wien, I., Schwarzenbergplatz 4 (1901).
27. **Osborne**, Wilhelm. Rittergutsbesitzer. Radebeul bei Dresden. Wasastraße 1 (1880).
28. **Reich**, S. & Co., k. k. landesbefugte Glaswarenfabrikanten. Wien, II. 2, Czerningasse 3—7 (1892).
29. **Ringhoffer**, Franz Freiherr v., Mitglied des Herrenhauses, Fabriksbesitzer. Smichow bei Prag (1898).
30. **Rothschild**, Nathaniel Anselm Freiherr v., Gutsbesitzer. Wien. IV. 2, Theresianumgasse 14 (1890).
31. **Scherzer**, Karl Ritter v., k. u. k. a. o. Gesandter und bevollmächtigter Minister i. R. Görz, Corso 18 (1895).
32. **Schlesinger**, Franziska, Doctors- und Generalsecretärswitwe. Wien, I., Strauchgasse 1 (1900).
33. **Schoeller**, Dr. Max. Berlin, Zelten 21a (1898).
34. **Schoeller**, Paul Ritter v., Gutsbesitzer. königl. großbrit. General-Consul. Wien, I., Johannesgasse 7 (1899).
35. **Schoeller**, Philipp Wilhelm Ritter v., Generalrath der österr.-ungar. Bank. Mitglied des Herrenhauses. Wien, XVII. 2. Promenadegasse 43 (1887).
36. **Schwarzenberg**, Adolf Josef Fürst zu, k. u. k. Geheimer Rath. Mitglied des Herrenhauses. Wien, III. 3, Rennweg 2 (1884).
37. **Sendier**, Adrienne Freiin v. Mauer bei Wien, Hauptstrasse 53 (1901).
38. **Steindachner**, Dr. Franz, k. u. k. Hofrath, Intendant des k. k. naturhistorischen Hofmuseums. Wien, I., Burgring 7 (1896)
39. **Sztranyak**, Josef, Chemigraph in Wien, VIII. 2, Tigergasse 13 (1901, wirkliches Mitglied von 1899—1900).
40. **Wahrmann**, Dr. Sigmund, prakt. Arzt. Wien, I., Seilerstätte 5 (1899, wirkl. Mitglied von 1870 bis 1898).
41. **Waldstein**, Ernst Graf, k. u. k. wirklicher Geheimer Rath und Kämmerer, Major a. D. Prag, Kleinseite (1898).
42. **Waldstein**, Ernst Karl Graf, k. u. k. Kämmerer, Rittmeister i. R. Prag, Waldsteinhaus (1895). [Lebenslängliches Mitglied.]
43. **Wilczek**, Hans Graf, k. u. k. Geheimer Rath und Kämmerer, Mitglied des Herrenhauses. Wien, I., Herrengasse 5 (1870).
44. **Windisch-Graetz**, Ernst Fürst zu, k. u. k Kämmerer, Oberst a. D. Wien, III. 3, Strohgasse 21 A (1879).
45. **Zichy**, Eugen. Graf, k. u. k. Geheimer Rath. Budapest. Rózsa-útcza 61 (1900).
46. **Zichy zu Zich und von Vásonykeö**, Theodor Graf, k. u. k. Geheimer Rath, k. u. k. a. o. Gesandter und bevollmächtigter Minister am königlich bayerischen Hofe. München (1898).

V. Wirkliche Mitglieder.

1. **Alterthumsverein** in Worms (1886).
2. **Andrian-Werburg**, Dr. Ferdinand Freih. v. Alt-Aussee (1870). [Lebenslängliches Mitglied.]
3. **Andrian-Werburg**, Dr. Leopold Freih. v., k. u. k. Legations-Secretär. Athen (1896).
4. **Angerer**, Franz, stud. med. Wien, IX. 3, Rothehausgasse 8 (1900).
5. **Arneth**, Dr. Franz Hektor Ritter v., k. k. Hofrath. Wien, I., Kolowratring 14 (1870).
6. **Arthaber**, Dr. Gustav Edler v., Privatdocent und Adjunct an der Universität. Wien, IV. 1, Heugasse 10 (1899).
7. **Auchenthaler**, Dr. Franz, k. u. k. Hofrath, Leibarzt. Wien, I., Schottenring 4.
8. **Bachofen v. Echt**, K. Adolf. Wien, XIX. 2, Hackhofergasse 18 (1885). [Lebenslängliches Mitglied.]
9. **Baernreither**, Dr. Josef Maria, k. u. k. Geheimer Rath. Wien, VIII. 1, Landesgerichtsstraße 11.
10. **Balfour**, Henry, Vorstand des Anthropological Department am Museum in Oxford, 11, Norham Gardens (1895).
11. **Barski**, Ludwig, Präfect an der Theresianischen Akademie in Wien. IV. 1, Favoritenstrasse 15 (1902).

12. **Bartsch**, Franz, k. k. Hofrath i. P. Wien, III./2, Salmgasse 14 (1887).
13. **Bassanowicz**, Dr. J., Kreisphysikus. Varna, Bulgarien (1889).
14. **Beer**, Dr. Adolf, k. k. Hofrath, Mitglied des Herrenhauses, Professor an der technischen Hochschule i. P. Wien, III./3, Am Heumarkt 17 (1870).
15. **Behlen**, königl Oberförster. Büllingen, Reg.-Bez. Aachen (1902).
16. **Belcredi**, Richard Graf, k. u. k. wirkl. Geheimer Rath, Präsident a. D. Gmunden (1898).
17. **Bellak**, Isidor, Antiquar. Wien, III./2, Radetzkystraße 17 (1887).
18. **Benndorf**, Dr. Otto, k. k. Hofrath, Director des k. k. Archäologischen Institutes. Wien, IX./2, Pelikangasse 18 (1883).
19. **Bibliothek der Stadt Wien.** Wien, I., Felderstraße, Rathhaus (1896).
20. **Bibliothek des Benedictinerstiftes**, Melk, Niederösterreich (1902).
21. **Bielka v. Karltreu**, Dr. August Ritter, k. u. k. Leibarzt. Wien, I., Reitschulgasse 2 (1887).
22. **Blasius**, Dr. Wilhelm, Geheimrath, Director des herzogl. naturhistorischen Museums und Professor an der herzogl. techn. Hochschule. Braunschweig, Gaussstraße 17 (1892).
23. **Blümml**, Emil Karl. Wien, XVIII./1, Gentzgasse 134 (1900).
24. **Böhmerle**, Karl, Adjunct der k. k. forstlichen Versuchsanstalt. Mariabrunn 1, Niederöst. (1887).
25. **Bogišić**, Dr. Valtazar, Staatsrath, Membre correspondent de l'Institut. Paris, Rue des Saints-Pères 71 (1883). [Lebenslängliches Mitglied.]
26. **Bormann**, Dr. Eugen, k. k. Universitäts-Professor. Klosterneuburg (1895).
27. **Botstiber**, Dr. Rudolf, Gemeindearzt in Floridsdorf, Elisabethstrasse (1901).
28. **Bouchal**, Dr. Leo, Conceptspraktikant im k. u. k. gemeinsamen obersten Rechnungshof. Wien, IX./4, Spittelauergasse 2 (1901).
29. **Bouchal**, Leonard. Wien, IX./4, Spittelauergasse 2 (1895).
30. **Braun**, Dr. Eduard, Director des Kaiser Franz Josephs-Museums in Troppau (1901).
31. **Breitenstein**, Dr. Heinrich, Badearzt. Karlsbad, Haus »Rubin«, Böhmen (1898).
32. **Breitner**, Anton, Schriftsteller. Mattsee, Salzburg (1900).
33. **Bremer-Felsach**, Joachim Freih. v., k. u. k. Kämmerer. Gainfarn, Niederösterreich (1889).
34. **Breycha**, Dr. Arthur, k. k. Sectionsrath. Wien, I., Kärntnerring 9 (1895).
35. **Brigham**, William J., Director des Bernice Pauahi Bishop Museum. Honoluln, Hawaii-Inseln (1895).
36. **Bruck**, Dr. Moriz, k. u. k. Oberstabsarzt i. P. Wien, II./2, Czerninplatz 1 (1888).
37. **Brun**, Ferdinand, Ingenieur, k. k. Gewerbeinspector. Mödling, Karl Ludwigsplatz 14, Niederösterreich (1884).
38. **Brunner v. Wattenwyl**, Dr. Karl Ritter, k. k. Ministerialrath i. P. Wien, VIII./1, Trautsohngasse 6 (1870).
39. **Brunšmid**, Dr Josip, Universitäts-Professor, Museal-Director. Agram (1891).
40. **Bünker**, Johann Reinhard, Lehrer. Ödenburg, St. Georgengasse 11 (1901).
41. **Bugiel**, Dr., Włodzimierz Mieczysław, Paris, Rue de la Collégiale 10 (1891).
42. **Bulić**, Franz, Monsignore, k. k. Conservator und Museums-Director. Spalato, Dalmatien (1896).
43. **Buschman**, Dr. Ferdinand Freiherr v., Großgrundbesitzer. Wien, I., Seilerstätte 16 (1889).
44. **Calliano**, Gustav, Präsident des Museumsvereines in Baden, Niederösterreich, Wienerstraße 3 (1896).
45. **Calliano**, Karl, Secretär der Bezirkskrankencassa. Baden, Niederösterreich, Braunstraße 19 (1900).
46. **Campi**, Luigi Nobile de, Reichsraths-Abgeordneter. Cles, Tirol (1886).
47. **Červinka**, Ladislaus, Civilgeometer. Ungarisch-Hradisch 34, Mähren (1897).
48. **Chlingensperg auf Berg**, Dr. Max, München, Türkenstrasse Nr. 106 (1901).
49. **Chamberlain**, Frau Anna, Wien, VI./1, Blümelgasse 1 (1901).
50. **Chrobak**, Dr. Rudolf, k. k. Hofrath, Obersanitätsrath, Universitäts-Professor. Wien, IX 3, Frankgasse 6 (1874).
51. **Cohn Salo**, Privatier. Wien, I., Schottenring 32 (1901). [Lebenslängliches Mitglied.]
52. **Czerny**, Alois, Bürgerschullehrer. Mährisch-Trübau (1887).
53. **Dachler**, Anton, Ingenieur. Wien, XIII./2, Ameisgasse 15 (1895).
54. **Dalla Rosa**, Dr. Alois, k. k. Universitäts-Professor. Wien, IX./1, Porzellangasse 2 (1887).
55. **Dasch**, Albert, Juwelier. Teplitz, Langegasse 66 (1897).
56. **Demetrykiewicz**, Dr. Wladimir, Secretär der kaiserl. Akademie der Wissenschaften in Krakau, Studentengasse 259 (1896).
57. **De Vaux**, Karl Freiherr, k. u. k. Geheimer Rath und Kämmerer, Feldmarschallieutenant i. P. Wien, III./3, Lagergasse 6 (1887).
58. **Diettler**, Hans, Fabrikant. Gaya, Mähren (1900).
59. **Dillinger**, Andreas, Schriftsteller. Wien, I., Opernring 23 (1883).
60. **Dorkowski**, Leo, Ingenieur. Aflenz, Steiermark Villa Piruer (1894).
61. **Duška**, Josef. Josefstadt, Böhmen (1881).
62. **Dworschak**, Dr. Joh., Advocat. Deutsch-Landsberg, Steiermark (1884).

63. **Dzieduszycki**, Thaddäus Graf, Gutsbesitzer. Zarzeeze bei Jaroslau, Galizien (1883).

64. **Eberhard**, Konrad, Pfarrer. Sieghartinq, Oberösterreich (1899).

65. **Ebner v. Rofenstein**, Dr. Victor Ritter, k. k. Hofrath, Universitäts-Professor. Wien, I., Rathhausgasse 13 (1901).

66. **Eger**, Dr. Leopold, Wien, IX. 3, Maximilianplatz 13 (1902).

67. **Ehrenfreund**, Sigmund, Kaufmann. Wien, IX./1, Rögergasse 1B (1895).

68. **Eisenbahnbeamten-Verein, Österreichischer.** Wien, I., Schulerstraße 18 (1899).

69. **Eisenstein**, Richard Freiherr von und zu, k. u. k. Feldmarschallieutenant i. P. Wien, II. 3, Lilienbrunngasse 3 (1900).

70. **Eysn**, Marie. Salzburg, Imbergstraße 10 (1900).

71. **Familien-Fideicommiss-Bibliothek**, k. u. k. Wien, I., Hofburg (1877).

72. **Fehringer**, Dr. Otto, k. k. Gymnasial-Professor, Conservator in Seitenstetten, Niederösterreich (1901).

73. **Figdor**, Gustav, k. k. priv. Großhändler. Wien, II. 2, Kaiser Josefstraße 38 (1880).

74. **Finck**, Johann, königl. Rath, Bürgermeister i. P. Ödenburg, Heiliggeistgasse 3 (1890).

75. **Fischer**, Ludwig Hans, akad. Maler. Wien, XVII. 2, Neuwaldeggerstraße 24 (1886).

76. **Franc**, Franz Xaver, Secretär des histor. Museums der Stadt Pilsen (1894).

77. **Frauer**, Emil, Privatier. Triest, Via della Zonta 5 (1900).

78. **Frischauf**, Dr. Eugen, Notariats-Substitut. Eggenburg, Niederösterreich (1888).

79. **Fuchs**, Karl, Realschul-Professor. Preßburg (Ungarn), Conventgasse 7 (1899).

80. **Fulcomer**, Daniel, Professor an der State Normal School. Milwaukee, Wisconsin, U. S. A. (1895).

81. **Gans**, Dr. Edgar, Badearzt in Karlsbad, Böhmen (1901).

82. **Geographisches Institut** der k. k. Universität Wien, I., Franzensring 3 (1894).

83. **Gesellschaft für Anthropologie und Urgeschichte der Oberlausitz.** Görlitz (Schlesien), Neissstraße 30 (1889).

84. **Gesellschaft für Physiokratie**, Anthropologische Section der, in Böhmen. Prag 779-II (1887).

85. **Gesellschaft für Salzburger Landeskunde.** Salzburg (1887).

86. **Glassner**, Edmund. Heiligeneich, Post Atzenbrugg, Niederösterreich (1898).

87. **Glück**, Dr. Leopold, Primararzt, Sarajevo, Kossovo 11 (1893).

88. **Gomperz**, Dr. Theodor, k. k. Hofrath, Universitäts-Professor. Wien, III. 3, Reisnerstraße 13 (1870).

89. **Gorjanović-Kramberger**, Dr. Karl, Professor, Director des geologisch-paläontologischen Nationalmuseums in Agram (1900).

90. **Größer**, Matthäus, Dom-Capitular des Stiftes Gurk, Klagenfurt (1902).

91. **Größl**, Franz Xaver, k. u. k. Präparator am k. k. naturhistor. Hofmuseum. Wien, IX./4, Pfluggasse 6 (1888).

92. **Grohmann**, Anna, Präsidentin des Damen-Comités der I. Prager und Kleinseitener Volksküche, Hausbesitzerin. Prag, Graben 3 (1884).

93. **Groß**, Dr. Konrad, Wien, XI. 1, Simmeringer Hauptstraße 42 (1893).

94. **Gschirhakl**, Dr. Johann, k. u. k. Ober-Stabsarzt. Wien, VIII. 1, Lammgasse 1.

95. **Gutherz**, Gérard. Wien, XIX., Döblinger Hauptstraße 71 (1897).

96. **Hagen**, Dr. Karl, Vorstand des Museums für Völkerkunde in Hamburg (1895).

97. **Hahna**, Dr. Heinrich, k. k. Notar. Wien, XVII. 1, Hernalser Hauptstraße 39 (1897).

98. **Hamburger**, Dr. Ludwig, Hof- und Gerichts-Advocat in Wien, I., Reichsrathstrasse 13 (1902).

99. **Hartung v. Hartungen**, Dr. Christoph. Riva am Gardasee, Villa Christoforo (1887).

100. **Hauser**, Otto, Schriftsteller. Wien, IV./2, Starhembergqasse 48 (1900).

101. **Hebra**, Dr. Hans Ritter v., k. k. Universitäts-Professor. Wien, IV./1, Gusshausstraße 10 (1887).

102. **Hedinger**, Dr. August, Medicinalrath. Stuttgart, Friedrichstraße 4 (1895).

103. **Heger**, Franz, k. u. k. Regierungsrath, Custos und Leiter der anthrop.-ethnographischen Abtheilung des k. k. naturhistorischen Hofmuseums. Wien, III. 2, Rasumofskygasse 1 (1878).

104. **Hein**, Alois Raimund, k. k. Realschul-Professor, akademischer Maler. Wien, V. 1, Bacherplatz 13 (1890).

105. **Hein**, Dr. Wilhelm. Privatdocent a. d. Universität, k. u. k. Custos-Adjunct am k. k. naturhistorischen Hofmuseum. Floridsdorf, Donaufelderstraße 2, Niederösterreich (1889—1895, 1899).

106. **Herrmann**, Dr. Emanuel, k. k. Ministerialrath, Professor an der k. k. techn. Hochschule. Wien, VI. 1, Gumpendorferstraße 56 (1889).

107. **Herrnfeld**, Heinrich, Schriftsteller. Wien, II. 1, Schmelzgasse 10 (1870).

108. **Herzog**, Jakob, Schriftsteller. Wien, III. 3, Veithgasse 9 (1883).

109. **Historisch-archäologisches Museum** der Stadt Pilsen (1888).

110. **Hoelder**, Dr. H. v., k. württ. Ober-Medicinalrath. Stuttgart, Tübingerstraße 3.

111. **Hörmann**, Constantin, Hofrath, Director des bosnisch-herzegowinischen Landesmuseums. Sarajevo (1894).

112. **Hoernes**, Dr. Moriz, k. k. Universitäts-Professor, k. u. k. Custos-Adjunct am k. k. naturhistorischen Hofmuseum. Wien, III./1, Ungargasse 27 (1883).

113. **Hoernes**, Dr. Rudolf, k. k. Universitäts-Professor. Graz, Sparbersbachstraße 29 (1879). [Zugleich correspondierendes Mitglied.]

114. **Hoffmann**, Johann, Director der fürstl. Auersperg'schen Zuckerfabriken. Žleb in Böhmen (1899).

115. **Hofmann**, Ignaz, k. u. k. Militär Oberlehrer in Hirtenberg, Ger.-Bez. Pottenstein, Niederösterreich (1900).

116. **Hofmeier**, Ernst, Domänenbesitzer. Pischely bei Prag (1892).

117. **Hohenbruck**, Arthur Freih. Schwäger v., k. k. Sectionschef i. P. Wien, I., Nibelungengasse 8 (1890).

118. **Holl**, Dr. Moriz, k. k. Universitäts-Professor. Graz, Harrachgasse 21 (1892).

119. **Holländer**, Dr. Alexander, Privatdocent an der k. k. Universität Wien, I., Rathhausstraße 20 (1888).

120. **Hopfgartner**, Franz Ritter v., k. k. Hafen- und See-Sanitäts-Capitän i. P., Wien, III./1, Landstr. Hauptstraße 83—85 (1897).

121. **Houdek**, Victor, k. k. Sectionsrath in Wien, III./2, Stammgasse 15 (1901).

122. **Houška**, Dr. Alois, städt. Polizei-Commissär. Pilsen, Mansfeldgasse 7 (1887).

123. **Hovorka** Edler v **Zderas**, Dr. Oskar, Spitalsleiter. Teslić, Bosnien (1893).

124. **Hueber**, Dr. Richard, Hof- und Gerichtsadvocat. Wien, XVII./1, Bergsteiggasse 32 (1887).

125. **Hutter**, Bartholomäus, k. k. Oberbergrath i. P. Salzburg, Reichenhallerstraße 12 (1901).

126. **Inama-Sternegg**, Dr. Karl Theodor v., k. u. k. Geheimer Rath, k. k. Sectionschef, Mitglied des Herrenhauses, Präsident der k. k. statistischen Central-Commission. Wien, I., Freyung 6 (1884).

127. **Jagić**, Dr. Vatroslav, Mitglied des Herrenhauses, k. k. Hofrath, Universitäts-Professor. Wien, VIII. 1, Kochgasse 15 (1892).

128. **Jelínek**, Břetislav, k. k. Conservator, Director des städt. Museums in Prag. Smichow, Hicronymusgasse 13 (1883).

129. **Jenny**, Frau Marie. Hard bei Bregenz (1889).

130. »**Joanneum**«, **Landesmuseum** [Antiken- und Münzen-Cabinet] in Graz (1891).

131. **Jurić** Edler **v. Lavandal**, Dr. Gustav, Privatdocent an der Universität. Wien, I., Wallnerstraße 11 (1870).

132. **Kahle**, Dr. Bernhard. Universitäts-Professor. Heidelberg in Baden, Brückerstraße 16 (1895).

133. **Kaindl**, Dr. Raimund Friedrich, Professor. Czernowitz, Villa Milla (1891).

134. **Kaiser**, Franz, k. k Regierungsrath i. P. Wien, IV./2, Johann Straußgasse 21 (1870).

135. **Kaltenegger**, Ferdinand, k. k. Hofrath. Brixen (1884).

136. **Kalandra**, Dr. Břetislav. Frankstadt am Radhost, Mähren.

137. **Kammel** Edler **v. Hardegger**, Dr. Dominik, Guts- und Fabriksbesitzer. Stronsdorf, Niederösterreich (1884).

138. **Kanitz**, Felix, k. ungar. Rath. Wien, I., Eschenbachgasse 9 (1870).

139. **Karabacek**, Dr. Josef, k. u. k. Hofrath, Director der k. k. Hofbibliothek k. k. Universitäts-Professor. Wien, III./2, Salmgasse 15 (1870).

140. **Karner**, P. Lambert, Pfarrer. in St. Veit a. d. Gölsen, Niederösterreich (1880).

141. **Karrer**, Felix, k. ungar. Rath, General-Secretär des Wissenschaftlichen Club. Wien, XIX. 1, Döblinger Hauptstraße 80 (1870).

142. **Katholický**, Dr. Karl, k. k. Sanitätsrath, Primararzt der Krankenanstalt Brünn (1888).

143. **Keyserling**, Hermann Graf. Wien, IV. 1, Waaggasse (1902).

144. **Kemény**, Dr. Ig., k. u. k. Stabsarzt d. R. in Güns (Kőszeg) (1890).

145. **Kerschbaumer**, Dr. Anton, Propst und Pfarrer. Krems a. d. Donau, Niederösterreich (1901).

146. **Klimesch**, Dr. Karl, k. k. Ministerial-Concipist. Wien, X./1, Kundratstraße 3 (1900).

147. **Klvaňa**, Josef, Gymnasial-Director in Gaya, Mähren (1901).

148. **Knabenseminar**, erzbischöfliches und Obergymnasium in Travnik, Bosnien (1888).

149. **Knett**, Josef, Ingenieur und Stadtgeologe. Karlsbad, Iris (1898).

150. **Koblitz v. Willmburg**, Hans Freiherr, k. u. k. Artillerie-Hauptmann. Krakau, ulica Basztowa (1888).

151. **Koch**, Franz, Altbürgermeister. Isehl (1897).

152. **Kohn**, Emerich, stud. philos. in Wien, II. 1. Novaragasse 16 (1901).

153. **Kolbenheyer**, Erich, k. k. Baurath, Professor an der k. k. Staatsgewerbeschule in Czernowitz (1894).

154. **Koller**, August Freiherr v., k. u. k. Rittmeister im 14. Dragoner-Regiment. Prag, Hradek 4 (1891).

155. **Komínek**, Alois, Güter-Inspector. Graz, Lessinggasse 13 (1890).

156. **Kosanović**, Sava, Erzbischof von Sarajevo, Metropolit von Dabro in Bosnien und Exarch von Dalmatien. Dulcigno, Montenegro (1884). [Lebenslängliches Mitglied.]
157. **Kostersitz**, Ubald, Prälat des Stiftes Klosterneuburg (1887).
158. **Kondelka**, Florian, k. k. Bezirks-Oberthierarzt. Wischau, Mähren (1886).
159. **Krahuletz**, Johann, Museumscustos. Eggenburg, Niederösterreich (1900).
160. **Kraitschek**, Dr. Gustav, k. k. Gymnasial-Professor in Landskron, Böhmen (1901).
161. **Krayatsch**, Dr. Josef, Director der niederösterr. Irrenanstalt in Kierling-Gugging, Niederösterreich (1887).
162. **Kretschmer**, Dr. Paul, k. k. Universitäts-Professor. Wien, XVIII. 1, Dittesgasse 15 (1899).
163. **Kříž**, Dr. Martin, k. k. Notar. Steinitz, Mähren (1880).
164. **Kubinyi**, Nikolaus v., Oberfiscal der Herrschaft Arva. Arva Váralya, Ungarn (1883).
165. **Kübeck zu Kübau**, Max Freiherr v., k. u. k. Legationsrath a. D. Wien, IV. 1, Wienstraße 27 (1870).
166. **Kuhn**, Dr. Konrad, k. u. k. Hofarzt. Wien, I., Maysedergasse 6 (1893).
167. **Kulka**, Dr. Richard, Hof- und Gerichts-Advocat. Wien, VII. 1, Neubaugasse 23 (1889).
168. **Kutschera**, Hugo Freiherr v., k. u. k. Geheimer Rath, Civil-Adlatus für Bosnien und die Herzegowina. Sarajevo (1884).
169. **Landau**, Dr. Wilhelm Freiherr v. Berlin, W. Lützowufer 5a (1895).
170. **Landes-Oberrealschule**, Niederösterreichische, und Gewerbeschule in Wr.-Neustadt (1887).
171. **Landwirtschaftliche Landes-Lehranstalt** in Tabor (1898).
172. **Landwirtschaftliche Akademie**, Königl. böhm., Tetschen-Liebwerd (1899).
173. **Lanz-Liebenfels**, Dr. A. Jörg. Wien, IV./2, Schönburgstraße 32 (1900).
174. **Lasch**, Dr. Richard, Bezirksarzt. Horn, Niederösterreich (1899).
175. **Leger**, F., Privatier. Kolin, 95 II, Böhmen (1888).
176. **Lehmann-Nitsche**, Dr. Robert, Sectionschef für Anthropologie am Museum in La Plata, Argentinien (1896).
177. **Leimdörfer**, Emil. Redacteur des »Wissen für Alle«. Wien. IX. 1, Rogergasse 18 (1901).
178. **Lenz**, Dr. Oskar, k. k. Universitäts-Professor. Prag, Königliche Weinberge, Sladkovskystraße 8 (1893).
179. **Levec**, Dr. Wladimir, ordentliches Mitglied des Institutes für österr. Geschichtsforschung. Wien, III. 3, Strohgasse 3, Th. 6 (1897).
180. **Linardić**, Dr. Dominik, k. u. k. Ober-Stabsarzt. Mostar (1888).
181. **Linden**, Dr. Marie Gräfin von d., Assistent am anatomisch-zoologischen Institut der Universität. Bonn, Königstraße 38 (1888).
182. **Lipperheide**, Franz Freiherr von, Matzen bei Brixlegg in Tirol (1901)).
183. **Lippmann**, Dr. Eduard, k. k. Universitäts-Professor. Wien, IV./1, Karlsgasse 9 (1893).
184. **Lodron-Laterano**, Carlo Graf zu, Fideicommissbesitzer der Güter Gmünd und Sommeregg. Schloss Gmünd, Kärnten (1900).
185. **Löwy**, Dr. Moses, Hof- und Gerichts-Advocat, Wien, II. 1 Rueppgasse 9 (1901).
186. **Ludwigstorff**, Anton Freiherr v., k. u. k. Geheimer Rath, Deutsch-Altenburg an der Donau-Niederösterreich (1887).
187. **Luschan**, Dr. Felix Ritter v., Professor, Directorial-Assistent am Museum für Völkerkunde. Friedenau bei Berlin, Menzelstraße 1 (1872).
188. **Majewski**, Erasmus, Director des chemisch-technischen Laboratoriums. Warschau, Zlota 61 (1893).
189. **Makowsky**, Alexander, Professor an der k. k. technischen Hochschule. Brünn, Thalgasse 25 (1889).
190. **Marchesetti**, Dr. Carlo de, Director des Museo civico di Storia naturale. Triest (1889).
191. **Marinitsch**, Josef, Privatier. Triest, Via del Lazzeretto vecchio 4 (1891).
192. **Massari**, Julius, k. k. Beamter im Ministerium für Landesvertheidigung. Wien, I., Babenbergerstrasse 15, Gendarmerie-Abtheilung (1901).
193. **Maška**, Karl Jaroslav, Oberrealschul-Director. Teltsch, Mähren (1881).
194. **Masner**, Dr. Karl, Erster Director des schlesischen Museums für Kunstgewerbe und Alterthümer in Breslau, Greußenstraße (1892).
195. **Matiegka**, Dr. Heinrich, Docent an der Universität. Prag, Karlsplatz 30 (1890).
196. **Mattoni**, Heinrich Edler v., kais. Rath, Gutsbesitzer. Wien, I., Tuchlauben 14 und 16 (1887).
197. **Mattula**, Josef, Baumeister. Znaim (1892).
198. **Mattula**, Ludwig, Lehrer. Unter-Retzbach, Niederösterreich (1892).
199. **Mayer**, Dr. Sigmund, k. k. Universitäts-Professor. Prag, Stephansgasse 28 (1892).
200. **Mayet**, Dr. Lucien. Lyon, 1 rue Molière, Frankreich (1900).
201. **Mayr**, Josef, Pfarrer. Hagenberg, Oberösterreich (1897).
202. **Mazegger**, Dr. Bernhard, Sanitätsrath, k. k. Conservator. Obermais bei Meran, Tirol (1900).
203. **Meringer**, Dr. Rudolf, k. k. Universitäts-Professor. Graz, Universitätsstraße 27 (1895).

204. **Minkus**, Dr. Fritz, zugetheilt dem k. k. österr. Museum für Kunst und Industrie. Wien, I., Bellariastraße 10 (1900).
205. **Miske**, Kálmán, Freiherr v., Gutsbesitzer. Güns, Ungarn (1896).
206. **Mittler**, Dr. Paul. Wien, I., Elisabethstraße 16 (1870).
207. **Montecuccoli-Polinago**, Rudolf Graf, k. u. k. Contre-Admiral, Kämmerer. Wien, III./1, Strohgasse 4 (1884).
208. **Moser**, Dr. Ludwig Karl, k. k. Gymnasial-Professor. Triest, Via del Lavatojo 1 (1900).
209. **Moses**, Heinrich, Lehrer. Neunkirchen, Niederösterreich, Kreuzgasse 10 (1900).
210. **Much**, Dr. Matthäus, k. k. Regierungsrath. Wien, XIII./2, Penzingerstraße 84 (1870).
211. **Much**, Dr. Rudolf, k. k. Universitäts-Professor. Wien, XIII./2, Penzingerstraße 82 (1880).
212. **Müller**, Dr. David Heinrich, k. k. Hofrath, Universitäts-Professor. Wien, VIII. 2, Feldgasse 10 (1884).
213. **Müller**, Hugo M., Gutsbesitzer. Wien, I., Grünangergasse 1 (1880).
214. **Müller**, Dr. Otto, Eisenbahn-General-Secretär a. D. Wien, IX./1, Berggasse 5 (1889).
215. **Murko**, Dr. Mathias, Privatdocent an der Universität. Wien, VII./2, Breitegasse 4 (1896).
216. **Musealverein** der Stadt Cilli (1895).
217. **Musealverein** in Hallstatt, Oberösterreich (1891).
218. **Musejní spolek**. Brünn (1889).
219. **Museum** der Stadt Klattau in Böhmen (1890).
220. **Museum** der Stadt Werschetz in Ungarn (1898).
221. **Museum** der königl. Freistadt Esseg, Ungarn (1898).
222. **Museum für Völkerkunde** in Leipzig (1888).
223. **Museumsverein** in Budweis (1895).
224. **Nadenius**, Dr. Johann, k. k. Regierungsrath i. P. Wien, IV. 2, Weyringergasse 15 (1887).
225. **Neugebauer**, Dr. Josef. Wien, IX./1, Kolingasse 11 (1893).
226. **Neumann**, Dr. Isidor, k. k. Hofrath, Universitäts-Professor. Wien, I., Kolowratring 14 (1897).
227. **Neumann**, Dr. Wilhelm Anton, k. k. Universitäts-Professor, Wien, IX. 3, Garnisonsgasse 18 (1901).
228. **Neumayer**, Dr. Josef, Hof- und Gerichts-Advocat, Vicebürgermeister der Stadt Wien, Wien, I., Kleeblattgasse 13 (1901).
229. **Neustadtl**, Dr. Josef. Wien, I., Wallnerstraße 3 (1895).
230. **Nicoladoni**, Dr. Alexander, Hof- und Gerichts-Advocat in Linz (1901).
231. **Nicolics**, Baron de Rudna jun., Fedor. Rudna, Ungarn (1897).
232. **Niederle**, Dr. Lubor, Universitäts-Professor in Prag (1901).
233. **Niederleithinger**, Dr. Adolf Gustav. Wilfersdorf bei Mistelbach, Niederösterreich (1900).
234. **Niedźwiedzki**, Julian, Professor an der k. k. technischen Hochschule in Lemberg, Polytechnicum (1887).
235. **Obermaier**, P. Hugo, Archäologe. Wien, III./3, Rennweg 31 (1901).
236. **Ober-Realschule** in Linz (1901).
237. **Obersteiner**, Dr. Heinrich, k. k. Universitäts-Professor, Director der Privat-Irrenheilanstalt in Wien, XIX./1, Billrothstraße 69 (1870).
238. **Obst**, Dr. Hermann, Director des Museums für Völkerkunde in Leipzig (1896). [Zugleich correspondierendes Mitglied.]
239. **Oser**, Dr. Leopold, k. k. Regierungs- und Sanitätsrath, Universitäts-Professor. Wien, I., Neuthorgasse 20 (1870).
240. **Pachinger**, Anton Max. Linz, Oberösterreich, Bethlehemstraße 31 (1894).
241. **Palliardi**, Jaroslaw, k. k. Notar. Mährisch-Budwitz (1889).
242. **Pauli**, Hugo, Buchhändler. Wien, I., Rothenthurmstraße 15 (1892).
243. **Pausinger**, Dr. Felix, Assistent an der Universität in Czernowitz (1902).
244. **Peez**, Dr. Alexander v., Fabriks- und Realitäten-Besitzer. Wien, IV./1, Heugasse 2 (1880).
245. **Peisker**, Dr. Johann, Scriptor an der Universitäts-Bibliothek. Groisbach bei Graz (1896).
246. **Penka**, Karl, k. k. Gymnasial-Professor. Wien, XVIII./2, Schindlergasse 48 (1882).
247. **Pfeiffer**, Rudolf, k. k. Berghauptmann. Wien, XVIII./1, Währingergürtel 41 (1870).
248. **Pič**, Dr. J. L., Vorstand der archäologischen Abtheilung am Nationalmuseum in Prag, Sokolgasse 66 (1896).
249. **Pick**, Dr. Alois, k. u. k. Stabsarzt, Privatdocent an der k. k. Universität. Wien, I., Rudolfsplatz 12 (1895).
250. **Pick**, Dr. Arnold, k. k. Universitäts-Professor. Prag, Wassergasse 15 (1892).
251. **Pick**, Dr. Arthur. Karlsbad, Böhmen, Alte Wiese, goldene Krone (1901).
252. **Pingitzer**, Dr. Emerich Ritter v., k. k. Gerichtssecretär. Wien, IV./2, Favoritenstraße 18 (1900).
253. **Polaschek**, Dr. Anton, k. k. Gymnasial-Director. Floridsdorf, Hauptstraße 46 (1901).
254. **Poschacher**, Anton, Ingenieur, Besitzer von Granitwerken. Wien, IV./1, Margarethenstraße 30 (1901).
255. **Preen**, Hugo v., akademischer Maler und Gutsbesitzer. Osternberg bei Braunau am Inn, Oberösterreich (1885).

256. **Preindlsberger-Mrazović**, Milena, Schriftstellerin, Sarajevo, Landesspital (1889).

257. **Premerstein**, Dr. Anton Ritter v., Privatdocent und Beamter der k. k. Hofbibliothek, Wien (1902).

258. **Prochaska**, Karl sen., k. u. k. Hofbuchhändler und Hofbuchdruckerei - Besitzer Teschen (1899).

259. **Pudil**, Jáu, em. fürstl. Lobkowitz'scher Baudirector. Prag, Königliche Weinberge, Brandlgasse 16 (1883).

260. **Püchler**, Wenzel, k. k. Oberbergrath i. P. Graz, Maiffredygasse 5, II. (1884).

261. **Rabl**, Dr. Karl, k. k. Hofrath und Universitäts-Professor. Prag (1882).

262. **Radić**, Fran., Redacteur der »Starohrvatska Prosvjeta«. Curzola, Dalmatien (1884).

263. **Reichle**, Wolfgang, k. k. Rechnungsraths-Adjunct beim obersten Rechnungshof Wien, I., Annagasse 5 (1901).

264. **Reinisch**, Dr. Leo, k. k. Hofrath, Universitäts-Professor in Wien, VIII./2, Feldgasse 5 (1902).

265. **Reisch**, Dr. Emil, k. k. Universitäts-Professor. Wien, VIII./1, Laudongasse 11 (1894).

266. **Reischek**, Andreas, Custos des Museums Francisco-Carolinum. Linz, Römerstraße 86 (1891). [Lebenslängliches Mitglied.]

267. **Reviczky de Revizsnye**, Bartholomäus, Vice-Archidiacon und Pfarrer. Csejte, Ungarn (1900).

268. **Richly**, Heinrich. Neuhaus bei Weseli, Böhmen (1886).

269. **Riegl**, Dr. Alois, k. k. Universitäts-Professor. Wien, I., Schottengasse 3 (1892).

270. **Rigler**, Dr. Franz Edler v. Wien, III./2. Seidlgasse 22 (1874).

271. **Römisch-Germanisches Centralmuseum** in Mainz (1899).

272. **Rohrmann**, Moriz. Gutsbesitzer. Bludowitz, Österr.-Schlesien (1887).

273. **Rokitansky**, Hans Freiherr v., k. u. k. Kammersänger. Wien, IV./1, Wiedner Hauptstraße 51 (1874).

274. **Rollett**, Dr Emil, k. k. Regierungsrath, Director und Primararzt des Erzh. Sophien-Spitals. Baden, Niederösterreich, Berggasse 37 (1870).

275. **Romstorfer**, Karl Adam, Regierungsrath, Architekt, k. k. Conservator, Director der k. k. Staatsgewerbeschule. Czernowitz, Petrowiczgasse 6 (1893).

276. **Rosthorn**, Dr. Arthur v., k. u. k. Legationsrath. Wien, I., Stephansplatz 6 (1894).

277. **Rowland**, William R. jun. Seremban, Malakka, via Singapore (1895).

278. **Rudnicki**, Dionys, Pfarrer. Bedrykowce bei Zaleszczyki, Galizien (1900).

279. **Rücker**, Anton, k. k. Oberbergrath. Wien, I., Canovagasse 7 (1882).

280. **Salm-Reifferscheidt**, Hugo Leopold Fürst und Altgraf zu, k. u. k. Kämmerer. Mitglied des Herrenhauses. Wien, III. 2, Rasumofskygasse 8 a (1901). [Lebenslängliches Mitglied.]

281. **Salzer**, Josef, Fabriksbesitzer. Wien, III. 2. Marxergasse 1 (1888).

282. **Schacherl**, P. Gustav, Custos der Sammlungen im Stifte Zwettl, Niederösterreich (1889).

283. **Schandlbauer**, Dr. Hans. Wien, I., Petersplatz 4 (1893).

284. **Scheff**, Dr. Julius, jun., k. k. Universitäts-Professor. Wien, I., Hoher Markt 4 (1887).

285. **Schernthanner**, Anton, k. k. Oberbergrath. Aussee, Steiermark (1900).

286. **Schiff**, Dr. Eduard, Privatdocent an der Universität. Wien, I., Wallfischgasse 6 (1888).

287. **Schlesinger**, Sigmund Egon. Wien, I., Gonzagagasse 15 (1894).

288. **Schliz**, Dr. Alfred, Hofrath, Stadtrath. Heilbronn, Württemberg (1901).

289. **Schlosser**, Karl Freiherr v. Wien, IV./1, Taubstummengasse 8 (1888).

290. **Schmarda**, Dr. Ludwig Karl, k. k. Hofrath. Wien, II./2, Kaiser Josefstraße 33 (1870).

291. **Schmidel**, Edmund, k. k. Landesgerichtsrath in Steyr (1901).

292. **Schmidl**, Karl. Wien, IV./1, Wiedener Hauptstraße 47, II. Stock, 11 (1872).

293. **Schmidt**, Dr. Emil, Universitäts-Professor. Jena, Kaiser Wilhelmstraße 3 (1893). [Zugleich correspondierendes Mitglied.]

294. **Schmidt** S. V. D., P. Wilhelm, Maria-Enzersdorf. Niederösterreich, Missionshaus St. Gabriel (1899).

295. **Schnapper**, August, sen. Wien, VI. 1, Getreidemarkt 17 (1888).

296. **Schneider**, Dr. Robert Ritter v., k. k. Universitäts-Professor, k. u. k. Director der Antikensammlung des Allerh. Kaiserhauses. Wien, IX./1, Porzellangasse 13 (1887).

297. **Schönborn-Wiesentheid**, Erwein Graf. Berlin, Bülowstraße 81 (1900).

298. **Schöffel**, Josef, Mitglied des niederösterreichischen Landesausschusses. Mödling, Niederösterreich (1899).

299. **Schoetensack**, Dr. Otto. Heidelberg (1894).

300. **Schollmayer**, E. Heinrich. Mašun, Post Grafenbrunn bei St. Peter (Bezirk Adelsberg), Krain (1899).

301. **Schott**, Eugen. Wien, VII. 2, Burggasse 20 (1887).

302. **Schroeder**, Dr. Leopold v., k. k. Universitäts-Professor. Wien, IX./3, Maximilianplatz 13 (1894).

303. **Schrötter v. Kristelli**, Dr. Leopold Ritter, k. k. Hofrath, Universitäts-Professor. Wien, IX. 2, Mariannengasse 3 (1887).

304. **Schuchardt**, Dr. Hugo, k. k Hofrath, Universitäts-Professor i. P. Graz, Elisabethstraße 6 (1885)

305. **Schulz**, Dr. Paul, k. k. Hofrath. Wien, I., Babenbergerstraße 1 (1902).

306. **Sederl**, Josef, k. u. k. Hofsteinmetzmeister. Wien, III 3, Reisnerstraße 61 (1870).

307. **Sedlaczek**, Hubert, Förster. Thomigsdorf bei Triebitz, Böhmen (1900).

308. **Seeauer**, Karl, Hôtelbesitzer in Ischl, Hôtel Elisabeth (1901).

309. **Seler**, Dr. Eduard, Universitäts-Professor in Berlin. Steglitz bei Berlin, Kaiser Wilhelmstraße 3 (1900).

310. **Sieger**, Dr. Robert, Professor an der k. k. Export-Akademie, Privatdocent an der Universität. Wien, I., Wollzeile 12 (1891).

311. **Sitte**, Camillo, k. k. Regierungsrath, Architekt, Director der k. k. Staatsgewerbeschule. Wien, I., Schellinggasse 13 (1893).

312. **Skribany**, Franz, Schriftleiter der Mödlinger Zeitung. Mödling, Niederösterreich, Fran Josephsplatz 6 (1900).

313. **Sonne**, Dr. Eduard, Gemeindearzt in Ober-Laa bei Wien (1901).

314. **Sounleithner**, Ferdinand. Sectionschef. Sarajevo (1888).

315. **Spitzer**, Gustav, k. u. k. Hof-Mode- und Weißwarenhändler. Wien, I., Giselastraße 11 (1884)

316. **Spitzer**, Mór, Directions-Ausschussmitglied des ungarischen Landesvereines für Archäologie und Anthropologie in Breitenbrunn bei Preßburg, Ungarn (1901).

317. **Staatsgewerbeschule**, k. k. Wien, I., Schellinggasse 13 (1893).

318. **Staatsgymnasium**, k. k. Oberhollabrunn, Niederösterreich (1893).

319. **Stache**, Dr. Guido, k. k. Hofrath, Director der k. k. geologischen Reichsanstalt. Wien, III. 3, Ötzeltgasse 10, III (1870).

320. **Steinen**, Dr. Karl von den, Professor. Charlottenburg bei Berlin 2, Hardenbergstraße 24 (1892) [Zugleich correspondierendes Mitglied.]

321. **Steiner**, Franz. Schab bei Podersam, Böhmen (1891).

322 **Steiner v. Pfungen**, Dr. Robert Freiherr, Primararzt im Krankenhause Wieden. Privatdocent an der Universität. Wien, I, Schottengasse 3 (1880).

323. **Stockhammer**, Gustav, Oberinspector der Nordwestbahn. Floridsdorf, Coloniestraße 194 (1900).

324. **Storno**, Franz, jun, akademischer Maler, Ödenburg (1893).

325. **Straberger**, Josef, k. k. Conservator, Vicepräsident des Museums Francisco-Carolinum. Linz (1901).

326. **Strebel**, Hermann, Hamburg, Papenstrasse 79.

327. **Strohmayer**, Dr. Phil. August, Schriftsteller. Rom, poste restante, Italien (1881).

328. **Stubenvoll**, Hugo, Ingenieur. Vukovar, Slavonien (1892).

329. **Svetlin**, Dr. Wilhelm. k. k. Regierungsrath, Director einer Privat-Heilanstalt für Gemüthskranke. Wien, I., Kärntnerring 17 (1880).

330. **Swara**, Otto, Photopraph in Wien, IV. 1, Grosse Neugasse 8 (1901).

331. **Szombathy**, Josef, k. u. k. Custos am k. k. naturhistorischen Hofmuseum. Wien, VII. 2, Sigmundsgasse 8 (1879).

332. **Tagleicht**, Karl, k. u. k. Hof-Schlosser. Wien, XX. 5, Mathildenplatz 7 (1887).

333. **Teutsch**, Julius, Liqueurfabrikant. Kronstadt, Siebenbürgen, Rossmarkt 4 (1899).

334. **Thirring**, Julius, Bürgerschullehrer. Wien, II. 1, Darwingasse 9 (1893).

335. **Tietze**, Dr. Emil, k. k. Oberbergrath, Chef-Geologe der k. k. geologischen Reichsanstalt. Wien, III 1, Laudstraße Hauptstraße 90 (1887).

336. **Toldt**, Dr. Karl, k. k. Hofrath, Universitäts-Professor. Wien, IX./1, Wasagasse 8 (1885).

337. **Trapp**, Josef, Fabriksbesitzer. Pilsen, Salzgasse 14 (1889).

338. **Treutler**, Dr. Ferdinand, k. u. k. General-Stabsarzt. Wien, IV./1, Schäffergasse 17 (1892).

339. **Trojanović**, Dr. Sima, Professor, Custos des Ethnogr. Museums in Belgrad, Protamatijastraße 13 (1894).

340. **Tschudi**, Dr. Arthur, k. u. k. Oberstabs- und Garnisonsarzt. Zara (1888).

341. **Vielhaber**, Gottfried, Bibliothekar des Prämonstratenserstiftes Schlägl, Post Aigen, Oberösterreich (1900).

342. **Urbantschitsch**, Dr. Victor, k. k. Universitäts-Professor in Wien, XIX./1, Colloredogasse 8 (1901)

343. **Vuletić-Vukasović**, Vid, Professor. Ragusa, Dalmatien (1883).

344. **Vyvlečka**, Dr. Josef, k. k. Conservator, Domvicar. Olmütz (1896).

345. **Wallaschek**, Dr. Richard, Privatdocent an der Universität. Wien, IX./3, Schwarzspanierstraße 18 (1897).

346. **Waněk**, Johann, fürstl. Liechtenstein'scher Gutsdirector. Radim, Post Petschek, Böhmen (1896).

347. **Wasserburger**, Moriz, k. k. Postsecretär. Wien, IV. 1, Wiedner Hauptstraße 89 (1899).

348. **Weinberger**, Isidor, k. k. Commercialrath, Präsident der böhmischen Montangesellschaft. Wien, IV. 1, Schwindgasse 20 (1883).

349. **Weinzierl**, Robert Ritter v., k. k. Conservator, Museums-Custos. Teplitz, Schulgasse 8 (1894).
350. **Weinzierl**, Dr. Theodor Ritter v., k. k. Hofrath, Director der staatlichen Samen-Controlstation. Wien, I., Ebendorferstraße 7 (1892).
351. **Weisbach**, Dr. Augustin, k. u. k. General-Stabsarzt d. R. Graz, Sparbersbachstraße 41 (1887).
352. **Weißenberg**, Dr. S. in Elisabethgrad, Südrußland.
353. **Weiß v. Tessbach**, Dr. Adolf Ritter, Advocaturscandidat. Wien, I., Nibelungengasse 1 (1900).
354. **Weyr**, Rudolf, Professor an der k. k. technischen Hochschule. Bildhauer. Wien, III./1, Hauptstraße 74 (1887).
355. **Wickenburg**, Eduard Graf, Rohrbach bei St. Peter in der Au, Westbahn, Post Weistrach, Niederösterreich (1898).
356. **Wieninger**, Georg. Gutsbesitzer. Schärding, Oberösterreich (1900).
357. **Wielemans**, Edler von **Monteforte**, Alexander, k. k. Baurath und Architekt. Wien, XVII. 2, Zwerngasse 16 (1897).
358. **Wieser v. Wiesenhort**, Dr. Franz Ritter, k. k. Hofrath, Universitäts-Professor, Präsident des Ferdinandeums. Innsbruck, Meinhartstr. 4 (1884).
359. **Wilser**, Dr. Ludwig. Heidelberg. Leopoldstraße 41 (1897).
360. **Winkler**, Karl, Sparcassen-Director in Mauthausen an der Donau (1901).
361. **Winternitz**, Dr. Moriz, Professor für indoarische Philologie und allgemeine Völkerkunde an der k. k. deutschen Karl Ferdinands-Universität in Prag, Königliche Weinberge, Manesgasse 4 (1886).
362. **Winternitz**, Dr. Wilhelm, k. k. Regierungsrath, Universitäts-Professor. Wien, I. Wipplingerstraße 28 (1872).
363. **Wisnar**, Julius, k. k. Gymnasial-Director. Znaim (1898).
364. **Wittmann**, Dr. Emil Hugo, Schriftsteller. Wien, VI. 1, Magdalenenstraße 10A. 4. St. (1884).
365. **Wohlgemuth**, Karl, Volksschullehrer. Bozen, Laubengasse (1900).
366. **Woldřich**, Dr. Joh. Nep., k. k. Universitäts-Professor. Prag, Königliche Weinberge, Hálekgasse 76 (1870).
367. **Wolfram**, Alfred. Wien, XVIII./1, Canongasse 19 (1889).
368. **Zangerle**, Dr. Josef, Advocaturs-Concipient in Baden, Niederösterreich, Hauptplatz 12 (1901).
369. **Zawiliński**, Roman, k. k. Gymnasial-Professor, Secretär der ethnologischen Abtheilung der Akademie der Wissenschaften. Krakau, Karmelicka 22 (1893).
370. **Zdekauer**, Dr. Alfred. Trautenau (1899).
371. **Želízko**, Johann V., Beamter der k. k. geologischen Reichsanstalt. Wien, III. 2, Löwengasse 37 II/11 A (1900).
372. **Zora**. Serbisch-akademischer Studentenverein. Wien, I., Franzensring 3, Universität (1884).
373. **Zsigmondy**, Dr. Otto, Zahnarzt. Wien, I., Schmerlingplatz 2 (1892).
374. **Zuckerkandl**, Dr. Emil, k. k. Hofrath, Universitäts-Professor. Wien, IX. 4, Alsbachstraße 20 (1878).
375. **Zumbusch**, Kaspar Ritter v., k. k. Professor an der Akademie der bildenden Künste. Wien, III. 3, Jacquingasse 11 (1889).
376. **Žunković**, Marfin, k. u. k. Hauptmann, Lehrer der k. u. k. Infanterie Cadettenschule in Marburg, Steiermark (1900).
377. **Zwirner**, Hubert, Bürgerschullehrer und zoolog. Präparator in Retz, Niederösterreich.

C. Correspondenten.

1. **Bella**, Ludwig, Professor. Ödenburg.

Verzeichnis

der

Institute, Vereine und Redactionen, mit welchen die Anthropologische Gesellschaft in Wien im Schriftentausch steht.

(S. bedeutet nur Tausch gegen die Sitzungsberichte, B. = botanische Abtheilung, E. = ethnographische Sammlung, G. = geologische Abtheilung, H. = Hofbibliothek, P. = prähistorische Sammlung.[1])

1. **Agram:** Südslavische Akademie der Wissenschaften. — 1. Rad. philos.-hist. Cl., 2. mathemat. Cl., 3. Ljetopis, 4. Zbornik. (P.)
2. — Kroatische archäologische Gesellschaft. — Viestnik hrvatskoga arkeologičkoga družtva. (P.)
3. **Athen:** Kaiserlich deutsches archäologisches Institut. — Mittheilungen. (P.)
4. **Basel:** Basler Missions-Comité. — Evangelisches Missions-Magazin. (E.)
5. **Batavia:** Genootschap van Kunsten en Wetenschappen. — Tijdschrift voor Indische taal-land- en volkenkunde. (E.)
6. **Berlin:** Königliche Akademie der Wissenschaften. — Sitzungsberichte. (P.)
7. — Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte. — Zeitschrift für Ethnologie. (P.)
8. — Verein für Volkskunde. — Zeitschrift (E.)
9. **Bombay:** Anthropological Society. — The Journal. (E.)
10. **Bonn:** Verein von Alterthumsfreunden der Rheinlande. — Jahrbücher. (P.)
11. **Boston:** American Academy of science. (G.)
12. **Braunschweig:** Redaction der Zeitschrift »Globus«. — Globus. (E.)
13. **Breslau:** Schlesische Gesellschaft für vaterländische Cultur. — Jahresberichte. (P.)
14. — Museum für schlesische Alterthümer. — Schlesiens Vorzeit in Bild und Schrift. (P.)
15. **Brünn:** Naturforscher-Verein. — 1. Verhandlungen, 2. Museum Francisceum, Annales. (P.)
16. **Brüssel:** Académie Royale des Sciences. — 1. Annuaire, 2. Bulletins. (P.)
17. — Société d'anthropologie. — Bulletin. (P.)
18. — Société d'Archéologie de Bruxelles. — 1. Annales, 2. Annuaire. (P.)
19. **Budapest:** Ungarisches National-Museum. — Archaeologiai Értesitö. (P.)
20. — Ungarische ethnographische Gesellschaft. — Ethnographia. (E.)
21. **Calcutta:** Asiatic Society of Bengal. — 1. Journals, 2. Proceedings. (E.)
22. **Chicago:** Field Columbian Museum. — 1. Anthropologie. Ser. Publ., 2. Report of the Director to the Board of Trustees. (E.)
23. **Christiania:** Foreningen til Norske Fortidsmindes merkers bevaring. — Aarsberetning. (P.)
24. **Czernowitz:** Bukowiner Landesmuseum. — 1. Rechenschaftsberichte, 2. Jahrbuch. (P.)
25. **Časlau:** Redaction des »Věstník československých musei a spolku archaeologických«. — Věstník. (P.) S.
26. **Danzig:** Naturforschende Gesellschaft. — Schriften. (P.)
27. **Demerara:** Royal Agricultural and Commercial Society of British Guiana. — Timehri. (E.)
28. **Dorpat:** Gelehrte Esthnische Gesellschaft. — 1. Sitzungsberichte, 2. Verhandlungen. (P.)
29. **Dresden:** Naturwissenschaftliche Gesellschaft »Isis«. — Sitzungsberichte und Abhandlungen. (P.)
30. **Dublin:** Royal Dublin Society. — 1. The scientific Transactions, 2. The scientific Proceedings, 3. The economic Proceedings. (G.)
31. **Dürkheim am Haardt:** Naturwissenschaftlicher Verein »Pollichia«. — Mittheilungen. (B.) S.
32. **Edinburg:** Scottish Geographical Society. — The Scottish Geographical Magazine. (E.)
33. — Society of Antiquaries of Scotland. — Proceedings. (P.)
34. **Florenz:** Società italiana di Antropologia etc. — Archivio per l'Antropologia e la Etuologia. (E.)
35. **Frankfurt a. d. O.:** Redaction der »Societatum litterae«. — Societatum litterae. (E.) S.
36. **Genf:** Société de Geographie de Genève. — Le Globe. (E.)
37. **Görlitz:** Gesellschaft für Anthropologie und Urgeschichte der Oberlausitz. — Jahreshefte. (P.) S.
38. **Graz:** Naturwissenschaftlicher Verein für Steiermark. — Mittheiluugen. (P.)
39. **Grenoble:** Société Dauphinoise d'ethnologie et d'anthropologie. — Bulletins. (P.)

[1]) Da die Gesellschaft keine Bibliothek besitzt, gibt sie alle Einläufe gegen Ersatz der als Tausch verwendeten Exemplare der »Mittheilungen« an die Bibliotheken der genannten Abtheilungen des k. k. naturhistorischen Hofmuseums und an die k. k. Hofbibliothek ab. Für Tauschexemplare, welche an mit * bezeichnete Vereine und Institute abgegeben werden, wird kein Ersatz geleistet.

40. **Haag:** Koninklijk Institut voor de Taal-, Land- en Volkenkunde van Nederlandsch-Indië. — Bijdragen. (H.)
41. **Halle a. d. S.:** Kais. Leopoldinisch-Carolinische deutsche Akademie der Naturforscher. — Leopoldina. (P.)
42. **Helsingfors:** Finska Vetenskaps Societeten. — 1. Öfversigt af förhandlingar, 2. Bidrag till kännedom af Finlands Natur och Folk, 3. Acta societatis scientiarium Fennicae. (P.)
43. — Finnische Alterthums-Gesellschaft. — 1. Aikakauskirja, 2. Memoires, 3. Suomen und Finskt Museum. (P.)
44. **Innsbruck:** Museum Ferdinandeum. — Zeitschrift. (P.)
45. **Kasan:** Gesellschaft für Archäologie, Geschichte und Ethnologie. — Iswjästija. (E.)
46. **Kiel:** Naturwissenschaftlicher Verein für Schleswig-Holstein. — Schriften. (P.)
47. — Anthropologischer Verein in Schleswig-Holstein — Mittheilungen. (P.) S.
48. **Klagenfurt:** Naturhistorisches Landesmuseum. — Jahrbuch. (P.)
49. — Geschichtsverein für Kärnten. — 1. Carinthia. 2. Jahresbericht. (P.)
50. **Königsberg:** Alterthumsgesellschaft »Prussia«. — Sitzungsberichte (P.)
51. — Physikalisch-ökonomische Gesellschaft. — Schriften. (P.)
52. **Kopenhagen:** Kongel. Danske Videnskaberne Selskab. — Oversigt (Bulletin). (P.)
53. — Kongel. Nordiske Oldskrift Selskab. — 1. Aarböger, 2. Memoires. (P.)
54. **Krakau:** Akademie der Wissenschaften. — Anzeiger. (P.)
55. **Laibach:** Musealverein für Krain. — 1. Izvestja, 2. Mittheilungen. (P.)
56. **La Plata:** Museo de La Plata. — Revista. (E.)
57. **Leiden:** Redaction des Internationalen Archivs für Ethnographie. — Intern. Arch. f. Ethn. (E.)
58. **Lemberg:** Verein für Volkskunde. — Lud. (E.)
59. **Linz:** Museum Francisco-Carolinum. — Berichte. (P.)
60. **London:** Royal Society. — Proceedings. (P.)
61. — Anthropological Institute of Great-Britain and Ireland. — Man. (E.)
62. — Folk-Lore Society. — Folk Lore. (E.)
63. **Lüttich:** Institut archéologique Liégois. — Bulletin. (P.)
64. **Lyon:** Société d'Anthropologie. (P.)
65. — Muséum d'Histoire Naturelle de Lyon — Archives. (P.)
66. **Madras:** Madras Government Museum. — Bulletin. (E.) S.
67. **Mailand:** Reale Istituto Lombardo di scienze e lettere. — Rendiconti. (P.)
68. **Mailand:** Società italiana di scienze naturali. — 1. Atti 2. Memorie. (P.)
69. **Modena:** Società dei Naturalisti. — 1. Atti, 2. Rendiconti. (G.)
70. **Montreal:** The Canadian Record of Science. (G.)
71. **Moskau:** Kaiserliche Gesellschaft der Freunde der Naturwissenschaften, Anthropologie und Ethnographie. — 1. Iswjästija, 2. Trudü antropologitscheskago otdjäla. (P.)
72. — Kaiserliche Archäologische Gesellschaft. — 1. Drewnosti wostotschnija, 2. Materialij po archeologij wostotschnich gub. Rossij. (P.)
73. **München:** Königliche Akademie der Wissenschaften. — Sitzungsberichte der math.-phys. Classe. (P.)
74. — Redaction der Prähistorischen Blätter. (P.) S.
75. **New-York:** Anthropological Society. — The American Anthropologist. (E.)
76. **Norwood:** Archaeological Institute of America. — American Journal of Archaeology. (H.)
77. **Nürnberg:** Germanisches National-Museum. — Anzeiger und Mittheilungen. (P.)
78. **Orenburg:** Gelehrte Alterthums-Gesellschaft. 1. Journal, 2. Sapiski, 3. Iswjästija. (P.)
79. **Ottawa:** Geological Survey of Canada. — Report annual, Maps, The Canadian Record of Science. (G.)
80. **Parenzo:** Società istriana di Archeologia e Storia patria. — Atti e memorie. (P.)
81. **Paris:** Société d'anthropologie. — 1. Bulletins. 2. Mémoires. (P.)
82. — Redaction des Journals »L'Anthropologie«. — L'Anthropologie. (P.)
83. — Société nationale des Antiquaires de France. — Bulletin und Memoires. (P.)
84. — Redaction der Zeitschrift »Mélusine«. — Mélusine. (E.)
85. — Redaction der Zeitschrift »Revue des traditions populaires« (M. Paul Sébillot, 80 boulevard Saint Marcel).
86. — Redaction der »Revue mensuelle de l'École d'anthropologie«. — Revue mensuelle. (P.)
87. — Redaction der Zeitschrift »Le Tour du Monde« — Le Tour du Monde. (E.)
88. — »Musée Guimet« — 1. Annales, 2. Revue de l'histoire des religions, 3. Bibliotheque d'Études. (E.)
89. **Porto:** Redaction der Portugalia. Materias parao estudo de povo portuguez. — Portugalia. (P.) Rua do Cedofeita 548.
90. **Posen:** Historische Gesellschaft für die Provinz Posen. — 1. Zeitschrift, 2. Historische Monatsblätter für die Provinz Posen. (P.)
91. **Prag:** Königliche böhmische Gesellschaft der Wissenschaften. — 1. Sitzungsberichte, 2. Jahresberichte, 3. Abhandlungen. (P.)
92. — Čechoslavisches ethnographisches Museum. (E.)

93. **Prag:** Naturwissenschaftlicher Verein »Lotos«. — Jahrbuch für Naturwissenschaft. (P.)
94. — Verein für Geschichte der Deutschen in Böhmen. — Mittheilungen. (P.)
95. —* Lese- und Redehalle der deutschen Studenten. — Bericht. (P.)
96. — Redaction der Zeitschrift »Český lid«. — Český lid. (E.)
97. **Rom:** Reale Accademia dei Lincei. — 1. Atti, 2. Notizie degli scavi di antichità, 3. Rendiconti. (P.)
98. — Redaction des »Bollettino di Paletnologia italiana«. — Bollettino. (P.)
99. — Società geografica italiana. — Bollettino. (E.)
100. — Società Romana di Antropologia. — Atti. (P.)
101. — Redaction der Zeitschrift »Cosmos«. — Cosmos. (E.)
102. — Redaction der Zeitschrift »Rivista Italiana di Sociologia«. (E.)
103. **Rotterdam:** Nederlandsche Zendelingsgenootschap. — Mededeelingen. (E.)
104. **Saigon:** L'École Française d'Extrême-Orient. (Au directeur). — Bulletin. (E.)
105. **St. Louis:** Academy of Arts and Sciences. (G.)
106. **Salzburg:** Gesellschaft für Landeskunde. — Mittheilungen. (P.)
107. **St. Petersburg:** Kaiserliche Archäologische Commission. — 1. Compte-Rendu, 2. Otschet, 3. Materiali. (P.)
108. — Académie Imperiale de sciences. — 1. Bulletin, 2. Mémoires, 3. Publications du Musée d'anthropologie et d'ethnographie. (P.)
109. — Kaiserlich russische geographische Gesellschaft. — 1. Iswjästija, 2. Otschet. (E.)
110. — Russische Anthropologische Gesellschaft an der kaiserlichen militär-medicinischen Akademie. — Sitzungsprotokolle. (P.)
111. **Santiago:** Deutscher wissenschaftlicher Verein. — Verhandlungen. (E.) S.
112. **Sarajevo:** Bosnisch-hercegovinisches Landesmuseum. — 1. Glasnik zemaljskog Muzeja u Bosni i Hercegovini, 2. Wissenschaftliche Mittheilungen aus Bosnien und der Hercegovina. (P.)
113. **Seoul:** Korea branch of the Royal Asiatic Society. — Transactions. (E.)
114. **Schwerin:** Verein für mecklenburgische Geschichte. — Jahrbücher und Jahresberichte. (P.)
115. **Shanghai:** China branch of the Royal-Asiatic Society. — Journal. (E.)
116. **Singapore:** Straits branch of the Royal Asiatic Society. — Journal. (E.)
117. **Spalato:** Museo Archeologico. — Bullettino di Archeologia e Storia Dalmata. (P.)
118. **Stockholm:** Konigl. Vitterhets Historie och Antiquitets Akademia. — 1. Antiqvarisk Tidskrift för Sverige, 2. Månadsblad. (P.)
119. — Svenska sällskapet för Antropologi och Geografi. — »Ymer«. (E.)
120. **Stockholm:** Nordisches Museum. — 1. Samfundet. 2. Minnen från Nordisk Museet. (E.)
121. **Stuttgart:** Württembergische Anthropologischer Verein - - Fundberichte aus Schwaben. (P.) S.
122. — Königliche öffentliche Bibliothek. — Württembergische Vierteljahrshefte für Landesgeschichte. (P.)
123. **Sydney:** Royal Society of New South Wales. — 1. Journal and Proceedings, 2. Abstracts of Proceedings. (E.)
124. — Australian Museum. — 1. Report, 2. Record, 3. Memoir. (E.) S.
125. — Royal Anthropological Society. — Science of man and Journal. (E.)
126. **Tiflis:** Kaukasische Abtheilung der kaiserlich russischen geographischen Gesellschaft. — 1. Sapiski, 2. Iswjästija. (E.)
127. **Tokio:** Anthropological Society. — Journal. (E.)
128. — Asiatic Society of Japan. — Transactions. (E.)
129. **Toronto:** Canadian Institute. — 1. Transactions, 2. Proceedings, 3. Annual report. (E.)
130. **Trient:** Biblioteca e Museo comunali di Trento. — Archivio Trentino. (P.)
131. **Trier:** Gesellschaft für nützliche Forschungen. — Jahresberichte. (P.)
132. **Upsala:** Redaction der Zeitschrift »Nyare bidrag till kännedom om de Svenska landsmålen ok Svenskt folklif.«. (E.)
133. **Warschau:** Redaction der »Wisła«. (E.)
134. — Redaction des »Swiatowit«. (P.)
135. **Washington:** Smithsonian Institution. — 1. Annual Report of the board of regents, 2. Report of the U. S. National-Museum, 3. Bulletin of the U. S. National-Museum, 4. Proceedings of the U. S. National-Museum, 5. Annual report of the Bureau of Ethnology. (E.)
136. — United States Geological Survey. — 1. Annual Report, 2. Monographs, 3. Mineral Resources, 4. Bulletin. (G.)
137. **Wellington:** Polynesian Society. — The Journal. (E.)
138. — K. k. Central-Commission zur Erforschung und Erhaltung der Kunst- und historischen Denkmale. — Mittheilungen. (P.)
139. **Wien:** K k. geographische Gesellschaft. — 1. Mittheilungen, 2. Abhandlungen. (E.)
140. — K. k. geologische Reichsanstalt. — Verhandlungen. (G.)
141. — Verein für Landeskunde von Niederösterreich. — 1. Blätter, 2. Topographie von Niederösterreich, 3. Urkundenbuch von Niederösterreich. (P.)
142. — * Verein zur Verbreitung naturwissenschaftlicher Kenntnisse. — Schriften. (P.)
143. — * Wissenschaftlicher Club. — Monatsblätter. (P.)
144. — * K. k. Gesellschaft der Ärzte.

145. **Wien:** K. k. naturhistorisches Hofmuseum.[1])
146. — * Bibliothek des n.-ö. Landhauses.
147. **Wiesbaden:** Verein für nassauische Alterthumskunde und Geschichtsforschung. — 1. Annalen, 2. Mittheilungen (P.)
148. **Woking:** Redaction von »The Imperial and Asiatic Quarterly Review and Oriental and Colonial Record«. (E.)
149. **Worcester,** Mass. The American Folk-Lore Society. (Dr. A. F. Chamberlain.) (E.)
150. **Zürich:** Antiquarische Gesellschaft. Stadtbibliothek. — Mittheilungen. (P.)
151. — Schweizerisches Landesmuseum. — Anzeiger für schweizerische Alterthumskunde. (P.)

[1]) Erhält zwei Exemplare der »Mittheilungen« für die Bibliothek der anthropologisch-ethnographischen Abtheilung, E. und P.

Monatsversammlung am 14. Jänner 1902.

Vorsitzender: Dr. Karl Ritter Brunner v. Wattenwyl.

1. Herr Anton Zeemann hält einen Vortrag:

Zur Naturgeschichte des Teufels.

2. Herr E. K. Blümml hält einen Vortrag:

Die Lilie als Todtenblume bei den Germanen.

3. Herr Klim. Čermák in Časlau übersendet eine Mittheilung über

Eine merkwürdige Verzierung eines montenegrinischen Handschars.

Im Salon Vuletić in Cetinje fand ich einen Handschar, dessen Scheidenspitze mit Silberblech von getriebener Arbeit reich verziert war. Dieses Stück wird jetzt bloß wie ein Angedenken aus alter Zeit zwischen anderen weniger verzierten Handscharen ausgestellt.

In den Kaufläden bekommt man jetzt sehr selten gute, alte Waffen zum Verkauf. Es gehört auch nicht zu der heutigen Mode der montenegrinischen Junaken (Helden), die Handschare hinter dem Gürtel zu tragen. Hier sieht man jetzt bloß den »Levor« (Revolver) von größerer Form, den jeder erwachsene Mann trägt; bloß die Verbrecher dürfen keine Waffe tragen, und deshalb sind sie am meisten bestraft.

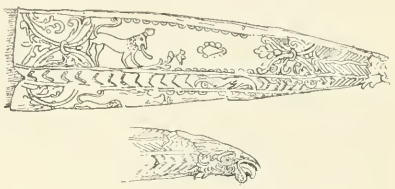


Abb. 1. Spitze der Scheide eines montenegrinischen Handschars.

Dieser alte Handschar ist 87 *cm* lang; das reich verzierte Ende der Scheide misst 27·6 *cm*. Der übrige Theil der Scheide ist aus Leder, und die Handhabe des Handschars, wie gewöhnlich, aus Bein.

Auf diesem Ansatze sieht man beiderseits in Silber getriebene alte Motive. Es sind Pflanzenornamente im uralten Stil, zwischen welchen ein laufender Löwe, den Schweif nach oben gerichtet und mit ausgestreckter Zunge, vor ihm ein Vogel auf einem Aste; weiter dann sieht man eine mit Ringeln verzierte Raute und dann wieder das Pflanzenornament, welches aus zwei Halbkreisen, die mit einem Ringe verbunden sind, besteht. Weiter noch geht eine mit Pfeilornamenten gezierte Welle. Unter diesem geht ein zweites Motiv aus getriebenen <<<, welche weniger deutliche Pflanzenornamente zieren.

Unter dieser engeren Reihe wiederholt sich die alte Scene mit dem laufenden Löwen schon auf der gegenseitigen Seite des Handschars.

An der Spitze sitzt eine aus Silber getriebene Verzierung in Form eines reich ornamentierten Fischkopfes, oder eines Ungeheuers mit ausgestreckter Zunge zwischen offenen Lippen. Das Auge ist mit zwei Kreisen angedeutet, und zwischen dem Pflanzenornamente sieht man Punkte. Diese Endverzierung sind umgekehrt aufgesetzt.

So alte Hallstätter und mykenische Motive auf den ungefähr 200 Jahre alten Handscharen sind von großer culturhistorischer Bedeutung.

Die uralten Darstellungen laufender Katzen und Löwen, wie man es z. B. auf dem bekannten Fresko aus der XVIII. ägyptischen Dynastie (um 1500 v. Chr.), oder auf den Wandmalereien im Tell et Amarna, oder als Decorationsmotive auf den mit Gold eingelegten Bronzedolchen aus den Gräbern von Mykenä[1]) sieht, wiederholen sich wieder da, und es sind alte Culturtraditionen

[1]) Siehe »Prähistorische Blätter«, XII, 1900, Nr. 1 auf der I. Tafel Nr. 5.

welche das heutige montenegrinische Volk mit dem der alten Griechen verbinden, was vielleicht auch mit Einflüssen der Colonisation von slavischen Völkern im Peloponnes im VI.—VIII. Jahrhundert und mit der Slavisierung der griechischen Ortsnamen in weiter Verbindung steht.

Aber auch andere Andeutungen in der Keramik von neolithischen Ansiedelungen Bosniens zeigen, dass eine Culturverbindung dieser nördlichen Gegenden mit Mykenä, Creta, Cypern und Ägypten (Naquada) stattfand. Besonders hebe ich die Thonfiguren von Butmir und die Idole vom Laibacher Moor bei Brunndorf hervor.

Sind es nicht primitive Kunstwerke, die ihre Vorlagen in Ägypten und am Hissarlik hatten?

4. Herr Professor Karl Fuchs in Pressburg übersendet folgende

Berichtigung.

Die Arbeiten über den Burzenländer Hof und das Székler Haus waren leider schon gedruckt als ich verwandte Arbeiten von Kaindl und Bancalari kennen lernte. Vor allem berichtige ich:

Die Huzulen nennen die Schindel *dranicza*. Der székler Ausdruck *granicza*-Dach für Schindeldach beruht also offenbar auf einem Missverständnis, da der Székler heute gar nie mehr mit Slaven zu thun hat, sich aber durch und durch als Grenzer fühlt (*granicza* = Militärgrenze).

Im Salzburgischen heißt der Boden (Dachraum) *Hoi*, bei Freistadt in Oberösterreich *Heo Bäh*: in Wien heißt die oberste Galerie *Jucheh* oder *Hoiho* oder *Hai*, der Székler allein unter den Magyaren nennt den Boden *Hiú*; das deutsche Sprichwort »Oben Hui, unten Pfui« lautet im Magyarischen »oben ist das (Wagen-)Dach, unten ist kein (Wagen-)Korb«. Im Magyarischen heißt aber *hiú* das Eitle, das Leere, und schließt sich zwanglos an die Wortfamilie »fehlen« an, gleichwie die deutschen Worte sich an »hoch« anschließen.

Das Székler Haus steht dem Huzulenhaus (Kaindl, Bei den Huzulen im Pruththale, Mitth. 1897, S. 218, Abb. 185) ebenso nahe, wie dem rumänischen und sächsischen Zweistubenhause des Burzenlandes, es ist geradezu das Bindeglied. Den Vorraum *A* (Gang, *ganok*) haben Rumänen und Sachsen, ebenfalls mit Bänken; der Székler aber nennt den *toruácz*, den der Huzule ebenfalls *ganok* nennt, auch *gáng*. Das braucht nicht das deutsche »Gang« zu sein, da die Endung —ng auch in anderen entlehnten Wörtern vorkommt, wie *puszpáng* (Buchsbaum), *ispiláng* (Bedeutung unbekannt), *rozmaring* (Rosmarin) etc.

Das Vorhaus *B (sing)* enthält auch beim Székler im allgemeinen keinen Herd; nur bedeutet *szin* im Magyarischen den Schupfen. Der hintere Theil des Vorhauses, der bei Kaindl Fässer enthält, ist im Székler Haus sehr oft als Kammer abgetrennt.

Ofen, Bett und Tisch stehen beim Székler so wie beim Huzulen.

Wie der Huzule sowohl das ganze Haus, als auch die einzelne Stube *chata* nennt, nennt der Székler das ganze Haus, als auch die einzelne Stube *ház*.

Das herangezogene Huzulenhaus steht im Dorfe *Kosmasz*; in der Csik bei den Széklern heißt ein Dorf *Csik-Kozmás*. Reichlich die Hälfte der székler Ortsnamen ist slavisch.

Die Abhängigkeit der Székler von den Slaven (Huzulen?) scheint also noch viel weiter zu gehen, als ich in der Arbeit über das Székler Haus angenommen habe. Sehr fällt mir die Analogie zwischen dem um das Huzulenhaus laufenden Stall für Kleinvieh, dem Törzburger Schafstall und der Galerie der Petersberger Scheune auf.

5. Herr Prof. Karl Fuchs in Pressburg übersendet eine Mittheilung über:

Die Törzburger Hausburgen.

Das Burzenland, die von Sachsen bewohnte Ebene im südöstlichen Siebenbürgen, hat einen südwestlichen Arm, der in den nach Rumänien führenden Törzburger Pass übergeht. Das ist der entlegenste, dem erneuernden Einfluss von Kronstadt am meisten entrückte und darum alterthümlichste Theil des Burzenlandes, der überdies einem anderen Comitate zugetheilt ist.

Das Nordende des Passthales ist durch einen Thalriegel (quergelegten Felsrücken) bis auf wenige Schritte verengt, und auf diesem Riegel steht die kleine Törzburg. Um diese Burg, auf einer Fläche von etwa 30 km^2 liegen gegen 1000 Einzelhöfe und wohnen gegen 10.000 Menschen. Südlich von der Törzburg lag bis 1848 eine neutrale Zone, die weder von türkischen Beamten, noch von ungarischen Comitaten verwaltet wurde. Auf diesem einst neutralen Gebiete stehen die ältesten, wohl gegen 200 Jahre alten Einzelhöfe von sehr verschiedenen Typen. Besonders ein Typus ist in Kronstadt unter dem Namen Koliba bekannt, und die heute rumänisch sprechenden

Bewohner werden Kolibaschen genannt. Diese lange Zeit nicht geknechteten Bauern sind überaus freundlich, friedlich, mäßig und, in schroffem Gegensatz zu ihren nördlichen rumänischen Nachbarn, reich. Mancher hat 4000 Schafe, die auf den Hochwiesen des Bucsecs und der Magura weiden und auf rumänischem Gebiet bis an die Dobrudscha auf die Weide getrieben werden; mancher hat 500—800 Joch Grundbesitz, aber den Pflug kennen sie erst seit wenigen Jahren; die Gärten werden nur mit dem Grabscheit bearbeitet. Mehl wird aus dem Burzenlande (Kronstadt) bezogen.

Die Benennungen Koliba und Kolibasch, die leider auch in die deutsche Fachliteratur übergegangen sind, beruhen auf einem groben Missverständnis. Die echte Koliba ist eine rechteckige einzellige Wohngrube, die mit einem Dach, das auf einer niederen Blockwand ruht, gedeckt ist. Die Thür befindet sich in der Mitte einer der längeren Seiten. Heute wohnen nur die Allerärmsten in den entlegensten Thälern in Koliben und heißen Kolibaschen. Die Spuren einer alten Hirtenkoliba und einer prähistorischen Wohngrube sind äußerlich nicht zu unterscheiden; Herr Teutsch und ich haben uns wiederholt geirrt. Die sehr alterthümlichen Schmiedewerkstätten in Zernest mit ihrem merkwürdigen Gebläse befinden sich heute noch in etwa 70 *cm* tiefen rechteckigen Gruben. Der Name Kolibasch für die wohlhabenden Rumänen am Bucsecs ist also ursprünglich ein Spottname. Sie selber nennen die Hausburg einfach *odaĭ*, d. i. Haus. Im Magyarischen heißt *odu* ein Wohnloch (von Thieren oder Menschen).

Die Hausburg zeigt eine Form, die ich im wesentlichen noch vor zwanzig Jahren bei den (fränkischen?) Hienzen an der steirischen Grenze gesehen, aber seitdem dort nicht wieder gefunden habe. Von Franken im Burzenlande habe ich aber nicht gehört.

Ich beschreibe nun die Hausburg. Irgendwo auf der Wiese, aber öfter auf dem Rücken oder Abhang der Höhen, als in der Tiefe, ist ein ungefähr quadratischer Garten von etwa 100 *m* Seitenlänge mit einem leichten Zaune (meist horizontale Stangen oder Schwarten zwischen verticalen Stangenpaaren) umhegt. Der Garten ist selber meist Wiese; einige Obstbäume sind häufig; wo die Häuser dichter stehen, stoßen die Gärten aneinander. Die Terrainnasen zeigen zuweilen Spuren menschlicher Bearbeitung und scheinen anzudeuten, dass die Hausburgen einst öfter als heute auf Terrainnasen gebaut wurden.

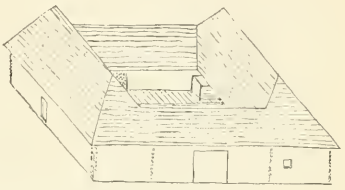


Abb. 2. Schematische Ansicht der Koliba Nr. 43 in Alsó-Moecs bei Törzburg (Blockbau).

Mitten im Garten, oder auch nicht in der Mitte, steht das Gehöfte, das einer scheinbar quadratischen kleinen Festung von 10—20 Schritt Seitenlänge gleicht. Ich beschreibe die Hausburg Nr. 44 in Alsó-Moecs (spr. Mojetsch), südlich von Törzburg, laut Inschrift am Tram in der Stube im Jahre 1774 erbaut (Abb. 2).

Das Haus umschließt vollständig einen quadratischen Hof von sechs Schritt Seitenlänge. Heute ist die Hofmitte gepflastert und rein gehalten. Als ich in Erinnerung an Hienzer Höfe, wo die ganze Hofmitte wie eine Schwimmschule mit einem Balkenkranz eingefasst und mit Dünger und Jauche gefüllt war, mich diesbezüglich in mehreren Hausburgen erkundigte, erfuhr ich, dass sich heute nur in wenigen und entlegenen, ganz verwahrlosten Koliben im Hofe Dünger befinde.

Um die Hofmitte läuft ein etwa 1·3 *m* breiter Gang, der ringsum gedeckt ist, doch werden die vier Dächer nicht wie im Hienzenhofe von Säulen getragen, zwischen denen ein Geländer sich befindet. In manchen Höfen sollen die vier Dächer oben nur eine auffallend kleine Öffnung zwischen sich lassen, doch habe ich kein solches Atrium gesehen. In der vorderen und hinteren Gangstrecke ist der Boden eine etwa 16 *cm* hohe Bühne: auf einem steinernen Unterbau und Randbalken liegen Bretter der Breite nach. Die rechte und linke Hofseite hat nur erhöhten nackten Boden. In anderen Häusern, als in Nr. 43, sind an drei, vier oder einer Seite Bretterböden.

Links im Hofe liegt das Wirtschaftshaus, bestehend aus Stall und Scheune, rechts vom Hof liegt das Wohnhaus, bestehend aus Vorhaus, Stube und Kammer, doch sind die Wände nur 2 *m* hoch; die Vorder- und Hinterwand des Hofes sind Blockwände mit Satteldächern über den Bühnen. Das Haus ist also ein Doppelhaus. In das Wirtschaftshaus tritt man durch eine fast quadratische Öffnung mit sehr hoher Schwelle, und fortschreitend kann man durch eine kleine Thür wieder in den Garten hinaus gelangen. Die Scheune hat keine Planke. Der Mittelraum zwischen den zwei Thüren ist gewissermaßen auch Schupfen.

Die seitliche Lage der Hinterthür in unserem Hause ist eine sehr seltene Ausnahme. In der Regel liegt die kleine Hinterpforte in der Mitte der Hinterwand und führt im allgemeinen zu einem kleinen eingehegten Gemüsegärtchen, zum Schweinestall u. s. w.

In das Vorhaus des Wohnhauses gelangt man über zwei Stufen durch eine Thür. Dieses Vorhaus hat bei den Rumänen der Törzburger Gegend keinen klaren Zweck. Oft ist es ganz leer; zuweilen habe ich dort einen kleinen modernen Blechsparherd, aber keinen wirklichen Herd gesehen. Zuweilen ist es durch eine Wand in ein vorderes enges Vorhaus mit vier Thüren in den vier Wänden und in eine hintere Kammer getheilt, in welchem Falle die sonstige Kammer zur kleinen Stube wird; die Vorderwand des Vorhauses ist zuweilen einfach ganz weggelassen, da sie ja nichts zu schützen hat und den Raum nur beengt. Genau so machen es die Székler. Zuweilen (in neueren Bauten) hat das Vorhaus, das in der Mitte einer Hofseite liegt, einen säulengetragenen Vorbau, der in den Hof vorspringt und mit einem Düngerhaufen sich nicht verträgt. Für den Sachsen ist das Vorhaus der Tummelplatz des Hauses, Küche, Kinderspielplatz, Arbeitsraum, damit die saubere Stube entlastet werde. Székler und Rumäne haben offenbar kein Bedürfnis nach einem solchen Raume, nach einer solchen Differenzierung, und wissen mit dem einmal Gegebenen nichts rechtes anzufangen.

Die Thür der Stube ist fast in der Stubenecke. An der so gewonnenen Wand steht der Kamin (Abb. 4). Der Ausdruck Kamin kommt mir hier nicht ganz treffend vor. Über einer großen, etwa $1^1/_2\,m$ langen, wenige Centimeter hohen rechteckigen Herdplatte befindet sich ein großer

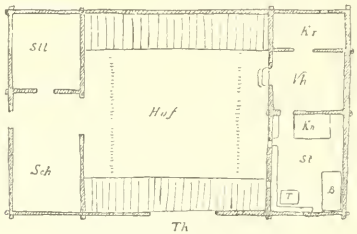


Abb. 3. Grundriss der Koliba Nr. 43.

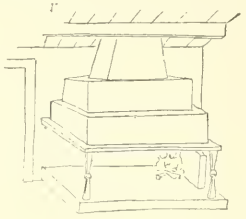


Abb. 4. Kamin (Herd) der Koliba Nr. 43.

Rauchmantel, der aber auf einem Eichenrahmen stufenförmig aufgebaut ist und nicht hängt, sondern gestützt wird. Immer erfolgt der Rauchabzug senkrecht nach oben in den Bodenraum. Hier brennt auch im Sommer das Feuer. An einer Seite der Herdplatte steht meist eine Hilfsplatte, um eine Feuerecke zu gewinnen.

Den halbkugelförmigen Kochkessel von nur etwa $20\,cm$ Durchmesser trägt ein kleiner drehbarer und verstellbarer Krahn von Eisen oder Holz. Das untere Ende des Schaftes sitzt in einer Vertiefung in einem verstellbaren Brettchen auf der Herdplatte, das obere Ende ist durch die Schlinge eines Lederstreifchens oder Tuchstreifchens gesteckt, das an die Seite des Mantelrahmens genagelt ist. Der Arm sitzt mittelst Gelenk am Schaft, hat am Ende Kerben zum Einlegen des Kesselbügels und trägt etwa in der Mitte die eingelenkte Spreize, deren unteres Ende auf einem der Zähne am Schafte gestützt wird. Die kochende Frau setzt sich auf einen kleinen, etwa $20\,cm$ hohen Schemel. Unter den mehreren hundert Hausburgen, die ich gesehen habe, war kaum eine, in der nicht in der Stube gekocht worden wäre — auch im Hochsommer; doch findet sich ein gleicher Herd (Kamin) oft auch in der Kammer (Hinterstube).

In der Hausecke, der Thür diagonal gegenüber, steht das Bett; an zwei Wänden läuft die Bank (in manchen Häusern Truhen) um den Tisch; unmittelbar an der Thüre steht der sehr wenig tiefe Geschirrschrank; über den Bänken befindet sich das Rechenbrett für Zierkrüge. Bei den Széklern habe ich genau dieselbe deutsche Stubenordnung gefunden.

Etwa $30\,cm$ vor der Wand, an der das Bett steht, ist ein etwa armdicker Baum durch die Stube gezogen, an der dicke, selbstgestickte Teppiche (auch 15 Stück) hängen. Im Sticken in Farben sind die Frauen unerschöpflich. Die Frau eines Wagners hat mir 50 selbstgestickte Prunkhemden gezeigt und der Vorrath war noch nicht erschöpft.

Die ältesten Möbelstücke sind dadurch charakterisiert, dass sie ohne Leim hergestellt sind; die Verbindungen sind durch sehr tiefe Nuten und Holznägel, oder durch Durchsteeken und Keilversicherung hergestellt. Die Politur ist durch Beize ersetzt.

Der vordere und hintere Tract der Hausburg Nr. 43 ist eigentlich nur Hofwand und Schutzdach (Satteldach). Im Hintertract steht links ein kleiner Holzvorrath, rechts die Getreidetruhe von technisch sehr hübscher Construction. Die Vorderwand enthält das quadratische Hausthor mit einem Flügel, durch das aber nur ein sehr kleiner Wagen einfahren könnte, wenn die hohe Bühnenstufe im Hofe nicht wäre. In der sauberen ärmlichen Hausburg Nr. 43 steht unter dem Dache des Vordertractes nichts; in anderen Häusern steht dort allerlei Geräthe. Unter den Vordächern im Hofe haben einst die Schafe der Leute Schutz vor Unwetter gefunden; so sagten mir die Leute.

Die große Einheitlichkeit des ganzen Bauwerkes zeigt sich auch darin, dass die Vorderwand des Hofes nicht aus besonderen Balken aufgeführt sind, sondern aus denselben Balken bestehen, die zugleich die Gebäudewände bilden. Ideell sind also die beiden Häuser in ein Wandviereck eingesetzt.

Ob der Gartenzaun auch einmal eine Blockwand war, weiß ich nicht; der Friedhof der Ortschaft Simon mit der uralten byzantinischen Kirche ist aber mit einer 2 *m* hohen Blockwand eingefasst, der an den meisten Stellen eine etwa 40 *cm* hohe Steinaufschüttung als Unterlage dient, wohl der Trockenheit wegen. Der leichteren Verbindung und größeren Standfestigkeit wegen ist die Wand in Bogen (polygonal) geführt.

Anklänge an die Vorderwand der Hausburgen finden sich in Kronstadt häufig. Wer die Koliba nicht kennt, begreift nicht die Vorliebe der Sachsen für ein breites Vordach an der dem schmalen Hofe zugekehrten Seite des Hausthores. Dorthin wird allerlei Geräthe und Stangenwerk gethan, das alles erst weggeräumt werden muss, wenn man das Thor einmal öffnen will. In der oberen Vorstadt in Kronstadt befremdet es, dass der Rumäne gerne die ganze Vorderseite des Hofes als decorative Wand behandelt und das Thor nicht aus der Hofwand sondert, wie am Bucsecs.

Andere Hausburgen sind etwas anders eingerichtet. Oft steht das Wirtschaftsgebäude (Stall und Schupfen) nicht an der Seite, sondern an der Hinterwand des Hofes und bildet mit dem Wohnhaus einen rechten Winkel (diese Anordnung ist in der oberen Vorstadt in Kronstadt vorwiegend und scheint, so weit man die sehr verbauten Höfe noch enträthseln kann, auch in der inneren Stadt von Kronstadt einst gebräuchlich gewesen zu sein). In diesem Falle steht in der Hausburg meist sowohl rechts als auch links im Hofe je ein Wohnhaus, doch von verschiedenem Range.

Die Hausburg halte ich ihrer ganzen Anlage nach für die Burg eines reichen Viehzüchters, der nur für den nächsten Bedarf einige Stück Vieh im Hause hat, dessen Herden aber auf entlegenen Weiden leben und dort in besonderen Stallgebäuden überwintern. Solche Stallhäuser stehen auch in den Törzburger Gebirgen und haben heute den slavischen Namen Stina. Die primitivste Stina, die ich kenne, steht in der Malojeschter Schlucht des Bucsecs; es ist ein etwa 15 Schritte langes Dach auf etwa 1 *m* hohen Blockwänden. Der Mitteltheil hat keine Vorderwand, ist also eine Art Schupfen; an der Hinterwand des Mitteltheiles ist eine kleine Thür, durch die die zu melkenden Schafe einzeln eingelassen, unter dem Dache gemolken und nach vorne wieder ausgelassen werden. Die beiden Flügel der Stina sind Kammern mit dem Eingang vom Schupfen aus. Die Schafe übernachten im Freien. Ich habe eine kleine fahrbare Stina (Abb. 5) für Käsebereitung im Dorfe Kökös bei den Széklern gesehen, die im Sommer mit der Herde von Weideplatz zu Weideplatz fährt. Auf einem viereckigen Rahmen steht eine Hütte ohne Boden, mit Wänden von Reisiggeflecht und Walmdach. Die Räder sind aus je einem Stück Holz geschnitten, aber nicht übers Hirn. Die Dimensionen sind: Basis $4 \times 2{\cdot}80$ *m*, Wandhöhe $1{\cdot}8$ *m*, Raddurchmesser 50 *cm*, Raddicke 11 *cm*.

Anklänge an die Hausburg habe ich außer in Kronstadt nirgends im Burzenlande bemerkt. Wohl aber findet man auf dem Gebiete der Hausburgen alte sächsische Formen, die die Vorläufer heutiger Burzenländer Bauten zu sein scheinen.

Die rumänische Hausburg — in Rumänien ganz unbekannt — erinnert mich vor allem an das altrömische Haus mit dem ringsum gedeckten, centralen gepflasterten Hof und der Thür in der Mitte jeder Seite: zwei entgegengesetzte Thüren nach außen, zwei entgegengesetzte Thüren in Räume, und zwar zunächst in Vorräume. Sie erinnert auch mit den vier Zellen in den vier Ecken an die quadratischen adeligen Schlösser mit den vier Eckthürmern in Steiermark. Auf Törzburger Gebiet war einst eine große römische Goldwäscherei und vor dem Thale ein heute noch stehendes römisches Castrum. Die Rumänen nennen es Alt-Rosenau; das heutige Rosenau liegt einige Kilometer abseits. Es scheint also seit der Römerzeit Continuität zu bestehen.

* * *

Wenn im vorstehenden von rings umbauten Höfen die Rede ist, dann ist bald gesagt, die Einzelbauten hätten sich zum geschlossenen Hofe zusammengeschlossen, bald aber, der rings umschlossene Hof hätte sich in Einzelbauten aufgelöst. Bei Törzburg kann man, wie mir scheint, nur von Auflösung sprechen: der umbaute Hof ist das Primäre. Abb. 6 zeigt ein Haus (Simon Nr. 31), wo der vordere Mitteltract ganz herausgerückt ist, so dass zwei einspringende Winkel an den Ecken entstehen. In Abb. 7 ist der linke Winkel durch eine Zelle ausgefüllt, so dass der linke Tract nicht mehr drei, sondern vier Zellen enthält. Es kommt vor, dass auch der

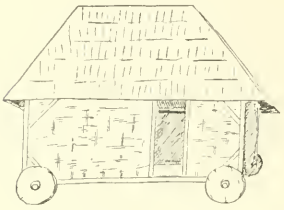


Abb. 5. Fahrbare Stina ohne Boden und ohne Fenster aus Kokos.

Abb. 6. Schematisches Bild des Hauses Simon Nr. 31. (Der Vorbau ist nicht rechteckig, sondern trapezförmig.)

Abb. 7. Schematisches Bild eines Hauses in Simon.

hintere Mitteltract hinausgerückt ist, und dann gleicht die Außenlinie des Grundrisses dem bekannten »rothen Kreuz« mit vier einspringenden Winkeln. Die Abb. 6 lässt die sehr complicierte Dachführung erkennen, die man kaum anders erklären kann, als dass man beim Auseinanderrücken die gewohnte Continuität des Daches nicht opfern wollte; beim Zusammenrücken wäre wohl der Bau eines so complicierten, continuierlichen Daches der letzte Einfall des Baumeisters gewesen. Auch gibt es meines Wissens bei offenen Höfen gar nirgends in Europa ein Gebäude vor dem Hause, aus dem sich ein Vorbau wie in Abb. 6, der lediglich ein gedeckter Gang, aber mit hufeisenförmigem Dach, ist, ableiten ließe. Wenn man aus dem ackerbaulosen Törzburger Pass in die sich öffnende wärmere und fruchtbarere Landschaft tritt, dann findet man an den Lehen von Sohodol und Predeal (*deal* = Berg) dem größeren Haushalt entsprechend auch lauter aufgelöste Höfe; diese nähern sich aber, wie auch Abb. 6 und 7 zeigen, durchaus nicht dem benachbarten sächsischen Typus, wie es doch der Fall sein müsste, wenn der Törzburger Hof durch Zusammenschluss des sächsischen Hofes entstanden wäre. Erst in neuester Zeit werden Häuser mit sächsischen Motiven gebaut (Abb. 8).

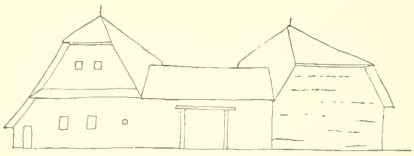


Abb. 8. Schematisches Bild eines neuen Hauses in Simon. (1882.)

Die einfachste und radicalste Auflösung liegt vor, wenn beide Zwischentracte einfach weggelassen werden; dann stehen vollkommen frei auf der Wiese zwei gleiche, parallele Häuser im Abstande einer Hofbreite, doch ist auch dieser Zwischengrund Wiese.

In Abb. 6 links der Raum unter dem hinablaufenden Dache ist der Schafstall, der hier ausnahmsweise am vorderen, nicht am hinteren Ende die Thüre hat. In Abb. 7 ist der Schafstall rechts: nicht selten hat aber der geschlossene Hof sowohl rechts, als auch links einen Schafstall. Das ganze Haus sieht dann wie eine riesige Pyramide aus.

Ich glaube, die Törzburger Hausburg ist ein Herrenhaus aus der Zeit ohne Ackerbau und ohne Viehzucht beim Hause; es hat sich in Törzburg erhalten, weil sich dort die Verhältnisse seit Jahrtausenden nicht geändert haben; im Burzenlande hat die Zunahme des Ackerbaues und der Viehzucht beim Hause (nicht auf der Alm), also das größere Raumbedürfnis und die größere Sicherheit des Dorfes die alte Hausburg gesprengt.

Herrn A. Manoiu, dem trefflichen Primar von Simon, dessen freundliches Entgegenkommen mir den Einblick in die Verhältnisse seines überaus sympathischen Volkes ermöglicht hat, sowie seinem Sohne, spreche ich meinen herzlichsten Dank aus.

Knotenorakel.

Der Präsident theilt nachfolgenden, an ihn gerichteten Brief der Frau Director J. Mestorf, d. d. Kiel, 16. Februar 1902, mit:

»In der Versammlung der Wiener Anthropologischen Gesellschaft vom 29. November 1901 hielten Sie einen Vortrag über russische Volkszaubersprüche und über die geheimnisvolle Bedeutung der Knoten. Sie erzählten von einer Art Wahrsagens mit Schnürchen, welche Albert Kruijt in Central-Celebes fand. Letzteres und namentlich die Abbildung des Schnürchenknotens erinnerte mich an die Graskränze, die wir in unserer Kindheit knoteten, eine Art von Orakel, um zu erfahren, ob ein Wunsch in Erfüllung gehe. Interessieren dürfte Sie das Vorkommen ähnlichen »Spiels« in so weit entfernter Gegend.

Also: Es gehörten zum Knoten des Graskranzes zwei Personen. *A* hielt in der geschlossenen linken Hand fünf Grashalme, deren Enden oben und unten hervorragten. Dann knüpfte *B* je zwei Halme zusammen, erst oberhalb, dann unterhalb der Hand, und schließlich knotete *B* die Enden des übrig gebliebenen Halmes zusammen. Dann öffnete *A* die Hand, zeigte es sich dann, dass ein runder Kranz entstanden war, so war dies ein Zeichen, dass der gehegte Wunsch, dessen man während des Knotens der Halme unablässig gedacht hatte, sich erfüllen werde. Oft aber kamen verkrüppelte Gebilde zum Vorschein, entweder mehrere in einander hängende Ringe, oder einzelne Ringe u. dgl.

Kürzlich hörte ich von einer alten Dame, die ihre Kindheit in Pommern verlebte, dass auch sie diese Graskränze geknüpft hatte.«

Ausschuss-Sitzung am 21. Jänner 1902.

Anwesend: Vorsitzender Dr. v. Inama-Sternegg, Dr. Ritter Brunner v. Wattenwyl, Dr. Bouchal, Heger, Ritter v. Hopfgartner, Dr. Karabacek, Karrer, Dr. Otto Müller, Penka, Freiherr v. Schlosser, Dr. v. Schroeder und Dr. Wahrmann.

1. Gestorben sind die wirklichen Mitglieder:
   Gottfried Schenker in Wien und
   Sigmund Salter in Wien.
   Ausgetreten sind die wirklichen Mitglieder:
   Rudolf Hatschek in Gräfenberg,
   Landgreen in Helsingborg,
   Dr. Hans Koffer in Wien,
   Dr. Pierer in St. Marein,
   Dr. Nathan Rifczes in Wien,
   Dr. Erasmus Schwab in Wien und
   Albert Speyer in Wien.
   Aufgenommen werden als wirkliche Mitglieder:
   Frau Marie Jenny in Hard bei Bregenz und
   Matthäus Größer, Domcapitular in Klagenfurt.

2. Bericht des Comités für Statutenänderung. Der Entwurf wird paragraphenweise durchberathen, richtiggestellt und hiermit die Vorarbeiten für die über Initiative des Präsidenten, Herrn Baron Andrian, vorzunehmende Statutenänderung zum Abschluss gebracht. Es wird hierauf beschlossen, den Entwurf in der vorliegenden Form der Generalversammlung vorzulegen.

3. Die Einleitung des Schriftentausches mit der Zeitschrift »Science« auf Kosten der geologischen Abtheilung des k. k. naturhistorischen Hofmuseums wird beschlossen.

4. Die Abgabe von Bänden der Mittheilungen an die Universitätsbibliothek in Leiden zu ermäßigten Preisen wird genehmigt.

5. Die Monatsversammlung für Februar wird vom 11. auf den 4. verlegt.

Monatsversammlung am 4. Februar 1902.

Vorsitzender: Dr. Karl Ritter Brunner v. Wattenwyl.

1. Herr Prof. Dr. Cvijić (Belgrad) hält einen Vortrag über:
   Culturkreise der Balkanhalbinsel.

2. Herr Prof. P. W. Schmidt (Mödling) hält einen Vortrag über:

Die Friedrich Müller'sche Theorie der Melanesier.

Derselbe ist in den »Mittheilungen« abgedruckt.

Ausschuss-Sitzung am 4. März 1902.

Anwesend: Vorsitzender Dr. v. Inama-Sternegg, Dr. Ritter Brunner v. Wattenwyl, Ritter v. Hopfgartner, Dr. Jagić, Dr. D. H. Müller, Penka, Freiherr v. Schlosser, Dr. von Schroeder, Dr. Toldt, Dr. Wahrmann.

1. Die Ausschussräthe F. Heger, Dr. J. Karabacek, F. Karrer und K. Penka werden zur Wiederwahl in den Ausschuss vorgeschlagen und beantragt, die Herren Hofräthe Prof. Dr. Karl Gussenbauer und Prof. Dr. Leo Reinisch neu in den Ausschuss zu wählen. Ferner wird beschlossen, an Stelle des ebenfalls statutenmäßig ausscheidenden II. Secretärs Ritter v. Hopfgartner den Dr. L. Bouchal zum II. Secretär vorzuschlagen, sowie die Herren Regierungsrath Dr. M. Much und königl. Rath F. Kanitz zu Ehrenmitgliedern, den Herrn Dr. L. Manouvrier zum correspondierenden Mitglied in Vorschlag zu bringen.

2. Der Rechnungsführer legt den Rechnungsabschluss für das Jahr 1901 vor, der genehmigt wird. Es wird beantragt, die Kosten der »Mittheilungen« in Hinkunft thunlichst einzuschränken.

3. Dr. Brunner v. Wattenwyl theilt betreffend die Excursion nach Graz mit, dass die Centralcommission nicht in der Lage ist, sich an derselben zu betheiligen, weshalb die Excursion, wie in früheren Jahren, von der Gesellschaft allein veranstaltet werden wird.

4. Der Vorsitzende verliest das Demissionsgesuch des II. Secretärs R. v. Hopfgartner, drückt sein Bedauern über den Rücktritt desselben aus und dankt ihm für seine bisherige Thätigkeit im Interesse der Gesellschaft.

5. Vom Unterrichtsministerium liegt eine Einladung zu dem vom 20.—25. October 1902 in New-York stattfindenden XIII. internationalen Amerikanisten-Congress vor. Dieselbe wird zur Kenntnis genommen.

Herr Dr. R. Lasch in Horn übersendet folgenden

Nachtrag zur Liste der Flutsagen

in Winternitz, »Die Flutsagen des Alterthums und der Naturvölker« (Mitth. Anthr. Ges., XXXI, 305 ff.).

In den folgenden Zeilen möchte ich noch einige Flutsagen in kurzem wiedergeben, welche sowohl Andree als auch Winternitz entgangen sind. Es sind dies:

1. Die Flutsage der Sinh-pho (eines Hügelstammes im oberen Assam).[1]) Als das Menschengeschlecht Büffel und Schweine geschlachtet und verzehrt hatte, ohne die vorgeschriebenen Theile den Göttern zu opfern, sandte der Allerhöchste in seinem Zorne eine allgemeine Flut, welche die Erde bedeckte und die ganze Menschheit vertilgte, mit Ausnahme zweier Männer namens *Kang-litang* und *Kuligang* und ihrer Frauen, welche auf göttliches Geheiß auf dem Gipfel des *Singra Phúm*-Berges (der frei vom Wasser blieb) Zuflucht suchten; von ihnen stammt das jetzige Menschengeschlecht ab.

Ein Geschwisterpaar, bestehend aus Bruder (namens *Kaijan*) und Schwester (namens *Giung*), wurden ebenfalls gerettet. Das höchste Wesen befahl ihnen, sich unter einem kegelförmigen Erdhügel zu verbergen, unter Mitnahme von zwei Hähnen und neun Bambusdornen; die letzteren sollten sie durch die Seiten des Hügels stecken und täglich einen herausziehen. Dies thaten sie durch acht Tage, aber die Hähne blieben ruhig. Als sie aber den neunten herauszogen, schien das Tageslicht durch die Öffnung und die Hähne krähten woran sie erkannten, dass die Flut sich verlaufen hatte. Die Geschwister traten hinaus und begegneten bei der Suche nach Feuer einer alten Frau, die dem Dämon *Rákhas* gehörte, welche sich ihrer zu bemächtigen suchte; Bruder und Schwester entkamen jedoch und flüchteten sich in den neunten Himmel, wo sie vergöttert noch weilen. Die Sinh-phos opfern ihnen jetzt noch Hähne und Schweine.

2. Die Flutsage der Sangir-Insulaner (nördlich von Celebes): In alten Zeiten, als *Makapudellok*, der Sohn von *Batahansorong, datu* oder Fürst von Mahangetang (ein kleines Inselchen

[1]) Neufville, On the geography and population of Asam. Asiatic Researches, XVI, 1828, pag. 349.

des Sangir-Archipels zwischen den Inseln Sangir und Siauw gelegen) war, sank ein großer Theil des Landes in die Tiefe des Meeres, weil der Fürst seine Schwester *Tarcara* entehrt hatte. Seit dieser Zeit sind nur die höchsten Landspitzen bewohnt, welche vom Volke *Sangir* oder *Sumangi* (Thränen, nämlich von den Klagen über das große Unglück) genannt werden.[1]) Es ist dies jedoch eine uneigentliche Flutsage, welche wohl als Erinnerung an ein furchtbares Naturereignis (ähnlich der Katastrophe von Krakatoa im Jahre 1883) entstanden und von Generation auf Generation überliefert worden ist.

3. Die Flutsage der Bicol auf den Philippinen. In einem ungedruckten spanischen Gedicht, welches von einem alten Bicol-Inder herrührt, wird die Erschaffung der Erde und die Geschichte der Kämpfe der Heroen in der mythischen Vorzeit gegen böse Mächte besungen. Einige Strophen dieses Gedichtes haben Bezug auf die Sintflutsage, welche localen Charakter trägt. Da die Sage an leicht zugänglicher Stelle steht[2]), verzichte ich auf die Wiedergabe.

4. Die Flutsage der *Moros* (Muhammedaner) der Sulu-Inseln, welche sich an die biblische anlehnt, aber einige merkwürdige Ausschmückungen aufweist. Als die 40 Tage und Nächte Regen kamen, begaben sich Noah und seine Familie in einen Kasten. Ein Paar von jeder Art von Säugethieren und Vögeln wurde ebenfalls hineingenommen. Die Menschen jedoch, welche ihren täglichen Beschäftigungen nachgiengen, wurden von der Flut ereilt. Diejenigen, die sich vor den Wassern auf die Berge retteten, wurden zu Affen, die im Wasser untergiengen, Fische. Der Chinese wurde zu einem Hornschnabel *(Tucan)*, eine Frau, welche die Frucht einer Seepflanze aß und nicht aufhören wollte, wurde in einen Fisch (eigentlich Seekuh) namens *dugong* verwandelt und ihre menschlichen Glieder sind noch unter der Haut sichtbar.[3])

5. Die Flutsage von Yap (Mikronesien). Eine Tochter des Himmels verliebte sich in einen jungen Mann aus Alok (nahe Akau an der Westküste von Yap), namens *Maralok*. Die Mutter der göttlichen Braut war darob sehr erzürnt und hieß das Paar sie in sieben Tagen auf der Insel (damals noch Halbinsel) Ramung erwarten, um Rechenschaft über ihr Gebaren abzulegen. Als die Liebenden am festgesetzten Tage sich nach dem Orte der Zusammenkunft begaben, schwoll plötzlich die See an und überschwemmte das Land. Das Paar flüchtete in die Hügel der Insel, doch verschlangen die Wogen *Maralok*, während das Mädchen den Zufluchtsort erreichte. Mit seiner Mutter zusammen bewohnte es eine unterirdische Grotte, bis sie von Menschen mit einem Netze (gleich Schmetterlingen) gefangen wurden. *Igereng*, zur Aristokratie von Tomil (einem Districte Yaps) gehörig, erhielt beide zu Frauen. Da die beiden jedoch nicht genug Cocosnüsse zum Essen bekamen, verwandelten sie sich in Ratten und giengen nächtlicherweile auf Nahrungssuche in den Zuckerrohr- und Yamfeldern, bis ein Wächter durch einen Steinwurf die Mutter niederstreckte. Die Tochter eilte erzürnt zu ihrem Manne *Igereng* zurück und theilte ihm mit, dass die Rache ihrer Mutter in der Überschwemmung des Landes bestehen würde. Sie rieth ihm, ein Haus auf dem Gipfel des höchsten Berges zu bauen und einige Zauberkräuter zur Ausführung gewisser Ceremonien behufs Abwendung der Flut dorthin zu bringen. Am Morgen des kritischen Tages brauste ein Wirbelsturm aus dem Norden heran, mit sich eine furchtbare Flutwelle bringend. Sie stürzte über das Land, bedeckte die ganze Insel und alle Bewohner kamen um bis auf einen Sclaven in Uneau (auf der Ostseite von Yap) und *Igereng* und seine Frau . . . *Yalafath*, der oberste Gott, sandte, als er das Land so wüst daliegen und die Überlebenden der Nahrungspflanzen entbehren sah, ihnen die Arekapalme, den Betelpfeffer, die Banane, Yams und Wassertaro. Auch schuf er acht *Ken* oder Geister, einen weiblichen und sieben männliche, von welchen die jetzigen Bewohner von Yap abstammen.[4])

Christian, der noch eine nur in den Namen etwas abweichende Version der Sage aus Süd-Yap mittheilt[5]), sagt mit Recht, dass mehrere bekannte Sagenstoffe in der Erzählung verflochten sind. Ich halte die Legende, soweit sie als Flutsage hier in Betracht zu kommen hat, als autochthon; die biblischen Anklänge, welche Christian zu finden vermeint, sind wohl kaum zu entdecken.

---

[1]) Riedel, De Volksoverleveringen betreffende de voormaalige gedaante van Noord-Celebes en den oorsprong zijner bewoners. Tijdschr. v. Nederl. Indië. 1871, I, S. 288. — Hickson, A naturalist in North-Celebes. London 1889, S. 191.

[2]) Kern, Eine Sündflutsage von den Philippinen Internat Archiv f. Ethnographie. X, 1897, S. 68—69. Das Original steht im Archivo del bibliofilo Filipino. I, 54.

[3]) Worcester, The Philippine Islands and their People. New-York 1899. pag. 201.

[4]) Christian, The Caroline Islands. Travels in the Sea of the little lands. London 1899, pag. 281 ff

[5]) Christian, a. a. O. 286.

6. Die Flutsage der Salteaux-Indianer (zu den Tinné gehörig).[1]) Die Flut entsteht durch den Kampf des großen Medicinmannes *Wis-kay-tschach* (welcher auch ein großes Canoe schuf, um alle Thiere, die nicht schwimmen können, aufzunehmen) mit einem fabelhaften Wasserungeheuer (Wasserluchs?), welches von *Wis-kay-tschach* tödtlich verwundet wird, aber in den Fluss entkommt, worauf die Wasser zu steigen beginnen und Land, Bäume und Berge bedecken. In der Zaubernacht, wo er auch das Canoe machte, hatte *Wis-kay-tschach* auch alles zur Wiederherstellung der Erde vorbereitet, mit einer wichtigen Ausnahme: es war nothwendig, ein Stück Erde zu haben als Kern für das neue Land und dies beschaffte er sich in folgender Weise. Er band eine Schnur an das Bein eines Tauchers und befahl diesem Vogel, nach Land zu sondieren und damit fortzufahren, auf die Gefahr hin, dass er dabei umkommen sollte: denn er würde ihn dann wieder lebendig machen. Der Taucher verschwindet in den Wogen und wird leblos an der Schnur in die Höhe gezogen; wiederbelebt bringt er die Kunde, dass er den Grund nicht erreichen konnte. Darauf sendet *Wis kay-tschach* nacheinander einen Otter, einen Biber und endlich eine Bisamratte auf Kundschaft. Als er die letztere aus dem Wasser emporzog, hielt das kleine Geschöpf eine kleine Menge Erde in seinen Pfoten. *Wis* macht seinen Boten wieder lebendig und breitet die Erde zum Trocknen aus, bläst dann darauf, bis sie anschwillt und sehr groß wird. Als er dachte, sie wäre groß genug, ließ er durch einen Wolf ihre Ausdehnung erkunden, dieser kehrte jedoch heim mit der Nachricht, die Welt wäre noch klein. Hierauf blies *Wis* noch längere Zeit und sandte alsdann eine Krähe auf Kundschaft; da der Vogel nicht wiederkam, schloss *Wis* daraus, die Erde wäre jetzt groß genug und verließ mit allen Thieren das Canoe.

Die Sage zeigt manche Berührungspunkte mit den Flutsagen der Odschibwä (Andree Nr. 47), in welchen ebenfalls Taucher und Moschusratte als Boten ausgeschickt werden, zu erkunden, ob die Wässer sich verlaufen haben, nur dass der Halbgott *Menaboscho* an Stelle *Wis-kay-tschachs* tritt. Auch die Flutsage der ebenfalls zu den Tinné gehörigen Chippewayan (Andree Nr. 50) ist ziemlich ähnlich. Das Tauchen der Thiere nach der Erde kommt auch in Sonnenmythen der *Cathlamet* und *Newette* (Boas, Indianische Sagen der Nordpacifischen Küste Amerikas. Berlin 1895, S. 147, 173, 361) vor, ist daher kaum auf christlichen Einfluss zurückzuführen, obwohl Andree (S. 79) diese Möglichkeit noch zugibt.

Schließlich sei noch erwähnt, dass die bei Winternitz Nr. 44a nach Majer (Mythologisches Taschenbuch) wiedergegebene Flutsage der Apalachen aus Rochefort, Hist. naturelle et morale des Iles Antilles, 2ème Ed. 1716, pag. 412, genommen ist. Die bei Andree Nr. 79 angeführte Flutsage aus Haiti findet sich im Original im Berichte des Mönches Roman Pane, eines Begleiters des Columbus, und wurde von Brasseur de Bourbourg in einem Appendix zu seiner Ausgabe von Landa, Relacion de las cosas de Yucatan (Paris 1864), übersetzt (S. 440 und XXIV). Die Flutsage der Yuracares-Indianer (Andree Nr. 88) hat d'Orbigny (Voyage dans l'Amérique méridionale, III, pag. 107) zuerst aufgezeichnet.

Außerordentliche Versammlung am 4. März 1901.

Vorsitzender: Dr. K. Brunner v. Wattenwyl. Freiherr Dr. H. Krticzka v. Jaden hält unter Vorlage von Erzeugnissen der Hausindustrie einen Vortrag:

Ethnographische Beobachtungen auf Island und den Fär-Öer.

Jahresversammlung am 11. März 1902.

Vorsitzender: Dr. Karl Brunner v. Wattenwyl.

1. Dr. Karl Toldt verliest den vom Präsidenten verfassten

Jahresbericht für das Jahr 1901.

Nach den Mittheilungen des Secretariats betrug der Mitgliederstand unserer Gesellschaft mit Schluss 1901:

[1]) Hooper, Ten months among the tents of the Tuski. London 1853, pag. 286—293.

Ehrenmitglieder	25
Correspondierende Mitglieder	67
Stifter	3
Unterstützende Mitglieder	45
Wirkliche Mitglieder	378

Die neuerliche Vermehrung unserer beitragenden Mitglieder um 30 ist umso bemerkenswerter, als wir das Ableben von 3 unterstützenden und 5 ordentlichen Mitgliedern zu beklagen haben. Außerdem sind in der ersten Hälfte des verflossenen Jahres 7 wirkliche Mitglieder ausgeschieden, zu welchen im November Herr Dr. Hatschek getreten ist. Der für unsere Verhältnisse starke Zuwachs ist gewiss in erster Linie als Frucht der liebevollen und umsichtigen Thätigkeit unseres Secretariats zu betrachten, welchem unser warmer Dank gebürt.

Herr Stephan Delhaes hat seit 1882 unserer Gesellschaft als unterstützendes Mitglied angehört. Unser am 26. März 1901 verblichener Freund und Arbeitsgenosse Graf Gundaker Wurmbrandt war einer unserer ersten Verbündeten bei der Gründung der Gesellschaft. Er hat sich mit seltenem Geschicke und Erfolge an den prähistorischen Aufgaben derselben betheiligt. Wenn ihn auch seine politische und administrative Thätigkeit in späteren Jahren einigermaßen von der Wissenschaft entfernt hat, blieb er im Herzen doch stets unseren Interessen treu und griff zu unseren Gunsten nach Möglichkeit ein. Der Aufschwung des Grazer Landesmuseums ist mit Wurmbrandts Namen enge verbunden. Dank seiner Initiative blieb, um nur Eines zu erwähnen, Oscar Baumann seinem Vaterlande — leider nur auf kurze Zeit — erhalten. Die österreichischen Anthropologen werden dem rastlos auf den verschiedensten Gebieten für den Fortschritt thätigen Manne ein dankbares Andenken bewahren!

Graf Mirbach ist erst in den letzten Jahren unseren Bestrebungen näher getreten. Der Schwerpunkt seiner Thätigkeit lag auf wirtschaftlichem, früher auch auf politischem Gebiete. Doch war der Kreis seiner geistigen Interessen ein sehr weiter; wir durften noch ein stärkeres Eingreifen für unsere Zwecke von ihm erwarten. Herr Dr. Karl Maria Faber gehörte jener immer mehr sich lichtenden kleinen Gemeinde an, welche unserem ersten Gründungsaufrufe gefolgt und seitdem uns treu geblieben ist.

Auf das schmerzlichste berührt hat uns das frühzeitige Ableben des Herrn Dr. Samuel Jenny, des hochverdienten Forschers, dessen freundliche Führung in Bregenz allen Theilnehmern des Lindauer Congresses in unauslöschlicher Erinnerung steht. Die eigentliche wissenschaftliche Domäne des Verblichenen war die Römerzeit unserer Länder. Er erforschte mit großer Ausdauer das alte Brigantium. Zu bedeutenden Erfolgen führten aber auch nach freundlichen Mittheilungen des Herrn Regierungsrathes Dr. M. Much Jennys Grabungen in Pettau (1893) und Nauportus (Oberlaibach). Als k. k. Conservator für Vorarlberg war er für die gesammte Heimatskunde, insbesonders für das Museum in Bregenz thätig. Sein reges Interesse für die Prähistorik Vorarlbergs wird durch dessen zahlreiche, unseren Jahresberichten einverleibte Mittheilungen auf das beste bezeugt. Die Ergebnisse seiner Forschungen sind zumeist in den Mittheilungen der k. k. Centralcommission für Kunst- und historische Denkmale veröffentlicht. Mein obengenannter Gewährsmann, ein langjähriger Freund Jennys, rühmt dessen hochherzige Verwendung seines Privatvermögens für die oft sehr umfangreichen Ausgrabungen und für sonstige wissenschaftliche Zwecke. Der Verlust dieser vollkommen selbstlosen und bescheidenen Persönlichkeit wird von uns wie seiner engeren Heimat schwer empfunden.

Nicht weniger empfindlich ist für uns der Hintritt des Herrn Prof. Dr. Wilhelm Tomaschek. Eine seltene Vereinigung von sprachlichem, ethnographischem und historischem Wissen hatten unseren langjährigen Collegen in den Stand gesetzt, die historische Ethnographie von Asien und Osteuropa bahnbrechend zu fördern. An einen Ersatz in dieser Richtung seiner Thätigkeit ist kaum zu denken. Der ausführliche Nekrolog des Herrn Prof. Dr. Sieger im Heft VI des Jahrganges 1901 unserer Mittheilungen liefert Ihnen die wertvollsten Anhaltspunkte zur Würdigung der geistigen Bedeutung Tomascheks, dessen Andenken uns stets theuer bleiben wird.

Dankbare Erinnerung bewahren wir auch den 1901 verstorbenen Mitgliedern: Se. Excellenz Freiherrn Alois v. Pražak, Ludwig Rosenberg, Dr. Ferdinand Much.

Wir haben vor allem Sr. Majestät dem Kaiser für die auch im verflossenen Jahre uns allergnädigst bewilligte Subvention von 400 *K* (für allgemeine Zwecke) und von 2000 *K* (für praktische Arbeiten und deren Veröffentlichung) unseren ehrerbietigsten Dank auszudrücken. Weitere Unterstützungen wurden uns zutheil: Vom hohen k. k. Ministerium für Cultus und Unterricht 1000 *K*, vom hohen k. k. Ackerbauministerium 400 *K* (für Haus- und Flurforschung), von

Sr. Durchlaucht dem regierenden Fürsten von und zu Liechtenstein 400 *K*, von der Stadt Wien 400 *K*, vom niederösterreichischen Landesausschuss 100 *K*. Diese gütigen Zuwendungen verpflichten uns zu tiefstem Danke.

Diese großmüthigen Spenden haben es uns ermöglicht, im verflossenen Jahre 800 *K* für Ausgrabungen anzuweisen. Von dieser Summe erhielt Herr Ingenieur W. Machnitsch 100 *K* für eine Versuchsgrabung in Grahovo, Gerichtsbezirk Tolmein, über welche derselbe später berichten wird. Den Rest derselben übernahm Herr Custos J. Szombathy behufs Ausgrabung eines bei Krainburg gelegenen Flachgräberfeldes.

Dasselbe liegt, nach den Mittheilungen des Herrn Szombathy, auf einer schmalen Alluvialterrasse am Einflusse der Kanka in die Save im südöstlichen Theile von Krainburg. Auf einer dem Mühlenbesitzer Povšler in Krainburg gehörigen Fläche von etwa 1000 m^2 (jetzige Katastralnummer 406) wurden in den letzten vier Jahren durch private Ausgrabungen über 200 Gräbe gefunden. Sie enthielten durchwegs Skelette in gestreckter Lage mit Beigaben der Völkerwandeerungszeit. Die meisten Gräber waren ärmlich ausgestattet. Doch fehlt es nicht gänzlich an wertvolleren Funden. So wurden eiserne Langschwerter, bronzene Gürtelschnallen, goldene, mit Tafelsteinen ausgelegte Zierscheiben, Fibelchen, kleine Schnallen u. s. w. angetroffen.

Die an diese Fundstelle im Westen angrenzende Parcelle 409, mit dem Flurnamen »*Na Laichu*«, gehört der Stadtgemeinde Krainburg. Durch die freundliche Vermittlung des Herrn Conservators Prof. Simon Rutar und des Herrn Landtagsabgeordneten Cyrill Pire erhielt Herr Szombathy die Erlaubnis zu Grabungen, doch überließ der Gemeinderath nur die Skeletfunde ohneweiters der Anthropologischen Gesellschaft, behielt sich dagegen nachträglich das Bestimmungsrecht über die Beigaben vor, welche somit nur provisorisch nach Wien gelangt sind.

Die systematische Ausgrabung bewegte sich an der Süd- und der Westgrenze des alten Gräberfeldes. Ein am östlichen und nordwestlichen Rande übrig gebliebener Streifen soll im Herbste gelegentlich der Tieferlegung der Bezirksstraße für Rechnung des Laibacher Landesmuseums untersucht werden. Herr Szombathy fand im ganzen 64 Skelette; sie lagen in einer Tiefe von 70—180 *cm* und waren ohne Ausnahme mit dem Kopfe nach Westen oder Nordwesten gerichtet. Fast die Hälfte der Gräber enthielt Kinderleichen, ein weiteres Drittel Weiber und nur eine Minderzahl Männer. Soweit das Knochenmaterial vor der Präparation beurtheilt werden kann, entspricht es einer dolichoiden, aber nicht stark dolichocephalen Rasse von mittlerer Körperhöhe. Die Ausbeute an Beigaben war nicht glänzend. Es sind anzuführen: Zwei eiserne Langschwerter, mehrere gerade Messer, eine Anzahl bronzener und eiserner Gürtelschnallen von bescheidener Größe, charakteristische Bronzefibeln mit Kerbschnittverzierung, eine größere Anzahl von Beinkämmen in sehr schlechtem Erhaltungszustande, etliche Glasperlen und eine kleine zierliche Balancewage aus Bronze. Alle diese Gegenstände sind ausnahmslos der Völkerwanderungszeit zuzuschreiben.

Herr Ludwig Mattula hat mit unserer Unterstützung seine Studien über die Erdställe in Niederösterreich und Mähren fortgesetzt. Er berichtet über einen in Unterretzbach gelegentlich der Anlage eines Kellers im Hause Nr. 56 des Herrn Dominik Stieböck entdeckten Erdstall. Dieses Vorkommen bestätigte Mattulas Vermuthung, dass der Höhenrücken, auf dem sich die Häuser 63—33, die sogenannte »Sommerseite« von Unterretzbach befinden, von einem Erdstallsysteme durchzogen sei, welches durch die Grundmauern der einzelnen Häuser in Erdställe kleinerer Ausdehnung getheilt ist. Ein großer Theil des Stieböck'schen Erdstalles ist verschlemmt. Man hat nur einen halben Weinkrug aus dem XVIII. Jahrhundert darin gefunden. Wohl aber wurden beim Grundausheben für den Keller große Gruben mit Asche und lockerem Erdreich gefüllt in unmittelbarer Nähe des Erdstalles gefunden. Die Asche enthielt viele Thonscherben aus dem XVIII. Jahrhundert, viele Thierknochen, außerdem das Skelet eines größeren Thieres, dessen Kopf eingesendet wird.

In dem Hause des M. Trost ließ Herr Mattula den durch eine mächtige Steinplatte verdeckten, in der Kammer neben der Küche gelegenen Eingang in einen Erdstall frei machen. Man stieg mittelst einer Leiter hinab, fand jedoch nur zwei Kammern, deren Fortsetzung verrollt ist. Größere Erdstallsysteme in Gnadlersdorf sollen in kürzester Zeit erforscht werden. Die Umgegend von Plenkowitz bei Znaim wurde von Herrn Mattula durch zwei Tage ohne Ergebnis nach Erdställen durchsucht.

Herr J. R. Bünker hat über unsere Veranlassung die von ihm bereits früher beobachteten Hafneröfen im Ödenburger Comitate untersucht. Sie befinden sich im Dorfe Stoob, woselbst die Töpferei schon seit Jahrhunderten als Hausindustrie betrieben wird. Sie dienen zum Brennen des

Geschirres und besitzen auffallende Ähnlichkeit mit dem durch Herrn v. Cohausen beschriebenen Aulofen. Herr Bünker hat photographische Aufnahmen derselben gemacht und wird in Kürze eine eingehende Beschreibung dieser interessanten Anlagen liefern.

In der Gemeinde Mönbisch am Neusiedlersee hat ferner Herr Bünker eine Hausform angetroffen, welche große Ähnlichkeit mit dem von ihm in unseren »Mittheilungen« besprochenen Hause der Székler besitzt. Er hat festgestellt, dass dieser Typus auch bei den Siebenbürger Sachsen sporadisch vorkommt. Die Häuser in Mönbisch wurden eingehend studiert; sie werden in unseren »Mittheilungen« ausführliche Besprechung finden.

Wir haben unserem verehrten Mitarbeiter, Herrn Prof. Karl Fuchs in Pressburg, einen kleinen Betrag für Hausforschungen im Gömörer Comitat unter Beischluss eines Fragebogens angewiesen. Herr Prof. Fuchs theilt uns nun mit, dass er diesen Betrag zurückgeben müsse, weil die abnorme Witterung im größten Theile des Karpatengebietes eine Arbeit im Freien fast unmöglich machte. Er hat dagegen auf eigene Kosten eine Woche in der oberen Csik zugebracht, in dem entlegenen Thale, wo das Széklerthum am reinsten erhalten ist. Das merkwürdigste Bauwerk ist dort der Stall. Die Ergebnisse seiner Beobachtungen sind bereits zum Theil in unseren »Mittheilungen« erschienen. Außerdem besuchte Herr Fuchs auf eigene Kosten die an das sächsische Burzenland anstoßenden rumänischen Dörfer Bran, Simon, Moecs, Sohodol, Neu-Tohan, Alt-Tohan, Zernest und hat darüber an unsere Redaction berichtet. Das wichtigste Bauwerk scheint dort ein burgähnliches Haus (Vierkant) zu sein, das dem altrömischen Hause nahesteht.

Herr K. Fuchs wünscht die Forschungen im Gömör in diesem Jahre vorzunehmen und bietet sich an, seine siebenbürgischen Studien in diesem Sommer entsprechend den Anforderungen des Fragebogens auf eigene Kosten zu ergänzen.

Es war leider in dem verflossenen Jahre nicht möglich, die beschlossene Ausgrabung in Hallstatt durchzuführen, und es musste daher der hierfür bestimmte Betrag vorläufig reserviert bleiben. Da gelegentlich unserer Excursion nach Hallstatt im verflossenen Jahre von gewichtiger Seite die Zweckmäßigkeit der von Herrn Dr. Lissauer wiederholt angeregten Unternehmung angezweifelt wurde, sei hier auf eine neuerliche Äußerung des besten Kenners der dortigen Verhältnisse, des Obersteigers Herrn Isidor Engel, de dato 1. Juni 1901 hingewiesen, welcher entschieden an der Ansicht festhält, »dass die keltischen Wohnstätten am Salzberg am wahrscheinlichsten in der sogenannten Häuerhauswiese, also zwischen dem Häuerhaus und dem Maria Theresia-Stollen, zu finden wären . . . . .«

Um der Sache näher zu rücken, beantragt Herr Engel, man möge parallele, von Ost nach West gerichtete Gräben auf der östlich abfallenden Wiese ziehen, um einerseits die Aushebung des Terrains zu erleichtern und anderseits baldmöglichst auf das Niveau des ersten, 1878 aufgedeckten Blockhauses zu gelangen. Für diese Arbeit würden seiner Meinung nach vier bis sechs geschulte Arbeiter genügen. Leider ist Herr Engel durch seinen Gesundheitszustand verhindert, die Leitung der Arbeit zu übernehmen.

Wir haben im vorigen Jahre sieben ordentliche und vier außerordentliche Plenarsitzungen abgehalten. Unser besonderer Dank gebürt Herrn Prof. Dr. Seler, sowie Frau Seler für ihre freundliche Mitwirkung an denselben, welche eine seit langer Zeit bei uns brach liegende Richtung angeregt hat. Excellenz v. Inama-Sternegg, Prof. v. Schröder, Custos J. Szombathy, Prof. Sieger, Dr. F. Schaffer, Dr. Naokata Yamasaki verdanken wir interessante und vielseitige Beiträge. Der Inhalt des XXXI. Bandes unserer Mittheilungen weist eine fortschreitende Erweiterung und Vertiefung der ethnographischen Gesichtspunkte auf. Die physische Anthropologie ist durch die schöne Abhandlung von Prof. Dr. Holl »Mozarts Ohr«, die Prähistorik durch die nicht minder bedeutsame Arbeit von Prof. Dr. K. Gorjanović-Kramberger vertreten.

Unser eifriges Secretariat hat auch im verflossenen Jahre den Gesichtspunkt, durch Excursionen mit der österreichischen Localforschung in engster Fühlung zu bleiben, unentwegt verfolgt. Ein am 12. Mai gemeinschaftlich mit dem Wissenschaftlichen Club unternommener Ausflug galt der für diesen Tag anberaumten Eröffnung des Localmuseums der Ortsgruppe »Mödling« des Vereines der niederösterreichischen Landesfreunde, woran sich die Besichtigung der prähistorischen Wälle auf dem Kalenderberg und dem Frauenstein, sowie der Besuch der Missionsanstalt St. Gabriel reihte. Aus dem verständnisvollen Eingreifen des Vereines der niederösterreichischen Landesfreunde wird zweifelsohne eine sorgfältige Detailaufnahme der prähistorischen Verhältnisse Niederösterreichs hervorgehen. Dem Gründer und Verwalter des Mödlinger Ortsmuseums, Herrn Franz Skribany, bleibt der Dank aller Freunde der Wissenschaft gesichert.

Das Missionshaus St. Gabriel bildet einen angesichts unserer so ungünstigen Verhältnisse höchst schätzenswerten Ansatzpunkt für ethnographische Studien. Die Worte, mit welchen unser Mitglied und verehrter Mitarbeiter Prof. P. W. Schmidt die Excursionstheilnehmer begrüßte, haben zweifelsohne lebhaften Wiederhall gefunden bei den Anhängern einer unbefangenen Beobachtung des ξῷον πολιτικόν. Dass die Missionäre in der Art und Weise der Forschung, mit P. Schmidt zu reden, »durch ihren Beruf und ihre Anschauungen in keiner Weise gehindert werden, voll und ganz jene Vorurtheilslosigkeit und Gewissenhaftigkeit zu üben, wie sie wahrer Wissenschaft geziemt«, haben sie, wie jeder Ethnograph dankbar anerkennen wird, durch bedeutende Leistungen längst bewiesen. Möge das Beispiel des Missionshauses St. Gabriel dazu beitragen, um die leider bei uns noch weit verbreitete Unterschätzung der völkerkundlichen Disciplinen als Erziehungsmittel für den Kampf ums Dasein endlich hinwegzuräumen!

Die Excursion nach Mauthausen, Linz und Hallstatt (25.—27. Mai) ist sehr befriedigend verlaufen. Der Besuch des Museums Francisco-Carolinum und die darauf folgende Sitzung entlockten nicht bloß den Theilnehmern die aufrichtigsten Beifallsbezeugungen über die Fülle und die musterhafte Aufstellung der Sammlungen, es ergaben sich auch höchst anziehende und belehrende Erörterungen über die Lößfunde von Mauthausen und über die Funde auf dem Freinberge. Daran knüpften sich Anträge über systematische Weitererforschung dieser wichtigen Localitäten. Den Schluss bildete die Fahrt nach Hallstatt mit einem unter strömendem Regen ausgeführten Aufstieg nach dem Rudolfsthurm, welchem eine gesellige Zusammenkunft mit den Mitgliedern des Hallstätter Musealvereines und dessen Vorstande folgte.

Am 9. Juni fand ein Ausflug nach Krems und Göttweig statt zur Besichtigung der diluvialen Funde am »Hundssteig«, des von Sr. Hochw. dem Herrn Probst Dr. A. Kerschbaumer geleiteten Kremser Museums und der Sammlungen des Benedictinerstiftes Göttweig. Die überaus zahlreichen Theilnehmer hatten sich der sachkundigen Leitung des Herrn Dr. J. Strobl, des Herrn Probstes Dr. Kerschbaumer und unseres langjährigen unterstützenden Mitgliedes des Herrn Generalabtes Dr. Ad. Dungl zu erfreuen.

Auch im verflossenen Jahre, am 16. Juni, wurde unter starker Betheiligung das Schloss Kreuzenstein besucht. Der Schlossherr, unser Gründer und stets bewährter Förderer, konnte leider nur einen schriftlichen Gruß durch Herrn Sectionsrath Dr. K. Schrauf senden. Möge die Absicht des Grafen Wilczek, im nächsten Jahre persönlich unsere Gesellschaft zu empfangen und zu führen, zur Ausführung gelangen und es unseren Mitgliedern gegönnt sein, unserem hochsinnigen Mäcen ihre Verehrung zu bezeugen!

Bei der Feier des 40jährigen Jubiläums des Société d'Anthropologie de Paris am 12. März 1901 waren wir durch unseren Präsidenten vertreten. Die k. k. zoologisch-botanische Gesellschaft in Wien feierte ihren 50jährigen Bestand am 30. März 1901. Wir waren dabei durch Herrn Brunner v. Wattenwyl vertreten. Am 10. April 1901 fand die Säcularfeier der »Gesellschaft für nützliche Forschungen zu Trier« statt, aus deren Arbeiten und Sammlungen unter der Führung des Prof. Dr. Hettner 1875 das für die römische Epoche jede andere deutsche Sammlung hinter sich lassende Trier'sche Provincialmuseum hervorgegangen ist. Wir haben diese Gesellschaft, welcher, mit dem jüngst verstorbenen Geheimen Hofrath Prof. F. X. Krans zu sprechen, durch ihre Leistungen und ihr 100jähriges Bestehen ein besonderer Ehrenplatz inmitten der wissenschaftlichen Anstalten gesichert ist, mittelst eines Glückwunschschreibens begrüßt.

Von der Société d'Anthropologie de Paris ist unter der Initiative ihres überaus thätigen Jahrespräsidenten des Dr. Chervin die Anregung ausgegangen zu einem engeren Zusammenschluss der anthropologischen Gesellschaften. Dieselbe soll sich zunächst auf einen möglichst raschen Austausch von Mittheilungen der Sitzungsergebnisse erstrecken. Außerdem soll die Herausgabe eines internationalen Jahrbuches für Anthropologie angestrebt werden. Endlich beabsichtigt unsere französische Schwestergesellschaft alljährlich Ende Juli gelegentlich der Vertheilung der Preise eine Festsitzung und ein Bankett zu veranstalten und hiezu einheimische und fremde Anthropologen, besonders jene der lateinischen Länder, einzuladen. Wir haben unsere vollste Zustimmung zu diesen einem unbestreitbaren Bedürfnisse entgegenkommenden Bestrebungen im Principe ausgesprochen und uns bereit erklärt, nach Maßgabe unserer Verhältnisse, welche uns freilich nur sehr geringen Spielraum lassen, mitzuwirken. Ein Anfang ist bereits durch die regelmäßige Übersendung unserer Sitzungsprogramme gemacht. Bezüglich der weiteren Vorschläge gewärtigen wir eingehendere Mittheilungen.

Bei der Gründungsfeier des »Wissenschaftlichen Clubs« in Wien, welcher uns seit Jahren eine gastliche Stätte für unsere Versammlungen bietet, war die Gesellschaft durch ihren Präsidenten

und ersten Secretär vertreten. Wir haben außerdem auch auf schriftlichem Wege unserer dankbaren Theilnahme für diese um das wissenschaftliche Leben Österreichs hochverdiente Vereinigung deren unermüdlichem Generalsecretär Herrn Felix Karrer Ausdruck gegeben.

Über die in ihrer Art einzige Feier des 80. Geburtstages von Rudolf Virchow wurde in einer der letzten Monatsversammlungen eingehender Bericht erstattet. Es bleibt mir noch übrig, der Versammlung der Deutschen Anthropologischen Gesellschaft in Metz vom 5.—9. August 1901 zu gedenken.

Wir waren in Metz durch die Herren Dr. Much, J. Szombathy, Dr. Hein und mich vertreten. Ich darf wohl annehmen, dass alle Theilnehmer einen außerordentlich befriedigenden Eindruck nach Hause genommen haben. An diesem Resultate haben die Landesregierung, die Gesellschaft für lothringische Geschichte und Alterthumskunde und ihr Schriftführer Herr Archivdirector Dr. Wolfram den hervorragendsten Antheil. Ein erfreuliches Zusammenwirken von Behörden und Fachmännern hatte alle Wege geebnet und bedeutendes wissenschaftliches Material für die Versammlung vorbereitet. Besonders wohlthuend wirkte die lebhafte Betheiligung der französischen Prähistoriker Lothringens, als deren Führer Herr Bibliotheksdirector Abbé Paulus bezeichnet werden darf. Gerade von dieser Seite her konnte man rückhaltslose Anerkennung der überaus tactvollen Geschäftsführung der Versammlung vernehmen.

In den wissenschaftlichen Verhandlungen der ersten Sitzung kamen ausschließlich Herren aus Metz zu Worte, und zwar: Abbé Paulus (prähistorische Fundstätten in Lothringen); Prof. Dr. Wichmann (Verbreitung und Bestimmung der Mare [Mardellen] in Lothringen); Archivdirector Dr. Wolfram (Entwickelung der Nationalitäten und der nationalen Grenzen in Lothringen.) Besonderes Interesse erweckte der von Dr. Wolfram in überaus lichtvoller Weise durchgeführte Nachweis, dass die durch Lothringen ziehende Sprachgrenze uralt ist und dass Lothringen zu einem Drittel niemals nationaldeutsch war. Ein großer Theil dessen Bewohner hat, soweit die Geschichte zurückreicht, romanisch gesprochen und betrachtet daher mit vollem Rechte das Französische als seine Muttersprache.

Die zweite Sitzung brachte eine bemerkenswerte Discussion über die Neanderthaler Schädel. Herr Geheimrath R. Virchow wählte als Ausgangspunkt seines Vortrages »über den prähistorischen Menschen und über die Grenzen zwischen Species und Varietät« die jüngst erschienene Arbeit von Prof. Dr. Schwalbe über die Neanderthaler Schädel. Gegenüber Schwalbe, welcher diesen Schädel als Rassentypus auffasst und den von Virchow bereits früher nachgewiesenen pathologischen Charakter desselben auf Grund sehr genauer Untersuchungen in Abrede stellt, erklärt Virchow nochmals, dass an den Knochen des Neanderthalers, soweit sie vorliegen, eine Reihe von Erscheinungen sich findet, welche alle Abweichungen vom natürlichen Typus darstellen, also in das des Individuellen und Pathologischen gehören. »Wenn man nun sagt, dass dies ein normaler Schädel sei für eine bestimmte Periode, ein Volk, so muss ich immer verlangen, schafft mir mehr Material und beweist mir dadurch eine Multiplicität von Fällen, dass dies in der That das Typische ist.« Nun erkennt allerdings Virchow an, dass durch die von Schwalbe herangezogenen Schädel aus der Höhle von Spy bei Lüttich, und durch ein paar sehr merkwürdige Neanderthaloide aus der Blumenbach-Sammlung, von welchen der eine aus den Marschen der Zuydersee stammt, das Gebiet dieser Formen sich etwas erweitert hat. Er erinnert aber auch an gewisse Eigenthümlichkeiten der Friesenschädel, welche hieran angeschlossen werden könnten, und wäre beim Anblicke der Schädel von Spy zur Frage geneigt, ob nicht da friesische Einflüsse bestanden, wie sie z. B. in holländisch Seeland bemerkbar sind.

Herr Prof. Dr. Klaatsch-Heidelberg vertheidigte entschieden die Genauigkeit und Gründlichkeit der Untersuchungen von Prof. Schwalbe, welche zum erstenmale eine neue und sehr exacte Methode für dieselben angewendet hat. Die Schädel von Spy und Neanderthal zeigen eine staunenswerte Übereinstimmung; sie fallen aus der menschlichen Variationsbreite, wie sie jetzt existiert, heraus. Was Schwalbe für die Schädel gezeigt hat, wurde durch Klaatsch für die Gliedmassen nachgewiesen. Sie stimmen in allen Merkmalen überein, in welcher sie vom modernen Menschen abweichen. Wenn man das als Krankheitsbildung hinstellen sollte, so wäre es sehr merkwürdig, dass bei zwei verschiedenen Individuen bis auf den Millimeter gleiche Proportionen vorkommen, welche vom Recenten abweichen. Sie sind nichts Pathologisches, weisen vielmehr, wie der Unterkiefer von Spy, auf niedere Zustände hin. Der Friesenschädel, dem Virchow Neanderthalmerkmale der Stirne zuschreibt, weicht im Unterkiefer völlig von dem alten Zustande (die Unterkiefer von Spy entbehren des Kinnvorsprunges) ab. Zudem kommen die Reste des Menschen in der Höhle von Spy mit Mammut, Rhinoceros, Ursus spelaeus u. s. w., mit Stein-

werkzeugen vom Typus des Moustérien vor. Herr Klaatsch zieht zur Vergleichung mit den Resten von Spy mehrere Unterkiefer von La Naulette, Malarnaud heran, besonders aber die von Herrn Prof. Dr. K. Gorjanović-Kramberger entdeckten Skeletreste aus dem Diluvium von Krapina. Sie zeigen nach Klaatsch den Typus von Spy und Neanderthal noch stärker ausgesprochen. Redner betrachtet sie als ausschlaggebend für seine und Schwalbes Anschauungen.

Herr Dr. Köhl-Worms sprach über das neuentdeckte Steinzeit-Hockergrabfeld von Flomborn bei Worms. Dasselbe stellt eine neue Phase der neolithischen Cultur dar durch die Bestattung in hockender Lage, nach anderer Himmelsrichtung, durch die Anlage größer zusammenhängender Nekropolen. Die Cultur der Spiralkeramik, welche dies es Grabfeld angehört, zeigt andere Gefäße, Ornamente, Waffen, Werkzeuge als jene der Hinkelstein- oder älteren Winkelbandkeramik mit.

Herr Prof. Dr. Joh. Ranke gab eine Übersicht über die Zwischenkieferfrage, »eine der ältesten Doctorfragen der Anthropologie«. Früher galt das Fehlen derselben als ein Hauptunterschied zwischen dem Menschen und den Affen. Jetzt hat sich herausgestellt, dass der Mensch nicht nur jederseits einen, sondern zwei, im ganzen vier Zwischenkiefer in einer sehr frühen Lebensepoche hat. Diese Trennung der Zwischenkieferpartie in vier elementare Knochencomponenten tritt nach Rankes Untersuchungen nur bei den niedrigsten Säugethieren, bei Fischen und beim Menschen als normale Erscheinung auf. Sie fehlt dagegen bei den niederen und höheren Affen.

Herr Prof. Dr. Klaatsch, sprach über die Ausprägung der specifisch menschlichen Merkmale in unserer Vorfahrenreihe besonders ausführlich über die mit der völligen Aufrichtung des Rumpfes verbundene Entstehung des Menschenfußes. Die mit sämmtlichen Primaten gemeinsame Grundform derselben ist der »primatoide Greiffuß«. Der Menschenfuß unterscheidet sich von dieser Urform nur durch eine secundäre Verstärkung der ersten Zehe zur Großzehe, und dadurch, dass er zum großen Theile die Oppositionsfähigkeit verloren hat. Klaatsch und Dr. Schoetensak suchen den Anstoß zu dieser Abänderung in dem Erklettern hoher Bäume.

Auf die Vorträge von Hofrath Dr. A. Schliz-Heilbronn »Über neolithische Besiedelung in Süddeutschland« (vgl. Dr. Schliz, Das steinzeitliche Dorf Großgartach. F. Enke, 1901) und auf die hieran schließenden Bemerkungen von Herrn Prof. Dr. Henning sei nur im allgemeinen hingewiesen. Ebenso auf Herrn Dr. Paulis »Anthropologisches und Ethnologisches aus Kamerun«.

Herr Geheimrath R. Virchow constatierte ferner, dass die von Herrn Szombathy hergestellten Querschnitte von Mammutknochen, namentlich von Unterschenkelknochen ziemlich große Höhlen von exact viereckiger Form darstellen, welche Herr Virchow früher als künstlich erzeugt gedeutet hatte. An der Hand der vorliegenden Photographien erkennt derselbe deren natürliche Entstehung an.

Die dritte Sitzung am 8. August brachte nachstehendes Programm: Virchow: Über Schädeldeformation; Voss: Prähistorische Karte und alte Schiffstypen; Schichtel: Chemische Umänderungen an Feuersteinwaffen; Birkner: Mittheilungen von Dr. Bälz-Tokio und Hertzog-Colmar; Teich: Die erste Entdeckung der Bronze in dem deutschen Zinngebirge; Waldeyer: Schädel und Gehirn des Verbrechers Bobbe. Herr Geheimrath Waldeyer wies in ausführlicher Darstellung nach, dass der Schädel und das Gehirn dieses berüchtigten, geradezu ausgesuchten Verbrechers, welcher systematisch den Mord mittels Menschenfallen betrieb, ganz normal waren und keinerlei pathologische Abweichung aufweisen.

Am 7. fand die Excursion nach Vic behufs Besichtigung des Briquetage-Gebietes statt. Die Gesellschaft für lothringische Geschichte und Alterthumskunde hatte für diesen Anlass großartige Ausgrabungen veranstaltet. Die Discussion über die interessante Culturerscheinung des Briquetage, in welcher die Herren Szombathy und Dr. Much in sehr wirksamer Weise eingriffen, brachte wichtige Gesichtspunkte, jedoch keinen endgiltigen Abschluss der Frage. Bemerkenswert ist die Theilnahme französischer Alterthumsforscher an der Excursion und an dem von der Stadt Vic veranstalteten Frühstück von 400 Gedecken. Für uns Österreicher war die in ganz spontaner Weise zutage getretene Sympathie der Bevölkerung von Vic für das Habsburgische Herrscherhaus und für Österreich eine wohlthuende Erscheinung. Die Durchführung der ganzen Veranstaltung in so befriedigender Weise war nur durch ein außergewöhnliches Interesse der Landesregierung ermöglicht, welche allen Culturaufgaben in vollstem Maße gerecht zu werden bestrebt ist.

Ich möchte, zum Schlusse eilend, noch zwei interne Angelegenheiten berühren. Unser verehrter und hochverdienter erster Secretär, Herr Dr. Hein, hat am 1. December des verflossenen Jahres mit Unterstützung des Unterrichtsministeriums und der Akademie der Wissenschaften in

Wien eine mehrmonatliche Forschungsreise nach der südarabischen Küste angetreten. Wie schwer die Gesellschaft die hingebende Thätigkeit Dr. Heins auch vermisst, müssen wir uns doch freuen, dass das Vertrauen der obersten wissenschaftlichen Kreise ihm eine Gelegenheit geboten hat, seine Kenntnis der arabischen Sprache für ethnographische Zwecke zu verwerten. Wir wünschen ihm von ganzem Herzen guten Erfolg und fröhliche Rückkehr. Herrn Ritter v. Hopfgartner, welcher unsere Geschäfte durch und durch kennt, fällt als zweitem Secretär die Vertretung des abwesenden Arbeitsgenossen zu. Seine Aufgabe wird ihm durch Herrn Dr. Leo Bouchal wesentlich erleichtert, welcher vor allem die Redaction der »Mittheilungen« fortführt und auch sonst das Secretariat in dankenswertester Weise unterstützt.

Der Ausschuss hat, meiner Anregung folgend, beschlossen, Ihnen einige Vorschläge zur Änderung unserer Statuten zur Annahme zu empfehlen. Die wichtigste Abänderung zielt auf Einführung eines Turnus innerhalb des Präsidiums; sie soll einen jedenfalls ganz zweckmäßigen Wechsel in der obersten Vertretung der Gesellschaft herbeiführen und anderseits dem unentbehrlichen Postulat der Continuität in der Oberleitung Rechnung tragen. Wir glauben in dieser Weise den zu unserer Kenntnis gelangten Wünschen einiger Mitglieder gerecht geworden zu sein, ohne den ruhigen günstigen Entwickelungsgang zu gefährden, dessen sich die Gesellschaft bisher erfreut hat.

2. Rechnungsführer Herr Dr. Otto Müller verliest den Rechnungsabschluss für das Jahr 1901. (Siehe folgende Seite.)

Hierzu bemerkt Herr Custos Szombathy, dass der Fond für praktische Arbeiten in Hinkunft nicht zu Druckkostenbeiträgen für die Mittheilungen und zur Deckung der Auslagen für Excursionen herangezogen wäre, und Herr Professor Dr. Hoernes stellt den Antrag, die Generalversammlung möge über diese Frage entscheiden. Der Vorsitzende stellt die Beschlussfähigkeit der Versammlung fest. Bei der folgenden Abstimmung wird dieser Antrag abgelehnt. Sodann wird der Rechnungsabschluss genehmigt.

3. Über Antrag wird die vom Ausschuss vorgeschlagene Wiederwahl der statutenmäßig ausscheidenden Ausschussräthe F. Heger, Dr. J. Karabacek, F. Karrer und K. Penka, sowie die Neuwahl der Herren Hofräthe Dr. K. Gussenbauer und Dr. L. Reinisch in den Ausschuss und des Dr. L. Bouchal als II. Secretärs an Stelle des abtretenden bisherigen II. Secretärs F. Ritter von Hopfgartner mittels Stimmzetteln vorgenommen.

Die Genannten erscheinen nach Vornahme des Scrutiniums als gewählt.

Auf Vorschlag des Ausschusses werden die Herren Regierungsrath Dr. M. Much und F. Kanitz einstimmig zu Ehrenmitgliedern und Herr Dr. L. Manrouvrier in Paris zum correspondierenden Mitglied gewählt. Der anwesende Dr. M. Much dankt der Versammlung für seine Wahl.

4. Der Vorsitzende übergibt den Vorsitz an Dr. K. Toldt. Dr. Karl Brunner von Wattenwyl erstattet hierauf den Bericht des Comités für Statutenänderung und beantragt die Genehmigung der geänderten Statuten durch die Generalversammlung. Nach Schluss der Debatte über die Änderungen wird der Antrag des Herrn Custos Szombathy auf Vertagung des Gegenstandes zur Abstimmung gebracht; diese entscheidet im Sinne des Antrages. Die Statutenänderung wird somit vertagt.

Infolge der vorgeschrittenen Zeit musste der angekündigte Vortrag des Herrn Prof. von Schröder verschoben werden.

Der Präsident erstattet Bericht über die im Jahre 1901 in Österreich erzielten Erfolge nach den an die Gesellschaft eingelangten Mittheilungen.

Niederösterreich.

1. Herr Ludwig Mattula fand in der Ziegelei von Pleissing-Waschbach Reste von Mammut, welche von einer 4—5 *m* mächtigen Lehmschicht bedeckt sind.

Er hob in Unter-Retzbach eine prähistorische Feuergrube aus, auf welche man beim Baue des neuen Friedhofes gestoßen war. Ihr Inhalt bestand aus Asche, Thonscherben und Knochen verschiedener Thiere. Werkzeuge oder Spuren von Menschenknochen wurden nicht gefunden.

Ende November erhielt Herr Mattula die Nachricht, dass der Wirtschaftsbesitzer Herr Johann Raab in der Ried »Feldau« beim Erdabführen auf ein menschliches Skelet gestoßen sei.

Rechnungsabschluss der Anthropologischen Gesellschaft in Wien

für das Jahr 1901.

Soll

A. Cassa-Conto.

	K	h	K	h
Cassarest vom Jahre 1900			1036	35
1. Subvention Sr. Majestät des Kaisers	100	—		
2. Subvention des hohen k. k. Unterrichtsministeriums	1000	—		
3. Subvention des niederösterreichischen Landesausschusses	100	—		
4. Subvention Sr. Durchl. des Fürsten Johann von und zu Liechtenstein	400	—	1900	
5. Mitgliederbeiträge:				
a) Einmaliger Stifterbeitrag von zwei lebenslänglichen Mitgliedern: Sr. Durchl. Fürst und Altgraf zu Salm-Reifferscheidt und Herrn Salo Cohn	400	—		
b) Jahresbeiträge von 46 unterstützenden Mitgliedern à *K* 20	920	—		
c) Jahresbeiträge von 346 wirklichen Mitgliedern à *K* 10	3460	—		
d) Eingegangene Rückstände, Überzahlungen, für Diplome etc.	138	—	4918	
6. Für Verkauf von Druckschriften	945	47		
Ersatz des k. k. naturhistorischen Hofmuseums und der k. k. Hofbibliothek für Tauschschriften	1184	31	2129	78
7. Druckkostenbeitrag aus dem Fonde für praktische Arbeiten			800	
8. Eincassierte Zinsen vom Anlagecapital			109	20
Zusammen			10893	33

B. Fond für praktische Arbeiten.

Cassarest vom Jahre 1900	107	78		
a) Spende Sr. Majestät des Kaisers	2000	—		
b) Subvention des hohen k. k. Ackerbauministeriums	400	—	2507	78

C. Wertpapier-Conto.

Anlagecapital: Allgem. Staatsschuldverschreibungen, Nominale 1300 Silber zum Courswert per 31. December 1901 99·— per 100 *K*	2574	—		
Daran haftende halbjährige Zinsencoupons per 31. Dec. 1900	54	60	2628	60
Summe			16029	71

Haben

A. Cassa-Conto.

	K	h	K	h
1. Kosten der gesellschaftlichen Publicationen:				
a) Druckkosten des Generalregisters 1891—1900	1110	50		
b) Druckkosten der Mittheilungen (ohne 5. und 6. Heft 1901)	3943	28		
c) Druckkosten der Mittheilungen (6. Heft vom Jahre 1900 Nachtrag)	813	—		
d) Für Zeichnungen, Clichés, Licht- und Farbendrucktafeln	2176	52		
e) Honorare für Literaturberichte	304	68	8347	98
2. Kanzlei-Auslagen:				
a) Gehalt des II. Secretärs	800	—		
b) Lohn des Dieners	240	—		
c) Auslagen des Secretariats	649	26		
d) Versendungskosten für Publicationen, Einladungen	676	32		
e) Auslagen des Cassiers	124	60		
f) Steuern	9	42	2499	60
Zusammen			10847	58

B. Fond für praktische Arbeiten.

a) Herrn Custos J. Szombathy für Ausgrabungen in (Krain)	800	—		
b) Herrn Prof. Karl Fuchs für Hausforschung im Gömörer Comitate in Ungarn	150	—		
c) Herrn Lehrer J. R. Bünker für Forschungen im Ödenburger Comitate	100	—		
d) Herrn Ludw. Mattula für prähistorische Forschungen in Niederösterreich	100	—		
e) Kosten für Vorträge und Excursionen der Gesellschaft	388	53		
f) Druckkostenbeitrag für die Mittheilungen	800	—	2338	53

C. Vermögensstand.

A. Cassarest vom Jahre 1901	45	75		
B. Überschuss des Fondes für praktische Arbeiten	169	25		
C. Wert des Anlagecapitals (wie neben)	2628	60	2843	60
Summe			16029	71

Wien, am 21. Februar 1902.

Karl Freiherr v. Schlosser m. p.,
dz. Cassier.

Dr. Otto Müller m. p.,
dz. Rechnungsführer.

Die Rechnungsausweise geprüft und richtig befunden.
Wien, am 22. Februar 1902.

A. R. Hein m. p.,
dz. Rechnungscensor.

Dr. Moriz Bruck m. p.,
dz. Rechnungscensor.

Diese Stelle befindet sich unweit des Ackers des Herrn Johann Rauscher, in welchem Mattula im vorigen Jahre ein Grab mit Doppelbestattung fand. Leider waren vor seiner Ankunft Kopf und andere Knochen des Skelets bereits zertrümmert worden. Bei der Hebung des Übriggebliebenen fand Herr Mattula ein zerbrochenes Steinbeil, zwei Beinahlen, eine Feuersteinsäge, mehrere Feuersteinsplitter, Topfscherben und von verschiedenen Gefässen und Thierknochen. Die Gefässe betrachtet der Genannte nicht als Beigaben.

Die Grube hatte 2 *m* im Durchmesser; sie war rund, ungefähr 70 *cm* tief, und ganz mit Holzasche gefüllt. Es war eine Feuergrube, in welcher eine nicht sehr sorgfältige Bestattung vorgenommen wurde. Der Besitzer des Grundes erklärte, schon im Vorjahre daselbst auf Knochen und Thonscherben gestoßen zu sein.

Der Kopf des Skeletts zeigte normale Größe, die Knochen dagegen sind klein und schwach.

2. Herr Bürgerschullehrer H. Zwirner sendet aus Retz vom 17. December 1901 folgenden Bericht:

Am 2. und 4. d. M. wurden gelegentlich der Erweiterung der Bahnhofanlagen in Retz, gegen die Unter-Nalber Weichenstelle zwei sehr alte Gräber aufgedeckt.

Dieselben gehören derselben Periode an wie die seinerzeit von Palliardi in Oblas aufgefundenen Gräber.

Es sind liegende Hocker. Die Skelette lagen von Nord nach Süd auf der rechten Seite und nur 75 *cm* unter der Humusschichte des abgebauten Weingartens. In denselben fand man mehrere napfartige und größere Buckelgefäße sowie einige Schalen, welche sämmtliche aus freier Hand geformt sind. Der Brand ist dunkelbraun oder röthlich, aus feinem sandigen Thon und vollständig graphitfrei.

Außer den Gefäßen fand man einen bearbeiteten Knochen (wie ein Dolch) und ein halbes Steinwerkzeug aus Forellenserpentin.

Die Skelette sind sehr gut erhalten und wurden sammt den Beigaben vom Herrn Bürgermeister Richter für das Retzer Museum geborgen.

Oberösterreich.

Herr Conservator Josef Straberger berichtet aus Linz, d. d. 29. December, wie folgt:

In Uiberaekern, einem an der westlichen Reichsgrenze nahe dem Zusammenschlusse des Inn und der Salzach gelegenen Pfarrorte, sind schon in den Sechzigerjahren, gelegentlich des Baues des dortigen Pfarrhofes, Römergräber aufgedeckt werden.

Im Monate April des heurigen Jahres sind nun auch in unmittelbarer Nähe der inmitten des Ortsfriedhofes stehenden Pfarrkirche gelegentlich einer Bauherstellung menschliche Skelette zutage getreten. Die ziemlich reichen Beigaben an Eisenwaffen, Bronzeschmucksachen u. dgl. mit welchen die aufgedeckten Skelette ausgestattet waren, lenkten die Aufmerksamkeit forschungslustiger Herren aus der nahen bayerischen Stadt Burghausen auf diese Vorkommnisse, welche dann mit Zustimmung des Grundbesitzers die Grabungen weiter ausdehnten, wobei auf weitere Gräber gestoßen wurde.

Die politische Bezirksbehörde, welche von diesen Vorkommnissen Kenntnis erlangte, hat die sehr gebotenen Anordnungen zur Verhütung der Verschleppung der Fundgegenstände in das Ausland und, um eine sachgerechte Durchforschung des allem Anscheine nach ziemlich ausgedehnten Gräberfeldes zu sichern, in sehr dankenswerter Weise getroffen.

Diese Forschungsarbeit hat der Gefertigte im Spätherbste d. J. in Angriff genommen. Zur Durchführung derselben wurden vom Verwaltungsrathe des Museums die nothwendigen Gelder bewilligt, zu welchen auch von Seite der k. k. Centralcommission für Kunst und historische Denkmale ein Beitrag geleistet worden ist. Die Grabungen werden im nächsten Jahre fortgesetzt werden. Wegen der sehr hohen Anforderungen, welche von dem Grundeigenthümer an Bodenentschädigung beansprucht werden, können die Grabungen immer nur nach der letzten Abfechsung des Grundstückes vorgenommen werden.

So weit sich aus den bereits erzielten Erfolg schließen lässt, haben wir es da mit Reihengräbern aus der nachrömischen Periode zu thun.

Erst durch die vollständige Aufdeckung des ganzen Grabfeldes werden die heute noch unzulänglichen Anhaltspunkte zur genauen Bestimmung der Zeit und des Volkes, dem die hier Bestatteten angehörten, die hiezu erforderliche Ergänzung erfahren.

Böhmen.

1. Herr Conservator Heinrich Richlý in Wittingau berichtet, d. d. 30. December 1901,

über neue Funde, welche die Annahme von prähistorischen Verbindungen zwischen dem südlichen Böhmen und der Donau bestätigen.

Zu den in der angedeuteten Richtung angeführten Einzelfunden innerhalb des bis an das 12. Jahrhundert unbewohnten Grenzwaldes haben sich in neuester Zeit abermals vorgeschichtliche Fundstücke gesellt, welche eine sehr erwünschte Ergänzung der bis jetzt bekannten derartigen Objecte vorstellen und die Richtung der bestandenen Steige näher beleuchten.

Hierher gehört vorerst ein größeres Stück Feuerstein ($5 \times 4\ cm$), welches Herr Richlý auf einem Feldwege zwischen Klaubsteinen in der unmittelbaren Nachbarschaft der Stadt Neuhaus fand. Obzwar das Fundstück durch seine ungewöhnliche Größe und auch als ortsfremdes Gestein (Mineral) Aufmerksamkeit verdient, fehlen demselben doch bezeichnende typische Formen.

Weiters wäre eine römische Münze zu nennen, welche bei Počátek bereits vor einigen Jahren gefunden wurde.

Avers: Büste mit Helm und Legende: Urbs Roma.

Revers: Wölfin zwei Kinder säugend: Assis.

Dann eine römische Silbermünze, welche vor vielen Jahren mit Eisensachen bei Lomnitz ausgegraben wurde.

Das interessanteste Fundstück wurde jedoch in der Nachbarschaft von Neuhaus, und zwar etwa eine Viertelstunde südlich vom Orte Deutsch-Moliken beim Tiefackern eines Feldes zutage gefördert: das Fundobject ist umsomehr beachtenswert, als es der Bronzezeit angehört und also in der in Rede stehenden Gegend eine Periode repräsentirt, welche bis zur Stunde dort nicht vertreten war. Die Fundumstände waren folgende:

Als Professor Dr. Novák gelegentlich der Beschaffung von Material für den »Soupis« des Neuhauser Bezirkes auch Deutsch-Moliken aufsuchte, wurde ihm ein ungewöhnlich großer Bronzekelt durch den Schulleiter Herrn Karl Migl vorgewiesen. Dadurch erhielt Herr Richlý Kenntnis von dem überaus seltenen Funde und begab sich am 15. Mai nach Deutsch-Moliken, wo es ihm namentlich durch das sehr dankenswerte Entgegenkommen des Herrn R. Migl gelang, das Object von dem Finder zu erkaufen und gemeinschaftlich mit Hofrath Professor Dr. J. Studnička, welcher die Hälfte des Kaufpreises erlegte, für das städtische Museum in Neuhaus — wohin es bereits übergeben wurde — zu sichern.

Der Fundort ist eine mäßig gegen Nordwest abfallende Berglehne, welche in dem nördlich aufstrebenden Schmiedhanselberg ($550\ m$) den dominierenden Höhepunkt erreicht und eine weite Aussicht über die ganze, stark coupierte Gegend gewährt; der Fundort ist von dem umliegenden Terrain durch nichts Besonderes gekennzeichnet und bietet dem Beschauer auch an Ort und Stelle nichts Auffallendes. Die Ackerkrume ist überall gleichfärbiger leichter Sandboden; nur zwei größere Steine lagen zutage. Das Fundstück stand beim Ackern mit dem Kopfende nach oben und nur durch festeres Einsetzen der Pflugschar gelang es dem Finder, Grundbesitzer Luksch, dasselbe aus der Erde, in welcher es an $30\ cm$ tief steckte, herauszuheben.

Das Fundstück selbst ist ein ungewöhnlich großer massiver Lappenkelt, an der Oberfläche mit dunkelgrüner, glänzender Patina bedeckt; nur vereinzelte Stellen sind aschgrau gefärbt oder die goldgelbe Bronze wird an vielen neuen Kratzspuren sichtbar. Das Schaftende ist seicht ausgebuchtet, $3{\cdot}5\ cm$ breit und erreicht, von zwei mäßig aufstrebenden Randleisten begleitet, in der Mitte eine Breite von $4\ cm$, worauf sich dem Körper unterhalb der mittelständigen, mäßig geschlossenen vollen Lappen bis zu $3\ cm$ verengt und in der $6{\cdot}5\ cm$ breiten, halbmondförmig gekrümmten, scharfen Schneide abschließt. Die Lappen, welche gegen die Schneide zu in spitzem Winkel zusammenlaufen, übergehen beiderseits in mäßig geböschte schmale Seitenleisten, welche sich successive verengend an den Endpunkten der Schneide abschließen und dem ganzen, in allen Contouren meisterhaft hergestellten Objecte den Stempel vollendeter Technik aufprägen. Die Länge des Objectes beträgt $20\ cm$, sein Gewicht $72\ dkg$.

Der Fund von Deutsch-Moliken erscheint namentlich aus dem Grunde von hoher Bedeutung, weil derselbe die Richtung eines schon in der Steinzeit (Eibenstein-Holický, Platz, Neuhaus) betretenen und auch noch in der Römerzeit (Pistina, Neuhaus, Bistritz) forterhaltenen Verkehrsweges

auch in der zwischenliegenden Bronzezeit in einem so typischen und beweiskräftigen Fundobject außer Zweifel stellt.

Herr Richlý erwähnt ferner den durch ihn gemachten Fund eines wohlerhaltenen, an 5 *cm* langen und 2·5 *cm* breiten Feuersteinmessers, welches etwa 5 *km* südlich der Bahnstation Wessely a. L. auf einem aus Sand angeschwemmten »Velkej Vrch« (Hoher Berg) genannten, dem Flusse Lužnitz zunächst gelegenen Hügel frei zutage lag. Dasselbe bildet ein neuerliches Zwischenglied auf dem Horner Steige.

Dem Vernehmen nach wurde nördlich von Budweis bei dem Orte Chlumetz ein aus 22 Stücken bestehender Depotfund der Bronzezeit erhoben. Meine Bemühungen, über diesen Fund nähere Daten in Erfahrung zu bringen, blieben vorerst erfolglos; doch gelang es dem auch um die archäologische Erforschung der Umgebung hochverdienten Herrn k. u. k. Hauptmann Lindner in Budweis auf mein Ansuchen mit gewohntem Entgegenkommen genaue und verlässliche Nachforschungen an Ort und Stelle in Gegenwart des dortigen Schulleiters und eines Gemeinderathes vornehmen zu lassen und festzustellen, dass nicht 22, sondern nur drei Bronzeobjecte gefunden wurden, welche nicht einem Depot-, sondern einem Gräberfund (Hügelgrab) zugehören.

Bei dieser Gelegenheit möge auch eines Fundes gedacht werden, welcher neben der »Schönen Ansicht« (westlich der Stadt Budweis) gelegentlich von Teichgrabungen in dem der čechischen Ackerbauschule gehörigen Garten durch den Herrn Lehrer Štěpán gemacht wurde und neben anderen Alterthümern mittelalterlicher Provenienz auch einen stark abgenützten Bronzekelt, einen Bronzering und Bronzeguß ergab, welche Fundstücke möglicherweise einem Depotfund angehören dürften. Eine in der bekannten Nekropole im Walde Klobasna bei Wessely a. L. vorgenommene Abgrabung eines vollkommen intacten Hügelgrabes, welche von dem fürstlich Schwarzenberg'schen Gutsverwalter Hannamann auf das eifrigste gefördert wurde, ergab wohl an zwei Stellen Kohlenreste und Aschenspuren, aber keine bezeichnenden Fundstücke.

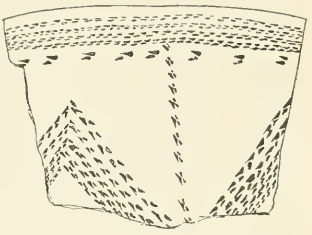


Abb. 9. Gefäßbruchstück vom Teiche Homolka bei Časlau.

Zum Schlusse möchte ich auch, mit Bezug auf eine vorhergegangene Mittheilung im letzten Jahresberichte erwähnen, dass es meinen fortgesetzten Forschungen in den sedimentären Anschwemmungen der Umgebung von Wittingau gelungen ist, festzustellen, dass die ursprüngliche — bis jetzt unbekannte — Lagerstätte der Moldavite die an 1 *m* unter Tag befindlichen Liegendschotter« sind und dass also Moldavite — auch von diesem neuen, »praktischen« Standpunkte — nicht als Abfälle alter Glashütten u. a. m. angesehen werden dürfen und nicht in den Bereich archäologischer Forschung gehören!

2. Der k. k. Conservator und Schuldirector in Časlau, Herr Clemens Čermák, sendet folgenden Bericht:

In der alten Nekropole unter dem Hrádek in Časlau, auf einer Anhöhe oberhalb des Teiches »Zemánek«, haben wir im Jahre 1901 wieder neue Gräber mit Urnen vom Lausitzer Typus entdeckt. In einer Urne befand sich eine zerbrochene Bronzenadel, wie ähnliche auch auf dem ganzen Urnenfelde von Philippshof bei Časlau gefunden worden ist. Besonders in der Flur »Na stu zähonech« fand man viele Hunderte leicht zerbrechlicher Urnen.

Die große neolithische Ansiedelung bei Swornost in Časlau gibt jetzt wenig Gelegenheit zu größeren Untersuchungen; denn anstatt der ehemaligen Ziegelei sieht man jetzt nur Felder. Aber dessenungeachtet fand man da auf den schwarzen Stellen der ehemaligen neolithischen Gruben viele ornamentirte Scherben und eine kleine Axt von Amphibolith.

Kaum tausend Schritte südlich von dieser Ansiedelung liegt bei dem Teiche Homolka und bei einem Feldbrünnlein eine ebenso alte neolithische Ansiedelung. Man könnte auch sagen, dass es eine Sommerstation der alten Viehzüchter war, denn es waren hier nur einige seichte Gruben und Herde. Ganze Flächen waren da mit bearbeiteten Steinen, Scherben (Abb. 9) von großen und feinen kleineren Gefäßen bedeckt: man fand auch ganz kleine Gefäße mit Bandornamenten, viele Feuersteinmesser und Scherben, auch Stücke von benützten Äxten und Meißeln.

Es fanden sich hier auch sehr viele Rindsknochen, auch ganze Schädel, dann Eberzähne. Diese Station gehört der gleichen Culturstufe an, wie die benachbarte und ist offenbar jünger als die von Drobowitz.

Sehr interessante Funde machten wir heuer in der alten romanischen Sacristei der Decanalkirche in Časlau. Hier fanden wir in einer Tiefe von 1·5—2 *m* die Skelette des Gründers der Stadt Časlau, Bleh von Chlum, und seines Sohnes Jistislav. Die Schädel beider waren brachycephal, der Knochenbau kräftig. Bei diesem lag unweit ein bronzener romanischer Leuchter und große Haufen von Asche, Kohle und calcinierte Vogelknochen, offenbar die Überbleibsel eines Opfers oder eines Leichenschmauses, was aber am Ende des 13. Jahrhunderts etwas Seltenes ist. Nach der Chronik des ehrwürdigen Nestor war in Russland dieser Brauch im 11. Jahrhundert noch üblich. Unter dem Thurme waren zwei Enthauptete begraben, gleich bei einer Mauer, wo man im Jahre 1801 zwei messingene vergoldete utraquistische Monstranzen fand.

Auf der Bergruine Chlum bei Leština wurden in der Umwallung zwei steinerne Beile und eine bronzene Fibel entdeckt. In dem nördlichen Walle grub man einen alten Töpferofen mit Kacheln aus dem 14. und 15. Jahrhunderte aus.

Die letzten Grabhügel in dieser Gegend bei Chedrb, welche noch Urnen mit Wellenornament enthielten, werden restauriert und so wird ihr Andenken auch für die Nachkommenschaft erhalten.

3. Unser Mitglied, der Stadtgeolog von Karlsbad Herr J. Knett, theilt uns d. d. 29. December folgendes mit:

Im verflossenen Herbste unternahm ich im Einvernehmen mit dem städtischen Forstamte nomine et conto Stadtgemeinde Karlsbad im sogenannten »Stadtgutreviere«, d. i. westlich von Karlsbad, und zwar nächst der im Walde gelegenen Restauration St. Leonhard, Grabungen zum Zwecke der Auffindung prähistorischer Spuren. An dieser Stelle soll bekanntlich einst der Ort Thiergarten (hortus ferarum) gestanden sein, mit welchem König Wenzel 1325 die Karlsbader belehnte. Später gieng der Ort zugrunde. Obertags ist nur mehr eine gänzlich verfallene Ruine (»Ruine St. Leonhard«) zu sehen, die eben kürzlich besser bloßgelegt, vom Schutt befreit wurde. Da das Dorf Thiergarten nach dem nahen Zettlitz eingepfarrt war und sich auch neben, beziehungsweise um die Ruine herum kein Friedhof vorzufinden scheint, dürfte die alte Annahme, dass hier einst eine Kirche stand, wohl nicht Geltung haben. Es fanden sich in dem Gemäuer der Ruine Sprudelsteine einmauert vor, dagegen wurde gelegentlich der erwähnten Bloßlegung nicht ein einziger Fund gemacht.

Nordwestlich von dieser Stelle findet man eine junge Aufforstung vor, wo einst ein »Hunnenfriedhof« bestanden haben soll und woselbst im kommenden Frühjahr Nachgrabungen vorgenommen werden.

Nordöstlich von der Ruine erregte bereits seit längerer Zeit ein Hügel, der einem Tumulus nicht unähnlich sah, die Aufmerksamkeit verschiedener Personen. Die heurigen Nachforschungen ergaben aber durchwegs negative Resultate. Ich fand höchst primitive (Stein-)Mauerreste, die auf einem Granitbuckel fußen und in dem angelagerten Schutt wohl eine Menge Topfscherben, gebrannten Granitletten, einen (Gewehr-)Feuersteinsplitter und eine eiserne Lanzenspitze — also durchwegs Gegenstände sicher historischer Herkunft.

Die Flur St. Leonhard liegt, wie ich noch nachträglich bemerken möchte, bereits am »Plateau« des Karlsbader Gebirges, und zwar südlich von jener Stelle im Gebiete des Egerflusses, woselbst vor Jahren der verstorbene Stadtrath Kugler, beziehungsweise Arbeiter beim Graben im Egerschotter ein Lappenbeil aus Bronze fanden, welcher Fund bislang keinen Eingang in die Literatur gefunden hat und immerhin deswegen bemerkenswert ist, weil — meines Wissens — die heutige Kunde über Wohnplätze und Verkehrswege der Bronzezeit in Böhmen nicht viel westlicher als bis Kaaden reicht. (Vgl. »Die Bronzezeit in Böhmen« von R. v. Weinzierl. — Sammlung gemeinnütziger Vorträge, Nr. 226. Prag 1897. Mit 1 prähistorischen Karte.)

Mähren.

Unser überaus thätiges Mitglied Herr Prof. Makowsky ist leider nicht in der Lage, über neue Forschungen und Erfolge auf prähistorischem Gebiete im mittleren Mähren zu berichten. Auch unsere anderen Correspondenten in Mähren haben, wie es scheint, keinen Anlass zu Mittheilungen aus dem verflossenen Jahre. Herr Director Jos. Klvaňa berichtet, d. d. Gaya, 29. December 1901, dass er während des heurigen Sommers infolge eines Familienereignisses nicht in der Lage war, auf unserem Gebiete etwas zu arbeiten.

Auch in Schlesien sind, wie uns der Director des Kaiser Franz Joseph-Museums in Troppau, Herr Dr. E. W. Braun, mittheilt, keine Arbeiten im verflossenen Sommer ausgeführt worden.

Tirol.

Herrn Dr. B. Mazegger in Obermais verdanken wir folgenden

Fundbericht aus Eppan in Südtirol.

Durch den strebsamen Alterthumsverein wurden in Eppan bei Bozen (Überetsch) auf der sogenannten Lambrecht, einem in der Gant an der östlichen Seite der Eislöcher gelegenen kleinen Hügel, Nachgrabungen angestellt, wobei unter anderem eine Certosa-Fibel aus Bronze, eine kupferne Spiralröhre, Thonscherben, theils aus freier Hand, theils auf der Drehscheibe gearbeitet. Scherben römischer Gläser und eine Münze, Faustina die jüngere, Mittelbronze, gefunden wurden.

Die spärlichen Überbleibsel einer aus unbehauenen Felsstücken bestehenden Trockenmauer dürften wahrscheinlich noch Reste eines Ring- oder Steinwalles der vorgeschichtlichen Zeit sein, während die gegenwärtig vorhandenen Trümmer von Mörtelmauern dem Mittelalter zuzuschreiben sind.

Von anderen in der Eppaner Gegend gemachten Funden erwähnen wir: eine gut erhaltene Tegula aus einem bei Paschbach aufgedeckten Grabe, ein menschliches Skelet in den Weinbergen bei Reinsberg, dabei eine Pfeilspitze; mehrere Stücke von römischen Leistenziegeln mit dem Fabriksstempel ARESIS, ausgegraben in der Nähe der Antonius-Kapelle; ein Ring aus Bronze, ein eisernes Messer. Bei der Anlage der Wasserleitung in St. Pauls wurden Scherben von Terra sigilata-Gefäßen und von römischen Gläsern und im Frühjahre 1901 bei demselben Anlasse am Badl bei Schloss Gandeck in der Tiefe von 1 *m* unter der Straße sechs menschliche Skelette und sechs Stück Gürtelbeschläge mit Schnallen aus Bronze bloßgelegt.

Da der Alterthumsverein in Eppan noch weitere Ausgrabungen auf der Lambrecht auszuführen gedenkt, ist zu erwarten, dass noch manche Funde gemacht werden, die dann vielleicht einen sicheren Schluss über die immerhin interessante Hügelerhebung gestatten.

Kärnten.

Besonders ausführliche Mittheilungen über die Thätigkeit in Kärnten im Jahre 1901 verdanken wir Herrn Conservator Dr. Odilo Frankl in St. Paul an der Lavant, d. d. 28. December 1901:

I. Die hervorragendste Bedeutung kommt, wie seit 1898, überhaupt auch in diesem Jahre den Ausgrabungsergebnissen und Funden auf dem Zollfelde bei Klagenfurt zu. Über das Resultat der Nachforschungen im Sommer 1900, die Referent im Berichte der Anthropologischen Gesellschaft pro 1900 (in Erwartung einer eingehenderen Publication) nur kurz berührte, erschien seither in Nr. 1 der »Carinthia«, I, 1901, S. 1—4, ein vorläufiger Bericht aus der Feder des Herrn Prof. Dr. Eduard Nowotny als des Leiters der auf Kosten des Geschichtsvereines für Kärnten auf dem Tempelacker unternommenen Grabungen. Diese wurden im heurigen Jahre vom 29. Juli bis 16. September fortgesetzt und haben neuerdings höchst befriedigende Resultate geliefert. Es ward die zweite Hälfte des im Vorjahre aufgedeckten Gartenraumes bloßgelegt, und es wurden darin zwei weitere Statuenfunde gemacht: ein sehr schön gearbeiteter Dionysos mit gut erhaltenem, epheubekränztem Haupte und die in vier Theile zerbrochene Figur einer schlafenden Nymphe, die wahrscheinlich als Brunnenfigur gedient hatte. Diese zwei, nebst den schon 1900 gefundenen vier Statuen — worunter am besten erhalten eine lebensgroße Fortuna, die als archäologisch höchst wichtige Besonderheit, wie Dr. Nowotny in seinem oben citierten Berichte bemerkt, keltische Tracht zeigt — werden einer entsprechenden Restaurierung zugeführt werden, um dann im Museum in Klagenfurt zur öffentlichen Aufstellung zu gelangen. Neben diesen seltenen Funden, zu welchen noch andere kommen — unter denen Herr Dr. Nowotny in seinem Referate a. a. O. als interessante Einzelheit die Reste einer (steinernen) Sonnenuhr erwähnt — nehmen unsere besondere Aufmerksamkeit in Anspruch, ansehnliche Reste antiker Wandmalereien, die von dem herkömmlichen Stile abweichen und sich unseren Tapetmustern nähern. Für die Baugeschichte Virunums ist es ferner von höchster Wichtigkeit, dass beim Graben in die Tiefe die Spuren dreier einander ablösender Bauperioden entdeckt wurden. Kolossale Mauerreste, die am Ostende der diesjährigen Ausgrabungsfläche angeschnitten wurden, bestärkten die Vermuthung, dass hier der Mittelpunkt der alten Römerstadt gefunden sei.

Die Forschungen werden fortgesetzt werden und allseitig wird der Wunsch getheilt, dass der überaus thätige Geschichtsverein für Kärnten hierbei auch in Zukunft wie bisher vom Glücke begünstigt sein möge.

II. Am St. Kanzianberge bei Finkenstein wurden schon mancherlei Gegenstände aus prähistorischer und Römerzeit gefunden. Von besonderem Interesse dürften die auf circa zwei Drittel der Berghöhe, auf einem Plateau gelegenen 18—20 prähistorischen Hügelgräber sein, welche auf Wald und Weidegrund vertheilt sind. Im Jahre 1899 hat ein Anwohner die auf der Gemeindeweide liegenden 6—8 Tumuli ausgegraben und die spärlichen Funde an das Villacher städtische Museum verkauft.

III. Im Jahre 1889 wurden in Winklern bei Velden am Wörthersee auf dem Besitze des vulgo Jakobitsch zwei Rohguß-Kupferkuchen gefunden. In der Mitte 3 *cm* dick, verlaufen sie nach den Rändern zu scharf in ovaler Form. Die eine dieser Platten — durch die Mitte in zwei Theile gemeißelt und im Gewichte von 5·65 *kg* — wurde bald nach der Auffindung vom kärntnerischen Geschichtsvereine erworben, die andere ist, und zwar ganz unversehrt, im März dieses Jahres (1901) in den Besitz des genannten Vereines gelangt. Ihr Gewicht beträgt 6·45 *kg*. (Hierüber berichtet Herr C. Kaiser in »Carinthia«, I, 1901, S. 125.)

IV. Bei den Erdarbeiten für den Bahnbau Wolfsberg-Zeltweg sind Mitte Mai 1899 am Galgenbichl nächst Wiesenau bei St. Leonhard im oberen Lavantthale zwischen Bahnkilometer 16·9 und 17·0 drei römische Inschriftsteine und das Fragment eines Steines mit Lindenblattornament gefunden worden. (Hierüber berichtet »Carinthia«, I, 1899, Heft 5, S. 145 und 146, sowie das im Separatabdruck erschienene Referat des Dr. Frankl im Jahresberichte der Anthropologischen Gesellschaft pro 1899.) An der nämlichen Stelle sind nunmehr im verflossenen Winter 1900/1901 zwei weitere Römersteine zum Vorschein gekommen, deren einer ein stark verwitterter Inschriftstein von 65 *cm* Breite und 57 *cm* Höhe mit 8 *cm* breiten Randleisten, der andere dagegen ein ziemlich gut erhaltener Ornamentstein — Blumenvase aus der zwei Epheuranken — 35 *cm* breit und 58 *cm* hoch ist und Spuren einstiger Bemalung zeigt.

V. Im Frühjahre 1901 wurde auf einem Acker in der Nähe von Annabichl bei Klagenfurt am Wege nach Terndorf eine römische Bronzemünze (Claudius) gefunden, die in den Besitz des Geschichtsvereines gelangt ist.

VI. Bei St. Jakob im oberen Rosenthale wurde ein viereckiges römisches Bronzeglöckchen gefunden, welches im Sommer 1901 dem kärntnerischen Geschichtsvereine zum Kaufe angeboten wurde, auf den jedoch wegen übertrieben hoher Forderung nicht eingegangen werden konnte.

VII. Auf dem sogenannten Strappelkogel am Forst im Lavantthale, einem bekannten prähistorischen Fundorte, wurden auch heuer wieder zutage gefördert und durch den tüchtigen Kenner und Sammler, Herrn Johann Lackenbucher in Wolfsberg, dem Geschichtsvereine gespendet: eine Lanzenspitze aus Bronze $11^1/_2$ *cm* lang, zwei Fragmente von Steingeräthen, drei Wirtel aus grauem Thon und zehn Thonscherben mit verschiedenen Verzierungen, unter denen besonders ein 2 *cm* dickes, siebartig durchlöchertes Stück auffällt.

VIII. In den ersten Tagen des Juli 1901 wurden in Unterloibach bei Bleiburg fünf zusammengehörige Fragmente, sowie zwei weitere Bruchstücke römischer Inschriftsteine, und zwar anlässlich des Abbruches der südlichen Friedhofmauer in genannter Ortschaft zutage gebracht. Einige Wochen später wurden in der Nähe zwei weitere Steintrümmer mit Buchstaben aufgefunden, deren Zugehörigkeit zu den vorigen unverkennbar ist. Nach Aussage des Meßners sind schon in den Achtzigerjahren des verflossenen Jahrhunderts ähnliche Steine aufgegraben und wieder vermauert worden. Es ist zu wünschen, dass weitere Nachsuchungen auch noch andere Reste zum Vorschein bringen möchten, denn es handelt sich hier offenbar um Inschriften, die auf ein öffentliches Gebäude — Theater — hinweisen, weswegen deren Bedeutung das Durchschnittsmaß derartiger Monumente weit überragt.

IX. In Bayerdorf am Muraunberge $^3/_4$ Stunden von St. Veit a. Glan, 20 Minuten östlich von Hörzendorf wurden zwischen dem 10. und 15. September 1901 beim Sandgraben nächst dem Hause vulgo Veidl Nr. 2 zahlreiche Reste von menschlichen Skeletten gefunden, deren regellose Lagerung auf eine hastige Beerdigung schließen lässt. Es mag sich hier um ein Massengrab jener Unglücklichen handeln, die im Jahre 1715 der Pestkrankheit erlegen sind.

X. Am 26. October 1901 spendeten die Bauunternehmer des Elektricitätswerkes der Stadt Klagenfurt, die Herren Ackermann und Madile, an den Geschichtsverein für Kärnten mehrere

Funde, die 1900—1901 am Gurkflusse gemacht worden waren. Darunter befinden sich aus der Hallstätter Zeit vier bronzene Haarnadeln, wovon zwei sehr schön und gut erhalten sind, deren eine am Knopfe elegante Spiralen aufweist, weiters ein enger flacher Ring, sowie eine starke und vorzüglich erhaltene Fischangel.

XI. Am 14. December 1901 stieß man gelegentlich einer Brunnengrabung in Unter-Poritschitzen bei Klagenfurt auf einem Felde westlich vom sogenannten Gartenhof auf einen 58 *cm* breiten, 185 *cm* hohen und 22 *cm* dicken Römerstein mit neunzeiliger Inschrift (»Primus . . .). dessen Eigenthümer (der Zimmermann Josef Oseng) für denselben die exorbitante Kaufpreissumme von 1000 *K* verlangt. (Diese Mittheilung verdankt Referent der Freundlichkeit des Herrn A. v. Jaksch.)

Krain.

Herr Conservator Professor S. Rutar berichtet aus Laibach, d. d. 15. Jänner 1902,

über prähistorische und römische Funde in Krain 1901.

Im Mai auf Slančev vrh und Markovec bei Nassenfuß: je ein Grabhügel, bei Slepšek 33 Brandgräber, lauter Scherben. Ferner bei Dragatuš (nahe an der kroatischen Grenze) sechs Grabhügel (in den kleineren nur je ein bis zwei Gräber). Die gut gebrannten Gefäße sind gut erhalten, die Bronze- und Eisengegenstände dagegen von der Erde ganz zerfressen. In einem großen Grabhügel (zehn Leichen) ein mit Steinen umgebenes Grab; an der rechten Seite bei der Hand eine schöne bronzene Lanze, alle Thongefässe gut erhalten.

12. bis 22. Juni grub Custos Szombathy auf dem »Lajh« unterhalb Krainburg und öffnete 62 Gräber (s. S. [30]). Derselbe hat die Arbeit als »undankbar« bezeichnet. Nach ihm grub der Musealassistent Schulz an derselben Stelle (unter der neu anzulegenden Bezirksstraße), fand aber auch nichts Besonderes. Glücklicher war der daran grenzende Mühlenbesitzer Thomas Pavšler, der schon im Jahre 1899 die in den Mittheilungen der C. C. beschriebenen schönen Funde gemacht; diesmal aber weniger wertvolle.

24. Juni im Seunig'schen Garten hinter dem Regierungsgebäude in Laibach: ein römischer Mosaikboden 0·75 *m* unter dem jetzigen Boden, 8 *m* lang, 5 *m* breit, aus rothen und schwarzen Steinchen; in der Mitte eine schöne, mit Tulpen umgebene Vase, herum sternartige Kreuze.

Ende Juni in Oberlaibach beim Brauhause Fröhlich: ein gut erhaltener Lanzenspieß 1·10 *m* lang (der Griffstiel 8 *cm*), dann eine kleine römische Bogenfibel (noch im Privatbesitze).

25. und 26. Juli wiederum bei Dragatuš sechs Grabhügel, lauter große Thongefäße und kleinere Beigaben.

19. bis 24. August grub B. Pečnik in Dolenja vas bei Reifnitz einen großen Grabhügel aus, fand aber nichts Bedeutendes und unterließ daher das Weitergraben.

4. September grub B. Pečnik sechs Skeletgräber in Veldes aus, aber nur bei einem fand er zwei Ohrringe (aus der Völkerwanderungszeit).

Beim Bau (Umlegung) der neuen Straße vor Treffen fand man mehrere ärmere römische Gräber mit Balsamarien.

Beim Baue des Justizpalastes in Laibach fand man Mitte September kleine Töpfe, Lämpchen, Glasscherben, Armringe u. s. w., lauter ärmere Gräber. Beim Canalbau gegenüber desselben Palastes fand man zertrümmerte Ziegelsteingräber ohne Beigaben.

Zu Rihpovec an der Grenze der Treffner Pfarre grub B. Pečnik einen großen Grabhügel ab und fand zehn Skeletgräber, die aber schon einmal vorher geplündert worden waren.

Von Neudegg gegen H. Kreuz (Nassenfeld) zu sind schöne Grabhügel, Brandgräber mit Platten bedeckt. Um H. Kreuz herum ist überhaupt ein großes Gebiet mit Gräbern aber meistens, schon zerstört und ausgeraubt. Herr B. Pečnik hat in einem mit Platten bedeckten Brandgrabe zwei zerdrückte Töpfe und eine Kahnfibel gefunden.

Steiermark.

Sehr dankenswerte Mittheilungen aus der Südostecke der Steiermark hat Herr Bergrath Riedl, d. d. Cilli, 30. December, geliefert:

Indem ich mir erlaube, betreffs der Details, Copien etc. auf meine diesbezüglichen, in den Mittheilungen der k. k. Centralcommission« erscheinenden Berichte hinzuweisen, sind die Arbeiten hervorzuheben, welche am Reicheneg« bei St. Georgen a. d. Südbahn begonnen wurden und zweifellos festgestellt haben, dass diese Gegend in vorrömischer Zeit bereits besiedelt war, und dass diese Besiedelung auch zur Zeit der Römerherrschaft daselbst fortgedauert hat.

Östlich von Reicheneg liegt eine Hügelkuppe, die den Namen »Gradische« trägt; auf der Karte des Reicheneg wurden Römermünzen (Gallienus, Tacitus u. a.), am Fuße dieses Rückens der Sarkophag eines Kindes gefunden, welcher nebst einer Bronzemünze Kaiser Hadrians einen Fingerring aus unlegiertem Golde, ungemein massiv, im Gewichte $2^1/_2$ Ducaten, mit einem wenig kunstvoll ausgeführten Lockenkopfe, im lichten Durchmesser nur 17 *mm* haltend, barg.

Die Gehänge des Reichenegs, bisher nur zu kleinem Theile, nur stellenweise untersucht, haben an einem Punkte allein circa 200 Aschenurnen ergeben. Diese Urnen sind durchwegs nicht auf der Drehscheibe gefertigt (in welcher Beziehung die Notiz 49 S., 107 und 108, Heft 2, 1901, der Mittheilungen zu berichtigen ist), aus Schwarzhafnerthon bestehend und enthalten, meist mit Sandsteinplatten gedeckt, durchwegs Aschen- und Knochenreste, nur einzelne Beigaben, dann aber meist mehrere gleichzeitig. Selbe sind durchwegs aus Bronze, und zwar Lanzenspitzen, Fibeln, Hals- und Armringe.

Die jüngst gemachten Funde wurden dem k. k. Hofmuseum eingesendet.[1])

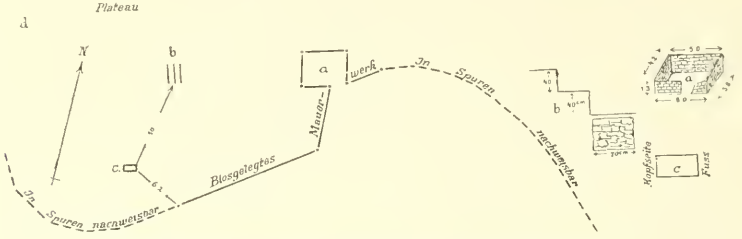


Abb. 10. Skizze einer römischen Ansiedelung zu Uranje. (*a* Reste, wahrscheinlich eines Wartthurmes, *b* Reste der vom Wartthurm zum Plateau führenden Treppe, *c* das zerstörte Grab, *d* Fundstelle des Sarkophags.)

In Gonobitz wurde ein römischer Cippus, der, später ausgehöhlt, lange als Lederfettbehälter gedient hat und eine ganz correct ausgeführte, wohlerhaltene Inschrift trägt, aufgefunden. Die Inschrift: »T(itus) Julius Bellicus Dec(urio) Alae Asturum II. Dec(urio) Municipi(i) Cla(udiae) Celeiae T(itulum) fieri) j(ussit) Ti(berius) Julius Frontinis F(ilius) ? CIVIS ? Frater et Hares fecit« ist von besonderem Interesse, weil sie neuerlich den Nachweis erbringt, dass die Claudia Celeja ein Municipium war. Der Eigenthümerin dieses Grabsteines wurde nahegelegt, ihn dem Landesmuseum abzutreten.

Nordöstlich von Lichtenwald wurde auf einem Hügel namens »Uranje« (vom Volke »Stargrad«, altes Schloss, auch »hajdovska hiše«, Heidenhaus benannt) vom Grundbesitzer ein Römergrab aufgefunden, welches aus Sandsteinplatten zusammengesetzt, nebst Thongefäßscherben und einem Stilus aus Bronze zwei zum Theil gut erhaltene Skelette enthielt. Nach der hier üblichen Art, sofort und eben nur nach einem Schatze zu suchen, zerstörte der Finder alles, was da war, und ich fand nur den Rest eines römischen Inschriftsteines, dessen Aufnahme in das Landesmuseum ich vermittelte.

Nachdem 1811 auf dem Plateau desselben Hügels der derzeit im Landesmuseum zu Graz befindliche Sarkophag (siehe: Ausflug von Cilli nach Lichtenwald, von Professor J. A. Suppantschitsch, Cilli 1818) gefunden worden, wurde das ganze Terrain aufgenommen, wie es obenstehende Skizze zeigt, und die Überzeugung gewonnen, dass daselbst eine umfangreiche, befestigte Ansiedelung vorliege, deren weitere Untersuchung dem kommenden Jahre vorbehalten bleibt.

Küstenland.

1. Herr Dr. Marchesetti schreibt über die im österreichischen Küstenlande 1901 vorgenommenen Arbeiten, d. d. Triest, 31. December:

[1]) Sie gehören nach freundlicher Mittheilung des Herrn Custos Szombathy der Hallstattperiode an

Gleich dem Vorjahre war auch heuer die Durchforschung der Castellieri oder Ringwälle die Hauptaufgabe, um die Aufnahme und Mappierung derselben zu vervollständigen, sowie deren chronologische und culturelle Stellung zu ergründen. In dieser Hinsicht war ein Besuch der quarnerischen Inseln besonders lohnend, wo nicht weniger als 40 dieser alten Ansiedelungen constatiert wurden, welche einer ziemlich alten Periode, der enneolithischen, anzugehören scheinen. Bei dieser Gelegenheit wurden auch zahlreiche, meistens große Tumuli auf Veglia und Cherso gefunden. Ausgedehntere Ausgrabungen in einigen Ringwällen der Umgebung von Triest und auf der Insel Lussin, lieferten ein reichhaltiges Material, wodurch die Kenntnis über die Cultur dieser prähistorischen Wohnstätten erweitert wurde.

Beim Ausgraben eines Canales zu Berieselungszwecken, stieß man im verflossenen Juni unweit Redipuglia, bei Ronchi in Friaul, an zwei Punkten auf ein prähistorisches Grabfeld, wobei leider eine ansehnliche Zahl Gräber zerstört wurde. Erst im October war es mir möglich, eine regelmäßige Grabung vorzunehmen, die wegen der bedeutenden Tiefe von 3 *m*, in der die Gräber lagen, ziemlich erschwert war. Die durchsuchten Gräber, deren Zahl sich auf 74 beläuft, bestanden meistens aus einer großen Aschenurne und besaßen leider nur spärliche Beigaben. Armbänder, Ringe, Fibeln, Haarnadeln, Gürtelplatten, Perlen, Spinnwirtel und einige andere Objecte, bilden das einfache Inventar dieser Nekropole, die unter den Brandgräbern drei Bestattete in hockender Lage aufwies. Das relativ häufige Vorkommen von Certosafibeln beim gleichzeitigen Fehlen aller älteren Formen, verweisen das Grabfeld in die späte Hallstätter Zeit. Ich bemerke noch, dass in kleiner Entfernung auf dem Hügel von Redipuglia ein mächtiger Ringwall mit sehr starker, doppelter Umfassungsmauer existiert, welcher bei den vorgenommenen Grabungen nebst vielen verzierten Topfresten, einen schönen bronzenen Palstab und mehrere eiserne Waffen lieferte. Unweit davon, bei Fogliano, wurden vor Jahren zwei Steinäxte gefunden. Die Entdeckung des Grabfeldes von Redipuglia ist noch besonders für die Erkentnis des alten Flusslaufes des Isonzo wichtig.

Schließlich dürfte ein kurzer Bericht über die von der istrianischen archäologischen Gesellschaft vorgenommenen Ausgrabungen in der ehemaligen Königsstadt der Istrer, Nesatium, unweit Pola, willkommen sein. In dieser alten, bei der Erstürmung durch die Römer im Jahre 177 v. Chr. zerstörten Stadt, stieß man auf sehr reiche prähistorische Brandgräber, die von mächtigen, mit Spiralen decorierten Platten bedeckt waren und eine große Anzahl bronzener Situlen, Reifenurnen (ciste a cordoni), Becken (Lebetes), nebst griechischen und apulischen Vasen und zahlreiche Schmuckgegenstände enthielten. Einige der Situlen, leider in Fragmenten, sind überdies mit Figuren von Menschen und Thieren, ähnlich denen von Bologna und Watsch verziert und stellen mehrere Scenen, wie Serien von Reitern, von Wagen, von Frauen, die Vasen tragen, u. s. w. dar. Bei den Fibeln fehlen zwar ältere Formen, wie einfache Bogenfibeln, Brillen- und halbmondförmige Fibeln, dagegen sind Nachen-, Knopf-, Schlangen-, Certosa-, Armbrust- und Thierfibeln gut vertreten. Weiters fand man Haarnadeln, Arm- und Fingerringe, Ketten, Anhängsel, Messer, verbogene eiserne La Tène-Schwerter und andere Waffen. Auch diese Nekropole, die sich besonders durch den Reichthum bronzener Gefäße, wie sie verhältnismäßig in solcher Fülle keines unserer Grabfelder bisher geliefert hat, und das Vorhandensein der sonst fehlenden, importierten schwarzfigurigen griechischen Vasen, auszeichnet, gehört einer späteren Periode der ersten Eisenzeit an. Die Grabungen werden im nächsten Jahre fortgesetzt und versprechen sehr wertvolle und für die Geschichte des Landes hochinteressante Funde.

2. Unser Mitglied, Gymnasialprofessor Dr. L. K. Moser, berichtet über seine Thätigkeit auf prähistorischem Gebiete, d. d. Triest, 27. December:

Er untersuchte die Umgebung der Quellen von Aurisina, längs der neu angelegten Wasserleitung, wobei ein Ruheplatz vorgeschichtlicher Bewohner, beziehungsweise eine alte Culturschichte angefahren wurde, worauf der Fund einer eisernen, völlig oxydierten Gabelhaarnadel, das Vorkommen von fein angefeilten Gehäusen einer Landschnecke (Cyclostoma) und mehrer bearbeiteter Meeresschnecken, wie Murex trunculus, Monodonta tesselata hinweist. Die senkrecht über dem Ruheplatze aufragenden Kalkfelsen boten hinlänglich Schutz gegen die Unbilden der Witterung und die Nähe der unter dem Meeresniveau zahlreich hervorsprudelnden Quellen mochte die ersten Bewohner zur Rast hier eingeladen haben. 4. April 1901.

Bei einem Ausfluge nach Podgraje wurde ich durch den dortigen Oberlehrer Persoglia auf blaue Steine aufmerksam gemacht, welche Hirten an einem Weideplatze im Gebirge fanden. Da ich diese Steine als Kupferschlacken erkannte, besuchte ich unter Führung der Hirten jene Localität, von der die Schlacken stammen.

Diese Localität wird von dem Volke Cerova staja benannt, wovon die erste Bezeichnung Cerova« auf Eigennamen, die zweite »staja« auf eine Haltestelle, Schmiede (vielleicht Schmelze) hindeuten dürfte.

Unter der alten auf das Hochplateau des Krainer Schneeberges führenden Straße, die in die neue Chaussee einmündet, befindet sich ein kleiner, aber schön erhaltener Wallring mit trichterförmiger Grube, welche von einem an der erwähnten Straße (po grmlje im Volksmunde) stehenden Strauche überschattet wird, dortselbst ist auch ein deutlicher Steinsatz, der bis in die Tiefe der trichterförmigen Grube hineingeht, und dessen Steine durch anhaltendes starkes Feuer derart verändert und verschlackt sind, dass man hier eine Schmelze oder Schmiede aus früher Zeit vermuthen könnte. Auch die vorhin erwähnten blauen, fein porösen Kupferschlacken fand ich noch in einigen Stücken vor, so dass ich zur Untersuchung derselben einige Proben an die k. k. Centralcommission überschicken konnte. Der Ring misst etwa 28 Schritte im Umfange und ist etwa 4 *m* hoch. Die Localität Cerova staja liegt im Gehänge der Voslica, da wo die neue Straße aufs Plateau hinaufzieht. Die Aussicht von diesem Punkte ist eine großartige, sie beherrscht das ganze Rekathal und seine Umrahmung. Eine Ausgrabung wurde nicht vorgenommen.

Im Juli (17.) besichtigte ich das großartige Gradišče von Sa. Catharina südlich von Jelšane in Istrien. Da ich von dieser Localität einmal vor Jahren eine eigenartig geformte Schlangenfibel erhielt, und in letzter Zeit von einem Bauer aus Novakračina nächst den Ruinen der Kapelle eiserne Lanzen gefunden worden waren, so besuchte ich dieses großartige Gradišče, das größte unter allen, die ich in Krain und Istrien bisher gesehen hatte, und verfolgte die Ausdehnung eines ganz ungewöhnlich großen Steinwalles, der das Plateau von Sa. Catharina umgibt. In der Mitte des Plateaus auf einem erhöhtem Punkte sind die Grundmauern und ein Theil des Schuttes der ehemaligen Kapelle sichtbar — drei kleine Ograde (mit Steinmauern umgebene Grotten) durchsetzen die mit Steinblöcken übersäete und schwer passierbare Hochfläche. Auf dem Steinwalle, dem Wesen nach aus Kalksteinen bestehend, fand ich Stücke von Sandstein und Conglomerat, mannigfache Kiesel und die bekannten rohen Topfscherben, wie man sie sonst auf jedem Gradišče antrifft, ebenso Bruchstücke von Thonringen, Bruchstücke von Mühlsteinen aus Quarzconglomerat bestehend, und ein Grabversuch nächst der Kapelle in dem harten rothen Boden ergab nur Gefäßbruchstücke und Knochen, wie Holzkohle, die ebenfalls auf eine alte Cultur in diesen Regionen schließen lassen. Diesem Gradišče gegenüber ist ein zweites oberhalb Sapjane, das ich ebenfalls besuchte. Auf demselben wurden seinerzeit Gräber der Bronzezeit aufgedeckt. Ich gelangte durch die Freundlichkeit des Kaplans Herrn Tiringer von Jelšane in den Besitz eines recht roh gearbeiteten Fingerringes, der von dieser Localität herrührt.

Über die neuerliche Inangriffnahme der Ausgrabungen in der Jama na dolech (na robiah) östlich von Nabresina soll später berichtet werden, wenn dieselben zu Ende geführt sein werden.

Bukowina.

Über die Forschungsarbeiten in der Bukowina im Laufe des Jahres 1901 berichtet Herr Conservator Regierungsrath C. A. Romstorfer Folgendes:

In Schipenitz hat Lehrer Arejczuk auf seinem Grunde neuerliche umfassende Grabungen vorgenommen, welche außer Feuersteintartefacten sehr interessante Gefäßformen, insbesondere Töpfe und Urnen bis zu 50 *cm* Höhe ergaben. Über die ersten Funde dieser Art berichtete ich unter Beigabe von Zeichnungen in den »Mittheilungen der Centralcommission«, 1893, S. 243. Im Herbste 1893 besuchte ich in Begleitung des k. k. Custos Josef Szombathy die Fundstelle und erwarb der Genannte zahlreiche Gefäßscherben, die zum Theile in Wien zusammengestellt wurden. Die heurigen Funde wollte Conservator Regierungsrath Heinrich Klauser für das Bukowinaer Landesmuseum erwerben; er überzeugte sich an Ort und Stelle von dem Reichthume des Bodens, dessen Eigenthümer für die Funde jedoch derart hohe Beträge forderte und zu erlangen hofft, dass an eine käufliche Erwerbung für das Museum nicht zu denken ist.

Im heurigen Jahre setzte ich meine im Jahre 1895 begonnenen, erfolgreichen Grabungsarbeiten am Wojewodenschlosse in Suczawa fort, worüber ich ausführlichen Bericht mit Beigabe einer Grundrisskizze und mehreren photographischen Ansichten im Jahrbuche 1901 des Bukowinaer Landesmuseums publicieren werde.

An den Grabungsstellen fanden sich zahlreiche Leichenreste, welche wohl aus späteren Zeiten des Schlossbestandes herrühren.

Als Geschenke für die Bibliothek sind eingelaufen:

Anales del Museo Nacional del Montevideo. Publicados bajo la Dirección del Professor J. Arechavaleta Tomo IV, Entrega XXII, 1901.

Blasius, Dr. W., Die megalithischen Grabdenkmäler bei Neuhaldensleben. Mit 3 in den Text gedruckten Abbildungen. (Sonderabdruck aus dem 12. Jahresbericht des »Vereines für Naturwissenschaft« zu Braunschweig.) 8°, S. 95—153, Braunschweig 1901.

— Vorgeschichtliche Denkmäler zwischen Helmstedt, Harbke und Marienborn. Mit einer Tafel und zwei Textabbildungen. (Sonderabdruck aus der Festschrift zur Feier des 70. Geburtstages von Richard Dedekind.) 8°, S. 223—254.

Boletim do Museo Paraense de Historia Naturale e Ethnographia. Vol. III, Nr. 1 und 2, 1900—1901.

Boletim da Sociedade de Geographia des Lisboa. 18. Serie, Nr. 2 und 3, 1900, 4—12, XIX. Serie Nr. 1 und 2.

Bulletin of the Wisconsin Natural History Society. N. S. Vol. 2, Nr. 1.

Capitan L. et H. Breuil, La Grotte des Combarelles. Les gravures sur les parois de grottes préhistoriques. (Mit 8 Fig.) (Separatabdruck aus Revue de l'École d'Anthropologie de Paris, 12. Jahrgang, 1. [Supplement].) 1902, S. 33—46.

Chantre, Ernest, Les Barabra. Esquisse Ethnographique et anthropometrique. (Société d'Anthropologie de Lyon, Séance du 7. Decembre 1901.) 8°, 19 S. mit 2 Textillustrationen.

Dorsey, George A., Recent progress in Anthropology at the Field Columbian Museum. (From the American Anthropologist. [N. S.] Vol. III, 1901.) 8°, S. 737—750.

Fennia, 18. Bulletin de la Société de Geographie de Finlande. Helsingfors 1900—1901, 8° mit 6 Karten.

Giuffrida-Ruggeri, Dr. V., Scheletro di Batacco di Sumatra. (Estrato dagli Atti della Società di Antropologia. Vol. VIII, Fasc. II, 1901.) 8°, 7 S.

— Un caso di atrofia dell' ala magna dello sfenoide e altre particolarità nella norma laterale. Considerazioni sul significato gerarchico delle anomalie craniche. (Con 2 fig.) (Estratto dal Monitore Zoologico Italiano Anno XIII, Nr. 1.) Firenze, 8°, S. 7—13.

Grandidier, Alfred, Histoire Physique, Naturelle et Politique de Madagascar. L'Origine des Malgaches. Fol., 180 S., Paris 1901.

Hamy, M. E. T., Un Chapitre oublié de l'Histoire de l'Anthropologie Française. (Extrait des Comptes rendus de l'Association Française pour l'avancement des Sciences.) Congrés d'Ajaccio 1901. (Discours prononcé à la séance d'ouverture.) Paris, 8°, 11 S.

— Types Ethniques du Rhodope. (Extrait du Bulletin du Museum d'histoire naturelle. 1902, Nr. 1, S. 6.

Heierli, Dr. J. und **Martin, Dr. R.,** Urgeschichte der Schweiz. (Bibliographie der schweizerischen Landeskunde.) Anthropologie und Vorgeschichte. Physische Anthropologie der schweizerischen Bevölkerung, zusammengestellt von Dr. Rudolf Martin, und Urgeschichte der Schweiz, zusammengestellt von Doctor J. Heierli. 8°, 138 S.

Helm, Hr. O., Chemische Untersuchung von Bernstein-Perlen aus alten Tempel-Ruinen Babyloniens und aus Gräbern Italiens, sowie Verfahren zur Bestimmung der Bernsteinsäure im Bernstein. (Aus den Verhandlungen der Berliner anthropologischen Gesellschaft. Sitzung vom 16. November 1901.) S. 400—403.

Jahreshefte des Vereins für Mathematik und Naturwissenschaften in Ulm a. D. 10. Jahrgang. 8°, 118 S.

Journal of the American Oriental Society. Herausgegeben von E. Washburn Hopkins und Charles C. Torrey. Bd. XXII, Second half. New Haven 1901.

Kaindl, R. F., Die Juden in der Bukowina. (Sonderabdruck aus Bd. LXXX, Nr. 9 des Globus.)

— Zur Erinnerung an einen Deutschen Mann (Franz Adolf Wickenhauser). Nr. 46 des »Bukowiner Bote«, 1900.)

— In den Ostkarpathen. Eine Skizze über die Deutschen in der Bukowina. (Berliner Norddeutsche Allgemeine Zeitung, Nr. 55, $^5/_3$ 1899.)

— Das Osterfest in der Bukowina. (Beilage zur Allgemeinen Zeitung, München, Jahrgang 1901, Nr. 79.)

— Deutsche Culturträger vom Rhein und Main im Osten. (Frankfurter Zeitung, 45. Jahrgang, Nr. 212. 1901.)

— Bericht über die Arbeiten zur Landeskunde der Bukowina während des Jahres 1900. (10. Jahrgang.) 1901, 8°, 8 S.

Karazich, List za spiski narodni život, obitschaje i oredanje. November 1901. December 1901.

Koeze, G. A., Crania Ethnica Philippinica. Ein Beitrag zur Anthropologie der Philippinen, auf Grund von Dr. Schadenberg gesammelter Schädel. Mit Einleitung von Prof. J. Kollmann in Basel. (Mit 25 Tafeln.) I. Quart., 48 S., II. Kleinmann & Co., Harlem.

Kollmann, J., Die Fingerspitzen aus dem Pfahlbau von Corcelettes (Schweiz) und die Persistenz der Rassen. 8°, 10 S. (2 Exemplare.)

Krause, Eduard, Zur Frage von der Rothfärbung vorgeschichtlicher Skelettknochen. (Sonderabdruck aus Bd. LXXX. Nr. 23 des Globus.)

Lissauer, Die Anthropologie der Auachoreten- und Duke of York-Inseln. (Aus den Verhandlungen der Berliner anthropologischen Gesellschaft. Sitzung vom 26. October 1901.) S. (367)—(386) mit Tafel VII und VIII.

Matiegka, Dr. Heinrich, Bericht über die Untersuchung der Gebeine Tycho Brahes. (Mit 2 Textfiguren.) 8°. 14 S.

Möller, Hugo, Über »Feuerstätten« im Kalktuffsand von Taubach und Über die geologische Stellung der Weimar-Taubacher Kalktufflager. Mit einer Doppeltafel. (Sonderabdruck aus der »Zeitschrift für Naturwissenschaften«, Bd. LXXIV.) S. 237—272, 8°, Stuttgart 1901.

Montelius, Oscar, Die Chronologie der ältesten Bronzezeit in Nord-Deutschland und Skandinavien. (Mit 541 in den Text gedruckten Abbildungen.) 4°. 239 S. Braunschweig, Friedr. Vieweg & Sohn. 1900.

Occasional Papers of the Bernice Pauahi Bishop Museum of Polyuesian Ethuology and Natural History. Vol. I. Nr. 3. Directors Report for 1900. Honolulu 1901.

Proceedings of the Royal Irish Academy. Third Series. Volume VI. Nr. 2. 1901.

Schmidt, Emil, Die Neanderthalrasse. (Sonderabdruck aus Bd. LXXX, Nr 14 des Globus. S. 217—222.)

Schoeller, Dr. Max, Mittheilungen über meine Reise nach Äquatorial-Ost-Afrika und Uganda 1896—1897, Bd. I. Mit 49 Tafeln, VII + 233 S. Bd. III. Kartenband, 16 Blätter, Lexikon, Prachtausgabe.

Seale, A., New-Hawaiian Fishes. (Occasional papers of the Berniee Pauahi Bishop Museum of Polynesian Ethnology and Natural History. Vol. I. Nr. 4.) Honolulu 1901, 8° mit 7 Lichtdrucktafeln. 16 S.

Seler, Dr. Eduard, Die alten Ansiedelungen von Chaculá im Districte Nenton des Departements Huehueteuango der Republik Guatemala. Mit 50 Lichtdrucktafeln, 282 Abbildungen und Plänen im Text und einer Karte. Fol. VII + 223 S. Verlag von Dietrich Reimer (Ernst Vohsen), Berlin 1901.

— Codex Fejérváry-Mayer. Eine altmexikanische Bilderhandschrift des Free Public Museum in Liverpool (12014 M). Mit zahlreicheu Abbildungen. Groß-Folio, VI + 230 S. Berlin 1901.

Školski, Vjesnik, Stručni List zemaljske vlade za Bosnu i Hereegovinu. Urednik Ljuboje Dlustuš. VIII, 9—12.

Schriften des Vereines zur Verbreitung naturwissenschaftlicher Kenntnisse. Bd. XLI. Vereinsjahr 1900/1901.

Smirnov, J., Njeskolko slov po voprosu od organisaeie etnografičeskago otdiela Ruskago musea Imperatora Aleksandra III. (Sonderabdruck aus Bulletin de l'Académie Impériale des Sciences St. Petersbourg 1901. September. T. XV, Nr. 2.) Zwei Exemplare.

Studnička, Prof. Dr. F. J, Prager Tychoniana. Zur bevorstehenden Säcularfeier der Erinnerung an das vor 300 Jahren erfolgte Ableben des Reformators der beobachtenden Astronomie. (Ein Titelbild in Farben und eine Textillustration.) gr. 8°. 69 S.

— Bericht über die astrologischen Studien des Reformators der beobachtenden Astronomie, Tycho Brahe. Weitere Beiträge zur bevorstehenden Säcularfeier der Erinnerung an sein vor 300 Jahren erfolgtes Ableben. 8°, 54 S.

Sitzungsberichte und Abhandlungen der Naturwissenschaftlichen Gesellschaft »Isis« zu Bautzen. 1898 bis 1901.

Transactions and Proceedings of the New Zeeland Institute 1900. Vol. XXXIII. edited and published under the Authory of the Board of Governors of the Institute by Sir James Hector, Director. Wellington 1901.

Transactions and Proceedings and Report of the Royal Society of South Australia. Vol. XXV, Part II. (With 2 Plates.) Adelaide. December 1901. 8°, 187 S.

Virchow, Rudolf, The Peopling of the Philippines. (From the Smithsonian Report for 1899. Pages 509—526, with Plates I—III.) Washington 1901.

Výročni zpráva, královské České společnosti Náuk. Za Rok 1901.

Westerlund, Dr. F. W., Studier i Finlands Antropologi. Mit einer Karte. 8°. 107 S. (Fennia 18, Nr. 2.)

Wilser, Dr. Ludwig, Rasse und Sprache. (Aus Naturwissenschaftliche Wochenschrift. Bd. XVII. Nr. 12.)

Želizko, Heinrich Schliemann. Biographie (in czechischer Sprache.) 8°. 9 S

Zpráva o Slavnosti 300te Ročniee úmrti reformatoří a pozorovací Astronomie Tychona Brahe, kterou Královska Česká společnosť Náuk s účinnou pomoci Praesidia a Rady Král. Hlavního Města Prahy pořádala dne 24. Rijna 1901.

Den Spendern wird hiermit der verbindlichste Dank der Gesellschaft ausgesprochen.

Excursion nach Graz vom 17. bis 19. Mai 1902.

Vom Präsidium anwesend: Dr. K. Ritter Brunner v. Wattenwyl.

Pfingstsamstag, den 17. Mai, mittags, Empfang der Theilnehmer durch die Grazer Mitglieder und Freunde der Anthropologie, Mittagessen am Bahnhofe, sodann freie Besichtigung der Stadt unter Führung der Grazer Herren, insbesondere Prof. Dr. Gurlitt, Prof. Dr. Meringer und Generalstabsarzt Dr. Weisbach, und Abendessen auf dem Schlossberge.

Pfingstsonntag, den 18. Mai, vormittags, Besichtigung der prähistorischen und geologischen Abtheilung des Landes-Museums unter Führung von Prof. Dr. Gurlitt und Dr. Hilber. Ersterer widmete dem Wagen von Strettweg einen längeren Vortrag, letzterer sprach über das Vorkommen von Nephrit im Murschotter. Nachmittags wurde die culturhistorische Sammlung des Johanneum unter Führung von Herrn Director Lacher besichtigt, sodann am Bahnhofe ein gemeinsames Abendessen eingenommen.

Pfingstmontag, den 19. Mai, hielt Herr Universitätsprofessor Dr. Rudolf Meringer einen Vortrag:

Über die Probleme der Hausforschung.

Ich habe zuerst versucht, den gegenwärtigen Stand der europäischen Hausforschung zu bestimmen und namentlich bei der Frage des oberdeutschen Hauses verweilt, weil dieses uns zunächst liegt und weil ich auch auf seinem Gebiete allein genügende Erfahrungen besitze.

Um es abzugrenzen, war eine Charakteristik der anderen europäischen Haustypen nothwendig. Im ganzen kann man von mindestens 5—6 Typen sprechen. Nicht weniger als drei sind davon bei den germanischen Völkern vorhanden, das nordische, das niedersächsische, das oberdeutsche Haus. Dazu kommt das romanische Haus in Italien, Spanien, Frankreich und das osteuropäische. Fraglich bleibt, ob das nordische Haus alte Verwandte auf dem Continente hat, und wenn, wie weit sich geographisch diese Verwandtschaft erstreckt.

Das nordische Haus ist ein Einfeuerhaus; ein Herdraum und eine Vorhalle sind das Um und Auf des Menschenhauses in seiner alterthümlichsten Gestalt. Vieh und Vorräthe sind gesondert untergebracht.

Das sächsische Haus, besser gesagt, das niedersächsische, ist ein Einfeuerhaus. Ich bemerke hiebei, dass ich den Backofen und andere Wirtschaftsfeuer, z. B. die Öfen zum Dörren des Obstes, der Badstube (in Oberdeutschland) etc., niemals mitzähle. Bloß Herd und Ofen gelten mir als »Feuer«. Das niedersächsische Haus ist weiter ein Einheitshaus, d. h. es vereinigt alles, Mensch, Vieh, Vorräthe, in einem Hause, dessen Einheitlichkeit klar ersichtlich ist. Unter einem Dache findet sich auch auf oberdeutschem Boden oft alles untergebracht, aber hier sieht man, dass ursprünglich getrenntes bloß aneinander gerückt ist.

In Bezug auf das oberdeutsche Haus kann ich mich auf meine und J. R. Bünkers gemeinsame Erklärung XXXII, S. 273 berufen. Ich hoffe, dass die anderen Forscher sich uns anschließen werden und dass damit der Confusion ein Ende bereitet werde.

Auf oberdeutschem Boden finden sich noch andere merkwürdige Häuser, welche eine eigentliche Stube, einen Ofenraum, ursprünglich nicht hatten. Ich nenne sie die Bünker'schen Herdhäuser, weil Bünker sie zuerst beschrieben hat (vgl. meine Ausführungen in den Sitzungsberichten der Wiener Akademie der Wissenschaften, Bd. CXLIV, S. 5). Auf diese »Herdhäuser« bezieht sich Punkt 2 meiner und Bünkers Erklärung. Wir nennen diese Herdhäuser nicht oberdeutsch, weil sie nichts charakteristisch oberdeutsches enthalten. Das alte nordische Haus, der griechische Tempel, die bosnische Holzdžamia zeigen denselben Grundriss, eine offene Vorhalle und einen geschlossenen Raum, beim Hause der Herdraum, beim Tempel der Andachtsraum, die Wohnstätte des Gottes. In Frage steht, wie weit diese Formen auf europäischem Boden historisch verwandt sind? Gibt es ferner heute noch geographischen Zusammenhang dieser Vorhallen-Herdhäuser, wenn auch sprunghaften, von Skandinavien über Polen u. s. w. auf den Balkan nach Griechenland?

Als Einzelheit bemerke ich, dass das alte Preußen schon das zweifeuerige oberdeutsche Haus gehabt zu haben scheint, denn das Elbinger Vocabular (vgl. E. Berneker, Die preußische Sprache, S. 237) enthält nicht nur eine Bezeichnung für Herd, sondern auch für Stube und Ofen. Der Fachwerkbau war ebenfalls schon bekannt, wie die altpreußischen Wörter für Schwelle, Säule, Strebe bezeugen.

Das romanische Haus, das sich in Italien, Frankreich, Spanien, sowie einem Theil des nördlichen Balkans neben dem oberdeutschen befindet, ist einfenerig. Der Herdraum ist zu einer Art Culturraum geworden durch die Entwickelung des Herdes zum Kamin, der das Feuer theilweise behütet und durch seinen Schlot für die Rauchabfuhr sorgt. Man kann also auch vom Kaminhause sprechen.

Das osteuropäische Haus endlich ist ein Herdofenhaus. Der Herdofen versieht den Dienst von Herd und Ofen zusammen.

Als Einzelheit sei wieder bemerkt, dass eine Möglichkeit von verwandtschaftlichen Beziehungen des niedersächsischen Hauses mit dem Hause der Basken besteht. Vgl. Henry O'Shea, La maison Basque, Pau 1887, S. 11 ff. Ich danke die Kenntnis dieses Büchleins H. Schuchardts Güte.

Dann wandte ich mich zu der theoretischen Seite der Hausforschung. Ich suchte zu zeigen, dass bis jetzt alle ethnischen, anthropologischen, klimatischen und andere naturwissenschaftliche Erklärungen misslungen sind, und zeigte das an G. Bancalaris Versuchen. Da ich über diese sehr wichtige principielle Frage zunächst das ganze documentarische Material vorlegen will, das hoffentlich schiefen Redensarten ein Ende machen wird, kann ich hiermit schließen.

Hierauf hielt Herr Universitätsprofessor Dr. Moriz Holl einen Vortrag über den Schädeltypus der Serben.

Der für den Nachmittag geplante Ausflug nach Pettau musste infolge der anhaltend schlechten Witterung aufgegeben werden und so zerstreuten sich nach dem Mittagessen die Theilnehmer der Excursion, denen allen die zwei in Graz verbrachten Tage trotz der Ungunst des Himmels, dank der liebenswürdigen Aufopferung der dortigen Herren, stets in angenehmster Erinnerung bleiben werden.

Sitzung des Comités für praktische Arbeiten am 30. Mai 1902.

Anwesend: Vorsitzender Dr. K. Th. v. Inama-Sternegg, Dr. L. Bouchal, Dr. K. Ritter Brunner v. Wattenwyl, Dr. W. Hein, K. Freiherr v. Schlosser.

Der Cassier theilt mit, dass der für das Jahr 1902 zur Verfügung stehende Fond für praktische Arbeiten sich aus folgenden Beträgen zusammensetzt:

Rest vom Vorjahre	K 169·25
Subvention Sr. Majestät	» 2000·—
» des hohen Ackerbauministeriums .	» 400·—
Zusammen . .	K 2569·25.

Es erfolgt hierauf die Berathung über die vorliegenden Arbeitspläne.

Ausschuss-Sitzung am 30. Mai 1902.

Anwesend: Vorsitzender Dr. K. Ritter Brunner v. Wattenwyl, Dr. L. Bouchal, Dr. K. Gussenbauer, F. Heger, Dr. W. Hein, Dr. K. Th. v. Inama-Sternegg, Doctor V. Jagić, F. Karrer, Dr. L. Reinisch, K. Freiherr v. Schlosser, Dr. L. v. Schroeder, Dr. K. Toldt.

1. Der Vorsitzende begrüßt die neugewählten Ausschussmitglieder Hofräthe Dr. K. Gussenbauer und Dr. Leo Reinisch, sowie den von seiner Reise nach Arabien zurückgekehrten ersten Secretär Dr. W. Hein.

2. Gestorben sind die wirklichen Mitglieder:

Dr. Hans Ritter v. Hebra, k. k. Universitätsprofessor in Wien,
Arthur Freiherr Schwäger v. Hohenbruck, k. k. Sectionschef i. P. in Wien, und
Andreas Reischek, Custos am Museum Francisco-Carolinum in Linz.

Ausgetreten sind die wirklichen Mitglieder:

Josef Eigl, k. k. Oberbaurath in Salzburg, und
Dr. Josef Siemiradzki, k. k. Universitätsprofessor in Lemberg.

Aufgenommen werden als wirkliche Mitglieder:

Behlen, königlicher Oberförster in Haiger,
die Bibliothek des Benediktinerstiftes Melk,
Dr. Willy Foy, Director des Rautenstrauch Joest-Museums in Köln.
Dr. Friedrich Kunzelmann, praktischer Arzt in Graz, und
Dr. P. Traeger in Zehlendorf bei Berlin.

3. Es wird beschlossen, den an dem Empfange der gesellschaftlichen Excursion nach Graz betheiligten Herren ein Dankschreiben zu übermitteln.

4. Statutenänderung Nach Debatte wird beschlossen, diese Angelegenheit in Abwesenheit des Präsidenten Baron Andrian-Werburg ruhen zu lassen.

5. Es wird beschlossen, die Kosten der Publicationen der Gesellschaft möglichst einzuschränken und ein diesbezüglicher Brief des Präsidenten zur Verlesung gebracht.

6. Der Vorsitzende des Comités für praktische Arbeiten legt die Vorschläge des Comités für die im Jahre 1902 vorzunehmenden Arbeiten vor, und es wird folgende Vertheilung des Fondes beschlossen:

Herrn J. R. Bünker für Haus- und Flurforschungen im Gailthale . .	K	400·—
Herrn Prof. Dr. R. Kaindl für Ausgrabungen in der Bukowina . . .	»	400·—
Herrn Prof. Dr. L. K. Moser für Ausgrabungen im Küstenlande . .	»	300·—
Für durch das k. k. naturhistorische Hofmuseum vorzunehmende Ausgrabungen	»	1000·—
Als Reservefond bleibt ein Betrag von	»	469·25

7. Dr. L. Manouvrier dankt für seine Wahl zum correspondierenden Mitgliede.

Die ostsibirische Abtheilung der kaiserlich-russischen geographischen Gesellschaft in Irkutsk dankt für die Glückwünsche anlässlich ihres 50jährigen Bestandes.

Die von Herrn Dr. W. Foy angesuchte Abgabe von Band I der Mittheilungen wird bewilligt.

Herr Dr. Ludwig Wilser übersendet folgende Mittheilung:

Gehört Dänemark mit zur Urheimat der Arier?

Auf Seite 3 seines in mancher Hinsicht so verdienstvollen Buches: »Die Heimat der Indogermanen im Lichte der urgeschichtlichen Forschung« (Berlin 1902), dessen Bedeutung auch in diesen Blättern (XXXII, 1/2) schon anerkannt worden ist, erklärt es M. Much für einen »Fehler«, dass ich diese »zu eng umgrenzt« habe. Dieser Vorwurf trifft mich insoferne nicht, als ich »von Anfang an«, d. h. seit dem Jahre 1881, nicht die »Heimat«, sondern die »Urheimat« der sprachverwandten Völker, auch nicht bloß auf dem Wege der urgeschichtlichen, sondern mit allen Hilfsmitteln der naturwissenschaftlichen, geschichtlichen, sprachlichen Forschung zu ermitteln gesucht habe. Dass »Heimat«, welches Wort Much in schwankendem, bald engeren, bald weiterem Sinne gebraucht, und »Urheimat« zwei verschiedene Begriffe sind, zeigt folgendes Beispiel: Niemand bezweifelt, dass Britannien die Heimat der Engländer, jedermann weiß, dass es nicht ihre Urheimat ist. Sogar für die Steinzeit ist im Gegentheile Muchs »Heimat«, die Küstenländer und Inseln der westlichen Ostsee, von der Oder bis zur Nordsee, im Süden bis »an den quer durch das heutige Deutschland sich erstreckenden Gebirgszug« vom Harz bis zum Riesengebirge, viel zu »eng« umschrieben, denn damals schon hatte »die volkreiche und mächtige Rasse« diese Schranken längst durchbrochen, ungeheure Landstrecken überflutet, ja, nach Muchs eigenen Worten, sich »in zwei Welttheilen herrschend auszubreiten« vermocht. In dem ganz richtigen Gefühl, dass deren Grenzen »in steter Erweiterung begriffen« waren, hat der verehrte Verfasser der »Kupferzeit« und des vorliegenden Werkes selbst das Bestreben, aus dem weiteren Gebiete ein »engeres« herauszuheben, nämlich die »westbaltischen« oder »altdänischen« Länder, auf deren Reichthum an vorzüglichem Feuerstein die Blüte der nordischen Steincultur beruht, deren »unnahbare, abgeschlossene, fast inselartige Lage« die Bewohner dieser »weltfernen Heimat« allen »anders gearteten Einflüssen« entrückt und so ihre »geistige Eigenart« wie die leiblichen Merkmale der Stammrasse, »insonderheit den dolichokephalen Schädelbau und die helle Complexion unter allen am reinsten bewahrt« hat. Damit ist Much meiner »zu eng umgrenzten

Urheimat so nahe als möglich gekommen, denn auch er lässt aus einem »engeren Gebiete (Dänemark, Schweden und Norwegen, der Heimat der Urgermanen)«, die letzten Wanderscharen, Normannen und Waräger, hervorbrechen. Er hat also meine Heimat nur um Dänemark erweitert, ob mit Recht, möge mir in diesen Zeilen klarzulegen gestattet sein. Vor allem aber möchte ich hervorheben, wie nahe sich auch im übrigen die Ausführungen der »Heimat der Indogermanen« mit meinen seit mehr als 20 Jahren in zahlreichen Schriften und Vorträgen ausgesprochenen Anschauungen berühren, wie immer wieder ähnliche Gedanken, oft mit fast gleichen Worten wiederkehren, so die große Bedeutung des Ackerbaus für Gesittung und Vermehrung der Völker, der heimische Ursprung der Hausthiere, der ununterbrochene Zusammenhang der Zeitalter, die wirksamste Verbreitung der Cultur und ihrer Erzeugnisse nicht durch dunkle »Einflüsse« und den oft überschätzten »Handelsverkehr«, sondern durch Wanderungen, das Seßhaftbleiben des Stammvolkes und »Abfließen« nur des »Bevölkerungsüberschusses«, die Wichtigkeit der Flüsse als Wegweiser und manches andere.

Wenn ich selbst Skandinavien immer nur im Sinne der Alten (Scandinavia = Scandia insula), die das Land ganz vom Meer umgeben glaubten und deshalb den »Zweiten Erdkreis« (alter orbis terrarum) nannten, aufgefasst, wenn ich nur nördlich vom Sund und der Ostsee die »Werkstatt der Völker« (officina gentium) den »Mutterschoß der Menschengeschlechter« (vagina nationum) gesucht habe, so geschah dies aus folgenden Gründen. Ganz gewiss kann der Ursprung der Steincultur, die ja auch nach den Ergebnissen der vergleichenden Sprachforschung die urarische ist, nur da gesucht werden, wo zugleich »die ältesten, die schönsten und am meisten entwickelten, endlich die zahlreichsten« Steinwerkzeuge sich finden, d. h. an den Küsten, die »Festland und Inseln des westlichen Ostseebeckens umsäumen«. Unter den »ältesten« verstehen wir hier nur solche von geschliffenem Stein, den die roh behauenen Geräthe der paläolithischen Zeit sind selbstverständlich noch viel älter. Aus dieser ist die neolithische Cultur erwachsen, aber unter besonderen Umständen und nicht überall gleichmäßig. An verschiedenen Orten, besonders in Frankreich, dem Hauptgebiete der alten Steinzeit, ist eine allmähliche Vervollkommnung der Werkzeuge nicht zu verkennen, aber »die Entwickelung ist«, wie sogar Montelius, der noch heute den Ursprung aller Gesittung im Osten sucht, gestehen muss (Congr. intern. de Stockholm, 1874, Compte rendu, S. 250) »im Norden weiter fortgeschritten als im übrigen Europa«; nirgends in der Welt finden sich Steinbeile, die, obschon geschliffen, doch in ihrer ganzen Gestaltung den behauenen noch so gleichen, wie in Schonen (Abb. ebenda, S. 240 und 244), dort hat dieser Typus »eine Vollkommenheit und Bedeutung erlangt wie sonst nirgends«. Daher ist die schwedische Landschaft Schonen (Scania) allein der Schauplatz des lückenlosen Überganges der alten in die neue Steinzeit, d. h. das Geburtsland der altarischen Cultur. Von hier aus hat sie sich über die benachbarten Landschaften Blekinge, Halland, Bohuslän und über den Sund auf die dänischen Inseln, von wo die ersten, noch auf der von Torell »mesolithisch« genannter Übergangsstufe stehenden Einwanderer gekommen waren, verbreitet, und in diesem Gebiete hat sich die Steincultur durch Geschick und Begabung der Bewohner wie infolge des Überflusses an ausgezeichnetem Feuerstein nach Baron v. Kurck (l. c. S. 137) »auf eine Stufe der Vollendung erhoben wie in keinem anderen Theile von Europa«. Auf diese Länder waren auch vor dritthalbtausend Jahren, als Pytheas an der jütischen und norwegischen Küste entlang segelte, noch die Germanen, die letzten Arier von reiner nordeuropäischer Rasse, beschränkt. Die Annahme, der kühne Seefahrer sei auch in der Ostsee gewesen und habe auf deren Südküste Gothen angetroffen, beruht auf missverständlicher Deutung der wenigen erhaltenen Bruchstücke seines Reiseberichtes. Damals wohnten die Gothen noch jenseits des Sundes (aestuarium Oceani ist die wörtliche Übersetzung), die Teutonen auf den dänischen Inseln und die Kimbern auf der nach ihnen benannten Halbinsel. Dass die Urheimat der Germanen auch die aller übrigen Arier sein muss, ist eine unabweisbare Schlussfolgerung, sonst wäre die trotz mehrtausendjähriger Trennung noch so deutliche Sprachverwandtschaft unerklärlich, sonst wäre insbesondere der innige und unmittelbare Zusammenhang der Kelten mit den Westgermanen unmöglich. Gehört aber Dänemark mit zu dieser Urheimat? Nein. Der kimbrische Stamm, von dem auch der erste Vorstoß gegen das Römerreich ausgieng, hatte zuerst von allen Germanen die Ursitze verlassen, indem er über die Brücke der dänischen Inseln den vorausziehenden, naheverwandten keltischen Kimbern (Belgen) auf dem Fuße nachfolgte; aber noch zur Zeit von Pomp. Mela wohnte ein Theil der Teutonen auf der skandischen Halbinsel (quam adhuc Teutoni tenent), deren Name, wie Hund und Mund von canis und manus, von dem einfacheren Scania sich ableitet. Auf die verschiedenen, durch stetige Nachschübe vorwärts gedrängten Wellen des keltischen Völker-

stromes (Kimbern, Teutonen, Ambronen können mit gleichem Rechte Kelten oder Germanen genannt werden) folgten gothische Wandalen (Gioti, Geatas), denen Jütland seinen Namen verdankt, dann Schwaben, deren Erinnerung die Landschaft Angeln bewahrt, dann Sachsen und zuletzt Dänen, die heute das Land im Besitz haben. Es ist einleuchtend, dass ein solches Durchgangsgebiet, über das immer neue Wellen des Auswandererstromes hinweggeflutet sind, nicht zur Urheimat des Stammvolkes gerechnet werden kann; dagegen fällt es in den innersten, unmittelbar die Mitte umschließenden Ausbreitungsgürtel, und dadurch erklärt sich zur Genüge die große Übereinstimmung der Funde wie der Rasse, welch letztere jedoch im Verbreitungscentrum noch reiner erscheint. Nach G. Retzius' prachtvollem Schädelwerk (Crania suecica antiqua, 1900) berechne ich für 117 messbare schwedisch-norwegische Vorzeitschädel des Stein-, Erz- und Eisenalters einen Durchschnittsindex von 75·0, für 49 dänische einen solchen von 76·5, immerhin ein nicht unerheblicher Unterschied. Dazu stimmt, dass Welcker (Arch. f. Anthr., I), wohl etwas zu nieder, den Kopfindex des schwedischen Volkes zu 75, des dänischen zu 76 angibt. Die in den letzten Jahren durchgeführte Untersuchung von 45.000 schwedischen Wehrpflichtigen hat nach Retzius (Om den germaniska ras-typen, 1901) einen mittleren Kopfindex von 77·8 ergeben, was ungefähr einem Schädelindex von 76·6 entspricht; das schwedische Volk hat demnach seit der Urzeit seine Schädelgestalt und andere Rassenmerkmale kaum geändert. Nach Schätzungen scheinen die Dänen etwas rundköpfiger und dunkler zu sein, doch ist eine genaue Vergleichung nicht möglich, da über »der jetzigen dänischen Bevölkerung Verhalten in dieser Hinsicht noch keine umfassenden Untersuchungen ausgeführt worden sind« (Retzius, Våra förfäders kranieform, Ymer 1900).

So unbestreitbare Vorzüge und Verdienste auch Much's Untersuchungen über »die Heimat der Indogermanen« haben mögen, dennoch ist das Herausheben des Verbreitungscentrums aus dem Ausbreitungsgebiete ein entschiedener Fortschritt. Je enger dieses, das zugleich das der nordeuropäischen Rasse (Homo europaeus Linné), der Steincultur und des indogermanischen Sprachstammes ist, umgrenzt werden konnte, desto größer war der Gewinn für die Wissenschaft.

Herr Máty István in Deés übersendet einen Bericht, dem wir folgendes entnehmen:

Als ich vor zwei Jahren nach Deés übersetzt wurde, erkundigte ich mich gleich, ob hier schon prähistorische Funde gemacht und Forschungen angestellt wurden, konnte jedoch von niemand eine Antwort erhalten. Da aber Deés bei dem Zusammenflusse der kleinen und großen Szamos in einem weiten Thale liegt und ringsherum das Salz, welches immer ein nothwendiger Artikel war, hier nicht nur jetzt, sondern auch früher schon leicht zu gewinnen war, konnte ich von dem Gedanken, dass hier die Gegend in der prähistorischen Zeit jedenfalls bevölkert gewesen sein muss, nicht abgehen. Vor allem anderen richtete ich meine Aufmerksamkeit auf den am unteren Flusse der Szamos gelegenen sogenannten Cziczhegy. Dieser Berg ist ein ganz in das Thal vorgeschobener Berg, der wie geschaffen erscheint, um hier eine Befestigung anzulegen, da er, von zwei Seiten von der Szamos umflossen, Schutz gegen unerwartete Überfälle gewährt, anderseits aber als der beinahe höchste Berg der Umgebung eine weite Aussicht bietet. Am südwestlichen Theile, ungefähr 10 *m* unter der Kuppe, fand ich auch richtig eine Menge Scherben, die, durch den zeitweiligen Regen von oben herabgewaschen, zerstreut herumlagen. Ich sammelte davon eine Menge, worunter sich mehrere verzierte befinden, weiter ein Bronzebeil und viele Knochen. Dadurch in meiner Idee bestärkt, versuchte ich den eigentlichen Ort der Niederlassung aufzusuchen, was mir aber, da ich bisher regelmäßige Grabungen nicht veranstalten konnte, nicht gelang. Jedoch fand ich am südlichen Theile dieses Berges auf einer wie zu einem Auslugorte geschaffenen Stelle Spuren einer Trichtergrube. Da ich nur allein war und mit der kleinen mitgenommenen Schaufel größere Grabungen nicht bewerkstelligen konnte, konnte ich nur bis zu einer geringen Tiefe gelangen. Aber auch so fand ich den Feuerherd, bei dem ich aber außer Asche, einer Pfeilspitze aus Feuerstein und dem Seitentheile eines mit Buckelverzierung versehenen größeren Gefäßes nichts fand.

Interessant wäre aber für jeden Fall eine regelmäßige Durchforschung des neben der Stadt gelegenen sogenannten Rozsahegy, auf welchem sich heute der katholische Friedhof befindet. Schon beim ersten Male fand ich auf den bebauten Stellen prähistorische Scherben, aber nur in kleinen Stücken, so dass ich daraus nichts feststellen konnte. Umsonst suchte ich den ganzen Berg ab, ich konnte nichts finden. Beim nächsten Male fand ich einen Bauer, den ich fragte, ob er hier nie Ziegel oder Scherben gefunden. Nach seinen Worten gieng ich auf den

der Stadt gegenüberliegenden Theil des Berges und sah, da es Frühjahr war und die Felder frisch geackert waren, einen 1 — 1½ *m* breiten rothen Streif, der sich über die ganze Seite des Berges hinzieht. Ich fieng an, zu graben, konnte aber nur roth gebrannte Erde finden, die an manchen Stellen große Klumpen bildet. Bei näherer Untersuchung derselben konnte ich, wie ich glaube, feststellen, dass die rothe Masse nichts anderes als Hüttenbewurf ist. Dafür sprechen wenigstens die deutlich erkennbaren Eindrücke des Rutengeflechtes, die sehr häufig zu sehen sind. Hier müssen mehrere Wohnungen gewesen sein. Unter der gebrannten Erde fand ich jedesmal die Asche, jedoch, außer einigen Scherben nichts. Endlich entdeckte ich durch Zufall ein Urnenfeld; wenigstens sprechen alle Anzeichen dafür. Auf einer Stelle, gerade wo ein Feldweg über den Berg führt, sah ich mehrere kleine Erhebungen und bei einer, über die gerade der Weg führt, Spuren von kleinen Scherben. Bei der Nachgrabung fand sich eine große schwarze Urne, in welcher wieder eine kleinere war, die mit Asche gefüllt erschien. Beide waren jedoch zerbrochen und konnten nicht zusammengestellt werden. Beigaben fand ich keine, außer mehreren Stücken von zugeschlagenem Rosenquarz.

Außerdem muss ich bemerken, dass in dem nur 3 *km* entfernten Ort Deésakna, wo sich heute auch Salzbergwerke befinden, ein Berg ist, der Várhegy (Burgberg) heißt und auf dessen Kuppe sich eine kreisrunde Erhebung befindet, um die ein 2—3 *m* breiter Weg geht, und die hier allgemein Zsidovár (Judenburg) genannt wird. Der Berg ist ziemlich steil, auf der Spitze jedoch plötzlich zu einem ringsherum laufenden Weg abgeschnitten, aus welchem sich ein Erdhügel erhebt. Von hier sieht man die ganze Gegend und alle Thäler. Obwohl der Berg Várhegy und der Erdhügel Zsidóvár heißt, kann ich es doch für keine Burgreste halten. Nach meiner Meinung kann es nur ein großer Tumulus sein. Darin bestärkt mich noch, dass im Comitat an mehreren Orten angeblich ähnliche Tumuli sind, die bei den hiesigen Walachen bald Gorgan, bald Gurgan heißen, so dass ich nicht zu irren glaube, wenn ich alle diese (die auch in der militärischen Karte so bezeichnet sind) für Kurgane halte. Jedenfalls wäre die Öffnung derselben wünschenswert.

Außerdem muss ich erwähnen, dass im ganzen gewesenen Dacien sehr viele Orte sind, welche Zsidóvár oder ähnliche Namen haben. So ist im Krassó-Szörenyer Comitat ein Ort, der Zsidovin, und einer, der Zsidovár heißt, außerdem ist hier in der Nähe noch ein Berg — bei Mánya — auf dessen Spitze auch ein Zsidovár genannter Erdhügel sich befindet, und außerdem noch mehrere. Von den Vorfahren der heutigen Juden sind diese Orte nicht benannt. Ich kann es mir nicht erklären. Sollten das Orte sein, die von den Daken bewohnt waren? Oder Niederlassungen der aus Syrien gebrachten römischen Colonisten?

Außerordentliche Versammlung am 1. Juli 1902.

Vorsitzender: F. Freiherr v. Andrian-Werburg.

1. Der Vorsitzende widmet dem am 14. April verstorbenen Ausschuss-Mitgliede Arthur Freiherr Schwäger v. Hohenbruck, dem am 13. April verstorbenen wirklichen Mitgliede Universitätsprofessor Dr. Hans Ritter v. Hebra und am 3. April verstorbenen lebenslänglichen Mitgliede Andreas Reischek einen Nachruf.

2. Herr Dr. W. Hein hält einen Vortrag:

Zur Ethnographie des Mahralandes

in Südarabien, in dessen Hauptorte Gischin er zwei Monate, vom 25. Jänner bis 31. März 1902, mit seiner Frau zubrachte. Obwohl seine Hauptaufgabe in der Aufnahme von sprachlichen Texten bestand, fand er doch Gelegenheit, auch eine ethnographische Sammlung zusammenzustellen, die er aus Anlass des Vortrages erläuterte. Sowie die Bewohner des Mahragebietes, das sich von Schût ostwärts bis zum Zafârlande und landeinwärts einige Tagereisen bis zum südarabischen Hochland erstreckt, in sprachlicher Beziehung eine abgesonderte Gruppe bilden, so weisen sie auch einen zum Theil eigenartigen ethnographischen Besitzstand auf, der sich vor allem in Kleidung und Schmuck bemerkbar macht.

3. Herr Dr. K. Toldt jun. führt einen

Hadhramî- und einen Sokotrî-Mann vor.

Herr Dr. Hein hat von seiner Reise nach Arabien zwei Araber nach Wien mitgebracht, damit hier an ihnen Sprachstudien vorgenommen werden können; da sie auch vom physisch-anthropologischen Standpunkte aus manches Interessante bieten, erscheint es angezeigt, sie vor der geehrten Versammlung einer diesbezüglichen kurzen Besprechung zu unterziehen.

Auf den ersten Blick sieht man, dass es sich hier um zwei anthropologisch sehr verschiedene Leute handelt; während der eine mit den ausgesprochen semitischen Merkmalen als echter Araber angesehen werden darf, zeigt der andere eine stark negroide Beimischung.

Der erstere, Muhammad ben Awadh mit Namen, ist in 'Inât im Lande Hadhramût in Südarabien geboren, ungefähr 25 Jahre alt, ledig und seines Zeichens Handelsmann. Er spricht ausschließlich arabisch (Hadhramî).

Sein Vater ist aus Hadhramût, die Mutter aber stammt aus dem benachbarten Mahra-lande. Die Bewohner dieser beiden Länder sind nach den Angaben des Herrn Dr. Hein, sowie des Muhammad selbst so verschieden, dass man dieselben ohne Schwierigkeit auseinanderkennt. Muhammad ist seinem Vater nachgerathen und zeigt, wenn er auch nicht reinrassig ist, doch im wesentlichen den Typus eines Hadhramî.

Muhammad ist sehr intelligent, gutmüthig und ernst veranlagt. Er hat eine Körpergröße von 166 *cm*, ist von hagerer Gestalt und zartem Knochenbau. Seine Hautfarbe ist lichtgelb. Körperbehaarung spärlich. Hinsichtlich der Körperproportionen fällt die verhältnismäßig große Rumpf- und Halslänge auf. Das Gesicht zeigt ein längliches, nach unten sich verschmälerndes Oval. Die Stirne ist hoch, ziemlich breit und steil. Die Augenbrauenbogen treten nur wenig hervor. Augenbrauen spärlich. Die Augen verleihen dem Gesichte einen intelligenten Ausdruck und liegen tief eingesenkt, so dass die Haut am Übergang in die Lider etwas unter den oberen Augenhöhlenrand hinaufgezogen erscheint; Farbe der Iris hellbraun, mit dunklen Radiärstreifen. Nasenwurzel eingesunken. Nase lang, schmal, der besonders schmale Rücken im Bereiche der Nasenbeine gewölbt; Elevation groß; die Nasenlöcher sind spaltförmig und stehen senkrecht zur Gesichtsebene. Wangenbeine nicht vortretend, Wangen eingesenkt. Der Bart fehlt im Gegensatze zu den anderen Hadhramî, welche zumeist üppigen Bartwuchs haben, bis auf den ganz spärlichen Schnurrbart vollständig. Lippen blass, leicht geschwungen; Mundspalte kurz. Vorderzähne gerade implantiert; Zähne theilweise cariös, gelb verfärbt, ohne jede Deformation. Kinn eckig, nicht vorspringend. Die Ohrmuscheln sind ziemlich groß, langoval und etwas abstehend; ihre einzelnen Theile sind scharf ausgeprägt, insbesondere die Anthelix; die Helix reicht weit nach unten, ist breit und nach einwärts geschlagen; Darwin'sches Knötchen kaum merklich; Läppchen groß und frei. An der Rückseite der Ohrmuscheln, in der Mitte ihres Ansatzes, befindet sich beiderseits ein erbsengroßes, hartes Höckerchen.[1]) Der Kopf ist kurz, breit und hoch und zeigt in der Norma verticalis einen breitovalen Umriss. Die welligen Kopfhaare haben eine schwarze Farbe mit einem Stich ins Braunrothe; ihr Querschnittumriss ist schwach oval; die Pigment körnchen sind gleichmäßig durch die ganze Rindenschichte vertheilt; in der Heimat trägt Muhammad die Haare lang.

Vom Arabertypus abweichend ist eigentlich nur das Längenbreitenverhältnis des Kopfes mit dem brachykephalen Index von 81·52; die Araber sind im Durchschnitte schwach dolichokephal (Index am Lebenden 75).

Der andere Mann, Ali ben Amir mit Namen, ist in Haulaf auf Sokotra geboren, ungefähr 35 Jahre alt, spricht neben seiner Muttersprache, dem Sokotrî, auch arabisch, und zwar den Maskater Dialect, und ist Fischer von Beruf; er ist bereits zum siebentenmal verheiratet.

Sein Vater ist ein echter Sokotrî, die Mutter dagegen soll ihrem Sohne Ali sehr ähnlich sehen, welcher so viele negroide Merkmale besitzt, dass der Arabertypus (Sokotrî) diesen gegenüber in den Hintergrund gerückt ist. Ali ben Amir ist also ein Mischling von Araber- und Negerblut, welch letzteres von seiner Mutter herrührt. Derartige Mischlinge machen einen großen Theil der Bevölkerung von Sokotra aus, und es sind hauptsächlich Leute von Negerstämmen der Westküste Afrikas (Swahili), welche sich mit den endogenen Arabern auf Sokotra gekreuzt haben.

---

[1]) Dieses Höckerchen beobachtete Herr Dr. Rudolf Botstiber, der Gelegenheit fand, Muhammad im täglichen Verkehr genauer zu untersuchen.

Ali ben Amir ist ziemlich intelligent, obgleich er beim ersten Anblick einen mehr stupiden Eindruck macht, gutmüthig und von heiterem Temperament. Er ist gleich groß, wie der eben besprochene Hadhramî-Mann, ziemlich kräftig und derbknochig gebaut und hat eine untersetzte Körpergesta . Die Hautfarbe ist dunkelbraun, am Handteller und besonders unter den Fingernägeln aber sehr licht. Körperbehaarung spärlich. Bezüglich der Körperproportionen fällt der gedrungene Hals auf und die außerordentliche Länge der Extremitäten; insbesondere die Arme sind seh lang und zwar beinahe um 20 *cm* länger, als die des gleich großen Hadhramî-Mannes; während zur besonderen Länge des Armes alle drei Abschnitte desselben in gleicher Weise beitragen, wird die beträchtliche Länge der unteren Extremität hauptsächlich durch die besondere Länge des Unterschenkels bedingt. Auffallend am Sokotrî ist ferner der Hochstand seiner Schulterhöhe gegenüber den abschüssigen Schultern des Hadhramî. Die Interdigitalfalten sind ziemlich stark entwickelt. Füße plump, nach vorne sehr verbreitert: Zehen gedrungen und von einander abstehend. Das Gesicht ist breiter als das des Hadhramî. Stirne schmal, niedrig und fliehend. Augenbrauenbogen schwach ausgeprägt. Augenbrauen spärlich. Die Augen haben einen matten Ausdruck; Irisfärbung dunkelbraun. Nasenwurzel eingedrückt; Nase verhältnismäßig kurz, breit und flachgedrückt; Nasenlöcher rund, schief gestellt; diese Merkmale der Nase sind aber nicht in so hohem Grade ausgeprägt, als dass man von einer typischen Negernase sprechen könnte. Wangenbeine etwas vorspringend. Lippen vorstehend. Vorderzähne des Unterkiefers sehr schief implantiert; Zähne gesund, ohne jede Deformation. Kinn schwach vorspringend. Spärlicher Haarwuchs an der Oberlippe und am Kinn. Die Ohrmuscheln sind klein, rund im Umrisse und abstehend; ihre einzelnen Abschnitte sind deutlich ausgeprägt: die Helix reicht weit nach unten und ist schmal und einwärts gerollt; Darwin'sches Knötchen nicht vorhanden; Läppchen nur schwach ausgebildet. Der ziemlich flache Kopf hat in der Norma verticalis einen schmal-ovalen Umriss. Kopfhaare gleichmäßig über den Haarboden vertheilt, gekraust, tiefschwarz; im Querschnitt erscheinen sie lang-oval; die Pigmentkörnchen sind hauptsächlich gegen den Rand zu concentriert, so dass der Querschnitt im Inneren ein ovales lichteres Feld zeigt. Ali lässt sich das Kopfhaar immer rasieren.

Negroid sind an diesem Manne die Hautfarbe, die Körperproportionen, die Gestalt der Füße, die Form der Nase und der Lippen, die Prognathie, die Kopfform (Längen-Breiten-Index 73·16) und die Beschaffenheit der Haare.

Die Körperhaut beider Männer weist verschiedene Narben auf, welche zum Theil von Krankheiten herrühren, zum Theil künstlichen Ursprunges sind.

Alle zwei Leute haben Blattern gehabt, welche beim Sokotrî-Mann besonders im Gesichte zahlreiche, starke Narben zurückgelassen haben, beim Hadhramî dagegen nur vereinzelte, ganz schwache.

Die anderen Narben rühren von Brandwunden her, welche als vermeintliches Heilmittel für verschiedene Krankheiten an gewissen Körperstellen künstlich erzeugt wurden.

So wurden dem Hadhramî-Manne Brandwunden beigebracht zur Heilung des Hustens an der rechten Brustseite, gegen Fieber am Rücken, dem Sokotrî-Manne zur Linderung der Kopfschmerzen an der linken Schläfe, ebenfalls gegen Fieber am Rücken, und zur Heilung von infolge eines Sturzes von einem Mastbaum an den Beinen aufgetretener Lähmungserscheinungen dorsal beiderseits ober dem Darmbeinkamm und ober den äußeren Knöcheln der Unterschenkel.

Alle diese Wunden werden durch kurzes Berühren der Haut mit einem umgebogenen, rothglühend gemachten Eisennagel beigebracht und lassen mehr weniger kreisrunde Narben von verschiedener Größe zurück. Die Leute sind vom Erfolge dieses Heilverfahrens vollkommen überzeugt.

Der Mann aus Sokotra hat außerdem am Rücken rechts, entlang der Brustwirbelsäule, zwei Reihen kurzer, untereinander parallel verlaufender, linearer Narben; diese rühren von einer Heilmethode her, welche bei uns heute noch als sogenanntes »Schröpfen« in Übung ist. In Sokotra verfährt man hiebei so, dass man mit einem Rasiermesser die Haut mehrfach ritzt (daher die eben erwähnten Narben) und dann Blut aus diesen Wunden aussaugt: zu letzterem bedient man sich eines Kuhhornes, dessen Spitze abgekappt wurde; mit der weiten Öffnung drückt man dasselbe an die Haut an und saugt mit dem Munde an dem schmalen Ende.

Als Geschenke für die Bibliothek sind eingelaufen:

Anales del Museo Nacional de Montevideo. Publicados bajo la dirección del professor J. Arechavaleta. Tomo IV, primera parte. Montevideo 1902. 8°.

Balfour, Henry, M. A., On the evolution of a characteristic pattern on the shafts of arrows from the Solomon Islands. (Reprinted from the Journal of the Anthropol. Institute. 1888, pag. 328—331, with plate.) London 1888. 8°.

— On the structure and affinities of the composite bow. (Repr. from the Journ. of the Anthropol. Inst. 1889, pag. 220—246, with 2 plates.) London 1889. 8°.

— The Old British »Pibcorn« or »Hornpipe« and its Affinities. (Repr. from the Journ. of the Anthropol. Inst. 1890, pag. 142—154, with 2 plates.) London 1890. 8°.

— On a remarkable ancient bow and arrows believed to be of Assyrian origin. (Repr. from the Journ. of the Anthropol. Inst. 1897, pag. 210—229, with 2 plates.) London 1897. 8°.

— The origin of decorative art as illustrated by the art of modern savages. Birmingham 1890. 8°, 15 S.

— Notes on the arrangement of the Pitt-Rivers Museum. 8°, 4 S.

— A Primitive Musical Instrument. (Repr. from the »Reliquary and Illustrated Archaeologist«. Oct. 1896.) London 1896. 8°, 4 S.

— Notes on the Modern Use of Bone Skates. (Repr. from the »Reliquary and Illustrated Archaeologist«, Jan. 1898.) London 1898. 8°, 9 S.

— Sledges with Bone Runners in modern use. (Repr. from the Reliquary and Illustr. Archaeologist«. Oct. 1898.) London 1897. 8°, 13 S.

— The Goura, a stringed-wind musical instrument of the Bushmen and Hottentots. (Repr. from the Journal of the Anthropol. Institute, 1902, pag. 156—175, with 3 plates.) London 1902. 8°.

Baye, Baron de, Les Juifs de montagnes et les Juifs Géorgiens. Paris 1902. 8°, 36 S.

Bericht, Amtlicher, über die Verwaltung der naturhistorischen, archäologischen und ethnologischen Sammlungen des Westpreußischen Provinzial-Museums für das Jahr 1901. Mit 26 Abbildungen. 4°. Danzig 1902.

Bericht der Lese- und Redehalle der deutschen Studenten in Prag über das Jahr 1901. Prag 1902. 8°.

Bericht über die Feier von Rudolf Virchows achtzigstem Geburtstage am 13. Oktober 1901.

Bertholon, Dr., L'année anthropologique Nord-Africaine. (Extr. de la Revue Tunisienne.) Tunis 1902. 8°, 20 S.

Boletim da Sociedade de Geographia de Lisboa. 19 Ser. Nr. 3—6. Lisboa 1902. 8°.

Brandstetter, Dr. Renward, Tagalen und Madagassen. Eine sprachvergleichende Darstellung als Orientierung für Ethnographen und Sprachforscher. Luzern 1902. 8°, 85 S.

Bulletin of the Wisconsin Natural History Society. N. S. Vol. II. Nr. 2, 8°, pag. 93—126.

Buschan, Georg, Der Fuß der Chinesin (Nr. 197 der Illustrierten Unterhaltungs-Beilage 1902). Berlin.

Časopis Moravského Musea Zemského. Ročník I. Číslo 1. a 2. (1901.)

Chamberlain, A. F., Kootenay »Medicine-Men«. (Repr. from the Journ. of American Folk-Lore, Vol. XIV.)

— and **J. C. C.,** Record of American Folk-Lore (ebenda).

— Notes and Queries. — Bibliographical Notes (ebenda).

— Translation: A Study in the Transference of Folk-Tought (ebenda).

— Some Items of Algonkian Folk-Lore (ebenda).

Correspondenz-Blatt der Deutschen Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte. XXXIII. Jahrgang, Nr. 6, 7, 8.

Dachler, A., Beziehungen zwischen den niederösterreichischen, bayerischen und fränkischen Mundarten und Bewohnern. (Separat-Abdruck aus: Zeitschrift für österreichische Volkskunde. VIII. Heft III/IV.) Wien 1902. 8°, 20 S.

Ethnologisches Notizblatt. Herausgegeben von der Direktion des königlichen Museums für Völkerkunde in Berlin. Bd. III, Heft 2. Mit 11 in den Text gedruckten Abbildungen. Berlin 1902. 8°, 122 S.

Finsch, O., Systematische Übersicht der Ergebnisse seiner Reisen und schriftstellerischen Thätigkeit (1859 bis 1899). Berlin 1899. 8°, 153 S.

Free Museum of Science and Art, Departement of Archaeology, University of Pennsylvania. Bulletin, Vol. III, No. 4. Philadelphia 1902. 8°.

Gatschet, Albert S., Onomatology of the Catawba River Bassin. (From the American Anthropologist, 1902, pag. 52—56.) 8°.

Giuffrida-Ruggeri, Dr. V., Materiale paleontologico di una caverna naturale di Isnello presso Cefalù in Sicilia. (Extr. dagli Atti della Soc. Romana di Antropol. Vol. VIII, Fasc. III.) Roma 1902. 8°, 31 S., 2 Taf.

Giuffrida-Ruggeri, Dr. V., Appunti di etnografia comparata della Sicilia. (Ext. dagli Atti della Soc. Romana di Antropol. Vol. VIII. Fasc. III.) Roma 1902. 8°, 27 S.

Jahrbuch des Bukowinaer Landes-Museums. IX. Jahrgang. 1901. Czernowitz 1901.

Jahresbericht des Museum Francisco-Carolinum, 60. Nebst 54. Lieferung der Beiträge zur Landeskunde von Österreich ob der Enns. Linz 1902. 8°, LXVII + 125 S.

Journal of the American Oriental Society. Vol. XXI, First half. Index to the Vol. I—XX; Vol. XXIII, First half. New Haven 1902. 8°.

Kroeber, A. L., Ute Tales (Reprinted from the Journ. of Amer. Folk Lore 1901).

— Preliminary sketch of the Mohave Indians. (From the American Anthropologist. 1902, pag. 276—285.) New-York 1902. 8°.

Księga pamiątkowa pięćsetletniego jubileuszu odnowienia uniwersytetu Jagiellońskiego. 1400—1900. Krakau 1901. 8°, 331 S.

Lasch, Dr. Richard, Über Vermehrungstendenz bei den Naturvölkern und ihre Gegenwirkungen. (Sonderabdruck aus der Zeitschrift für Socialwissenschaft. 1902, Bd. V.) 8°.

— Die Verbreitung des Krepfes außerhalb Europas. (Sonderabdruck aus Bd. LXXXII des »Globus«, S. 155 bis 158 und 172—177.) Braunschweig 1902. 4°.

Lehmann-Nitsche, Dr. Robert, Die Gleichzeitigkeit der südpatagonischen Höhlenbewohner mit dem Grypotherium und anderen ausgestorbenen Thieren der argentinischen Höhlenfauna. (Separatabdruck.) 4°, 15 S.

Lejeal Léon, Les Antiquités Mexicaines (Mexique, Yucatan, Amérique-Centrale). Paris 1902. 8°, 79 S. (Bibliothèque de Bibliographies critiques publiée par la Société des Études Historiques. 19.)

Lissauer, Beiträge zur Kenntnis des paläolithischen Menschen in Deutschland und Südfrankreich. (Aus den Verhandlungen der Berliner anthropologischen Gesellschaft. Sitzung vom 19. Juli 1902.)

Manouvrier, L., Aperçu de Céphalométrie Anthropologique. 8°, 35 S.

— Notes sur quelques Prodiges Humains. (Extrait de Revue de l'École d'Anthropologie de Paris. XII. année. I. Janvier 1902.)

— La protection des Antiques Sépultures et des Gisements préhistoriques. (Extrait de Revue de l'Ecole d'Anthropologie de Paris. XI. année. VIII. Août 1901.)

— Généralités sur l'Anthropométrie. (Extrait de Revue de l'École d'Anthropologie de Paris. X. année. XII. Decembre 1900.)

— Observation d'un microcephale vivant et de la cause probable de sa monstruosité. (Extrait des Bulletins de la Société d'Anthropologie de Paris.)

— Discours de M. Manouvrier, Secrétaire général-adjoint de la Société. (Extrait des Bulletins et Mémoires de la Société d'Anthropologie de Paris.)

Memoirs of the Bernice Pauahi Bishop Museum of Polynesian Ethnology and Natural History. Vol. I, No. 4. Ancient Hawaiian Stone Implements. By William T. Brigham. Honolulu 1902. 4°.

Memoirs of the Peabody Museum of American Archaeology and Ethnology, Harvard University. Vol. II, No. 1. Researches in the Central Portion of the Usumatsintla Valley. By Teobert Maler. Cambridge 1901. 4°.

Niederlausitzer Mittheilungen, Zeitschrift der Niederlausitzer Gesellschaft für Anthropologie und Alterthumskunde. Bd. VII. Heft 1—4. 8°, 168 S. mit 2 Tafeln und Sachregister. Guben 1902.

Olshausen, O., Die Zeitstellung der Schwanenhals-Nadeln und der Gesichts-Urnen. (Aus den Verhandlungen der Berliner anthropologischen Gesellschaft, Sitzung vom 19. April 1902.)

— Ägyptische hausurnenähnliche Thon-Gefäße (Aus den Verhandlungen der Berliner anthropologischen Gesellschaft. Sitzung vom 16. November 1901.)

Památky archaeologické a mistopisné, Organ Archaeologické komise při České Akademii císaře Františka Josefa pro vědy, slovesnost a umění a Archaeologického sboru Musea království Českého. Dílu XIX. seš. VI—VIII. dílu XX. seš. I Prag 1900—1902. 4°.

Píč, Dr. J. L., Starožitnosti země České. Díl II. Čechy na úsvitě dějin. Na základě praehistorické sbírky musea Král. Českého a pramenů dějepisných. Svazek I. Prag 1902. 4°. 174 Sp., 34 Taf., 4 Karten.

Ploss, Dr. H., Das Weib in der Natur- und Völkerkunde. Anthropologische Studien. 7. Auflage. Nach dem Tode des Verfassers bearbeitet und herausgegeben von Dr. Max Bartels. Mit 11 lithographierten Tafeln und 649 Abbildungen im Texte. 2 Bände. 8°. Leipzig 1902. (Lieferung 6—18.)

Rijks Ethnographisch Museum te Leiden. Verslag van den directeur over het tijdvak van 1 Oct. 1900 tot 30 Sept. 1901. 16 pl. 8°, 58 S. Haag 1901.

Romstorfer, Carl A., Das alte Fürstenschloss in Suczawa. Bericht über die Forschungsarbeiten seit 1895, insbesondere im Jahre 1901. 8°. Czernowitz 1902. 68 S., 6 Taf

Schliz, A., Südwestdeutsche Bandkeramik. Neue Funde vom Neckar und ihr Vergleich mit analogen Fundstellen. (Separatabdruck aus dem Correspondenz-Blatt der Deutschen anthropologischen Gesellschaft. 1902.)

Seler, Dr. Eduard, Codex Vaticanus Nr. 3773 (Codex Vaticanus B). Eine altmexikanische Bilderschrift der Vatikanischen Bibliothek. Herausgegeben auf Kosten Sr. Excellenz des Herzogs von Loubat. 2 Bände. Berlin 1902. 4°.

Školski vjesnik, Stručni list zemaljske vlade za Bosnu i Hercegovinu. Urednik Ljuboje Dlustuš. IX. 1902. 1.—6. Serajevo 1902, 8°.

Thätigkeits-Bericht der Museums-Gesellschaft Teplitz im Verwaltungsjahre 1901. Teplitz 1902. 8°. 26 S. 2 Taf.

Traeger, P., Begräbnis-Plätze und Tumuli in Albanien und Macedonien. (Aus den Verhandlungen der Berliner anthropologischen Gesellschaft. Sitzung vom 19. Jänner 1901.)

— Das Gewohnheitsrecht der Hochländer in Albanien. (Aus den Verhandlungen der Berliner anthropologischen Gesellschaft. Sitzung vom 20 Juli 1901.)

— Mittheilungen und Funde aus Albanien (Aus den Verhandlungen der Berliner anthropologischen Gesellschaft. Sitzung vom 16. December 1899.)

— Neue Funde aus Albanien. (Aus den Verhandlungen der Berliner anthropologischen Gesellschaft. Sitzung vom 15. Februar 1902.)

— Die macedonischen Tumuli und ihre Keramik. (Aus den Verhandlungen der Berliner anthropologischen Gesellschaft. Sitzung vom 15. Februar 1902.)

Virchow, Prof. Dr. R., Porträt-Münzen und Grafs hellenistische Porträt-Gallerie. (Sonderabdruck aus Verhandlungen der Ethnologischen Gesellschaft. 1901). Berlin 1902. 8°. (Geschenk von Herrn Th. Graf.)

Volkov, Th., Sur quelques os »surnuméraires« du pied humain et la triphalangie du premier orteil (et du pouce). (Extrait des Bulletins et Mémoires de la Société d'Anthropologie de Paris. 1902, pag. 274—293.) Paris 1902. 8°.

Wilser, Dr. Ludwig, Skythen und Perser. (Sonderabdruck aus Heft 7, 1902 der Zeitschrift »Asien«.)

— Wanderungen der Schwaben. (Besondere Beilage des Staats-Anzeigers für Württemberg. Nr. 7—10. Stuttgart 1902, 8°.

Zeitschrift des Mährischen Landesmuseums. Herausgegeben von der Mährischen Museumsgesellschaft in Brünn. Bd. I, Heft 1 und 2, 1901. 8°, 156 S.

Den Spendern wird hiermit der verbindlichste Dank der Gesellschaft ausgesprochen.

Ausschuss-Sitzung am 4. November 1902.

Anwesend: Dr. Brunner v. Wattenwyl (Vorsitzender), Dr. Bouchal, Dr. Gussenbauer, Dr. Hein, Dr. v. Inama-Sternegg, Dr. Jagić, Dr. O. Müller, Freiherr v. Schlosser, Dr. v. Schroeder, Dr. Toldt sen.

1. Der Vorsitzende verliest ein vom Präsidenten Freiherrn v. Andrian-Werburg übermitteltes Schreiben, in welchem derselbe um seine Enthebung vom Präsidium ansucht. Das Gesuch wird mit dem Ausdrucke des Bedauerns über das Scheiden des Präsidenten angenommen und beschlossen, ihm den Dank der Gesellschaft für seine langjährige Thätigkeit in entsprechender Weise auszudrücken. Über Antrag des Geheimrathes Dr. v. Inama-Sternegg wird Hofrath Dr. Toldt gebeten, die stellvertretende Führung des Präsidiums zu übernehmen, und Hofrath Dr. Brunner v. Wattenwyl der Dank für die bisherige Führung der Geschäfte ausgesprochen. Hofrath Dr. Toldt erklärt sich zur Übernahme dieser Aufgabe bereit.

2. Gestorben sind die Ehrenmitglieder

J. W. Powell in Washington,
Dr. F. Tappeiner Edler v. Tappein in Reichenbach bei Meran und
Dr. R. Virchow in Berlin;

die correspondierenden Mitglieder

Dr. E. v. Fellenberg in Bern und
Dr. C. Schwicker in Budapest;

das unterstützende Mitglied

Dr. H. Grünbaum in Wien und

die wirklichen Mitglieder

Dr. A. Beer in Wien,
Dr. F. Herrmann in Wien,
Prälat U. Kostersitz in Klosterneuburg und
J. Sederl in Wien.

Als wirkliche Mitglieder werden aufgenommen

Dr. Nathan Birnbaum, Bureauvorstand in Wien,
Stephan v. Lippert-Granberg, k. und k. Consul in Köln,
Mály István, königl. ung. Finanzconcipist in Decs,
Dr. Karl Toldt jun. in Wien und
Dr. Achatius Horváth, Arzt in Vereskö-Gömör.

3. Von Alb. S. Gatschet liegt ein Dankschreiben für die Glückwünsche der Gesellschaft zu seinem 70. Geburtstage vor.

4. Der 1. Secretär beantragt, den Herrn Ingenieur A. Dachler zu ersuchen, die Vertretung der Gesellschaft in Sachen der Hausforschung im Österreichischen Ingenieur- und Architekten-Verein zu übernehmen, und den genannten Verein zu ersuchen, zu seinen diesbezüglichen Arbeiten und Sitzungen den Ingenieur A. Dachler einzuladen. Der Antrag wird angenommen.

5. Der 2. Secretär legt ein Manuscript des Regierungsrathes J. C. Poestion, eine Übersetzung des Werkes des Dr. Valtyr Gudmundsson über »die Privatwohnung auf Island in der Sagazeit«, vor. Es wird beschlossen, dem Regierungsrath Poestion das Bedauern auszusprechen, dass die Gesellschaft aus finanziellen Gründen nicht in der Lage sei, das Werk auf ihre Kosten herauszugeben.

Monatsversammlung am 11. November 1902.

Vorsitzender: Hofrath Dr. K. Toldt.

1. Der Vorsitzende hält folgende Nachrufe:

Hochverehrte Anwesende!

Indem ich die heutige Monatsversammlung der Anthropologischen Gesellschaft, die erste in dieser Sitzungsperiode, eröffne, obliegt mir die Pflicht, der seit unserer letzten Tagung verstorbenen Ehrenmitglieder der Gesellschaft zu gedenken.

Am 5. September hat **Rudolf Virchow** als Einundachtzigjähriger sein an Arbeit und Erfolgen überreiches Leben beendet.

Keinem von Ihnen ist er ein Unbekannter gewesen; jedem von uns ist er begegnet, wenn auch vielleicht nicht in persönlichem Umgang, so doch als Vortragender oder in seinen zahllosen Schriften; denn die erstaunliche Spannkraft seines Geistes und die stählerne Constitution seines Körpers haben ihn befähigt, sich auf den verschiedensten Gebieten menschlichen Wissens zu bewegen, und wo immer er anfasste, wirkte er bahnbrechend, leitend und führend.

Als junger Prosector und Privatdocent im Jahre 1848 von amtswegen mit dem Studium des Hungertyphus in Oberschlesien beauftragt, legte er den Grund für seine Bethätigung auf dem Felde des öffentlichen Sanitätswesens, welche er später an verschiedenen Orten, im Frieden wie im Krieg, namentlich aber in dem ihm zur zweiten Heimat gewordenen Berlin auf das erfolgreichste fortsetzte.

Gründliche Erforschung und freimüthige Darlegung der Verhältnisse, streng wissenschaftliche Begründung der von ihm vorgeschlagenen Maßregeln und nicht zum mindesten die unbeugsame Consequenz und Zähigkeit, mit welcher er, allen Hindernissen trotzend, auf der Durchführung sanitärer Verbesserungen bestand, hatten ihm alsbald eine solche Autorität verschafft, dass es in Deutschland keine Frage der öffentlichen Gesundheitspflege gab, für welche nicht sein Rath und seine Mitwirkung in Anspruch genommen worden wäre. Die Reinigung und Entwässerung Berlins, die Schaffung neuer Kranken- und Irrenhäuser, sowie anderer Wohlfahrtseinrichtungen daselbst, die Einführung der Trichinenschau, die preußische Gesetzgebung über Thierseuchen, die Aufstellung der ersten preußischen Sanitätszüge im deutsch-französischen Kriege — an alles das knüpft sich unvergänglich der Name Virchows; er selbst blickte bis an sein Lebensende mit Stolz und Freude auf diese, dem Wohl der Menschheit gewidmete Thätigkeit zurück.

Gleichzeitig aber schaffte er rüstig auf seinem ureigensten Arbeitsfelde, von welchem

er ausgegangen war und auf welches er immer wieder zurückkam: in der pathologischen Anatomie.

Als Frucht zehnjähriger Arbeit erschien im Jahre 1858 seine berühmte Cellularpathologie. Durch rastlose mikroskopische und experimentelle Untersuchungen war Virchow zur Überzeugung gelangt, dass die Zelle eine in sich geschlossene Lebenseinheit sei, welche sich aus sich vermehrt und den Herd nicht nur der physiologischen, sondern infolge von Störungen ihrer Ernährung auch der krankhaften Vorgänge im thierischen und menschlichen Körper darstellt. Mit dieser wohlbegründeten Lehre war der feste Punkt gewonnen, von welchem aus alle früheren speculativen Systeme der Pathologie aus dem Weg geräumt und die moderne pathologische Anatomie geschaffen werden konnte. Virchow selbst hat davon den Löwenantheil geleistet, er wurde aber auch von der großen Schar seiner Schüler wirksam unterstützt.

Das von ihm im Jahre 1847 begründete und bis an sein Lebensende fortgeführte Archiv für pathologische Anatomie und Physiologie und für klinische Medicin umfaßt 169 Bände und bildet eine wahre Fundgrube von wichtigen Forschungsergebnissen auf dem Gebiete der Pathologie.

Sehr frühzeitig hat sich Virchow auch anthropologischen Forschungen zugewendet, welche zuerst naturgemäß die physische Anthropologie, speciell den Schädel zum Gegenstand hatten.

In seiner im Jahre 1857 erschienenen Abhandlung über die Entwicklung des Schädelgrundes legte er die Beziehungen desselben zur Schädelform, zur Gesichtsbildung und zum Bau des Gehirnes dar und lenkte so die Aufmerksamkeit auf den causalen Zusammenhang in der Ausbildung dieser Theile.

Intensiver wurde seine Beschäftigung mit den verschiedenen Zweigen der Anthropologie von der Zeit an, als im Jahre 1869, auf der Naturforscher-Versammlung zu Innsbruck, unter seiner Mitwirkung die Gründung der deutschen Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte beschlossen und im darauffolgenden Jahre zu Mainz ins Werk gesetzt worden war. Von derselben Zeit an erscheint Virchow unter den Herausgebern des 1866 von Ecker und Lindenschmit begründeten Archivs für Anthropologie, welches zum wissenschaftlichen Organ der deutschen anthropologischen Gesellschaft bestimmt wurde.

So war der Boden vorbereitet, auf welchem eine planmäßige Organisation der anthropologischen Forschung in Deutschland und in engstem Anschluss daran auch in Österreich erfolgen konnte. Dabei war Virchow unermüdlich und stets mit maßgebendem Einflusse thätig. Die gedachte Organisation fand ihren Ausdruck zunächst in der Entstehung mehrerer Zweigvereine in Deutschland und in der Gründung der Wiener Anthropologischen Gesellschaft unter der Initiative von Baron Andrian und Hofrath v. Hauer und der Präsidentschaft Rokitanskys; dann aber vorzüglich in der Einleitung gemeinsamer Arbeiten nach einheitlichen Grundsätzen und Methoden.

Eine der ersten und belangreichsten unter denselben war die durch Prof. Al. Ecker im Jahre 1872 angeregte Erhebung der Körpergröße und der Haar- und Augenfarbe in allen Theilen Deutschlands. Virchow war es, der als Obmann der zu diesem Zwecke eingesetzten Commission detaillierte Vorschläge für den dabei einzuhaltenden Vorgang machte und die Durchführung dieser ausgedehnten Untersuchungen leitete. Auch die Wiener Anthropologische Gesellschaft betheiligte sich an dem Unternehmen, indem sie im Jahre 1880 nach den von Virchow aufgestellten Grundsätzen eine Erhebung über die Farbe der Augen, der Haare und der Haut bei den Schulkindern von ganz Österreich veranlasste, nachdem einzelne diesbezügliche Untersuchungen in Steiermark, Tirol und Galizien schon vorausgegangen waren.

Der im Jahre 1886 von Virchow erstattete Generalbericht über diese Erhebungen an den Schulkindern Deutschlands und Österreichs kann als ein Muster von klarer, gründlicher Darstellung und kritischer Beleuchtung der gewonnenen Resultate bezeichnet werden.

Es ist nicht meine Aufgabe, hier die erstaunlich umfassende Thätigkeit Virchows auf den verschiedenen Gebieten der Anthropologie im einzelnen zu schildern; denn eine ausführliche Würdigung derselben wird demnächst in unseren Annalen von berufenster Seite erfolgen. Gestatten Sie daher, dass ich mich darauf beschränke, die Bedeutung Virchows für unsere Wissenschaft ganz im allgemeinen zu kennzeichnen.

Zu allen großen Fragen der Anthropologie hat Virchow Stellung genommen und ihre Klärung oder Entscheidung wesentlich beeinflußt und gefördert: es sei hier nur beispielsweise erinnert an seine geistreichen Erörterungen über die Entwicklungsgeschichte der Menschheit und die Bildung der Rassen, welche er nicht nur vom physischen, sondern auch vom cultur-

historischen Standpunkt beleuchtet hat, ferner an seine Darlegungen über das Verhältnis der Urgeschichte zur Descendenzlehre, an seine lichtvollen Ausführungen über Herkunft und Ausbreitung der Bronzecultur, sowie an seine Untersuchungen über die Pfahlbauten und deren Bewohner.

Von seinen zahlreichen Arbeiten im Bereiche der physischen Anthropologie mögen noch die im Jahre 1875 erschienene Abhandlung: »Über einige Merkmale niederer Menschenrassen« und die »Beiträge zur physischen Anthropologie der Deutschen mit besonderer Berücksichtigung der Friesen«, erschienen 1876, als besonders bedeutungsvoll hervorgehoben werden. Seine rege Betheiligung an den Controversen über die Schädel vom Neanderthal und Spy, sowie über den Pithecanthropus erectus sind uns allen noch in lebhaftester Erinnerung.

Die wiederholt zutage getretene Abneigung Virchows, den voranstürmenden zeitgenössischen Gelehrten auf ihren gewiss nicht unberechtigten Hypothesen über die Abstammung des Menschen Gefolgschaft zu leisten, und seine, wenn auch keineswegs ablehnende, so doch äußerst zurückhaltende Stellungnahme gegenüber den Darwin'schen Lehren haben ihm so manchen bitteren Vorwurf eingetragen. Man kann in dieser Beziehung anderer Meinung sein, wie er, ja es wird ihm der Einwand nicht erspart werden können, dass er das Gewicht phylogenetischer Argumente allzu gering angeschlagen hat. Niemand aber sollte mit dem Manne, der den Muth besaß, immer und überall seine wissenschaftliche Überzeugung zu vertreten, darüber rechten, dass er, gegenüber den Argumenten Anderer seine Beweisgründe in die Wagschale legend, sich nicht entschließen konnte, für jene Hypothesen und die weittragenden Consequenzen derselben einzustehen. Durch die scharfe Betonung seines Standpunktes hat Virchow zu einem umso intensiveren Studium dieser hochwichtigen Probleme und der vorhandenen Beweismaterialien Veranlassung gegeben und sein Ruhm wird nicht gemindert sein, wenn seine Gegner in diesem Belange Recht behalten werden.

Geradezu meisterhaft war Virchow in der Bearbeitung und wissenschaftlichen Ausnützung localer Funde, wie wir dies an seinen Untersuchungen über die Urgeschichte Ägyptens, des Kaukasus und der Troas zu bewundern Gelegenheit haben. Aber selbst kleinen, scheinbar nebensächlichen Dingen widmete er seine Aufmerksamkeit und ward nicht müde, darüber Aufklärung zu suchen und zu geben.

Auch die prähistorischen Funde im Bereich der österreichisch-ungarischen Monarchie, in Böhmen, Mähren, Oberösterreich, Salzburg, Steiermark, Krain und Tirol, die Schanzwerke von Lengyel im Tolnaer Comitat, die Funde bei Szolnok und in Bosnien erregten sein lebhaftestes Interesse und führten ihn häufig in unsere Gaue. Vieles hat er zur Deutung dieser Funde beigetragen und zahlreich sind die persönlichen Beziehungen, welche er aus diesen Anlässen in Österreich-Ungarn anknüpfte. So ist es gekommen, dass Virchow, welcher vor Jahren als Politiker zu den entschiedenen Gegnern Österreichs zählte, später, als Gelehrter wie als Mensch, uns immer näher trat und uns mehr und mehr seine aufrichtigen Sympathien zuwendete; bei jeder Gelegenheit betonte er die Wichtigkeit einträchtigen Zusammenwirkens der deutschen und österreichischen Forscher. In der Ovation, welche ihm die wissenschaftlichen und ärztlichen Corporationen Österreichs zu seinem 80. Geburtstage darbrachten, und in der freudigen Aufnahme derselben durch den Gelehrten kam das gegenseitige herzliche Verhältnis zu erhebendem Ausdruck.

Wiederholte Reisen durch alle Theile Europas, sowie in Asien und Afrika, nicht minder auch die zahllosen Materialien, welche ihm aus allen Gegenden des Erdkreises zugesendet wurden, haben Virchow einen Ein- und Überblick über die vorhandenen anthropologischen Forschungsobjecte verschafft, wie er in solchem Maße wohl keinem vor ihm zu Gebote stand. Dazu kam ein außergewöhnlich treues Gedächtnis, welches ihm, immer zur rechten Zeit, klare Erinnerungsbilder von Gesehenem oder Gehörtem zur Verwertung bereit hielt. Aber nicht nur in dem Bereich der Anthropologie, auf dem ganzen weiten Felde der medicinischen und Naturwissenschaften verfügte er über ein umfassendes, stets präsentes Wissen, und diese Universalität war es, welche seinem Geiste und seinem Schaffen das Gepräge gab, welche die ganze gebildete Welt an ihm bewunderte. Ein durchdringender Verstand, feine Combinationsgabe und unbedingte Herrschaft über Wort und Schrift gesellten sich dazu, um ihn zu einem so erfolgreichen Forscher, zu einem der fesselndsten Schriftsteller und zum geistvollen Redner, aber auch zu einem jederzeit schlagfertigen Debatter und zu einem der liebenswürdigsten Erzähler zu machen. Sein Name ist unauslöschlich in die Literatur aller Länder und Sprachen eingetragen, und uns, wie den kommenden Geschlechtern, wird Rudolf Virchow das Vorbild eines deutschen Gelehrten bleiben, welchem nur ein Ziel vor Augen schwebte: die Erforschung und Verbreitung der Wahrheit

Kurze Zeit vor Virchow, am 20. August d. J., hat einer seiner begeistertsten Verehrer, **Franz v. Tappeiner**, im 87. Lebensjahre das Zeitliche gesegnet. Ein halbes Jahrhundert lang als Curarzt in Meran beschäftigt, hat sich Tappeiner durch sein menschenfreundliches und uneigennütziges Wirken einen weitverbreiteten Ruf erworben. Allein, wenngleich ihn sein Beruf als praktischer Arzt sehr in Anspruch nahm, so fand er doch immer Zeit, seinem regen Wissensdrang folgend, sich als Forscher zu bethätigen. Seine experimentellen Untersuchungen über künstliche Erzeugung und die Contagiosität der Tuberculose, seine erfolgreichen, auf streng wissenschaftliche Grundsätze gestützten und erfolgreichen Bemühungen, die Therapie der Lungenschwindsucht zu verbessern, geben davon Zeugnis.

Durch Ludwig Steubs Schilderungen der tirolischen Bevölkerung angeregt, wendete sich Tappeiner seit dem Jahre 1878 auch anthropologischen Arbeiten zu. Er durchforschte eifrigst die damals in allen Theilen Tirols noch sehr zahlreichen Beinhäuser und gewann dadurch ein wertvolles Vergleichsmaterial für seine Kopfmessungen an lebenden Menschen. Das von ihm im Jahre 1883 herausgegebene Werk: »Studien zur Anthropologie Tirols und der Sette Comuni« darf als bleibende Unterlage für die Erforschung der physischen Beschaffenheit der tirolischen Bevölkerung bezeichnet werden. Seine darin ausgesprochene Anschauung, dass die alten, vorrömischen Raeter, von welchen die heutigen Ladiner in directer Linie abstammen sollen, weder Kelten, noch Etrusker, sondern eine eigene Rasse mit vorwiegend brachykephalem Typus waren, hat er später in weiteren Publicationen immer mehr erhärtet.

Große Verdienste hat sich Tappeiner auch um die Aufdeckung von prähistorischen Fund- und Ansiedlungsstätten in Tirol erworben, über welche er eine ganze Reihe von eingehenden Berichten veröffentlicht hat. So liegt denn das Schwergewicht seiner Leistungen auf anthropologischem Gebiet in der Förderung, ja zum großen Theil in der Begründung unserer Kenntnisse über die Urgeschichte Tirols und über die physische Beschaffenheit der Bevölkerung dieses Landes, während er sich in seiner Auffassung allgemeiner urgeschichtlicher Fragen, welche er besonders in seinen letzten Lebensjahren mit Vorliebe erörtert hat, im wesentlichen an Virchow anschloß.

Seine reiche, wohlgeordnete Sammlung von Tiroler Schädeln hat er dem naturhistorischen Hofmuseum, seine prähistorischen Fundgegenstände dem Ferdinandeum in Innsbruck geschenkt.

Unsere Gesellschaft hat Tappeiners Wirken durch seine Aufnahme in die Zahl ihrer Ehrenmitglieder anerkannt, sie wird ihm auch fernerhin ein treues, ehrenvolles Andenken bewahren.

Ich habe endlich noch Mittheilung zu machen von dem Ableben unseres Ehrenmitgliedes John Wesley Powell, Director des Bureau of Ethnology in Washington, und unseres correspondierenden Mitgliedes Edmund v. Fellenberg, Conservator der ethnographischen und prähistorischen Abtheilung des Museums in Bern. Beide waren auf ihren Arbeitsgebieten hochverdient und in weiten Kreisen bekannt. Auch sie werden wir in ehrenvollem Andenken behalten.

2. Herr Prof. Dr. L. v. Schroeder hält einen Vortrag:

Über den Glauben an ein höchstes Wesen bei den Naturvölkern.

3. Freiherr v. Andrian berichtet über

die XXXIII. allgemeine Versammlung der Deutschen Anthropologischen Gesellschaft zu Dortmund vom 4. bis 8. August 1902.

Sie stand leider unter dem schweren Drucke von traurigen Nachrichten über das Befinden ihres Ehrenpräsidenten, welcher 32 Versammlungen der Gesellschaft den Stempel seines Genius aufgeprägt hatte. Von diesem Umstande abgesehen, ist die Versammlung sehr befriedigend abgelaufen. Die Anordnungen der Festcommission, deren Seele der Geschäftsführer Herr Stadtrath und Bergassessor Tilmann bildete, waren wahrhaft musterhaft. Überaus herzlich war der Empfang

der Anthropologen durch die Stadtverordnung, vor allem durch Herrn Oberbürgermeister, Geheimen Regierungsrath Schmieding.

Bei der Annahme der freundlichen Einladung der Stadt Dortmund war vor allem die Absicht maßgebend, dies neue, kräftig aufblühende Centrum für die prähistorische Erforschung Westfalens zu begrüßen und nach Möglichkeit zu fördern. Die wiederholte Besichtigung der schönen städtischen Sammlung erweckte die Überzeugung, dass hier allerdings sehr Anerkennungswertes bereits geleistet ist, und zwar nicht bloß auf prähistorischem, auch auf kunsthistorischem und gewerblichem Gebiete. Die vom städtischen Museum veranstalteten Ausgrabungen von vor- und frühgeschichtlichen Grab-, Cult- und Wohnstätten in den Flußgebieten der Lippe und Emscher legen lautes Zeugnis ab für die Tüchtigkeit des Museumsdirigenten Herrn Albert Baum. Am zahlreichsten sind die Funde von Haltern, in welchen alle Epochen bis zur Steinzeit vertreten sind. Es verdient bemerkt zu werden, dass die Bauern, auf deren Gründen etwas gefunden wird, alles bisher bereitwilligst dem Museum abgetreten haben.

Die kunstgewerbliche Aufstellung gibt heute schon ein Bild des alten Westfalens. Sie wird eine wesentliche Ergänzung zu den in Vorbereitung begriffenen volkskundlichn Darstellungen liefern, von welchen hier eines »westfälischen Trachtenbuchs« gedacht werden soll.

Das Programm der Vorträge umfaßte alle anthropologischen Disciplinen. Es konnte anstandslos durchgeführt werden. Von prähistorischen Vorträgen seien erwähnt: Albert Baum über seine Grabungen in den Gebieten der Lippe und Emscher; Prof. Köpp, Die Ausgrabungen bei Haltern; Prof. Schuchardt, Über vorgeschichtliche Befestigungen zwischen Ruhr und Lippe, und besonders die Hohensyburg; Dr. Köhl, Steinzeitliche Gräberfelder und Wohnplätze der Umgebung von Worms; Geheimrath Voss, Briquetage-ähnliche Funde in Halle a. Saale.

Die physische Anthropologie war vertreten durch Herrn Geheimrath Waldeyer, Geschlechtsunterschiede der Hirnwindungen; Prof. Ranke, Verbrechergehirne; Dr. Eugen Fischer, Vergleichung des Menschen- und Affenschädels in frühen Entwickelungsstadien; Prof. Dr. Klaatsch, Variationen am Skelett des jetzigen Menschengeschlechts in ihrer Bedeutung für die Probleme der Abstammung und Rassengliederung; Prof. Kollmann, Gräber von Abydos; Dr. Birkner, Hunderassen in der römischen Periode Bayerns.

Der Ethnologie sind zuzurechnen: Prof. Dr. Rübel, Fränkische Reichsdörfer, westfälische Höfe, Burgen, Grenzwehren; Prof. Dr. Karl v. d. Steinen, Kunst und Tätowierung bei den Marquesas-Insulanern; Geheimrath Fritsch, Völkerdarstellungen auf den altägyptischen Grabmälern, Leben und Sterben im alten Ägypten; Andrian, Die französischen Ausgrabungen in Elam.

Die Vorträge des Herrn Stadtrathes Tillmann über die Geschichte des Westfälischen Bergbaues und über die Bedeutung des Dortmund-Emscanals boten eine höchst willkommene Orientierung für Besichtigung des Stahlwerks Hösch« und des Schiffshebewerks bei Henrichenburg. Eine weitere Excursion gieng über Königsborn nach Hohensyburg.

Am 8. August erfolgte die Abfahrt nach Düsseldorf und Besichtigung der Ausstellung.

An die Versammlung schloß sich ein interessanter und genußreicher Ausflug unter Führung des Directors des Ethnographischen Reichsmuseums Herrn Dr. J. D. E. Schmeltz an. Die Anthropologen erfreuten sich Samstag, den 9. August vormittags an den Schätzen des Reichsmuseums, welche Herrn Director Baron de Stuers auf das Eingehendste erörterte. Der Rundgang schloß mit der Besichtigung der prachtvollen, gelegentlich der Thronbesteigung der Königin Wilhelmina (1898) von Privaten hergestellten Sammlung von niederländischen Volkstrachten, sowie des im letzten Kriege auf Lombok erbeuteten Schatzes. Nachmittags wurde die königliche zoologische Gesellschaft »Natura Artis Magistra« besucht.

Am 10. August vormittags war die Besichtigung von Altamsterdamer Zimmereinrichtungen im städtischen Museum »Suasso« angesetzt, welcher die Fahrt nach Haarlem behufs Besichtigung des Colonialmuseums unter Führung des Herrn Conservators Jeswiet folgte. Diese durch die Niederländische Gesellschaft zur Beförderung des Gewerbefleißes erhaltene und geleitete Anstalt ist eine der bedeutendsten ihrer Art in Europa. Sie entrollt in fast unübersehbarer Fülle die für die Industrie, Medicin u. s. w. verwertbaren Producte und die Mineral- und Pflanzenwelt des malaiischen Archipels.

Den Höhepunkt des Ausfluges bildete der Aufenthalt in Leiden. Ein aus den hervorragendsten Gelehrten und Würdenträgern Leidens unter dem Vorsitze des großen Sprachgelehrten und Buddhaforschers Prof. Dr. H. Kern bestehendes Comité empfiengen uns auf das Gastlichste. Vor allem fesselten uns die so wichtigen Sammlungen des ethnographischen Reichsmuseums, Abtheilung Japan und China, ferner die Ergebnisse der beiden Reisen nach Borneo von Dr. A. W. Nieuwenhuis,

welcher, von seiner Frau Gemahlin unterstützt, mit unermüdlicher Ausdauer Auskunft über die Einzelnheiten seiner großartigen Sammlungen ertheilte. Der Nachmittag war der Fortsetzung des Besuchs des ethnographischen Museums theilweise gewidmet. Auch der Universität mit den humoristischen Wandzeichnungen von Herrn Vict. v. Stuers (Gradus ad Parnassum) im Treppenhause ward die gebürende Beachtung zutheil.

An den weiteren Ausflügen nach Katwijk, dem Haag, Scheveningen, Rotterdam theilzunehmen, war ich durch dringende Verpflichtungen in der Heimat verhindert. Ich zweifle nicht, dass alle Theilnehmer an dem Ausfluge nach Holland sich meinem warmen Danke an Herrn Schmeltz anschließen werden, welcher denselben mit unübertrefflicher Umsicht, Ausdauer und Energie vorbereitet und durchgeführt hat. Auch dem Baron de Stuers, sowie den Herren des Leidener Empfangscomités sei innig gedankt. Sie können versichert sein, dass das Andenken an die schönen Tage in Holland tief in unsere Herzen eingeprägt bleibt.

4. Herr Theodor Graf übersendet eine Anzahl Heliogravuren von

antiken Porträts

mit folgendem Schreiben:

Unter Bezugnahme an meine Sendung des Vortrages von Prof. Rud. Virchow:

»Porträtmünzen« und Grafs hellenistische »Porträtgallerie« zweifle ich nicht, dass es Sie außerordentlich interessieren wird, auch die übrigen von mir gefundenen Ähnlichkeiten zwischen meinen antiken Porträts und Ptolemäer-Köpfen kennen zu lernen und nehme mir daher die Freiheit, Ihnen beifolgend die Heliogravuren folgender Porträts meiner Sammlung nebst Münzreproductionen zur gefälligen Vergleichung zugehen zu lassen:

Porträt Nr. 4 = Ptolemaeus Philadelphus (Camée), Nr. 5 = Ptolemaeus Soter, Nr. 12 = Königin Cleopatra, Nr. 15 = Königin Berenice, Nr. 22 = Ptolemaeus Philometor, Nr. 26 = Ptolemaeus Energetes, Nr. 28 = König Perseus von Macedonien, Nr. 43 = Königin Cleopatra Tryphaena, Nr. 81 = Königin Arsinoe.

So viele frappante Ähnlichkeiten und zum Theile Gleichheiten in einer kleinen Anzahl von an ein und derselben Gräberstätte — Kerke — in Mittel-Ägypten aufgefundenen Porträts können nun unmöglich auf einem Spiele des Zufalles beruhen, und der Umstand, dass die meisten dieser Porträts königliche Abzeichen als: Hyacinthpurpur, Goldkränze, Bandeliers, Isispriesterabzeichen etc. tragen, beweist die Richtigkeit meiner Annahme.

Außer Prof. R. Virchow beglückwünschte mich eine ganze Reihe von hervorragenden Männern der Wissenschaft zu meiner Entdeckung, unter anderen Prof. Julius Euting in Strassburg i. E., Prof. Otto Donner v. Richter in Frankfurt a. M., Dr. J. P. Richter in London, Prof. Wilh. Neumann in Wien, und ebenso sind alle Künstler, welche Bilder und Münzen verglichen, der Überzeugung, dass wir in ersteren die nach dem Leben gemalten Porträts der von mir herbeigezogenen Ptolemäer-Könige und Königinnen vor uns haben.

Erst vor kurzem schrieb mir einer der berühmtesten unserer Bildhauer, Prof. C. v. Zumbusch:

»Bei Vergleichung des Bildes Nr. 28 Ihrer Sammlung mit der Büste und Medaille König Perseus finde ich eine so große Ähnlichkeit untereinander, dass auch ich überzeugt bin, sie stellen ein und dieselbe Person vor.«

Da sich die Mitglieder der Königsfamilie behufs Porträtierung sicherlich nur an die ersten Künstler ihrer Zeit gewandt haben werden, sind uns in meiner Sammlung zweifellos auch die Werke der berühmtesten Maler jener frühen Epoche erhalten geblieben, griechischer Maler, welche ihre Kunst in Alexandria ausübten, während das herrliche Porträt Nr. 28 (König Perseus) noch im alten Griechenland hergestellt worden sein muss, da es den König viel jünger darstellt, als die der Collection Borghese entstammende, im Louvre befindliche Marmorbüste, welche vermuthlich während seiner Gefangenschaft oder kurz nach seinem Tode auf Veranlassung seiner Familienangehörigen in Alba hergestellt worden ist.

Unter den 68 Bildern meiner Sammlung befinden sich noch viele, welche königliche Abzeichen tragen und leicht noch erkannt werden können.

Außerordentliche Versammlung am 22. November 1902.

Vorsitzender: Hofrath Dr. K. Toldt.

Herr Dr. Theodor Koch (Berlin) hält unter Vorführung von Lichtbildern einen Vortrag:

Zur Ethnographie des centralen Südamerika (Reiseerinnerungen aus Paraguay und Mato Grosso, 1898—1900).

(Dieser Vortrag wird in den Sitzungsberichten 1903 abgedruckt werden.)

Monatsversammlung am 12. December 1902.

Vorsitzender: Hofrath Dr. K. Toldt.

1. Herr Polizeirath C. Windt hält unter Vorführung von Lichtbildern einen Vortrag:

Über das Erkennen der Menschen an den Fingerspitzen.

Seit ungefähr vier Jahren wird bei der Wiener Polizeidirection die Anthropometrie zu Erkennungszwecken praktisch angewendet.

Die Anthropometrie beruht auf dem Grundsatze, dass das menschliche Knochengerüste nach dem 21. Lebensjahre nahezu keiner Veränderung mehr unterliegt, dass daher die Maße einzelner Körpertheile von diesem Zeitpunkte an vollkommen constante bleiben und dass, da es in Wirklichkeit keine zwei Menschen gibt, die durchwegs die gleichen Maße sämmtlicher Körpertheile haben, diese Maße zu Registrierungs- und sohin zu Erkennungszwecken benützt werden können.

Bisher wurden in Österreich 40.000 Menschen anthropometrisch behandelt und hat sich diese Institution, wie die Erfolge zeigen, ausgezeichnet bewährt.

Der Vortragende theilte das Ergebnis seiner Studien verschiedener Methoden mit, Menschen auch an den Abdrücken der Fingerspitzen zu erkennen, insbesonders in jenen Fällen, in welchen die Anthropometrie nicht anwendbar ist.

Das Innere der menschlichen Hand: die Handfläche, wird nach allen Richtungen von Furchen und Linien durchquert. Die durch das Schließen der Hand gebildeten deutlichen Furchen waren seit jeher Gegenstand der Forschung von Chiromanten. Die viel zahlreicheren, wenn auch minder auffälligen, sogenannten Papillarlinien, die zarten Linien, welche der Hautoberfläche an der Hohlwand, insbesonders an der Innenseite der Finger, das Aussehen eines frisch gepflügten Ackers mit seinen Streifen geben oder des Sandes, den das Wasser beim Zurücktreten rippt, sind jedoch geeignet, für die Erkennung von Menschen benützt zu werden.

Der Vortragende demonstrierte an Lichtbildern die an den Fingerspitzen durch diese Papillarlinien gebildeten Muster und zeigte, dass sämmtliche vorkommende derlei Muster in nur vier Classen eingereiht werden können. Diese vier Muster sind: Die Schlinge, der Wirbel, der Bogen und das zusammengesetzte Muster.

Die auf Menschenalter sich erstreckenden Forschungen Gelehrter wie Purkyně, Herschel, Galton und andere haben ergeben, dass die Einzelnheiten der Papillarlinienmuster durch das ganze Leben des Menschen constant bleiben. Die Dimensionen der Papillarlinien ändern sich mit dem Wachsthum des Individuums, das Dessin des Musters bleibt jedoch, so lange der betreffende Mensch lebt, unverändert.

Wird die Leiche conserviert, so bleiben, wie der Vortragende an den Fingerspitzen einer ägyptischen Mumie zeigte, die Muster noch nach tausenden Jahren erkennbar.

Auf dieser Unveränderlichkeit der Papillarlinienmuster sowie ihrer leichten Eintheilung in die oberwähnten nur vier Classen beruht die vom Vortragenden erläuterte Methode, Menschen zu erkennen: die sogenannte Daktyloskopie.

Es wird eine Metallplatte mit Druckerschwärze leicht bestrichen, die so hergerichtete Platte mit den Fingerspitzen aller zehn Finger — eines Fingers nach dem andern — leicht berührt und die so geschwärzte Fingerspitze sodann auf einem Blatt Papier sanft abgedruckt oder gerollt.

Bezüglich jedes einzelnen Abdruckes auf dem Blatt Papier oder auf einer eigenen Fingerabdruckskarte wird nun festgestellt, welches Muster derselbe zeigt, ob er in die Kategorie der Schlingen oder der Bogen oder der Wirbel gehört oder ein zusammengesetztes Muster zeigt.

Da man zehn Fingercombinationen zu ziehen in der Lage ist und bei jedem der zehn Finger vier Muster vorkommen können, so ergibt sich, dass die möglichen Permutationen bei den Finger-

abdrücken fabelhaft viele sind und dass man Millionen von Personen daktyloskopisch aufnehmen kann, ohne die Zahl der möglichen Permutationen zu erschöpfen.

Benützt man die möglichen Permutationszahlen direct zur Registrierung der Karten, so sieht eine daktyloskopische Kartenregistratur theoretisch folgendermaßen aus:

Als erste erliegt eine Karte mit Fingerabdrücken, die mit 1111111111 bezeichnet ist, als zweite eine Karte mit 1111111112, als dritte eine Karte mit 1111111121 u. s. w. [1])

Soll nun eine Person auf Grund von Fingerabdrücken identificiert werden, so wird von ihr in der vorbeschriebenen Weise eine Fingerabdruckskarte aufgenommen. Diese Karte wird classificiert und in die Registratur einzulegen versucht. Erliegt an jener Stelle, an welche die Karte nach der arithmetischen Permutationsreihe gehört, bereits eine Karte, so ist die Person identificiert, d. h. es ist festgestellt, dass dieselbe Person zu einer früheren Zeit bereits unter irgend einem Namen daktyloskopisch aufgenommen war.

Die Identität wird jedermann zweifellos einleuchten, sobald festgestellt ist, dass nicht nur die Zeichnung des Musters in allen zehn Fingern im allgemeinen übereinstimmt, sondern dass auch noch in jedem einzelnen Fingerabdrucke verschiedene Details wiederkehren: z. B. Inseln, Gabelungen, Zahl der Papillarlinien.

Die Daktyloskopie wird praktisch bereits in mehreren Ländern mit Erfolg zu Identificierungszwecken angewendet: In Indien werden von allen Pensionisten Fingerabdrücke auf den Quittungen verlangt, um zu verhindern, dass für Verstorbene die Ruhegehälter weiterbezogen werden.

In Bengalen wird bei jedem Notariatsacte der Abdruck des Daumens der linken Hand auf der Urkunde und in ein eigens dafür bestimmtes Register verlangt, um bei eventuellen Streitfällen die Identität festzustellen.

Im Opiumdepartement desselben Landes werden den Mohnbauern durch Mittelspersonen auf die zukünftige Mohnernte Vorschüsse ertheilt. Nachdem die Vermittler und die Bauern hie und da die Unterschrift fälschten oder verleugneten, werden jetzt die Fingerabdrücke des Geldnehmers gefordert.

Bei Pestgefahr muss jeder ärztlich Untersuchte dem ärztlichen Zeugnis seinen Fingerabdruck beisetzen.

In Argentina, in Ägypten und in England wird die Daktyloskopie von den Sicherheitsbehörden und in Strafanstalten in der Weise gehandhabt, dass von den zur Haft gebrachten Individuen gewisser Kategorien Fingerabdrücke genommen werden, um späterhin solche, die ihren Namen oder ihre Vorstrafen verheimlichen wollen, identificieren zu können.

Die Vortheile, welche die Verwendung der Daktyloskopie gegenüber anderen Methoden aufweist, sind einleuchtend. Das Verfahren ist einfach. Es erfordert keine besonderen Vorrichtungen. Eine Zinkplatte, eine Kautschukwalze und eine Tube Druckerschwärze bilden das ganze Handwerkszeug. Die Aufnahme der Fingerabdrücke dauert nur wenige Augenblicke. Jedermann kann das Herstellen dieser Fingerabdrücke in einigen Minuten erlernen. Auch die Registrierung der Fingerabdruckskarten und das Identificieren auf Grund derselben, was übrigens stets Sache einer Centrale sein wird, ist nicht schwer.

Der Vortragende setzt auseinander, dass die Einführung der Daktyloskopie insbesondere im öffentlichen Sicherheitsdienste und in den Strafanstalten Österreichs keine Schwierigkeiten bietet.

Die Daktyloskopie soll vorläufig für weibliche und jugendliche Verbrecher, bei denen die Anthropometrie minder verlässlich oder schwer anwendbar ist, Anwendung finden.

Bisher war immer nur von absichtlich hergestellten Fingerabdrücken die Rede.

Wie oft kommt es aber vor, dass bei einem Morde, einem Todtschlag auf dem Kopfpolster, an der Wand oder sonstwo ein gewiss nicht absichtlich zurückgelassener blutiger Abdruck eines Fingers oder mehrerer Finger oder der ganzen Hand des Verbrechers gefunden wird. Hie und da entdeckt man auf frisch gestrichenen Fensterbrettern, auf verstaubten Fensterscheiben, Clavierdeckeln oder Tischplatten oder endlich auf Lampencylindern Fingerabdrücke eines Verbrechers, eines Mörders. Diese Abdrücke sind manchmal so deutlich wie absichtlich hergestellte.

Nach vielen Experimenten und unter Mitwirkung hervorragender Chemiker gelang dem Vortragenden ein Verfahren, solche Fingerabdrücke unter geeigneten Verhältnissen zu fixieren und auch dort deutlich nachzuweisen, wo sie mit freiem Auge nicht wahrnehmbar sind.

Als Experiment in dieser Hinsicht lässt der Vortragende eine vorher sorgfältig gereinigte Glasplatte von einem der Zuhörer berühren, bestreut das Glas sodann mit einem zu diesem

[1]) Für den praktischen Gebrauch wird jedoch eine andere Registriermethode angenommen, die nur 1024 Combinationen umfasst und ermöglicht, sämmtliche Karten in 1024 Lagen einzureihen.

Zwecke mitgebrachten Pulver und es wird sofort der Fingerabdruck des Herrn, der die Platte berührt hat, derart sichtbar, dass die Details des Abdruckes, durch das Skioptikon auf die Leinwand projiciert, von allen Anwesenden wahrgenommen werden konnten.

Aus den bisherigen Erfahrungen zieht der Vortragende den Schluss, dass es vielleicht möglich sein wird, bei Verbrechen sofort zu constatieren, von welcher Person ein irgendwo unabsichtlich zurückgelassener Fingerabdruck herrührt.

Die Wichtigkeit einer solchen Feststellung bedarf keiner weiteren Illustration.

---

2. Freiherr v. Andrian theilt mit, dass er über Ersuchen des Präsidiums die Gesellschaft bei dem Feste des hundertjährigen Bestandes des ungarischen Nationalmuseums am 26. und 27. November in Budapest vertreten hat.

Dasselbe ist in der würdigsten und herzlichsten Weise verlaufen, wobei dem Director des Museums, Herrn Emerich v. Szalay, der Löwenantheil des Verdienstes zufällt. Derselbe hatte am Vorabende des Festes, am 25. November, eine glänzende Gesellschaft bei sich versammelt, welche das gesammte Ministerium, die ungarischen obersten Hofwürdenträger, die Spitzen der Militär- und Civilbehörden, das Episcopat, zahlreiche Abgeordnete und eine Anzahl von Mitgliedern der Familie Széchenyi umfasste. Von Wien waren erschienen: Prof. Sueß, Hofrath Steindachner, Hofrath Gomperz, Hofrath Karabacek, Dr. Arpad György. Bosnien war durch Herrn Sections-Chef Dr. Hörmann, Bulgarien durch Hofrath Dr. Leverkühn und den Director des bulgarischen Nationalmuseums, Herrn V. Dobruský, vertreten.

Die Festsitzung am 26. war durch die Anwesenheit Sr. k. u. k. Hoheit des Erzherzogs Josef August als Vertreter Sr. Majestät des Kaisers ausgezeichnet. Sie ward eröffnet durch die ergreifende Königshymne, welcher die Eröffnungsrede Sr. Excellenz des Cultus- und Unterrichtsministers Dr. Julius Wlassicz folgte. Er gab eine Geschichte der Geistesströmungen, aus welchen heraus Grat Franz Széchenyi seine Bemühungen um die Hebung der ungarischen Literatur, um die Bergung ihrer Schätze, sowie die staatsrechtlichen Quellen Ungarns durch die Eingabe an den Kaiser Franz im März 1802 krönte, in welcher er bittet, seine Bibliothek und seine Sammlungen der ungarischen Nation vermachen zu dürfen. Als den zweiten Schöpfer des ungarischen Nationalmuseums pries er den Erzherzog-Palatin Josef, welcher die Gesellschaft und die Gesetzgebungen für Széchenyis Idee zu begeistern verstand. Er war durch nahezu ein halbes Jahrhundert der »ewig unvergessliche Leiter und Pfleger des Nationalmuseums, er führte dasselbe liebenden Herzens durch seine Jugendzeit«. Die Blütezeit desselben ist an die Direction von Franz Pulsky geknüpft.

Nach dem Danke der Familie Széchenyi sprach Dr. Eduard Sueß mit reichem Beifall begleitete Worte. Darauf folgten Ansprachen anderer wissenschaftlicher Corporationen. Herr v. Szalay gab eine eingehende Darstellung der Thätigkeit des Palatins Josef und des Grafen Franz Széchenyi. Er gedachte der reichen Zuwendungen Sr. Majestät, des Erzherzogs Rainer, der mit dem geistigen Aufschwunge der ungarischen Nation so innig verflochtenen Familie Széchenyi, des Grafen Stephan Illéshazy, Ladislaus Pyrker u. s. w.

Den zweiten Theil der Feier bildete die Enthüllung der Statue des Grafen Franz Széchenyi über Anordnung des Erzherzogs Josef August. An dieselbe schloss sich das Festbankett an, bei welchem zahlreiche bedeutsame Toaste ausgebracht wurden. Es seien nur die besonders zündenden Worte von Prof. Sueß hervorgehoben, welche in einer Ansprache des Grafen Emerich Széchenyi sympathischen Widerhall fanden. Für den Abend waren den ausländischen Gästen Karten zur Festvorstellung im Nationaltheater zur Verfügung gestellt worden, in welcher das Lustspiel von Árpád Berczik »Himfy dalai« (Himfys Lieder) zur Aufführung gelangte.

Der Vormittag des 27. war der Besichtigung der Schätze des Nationalmuseums gewidmet; die prähistorische Sammlung desselben ist in steter Erweiterung begriffen; bedeutend ist der jährliche Zuwachs in Kupfersachen. Bemerkenswert sind die verhältnismäßig zahlreichen Goldfunde, besonders der 1895 erworbene von Szilágy Somlyó mit herrlichen Fibeln der Merowingerzeit. Nicht minder interessant ist die stetige Entwicklung der ethnographischen Abtheilung, durch deren Räume uns Herr Dr. Semayer und Herr Biró führten. Der letztere gab wichtige Erläuterungen der von seiner Reise mitgebrachten prachtvollen Sammlungen aus Neuguinea und Oceanien. Auch die ungarische Volkskunde ist hier sehr gut vertreten. Man konnte sich überzeugen, dass die uns besonders nahestehenden Abtheilungen des Nationalmuseums sehr

sorgfältig gepflegt werden. Leider tritt auch hier, wie anderswo, der Mangel an geeigneten Aufstellungsräumen recht fühlbar entgegen!

Am 27. abends vereinigte der hervorragende Historiker Monsignore Bischof Fraknoi eine Anzahl der Festgäste zu einem Abschiedsmahle. Unser liebenswürdiger Wirt steht einer staatlichen Behörde vor, welche die Comitatsmuseen unter ihren besonderen Schutz genommen hat. Jede Ertheilung staatlicher Subventionen an dieselben ist von deren Unterordnung an gewisse, von der Staatsbehörde aufgestellte Gesichtspunkte abhängig, zu welchen auch die Anstellung fachkundiger Beamten gehört. Die Agenden dieser Aufsichtsbehörde werden größtentheils von den Organen des Nationalmuseums besorgt. Diese zielbewusste Förderung der localen Centren durch die Unterrichtsverwaltung hat bereits schöne Früchte getragen, da alle Volksschichten lebendigen Antheil an der Erforschung des Landes nehmen.

Die in Budapest verlebten Tage gewährten einen erfreulichen Eindruck harmonischer Socialarbeit, der durch spontane Äußerungen dynastischer Gesinnung und geistiger Berührungen mit Österreich sich besonders wohlthuend gestaltete.

Als Geschenke für die Bibliothek sind eingelaufen:

Boletim da Sociedade de Geographia de Lisboa. 20. série, No. 9, 10. Lisboa 1902. 8°.

Bulletin of the Wisconsin Natural History Society. Vol. II (New Series), Nr. 3. July, 1902. Milwaukee, Wisconsin.

Correspondenz-Blatt der Deutschen Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte. XXXIX. Nr. 10.

Giuffrida-Ruggeri, Dr. V.: Qualche contestazione intorno alla più vicina filogenesi umana. (Estr. dal Monitore Zoologico Italiano. XIII, Nr. 10, pag. 257—270.) Firenze 1902. 8°.

Jahrbuch des schlesischen Museums für Kunstgewerbe und Alterthümer. Bd. II. Mit 5 Tafeln und zahlreichen Abbildungen im Text. Herausgegeben von Karl Masner und Hans Seger. Breslau 1902. 4. 215 S.

Jahresbericht der Geographisch-Ethnographischen Gesellschaft Zürich für das Jahr 1901 1902. Mit Beilagen. Zürich 1902. 8. 164 S.

Jahresbericht 1901. Kaiser Franz Josef-Museum für Kunst und Gewerbe in Troppau. 13 S.

Jahresbericht des Vorarlberger Museum-Vereines über die Jahre 1900 und 1901. XXXIX und XL. Bregenz. 8°. 116, 110 S.

Kaindl, R. F.: Neuere Arbeiten zur Volkskunde und Ethnographie der Rumänen. (Globus. LXXXI, Nr. 7, S. 102—105.) Braunschweig 1902. 4°.

— Zur Volkskunde Bayerns im XVII. Jahrhundert. (Globus. LXXXI, Nr. 15, S. 236—238.) Braunschweig 1902. 4°.

Künstliche Weltsprachen. (Beilage zur Norddeutschen Allgemeinen Zeitung. Nr. 96.) Berlin 1902.

— Ein sächsischer Arzt vor 200 Jahren über naturgemäße Lebensweise. (Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung. Nr. 18.) Leipzig 1902.

— Die Majki-Nauki, Waldfräulein der Boiken und Huzulen. (Beilage zur Allgemeinen Zeitung. Nr. 110.) München 1902.

Kříž, Dr. Martin, a Florian Koudelka: Průvodce do Moravských jeskyní. Díl I: Pánkva, Macocha, Sloup, Holštýn, Ostrov, Vilimovice a Na harbechu. S četnými obrázky. Ždanice-Vyškov 1900. 8°, 244 S. Díl II: Jedovnice, Rudice, Jozefov, Babice, Křtiny-Údolí Hádecké, Hostěnice, Mokrá, Líšeň a Brno. ib. 1902. 8°. 476 S.

Kroeber, Alfred L.: The Mrs. Morris K. Jesup Expedition. The Arapaho. (Bulletin of the American Museum of Natural History. Vol. XVIII, Part. I, pag. 1—150.) New York 1902. 8. With plates.

Lasch, Dr. Richard: Die Ursache und Bedeutung der Erdbeben im Volksglauben und Volksbrauch. (Separatabdruck aus dem Archiv für Religionswissenschaft. Bd. V, Heft 3 und 4. Tübingen und Leipzig 1902, S. 236—257 und 369—383.)

Lehmann-Nitsche, Dr. Robert: La pretendida existencia actual del Grypotherium. Supersticiones araucanas referentes a la lutra y al tigre. (Aus: Revista del Museo de La Plata. X, pag. 269 y sig.) La Plata 1902. 8°. 13 S.

— Nuevos objetos de industria humana encontrados en la caverna Eberhardt en Ultima Esperanza. Con una lámina. (Eben daraus, XI, pag. 55 y sig.) La Plata 1902. 8°. 14 S.

Occasional Papers of the Bernice Pauahi Bishop Museum of Polynesian Ethnology and Natural History. Vol. I, Nr. 5. Directors Report for 1901. Honolulu 1902. 8°.

R.: Prähistorische Forschung in Bayern. (Sonderabdruck aus der Beilage zur »Allgemeinen Zeitung«. Nr. 234 vom 11. October 1902.) 3 S.

Retzius, Gustaf, und **Fürst, Carl M.:** Anthropologia Suecica. Beiträge zur Anthropologie der Schweden. Mit 130 Tabellen, 14 Karten und 7 Proportionstafeln in Farbendruck etc. Stockholm 1902. 4°. VII, 301 S.

Rivista archeologica della Provincia e antica diocesi di Como. Fasc. 46°. Settembre 1902. Como 1902.

Roth, Dr. Santiago: Nuevos restos de mamíferos de la caverna Eberhardt en Ultima Esperanza. Con tres láminas. (Aus: Revista del Museo de La Plata XI, pag. 37 y sig.) La Plata 1902. 8°. 18 S.

Weinberg, Richard: Ein neues authropometrisches Instrument für das Laboratorium. (Aus: Sitzungsbericht der Naturforschergesellschaft bei der Universität Jurjeff-Dorpat. XIII, Heft 1, S. 115—122. 1 Tafel.) Jurjeff-Dorpat 1902. 8°.

— Vaterländisch-anthropologische Studien. (Sonderabdruck aus Sitzungsberichte der Gelehrten Estnischen Gesellschaft 1902.) 8°.

— Die Intercentralbrücke der Carnivoren und der Sulcus Rolando. (Abdruck aus dem Anatomischen Anzeiger. XXII. Nr. 13. S. 268—280.) Jena 1902. 8°.

— Zur Anatomie des Sulcus Rolandicus. (Aus: Protokoll der Estuischen Naturforschergesellschaft bei der Universität Jurjeff. XIII. Heft 1. S. 123—165.) 1902. 8°. (In russischer Sprache.)

Wettstein, Dr. Emil: Zur Anthropologie und Ethnographie des Kreises Disentis (Graubünden). Mit zahlreichen Abbildungen und 4 Tafeln. Zürich 1902. 8°. 182 S.

Wilser, Dr. Ludwig: Gobineau und seine Rassenlehre. Eisenach und Leipzig. 8°. 8 S.

Zaborowski, S.: L'homme préhistorique. Septième édition entièrement refondue. Avec figures dans le texte. (Bibliotèque utile. Vol. CXXV.) Paris. 8°. 188 S.

Den Spendern wird hiemit der verbindlichste Dank der Gesellschaft ausgesprochen.

INHALTS-VERZEICHNIS.

Seite

Mitglieder-Verzeichnis . . . . . [3]
Schriftentausch-Verzeichnis . . . . . [15]
Monatsversammlung vom 14. Jänner 1902 . . . . . [19]
Čermak: Eine merkwürdige Verzierung eines montenegrinischen Handschars . . . . [19]
Fuchs: Berichtigung. — Die Törzburger Hausburgen . . . . . [20]
Mestorf: Knotenorakel . . . . . [25]
Ausschuß-Sitzung am 21. Jänner 1902 . . . . . [25]
Monatsversammlung am 4. Februar 1902 . . . . . [25]
Ausschuß-Sitzung am 4. März 1902 . . . . . [26]
Lasch: Nachtrag zur Liste der Flutsagen . . . . . [26]
Außerordentliche Versammlung am 4. März 1902 . . . . . [28]
Jahresversammlung am 11. März 1902 . . . . . [28]
Jahresbericht des Präsidenten für 1901 . . . . . [28]
Rechnungs-Abschluß für 1901. — Wahlen . . . . . [35]
Bericht über die im Jahre 1901 durchgeführten Arbeiten . . . . . [35]
Niederösterreich: Mattula, Zwirner . . . . . [35]
Oberösterreich: Straberger . . . . . [37]
Böhmen: Richlý, Über neue Funde, welche die Annahme von prähistorischen Verbindungen zwischen dem südlichen Böhmen und der Donau bestätigen . . . . . [38]
Čermak . . . . . [39]
Knett . . . . . [40]
Tirol: Mazegger, Fundbericht aus Eppan . . . . . [41]
Kärnten: Frankl . . . . . [41]
Krain: Rutar . . . . . [43]
Steiermark: Riedl . . . . . [43]
Küstenland: de Marchesetti . . . . . [44]
Moser . . . . . [45]
Bukowina: Romstorfer . . . . . [46]
Geschenke für die Bibliothek . . . . . [47]
Excursion nach Graz vom 17. bis 19. Mai 1902 . . . . . [49]
Meringer: Über die Probleme der Hausforschung . . . . . [49]
Sitzung des Comités für praktische Arbeiten am 30. Mai 1902 . . . . . [50]
Ausschuß-Sitzung am 30. Mai 1902 . . . . . [50]
Wilser: Gehört Dänemark mit zur Urheimat der Arier? . . . . . [51]
Mály: Bericht aus Deés . . . . . [53]
Außerordentliche Versammlung am 1. Juli 1902 . . . . . [54]
Hein: Zur Ethnographie des Mahralandes . . . . . [54]
Toldt jun.: Hadhramî- und Sokotrî-Mann . . . . . [55]
Geschenke für die Bibliothek . . . . . [57]
Ausschuß-Sitzung am 4. November 1902 . . . . . [59]
Monatsversammlung am 11. November 1902 . . . . . [60]
Toldt: Nachruf auf Virchow, v. Tappeiner und v. Fellenberg . . . . . [60]
v. Andrian: Die XXXIII. allgemeine Versammlung der Deutschen Anthropologischen Gesellschaft vom 4.—8. August 1902 . . . . . [63]
Graf: Antike Porträts . . . . . [65]
Außerordentliche Versammlung am 22. November 1902 . . . . . [66]
Monatsversammlung am 12. December 1902 . . . . . [66]
Windt: Über das Erkennen der Menschen an den Fingerspitzen . . . . . [66]
v. Andrian: Feier des 100jährigen Bestandes des ungarischen Nationalmuseums . . [68]
Geschenke für die Bibliothek . . . . . [69]

REGISTER.

Zusammengestellt von Fr. R. v. Hopfgartner.

A. AUTOREN-REGISTER.

Seite

Andrian, Dr. Ferd. Freiherr von: Jahresbericht für das Jahr 1901 . . . . . [28]
— Bericht über die XXXIII. allgemeine Versammlung der deutschen anthropologischen Gesellschaft zu Dortmund im August 1892 . . . . . [63]
Blümml E. K.: Literaturberichte 175, 176, 177, 178
Bouchal, Dr. Leo: Literaturberichte 186, 315, 412
Bünker J. R.: Das Bauernhaus am Millstätter See 12, 239
Bugiel, Dr. W. M.: Literaturberichte 165, 312, 415
Čermak: Eine merkwürdige Verzierung eines montenegrinischen Handschars . . . . . [19]
Chlingensperg auf Berg, Dr. M. v.: Entgegnung auf Dr. Reineckes Publication: Die La Tène-Funde vom Gräberfeld von Reichenhall 161
Erdeljanović Jovan: Literaturbericht 414
Erdweg, P. Mathias Josef: Die Bewohner der Insel Tumleo, Berlinhafen, Deutsch-Neu-Guinea . 274, 317
Fischer, Dr. E.: Literaturbericht 411
Frankl, Dr. Odilo: Bericht über die Thätigkeit in Kärnten im Jahre 1901 . . . . . [41]
Fuchs Karl: Berichtigung . . . . . [20]
— Die Türzburger Hausburgen . . . . . [20]
Gorjanović-Kramberger, Dr. Karl: Der paläolithische Mensch und seine Zeitgenossen aus dem Diluvium von Krapina in Kroatien. Nachtrag 189
Heger Franz: Nekrolog auf Andreas Reischek 409
Hein, Dr. W.: Vortrag: Zur Ethnographie des Mahralandes . . . . . [54]
— Literaturbericht 412
Hermann Otto: Knochenschlittschuh, Knochenkufe, Knochenkeitel. Ein Beitrag zur näheren Kenntnis der prähistorischen Langknochenfunde 217
Koch, Dr. Theodor: Die Maskoi-Gruppe im Gran Chaco 130
Kraitschek, Dr. Gustav: Literaturbericht 173
Lasch, Dr. Richard: Nachtrag zur Liste der Flutsagen . . . . . [26]
— Literaturberichte 175, 187, 314, 316, 413, 414
Lew Henry: Der Tod und die Beerdigungsgebräuche bei den polnischen Juden 400
Mály István: Bericht über prähistorische Funde . . . . . [53]
Marchesetti, Dr. C.: Bericht über die im österreichischen Küstenlande im Jahre 1901 vorgenommenen Arbeiten auf dem prähistorischen Gebiete . . . . . [44]
— Literaturbericht 171
Mazegger, Dr. B.: Fundbericht aus Eppan in Südtirol . . . . . [41]
Meringer, Dr. Rudolf: Vortrag über die Probleme der Hausforschung . . . . . [49]
Mestorf J.: Brief über Knotenorakel . . . . . [25]
Moser, Dr. L. K.: Bericht über seine Thätigkeit auf prähistorischem Gebiete im Jahre 1901 . . . . [45]
Obermeier Hugo: Literaturbericht 412
Penka Karl: Literaturbericht 166, 167, 168
Reinecke, Dr. P.: Beiträge zur Kenntnis der früheren Bronzezeit Mitteleuropas 104
Richlý Heinrich: Bericht über neue Funde, welche die Annahme von prähistorischen Verbindungen zwischen dem südlichen Böhmen und der Donau bestätigen . . . . . [38]
Riedl: Bericht über die prähistorischen Arbeiten in Südsteiermark im Laufe des Jahres 1901 . . . [44]
Romstorfer C. A.: Bericht über die Forschungsarbeiten in der Bukowina im Laufe des Jahres 1901 [46]
Rutar S.: Bericht über prähistorische und römische Funde in Krain 1901 . . . . . [43]
Schmidt P. W.: Die Fr. Müller'sche Theorie über die Melanesier 149

Seite

Schroeder, Dr. Leopold v.: Ligho 1
Strebel Hermann: Literaturberichte 181, 183
Toldt, Dr. Karl sen.: Nachruf auf Rudolf Virchow . . . . . [60]
Nachrufe auf Franz Tappeiner, John Wesley Powell und Edmund v. Fellenberg . . . [63]
Toldt, Dr. Karl jun.: Vorführung eines Hadhrami- und eines Sokotri-Mannes . . . . . [55]
Weisbach: Literaturbericht 165
Wilser, Dr. Ludwig: Gehört Dänemark mit zur Urheimat der Arier? . . . . . [51]
Windt C.: Vortrag über das Erkennen der Menschen an den Fingerspitzen . . . . . [66]
Želizko J. V.: Literaturbericht 311

B. SACH-REGISTER.

A.

Aalsum 224.
Abbrennen 336, 364.
Abdrücke der Fingerspitzen [66].
Abendröthe 391.
Abends 391.
Abortus 383.
Abschiedsgruß 385.
Ackerbau 335.
Adhvaryn 2.
Adityas 3.
Adler 3.
Ägäisches Meer 125.
Ägypten 121, [67].
äs 344.
Agnishtoma Opfer 9.
Aguilot 134.
Ahmen-Häuser 334—362.
Ai 137.
Aigle 114.
ajáng 379.
alám 333.
alampanjip 349, 366.
Alang-Alang-Gras 335.
alap 379.
Ali 275 u. f.
Alok [27].
alól-Platz 286.
Alsó-Mocs [21].
Alt-Bydzow 115.
Alt-Indien 2.
Alt-Rosenau [23].
Altersberg 75.
Altersbergerhütte 240.
Altmykenische Stufe 106.
Altrömisches Haus [23].
alulí kára 391.
alumaúl mahon 391.
Aluvut 295.
ama 379.
Amauf 32.
Amazonenstrom 579.
Ambuyamadimon 135.
Ameisen 346.
amüje 379.
Anal 391.
Angaité 136.
Angél 294, 334, 381.
Angermünde 113.
anitjol 304 u. f.
Aniwa 155.
Anlegen des 1. Gürtels 308.
Annabichel [42].
Anopäs 278 u. f.
Anpflanzung 336.
Ansiedlung [74].
Anthropoiden 191.
Anthropometrie [66].
Anushtubh-Metrum 3.
ap 379.
Apa-Mündung 139.
Apalachen [28].
apalép 379.
Aphidnatypus 107.
Apiceuhem 135.
aplain 379.
Apukrauu 295.
apunjei 379.
Araguay 135.
Arbeitsgeräthe 347.
Argentina [67].
Armbänder 322.
Armschmuck aus Schildpatt 321.
Armringe 321.
Armspirale 115.
Arnimshain 113.
Arój 305, 341.
Arthritis 215.
arur 319.
Asche [54].
Aschenurnen [44].
Asien [29].
Astronomie 391.
Asuncion 136.
Atap-Haus 301.
atí 302.
Augenkrankheiten 283.
Augenrand 205.
aulgnät 303.
Aulofen [31].
Annêtitzer Typus 105.
Aurisina [45].
Aurora 10.
Ausgrabung [30].
Ausgrabungsfeier 291.
Auslegehölzer 366, 372.
Ausleger 366
Auströ 10.
Austronesier 153.
Auszügler-Stübel 251.
Auvang 297.
Äxte 349.
Axthammer aus Bronze 108.

B.

Bács 221.
Badstuben 254.
Bärenzahn 117.
Ball 282.
Bamhus 326.
Bambuspfeifen 276.
Bambusröhren 295.
Bambusstäbchen 319.
Bananen 277, 341.
Bananenstaude 337.
Barranca la Novia 158.
Bartelbauer-Haus 73.
Bartelbauer-Stübel 251.
Bastgewebe 317, 322.
Bastgürtel 307.
Baumfrüchte 340.
Baupfosten 356.
Bayersdorf [42].
Beerdigungsgebräuche 405.
Begräbnis 289, 404.
Beil 336.
Beinschlitten 227.
Beleuchtungsgeräthe 101.
Bengalen [67].
Berlin 223.
Berlinhafen 274.
Bermejo-Fluss 134.
Besprechen 286.
Bestattung 403.
Bestreichen 284.
Betelbäume 357.
Betelholz 325.
Betelholznagel 360.
Betelpalme 277.
Betelstäbchen 303.
Beutelratte 319.
Bewohner Tumleos 277.
Bicol [27].
Bigamien 384.
Bindemittel 358.
Bittspruch der Tumleo 299.
Blattern 284.
Blattstengel 342.
Blattwerk 374.
Blechanhängsel 115.
Böhmen 126.
Bogen 324, 374.
Bogensehne 324.
Bohnen 277, 336.
Bosnien 105.
Bräuche vor dem Tode 401.
Braunegger Hütte 249.
Brennmaterial 335.
Bresnow 108.
Bretagne 105.
Brettausschnitte 34, 72, 89.
Brigantium [29].
Britische Inseln 119.

Bronze 125.
Bronzealter 104.
Bronzebeil [53].
Bronzeblech 110.
Bronzeblechröllchen 112.
Bronzeblechscheibe 118.
Bronzedrahtring 112.
Bronzegurtschnalle 110.
Bronzenadeln 110.
Bronzener Armring 162.
Bronzekelt [38].
Bronzepaukenfibel 161.
Bronzering 112.
Bronzeringe 110.
Bronzespeerspitze 110.
Bronzezeit 104, 223.
Brotfrucht, wilde 341.
Brotfruchtbaum 336, 339.
Brustschild 320, 326.
Brustschnüre 320.
Bukowina [46].
Burgberg bei Jägerndorf 119.
Burzenland [20].
Buschmesser 336.
Butmir 107.
Buttermodel 100.
Bythin 122.

C.

Cabanataith 135.
Cadalu 134.
Canin 210.
Canoes 332, 363.
Canoemast 367.
Canoepaddel 361, 374.
Canoesegel 368.
Canoesitz 366.
Casado 138.
Caslau [39].
Castellucciogruppe 106.
Casuarfedern 368.
Casuarina 277.
Casuarknochen 327.
Catapa terminalis 277.
Cathlamet [28].
Celt 117.
Ceremonien 404.
Cerova staja [46].
Chaco Central 134.
Chaco Boreal 134.
Chaco-Sprachen 134.
Châtillon-sur-Seiche 123.
Chedrb [40].
Cherso [45].
Chevra Kadischa 405.
Chibut-hakewa 407.
Chippewayan [28].
Chlum [40].
Chlumetz [39].
Clempenow 113.
Cobastigel 135.
Cobayte 135.
Cochabot 133.
Cocoloth 134.
Cocosbastgewebe 343.
Cocosblattfackeln 303.
Cocosnuss 280, 340.
Cocosöl 317.
Cocospalme 336, 338.
Columbella rustica 122.
Conthey 116.
Cordilleren von Chuquisaca 136.
Cruquel 111.
Csépa 229.
Csik [31].
Csongrad-Mindszent 234.
Curland 1.
Cyperu 107.
Cziczhegy [53].

D.

Dachconstruction 358.
Dachdeckung 356, 359.
Dänemark [51].
Daiting 114.
Daktyloskopie [66].
Decorationsmalerei 72.
Deés [53].
Deésakna [54].
Depotfund der Bronzezeit [39].
Deutschland 10, 221.
Deutsch-Moliken [38].
Deutsch-Neu-Guinea 274.
Dexheim 112.
Diademe 116.
Dichten der Canoes 365.
Diluviale Schädelstücke 189.
Diluvialer Unterkiefertypus 207.
Djilolo 159.
Dobra 15.
Dobrudscha 225.
Dolch 327.
Dolch aus Bronze 108.
Donau 105.
Doppelaxt 123.
Doppelhenkelvasen 129.
Dorf 376.
Dorfälteste 376.
Dorfbezirke 376.
Dorffluren 13.
Dorfform 25.
Doroszló 221.
Dortmund [63].
Dragatuš [43].
Drahtgehänge 115.
Drauthal 92.
Dreifuß 96.
Drône 117.
Dünger 335.
dugong [27].

E.

Eberzähne 319.
Egarter-Hütte 247.
Ehebruch 382.
Ehescheidung 279.
Eichhörnchen 277.
Eidechsen 346.
Eidechsenhaut 302.
Eigennamen 379.
Eigenthumsverhältnisse 385.
Eimer 347.
Einamúl 275 u. f.
Einfeuerhaus [49].
Einkleidungsfeier 309.
Einlegen des Sago 343.
Eisenalter 116.
Eisenholz 277, 356.
Eitapéfluss 350.
čitja 379.
Elbe 105.
Elegien 404.
Elfenbein 121.
elvarin 349.
Emegsepop 135.
England 4, 224, [67].
Enimaga-Stamm 132.
Enslét 139.
Eos 10.
Eostre 10.
Eostur monath 10.
Eppan [41].
Erbschaftsrecht 386.
Ercsi 115, 229.
Erdfrüchte 339.
Erdstall [30].
Ernte 337.
Erziehung 280.
Essen-Klepper 100.
Etabosle 134.
Ethnographie [66].
Europa 106.

F.

Fackeln 331.
Faden zum Segelnähen 368.
Fär-Öer [28].
Fallender Stern 402.
Familie 380.
Familiennamen 387.
Familienzwist 382.
Farben 374.
Farbstoffe 372.
Feldspatcylinder 124.
Feste 298.
Feststellen des Segels 369.
Feuereinrichtung 371.
Feuerhaus 26.
Feuerherd [53].
Feuerrösser 96.
Feuerstein [38].
Feuersteinmesser [39].
Feuerstellen 334, 360.
Fingerabdruckskarten [67].
Fingerspitzen [66].
Firstkappe 360.
Fische 280.
Fischercanoes 369.
Fischerei 330.
Fischernetz 303, 322, 332.
Fischgestelle 334.
Fischnahrung 334.
Fischräucher-Apparate 361.
Fischspeere 330.
Flachbeil aus Bronze 108.
Flachcelt aus Bronze 110.
Flachgräberfeld 113.
Flechten der Siebe 348.
Flechtereien 367.
Fledermäuse 277.
Fleischnahrung 339, 346.
Fleischseich 86.
Flomborn [34].
Flores 158.
Flutsagen [26].
Foramen 206.
Form des Grußes 385.
Fortdauer der Seele 298.
Fragment des Planum nuchale 199.
Fragmente des Unterkieferastes 207.
Frankhofer-Haus 83.
Frau 381.

Frauenwaffen 328.
Fremdländische Tänze 305.
Fresnitz 260.
Friesland 223.
Freundschaften 375.
Frösche 346.
Früchte 320.
Fußboden 360.
Futterhaus 26.

G.

Gabetes 403.
Gaffel 368.
Galgenberg 227.
Gallig-Bäume 336.
Garamuth 295, 374.
Gasperle-Haus 55.
Gâta 113.
Gâyatri-Metrum 3.
Geburt 280, 299.
Gefäßbruchstück [39].
Gefäße vom Aunětitzer Typus 127.
Gehirnabdrücke 196.
Geister 334.
Geistertempel 362.
Gekoinlabaăk 139.
Geldern 225.
Gemeinsame Angelegenheiten 377.
Gemüse 341.
Gemüsebäume 336.
Geräthe des Hauses 95.
Gerra-Stamm 343.
Geschwister 378.
Gesellschaftliche Organisation 375.
Gesichtszüge 277.
Gestalt des Schädels 201.
Gestirnenlauf 393.
Gezeiten 391.
Gischin [54].
Ginng [26].
Glasperlen 320.
Glaube an ein höchstes Wesen [63].
Glaube der Tumleo 291.
Glaube vor dem Tode 401.
Gmeineck 245.
Göttweig [32].
Grabdenkmäler 291.
Grabmäler 407.
Grabscheit 336.
Gradische [44].
Grahovo [30].
Gran Chaco 130.
Graspfeile 329.
Grimmersum 223.
Gritschach 42.
Großmutter 379.
Groß-Pritlep 108.
Groß-Russen 5.
Großvater 379.
Grundeigenthum 386.
Gruß 385.
Guaná 136.
Guarani 133.
Guentuse 132.
Gürtel 307.
Gürtelkrappen 162.
Gute Ort 401.

H.

Haar 277.
Haarbinde 319.
Haarkamm 318.
Haarnadeln 318, 340.
Haarpomade 317.
Hadhramût [55].
Hängeschmuck 117.
Hängkessel 85.
Häuptlinge 376.
Häuser 355.
Hahnenfedern 318.
Haïti [28].
Hallstatt [31].
Halmahera 159.
Halsbänder von Hundszähnen 320.
Halsberge aus Gold 119.
Halsketten 320.
Halsschmuck aus Bronze 116.
Halsschmuckplatten aus Gold 117.
Handfläche [66].
Handschar [19].
Handtrommeln 302.
Hannöver 114, 225.
Hartholz 326, 356.
Hartholzmeißel 366.
Hartholzstock 367.
Hatz-Haus 79.
Haulaf [55].
Haumesser 349.
Haupt-aloï in Sapi 374.
Haus 30.
Hausbau 355.
Hausburgen [20].
Hausforschung [49].
Hausgeräthe 347.
Haussegen 94.
Hautfarbe 277.
Hautkrankheiten 283.
Heatmaijale 85.
Heilige Bruderschaft 402.
Heilmittel 283.
Heinrichswalde 113.
Heirat 278.
Henkelformen 128
Henne 401.
Herd 51, 240, [22].
Herdbank 85.
Herdhäuser [49].
Herdofenhaus [50].
Herepei-Kufenknochen 231.
Herrichtung der Haare 317.
Heupferdchen 339.
Heuschrecken 346.
Hexereien 284.
Hinterhauptbein 194.
Hinterhauptschuppe 195.
Hissarlik-Troja 107 u. f.
Hochzeitsrituale 8.
Hochziehen des Segels 369.
Hockergräberfeld 113—126, [34].
Hof 37.
Hofer-Haus 65.
Hofstätte 27.
Holz für Canoebau 363.
Holzgefäße 348.
Holzknecht Krame 241.
Holz-Mezaïven 408.
Holzschild 326.
Holzschnitzerei 374.
Holzschüsseln 348.
Holzwürmer 339, 346.
Honigsauger 277.
Honsolgen 118.
Horner Steig [39].
Hotar 2.
Hüttenbewurf [54].
Hunde 277.
Huzulenhaus [20].
Hyper-Brachycephalus 202.

I.

Iberische Halbinsel 106.
Igereng [27].
Inât [55].
Inder 2.
Indices der Krapina-Schädel 203.
Indien [67].
Indogermanische Völker 4.
Indonesier 150.
Inion 195.
Innere Krankheiten 283.
Inselcultur 106.
Iser-Vtelno 118.
Island [28].
Isonzo [45].
Ispánlaka 231.
Italien 106.

J.

Jabim-Sprache 158.
Jagati-Metrum 3.
Jagdtrophäen 362.
jali 333.
Jamir 341, 381.
janás 336.
Jank-Haus 76.
Jank-Hube 29.
jei 379.
jeim-Baum 332.
jeitaún 379.
jim 302.
jir 348.
Johannisfest 6.
Johannislieder 6.
Johannisnacht 6.
Juden 400.
Jüdisches Sprichwort 402.
Juiadgé 137.

K.

Kachelstuben 36, 52.
Kadisch 406.
Kadiuéo 135.
Kärnten 12, [41].
Kai-jan [26].
kakaú 383.
Kalebasse 303, 322, 323.
Kalfatern 365.
Kamin [22].
Kamýk 113.
Kanakenkohl 277, 336, 341
Karlsbad [40].
Kartoffel 280, 336.
Kasten 71.
Káthaka 2.
Katze 277, 401.
Kaziken 135.
Keitelknochen 232.
Kemet'n 61.
Keramik 126.
Kerbschnitzerei 33.
Kersoufflet 109.
Kess'lreid'n 51.

Keule 394.
Kenschen 27.
Kézdi-Szt.-Lélek 221.
Kilwanà 136.
Kinder 378.
Kinderbogen 281, 329.
Kindererzeugung 383.
Kindererziehung 382.
Kindermord 383.
Kindersarg 394.
Kinikinao 135.
Kirche 264.
Kisten 348.
Kittel 400.
Kleidung 307.
Knochen 190, 213.
Knochendolche 328.
Knochenkeitel 217.
Knochenkufe 226.
Knochenmeißel 366.
Knochennetz 232.
Knochenschlittschuh 218.
Knotenorakel [25].
Kochtöpfe 351.
Kogi 36, 51.
Kökös [23].
Königspalme 277.
Körbchen 333.
Körpergröße 277.
Koliba [20].
kon 392.
Kopfbänke 374.
Kopra 280, 338.
Korallensteine 337.
Kosmasz [20].
Kötzinger Feld 15.
Krähen 277.
Krain [42].
Krainburg [30].
Krainer Schneeberg [46].
Krankheiten 283.
Krankheitszaubereien 283.
Krapina 189, [34].
Krapina-Mensch 190.
Krapina-Schädel 190.
Kraut 16, 258.
Kreisel 282.
Krems [32].
Kreuzenstein [32].
Kronenhöcker 212.
Kronstadt [23].
Krontaubenfedern 318.
Křtěnów 109.
Kufenknochen 226, 228.
Kuliyang [26].
Kung-litang [26].
Kunst 374.
Kupfer 125.
Kupferbeile 122.

L.

Lacta 135.
Lagendorf 227.
Laibach [43].
Lajh [43].
lakúp 328.
lali 391.
lamäl 334.
Lamák 276.
Lambrecht [41].
Landkrebsen 346.
langón 379.
Lange Wand 123.
Langknochen 237.
lapalét 383.
Lapar 294.
lapij-rauvir 345.
lapijtjeín 336.
Lappenkelt [38].
La Tène-Fibel 162.
La Tène-Friedhof 161.
La Tène-Funde 161.
Latten 357.
Laube 35, 50, 264.
lavé(k) 379.
Lehm 350.
Lehmke 113.
Leibschild 308, 321, 326.
Leichenwäldchen 292.
Leiden 225.
Leming 341.
Lemmersdorf 113.
Lendengürtel 308.
Lendenschurz 322.
Leguan 302.
Lengua-Indianer 130.
Lennewarden 6.
Lepidosiren 130.
Letten 1.
Lianen 277.
Lianenschnur 349.
Lichtenwald [44].
Liedertexte 305.
Lieserhofen 265.
Lieserthal 92, 241.
Ligawa 7.
Ligho 1.
Linz [32].
Lippbauer-Hütte 249.
Livland 1.
Loibeneck-Hütte 245.
Louisiaden-Archipel 156.
Loyalitätsgruppe 155.
Lungenkrankheiten 284.
lup malangón 355.
Lussin [45].

M.

maaúl 341.
maaúl-pejijk-Blätter 372.
Machicuy 133.
Machkaisies 136.
Mae 155.
Mähren 105, [30].
mäl 334.
Mälkraut 284.
Mäl mos 284.
mäl-tjep 343.
Männliche Namen 389.
Mänsaul tamin 297.
Mafor 158.
magán 375.
Mahangetang [26].
Mahâvrata 2.
Mahlzeiten 347.
Mahraland [54].
majé(k) 379.
Makapudellok [26].
malach doma 407.
Malayen 149.
Malereien 362, 374.
Mallenteiner-Hütte 250.
maló 340.
Malojeschter-Schlucht [23].
Maltathal 77.
máma 379.
mangán 346.
maní(k) 379.
manup 343.
Mánya [54].
Maralok [27].
Mascoy 135.
Maskoi-Gruppe 130.
Maskoi-Sprache 140.
masoi-Rinde 286.
Mast 367.
Mastspitze 368, 372.
Mato Grosso [66].
Mattsee 229.
Matun 276.
Mauerbauer-Haus 38.
Mauthausen [32].
mazkirnschomos 408.
Mbaya-Kadiuéo 134.
Melanesier 149.
mechilo 403.
Mediancurve 203.
Medicamente 287.
Meintatj 295.
melamed 406.
Melonen 336.
Menaboscho [28].
Menschliche Figuren 374.
Mesocephalus 204.
Messner-Hütte 249.
Metacarpus 222.
Metz [33].
Milchgefäße 98.
Milchzähne 209.
Millstätter See 12, 239.
minjei 379.
Miranda 138.
Miskolcz 227.
Mittagszeit 391.
Mitteleuropa 104.
Mittelfirst 358.
Mittelmeerschnecke 122.
Mittelmeerzone 121.
mo 379.
Möllthal 92.
Mönbisch [31].
Mös 284, 298.
Mokrakun 294.
mol 299.
mol-Anlegung 301.
Molaren 210.
Moldau 105.
Molraún 286.
Monat 392.
Mond 392.
Monogamische Ehen 384.
Moorfield 219.
Morgenröthe 4, 391.
Moros [27].
Mühldorf 265.
Munja-Schilfgras 2.
musaléo-Spiele 329.
Muschelarmring 322.
Muschelglöckchen 322.
Muschelringe 320.
Muschelstäbchen 319.
Muschelthiere 346.
Musik 404.

Mutter 378.
Mykenische Waffe 124.

N.

Nachmittag 391.
Nachtzeit 391.
Nächtlicher Fischfang 331.
Nackenheim 112.
Nagy-Alag 229.
naháin 286.
Nahrung 339.
nakán 326.
Na Laichu [30].
Namengebung 387.
Namen der Tumleo-Schulkinder 388.
Nasenschmuck 319.
nátun 379.
natunmúm 383.
Naulette 205.
Nauportus [29].
naúvin-Monat 330.
Neanderthaler Schädel 195, [33].
Neanderthal-Typus 194.
Neffe 379.
neiu-angón 340.
Nelguata 135.
Nengone 156.
Neu-Caledonien 156.
Neu-Guinea 152, 335.
Neu-Hebriden 155.
Netze 332.
Netzsenker 332.
Neuhaus [38].
Newette [28].
ngiétj 340.
Nichte 379.
Niederösterreich 105, [30], [35].
Nieseu 402.
Nipapalme 356.
Nisan 407.
njan 379.
njavép 340.
njuk 365.
Nörring 92.
Nordböhmen 105.
Norddeutschland 113.
Nordisches Haus [49].
Nordschweiz 105.
Nordthüringen 105.
Nordwestmonsun 306, 329, 371, 394.
Normanton 110.
Nudelschüssel 97.

O.

O 298
Obenauf 32.
Ober-Ailach 253.
Oberdeutsches Haus [49].
Oberitalien 125.
Oberkärntner Wohnbauten 239.
Oberösterreich [37].
Oberolm 120.
Oberungarn 105.
Ochsenhalter-Hütten 239.
Odai [21].
Oderberg 237.
Odschibwä [28].
Österreichisch-Schlesien 4.
Ofen 37.
Ofen-Überboden 36.
Ohrgehänge aus Goldblech 119.
Olimpo 138.
Ollon 114.
Opferritual 2.
Orbitalwand 190.
Ornament des Rindengürtels 308.
Ornament des Ruderblattes 371.
Orton 119.
os kahá 391.
os kahei peitj 391.
os katulkei maul 391.
Os occipitale 194.
os paheinsi 391.
Ostara 4, 10.
Osterend 224.
Ostertag 4.
Osteuropa [29].

P.

Paar bei Stätzling 114.
Pacher-Haus 42.
Painuhunguié 135.
pakón 335.
pakúp 285.
Paläolithischer Mensch 189.
Palmblätter 303.
Palmholz 324.
Pandanus 277.
Pandanusfrüchte 340.
pangpáng 366.
Papayas 336.
Papillarlinien [66].
Papillarlinienmuster [66].
papó 367.
Papuas 150.
Papua-Sprache 152.
Paraguay 130, [66].
parák 294.
parák-Feste 296.
Parak-Flöten 276.
parák-Geister 296.
parák-Gesetze 296.
parák-Mahlzeiten 296.
parák-Pfeifen 297.
Parakter 295.
Parietalwinkel 193.
Parim 298.
Particularismus 375.
Paschbach [41].
Paternoster-Böhnchen 320.
Paumotu-Inseln 157.
Payaguá 134.
Pedunculusschalen 122.
peitj 350.
per 354.
per atjek vol 355.
Perlen 121.
Perlenketten 320.
Perlmutterringe 320.
Personennamen 387.
Peterbauer-Stübel 253.
Petersberger Scheune [20].
Petertag 5.
Pettau [29].
Pfannhaber 97.
Pfeil 325.
Pfeilschaft 326.
Pfeilspitze 326, [53].
Pfiff 304.
Pflanzen 336.
Pflanzenkost 339.
Pflegevater 379.
Picke 221.
Pikrom 330.
Pilagá 134.
Pilcomayo 133.
Pinsel 372.
Pithecanthropus 204.
Plantagen 277, 335.
Plättchenschmuck aus Bronze 112.
Plastik 122.
Plattensee 221.
Pleißing-Waschbach [35].
Počátek [38].
Pograt'n 240.
Polnische Juden 100.
Polynesier 150.
Porträts (antike) [65].
Portugal 106.
Prähistorische Kufenknochen 230.
Prantá 32.
Prâtaranuvaka 9.
Pfedmost 206.
Privateigenthum 385.
Probeschießen 326.
Ptolemäer Köpfe [65].
Puerto Casado 138.
Pultatá 216.
pung laín 391.

Q.

Querlatten 359.
Querstreben 367.
Quiesmagpipo 134.

R.

Radl 38, 249.
Radnadeln 114.
räng 329.
räug-Lied 330.
räng-Monat 330.
Räucherfass 334.
Räucherstelle 334, 361.
Räupchen 339.
Rader-Keusche 46.
Rákhas [26].
ralí mäl 284.
Rame 117.
Ramsey 230.
Ratten 277.
Rauchstube 35.
Raupen 346.
Redipuglia [45].
Reich 16.
Reichenhall 161.
Reicheneg [44].
Reinerhaltung 337.
Reinsberg [41].
Reitschlitten, deutscher 228.
Religion der Tumleo 293.
Remedellostufe 106.
Renzenbühl 110.
Republikaner 376.
Rheinlande 122.
Rhônethal 105.
Riacho Montelindo 138.
Richten des Segels 369.
Riemenbeschlagstück 161.
Rien palep 298.
Rihpovec [43].
Rindengürtel 308.

Rinderfiguren aus Bronze 122.
Rio Paraguay 130.
Rio Pilcomayo 133.
Rio Salado 138.
Rio Verde 134.
Roden 336.
Rollennadeln 114.
Rolot 295.
Romanisches Haus [50].
Rohrtau 367.
Rossel 156.
Rotang 324.
Roti 158.
Rozsahegy [53].
Rückenschmuck 322.
Ruder 369, 372.
Rudern 370.
Rudernadeln 115.
Rufnamen 388.
Rumpler-Keusche 27.
Rütó 7.

S.

Saal 87.
Sächsisches Haus [49].
Sael 294.
Särge 404, 406.
Säugethiere 277, 346.
Sago 280, 342.
Sagoblätter 343.
Sageblattrinne 343.
Sagoblattstengel 365.
Sagobrei 344.
Sagobret 345.
Sagofässer 348.
Sageklepfer 341.
Sagomark 343.
Sagopalmblätter 326.
Sagopalme 342.
Sagosieb 342.
Sagowäscherei 342.
sal 355.
Salomons-Inseln 153.
Saltayey 135.
Salteaux-Indianer [28].
Salzkammergut 229.
Samilamat 298.
Sanapaná 136.
sanganvêl 361.
Sangir [27].
Sangir-Insulaner [26].
sangón 379.
Sank-Haus 28, 49.
San Salvador 139.
Sta. Catharina [46].
St. Gabriel [32].
St. Jakob im ob Rosenthale [42].
St. Kanzianberg [42].
St. Leonhard [40].
Sapi 278 u. f.
Sapjane [46].
Sapuki 136.
Saucin 381.
Sau-hin 138.
Savo 152.
Savo-Sprache 152.
Schahernack 113.
Schädel 189.
Schädelbruchstücke 189.
Schädeldimensionen 203.
Schädel von Neanderthal 194.
Schädel von Spy 194.
Schallschnecken 321.
Schatten 401.
Schattendach 363.
Schaukel 1.
Schaukelbrett 2.
Scheibennadel aus Bronze 112.
Scheibenperlen 120.
Scheitelbeine 192.
Scherben [53].
Schiebstelze 218.
Schießen 326.
Schiffbau 363.
Schiffe 363.
Schiffskörper 372.
Schiffsschnabel 364.
Schild 326.
Schildkröten 333.
Schilfart, essbare 336.
Schimpfnamen 391.
Schimu rabeïsaï 402.
Schlägel 307, 340.
Schlaner Berg 108.
Schlesien 105.
Schlinggewächse 277.
Schlittknochen 225.
Schlittschuh 218.
Schlittschuhknochen 218.
Schmied-Hans 87.
Schmuck 317.
Schmuckbleche 117.
Schmuckgegenstand (Töpfe) 355.
Schmucknadeln aus Bronze 114.
Schmuckperlen 121.
Schmuckplatte aus Bronze 118.
Schmucksachen 292.
Schnabeldächer 362.
Schnecken 346.
Schneckengehäuse 121.
Schneideinstrumente 102.
Schnitzereien 362, 372.
Seböpflöffel 348.
Schretzheim 161.
Schürze 307.
Schüsseln 97, 340, 347, 374.
Schuppen 362.
Schuppenfragment 197.
Schwager 379.
Schwägerin 379.
Schwalben 277.
Schweine 277.
Schwellen 360.
Schwertstab 124.
Schwiegermutter 379.
Schwiegervater 379.
Schwimmer 369.
Schwitzen 402.
Seeadler 277.
Seebach 17.
Seeberg 297.
Seeboden 13.
Seeschwalben 277.
Segel 372.
Segelfläche 368.
Segeln 367.
Segelnadel 368.
Segelnähen 368.
Segelrahmen 368.
Segelschlitten 221.
Segelstange 368.
Seitenwände 360.
Seitenwandbein 193.
Seitenpfetten 358.
Selbstmord 402.
Selco 294 u. f.
Sennhütten 245.
Ser 381.
serempaäp 295.
Siauw [27].
Sicilien 106.
Silber 124.
Simon [24].
Singra Bhum-Berg [26].
Singvögel 277.
Sinh-pho [26].
Sipkahöhle 205.
Sipkakiefer 206.
Siquietiya 135.
Siret'sche Ausgrabungen 125.
Sissanó 298, 381.
Sittensprüche 101.
Sitzschlitten 230.
Skandinavien 105.
Slamäi-aä 139.
Slančev vrh [43].
Slepšek [43].
Seketra [55].
Sol jaliu 274.
Soma 8.
Sommerbeek 114.
Sommerkram 241.
Sonne 391.
Sonnenaufgang 391.
Sonnentochter 8.
Sonnwendlieder 1.
Sonnwendopfer 2.
Spandau 230.
Spannen des Bogens 324.
Sparren 358.
Speicher 358, 361.
Spiel 281.
Spree 223, 231.
Spy [33].
Stadel 27.
Stallhäuser [23].
Standarte 368.
Stapellauf 372.
Stapellauf-Feier 373
Statistik 395.
Steiermark [43].
Steigeisen 102.
Steinäxte 349.
Steinalter 104.
Steinbeile 342, 349.
Steinbrucker-Köpfl 242.
Steinschüsseln 128.
Steinschmuck 121.
Steinteller 128.
Steinvasen 128.
Sternbilder 392.
Sternkunde 391.
Stener 369.
Stiefmutter 379.
Stiefvater 379.
Stina [23].
Stirnband 319.
Stirnbein 190.
Stirnfragment 192.
Stollen 372.
Stoob [30].
Stofstange 370.
Strappelkegel am Forst [42].
Straßer-Köpfl 241.
Strauchwerk 335.

Streben 366.
Su asin tjakin 298.
Suczawa [46].
Südamerika [66].
Südarabien [54].
Südfrankreich 105.
Süd-Livland 1.
Südostküste Spaniens 125.
Südostpassat 329. 371.
Südostzeit 394.
Süßkartoffel 277, 336.
sujanú 355.
Sújen 136.
su lapij púak 355.
Sulu-Inseln [27].
Sumangi [27].
Sumpfliane 365.
Supraorbitalränder 190.
Súryâ-Lied 8.
Sútra 2.
Swallow Islands 155.
Sykospalme 277.
Symphysentheil 206.
Szamos [53].
Szeged 221.
Szekler-Haus [20].

T.

Tachrichim 105.
Tänze 305.
Täschchen 322.
Tafelgeschirr 347.
takúm 355.
tales 405.
Tamara-Fels 276.
tamen 379.
taminliu 379.
Taminsalin 295.
Tangern 13.
taniuliu 379.
Tante 379.
Tanzen 304.
Tanzfeierlichkeiten 301.
Tanzlieder 306.
tapél 355.
tapél tjup 355.
Tapum 295.
Taro 277, 340.
Tarovara [27].
tatú(k) 379.
tatúr 325.
Tauben 277.
Taubenfedern 318
Taubenfederschmuck 368.
Tauschwaren 346.
Techendorf 14, 259.
Teim kato 295.
Teller 347.
Tempelacker [41].
Tereno 135.
Ternate 159.
Terpe 223.
Theiß 233.
Thierfiguren 302, 374.
Thiergarten [40].
Thierschneck 125.
Thongefäß 115.
Thüren 361.
tiapel 287.
Tidore 159.
tijp 343.
Timjon 295.
Tiszafüred 235.
Tisze how 407.
tjamúj 352.
tjátja 379.
tjaun 379.
tjeim 365.
tjepatjúp 365.
tjik 294.
tjim katjém 391.
tjel aluvut 294.
tjol páru 292.
tjontjil 367.
tjotj 379.
tjotjlain 379.
tjo vúčp 294.
Tjúam 341, 381.
Toba 133.
Toboslin 138.
Töpfe 351.
Töpferei 350.
Töpferöfen 353.
Törzburg [20].
Tod 288, 400.
Todesengel 400.
Todeskleider 404.
Todtenfeierlichkeiten 288. 299.
Todtengebeine 291.
Todtenhemd 405.
Todtenwache 293.
Tolderias 135.
Tomil [27].
Toösle 136.
Topfarbe 353.
Topfformen 354.
Torus 194.
Tószeg 234.
Trachtenbuch [68].
Tragfähigkeit der Canoes 370.
Tragkörbe 347.
Trasischk 256.
Trauerbuße 406.
Trauerzug 404.
Trebesing 241.
Treffling 13.
Treppe 361.
Treptow 230.
Trinkwassergefäße 98.
Trishtubh-Metrum 3.
Tritonshorn 373.
Tritonsmuschel 373.
Trocknen 353.
Troisch-phrygische Gruppe 107.
Troja 107.
Trommeln 302.
Trommelschläger 374.
Trumsee 230.
Tschamakoko 135.
Tschikito 138.
Tschunipi 134
Tujetge 135.
Tulasches Gouvernement 5.
Tumana 135.
Tumleo 274.
Tumleo-Grab 289.
Turbukeisen 234.
Tutuli aus Bronze 125.

U.

Udgâtar 2.
Udumbara-Baum 2.
Überackern [37].
Ukermark 113.
Unean [27].
Ungarn 222.
Ung.-Darócz 221.
Unteraue 113.
Unterkiefer 190 205.
Unterkieferast 208.
Unter-Loibach [42].
Unter-Poritschitzen [43].
Unter-Retzbach [30]. [35].
Unter-Rissdorf 113.
Upsucksinta 139.
Urbarmachen 335.
Urheimat der Arier [51].
Urnenfeld [54]
Ushas 9.
Ungualacta 135.

V.

valvó 358.
Varhegy [54].
Varópu 334, 381.
Varuna 1.
Vasen 126.
Vasishtha 1.
Vasus 3.
Vater 378.
Veglia [45].
Veldes [43].
Vella Lavella 156.
Veranda 362.
Verebély 222.
Verlobung 278.
Versammlung [63].
Versteifung 367.
Verwandte 379, 381.
Verwandung 286.
Verziertes Canoebrett 372.
Verzierungen 352, 372, [19].
Villa Concepeion 140.
Villa Hayes 138.
Virchow-Schlitten 228.
Vishuvant 2.
Vogel 3, 277, 346.
Vogelfedern 368.
Volip 381.
voljú-Zweig 285.
velrapér 373.
Vóna 276.
Vorhalle 263.
Vorhallenkirchen 266.
vorvór-Rinde 286, 243.
vúi 335.

W.

Wäschploi 99.
Wäschtriwl 99.
Waffen 324.
Waffenhandwerk 326.
Wallring [46].
Warfe 223.
Wasserflöten 295.
wan 379.
waulain 379.
wautaún 379.
Weibliche Namen 390.
Weißmetall 125.
Welbsleben 124.
Weltgegenden 394.

Wessely [39].
Westeuropa 106.
Westphalen [68].
Westpreußen 108.
Wide 402.
Wiesenau [42].
Winkel der Krapina-Schädel 203.
Winkler-Haus 28, 59.
Winklern [42].
Winterkram 242.
Wirlsdorf 14.
Wirtschaftshaus 27.
Wis-kay-tschach [28].
Witebsk 7.
Wittingau [39].
Wohngrube [21].
Wohnhaus 27, 356
Wohnung 362.
Wonsosz 119.
Wolfzahnornament 118.
Wulstbildung 196.
Wundbehandlung 287.
Wurzeldeckel 212.
Wurzelplatten 212.

Y.

Yajurveda 2.
Yalafatb [27].
Yam 277.
Yamswurzel 336.
Yap [27].
Yela-Sprache 156.
Yucatan [28].
Yuracares-Indianer [28].

Z.

Zähne des Homo von Krapina 209.
Zahnwurzeln 211.
Zaubereien 343.
Zedlitz 118.
Zeeland 225.
Zehn-Vogel-Weib 297.
Zeiteintheilung 392.
Zeitperioden 393.
Zeitrechnung 391.
Zelsacher-Hütte 239.
Zenta 221.
Ziege 277.
Zierbleche 119.
Zierpflanzen 336.
Zierscheiben 119.
Zollfeld [41].
Zsidóvár [54]
Zuckerrohr 277, 336.

GN
2
A83
Bd.31-32

Anthropologische Gesellschaft in Wien
Mitteilungen

PLEASE DO NOT REMOVE
CARDS OR SLIPS FROM THIS POCKET

UNIVERSITY OF TORONTO LIBRARY